



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

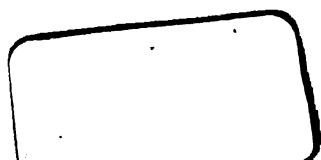
- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

721

Per. 3977 d. $\frac{163}{1811(1-2)}$



J E N A I S C H E
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1811.

ACHTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.



J A N U A R, F E B R U A R, M Ä R Z.

J E N A,
in der Expedition dieser Zeitung,
und L E I P Z I G,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,

1811.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JANUAR, 1811.

BIBLISCHE LITERATUR.

LONDON, gedruckt b. Cadell und Davies: *Lectures on the four last Books of the Pentateuch, designed to shew the divine Origin of the Jewish Religion, chiefly from internal Evidence.* In three parts. Delivered in the Chapel of Trinity College Dublin, at the Lecture established by the Prevost and Senior Fellows, under the will of Mrs. Anne Donnellan. In two Volumes. By the Rev. Richard Graves, D. D. M. R. J. A., Senior Fellow of Trinity College, Dublin, and Chaplain to his Grace the Duke of Richmond, Lord Lieutenant of Ireland. Vol. I. 454 S. Vol. II. 509 S. 8.

Wie sich der Kreis der Dinge wendet! Einst waren wir Deutsche in Sachen des freyen Denkens über Bibel und Religion Schüler der Britten; jetzt können sie es von uns Deutschen werden. Die ersten gefunden Begriffe über Moses Schriften hat Warburton, die ersten freyeren Ansichten über Moses Gesetze hat Laumann gegeben; aber wie Vieles möchte der denkende Deutsche jetzt noch von dem Inhalt dieser Bücher sich zu eigen machen, oder vertheidigen, oder haltbar finden? Sie thun auch in England schon geraume Zeit nicht mehr Genüge. Man weiß, welche Eindrücke die Werke des deutschen Schriftstellers, der die neuen Ansichten über das A. T., die jetzt in Deutschland üblich sind, zuerst gegeben hat, in Auszügen vor etwa 20—25 Jahren gemacht haben; wie begierig sie gelesen, wie kräftig sie gegen steife Bischöfe vertheidigt worden, wie eifrig man die Übersetzung derselben betrieben hat, und wie ihr Druck von der Presse einer der beiden Universitäten befragt werden sollte, sobald einige bereits angefangene theologische Werke im Druck würden beendigt seyn. Denn schon seit langer Zeit befaßt sich in England kein Privatmann mehr mit dem Verlage bändereicher theologischer Werke, sondern man erwartet sie von den Pressen der Universitäten zu Oxford und Cambridge, die zu solchen Verlagsunternehmungen eigene Stiftungen haben. Bey der Abgeschlossenheit Deutschlands von England und der englischen Literatur, die sich seit mehreren Jahren bis auf die brittischen Journale erstreckt, weiß Rec. nicht, wie weit jene Ausführung gediehen ist; aber aus dem Werke, das hier angezeigt werden soll, hat er sich aufs neue überzeugt, daß die Übersetzung jener Schriften J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

doch nicht das beste Vehikel wäre, die deutschen Vorstellungen vom A. T. in England in Umlauf zu bringen. Ihr Licht würde für die Augen des großen Haufens zu stark seyn, und eher zur Blendung, als zur Erleuchtung dienen. Sollen die neuen deutschen Ideen in England haften: so müssen sie nach und nach übergehen, so wie sie sich in Deutschland auch nur nach und nach gebildet haben, ungefähr auf die Weise, wie die Ansichten der Deutschen in Hinsicht auf das N. T. durch Marsh's Übersetzung von Michaelis Einleitung in die Schriften des N. T. Das ganze Maß der Aufklärung, mit welcher seit 25 bis 30 Jahren das A. T. studirt wird, dürfte man nur einzelnen vorzüglichen Geistern in England bieten, die auch ohne Vorbereitung Fassungskraft genug zum Ungewöhnlichen haben; was bey den Übrigen Eingang finden soll, müßte sich mehr an die gegenwärtig in England gangbaren Ideen über das A. T. anschließen, als jene Vorstellungsarten, die ohne ein Medium des Überganges dem großen Haufen zu kühn, zu gewagt, zu paradox scheinen müssen. Wäre Michaelis Einleitung in das A. T. zu Stande gekommen: so würden wir ihr einen zweyten Marsh zum Übersetzer gewünscht haben: der Übersetzer mit ähnlichen Nachträgen würde in Verbindung mit seinem Autor zwischen den alten und neuen Vorstellungen die Mitte gehalten, und zum Übergang aus den ehemaligen Vorstellungen zu den neuen deutschen vortrefflich gedient haben.

Mittlerweile schrieb nun Paine sein *Age of Reason* voll Angriffe auf das A. T., die, so furchtbar sie auch klangen, doch keinen deutschen Theologen, der mit den Ausmittelungen seines Vaterlandes bekannt ist, hätten in Verlegenheit setzen können: so wenig waren seine Einwürfe dem Geist der Schriften, die sie bestreiten sollten, gemäß; sie betrafen nur die alten Vorstellungsarten, die von jenen strengen unerweislichen Ideen der Inspiration u. s. w. ausgingen. Sie erschütterten aber desto mehr die Häupter der Universität zu Dublin, und veranlaßten sie, auf eine Widerlegung der paineschen Schrift, die ihre Studirenden vor dem darin liegenden Gift verwahren möchte, zu denken. Sie benutzten dazu eine Stiftung, über die sie zu gebieten hatten. Mrs. Anna Donnellan hatte dem College zu Dublin ein Legat von 1243 £ zur Ermunterung der Religion, der Gelehrsamkeit und der guten Sitten testamentlich vermacht, über deren gehörige Anwendung der dafige Prevost und Senior Fellows

zu wachen haben. Von diesen ist beschlossen worden: es sollen für ein Gehalt aus den Interessen des Legats jährlich sechs theologische Vorlesungen (*Donnellan's Lectures*) von einem der Fellows des besagten College vom 20 November an an 6 Sonntagen, die der Vorleser selbst auswählt, in der Capelle des College gehalten werden. Die eine Hälfte der Interessen werden dem Vorleser ausbezahlt; sobald er die *Sermons* gehalten hat; die andere Hälfte, sobald er von den besagten *Lectures* gedruckte Exemplare an die Bibliotheken und andere bestimmte öffentliche Personen abgegeben hat. Während noch Hr. Graves, dem die Widerlegung der päinischen Schrift in *Donnellan's Lectures* aufgetragen war, sich zu seiner Arbeit rüstete, waren schon vom Bischof Watson, von Hincks u. A. kräftige Schriften gegen Paine erschienen, und hatte schon Dr. Stokes am Trinity College zu Dublin durch eine ähnliche Streitschrift mächtig auf die dasigen Studirenden gewirkt, wodurch der Verfasser veranlaßt wurde, seiner Vertheidigung der mosaischen Schriften nicht mehr die Form einer Widerlegung von Paine zu geben; er wollte lieber allgemeiner gehen, und Ächtheit und Wahrheit der vier letzten Bücher Moses überhaupt darstellen, und die dafür in ihnen zerstreut vorkommenden Beweise in Verbindung zu einem leichten Überblick bringen. Seine aufgefundenen Materialien hat er in drey Theile gebracht: I. Über die Authenticität der vier letzten Bücher Moses und die Wahrheit ihrer Geschichte, sowohl in Ansehung der darin erzählten gewöhnlichen als wundervollen Ereignisse. II. Über die theologischen, moralischen und politischen Principien des mosaischen Gesetzes. III. Revision der Haupteinwürfe gegen den göttlichen Ursprung der mosaischen Gesetze.

Der Vf. hat sein Thema mit Scharfsinn, Gelehrsamkeit, selbst (so weit ein Ausländer urtheilen kann) mit Bedachtsamkeit ausgeführt; ob aber auch zur Überzeugung kundiger Gegner? ist eine andere Frage. In seinem Vaterlande und in Frankreich hat sein Werk Aufsehen gemacht; wir sorgen, in Deutschland möchte es nicht auf dieselbe Weise Genüge thun. Wir wollen dies, so weit es in einer Anzeige möglich ist, durch die Darstellung des Ganges, den der Vf. nimmt, und einige eingestreute Bemerkungen, einleuchtender zu machen suchen.

Die *äußeren* Beweise von der Ächtheit der vier letzten mosaischen Bücher sind die bekanntesten. Er sucht die Spuren vom Daseyn derselben vom babylonischen Exil an rückwärts auf. Die Stifter der neuen Kolonie am Jordan und die Kolonie selbst sahen die mosaischen Schriften als einen für ächt allgemein anerkannten Nachlaß aus dem Alterthum an. In Beziehung auf diese Voraussetzung trennen sie den vermischten Haufen von Moabitern und Ammonitern von sich, obgleich diese Handlung viel Mißvergnügen und Widersetzung nach sich zog (Neh. XIII. 3). Die Kolonisten ließen sich die Verjagung der fremden Weiber gefallen, weil sie glaubten, es sey dem mosaischen Gesetze gemäß, welches nicht

geschehen seyn würde, wären sie nicht von dem Alter der mosaischen Gesetze überzeugt gewesen. (Dieses Argument ließe sich noch verstärken: es erscheint sogar in diesem Vorfall das mosaische Gesetz *veraltet*. Die Kolonisten und ihre Vorsteher sahen *alle Ehen* mit Ausländerinnen für verboten an, da doch Moses nur die *Ehen mit Cananiterinnen* nicht zuläßt: sie verstanden ihren Gesetzgeber nicht mehr recht.) Es braucht nur erinnert zu werden, daß auf eben die Weise die Reinigung des hebräischen Cultus unter Hiskias, die Wiederfindung des mosaischen Originals und Josias zum Beweis des Alters *geschriebener* Gesetze Moses genutzt wird. Besonders dringt der Vf. darauf: das mosaische Gesetz sehe gar nicht royalistisch aus (wie sehr schränke nicht den König das Kriegsgesetz (5 B. Mose XVII, 6) ein!); ob es nun wahrscheinlich seyn möge, daß das Gesetzbuch erst unter den Königen compilirt worden? Salomo, der ärgste Übertreter des Königsgesetzes, würde einen Betrüger, der ihm so ein Gesetz hätte unterschreiben wollen, hart bestraft haben; und wie hätte wohl Samuel dem König vorschreiben dürfen, was er für ihn (1 Sam. VIII, 10) zum Gesetz macht, wäre er nicht dazu durch ein vorhandenes mosaisches Gesetz berechtigt gewesen? So kommt der Vf. bey seiner historischen Deduction endlich bis an das mosaische Zeitalter. Wie viel dadurch bewiesen werde, ist bereits so bekannt, daß wir uns nicht dabey aufzuhalten brauchen. Gesetz nun auch, daß dem Vf. seine Gegner zugäben, daß mehrere dieser Stellen ein *geschriebenes* Ganzes voraussetzten: so werden sie doch erwidern, die Bücher selbst, aus denen der Beweis geführt werde, wären *neu*; zur Zeit ihrer Verfasser möge wohl das mosaische Gesetz als ein *geschriebenes* Ganzes vorhanden gewesen seyn: aber desswegen nun auch in den Zeiten, in welche die Bücher Josua, Samuels und der Könige diese Schriften verlegten? Der Vf. hat also seinen historischen Beweis nicht vollendet, und die gewöhnlichen Gegner werden ihm immer entgegenstellen: die Zurückführung der Bücher auf Moses gebe ihnen ein *zu hohes Alter*; im hohen Alterthum habe man noch keine solchen Werke geschrieben. Rec. macht ihm diesen Einwurf nicht: denn ihm ist er immer unbedeutend vorgekommen. Einmal müssen doch im Alterthum die Werke angefangen haben; wie früh, oder wie spät, kann man nur aus ihnen selbst lernen. Was nennt man *hohes Alterthum*? Was nach *unserer Zeitrechnung* vor 3—4000 Jahren geschehen ist? Fürwahr, der muß ein großer Neuling in der Völkergeschichte seyn, dem die letzter verfloßenen 3—4000 Jahre ein hohes Alterthum heißen können. Gegen die Reihe von Jahrtausenden, die vor ihnen in der Geschichte der Menschen hergegangen seyn muß, sind sie eine tiefe Jugend. Was vor Moses in mehreren Gegenden vorausgegangen, ist so ungeheuer viel, daß es sich unmöglich in die wenigen Jahrhunderte, die unsere Zeitrechnung vor ihm ansetzt, einschalten läßt. Dies läßt

sich nach den neuesten Entdeckungen, die wir aus Aegypten und Indien haben, weniger verkennen, als in den vorigen Zeiten: und doch muß man immer noch die Seufzer der Halbgelehrten über das *hohe Alter* hören, das man den mosaischen Schriften beylege. Lernt vor allem erst den rechten Maßstab finden, nach welchem in der Weltgeschichte Alter und Jugend zu bestimmen ist!

Ein anderer Punct, der zur Vollendung dieser Untersuchung gehörte, ob zu Moses Zeit schon Buchstabenschrift in Verbindung mit einer leicht beweglichen Schreibmaterie vorhanden gewesen, ist auch von dem Vf. unerörtert geblieben. Bis zu einer entschiedenen Gewissheit läßt zwar sich darüber nicht mehr kommen (aber über wie viele Puncte des Alterthums vor Cyrus sind wir entschieden gewiß?); aber zur hohen Wahrscheinlichkeit: und diese wird bejahend ausfallen. Um nur Eines anzuführen: so lange bloße Sagengeschichte dauert, mißt man die Zeit bloß mit der Einbildungskraft; ehe der Gebrauch der Buchstaben oder der Zahlen die Einbildungskraft in ihrem Umhererschweifen in der Zeit beschränkt, und bindet, dehnen sich (wie alle Völkergeschichten lehren) Jahre in Jahrhunderte, und Jahrhunderte in Jahrtausende aus. Zu Moses Zeiten werden die Menschen nicht mehr 8—900 Jahre alt (wie zur Zeit der Sagengeschichte); die menschliche Lebensdauer ist schon bis zu der jetzt gewöhnlichen herabgebracht, in 40 Jahren stirbt eine ganze Generation ab: findet man hierin nicht die Wirkungen einer Schreibkunst, welche der Sagengeschichte ein Ende macht? und von der Art ist allein die Buchstabenschrift, welche die Hebräer factisch besaßen haben, in Verbindung mit einer bequemen Schreibmaterie. Es läßt sich nach Moses in ihrer Geschichte kein Zeitpunkt auffinden, in dem sich eine Spur des Übergangs dieser Kunst an sie zeigte. Wollte man in der Aufzeichnung ausführlicher Weissagungen (die erst ums Jahr 800 vor Chr. anfängt) eine solche Spur finden: so würde die Einführung der Buchstabenschrift unter den Hebräern viel zu spät angesetzt werden: denn schon früher sind Worte vorhanden, die sich in der Sprache keines Volkes finden, das noch der Schreibkunst entbehrt, will man auch dabey auf die Nachbarschaft der Phönicier nicht rechnen, die sich um viele Jahrhunderte früher der Buchstabenschrift bedient haben. Wenigstens die Ankunft einer Kolonie in Griechenland aus dem Orient, die schreiben konnte, bald nach Moses bleibt ein Factum, das sich aus der Geschichte nicht wegräonniren läßt, möchte es auch mit der Person des Anführers Kadmus noch so räthselhaft stehen, und mögen auch die ältesten schriftlichen Denkmäler in Griechenland noch so vielen Zweifeln unterworfen seyn.

Die *inneren* Gründe für die dem Gesetzgeber Moses gleichzeitige Abfassung seiner Gesetze sind mit Scharfsinn aufgesucht: doch möchten manche nur das *Dafeyn* seiner Gesetze, nicht aber das gleichzeitige *Niederschreiben* derselben darthun;

und ersteres ist von letzterem noch sehr verschieden. So bringt der Vf. die beiden Gesetze von der Erlassung der Schulden und der persönlichen Sklaverey alle sieben Jahre und von der Rückgabe des Grundeigenthums an jede Familie im 50sten Jahre als Gesetze in Anregung, welche sich nach der Austheilung des Landes und bey bereits ererbten Besitzungen nicht würden haben durchsetzen lassen. Aus den Bewegungen, welche verwandte Schulden- und Eigenthums-Gesetze zu Sparta, Athen und Rom veranlaßt haben, ob sie gleich selten so weit wie die hebräischen gingen, lasse sich abnehmen, welche Bewegungen unter den Hebräern hätten entstehen müssen, wäre nicht nach der Vorschrift der genannten Gesetze bereits das Grundeigenthum von ihnen angetreten worden. Alles zugegeben, beweisen diese Bemerkungen nur das Alter der Gesetze, nicht aber ihrer *schriftlichen* Abfassung. Treffender zu letztem Zweck wird die Unordnung in der Darstellung, der Wechsel der Gesetze und Geschichte, die successive Vollendung der Gesetze durch Nachträge, Zusätze, Einschränkungen, die in den verschiedensten Stellen des Pentateuchs stehen, benutzt: durch diese Einrichtung kündigt sich in den mosaischen Büchern kein späterhin künstlich zusammengesetztes System der in Übung bereits stehenden Gesetze, sondern ein Werk an, das aus zusammengelegten Originalpapieren erwachsen ist. Ein späterer Compiler würde (wie späterhin der jüdische Geschichtschreiber Josephus in seiner Darstellung der Geschichte seiner Nation) die Mängel und Flecken einzelner wichtiger Personen und des ganzen Volks weggewischt und verkleidet haben: der Zeitgenosse hat noch keinen solchen falsch verstandenen Patriotismus. Und allerdings beweist solche Kunstlosigkeit und Unparteylichkeit die Wahrheit des Inhalts, wenn gleich nicht nothwendig Gleichzeitigkeit des Geschriebenen.

Das Steigende in der Darstellung ist gut benutzt, um letztere darzuthun. Das fünfte Buch ist Wiederholung der drey vorhergehenden, mit dem Zweck, Eindruck auf die Gemüther zu machen, an der Grenze von Palästina geschrieben. Die früheren drey Bücher schreiben das Geschehene an Ort und Stelle, das letzte Erinnerung des Geschehenen nieder: wie hienach die Ansicht und die Darstellung verschieden ausfallen mußte, gerade so verschieden ist sie auch. Das Deuteronomium nimmt von der nahen Eroberung des Landes Ausdrücke und Redensarten her, und selbst Fälle, welche die drey früheren Bücher, die tief in der Wüste geschrieben worden, nicht gebraucht haben, weil die Welt oder die Lage der Dinge sich bis zur Abfassung des Deuteronomium geändert hatte. In einer späteren Compilation würde sich das nicht so finden.

Der Vf. bemüht sich, dieses in einer eigenen *Lecture* besonders in Ansehung der Wunder zu beweisen. Das Deuteronomium betrachtet sie als etwas bereits Erlebtes und Allen Bekanntes; es erzählt sie nicht erst, es berührt sie nur kurz, es spielt nur

auf sie an; es erinnert nur daran, als spräche von ihnen ein Augenzeuge derselben zu Augenzeugen, die, von ihrer Wahrheit überzeugt, auf den Glauben daran die Gewissheit der künftigen Eroberung des Landes Canaan bauen mußten. Gewisse Wunder berühre zwar das Deuteronomium zuerst und allein: aber jedesmal lasse sich zeigen, daß sie in den drey früheren Büchern nicht hätten Platz haben können, und daß sie an ihrer rechten Stelle stünden. Z. B. das Wunder (?) der auf dem 40jährigen Zuge der Hebräer durch die Wüste nicht veralteten Kleider habe nicht früher vollendet seyn können, als an den Grenzen von Canaan: es werde seiner daher auch nur 5 B. Moses VIII, 4. XXIX, 5 erwähnt u. s. w.

So gut dies alles gemeint, und zum Theil auch scharfsinnig aufgefaßt und dargestellt ist: so wird dadurch dem Beweise für die Ächtheit der letzten vier Bücher Moses doch nicht alle ihm mögliche Schärfe gegeben; und wie viele Schwächen und Blößen laufen nicht dabey mit unter, welche aus einer mangelhaften Interpretation der mosaischen Schriften entsprungen sind! Der durchgreifendste Beweis aus den zum Grunde liegenden Kinderideen und der ganzen Vorstellungsart, die in den mosaischen Büchern weit älter ist, als in den hebräischen Schriften, die aus den Jahrhunderten sind, in welche die neueren Bestreiter ihrer Ächtheit sie setzen wollen, ist auch nicht mit Einem Worte berührt. Um ihn zu führen, fehlte es auch dem Vf. gänzlich an der dazu nöthigen Kenntniß der alten Sprach- und Vorstellungs-Art eben so sehr, als den neuen und neuesten Bestreitern der Ächtheit unseres Pentateuchs. Nicht einmal darauf ist aufmerksam gemacht, daß in ihm die Verschönerungen der Gesetzgebung und der übrigen Scenen während des Zugs durch die Wüste nicht zu finden sind, welche in den Zeiten herrschend waren, in welche man die mosaischen Schriften herabzusetzen pflegt. Ein Concipient derselben, der unter dem Einfluß dieser durch allerley Deutungen mosaischer Worte entstandenen Ausschmückungen geschrieben hätte, würde sie nicht haben in seiner Darstellung verleugnen können. Nach und nach war eine ganz andere Welt entstanden; man verstand bald die alte Sprache nicht mehr, und legte einen fremden Sinn in sie. Das Manna als Himmels-ward nach und nach zu einer Engels-Speise, die Wolken- und Feuer-Säule des Caravanenfeuers, das vor Israel vorgetragen wurde, ward nach und nach zu einer Wolke, die bey Tag über Israel zur Beschattung schwebte, und zu einem Feuermeer über dem Haupt der Hebräer, das ihnen bey Nacht leuchtete. In Mose selbst war dieses alles als natürliches Ereigniß, in

die Sprache seiner Zeit eingekleidet, und ist aus ihr jetzt noch als natürlich erklärbar. Wie mag man doch die Abfassung der mosaischen Bücher in Zeiten herabsetzen, in denen den Hebräern Ägypten und seine eigenthümliche natürliche Beschaffenheit schon ganz fremd worden war; wo man sich dasselbe wie ein zweytes Palästina voll Gebirge, mit edeln Reben bepflanzt, dachte, die das Hagelwetter neben den Sykomoren niederschlägt u. s. w. Von solchen Mißgriffen und Fehlern ist in Mose auch nicht eine Spur.

Wahrheit des Inhalts und Ächtheit der Schrift verpflichtet der Vf. häufig in einander; für den geübten Leser würde dies wenig Nachtheil haben, wenn sich der Verf. auf das rechte Auffassen und Entwickeln der Begebenheiten verstände. Aber er glaubt wunderbar klingende Erzählungen sich nicht wunderbar genug denken zu können; er hat keinen Sinn für die religiöse, oder wenn man auch will, für die superstitiöse Ansicht der Dinge, von der sich frühe Geschichtsdarsteller nicht losreißen konnten, und in die wir nur hineintreten dürfen, um das Alte in seinem rechten Licht zu betrachten, und es in unsere Sprach- und Denk-Art ohne Schwierigkeiten umzukleiden. Jene religiöse oder superstitiöse Deutung der Ereignisse war eine unvermeidliche Folge der Unwissenheit in der Physik; sie war Kinderphilosophie, die sich nichts zu erklären wußte, wenn sie nicht alles auf höhere unsichtbare Wesen, und seit dem Monotheismus, wenn sie nicht alles auf den höchsten und einzigen Gott zurückführte. Wie quält sich doch der Vf., wenn 4 B. Moses XVI, 35 Feuer von Jehova ausgeht, das die 250 Mann fraß, die fremdes Feuer hatten darbringen wollen; es ist eine Straffentz des Ausschusses, der die Stelle des unsichtbaren Königs, des Jehova, vertrat. Selbst das, was nach unserer Welt und Denkart schamanenmäßig scheinen würde, ist es nicht, sobald man es im Zusammenhange mit den religiösen Vorstellungen jener Zeit betrachtet. Das Hintreten und Sprechen zur Gottheit ist so natürlich in der Stimmung jener Zeit, die erfüllt von der Gottheit sich dünkte, daß man, nur erst vertraut geworden mit jener Denkart, sich wundern mußte, wenn es nicht so wäre. Bey der Entwicklung solcher Auftritte und Begebenheiten, bey dem Bemühen, mittelst derselben die Wahrheit der Erzählung und die Ächtheit der Schrift, in der sie steht, zu zeigen, sind dem Vf. alle seine Versuche mißlungen. Den Zweifler wird er nicht beruhigen, den anders Denkenden nicht widerlegen, der Wahrheit, die doch immer vernünftig seyn muß, nicht aufhelfen.

(Der Beschlus folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

Gießen u. Darmstadt, b. Hoyer: *Katechismus der christlichen Lehre* von J. P. L. Snell, Inspector und Pfarrer zu Brandoberndorf im Herzogthum Nassau. Fünfte verbesserte u. vermehrte Auflage. 1810. 167 S. 8. (5 gr.)
Winterthur, in der Keinerischen Buchhandlung: *Der*

Christ in der Bauernhütte. Ein Büchlein für das liebe Landvolk und sonst alle ehrlich denkenden Leute. Von Georg Gessner. Zweyte verbesserte u. vermehrte Auflage. 1810. 92 S. 8. (7 gr.) (S. die Rec. der ersten Auflage 1809. N. 288.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 J A N U A R, 1 8 1 1.

BIBLISCHE LITERATUR.

LONDON, gedruckt b. Cadell und Davies: *Lectures on the four last Books of the Pentateuch, designed to shew the divine Origin of the Jewish Religion, chiefly from internal Evidence.* By the Rev. Richard Graves etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. geht so weit, daß er den Satz aufstellt: gemeine und gewöhnliche Ereignisse der mosaischen Geschichte sind unnatürlich, unbegreiflich und unzusammenhängend, wenn man sie von den wunderbaren Begebenheiten trennt; denkt man sie in Verbindung mit dem Wunderbaren: so stehen sie mit sich im schönsten inneren Zusammenhange, so werden sie erst begreiflich. Moses konnte mit der Sprachenicht fort; hatte keine militärischen Kenntnisse, die ein Anführer braucht; hatte sich keine Parthey unter den Hebräern für seinen Plan gemacht; hatte keine Allianz mit fremden Mächten, und überhaupt sich keine äußere Gewalt, womit er sich durchhelfen konnte, zubereitet: und doch setzte er bey Pharaon die Entlassung und bey eigennütigen Herren die Freyheit seiner Nation durch. Der Erfolg ist unerklärlich, daß er dennoch, so von aller äußeren Hülfe entblößt, die Hebräer aus Ägypten ausführt. Setzt man (sagt der Vf.) seine Wunder zwischen das Übrige der natürlichen Ereignisse: so ist Alles erklärt. Allerdings folgt aus dem Gang der Ereignisse: Moses, Pharaon und die Israeliten waren überzeugt, es sey der Willkür eines höheren, über die ägyptischen Götter erhabenen Wesens, daß Israel Ägypten verlasse, weil Moses zu höheren Dingen vermögend sey, als die Weisen der Ägypter; aber waren es detswegen auch Wirkungen, die eine überfinnliche Ursache hatten, die sie von der höheren Macht des Gottes Moses überführten? Es waren Wirkungen höherer Einsichten, die man im höheren Alterthum immer von einer Gottheit ableitete; und da Moses Dinge thun konnte, denen die ägyptischen Weisen nicht gewachsen waren: so folgten Moses, Pharaon und die Hebräer daraus, Moses Gott sey der höhere, der durch Moses eben so befehle, wie er ihn größere Dinge gelehrt habe; dem Willen des höheren Wesens sey man zu gehorchen verbunden, und so erreichte Moses seinen Zweck. So entwickelt sich die ganze mosaische Geschichte natürlich; der Denker wird befriedigt, der Zweifler entwaffnet, und der religiöse

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Christ verliert nichts: denn das Geschehene bleibt ein Werk der Vorsehung.

Der Vf. kämpft bey den Zeichen, die Moses that, allenthalben für wahre Wunder; aber wodurch hätte er erwiesen, daß Moses Thaten wirklich Wirkungen einer überfinnlichen Ursache gewesen wären? Alle die vier Kennzeichen wahrer Wunder, die er auf sie anwendet, beweisen es noch nicht. 1) Moses Thaten hatten die größte Publicität: zwey Nationen, Ägypter und Hebräer, waren davon Augenzeugen, und letztere sahen sie 40 Jahre lang. 2) Sie waren von der Beschaffenheit, daß menschliche Sinne sich nicht dabey irren konnten, weder in den Begebenheiten selbst und ihrer Wirklichkeit, noch in ihrer Zurückführung auf eine überfinnliche Ursache. (Wenn letzteres mit Gewißheit sollte behauptet werden können: so müßten die Hebräer gewußt haben, was noch kein Sterblicher von sich hat rühmen können, wie weit natürliche Kräfte reichen, und wo sie aufhören.) Zu einem wahren Wunder, das die Nachwelt dafür ansehen soll, gehöre, daß es 3) in schriftlichen Denkmälern zur Zeit ihres Ereignisses niedergeschrieben, und 4) unverfälscht der Nachwelt erhalten worden; jenes sey in den vier letzten Büchern Moses, und dieses durch Handlungen und Gebräuche, durch öffentliche Ritus und Institute geschehen: die Wunder Moses waren Grund der ganzen Einrichtung, und der ganzen Form des Staats und der Religion der Hebräer, und in ihren ganzen Cultus und ihre weltlichen Institute auf eine unauslöschliche Weise eingezeichnet. — Gleich als wenn Publicität, treue Aufzeichnung und Erhaltung bereits für den überfinnlichen Ursprung eines Ereignisses bürgen könnten! Laß auch einen noch so ehrlichen Geschichtschreiber heilig versichern, daß eine von ihm beschriebene Begebenheit ohne Dazwischenkunft eines höheren Wesens nicht könne begriffen werden: kann er sich in seinem Urtheil nicht irren? kann er vernünftiger Weise mehr behaupten wollen, als daß seine individuellen Einsichten nicht hinreichen, die Thatfache natürlich zu erklären? „Die Wunder, die in den mosaischen Schriften beschrieben werden (sagt der Vf.) waren entweder Täuschungen der Sinne, oder außerordentliche Ereignisse, die ein höheres Wesen zum Urheber hatten.“ Wer könnte diese Alternative zugeben? Es könnte ja auch ein Drittes Statt finden: es könnten natürliche Ereignisse gewesen seyn, zu deren Erklärung nur die damaligen Naturkenntnisse nicht hingereicht hätten; ja so-

B

gar ihre Zurückführung auf die Gottheit konnte nur alte Sprache und Vorstellungsart seyn.

Wir dürfen nicht weiter fortfahren, des Vfs. Raisonnement mit Anmerkungen zu begleiten. Er beleuchtet nun noch die Lehre von Gott, und die moralischen und politischen Principien in dem mosaischen Gesetz, in jedem Abschnitt mit dem Refrain: ein Gesetz von einem solchen Inhalt in dem Zeitalter, und bey dem Volke habe die größte Präsumtion für sich, daß es seinen Ursprung nicht von einem Menschen, sondern von Gott habe. Um desto eher zu diesem Schluß berechtigt zu seyn, trägt er nicht selten viel geistigere Begriffe in das mosaische Gesetz, als man ihm zugehen kann. Und wo auch dieser Vorwurf dem Vf. nicht gemacht werden kann, und wenn man ihm auch zugiebt (wie es sich nicht leugnen läßt), daß Moses Gesetzbuch ein außerordentliches Werk aus dem Alterthum sey: so ist damit noch nicht erwiesen, daß zur Abfassung desselben die natürlichen Kräfte eines in Anlagen und Bildung außerordentlichen Mannes nicht hingereicht hätten.

Am Ende werden die Haupteinwürfe gegen den göttlichen Ursprung der mosaischen Gesetze auf die gewöhnliche Weise gehoben: wie Gott Urheber des Befehls zu der grausamen Ausrottung der Canaaniter könne gewesen seyn? wie die Nation vom Monotheismus so schnell und häufig zur Abgötterey hätte übergehen können, wenn Moses durch wahre Wunder seine Lehre von Gott bestätigt haben sollte? wie ein von Gott hehrührendes Gesetz bloß bey zeitlichen Belohnungen und Bestrafungen hätte stehen bleiben können, ohne eine andere Welt oder das Leben nach dem Tode zur Sanction zu Hülfe zu nehmen? wie Gott durch eine geoffenbarte Religion nur für Eine Nation habe Sorge tragen mögen? wie er Gesetz und Evangelium (von so unverträglichem Inhalt) einander habe entgegen stellen können? Bey der Beantwortung dieser Einwürfe wird man weniger von neuen als von veralteten und von den meisten Theologen längst aufgegebenen Vorstellungen überrascht; die ganze Typik wird wieder aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen.

So wenig also Kritik, Exegese und Theologie aus dieser neuen Apologie der mosaischen Schriften Gewinn ziehen möchte: so bleibt sie doch dem Ausländer als ein Maßstab merkwürdig, an dem sich der gegenwärtige Stand jener Wissenschaften in den vereinigten Reichen Großbritannien und Irland erkennen läßt.

G. A.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Die Pastoral-Briefe des Apostels Paulus*. Neu übersetzt und erklärt, mit einleitenden Abhandlungen herausgegeben von Julius Augusti Ludwig Wegscheider, Doctor u. Prof. der Theologie u. Philosophie zu Halle. Erster Theil. 1810. X u. 195 S. gr. 8. (18 gr.) Auch unter dem Titel: *Der erste Brief*

des Apostels Paulus an den Timotheus. Neu übersetzt und erklärt, mit Beziehung auf die neuesten Untersuchungen über die Authentie desselben u. s. w.)

Hr. D. Wegscheider hat sich schon durch seine *vollständige Einleitung in das Evangelium Johannis* (1806) als einen gelehrten und scharfsinnigen Bibelforscher gezeigt, und auch die gegenwärtige Schrift bekrundet ein vorzügliches Talent, das N. T. auf eine richtige und geschmackvolle Art auszulegen. Gerade diese Methode, die apostolischen Bücher zu erklären, findet sich noch ziemlich selten bey den zahlreichen Auslegern der neutestamentlichen Schriften, und verdient immer allgemeiner zu werden. Wir wünschen daher nicht nur, daß Hr. W. in dem versprochenen zweyten Bändchen den zweyten Brief an den Timotheus und den Brief an Titus bald möge nachfolgen lassen, sondern daß er auch einen ähnlichen Commentar über die sämtlichen paulinischen Briefe ausarbeite. Wir zweifeln nicht, daß das Publicum den Werth dieser Arbeit anerkennen, und den Vf. und Verleger durch eine günstige Aufnahme der vorliegenden Arbeit zur Fortsetzung derselben ermuntern werde.

Der erste Brief an den Timotheus hat durch Schleiermachers kühne Kritik ein besonderes Zeitinteresse erhalten. Die Wenigsten aber scheinen die eigentliche Tendenz dieser kritischen Skepsis zu ahnen; es dürfte daher nöthig seyn, denselben Versuch noch bey einigen der berühmtesten Homologumenen zu wiederholen. Dann wird aus dem entstehenden Gegenkampf ein sicheres Resultat über den Werth und Gebrauch der sogenannten höheren Kritik hervorgehen.

Daß daher die Einleitung in dem von Hn. W. neu bearbeiteten Brief ein Hauptpunct seiner historisch-kritischen Sorgfalt seyn werde, war im Voraus zu erwarten, und wirklich gehört die S. 1 — 42 gelieferte Einleitung zu den wichtigsten Theilen der Schrift. Der Vf. schlägt darin den Weg der vermittelnden Kritik zwischen Schleiermacher und seinem Gegner Planck ein. Er fällt von den kritischen Schriften beider Gelehrten S. VII das Urtheil: „daß die erste mehr durch kunstvollen gelehrten Scharfsinn, die zweyte mehr durch kunstlose gelehrte Gründlichkeit sich auszeichne.“ Auf das Urtheil des Rec. in den theologischen Annalen August 1809, und in der J. A. L. Z. 1809. N. 51, 52 ist zwar Rücksicht genommen worden; aber nicht auf die Bemerkungen in der Recension des Jahrganges 1807, N. 271, und eben so wenig auf die Beurtheilung, welche Beckhaus im 3. Stück der heidelberger Jahrbücher für Theologie von 1808 gegeben hat.

Die Einleitung selbst hat folgende Hauptabschnitte: I. *Notizen aus dem Leben des Timotheus*. Wir wissen daraus nichts auszuzeichnen, als die Stelle S. 7: „Sollte man mit überwiegenden Gründen eine Befreyung des Ap. Paulus aus seiner Gefangenschaft zu Rom annehmen können: so möchte es wohl nicht

unwahrscheinlich seyn, daß Timotheus gerade in dieser Epoche bey ihm gegenwärtig gewesen sey, ihn von Rom aus nach Griechenland oder Kleinasien begleitet habe, und daß er dann erst von dem Apostel, als dieser eine neue Reise nach Macedonien zu unternehmen im Begriff stand, mit dem Aufseheramte über die Gemeinen beauftragt, nach Ephesus gefandt, oder dort zurückgelassen sey.“

II. *Authentie des Briefes.* Hier ist der Ort, wo sich der Vf. als Vermittler zwischen *Schleiermacher* und *Planck* zeigt, wo er bald den Gründen des einen, bald den Deductionen des anderen mehr Gewicht zuschreibt, und wo er bald diesen, bald jenen ergänzt. Bey dem Punkte von der Unregelmäßigkeit des im Briefe herrschenden Sprachgebrauches wird, nach dem *Plancks* Vertheidigung angeführt worden, S. 15 hinzugesetzt: „Es hätte noch hinzugefügt werden können, daß Paulus die griechische Sprache wohl nicht als seine Muttersprache redete und schrieb, und daß daher um so mehr ein schwankender Gebrauch ihrer Eigenthümlichkeiten bey ihm entschuldigt werden kann.“ Die Bemerkung des Rec. in den theologischen Annalen, daß in Briefen an Vertraute eine größere Anzahl anderer Wörter vorkomme, als in Geschäftsbriefen an ganze Gesellschaften, wird durch die Erinnerung beschränkt, daß dieser Brief, im Ganzen mehr Geschäftsbrief, nur wenig Spuren eines vertrauten Verhältnisses zeige, und daß er auch wahrscheinlich zur Mittheilung an die ephesinische Gemeinde bestimmt war. Wenn auch das Letztere bewiesen werden könnte: so bleibt doch, nach Rec. Meinung, zwischen einem solchen offensichtlich Briefe an einen Vertrauten, dergleichen doch Timotheus war, und zwischen einem officiellen Schreiben ein bedeutender, hier nicht zu übersehender, Unterschied. Ähnliche Zusätze findet man noch hin und wieder. „Als Endresultat jener Untersuchungen über die inneren Gründe für den paulinischen Ursprung (die paulinische Abfassung) des Briefes, heisst es S. 27, kann man annehmen, daß derselbe, wenn gleich nicht über allen Zweifel völlig erhaben, doch wenigstens viel wahrscheinlicher sey, als jede ihm entgegengesetzte Hypothese, welche übrigens aller historischen Stütze ermangeln würde.“

III. *Zeit und Ort der Abfassung des Briefes.* In diesem Abschnitte sucht Hr. W. einige noch nicht ganz beseitigte Schwierigkeiten durch Annahme einer späteren Abfassung des Briefes zu heben. Es werden zuvörderst einige Einwendungen gegen die von *Benson*, *Michaelis*, *Hänlein*, *Schmidt*, *Planck* u. A. vertheidigte frühere Abfassung vorgetragen; sodann wird die Meinung *Mills*, *Mosheims*, *Paleys* u. A. von einer zweyten römischen Gefangenschaft des Apostels bestätigt, und die Abfassung des Briefes erst in das Jahr 65 der gewöhnlichen Zeitrechnung gesetzt. Hr. W. beschäftigt sich hier nur mit Anführung und Widerlegung einiger Einwürfe gegen die Hypothese, verspricht aber, eine ausführlichere Erörterung dieses Gegen-

standes in der Einleitung zum zweyten Briefe an den Timotheus zu liefern. IV. *Zweck und Inhalt des Briefes.* Der Apostel bestreitet weder Gnostiker, noch Essäer, sondern gewisse judaisirende, vielleicht aus der Secte der Essäer hervorgegangene Irrlehrer, welche theils einen hohen Werth auf die Abstammung von Abraham legten, theils für die Beybehaltung der enkratitischen Alkéis eiferten, theils fabelhafte und unnütze Deutungen des Gesetzbuches zur Schau trugen. Vergebens sucht man eine vollständige Pastoral-Anweisung in dem Briefe, da er nur treffliche Aphorismen darüber enthält. „Überhaupt trägt der ganze Brief das Gepräge der Eilfertigkeit und einer oft unterbrochenen Abfassung, bey welcher kein Gegenstand vollständig abgehandelt werden konnte. Dies erklärt sich aber leicht aus dem sehr wahrscheinlichen Umstande, daß der Apostel auf einer Reise unter mancherley wechselnden Gemüthsstimmungen und Störungen den Brief schrieb, oder vielmehr dictirte“ (S. 40).

Auf die *Übersetzung* hat der Vf. sichtbar viel Sorgfalt verwendet, und eine Vergleichung mit *Stolz*, *van Es* und *Hezel* zeigt, daß er diese, was die Treue betrifft, im Ganzen weit hinter sich zurückgelassen habe. Wir billigen es, daß er die durch den kirchlichen Sprachgebrauch gleichsam sanctionirten Ausdrücke: *Glaube*, *Gottseligkeit*, *Heiland* und andere kräftige und vieldeutige Wörter der Art, die unsere Modernisirer mit Unrecht verbannt haben, beybehält, und sich auch vor Hebraismen und Hellenismen in der Übersetzung nicht scheute. Ofters ist durch eingeschobene Parenthesen die Deutlichkeit einer Stelle befördert worden; zuweilen aber sind diese Paraphrasen doch wohl ohne Noth gehäuft. Die wichtigsten Varianten findet man unter dem Texte angezeigt. Wir drücken sie in den Proben, die wir ausheben, durch das Zeichen [] aus. Cap. I, 1 — 4 ist in der Übersetzung so ausgedrückt. „V. 1. Paulus, Apostel Jesu Christi nach der Verordnung Gottes unseres Heilandes und [„des Herrn,“] Christi Jesu, unserer Hoffnung, s. (wünscht) dem Timotheus, seinem ächten Sohne im Glauben (*Zögling in der christlichen Religion*), Gnade, Erbarmen, Friede (*Segen*) von Gott, unserem Vater, und Christo Jesu, unserem Herrn. 3. Wie ich nach Macedonien reisend, dich ermahnt (*gebeten*) habe, in Ephesus zu bleiben, damit du *Etlichen* einschärfst, nicht anders zu lehren, 4. nicht zu achten auf Märchen und unnütze Stammregister, welche Streitfragen fördern mehr als Erbauung Gottes im Glauben (Besserung, wie Gott sie wirket oder fordert in der Religion) [„Gottes Veranstaltung Gottes durch den Glauben“], so bitte ich dich auch jetzt darum.“ Wir haben durch den Druck die Ausdrücke ausgezeichnet, die uns nicht passend, oder überflüssig schienen. V. 3 ist *επεροΐδασκαλειν* nicht erschöpfend ausgedrückt, obgleich im Commentar die richtige Erklärung gegeben wird. Auch billigen wir die Anmerkung S. 66, worin dieses Wort gegen *Schleier-*

macher's Kritik in Schutz genommen wird. Eben so wenig ist die Emphasis von *προσεχσιν* V. 4 erreicht. Würde *γενεαλογιας ἀπεραντοις* durch *zwecklose Ableitungen* übersetzt: so würde der bestimmten Erklärung *Geschlechtslisten*, die freylich wohl die richtigere seyn mag, als die übrigen S. 68—69 angeführten, vorgebeugt, und man könnte dann noch eben so gut an die kabbalistischen Emanationen und gnostischen Sizygien u. s. w. denken. Die Lesart *οικοδομιαν* zieht Hr. W. aus dem Grunde vor, weil man dabey den Artikel *την* weniger vermissen würde, und weil es dem Zusammenhange und *παρεχσιν* besser entspreche, als *οικονομια*. Aber letzteres ist schon, als die schwerere Lesart, besser; und der nachgesetzte Artikel erhält einen besonderen Nachdruck, wenn *οικονομια* durch Methode des Unterrichts, die von Gott selbst vorgeschrieben und befohlen worden, erklärt wird. C. 4, 7. 8 wird übersetzt: „Auf jene religionswidrigen, abgeschmackten Märchen aber laß dich nicht ein. Übe dich vielmehr zur Gottseligkeit (gebrauche deine Kräfte zur Erlangung wahrer Religiosität). Denn die leibliche Übung ist zu wenigem nützlich (hat wenig Nutzen), die Gottseligkeit aber ist zu allem (in jeder Hinsicht) nützlich, da sie Verheißung (der Glückseligkeit) hat für dieses und das künftige Leben.“ Auch hier scheinen uns die Parenthesen ganz überflüssig. Statt *religionswidrigen* dürfte *unheiligen* besser seyn, und die *abgeschmackten Märchen* sind nicht so bezeichnend, als *μυθοι γραυδεις* und Luther's *altvettelische Fabeln*. Das *laß dich nicht ein*, ist auch theils mehr, theils weniger, als *παραιτου*. V. 8 aber ist von Luther ungleich kräftiger und prägnanter übersetzt.

Die berühmte Stelle C. 3, 16 giebt der Vf. so: „Ein Grundpfeiler und eine Grundfeste der (christlichen) Wahrheit (Religion) und anerkannt groß ist das Geheimniß der Gottseligkeit (die bisher unbekannt gewesene Lehre, welche zur christlichen Religion führt): Der [was — oder Gott ist geoffenbart] geoffenbart ist im Fleisch (in schwacher, sinnlicher Natur), ist gerechtfertiget im Geist (durch seine höhere Natur als Messias dargestellt), von Engeln gesehen (als Auferstandener), verkündigt unter den Heiden, geglaubt in der Welt, emporgehoben in Herrlichkeit.“ Sowohl in der Übersetzung als Erklärung ist Manches, was einer Berichtigung bedarf. Das doppelte *Grund* in Grundpfeiler und Grundfeste konnte leicht vermieden werden. Dafs *μυστηριον της εὐσεβειας* durch die *bisher unbekannt gewesene Lehre, welche zur christlichen Religion führt*, erklärt wird, ist zu einseitig, indem die Unbegreiflichkeit der Lehre davon ausgeschlossen und *μυστηριον* bloß von einer vorigen, nicht aber zugleich gegenwärtigen und künftigen Beschaffenheit verstanden wird. Auch kann man mit der von der Formel *ἐδικαιωθη ἐν πνεύματι* sowohl in der Paraphrase als im Commentar gegebenen Erklärung nicht ganz zu-

frieden seyn. Dafs *ὁ ὁσος ἀγγελος* bloß auf die Auferstehung Jesu und die von den Engeln dabey bewiesene Thätigkeit eingeschränkt wird, können wir auch nicht billigen. Der Vf. sagt zwar S. 127: „Die schon von Chrysostomus angedeutete und von Grotius u. A. angenommene Erklärung, welche durch Ephes. 3, 10 einigermaßen begünstigt wird: Jesus ist den Engeln recht bekannt geworden, oder, die durch Jesum vollbrachte Erlösung der Menschen ist den Engeln klar geworden — scheint zu viel in die Worte hineinzutragen, obgleich nicht zu leugnen ist, dafs *Sehen* bey den Hebräern zuweilen für *Erkennen* überhaupt genommen wird.“ Allein man sieht nicht, wie bey dieser Erklärung mehr in die Worte getragen seyn sollte, als bey der vom Vf. vorgezogenen. Nicht bloß die Stelle Ephes. 3, 10 begünstigt jene Erklärung einigermaßen, sondern es ist deutliche Lehre des N. T., dafs den Engeln die Menschwerdung und Erlösung Christi offenbart wurde. S. 1 Petr. 1, 12 u. a. St. Auch bestätigt sie das folgende *ἐκρυχθη* und *ἐπιστρυγη*. Statt *geglaubt* sollte *beglaubiget* oder ein ähnlicher Ausdruck gesetzt seyn. Ubrigens stimmen wir in der Ansicht, welche S. 122 von dem Ganzen gefaßt wird, mit dem Vf. überein. Der Apostel giebt mit diesen Worten das Hauptthema aller seiner Vorträge über die neue Lehre, gleichsam das Passwort für alle christlichen Lehrer. Diese Ansicht ist ungleich würdiger, als die Annahme, dafs unser Vers eine Strophe aus einem christlichen Hymnus sey. „Es ist nicht wahrscheinlich, heisst es S. 122, dafs damals schon so bekannte Lieder dieser Art existirten; wenigstens findet sich keine Spur davon, und dafs der Apostel gerade ein solches benutzt haben würde, um das Thema seiner Predigt des Evangeliums in wenig Worten daraus anzugeben. Auch möchte wohl nicht gerade ein hoher poetischer Schwung in denselben bemerkt werden.“

Wir haben uns noch einige Stellen angemerkt, worin uns weder die Übersetzung noch der Commentar befriedigt hat; allein wir lassen es um so lieber bey dem Bemerkten bewenden, da es unsere Absicht keinesweges ist, den geschickten Vf. zu tadeln, und da seine Schrift im Ganzen so viel Gutes enthält, dafs die Regel: *Ubi plura nitent* u. s. w. hier ihre volle Anwendung findet. Was wir am meisten an dieser Arbeit billigen, ist die zweckmäßige Methode, mit Vermeidung alles gelehrten Prunks, der bey so vielen Auslegern doch nur ein erborgter Glanz ist, den Schriftstellern aus sich selbst zu erklären, und die einsichtsvolle Berücksichtigung der Stellen, die durch die neuesten kritischen Untersuchungen eine besondere Wichtigkeit erhalten haben, und worauf die vorzüglichste Beweiskraft der höheren Kritik beruhet. Wir dürfen daher voraussetzen, dafs kein Freund des exegetischen Studiums diese Schrift unbefriedigt aus der Hand legen werde.

J E A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 3 JANUAR, 1811.

H O M I L E T I K.

1) DRESDEN, in der königl. Hofbuchdruckerey, und LEIPZIG, b. Dürr: *Vollständige Sammlung aller der biblischen Stellen, worüber im Jahre 1810 an Sonn- und Fest-Tagen, statt der gewöhnlichen Evangelien, in den evangelischen Kirchen des Königreichs Sachsen auf hohe Anordnung gepredigt werden soll.* 97 S. 4. (10 Gr.)

2) LEIPZIG, b. Hartknoch: *Andeutungen zu einer fruchtbaren Benutzung der Abschnitte heiliger Schrift, welche allerhöchster Anordnung gemäß im Jahre 1810 statt der gewöhnlichen Evangelien, bey dem evangelischen Gottesdienste in den königl. sächs. Landen öffentlich erklärt werden sollen.* Herausgegeben von Dr. Johann Georg August Häcker, königl. sächs. evangel. Hofprediger. Erstes Heft, von Neujahr bis Ostern. Zweytes Heft, von Ostern bis Johannis. Drittes Heft, von Johannis bis Michaelis. Viertes Heft, von Michaelis bis zum Jahreschluss. 1810. XVI u. 466 S. 8. (Jedes Heft 9 gr.)

3) LEIPZIG, b. Martini: *Übersetzung und Erklärung der biblischen Abschnitte, welche im Jahre 1810 statt der gewöhnlichen Evangelien in den königl. sächs. Landen erklärt werden sollen.* Von Christian Friedrich Fritzsche, Schlosspred. und Superint. in Dobrilugk. Erstes — Viertes Stück, die Texte vom Januar bis April enthaltend. 1810. 276 S. 8. (Der Jahrgang 2 Thlr. 16 Gr.)

4) LEIPZIG, b. Benj. Fleischer: *Predigtentwürfe über die Abschnitte heiliger Schrift, welche — in den königl. sächs. Landen erklärt werden sollen.* Als Anhang zu den Predigtentwürfen über die gewöhnlichen Sonn- Fest- und Aposteltags-Evangelien und Episteln durchs ganze Jahr. Von M. Carl Christian Seltenreich, Pastor zu Wernsdorf. 1810. Erster Band. 1 — 3 St. 372 S. Zweyter Band. 1 — 3 St. 374 S. Zweyter Band 1 — 3 St. 374 S. Dritter Band. 1. 2 Stück. 252 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

5) LEIPZIG, b. Liebeskind: *Praktische Erläuterungen der biblischen Abschnitte, welche in den Kirchen des K. Sachsen zum Grunde gelegt werden sollen, für christl. Stadt- und Land.* J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Schulen abgefasst von M. Chr. Friedr. Traug. Voigt, Pfarrer zu Tarant. Erstes u. zweytes Heft. 1810. 212 S. 8. (16 gr.)

6) GÖRLITZ, b. Anton: *Die im Königreich Sachsen neu angeordneten Texte und die bisherigen Episteln und Evangelien, sowohl für den Privatgebrauch, als auch für die Kanzel und die Schulen poetisch bearbeitet, und mit einer Abhandlung über Veränderungen in Religionsfachen und dem Verzeichniß neuer Texte aus der Schleswig-holsteinischen Kirchenagende, herausgegeben von M. Müller, Diaconus zu Schönberg.* 1810. XXX u. 122 S. 8. (8 Gr.)

Liturgische Veränderungen, die auf nichts Geringeres, als den Sturz althergebrachter kirchlicher Institute ausgehen, die in das Ganze der gewohnten kirchlichen Sonntagsfeyer eingreifen, bedürfen — so setzt man es wenigstens voraus — einer langen und umschauenden Vorbereitung. Man hört deshalb meist lang vorher darüber reden, man stellt Vermuthungen auf, man ist freygebig in Rathschlägen, die, je weniger sie zum Zwecke dienen, mit desto mehr Sicherheit verkündigt werden. Unserem Dafürhalten und — wir dürfen hinzusetzen — unseren Erfahrungen nach werden solche Veränderungen am besten, wenn sie vorher reiflich geprüft, und ihre Vortheile genau abgewogen sind, in der Stille eingeleitet, und dann auf dem kürzesten Wege schnell zur Ausführung gebracht. Wollte sich auch das verjährte Vorurtheil, oder die blinde Neigung zum Gewohnten, der Einführung eines Neuen widersetzen, das in dem Rathe der Alten mit Überlegung und Umsicht für das Bessere erklärt ist: so verliert man doch den Muth, Parteyen zu bilden, wenn man dieses Neue schon im Besitz sieht, und hie und da lobende Stimmen sich darüber vernehmen lassen. Einzelne Unzufriedene sind leicht, wenn nicht durch die Sache selbst, doch durch kluge Zusprache zu gewinnen, wo der vereinigte Haufe, mit einem dreisten Sprecher an der Spitze, beynah nur der Gewalt weicht. Wir dürfen nicht an eine neuere Agende erinnern, die vielleicht, wenn man in die schon geäußerten Grundsätze eingegangen wäre, weniger anstößigen Widerspruch gefunden hätte.

Die schnelle Einführung neuer Perikopen in dem Königreich Sachsen hat uns darum, wir gestehen es, keinesweges überrascht. Von dem ersten

Geistlichen des Landes, dem ehrwürdigen *Reinhard* in Dresden, liefs es sich erwarten, dafs er hie-
bey überdachte Mafsregeln wählen, und eben so
wenig etwas übereilen, als langweilig und schäd-
lich verzögern würde. Nachdem er vielmehr
selbst in dem Jahre 1809 die neubeschlossenen
Texte bey feinen Vorträgen zum Grunde gelegt,
nachdem er ihre Prüfung dadurch in gewisser Rück-
sicht vollendet hatte: wurde das Verzeichnifs der-
selben nicht früher, als im November, den Predigern
übergeben. Es ist hierauf, so viel wir wissen, ohne
jeden weiteren zu publicirenden Befehl, mit geist-
fentlicher Vermeidung jeder weitläufigen Formali-
tät, seit Neujahr 1810 in allen evangelischen Kirchen
des Landes über die neuen Texte gepredigt worden,
ohne dafs nur ein Wort des Mißfallens darüber laut
geworden wäre. Der gewöhnlichen Einwendung,
die von den Schreyern am zudringlichsten wieder-
holt wird, als wolle man das wohlbekannte und
verehrte Alte gänzlich und auf immer nehmen, ward
dadurch zuvorgekommen, dafs man theils die ge-
wöhnliche Vorlesung der hergebrachten Evangelien
und Episteln vor dem Altar beybehält, theils
dafs es bald genug kund wurde, dafs einige Jahr-
gänge neuer Perikopen mit den alten wechseln sol-
ten, und dafs man also diese keinesweges aus ihrem,
wenn auch usurpirten, Rechte verdrängen wolle. —
Absichtlich führen wir dieses Verfahren an, weil
es uns musterhaft scheint für die kirchlichen Colle-
gien mancher anderen Länder und Provinzen, die
entweder die Einführung neuer liturgischer Ord-
nungen für schwerer halten, als sie ist, oder — der
gewöhnliche Fall — sich selbst erschweren durch Ver-
kennung des Geraden und Natürlichen.

Rec. hat die unter Nr. 1 bezeichnete Sammlung
der neuen Texte auf das Genaueste verglichen, und
gesteht, dafs er sie in mehr als einer Hinsicht aus-
gezeichnet findet. Er ist gewohnt, an eine solche
Sammlung ziemlich hohe Forderungen zu machen,
denn es soll den Sammlern die grofse Bestimmung
vor Augen liegen, in einem vielleicht beträchtlichen
Lande den Gang der öffentlichen Andachts-Übun-
gen und kirchlichen Belehrungen zu leiten. Höchst
bedeutend ist auch der mittelbare Einflufs, welchen
die Anlage der Textwahl auf das Privatstudium
des Predigers und dadurch zugleich rückwirkend
auf die religiöse Cultur der Gemeinden hat. Die
vorliegende Sammlung hat diess alles weife berück-
sichtigt. Sie befolgt in der Reihe der Texte den
historischen Gang, welchen das christliche Kirchen-
Jahr nach der Ordnung der drey Hauptfeste vorzu-
schreiben scheint. Hienach erscheinen diese Feste
als die Abtheilungen, innerhalb welcher sich die da-
zwischen liegenden Sonntage nach ihrem Sinn und
nach ihrer Bestimmung ordnen. Die Texte der Ad-
vents-Sonntage enthalten deshalb alttestamentliche
Verkündigungen des Messias und seines Reiches —
von Weihnachten bis Ostern denkwürdige Scenen
aus dem Leben des Täuflers und Jesu — von Ostern
bis Pfingsten Begebenheiten nach der Auferstehung
Jesu und noch einige seiner anwendungsreichen

Gleichnisse — von Pfingsten bis zum ersten Advents-
Sonntage. Geschichte der Ausbreitung des Christen-
thums durch die Apostel, insonderheit durch Paulus.
Die Texte für die Festtage ergeben sich nach der be-
sonderen Bestimmung dieser von selbst.

Rec. findet das Planmäfsige in dieser ganzen An-
ordnung darum vortreflich, weil die Texte nicht
nur an sich selbst fruchtbar, beziehungsreich und
zweckmäfsig sind, sondern zugleich durch ihre
Verbindung unter einander eben sowohl ein eigen-
thümliches Licht, als auch ein erhöhtes Interesse
gewinnen. Jeder wird, mit Einsicht und religiösen
Leben behandelt, durch sich selbst die Aufmerksam-
samkeit der Zuhörer in Anspruch nehmen, und ihnen
zugleich den Wunsch einflöfsen, die Mitgaben der vor-
hergehenden oder nachfolgenden Sonntage benutzen
zu können. Wenn es sehr wünschenswerth ist, dafs
die Einführung neuer Perikopen überall auch dem
öffentlichen, leider so unglaublich vernachlässigten
Cultus einen neuen Reiz und eine regere Theilnahme
zu führen: so ist gewifs der eben berührte Gesicht-
spunct von nicht geringer Erheblichkeit. Es kommt
dazu, dafs die Texte für einen sehr grofsen Theil
der Trinitatis-Sonntage aus einem lieblichen Buche
entlehnet sind, welches in den gewöhnlichen Peri-
kopen am allerwenigsten benutzt ist, nämlich aus
der Apostelgeschichte. Hiedurch bekommt der Fleifs
der Prediger einen neuen Antrieb, und die Zuhö-
rer werden mit einem der vielseitigsten und prak-
tisch lehrreichsten Bücher des N. Bundes vertraut-
er, woraus für manche gewifs selbst die Privat-
lektüre der Bibel ein Interesse wieder gewinnen
wird, das sie zum grofsen Schaden einer innigen
und lebendigen Religiosität häufig ganz verloren
hat. —

Indefs müssen wir auch den *Nachtheil* erwä-
nen der aus der sehr fleissigen Benutzung der Apo-
stelgeschichten in diesen neuen Texten entsan-
den ist. Aus dem Gesetz, wonach überhaupt die
Auswahl geschehen (wie wir es vorher angaben),
ergiebt sich, dafs, weil der Raum zwischen Pfin-
sten und Advent der gröfste ist, auch der Geschie-
te von der Ausbreitung des Christenthums beynahe
mehrere Texte bestimmt sind, als der Gründung
desselben durch Jesum. Es entsteht hieraus ein dop-
pelter Nachtheil. Theils ist es zu beklagen, dafs auf
diese Art mehrere der köstlichsten evangelischen
Texte, die noch für diese neue Sammlung zu be-
nutzen waren, namentlich einige der am meisten
praktischen, und allgemein anwendbaren Gleich-
nisse, z. B. Luc. 12, 15—21. 42—48. 17, 7—10.
18, 1—8, und unter den historischen Texten be-
sonders Luc. 18, 18—25. 21, 1—4. Joh. 11, so
wie unter den Lehrtexten mehrere von dem tief-
sten Sinn aus der Bergpredigt, aus dem 5 bis 8 Cap.
des Johannes u. s. w. übergangen werden mußten;
theils ist zu befürchten, dafs die vielen Prediger, die
nicht genug gewandten Geistes sind, und darum leicht
so dürftig in ihren Ansichten der Bibel, und so mager
in ihrer Behandlung werden (auf die aber aller-
dings zu rechnen war), diese lange Reihe von Texten

aus der Apostelgeschichte, die sich doch zum Theil ähnlich sehen, entweder in ihrem herrlichen Geiste mißverstehen, oder nur unter sehr einseitigen Beziehungen bearbeiten möchten. Ein künftiger Jahrgang anderer neuer Bibeltexte, die, wie man uns versichert, für das Königreich Sachsen dem gegenwärtigen folgen wird, kann uns erst vollständig belehren, warum wir in dem jetzigen einige vermissen, die Rec. — und mit ihm vielleicht viele aufmerksame Leser der Bibel — zu seinen Lieblingstexten zählt. Gewiss glaubt er, sie dort, wo vielleicht die Regel der einmal für das Ganze gemachten Anordnung nicht bindet, zu finden.

Aus der jetzigen Sammlung möchte Rec. gleichwohl, so wie sie vor uns liegt, keinen einzigen Text verlieren. Jeder steht an seinem Platz, jeder (wir finden darin ein Hauptverdienst) ist für sich abgerundet, und macht ein Ganzes aus, jeder bietet der Gesichtspunkte mehrere dar, woraus die afektische Behandlung unternommen werden kann; so daß auch der Prediger, der gern jeden Amtsvortrag nach den speciellen durch Zeit- und Ort Verhältnisse gegebenen Bedürfnissen seiner Gemeinde einrichtet, nie in Verlegenheit gerathen wird, wie er den Text dem Gegenstande, wovon er gerade zu reden für nöthig findet, anpassen solle. Der Prediger aber, der die ganze Textreihe nie aus den Augen läßt, sondern, so viel es thunlich ist, der Anordnung derselben auch in seinem Ideengange folgt, wird davon einen wesentlichen Gewinn für seine Meditation und zugleich für die Belehrung seiner mit ihm denkenden Zuhörer schöpfen. Insonderheit möchten wir dies auf die Texte der Apostel-Geschichte anwenden, und es scheint uns, als wenn sich daraus ein ergiebiger und interessanter Stoff für die philosophische Beleuchtung eines religiös erwärmten und durchweg von Motiven der Religion durchdrungenen Gemüths nach seinen verschiedenen Erfordernissen, Kräften und Äußerungen entwickeln lasse. Jedoch ist hier nicht der Ort, dies im Einzelnen darzuthun. — Nur eine bescheidene Frage erlaubt sich Rec. noch an die Sammler dieser neuen Texte: warum nämlich mehrere derselben mit den Abschnitten der gewöhnlichen Evangelien oder Episteln zusammenstimmen? So fällt der Text des ersten Weihnachts-Tags Hebr. 1 zusammen mit der Epistel des dritten Weihnachtstages; der Text am Fest Mariae Reinigung Luc. 2, 34 mit dem Evangelio am Sonntage nach Weihnachten; der Text am 2 Ostertage Joh. 20, 24 mit dem Evang. am Sonntag Quasimodogeniti; der Text am Fest der Heimsuchung Mariae mit der Epistel am 5 Sonntag nach Epiphan. der Text am Trinitatis-Fest Ephes. 4, 1 mit der Epistel am 17 Trinit.-Sonntag u. s. w. Wir sind, die Vortrefflichkeit und Reichhaltigkeit dieser Texte übrigens zugestanden, der Meinung, daß es aus mehreren Gründen besser gewesen wäre, dieses Zusammenreffen zu vermeiden, da es doch ein Hauptzweck der ganzen Auswahl ist, die Zuhörer mit mehreren erleuchteten Stellen der Schrift genauer bekannt zu machen. Die Bekanntschaft mit den so

viele Jahre hindurch erläuterten und auch für die Zukunft keinesweges ganz außer Gebrauch zu setzenden Bibeltexten ist mindestens bey den fleissigen Kirchenbesuchern anzunehmen. —

Die Erscheinung mehrerer *Hülf*- und *Erläuterungs-Schriften* über diese in dem Königreich Sachsen vorgeschriebenen neuen Texte, als sie in No. 2 — 5 vor uns liegen, kann zu vielen, in Wahrheit nicht eben erfreulichen Betrachtungen führen. Nicht, daß wir daraus einschlimmes Vorurtheil gegen die Prediger jenes Landes fassen möchten. Diese fleissigen und rührigen Vff. einer grossen Anzahl exegetischer und asketischer Hülfsschriften über die gewöhnlichen Perikopen (m. f. *Niemeyers Predigerbibliothek* Th. 1 u. 3) haben es wenigstens an ihrem Willen nicht fehlen lassen, die sämtlichen Prediger des vormaligen deutschen Reichs, für deren dringende Bedürfnisse sie zu arbeiten meinten, in bösen Leumund zu bringen. Daß man für baares Geld Hülfe darbietet, ist nicht immer ein Beweis, daß man sie bedarf. Das speculirende Auge der Buchhändler ist, wie bekannt, gar sehr bereit, hie und da eine Noth voranzusetzen, der ihr Mitleid oder Eigennutz schleunige Abhülfe zu leisten sucht. Hände, die dazu mitwirken, finden sich wohl. Rec. will dies ohne Consequenz für die vorliegenden Hülfsschriften gesagt haben. Er hält selbst dafür, daß einige dieser Art, mit Kenntniss und Geist gearbeitet, für Prediger wünschenswerth waren, die von anderweitigen exegetischen Hülfsmitteln entblößt, vielleicht auch unfähig, die praktischen Beziehungen eines Textes aufzufassen, darin eine genügende falsche Erklärung der gewählten biblischen Abschnitte, mit Winken für ihre afektische Bearbeitung fanden. Daß freylich viel mehrere erschienen sind, als nöthig waren, das mögen die Vff. bey sich selbst verantworten. Die Verleger werden es wahrscheinlich zu ihrem Schaden zeitig genug erfahren. — Unsere Leser werden von uns nicht mehr als eine kurze Charakterisirung der obigen Erläuterungsschriften erwarten.

Die unter No. 2. verzeichneten „*Andeutungen*“ lassen schon nach dem Namen des Herausgebers nichts Gemeines erwarten. Rec. ist mit ihm völlig einverstanden, wenn er weder exegetische Untersuchungen, noch weitläufige Erklärungen, noch ausführliche Entwürfe zu Predigten, sondern nur Andeutungen zu einer fruchtbaren Textes Anwendung geben will; wenn er ferner nicht darauf ausgeht, daß die vorgeschlagenen Themen sich nur recht auffallend und befremdend ankündigen, und Gegenstände behandeln, die man selten oder noch gar nicht von einer Kanzel hörte, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie dahin passen und einer christlichen Predigt entsprechen. Erbauung im biblischen Sinne des Worts ist der Hauptzweck, die er in Beziehung auf die neuen Abschnitte zu fördern sucht. Rec. gesteht, daß er viele treffliche Beyträge dazu in diesen *hackerischen* Heften gefunden habe. Überall bemüht sich der Vff., bey jedem Text den Hauptgesichtspunct festzustellen, woraus er an sich selbst und vornehmlich in Verbindung mit den übrigen an-

zusehen ist. Hie und da hätte Rec. gewünscht, daß dieser Punct noch genauer genommen und ausführlicher erörtert wäre, weil er ihm wesentlich vorkommt. Es werden mehrere (vier bis acht) Themen aus den Texten wirklich ausgezogen und großentheils entsprechend disponirt. Wir hätten diese Entwürfe in ihren Unterabtheilungen oft noch tiefer und systematischer eingehend gewünscht, je mehr die Hauptsätze *biblisches* aufgefaßt sind. Eine recht genaue, auch im Einzelnen durchgeführte, logisch zergliederte, auf den Text sorgfältig hinweisende Disposition scheint uns immer für den ungeübten Prediger, der lernen will, bey weitem das Lehrreichste. Denn woran es am meisten fehlt, das sind Gedanken und die verständige Anordnung derselben. Alles erbauliche Saalbadern, das so oft die christlichen Kanzeln entweicht, rührt davon her. Eine mittelmäßige Form der Gedanken ist weit verzeihlicher, als eine leere Geschwätzigkeit ohne Haltung. Und gewiß ist es die letztere, die am sichersten die gebildeten und selbst die nur einigermaßen unterscheidenden Menschen aus den Kirchen verjagt.

Einen eigenthümlichen Vorzug, wodurch diese *Andeutungen* interessanter werden, als eines der rivalisirenden Bücher, erhalten sie durch die eingerückten Predigtentwürfe des Hn. D. Reinhard, deren geistvolle Bearbeitung und gehaltreiche Gründlichkeit hier durch das Zeitgemäße in der Wahl der Themen und durch die Art, wie sie den Text benutzen und erläutern, die Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigt und belohnt. Besonders verweisen wir auf die Methode, wonach (im 3ten Hefte) die Texte der Apostelgeschichte behandelt werden, in Beziehung auf unsere obige Anmerkung über diese Texte. So ähnlich diese sich zu seyn scheinen: so neu und eigenthümlich, so sich durch einander Licht gebend ist die Entwicklung der Themen — z. B. über Apostelgesch. 14, 1—18: „über den Kampf der evangelischen Wahrheit unter den Menschen“ — Ap. Gesch. 15, 1—22: „Die evangelische Freyheit.“ Ap. Gesch. 22, 30. — 23, 10: „Daß die evange-

lische Wahrheit häufig durch den Kampf menschlicher Neigungen gewinnt“ — und Rec. freuet sich auf ihre vollständige Ausführung in dem zu erwartenden Jahrgang 1809 der Predigten des Hn. Reinhard *). — Daß die von Hn. Hacker gegebenen Entwürfe nicht alle von gleichem Werthe sind, ist aus der Schnelligkeit, womit diese Hefte zum Druck fertig gemacht werden mußten, zu erklären — eine Entschuldigung, die auch den Verfall der folgenden Schriften zu Gute kommt. So sind — um nur bey dem ersten Hefte stehen zu bleiben — mehrere Hauptsätze darin gar zu allgemein, und bieten einen schwerlich zu erschöpfenden Stoff dar, als: „Jesus unter allen von (Gott) gesandten Lehrern der Größte und Vollkommenste.“ — „Eine neue sittliche Veränderung (?) wollte Jesus bewirken.“ — „Wir sind Schüler Jesu.“ — „Das Evangelium hat die Kraft, uns zu guten und Gott wohlgefälligen Menschen zu bilden.“ — „Die unaussprechliche GröÙe der Huld und Erbarmung Gottes in Christo“ — u. a. An anderen Orten sind die neben einander gestellten Hauptsätze sich ganz gleich, z. B. „die Thorheit derer, denen der Beyfall der Menschen wichtiger ist, als der Beyfall Gottes.“ — „Der hohe Werth des Beyfalls Gottes vor dem Beyfalle der Menschen.“ — Daß auch in den Unterabtheilungen die Beweisführung oft zu allgemein ist, davon führen wir als ein Beyspiel an S. 38 bey dem 4ten Entwurf den ersten Theil. Mehrere Anmerkungen könnten wir zu der Art der Partition selbst machen, wenn wir des Raums nicht zu schonen hätten. Die Theile schließten sich nicht genug einander aus, z. B. S. 51. 2r Entwurf. II und III. Auch I und IV fallen zusammen und V hat nicht distincte Beziehung auf das Thema, das überdies kürzer gefaßt werden konnte. Gleich auf der folgenden Seite (52) sind a, b, c, nicht coordinirt, sondern c folgt aus a, und ist mit a übereinstimmend. —

*) Er ist jetzt, da diese Anzeige abgeht, erschienen. Sulzbach b. Seidel. 1810. Zwey Bände.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke).

KLEINE SCHRIFTEN.

HOMILETIK. Berlin, b. Maurer; *Wir sind unsterblich.* Fortsetzung. Drey Predigten zur Zeit des Ostersfestes 1809 in der St. Petri Kirche zu Berlin gehalten von dem Probst Hanstein. 1809. 62 S. 8. (6 gr.). Eine Fortsetzung in dem Geiste des Anfangs und dessen würdig. Ohne in ihrem Gange und in dem Wesentlichen ihrer Bearbeitung eigenthümlich zu seyn, gewinnen diese Reden ein nicht gewöhnliches Interesse durch die ihnen inwohnende Heiligkeit, durch das Wohlgefällige eines einfachen, herzvollen Vortrags, durch das Energische und Edle ihrer Diction. In den beiden ersten Festpredigten wird von „der stillen (?) Gewalt des Glaubens an Unsterblichkeit“ geredet, zuvörderst, sofern er das ganze Leben und Daseyn des Menschen erhöht und verherrlicht, den Genuß desselben und die Freude an demselben verschönert und veredelt, die Wirksamkeit und Thätigkeit für das Leben ordnet und heiligt; dann, sofern er das zweifelnde und zaghafte Gemüth stillt und befriedigt, und die trauernden Herzen über den Schmerz des Lebens und des Todes tröstet und beruhigt. Die dritte,

am Sonntag nach Ostem gehaltene Predigt, enthält „Warnungen der Religion für (?) diejenigen, welche an der Unsterblichkeit zweifeln.“ Im Ganzen liegt das Verdienst dieser Reden mehr in ihrer praktischen Kraft, in ihrer biblischen Bedeutsamkeit und Wärme, in ihrer sprechenden Anwendbarkeit, als in der Darlegung der belehrenden Momente an sich. Die zweyte hat uns durch die Gediegenheit und Stärke ihres religiösen Gemüthes am meisten betriedigt; weniger die dritte, welche mehr Tiefe haben könnte. In jener findet sich besonders S. 38 — 39 eine kräftige Stelle, die wir gern abschrieben. Die Perioden würden oft durch *Abkürzung* gewinnen. Auch ist die undeutliche Vorsetzung des Zeitworts (S. 42 „daß wir aufgenommen haben in unser Gemüth die heilige und herrliche Überzeugung und Lehre“) nicht immer von Wirkung. Oft macht sie den Vortrag schleppend, wozu auch einige tautologische Redarten mitwirken. Das gebrauchte Wort *Bekümmern* anstatt *Kummer*, *Kummer* — mögen wir nicht gut heißen.

N. A.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 4 JANUAR, 1811.

HOMILETIK.

- 1) DRESDEN, in der königl. Hofbuchdruckerey, und LEIPZIG, b. Dürr: *Vollständige Sammlung aller der biblischen Stellen, worüber im Jahre 1810 an Sonn- und Fest-Tagen, statt der gewöhnlichen Evangelien, in Sachsen auf hohe Anordnung gepredigt werden soll etc.*
- 2) LEIPZIG, b. Hartknoch: *Andeutungen zu einer fruchtbaren Benutzung der Abschnitte heiliger Schrift, welche im Jahre 1810 — in den königl. sächs. Landen öffentlich erklärt werden sollen.* Von Dr. J. G. A. Hacker etc.
- 3) LEIPZIG, b. Martini: *Übersetzung und Erklärung der biblischen Abschnitte, welche im J. 1810 — in den königl. sächs. Landen erklärt werden sollen.* Von Chr. Fr. Fritzsche etc.
- 4) LEIPZIG, b. Benj. Fleischer: *Predigtentwürfe über die Abschnitte heiliger Schrift, welche — in den königl. sächs. Landen erklärt werden sollen.* Von M. C. Chr. Seltenreich etc.
- 5) LEIPZIG, b. Liebeskind: *Praktische Erläuterungen der biblischen Abschnitte, welche in den Kirchen des K. Sachsen zum Grunde gelegt werden sollen.* Von M. Chr. Fr. Traug. Voigt. etc.
- 6) GÖRLITZ, b. Anton: *Die im Königreich Sachsen neu angeordneten Texte und die bisherigen Episteln und Evangelien, sowohl für den Privatgebrauch, als auch für die Kanzel und die Schulen poetisch bearbeitet etc.* Von M. Müller etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ein nützliches Werk hat der Vf. von No. 3 unternommen. Es ist allerdings sehr wichtig, dass der jedesmalige Bibeltext, über den gepredigt werden soll, richtig in seinem Sinn und Zusammenhang begriffen werde, denn anders ist eine verständige Behandlung desselben nicht denkbar. Wenn zu dem Ende über die gewöhnlichen Perikopen an Hülfsmitteln kein Mangel ist: so werden es gewiss viele seiner Amtsbrüder dem Hn. F. Dank wissen, dass er ein ähnliches zur Erklärung der neuen Texte gearbeitet hat. Auch hat er sich seines Geschäfts mit Kenntniss und Fleiss entledigt. Die Übersetzung ist treu und deutlich; in dem angehängten Commentar sind die besten und neuesten Ausleger nicht ohne eigenes Urtheil benutzt. Die vorkommenden

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Schwierigkeiten und Dunkelheiten des Textes sind, so viel als möglich, gehoben und aufgeheilt. Man vergleiche die Anmerkungen zu Joh. 1, 36. 50 Matth. 11, 19 im ersten Stück. Zuweilen nehmen die gegebenen Bemerkungen nicht auf Alles Rücksicht, was einer Erläuterung bedurfte. So hätte die scheinbare Härte oder Parteylichkeit in den Worten Jesu Joh. 17. 9: ἐγὼ περὶ αὐτῶν ἔρωτα· οὐ περὶ τοῦ κόσμου ἔρωτα — nach des Rec. Gefühl durchaus einer genauen rechtfertigenden Erörterung bedurft. An anderen Stellen ist zu viele Weitläufigkeit, wie bey Joh. 17, 1 (45 Stück S. 194—97). Auch machen die vornehm billigenden Citate, z. B. „dies erklärt Nöffelt sehr richtig — hier übersetzt Erasmus sehr richtig“ und dgl., einen unangenehmen Eindruck. — Vom dritten Stück an hat der Vf. bey jedem Text einige, gewöhnlich drey, daraus abzuleitende Themen angegeben, und eins derselben ausführlicher erläutert. Dieser Theil seiner Arbeit ist indess nicht der vorzüglichste. In der Erfindung verräth sich eine gewisse Unbeholfenheit und Trockenheit. Aus dem fruchtbaren Text am Tage Mariae Verkündigung Ephes. 1, 3 — 12 werden folgende drey im höchsten Grade allgemeine und gewöhnliche Themata entwickelt: „a. Wie muß unser Lob Gottes für die Wohlthaten, die wir Jesu Christo verdanken, beschaffen seyn, wenn es Gott gefallen soll? — b. Die Kindschaft mit Gott, eine Wohlthat, die wir Jesu verdanken. — c. Was würden wir ohne Jesu seyn?“ — Das Schwerfällige in dem Ausdruck bey a finden wir in mehreren Hauptätzen, z. B. S. 183, 208. Auch ist es auffallend, unmittelbar hinter einander aus zwey Texten beynah wörtlich dasselbe Thema abgeleitet zu sehen, als S. 154 und 164. Es läßt diess auf Armuth an verschiedenartigen Ansichten schliessen. — Die Dispositionen, wo sie genauer ausgeführt werden, geben manche Blößen. Bey den S. 153 angegebenen Unterabtheilungen liegt c schon in a, so wie d in b. — Die unbefchreiblich große Menge von Druckfehlern in dieser Schrift verdient eine besondere Rüge.

Ein reichhaltiges Magazin gut erfundener und lehrreich ausgeführter Entwürfe enthält No. 4. Wir machen in Hn. Seltenreich die Bekanntschaft eines gedankenreichen, gewandten und besonnenen Predigers, der die Verhältnisse der gegenwärtigen Zeit eben so wenig, als das, was einen Religionsvortrag das wesentliche Interesse giebt, aus dem Auge verliert. Es ist kein Text, dem nicht durch Beleuchtung von mehreren Seiten, besonders durch psychologische Würdigung

der handelnden Personen und durch sorgfältige Berücksichtigung des historischen Zusammenhanges, merkwürdige Gesichtspunkte abgewonnen werden, der nicht zu fruchtbaren Reflexionen benutzt wäre. Es werden über jeden fünf bis zehn Hauptsätze angegeben, die zum Theil ausführlicher disponirt, zum Theil nur angedeutet werden. Auf den Text wird hingewiesen, und es fehlet nicht an eingemischten nützlichen exegetischen Notizen. Die *Zergliederung* der Themen läßt im Einzelnen noch Manches zu wünschen übrig. — Um eine Idee zu geben, wie der Vf. die Texte behandelt, wie er zuerst die näher liegenden, dann die entfernteren Momente einer religiösen Betrachtung daran knüpft, wie gleichwohl die Verbindung damit durchgängig hell gehalten wird, geben wir die aus der Geschichte des Schiffbruchs und des Aufenthalts Pauli auf Malta (Apost. Geschichte 28, 1 — 10, Text am 20. Trinit. Sonnt.) abgeleiteten Hauptsätze an. — „1. Wie wohlthätig die Einrichtung Gottes sey, daß wir nicht ohne Kampf und Anstrengung zum Ziel unserer Wünsche gelangen. 2. Daß wir sehr behutsam seyn müssen, wenn wir aus Unglücksfällen, die sich ereignen, auf die Strafbarkeit derer, die davon betroffen werden, schließen wollen. 3. Daß Menschenfreundlichkeit, an Freunden (soll heißen: *Fremden*) und Reisenden ausgeübt, einen vorzüglichen Werth habe. 4. Wozu sollen wir die Bemerkung benutzen, daß wir öfterer (öfter), als wir es wissen, in Lebensgefahr gewesen sind? 5. Zu welchen Betrachtungen können uns giftige Thiere Gelegenheit geben? 6. Wie unsicher und schädlich es sey, wenn man bloß nach dem augenblicklichen Erfolge urtheilt. 7. Daß der gemeinnützige Christ in jeder Lage seines Lebens genugsame Veranlassung findet, sich um Andere verdient machen zu können. 8. Wozu kann die Bemerkung nützen, daß manches spät nachkommt, was uns versprochen worden ist?“ — Dieses letztere Thema konnte füglich wegleiben, da es künstlich und gesucht mit dem Text in Verbindung gestellt ist. Das Thema No. 2 ist überladen und schwerfällig im Ausdruck. Um dem Vf. in Ansehung seiner Dispositionen vermehrte Aufmerksamkeit und logische Genauigkeit zu empfehlen, bemerken wir noch folgendes: Bey der Ausführung von No. 1 fallen die Unterabtheilungen 1 und 2 zusammen. Bey No. 2 sind die Theile unnöthiger Weise gehäuft; 3 und 4 konnte verbunden werden, auch ist 2 unverständlich ausgedrückt. In der Bearbeitung von No. 3 muß 3 durchaus vor 1 und 2 gestellt werden, weil darin das wichtigere sittliche Moment angedeutet wird. Die 4 Unterabtheilung hängt mit der 1 eng zusammen. No. 4 hätte mit mehr Schärfe und Consequenz durchgeführt werden sollen. Der Zusatz im Thema: *öfter als wir wissen* — wird gar nicht berücksichtigt. Auch treffen dabey 4 und 2 zusammen. — Rec. bricht hier ab, weil er seine Anmerkungen nicht über Gebühr erweitern darf, und der Vf. gewiß bey sorgfältiger Durchsicht seiner Entwürfe selbst auf die Mängel

geleitet werden wird, die dem Rec. zu weiteren Ausstellungen Gelegenheit geben könnten. An Druckfehlern ist auch hier ein reiches Maß zu finden.

Der Vf. von No. 5 nennt seine Erläuterungen *praktische*, weil er an die Texte nur sogenannte Nutzanwendungen, moralische und religiöse Ansprachen anknüpft. Die Texte selbst sind vollständig abgedruckt, und dabey in Parenthesen die nöthigen Wort-Erklärungen beygefügt. Wenn auch manche Erklärungen überflüssig sind (z. B., daß der Markt durch einen freyen Platz erklärt wird, den sich die Kinder gern zu ihren Spielen erwählen; wenn bey der Frage: *wo bist du zur Herberge?* beygesetzt ist: „Wo hältst du dich auf? — so etwas weiß auch der schwächste Schulmeister); andere bey weitem nicht falschlich genug (Matth. 4, 16: „Am Ort und Schatten des Todes“ wird erläutert durch: „in der finsternen Nacht des geistigen Elendes“ — !); noch andere beynah drollicht werden (bey dem Wort Joh. 7, 10 *heimlich* ist hinzugesetzt „*incognito*“ — !): so kann man doch im Ganzen mit dieser Arbeit zufrieden seyn. Wenn einmal auch für Schulmeister eine solche Erläuterungs-Schrift über die neuen Texte nöthig war, wovon freylich Rec. sich noch nicht völlig überzeugen kann: so werden sie aus der vorliegenden manches Belehrende und Nützliche für ihre Schuljugend schöpfen können. Manche Anreden an die Kinder sind freylich so wortreich, daß der Schulmeister sie beynah nur abzulesen hat. Vieles hinzuzusetzen wird ihm häufig, wenn er nicht schwatzen will, nicht möglich seyn. Es hat den Anschein, als sollte das Buch eine Erbauungsschrift für die Jugend seyn. Wir finden das nicht zweckmäßig, und hätten dem Vf. lieber gerathen, hie und da catechetische Fingerzeige zu geben, und — wenn einmal das Buch so stark werden sollte — anstatt der langen Paränesen, lieber eine Reihe zweckmäßig geordneter Fragen abdrucken zu lassen. Das war schwerer, aber auch verdienstlicher. Mancher schwierige Wunsch ist überdiß in seinem dogmatischen Sinne lang nicht genügend erläutert, z. B. Joh. 1, 36.

Über die *poetische Bearbeitung* No. 6 können wir uns kurz fassen. Der Vf. hat es gut gemeint; auch sind ihm einzelne Strophen gar nicht übel gelungen, besonders unter den epistolischen Texten. Allein um ganz zufrieden zu seyn, mußten die Verse durchaus mehr religiösen Schwung, mehr freye Begeisterung, mehr Weiches und Lebendiges in den Wendungen haben. Zur Probe schreiben wir die Verse ab, die über einen der kürzesten Texte, am Charfreitag, gegeben sind:

„Heil Dir! Das Maß der Qualen ist zu Ende,
Durch die du uns zu gleichem Vorrecht (?) weihst.
Getrost befehlst du in des Vaters Hände
Sein Ebenbild, den unentweiheten Geist.
Heil mir, wenn ich für das, was du begonnen, (?)
Dir ähnlich bis zum letzten Hauch gelebt:
Ich folge froh dir über Mond und Sonnen,
Dahin, wohin der Vater dich erhebt.“

Rec. schweigt über das Müßige und Leere,

wie über die Härten in diesen Strophen. Reime machen noch lange keine Poesie. Rec. gesteht, daß für ihn in dem einfachen Wort des Evangeliums (welches hier den Text ausmacht):

„Und Jesus rief laut und sprach: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Und als er das gesagt hatte, verschied er.“

unendlich mehr, auch poetische Kraft liege. Daß aber dem Vf. sonst nicht an Einsicht fehle, davon hat uns der voranstehende Aufsatz, dessen Schreibart indess ebenfalls höchst ungeschmeidig ist, überzeugt.

Es sind übrigens, auf Veranlassung jener neuen Texte, außer den No. 2 — 6 angeführten Schriften, noch einige andere erschienen, deren Anzeige wir, sobald uns dieselben zu Händen kommen werden, nachzuliefern versprechen. NA.

L I T U R G I K.

LEIPZIG, b. Fleischer dem Jüng.: *Agende, oder Anleitung, wie die Prediger ihren kirchlichen Amtshandlungen eine würdige Form geben mögen*, von C. F. Sintenis, Consistorialrath und Pastor zu Zerbst. 1808. XXX und 336 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Gedanke, daß der Formularzwang wider den Geist des ächten Protestantismus sey, und daß man Jedem die Form seiner Ministerialhandlungen selbst überlassen solle, findet in den neueren Schriften immer mehr Eingang; aber Rec. hatte ihn bisher in keiner gefunden, die durch die That selbst wieder eine Sammlung von Tauf-, Copulations- und anderen Formularen lieferte. Hr. S. hingegen, der überhaupt das Schreiben nicht satt bekommen kann, spricht in seiner Vorrede laut und nachdrücklich gegen alle Zwang-Agenden, wodurch der Aberglaube bestärkt, Trägheit und Schlendrian befördert, die Achtung des Predigerstandes geschwächt, die protestantische Lehrfreiheit gehemmt werde; und beweist dies alles mit einer Menge Kraftstellen aus Luthers und Anderer Schriften. Er selbst giebt Vor. S. 22 die Bestimmung aller Agenden dahin an, zuerst Freyheit von den alten papistischen Formen und zuletzt Freyheit von allen Arten von Zwangsform zu bewirken, und sagt (S. 25): „Es ist Zeit, daß aller Agendenzwang aufhöre, damit endlich einmal, nachdem die evangelische Kirche nun bald ihr drittes Jubelfest feyern wird, der Protestantismus wenigstens auf dieser Seite als vollendet erscheine.“ — Wozu macht sich denn also der Vf. dadurch, daß er eine neue Agende herausgab, der alten Sünde selbst theilhaftig? Widerspricht man sich nicht selbst, wenn man gegen den Gebrauch fremder Arbeiten schreibt und in demselben Augenblick ein ganzes Buch derselben vorschies? So lange dienstfertige Geister nicht aufhören, dergleichen Brücken zu bauen: so lange werden auch Andere kein Bedenken tragen, über sie hinzulaufen. Indess verstehen wir die Absicht des Vfs. wohl. Wenn er den Oberrn jetzt noch erlaubt, eine Samm-

lung von Formularen zu veranstalten: so geschieht, es bloß, daß junge Anfänger im Amte gleich Muster vor sich finden, nach denen sie ihre Bildung betreiben, und selbst mit der Zeit etwas Besseres zu machen lernen mögen. Man soll also seine Agende so lange noch als Muster betrachten, bis man selbst im Stande ist, Musterarbeiten dieser Art zu verfertigen. Sie soll nicht eine *steinerne*, sondern *fliegende* Brücke seyn, bis die Kräfte so weit erstarken, daß man allenfalls über den Fluß zu schwimmen vermag. So denken neben ihm Hunderte von Vielschreibern; wenn sie nur noch gekauft, gebraucht, als Muster betrachtet werden: dann wollen sie gerne erlauben, daß außer ihnen keine mehr genutzt werden. Allein wer im Ernste verlangt, daß Kinder ohne Laufbänder gehen lernen sollen, muß es dadurch beweisen, daß er diesen Bänderkram bey sich selbst ganz eingehen läßt, sollte ihm auch ein ganzes Dutzend derselben liegen bleiben, als Ladenhüter. Denn das beste Mittel, das Versuchen eigener Kräfte zu befördern, besteht darin, daß man die Gelegenheit abschneidet, sich bequem auf Andere stützen, und anhalten zu können. Weit weniger ist es der *Zwang* von aussen, als der *Mangel an Zwang* von Innen, der jetzt noch zum Gebrauch vorgeschriebener Formulare verleitet; letzterer wird ab r mächtig genährt durch die Frachtfuhren fremder Vorarbeiten auch ohne verbindende Kraft, mit denen man noch unaufhörlich der Trägheit zu Hülfe kommt, und das bisher Unbrauchbare zu neuer Brauchbarkeit verjüngt.

Da die Agende des Vfs., seiner eigenen Bestimmung gemäß, nur in so fern bestehen soll, als sie als *Muster* angesehen werden könne: so sind wir ihm schuldig zu zeigen, warum wir sie nicht dafür ansehen können. Die Amtshandlungen der Geistlichen lieben jene stille Einfachheit und erhabene Ruhe, die alles redselige Geräusch verschmäheth. Gegen dieses Gesetz verstößt der Vf. mit seiner affectirten Redseligkeit über alles, was er eben gethan hat, oder noch thun will, und Andere auf sein Geheiß thun sollen, oder gethan haben, besonders in den Taufreden. — Auf Beantwortung der Frage: ob das Kind getauft werden soll? (die eigentlich durch die Gegenwart der Taufzeugen schon beantwortet ist) sagt er S. 49: „Auf Ihr ausdrückliches Verlangen soll es also auch geschehen. *Lassen sie das Kind mir reichen.*“ Nachdem es geschehen: „Empfangen Sie, wertheste Taufzeugen, unseren Taufling aus meinen Händen zurück, und lassen Sie uns gemeinschaftlich beten.“ S. 52: „Freudig geben Sie (das Kind) mir! Freudig hab' ichs in Empfang genommen und taufe-e-a-u-f-w.“ — „Wir wollen im Namen dieses Kindes beten, und *ich will es dabey in meinen Armen behalten.*“ — „Also haben wir im Namen dieses Kindes zu Gott gebetet; nun wollen wir ihm mit aufgelegten Händen unsere besten Wünsche ertheilen.“ — Endlich ruft er zu allem Ueberflusse noch recht pathetisch aus: „Vollbracht die Tauf-

handlung, vollbracht im ächt protestantischen Geiste!“ Eben S. 80: „*Leiblicher Vater* unseres Täuflings u. f. w.“ — So, wie der Vf. die Confirmanden S. 116 anredet, unterrichtet man schicklicher seine Zöglinge vor der Confirmationshandlung aufer der Kirche. S. 130 — 31 commandirt er sie, wie der Corporal seine Recruten: „Tretet hervor, ihr, die ihr das Bekenntniß der Christen ausgesprochen habt! — Ihr, die ihr hervortratet, tretet zurück in die gemeinschaftliche Reihe!“ — In Wiederholung derselben Worte suchet der Vf. einen größeren Nachdruck, als darin liegt. Der Segen gewinnt dadurch nichts, wenn es S. 53 heist: „Wir segnen dich alle, wir segnen dich alle“; auch das Amen nichts, wenn er S. 67 wiederholt: „dies geschehe, dies geschehe,“ und der Abschied wird dadurch noch nicht rührend, wenn er S. 124 dreymal ausruft: „lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl.“ — Überhaupt greift bey ihm der Wunsch, rühren zu wollen, manchmal zu seltsamen, läppischen Mitteln, z. B. S. 136: „Zwingen mir keiner von Euch (den Confirmanden), ach! keiner von Euch, je ähnliche Thränen ab! Blicket mich einmal alle fest an, *ich will euch nach der Reihe auch alle scharf anblicken*... Wie? welcher wäre der von Euch, der so schmähschön lohnen könnte seinem treuen Lehrer?... (nach einer langen Pause, durch welche der Prediger gewiss eine Todtenstille in der Gemeinde bewirkt). „*Sie sind nicht alle rein* — so flüstert etwas in mir. Ach Gott! ach Gott! daß ich falsch gehört haben möge! ach Kinder! ach Kinder! bringts dahin, daß ich wirklich falsch gehört habe!“ — Es ist ferner gegen die Würde geistlicher Amtsverrichtungen, auf die Gefinnungen derer, die sich wenig daraus machen, bey der Verrichtung selbst viele Anspielungen zu machen; der Prediger setzt dadurch die vor ihm stehenden Personen in Verlegenheit, und erregt den Verdacht, als bedürften sie seiner Apologie wirklich. In diesem Augenblick erfülle ihn bloß die Würde des

Geschäfts durch würdige Darstellung! Aus diesem Grunde finden wir S. 55, 56 und 75 sehr unschicklich. — Die 15 Taufrede spricht über die Armuth kinderreicher Altern zu ihrer eigenen Beschämung gar zu weidläufig und gewiss nicht zur Zufriedenheit derselben; in der Confirmationsrede S. 140 — 41 wieder viel zu complimentenreich gegen die Altern der Confirmanden, und S. 142 gegen diese selbst. — Die häufigen elliptischen Redensarten nehmen sich selten gut aus, z. B.: Noch einmal zu dir unser Gebet! — Der Himmel dir dafür zuletzt mit uns allen! — Herrlich und schön Ihr Vorhaben! Schön und wacker von ihnen gedacht! u. f. w. — Mit den dogmatischen Ansichten des Vfs. sind wir nicht überall einverstanden. S. 199 vergoß Jesus sein Blut *zunächst* und *unmittelbar* für die Apostel, denen er Gottes Wort, seine Lehre übergeben hatte; wir aber meinen, daß seine Absicht dabey sich viel weiter verbreitete. Auch ist der Leib J. (S. 206) nicht *gebrochen* worden, welchen harten Ausdruck der Vf. in seinen Beichtreden so oft wiederholt, sondern es wurde bey ihm von der Gewohnheit, Missethättern die Glieder zu zerfchnetttern, deswegen eine Ausnahme gemacht, weil bey der Wunde in der Seite, Joh. 19, 34, *οἷμα καὶ ὕδωρ ἐξῆλθεν*. — Ubrigens finden wir auch in diesem Werke des Hn. S. eine Bereicherung unseres Sprachschatzes. Doch müssen wir wenigstens folgenden Ausdrücken unseren Beyfall versagen: für *selbiges*, st. dasselbe; das nach *Vergang* schmeckende Wesen der Welt; *Schöpfer, Geschöpf*, st. Schöpfer, Geschöpf; *Zukünfte*; mit vielen Altern seiner Confirmanden war der Vf. *überganz* zufrieden. *Lebensgeber* gefällt uns so wenig, als *Hufnagels* mit jeder Erndte widerkehrender *Erndtevater*. S. 253 hatte der Vf. ein Paar junge, gesunde, starke, arbeitslustige, *junge Leute* zu copuliren. — Das Papier könnte für den Preis des Buches besser seyn.

A + X.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. Oldenburg, b. Schulze: *Ist die Wiedervereinigung der beiden christlichen Hauptparteyen zum Wohl der Christenheit nothwendig, und welche Folgen werden daraus entstehen?* Nebst einigen Worten zur Vertheidigung des Glaubens an eine fortschreitende Aufklärung und Moralität der Menschheit. 1809. 75 S. 8. (8 gr.) Die Frage wird in dieser Schrift aus dem gewöhnlichen Gesichtspuncte beurtheilt. Der Zweck des Christenthums ist, wie sich der Vf. S. 9 ausdrückt, moralisch gute Menschen zu bilden, über unsere Pflichten und die Gewissheit der Unsterblichkeit uns zu belehren u. f. w. Diesen Zweck erkenne jede Partey an. Wir seyen also in der Hauptsache einig. Ob für die eine oder andere Partey eine wirkliche Reform Bedürfnis geworden, die einer allmählichen Vervollkommenung vorzuziehen sey — diese sey zu bezweifeln. Jede Vereinigung müsse übrigens das Wohl der Christenheit zum Zweck haben, wozu das erste Erfordernis ein freyes Bekenntnis der Wahr-

heit sey, das zweyte, daß die Wahrheiten des Christenthums auf die wirksamste Weise zur allgemeinen Einsicht gebracht würden. Die Verschiedenheit in Meinungen sey kein Unglück, denn durch sie solle der menschliche Geist in beständiger Thätigkeit erhalten werden; wirklich sey insonderheit durch die religiöse Trennung der Forschungsgeist von Neuem belebt worden u. f. f. Der Anfang dieser kleinen Schrift ist gegen verschiedene Auserungen des sel. Brandes zu Hannover (in dessen Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland) gerichtet. Hier sind wir im Ganzen des Vfs. Meinung, daß endlich der Glaube an ein stets fortschreitendes Besserwerden nicht aufgegeben werden dürfe. — Das Schriftchen ist übrigens mit Ruhe und anmaßungslos geschrieben, einige vielleicht zu entscheidende Ausdrücke gegen Hn. B. angenommen, der in den einzelnen Fällen, wovon hier die Rede ist, doch wohl immer die Wahrheit und Erfahrung auf seiner Seite haben möchte.

H. II.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 J A N U A R , 1 8 1 1 .

J U R I S P R U D E N Z.

HANNOVER, b. Hahn: *Juristische Beobachtungen und Rechtsfälle, größtentheils in der göttlichen Juristen - Facultät gesammelt und herausgegeben von Günther Heinrich von Berg, der Rechte Doctor, Hof- und Canzley-Rath und Advocatus patriae zu Hannover (jetzt Regierungs-Präsident zu Bückeburg). 1ster Theil. 1802. 362 S. 2ter Theil. 1804. 358 S. 3ter Th. 1806. 308 S. 4ter Theil. 1809. 379 S. gr. 8. (4 Rthlr.)*

Diese Sammlung von juristischen Bemerkungen gehört zu den besseren ihrer Art. Es ist nicht nur ein großer Theil der abgehandelten Gegenstände interessant, sondern auch die Ausführung ist meistens gut, und der Vf. geht tiefer in seine Materie hinein, als praktische Schriftsteller sonst zu thun pflegen, denen es meistens genug ist, eine Observation mehr zu den vielen bereits vorhandenen Observationen hinzuzufügen. Auch hat man nicht nöthig, sich durch einen Wust von Nebensachen und von halb verständlichen und halb unverständlichen factischen Umständen und Beziehungen durchzuarbeiten, ehe man auf einen brauchbaren Satz stößt, wie solches dann der Fall zu seyn pflegt, wenn dem Publicum die Arbeiten praktischer Juristen in der Form wiedergegeben werden, wie sie solche zu den Acten bringen. Es finden sich in diesen vier Bänden nicht nur Bemerkungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft, sondern man kann auch aus denselben die Veränderungen gewahr werden, welche die deutsche Rechtsverfassung seit den letzten zehn Jahren erlitten hat, und die ihr noch bevorstehen. Überdies lehrt ein Blick in das Inhaltsverzeichnis, mit was für Handeln die Gerichtsbehörden in diesem, an neuen Erscheinungen in jeglichem Theile menschlicher Angelegenheiten so reichen Zeiträume beschäftigt gewesen sind, und woher die Juristen Stoff zu ihren Untersuchungen genommen haben. In den ersten beiden Theilen findet man nur Untersuchungen über Fragen und Geschäfte, welche lange schon die Juristen beschäftigt, und die nur auf das gemeine Seyn Beziehung haben. Nur ein paar Mal, nämlich in der ersten und vierzehnten Abhandlung des ersten Theils, sind Spuren der Zeit sichtbar, denn es ist von der Verpflichtung der Kammergüter und der Juden, zu Kriegssteuern beizutragen, die Rede. An der Spitze des dritten Theils

J. A. L. Z. 1811. *Erster Band.*

hingegen steht gleich eine Materie, welche den Obrigkeiten und Unterthanen seit den letzten fünf Jahren Schweiß und Blut ausgepreßt hat, nämlich die Materie von den Einquartierungen. Dann zeigt sich in demselben der Reichs - Deputations - Hauptschluss, und zwar auf eine Weise, die es sehr glaublich macht, daß dieses, seinem Vormanne, dem westphälischen Frieden, sonst so unähnliche Reichsgrundgesetz ihm darin ähnlich geworden seyn würde, daß es, wenn sein Leben nicht von so gar kurzer Dauer gewesen wäre, den Juristen Veranlassung zu Untersuchungen und Controversen gegeben hätte. Selbst der preßburger Frieden — XIX — wird sichtbar, und es werden einige der bald veralteten Verhältnisse der deutschen Könige von der ersten Creation zum deutschen Reich, welche so vielen Stoff zu Meinungen und zu Verrückungen der Köpfe mit sich führten, erörtert, aber auf eine so gemälsigte Weise, daß die vorgetragene Meinung schwerlich jemals praktisch geworden seyn würde. Im vierten Theile endlich herrscht die Materie von den Einquartierungen noch mehr vor, und die neuen Rechte, welche in den hannöverischen Ländern einheimisch zu werden im Begriff standen, werden immer sichtbarer. In mehreren Arbeiten, welche in die kurze Periode fallen, wo Preussen die hannöverischen Lande zu seinen Staaten zählen zu können wähnte, finden sich Hinweisungen und Argumentationen aus dem preussischen Gesetzbuch, und zwey Abhandlungen — die 19te und 30ste — haben es mit französischen Gesetzen und Instituten zu thun.

Es würde sich mit dem uns angewiesenen Raume nicht vertragen, wenn wir uns über alle 120 Abhandlungen, welche in diesen vier Theilen enthalten sind, verbreiten wollten. Wir wollen uns daher nur auf einige Bemerkungen einschränken. Eine große Leichtigkeit in der Darstellung, Bestimmtheit in den Begriffen, ein sehr richtiger praktischer Blick, zeichnet die Arbeiten eben so sehr aus, als ein freymüthiger, wahrheitsliebender, durch mannichfaltige Kenntnisse und Erfahrungen gebildeter Geist daraus hervorleuchtet. Zu besonderen Bemerkungen giebt uns gleich die erste Abhandlung des ersten Theiles Veranlassung, welche den Gütern, die ehemals Kammergüter waren, nach ihrer Veräußerung an Privaten dieselben Rechte und Freyheiten in Ansehung der Steuern vindiciren will, welche sie hatten, als sie noch Kammergüter waren. Wenn man nicht in Abrede stellen will, daß

in sehr vielen einzelnen Fällen die Besitzer solcher Güter, vermöge der Rechte, die sie ganz bestimmt aus ihren Kaufcontracten haben, auf dergleichen sehr ausgedehnte Freyheiten Anspruch machen können: so glaubt Rec. doch nicht, daß die Freyheiten von Steuern und anderen, den Unterthanen obliegenden Verpflichtungen, welche Güter zu genießen haben, so lange sie in den Händen des Landesherrn oder landesfürstlicher Kammern sind, ihnen vermöge allgemeiner Grundsätze in demselben Grade bleiben müssen, wenn sie in den Besitz von Privatpersonen kommen. Derjenige, welcher Steuern zu geben hat, ist bey aller Absonderung, die zwischen der Chatoulle und der Kammer- und Steuer-Casse Statt finden mag, dort mit demjenigen, dem gegeben werden soll, in einer viel zu engen Verbindung, das Herbeyziehen oder Freylaffen ist unmittelbarer oder mittelbarer Weise zu oft eine ganz gleichgültige Sache, eine wahre Spielerey, wobey mit der einen Hand gegeben, mit der anderen genommen wird, als daß sich das Freylaffen, und überhaupt dasjenige, was man einem Gute, so lange es in den Händen des Staats oder seines Fürsten ist, ansinnet und nicht ansinnet, sofort für ein Recht ansehen liesse, was dem Gute selbst widerfahren wäre, und daß deshalb ein jeder Besitzer ein Gleiches sollte fordern können. Am wenigsten läßt sich daraus, daß es wider alles Recht und wider alle Billigkeit ist, wenn Rechte, die Rittergütern ankleben, verloren gehen oder ruhen sollen, wenn solche in die Hände von Bürgern kommen, die Folge herleiten, daß auch Güter, welche aus den Händen der Landesherrn in die Hände von Privatpersonen kommen, gleichfalls ihre Rechte behalten müssen, wie S. 30 geschieht. Denn es ist doch ein großer Unterschied unter dem Landesherrn und einem Unterthanen, und unter zweyen Unterthanen von verschiedenen Ständen. Immerhin mögen sämtliche Chatoull- und Kammer-Güter von Steuern frey bleiben, dadurch wird am Ende in der Einnahme und Ausgabe kein Ausfall entstehen; denn es läßt sich hier füglich anwenden, was *Möser* bey einer anderen Gelegenheit sagt: „Ein jeder Schaden, er komme aus der Chatoulle oder dem Armenblocke, muß am Ende doch von den Unterthanen vergütet werden, weil alle Beutel der Obrigkeit, sie mögen numerirt seyn wie sie wollen, gemeines Gut enthalten, dessen Ausfälle früh oder spät wieder gedeckt werden müssen.“ Ganz etwas anderes hingegen ist es mit der Steuerfreyheit der Güter, die in den Händen von Privatpersonen sind; und in vieler Hinsicht hat die Gleichsetzung der Rittergüter mit den Kammergütern, welche natürlich den Besitzern der ersteren sehr angenehm ist, wesentlichen Schaden gethan, und den wahren Standpunct verrückt. Den in No. 13 aufgestellten Satz, daß Milderungsgründe selbst dann, wenn dem Gesetze die Clausel *nach Befinden* beygefügt ist, den Gerichtshöfen kein Recht geben, von der vorgeschriebenen Art der Strafe abzugehen, würde Rec. nie unterschreiben. Auch schränkt der

Vf. Th. 2. No. 7 seine Meinung dadurch ein, oder er hebt sie vielmehr dadurch gänzlich auf, daß er in Ansehung solcher Milderungsgründe, welche eine Veränderung der Thatfache bewirken, eine Ausnahme macht; denn wo sind hier die Grenzen? In der soßen Abhandlung nimmt der Vf. den Ausdruck *dominium utile*, wodurch man seit langer Zeit das Recht des Vafallen am Lehn ohne allen Nachtheil bezeichnet hat, in Schutz. Richtig ist die Bemerkung am Schlusse, daß Veränderungen in der einmal angenommenen Terminologie selten von großem Werth sind, daher versuchen sich auch nur junge Helden gern an Wörtern. Der Unterschied, welcher in No. 21 zwischen Landesverweisung, Landesräumung und Landesverbot angenommen wird, kann zwar wohl erklärt, und mit Allegaten aus Juristen belegt werden; wenn man jedoch das Eine oder das Andere gegen Landeseinwohner verfügt: so liegt der Unterschied mehr in den Worten als in der Sache selbst, und verdient keinen Beyfall. Die Ehrlosigkeit, welche mit der ersteren verbunden seyn soll, ist nichts anderes als eine besondere Zugabe, die mit dem Wesen der Sache selbst ganz und gar nichts zu thun hat. Es taugt wenig, wenn man durch dergleichen künstliche Distinctionen der Polizey, welche ohnehin große Neigung hat, das Fals mit dem Boden auszufchlagen, ihr Werk zu sehr erleichtert. Ein jeder Einwohner eines Staats hat *ex receptione* ein *jus quasitum* auf Fortsetzung seines Aufenthalts in dem Staate, der ihn einmal aufgenommen hat, welches ihm nicht anders als ein jedes andere *jus quasitum* genommen werden darf. Läßt sich ein solches *Factum receptionis* nicht in jedem Falle beweisen: so ist doch die Vorstellung von dem Daseyn desselben im Kleinen eben so wohlthätig, als die Idee, daß der Staat selbst auf einem Vertrage beruhe, im Großen äußerst ersprieslich werden kann, und zu ungleich wohlthätigeren Folgerungen führt, als die Idee, daß der Staat ein Geschöpf der Gewalt sey.

Im zweyten Theile handelt die 4te Abhandlung von den Verbrechen, welche von Amtswegen nicht untersucht werden. Gewöhnlich rechnet man Ehebruch und geringe Injurien hieher. Es ist wahr, daß die Untersuchung und Bestrafung dieser Vergehungen sehr häufig weit mehr Übel und Ärgerniß in die Welt bringt, als dadurch Gutes gewirkt wird. Doch hat nach unserm Dafürhalten eine solche Ausnahme, so lange man die Untersuchung und Bestrafung dieser Handlungen in den Händen des peinlichen Richters läßt, auch sehr Vieles gegen sich, und führt gar manche, den Criminalrichter und sein ernstliches Amt compromittirende Unstaten herbey. Es möchte daher wohl am besten seyn, wie auch der Vf. gewissermaßen rath, die Bestrafung dieser Vergehungen in der Regel der Polizey zu überlassen, und sie nur in besonderen Fällen dem Criminalrichter zu übergeben. Die Polizey hat ein ganz anderes Gewissen als die Criminal-Justiz, sie steht mit dem Publicum in einer weit genaueren Verbindung, sie

kann ignoriren; warnen, liegen lassen, ihr ist es oft genug, wenn sie ein Übel verhindert, oder ihm Einhalt thut und ihm gewisse Grenzen setzt, dahingegen die Criminal-Justiz eigentlich unverföhnlich ist, und nur zu strafen hat. No. 18 betrifft einen Kindermord. Die Justiz-Canzley zu Hannover verurtheilte, wie Rec. glaubt, nach den vorhandenen Gesetzen mit gutem Grunde die Kindermörderin zum Tode. Aber warum sie die Verbrecherin nicht der Gnade des Königs empfehlen wollte, kann man nicht einsehen, da die Gesetze über den Kindermord auch denjenigen Criminalisten, die nicht zu den weinerlichen gehören, so beschaffen zu seyn scheinen, daß in der Regel die Gnade des Landesherrn nöthig ist, um das geschriebene Recht mit der ewigen Gerechtigkeit und Weisheit, so weit dieses möglich ist, in Harmonie zu bringen. Übrigens ist die Arbeit, wie auch eine andere Criminal-Relation — Th. 4. No. 14 — äußerst gründlich. Beide Fälle widerlegen zugleich den Vorwurf des trägen Ganges, der so oft mit großer Dreistigkeit und viel zu großer Allgemeinheit und Einseitigkeit dem bisherigen deutschen Criminalwesen, bey welchem man doch so ganz gut gefahren ist, gemacht wird. Denn 7—8 Monate nach der That erfolgten die Urtheile, und dieses ist doch wohl nicht zu lange, wenn es auf Leben und Tod ankommt. Und ist denn die Eilfertigkeit, womit man jetzt in Allem zu Werke geht, etwas entschieden Gutes? Und sollte wohl bey dem neuen Verfahren eine solche gründliche Erörterung und Prüfung möglich seyn? Gründlichkeit und Genauigkeit ist aber doch nun einmal der Charakter der Deutschen, davon hängt seine Beruhigung ab; deshalb überzeugen ihn auch die Versicherungen, daß das neue Criminalverfahren allen Erwartungen entspreche, welche man sich im Voraus davon gemacht habe — so wenig dieses auch an sich sagen will — nicht. Er will Proben. Auch erscheint die Sache selbst nach den Winken des erfahrenen und geistreichen Verfassers der *reflexions morales sur les delits* ganz anders.

Der dritte Theil hebt mit einer Untersuchung über das Verhältniß zwischen Miether und Vermiether in Beziehung auf die Einquartierung an. Der Vf. erklärt sowohl hier, als in der 1sten, 2ten und 6ten Abhandlung des 4ten Bandes, nachdem er die verschiedenen Theorien über dieses allerdings schwierige Verhältniß angeführt und beurtheilt hat, daß er die Einquartierungslast für eine gemischte Last halte. Insbesondere unterscheidet er unter der Quartierlast, und den Verpflegungskosten, und sieht dem Miether wegen jener, nicht aber wegen dieser unter gewissen Modificationen eine Forderung an seinen Vermiether zu. Diese Meinung, so viel Scheinbares sie hat, will Rec. gleichwohl nicht einleuchten. Schon wegen der vielen Modificationen, wegen der großen Willkühr, die dabey dem Richter immer übrig bleibt, und wegen der Nothwendigkeit, daß er bey jedem einzelnen Falle das Amt einer verwaltenden Behörde verrichten muß, indem

bald nach Dritteln bald nach Vierteln u. s. w. getheilt werden soll. scheint sie zu einem civilrechtlichen Satz nichts zu taugen. Aber auch andere Gründe stehen ihr entgegen, und Rec. kann die Last der Einquartierung, nach unseren gemeinen Rechten, nur für eine Last der Hausbesitzer halten. Natürlich ist hiebey nur von feindlicher Einquartierung in den Städten, welche mit einer gewissen Ordnung, sey es von wem es wolle, vertheilt wird, die Rede. Was in Tagen des Sturms geschieht, wie wir ihn in unseren Gegenden in der Mitte des Octobers 1806 gesehen haben, gehört nicht hieher; hier ist Alles Glücks- oder Unglücks-Fall, den Jeder zu tragen hat, wie er ihn trifft. Die Hausbesitzer sind ja nach der bestehenden Verfassung die eigentlichen Mitglieder der Commune, auf welche das Militär gewiesen ist, an welches es sich hält; sie genießen die mit dieser Qualität verbundenen wirklichen und vermeintlichen Vortheile, und schliessen nicht selten alle Übrigen, die nichts weiter als Einwohner des Orts sind, auf eine höchst unfreundliche Weise von aller Theilnahme daran aus; sie wollen allein rathen, müßen daher auch, wie die Paroimie sagt, allein thaten. Und warum sollte auch der Besitzer eines Hauses, der solches vermietet hat, und dadurch nicht selten einen beträchtlichen Gewinn zieht, und der dadurch mit einer Actie bey der Commune interessirt ist, besser daran seyn, als ein Anderer, der sein Haus bloß zu seiner Wohnung gebraucht, und der dessen gern entrathen wäre, wenn es sein Gewerbe nur zuliesse. Wird bey dieser Theorie die Last für die Hausbesitzer zu drückend; so muß der Staat auf andere Weise helfen; der Richter darf aber deshalb den einzelnen Miethsmann, der nicht zu der Commune gehört, nicht herbeyziehen. Findet der Staat es für nothwendig und billig, daß die Hülfen, deren die Hausbesitzer bedürfen, dadurch herbeygeschafft werde, daß die Miether, welche in großen Städten oft einen ansehnlichen Theil der Einwohner ausmachen, zu den Einquartierungslasten mit concurriren: so müssen sie von der Obrigkeit nicht bloß für ihre Hauswirthe, sondern für, neben und mit den *jämmtlichen* Hausbesitzern, nach einem billigen Verhältniß herbeygezogen werden; sie müssen nicht dem *Einzelnen*, sondern der *ganzen Commune* die Last mit tragen helfen. Unterbleibt dieses, so kommt es der Justizbehörde nicht zu, aus Billigkeitsgründen eine Remedur treffen zu wollen. Von diesen Grundsätzen ist Rec. bereits vor vier Jahren bey Entwerfung einer diesen Gegenstand betreffenden Verordnung ausgegangen, und er hat keine Ursache, die deshalb getroffenen Maaßregeln zu bereuen. Daß es übrigens eben so gerecht als weise ist, den Quartierwirthen aus öffentlichen Mitteln eine Unterstützung zu gewähren, und dadurch die Einquartierungslast zu einer Staatslast zu machen, muß um so mehr dann einleuchten, wenn, wie dies bey den französischen Dispositionen oft der Fall ist, eine weite Vertheilung der Truppen nicht möglich ist. Aber irrig ist es, wenn man glaubt, daß durch eine vom Staat bewilligte Entschädigung die ganze Ansicht der Sache

geändert sey. Denn der Staat mag noch so liberal dabey zu Werke gehen: so wird die Einquartierung doch noch immer eine sehr bedeutende Vermögenslast bleiben, da, wie man aus Erfahrung weiß, eine Vergütung, welche dreyfach so groß war, als der Werth dessen, was dem gemeinen Soldaten reglementsmäßig gebührte, doch nicht hinreichte, den Wirth zu entschädigen. — Von der Einwirkung der Landstände auf die Polizeyverwaltung wird in der 4ten Abhandlung mit Recht gesagt, daß es in Deutschland verschieden damit gehalten werde. Eigentlich steht ihnen wohl nichts weiter zu, als das Recht, einen guten Rath zu geben. Ihr Rath sollte aber von den Polizey- und Regierungs-Behörden mehr berücksichtigt werden, denn manche Verfügungen dieser Behörden erfordern Local- und Detail-Kenntnisse, welche die aus allen Theilen des Landes zusammenkommenden Stände, die den größten Theil des Jahres hindurch als Privatleute leben, besser einsammeln können, als obrigkeitliche Behörden, die nur zu oft bloß durch Andere sehen müssen, und denen man nur zu oft die Sachen so sehen läßt, wie man es für gut findet. No. 10 beschäftigt sich mit dem Satze: Gesetze begründen kein *jus quæsitum*. Es ist richtig, daß Rechte, in deren Genuß man bloß wegen eines vorhandenen Civilgesetzes, wegen des *juris objectivi*, sich befindet, nicht dergestalt für *jura quæsitæ* gehalten werden können, daß man sich über Unrecht beklagen kann, wenn man durch Veränderung in der Gesetzgebung aus dem Genuß dieser Rechte gesetzt wird. Da sind denn Fälle dieser Art selten, denn die Gesetze geben uns in der Regel keine Rechte, sondern sie geben uns nur Ausichten auf Rechte, z. B. Successions-Gesetze; oder sie enthalten die Bedingungen und Modificationen, unter welchen wir vorkommenden Falles Rechte haben, z. B. Pfand- und Concurs-Gesetze. Sollen wir wirklich Rechte durchs Gesetz haben: so muß ein Factum hinzukommen, es muß z. B. der Successionsfall eingetreten, das Pfand bestellt seyn. Ist aber dieses geschehen: so ist das auf das Gesetz gegründete Recht, und das mittelst der vorhandenen Gesetzgebung erworbene Recht allerdings ein *jus quæsitum*. Die Sache verdiente einmal von allen ihren Seiten erörtert zu werden, wenn nicht die ganze Lehre von den *juribus quæsitis*, auch da, wo sie wirklich auf sehr gutem Grunde beruhen, und durch Vertrag oder sonst gültig erworben sind, anfangs zu den Antiquitäten zu gehören, und schließlich in einem Handbuche des Staatsrechts wieder so dargestellt werden wird, als sie in dem *leistiſchen* dargestellt worden ist. Die Nachtheile, welche unvermeidlich sind, man mag den Gerichtsherrn die Befugnis, ihre Hinterlassen vor ihren eigenen Gerichten zu belangen, beylegen oder absprechen, — wovon die 18te Abhandlung redet — beweisen, daß die Patrimonial-Gerichtsbarkeit dem Wesen einer guten Justiz zuwider ist. Aber freylich gehört sie zu den *juribus quæsitis*. Möchte doch die Ritterschaft im

Königreich Sachsen, auf dem bevorstehenden Landtage, auf welchem die Frage wegen der willkürlichen Entlassung der Gerichtshalter ohne Zweifel wieder zur Sprache kommen wird, durch einen patriotischen Entschluß, dieses Recht, das ohnehin wenig reelle Vortheile gewährt, dem Staate zurückgeben, dem es gehört! Wie viele Modificationen wären dann möglich, die, wenn die Staatsgewalt die Aufhebung gebietet, nicht zu erwarten sind.

Im 4ten Theile handelt die 4te Abhandlung von der Wirkung der Edictal-Ladung und dem darauf folgenden Präclusiv-Befcheide. Mit Recht entscheidet sich der Vf. für die Meinung, nach welcher die Nichterschiedenen und Präcludirten nun weiter nicht gehört werden können. Aber deswegen sollte man auch nicht so leichtsinnig dazu schreiten, und man sollte solche Mittel der Bekanntmachung wählen, die ihren Zweck erfüllen. Dieses ist aber gewiß der Fall nicht, wenn man sich auf die Insertion in ein Landesblatt einschränkt, welches wenig oder gar nicht über die Grenzen zu gehen pflegt. Auffallend ist es, daß man, so viel Rec. weiß, im Königreich Westphalen die eigentliche Edictal-Ladung unbekannter Personen gar nicht kennt. Dieses ist eine Lücke, welche bey der Sitte der Deutschen, sich in alle Welt-Gegenden zu verbreiten, mannichfaltige Unbequemlichkeiten hat. In der 8ten Abhandlung wird aus guten Gründen die Befugnis des Oberrichters, untergerichtliche Erkenntnisse *ex officio*, zum Vortheil dessen, der nicht appellirt hat, abzuändern, außerst eingeschränkt. Am besten wäre es, wenn ihm diese Befugnis ganz genommen, und wenn selbst die Adhäsion, wie auch hie und da geschehen ist, ganz aufgehoben würde. Bey dieser Gelegenheit, wo der Vf. von der *Reformatio in pejus* spricht, bemerkt er, daß er nicht von *sententiis bene latis et in pejus reformatis*, von welchen *L. I. D. de appell.* handelt, spreche: Diese werden ewig bleiben, No. XIV dürfte ein Beyspiel einer solchen *sententiae bene latae et in pejus reformatae* enthalten. Auch die höchsten Gerichtshöfe sind mit Menschen besetzt, die dem Irrthum und allen übrigen Einflüssen, unter denen der Mensch steht, unterworfen sind; sie sind es vielleicht in demselben Grade mehr, als sich ihr Geschäftskreis von dem eigentlich Praktischen entfernt, und als ihr Blick in das eigentliche menschliche und bürgerliche Leben und Gewerbe mehr beschränkt ist. No. X enthält viele richtige Bemerkungen über die Rückwirkung neuer Gesetze. Doch scheint es Rec., was die authentische Auslegung anbetrifft, daß solche nie zum Behuf der Entscheidung eines anhängigen Rechtsstreits eingeholt werden dürfe. Dahin scheint auch der *Code Napoléon* Art. 4 zu gehen. Die Wissenschaft sowohl als die Justizpflege dürfte dabey gewinnen.

(Der Beschlusse folgt zu Ende des nächsten Stücks.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 J A N U A R , 1 8 1 1 .

J U R I S P R U D E N Z .

CASSEL, in der königl. Buchdruckerey: *Bürgerliche Process-Ordnung für das Königreich Westphalen*. Zweyter Theil. Auch mit dem entgegenstehenden französischen Titel: *Code de procedure du Royaume de Westphalie*. Französisch und deutsch. 1810. 291 S. 8. (Beide Theile 1 Rthlr. 20 gr.)

Derselben enthalten in dem Bulletin der Gesetze.

Die ersten drey Bücher der bürgerlichen Process-Ordnung für das Königreich Westphalen (s. Recens. des 1 Thls. 1809. No. 179), welche bereits am 16 August 1808 von den Ständen des Königreichs als Gesetz angenommen, und am 1 März 1809 in den Gerichten eingeführt wurden, enthielten noch bey weitem nicht alle wesentlichen Theile des Processes. Sollten sie mit Nutzen zur Wirksamkeit kommen: so war es nothwendig, sie zu vervollständigen. Da im J. 1809 keine Verammlung der Reichsstände Statt hatte, sondern diese erst im Anfange des Jahres 1810 für jenes Jahr gehalten wurde: so war es, nach der Verfassung Westphalens, nicht möglich, die nothwendige Vervollständigung zeitig durch ein Gesetz zu bewirken. Sie geschah also *provisorisch* durch königl. Decrete, welche unter folgendem Titel (auch außer dem Gesetz-Bulletin) bekannt gemacht wurden:

Fortsetzung der bürgerlichen Processordnung für das Königreich Westphalen. Königliche Decrete vom 19 Januar, 10 Februar, 8 April und 15 Jul. 1809. Cassel, in der königl. Buchdruckerey 1809, mit entgegenstehendem französischem Texte (287 S. 8); wobey die Regierung noch besonders den löblichen Zweck zu erkennen gab, diese Fortsetzung vor ihrer definitiven Publication als Gesetz der Prüfung der Erfahrung zu unterwerfen. K. Decr. vom 19 Jan. 1809: . . . „in Erwägung, daß es die Zeit nicht gestattet (hat, *permet*), den Ständen unseres Königreichs eine vollständige Civil-Processordnung vorzulegen; daß ferner die Vollziehung des Gesetzes vom 16 Aug. v. J., welches nur die drey ersten Bücher derselben enthält, auf den ersten März d. J. verschoben wurde, theils um die Gerichte in Stand zu setzen, sich mit dem Geiste dieser Processordnung vertraut zu machen, theils um zu deren Vollendung Zeit zu gewinnen; daß es jedoch ferner nöthig ist, die Fortsetzung derselben, so wie

J. A. L. Z. 1811. *Erster Band.*

ihre einzelnen Theile von unserm Staatsrathe vorbereitet, und von uns genehmigt werden, bekannt zu machen; daß endlich der Drang der Umstände nicht gestattet, die Zusammenkunft der Stände zu erwarten, daß es im Gegentheile sogar vortheilhaft seyn dürfte, sich, ehe ihnen diese Fortsetzung vorgelegt wird, über deren Zweckmäßigkeit durch die Erfahrung zu belehren, und daß die Commission der Stände um so mehr im Stande seyn wird, Verbesserungen, deren dieselbe etwa bedürfen möchte, in Vorschlag zu bringen“ u. s. w.

Diese provisorischen Decrete wurden nun in der Anfangs 1810 für das Jahr 1809 gehaltenen Reichsverammlung den Ständen zur Prüfung und Sanction vorgelegt, welche denn auch, nachdem die ständische Commission verschiedene, doch nicht wesentliche, Veränderungen vorgeschlagen hatte, die auch zum Theil von der Regierung angenommen wurden, am 12 März 1810 Statt fand.

Rec. beschränkt sich darauf, hier dieses, solchergestalt sanctionirte Gesetz anzuzeigen, und dessen Inhalt kurz zu entwickeln, da die Wirksamkeit der provisorischen königl. Decrete jetzt bereits seit geraumer Zeit aufgehört hat.

Das IV Buch handelt von den *außerordentlichen Rechtsmitteln, welche wider Erkenntnisse Statt finden*. Es sind dieser vier. Es kann nämlich das beschwerende Erkenntniß die Rechte einer dritten, nicht gehörten, Person kränken — dann steht dagegen die *tierce opposition* offen; es kann das Resultat des Irrthums oder der Täuschung des Richters seyn, — die *requête civile* (*restitutio in integrum*); feines Betruges oder grober Fahrlässigkeit — die *prise à partie* (Syndicats - Klage); oder endlich, es kann der Richter bestimmte Formen oder Gesetze, im Prozesse oder bey seinem Ausspruche, verletzt haben, — die *Cassation*. Nur die bey den ersten drey genannten Rechtsmitteln zu beobachtenden Formen sind in dem gegenwärtigen Gesetze vorgeschrieben. Die Cassation, welche von dem Staatsrathe, als constitutionellem Cassationsgerichte, geschieht, hat die Bestimmung ihrer Formen in einem eigenen königlichen Decrete erhalten (Tit. 1). — Jeder Dritte kann wider ein Erkenntniß, welches seinen Rechten nachtheilig ist, in dem Falle Einspruch thun, wenn er oder diejenigen, deren Stelle er vertritt, bey dessen Ertheilung *nicht Partey waren* (das Gesetz sagt, wie der *Code de proc. franç.*, *nicht vorgeladen wurden*, ein Ausdruck, der schon von Pigeau getadelt ward, da nicht die Unterlas-

fung der Vorladung, sondern nur der *Umsland*, dass man nicht *Partey* war, zu der *tierce oppos.* berechtigten kann). Eine Gesetzgebung, die der westph. Process gänzlich aus dem französischen entlehnt hat, die aber von den französischen Appellationshöfen, vielleicht nicht ohne Grund, getadelt wurde. Denn da nach dem 1093 Art. des *Code de proc. franç.* (Art. 944 westph. Pr. Ord.) *schiedsrichterliche* Entscheidungen in keinem Falle einem Dritten entgegengesetzt werden können: so sieht man das Hinderniß nicht, wesswegen diese Bestimmung nicht auch auf die Aussprüche der Tribunale hätte ausgedehnt werden können. Richterliche Entscheidungen sind, ihrer Natur nach, Gesetze *unter den Parteyen*, und können daher nur unter diesen, so wie Verträge unter den contrahirenden Theilen (C. N. Art. 1165), ihre Wirkung äußern. Rec. gesteht also, daß er in dieser Materie der römischen Legislation (L. 63. *D. de re judic.*) vor der französischen den Vorzug giebt, und wünschte, daß die erstere in dem westph. Process beybehalten wäre. Es scheint ihm demnach, als wenn dieser Titel gänzlich in der Proc. Ordn. hätte fehlen, und durch einen, dem 944 Art. ähnlichen; *einzigen* Art. ersetzt werden können. Jedoch ist nicht zu leugnen, daß die westph. *tierce opposition* vor der französischen, durch Weglassung der hier gewiß unzweckmäßigen Processstrafen, wesentliche Vorzüge erhalten hat. — (Tit. II) Die *requête civile*, ein Institut, welches die größte Ähnlichkeit mit unserer *restitutio in integrum* hat, oder welches vielmehr eben dieses Rechtsmittel, auf den römischen Begriff zurückgeführt, ist (L. 17. *D. de minor. XXV annis*), fand sich bereits in den ältesten französischen Ordonnanzen, und kam aus diesen in den *Code de proc. fr.* Die westph. Proc. Ordn. hält sich auch hier größtentheils an diesen; bestimmt jedoch Manches genauer, und enthält den merkwürdigen Zusatz: „Die *r. c.* ist jedoch gegen solche Erkenntnisse nicht zulässig, wogegen man hätte appelliren können, die aber durch Verläumdung der Berufung rechtskräftig geworden sind;“ wodurch der Gebrauch dieses Rechtsmittels bedeutend eingeschränkt ist. — (Tit. III) Man hat hin und wieder sehr irrig geglaubt, daß in Westphalen der Oberrichter gar keine *auffehende Gewalt* über den Unterrichter habe, und daß es daher gar kein Mittel gebe, den seine Verpflichtungen verletzenden Unterrichter zu der Beobachtung der Gesetze zurückzuführen, als durch die *Syndicats-Klage* (*prise à partie*). Eine solche Vorstellung ist unrichtig. Schon der 51 Art. der Constitution schreibt vor: „Das Appellationsgericht (jetzt sind deren in Westphalen zwey) kann, auf die Denunciation des königlichen Procurators sowohl, als auf jene eines seiner Präsidenten, vom Könige die *Absetzung eines Richters* begehren, welchen es in der Ausübung seiner Amtsverrichtungen einer Verletzung seiner Pflichten für schuldig hält.“ Es ist aber eine solche Berechtigung der Appellations-Höfe nicht ohne eine *auffehende Gewalt* denklich. Eine *Partey*,

welche sich also dergestalt über ein Untergericht beschweren zu können glaubt, daß die Absetzung des Richters würde erkannt werden können, hat einen doppelten Weg, um zu der ihr gebührenden Satisfaction zu kommen. Entweder denuncirt sie dem Richter dem Appellationshofe, oder sie belangt denselben bey dem Oberrichter durch die *prise à partie*. Dieser letztere Weg ist bey weitem der gewöhnlicheren, und, da nur auf diesem *Schadens-Ersatz* zu erlangen steht, derjenige, welcher der *Partey* am vortheilhaftesten ist. Es wird der Richter durch diese Klage ganz *Partey*. Er muß also, gleich jedem anderen, vor dem Oberrichter einen Procurator bestellen, und alle Regeln des Processes beobachten. Der westph. Process entlehnte hier alle Vorschriften aus dem französischen.

Das V Buch handelt von der *Vollstreckung der Erkenntnisse*. So mannichfach die in einem Urtheile enthaltenen Auflagen seyn können: so verschieden müssen auch die Methoden seyn, wodurch sie zur Execution gebracht werden. In den *ersten fünf* Titeln d. B. werden die verschiedenen Operationen, welche gewissermaßen die Vollstreckung der Erkenntnisse vorbereiten, vorgeschrieben. Sie handeln von der Annahme der Bürgen und Sicherheitsbestellung, von der Liquidation der zu leistenden Schadloshaltung, von der Liquidation der Früchte, der Rechnungsablagen, von Berechnung der Auslagen und Kosten. Auch in diesen Titeln findet sich, mit einigen zweckmäßigen Verbesserungen, die Legislation des franz. *Code de proc.* wieder. Bey der Lehre von der Liquidation der Unkosten ist das kaiserliche Decret vom 16 Februar 1807 benutzt, wodurch die Legislation in dem *Gesetze* sehr bedeutende Vorzüge vor der in dem provisorischen königl. *Decrete* erhalten hat. In das Einzelne der Verfügungen dieser fünf Titel einzugehen, und zu zeigen, durch welche Veränderungen sie sich von der französischen Legislation auszeichnen, erlaubt der Umfang, den eine Recension billig nur einnehmen darf, nicht. Der 6te Titel giebt allgemeine Regeln über die *gezwungene Vollziehung der Urtheile und Urkunden*. Hier äußern sich die bedeutendsten Verschiedenheiten von dem gemeinen deutschen Process. Rechtskräftige Erkenntnisse, so wie gültige authentische Contracte, sind für die Theile, welche sie betreffen, von eben der Rechtsverbindlichkeit, als Gesetze für die Gesamtheit der Staatsbürger. Sie sind specielle Gesetze. Daher werden sie mit eben der äußeren Form als diese bekleidet, und können dann, ohne Concurrenz der Gerichte, von jedem Huissier, der in dem Bezirke, worin sie vollzogen werden sollen, zu instrumentiren berechtigt ist, vollzogen werden. Diese Vorschriften des französischen Processes adoptirt auch, in ihrem ganzen Umfange, die westphälische Legislation, mit einigen nicht wesentlichen Modificationen. Die bedeutendste unter diesen ist die Vorschrift: „Der Gerichtsbote muß, um eine Vollstreckung vorzunehmen, von welcher Art sie auch sey, mit einer darauf besonders gericht-

teten Vollmacht versehen seyn.“ Eine Vorschrift (die wurde auch bereits von den Appellations-Höfen Frankreichs gefodert), die im hohen Grade zweckmäßig ist; denn oft vertraut eine Parthey dem Huissier das Erkenntniß nur in der Absicht an, um solches dem Gegentheil zu insinuiren, keineswegs aber, um es schon vollstrecken zu lassen. Übrigens findet man hier in der Lehre von der Ausfertigung der Erkenntnisse, die französische Methode der Expedition authentischer Acte wieder. So wie die Originale der Gesetze und königlichen Decrete in dem Verwahr des Staatssecretariats und Staatsraths bleiben, und nur die von dem competenten Minister legalisirten Expeditionen ausgehändigt werden; so wie die von den Partheyen eigenhändig vollzogenen Original-Notariats-Acte von dem Notar aufbewahrt werden müssen, welcher nur Expeditionen davon aushändigt: so bleiben auch die von dem Präsidenten und Greffier unterzeichneten Originale (*Minuten*) stets in der Registratur des Tribunals-Secretariats. Die executorische Expedition wird *lediglich von dem Greffier* unterschrieben, der dadurch die wörtliche Übereinstimmung derselben mit dem von dem Präsidenten und ihm unterzeichneten Originale documentirt. Es ist daher ein bedeutender Irrthum, wenn hin und wieder im Königreiche Westphalen die Tribunals-Präsidenten eigenhändig die Expeditionen unterzeichnen, und sich so in Geschäfte mischen, welche ihnen keineswegs von dem Gesetze übertragen sind. Ihr Geschäft besteht darin, das Original zu unterzeichnen, nicht die der Parthey auszuhändigende Expedition, gleich viel ob diese in executorischer oder nur in authentischer Form abgefaßt ist. (Pr. Ordn. Art. 93. 94.)

Es giebt nach dem französischen, und eben so nach dem westphälischen Proceß, vier Arten der Arrestanlegung auf bewegliche Sachen (*Saisies mobilières*). Die *erste* ist die *Saisie-arret*, im französischen Proceß auch *Opposition* genannt, durch welche man diejenigen Effecten eines Schuldners mit Arrest belegt, welche sich in den Händen eines *Dritten* befinden. Die *zweyte* ist die *Saisie execution*, durch welche körperliche bewegliche Gegenstände, die sich im Gewahrsam *des Schuldners selbst* befinden, auf das Ansuchen des Gläubigers, unter die Gewalt der Justiz gelegt werden, um in derselben so lange zu bleiben, bis durch den Verkauf jener Gegenstände der Gläubiger befriedigt ist. Die dritte ist die *Saisie-brandon*, wodurch ein Gläubiger die seinem Schuldner gehörigen, noch nicht von dem Boden getrennten, *Feldfrüchte* in Beschlag nehmen läßt, um aus ihnen seine Befriedigung zu erhalten. Die *vierte* ist die *Saisie des rentes constituées*, wodurch Beschlag auf *Renten* und *Grundzinsen* gelegt wird. Diese verschiedenen Arten der Arrest-Anlegungen, und die dabey zu beobachtenden mannichfaltigen und größtentheils bey Strafe der Nichtigkeit vorgeschriebenen Formen handeln die Titel VII, VIII, IX und X ab, da hingegen der Tit. XI bestimmt, auf welche Art diejenigen Summen, wel-

che aus dem Verkaufe der mit Arrest belegten Gegenstände gelöst wurden, unter die Gläubiger nach dem Verhältnisse ihrer Foderungen zu *vertheilen* sind. Sehr häufig finden sich auch in diesen Titeln Abweichungen von dem französischen Verfahren, welches jedoch größtentheils wörtlich zum Grunde liegt. Übrigens gesteht Rec., daß er gewünscht hätte, die grausame französische *Saisie-brandon* im westph. Proceß nicht wieder zu finden. Durch diese *Saisie* können die sämmtlichen auf dem Halme stehenden Früchte eines Landguts, auf den Grund eines authentischen Titels, mit Arrest belegt und verkauft werden. Wovon soll aber dann der ausgepfändete Schuldner im nächsten Winter subsistiren? — Sollte hier nicht der Fall eintreten, daß Privatrechte des Gläubigers dem allgemeinen Besten, einem vorzüglicheren Rechte, nachstehen müßten? — Doch Rec. hofft hier, besonders in den jetzigen traurigen, geldarmen Zeiten, auf eine Modification der gegenwärtigen Legislation, die gewiß in Westphalen, wo so viele weise und gute Männer an dem Wohle des Staates arbeiten, nicht fehlen wird, sobald man die nachtheiligen Folgen der *Saisie-brandon* wird zu beobachten Gelegenheit haben; und gewiß wird diese Gelegenheit nicht fehlen, sobald hartherzige um das gemeine Beste nicht bekümmerte, Gläubiger erfahren werden, was für ein Mittel ein executorischer Titel in ihre Hände legt, zu ihren Foderungen zu kommen. Bey einer Materie von so hoher Wichtigkeit ist es Pflicht, nicht zu schweigen: und wo ist ein Land, wo es mehr als in Westphalen erlaubt wäre, diese Pflicht auszuüben?

Die Legislation, nach welcher die *Vertheilung* der durch die verschiedenen *Saisies mobilières* gekommenen Gelder *unter die Gläubiger* geschieht (Tit. XI), ist nicht aus den älteren französischen Ordonnänzen entlehnt, welche von diesem Gegenstande gänzlich schwiegen, sondern sie ist lediglich den Verfassern des *Code de proc. franç.* zu verdanken. Die westph. Legislation hat die französische, doch mit mehreren nützlichen Modificationen, aufgenommen. Übrigens hat das ganze Distributions-Verfahren die größte Ähnlichkeit mit dem, welches der gemeine Proceß vorschreibt. Die einzige wesentliche Verschiedenheit besteht darin, daß dasjenige, welches nach diesem das ganze Gericht vorzunehmen hat, nach jenem von einem Commisär vorgenommen wird, der erst am Ende des Verfahrens, und zwar lediglich in dem Fall, daß solches angegriffen werden sollte, dem Tribunale Bericht abtattet. T. XII. In keinem Theile der Proceß-gesetzgebung waren wichtigere und nothwendigere Verbesserungen anzubringen, als in der Lehre von der *Arrest-Anlegung auf unbewegliche Sachen*, von welcher der Appellationshof zu Douai sagte: „elle sera décuie des plus habiles praticiens.“ Schwerlich kann sich Jemand, der den französischen Proceß nicht kennt, einen Begriff von der unendlichen Menge, größtentheils bey Strafe der Nichtig-

keit vorgeschriebener, Formen machen, welche in Frankreich zu beobachten sind, um dahin zu gelangen, daß ein Grundstück zum Besten der Gläubiger gerichtlich verkauft werde. Die Kosten aller dieser Formen sind ungeheuer, und wahre Goldgruben der Procuratoren und Huissiers. Wehe dem armen Schuldner, den das Unglück einer *Saisie immobilière* betrifft! Unbegreiflich ist es, wie man ein solches Verfahren hat in Frankreich adoptiren können, nachdem durch das Gesetz vom 11 Brumaire des Jahres 7 ein ungleich zweckmäßigeres eingeführt war. Bey der Abkürzung der Formen jenes zwecklosen Verfahrens zeigt sich die westphälische Legislation in ihrem schönsten Lichte. Eine große Menge jener Formen, bestehend in Mittheilungen von Abschriften, *Visa's*, Anschlägen, präparatorischen Zuschlägen u. l. w., sind unterdrückt, und das ganze Verfahren so sehr vereinfacht, wie es nur der Geist eines Processes, in welchem der Richter nur Richter ist, irgend erlauben wollte. Westphalens Bürger können hier nicht genugamen Dank dem königl. Staatsrathe darbringen. Tit. XIII. Jede einen Nebenpunct bey dem Verfahren über die Beschlaganlegung auf unbewegliche Sachen betreffende Streitigkeit wird summarisch entschieden. Die Art und Weise, wie dieses in den einzelnen Fällen geschieht, weicht nur in Kleinigkeiten von dem französischen Verfahren ab. Tit. XIV. In dem Rangbestimmungs - Verfahren enthalten die Artikel 680 und 681 eine der französischen unendlich vorzuziehende Legislation. Auch diese ladet zu einem gütlichen Arrangement unter den Gläubigern ein, und bestimmt dazu die Frist von einem Monate, aber ohne die Ausführungs - Methode anzudeuten. Die westph. Pr. Ordn. enthält diese auf eine sehr zweckmäßige Art. Weniger bedeutend, doch keineswegs sparsam angebracht, sind die zweckmäßigen kleinen Abänderungen des französischen Processes in dem 6ten - Buche, welches in 12 Titeln von dem *Verfahren in einigen besonderen Fällen*, und im 7 Buche, das von dem *bey Eröffnung der Erbschaften eintretenden Verfahren*, in neun Titeln handelt. Das achte, in einem Titel bestehende Buch handelt von *schiedsrichterlichen Entscheidungen*, und ist fast wörtlich aus der französischen Proc. Ordn. entlehnt. Rec. bedauert, daß ihm der Raum nicht gestattet, auch über diese letzteren drey Bücher seine einzelnen Bemerkungen mitzuthemen, welches er aber um so mehr unterlassen zu müssen glaubte, da diese letzteren Vorschriften von der Art sind, daß sie schon aus dem Geiste des Processes, welcher die ersten Bücher in seinen wesentlichen Theilen entwickelt, so entspringen mußten, wie sie vorgeschrieben sind. Sie sind nur als einzelne specielle Vorschriften anzusehen.

Nach dem hier Dargestellten wird nun der Leser finden, daß die westphälische Pr. Ordn. nichts als ein *Codex repetitae praelectionis* der französischen ist. Dieses und nichts anders wollte und

konnte sie auch nur seyn, da eine jede andere Verfahrensart zum Gesetzbuche Napoleons wenig gepaßt haben würde. Die Verbesserungen mußten daher auch im Geiste des Ganzen bewerkstelligt werden; und in der That ist dieses geschehen. Die mehresten Verbesserungen sind selbst auf französischem Boden entstanden; denn sie sind oft wörtlich aus französischen Schriftstellern und aus den Bemerkungen der Appellationshöfe Frankreichs zu dem *Code de proc. franç.* entlehnt. Wichtige Beyträge lieferten die Werke der Hnn. *Bavoux* und *Loiseau*, deren unter dem Titel *Praticien français* bekannter Commentar über den *Code de proc. franç.* eine der besten Schriften über dieses Gesetzbuch ist. Aus dem Werke *Pigeau's* sind, nach der Bemerkung des Rec., weniger Verbesserungs - Vorschläge angenommen. Manches verdankt der westph. Process dem gemeinen deutschen Verfahren, und sehr Vieles den eigenen praktischen Ansichten der berühmten Staatsmänner, welchen der König die Abfaffung des *Projectes* aufgetragen hatte. F k.

*Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen
Recension*

von

**Berg's juristischen Beobachtungen und
Rechtsfällen.**

In No. XXI soll die Strafbarkeit der Selbstbefreyung der Gefangenen erwiesen werden. Rec. hat jedoch immer noch erhebliche Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit der Bestrafung einer Handlung, welche von der einen Seite vom Staate, wenn er thut, was ihm zu thun obliegt, ganz verhütet werden kann, und die von der anderen Seite nichts weiter ist, als was man, nach der Einrichtung der menschlichen Natur und nach der Lage der Dinge, von einem jeden Gefangenen erwarten kann. Es ist gleichsam das *naturale, quod praesumitur*, und wogegen daher die ganze Behandlung gerichtet ist, und was endlich durch die Androhung einer Strafe allein nie verhütet werden wird. Eine strengere Aufsicht, festere Verwahrung, härtere Disciplin des Entwichenen und Wiederertappten ist eine natürliche Folge seiner Handlung, und diese kann so viel Unannehmlichkeiten mit sich führen, daß dadurch, in sofern die Hoffnung einer gänzlichen Erlösung von einem Übel durch die Furcht vor einem größeren Übel geschwächt und unwirksam gemacht werden kann, eben so viel zu erreichen ist, als durch Verhängung einer neuen Strafe. Das Schwert des peinlichen Richters gehört zu den nothwendigen gesellschaftlichen Übeln; es darf daher nur dann gezuckt werden, wenn es die Noth erfordert. Der Rigorismus der neueren Gesetzgebung ist es daher gewiß nicht, der die Gesellschaft und die Menschheit weiter bringen wird. PN.

J E A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 J A N U A R, 1811.

M E D I C I N.

DRESDEN, b. Arnold: *Organon der rationalen Heilkunde* von Samuel Hahnemann. 1810. XLVIII and 222 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Der Gang, den die heilende Kunst von ihrem Ursprunge an genommen hat, und noch nimmt, erinnerte immer an den Kreis, in welchem sich jede Wissenschaft, unter mancherley Rückschritten, dennoch zur Vollkommenheit unaufhaltsam fortchreitend, bewegt. Unwissenheit und Glaube bezeichneten auch der Heilkunst früheste Kindheit, aus welcher sie mit dem Sammeln historischer Kenntnisse in die Periode eines empirischen Wissens überging. Kaum aber war ein Schatz von solchen, auf empirischem Wege erhaltenen Kenntnissen vorhanden, als ihn auch schon die mancherley, von jeher wie Ebbe und Fluth wechselnden Schulphilosophien unter ihre Herrschaft nahmen, ihn weniger veredelten oder vortheilhaft verarbeiteten, als durch transcendente Speculationen, scholastische Formeln und unverständliche Wortbildungen verunstalteten. Indessen wurde doch hiedurch ein Bestreben erregt, durch welches die Medicin sich eben so sehr über das Gebiet einer gemeinen Empirie zu erheben, als den ihr angelegten Fesseln einer unfruchtbaren Dialektik wieder zu entwenden suchte. Sie warf sich deshalb mehr als einmal in die Arme der Mystik, um ihren Durst nach Wissenschaft und Wahrheit zu stillen. Leider fand sie aber auch hier gemeiniglich statt der gesuchten Kenntnisse nur Ahnungen und Träume, unverständliche Worte, und Täuschung mit poetischen Phrasen, Rhythmus und Spiel. In dieser Lage haben wir sie auch gegenwärtig gesehen. Indessen konnte diese Täuschung nie lange dauern; denn der Verstand vermiste nur zu bald den Sinn der mystischen Worte, fühlte die Leere der dichterischen Phrasen, und forderte wahres Wissen. Daher sehen wir auch jetzt allmählich Alles in die Grenzen einer vernünftigen, von der Philosophie des nüchternen Menschenverstandes geleiteten Empirie zurückkehren, den fast ausgearteten Trieb zum Umfassenden und Allgemeinen wieder mit einer wahren, auf Naturanschauung gegründeten Erfahrung in das nothwendige Gleichgewicht treten, und eine Zukunft sich vor unserm Blicke öffnen, die uns allerdings schätzbare Früchte des gegenwärtigen großen Kampfes der Wissenschaften verspricht.

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

So hat man unter anderen in der qualitativen Pathogenie der neueren Schule, und in der Theorie ihres Urhebers von dem abnormen Hervortreten der Dimensionen, eine für Wissenschaft und Kunst erspriesliche Ansicht gewonnen, welche auch gründliche Praktiker schon früher geahnet zu haben scheinen, und die uns, so wie besonders auch das glückliche Zusammentreffen der Theorie mit den bisherigen Erfahrungen über die specifischen Mittel, zu der Einsicht führt, daß unsere Heilmethode weniger allgemein gemacht werden, und es unser Bestreben seyn müsse, bey dem verschiedenen Verhalten der Dimensionen und der ihnen materiell entsprechenden organischen Systeme und Organe in Krankheiten, auf Mittel zu denken, welche sich durch deutliche Wirkungen auf gewisse abnorme Zustände dieses oder jenes Organs oder organischen Systemes auszeichnen, und also in einzelnen Krankheitsfällen nach bestimmteren Kriterien als bisher ausgewählt werden können. Für jede einzelne Krankheitsform aber ein specifisches Mittel suchen, heisst sich schon wieder dem anderen Extrem nähern, und die Medicin, indem sie allem wohlthätigen Einflusse einer vorsichtigen, nicht ausschweifenden, die gesammte Masse vorhandener besserer Erfahrung berücksichtigenden Philosophie gänzlich entzogen wird, in den Sumpf der gemeinsten Empirie zurückfallen. Da nun gerade dieß der Hauptzweck der vor uns liegenden Schrift ist: so fühlt sich Rec. zur gewissenhaftesten Würdigung derselben um so mehr verpflichtet, je geeigneter er dießes die Aufmerksamkeit so sehr anregende literarische Phänomen findet, die von allerley Lehre so leicht hin und her zu bewegenden Schwachen zu täuschen, und je schmeichelnder es einen großen Theil des ärztlichen Publicums; der, allen höheren Principien feindlich abgeneigt, unweise nur der rohen Erfahrung huldigt, ansprechen dürfte.

Die Basis, welche dieses erkünstelte *Organon* stützt; ist aus dem zweyten Bande des hufeland'schen *Journal*s, ferner aus des Vfs. *Fragmentis de viribus medicamentorum*, und noch mehr aus einem Briefe bekannt, den der Vf. dem großen Publicum im *allgemeinen Anzeiger der Deutschen* vom Jahre 1808. No. 343 zum Besten gab, und dessen Rec. hier um desswillen gedenkt, weil er gleichsam den Prolog zu diesem *Organon* bildet, die Geschichte der Entstehung desselben enthält, und also wesentlich damit zusammenhängt. Möchten die Gründe, die den Vf. bewogen, jene so auffallende Epistel einem Blat-

te von so unbefchränkter Publicität einzuverleihen; seyn welche sie wollten: unrühmlich und eines wahren Gelehrten unwürdig bleibt es immer, aus einem solchen Tone, wie der jenes Briefes ist, von seinen Berufsgenossen vor dem grofsen Haufen zu sprechen. Überhaupt ist jener Brief nichts als ein groteskes Quodlibet, eine Mischung von halb wahren mit unwahren Sätzen und übel angewandten Wahrheiten; von Ausdrücken einer angenommenen frömmelnden Schwärmerey mit Ausfällen einer sarkastischen Schmähsucht; von affectirter Gewissenhaftigkeit mit unglaublicher Prahlerey. In einer Sprache, die uns an die verabscheuete Arroganz des Paracelsus erinnert, versichert der Vf. in diesem Briefe, dafs er schon in einer achtjährigen Praxis erprobt habe, was sich nach *Börhaave* und *Gaubius*, was sich nach *Stoll*, *Quarin*, *Cullen* und *de Hün* erheilen lasse; dafs er das Labyrinth, in welches diese hochgerühmten Meister der Kunst führen, kennen gelernt, und nur er den Faden der Ariadne entdeckt habe, der uns alle — seine blinden Kunstgenossen — aus diesem Labyrinth erretten kann. Er entdeckte den einzigen heilbringenden, den homöopathischen Heilweg; er betrat ihn allein, mit eigenen Kräften, mit eigenen Hilfsmitteln, und ging ihn getroßt und mit Glück.

Nach dieser lange vorangegangenen, pomphaften Ankündigung erschien denn jetzt dieses *Organon der Heilkunde*, das uns mit des Vfs. ganzer Theorie umständlich bekannt macht, und von deren Hauptmomenten wir zuvörderst eine ununterbrochene Übersicht geben, unsere Kritik aber alsdann erst folgen lassen wollen.

Es gab bisher kein rationelles Heilverfahren. Man heilte nicht nach feststehenden Gründen, sondern nach sehr verschiedenen Heilzwecken, unter anderen auch nach der palliativen Regel: *contraria contrariis curentur*. Aber gerade im Gegentheil hiervon hat der Vf. die Wahrheit — ein ächtes Heilverfahren — gefunden. Wähle, so heifst die Grundlehre desselben, um sanft, schnell und dauerhaft zu heilen, in jedem Krankheitsfalle eine Arznei, welche ein ähnliches Leiden (*ὁμοιον νόσος*) von sich erregen kann, als sie heilen soll (*similia similibus curentur*)! Jede Krankheit besteht aus einer an sich nicht erkennbaren Veränderung im Inneren des menschlichen Organismus, und aus einer merkbaren Veränderung des Befindens im Auseren (Symptomen-Inbegriff). Beide sind wechselseitig und durch einander bedingt, und beide zusammen sind die Krankheit selbst. Da nun aber die Gestalt der Krankheit, d. i. ihre wahrnehmbaren Zeichen, der Complex aller Symptome, das einzige Wahrnehmbare an der Krankheit ist —: so mufs dieser Symptomencomplex, dieses nach aufsen reflectirte Bild der Krankheit, das Einzige seyn, wodurch es von Seiten der Krankheit möglich wird, ein Heilmittel für sie aufzufinden, das Einzige, was die Wahl des angemessensten Heilmittels bestimmen kann. Und da das innere Wesen der Krankheit mit den äufseren

Symptomen Eins ist: so mufs durch die Tilgung aller Symptome auch das im Inneren des Organismus krankhaft Veränderte getilgt werden, und nur Gesundheit übrig bleiben. Hieraus folgt, dafs der Heilkünstler blofs den Inbegriff der Symptome hinwegzunehmen hat, um die Krankheit selbst zu heben. — Dafs in den Arzneien ein heilendes Princip vorhanden sey, ahndet der Verstand, aber sein Wesen ist uns auf keine Weise erkennbar, blofs seine Äufserungen und Mitwirkungen lassen sich in der Erfahrung abnehmen. Da nun dieses heilende Princip an sich nicht erkennbar ist, und in reinen Versuchen, selbst vom scharfsinnigsten Beobachter, an Arzneien sonst nichts, was sie zu Arzneien machte, wahrgenommen werden kann, als jene Kraft, im menschlichen Körper deutliche Veränderungen seines Befindens hervorzubringen, besonders aber den gefunden Menschen, umzustimmen, und mehrere bestimmte Krankheitsymptome in und an demselben zu erregen: so folgt, dafs, wenn die Arzneien als Heilmittel wirken, sie ebenfalls nur durch diese Symptomenenerregung ihr inneres Heilprincip an den Tag legen, und ihr Heilvermögen in Ausübung bringen können, und wir uns also einzig an die krankhaften Zufälle, die die Arzneien im gefunden Körper erzeugen, zu halten haben, um zu bestimmen, welche unter den einzelnen Arzneien dem jedesmaligen Krankheitsfalle am angemessensten sey, sobald gefunden ist, worauf diese Angemessenheit beruhe. Da nun zur Heilung der Krankheiten blofs ihre sämtlichen Symptome hinweggenommen werden dürfen, und die Arzneien ihre Heilkraft blofs durch ihr Vermögen, Krankheitsymptome zu erzeugen, bewähren: so folgt, dafs eine Arznei nur dadurch zum Heilmittel einer Krankheit werden kann, dafs von gewissen Symptomen, die das Heilmittel erzeugt, gewisse Symptome der Krankheit aufgehoben und vertilgt werden. Und da sich in der Erfahrung findet, dafs diejenige Arznei, welche in ihrer Einwirkung auf den gefunden menschlichen Körper alle die Symptome zu erkennen gegeben hat, die die zu heilende Krankheit in sich fafst, bey ihrem arzneyliehen Gebrauche in derselben auch den ganzen Complex der Krankheitsymptome, die ganze gegenwärtige Krankheit, aufhebe und in Gesundheit verwandle: so läfst sich nicht zweifeln, dafs das Gesetz gefunden sey, nach welchem diese Arznei auf diese Krankheit heilbringend gewirkt habe, das Gesetz: gleichartige Symptome dieser Arznei heben Symptome gleicher Art in dieser gegebenen Krankheit auf. Da es nun aber durch die Erfahrung durchaus aufser Zweifel gesetzt ist, dafs alle Arzneien die ihnen an Symptomen conformen Krankheiten ohne Ausnahme schnell, gründlich und dauerhaft heilen: so hindert uns nichts, festzusetzen, dafs das Heilvermögen der Arzneien auf ihren mit der Krankheit übereinkommenden Symptomen beruhet. Dieses ewige, allgemeine Naturgesetz beruhet auf dem Satze, dafs immer nur eine einzige Krankheit im Körper bestehen kön-

ne; daher durchaus eine Krankheit der anderen weichen müsse, und entweder, bey ungleichartigen Krankheiten, die eine so lange suspendirt werde, bis die andere ihren Verlauf gehalten habe, oder, bey gleichartigen Krankheiten, die stärkere die schwächere gänzlich aufhebe, und homöopathisch vertilge. Auf diesem, uns von der Erfahrung aufgestellten Gesetz der Menschennatur, daß Krankheiten bloß von gleichartigen Krankheiten vernichtet und geheilt werden, beruht das große homöopathische Heilgesetz, daß eine Krankheit bloß von einer Arznei vernichtet und geheilt werden kann, welche eine gleichartige und ähnliche Krankheit zu erzeugen geneigt sey; denn die Effecte der Arzneien für sich sind nichts anderes als künstliche Krankheiten. Demnach beschränkt sich nun auch das ganze Heilgeschäft auf die Erforschung dessen, was dem Arzte von der Krankheit zu wissen nöthig ist; dann auf die Erforschung der als Gegenkrankheit zur Heilung der natürlichen Krankheit bestimmten krankmachenden Potenz — der Arznei —; und endlich auf die zweckmäßigste Anwendung dieser künstlichen Potenzen — Arzneien — zur Heilung der natürlichen Krankheiten.

Diese drey Punkte erörtert der Vf. nun umständlich, und mit seiner bekannten Gabe der sophistischen Überredungskunst. Rec. würde aber viel zu weitläufig werden, wenn er auch die Ausführung dieser drey Momente hier im Auszuge zu geben versuchen wollte. Aus dem nämlichen Grunde kann er sich auch nicht auf eine umständliche Widerlegung aller Sätze, die derselben fähig sind, hier einlassen: nur die Würdigung der vorzüglichsten Grundlage des Ganzen, mit der alles Übrige steht oder fällt, kann hier Statt finden; vielleicht daß er an einem anderen Orte eine umständliche Entwicklung der sinnreichen Benutzung und erkünstelten Zusammenstellung der Thatfachen, die der Vf. zu seinen Beweisen braucht, und eine deutliche Enthüllung seiner Schlüsse von dem sie täuschend bedeckenden Schleyer der Sophistik vorzunehmen Gelegenheit findet.

Die Grundlage der ganzen Theorie des Vfs. ist ein angebliches Naturgesetz, daß nämlich nicht mehrere Krankheiten gleichzeitig im Körper bestehen können. Nun ist es zwar wahr, daß oft eine schon vorhandene Krankheit durch eine hinzukommende neue gehoben, oder auf so lange, als die neue ihren Verlauf hält, suspendirt wird: keines von beiden geschieht aber in der Regel, sondern nur unter gewissen Umständen und aus selten bekannten Bedingungen. Lustseuche und Krätze verlaufen oft neben einander; Scorbut und Syphilis finden sich so oft in Gemeinschaft; Wechselfieber und Wasserfucht bestehen eben so oft beysammen, als sie mit einander abwechseln; Gicht und Goldaderfluß treffen so häufig zusammen, und ein z. B. allgemein herrschender Katarrh gesellt sich fast zu allen intercurrenten Krankheiten. Berufst sich der Vf. hingegen auf einzelne Beyspiele, die wir nicht ab-

leugnen mögen: so beweisen diese zwar die Möglichkeit solcher abweichender Fälle, keinesweges aber das Naturgesetz, auf welches er sich bezieht, und von dem da gar nicht die Rede seyn kann, wo die Mehrheit der Erfahrungen den Fällen entgegensteht, auf die ein solches Gesetz sich gründen soll. Und dasjenige Gesetz des menschlichen Organismus, welches gewissermaßen hierher gezogen werden könnte, nämlich daß nicht in einem und demselben Nerven zwey Reizungen von zwey specifisch verschiedenen Potenzen bestehen können, kann ebenfalls nicht den *hahnemann'schen* Satz ganz bestätigen.

Eben so verhält es sich mit denjenigen vom Vf. angeführten Erfahrungen, welche die homöopathische Heilkraft der Arzneien darthun sollen. Manche derselben beweisen nichts als das Schwankende und Unbegründete der Theorie des Vfs. So soll die Arnica die Folgen der Stöße und Quetschungen, als Seitenstechen, Brechreiz, krampfhaftes, stechendes, brennende Schmerzen in den Hypochondern u. s. w. darum so glücklich heilen, weil sie eben solche Zufälle erregt. Wäre das Letztere wirklich die Ursache von Ersterem: so würde folgen, daß kein anderes Mittel jene Folgen der genannten Verletzungen heilen könnte, und lediglich nur die Arnica in jenen Fällen als Heilmittel angezeigt sey. Wenn kann es aber wohl unbekannt seyn, daß in den beschriebenen Zufällen, die auf obige Verletzungen folgen, das Aderlassen dasjenige Heilmittel sey, welches zwar in allen seinen Wirkungen auf den menschlichen Organismus nichts mit jenen Zufällen der Quetschung und des Stosses gemein hat, und doch diese, bis etwa auf das Äußerliche und Locale, meistens einzig und allein zu heben im Stande ist? Wer die Kräfte und heftig reizenden Eigenschaften der Arnica kennt, und nur nicht ganz mittelmäßige Erfahrung hat, der wird es nicht wagen, mit Hn. H. alle Rücksicht auf Alter, Körperbeschaffenheit und andere Umstände und Anlagen aus den Augen zu setzen, und sich bloß auf ein Mittel zu verlassen, welches gegen eine und dieselbe Krankheit einmal hilfreich seyn, und vielleicht zehnmal schädlich wirken kann. — Die Belladonna hat im Gefolge ihrer Wirkungen auf den Gefunden allerdings so viele Zufälle, die denen der Hundswuth so ganz und auffallend entsprechen, und dennoch hilft sie so selten in dieser Krankheit. — Das Beyspiel der Kuhpocken, das der Vf. — beyläufig gesagt — ungenau und auf vielerley Weise zu seinem Vortheil zu nutzen bemüht ist, kann er eigentlich gar nicht mit Grunde für seine Theorie anführen. Denn er spricht von wirklicher, homöopathischer Heilung schon ausgebildeter Krankheiten: die Kuhpocken vermögen aber nichts gegen die schon ausgebrochenen Menschenpocken, so wie auch das Menschenpockengift nichts gegen die bereits völlig entwickelten Kuhpocken vermag, und die Schutzkraft der Kuhpocken wider die Menschenpocken liegt ganz außer der Sphäre des homöopathischen Systems. So sind alle die Beyspiele, welche Hn. Hs. Ideen von

der homöopathischen Wirkung der Arzneyen zur Stütze dienen sollen, geßichtlich zum Vortheil dieser Ideen gedeutet, und das Wahre, das in Beziehung auf des Vfs. Theorie wirklich in denselben liegt, führt zu weit nützlicheren, und für die Heilkunde ersprieslicheren Resultaten, als Hr. H. daraus gezogen hat und zu ahnden scheint. Denn das Princip, für jeden Krankheitsfall eine Arzney zu erforschen und auszuwählen, die ganz genau eben solche Krankheits-Erscheinungen im gefunden Menschen hervorbringen kann, als das zu heilende Übel darstellt, führt, so allgemein befolgt, wie es vom Vf. aufgestellt wird, nicht nur zur verächtlichsten Empirie zurück, sondern auch weit mehrere Kranke zu Grabe, als die den Ärzten von Hn. H., in jener samösen Epistel, ziemlich unartig vorgeworfene Unsicherheit ihrer bisherigen Heilmethoden.

Wenn eine Arzney genau dieselben Erscheinungen zu bewirken im Stande ist, als schon im Kranken vorhanden sind: so muß sie auch genau dieselben Veränderungen im Inneren des Körpers bewirken, die schon die Krankheitsursache in demselben bewirkt hat. Denn was im menschlichen Organismus einerley Erscheinungen erregen soll, muß genau einerley Veränderungen in demselben bewirken. Wie kann nun aber der Reiz einer Arzney, der dem vorhandenen thätigen Krankheitsreiz ganz homogen ist und wirkt, die Krankheit heben, da beide Reize einerley Reaction im Organismus bewirken, und also einerley Product geben? Ist der Krankheitsreiz, von dem die Symptome der Krankheit, mithin die Krankheit selbst abhängt, stärker als der ihm homogene Reiz des applicirten Arzneymittels: so wird der letzte gar nicht empfunden; ist aber dieser stärker: so erhöht er die schon vorhandene Reaction, ohne sie zu verändern, und verstärkt mithin die Krankheit. Es ist kaum nöthig, dies durch ein Beyspiel zu belegen, und man kommt ohnehin bey der Wahl solcher Beyspiele in dieser Sache in Versuchung, sie unter einen lächerlichen Gesichtspunct zu stellen. Die Synocha bietet solche Symptome dar, die alle durch starke Gaben eines guten Branntweins im gefunden Menschen hervorgebracht werden können. Folglich ist, nach homöopathischen Grundsätzen, in diesem Fieber nichts zweckmäßiger als Branntwein. — Der Schwefeldampf bringt einen erstickenden Husten mit ängstlicher, pfeifender Inspiration hervor, der dem Keichhusten völlig ähnlich ist. Was ist also nach jenem Princip vernünftiger, als daß man die Keichhustenkranken Schwefeldampf einathmen lasse? Der Rauch bringt Augenentzündungen zu Wege: also sperre man Personen mit ähnlichen Augenentzündungen in Rauchkammern, und räuchere ihre Augen gut durch. Man sieht hieraus, zu welchen tollen Folgerungen der unbedingte Satz: *similia similibus curentur*, führen kann: Und der entgegengesetzte Grundsatz: *contraria contrariis curentur*, wird, richtig aufgefaßt, selbst in palliativer Hinsicht, zur temporellen Unterstützung des allgemeinen rationellen Verfah-

rens, ewig seinen Werth behalten, so bitter ihn auch Hr. H. tadelt. Wie wohlthätig ist es, bey Nervenfebern mit Schlaflosigkeit und wilden Delirien, den Kranken mit Mohnsaft zu beruhigen, um die heillose Erschöpfung der Kräfte aufzuhalten, und für das Hauptverfahren mehr Platz zu gewinnen!

Alles, was der Vf. über die Identität der nächsten Ursache mit der Krankheit selbst sagt, ist eitel sophistisches Raisonement über einen längst abgethanen Gegenstand, und es bleibt jener alte Unterschied zwischen der nächsten Ursache der Krankheit und der Krankheit selbst, wenn er auch nur ein logischer, in der Natur des kranken Organismus nicht hinreichend begründeter wäre, doch für den praktischen Arzt in vieler Hinsicht wichtig, und besonders für den so gern nach Symptomen haschenden Anfänger von großem Vortheil.

Wenn ferner die Ärzte das, was der Vf. von der Verschiedenheit gleichbenannter Krankheiten gesagt hat, nicht schon von jeher gewußt hätten: dann verdienten sie den ihnen von Hn. H. gemachten Vorwurf, noch nie eine rationelle Heilkunst gehabt zu haben. Wer hat aber je daran gezweifelt, daß z. B. unter fünfzig Ruhrkranken vielleicht nicht zwey oder drey, streng verglichen, auf die nämliche Weise krank sind, und ganz auf einerley Art geheilt werden können, oder daß die Harntruhr in jedem Individuum sich verschieden äußern könne? Sollen wir aber mit dem Vf. alles Generalisiren aufheben, jede individuelle sich uns darbietende Krankheit als ein eigenes, nie wieder so in der Erscheinung vorkommendes, Übel betrachten, und, nach Maßgabe seiner Symptome, auch ein eigenes homöopathisches Arzneymittel dafür erforschen: so haben wir große Ursache, uns über diejenigen Reformatoren zu beklagen, welche so viele Kräuterkästen und andere Büchsen aus unseren Apotheken weggeschafft haben.

Die bey'm Kranken-Examen eingeschränkte Genauigkeit kann nicht genug empfohlen werden; und besonders in verwickelten Fällen die wichtigsten Data wenigstens aufzuzeichnen, ist eine Maxime, die Rec. schon längst befolgt hat, und aus wichtigen Gründen empfehlen muß. Jedoch muß dieses Aufzeichnen allerdings mit einer Manier geschehen, die dem Examen nicht das Ansehen eines Inquisitionsgerichts giebt.

Schließlich wünscht Rec. noch, daß diese merkwürdige Schrift, die ihrer Sonderbarkeit wegen gewiss viel gelesen werden dürfte, Niemanden zu einem vagen Experimentiren verleite, und daß die in Kurzem erscheinende homöopathische Arzneymitteltellehre desselben Vfs. unsere Kenntniß der Arzneyen von einer für uns wichtigeren Seite, als die homöopathische ist, vermehre, widrigenfalls ihr, wie diesem Organon der rationellen Heilkunde, nur eine sehr ephemerische Existenz zu versprechen, und dem ganzen homöopathischen System das Schicksal der *reich'schen* Fiebertheorie vorauszulagen seyn dürfte.

DFI.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 9 JANUAR, 1811.

PHILOSOPHIE.

BAMBERG, b. Göbhardt: *Die Verstandeslehre*, von G. M. Klein, Professor zu Bamberg. 1810. 170 S. gr. 8. (20 Gr.)

Es ist zu erwarten, daß diese Schrift zur Berichtigung der Urtheile über die Logik das Ihrige mit gutem Erfolg beynagen werde. *Reinkold* wird sich überzeugen, daß das sophistische Spielen mit dem Satze des Widerspruchs keinesweges ein der Logik angeborener Naturfehler sey, und daß *dieser* Logiker die Kraft des gehaltvollen Selbstdenkens hat, und reelles Denken vom bloßen Vorstellen (welches auch leere Imagination und Abtraction seyn kann) sehr wohl zu unterscheiden weiß. Andere, die von der Logik nichts weiter wissen wollen, als was sie sich aus scholastischen Compendien oder pedantischen Lehrvorträgen nun einmal von ihr eingeblendet haben, können aus diesem Büchlein lernen, daß die Logik nicht eine todte Mechanik und bloße Buchstabenlehre, sondern eine lebendige Dynamik und Vernunftlehre sey, und daß die *Griechen* Recht hatten, diese Wissenschaft als integrierenden Theil der Philosophie zu betrachten, *sie* aber vollkommen Unrecht haben, dieselbe aus dem Gebiete der Philosophie verweisen zu wollen: sage, der *Philosophie*, denn wer mag ihnen wehren, aus dem *Lehrgebäude*, das sie nach willkührlichen Ansichten aufrichten, auch nach Willkühr die Vernunftlehre, ja die Vernunft und den Verstand selbst auszuweisen? — Auch diejenigen endlich, welche die Logik in ihrer scholastisch-pedantischen, nur etwas modernisirten Gestalt, mit dem ganzen Ballast von Zeichen, Wörtern und Figuren, den das tödtende Buchstabenwesen in ihr Gebiet eingeschwärzt hat, handhaben und vertheidigen, können sich hier eines Besseren belehren, und sich zu dem Entschlusse stärken, den immer weiter greifenden Krebs der leeren Formeln mit einem Schnitt auszutilgen, auf daß die Gesundheit der Vernunft- und Verstandes-Lehre frisch erhalten werde, und es der unnützen Bogen in den Lehrbüchern und der verlorenen Stunden in den Collegien immer weniger geben möge. Wir unsererits bekennen, daß uns diese Schrift eine erfreuliche Erscheinung gewesen, indem wir an der Verachtung der Logik eben so wenig Gefallen finden können, als an der Handhabung derselben in ihrer geistlosen Scholasticität. Unsere Ansicht nämlich von dieser Wissenschaft gründet sich auf das, hier nur

anzuführende, nicht auszuführende, Princip: Der Geist oder das ursprüngliche Princip der Ideen kann nicht seyn, d. h. nicht *wirklich und wahrhaftig* seyn, als auf dem Grund und Boden aller Realität, d. h. in und mit der *Natur*. Hieraus folgern wir: 1) Der Geist und seine Ideen können sich nicht offenbaren, d. i. nicht *wahrhaftig* - *wirklich* seyn, ohne reellen Wiederklang in der *Natur*. Durch das *Wort* wird der Geist *wirklich*, und so gewiß der Geist (*ewiges Leben und Wesen*) nicht ein bloß mögliches Abstractum, sondern ewige Wirklichkeit und Wahrheit ist: eben so gewiß ist auch das *Wort* von Ewigkeit und in Ewigkeit in und mit dem *wahrhaftigen* Geiste. 2) Das Wort, wodurch sich der Geist offenbart, ist kein *leerer Schall*, sondern ein *gehaltvoller Klang*. Es hat, gleich dem Geiste selbst, Leben und Wesen, und wirkt auf Leben und Wesen, d. h. es ist vernehmlich für Sinn und Verstand, und es hat Sinn und Verstand. 3) Von allem, was vom Geiste, d. h. dem ewig Gewissen, ausgeht, ist Gewißheit möglich, und für den, der Geist hat, eine Selbsterkenntniß (Theorie) dieser Gewißheit, d. h. Wissenschaft. 4) Es ist also möglich eine Wissenschaft von den nothwendigen Gesetzen, an welche sich der Geist aus freyem Triebe bindet, auf daß seine Ideen für Sinn und Verstand vernehmlich werden. 5) Diese Wissenschaft ist die, welche ihren Namen vom *Wort*, vom *λογος* hat, oder die Logik. Sie ist also die Wissenschaft von den Gesetzen, nach welchen der Geist sich verständlich macht, d. h. seine Ideen, in (stillen oder lauten) Worten mit Sinn und Verstand, verwirklicht. 6) Ideen bilden, welche *Sinn und Verstand*, d. h. *Geist* und zugleich *Gehalt* haben, heißt *denken* (im *wahren, reellen* Sinne des Worts, nach welchem leeres und geistloses, d. i. lebensloses Denken, kein Denken ist). Mit Recht kann also die Logik auch, als Theorie des Denkens, charakterisirt werden. 7) Aber mit Unrecht wird sie beschrieben und behandelt als eine Wissenschaft des *Nichtsdenkens*, wie von denen geschieht, welche lehren, die Logik müsse nicht bloß von Objecten einer gewissen Art, sondern vom Object überhaupt, gänzlich abstrahiren. Denken und Seyn sind in der Wirklichkeit unzertrennlich vereinigt, wie Geist und Natur, Seele und Leib: wo also wirklich gedacht werden soll, muß *Etwas* gedacht werden, und wo von *allem Etwas* abstrahirt und dennoch geredet wird, wird nicht gedacht, es wird nicht *das Wort* (*λογος*) vernommen, sondern es schallen nur *Wörter*, die

H

leer und gedankenlos sind. Und eine solche Lehre der Geist- und Ideen-Losigkeit ist die bisherige, scholastische Logik in der That gewesen, eben so, wie das Naturrecht früherhin nichts war, als eine Sammlung leerer Wörter über das Recht: denn auch im Naturrecht abstrahirte man ehemals nicht bloß von einer bestimmten Art des wirklichen Rechts, sondern von dem realisirten, d. i. positiven Recht überhaupt; daher denn der Jurist, wenn er das wirkliche Recht denkend fassen und verwalten wollte, das erlernte, ideenlose Naturrecht gänzlich wieder zu vergessen suchen mußte. 8) Aus dem Gefagten geht hervor, daß die Logik nicht das Denken in leerer Abgeschlossenheit von allem Seyn abhandeln solle; sondern daß sie handeln müsse von dem gesetzmäßigen Organismus des lebendigen, wahrhaft-wirklichen Denkens, und eine Anleitung geben solle, nicht zur Findung bloßer Formen zu Gedanken und leerer Formeln; sondern zum gesetzmäßigen Bilden ideell-reeller Gedanken, d. i. solcher, welche Geist und Gehalt, Sinn und Verstand haben. Wir fordern also, daß die Logik nicht *von allem Seyn abstrahire*, sondern *reflectire* auf die objective Natur, sowohl des Denkenden, als des Gedachten, und sonach die Anthropologie und die Naturwissenschaft nicht bloß, als ganz nützliche Hilfswissenschaften, in Ehren halte, sondern sich wesentlich mit ihnen verbinde. Indem die Logik sich mit diesen reellen Reichthümern ausstattet, kürzt sie zugleich ihren Vortrag nach Raum und Zeit bedeutend ab: denn sie, die nun nicht mehr von aller Realität abstrahirt, abstrahirt dagegen von allem leeren Formen- und Formel-Wesen. Dadurch fallen alle bloß formalen Combinationen, Variationen, Solutionen und Figurationen hinweg, die den Vortrag der Logik so ermüdend weiterschweifig machen, und nicht nur nichts nützen, sondern auch Schaden. Wenn der gute Kopf einmal Lust und Laune hat, nicht mit Ziffern, sondern mit leeren Wörtern und Buchstaben, ein Rechenpiel zu spielen: so wird er sich diesen Zeitvertreib von selbst zu machen wissen; der schlechte Kopf aber wird durch die Last, die ihm die leere Formellehre anhängt, noch tiefer in den dunkeln und grundlosen Boden der Geist- und Gedanken-Losigkeit hinunter gedrückt.

Unseres Wissens ist der Vf. dieser Verstandeslehre der Erste, der in einem eigenen Lehrbuche die Logik nach der eben entwickelten Idee zu bearbeiten versucht hat. Die Schrift verdient daher eine besondere Aufmerksamkeit, um so mehr, da auch die Darstellung gelungener ist, als in dem früher erschienenen „Beytrag zum Studium der Philosophie, als Wissenschaft des All, nebst einer vollständigen und faßlichen Darstellung ihrer Hauptmomente. Würzburg 1809,“ in dem zwar auch der Denker erkannt wird, aber auch noch (besonders in der ersten Hälfte) die Fessel der Schulwörter, die den Geist verhindert, sich selbst frey zu entfalten, und zu Anderen mit voller Klarheit zu reden.

Nach einer Vorrede und Einleitung von 26 S.;

die nicht zu überschlagen ist, handelt Hr. K. zuerst von dem *Begriff und den Bedingungen der Verstandeserkenntnis*. Die Erkenntnisquelle der allgemeinen Bedingungen der reellen Erkenntnis ist der Verstand, sofern er über seine Äußerungen reflectirt, und von der Vernunft, als dem Mittelpunkt aller Wahrheit im Wissen, geleitet wird. Die Verstandeslehre untersucht nicht, wie die sogenannten reellen Wissenschaften, die besondere, sondern die allgemeine Form der Dinge und ihrer Erkenntnis; jedoch muß unter Form nicht der äußere todt Umriss der Dinge verstanden werden, sondern das formende Princip, welches Wesen und Gestalt vereinigt. Die Bedingungen der reellen Erkenntnisse liegen im Geiste selbst, und sind der Grund der Wahrheit in den Erkenntnissen dadurch, daß sie subjectiv den allgemeinen Bedingungen, nach welchen die Natur objectiv existirt, entsprechen. II. *Allgemeine Formen der Erscheinungswelt*. Von diesen muß man eine richtige Ansicht haben, um die Gleichheit der allgemeinen Gesetze der Natur mit der nothwendigen Erkenntnisform des Geistes einzusehen. Die nothwendigen Prädicate aller materiellen Naturdinge sind Ausdehnung oder Raum und Bewegung oder Zeit. Auch die Evolutionen der menschlichen Seele stehen unter dem allgemeinen Gesetze der Zeit. Raum und Zeit sind jedoch nur Formen der *Möglichkeit des Daseyns* der Dinge; die allgemeinen Gesetze des *wirklichen Daseyns* aber sind das Gesetz 1) der Endlichkeit, 2) der Gemeinschaftlichkeit, 3) der Substantialität, 4) der Causalität, und 5) der Wechselwirkung. In diesem letzten Gesetz sind die anderen alle begriffen. „Die Wechselwirkung der Erscheinungen ist der sinnliche Ausdruck der unbedingten und überfinnlichen Einheit aller Dinge.“ III. *Von der sinnlichen Erkenntnis*. Wenn der Mensch einer Erkenntnis der objectiven Welt fähig seyn soll, wie er es ist, im universellsten Umfange ist: so muß er offen und empfänglich für Objecte seyn, d. h. *Sinn* für sie und *Sinnlichkeit* haben. „Der Mensch stellt die gesammte Welt in einem individuellen Organismus vor, und seine Seele, als *Sinnlichkeit*, ist die unmittelbare Weltanschauung in diesem Organismus. Die Sinnlichkeit ist das erste Erwachen der Weltseele, gebunden an einen bestimmten Körper, in welchem sie die Dinge erkennt: sie ist daher die ursprünglichste Function der Seele, wodurch sie mit dem Universum unmittelbar zusammenhängt.“ Der Sinn, von seinem individuellen Organismus oder seinem Körper unzertrennlich, erklärt alles nur in Gemäßheit der Affectionen des Körpers, aber seine innerste Wurzel und Tiefe ist in der Seele, und darum jede wahre Sinnes-Anschauung verbunden mit Selbstbewußtseyn. So viele besondere Formen der Natur es giebt: so viele Sinne hat der Mensch. An den Thierclassen treten sie einzeln hervor: im Menschen sind sie concentrirt. Der Gefühls- und Betätigungssinn verbindet den Menschen am unmittelbarsten mit der Natur, besonders der materiellen: er ent-

Spricht in der Natur der Cohäsion und Gestaltung der Dinge. Der Geruchssinn ist ihm gewissermaßen entgegengesetzt. Wie der Gefühlsinn dem Festen und Cohärenten: so entspricht dieser dem alle Cohäsion Flihenden, den Expansionen in der Natur. Was in der Natur die Elektricität ist, das ist unter den Sinnen der Geruch. Der Geschmacksinn entspricht dem Chemischen in der Natur: wenn er empfinden soll, müssen die Elemente der Körper aufgelöst seyn. Durch den Gesichtssinn erscheinen die Gegenstände der Seele durch Farben und Umrisse von einander unterscheidbar, und offenbaren sich in ihrer Herrlichkeit und sichtbaren, aber unübersehbaren Mannichfaltigkeit. Er ist in Gleichheit mit dem Licht in der Natur. Durch den Gehörsinn nimmt die Seele den Klang der cohärenten Gegenstände auf, der selbst nicht körperlich, sondern das den Körpern einwohnende Geistige ist, wie die Elektricität und das Licht. Wie der Mensch durch Töne und Sprache unmittelbar die Vernunft in sich zu erkennen giebt, und die Vögel durch ihren Gesang die ihnen einwohnende Kunstseele verkündigen: so offenbart der Klang der starren Körper das denselben eingeborne Übersinnliche. Dieses ist es nun, was wir durch den Gehörsinn vernehmen, und wodurch er Sinn für das Übersinnliche in der Natur wird. Er steht mit der Vernünftigkeit des Menschen im innigsten Bande, und die Kenntnisse, die man durch ihn erlangt, sind unendlich bedeutender und mannichfaltiger, als die, welche die anderen Sinne gewähren. Ein Blinder kann über viele Dinge aufgeklärt werden, die für den Tauben ewig dunkel bleiben. Unter den Bemerkungen, welche auf diese Betrachtung der Sinne folgen, findet sich auch die, daß die Eintheilung der Sinnlichkeit in den *inneren* und den *äußeren* Sinn richtig sey, „indem die Sinnlichkeit als Äußerung der Seele allerdings innerlich ist und *alle* Gegenstände auch in ihr anschaut.“ Dieser Bemerkung können wir nicht beystimmen, da wir nicht vermögen einzusehen, wie die *wahre*, ideell-reelle Einheit existiren könne ohne Selbstanschauung, d. i. inneren Sinn, und ohne Weltanschauung, d. i. äußeren Sinn, und ohne lebendige Vereinigung dieser beiden, die eben darum immer zwey seyn müssen, auf daß die absolute Einheit *lebendig* sey. — An die Lehre von der Sinnlichkeit knüpft der Vf. die Lehre von der Einbildungskraft, über die er Lehrreiches mittheilt. Die productive Einbildungskraft wird von ihm in die sinnlich-productive und geistig-productive unterschieden. „Die geistig-productive Einbildungskraft ist die nothwendige Bedingung alles *Verstehens*. Denn alles Wissen eines Menschen ist ein geistiges Produciren des Gewußten, und jeder Mensch vermag nur so viel wahrhaft zu verstehen, als er selbstständig in sich zu bilden im Stande ist. — Dadurch wird erst alles Verstehen in der Mittheilung durch die Sprache möglich; indem jemand nur in sofern eine Rede begreifen kann, als er die Kraft hat, den Sinn des Gesprochenen in sich selbst zu produciren und so

innerlich anzuschauen.“ Wir wünschen dieser, für jeden denkenden Menschen sich von selbst verstehenden, Bemerkung noch mehr Eingang, als sie bisher gefunden, insonderheit Eingang bey Allen, die über die Ansichten Anderer ein Urtheil fällen wollen. IV. *Verstandeslehre*. „Der Verstand strebt nach Erkenntniß des *Allgemeinen*, d. h. des Gleichen im Vielen. Er erkennt also die Natur durch Begriffe, oder mittelbar, nicht durch unmittelbares Ergreifen, wie der Sinn. Die Äußerung des Verstandes, den Begriff der Natur zu erforschen, ist *denken*, und die Wissenschaft von den Gesetzen und Bedingungen des Verstandes *Logik*. Die Bestimmung eines Gegenstandes durch einen Begriff ist ein Urtheil, und die Urtheile sind die allgemeinen Formen aller Bestimmungen der Dinge durch den Verstand. Da aber jedes Urtheil bedingt ist durch einen Begriff: so muß die Natur und Form der Begriffe der Betrachtung der Urtheile vorangehen. Und da die Urtheile entweder unmittelbare oder mittelbare sind, und die letzteren Schlüsse heißen: so muß auf die Lehre von den Urtheilen noch die Theorie der Schlüsse folgen. *Erster Abschnitt*. Von den *Begriffen*. Die erste Bestimmung eines Begriffs ist, daß er eine zur Einheit verbundene Vielheit sey, d. h. Quantität habe. Dieser Quantitätsbestimmung im Verstandesbegriffe entspricht die Natur, unter anderen, in den unendlich verschiedenen Arten der Dinge, von welchen eine jede mit ihren unzähligen Exemplaren immer nur Einer Idee entspricht. Die zweyte Bestimmung eines Begriffs ist, daß er ein *bestimmtes* Reale ausdrückt, also Realität und Beschränktheit vereinigt, d. i. Qualität hat. Und so ist es auch in der Natur, die in unendlich viele von einander verschiedene Erscheinungen zerfällt, die einander wechselseitig ausschließen, so daß Einigen verlag ist, was die Anderen haben. Die dritte Bestimmung eines jeden Begriffs ist, daß er ein Verhältniß ausdrückt oder Relation hat. So viel Verhältnisse unter den Dingen in der Natur, so viel bey den Begriffen. In der Natur aber giebt es drey: a) das Verhältniß zwischen Substanz und Accidens; diesem entspricht das Verhältniß zwischen Subject und Prädicat. b) Das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung; ihm ist gleich das Begriffs-Verhältniß des Grundes und der Folge. c) Das Verhältniß der Wechselwirkung der Erscheinungen unter einander, welchem die wechselseitige Bestimmung der Begriffe in dem Coordinations-Verhältniß parallel ist. Die sogenannten drey Principien der Logik entsprechen gleichfalls diesen drey Grundverhältnissen aller Begriffe, und sind nichts anderes, als eben diese Grundverhältnisse in der Form von Grundsätzen ausgedrückt. Das Princip der Identität correspondirt dem Verhältniß zwischen Subject und Prädicat; das Princip des zureichenden Grundes dem zwischen Grund und Folge, wodurch die Abhängigkeit eines Begriffs von dem anderen bezeichnet wird. Das Principium *exclusi medii* bezeichnet die wechselseitige Gemeinschaft unter den Begriffen, indem es

nichts anderes ausagt, als daß unter den coordinirten Begriffen ein jeder den anderen von sich ausschliesse, und z. B. in einem Urtheile immer nur Einer dem Subjecte könne beygelegt werden. In einem *Anhange* zu der Lehre von den Begriffen wird von empirischen und rationalen Begriffen, von der respectiven Realität derselben, von ihrem Verhältniß zu den sinnlichen Anschauungen und von ihrem Verhältniß zu einander selbst rücksichtlich ihres Umfangs und Inhalts gehandelt, und auch hier Manches mehr, als das Gewöhnliche, gesagt. *Zweyter Abschnitt* der Verstandeslehre. Von den *Urtheilen*. Die Betrachtung der Urtheile nach der Quantität und Qualität liegt außer den Grenzen einer formellen Verstandeslehre. Denn die formelle Verstandeslehre abstrahirt von jedem bestimmten Umfange des zu erkennenden Gegenstandes, so wie von seinem bestimmten Inhalt oder seiner Realität. (Ganz consequent nach der Theorie des Vfs., der das Urtheil auf bloße *Begriffs*-Bestimmung beschränkt, durch welche die Allheit so wenig, als die Realität, unlimitirt erfaßt werden kann. Aber es scheint uns, der Vf. sey hier ganz aus der Sphäre der *Ideen* in die Schranken der bloßen *Begriffe* zurückgetreten, der mit Umsicht alles Auffallende habe hier zu sehr abstrahirt. Das aus der Idee hervorbrechende unendliche Urtheil des Geistes und Genies ist eben sowohl ein Urtheil, als das durch Verstandesbegriffe bedingte, und auf das Wesen beider muß die Logik achten, sonach unterscheiden, was wahrhaftig unterschieden ist. Indess da unser Zweck ist, hier nur die Hauptmomente der Lehre des Vfs. anzuzeigen: so sey auch dieser Differenzpunct nur *in parenthesis* angedeutet. Eine andere Gelegenheit wird über diesen und andere Puncte Ausführlichkeit gestatten. Die Erwiderung, daß die Logik eine bloß *formale* Verstandeslehre sey, erwarten wir von dem nicht, der unter Form *wirkliche* und *lebendige* Form versteht.) Die Formen der Urtheile entsprechen den drey nach der Relation bestimmten Formen der Begriffe, und es giebt also drey nothwendige Urtheilsformen, das kategorische, hypothetische und disjunctive Urtheil. Das kategorische entspricht dem logischen Princip der Identität oder des Widerspruchs (die, nach dem Vf., im Wesentlichen, das Gleiche ausdrücken), je nachdem in demselben ausgesagt wird, was ein Ding ist oder nicht ist. (Bey den kategorischen Urtheilen läßt der Vf. „höchstens“ den Qualitätsunterschied der Affirmation und Negation Statt finden.) Das hypothetische Urtheil entspricht dem Princip des Grundes und der Causalität; das disjunctive dem Grundsatz des ausschließenden Dritten und der Wechselwirkung. In einem *Anhange* zu der Lehre von den Urtheilen wird gehandelt von dem Verhältniß der drey Urtheilsformen zu einander (sie verhalten sich wie Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit: die Modalität wird überall nicht als absolutes Moment des Denkens von dem Vf. angesehen), von den Definitionen der Begriffe, der Eintheilung derselben, dem Verhältniß der Form

eines Urtheils zu seinem Inhalt, der Vergleichung der Urtheile nach ihrem Inhalt, der Umkehrung, den zusammengesetzten Urtheilen. *Dritter Abschnitt*. Von den *Schlüssen*. Jede besondere Erkenntniß durch den Verstand wird in einem Urtheile ausgedrückt. Diefes ist auf doppelte Weise möglich. Entweder sieht der Verstand *unmittelbar* das Verhältniß eines Begriffs zu dem durch ihn zu bestimmenden Gegenstand ein, oder nicht; in jenem Fall bezieht er den Begriff geradezu auf den Gegenstand, und das dadurch entstandene Urtheil ist ein *unmittelbares*. Ist diefs aber nicht möglich, sondern bedarf der Verstand noch eines Hülfsmittels, um das Verhältniß eines Begriffes zu einem Gegenstande einzusehen: so ist das dadurch erreichte Urtheil ein *mittelbares*, und die ganze Construction eines mittelbaren Urtheils ein *Verstandes-Schluss*. Die Abtheilung der Schlüsse in Verstandes- und Vernunft-Schlüsse ist ganz grundlos und nichtig. Die Vernunft ist zwar der Ursprung aller Wahrheit und Evidenz im Wissen; soll aber das von der Vernunft unmittelbar erkannte dargestellt werden: so kann diefs nur gemäß den Formen des Verstandes geschehen, welcher das allgemeine Organ der Gestaltung aller Erkenntniße ist. Das Schließen ist demnach nicht weniger eine Function des Verstandes, als das Urtheilen. (Die Vernunft ist die Seele und der Urquell alles Denkens: in ihr sind alle wahren und wirklichen Gedanken prädestinirt, vorher *beschlossen*, und das Schließen, als das Denken des Denkens, geht, der *Natur* des Denkens nach, allem übrigen Denken, allem Urtheilen und Begreifen voraus, entspringt unmittelbar, und in dieser Unmittelbarkeit dem Verstande ganz unbewusst, aus dem vernünftigen Geiste, und ist sein eigenstes Werk, also mit Grund nach seinem Namen zu nennen. Wie mancher Schluss muß vorausgehen, ehe der reelle Begriff und ein gegründetes Urtheil erzeugt wird? Der zergliedernde und trennende Verstand findet zwar in seinem analytischen Geschäft, das ihn über die Natur und Gesetze der Vernunft verständigen soll, den Begriff als erstes und das Urtheil als zweytes Element des Schlusses, aber in der ursprünglichen, ideel-reellen Synthesis ist Vernunft und ihr Schluss das *Prins*. Aber der *Syllogismus* ist allerdings Verstandeswerk, denn in ihm stellt das Organ der Vernunft, der Verstand, die einzelnen Glieder des Schlusses in ihrem organischen Zusammenhange dem verständigen Bewusstseyn dar. Eben so sind auch der Begriff und das Urtheil in ihrer Ursprünglichkeit und Universalbeziehung, auf das Sinnliche nicht nur, sondern auch auf das Über sinnliche, unmittelbare Producte der Vernunft; aber die *Kategorien* (endlichen Begriffe) und die *Sätze* sind, gleich den Syllogismen, Werke des Verstandes. Aus ähnlichem Grunde nehmen wir auch den alten Namen *Vernunftlehre*, gegen den neuen, *Verstandeslehre*, in Schutz.)

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 J A N U A R, 1811.

P H I L O S O P H I E.

BAMBERG, b. Göbhardt: *Die Verstandeslehre*
von G. M. Klein, Prof. zu Bamberg u. s. w.
(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. Klein betrachtet nun im Geiste seiner, im Vorigen angedeuteten Methode die unmittelbaren und mittelbaren Schlüsse. Es giebt nur drey Formen der mittelbaren Schlüsse, den kategorischen, hypothetischen und disjunctiven Schluss. Zu dem letzten (nach unserer Überzeugung zu den beiden letzten, auch Hr. K. selbst nennt sie *hypothetisch-disjunctiv*) sind die Dilemmata zu zählen. *Anhang* zu der Lehre von den Schlüssen. Das Schließen ist der vollkommenste Ausdruck der Form der Erkenntniß des *An-Sich* für den Verstand. In der kategorischen Schlussart wird das absolute und unendliche Wesen, die Gleichheit und Selbstständigkeit des *An-Sich* alles Seyns; in der hypothetischen die Form des unendlichen Wesens für die Erscheinung, nämlich die Relation und Abhängigkeit der Dinge von einander, und in der disjunctiven das unendliche Wesen auf gleiche Weise absolut und erscheinend zugleich ausgedrückt. Dann werden beschrieben die zusammengesetzten Schlüsse und die Schlüsse durch Induction und aus Analogie, und Weniges von den Beweisen gesagt. *V. Angewandte Verstandeslehre.* Bloß logische Wahrheit (in dem leer-abstracten Sinne) hat nicht nur gar keinen Werth, sondern nicht einmal Sinn und Bedeutung. Bey allem Forschen und wissenschaftlichen Studium streben wir nach der Erkenntniß des Realen und objectiv Wahren. In der formalen Verstandeslehre sind die allgemeinen Bedingungen aller Erkenntniß aufgesucht worden, d. i. die Gesetze und Formen, denen gemäß der Verstand das, was er als wahr erkannt hat, für sich selbst denken und für Andere ausdrücken muß, um verstanden zu werden. In der angewandten Verstandeslehre wird geredet von der Art und Weise, durch welche der Verstand sich in den Besitz der wirklichen Erkenntniß des Wahren setzen könne; jedoch kann hier, da Erkenntniß des Besonderen den einzelnen Wissenschaften angehört, nur im Allgemeinen angegeben werden, worin die unsern Geist befriedigende Wahrheit besteht, und wo wir dieselbe zu suchen haben. Eine *Antwortung zur wahren Erkenntniß der Dinge* beantwortet die beiden Fragen: a) Wie versichert man sich der Wahrheit seiner sinnlichen Wahrnehmungen?

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

b) Wie überzeugt man sich von der Realität seiner Vernunfterkennnisse? Das Resultat ist: Einheit und Vielheit, beide als Eins gesetzt, machen das Wesen alles Seyenden aus. Dasjenige Wesen aber, wodurch jedes Besondere, als solches, und zugleich als Eins mit allem Übrigen gedacht werden kann, und welches also selbst Einheit und Vielheit zugleich ist, heist Gott. Die Erkenntniß des Wesens jedes besonderen Gegenstandes ist daher bedingt durch die Erkenntniß Gottes, welche die erste und ursprünglichste aller Erkenntnisse seyn muß. Die Erkenntniß Gottes ist demnach die gewisste unter allen, und die Idee alles Wahren. Ohne Erkenntniß des Wesens Gottes hat das menschliche Wissen keine Realität, und Malebranche sagt mit Recht: *Nous voyons tout en Dieu.* Eine Abhandlung über *die Quellen der Irrthümer in den Erkenntnissen* beschließt das Ganze. Wir schließen mit folgenden Ideen des Vfs. aus der Einleitung zu dieser Schrift. „Die Sinnenwelt ist der erste Schauplatz des menschlichen Lebens und der erste Gegenstand des Nachdenkens. Daher die Sprache ursprünglich nichts anderes ist, als ein Inbegriff von Articulationen zur Bezeichnung der von der Sinnenwelt hergenommenen Vorstellungen. Man hatte also auch dann keine Ausdrücke zur Bezeichnung des Überfinnlichen, als der menschliche Geist sich schon von dessen Realität überzeugt hatte. Man mußte sie daher von dem Sinnlichen entlehnen und in metaphorischer Bedeutung auf jenes übertragen. Um aber Mißverständnissen vorzubeugen, und über dem Ausdruck nicht die Bedeutung zu verlieren, war eine eigene Kunst des Verstandes vonnöthen, die Kunst, das Überfinnliche und *An-Sich* durch sinnliche Merkmale so zu bezeichnen, daß die Bedeutung erhalten werde, und in der Hülle des Sinnlichen das Überfinnliche zu entschleiern, daß der höhere Sinn dafür geweckt und das Ewige zur inneren Anschauung der Vernunft für Andere gebracht werden könne. Unter den Griechen finden wir diese Kunst vorzüglich geübt von den Eleatikern und von Platon, bey dem die sinnlich geborne Sprache ein Reflex des Überfinnlichen ward. Diese, unter dem Namen der Dialektik bekannte, Kunst ist nun die schönste Frucht der Logik, oder vielmehr die Logik muß wieder Dialektik werden, wenn sie ihre ächte Bestimmung wieder erfüllen soll, von der sie lange Zeit her abgekommen ist. Das Überfinnliche oder *An-Sich* aller Dinge liegt nicht *ausser* dem Universum, es ist das Universum selbst: die Erscheinungs-

welt ist die Offenbarung von jenem, und in jeder Erscheinung ist das ewige Wesen des erscheinenden Dinges. Wie nun das Ewige und Überfinnliche, obgleich an sich (in seiner inneren Möglichkeit) zeit- und raum-los, doch im Raum und in der Zeit, in der Natur und Geschichte sein wahres Wesen offenbart; so kann auch der Verstand dasselbe im Reflex und auf sinnbildliche Weise ausdrücken und verständlich machen", und zu dieser Kunst soll die Logik uns anweisen.

J. C. G. Sch.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN u. TRIEST, in der geistingerischen Buchhandlung: *Pandora* von Goethe. Ein Taschenbuch für das Jahr 1810. 64 S. kl. 8. (1 Thlr.)

Für die Arbeit ist dem Menschen die Ruhe, für den Genuß ist ihm die Sehnsucht beschieden. Der Wirkende begehrt nichts als sein Wirken; die Ruhe selbst hält er nur für nöthig, nicht für ein Wohl. In dieser Abwechselung hält sein Leben stets einen ernstern Schritt; er kennt nur die Pflicht, nicht das Glück. Streng ist er gegen die, welche neben ihm arbeiten, fremd mit denen, für die er sich bemüht. Er buhlt nicht um Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern faßt die beiden Göttinnen unentzückt bey der Hand. Das Schicksal kann ihm keine schmerzhaften Wunden versetzen; was es ihm nimmt, hat er nur gebraucht, nicht befehlen. Er erhebt sich andere Dinge zu Werkzeugen: denn ihm frommt nur, was die Thätigkeit befördert, und das hört nie auf. Wer aber das Glück will, muß Bekanntschaft mit dem Unglücke machen. Wer besitzen will, muß verlieren. Reichthum und Armuth sind bloß Zustände; die Mäßigkeit aber ist eine mühsame Tugend. Der Genuß öffnet das Herz, die unerfüllbare Grube. Man schlinge oder nippe nur an den Zubereitungen des lockenden Glücks: immer rechnet man, sie wiederholt zu sehen. Daraus entsteht der, so weit unsere Augen reichen, allgemein gewordene Zustand des Sehnsens, Schmachtens, der Unruhe, des Verdrusses, der Reue, Selbstqual und Verzweiflung. Täufchte nicht die Hoffnung, umgaulen ihn nicht Einbildungen: so würde der Mensch unter unbefriedigten Wünschen hindorren, oder den Tod suchen. In diesem Pfuhl kommen nur Wenige um; das Hebezeug der tröstenden Zukunft windet sie immer wieder empor. Der Glaube an eine ewige Vergeltung und Vergütung stärkt die Ermüdeten, die sich an der menschlichen Weisheit nicht zur Genüge haben können. Diese Weisheit hat Jahrtausende lang ermahnt und gesungen: der begehrende Mensch hat wohl Krücken, aber keine Leiter erfaßt. Der Enkel tadelt den Großvater; sein Enkel wird ihn auch dafür tadeln: immer tiefer hinunter werden die Enkel tadeln, und doch meinen, ihre Großväter wären glücklicher gewesen. Seitdem die Geschichte schreibt, ist diels der Menschheit Elend und ihr Trost.

Von seinem Helikon blickt der Dichter auf dieses ungebändigte Treiben seiner Schicksalsgenossen; aus dem hohen Gesichtspuncte faßt er es, kühl, doch mit Schonung, in von der Verwelt gegebenen Bildern auf. So stellt er gleich, in Epimetheus und Phileros, zwey Begehrende, einen alten, und einen jungen, zusammen. Jener ist durch Harren abgemattet, seine Hoffnungen seufzen; dieser erfreut sich in der Hoffnung schon ihrer Befriedigung. Der bejahrte Titan hat einst die herrliche *Pandora* befehlen. Sie ist ihm entflohen; aber ihr Bild ist allen seinen Vorstellungen eingewachsen. Er hat noch den Kranz, der einst Pandorens Locken schmückte; er hält aber nicht mehr beyfammen. Wie gerne band' er ihn wieder!

Doch ihm bleiben Kranz und Sträuße
Nicht beyfammen. Alles löst sich.
Einzelne schaff' ich Blum' und Blume
Durch das Grüne Raum und Platz.
Pflückend geht er und verlieret
Das Gepflückte. Schnell entschwindet's.
Rose, brich' er deine Schöne,
Lilie, du bist schon dahin!

Im Schlaf erscheint ihm seine verlorene Tochter, der Halbschatten *Elpore*. Er erkennt und verkennt sie. Sie tritt ihm nah, immer näher, und küßt seine Stirne, kann aber nicht bey ihm bleiben. Sie sagt ihm Pandorens Wiederkehr zu, denn „Unmöglich's zu versprechen ziemt ihr wohl.“ Was sie den Zuschauern singt, ächzt eines Jeden Gefühl ihr zurück. Kaum verläßt den im Traum Beglückten die Hoffnung: so schreitet ihm schon die Sorge entgegen. Seine geliebte Tochter Epimeleia wird von Phileros schrecklich verfolgt. Der Liebetrunke hat einen Hirten bey ihr gefunden. Eine neue Leidenschaft überwältigt ihn, das Beil in der Faust. Er verwundet sie, und würde sie in Gegenwart ihres schützenden Vaters, der sie mit dem Mantel bedeckt, zerhacken, träte nicht die mächtige Ordnung in Gestalt seines Vaters Prometheus auf. Er war schon da gewesen, hatte die Schmiede zur Arbeit gerufen; Hirten waren vorbeigezogen, und hatten Waffen erhandelt. Prometheus kündigt dem Sohne die verdiente Strafe an; Phileros stürzt hinaus, sich den Tod anzuthun. Jammernd bereut Epimeleia das Geschehene. Beide Titanen erklären sich gegen einander. Wenn Epimeleia die entrückte Pandora ein Kleinod nennt: antwortet ihm Prometheus: Kleinod schaff' dem Mann täglich seine Faust. Jener nennt die Geliebte das höchste Gut; der Bruder fragt: Das höchste Gut? Mich dünken alle Güter gleich. Den Pandoren von den Göttern verliehenen Schmuck hat der Eine angestaunt und sich des Besitzes gefreut; der Andere hat ihn nachgemacht, und die Kunst dadurch erweitert. Es folgen mehrerley schlimme Ereignisse, noch spielt das ganze Stück in der Frühdämmerung, bis Eos aus dem Meere heraufsteigt,

Die Erdgeborenen schwaches Auge sanft gewöhnt,
Dals nicht vor Helios Pfeil erblinde das Geschlecht,
Bestimmt Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht.

Phileas hat sich ins Meer gestürzt, nicht um unterzugehen; der junge Lebenstrieb rettet den Schwimmer. Frohe Morgenspiele um ihn her und in der Gegend. Der wirklustige Vater ist nicht damit zufrieden.

Erholung reicht Miden jede Nacht genug.
Des achten Mannes wahre Feyer ist die That.

Prometheus bespricht sich mit Eos über die Menschenschwäche. Eos endet mit den denkwürdigen Worten:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sey, die willens droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk. Die laßt gewähren.

Wit.

BERLIN, b. Salfeld: *Almanach fürs Theater* 1811
von Aug. Wilt. Iffland, mit drey Porträts. 336
S. Taschenformat. (1 Rthlr. 18 gr.)

Auch dieser Jahrgang wird sowohl von Kennern als Liebhabern der dramatischen Kunst mit Vergnügen gelesen werden. Hr. Iffland, der Meister, fährt fort, in dem Aufsätze: über die Bildung der Künstler zur Menschendarstellung auf der Bühne — die Jünger seiner Kunst über Mancherley zu belehren, und hier besonders den ruhigen und den unruhigen Schauspielern warnend seinen Rath mitzutheilen. Was er darauf über die Verhältnisse der gegenwärtigen Theaterdirectionen in Vergleich mit denen, worin die Directionen der Theater vormals sich befunden haben, mit überzeugenden Beweisen sagt, ist von dem Publicum, das oft unbillige Forderungen macht, sehr zu beherzigen; doch, da der einsichtsvolle Vf. hier ganz klar gezeigt hat, wie gar mancherley die Wünsche der Menge sind, und welchen nachtheiligen Einfluß sie auf den Werth und auf das Fortschreiten der Kunst haben: so wundert uns, daß er ihnen so sehr Gehör giebt, und nicht als ein weiser Vermittler zwischen Dichter und Zuschauer mit eben so großer Standhaftigkeit als Billigkeit seinen eigenen höheren Forderungen mehr Recht und Gewalt einräumt, damit das Publicum durch die Kunst immer mehr zu ihr hinaufgebildet werde. Indes scheint es, daß er künftig strengere Mafsregeln zu befolgen willens sey. Dies erhellt vorzüglich aus den folgenden Aufätzen: über die Verhältnisse der Directionen bey Auswahl der Vorstellungen für die Bühne, und: von den bisherigen und künftigen Verhältnissen dramatischer Dichter, Verfasser und Tonsetzer zuden Directionen; wobey zu wünschen ist, daß zur Reinigung und zur Erhebung des ganzen Theaterwesens bald neue Dichter auftreten mögen, die mit mehr Kraft und Einfachheit, als bisher in den neueren Dramen geschah, dem Sinne und Geschmack des Publicums eine höhere Richtung und mehr Bestimmtheit geben. Aber die Frage entsteht hier: wie soll für diese gesorgt werden? Der behutsame Vf. tröstet sich darüber nur mit Andeutungen und Hoffnungen, und wünscht,

daß die Theater deshalb eine Übereinkunft treffen möchten. Unseres Erachtens aber muß gerade am ersten über gelehrte Dinge, sobald sie außerlich und mercantilisch werden, und auf *mein* und *dein* sich erstrecken, ein monarchischer Wille entscheiden, damit der vielen Schreiberey darüber ein Ende werde. Die Sache liegt ja klar am Tage: wenn vor den dramatischen Vorstellungen alle Mitbelfer, Director, Schauspieler, Souffleur, Schneider und Lampenputzer, ihr Theil bekommen, warum nicht auch die Dichter, die das Meiste, das ganze Spiel, dazu geliefert haben? So oft ein Dichter mithilft, muß er auch mit dafür bezahlt werden, und, statt sich auf seine Distinctionen des verschiedenen innerlichen Werths eines Products einzulassen, bey welcher deutschen Gründlichkeit und — Umständlichkeit häufig die Ausführung der ganzen Sache unterbleibt, würde man weit besser thun, den Werth eines Stücks vor der Hand nur ganz außerlich nach seiner Brauchbarkeit und öfteren Wiederholung zu bestimmen, wobey man ja außerordentliche Belohnungen sich noch immer vorbehalten und anderweitig berücksichtigen kann. Da jetzt ein Mann, wie Hr. Iffland, diese Angelegenheit zur Sprache bringt: so darf man mit Zuversicht hoffen, daß in ganz Deutschland für die ihres Lohns beraubten Dichter, wie für die durch Nachdruck gekränkten Schriftsteller, die Gerechtigkeit endlich aus ihrem Schlummer erwachen werde.

L. W.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Agriomen*. Ein Taschenbuch für das gesellige Vergnügen von A. Apel, Fr. Laun, Fr. Kind u. f. w., und herausgegeben von Th. Hell. Für das Jahr 1811. 410 S. (2 Rthlr.)

Dieses Taschenbuch enthält lauter Räthsel, Charaden und Logogriphen, die so durch das Jahr vertheilt sind, daß auf jeden Tag eins kommt. Es ist nach dem Feste des Bacchus benannt, weil man an demselben zuletzt Räthsel und schwer zu beantwortende Fragen sich einander vorlegte. Ist wirklich das Bedürfnis des Publicums für dieses Verstandespiel, das zur Unterhaltung immer noch besser ist als ein Kartenspiel, so groß, daß ein besonderes Taschenbuch dazu gehört: so kann die Kritik nichts dagegen haben; nur, sollte sie diese kleinen Dingerchen als Kunstwerke beurtheilen: so würde sie Viel dagegen einwenden müssen. Die meisten Räthsel und Charaden sind nur Definitionen und Umschreibungen einer Sache oder eines Worts, wonach denn freylich jedes Ding auf der Stelle sich in ein Räthsel verwandeln läßt. Die Forderungen der Kunst aber sind dabey, *erflich*: die Sache muß poetisch aufgefaßt seyn; *zweytens*: das, was von ihr ausgesagt wird, muß in sinnreichen Gegensätzen, Widersprüchen, Vereinigungen wirklich *räthselhaft* klingen, und *drittens* muß in formeller Rücksicht die Aussage weder zu allgemein noch zu speciell, weder zu dunkel, noch zu deutlich seyn.

Nach diesen Forderungen beurtheilt, können nur wenige der hier vorhandenen Räthsel befriedigen. Am meisten poetisch sind die von Hn. *Kind*, aber Aeermangeln zuweilen der Deutlichkeit, wie z. B. das auf die *Milchstrasse*. Schön ist das auf die *Kirche*, bis auf den Vers: Hoch in die Wolken ist gebaut, womit es nicht ganz seine Richtigkeit hat. Räthselhaften Klang haben das Buchstabenpiel auf *Last*, auf *Ag* und das auf *netter*, nur das dieses verjüngend mehr unangenehm überrascht. Hin und wieder zeigen sich Scharfsinn und Witz, wie in der Charade auf *Galgenstrick*, die, wenn sie aufgelöst ist, erfreut. — So wird man noch manches Artiege in dem Büchlein finden, das dem Liebhaber zum ungehörten Genuß überlassen bleibt.

T. Z.

PARIS, b. Haufsmann und d'Hautel: *Voyage autour de ma Bibliothèque*, Roman bibliographique, où les gens du monde et les dames peuvent apprendre à former une Bibliothèque de bons ouvrages dans quelque genre que ce soit. Par Ant. Caillat. Tome I. 1809. 237 S. T. II. 227 S. T. III. 236 S. 8. (2 Rthlr. 8gr.)

Zur Hervorbringung der vorliegenden drey Bände betrog den Vf. ohne Zweifel das Verlangen, die Kenntniß der von dem Publicum seines Vaterlandes wohl aufgenommenen Schriften zu vermehren, und solche, die der, besonders in der Hauptstadt herrschende, gute Geschmack verworfen hatte, vollends zu verdrängen. Dieser gute Geschmack ist, wie man weiß, traditionell in Frankreich; man

ist allgemein über die Classicität der älteren Bücher einverstanden, und erwartet die Ausreifung des Nationalurtheils über die neueren. Die Sache wird so ganz als abgethan betrachtet, daß, wer sich dem Gelpötte nicht preis geben will, sich nicht unterstehen darf, Bücher anzupreisen, die von jener Sage gestrichen sind; noch weniger, solche zu tadeln, die die Nation in ihren Schutz genommen hat. Der kosmopolitische Ausländer soll hier keine Stimme haben. Der gute Geschmack hat entschieden! so tönt es von allen Seiten seinen Einwendungen entgegen. Des allgemeinen Ausspruchs eingedenk, hütet Hr. C. sich wohl, selbst eine Meinung zu haben, und kann in sofern als Stellvertreter der französischen Kritiker angesehen werden. Er würde aber auch schwerlich je im Stande seyn, selbst eine Heerde anzuführen; denn mit seinem eigenen Geschmacke ist es traurig bestellt. Schon die Idee, seine bibliographischen Einsichten in einen Roman einzukneten, ist widersinnig; wie lahm, leicht und dürftig ist erst die Ausführung! Da ist keine Erfindung, kein Charakter, keine Kenntniß des Herzens; sogar die Galanterieen des Vfs. sind unbeholfen und pedantisch. So sagt er z. B. zu der Geliebten eines Freundes: „Quelle différence il y a, Madame, entre vous et Circé! Celle-ci par ses enchantemens changeoit les hommes en bêtes, et vous, Madame, vous rendez homme celui à qui il sembloit qu'il manquât cette force d'ame qui convient à notre sexe.“ Ein so kraftloses Buch verdient keine ausführliche Darlegung.

Dvl.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KUNST. Görlitz, b. Anton: *Gefänge zur frohen Unterhaltung für königlich sächsische Bürger-Garden und Feuer-Compagnien bey festlichen und andern Gelegenheiten*. 1810. 64 S. 8. (6 gr.) Ob alle, für welche diese Gefänge bestimmt sind, auch verstehen werden, was sie singen, oder singen sollen, läßt Rec. unentschieden. So beginnt z. B. der 16. Gefang also:

Auf, laßt uns am Rollenlaune
Den Lenz, eh' er verblüht,
Und hin zum leeren Raume
Entflühner Freuden flieht.

Und ein Vers in dem nämlichen Gefange lautet:
Wie häupt der leichte Naechen
Den Acheron hinauf!
Wir träumen sanft und wachen
In Edens Fluren auf; u. f.

Die angebrachten Verbesserungen sind nicht immer glücklich; wie z. B. gleich der Anfang:

Gesund und frohen Muthes
Genießen wir das Gute, u. f.

Der Gefänge sind überhaupt 22, wovon auch einige eben nicht sehr bekannte. h. m.

Berlin u. Leipzig, b. Salfeld: *Dramatische Spiele*. Herausgegeben v. C. L. Kannegiesser, Dr. d. Philos. Erstes Bändchen. 1810. 250 S. 12. (1 Thlr. 8gr.) Hr. K., der rühmliche Übersetzer von Beaumont und Fleischer, zeigt auch hier einige Gewandtheit und Leichtigkeit in Versen, aber sonst wenig poetisches und dramatisches Talent. Das erste von diesen Spielen: *Verliebter Irrthum*, ist dem Inhalte nach aus Thümmels Reiten entlehnt; der Einbildung fehlt eine kräftigere Naiveté, Laune und Witz. Das zweyte: *Venus zu Kost* oder

der gefaltete Pädagog, das seinen Stoff aus le Grand's Erzählungen genommen hat, interessirt durch den Inhalt sowohl als durch bessere Verse; nur ist der Pädagog zu bald bekehrt, und der Schluß paßt nicht für die Darstellung. Das dritte: *Der Minnesänger* vom verstorbenen Aug. Bode, verräth poetischen Geist, ohne eben sehr auf dramatische Wirkung berechnet zu seyn. Das vierte: *Adrast*, ein Trauerspiel in einem Aufzuge vom Herausgeber, ist, als lyrisches Spiel betrachtet, nicht übel; es hat Kraft und Würde, nur als Drama nicht Handlung genug. L. W.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Die Kinderwelt in Bildern und Erzählungen für gute Knaben und Mädchen von Jakob Glaz*. Ohne Jahrzahl. 188 S. in Queer 8. (2 Thlr.) Nach der eignen Angabe des Vfs. ist die Abicht dieses Buchs, interessante Scenen aus der Kinderwelt auszuheben und durch Bild und Erzählung darzustellen, und dadurch der Jugend eine unschuldige Unterhaltung, unvermerkt aber auch eine kleine Belehrung und Aufmunterung zum Guten zu verschaffen und nahe zu bringen. Die Bilder, deren zwölf sind, haben viel Charakteristisches und viel kindliches Leben; Kinder müssen sich daher auch sogleich in ihnen wiederfinden. Auch Hn. Gl. Erzählungen passen sich diesmal ganz gut zu den Bildern, und würden noch mehr Beyfall verdienen, wenn des Tadelnden und Spielenden nicht bisweilen gar zu viel wäre, und so das Kindliche mit dem Kindlichen verwechselt würde. Gleich in der ersten Erzählung, die Geschenke, hat der schriftliche Bericht, den Moritz seinen Schwestern über das Befinden ihrer Tauben abfaßt, etwas widerlich Empfindliches, und dem achten Kindesinne Fremdes. Auch ist die allzugroße Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten nicht bildend für Kinder. — i.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 J A N U A R, 1811.

G E S C H I C H T E.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichte, besonders der europäischen Menschheit*, durch *Johannes von Müller*; herausgegeben nach des Verfassers Tode durch dessen Bruder *Johann Georg Müller*. 1810. I B. XXXII u. 540 S. II B. 552 S. III B. 532 S. 8. (6 Thlr.)

[Zwey Recensionen *).]

Man hat der historischen Literatur der Deutschen nicht ohne Grund vorgeworfen, daß sie reich an Compendien und sehr weitläufigen Werken, aber arm an solchen sey, die zwischen beiden in der Mitte stehen. Undankbar wäre es, den großen Gewinn zu verkennen, der durch Werke der beiden ersten Arten der Geschichte unter den Deutschen erwachsen ist. Denn, um nur von den Handbüchern zu sprechen, so ist es offenbar, daß durch sie nicht bloß dem mündlichen Vortrage vorgearbeitet, und die Geschichte in dem Kreise der akademischen Studien aufrecht erhalten wurde; sondern daß sie auch dadurch zugleich ihre wissenschaftliche Form unter uns erhielt, und mit ihr die Genauigkeit der Angaben, welche wir so oft in anderen Werken vermissen. Und sind nicht auch in den besseren dieser Handbücher gerade die leitenden Hauptideen, welche den jungen Freunden der Wissenschaft auf ihrem Wege immer vor Augen schweben, die ihnen als Führer und Polarsterne dienen sollen, am hellsten und bestimmtesten niedergelegt worden? Mit alle dem aber bleibt es eine nicht zu leugnende Wahrheit, daß Werke der mittleren Art, gleich entfernt von jener Kürze und jener Weitläufigkeit, viel zu selten unter uns sind, als daß sie dem Bedürfnis Genüge leisteten. Ein solches Werk sind die *vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichte* von *Johann von Müller*. Auch bey einem geringeren inneren Gehalt würden wir dennoch seinen Manen Dank dafür schuldig seyn.

Müller konnte nicht über Geschichte schreiben, ohne über sie zu denken. Er mag viel gelesen und excerpirt haben; aber nie sank er zum Compiler herab. Diese seine Individualität spiegelt sich auch auf das klarste in diesem Werke. Sollten wir es

mit zwey Worten charakterisiren: wir würden es *Ansichten der Geschichte der Völker* nennen. Man erwarte also nicht hier eine streng chronologisch fortlaufende, immer gleichförmige, Erzählung der Völkergeschichte zu finden. Es war nicht seine Sache, noch einmal wieder zu erzählen, was schon so oft vor ihm erzählt war. Aber den Nationen auf ihrer Laufbahn zu folgen; zu zeigen, was sie wurden, und wie sie es wurden; also die Momente herauszuheben, die ihre Schicksale bestimmten, — diese war sein Zweck. Sehr leicht kann diese Behandlungsart oberflächlich werden; sie kann aber auch leicht den Anstrich davon annehmen, ohne es zu seyn. Die schwere Kunst, nicht zu viel zu sagen, die seltenste Kunst unter den Deutschen, findet gerade hier recht eigentlich ihre Anwendung. Alles Geniale, der eigenthümliche Charakter solcher Werke, verschwindet, wenn der Historiker ganz sich ausdrückt, wenn er kein Ende zu finden weiß. Er wird also Manches nur andeuten; er wird Manches ganz vorbeylegen, worüber der Leser ihn vielleicht gern gehört hätte. Die Kunst ist hier, die rechte Mittelstraße zu treffen. Aber die Gründlichkeit wird dennoch eben so gewiß unter dem Gewande der Oberflächlichkeit erkannt, als wenig sich diese unter dem der Gründlichkeit verstecken kann. Man unterscheidet es bald, wo der Historiker seine Ansichten sich holte; ob er selber an Ort und Stelle war, oder ob er nur Anderen nachlallte. So ist es auch bey *Müller*. Er hat den größeren Theil des Gebiets der Weltgeschichte selber durchwandert. Allerdings hielt er sich nicht allenthalben gleich lange auf; und es wäre nicht schwer, Regionen auszuzeichnen, die er nur auf dem Durchfluge sah. Aber welche es auch immer seyn mögen, er war doch einmal da gewesen. Einzelne Abschnitte seiner Weltgeschichte sind kurz; können vielleicht selbst dürftig scheinen: aber es ist keiner, der nicht die Spur davon trüge, daß der Verfasser mit eigenen Augen sah. Es ist also mancher Abschnitt, der nicht befriedigt; aber keiner, von dem man nicht mehr unterrichtet weggeht. Und was will man mehr? Erschöpfen kann man einmal einen Stoff nicht, der seiner Natur nach unerschöpflich ist; aber ob das Geschöpfte einen Werth habe, — das ist die Frage.

Müller hat gewissermaßen in seinem Werke die

*) Wir sind so glücklich gewesen, zwey Beurtheilungen dieses Werkes von zwey unserer gelehrtesten, geistvollsten und berühmtesten Geschichtsforscher, die eben so weit von uns, als von einander selbst entfernt leben, zu gleicher Zeit zu erhalten. Ihre, zum Theil verschiedene, Ansichten müssen das Interesse, welches überhaupt die Kritik eines solchen Werkes gewährt, nothwendig erhöhen.

die ganze Weltgeschichte umfasst. Er beginnt von den ältesten Zeiten, und geht bis auf die seinigen herunter. Indefs schon der Titel sagt, daß er hauptsächlich Europa im Auge behalte, wenn gleich dies keineswegs ängstlich zu nehmen ist. Mit Recht! Er wollte die Geschichte von der Seite darstellen, von der sie den Menschen interessirt, d. i. wie der Mensch menschlich ward. Aber er wollte dies nur zeigen bey den einzelnen Völkern. Die Geschichte war ihm nur Geschichte von diesen. Allgemeine Resultate aus dieser zu ziehen, eine allgemeine Geschichte der Menschheit zu schreiben, überließ er Anderen. Es kommt darauf an, sagt er selbst in einer Note, I, S. 85, wozu man den Zweck der Menschheit setzt? In wiefern er darin Recht oder Unrecht habe, in wiefern er sein Werk dadurch zu einem höheren Range erhoben hätte oder nicht — mögen Andere entscheiden. Er hatte dadurch den Vortheil, daß er auf festem historischem Boden blieb, fern von dem Lande der Visionen. Und das soll der Historiker, wenn er würdig diesen Namen tragen will; das Weitere überläßt er — denen, die sich dazu berufen fühlen.

Nach diesen Vorerinnerungen werden wir einige Blicke auf das Einzelne werfen dürfen, ohne zu fürchten, daß der verehrte Schatten uns zürnen werde, auch wenn wir mit ihm rechten.

Das Ganze zerfällt in die *drey* oben bemerkten Theile, von denen der erste die alte, der zweyte die mittlere, der dritte die neue Geschichte nach den gewöhnlichen Abtheilungen umfasst.

Die *alte* Geschichte gehörte zu Müllers Lieblingsstudien. Es gab eine Zeit, wo er in ihr lebte: dies war seine Jugendzeit; und auch nachmals hat er sie gewiss nie völlig verlassen. Indefs hat sein Studium der alten Geschichte einen eigenen Charakter. Es war ihm dabei sichtbar nicht sowohl um eine vollständige und detaillirte Kenntniß des Einzelnen, als um eine geistvolle Ansicht der großen Parthien zu thun. Er las die alten Schriftsteller, nicht bloß die allgemein bekannten; ein einzelner Zug, durch den er uns überrascht, verrieth oft, daß er auch in den entfernteren nicht fremd war. Aber Manches entging ihm dennoch, was seine Urtheile gewiss anders modificirt haben würde. Vollständigkeit, und die damit verbundene Kritik, waren bey diesen Abschnitten der Geschichte also nicht die ersten Vorzüge, nach denen er strebte. Es lag ihm bey dem Lesen der Alten weniger daran die Facta aufzufassen, als über die Facta zu denken und zu sprechen. Überhaupt aber sind es in der alten Geschichte viel weniger diese, die ihn interessiren, als die Menschen. Der äußerst rege und lebendige Sinn, der ihm für Größe, besonders für politische Größe, eigen war, fand nirgends so viel Beschäftigung als hier; und wenn wir seine Studien der alten Geschichte bloß nach dem vorliegenden Werke beurtheilen wollten: würden wir ihm Unrecht thun, zu sagen, daß es vorzugsweise Studium der großen Charaktere gewesen sey? Da

weilt er mit Liebe, wo er diese trifft; wo sie selten werden, ganz verschwinden, bricht auch gewöhnlich seine Geschichte ab, oder schrumpft zusammen. Weniger die Völker, als ihre großen Männer, interessieren ihn. Wer wird auch diese Ansicht im Ganzen tadeln? Wer wird besonders bey der alten Geschichte ihren Werth verkennen? Aber gut ist es dennoch, zu bemerken, daß dies eine beschränkte Ansicht sey. Viel Großes in der Welt, vielleicht das Meiste, war das Werk einzelner großer Männer; aber auch die Kraft der Völker mußte sie unterstützen, wenn sie handeln sollten. Demosthenes konnte nicht wirken wie Themistokles, weil seine Athenienser nicht mehr die des Themistokles waren.

Nach diesem Maßstabe wird man es leicht erwarten, daß griechische und römische Geschichte eigentlich die Gegenstände seiner Studien wurden. Über die der früheren Völker finden wir in dem ersten und einem Theile des zweyten Buches einzelne scharfsinnige Bemerkungen, die durch Zusammenstellung überraschen; dabey zu verweilen, halten wir um so viel überflüssiger, da, seitdem Müller darüber schrieb, gerade diese Gegenstände unstrittig in ein viel helleres Licht gestellt worden sind. Bey den Griechen sind es zuerst die Verfassungen von Sparta und Athen, bey denen Müller verweilt. Gegen einzelne Angaben der lykurgischen Gesetzgebung wird der Kritiker leicht Einwendungen machen können; man weiß, wie vieles hier ungewiss ist: aber auch bey treuer Darstellung im Allgemeinen, hätte doch das ungleiche Verhältniß zwischen den Stadt- und Land-Bewohnern, Spartanern und Lacedämoniern, nicht unbemerkt bleiben dürfen. Auch bey Solon's Gesetzgebung stießen wir im Einzelnen an. Wie ist es zu verstehen, daß Solon die Macht des aristokratischen Senats der Fünfhundert vermehrt habe? Bekanntlich war Solon der *Stifter* dieses Senats (der *Βουλή*), nicht aus fünfhundert, sondern vierhundert damals bestehend; der aber nichts anderes als ein jährlich erneuerter Ausschuss aus der Bürgerschaft war, und also wohl nicht im griechischen Sinn aristokratisch genannt werden kann. Denn ob Müller überhaupt die Ausdrücke von Aristokratie und Demokratie in dem ächten griechischen Sinne genommen habe, müssen wir bezweifeln. So viel wir wissen, bezeichnet Aristokratie in dem praktischen Sinn immer *erbliche* Rechte oder Vorzüge in Beziehung auf Staatsverwaltung; wenn auch vielleicht bey den Philosophen der Ausdruck bisweilen anders gebraucht ist. Aber wer wird solche und andere Kleinigkeiten nicht über den vielen vortrefflichen Bemerkungen vergessen, die sowohl über Athen, als die anderen Städte Griechenlands und die Kolonien gemacht sind? Die geistreiche Zusammenstellung giebt einen Überblick, der auch selbst den überrascht, der bereits das Einzelne kannte. Müller hat dabey, wie auch sonst in diesem Werke, selten citirt. Daran that er Recht; eine Behandlung, wie diese, läßt nicht wohl beständige Citate zu.

Aber *das* müssen wir tadeln; daß er in seinen wenigen Citaten nicht mehr Auswahl traf und bestimmter war. Auch wer vertraut mit Geschichte ist, stößt bey *Müller* nicht selten auf einzelne Angaben, wovon er ungern die Autorität vermisst; und findet dagegen Citate, die er nicht erwartete, oder so unbestimmt, daß er sie nicht nutzen kann. So ging es uns bey Verschiedenem, was *Müller* über Karthago sagt. Gern hätten wir z. B. eine Nachweisung über das punisch seyn sollende Denkmal gehabt, das in Nordamerika bey Boston gefunden seyn soll.

Die allgemeine Darstellung der griechischen Geschichte im dritten Buch hebt mit einer Kritik oder vielmehr Charakteristik ihrer Geschichtschreiber, Dichter, Redner und Philosophen an, die kurz, aber meisterhaft ist. Hierauf die Perserkriege. Wie kräftig und schön über Leonidas! Aber eine Ungerechtigkeit hat mit den meisten Anderen auch *Müller* begangen. Es waren nicht bloß dreyhundert (nicht vierhundert) Spartaner, die fielen; sechshundert Thespienser, die Leonidas zurücksenden wollte, theilten freywillig ihr Loos. Hätten sie nicht so gut, wie jene, eine Inschrift verdient? Das Weitere, was über griechische Geschichte gesagt wird, ist nicht weniger geistreiche Ansicht; wobey jedoch auch der bescheidene Leser öfter fragen wird, warum gab der Mann, der dies geben konnte, nicht etwas mehr? Und vollends bey der macedonischen Geschichte! Freylich wird sie dürftig, sobald sie sich bloß auf das Politische beschränkt. Wie gern aber hätten wir *Müllern* über den damaligen Zustand der Philosophie, der Geschichte (man denke nur an *St. Croix*), vor allem über das Museum zu Alexandrien sprechen hören! Allein mit noch nicht zwey Seiten haben sich die Ptolemäer begnügen müssen. *Müller* eilte, um zu den Römern zu kommen.

Sichtbar war es die Geschichte *dieser* Nation, die in der alten Welt *M.* am meisten fesselte; ihr ist der grössere Theil der nächsten fünf Bücher gewidmet. Auch sie hebt mit einer Charakteristik der römischen Schriftsteller an, welche das fünfte Buch einnimmt. Sie übertreibt die der Griechen; mehr zu ihrem Lobe zu sagen, wäre überflüssig. Die römische Geschichte unterscheidet sich ihrer Natur nach dadurch von der griechischen, daß sie einseitiger ist: die Römer bis auf August herunter waren nur politisch groß; wie vielfach glänzten dagegen schon von ihrem Anfang an die Griechen nicht? Eben diese politische GröÙe aber war es, die *Müller* am liebsten ins Auge faßte. Daher ist auch die Frage, wie die kleine Republik Rom das ward, was sie geworden ist, viel genügender von ihm aufgelöst, als die von den Griechen. „Lasse sich kein Mann, kein Staat, welcher Beharrlichkeit hat, durch anfängliche Mittelmäßigkeit schrecken. Die Weltherrschaft war nicht im Plan; aber die Benutzung der Umstände.“ Eigenthümlich ist es *Müllern*, auf gewisse Punkte hier besonders aufmerksam gemacht zu haben. So ist das Militärwesen der Römer sorg-

fältig erläutert. Aber auch ihre Religion, in Beziehung auf den Staat, hätte es verdient. Die letzten Zeiten der Republik sind, wie billig, am ausführlichsten dargestellt. Vor allem sind die Charaktere der herrschenden Männer hervorgehoben; es sind leicht die gelungensten Schilderungen von *Müller*. Die Kaisergeschichte im siebenten und neunten Buch ist fast bloße Charakteristik; dafür giebt das achte zuerst eine geographisch-statistische Übersicht der Provinzen; und darauf auch Bericht von den angrenzenden barbarischen Völkern. Hier also von den *Deutschen*: „Seit Gottes Schöpferhand ein unvermischt beyammen wohnendes Urvolk.“ Meist nach Tacitus. Aber eine allgemeine Stelle über die nördlichen Völker können wir uns nicht enthalten mitzutheilen. „Die Gesetzgebung war bey den Römern besser; unsere Väter waren frey und sieghaft, weil gute Sitten für Gesetze dienten: das Beste, was wir haben, kömmt von ihnen; das Übrige haben sie dem verdorbenen Rom nachgeahmt. Da nicht alle von Deutschland ausgegangenen Völker ihre Sitten auf einmal und in gleichem Grade geändert: so ist geschehen, daß einige, wie Schweizer und Engländer, auch in den Verfassungen den Keim alter Freyheit lange erhalten haben; andere aus gleichem Grunde in militärischer Tugend vorzüglich geblieben, und eben darum von Ausländern nie ganz unterworfen worden sind. Das Klima ist nicht durch- aus der Grund solcher moralischen Erscheinungen; aber es ist Einer der Gründe! Bey der ungemeinen Unruhe(?) nordischer Menschen, möchte man sich wundern, daß von ihrem alten Zustande so viel bleibt; aber jene scheint nur körperlich zu seyn; oft haben sie das Vaterland, selten ihre Ideen und Gebräuche verlassen; hingegen wenn einmal diese aufgegeben waren, kamen sie in Perioden ewigen Wechsels, weil keine fremde Sitten so natürlich auf sie paßten, wie die, welche sie verlassen hatten.“ Viele eigenthümliche Bemerkungen enthält das neunte Buch über die Religionen; auch der Einfluß der Philosophie ist hier nicht übersehen. Nach diesen Erläuterungen konnte das zehnte Buch den Untergang des westlichen Reichs kürzer darstellen.

Der zweyte Theil, die *mittlere* Geschichte enthaltend, umfaßt acht Bücher, vom 11ten bis 18ten. Wenn dieser Abschnitt der Geschichte vorzugsweise als Gegenstand gelehrter historischer Studien betrachtet werden kann: so ist er dadurch schwerer zu behandeln, weil er weniger große Massen darbietet. Eine allgemeine Geschichte des Mittelalters durfte freylich nach *Müllers* einmal angenommenem Plane nicht anders als nach den Völkern, sie konnte nicht bloß nach einigen allgemeinen Gesichtspunkten, z. B. der Hierarchie, des Feudalwesens, des Handels u. s. w., geschrieben werden. Aber ob sich nicht bey den Hauptvölkern der Gang ihrer Bildung und ihrer Schicksale mehr im Großen hätte darstellen lassen? Ob es nöthig war, die einzelnen kleinen Staaten so sorgfältig aufzuführen, und dadurch die Übersichten zu zersplittern? Ob das stete Über-

springen von einem zum anderen, um in den angenommenen Zeitabschnitten den Synchronismus zu behaupten, nicht verwirrt? — darüber wollen wir gern dem Leser das Urtheil überlassen; und dagegen auf das Vortreffliche aufmerksam machen, welches auch diesen Theil auszeichnet. Dafs *M.*, wenn von Geschichte des deutschen Mittelalters im weiteren Sinne die Rede war, sich ganz auf seinem Felde befand, brauchen wir erst nicht zu sagen. Es ist hier nicht leicht ein Abschnitt, auch unter den kürzeren, der nicht durch eine neue Ansicht auch neue Belehrung gewährte. Aber den Hauptvorzug finden wir darin, dafs *M.* gerade hier der bescheidenen Äußerung, sich auf die europäische Menschheit zu beschränken, untreu geworden ist, und den Orient, fast im gleichen Umfange, mit herein gezogen hat. Wir wissen schon aus seinen Briefen, dafs die Geschichte der Araber, dafs Abulfeda ihn früh beschäftigte; was er hier giebt, scheint die Frucht jener Studien zu seyn. *Müller* hat sich nicht begnügt, von den Arabern blofs im Allgemeinen zu sprechen; er geht auch in das Einzelne der Dynastien, und giebt wenigstens eine Notiz von ihnen. Ausser *Gatterer* in seinem Handbuche der Weltgeschichte (meist nur chronologische Angaben nach *Desguignes*), hat, so viel wir uns erinnern, kein anderer deutscher Schriftsteller sich ein gleiches Verdienst erworben. Ist also auch vielleicht oft Weniger gegeben, als der wißbegierige Leser wünscht; ist besonders das nicht-politische Verdienst der Araber, um Handel, um Kunst und Wissenschaft, zu wenig beachtet: so halten wir doch diesen Abschnitt des Werks, welcher einen Theil des 12, 13 und 14 Buchs einnimmt, für einen der verdienstlichsten. Die byzantinische Geschichte dagegen (ist gleich Constantinopel keineswegs übergangen) scheint viel weniger zu den Lieblingsstudien von *Müller* gehört zu haben. Am wenigsten (wir gestehen es) haben uns die beiden letzten Bücher dieses Theils genügt. Sie sind überschrieben, das 17te: *Wie sich der Übergang der mittleren Zeit auf die neue Gestalt der Dinge nach und nach bereitete*; vom Jahr 1273 bis 1453. Das 18te: *Von denjenigen Revolutionen, welche die neue Ordnung der Dinge besonders veranlaßten*; 1453 bis 1519. Wir glaubten uns bey diesen Überschriften am meisten berechtigt, neben den besonderen allgemeine Entwicklungen zu erwarten. Aber gerade hier hat es dem Geschichtschreiber gefallen, damit am sparsamsten zu seyn, um dafür eine gewisse Vollständigkeit in Aufzählung auch der kleineren Staaten zu erreichen; und so ist es geschehen, dafs

das 17 Buch allein in nicht weniger als 47 Abschnitte zerfällt.

Der dritte Theil enthält die *neuere* Geschichte bis auf 1783, in den letzten 6 Büchern. Sie beschränkt sich beynahe gänzlich auf Europa; auf die anderen Welttheile (Nordamerika ausgenommen), selbst auch auf die Kolonien der Europäer, sind nur einzelne Blicke geworfen. *Müllers* neuere Geschichte erwuchs gleichfalls aus dem Studium der einzelnen Staaten. Eine allgemeine Geschichte des europäischen Staatensystems hat er nicht liefern wollen. Aber zwey Hauptvorzüge sind es, welche unseres Erachtens den Werth dieser neueren Geschichte bestimmen. Erstlich ist er zuweilen in Erörterungen von Gegenständen hineingegangen, die, wenn gleich sehr wichtig, doch in den gewöhnlichen Geschichten der Staaten kaum berührt werden. Die Verfassung der französischen Parlamente, manche Finanz-einrichtungen, die Fortschritte des Militärwesens, und andere Dinge sind hier nicht selten sorgfältig erläutert. Zweytens: bey den einzelnen Staaten ist nicht nur das Wichtigere hervorgehoben, sondern auch die Wichtigkeit selber kurz, aber klar und einleuchtend dargelegt. Übrigens versteht es sich, dafs auch hier, der Anordnung gemäß, keine streng chronologische Erzählung des Einzelnen zu erwarten ist; auch allgemeine Gegenstände werden zuweilen für sich abgehandelt, und der Leser verläßt das Buch mit dem Gefühl, nicht blofs eine Kenntniß, sondern auch eine Ansicht der Hauptmomente der neueren Geschichte, so weit der Vf. sie hat geben wollen, mit sich zu nehmen. Aber enden können wir diese Anzeige nicht ohne die Bemerkung: Welchen viel reichhaltigeren Stoff einem denkenden und geistreichen Kopfe die alte als die neuere Geschichte darbietet. Wenn dieser letzte Theil nicht das lebendige Interesse wie der erste erregt: so lag die Schuld gewifs nicht an dem Vf., sondern an dem Stoff. Die Einförmigkeit, welche im Ganzen in den Einrichtungen, der Cultur, und in dem Streben der neueren Staaten liegt, beschränkt auch den Geschichtschreiber; die Einseitigkeit der herrschend werdenden Cabinetspolitik macht auch ihn nothwendig einseitig, und die Seltenheit, nicht großer Talente, aber großer Charaktere in solchen Lagen, wo sie als freye Staatsbürger einen freyen Wirkungskreis sich bilden konnten, mochte am wenigsten einem Schriftsteller gefallen, der, so wie unser großer Geschichtschreiber, gerade an großen Charakteren und ihrem Wirken seinen Geist zu erwärmen gewohnt war.

— r —

(Die zweyte Recension folgt im nächsten Stück.)

F O R T S E T Z U N G E N.

Meissen, b. Goedicke: *Katechetisches Handbuch, oder faßliche Darstellung der ganzen christlichen Religion und Moral für Lehrer der Jugend.* Achtes Bändchen. Von

M. C. W. Theoph. Camenz, Superintendenten in Seyda. 1811. VI u. 262 S. 8. (22 gr.) (8. die Rec. des 1—4 Bändchens. 1806. No. 108.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 J A N U A R, 1811.

G E S C H I C H T E.

Zweyte Recension

der

Vier und zwanzig Bücher allgemeiner
Geschichte

von

Johannes von Müller.

Wie sehr haben wir Ursache zu bedauern, daß eine, aus der häufig veränderten individuellen Lage hervorgehende, Verkettung nachtheilig wirkender Umstände dem kraftvollen, nach höherer eigener Ausbildung, und Übertragung derselben auf seine Zeitgenossen so wie auf die Nachwelt, eifrig strebenden *Johannes von Müller* eine gänzliche Umarbeitung dieser Übersicht der älteren Universalgeschichtete nicht erlaubte! In wie sehr veränderter vollkommenerer Gestalt würde sie dann vor uns liegen, würde das Studium des Gelehrten, praktische Schule für den Geschäftsmann seyn! Folianten von Excerpten aus den vorzüglichsten Quellen, reiche Erfahrungen in den Verwickelungen der öffentlichen Geschäfte hat er sich als Staatsmann gesammelt; welches Meisterwerk müßte durch die zweckmäßige, sich gegenseitig unterstützende Benützung von beiden aus dem Geiste des tief fassenden, und kühn entwerfenden Meisters hervorgetreten seyn! Ein feindliches Schicksal verlagte uns diesen Genuß; oft unterbrach es die beschlossene Umwandlung des Ganzen, welches wir nun vor uns haben, auch hier den hohen Geist des Vfs. erkennen und ehren, doch nie den Wunsch entfernen können, statt der Arbeit des strebenden jungen Gelehrten die Früchte des gereiften Mannes zu besitzen. Vorlesungen waren es ursprünglich, gehalten in frühen Jahren für Jünglinge edlerer Art; aber schwerlich konnte der Vortrag sich so sehr auf das Allgemeine beschränken, wie wir ihn in dem gedruckten Exemplare erblicken; es war wohl mehr die Bahn, welche sich der feurige junge Mann zur weiteren mündlichen Ausführung vorzeichnete. Denn Geschichte lernen wird der Anfänger nur in einigen Abschnitten dieses Buchs, welches auf Ergreifung allgemeiner Ideen, nicht aber auf die Entwicklung der Begebenheiten ausgeht, und schon durch seinen beschränkten Umfang zeigt, daß es sich mehr zum Compendium als zum darstellenden Handbuche eigene. Wiewohl eigentlich keine der gewöhnlichen Benennungen für dasselbe passend ist, denn diese Zusammenstellung aus dem

unermesslichen Vorrathe der Geschichte enthält ein Herausgreifen von abgerissenen Sätzen, welche den eigenen Sinn des Vfs. am lebhaftesten ansprachen. Da sich nun mit Gewisheit voraussetzen läßt, daß damals sein Studium noch häufig Stückwerk war, daß er die Menge von Collectaneen, von welchen in späteren Jahren die Rede wird, noch nicht gesammelt hatte, daß er in der Kenntniß der Menschen und des Ganges der Dinge unter den Menschen damals bey weitem nicht auf der Stufe stand, welche er in der Folge erstieg: so erklärt sich sehr natürlich die auffallende Ungleichheit in der richtigen Fassung der Begebenheiten, folglich in den abgeleiteten Urtheilen, und diese vorläufige Ansicht wird nothwendig, damit man auch hier den durchdringenden Geist des ausgezeichneten Mannes nicht verkenne. Er selbst fühlte innig den Mangel des gleichen Fortschreitens in den einzelnen Theilen; daher sein Auftrag an den Bruder, nur Fragmente dieses Werks dem Drucke zu übergeben. Aber das Ausheben dieser Fragmente hätte einen *Johannes von Müller* erfordert, durch Bruchstücke ging das Lebendige des zusammenhängenden Vortrags verloren; es war besser, die Masse zu liefern, und dem Leser die ihm beliebige Auswahl zu überlassen.

Wäre es auch in der Vorrede nicht bemerkt: so würde doch jeder Leser zuverlässig fühlen, daß die Einleitung, welche tiefe, weitgreifende Blicke in das Allgemeine der Geschichte wirft, ganz neue Arbeit ist; die Fülle der Gedanken, so wie der in allen neuen Schriften des Vfs. etwas entwickelte Stil, weichen zu sehr von dem folgenden Vortrage ab, als daß die spätere Hand verkannt werden könnte. Er giebt die Ursachen an, welche ihn zur Ausfertigung dieses Werkes bewegten; unter ihnen steht als die letzte: „Da der bewegliche Anblick des fallenden Europa dem Vf. unmöglich, seine Lage aber das Reden, wo nicht gefährlich, doch unnütz machte, beschloß er (wie man innige Bedrängniß gern in die vertraute Brust von Freunden ergießt), mit den Guten und Edeln seiner und künftiger Zeiten sich über Dinge zu unterhalten, welche ihre wie seine Theilnehmung erregen werden, so lang es Menschen giebt.“ In diesem Tone fährt er fort, hohe Erwartungen zu erregen, und einen Plan vorzuzeichnen, welcher erst durch die gänzliche Umarbeitung seiner Erfüllung hätte entgegengehen können. Die Erzählung selbst fängt mit der Schöpfung der Erde und des Menschen an, schweift mit einzelnen hingeworfenen Bemerkungen über den asiatischen Ländern der

Vorwelt unstät herum, um endlich die Geschichte des cultivirteren Griechenlands zu erreichen, über welche man sich berechtigt halten darf, von einem *Johannes v. Müller* etwas Ausgezeichnetes hervortreten zu sehen, da nach anerkannter Sage Thukydides sein Lieblingschriftsteller und das Vorbild war, nach dessen Erreichung er hinstrebte. Die Erwartung wird getäuscht, weil nicht der reife Gelehrte und Staatsmann, sondern der mit den Quellen noch nicht hinlänglich vertraute *Johannes* sie bearbeitete. Hervorpringende Ideen, theils blendend, theils wahr aufgefaßt, treten überall auch hier hervor, wo ihm die Verkettung der Begebenheiten rein vor Augen schwebt; aber öfters kennt er sie nicht, selbst in solchen Gegenständen, wo Thukydides so herrliche Aufschlüsse giebt, z. B. über die wahren inneren Ursachen des peloponnesischen Kriegs, und über die dringenden Beweggründe der Spartaner, den ersten Frieden oder vielmehr Waffenstillstand mit Athen zu suchen, über die Mafsregeln des Perikles, von welchem der Vf. nur einzig die schöne Seite uns vorhält, über den Alkibiades, von welchem er glaubt, er habe sein Verdammungsurtheil bloß als Religionspötker erhalten. Auch in der früheren und späteren Geschichte der Griechen treten ähnliche Verirrungen hervor. Z. B. S. 91 bey der Aufzählung der griechischen Kolonien in Italien und Sicilien, wo er Kumae durch Knidier und Äolier, und Neapolis durch die Marfen stiften läßt; oder S. 153, wo versichert wird, Epaminondas habe das präponderirende Ansehen an die *Böotier* gebracht; an die Thebaner, wollte er sagen, welches einen mächtigen Unterschied macht. Doch wozu das leicht zu häufende Aufzählen von kleinen Übereilungen? Einen ganz anderen Anblick bietet die römische Geschichte dar. Auch hier stören zwar mit unter einige Fehlgriffe den reinen Genuß, wenn S. 207 die Volkstribunen als Ursache angeführt werden, daß es in Rom selten zu Unruhen kam, oder S. 254 Scipio Africanus von Spanien aus nach Afrika geführt wird, oder wenn man die Angabe von der Verschiedenheit der Comitien, welche so großen Einfluß auf den Gang der Staatsgeschäfte hatte, vergeblich sucht. Aber dessenungeachtet darf dieser Theil des älteren Werkes unbezweifelt für die glänzend hervorstechende Parthie der Arbeit, für ein wahres Meisterstück erklärt werden. Unwiderstehlich fühlt man sich durch die Schönheit und das Treffende der Gemälde angezogen, und man giebt sich mit Vergnügen den durchdachten Resultaten dahin; alles kündigt an, daß diese Geschichte in ihrem Zusammenhange aus den Quellen, und einzig aus denselben, abgezogen ist. Daher auch die treffenden Urtheile über die Schriftsteller der römischen Geschichte, Lateiner und Griechen, vom Polybios angefangen, dessen sorgfältiges Studium aus dem ganzen Vortrage hervorleuchtet. Auch die vorzüglichen Dichter Roms entgehen seiner Aufmerksamkeit nicht, so wie sie seiner Lectüre nicht entgangen sind. Am Ende ihrer Schilderung folgender Satz, S. 187: „Später wurde die Abnahme des guten Geschmacks merkbar. Der menschliche Geist will

auch das Beste übertreffen, und entfernt sich dadurch von dem einmal getroffenen glücklichen Mittel.“ Aus diesem Gesichtspuncte, und mit ähnlicher Kürze ist wohl das Sinken des Geschmacks bey den Römern und bey anderen Völkern noch nicht genommen worden. Auch das Urtheil über die römischen Geschichtschreiber giebt den Beweis, daß er nicht copirt, was Andere von ihnen sagten, sondern daß er sie selbst gelesen und mit Gefühl gelesen hat. Vom Tacitus z. B. spricht er S. 188 den wahren Satz: „man hat ihm vorgeworfen, die Menschen schwarz *abzumalen*; aber die Geschichte beschäftigt sich mit Menschen, welche Leidenschaften von genugsamem Feuer haben, um merkwürdige Bewegungen zu veranlassen; *gemeinlich* werden Extreme bemerkt, die der stille Mann kaum faßt, und welche auch zur Nationalbeurtheilung nur in soferne dienen, als sie durch den Einfluß des Beyspiels eine Nation niederdrücken oder erheben.“ In der Geschichte selbst, wer wird das tiefgeschöpfte Bild vom Cäsar S. 292 u. f. w. nicht wahr und schön finden: „In jeder Unternehmung, wodurch er sich zum Rang des Ersten in Rom und in der Welt erheben wollte, begleitete ihn das Glück, weil, indess er sich Alles erlaubte, er die Herrschaft über sich selber behielt. Ohne von seiner Beharrlichkeit, von der Kraft und Höhe seines vielumfassenden Geistes zu sprechen, darf jene ihm eigene Lebensfülle, jene blitzschnelle Behendigkeit nicht übergangen werden. — So wahr ist es, daß den Menschen die Zeit nicht fehlt, sondern der Wille, sie zu benutzen.“ Cäsar hatte nicht jene scheinbare Erhabenheit kalter Menschen über Leidenschaften, wofür sie keinen Sinn haben; er kannte ihre Macht, genoß der Lust, und wurde nicht ihr Sklav. Im Krieg zeigte sich keine Schwierigkeit, deren Gegenmittel ihm nicht eingefallen wäre, keine Kriegslust, welche er nicht vermittelt unerwarteter Wendungen zu vereiteln gewußt hätte.“ Ungern verlagst sich Rec. das Vergnügen, diese Schilderung vollständig den Augen unserer Leser vorzulegen; sie werden gewiß das Fehlende im Buche selbst nachholen, werden zuverlässig das Bild von Cato, S. 297, als einen Meisterzug erkennen, der, weil er kurz hingeworfen ist, auch hier seine Stelle finden kann. „Nie war ein dem Ideale der Tugend mehr ähnlicher Mann, der das Gute nur darum wirkte, weil anders zu handeln nicht in seiner Seele war. So viele Mühe seine geistreichen Feinde sich gaben, ihn herabzuwürdigen: dennoch blieb sein Name gleichbedeutend mit der Rechtschaffenheit selbst. Einen Fehler hatte Cato (und Niemand als er), daß er der herrschenden Verderbnis auf gar keine Weise sich fügen, und lieber etwas Gutes unterlassen, als auf eine nicht ganz streng gesetzmäßige Art handeln wollte. Mit mehr Nachgiebigkeit wäre er seinem Vaterlande nützlicher gewesen; aber ein Cato würde der Geschichte der Menschheit fehlen.“ Rec. empfiehlt die mit wenigen Worten bündige Schilderung des Tiberius, die blühende und meist richtige Beschreibung der römischen Provinzen, die durchdachten, und mit philosophischem Sinne entwickelten Ideen über die

Religion, S. 423, zur besonderen Aufmerksamkeit. Wer wird Stellen wie folgende, S. 434, nicht als treffend anerkennen: „In den unreligiösesten Hauptstädten ist der Wunderglaube am grössten. Es ist bemerkt worden, wie die sittenlosten Römer die eifrigsten Arbeiter in geheimen Künsten waren; sie wußten am besten, welche Leere die Sinnenlust nach vorübergegangenem Rausch in der Seele läßt; sie wollten, um sie auszufüllen, Genüsse einer anderen Welt.“ Das Religionsystem des Moses, und die ganze Geschichte der Juden von S. 429 u. f. w. wird man zwar eingreifend, aber zu sehr in das Schöne gemalt, und der Lehre und dem Wandel Jesu, der bloß als ausgezeichnete Mensch erscheint, S. 457 u. f. w., manche fremdartige Idee untergeschoben finden.

Gleichen Anspruch auf durchdachtes vollständiges Studium darf der zweyte, die Geschichte des Mittelalters enthaltende *Theil* weniger machen. Müllers Geist bleibt auch hier in zusammenhängenden Erzählungen so wie in einzelnen Bildern und Resultaten sichtbar; aber zwischen denselben schaden andere mißrathene oder nur halb wahr aufgegriffene Stellen dem vortheilhaften Eindrucke des Ganzen. Gründliches Studium zeigt die Geschichte der Araber, Mohammeds Lehre, seiner Nachfolger Eroberungen, und die schwer zu fassenden aus dem allgemeinen Chalifate entsprossenen einzelnen Dynastien. Herrlich vorgetragen findet Rec. S. 157 die Verpflanzung des römischen Kaiserthums nach Deutschland durch Kaiser Otto I, so wie die angegebenen Verhältnisse zwischen Deutschland und Italien. Neu, aber sehr richtig, ist S. 197 die Bemerkung, daß die Kreuzzüge den ersten Grund zum Verfall des Papstthums gelegt haben, indem durch dieselben die großen Feudalbesitzer aus ihren Besitzungen entfernt wurden und sich ruinierten, folglich den Königen freyeren Spielraum zu ihrer grösseren, endlich auch gegen die Päpste angewendeten Macht, verschafften. Bisher erklärte man die Kreuzzüge als eine der vorzüglichsten Maschinen für Erweiterung der päpstlichen Gewalt; sie wurden es aber in der That nur in kleinen Zwischenräumen, wenn die Regenten selbst sich aus ihren Staaten entfernten. Constantinopels Eroberung durch die Lateiner ist S. 250 aus dem gleichzeitigen wenig benutzten Schriftsteller, *Ville Hardouin*, vortreflich vorgetragen; überhaupt bemerkt man in vielen Stellen unmittelbar aus den Quellen hergeleiteten Vortrag, so wie überall das eigene Denken des Vfs. Z. B. S. 304: „Von Ost, wo man wärmer fühlt, und die Einbildung sich höher schwingt, waren alle Religionsreformen gekommen; diese anschaulichen, sinnlichen Vorstellungen erhielten im Abendland eine speculative Gestalt. Im Orient waren Gesetzgeber und Helden durch sie begünstigt worden; bey uns wirkten sie auf Cultur und Ordnung. In Europa war mehr Kunst und Beharrlichkeit in Plänen; im Orient alles eine augenblicklich umwerfende Kraft. Dadurch blieb dauerhafte Oberhand uns; und je gesitteter und aufgeklärter ein euro-

päisches Volk, um so mächtiger wurde es.“ Mit vieler Theilnahme, glaubt Rec., wird man auch die Regierungsgeschichte Philipps des Schönen, und die Vertheidigung der Maximen des bisher so übel berüchtigten Ludwig XI in Frankreich lesen. Aber neben dem vielen trefflich bearbeiteten Parthieen stößt man nun freylich auch auf mehrere minder glückliche, am meisten in der deutschen Geschichte. So erscheint S. 139 die Geschichte der Nachfolger Karls des Großen in einem unrichtigen Gesichtspuncte. Auch Kaiser Heinrichs IV traurige Regierung ist S. 192 nur halb wahr und mit Verwirrung vorgetragen. Das Erstgeburtsrecht der Fürsten, glaubt er S. 200, sey zu jener Zeit in weniger Ausübung gewesen. Man hatte gar keine Idee davon, und konnte sie nicht haben, weil damals noch keine Fürstenthümer existirten. S. 209: „Friedrich erhob den neuen Herzog von Oesterreich über alle Reichsfürsten, die nicht von Alters her Kurfürsten waren.“ Es gab damals noch keine Kurfürsten. S. 333: „Im Treffen bey Mühldorf im J. 1322 wurde Herzog Heinrich von Kärnthen gefangen.“ Es war der Prinz Heinrich von Oesterreich. Auf der folgenden Seite behauptet der Vf., Kaiser Ludwig IV habe seinem Sohne die Mark Brandenburg ohne Zustimmung des Königs Johann von Böhmen nicht ertheilen können, ohne daß wir begreifen können, woher der sonderbare Gedanke kommt. — Doch ähnliche Beyspiele beweisen bloß, daß der verwiegte *Johannes von Müller* in früheren Jahren nicht jedem Theile im ganzen Umfange der Geschichte gleich gewachsen war, und daß er es, seiner eigenen Aussage nach, verschmähet, da, wo ihn die Quellen nicht vollständig leiteten, zu anderweitigen Bearbeitungen seine Zuflucht zu nehmen. Eine nochmalige gereifte Revision würde sehr viel in einer veränderten Gestalt haben auftreten lassen. Aber eben das Streben nach Vervollkommenheit scheint den Vf. von der oft auf das Neue unter die Hand genommenen Umwandlung zurückgeschreckt zu haben. Es übersteigt die Kräfte eines Mannes, alle Haupttheile in dem unermesslichen Reiche der Geschichte aus eigenen Untersuchungen aufzufassen, und in kräftige allgemeine Sätze concentrirt zur Belehrung und zum Denken für die Nachwelt hinzustellen.

Dies sind die Resultate, welche sich aus der unbefangenen und sorgfältigen Lectüre der beiden ersten Theile für den Rec. ergaben. Der während dieses Studiums erschienene dritte bis 1783 fortgeführte *Theil* hält ihn fest bey der gefassten Ansicht. Hier beweiset der Vf. seine Reife als Kenner der Geschichte, aus dessen Darstellung auf jeder Seite der praktische Blick des gebildeten Geschäftsmannes, des Mannes, welchem zuweilen der Vorhang der Hofgeheimnisse sich lüftete, sichtbar wird. Es ist unstreitig die wichtigste, die interessanteste Parthie seiner Arbeit; er vollendete sie im J. 1796. Kenntnisse und Erfahrung unterstützten sich gegenseitig; und doch tritt auch hier die Eigenheit seiner Vorstellungsart, vielleicht überhaupt die Ungleichheit des menschlichen Den-

kens hervor, welches zunächst an seine tiefgeschöpften Auspendungen oberflächlich hergeholte Vorstellungen zu reihen pflegt. Ermüdend wird dem Leser das Zerstückeln in sehr kleine Abschnitte, so wie der dadurch immer auf das Neue wiederholte Spaziergang durch ganz Europa, oder wohl noch weiter; und er findet sich nicht entschädigt für sein Bemühen durch die rhapsodisch hingeworfenen eigenen Namen wenig gekannter Fürsten Italiens, welchen oft kaum ein Wort zur näheren Notiz beygefügt ist. Aber reicher Genuß erwartet ihn in anderen Lieblingsparthieen, und zwar immer im reicheren Masse, so wie die Erzählung sich unseren Zeiten nähert. Selbst da, wo manches Lesers Urtheil abweichend von dem Gesichtspuncte des Vfs. werden könnte, gewährt er ununterbrochenen Stoff zum Nachdenken, öfters auch zur Berichtigung vorgefaßter Meinungen. Beides könnte der Fall S. 12 bey *Luthers* wahr und kraftvoll, doch wohl etwas zu vortheilhaft gezeichnetem Portraite, und S. 15 bey der Schilderung seiner Reformation seyn. Wer die kleine Mühe nicht scheuet, die vereinzeltten Abschnitte über die russische Geschichte seit Peter I. in ein Ganzes zusammen zu stellen, verändert nicht nur zuverlässig manche seiner bisherigen Ansichten, sondern es drängt sich ihm durch so manche eingeschaltete Anekdote der Gedanke auf, daß dem verwiegten Vf. über die geheime Chronik des Hofes von St. Petersburg außer den uns zugänglichen Quellen noch manche andere zu Gebote stand. Ostermanns erkünstelte Gelbsucht S. 298, und Czar Iwans traurige Katastrophe S. 382, mag neben mehreren anderen als Beyspiel hier angeführt stehen. Es wäre Sünde, wenn Rec. nicht auf einige unter den hervorstechenden Darstellungen aufmerksam zu machen suchte. S. 28 Etwas aus Kaiser Karls V. Schilderung: „Er hatte das große Unglück, daß ihm Jedermann anfaß, wie fein er war; nichts redete an ihm als die Zunge, diese langsam, leise, wenig und ohne Änderung der Stimme; Niemand traute ihm.“ Von den angegebenen Ursachen, warum unter Ludwig XIV. französische Literatur allgemein einfließend für das gebildete Europa wurde, S. 182. „Wenn man an Sidney, an Locke, Shaftesbury, Newton, Bayle und Leibnitz denkt; so ist auffallend, daß in dem sogenannten Jahrhunderte Ludwigs XIV. die wichtigsten Schriftsteller nicht von ihm pensionirt, und größtentheils seine Feinde waren. Diese haben die Wissenschaften in der That am weitesten gebracht; für das gemeine Wohl dachten diese Männer mit vorzüglichem Patriotismus; aber das größte Aufsehen, die ausgedehnteste Wirkung, machen die beredtesten, nicht die tiefstinnigsten Schriftsteller, jene werden am meisten gelesen.“ — Je näher *Johannes von Müller* unserem

Zeitalter tritt, desto gehaltvoller wird Vortrag und Inhalt. Viel mußte Rec. abschreiben, wenn er vorlegen wollte, was er sich als besonders hervorstechend bemerkt hat, z. B. S. 295 die gedrängte und zugleich genau treffende Charakteristik v. Friedrich Wilhelm I. König von Preussen; oder S. 349 die vielseitigen Verkettungen, welche den siebenjährigen Krieg über Deutschland und Europa führten; oder S. 378 das billige, bisher selten gesprochene Urtheil über den Papst Clemens XIII. bey seinen Streitigkeiten mit Parma; „Wenn man die Casarmen in gleicher Masse zunehmen, wie die Klöster eingehen sah: so betrachteten Freunde der Freyheit und Ruhe mit Mißvergnügen die ungünstige Wendung der nöthigen Reform;“ oder S. 394 die wörtlich angeführten und eben dadurch in das Grelle gezogenen Gründe Oesterreichs und Preussens zur Besitzergreifung einiger Theile Polens; oder S. 368 die Aufhebungsgeschichte der Jesuiten mit den Veranlassungsurachen in jedem einzelnen Lande, kurz und wahr, und doch am Schluß, S. 379 die auffallende Bemerkung: „die Fürsten bekamen von dem an größere Macht über die Geistlichkeit; aber indem für die Völker der Gewinn so groß nicht schien, als er hätte seyn können, wurde die Zahl der Mißvergnügten durch die Zahl der Geistlichen ungemein verstärkt, und weisen Männern bald bemerklich, daß eine gemeinschaftliche Vormauer aller Autoritäten gefallen war;“ oder S. 432 als Einleitung zur Entstehung der nordamerikanischen Freystaaten: „Wir sahen in den polnischen Händeln, was der militärische Despotismus gegen die heiligsten Rechte der Nationen vermag, in dem türkischen Krieg, wie sehr selbst brave Milizen disciplinirten Heeren nachstehen, und in der Sache der bayerischen Erbfolge, daß die Sicherheit mittelmässiger Staaten in der That von dem Umstande abhängt, ob die größern sich vereinigen können oder nicht, sich dieselben zuzueignen u. s. w.“ — Aber wer wird auch das Ausgezeichnete ausheben wollen in einer Recension? Bemerkbar soll es gemacht, und zur Lectüre des Buchs gereizt werden der in der Geschichte schon Eingeweihte. Vorkenntnisse muß er mitbringen, wenn er dem Buche mit Vorliebe anhängen, das Wichtigere von dem Alltäglichen scheiden und mit mannichfaltiger Bereicherung seiner Kenntnisse es genießen will. Es reicht bis in den Zeitraum von ungefähr 1783; daß *Johannes v. Müller* seine Ursachen hatte, es nicht weiter vorwärts zu führen, läßt sich leicht begreifen. — Überwiegende Vorzüge sichern dem Ganzen bleibenden Werth bey der Nachwelt: sie wird bedauern, das Mindervollkommene bey ihrem Studium erst beseitigen zu müssen.

Vd. Hg.

NEUE AUFLAGEN.

Marburg, b. Krieger: *Cornelii Nepotis vitae excellentium Imperatorum*. Editio accurata. 1810. 181 S. 8. (8 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 J A N U A R, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Böhme: *Topographie des Herzogthums Warschau, nebst einem kurzen Abriss der polnischen Geschichte bis auf die neuesten Zeiten.* Nach dem Polnischen des Hn. Flatt bearbeitet, und mit Zusätzen in Bezug auf die im wiener Frieden neu acquirirten galizischen Provinzen herausgegeben. 1810. 250 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn je ein neuer Staat, der aus den Schöpfungen Napoleons hervorging, einer durchgreifenden Cultur in allen Beziehungen auf das Land, dessen Bewohner und den Staat bedarf, und dieser Cultur zu gleicher Zeit fähig ist, und wenn je Einer diese Cultur mit Recht und Zuversicht erwarten darf: so ist es gewiss das Herzogthum Warschau unter seiner humanen königlich-sächsischen Regierung. Es hat einen Flächeninhalt von 2780 Quadratmeilen (die neuen Acquisitionen von Westgalizien, des krakauer und zamoczer Kreises, mit eingeschlossen); und dieser Flächeninhalt von mehr als 100 Flüssen bewässert, von zahlreichen Seen bedeckt, wäre er mehr durch schiffbar gemachte Flüsse und Kanäle verbunden; — dieser fruchtbare, fette, und für alle Erzeugnisse des östlichen und nördlichen Europa empfängliche Boden, wäre er mehr durch Ackerbau bearbeitet und verbessert, wäre er nicht auf Kosten anzulegender Gärten vernachlässigt, und in Beziehung auf seine Ergiebigkeit an Wäldern durch schändliche Bewirthschaftung entweicht; — diese Masse von 3,870,000 kraftvollen, fähigen, und größtentheils von den Reizen eines üppigen Lebens untermert und belehrt, in ihrer Religion und Moralität durch gute Bildungs- und Erziehungs-Anstalten entwickelt, und zur Aufklärung im Gebiete der Wissenschaften und Künste herangereift —: was für einen Rang würde das Herzogthum Warschau mit seinem bescheidenen Titel in der Reihe der gegenwärtigen Staaten einnehmen! und würde es nicht gerade durch diesen bescheidenen, seinem jetzigen Regenten so liebenswürdigen Titel, der ihm einen beträchtlichen Theil der Ausgaben seines Glanzes erspart, noch weit größer im Vergleiche mit manchen an Menschen und Landcapital beträchtlicheren Königreichen seyn? Aber was nicht ist, kann bald unter einer weisen Leitung werden. Viel hatte der großherzige Friedrich Wilhelm III schon vorgearbeitet, mehr liegt noch in der Verbindung mit den

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

an Menschen und Cultur nicht so armen gallizischen, durch den wiener Frieden vereinigten Ländern, und alles in der Empfänglichkeit des Nationalcharakters dieser Menschen; und so können die Wunden, die der lange kriegerische Zustand unter Feinden und Freunden über den größten Theil des Landes gebracht hat, schleuniger, als in irgend einem Staate, geheilt werden, sobald die Lage von Europa den Frieden sichert.

Der Vf. des vorliegenden Werks hat den Regenten auf einen großen Theil der Gebrechen aufmerksam gemacht, und in sofern ist sein Werk von praktischem Nutzen; aber in Beziehung auf Topographie ist es, die Anmerkungen des unterrichteten Herausgebers abgerechnet, von weniger Bedeutung. Denn der Vf. stellt die aus deutschen Schriften längst bekannten Nachrichten so zusammen, wie er vom Ungefähr geleitet wurde. Wir haben keine Spur eines Quellen-Studiums, selbst nicht einmal in der Geschichte, und keine einzige statistische Angabe aus officiellen Acten gefunden. Nach S. 146 zu schließen, wo der Vf. sagt: „die Garnisonen für die 30,000 Mann Truppen sind noch nicht bestimmt, können es auch wohl nicht seyn, so lange die französische Armee sich noch hier befindet.“ ist es während der kriegerischen Periode von 1806 und 1807 geschrieben, und dieses erhellt noch mehr aus der Stellung der Nachrichten selbst. Der Vf. spricht oft vom ganzen Herzogthume Warschau, und im Nachsatze findet man, daß er bloß von der ersten Constituierung desselben, nicht von den neuen Acquisitionen redet. Wahrscheinlich sind diese Nachsätze von dem deutschen Übersetzer und Herausgeber; aber sie verwirren die richtige Ansicht, und nur erst am ganzen Schlusse läßt sich ein festes Resultat fassen.

Die vorangeschickte historische Einleitung, davon weggesehen, daß Warschau selbst in den Perioden, wo sie Residenzstadt war, nicht die Einheit der polnischen Geschichte ausmachen kann, beweist schon, daß der Vf. seines, auf fast 100 S. durchgeführten, Themas nicht mächtig war. Er nimmt folgende Perioden der polnischen Geschichte an: 1) Von einer unbestimmten Zeit bis in das zehnte Jahrhundert; 2) vom Jahre 962 — 1386; 3) vom Jahre 1386 — 1573; 4) vom Jahre 1573 — 1794 im Nov.; die fünfte bis 1810 benennt er nicht einmal. Diese schiefe Eintheilung, die dem Begriffe einer Geschichte von Polen gar nicht entspricht, wird noch auffallender durch den Inhalt, den er an die Person der Regenten bindet. — Polen ist ihm ein Theil des ehemaligen Sarmatiens (welches?), die Sarmaten und Sla-

ven (welche?) machen den Hauptstamm, woraus die Polen entsprossen sind; Lech I der *erste gepöhlte* Fürst 550; nach ihm kommen 12 Woiwoden, und hierauf ein gewisser Polsk, woher Polaken; wie von Lech der frühere Name Lachen; nach Lech III soll Popiel zur Regierung gekommen seyn, der boshaft seine Vetter erschlug und ihre Leichname unbegraben liefs, woraus sich ein großes Heer Mäuse erzeugte, die den Mörder zuletzt auf einer Insel im Goplo-See, in dem noch jetzt benannten Mäuseturm (eine wahre Haltoniade), verzehrten. — Für die mancherley historischen Gebrechen, worunter das des Mangels an allen Belegen nicht das geringste ist, wird man dagegen durch einen humanen Sinn für die k. preussische Regierung, und durch den Sinn fürs Vaterland, der sich oft, aber verzeihlich, in Wermuth ergießt, entschädigt. Von der preussischen Regierung sagt er S. 81: „Die Polen hätten einen Fürsten (Friedrich Wilhelm III) lieben müssen, dessen Grundsätze und Verbesserungen vortreflich waren, welcher die Ausbreitung des Handels und nützlicher Erfindungen beförderte, Städte aufbaute, Erziehungsanstalten errichtete, Straßen anlegte und verbesserte, und dem ganzen Lande unendliche Wohlthaten erzeugte; allein, setzt er hinzu, die Verbannung der Mutter Sprache aus den Gerichtshöfen, das vernichtete Ansehen der Nation und die zahllosen Vergehungen der neuen deutschen Beamten schlugen den Herzen der Polen unheilbare Wunden, und machten ihnen die preussische Regierung verhaßt.“

In der Topographie werden die Grenzen, die Gröfse, Ebenen, Gewässer, das Klima, die Fruchtbarkeit, Ackerbau, Forsten, Viehzucht, Fossilien, Industrie, Manufacturen, Handel, Münzsorten, Bevölkerung, Religion, Erziehung, Schulen, verschiedene Stände, Charakter der Polen, Regierung, Gesetzgebung in besonderen §§ vorgetragen, und mit einer topographischen Aufzählung der verschiedenen, zu den 10 Departementern gehörenden, 100 Kreise und 66 Gemeindeversammlungen, dem Secretariatsprotocoll vom 24 Febr. 1810 gemäß, in dem Detail geschlossen. Das Ganze ist nicht tief geschöpft, und der Vf. traut sich selbst nicht viel zu, da er sogar über die Wohlthätigkeit der Aufklärung Schriftsteller anführt, die diese behauptet haben. Die Grenzen des Landes sind nur oberflächlich bestimmt, z. B. gegen O. an Rußland, gegen S. an Westgalizien (d. h. was österreichisch blieb) und Schlefien, gegen W. an die Neumark, gegen N. an Preussen und Rußland, statt dafs in einer Topographie der angrenzende Theil des ganzen Staats namhaft gemacht werden soll. Gegen die Genauigkeit des Längen- und Breiten-Grades (zwischen 35° — 42° L. und 50° 30' bis 55° 5' B.) läfst sich auch manches einwenden. Die Gröfse wird zu 2778 Quadratmeilen angenommen, und 1851 derselben werden auf das ursprüngliche, und 927 Q. M. auf den durch den wiener Frieden erworbenen Zuwachs (877 an Westgalizien, und 50 Q. M. an dem krakauer und zamoczer Kreise) gerechnet. Bey der Ebene ist die Abdachung nicht bestimmt. Von den vielen

Flüssen kommen nur die *Warta* mit der links einfließenden Prosna und *Obra*, und der rechts einfließenden Neze und der *Nir*; die *Weichsel* mit den Zuflüssen *Pilica*, *Bzura*, *Draveca*, dem *Bug* und der hierin sich ergießenden *Wkra*, und der *Narew* und der *Niemen* vor. Der Übersetzer hat am Schlusse dieses § noch einige nachgetragen. Von den zahlreichen Seen benennt er fast keinen, aber mit Recht trägt er auf die Schiffbarmachung mehrerer Flüsse und ihre Verbindung durch Kanäle an, z. B. die *Warta* und *Pilica* oberhalb *Sierodz*, die *Warta* und die *Neze* durch den *Stefiner See* mit dem *Goplo*. Bey den Flüssen kommt die Grenzbestimmung, die oben hingehört hätte, näher erörtert vor, jedoch meistens nur, wie sie sich auf die Acquisition bezieht. So gesund das *Klima* an sich ist: so hätten doch die beträchtlichen Modificationen und die größere Sterblichkeit in dem einen vor dem anderen Departement nicht unberücksichtigt bleiben sollen; und viel zu oberflächlich ist das, was von der *Fruchtbarkeit* des Bodens gesagt wird, da die verschiedenen Arten desselben nicht einmal erwähnt werden. Die von 1802 in den verschiedenen Districten angegebene Ausfaat von 100,000 Wispel Korn, 12,000 Wispel Weizen, 30,000 Wispel Gerste, 50,000 Wispel Hafer, 30,000 Wispel Kartoffeln hat keine reine und vollständige Berechnung zum Grunde; und warum giebt er nicht bey der Darstellung des vernachlässigten Gartenbaues auch zugleich die Mängel, namentlich vom Obst- und Gemüs-Bau, an, denen leicht abzuhelfen wäre? Der Hopfenbau, so viel Gewinn er auch verspricht, ist nicht überall anwendbar; die Ursache, warum die Pferde so klein sind, möchte wohl mehr in der Rasse, als in der Gewohnheit liegen, die Pferde im dritten Jahre schon vorzuspannen. Das Hornvieh schlägt er für 1804 auf eine Million, die Schafe auf 2 Millionen, den Ertrag der Wolle auf 30,000 Centner, die Anzahl der Schweine auf 60,000 an. Auch diesen Angaben fehlt es an Zuverlässigkeit und Allgemeinheit. Was der Vf. S. 116 sagen will, versteht Rec. nicht; es ist die Rede von Industrie, die er noch in ihrer Wiege darstellt, und nun setzt er hinzu, „die Wohlfeilheit und die Menge könnten sie bedeutender machen.“ Die Hauptursachen dieses Mangels möchten wohl am meisten in den Stürmen vergangener Zeiten und in der Vernachlässigung der Mittel zu suchen seyn, die Industrie aus dem Innern des Staats und der Nation zugleich hervorgehen zu lassen. Der Mangel an Menschen und an Gelde ist sehr oft nichts anderes, als Folge vernachlässigter Industrie, und nicht, wie der Vf. glaubt, die Ursache. Den Beweis giebt er dadurch selbst, dafs er gesteht, dafs es den Handwerkern, z. B. Schuhmachern, Schneidern und Kürschnern, am Streben zur Vollkommenheit mangle, dafs man lieber rohe Leder verkauft und die zubereiteten einkauft. Wie viel hat das Departement Posen nicht voraus, wenn es jährlich 13,000,000 Tücher versendet. Die Einfuhr und Ausfuhr verhalten sich zwar von jeher ungleich gegen einander, und jene war immer größer als diese; allein das kann man doch nicht durchgängig, wenigstens nicht von den neuen

Acquisitionen und dem posener Departement behaupten. Der Vf. hätte daher die Balance in Zahlen auswerfen sollen. Vor der letzten Acquisition stieg die Bevölkerung auf 2,277,000; der Antheil von Gallizien beträgt 1,307,262, und der vom krakauer und zamoczer Kreis 190,000; das Ganze also 3,774,262; und auf jede Quadratmeile sonst kaum 1000, ist nach der neuen Acquisition 1615. Ein Beweis, welchen Vorsprung die neuen vor den alten Departements haben. Mit Recht hätten wir erwarten dürfen, daß der Vf. diese Bevölkerung nach Alter, Geschlecht, Stand und Religion unterscheiden würde; allein er war entweder nicht im Besitze zuverlässiger Nachrichten, oder, was wir glauben müssen, da es daran im preussischen Staate nicht fehlte, er gab sich keine Mühe darum. — Religion, Erziehung, Schulen sind noch durchgängig zurück. Die Anzahl der Geistlichen von allen Religionen (denn diese werden hier geduldet, und es giebt Katholiken, Lutheraner, Reformirte, unirte und nicht-unirte Griechen, Juden, Mahomedaner, Philippiner) wird auf 10,000 geschätzt; Juden-Synagogen giebt es allein 300. Die Verschiedenheit der Stände weifs sich der Vf., vorzüglich was die große Zahl der Adelichen betrifft, die er auf 30,000 anschlägt, nicht einmal nach ihrem Ursprunge zu erklären, und die Entstehung der Leibeigenschaft in Polen erklärt er schief. Ubrigens sind wir seiner Meinung, daß die Einführung einer vollkommenen Freyheit manchen Schwierigkeiten ausgesetzt ist. Dns.

Ростк, b. Hartleben: *Reise nach Konstantinopel*, in Briefen vom Hn. Grafen Vincenz Batthyany. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1810. 270 S. 8. Mit einem Kupfer (Kiosk von Bebek vorstellend). (1 Rthlr. 8 gr.)

Zuerst erschien diese Sammlung von Briefen zerstreut in der *Zeitschrift von und für Ungarn* 1803 bis 1803, aus welcher sie verbessert besonders abgedruckt wurde; das will der Herausgeber mit der Angabe *zweyte Auflage* andeuten. Sie verdiente es in jeder Hinsicht, ein größeres Publicum zu erhalten, weil die Zeitschrift mehr auf die inländische Lesewelt beschränkt bleibt. Nicht die vielseitige Bildung des schon durch ähnliche Schriften bekannten Vfs. allein, die sich auf jeder Seite theils in lebendigen Rückerinnerungen an die Vergangenheit voll Tugenden und Laster, voll Kraft und Schwäche, theils in der blühenden Sprache, theils in den treiflichen, oft durch leise Andeutungen auf eine classische Stelle gehobenen Vergleichen, und in der Bekanntschaft mit den besten Schriftstellern seines Zeitalters, wie in der Offenheit und Freymüthigkeit seiner Bemerkungen gleich kräftig ausspricht, sondern auch vorzüglich die Kunst, die interessantesten Seiten einer Sache aufzugreifen, und zu beleben, — diese so seltene Kunst bey einer Masse und bey der Vielseitigkeit der Gegenstände ist es, die dem Vf. in der großen Reihe von Reisebeschreibern einen glänzenden Platz erhalten wird. Zwar findet er, wie Gibbon, die Größe von Konstantinopel nur unter den Trümmern; aber dieses

Verweilen auf einem Kirchhofe, so weich als es auch die Stimmung seines Gemüths macht, läßt ihn, selbst im Ausdrucke des bittersten Schmerzens, nicht ungerecht werden. Nach S. 265 hielt sich Hr. Gr. v. B. nicht volle sechs Wochen in Konstantinopel und auf der Hin- und Rückreise auf; aber während dieser sechs Wochen hat er keinen derjenigen Hauptgegenstände unberücksichtigt gelassen, denen nicht noch eine neue Seite durch Beobachtung abzugewinnen war. Die Bekanntschaft mit den österreichischen Gefandten, dem Internuntius Freyherrn von Herbert, und dem Dollmetscher der österreich. Gesandtschaft, Hn. Wallenburg, einem eben so geschickten als gewandten Manne (Hammer war schon abgereist), erleichterte ihm seinen Aufenthalt sehr; denn er konnte schnell und bald sehen, was er sehen, und über das Auskunft haben, was er wissen wollte. Da dem Werkchen kein Register beygefügt ist, und die Ansichten des Vfs. in verschiedener Hinsicht eine Lücke unserer Nachrichten über Konstantinopel ausfüllen: so sey es uns erlaubt, auf den Hauptinhalt und einige dieser Ansichten, besonders diejenigen, wo sein Herz sich lebendig und offen ergiebt, aufmerksam zu machen. Die meisten Briefe sind aus Konstantinopel datirt, der vierzehnte (S. 153) aus Scutari in Asien, der siebzehnte (S. 178) aus Bojukkere; einer (S. 204) aus Farnaki in Europa; die übrigen betreffen die Rückreise. Die wichtigsten sind die von Konstantinopel, die sich über Konstantinopel überhaupt, den Gang der Regierung, das Militärystem, die äußere Politik, Religion, den Hang zum Müßiggang, das orientalische Phlegma, die Abgeschlossenheit der Weiber, Einfluß derselben, über den männlichen und weiblichen Charakter der Türken, die Haupt- und einzelnen Merkvürdigkeiten Konstantinopels, Grabmal Abdul Hamids, den Mädchenstein (Vistafch), die Wasserleitung von Valens und Theodos (Bosdoghankeme); Cisterna maxinia von Justinian, die Bezeffine und Bazars, Kasernen der Janitscharen, Kaffeehäuser, S. Sophienkirche, den Hippodrom (Atmeidan), den Hafen (goldenes Horn), Bau des Bassins, Pallast des Capitain Pascha, Gestade von Galata, über den freytägigen Zug des Sultans zur Moschee, Grabmäler zu Scutari, Kioski des Großherrn, Seraille, Gärten, Menagerie, Beschneidung nach muselmanischer Art verbreiten. Die widersprechenden Urtheile, z. B. eines James Porter, eines Elias Abescki über die Regierung, wovon der erste den Despotismus leugnet, der zweyte behauptet, erklärt der Vf. sich recht gut durch den schnellen Wechsel grausamer Mafsregeln und der sanften Herrschaft alter Gebräuche, der Verwegenheit und Ängstlichkeit, die ihr eigen sind. So muß der Gang der Regierung um so unregelmäßiger werden, da die Autoritäten, durch die sie wirkt, so wenig abgemessen sind. Die ganze türkische Regierung beschränkt sich auf die Hauptstadt, und man hat Unrecht, der äußeren Politik der Pforte Geradheit und strenge Redlichkeit zuzuschreiben. Solche „erhabene Eigenschaften, sagt der Vf., obgleich nicht immer die Gefährten der Aufklärung und Thätigkeit, sind doch wahrhaftig nicht im Schoße der Unwis-

fenheit und Indolenz zu suchen! Was läßt sich von verwaisten, ihren Altern entrissenen, in den gedankenlosen Verrichtungen eines Hundewächters, Mundschkenen, Barbiers, Nägelschneiders aufgewachsenen Leuten (der gewöhnlichen Pflanzschule türkischer Minister) erwarten?“ Elias Abescki spricht von einer Sammlung Gesetze unter dem Namen *Kitab Adai*, die den Bruch der Verträge gestattet, wenn es dem Reiche frommt. Zwar stellt selbst der tugendhafte *Garve* eine *besondere* Moral für die Politik auf; allein so weit ist noch keine Nation (wenn gleich mehrere in Thaten sich so aussprachen) gegangen, diese That durch ein Gesetz, oder wohl gar durch mehrere Gesetze zu bezeichnen. S. 103 wendet er bey der Gelegenheit, wo er von Justinian spricht, der das Bley von Privatröhren zur *Cisterna maxima* verbrauchte, das *Vidimus flavum Tiberim* an, um von der Entführung der Denkmäler aus Italien, wo der classische Boden nicht mitgenommen werden konnte, zu sprechen. „Der Sieger ehrt, setzt er hinzu, dadurch seinen Geschinack, und den Wunsch, die Cultur seiner Nation zu erhöhen; aber er würde sich durch die Behauptung entehren; daß das *Interesse der gebildeten Menschheit* ihm hiezu ein Recht gebe.“ — So wahr das Gemälde ist, was die Freyin *Catharina von Pichler*, geborne von Greiner, in den *Gleichnissen* von den türkischen Weibern entwirft: so wahr ist es doch auch, was der Vf. sagt: „der Abgeschiedenheit der Weiber gehört der mildere Sinn, das feinere Gefühl des Schicklichen und Anständigen, und vor Allem die Verbannung einer verwilderten Aussenfenseit an.“ Es ist richtig gesehen, wenn er S. 117 behauptet, daß die Formen der Sophienkirche dem Architekten der Marcuskirche zu Venedig vorgeschwebt haben müssen. Das Schicksal dieses Tempels, von reiner Andächt und Heucheley so oft betreten, führt ihn auf die Geschichte von Konstantinopels Einnahme durch die Türken. Wie der Sultan in der Mitte seiner Unternehmungen weggerafft ward, sagt er: „die Menschheit entging unabsehbaren Drangsalen, aber sie muß zittern bey dem Gedanken, daß das Schicksal ganzer Generationen zuweilen von dem Stillestehen Eines Pulfes abhängt.“

Eine ähnliche wehmüthige Bemerkung kommt S. 187 bey Gelegenheit vor, daß der russische Gesandte, Graf *Tamara*, ein Essen gab, während dessen plötzlich ein schneller Brand in Bojukkere ausbrach. „Wie gering ist oft die Entfernung, die den Schauplatz der Freude von dem des Jammers trennt; wie verschieden und höchst unvermuthet die Ereigniffe, deren Zeuge oft eine und dieselbe Stunde ward!“

Wenn wir dem Vf. auch einige Bemerkungen hier öffentlich mittheilen: so geschieht es in der Absicht, ihm auch hierin unsere Achtung auszudrücken. S. 93 hält er die bey dem Grabmal Abdul Hamids (Achmet IV) neben dem Gerüste aufgestellten und nicht angezündeten Fackeln für ein Sinnbild des Todes, wie die brennenden Kerzen für das des Lebens. Er hat hierin die Meinung fast aller Gelehrten über diesen Gegenstand für sich. Rec. (der den Alten hier eine sinnige Bestimmtheit zutraut) sieht jene vielmehr für das Sinnbild eines für uns unsichtbaren, und dieses für das eines sichtbaren Lebens an; selbst das Sterben, das in dem Genius, der seine Fackel niedertaucht, ausgedrückt wird, deutet hier nur auf das unsichtbar Werden des Lebens selbst, das wir noch nicht Tod nennen können, da dieses auch die gänzliche Vernichtung unter sich begreift. — S. 107, wo er die Bezeftinen und Bazars beschreibt, ist ihm die vortreffliche Abhandlung in den *allg. geogr. Ephemeriden* über diesen Gegenstand entgangen. — Auf eine unangenehme Art hat der Vf. S. 146 die interessante Beschreibung des freytäglichen Zugs des Sultans zur Moschee abgebrochen, da er uns nichts von dem sagt, was in der Moschee vorgeht. — Zu weitläufig verliert er sich S. 211 in der Geschichte K. Uladislaus I und Joh. Hunyadis, und in der Beschreibung des Serails, wo er an dem *Journal Petersburg und Konstantinopel* einen Leiter seiner Ideen hätte erhalten können, hat er sich S. 166 eben so kurz gefaßt, wie in der Beschreibung des Gartens des Großherrn. Das Letztere vermißt man um so weniger gern, da der Großherr einen Gärtner von Wien, den Bruder des Hofgärtners von Schönbrunn (wahrscheinlich *Boos*) hier angestellt hatte, der ihn über den Garten am treuesten hätte belehren können.

Dns.

KURZE ANZEIGEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Aarau*, b. Sauerländer: *Miscellen für die neueste Weltkunde*. No. 1 bis 77. 1809. 308 S. 4. (der ganze Jahrgang 12 Rthlr.) Wir können, der Kürze wegen, von dieser Zeitschrift nichts anderes sagen, als daß sie historische Nachrichten und Schilderungen aus allerley Ländern und Landschaften, der alten und neuen Zeit, enthält, in einem recht guten Stil abgefaßt und schön gedruckt ist. Wenn man sie auch nicht ganz rein von Lückenbüßern findet: so hat doch auch diesen der Herausgeber eine gefällige Form zu schaffen gewünscht. Zwar haben manche Aufsätze nur eine ephemere Wichtigkeit; aber es fehlt auch nicht an solchen, die noch für die Zukunft belehrend bleiben. Wir setzen die Überschriften der besten und ausführlichsten her. Ein Jahr in Spanien; die Moraiten; über Schwedens politische Stellung; gegenwärtiger Stand der Pressfreyheit in Europa; Gemälde der Ereigniffe in Spanien (vor der letzten spanischen Revolution); die Americaner (aus Nachrichten, zwischen 1795

und 1803 gesammelt); das Großherzogthum Hessen (statistisch); die ersten Herzoge des französischen Reichs (biogr.); aus *Petri's* neuestem Gemälde von Lief- und Ehliland; Rede eines Mandarin, gehalten im Staatsrath des chinesischen Kaisers Kien-Long (sehr apokryphisch); Katharina II, vom Pr. de Ligne; Verbindungen der Engländer mit Tibet; über den Zustand der Juden in den cultivirtesten Ländern Europa's; Odessa; Reise der englischen Gesandtschaft nach Fetz, im J. 1801; die Kosaken, aus *Petri*; Großbritannien's Nationalreichthum unabhängig vom Handel, nach W. Spence (großen Theils widerlegt von dem Herausgeber, Hn. Zschokke); Gemälde vom heutigen Lissabon; Blick in das Innere Paraguay's, nach *Azara*; der Spanier und die Spanierin, aus verschiedenen Gesichtspuncten; ein Spaziergang in den Alpen; die Heimathlosen; Miscellen aus Paris, Berlin, Rom u. s. w. Den angezeigten 77 Stücken der Misc. f. d. n. WV. liegen 9 Intelligenzblätter bey.

Chr.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 J A N U A R, 1811.

NATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Hendel: *Abbildungen zur Anatomie der Insecten* vom Dr. K. A. Ramdohr. Herausgegeben von der naturforschenden Gesellschaft in Halle. I—IV Heft. 1809. 4. Jedes Heft mit 8 Kupfertafeln nebst ungefähr einem Bogen Erklärung. (7 Rthlr. 12 gr.)

Anatomieen von Insecten sind eine solche Seltenheit, daß, wie sie auch ausfallen mögen, sich doch Jedermann Ehre und Beyfall versprechen darf, der sich als Herausgeber derselben nennen kann. *Lyonet*, *Swammerdam* und *Posselt* sind die einzigen, welche insbesondere und mit Glück darin gearbeitet haben; jedoch seyen auch die von uns hochgeehrt, welche nur einzelne Insecten zergliederten, *Malpighi*, *Willis*, *Rösel*, *Cuvier*, *Meckel* der Enkel. Aber auch bey allen vorigen Insectanatomien blieb es doch nur eine abgerissene Arbeit ohne Vergleichung, und viel fehlte noch, daß man nur von einem einzigen System die Metamorphose durch alle Insectenfamilien durchgeführt hätte, oder durchführen könnte. Hr. *Ramdohr* ist der Erste, welcher dieses unternimmt, und welcher, wenn er gleich in Bezug auf die Meisterhaftigkeit, Genauigkeit, Schönheit der Zeichnungen weit hinter den erstgenannten Männern zurückbleibt, doch das wahre Studium der vergleichenden Anatomie ungleich mehr als sie befördert. Wir sind daher der naturforschenden Gesellschaft in Halle jede Verbindlichkeit schuldig, daß sie selbst an die Spitze eines so nöthigen und wichtigen Werkes getreten ist, und durch die Übernahme der Herausgabe demselben den gehörigen Fortgang und das geziemende Ansehen vor dem Publicum geben will. Diese Hefte enthalten bloß die Verdauungswerkzeuge aus allen Ordnungen, und sind mit dem vierten Hefte geschlossen. Zur Erleichterung des Anschaffens erschienen sie nach und nach, und enthalten nur die Zeichnungen nebst der Erklärung. Der Text wird folgen unter dem Titel: *Versuch einer Anatomie der Insecten; erster Theil. Die Verdauungswerkzeuge enthaltend.* 4. — Von jedem Insect ist der ganze Darmcanal mit seinen Anhängeln und Krümmungen stark vergrößert abgebildet, nebst demselben meistens in stärkerer Vergrößerung noch die Structur des Magens, des Faltenmagens, der darin enthaltenen hornigen Zähne, Borsten, Warzen, Falten, Muskeln. Wir müssen natürlich die Richtigkeit der Zeichnungen; auf Treu und
J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Glauben annehmen, denn wer ist da, der so viele Insecten zerlegt hätte? Aber an der Art der Ausführung, der Anordnung, der Vergleichung unter einander erkennt man die Wahrheit. Der Vf. hat alle gezeichnet; es ist aber zu bedauern, daß die Kupferstecher ihre Arbeiten und ihre großen Vorbilder zu studiren sich entweder gar nicht Zeit nahmen, oder daß sie, was wohl das Gewöhnliche seyn mag, sich zu früh einbilden, Meister zu seyn, und daher sich von Anderen zu lernen schämen. Die Herausgeber haben nach und nach es bey drey Stechern verlacht, bey *Liebe*, *Capieux* und *Walwert*, und ungeachtet der letzte die beste Arbeit geliefert hat, auch sie darum bey ihm stehen geblieben seyn mögen: so ist doch nicht zu leugnen, daß er so wenig als die ersten je einen *Swammerdam* oder *Lyonet* aufgeschlagen. Woher dieser Eigensinn der Künstler? Keiner der Lebenden, wer er auch seyn mag, wird *Lyonet* und *Swammerdam* erreichen, keiner darf sich schämen, deren Schüler zu heißen, keiner, seine Manier zu vergessen, und jene einzustudiren. *Liebe* hat die vier ersten Tafeln erbärmlich gekratzt. Wie würde er eine so elende Lufröhre gerissen haben, wenn er nur einen Blick in *Lyonet* gethan hätte? *Capieux* hat es auf den zwey folgenden Tafeln kaum besser getroffen. Beiden fehlt es an Charakter für diese Gattung. *Walwert* hat wenigstens einen dafür gesucht; aber wozu suchen, wenn er so vortreflich da ist! Es wäre indessen die Sache der Herausgeber gewesen, ihren Künstlern die großen Meister vorzuhalten, und sie ihnen allenfalls anzuschaffen. Alle folgenden Tafeln sind von *W.* Man kann damit zufrieden seyn.

Im ersten Hefte sind 24 Arten aus 21 Gattungen anatomirt. Sie sind: *Acheta campestris*, *Locusta viridissima*, *Blatta orientalis*, *Dytiscus fulcatus*, auch dessen Larve, *Dyt. striatus*, *D. Roefelii*, *Cicindela campestris*, *Staphylinus politus*, *Carabus granulatus* (der im berliner Magazin vollständig zerlegt ist), *Tenebrio molitor*, *Sylpha obscura*, *Meloe proscarabaeus*, *Necrophorus vespillo*, *Lampyris splendidula*, *Cryptocephalus 4 punctatus*, *Coccinella 7 punctata*, *Chrysomela populi*, *violacea*, *Galerauca Vitellinae*, *Crioceris asparagi*, *Cetonia aurata* nebst Larve, *Cantharis fusca*, *Melolontha vulgaris* nebst Larve, *Hister bipustulatus*. Am meisten interessieren die sogenannten Gallgefäße, welche bald in sich selbst zurücklaufen, bald sich am Mastdarm befestigen, bald auch frey endigen; dann die anderen Anhängel am Darm aller Art. Ist das,

was man Blinddarm nennt, auch wirklich ein solches mit derselben Bedeutung wie in den höheren Thieren? Ist er auch in den Insecten der Anfang, aus dem die Därme sich im Ey entwickeln? Was sind die zwey Behälter neben dem Mastdarm im *Carabus* und anderen, was das Anhängsel am Mastdarm des *Dytiscus fulcatus*? Wie verhält es sich mit dem Zusammenflusse der Gallgefäße bey *Tenebrio molitor*? Wie mit dem Umkehren des Darms in sich selbst? Lauter Fragen, auf die wir im Texte Rücksicht zu nehmen bitten. Vor allem sind die Gallgefäße das Räthselhafteste im ganzen Insect — nach der gegenwärtigen Ansicht von der Bedeutung der Insecteneingeweide. Wozu *Hisler bipustulatus* abgebildet ist, wissen wir nicht recht. Es muß eine durchaus andere Methode in die Insectenabbildungen kommen. Die jetzige taugt weiter nichts, als zur Angabe des Umrisses, aber ein Charakter ist nie daran zu sehen; als wenn naturhistorische Abbildungen Malerideen wären! Am Insecte müssen alle Gelenke aufs schärfste herausgehoben seyn: dazu taugt das Tuschchen und Überstreichen nichts, die Federzeichnung ist die genaueste, wodurch jedes gezählte Gelenk ohne Schatten dargestellt wird.

Das zweyte Heft ist, so wie die beiden folgenden ganz von W. Er hat sich darin schon viel weiter und fester eingearbeitet als im ersten. Die Zahl der hier zerlegten Arten ist 27, der Gattungen 20. Es sind: *Lamia textor*, *aedilis*, *Curculio Lapathi*, *Attelabus Betulae*, *Clerus apiarius*, *Elater murinus*, *sputator*, *Rhagium noctis*, *Lytta vesicatoria*, *Dermestes pellio*, *lardarius*, *Vespa vulgaris* nebst Larve und Puppe, *Apis terrestris*, *Tenthredo lutea*, *nigra*, *amerinae* nebst Larve, *Sphex viatica*, *Ichneumon enervator*, *Formica rufa*, *Julus terrestris*, *Oniscus asellus*, *Libellula vulgarissima*, *aenea*, *Agriopuella*, *Phryganea grandis* (Larve), *Phr. flavicornis*, *Lepisma saccharina*.

Das dritte Heft enthält die Larve von *Myrmelion formicarium*, auch das vollkommne Insect, dann *Hemobius perla*, *Zygaena Filipendulae*, *Bombyx quercus*, die Ringelraupe, *Musca vomitoria*, *domestica*, *Tipula lunata*, *Bombylius major*, *Rhagio scolopaceus*, *Tabanus troppicus*, *Syrphus arcuatus*, *Hippobosca ovina*, *Lygaeus apterus*, *Nepa cinerea*, *Cimex baccarum*, *prasinus*, *Reduvius personatus*, *Gerris lacustris*, *Pulex irritans*, *Cercopis spumaria*, *Notonecta glauca*, *Cerambyx moschatus*, *Callidium bajulus*, *Trichius eremita*. Im vierten oder letzten Hefte: *Gyrinus natator*, *Carabus crepitans*, *Cassida viridis*, *Panorpa communis*, *Chermes Alni*, *Aphis*, *Silpha obscura*, *Musca carnaria*, *Oniscus Asellus*, *Phalangium Opilio*, *Aranea domestica*.

Ungeachtet der großen Übereinstimmung aller Darmkanäle finden sich doch merkliche Verschiedenheiten, die sich bald auf die Länge, bald Dicke, und theilweise Erweiterungen, bald auf Falten, Zähne, kleine Anhängsel wie bey manchen Fischen, bald auf die Gallgefäße beziehen. Diese Verschiedenheiten werden endlich die gesuchte Aufklärung geben,

welche eine einzelne Anatomie nicht geben kann. Man fühlt sich bey der großen Zahl von zerlegten Insecten, der sich wohl kein anderer Naturforscher rühmen kann; genöthigt, den Fleiß, den Eifer und den Plan des Hn. R. zu bewundern. Gewiß finden sich wichtige Gesetze und Zusammenstellungen im Bau des Darmkanals, gewiß geben sie Aufschluß über die Ernährungsart der Insecten, über die Einsaugung, über das Verhältniß des sogenannten Fettkörpers zum Darm und zu den Luftgefäßen. Darauf, bitten wir, den Text hauptsächlich zu leiten, damit nicht bloße Beschreibung der Theile den Physiologen nöthigen, die Zusammenstellungen selbst zu machen, die ihm nie so gelingen können, wie dem Untersucher selbst. Auch die Speichelgefäße, Spinnorgane, die *Faisseaux grenés* von *Lyonet* liegen noch im Dunkel, besonders darum, weil das Entsprechende in anderen Insecten noch gar nicht, oder nur in so wenigen, daß keine Vergleichung geschehen kann, gefunden ist. An dem Fortgange dieses Werkes ist keineswegs zu zweifeln; es wäre ein Unglück für die Wissenschaft, wenn es stockte. Dagegen glauben wir, daß der Verleger auch das Seinige dazu beytragen könnte, wenn er das Anschaffen dieses Werkes erleichterte durch einen mäßigeren und selbst billigeren Preis. Wenn die Verleger wüßten, wie die meisten Gelehrten, sich zwingen, ein übertheures Buch so lange als möglich nicht anzuschaffen: so würden sie ihren wahren Vortheil in der Wohlfeilheit ihrer Artikel suchen, und dieses um so mehr in einer Zeit, in der die Bücher wahrlich nicht darum nicht abgehen, weil weniger Leselustige sind, sondern weil die gleiche Zahl der Leser die Bücher zu theuer, dem Geldmangel nicht angemessen findet. Warum sind sie denn in anderen Ländern wohlfeil?

O.

HALLE, b. Hendel. *Christian Zacharias Koch*, vom Bergwerks - Haushalt zu Strassberg. Im Auszuge und mit Anmerkungen herausgegeben von *Johann Gottfried Kessler*, herzoglich - bornburgischem Bergrathe u. s. w. Mit einer Reviercharte und einer Kupfertafel. 1810. 125 S. 8. (14 Gr.)

Der Vorrede zufolge übergab der Bergdirector Koch zu Strassberg im J. 1755 an die Grafen zu Stolberg, Christian Ludewig und Friedrich Bodo, im Manuscripte ein Werkchen, betitelt: *Bergwerks-Tractätchen, handelt von mächtigen Gängen u. s. w.* Manche darin vorkommende, nicht genug zu beherzigende Wahrheiten, so wie die Nachrichten über den strassberger Bergbau, bewogen Hn. Kessler um so mehr zur Herausgabe obiger Abhandlung, als es bisher noch gänzlich an Nachrichten über das dortige Bergwesen mangelte. Der barbarische Stil des Aufsatzes, so wie manches darin enthaltene Überflüssige für jetzige Zeiten, veranlaßten den Herausgeber, ihn im Auszuge und überarbeitet mitzutheilen.

So sehr wünschenswerth es seyn muß, genaue Nachrichten über das strassberger Berg- und Hütten-

Wesen zu erhalten: so wenig befriedigend ist doch in dieser Hinsicht vorliegendes Werkchen. Größtentheils ist es nur von historischem Interesse. Selbst dieses aber ist durch die Art der Bearbeitung geschmälert. Von einem Theile des Aufsatzes ist in einzelnen Abschnitten nur der Inhalt kurz mitgetheilt, wie z. B. gleich zu Anfange S. 21, § 1. „Handelt vom Anfange eines Grubenbaues, vom Schächtefeetzen, deren Weite, Anlegung der Strecken und deren Belegung; und seine Lehre von der Beinbruchsarbeit fängt an, wobey er sich einen sehr mächtigen Gang denkt.“ Von einem anderen Theile ist erzählend beygebracht, was Koch in seiner Abhandlung vorträgt. Z. B. S. 34 § 8: „sucht Koch zu beweisen: dafs, weil die Erztrümmer in mächtigen Gängen strichen — zusammenstrichen und wieder von einander lisen — einander zu und abfielen —; weil viel Drufen vorkamen, der Strofsenbau von oben nieder (der eigentliche Strofsenbau) nicht anwendbar sey; dafs blofs allein die Beinbruchsarbeit die nöthigste wäre“ u. s. w. Diese Mittheilungen sind in Anmerkungen des Herausg. gehüllt, die an Ausdehnung den Text oft sehr übersteigen, und wovon ein Theil füglich hätte ungedruckt bleiben können. Der Herausg. würde nach unserer Meinung besser gethan haben, wenn er das wenige Interessante der kochschen Abhandlung, ohne sich an dieselbe zu binden, in einem kleineren Aufsatze zusammengestellt und diesen in einer bergmännischen Zeitschrift eingerückt hätte. Da der Herausg. die Art der Bearbeitung zum Theil mit wegen des barbarischen Stils der kochschen Arbeit wählte: so hätte man um so mehr von ihm Sorgfalt im Ausdrucke erwarten können, die man aber an vielen Stellen vermisst.

Das Buch ist in mehrere Abschnitte und jeder Abschnitt in Paragraphen getheilt. Die Überschriften von jenen, die übrigens nicht numerirt sind, scheinen aus dem Originale wörtlich entlehnt zu seyn. Manche derselben geben nur sehr undeutlich den Inhalt an. In den beiden ersten Abschnitten wird eine Beschreibung der von Koch eingeführten sog. Beinbruchsarbeit gegeben, die den Namen mit der That führte. Diese Art des Abbaues mächtiger Gänge hat im Wesentlichen Ähnlichkeit mit dem in Ungarn gebräuchlichen, von Delius trefflich beschriebenen Querbau. Sie unterscheidet sich aber dadurch, dafs man die Erzgewinnung durch das Hereintretenlassen von Theilen des Ganges zu befördern sucht, welches gewifs in mehrerer Hinsicht nicht nachahmungswürdig ist, indem ein regelmäßiger Abbau unmöglich dabey erreicht werden kann, und die Arbeiter sehr in Gefahr gesetzt werden.

Nach der Bemerkung des Herausgebers scheint die Erzteufe der strafsberger Gänge zwischen dem 16ten und 20sten Lachter anzufangen. Diese Erzteufe liegt in einem gewissen Horizont; sie ist auf höheren Punkten dieselbe wie in den tieferen. Das Ausgehende ist fast immer mit einem braunen Eisenstein, Schwefelkies, und nicht selten mit einem Bleyglanz bezeichnet. Also ein ähnliches Vor-

kommen, wie bey manchen Gängen im oberharzischen Grauwackengebirge.

S. 41 theilt der Herausgeber eine Nachricht über die auf den strafsberger Gängen einbrechenden Erze mit, worunter aber der Bley Schweif vermisst wird, der dort häufig vorkommen soll, und das erklärt, was S. 65 über die Treibarbeit gesagt wird. Nach S. 55 wird zu Strafsberg seit 1713 über Hohöfen gearbeitet. — Der schöne blankenburger Gestellstein, der in den Eisenhohöfen so lange steht, dauert in den Hohöfen der strafsberger Silberhütte kaum vier Wochen. Daher bedient man sich schon seit langer Zeit des Granits zum Gestelle oder Heerde. — Hr. Koch machte die Einrichtung, dafs er drey Schmelzer zu acht Stunden vor jeden Ofen legte, statt dafs vorher zwey Schmelzer zwölf Stunden stehen mußten. Auch schaffte er die Schichtenarbeit ab, und führte dagegen das Rohschmelzen rothweise im Gedinge ein. Nach S. 65 wurde zu Kochs Zeit der Abstrich von der Treibarbeit gesammelt und auf einem Stübbeheerde verschmolzen. Die Schlacke wurde abgezapft; so wie hernach auch das Bley, welches in einem Stübbeheerd vor der Glöttgasse gelassen wurde. Die Schlacke war so schwer wie Bley. Wenn davon einige 30 — 40 Centner Vorrath war: so wurde sie in einem kleinen Stichofen durchgeschmolzen, wovon im Abstechen eine dem Zinne ähnliche Substanz (Spießglanz?) erfolgte, die mit Zinn im Verhältnisse von 1 zu 4 versetzt, eine gute Metallcomposition zu Tellern und anderem Hausgeräthe gab, wovon der Centner, unter dem Namen Spiauter, zu 3 Thaler verkauft wurde. Eine Anmerkung des Herausgebers, besonders darüber, ob diese Arbeit jetzt noch eben so im Gange ist, wäre hier an der rechten Stelle gewesen. — Den Beschluß des Buchs macht der Abdruck des Privilegiums über das Bergwerk bey Strafsberg. Neuhaus Stollberg. E. a.

LEIPZIG, b. Crusius: *Handbuch der Mineralogie* nach A. G. Werner. Zu Vorlesungen entworfen von Christian Friedrich Ludwig, Professor in Leipzig. *Erster Theil*. Oryktognosie. 1803. VIII u. 369 S. Nebst einer Farrentabelle und vier Kupfertafeln. — *Zweyter Theil*. Von den Gebirgsarten und Versteinerungen, nebst einigen geognostischen Fragmenten und Beylagen. 1804. XII und 226 S. Nebst 4 Sippschaftstafeln. gr. 8. (2 Rthlr. 22 gr.)

So viel Lehrbücher der Mineralogie wir auch seit kurzer Zeit erhalten haben: so gehört dieses doch nicht zu den überflüssigen, und gern holen wir dessen zufällig verspätete Anzeige nach. Es zeichnet sich nicht nur durch einen gedrängten Vortrag, durch die beygefügte Auswahl einer brauchbaren Literatur und Übersicht der Geschichte der Mineralogie, sondern besonders auch dadurch vor den meisten ähnlichen Schriften aus, dafs es zugleich den geognostischen Theil liefert, welchen jene entweder gänzlich übergehen, oder doch noch zu liefern haben. Allein das Werk hat auch nicht wenig Män-

gel, welche sich sogleich aus der näheren Ansicht desselben ergeben werden.

Im *ersten Theile* wird nach einer kurzen Einleitung die *werner'sche* Terminologie geliefert, doch so, daß anstatt der Erklärung des Kunstausdrucks nur ein Beyspiel angeführt wird. Bey intensiven Merkmalen mag dieses wohl erlaubt seyn, aber bey extensiven ist es in einem Lehrbuch unzweckmäßig. Hierauf folgen S. 40 einige sogenannte Systeme, und unter diesen das *werner'sche* von 1800, nach welchen die einzelnen Arten weiterhin bey S. 314 kurz beschrieben werden. Dies gereicht indessen dem Werke zu keiner großen Empfehlung. Ungeachtet aller Verdienste *Werners* müssen doch selbst seine treuesten Anhänger gestehen, daß er zu sehr an alten Meinungen hänge, und seine Anordnung nicht immer die beste sey. Wer kann noch den Demant unter den Erden und Steinen abhandeln, da er, wenn auch nicht reiner Kohlenstoff, doch sicher ein verbrennlicher Körper ist? Konnte sich der Vf. aber auf keine Weise entschließen, von *Wernern* abzuweichen: so hätte er sich doch wenigstens sein neuestes System verschaffen sollen. Die folgenden Seiten enthalten eine Auswahl einer brauchbaren Literatur für angehende Mineralogen und einen Versuch einer tabellarischen Übersicht der Geschichte der Mineralogie nebst einem Register. Angehängt findet man eine Farbentabelle, welches ganz dieselbe ist, die sich an *Widemanns* Handbuch findet. Auch Tab. II ist ein bloßer neuer Abdruck derselben Tafel an *Widemanns* Mineralogie. Die drey letzteren, welche mehrere KrySTALLISATIONEN vorstellen, sind neu.

Der *zweyte Theil* ist vorzüglich geognostisch. Es werden nach einigen vorausgeschickten allgemeinen Sätzen die Gebirgsarten nach *Werner*, und hierauf die Versteinerungen abgehandelt; dann folgen noch Sätze aus der physischen Erdbeschreibung und Geogenie. Die Art, wie die Sätze an einander gereiht sind, ist nicht immer die beste. So werden z. B. S. 35 die Charaktere der Übergangsgebirgsarten unter fünf Numern aufgeführt. Unter Num. 2 heist es: „Sie sind in einem Zeitraume entstanden, wo die organische Schöpfung noch nicht aufgetreten war“; unter Num. 3: „In ihnen kommen keine Versteinerungen vor, oder nur wenige nach der oberen Seite hin, wo die Flötzgebirge aufliegen.“ Ob eine organische Schöpfung zur Zeit der Entstehung der Übergangsgebirge vorhanden war oder nicht, kann bloß aus dem Daseyn oder der Abwesenheit der Versteinerungen geschlossen werden. Num. 2 ist nur ein gefolgter Satz aus Num. 3. Jene mußte also nach dieser gesetzt, oder vielmehr beide zusammen vereinigt werden. Wie sie aber der Vf. ausgedrückt hat, stehen sie überdies mit einander in Widerspruch. Denn wenn nach Num. 3 wirklich Versteinerungen in Übergangsgebirgen vorkommen (wie dies am Harze gar nicht selten der Fall ist): so müssen auch, wenigstens bey Erzeugung der neuesten Lagen derselben, schon organisierte Körper vorhanden gewesen seyn. Dergleichen unrichtige und vortheilhafte Schlüsse findet man mehrere. So wird S. 123

zwar richtig bemerkt, daß wir das Innere der Erde mit den tiefsten Schächten kaum bis zum 6000sten Theil ihres Halbmessers durchdrungen haben, und gleich darauf doch wahrscheinlich gefunden, daß die Erde aus einem Granitkern bestehe. Manche Sätze riechen gar zu sehr nach alten, längst mit Recht verworfenen Lehren, z. B. §. 49. Hier wird gesagt: „Das Feuerwesen in der Atmosphäre ist ein äußerst leichtes, subtiles Wesen, das . . . sich in den Körpern anhäuft und verdichtet, und seiner Elasticität nach durch die Poren wieder herausgeht. Die elektrische Feuermaterie in der Atmosphäre gehört vornehmlich auch hieher. Vorzüglich viel Wärmematerie mag in der Mitte des Erdkörpers vorhanden seyn. Diese erhielt den Namen des Centralfeuers.“ So auch S. 118: „Ob ein Theil des Wassers sich nach und nach in Erde verwandle, ist schwer zu entscheiden.“ An manchen Beobachtungen wird ohne Noth gezweifelt, z. B. an Abdrücken von einzelnen Vögeltheilen. Bey einigen Sätzen läßt sich nicht viel denken, oder sie sind doch sonderbar ausgedrückt. Z. B. S. 120: „Ihre Bildung, verdanken der Luft die durch die Sublimation entstandenen Fossilien.“ S. 119: „Das Wasser hat eine zerstörende und eine bildende Kraft.“ S. 130: „Die Fossilien sind entstanden durch die ersten Kräfte der entstehenden Erde.“ Dagegen wird auf manche wichtige neuere Bemerkungen gar nicht aufmerksam gemacht, z. B. darauf, daß alle Versteinerungen der Flötzgebirge von lauter unbekannten nicht mehr existierenden Geschöpfen herzurühren scheinen, daß sogar zu allen in Bernstein eingeschlossenen Insecten sich noch keine Originale in der gegenwärtigen Schöpfung vorgefunden haben u. a. m. — S. 134 folgen die Nachträge zum oryktognostischen System, bey welchen der Vf. ebenfalls verräth, daß ihm die neuesten Bemerkungen unbekannt geblieben sind. So werden z. B. Thallit und Arendalit noch als zwey verschiedene Arten aufgeführt, und bey ersterem angefragt, ob er nicht unter dem glasigen Strahlsteine stehen bleiben könne. Unter den erdigen Fossilien, welche noch zu keiner Ordnung gebracht worden wären, werden genannt: Zirkonit, Indicolit (nach *Hauy* Turmalin) Würfelgyps u. s. w. Manche neuere Fossilien sind gänzlich übergangen, z. B. Natronit. — S. 195 f. findet man noch etwas von den Aerolithen und dem Gebrauche der Fossilien; S. 199 einen Nachtrag zur Literatur, und S. 209 *Werners* Mineralsystem von 1803. Rec. erhielt dasselbe auch von einem seiner Freunde schriftlich mitgetheilt, aber mit der Bemerkung, daß *Werner* selbst es für unächt erkläre. Und dieses will Rec. zu dessen Ehre gern glauben: denn wie möchte sich ein Hallithgeschlecht, die Annahme eines würfligen Olivenerzes und eines Würfelzerzes u. m. a. vertheidigen lassen! Hn. L. scheint es gänzlich unbekannt geblieben zu seyn, welche Fossilien *Werner* unter seinen neuen Namen begreift, sonst hätte er doch wohl bemerkt, daß sein Arktizit nichts anderes ist, als *Wernerit* u. s. w. — Den Beschluß macht noch ein besonderes Register über diesen Theil. Angehängt sind einige Verwandtschaftstafeln, die aber den Beyfall des Rec. nicht haben.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 16 JANUAR, 1811.

B O T A N I K.

PARIS, b. Agasse: *Flore française ou Descriptions succinctes de toutes les plantes, qui croissent naturellement en France, disposées selon une nouvelle méthode d'Analyse et précédées par un Exposé des principes élémentaires de la Botanique.* Troisième édition, par M. M. de Lamarck et Decandolle. 1805. T. I. XVI, 224 u. 388 S. II Kupft. T. II. XII u. 600 S. 1 illum. Charte. T. III. 731 S. T. IV. P. 1 et 2. 944 S. gr. 8. (20 Thlr.)

Rec. hat diese Flora, welche jedem Botaniker die reichtigste Unterhaltung gewähren muß, mit so größerem Interesse studiert, da er selbst in Frankreich viele der hier vorkommenden Pflanzen an ihrem Standort gesammelt hat, oder sie wenigstens von daher besitzt. Es ist nicht möglich, in diesen Blättern alles anzuhängen, was einer Erwähnung verdiente; und es wäre zu wünschen, daß Hr. Flügge, oder andere Deutsche Botaniker, die sich lange in Frankreich aufgehalten haben, ihre Bemerkungen über die französische Flora bekannt machten, da hiedurch ein sehr wichtiger Beytrag zur Pflanzengeographie gegeben würde.

In der Zueignung an Lamarck sagt Decandolle, daß jener ihm die Beforgung dieser Ausgabe übergeben habe, da L. sich jetzt mit anderen Gegenständen beschäftige, und setzt aus einander, welchen Weg er eingeschlagen habe, und welches seine — nicht kleinen — Hülfsmittel gewesen. Dann folgt der *Discours préliminaire* der ersten Ausgabe, worin Lamarck die von ihm befolgte Methode angiebt. Hierauf kommen *Principes élémentaires de Botanique*, fast ganz von Decandolle. Eine Terminologie, Anatomie und Physiologie der Pflanzen, wozu auch die Kupfer des ersten Bandes gehören. Gegen den anatomischen Theil ließe sich manches sagen; doch übergeht dies Rec., da hier hauptsächlich die mündlichen bekannten Ansichten vorkommen. Eben so wenig will sich Rec. mit Einwürfen gegen die Terminologie aufhalten. Es könnten nicht wenige sehr leicht gemacht werden, da man die nöthige Schärfe der Bestimmungen häufig vermisst. So wirft der Vf. *asper* und *scaber* zusammen; nimmt *fastigiatus* in doppeltem Sinn bey den Ästen, einmal in der rechten Bedeutung, zweyten als synonym von *pyramidatus*, obgleicher dies selbst tadelt; das letztere kann nie gelten. Den Körper der Pflanze nennt er

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

collum; *peraphylla* und *perapetala* muß *paraphylla* und *parapetala* heißen u. s. w. Die erste oder anatomische Kupfertafel enthält mehrentheils schlechte Figuren; die übrigen, welche, bis auf die letzte Tafel (die die Entwicklung des Samenkorns vorstellt), zur Terminologie gehören, sind nicht übel.

Den übrigen und größten Theil des ersten Bandes nimmt die von Lamarck angeordnete, und bey dem großen Zuwachs, den die Flora bey dieser Ausgabe erhalten hat, von Decandolle weiter ausgearbeitete analytische Methode ein, und zwar erst die Analyse der Gattungen, dann die der Arten, worauf ein französisches Namenregister folgt. Es ist eine mühsam ausgearbeitete Synopsis, zu der viele Geduld gehört hat; allein danach eine Pflanze aufzusuchen und zu bestimmen, ist eben so mühsam. Um die Gattungen von einander synoptisch zu unterscheiden, ist auf alles Mögliche, sogar auf die Formen und Stellung der Blätter, auf die Farbe der Blumen, auf den strauchartigen, nackten Stamm u. s. w. gesehen; oft ist aber auch eins der obersten Merkmale unsicher. Z. B. gleich Anfangs werden die Zwitterpflanzen in solche eingetheilt, die fünf oder weniger und in solche die sechs oder mehr Staubfäden haben. Hat nun der Anfänger zufällig eine Abweichung vor sich, z. B. eine Aurikel mit sechs Staubfäden: so findet er sich nie herans; er lernt nicht, was das Wesentliche sey. Bey den Arten wird auch oft auf die geringfügigsten Dinge gesehen, auf eine mit Zahlen berechnete Entfernung, in der die Blätter anfangen, und dergl. mehr. Kurz Rec. ist froh, daß er nicht auf solche Art die Pflanzen hat kennen lernen, und stimmt Linné's Ausspruch bey, daß ein System der Synopsis weit vorzuziehen sey. Diese kann nur als Übung nebenher von Nutzen seyn, oder in einzelnen Fällen, wo sie auch von Böhmer und Anderen versucht ist, Hülfe leisten; allein bey einer so großen Flora, wie diese, muß sie nicht zum Grunde gelegt werden, da sie zu viele Zeit raubt. Am wenigsten mußte so viel darauf gebaut werden, daß der Vf. wegen dieser Analyse die specifischen Differenzen aller Pflanzen in den folgenden Bänden wegliess. Dieses erschwert den Gebrauch des Buchs sehr. Denn die Beschreibungen sind nicht immer genügend, am wenigsten bey den hier als neu vorkommenden Arten; das Charakteristische ist bey den einzelnen selten ausgehoben, und der Unterschied von den verwandten Arten nicht deutlich bestimmt.

In den folgenden Bänden ist die Flora selbst

enthalten. Sie ist nach dem natürlichen System eingerichtet; doch folgt der Vf. *Jussieu* nicht slavisch. Man sieht, daß er selbst beobachtete, und er weicht gleich im ersten Bande, worin er die Kryptogamen und Najaden aufstellt, sehr von *Jussieu* ab. Weniger scheint der Vf. die Pflanzen an ihrem Standorte beobachtet zu haben. Nur seltener findet man eigene Entdeckungen und Berichtigungen von ihm in Hinsicht ihres Vorkommens, er hat sich vielmehr von vielen Botanikern ihre Pflanzen zu verschaffen gewußt; anderen mußte er aufs Wort glauben, und wenn man die Art kennt, wie ältere französische Botaniker ihre Pflanzen bestimmten: so kann man wohl glauben, daß *Decandolle* eine Menge irriger Angaben von ihnen hat beybehalten müssen. Dies ist also wohl die schwächste Parthie des Werks. Eben deshalb wird der von den Kryptogamen handelnde Theil einst eine große Vermehrung und Veränderung erleiden, und Rec. wagt nichts von den neuen Arten derselben auszuheben.

Unter den Najaden erscheinen drey der von *Thuillier* zuerst bestimmten *Charae*. Unter den Gräsern ist noch viel aufzuräumen. Die *Lappago racemosa* kommt hier unter dem schlechten, von *Desfontaines* wieder herbeygezogenen Namen *Tragus* vor. Vom *Paspalum* (*Panicum* L.) *sanguinale* trennt Hr. D. das *P. ambiguum*. Die Gattung *Calamagrostis* ist beybehalten. — *Festuca decumbens* L. und *Avena calicyna* Vill. werden unter der neuen Gattung *Danthonia* aufgeführt. Unter der Gattung *Festuca* kommen ein paar neue Arten vor. Bey *Triticum* werden alle in Frankreich cultivirten Arten angegeben. Vom *Holcus halepensis* führt der Vf. an, daß er aus dem Orient herstamme, aber in den Gegenden von Montpellier, Sorèze, Perpignan, Toulon und Lyon cultivirt werde; allein er kommt ja auch im Littorale wild vor, und die Pflanzen, die Rec. bey Marseille am Seeufer fand, sahen aus, als ob sie da wirklich wild wären. — Bey *Typha latifolia* findet sich folgende Notiz: *Les racines, confites dans les vinaigre, semangent en salade; les feuilles servent à faire des nattes; le duvet des fleurs femelles donne une ouate grossière propre à faire des coussins; on le mêle avec la poix, pour calfater les bateaux. M. Lebréton en a fait du feutre; il est même parvenu à filer cette matière, et à en faire du tricot.* Solche Bemerkungen sind höchst erwünscht, doch kommen sie nicht oft wieder; gewöhnlich beziehen sie sich darauf, ob eine Pflanze officinell ist. — Bey *Alisma parnassifolium* sagt der Vf., sie unterscheide sich von *A. Plantago* durch ihre breiten Blätter u. s. w. Hier muß ein Irrthum Statt finden, denn *Plantago* ist ja riefenhaft gegen die andere. Unter den Tulpen kommt eine neue Art, *T. Oculus solis*, vor, die *St. Amans* um Agen entdeckt, und *Clarion* in der Provence gefunden hat. — *Ornithogalum arabicum* ist in Corsika gefunden. — *Crocus minimus*, gleichfalls aus Corsika, vielleicht eine Abart vom *Vernus*. Bey den Orchis-Arten hat der Vf. sehr unterschieden; nicht so bey *Ophrys*, wo er unter

O. myodes und *arachnites* mehrere in neueren Zeiten getrennte Arten vereinigt.

Wie sehr der Vf. sonst zu dem Trennen geneigt sey, sieht man daraus, daß er nicht bloß *Pinus* und *Abies*, sondern auch *Larix* als eigene Gattungen anführt. Wann werden die französischen Naturforscher (denen jetzt leider auch deutsche genug folgen) einsehen lernen, was es heißt, solche unbestimmte Gattungen zu häufen! Wenn man ihre neuesten Werke, z. B. die Conchyliologie von *Derry-Montfort*, durchgeht: so überfällt Einen Grauen und Unmuth. — An Weiden ist die Flora nicht reich, doch werden sich wohl noch mehrere finden. Unter *Quercus sessiliflora* wirft der Vf. mehrere Arten zusammen. So ist die *Qu. lanuginosa*, die Rec. häufig im Bois de Boulogne gefunden hat, allem Anschein nach verschieden. — Unter *Ficus* alle Varietäten der gemeinen Feige, welches sehr interessant ist. Unter *Urtica* nur *U. dioica*, *urens* und *pilulifera*; Rec. kennt auch keine anderen Arten in Frankreich. Als er zuerst *U. dioica* bey Montpellier fand, war er geneigt, sie zu unterscheiden; allein hernach sah er ein, daß sie nicht verschieden ist. — Von *Euphorbien* eine große Menge; *E. purpurata* Thuill., die Rec. auch in Frankreich gefunden hat, wird, wie es ihm scheint, mit Recht von *E. dulcis* getrennt. *E. pubescens*, die oft mit *E. pilosa* verwechselt ist. — *Plantago minima*, die Rec. auch im nördlichen Deutschland gefunden hat, wird mit Recht von *Pl. major* getrennt. *Pl. graminea* scheint kaum von *Pl. maritima* verschieden zu seyn. — *Anagallis grassifolia*, die *Thore* in den Torfmooren um Dax gefunden hat, ist eine, wie es scheint, von *A. tenella* verschiedene Art. *Androsace*, ein paar neue Arten. *Cyclamen linearifolium*, eine ausgezeichnete neue Art mit linienförmigen Blättern, von *Olivier* in der Provence entdeckt. Von *Rhinantus hirsuta* (*Alectorolophus*) sagt der Vf., daß sie sich im Allgemeinen auf trockenen Wiesen finde. So hat auch Rec. die kleineren Individua (*Rh. Trixago* Thuill., nicht Linn.) um Paris und in der Schweiz gefunden; allein die größeren fand Rec. in Franken unter dem Korn. — *Orobanche Epithymum*, eine neue Art von dem Vf. bey Fontainebleau gefunden. — *Glechoma grandiflora*, die wir aus andern Gegenden kennen, wird hier als neu aus Corsika beschrieben. *Lamium Orvala* ist bey dem Vf. *Orvala lamioides*. — *Ballota*; der Vf. hat nur *B. foetida*, begreift darunter die *B. nigra* L. und hat auch eine Var. *fl. albo*: allein Rec. hat auch die wahre *B. alba*, die ganz mit der schwedischen übereinkommt, und durch ihre Kelche allein im Augenblick von *B. nigra* zu unterscheiden ist, sehr häufig um Paris gefunden. Der Vf. zählt 14 *Verbasca* auf; wobey uns manche Verwirrung zu herrschen scheint. *V. Myconi* ist hier *Ramondia pyrenaica*. — *Lithospermum tinctorium* glaubt der Vf. von *Anchusa tinctoria* Linn. verschieden. Das ist aber schwerlich der Fall, sondern *Linné* hielt diese Pflanze zuerst für ein *Lithospermum*, nachmals

für eine *Anchusa*. *Anchusa officinalis* glaubt der Vf. nicht in Frankreich einheimisch, sondern er nennt statt ihrer *A. angustifolia*; Rec. glaubt jene in Frankreich gerade so gesehen zu haben, wie im Norden von Deutschland. Eben so führt der Vf. nur *Cynanchum monspeliacum*, nicht *acutum*, an; Rec. kennt bloß dieses in Frankreich. — *Erica*; Rec. begreift nicht, wie der Vf. *E. multiflora* weglassen konnte, die Rec. an eben dem Ort bey Paris antraf, wo sie *Thuillier* gefunden hat. Eben so läßt er *E. mediterranea* aus, von der Rec. Exemplare aus dem südlichen Frankreich erhalten hat. Von *E. arborea* wird *E. corsica* getrennt, und als neue Art beschrieben; sie ist von *Labillardière* in Corsika entdeckt. — Daß *Bryonia dioica* nicht immer diesen Namen verdient, hat Rec. erfahren; von Samen, die er bey Paris sammelte, ist ihm eine Pflanze erwachsen, die wieder reife Samen gebracht hat. — *Campanula Pygmaea*, neue Art aus Corsika. In den Zusätzen zum dritten Bande werden einige neue Pflanzen, unter anderen eine *Pinguicula longifolia*, von *Ramond* auf den Pyrenäen entdeckt, und *Veronica repens* aus Corsika beschrieben.

Bey den *Compositis* hat der Vf. viele Mühe angewandt, und man trifft hier eine Menge Veränderungen. *Leontodon bulbosum* L. (*Hieracium Willd.*) ist zur *Prenanthes*; *Prenanthes muralis* zur *Chondrilla* geworden; *Crepis albida* steht mit *Sonchus pteroides* unter *Picridium* u. s. w. Zu *Barkhausia taraxacifolia* des Vfs. oder *Crepis taraxacifolia* *Thuill.* mußte nicht *C. Taurinensis Willd.*, sondern dessen *C. scabra* citirt werden; Rec. hat sie ebenfalls sehr häufig in Frankreich gefunden. Unter *Carduncellus* sind zwey Species aufgeführt, nämlich *C. Monspeisensium* und *mitissimum*; unter *Onopordon* drey: *Acanthium*, *illyrium* und *acaule*; unter *Arctium* steht bloß *lanuginosum* Lam. oder die *Berardia Vill.*; unter *Lappa* drey: *tomentosa*, *minor* und *major*, die Rec. eher als Varietäten betrachten möchte; *Carduus cerinthoides*, *Cnicus centaureoides* und *Centaurea rhaetica* sind zu *Serratula* gebracht. *Centaurea jensana* ist wohl nicht gut als Varietät der *C. montana* betrachtet. *Centaurea galactites* steht nach *Moench* als eigenes Genus. *Cnicus* ist hier wieder *Cirsium* genannt, eine sehr überflüssige Veränderung. *Gnaphalium sylvaticum* und *rectum*, sind hier wieder vereinigt. *Aster Sibiricus* heist hier nach *Desfontaines* *A. Pyrenaeus*, weil er von den Pyrenäen herkommen soll. Zu *Senecio* kann noch *S. coriaceus* gezählt werden, den unser Vf. nicht auführt, Rec. aber in südlichen Frankreich für *S. Doria* erhielt. *Santolina maritima* heist hier minder gut nach *Desfontaines* *Diotis*. — *Valeriana rubra* und *angustifolia* ist nach *Necker* unter dem Namen *Centranthus* von *Valeriana* getrennt. Unter *Galium* sind manche Species, die schwerlich bleiben dürften; nach Exemplaren im Herbarium kann man sich hiebey nicht richten, sondern die Pflanzen müssen nach allen ihren Abstufungen am Standort untersucht werden.

Vom *Vistum album* ist das *Vistum oxycodri* *Clus.* getrennt; der Vf. hat nur trockne Exemplare davon gesehen, und nach seiner Beschreibung, wenn sie vollständig ist, scheint hier allerdings eine neue interessante Pflanze aus der Vergeffenheit hervorgerufen zu seyn. — *Ligusticum aquilegifolium* ist hier unter *Allioni's* Namen eine *Dansea*, obgleich jetzt dieser Name nach *Smith* allgemein einer Gattung von Farnkräutern beygelegt ist. — Das *Peucedanum officinale* *Thuill.*, das bey Paris wächst, ist hier *P. Parisense*, und der Vf. vermuthet, daß es wegen der weißen Blumen vielleicht eher zu *Selinum* gehöre. Bey *Eryngium campestre* führt der Vf. an, daß *Latourrette* davon eine Abart erwähnt, die in der Jugend ungetheilte Blätter hat. Diefs bestätigt des Rec. Vermuthung, daß *Decandolle* die Pflanzen wenig am Standort beobachtet hat: denn Rec. sah selbst bey Paris überall das gemeine *Eryngium campestre* mit solchen Blättern aufkeimen. — Unter dem schlechten Namen *Umbilicus* ist *Cotyledon Umbilicus* und eine linneäische Spielart desselben aufgeführt. — Unter dem Namen *Sedum glaciale* ist, wie es scheint, eine Spielart vom *S. acre* aufgestellt; *Sedum turgidum* *Ramond.*, ist vom *album* mit Recht getrennt; Rec. glaubt, es an mehreren Orten in Frankreich gefunden zu haben. — *Callitriche verna auctumnalis* und *intermedia* sind als Spielarten unter *C. sessilis* gebracht; dafür ist aber *C. pedunculata*, von *Deleuze* bey Fontainebleau entdeckt, wegen ihrer gestielten Früchte abgefordert. — Sonderbar genug ist es, daß die ächte *Mespilus oxyacantha* hier *oxyacanthoides*, und die *M. monogyna* *Jacq.* als *M. oxyacantha* aufgeführt wird; Rec. sieht wenigstens den Grund davon nicht ein: übrigens wenn auch die Anzahl der Griffel bey beiden abwechselte, so hält doch Rec. die Pflanzen verschieden. — Die ächte *Rosa spinosissima* ist hier als *myriacantha*, aufgeführt; dahingegen *R. spinosissima* unter des Vfs. *pimpinellifolia* citirt. — Der Vf. hat nicht allein *Rubus glandulosus*, *corylifolius* und *fruticosus*, sondern noch überdies den *R. tomentosus*; dieser ist aber offenbar mit *R. fruticosus* einerley. — *Cerasus Caproniana*, *Juliana* und *Duracina* sind als eigene Arten aufgeführt, welches schwerlich zu billigen ist, so wie auch *Cerasus* besser bey *Prunus* geblieben wäre. — *Genista horrida* wird hier die Pflanze genannt, die man sonst in Frankreich als *Genista Lusitanica* kannte, und die Rec. selbst von *Hénon* erhalten hat, der sie bey Lyon entdeckte; soviel ist gewiß, daß sie mit der portugiesischen Pflanze einerley ist, welches auch *Link* fand. Diefs mag als Probe genug seyn! Rec. hat nur einiges ausgehoben, wie er es oben bemerkte; sonst gäben noch die *Diadelphiten* u. s. w. reichen Stoff zu Bemerkungen.

Die Flora ist äußerst reich, denn in Allem sind 4748 Pflanzenarten aufgeführt; allein erstlich hat der Vf. alle cultivirten Obst- und Gemüse-Pflanzen, sowie auch alle gewöhnlichen Zierpflanzen der Gärten, sie mögen aus diesem, oder einem anderen

Welttheil seyn, (z. B. *Solanum tuberosum*, *Lycopersicum*, *Melongena*, *Heliotropium Peruvianum*, *Aster Chinenfis*, *Tagetes patula* u. s. w.) herbeygezogen, und zweyten hat er den ganzen Umfang der französischen Monarchie als Frankreich betrachtet, so daß die Pflanzen aus den Niederlanden, aus der französischen Schweiz, aus Piemont, Corsika u. s. w. hier als einheimisch betrachtet sind. Rec. glaubte auch die Pflanzen aus St. Domingo hier erwarten zu dürfen; diese sind aber nicht mitgenannt: indessen hätten sie doch von Isle de Bourbon beygebracht werden können, wenn dem Vf. das französische Gebiet Frankreich war. Übrigens wird auch diese Flora nicht lange gelten, da jetzt Holland, nächstens ein Theil von Spanien, zu Frankreich gehört, auch sich das französische Gebiet in Italien weiter erstreckt, als damals, da der Vf. schrieb. Dadurch sollte dieser selbst auf die Idee gekommen seyn, eine bestimmte Grenze für Frankreich festzusetzen — nicht für das französische Gebiet: denn das hing nicht von ihm ab; etwa in der Art, wie Zeune bey den wechselnden politischen Namen der Länder und Ländchen ihnen andere, festerbegründete gab. Unstreitig ist das der Hauptvorthail einer Flora, daß sie uns ein lebendes Bild von der Vegetation eines Landes giebt; aber dieser ist hier verloren gegangen. Etwas ist indessen dafür gegeben, das schon des Dankes werth ist, nämlich eine illuminirte botanische

Charte, worauf verzeichnet ist, wie weit die Oliven, die Cultur des Mays und des Weinbaues reichen, worauf durch verschiedene Arten von Buchstaben der Grad der botanischen Kenntnisse einer Gegend ausgedrückt ist. Eine Stadt, deren Umgebungen sehr untersucht sind, ist mit grossen Capitalen geschrieben; die weniger untersuchten Gegenden sind leer an Namen; die Vegetation am Meeresufer, auf Bergen, und so weiter ist mit anderen Farben bezeichnet: eine sehr lobenswürdige Idee.

Angehängt ist ein ausführliches, schätzbares Verzeichniß aller Schriften, die über Frankreichs Pflanzen erschienen sind, und ein lateinisches Register der Gattungen. Ein französisches aller Namen, die in Frankreich gebräuchlich sind, wäre ein grosses Bedürfnis gewesen.

Kann diese Flora sich auch nicht in Hinsicht der Genauigkeit und Kritik mit der englischen eines Smith, und mit dem Anfang der deutschen vom Schrader messen: so nimmt sie doch einen ehrenvollen Platz ein. Späterhin hat der Vf. eine Synopsis dieser Flora mit Differenzen, und Abbildungen merkwürdiger Pflanzen aus derselben gegeben; und da er gegenwärtig Professor der Botanik in Montpellier ist, und botanische Reisen durch Frankreich macht: so läßt sich noch sehr viel von ihm erwarten.

I. K.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Posen und Leipzig, b. Kühn: Der Sohn des Krieges, dessen Leben bis zum Jahr 1807 nach dem Frieden von Tilfit. Von Karl Stein. Mehr als Roman. Zwey Theile mit einem Kupfer. 1808. 266 u. 248 S. 8. (Thlr. 12 Gr.)* Der Herr, nach dem großen König sogenannte, Friedrich von Braunfels ist, bis auf die Erzeugung, ein wahrer Sohn des Krieges. „Unter Gewehrfeuerknall und Trommelwirbelschall drängte er sich während des bayerischen Erbfolgekrieges in die Welt,“ und Träume und Prophetinnen verkündigten bald nach seiner Geburt den künftigen Helden. Wie hätten sie das Glück seiner Ältern und Angehörigen vermehren können, wenn sie ihm auch zugleich diesen seinen würdigen Biographen dazu verkündigt hätten! Denn obgleich Hr. v. Braunfels immer in seiner eigenen Person erzählt: so ist es doch Hr. St., der ihm die Worte dazu leiht. Und welche Worte! Nicht geflügelte, sondern centnerschwere, tief sich eindrückende. Man höre nur die Schilderung des Anfangs einer Schlacht Thl. 1. S. 248. „Wir rückten an in drey Colonnen. Eine Kanonensalve donnerte vor uns, die Avantgarden standen in Feuer. Im Thal hinter der Fronte des ersten Treffens hnbab rasselte ein Artillerie - Train zum linken Flügel, und die Reiterbedeckung rauschte um ihn her, wie das Tosen des Orkans. — Über den Raum einer Meile dehnte sich unsere Linie aus. Jetzt hielt jene Artillerie, protzte ab, und sandte die Boten der Verwundung in die Reihen der Franken; aber auch bey uns begann die Leuchte des Todesengels die Rotten zu lichten. Mäuer fielen, Jünglinge sanken, an deren Plätze sich neue Opfer des Weltzweistes stellten; furchtbar, wie Gerichtsurtheil und Stab - Bruch klang das: Rechts schliesst euch! Denn hinter uns accompagnirte das Gekreisch der Verfümmelten, das Ächsen der Totenkämpfer, über welche die Schlachtordnung hinfuhr, dem rauen Befehle.“ Auf dergleichen Stellen stößt man oft. So interessant auch die Begebenheiten sind, durch die Erzählung werden sie es noch weit mehr. Auch die eingestreuten Bemerkungen sind von

großem Werthe, und geben schöne Erläuterungen zu den Zeitereignissen. Doch vor allen verdient die Friedenshymne, die sich zu Ende des zweyten Theils befindet, einer Erwähnung. Hier der Anfang:

Friede, holder Götterknabe,
Bote aus des Himmels Höh'n!
Lass aus nützlich engem Grabe,
Menschenfreuden aufersteh'n.
Breite deine Rosenschwingen
Wieder über Deutschlands Flur!
Siehe, wilde Krieger ringen
Um Zerstörung der Natur.

Zm.

Hannover, b. Hahn: *Passionsblumen, gepflückt am Grabe edler Mädchen.* Aus dem französischen von Ludwig Röntgen. 1809. 180 S. 8 (15 Gr.). Deutlicher würde der Titel seyn: Belehrungen, Warnungen und Ermunterungen für junge, blühende, der Verführung noch ausgesetzte Mädchen, aus den Schicksalen einiger ihrer Mitschwester. Es sind drey Erzählungen, die zu diesem Zweck hier gegeben werden. Die erste, die mütterliche Unvorsichtigkeit überschrieben, muß einen tiefen Eindruck im Gemüth einer aufmerksamen Mutter hervorbringen. Sie sollte von vielen gelesen werden. Die zweyte Erzählung: Elrings, eine Anekdote des dreyzehnten Jahrhunderts, von Victorin Fabre, hält den Töchtern die Gefahren der Flucht aus dem väterlichen Hause vor, und ermunert die Väter zu milden, gütigen Gefinnungen gegen ihre Töchter. Die dritte Erzählung: Fallen und Aufstehen, von M. L. v. Sevelinges, soll den Muth, der Tugend treu zu bleiben, in dem weiblichen Herzen beleben. Außer der Empfehlung von ihren Zwecken, welche diese Erzählungen haben, empfehlen sie sich noch durch eine edle und gefällige Darstellung.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 JANUAR, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmanns: *Sophoclis Ajax, Graece.*
Cum scholiis et commentario perpetuo edidit
Christ. August. Lobeck, Facult. philos. Adjunctus et Lycei Vitebergensis Rector. 1809.
VIII u. 444 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Die günstigen Erwartungen, welche durch die vor einigen Jahren von Hn. L. herausgegebenen zwey *specimina observationum criticarum et grammaticarum in Sophoclis Ajacem* Lorarium von der vorliegenden Ausgabe erregt worden waren, sehen wir nunmehr zu unserer Freude befriedigt, und geben zugleich der Verlagshandlung das Zeugniß, daß sie es von ihrer Seite mit gewohnter Liberalität an nichts hat fehlen lassen, um dem Werke eine möglichst gefällige Ausstattung zu verschaffen. Es giebt einen dreyfachen Gesichtspunct, aus welchem sich die Arbeit unseres Herausg. betrachten läßt: man kann Rücklicht nehmen auf die Anordnung des Textes, auf die Behandlung der Scholien und auf das, was im Commentar geleistet ist. Was den Text anlangt, so erinnert Hr. L. in der Vorrede, daß er keine neuen handschriftlichen Hülfsmittel benutzt und auch die vorzüglichsten Ausgaben nur in sofern gebraucht habe, als dieß bereits von seinen Vorgängern geschehen sey; desto größere Sorgfalt aber habe er darauf verwendet, Lesarten, welche die vorigen Herausgeber bey der flüchtigen Eile, mit der sie zu Werke gingen, unberücksichtigt ließen, aller Orten zusammenzufuchen. In Ansehung der Aufnahme fremder Verbesserungen, wofür sie es verdienten, sey er weniger bedenklich gewesen, als bey seinen eigenen, denen er nur selten, und wenn sich kein anderer Ausweg zeigte, einen Platz im Texte vergönnt habe. So äußert sich Hr. L. selbst über diesen Theil seiner Arbeit, auf welchen wir bald zurückkommen werden. Nach dem Texte folgen die Scholien zum Ajax, jedoch bey weitem nicht alle. Es sind nämlich bloß die alten römischen und die sogenannten *paralipomena* mit Ausnahme einiger weniger, die wir vermissten, vollständig abgedruckt, von den tritischen aber nur solche, die auf eine genauere Textesrecension sich zu beziehen, oder Reste verloren gegangener Scholien zu enthalten schienen. Noch seltener sind die von Purgold in den *Observ. critt.* bekannt gemachten Scholien der jénaischen Handschrift benutzt, deren wir nur eins, und das andere

in den kleinen Anmerkungen unter dem Scholientext mitgetheilt fanden. Was Hr. L. für die Scholien gethan, besteht darin, daß er hier und da die ältere von Brunck geänderte Lesart angiebt, die Schriftsteller citirt, welche dieses oder jenes Scholion ausgeschrieben haben, und mitunter Varianten aus denselben excerptirt, Verbesserungen anderer Gelehrten nachweist, was Brunck durchgängig unterlassen hat, und etliche Stellen selbst emendirt. Wir verkennen keineswegs das Gute, wodurch sich auch diese Parthie des Buchs auszeichnet; sie bleibt indeß immer die am wenigsten bedeutende, und es genügt uns, sie kurz berührt zu haben. Das Wichtigste ist der Commentar, der über viele und mancherley Gegenstände Licht verbreitet, und seinem Verfasser wahre Ehre bringt. In denselben sind die feinsten und ausgefuchtesten Bemerkungen über den griechischen Sprachgebrauch überhaupt, so wie die sorgfältigsten und vorurtheilfreyesten Beobachtungen über die Eigenthümlichkeiten, Gesetze und Freyheiten der tragischen Rede und Versbildung niedergelegt; in ihm findet man auf allen Seiten Beweise vielmfassender Belesenheit, die größtentheils auch sehr zweckmäßig angebracht ist; in ihm bezeugt sich der kritische Scharfsinn des Herausg., verbunden mit einer gewissen Ruhe und Besonnenheit, die ihn in der Behandlung des Ajax selbst nur selten, öfter bey wirklich oder vermeint fehlerhaften Stellen anderer Schriftsteller verläßt. Eine so gehaltvolle Ausgabe kann mit Recht auf eine nicht bloß oberflächliche Anzeige, sie kann auf eine Beurtheilung Anspruch machen, die, über die Grenzen unfruchtbarer Lobpreisungen des Ganzen oder ausgehobener Einzelheiten hinausgehend, Mangelndes zu ergänzen und Unrichtiges zu berichtigen ihr ernstes Geschäft seyn läßt. Indem wir dies verluchen, wünschen wir nichts mehr, als daß es uns gelingen möge, den gelehrten und wahrheitliebenden Herausg. wenigstens durch einen Theil der Bemerkungen, die wir seinen Ansichten entgegenzustellen haben, für unsere Meinung zu gewinnen. Zuvörderst also geben wir ein räsonnirendes Verzeichniß der Stellen, welche in der vorliegenden Ausgabe anders als in der brunckschen gelesen werden, deren Anzahl, wie man schon im Voraus erwarten wird, nicht unbedeutend ist, so gern auch Hr. L., wenn es nur irgend angehen will, an der Vulgate festhält. Unter den Abweichungen von Bruncks Recension sind einige von der Art, daß der Herausg. mit Recht bloß zur Autorität der alten Ausgaben zurückkehrte. So gleich V. 17 wo τῆς von Brunck ohne Noth, und ohne ein

Wort darüber zu sagen, in τὴν δ' verändert worden war. V. 77 wo jetzt wieder nach πρόσθεν οὐκ ἀνὴρ ἔδ' ἦν ein Fragzeichen steht, statt dessen Brunck das viel zu oft von ihm gebrauchte Zeichen der *apospesis* gesetzt hatte. V. 118 wo Brunck nach ὅσῳ mit dem Komma, Hr. L. mit dem Fragzeichen interpungirt. V. 210 wo das von Brunck aus einer Handschrift in Τελεύτατος verwandelte Τελευτάντος zurückgerufen, und durch Vergleichung von Παρθενοναῖος, Ἰππομέδοντος beym Aeschylus, (man füge noch Ἀλ-
 Cεῖβαιαν in einem Fragment des Sophokles bey Priscianus p. 1328 ed. Putsch. hinzu), hinlänglich vertheidigt ist. V. 280 wo für das von Brunck vorgezogene προσέπτειτο die alte Schreibart προσέπτωτο eingetauscht wird. S. auch Porson zu Eurip. Med. 1. V. 332 wo Brunck Unrecht hatte, wenn er ἢ οὐκ für ἢ οὐκ, und zwar abermals ohne eine Anzeige an den Leser, schrieb. V. 537 wo Brunck an der Lesart der Handschriften, τί δὴτ' ἂν ὡς ἐκ τῶνδ' ἂν ὠφελοῖμιν, die auch Herodian in dem Pierfon's Möris angehängten Bruchstücke p. 459 anerkennt, und die durch solche Redensarten, wie ὡς ἐκ τῶν παρόντων (Thucyd. IV, 17), als vollkommen richtig bestätigt wird, Anstoss nimmt, und mit der ihm eigenen Kühnheit τί δὴτ' ἀρῶς ἐκ τῶνδ' ἂν dafür substituirt. Dafs auch Porson die Vulgate gebilligt haben mufs, läfst sich daraus schliessen, weil derselbe in der Vorrede zur Hecuba p. XXXV der zweyten leipz. Ausg. (nach der wir immer citiren) eine Stelle des Euripides, Androm. 1187, stillschweigend so verbessert: οὕτως γ' ἂν ὡς ἐκ τῶνδ' ἐτιμᾶτ' ἂν γέρον. Endlich V. 677 wo ἐγὼ δ' wieder in seine Rechte eingesetzt, aber nicht genügend erläutert ist. Wir denken uns die Sache so: der Dichter fing mit ἐγὼ δ' an, fügte die Worte ἐπίσταμαι γὰρ bis λιμήν als Zwischenatz hinzu, und fuhr dann, der eigentlichen Construction uneingedenk, mit ἀλλ' ἀμφὶ μὲν τούτοις εὖ σχῆσαι fort. — An anderen Stellen hat Hr. L. entweder Lesarten der Handschriften oder Conjecturalverbesserungen in den Text gesetzt. So ist V. 61. πόνου, welches Rec. auch in zwey von ihm benutzten Collationen findet, dem gemeineren φόνου vorgezogen, ob wohl das letztere als Druckfehler im Texte steht. Eine von unseren Handschriften hat ausdrücklich die Glosse, ἔχουν τοῦ φόνου. — V. 130 nahm Hr. L. βάρει als minder gewöhnlich auf. Wir haben nicht eben viel dagegen; doch scheint es sicherer, βάρεν wegen der Mehrzahl der dafür sprechenden Zeugnisse beizubehalten. Auch V. 151 möchten wir nicht εὐπιστα statt εὐπιστω lesen, welches letztere ohne Zweifel das allein wahre ist. Den Unterschied dieser beiden Worte giebt Moschopulus περὶ σχεδῶν p. 8 sehr richtig so an: εὐπιστος· ὁ εὐκόλως πιστευόμενος. εὐπιστω· ὁ ἐκὼς πιστεύμενος. Für das letztere, dessen Bedeutung nicht in den Zusammenhang paßt, haben die lateinischen Ausdrücke, credula fama und res incredulae keine Beweiskraft. — V. 178 hat Hr. L. die allerdings sehr leichte und scheinbare Aenderung Musgrave's, ψευθεῖς, ἀδωροῖς εἰτ' ἐλαφροβόλαις, an die Stelle der gewöhnlichen Lesart, ψευθεῖς δωροῖς

zu setzen für nöthig erachtet, und er konnte nicht anders, weil er den Dativ δωροῖς zu ψευθεῖς construirte, welches Verbum mit dem Genitiv der Sache verbunden zu werden pflegt. Diese Construction ist aber nicht die einzig mögliche. Man fasse die Stelle so: δωροῖς κλυτῶν ἐνάρων, ψευθεῖς sc. αὐτῶν, propter dona inelytorum spoliatorum, quibus defraudata est, und alle Nothwendigkeit einer Änderung verschwindet. Vgl. Wunderlich. obff. ad Aeschylum p. 86. Auffallend ist übrigens ein dem Herausg. unbekannt gebliebenes Citat des Georgius Lecapenus in Matthaei Lectt. Mosq. Vol. I. p. 79. "ψεύδομαι καὶ τὸ ἀπατῶμαι καὶ τὸ ἀποτυγχάνω. συντασσόμενον γενική, ὡς παρὰ Σοφοκλεῖ ἐν Αἰαντί. ἢ (sic) ἔα κλυτῶν ἐνάρων ψευθεῖς δωρῶν, ἀντὶ τοῦ ἀποτυχοῦσα". welches Citat mehr Aufmerksamkeit verdienen würde, wenn Lecapenus nicht ein so neuer Grammatiker wäre. — V. 224 scheint es besser, ὑποκλιζομένην als Ein Wort beizubehalten, besonders wegen einer Stelle des Apollon. Rhod., Argon. III, 477 ὑπέκλυς ἐμεῖο. V. 228 aber ist ganz recht nach θανάται, und nicht nach χερί interpungirt, denn von dem Selbstmorde des Ajax konnte der Chor noch gar keine Ahnung haben. — V. 354 schrieb Hr. L. ἄλιον mit Hermann de metris p. 440 um des Versmales willen. — V. 368 hat Brunck viermal αἱ, Hr. L. eben so oft αἱ. Dafs er etwas anderes wollte, sieht man aus der Anmerkung: αἱ, αἱ. Vulgo quater legitur. Ultimum ex his epiphrasmatibus ut dederemus, versus oppositus 383 ἰὼ μοι μοι hortabatur; nec plus habent editt. Brubach. et duo Johnson. codd. Dann müßte aber wenigstens im antistrophischen Verse ἰὼ μοι μοι geschrieben, und zuvor noch erwiesen werden, dafs das dreyfache αἱ nicht gegen die Gewohnheit der Tragiker verstosse. — V. 370 lieft der Herausg. mit Hermann ὠδυσμενος, ἐς χερί μὲν, ohne darum ἐς χεροῖν geradezu zu verwerfen, welches er aus zwey johnsonischen Handschriften und der Ausgabe des Stephanus anführt. Inwiefern Brunck Recht hatte, daffelbe für eine triclínische Interpolation zu halten, wage wir nicht zu bestimmen, da ein Urtheil über die Beschaffenheit der johnsonischen Handschriften, aufser anderen Gründen, wegen des offenbaren Leichtsinns, mit welchem die Varianten derselben excerptirt sind, immer höchst unsicher ausfallen wird, Brunck selbst aber keine einzige Handschrift nennt, in welcher es von ihm gefunden worden. Nur so viel kann man sagen, dafs seine Meinung weit mehr für, als wider sich hat, denn eine der dresdner Handschriften und die Ausgabe des Turnebus, in denen jene Lesart gleichfalls steht, sind, so wie Stephanus Ausgabe, treue Anhänger der triclínischen Recension. Möge sie indess immer von Triclinius herrühren: so hat sie doch, wie Hr. L. sehr richtig bemerkt, magnam a metrorum concinnitate commendationem, maxime si in v. 387 scripseris ἰὼ Ζεῦ πατρὸς πάτερ, welches Triclinius ausdrücklich in einer Handschrift gefunden zu haben versichert. — V. 423 steht ἐξ-

für ἐξέρειν des Metrums wegen. Diese Änderung fällt weg, wenn man im strophischen Verse schreibt:

εἶπε τὰ μὲν Φθίνοι, φίλοι, τοῖς δ' ἑμοὶ πάλας,

so daß derselbe, wie der antistrophische,

ἐξέρειν μέγ', οἷον οὐ τινα Τροία στρατοῦ

ein dochmischer Vers ist mit angehängtem jambischem Fuß, welcher den Übergang zum folgenden jambischen Rhythmus macht. Eine sehr schwierige Stelle ist die V. 475. Hr. L. verbessert καὶ θανῶν τῷ γε κατθανῶν, und giebt den Sinn des Ganzen so an: *quid nos iuvat longam vitam trahere, qui in perpetua mortis expectatione versamur, quosque alternatim dies dat adimitque letho.* Προθῆσα ἡμᾶς, so heist es in der Anmerk. (*id enim auditur*) τῷ κατθανῶν, i. e. *addicens, quod est iudicium proprium.* V. ad Eurip. *Androm.* 1016. *Ne quem igitur subeat προθῆσα scribere, ut προτῆθεις θανάτῳ. Huic contrarium est ἀνατιθέσθαι vel ἀναθῆσθαι, i. e. recipere, redimere, et peculiariter de iis dicitur, qui calculum promotum retrahunt, dein, qui facta dictave retractant, v. Interpr. ad Hesychium in ἀναθῆσθαι.* Über die Construction finden wir nichts erinnert: doch scheint es, als habe der Herausg. die Worte so verbunden: *προθῆσα τῷ γε κατθανῶν, καὶ θανῶν*, und das letzte Wort absolut genommen, zumal da auf den folgenden Seiten eine Anzahl von Beyspielen folches Gebrauchs aufgeführt wird. Denn mit dem Dativ könnte ἀνατιθέσθαι in der angegebenen Bedeutung auf keine Weise zusammengeordnet werden. Die Änderung selbst übrigens wagen wir weder zu billigen, noch zu verwerfen. — V. 516 hat Hr. L. so drucken lassen:

καὶ μετῆς' ἄλλ' ἢ μοῖρα τὸν Φύσαντ' αἶ

καθῆλεν —

te ist eine allerdings nothwendige Änderung, weil *με*, so viel wir sehen, gar nicht verstanden werden kann; ausserdem aber würden wir auch ἄλλῃ aus einer von Hermann verglichenen augsburger Handschrift aufgenommen haben. — V. 524, wo vorher *οὐκ ἂν γένοιτο ποθ' οὗτος εὐγενὴς ἀνὴρ* stand, wundern wir uns, *οὐποτε γένοιτ' ἂν οὗτος* εἰ. α. und nicht *οὐκ ἂν γένοιτ' ἔθ'*, welches Hermann in einem augsburger Codex fand, vorgezogen zu sehen. Jenes ist Emendation von Porson, durch die nur wenig abweichende Lesart der oxforders Handschrift des Suidas, *οὐπω γ. α.* herbeygeführt, und hat insofern freylich etwas für sich. Das andere aber ist wahrscheinlicher, schon um deswillen, weil *ποτε* und *ἔτι* öfters verwechselt werden, z. B. Eurip. *Herc. F.* 97, wo statt des mit dem Metrum unverträglichen *ἔλθοι τί ποτ' ἂν* ein Codex das richtige *ἔλθοι τ' ἔτ' ἂν* darbietet. Wer sich an diese Verwechslung erinnert, der muß in der sophokleischen Stelle sogleich auf *γένοιτ' ἔθ'* fallen, um so mehr, da Bothe auch ohne eine solche Reminiscenz es gefunden hat. Hierzu kommt noch, daß mit der augsburger Handschrift eine moskauer übereinstimmt, und daß Por-

son selbst in dem Supplement der Vorrede zur *Hecuba* p. LXVI der zweyten leipziger Ausgabe, welche Hr. L. nach p. 444 zu spät erhielt, und bloß zu einigen Nachträgen in den *Addendis* et *Corrigendis* benutzen konnte, sein voriges Urtheil zurückzunehmen scheint, wenn er sagt: *Sed cum in Augustano codice Hermannus Praef. ad Hec. p. 65 protulerit, Οὐκ ἂν γένοιτ' ἔθ' οὗτος, (unde depravata videri possit edd. (Suidae) Med. Ald. et unius Ms. Par. lectio) non equidem intercedam, quo minus hoc adoptes.* — V. 572. schrieb Hr. L. *ἔς τ' ἂν ἴ. μέχθις οὐ* nach Hermanns Verbesserung *praef. ad Hec. p. LIV.* — V. 604 *εὐνώμα* des Metrums wegen. — V. 615 *νῦν δ' αὖ* *Φρενὸς οἰοβότας* mit Weglassung der von Triclinius eingeschalteten Partikel *γ'*. Der strophische Vers heist bey ihm *λειμωνία μῆλων πόα*, in den meisten und besten Handschriften aber *λειμωνία ποία* (oder *πόα*) *μῆλων*, denn die Versetzung rührt aller Wahrscheinlichkeit nach von Triclinius her. Nun ist zwar diese Stelle so verdorben, daß sie ohne Hülfe besserer *codd.* schwerlich mit einiger Sicherheit sich verbessern läßt; wenn man indess mit dem *Barocc.* 1. 2 bey Johnson *λειμωνίδι* (so sollte *λειμωνίδι* accentuirt seyn) liest: so respondirt wenigstens der Anfang des antistrophischen Verses. Da ferner die Umstellung der Worte *ποία μῆλων* so unsicher ist: so möchten wir lieber annehmen, daß *οἰοβότας* einer Änderung bedürfe, und zwar einer solchen, wodurch der Ausgang des Verses spondeisch wird. In dieser Meinung bestärkt uns die Unstatthaftigkeit des Gedankens, den die gewöhnliche Lesart ausdrückt. *Φρενὸς οἰοβότας* kann kaum etwas anderes bedeuten, als was die besten Erklärer darin fanden: *mentis devius, infans.* Wie paßt dies aber auf den Ajax, dessen Raserey nach V. 250 ff. aufgehört hatte? Durch die eben erwähnte Stelle wurden wir auf die, unserer Meinung nach, richtige Lesart geführt, noch ehe wir sie aus dem *August.* c. und den römischen Scholien kennen lernten: *νῦν δ' αὖ Φρενὸς οἰοβότας, solitarius mentem pascens, d. i. respiciens.* Vgl. besonders V. 272 bis 275. V. 618 scheint es nicht nöthig, mit Hr. L. *τ'* nach *μεγίστας* hinzuzufügen, da *ἔργα χερσῶν* als Ein Wort angesehen werden kann. — V. 632 aber ist *ἀμύγματα* richtig in *ἀμυγμα* verändert, und im antistrophischen Verse das von Triclinius und Brunch eingeschobene *γε* weggelassen. — V. 655 hat Hr. L. die Lesart der Handschriften und Ausgaben *ἐξαλεύσμαι* zurückgeführt. *ἐξαλύσκεσθαι*, heist es in der Anmerkung, *novum est et singulare, cuiusmodi verba nec de Tragicorum scriptis extirpari debent, nec vero etiam sine certis auctoribus intrudi.* Ist denn aber *ποθουμένα* Trach. 103, ist *ἐνομάζετο* Oed. T. 1021. ist so manches andere in den Trauerspielen des Sophokles weniger *novum et singulare*? Und ein so unverwerfliches Zeugniß, als das des Hesychius! Noch mehr müssen wir uns gegen die Veränderung des *δεινὸν* V. 673 in das von mehreren Kritikern anempfohlene und eben so oft bestrittene *λαῖον* erklären. Schon in der Bibliothek der alten Lit. u.

Kunst, St. 3 S. 108, schreibt der Recensent des jacobinischen *Spec. emendatt. in auctt. vet.*, wo jene Vermuthung zum ersten Mal vorgetragen wurde, mit allem Recht so: *Warum sollte der Dichter den Satz: Auf Sturm folgt heiteres Wetter, nicht so ausdrücken können, als ob das letztere Wirkung des ersteren wäre?* Und in unserer A. L. Z. 1804, Num. 256. S. 175, findet sich folgende der Hauptsache nach sehr gegründete Kritik: *In den Worten δεινὸν τ' ἄημα darf nichts verändert werden. Hier stehen im Gegensatze ein heftiger Sturm, der die stille Meeresfläche aufregt, und ein ruhiger Schlaf, der alles Regsame in Betäubung senkt *). Beide sind Gebieter über entgegengesetzte Elemente, und äußern ihre Macht ohne Grenze. Aber nur eine Zeitlang; dann zeigen beide, daß sie Mafs zu halten wissen, σφρονεῖν. Der Sturm besänftigt allmählich wieder das Meer, und der Schlaf löst wieder die Fesseln. In beiden Fällen wird jenen Mächten poetisch als Wirkung beygelegt, was, physikalisch betrachtet, nur Folge ist, wenn sie in ihrer eigenthümlichen Wirkung aufhören; denn der Sturm, als Sturm, würde nicht aufhören aufzuregen, so wie der Schlaf, als Schlaf, immer bündigen würde. Ich sollte nun, sagt Ajax, nicht ein Gleiches können, was jene Naturkräfte mir zum Beyspiel thun? — Mit der jacobinischen Emendation λειων für δεινὸν ist wenig gewonnen, wenn man auch eine physikalische Lesart einräumen wollte. Denn nicht ein leiser Wind, sondern Windlosigkeit bringt das Meer zur Ruhe. **) Zu geschweigen, daß bey dieser Lesart die Anwendung, welche Ajax auf sich macht, völlig nichtig wird: so hätte wenigstens das παγκρατής auch weggebracht werden müssen. Die Scholiaften haben alle δεινὸν gelesen, nur kann die Erklärung des Einen, der die Worte so verbindet ἄημα ἐκοίμισε πόντον στένοντα (ὑπὸ) δεινὸν πνεύματι, obgleich ihr Brunck beyzupflichten scheint, schwerlich bey der Wortstellung bestehen. Das πᾶσιν, welches dieser Scholiast dem herausgerissenen ἄημα beyfügte, hat den Hn. Ast verleitet, das jacobinische λειων in λειον umzuändern. Allein πᾶσιν ist nur ein Zusatz des Scholiaften, um anzudeuten, wie er sein ἄημα verstanden haben wollte. Wir übersetzen demnach, nach der wahren Lesart:*

Der ungestüme Winde Hauth beruhiget
Die laute Meeresth: und der allmachtvolle Schlaf
Löst auf die Bande, die er nie anhaltend zwingt.
Ich aber sollte Mafs zu halten nicht verstehen?

Die erste Periode ist aus Vossens Commentar zu Virgils Lb. S. 896 entlehnt, wo wir sie sehr pas-

*) Nicht im Gegensatze Rehen sie, der eine als heftig, der andere als ruhig, sondern beide werden, als machtvolle Gebieter charakterisirt.

**) Diese Einwendung wird durch mehrere von Hn. L. verglichene Stellen gehoben, denen sich Virgil. *Aen.* 5. 69 *placataque venti dant maria*, und 5. 783 *placidi siraverunt aequora venti*, beyfügen lassen.

send zur Erklärung des *vento constitit orbis* beygebracht fanden. — Ziemlich mit denselben Gründen, nur minder ausführlich, vertheidigt Bothe die gewöhnliche Lesart, und eben die Kürze seines Vortrags scheint die Ursache gewesen zu seyn, warum Hr. L. nicht von ihm überzeugt wurde. Damit gar kein Zweifel übrig bleibe, erinnern wir an eine Stelle, deren Ähnlichkeit unverkennbar ist, *Trachin.* 553 *ἦν δ' Ἀρης οἰστροῖς ἐξέλυσ' ἐπιπνον ἀμείραν.* — V. 678 ist *ἐχθραντίος* nach Porsons Meinung zu Eurip. *Med.* 555 in *ἐχθαρτέος* verändert. — V. 713 steht in den Handschriften und alten Ausgaben: *πάνθ' ὁ μέγας χρόνος μαρναί τε καὶ φλέγει.* Brunck liefs, um den Vers dem strophischen entsprechend zu machen, die letzten drey Worte weg, wogegen sich Hr. L. aus zwey Gründen erklärt, einmal, weil das beybehaltene *μαρναί* ein gemeines, das verdrängte *φλέγει* aber ein exquisites Wort sey, und sodann, weil Brunck's Lesart einen für die Verbindung, in welcher er steht, unpassenden Gedanken enthalte. Er selbst schrieb daher *πάνθ' ὁ μέγας χρόνος φλέγει τε*, und hob dadurch zwar die von ihm berührten Schwierigkeiten, bedachte aber nicht, daß die Partikel *τε* schwerlich so, wie sie dann stehen würde, vom Dichter hätte gesetzt werden können. Wir unseres Theils halten die Stelle für richtig, und glauben vielmehr, daß im strophischen Verse etwas verloren gegangen sey. Wie, wenn Sophokles geschrieben hätte *ἦν γὰρ ἐμοὶ μέλει χορεύσαι* [*χαρὸς ὕπαι*]. Wenigstens konnten die eingeklammerten Worte wegen der ähnlichen Schriftzüge des vorhergehenden Worts sehr leicht herausfallen. — Ob V. 715 *Φατίξαιμ'* in *Φατίσαιμ'* verändert zu werden brauche, zweifeln wir, und möchten auch V. 717 lieber mit Hermann *θυμοῦ τ'*, als mit dem Herausg. *θυμὸν* lesen, zumal da der Pluralis *θυμοί*, wenn wir uns recht erinnern, in den Tragikern nicht vorkommt. Dagegen billigen wir ganz *μτανεγνωσθῇ* V. 716, *ἀρκέσοι* V. 726, und *προσωτάτω* V. 730. — V. 737 setzte Hr. L. *ιοῦ* zweymal und nach *βραδύς* V. 738 ein Fragzeichen. — V. 739 ist statt *ἔστι* richtig *ἔστι* geschrieben. V. 755 steht, so wie V. 777 und 1349, in Brunck's Ausgaben *τῇδε θ' ἡμέρα*. Hr. L., der diese Verschmelzung bey den Tragikern nicht gelten lassen will, schrieb in der ersten und letzten Stelle *τῇδ' ἐν ἡμέρᾳ*, in der zweyten aber *τῇδ' ἐθ' ἡμέρᾳ*. Jenes möchten wir auch hier vorziehen, da eine der augsburger Handschriften es darbietet. — V. 790 kommt nicht viel darauf an, ob man *ὁ νόστος*, oder mit Hn. L. *ἀνθρώπος* schreibt. V. 793 hat derselbe nach *ὠδινεῖν* ein Punctum, nach *Φῆς* aber ein Fragzeichen gesetzt, weil bey Brunck's Interpunction *τί* *Φῆς* nicht Statt finden könne, sondern *ὁ* *τι* *Φῆσει*; gesagt seyn müsse. Hier ist der Herausg. ganz irrig, denn *τί* *Φῆς* entspricht, wie in vielen anderen Stellen, unserem: *was du meinst*. So *Oed. R.* 655 *Φράζε δὲ τί* *Φῆς*. — V. 802 steht *οἱ γὰρ* für *οἱ ἔγωγε*. — V. 870 scheint *γὰρ αὖ* nicht beyfallswerth. —

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 J A N U A R, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmanns: *Sophoclis Ajax*, Graece.
Cum scholiis et commentario perpetuo edidit
Christ. Aug. Lobeck etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

V. 881 ff. heißen bey Hn. Lobeck so:

ἴδρις, τὸν ὠμόθυμον εἰ
τίς ποθί, πλαζόμενον λύσσω ἀπύοι;
σχέτλια γὰρ μακρῶν μ' ἑλάταν πόνοι
οἷόν μ' ἔπειλασαι δράμω.
ἀλλ' ἀμενηνὸν ἄνδρα μὴ
λύσσειν θεοῦ.

Unsere, auf zwey moskauer Handschriften (nicht, eine dresdner) sich gründende Verbesserung hat schon Hr. Seidler in dem der vorliegenden Ausgabe angehängten kritischen Sendschreiben an Hn. Lobeck S. 438 angezeigt; nur dies bleibt uns hier zu bemerken übrig, daß die kurze Sylbe in *σχέτλια* am Ende des Verses durch mehrere Stellen vertheidigt werden kann, z. B. Philoct. 398 *μάτηρ αὐτῆς Διός*, vgl. mit dem antistrophischen Verse. Die beiden letzten Verse der Stelle im *Ajax* machen in den vorigen Ausgaben nur Einen aus. Hr. L. trennte sie, ohne Zweifel wegen der langen Sylbe *λυσο*, die seiner Meinung nach der kurzen im antistroph. Verse nicht respondirte. Wir hätten wohl gewünscht zu vernehmen, was er von ähnlichen Respontionen hält, die sich bey Aeschylus finden. So S. Th. 348.

und 360	ποτὶ πόλιν δ' ὀρκάνα πυργῶτες,
V. 900	χαμάδις πῶν ἀλγύνει κηρήσας.
und 911	ἀραῖν τ' ἐκ πατρὸς
V. 939	ἀμεμφία φίλοις.
und 953	πέπαιται δ' ἔχθρος, ἐν δὲ γαῖα
Suppl. 386	ἰὼ πολλοῖς ἐπανθίσσαντες.
und 397	μονοσκήπτροισι δ' ἐν θρόνοις χρεῖς
Pers. 997	μένει τοι Ζηρὸς ἱκταίου κέτος.
und 1003	βεβᾶσι γὰρ οἵπερ ἀκρόται στρατοῦ
	πεπλήγμεθ', εἴαι δὲ αἰῶνος τίχαι.

Von diesen Stellen kann die erste und letzte freylich nichts beweisen, weil beide offenbar in Ansehung des Metrums einer Änderung bedürfen. Statt *ἀμεμφία* S. Th. 911 könnteman vielleicht *ἀμέμφεια* schreiben. Ob und wie S. Th. 953 zu ändern sey, wagen wir nicht zu entscheiden. Suppl. 397 aber ist *ἱκταίου* einem *nomen proprium* gleich zu achten, und giebt in J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

so fern einen Entschuldigungsgrund der minder genauen Responzion ab. Was nun den Vers im *Ajax* anlangt, der uns zu diesen Bemerkungen veranlaßt: so glauben wir nicht mit Hn. L., der nach seiner Anmerk. zu V. 928 denselben, der Quantität von *ἀμενηνὸν* zuwider, für einen Trimeter hielt, daß er in zwey Verseerspaltet werden müsse. Denn aller Anstoß wird dadurch gehoben, wenn man ihn als einen logadischen Dactylus liest, und so muß er gelesen werden, weil, wenn der Rhythmus dochmisch anheben sollte, der Hiatus am Ende des vorigen Verses schwerlich Statt finden würde. Dann aber kann man die Lücke im Anfange des antistrophischen Verses nicht durch *Ἀχιλλέως* ausfüllen, wie Hr. L. nach Triclinius und Brunck's Vorgange gethan hat. — V. 888 steht *ἰὼ* einmal. — V. 894 *τί δ' ἔστιν*; — V. 897 *ὦ μοι*. — V. 908 ist *ὁ* vor *δυσώνυμος* weggestrichen, und V. 915 die Lesart der Handschriften und alten Ausgaben ohne Beyfügung des *ἀν* beybehalten. — V. 919 f. hat Hr. L. so drucken lassen:

ἔμειλλας τάλας, ἔμειλλας χρόνον
στερεόφρων κακὰν ἐξαύσειν ἄρα —

Im ersten Verse ist bloß die alte Lesart mit Recht zurückgeführt, der zweyte aber nach einer Vermuthung des Herausgebers geändert, welchem wir, nicht wegen der kurzen Sylbe am Ende des Verses (denn gegen diese läßt sich, besonders, da im folgenden Verse statt des dochmischen Rhythmus ein anderer eintritt, nichts einwenden), sondern weil *ἄρα* auf diese Art gar zu weit zurückgeworfen ist, unmöglich beytreten können. Viel sicherer glauben wir durch Einschiebung eines einzigen Wörtchens, das hier eben so leicht, als V. 197 bey Suidas in *ἀτάρβητος* herausfallen konnte, das Wahre herzustellen: *στερεόφρων ἄρ' ὡδ' ἐξαύσειν κακὰν*. — V. 924 schrieb Hr. L. *οὐλίῳ ἐχθρόδῳ Ἀτρείδαις σὺν πάσει*. Hier ist nach richtiger Anordnung der Strophe nicht die mindeste Änderung nöthig. — V. 938 f. theilte der Herausg. mit einer kleinen Wortverfetzung so ab:

ὦ μοι ἀναλήτων δισσῶν ἐθρόμας
ἔργον ἀναυδὸν Ἀτρεΐδαν τῶνδ' ἔχει.

Wahrscheinlich las er den zweyten Vers dochmisch, denn sonst wüßten wir gar nicht, wie derselbe dem strophischen,

ἀναξ τόνδε συνκαύταν, ὦ τάλας,

entsprechen sollte. Aber ungeachtet dieser Voraussetzung können wir eben so wenig, als Hr. Seidler in

dem angeführten kritischen Sendschreiben die lobbeck'sche Constitution der Stelle gut heißen, und geben unbedenklich der hermann'schen, an welche sich Hr. Seidler nicht erinnert zu haben scheint, den Vorzug. Übrigens bemerken wir bey dieser Gelegenheit, daß die Versabtheilung bey Hn. L. öfters zwar richtiger, als bey Brunck, aber oft auch eben so unzulässig ist. Das Meiste dieser Art hat schon Seidler a. a. O. verbessert, und nur ein paar Stellen übergangen, nämlich V. 607, 8, die so abgetheilt werden müssen:

ἔτι μὲ ποτ' ἀνίστην
τὸν ἀπότηρον εἰδὼλον Ἄιδαν

und V. 1174, 75, welche wir lieber so anordnen möchten:

τίς ἄρα νείατος; ἐς πότε λή-
ξι πολυπλάγκτων ἐτῶν ἀριθμὸς —

V. 946 ist der Artikel von πολύτλας auf Porfon's Anrathen zu Orest 1297 weggelassen, und V. 947 ἄχσιν geschrieben. — V. 983 hat Hr. L. die Lesart des Turnebus, die auch in zwey englischen Handschriften steht, ὁδὸς τ' ἀνιάσασα δὴ πασῶν ὁδῶν vorgezogen. Wir sehen aber keinen Grund, von der Lesart der besten Handschriften und Ausgaben, ὁδὸς δ' ὁδῶν πασῶν ἀνιάσασα δὴ abzugehn, denn Verse von solchem Bau sind keinesweges so selten, als Manche glauben. Auch V. 997 ist es sicherer, einem Citat des Suidas zufolge ἢ που Τελαμῶν δ' σὸς πατὴρ, als nach Toup's Emendation ἢ που με Τελαμῶν, σὸς πατὴρ zu schreiben. Der Anapäst wird durch das *nomen proprium* hinlänglich entschuldigt. — V. 1015 setzt der Herausg. nach ἐξέπνευσας ein Ausrufungszeichen. Sollte dieses richtig seyn: so müßte ὕψ' οἴου (nicht, ὕψ' οὐ) Φονέως ἄρ' ἐξέπνευσας stehen. — V. 1093 ist δαίμων unangezeigter Druckfehler für δαίμων, wie ὡς st. ὡς V. 17, ἐξ' V. 56, Διαντ für Διανθ' V. 98, δ' für θ' V. 829, ἄν für ἄν V. 1074, 75 und αὐτῷ st. αὐτῷ V. 1353. — V. 1123 zog Hr. L. εἰσὶ vor. Wir billigen εἰσὶν, weil Menekos den Vorwurf, zum gegenseitigen Hass Veranlassung gegeben zu haben, vermeiden muß. Denn μισοῦντ' εἰσὶν würde seyn: *oderat me, qui prior eum odiffem*. Εἰσὶν behält auch Bothe bey, von dem in der Anmerkung gesagt wird, daß er εἰσὶν vertheidige. — V. 1179 ist die Lesart zu verdorben, als daß man es wagen dürfte, irgend eine Conjectur in den Text zu setzen. Hr. L. schrieb τάνδ' ἀνευρώδη Τροίαν. — V. 1186 hat ὦ πρόνοι π. κ., V. 1227 ἀνοιμωκτεῖ st. ἀνοιμωκτί, und V. 1240 πλεῖρα unsere völlige Zustimmung. In πωποτε V. 1402 waren wir mit Hermann zusammengetroffen.

So viel von den Veränderungen im Texte. Was den *Commentar* betrifft: so ist bereits oben erinnert worden, daß der Herausg. auf Sammlung von Citaten aus dem Ajax einen sehr lobenswürdigen Fleiß verwendet hat. In der That ist die Menge dessen, was er gefunden, so beträchtlich, daß, wenn das ganze Stück verloren gegangen wäre, wir doch den größten Theil desselben in diesen Citaten übrig hät-

ten. Kein Wunder daher, wenn die Nachlese, welche uns Hr. L. hauptsächlich darum, weil ihm ein und das andere Buch abging, halten läßt, desto spärlicher ausfallen wird. Wir fangen mit dem an, der das Meiste hergiebt, mit Moschopolus. Dieser citirt in der Schrift περὶ σχεδῶν folgende Stellen: V. 11 καὶ σούδεν bis εἶστιν S. 158. — V. 16 ταῦτ' bis Φρονί S. 168. — V. 47 νύκτωρ bis μόνος S. 32 und ebendaf. V. 48 ἦ καὶ bis ἀφίμετο. — V. 87 σίγα bis ἔχων S. 45. — V. 97 ἦ bis ἥμασας χεῖρα S. 134. — V. 217 bloß das Wort ἀπελωβήθη S. 48. — V. 220 ἐκείνου χρηστήρια τ' ἀνδρὸς (*sic*) mit der Erklärung σφάγια, S. 8. — V. 317. 18 ganz, S. 25. — V. 517 καθελεν ἄδου θ' νασιμούς οἰκίτηρας mit der Erklärung ἀντὶ τοῦ θνήτους, S. 49. — V. 568 ὅπως bis δειξίς (*sic*) S. 25. — V. 582 οὐ γὰρ πρὸς ἱατροῦ σοφοῦ θροεῖν ἐπωδὰς πρὸς τομῶντι τραύματι, S. 25. — V. 1385 σὺ δ' ἀνὴρ bis ἐπίστασο. S. 27. — In den *Excerptis ex Grammatica Georgii Lecaproni* bey Matthai *Lectt. Mosq. Vol. I* werden fünf Stellen aus dem Ajax angeführt. Von einer ist schon oben die Rede gewesen; die übrigen sind folgende: V. 375 τί δ' ἦτ' ἂν ἀλγοίης ἐπεξεργασμένοις (*sic*), S. 68. — V. 582 οὐ πρὸς ἱατροῦ σοφοῦ θροεῖν ἐπωδὰς πρὸς ταμῶντι πῆματι, S. 67. — V. 829 εἰφθῶ bis θ' ἔλκω, S. 75. — V. 866 πᾶ πᾶ γὰρ οὐκ ἔβαν ἐγώ, S. 73. — V. 75 wird von dem *Schol. Wassenb.* zu *Il. A.* 148 ganz so, wie er in Brunck's Ausgabe steht, angezogen. — δεδόρασε, was Eustathius p. 191, 49 anführt, ist sicher aus V. 1 genommen. — Auf V. 194 gehen desselben Worte p. 75, 7 ἐκείνο δὲ καινότερον, ἐάν ἢ ἀνα πρόθεσις, ἀναβιβασθέντος τοῦ τόνου, λαμβάνηται ἀντὶ ῥήματος τοῦ ἀνάστηθι ὡς τό, ἀλλ' ἀνα ἐξ ἐδράνων und p. 769, 24, wo er ἐδράνω aus unserem Dichter erwähnt. — Aus V. 413 citirt er p. 250, 39 πολλὸν, πολλὸν με δαρὸν τε δὴ κατείχεται χρόνον. — P. 172, 21 aus V. 674 ὁ παγκρατὴς bis ἔχει. — Auf V. 800 beziehen sich die Worte p. 50, 16 ὅτι τὸν θεστορίδην, θεστορειὸν κητικῶς λέγει ὁ Σοφοκλῆς. — Aus V. 804 ist höchst wahrscheinlich p. 83, 3 ἀντήλοι entlehnt. — V. 884 berücksichtigte Eustath. p. 59, 29 σχέτλια γὰρ ἐμὲ γε τὰδε πάσχειν. — στρεψόφων V. 920 wird p. 624, 58 erwähnt. — V. 992 ist ganz p. 165, 40 angeführt. — P. 19, 18 aus V. 1051. 52. αὐτὸν ὥστε σῶμα τυμβεύσαι τάφῳ. — P. 111, 33 und 399, 35 der ganze 1068 und 69 Vers. Auf V. 1148. 49 wird p. 71, 29 und 90, 18 angeführt. — V. 125 bis 28 führt der *Villois. Schol.* zu *Il. E.* 449 an. Er liest ὑπέρομπον und erklärt εἰδῶλα durch ἀπεικίσματα ἀνυπάρκτων ἀνυπαρκτότερα. — Die Worte οὐτε τῶν κλύων σάλπιγγος V. 288 werden in den Scholien zu *Oed. T.* 80 erwähnt. — Da einmal von Citaten die Rede ist: so schicken wir noch unseren Erinnerungen über einzelne Gegenstände des *Commentars* im Allgemeinen die Klage über häufige Unrichtigkeit der lobbeck'schen Citate voraus, welche zum Theil in der Art, wie Hr. L. allem Anschein nach zu arbeiten genöthigt war, ihren Grund haben mag, und sehr entschuldigt zu werden verdient. Ohne Zweifel hatte er *Collectaneen* und *Excerpte* aus

einer Menge von Büchern zusammengetragen, von denen er beym Niederschreiben der Anmerkungen nicht jedes wieder nachzuschlagen Gelegenheit hatte; daher steht denn zuweilen in einer Stelle das nicht oder etwas anderes, als Hr. L. daraus anführt. So heisst es, um nur einige Beyspiele zu geben, in der Anm. zu V. 385 *ἰὼ Ζεῦ et in strophā iō dūs-moros legitur in vett. Edit.*, da doch die *Alcina* ὦ Ζεῦ und ὦ δūs-moros darbietet. V. 386 ff. soll Suidas in πῶς ἀν-citiren, welches wir vergebens gesucht haben. Er thut es in ἀλμα. V. 555 soll derselbe unter τὸ μὴ φρονεῖν erwähnen. Auch dies finden wir nicht. V. 515 liest nach Hn. L. der *cod. Laudianus* μεν, und doch ist es gerade dieser, welcher μοι hat. Zu V. 908 wird bemerkt, der Artikel vor δὺς-νυμος fehle in einer barocc. Handschrift und in einer anderen bey Porson zu Orest. 1297. Allein Porson meint ohne Zweifel die barocc. (Auch ist der Herausgeber irrig, wenn er zu V. 946 Johnson sagen lässt, eine barocc. Handschr. habe den Artikel vor πάλυτας nicht. Johnson führt aus derselben blofs πάλυτας als Variante von πούλυτας an, welches in dem Texte seiner Ausgabe steht.) V. 949 haben die johnsonischen Handschr. nicht βασιλῆς, sondern βασιλῆες. V. 1135 nur Eine derselben, nicht alle, ναυτίλων. V. 1217 nicht vier, sondern nur drey ἐψώνεις. Zu V. 1240 sagt der Herausg., πλεῦρα citire Aphthonius *Progymn.* p. 90. Hier waltet ein befremdlicher Irrthum ob, denn nicht Aphthonius selbst, sondern Camerarius in der seinem Aphthonius beygegebenen poetischen Blumenlese führt p. 90 den Vers an. Die in derselben Anmerkung erwähnte *editio Maximi Cant.* ist dem Rec. völlig unbekannt. Zu V. 1355 heisst es, Hermann habe die Lesart *ὄν γ' ἀρξ* in einem Codex gefunden. Nicht dies, sondern *ὄν γὰρ ἀρξ* ist die Lesart der Handschrift. S. die Note zu Orph. Argon. 1176. — Die kusterische Ausgabe des Suidas, nach welcher Hr. L. gewöhnlich citirt, ist bekanntlich wegen der zahllosen willkührlichen Änderungen, welche sich Kuster erlaubt hat, höchst unzuverlässig. Auch in dieser Rücksicht also darf die lobecksche Ausgabe des Ajax nicht ohne Vorzicht gebraucht werden, denn nur zu häufig steht in den älteren Editionen des Suidas das gar nicht, was Hr. L. aus diesem Lexikographen anführt. Unrichtig ist es z. B., wenn V. 96 *κάρεστι οὐκ*, V. 257 *φρόνιμος*, V. 515 *μου*, V. 908 *δὺς-νυμος*; *Δίας* ohne den Artikel, V. 1164 *οὕτως* als Lesart des Suidas angegeben wird. In den älteren Ausgaben findet man *κάρεστι κοῦκ*, *φρόνιμον*, *μοι*, *ὁ δὺς-νυμος*, *αὕτως*. — Endlich verbessern wir noch einige von dem Herausg. nicht angezeigte Schreibfehler oder Druckfehler in den Anmerkungen. So ist am Ende der Note zu V. 161 statt 10 zu setzen 15, und statt 30, 33. Pag. 248 Zeile 7 LXXVIII ff. XXVIII Zeile 11 *Iphig. T.* ff. *Iphig. A.* und ebendaf. *Oedip. Fragm.* VIII, Pag. 251 statt 1065, 1063. In der Anmerk. zu V. 263 ist *Sermonibus* ff. *eclogis* zu lesen; zu V. 451 *ad Hippol.* 1183 pag. 289. Zu V. 601 *Alciphro* L. III Ep. VIII. Zu V. 614 *Iphig. A.* 768. Zu V. 962 *cui* ff. *qui*. — Doch

genug. Wir kommen nun zu unserem eigentlichen Zweck.

V. 9 *ἔνδον γὰρ ἀνὴρ ἀρτι-τυγχάνει*. Hier vermisset man den Beweis, daß *τυγχάνειν* auch ohne das Participium des *verbi substantivi* gesetzt werde, um so mehr, da nicht nur Fischer, welchen Hr. L. anführt, sondern selbst Porson zu Eurip. *Hecub.* 788 p. 65 *τυγχάνει στάζων* verbindet. — V. 15 *ἀποπτος pro ἀνοπτος sero demum a scriptoribus indifertis in consuetudinem adductum est*. Diese Behauptung ist gewiss ungegründet. Wir wollen dagegen nicht die Erklärung des Hesychius: *ἀποπτον τὸν ἀθώρητον*, anführen, weil sich dieselbe mit der Meinung des Herausgebers allenfalls in Einstimmung bringen liesse. Wie soll man aber Oed. Tyr. 762 *ἀποπτος ἄσπεος*, und Electr. 1489 *ἀποπτον ἡμῶν* erklären? In diesen beiden Stellen kann *ἀποπτος* nichts anderes als *entfernt* bedeuten, und zwar so entfernt, daß man nicht gesehen wird. Vgl. Tittmann zum Zonaras p. 755. Diese Bedeutung paßt auch in der Stelle des Ajax weit besser, als die, welche Hr. L. dem Worte giebt, *τὸν πῶρ-ῶθεν ὁρώμενον*. Denn wurde die Göttin, obgleich nur in einiger Ferne, vom Ajax erblickt: so war es gar nichts Auffallendes und Wunderbares, daß er ihre Stimme unterscheiden konnte, und überdies zeigen sich die Götter selten den Sterblichen. S. Valkenaer zu Eurip. *Hippol.* 86 und 1391. — V. 40 *ἤξεν χεῖρα*. Daß die Verba, die eine Bewegung bedeuten, den Accusativ des Werkzeugs oder des Glieds, welches zu der Bewegung gebraucht wird, zu sich nehmen, erweist auch Porson zu Eurip. Orest. 1427. — In der Anmerkung zu V. 45, wo der römische Scholiast die Variante *κἂν ἐξ-επράξαι* erwähnt, äußert Hr. L. die Vermuthung, daß sowohl diese, als auch alle übrigen Varianten, die in den Scholien vorkommen, ihren Grund haben in einer *nimia quarundam curiositas partim similitudinis quandam speciem confectantium, partim, quid ipsi possent, experiri cupientium*. Dies mag wohl hin und wieder der Fall seyn, aber gewiss nicht immer, und sind dergleichen Lesarten nicht in anderer Rücksicht verwerflich: so haben sie hinlängliche Autorität, wenn auch keine einzige Handschrift sie bestätigt. In der That ist es seltsam, daß Hr. L. den Widerspruch nicht gewahr wurde, in welchen er sich durch seine Hypothese verwickelt. Das Zeugniß des Eustathius, des Suidas u. A. gilt ihm viel, das der Scholiasten nichts; warum jenes? warum dieses? Konnten die Verfasser der Scholien nicht hie und da aus ungetrübteren Quellen schöpfen, als die sind, welche uns jetzt fließen? Und fehlt es denn so ganz an Beweisen, daß dies wirklich geschehe? Wir könnten deren mehrere beybringen; ein paar indess mögen genug seyn. Electr. 1097 Br. hat der einzige Scholiast die richtige Lesart *Ζηνός* statt der mit dem Versmaße unverträglichen *Διός*, Antig. 519 er allein *ἰσους* ff. *τούτους*, und Oed. Col. 1559 findet sich bey ihm wenigstens die Spur des Wahren. Dieser Vers lautet in allen Handschriften und Ausgaben so: *Ἄϊ-δωνεῦ, Ἄϊδωνεῦ, λίσσονται*, der antitrophische aber:

εὐνασθαι κρυψασθαι τ' ἐξ ἀντρων. Dafs λίσσομαι ein Glossen sey, kann man nun zwar ohne alles Weitere vermuthen: wie wäre es aber möglich, nur mit einiger Sicherheit etwas Anderes dafür zu substituiren, wenn nicht der Scholiast δίδου μοι aufbehalten hätte? Dieß führt offenbar auf αἰδοῦμαι, welches, in so fern aus dem Vorhergehenden λιταῖς hinzugedacht werden muß, die Erklärung λίσσομαι zu veranlassen sehr wohl sich eignete. Wahr ist es, die Lesarten der Scholiasten sind von den bisher verglichenen Handschriften nicht allzu oft anerkannt worden, keinesweges jedoch nur zwey oder dreymal, wie Hr. L. zu V. 58 p. 228 sagt. Zwey Stellen in der Antigone, wo es der Fall ist, V. 53 und 765, bieten sich uns gleich unge sucht dar. — V. 50. Hier trifft der Herausg. mit Valkenaer zu Eurip. Phoen. 1252 zusammen. — Zu V. 58 schlägt derselbe vor, Eurip. Heracl. 416, καὶ νῦν πικρὸν ὦν συστάσεις ἀν' εἰσίδεις τῶν μὲν λεγόντων, zu lesen καὶ νῦν παρῶν αὐ'. Rec. verbesserte sogleich πικρὰς αὐ', und fand beyrn Nachschlagen der Anmerkungen diese Lesart aus einem Codex angemerkt. Wie mag es gekommen seyn, dafs sie von allen Kritikern unbeachtet gelassen wurde? Wir müssen übrigens rühmen, dafs Hr. L. manche Stellen anderer Autoren sehr gut herstellt, wiewohl er zuweilen entweder ohne Ursache anstößt, oder wenigstens zu kühn emendirt. So bedürfen die Worte des Zonaras: Ἐπακτὸν, ξένου, ἐπαγόμενον, σφοδρὸν keiner Änderung, und schwerlich würde Hr. L. p. 444, statt σφοδρὸν, νόθον vermuthet haben, wenn er die von Tittmann citirte Gloss: Ἐπακτος ὁ μύθος; σφοδρὸς, p. 787 nachgesehen hätte. — Zu demselben Verfe wird die Ehrlichkeit und Glaubwürdigkeit des Triclinius in Schutz genommen. Wir geben zu, dafs Brunck demselben öfters zu viel thut, aber trauen mögen wir ihm doch nicht, denn es giebt Stellen, die er, ohne ein Wort davon zu sagen, mit der grössten Willkühr interpolirt hat. Möglich ist es freylich, dafs manche der Scholien, in denen er sich über seine Änderungen erklärte, verloren gegangen sind. — V. 60 erwähnt der Scholiast die Varianten, εἰςέβαλλον ἐς ἐρινὺν κακὴν. So wenig man diese billigen kann: so unbefriedigend ist die von unserm Herausg. dagegen gemachte Einwendung, die, wenn sie gegründet wäre, auch eine ganz unverdächtige Stelle des Sophokles, Trach 895, treffen würde. — V. 67 sind die Worte μηδὲ συμφορὰν δέχου nicht mit Hn. L. διὰ μέσου zu nehmen. Die Erklärung in der *Synloge Scholiorum*: μὴ συμφορὰν δέχου τὸν ἀνδρα, τουτέστι μὴ οἰηθῆς παθεῖν τι κακὸν ἐξ αὐτοῦ ist unzweifelhaft richtig. S. *Abresch animadv. ad Aeschyl.* p. 402. — Zu V. 75 konnten Hermanns *Adnot.* ad Viger. p. 776 verglichen werden. — V. 77 erklärt Hr. L. πρόσθεν οὐκ ἀνὴρ ὅδ' ἦν durch: *nonne idem antea fuit?* Hätte dieß der Dichter gewollt: so würde er wahrscheinlich οὐχ αὐτὸς geschrieben haben. Der Sinn ist: war er nicht vorher ein Mensch? so dafs du ihn jetzt eben so wenig als vorher zu fürchten brauchst. — Im ersten Verfe

des p. 235 citirten Fragments lieft Schäfer zu L. Bos p. 215: οὐδὲν δὲ πῆμ' ἐλευθέρου. — Dafs Eustathius, wie es in der Anmerkung zu V. 129 heift, mehrere und bessere Handschriften des Sophokles gebraucht zu haben versichere, beruht auf einem Mißverständnisse. Um dieß zu beweisen, wird es nöthig seyn, die Stellen vollständig herzusetzen. Die erste p. 957 ist folgende: παρὰ Σοφοκλεῖ προστίθεται στίχος ἐν τῷ, Τὰς γὰρ ἡδονὰς ἔταν προδῶσιν ἄνδρα, οὐ τίθῃμ' ἐγὼ. πλούτει τε γὰρ κατ' οἶκον; εἰ βούλει μέγα, καὶ τὰ ἐξῆς. (Antig. 1165) ἐν τούτοις γὰρ μετὰ τὸ, οὐ τίθῃμ' ἐγὼ. ἔχουσι τὰ ἀκριβῆ ἀντίγραφα τὸ, Ζῆν τούτων, ἀλλ' ἐμψυχον ἡγεῖμαι νεκρῶν. In diesen Worten liegt das nicht, was Hr. L. darin fand, vielmehr folgt Eustathius bloß der Relation eines Anderen, nämlich des von ihm so häufig benutzten Athenäus L. VII, p. 280 b. c. und L. XII, p. 547 c. Eben so wenig ergibt es sich aus der anderen Stelle, p. 156: ὅτι δὲ οὐδὸς παρὰ τὸ οὐδένοςθαι, ὡς εἰρηται, γίνεται, δηλοῦσι καὶ παρὰ Σοφοκλεῖ ἐν Οἰδίποδι τῷ ἐπὶ Κολωνῶν (V. 1590) πολλὰ τῶν ἀντιγραφῶν, ὁδὸν δὶχα τοῦ ὑγράφοντα τὸν εὐδὸν ἐν τῷ, καταράκτην ὁδὸν χαλκοῖσι βάθροισι γῆθεν ἐρέζωμενον. Auch hier braucht Eustathius nicht aus eigener Ansicht zu sprechen, wiewohl sich sein Gewährsmann nicht angeben läßt; that er es aber doch: was hindert uns zu glauben, dafs die von ihm benutzten Handschriften noch jetzt vorhanden sind? zumal da Brunck in der Note zu Oed. Col. 1590 ausdrücklich sagt: ὁδὸν. *Asperatur haec vox in veteribus codd., ut et apud Eustathium, qui hujus loci meminit* p. 156. Wenn also Eustathius zuweilen eine Lesart hat, die sich sonst nirgends findet, wie V. 945, wo er κελαινῶπα citirt: so muß man vielmehr annehmen, dafs er Grammatikern und Commentatoren folgte, die für uns nicht mehr existiren. — Die Worte des Philo, welche Hr. L. zu V. 131 anführt, enthalten nicht eine Nachbildung der sophokleischen Stelle, sondern sind aus Eurip. Iro (f. *fragm.* XVI) genommen. — V. 160 wird πύργου ζῦμα schlechthin durch πύργος erklärt, was wir nicht billigen können. — Über V. 167 u. ff. kam Hr. L. zu keinem Resultate, das ihn selbst befriedigte, und doch bietet sich das Wahre so leicht dar, wenn man den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden scharf ins Auge faßt. „*Wir vermögen nichts gegen sie ohne Dich, aber sogleich werden sie verstummen, wenn Du erschienst.*“ In dieser Verbindung muß der Dichter die Sätze gedacht haben; eine andere ist kaum möglich. Um sie in die Stelle hineinzubringen, hat man nichts weiter nöthig, als mit Toup's Emendation eine ganz kleine Änderung vorzunehmen, und so zu schreiben:

ἀλλ' (ὅτε γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ' ἀπέθαν,
παταγοῦσιν, ἀπὸ πτηνῶν ἀγέλαι)
μέγαν αἰγυπτιὸν σ' ὑποδείσαντες
τάχ' αὖν, ἐξαίφνης εἰ σὺ Φανείης,
σπῆ πτήξαιαν ἀφανεῖ.

Durch die Erwähnung der Vögelschaaren wird die Darstellung des Ajax als *μεγὰς αἰγυπτιός* natürlich und schön vorbereitet. —

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 J A N U A R 1 8 1 1.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmanns: *Sophoclis Ajax, Graeco.*
Cum scholiis et commentario perpetuo edidit
Christ. Auguft. Lobeck etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

P. 242 verändert der Herausg. ἀταυρώτη Aristoph. Lyl. 217 in ἀταυρωται, weil jene Form *ab illo levi scripturae genere, quo comici utuntur, per aliena zu seyn scheine*. Wie aber, wenn Aristophanes auf irgend einen tragischen Vers Rücksicht nahm, und diesen, wie er so gern zu thun pflegt, perflüßiren wollte? — P. 244 wird vermuthet, Oppian. Cynege. 1, 24 habe statt ὀρίβαρχον, ἰόβαρχον geschrieben. Viel leichter ist ὀρίβαρχον. Auf derselben Seite heist es: „Porsonus, qui ad Phoenn. 1422 καὶ ἐν, praeterquam in compositis, contrahi negat, Euripidis versus Herac. 499 ἐν τῷδε κεύχουσαθα σωθῆναι λόγῳ nihil confusus videtur. Hier dehnt der Herausg. durch ein Versehen Porsons Behauptung, der bloß von dem Adverbium ἐν und den damit zusammen gesetzten Worten spricht, allzuweit aus. — Die Einwendung, welche Hr. L. gegen die hermannische Erklärung der Worte μομφὰν ἔχων ξυνοῦ δορός V. 180 macht, halten wir für unstatthaft, weil, wie schon das beygefügte τινὰ zeigt, gar nicht von einer bestimmten, sondern von irgend einer Niederlage der Trojaner die Rede seyn, und mithin der in diesen Worten enthaltene Grund eben so wenig, als die vorher vom Dichter angeführten Ursachen, certa causa genannt werden kann. — Zu V. 183 wird die Form τόσσον durch mehrere Beyspiele solcher Buchstabenverdoppelung belegt, unter denen wir die Dative διφύσσει, βαρίδεσσι, μερόπεσσι nicht erwähnt haben würden. Formen, wie διφύσσει, gehen nicht in den Hexameter, daher sie für die Epiker unbrauchbar waren, und ihrem Beyspiele zufolge vermieden sie auch die Tragiker durchaus. Βαρίδεσι aber und μερόπεσι hat nie ein Grieche gesagt. Vgl. Hermann zu Orph. Argon. 614 und p. 821. — V. 186 schreibt Hr. L. βασιλῆς ohne Jota subscripta, weil es nach seiner Meinung aus βασιλῆς zusammengezogen ist. Wir ziehen die Schreibart βασιλῆς vor, denn nach Eustathius p. 50, 18 pflegten die Attiker πολ- λάκις τὴν διὰ τοῦ εἰ καὶ ἰδιόφθογγου διὰ τοῦ καὶ ἰ προάγειν, καὶ οὐ μόνον ἐν τῷ ἰσθῆς καὶ βασιλῆς καὶ ἰππῆς, ἀλλὰ καὶ ἐπὶ ῥημάτων. Übrigens konnten die Attiker eben so gut τοκῆς als βασιλῆς sagen, wovon das erstere in I. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Aeschylus Pers. 578 um des Versmases willen in τοκῆς zu verändern ist; auch sehen wir nicht, warum Νηρῆος Eurip. Iphig. Aul. 1057 verdächtig seyn soll. — V. 191 ist die gewöhnliche Lesart μὴ μὴ μ' ἀναξ beybehalten, statt deren Suidas in μὴ μοι, fehlerhaft zwar, aber auf das Richtige hinleitend, μὴ μοι μ' ἀναξ citirt. Man lese μὴ μοιγ' ἀναξ. So Aristoph. Vesp. 1179. μὴ μοιγ' μύθους. Equit. 19 μὴ μοιγε, μὴ μοι, μὴ διασκανδίσας. Bey Gelegenheit dieser Stelle und zu V. 197 — 200 spricht Hr. L. von dem Apostroph, und behauptet unter anderen, daß der Diphthong αι in den Infinitiven und den ersten und dritten Personen der Verborum von den Tragikern elidirt werde. Wir sind vom Gegentheile überzeugt, und glauben, daß alle von unserem Herausg. angeführten Stellen und noch einige andere entweder einer Änderung oder einer besseren Erklärung bedürfen. Es sind folgende. Aeschyl. S. Th. 475 καὶ δὴ πέπεμπτ', οὐ κόμπον ἐν χειροῖν ἔχων. Ohne Zweifel schrieb der Dichter, was viel kräftiger ist, καὶ δὴ πέπεμπται, κόμπον ἐν χειροῖν ἔχων, so daß die *Arme den Worten* entgegengesetzt werden. Sophokl. Trach. 216 kann man leicht ἀείρομ' in αἰείρομαι verändern. Das letztere citirt aus dieser Stelle Hesychius. Philoct. 1071 hat schon Wakefield und mit ihm der leipziger Herausg. λειφθήσομαι δὴ statt λειφθήσομ' ἤδη gesetzt. Electr. 818 heist die Vulgate: ξύνοικος ἔσομ' ἀλλὰ τῆδε πρὸς πύλῃ — Hermann aber corrigirt ξύνοικος εἰσείμ', mit Rücksicht auf V. 802. — Oed. T. 686, wo Brunck φαίνεται, ἐνθ' ἔληξεν αὐτοῦ μένειν, ist jetzt φαίνεται aus der Aldina und einigen Handschriften, auch um des Metrums willen, wieder in seine Rechte eingesetzt. Im sechsten Fragment des Aegeus steht bey Brunck: κινεῖτ' ἐν αὔραις, κάνακουφίζει πτερόν. Woher diese Lesart genommen sey, darüber sucht man umsonst bey ihm eine Belehrung. Die Vulgate κινήσης αὔραις ἀνακουφίζει πτερόν aber ist viel zu verdorben, als daß man sie mit Wahrscheinlichkeit verbessern könnte. Eurip. Bacch. 1380 ἴνα συμφύγας λήψωμ' οἰκτρὰς, ist λήψωμ' gar nichts, und müßte wenigstens λάβωμαι heißen. Man schreibe λήψομαι οἰκτρὰς. Herc. F. 418 λάφωρα καὶ σώζετ' ἐν Μυκῆναις, braucht σώζετ' nicht σώζεται zu seyn, sondern es kann für σώζετο genommen werden. Vielleicht wäre es besser, κάσώζετ' zu schreiben. Ion. 1063 ἃ τε νῦν φέρετ' ἑλπίς nehmen wir wieder φέρετ' als Imperfectum. Electr. 485 δψωμ' αἶμα γυθὲν σιδάρω, ist δψομαι zu lesen. Κάν ὄψομαι, αὐ fortasse videbo. Alcest. 90 στυγίζετ' ἀμφὶ πύλας

hält Hr. L. selbst für unrichtig, wahrscheinlich durch Hermanns Behandlung der ganzen Stelle in den *Obseru. criticis* bewogen. Iphig. Aul. 407 συννοσσειν σοι βούλομαι, ἀλλ' οὐ συννοσσεῖν. Wer würde es wagen diesen Vers anzutasten, wenn nicht Plutarch T. II. p. 64. C. eine ganz andere Lesart aufbehalten hätte, die jedermann als die wahre anerkennen muß: συσσωφρονεῖν γὰρ, οὐχὶ συννοσσεῖν ἔφυν; denn ἔφυν statt ἔφου ist eine unumgänglich nothwendige Änderung. Iph. T. 166 ἃ νεκροὶ θελήτῃρια κείτ'. Euripides schrieb κείται, so daß fünf *paraemiaci* auf einander folgen, wie in der Antistrophe V. 132 — 136. Denn V. 133 ff. sind nach einer Vermuthung Seidlers höchst wahrscheinlich so zu verbessern: Ἐλλάδος εὐίππου πύργων τεύχη, χόρτους τ' εὐδένδρους Ἐξ ἀλάσας Εὐρώπας. Iph. A. 1142 πάντ' οἶδα καὶ πέπυσμαι, ἃ σὺς μέλλεις με δρᾶν. Vielleicht: πάντ' οἶδα καὶ πεπύσμεθ' ἃ σὺ μέλλεις με δρᾶν. Wofern nicht etwa diese Stelle eine Ausnahme macht, weil das ganze Stück, eins der spätesten des Euripides, geraume Zeit nach Olymp. 90 geschrieben ist, wo nach der trefflichen Bemerkung Hermanns in dem Programm *de Graecae linguae dialectis*, Leipz. 1807 die Tragödie in Verfall zu kommen anfang, und die Tragiker unter anderen Freyheiten, welche sie sich in diesen späteren Stücken nahmen, wahrscheinlich auch dergleichen Elisionen als Nothbehelfe zu brauchen nicht verschmäht haben. Heracl. 689 ἀλλ' οὐ μαχοῦμαι ἀριθμὸν οὐκ ἐλάσσομαι. Man schreibe μαχοῦμαι γ' ἀριθμὸν οὐκ ἐλ. Der Sinn dieser von keinem einzigen Erklärer verstandenen Stelle ist folgender: *ich werde mit Feinden kämpfen, die an Zahl nicht schwächer sind, als wir*; meine Theilnahme am Kampfe ist also nicht überflüssig. Nun paßt die Antwort des Dieners vortrefflich. Ibid. 1004 τὰ μὰ γίγνεται ἀσφαλῆ. Hier hat schon Musgrave τὰ μ' ἐγίγνεται corrigirt. Andromed. fr. XVI χρύσον μάλιστα βούλομαι ἐν δόμοις ἔχειν. Ohne Zweifel βούλομαι δόμοις ἔχειν. Δόμοις, *domi*, wie im achten Fragment der Antiope. Fragm. inc. LXXVIII καὶ πᾶς τις εἰς σὲ βούλεται ἀνδρῶπων μολεῖν. Fast ohne alle Änderung lesen wir, εἰς σ' ἐβούλεται. Endlich ist hier auch der Ort, unsere Meinung über Hecub. 69 hinzuzufügen. Dieser Vers muß nothwendig ein *anapaesticus dimeter* seyn, denn ein solcher respondirt ihm V. 79; aber weit entfernt, die Lesart des *cod. Cotton. τι ποτ' αἰρωῦμαι ἔννυχος οὕτω*, zu billigen, sind wir vielmehr überzeugt, daß Euripides schrieb: *τί ποτ' ἄρ' αἰρωμαι ἔννυχος οὕτω*, denn ῥ konnte wegen der Ähnlichkeit der Anfangsbuchstaben von ἀρρωμαι leicht herausfallen. Aus dem bisher Gefagten ergibt sich denn, daß Hr. L. Aeschyl. Suppl. 910 nicht hätte *μεθέπει* corrigiren sollen, und daß auch Brunn Unrecht hatte, wenn er in einem Fragmente des Sophokles, Incert. LXXXIV ἐν χειρὶ θήγεται als dritte Person des *praes. pass.* schrieb. Wir kommen nun zur Elision des Diphthongs *αι* in den Infinitiven, wovon sich ungleich weniger Beyspiele finden. Aeschyl. Prom. 841 μέλλουσ' ἔσεσθ', εἰ τῶνδε προσσάινει σέ τι. Hier braucht man bloß die

Lesart des Aldus und Robortellus zu restituiren: μέλλουσ' ἔσεσθαι, (τῶνδε προσάινει σέ τι; (Choeph. 961 χαμαιπετεῖ σε κείσθ' αἰεῖ. Diese in hohem Grade verdorbene Stelle getrauen wir uns nicht auf eine befriedigende Art zu verbessern, und überlassen sie daher dem glücklichen Scharfſinn eines künftigen Herausgebers der äschyleischen Trauerſpiele. Eurip. Iph. T. 679 προδοὺς σε, σῶζεσθ' αὐτὸς εἰς οἴκους μόνος. Das Wahre scheint zu seyn, προδοὺς σε, σωθῆς — Das Participium προδοὺς hängt von δόξω ab, und ist statt des Infinitivs gesetzt: *videbor te prodidisse, quum ipse solus domum revertero*. Wenn jemand diese Construction nicht begriff, und eine Änderung für nothwendig hielt: so mußte er natürlich auf den Gedanken kommen, einen Infinitiv anzubringen. Troad. 933 ὠνήσεν Ἐλλάδ', οὐ κρατεῖσθ' ἐκ βαρβάρων. Hier ist κρατεῖσθ' nicht der Infinitiv, sondern die zweyte Person des Plurals; die Stelle muß nämlich so angeordnet werden:

καὶ — τοσόνδ' οὐμὲς γάμος
ὠνήσεν Ἐλλάδ' — οὐ κρατεῖσθ' ἐκ βαρβάρων.

Oedipi fragm. VIII νοῦν χρὴ θεᾶσθ'. εὐδέν τι τῆς εὐμορίας. Je unentbehrlicher vor νοῦν der Artikel zu seyn scheint: desto leichter bietet sich die Verbesserung des Verses dar: τὸν νοῦν θεᾶσθ', d. i. θεᾶσθῃ. Beynähe hätten wir vergessen, einen sonderbaren Irrthum zu berühren, den die gewöhnlichen Vorstellungen vom Apostroph im elften Fragment der Antiope des Eurip. veranlaßt haben. Alle Ausleger, so viel wir wissen, nehmen dort αἰνεῖτ' für die dritte Person des Imperativs im Präsens, ohne zu bedenken, daß das *ω* in demselben niemals elidirt wird, noch elidirt werden kann; ja ohne selbst an dem Accent des Worts Anstoß zu nehmen. Wie viel auf richtige Interpunction ankomme, davon giebt diese Stelle einen recht auffallenden Beweis. Denn wer sollte wohl zweifeln, daß sie folgendermaßen zu schreiben ist:

ὁ δ' ἥσυχος φίλοις τ' ἀσφαλῆς φίλος,
πῶλε τ' ἀριστος. Μὴ τὰ κινδυνύματα
αἰνεῖτ'.

Qui tranquillus est, is et amicis certus est amicus, et civitati utilis. Ne pericula collaudate. — P. 249, wo von der Elision des Diphthongs in μοι und σοι gesprochen wird, kommt Hr. L. auch auf Eurip. Iphig. A. 814 οἱ μ' αἰε προσκείμενοι λέγουσ', und sucht zu beweisen, daß προσκείσθαι mit dem Accusativ construirt werden könne. Wir sind geneigter, mit Porson zu Eurip. Phoen. 1230 anzunehmen, daß μ' zu λέγουσ' gehöre, denn die Verba, die *sagen* bedeuten, findet man öfters mit dem Accusativ statt des Dativs verbunden. So Ajac. 764 ὁ μὲν γὰρ αὐτὸν ἐνέπει. Vgl. Heyne zum Homer T. V. p. 730. — Zu V. 209 macht Hr. L. gegen die ihm von Hermann mitgetheilte Conjectur, τῆς εὐμαρίας, die Einwendung: *non satis apparet, quo pacto praesens Ajacis status εὐμαρίας dici potuerit, quem in ancipiti fuisse et Chorus dicebat et ipsa res subiecit*. Ohne Zweifel hat diese Einwendung in einem Mißverständnisse ihren Grund, das

Rec. desto leichter heben kann, da er auf dieselbe Verbesserung gefallen ist. Sie giebt, richtig gefasst, folgenden untadlichen Sinn: *welche Beschwerde hat die-
se Nacht gegen die gestrige Ruhe eingetauscht?* — Dafs der Herausg. V. 255 ungewifs seyn konnte, ob V. 255 die gewöhnliche Lesart beyzubehalten oder *λαμπρὰς ἀδ' ὑπὸ στεροπᾶς* zu lesen sey, befremdete uns, da jene so gut wie dieses eine physikalische Beobachtung, ausserdem aber noch das Zeugniß aller Handschriften, für sich hat. — V. 267 hätte einer Erklärung bedurft. Wenn Tekmessa *ἡμῖς* sagt: so meint sie zwar eigentlich den Ajax, drückt aber zugleich ihre innige Theilnahme an dem Schicksale desselben aus, das sie als ihr eigenes ansieht. Auf ähnliche Art nennt Theseus Oed. Col. 1021 die Töchter des Oedipus *τὰς παῖδας ἡμῶν*. — V. 302 vermisset man ungern eine Widerlegung der musgraveischen Conjectur *ἐκτίσσι*. — Die zu V. 306 angeführte Stelle des Sophokles, Philoct. 1101. beweist das nicht, was sie beweisen soll; denn sie ist verdorben. — V. 308 werden zur Vertheidigung der Vulgate, *κόμην ἀπριξ' ὀνυξι* συλλαβῶν *χειρὶ*, mehrere Stellen angeführt, wo die Wörter *χειρ*, *ῥύμα*, *στόμα* und andere, welche einen Theil des Körpers bezeichnen, den man zu irgend einer Verrichtung braucht, überflüssig gesetzt sind. Dadurch ist aber die Schwierigkeit nicht ganz hinweggeschafft, denn sonderbar bleibt es immer, dafs die Erwähnung des specielleren *ὀνυξ* der Erwähnung des allgemeineren *χειρ* vorangeht. Aus diesem Grunde ziehen wir *ὀνυξ*. — *χειροῖν*, *unguibus manuum*, welches die Collation einer moskauer Handschrift darbot, unbedenklich vor. — V. 311 verwirft Porson zu Eurip. Hec. 848 die von Brunck und unserm Herausg. angenommene Lesart *εἰ μὴ Φανοῖν* als Sprachwidrig, und das ist sie, wenn *Φανοῖν* der Optativ des Aorists seyn soll, da bekanntlich die zweyte Aoristform von *Φαίνω* nicht existirt. Als Optativ des Futurs, wofür es Buttman in seiner griech. Grammatik S. 223 (edit. 1808) nimmt, könnte man es eher gelten lassen, und sich auf ein paar Stellen berufen, wo dieser Optativ auf gleiche Art vorkommt, Philoct. 376 *εἰ τὰ μὰ κείνος ὅπλ' ἀφαιρήσσιτό με*, und Antig. 414 *εἰ τις τοῦδ' ἀφειδήσσι πόνου*. Weil aber die Form *Φανοῖν* so selten gefunden wird, dafs man sie nur noch aus einer einzigen Stelle, Lucian. Prom. 7. (T. I. p. 35) anführt, wo sie nicht einmal geduldet werden kann: so halten wir es für sicherer, mit Porson *Φανείν* zu lesen, welches nicht nur eine bruncksche, sondern auch zwey dresdner Handschriften haben. — P. 274 ist Hr. L. dawider, Oed. T. 188 *εὐώπα θύγατερ Διὸς* in *εὐώπῃ* S. Δ. zu verändern, weil Aelian H. A. VIII, 12 *εὐώπης* als *femininum* (soll heissen: *εὐώπης* als *masculinum*) gebraucht, und nach Eustathius p. 1389, 8, Sophokles selbst *χερσὶ-
πιδες ἄλλοι* gesagt habe. Diese Vertheidigung befriedigt nicht. Denn aus *εὐώπης* konnte bey Aelian gar leicht *εὐώπῃς* werden, und mit den Worten *χερσ.* *ἄλλοι* hat es eine eigene Bewandniss. Die Stelle des Eustathius, wo sie angeführt wird, ist lückenhaft

und aus Athenäus p. 277 d. zu ergänzen, nach welchem sie, nicht dem Sophokles, sondern dem Dichter der Titanomachie gehören. Diesen machte wahrscheinlich die Noth beherzt, und um einen guten Hexameterausgang zu gewinnen, erlaubte er sich, die Schranken der Grammatik überspringend, sein *χερσὶπιδες ἄλλοι* *ἐχθρὸς ἄλλοι*. Auf derselben Seite erwähnt Hr. L. noch *γυναῖκα ἀρρενωπήν* aus Lucians Fugitiv. XXVII p. 379. T. VIII Bip. p. 327). Wir halten diess für einen grammatischen Kunstgriff, durch welchen der schalkhafte Satyriker beabsichtigte, die Männin von Gesicht und Charakter, wie durch einen Zauberschlag, in das männliche Geschlecht hinüber zu spielen. — Zu V. 459 bringt der Herausg. für die Lesart *καὶ περὶ τὰς* einige Stellen aus Sophokles und Euripides bey mit der Bemerkung, dafs man nicht viele der Art antreffe. *Duplicem enim*, fährt er dann fort, *tribrachyn quaterimus: simplicibus Sophocles non rarer, Euripides autem creberrime usus est*. Diese Worte sind uns völlig dunkel, und wir können nicht umhin zu vermuthen, dafs *tribrachyn* ein Schreibfehler st. *pyrrichium* sey. — Wenn zu V. 531 *χρηστῆρια* in der Bedeutung *victimae* zu den Singularitäten bey Sophokles gezählt wird: so scheint sich Hr. L. nicht erinnern zu haben, dafs es schon bey Aeschylus S. Th. 232 so vorkommt. — Zu V. 534 wird Porsons Behauptung, dafs der Diphthong in *τοῖ* niemals elidirt, sondern durch die Krafis der folgende kurze Vocal lang werde, mit unzureichenden und nicht klar genug aus einander gesetzten Gründen bestritten. Ohne dieselben einzeln durchzugehen, was uns zu weit führen würde, machen wir Hn. L. blofs auf folgende Punkte aufmerksam: dafs 1) Porson gar sehr die Analogie für sich hat, indem man z. B. nicht *τοῦ γαθοῦ*, sondern, wie in den besten *codd.* steht, *τάγαθοῦ* schreibt. Vgl. Porson selbst zu Eurip. Phoen. 903. 2) Dafs *τ' ἂν* für *τοῖ ἂν* häufig auch vor Consonanten gefunden wird, niemals aber *τοῖ ν*. 3) Dafs dieses *τοῖ ν* mit *τοῖ ἐν* verwechselt werden könnte. 4) Dafs Porsons Regel einerseits mehrere Änderungen unnöthig macht, und 5) andererseits durch Anwendung derselben einige Stellen (z. B. Eurip. Herc. F. 95, wo wir *γένοιτο τ' ἂν, ὦ θύγατερ* lesen) auf das leichteste verbessert werden können. Weit entfernt also, an *ἔδωκα τ' ἂν Ἑλληνισιν* Eur. Iphig. A. 965 und anderen Stellen dieser Art mit Hn. L. Anstofs zu nehmen, sind wir im Gegentheil der Meinung, dafs einige von denen, die er in derselben Anmerkung als unverdorben anführt, anders gelesen werden müssen, wie Eur. Hipp. 1028 *ἦ τ' ἂν γέ*, wo *ἂν* ganz unstatthaft ist, und einige Handschriften das richtige *ἦ τ' ἄρα* darbieten; und Iphig. A. 671, wo *ἔα γέ τ'* weder *ἔα γέ τ'* noch *ἔα γέ τοι* seyn kann. Hel. 517 ist es genug, *κακῶν δ' ἔσ' ἡμῖν* zu schreiben. — V. 597 billigen wir des Herausg. Vermuthung, *ἀλίπλακτος*, um so mehr, da sie durch eine dresdner und eine augsbürger Handchrift bestätigt wird. — V. 674 hat Bothe mit Recht *ἐν δ' ὁ παγκρ.* *ὑπνος* corrigirt. *Ἐν δέ* steht nur dann, wenn von

Dingen die Rede ist, die zu Einer und derselben Zeit geschehen. — Über V. 770 hat Hermann in der leipz. L. Z. 1807, N. 111. p. 1768 gesprochen. — V. 801 wird von Hn. L. unnöthig angefochten, weil nach seiner Ansicht der Sinn *ὅτι* verlangt, „*quo significetur, quid et quando et a quo Teucer de instante Ajacis periculo resciverit*“, dieses *ὅτι* aber nicht durch den Apostroph verkürzt werden kann. Wie viel doch eine nicht eben sehr schwere Stelle selbst den wackersten Philologen zu schaffen macht, wenn einmal der Gesichtspunct, aus dem sie betrachtet werden muß, verfehlt ist! In der unferigen ist *ὅτι* so nothwendig, daß *ὅτι* schlechterdings unpasend seyn würde. Es kommt nämlich vor allen Dingen auf die Beantwortung der Frage an: welches ist das Subject von *φέρει*? *ἔξοδος* ist es nicht, denn der *ἔξοδος* sollte dem Ajax nach dem Seherauspruch den Tod, nicht aber *θάνατον ἢ βίον* bringen. Eben so wenig kommt man mit *ἡμέρα* aus, welches durch die Glossen *ἦρ* und *ἦτις* als Subject dargestellt wird. Also muß es der Seher selbst seyn, so daß der Sinn der Stelle kein anderer ist, als: *von dem Seher hat er es gehört, heute, da (oder wo) dieser ihm Leben oder Tod verkündigt*. Gerade so steht *ὅτι* oben. — V. 710 νῦν — *ὅτ' Ἀίας λαθίπνορος πάλιν*, und Xenoph. Cyrop. II, 4, 6 νῦν, *ὅτι οὕτως ὀξέως σοι ὑπακούω*. Was die Elision des Iota der Dative anlangt, von welcher zu sprechen Hr. L. p. 340 Veranlassung nimmt: so stimmen wir ihm vollkommen bey, wenn er sie in den Tragikern nicht Statt finden läßt, zumal da nach einer merkwürdigen Äußerung des Eustathius p. 514, 18 die alten Grammatiker selbst nicht einmal bey den Epikern diese Elision gestatteten, z. B. in *ἀστέρι ὀπωρινῷ, κηρυκι Ἡπυτάδῃ, χαίρει δὲ τῷ ὄρνιθι Ὀδυσσεύς*. Die Stellen, welche unser Herausg. anführt, lassen sich noch um einige vermehren. Wir wollen sie alle, mit Weglassung derer, die von ihm schon befriedigend geändert sind, wie Aeschyl. Suppl. 6, Sophocl. Oed. Col. 1435, kürzlich durchgehen. Aeschyl. Suppl. 1000, wo jemand leicht auf den Gedanken kommen könnte, *δοῦρ' ἀνημέρω* zu lesen, ist das einzig Wahre, *δορικανεὶ μάρω*, denn Aldus hat *δορυ κἀνημέρω* und Robortellus *δορυ κ' ἀνημέρω*. Sophocl. Trach. 675 reicht die Änderung eines einzigen Buchstabens hin, *ἀργγῆς* (st. *ἀργῆτ*) οἷος εὐσεύω ποικῶ. Von Eurip. Iph. A. 814 schreibt Porson *Supplem. praefat. ad Hecub.* p. XXIV ed. sec. Lips.: *γ' delendum, neque de elisione in Ἑλλάδι, quamquam paullo rarior est, timendum*. Alcest. 1140 *Καὶ μὴν προτείνω, Γοργόν' ὡς καρατόμω*. Ohne Zweifel aber hieß die Stelle ursprünglich so:

οὕτω δαινὴς ἐκπέπτωκ' ἔρω

τῆδε στρατίας, οὐκ ἀνυθ' ὁρῶν τινός.

Vgl. Aesch. Pers. 165. Eurip. Phoen. 1657. Denn der angeführte Vers aus der Alkestis bedarf selbst einer Änderung. In demselben kann man entweder *Γοργόν' ἔς καρατόμον* oder *Γοργόνῃ καρατόμω* lesen. *Γοργόνῃ* ist freylich die neuere Form, s. Valken. zu den Phoen. p. 664; aber oft sind die neueren Formen diejenigen, welche in

früheren Zeiten die ausgefuchtesten und poetischen waren. Die trefflichen Verbesserungen dieser vier Stellen verdanken wir schon seit längerer Zeit Hermanns freundschaftlicher Mittheilung. Aeschyl. Pers. 846 las Hr. L. *ὑπαντιάζειν παῖδ' ἐμὸν πειράσσομαι*: eine Conjectur, die uns noch nicht so ausgemacht richtig zu seyn scheint, daß nicht andere neben ihr bestehen könnten. V. 909, 10 desselben Stücks heisst es:

λέλυται γὰρ ἔμοι γυνὴν ῥώμη,

τὴνδ' ἡλικίαν ἐκιδόντ' ἀστών.

Hier läßt sich die Schwierigkeit sehr leicht heben, wenn man V. 910 zu dem Folgenden zieht, und so liest:

λέλυται γὰρ ἔμοι γυνὴν ῥώμη.

τὴν δ' ἡλικίαν ἐκιδόντ' ἀστών

εἰς' ὄφελος, Ζεῦ καί μετ' ἀνδρῶν
τῶν οἰχομένων

θαυάτου κατὰ μοῖρα καλῶναι.

Eurip. fragm. Aegei VI *Ἄ μὴ γὰρ ἔστι τι πένησ' ὁ πλούσιος δίδωσιν*, muß es *τῷ πένητι πλούσιος* heißen. Drey andere Stellen gehören nicht hieher: Eurip. Helen. 429, wo *ἀμφὶ χρωτ'* der Accusativ ist, wie *ἀμφὶ σῶμ'* V. 562; Iphig. A. 801, wo schon Andere *ἔτυχε ὄρνιθ' ἵπταμένω* in *ὄρνιθι πταμένω* verändert haben, und Philem. frag. CCCX, 4 *πρόεστιν ἄρα* (oder nach Bentley *αἰεὶ) τῷ πένητι ἀπιστία*, wo es vielleicht nicht einmal wohl gethan wäre, wenn man die Elision wegschaffen wollte. Über *ὀλυμπιάδων* (l. *ὀλυμπιαδῶν*) *θεῶν* V. 880 macht sich Hr. L. unnöthige Bedenklichkeiten, denn daß Götter, nicht Göttinnen, zu verstehen sind, leidet gar keinen Zweifel. *Ὀλυμπιάδης* kommt zwar nirgends weiter vor, aber eben so wenig *Ὀλυμπιάς* in dem hier erforderlichen Sinne. Und was hindert uns zu glauben, daß jenes Wort entweder schon vor Sophokles von Dichtern, die wir nicht mehr besitzen, gebraucht, oder, weil er das gewöhnlichere *οὐρανῶν* verschmähte, von ihm selbst gebildet worden sey? Ähnliche Formationen findet man bey Hn. L. in einer gelehrten Anmerkung zu V. 879. — V. 1045 hat Bothe *inani scholiorum favore*, wie Hr. L. sagt, *ὡς ἐλωιδόρει* drucken lassen. Diese Lesart ist aber doch offenbar weit besser, als das nichts sagende *ὡς ἔλοι δορί*. — In wiefern Hr. L. *δὴ πεῖρα* zu V. 1089, *vetus Epicorum vitium* nennt, bekennt wir nicht einzusehen. — V. 1094 kann *οὐχ ὅλων στρατηγός* schwerlich *non omnium dux* bedeuten, denn dieser Gebrauch findet nur in der neueren Gracität Statt. Vermuthlich schrieb Sophokles: *οὐχ ὅλων στρατηγός*. So Eurip. Iphig. A. 374 *ὅλων ἀρχοντα*. — V. 1106 hat Hr. L. Bruncks Conjectur *ἐς τ' ἂν ἡς εἰός περ εἰ* im Texte stehen lassen. Wir geben gern zu, daß die griechischen Schriftsteller niemals *ὡς* für *ἔως* gesagt haben: aber wie, wenn *ὡς ἂν*, anders erklärt, doch einen recht guten Sinn gäbe? *An dein Lärmen*, sagt Teukros, *werde ich mich nicht kehren, ὡς ἂν ἡς οἷος περ εἰ, damit du seyst, der du bist*, d. h. um dir nicht mehr Ehre zu geben, als du verdienst, um dir zu zeigen, daß du hier kein Recht zu reden hast. —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 J A N U A R, 1 8 1 1.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmanns: *Sophoclis Ajax, Graece. Cum scholiis et commentario perpetuo edidit Christ. Auguft. Lobeck etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

V. 1109, wo *συμπεᾶ* mit langem *α* vor *Φρονεῖν* steht, erklärt sich Hr. L. gegen Porson, wenn derselbe zu Eurip. Orest. 64 so schreibt: „*Ubi verbum in brevem vocalem definit, eamque duas consonantes excipiunt, quae brevem manere patiantur, vix credo exempla indubiae fidei inveniri posse, in quibus syllaba ista producatur.*“ Nur drey Stellen sind es, womit diese Meinung des für die alte Literatur zu früh Verstorbenen bestritten wird: Aeschyl. Pers. 779 *Ἐόρξης δ' ἐμὸς παῖς, ὦν νέος, νέα Φρονεῖ* Eurip. Iphig. T. 503 *τί δέ Φρονεῖς ταῦτ' ἢ Φρονεῖς οὕτω μέγα;* und Ion. 1350 *ἔχει δέ μοι τί κέρδος ἢ τίνα βλάβην;* Die beiden letzten sind mit Unrecht hieher gezogen, denn statt *τί δέ Φρονεῖς* lesen die besseren Handschriften *τίδ' Ὀφρονεῖς* und die Production des kurzen Vowels vor *βλ* gehört so wenig unter die Seltenheiten, dass vielmehr der entgegengesetzte Fall als Ausnahme von der Regel zu betrachten ist. Dem Vers des Aeschylus aber kann durch eine kleine Versetzung geholfen werden: *ὦν νέος Φρονεῖ νέα*, welche Stellung auch um deswillen den Vorzug verdient, weil durch sie der Gegensatz von *ὦν* und *Φρονεῖ* gehoben wird. Wir fügen noch die von uns bemerkten Stellen hinzu. Aeschyl. Prom. 436 *Μή τι χλιδῇ δοκῆις.* Aber schon Robortellus hat *μήτοι*, und dies ist das Richtige, ob es gleich nicht, wie sonst, auf etwas ausdrücklich Vorhergegangenes zurückweist. Zuweilen beziehtes sich nämlich auf etwas, das der Schriftsteller nur dunkel gedacht hat, und so könnte man hier suppliren: *ihr wundert euch, dass ich schweige? glaubt ja nicht.* — Gleiche Bewandniss hat es mit *οἶτοι* Sophocl. Aj. 428. Auch Prom. 630 darf man nicht daran denken, *μήτοι* mit *μήτι*, das in einigen Handschriften steht, zu vertauschen. *Ibid.* 614 *λέξω τοῖς σοι πᾶν, ὅτι χεῖρσις μαθεῖν.* Hier hat Porson selbst, wahrscheinlich aus V. 630 und 646, *πες χρ. μ.* corrigirt. Man könnte auch aus V. 793 *ἴσον χρ. μ.* lesen. *Ἄιδι προῖάσαι* Sept. c. Th. 307 hat nichts Anstössiges, insofern es homerische Redensart ist. *Ibid.* 1059 *γένας ὠλέσατε πρόμυθον οὕτως.* Vielleicht *ὠλέσατον*, mit Rücksicht auf den Tod der beiden Brüder, Eumen. 253 *ὁ δ' αὐτὲ γ' οὖν ἀλκὴν ἔχων περὶ βρέτει.* Über diese Stelle wa-

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

gen wir nicht zu urtheilen, da über die Einrichtung des ganzen Abschnitts, zu dem sie gehört, fast noch gar nichts ausgemacht ist. Choeph. 194 *ἀλλ' οὐ σαφηνή τόνδ' ἀπέπτυσσε πλόκον.* So liest Aldus, und der Zusammenhang spricht für diese Lesart. Dennoch ist eine Änderung nothwendig, auf welche man durch die Vulgate *ἀποπτύσαι* leicht geführt wird: *ἀλλ' ἦν σαφηνή τόνδ' ἀποπτύσαι πλόκον.* Aeschyl. fragm. inc. p. 648 ed. Stanl.

μὴ παρασπιστῆς ἄμοι
αἷ μὲν οὖν, μὴτ' ἔγγυς, ὅστις μὴ φίλος
τῷ ἀνδρὶ τούτῳ, μήτε τιμᾶ τὸ πρῶτον.

Dieses Fragment hat Aristides aufbehalten, bey dem es so lautet: *μὴ μοι παρασπιστῆς μὴτ' ἔγγυς εἴη, ὅστις μὴ φίλος τῷ ἀνδρὶ τούτῳ, μηδὲ τιμᾶ τὰ πρῶτον.* Wahrlich es ist frevelhaft, an solchen Stellen, wo alle Kritik scheitern muss, herumzustümpern; aber noch frevelhafter, das Herausgestümperte ohne die mindeste Anzeige dessen, was man vorgefunden, dem Dichter aufzubürden! Sophocl. Oed. T. 668 ist mit Hermann in der *diff. de praeceptis quibusdam Atticistarum* p. XI *κακὰ προσάψει* (st. *προσάψει*) zu schreiben, damit der Vers dem nicht zu ändernden antistrophischen respondire. Oed. Col. 180 *ἔτι; προσβιβάζε κούρα.* Man lese: *προβῶ; προβιβάζε κούρα.* Eine anscheinend sehr kühne Änderung, die wir jedoch höchst wahrscheinlich zu machen hoffen. Den vorhergehenden Worten, *ἔτι; εἰν ἔτι προβῶ; ἐπιβαίνει πρόσω* soll in der Antistrophe Folgendes entsprechen: *οὕτως; ἄλς ὡς ἀκούεις.* Die Worte *ἔτι προβῶ* sind also offenbar überflüssig und statt *πρόσω* muss *πῶσω* geschrieben werden. Wollte man jenen überflüssigen Zusatz wegstreichen: so entstünde die Frage: woher ist er gekommen? Dieser in Rücksicht des *προβῶ* schwer zu beantwortenden Frage weichen wir aus, wenn wir dasselbe beybehalten, und es an die Stelle des anstössigen *ἔτι* setzen. Wie schön und dem Charakter der tragischen Rede gemäß fängt dann die Antwort des Chors mit *προβιβάζε* an! *Ibid.* 1314 *δορεῖ κρατύνων,* und 1385 *δορεῖ κρατῆσαι,* lesen wir nach Hermanns Vermuthung *δορεῖ*, ein Dativ, der in unseren Ausgaben zwar nirgends vorkommt, aber durch *δορῇ* im Rhesus und durch *δορῶν* beym Hefychius und Favorinus hinlängliche Autorität erhält. *Ibid.* 739 *τὰ τοῦδε πυνθεῖν πηματα πλείστον πόλεως.* So hat Brunn nach Markladas Vorschlag drucken lassen. Die alte Lesart ist *πηματ' ἢ πλείστον π.*, die wir, ebenfalls mit Hermann, in *πηματ' ἢ πλ. π.* verändern. Antig. 612 *καὶ τὸ πρὶν ἐπαρκέσει,* respondirt dem antistrophischen Verle,

τῷδ' ἔμμεν, ὅτ' ὡς φρένας, erst dann, wenn man in dem letzteren ἔμμεν schreibt. Trach. 7; wo ναίουσ' ἐν Πλευρώνι auch wegen der Form ἐν verdächtig ist, halten wir noch immer unsere ehemalige Verbesserung, ναίουσ' ἔτ' ἐν Πλ. für richtig. Philoct. 435 kann λόγῳ δέ σ' ἐν βραχεῖ st. λόγῳ δέ σε βραχεῖ unbedenklich in den Text gesetzt werden. *Ibid.* 838 πολὺ παρὰ πόδα κράτος ἀρνύται, las schon Triclinius πόδας. Eurip. Suppl. 148 ὁ δ' Οἰδίπου τινι τρώῳ Θήβας λιπών. Hier schiebe man παῖς nach Οἰδίπου ein, durch dessen letzte Sylbe jenes Wort wahrscheinlich verschlungen worden ist. Iphig. Aul. 636 ὑποδραμοῦσα προσβαλεῖν διὰ χρόνου. Vielleicht διὰ χρόνου γε προσβαλεῖν. *Ibid.* 1135 hat schon Markland εἰκότ' ἀν κλύοις st. εἰκότα κλύεις corrigirt. V. 1579 λαιμόν τ' ἐπεσκοπεῖσθ', ἵνα πλήξειεν ἄν, und V. 1610 ἀπροσδόκητα δὲ βοροῖς τὰ τῶν θεῶν, könnten wir füglich weglassen, da die ganze Scene v. V. 1532 (1541) nach Porson *praef. ad Hec.* p. XXIII von einem Neueren erst nach Aelians Zeiten untergeschoben, oder, will man dieses nicht annehmen, doch wenigstens durch Interpolationen übel zugerichtet ist. Aber auch diese Verse lassen sich, und noch leichter, als die meisten andern, der Regel anpassen, wenn man ἴν' ἄν πλήξειε νιν und ἀπροσδόκητα τοῖς βρ. lieft. Fragm. Inus VI, 4 πύθοιντ' ἄν ἄστροι πάντες, ἀκρύπτειν χρεῶν. Warum nicht lieber ὦν κρύπτειν χρεῶν? Telephi fragm. XII ἐρεῖ τις· οὐ χρεῖν, ἀλλὰ τί χρεῖ εἶπατε. Sehr wahrscheinlich ist es, daß der Dichter ἀλλὰ πῶς χρεῖν schrieb; denn τί und πῶς werden öfters, z. B. Sophocl. Aj. 957 (969 Br.) mit einander verwechselt. Auf gleiche Art muß im 7 Fragment der Ino st. ὅτι πλείστας, ὅπως πλείστας gelesen werden. So find wir denn überzeugt, daß in der Stelle des Ajax, von welcher wir ausgingen, nicht μικρὰ, sondern μικρόν φρονεῖν die ursprüngliche Lesart war, und daß man auf alle Fälle nicht mit Hn. L. wieder anfangen darf, ἐξέστι φρονεῖν, ἐφ' ἑστῶσι φράσσον u. dergl. ohne das *v* *paragoricum* zu schreiben, da die Handschriften, wie selbst Porson, der auf das Zeugniß derselben hin und wieder zu viel giebt, eingestehen mußte, hier nichts beweisen können. — V. 1123 sehen wir nicht, warum Hr. L. mit der Lesart καὶ σὺ τοῦτ' ἠπίστασο unzufrieden ist. *Ich hastest ihn, weil er mich hastest*, sagt Menelaos, *auch du wußtest das*. Die letzten Worte fügt er hinzu, um seine Befremdung über die vorhergegangene Frage des Teukros auszudrücken. ἠπίστασο haben wir zwar in zwey Handschriften gefunden, wissen es aber nicht auf eine passende Art zu erklären. Die von Hn. L. angeführte Glasse des Thomas M. Ἐπίστω καλλίον ἢ ἐπίστασο. Σοφοκλῆς ἐν Αἰάντι μαστιγοφόρῳ εὐ μέντοι τοῦτ' ἐπίστω, bezieht sich, wie es scheint, auf V. 1357, wo γε auch in einer moskauer Handschrift fehlt. — Zu V. 1133 wird die Richtigkeit der Redensart, ὧ φράγμ' ἄν οὐκ ἄν εὖρες bewiesen, aber nicht gezeigt, welche Bedeutung das doppelte ἄν hat. Es gehört das eine Mal zum Verbum, und geht das andere Mal auf den ganzen Satz. φράγμ' οὐκ ἄν εὖρες ist, *non reperisses*; φράγμ' ἄν οὐκ ἄν εὖρες *fortasse non reperisses*. —

Der Vers ὁ γὰρ φρονῶν εὖ, πάντα συλλαβὼν ἔχει der in den Eklogen des Maximus und in einer coislin. Handschrift derselben nach V. 1240 hinzugefügt ist, wird beyrn Stobäus p. 71. ed. Schow. dem Chäremone zugeschrieben. — Über V. 1299 find wir mit Hn. L. nicht einverstanden. τς heißt niemals *auch* (Electr. 1416 ist εἰ γὰρ Αἰγίσθῳ γ' ὁμοῦ zu schreiben,) und gesetzt, es hätte diese Bedeutung: was soll man mit λέγω, wie es da steht, anfangen, und welchen Sinn giebt das Ganze? Wie belebt und kräftig wird aber die Rede durch folgende kleine Änderung:

ἢ τῆς σῆς ὑπερ

γυναικός, ἢ τοῦ σοῦ γ' ὁμαιόμενος λέγω;

als für dein Weib, oder soll ich gar sagen für deinen Bruder? In der That, bitterer konnte Teukros seine Verachtung des Menelaos wohl nicht aussprechen, als indem er ihn selbst unter ein in seinen Augen unwürdiges Weib herabsetzt. γε in der Bedeutung gar findet sich Antig. 736 ἄλλω γὰρ ἢ μοι χρεῖ γε τῆσδ' ἀρχειν χθονός, und anderwärts. — Zu V. 1316 wird die Form ζυνηρεμεῖν unserer Meinung nach mit Unrecht verworfen. Sie hat nicht mehr und nicht weniger für sich als die Adjectivform ζυνηρεμος, mit welcher sie gleiche Abstammung von ἐρετμός hat, so wie die andere Form ζυνηρετεῖν mehr mit ἐρέτης zusammenhängt. Zudem giebt es auch ein *verbum simplex* mit dem μ, ἐρετεμεῖν. — V. 1339 citirt Stobäus als einen aschyleischen Vers. Wo? konnte Hr. L. nicht angeben. Man findet das Citat bey Valcken. zum Herodot IX, 106. p. 739. — Über die Lesart des 1340 V. spricht Porson zu Eurip. Med. 1011. — Zu V. 1353 wird die Bedeutung der Redensart, ὁμοῖα ἑαυτῷ ποιεῖν, trefflich erläutert; wenn es aber am Ende der Anmerkung heißt: *Agamemnon igitur nunc repentinam Ulyssis magnanimitatem exprobrat, nec moribus ipsius, nec pristinae similitudini convenientem*: so können wir dem Herausg. unmöglich beystimmen; denn von unerwarteter Grobmuth des Odysseus und von einem Heraustreten desselben aus seinem Charakter ist, wie der folgende Vers zeigt, hier sicher nicht die Rede. Vielmehr fassen wir den Zusammenhang der Stelle so. Da Odysseus auf Agamemnons Frage: *du willst also, daß ich den Todten begraben lassen soll?* die Antwort giebt: *ja, denn ich werde auch einmal dahin kommen* (d. h. auch sterben, und muß also wünschen, nicht unbegraben zu bleiben): so bricht Agamemnon, überrascht durch die eigennützige Rücksicht, welche Odysseus, ganz seiner bekannten Denkungsart getreu, selbst in dem gegenwärtigen Falle nimmt, in den allgemeinen Ausruf aus: *jedermann handelt doch immer in seinem Charakter*, d. h. du kannst doch die Schlantheit, mit der du alles nur auf deinen Vortheil berechnest, nimmermehr verleugnen. Nun sieht man erst, wie der Scholiast dazu kam, ὁμοῖα durch συμφύροντα, ἀνυόδια zu erklären, und zugleich, wie wenig diese Erklärung Coray's Vermuthung, ὄνεια, begünstigt. — V. 1403 ist nach Hn. L. τῷ παντ' ἀγαθῷ κοῦδενι λῶσι

δητῶν für τῶ πάντων λῶσιν gesagt und in Ansehung der Construction Herodot. VII, 145 τὰ δὲ Γέλωνος πρήγματα μέγала ἐλέγετο εἶναι, (καὶ) οὐδαμῶν Ἑλληνικῶν τῶν οὐ πολλῶν μέζω, Dio Cass. XXXVIII, 37 πόλιν οὐδεμίαν ἧς οὐκ ἐλάττω τὸ πρῶτον νεμέμενοι, und Plato Euthyd. T. IV. p. 101 οὐδενὸς ὅτου οὐ πάντων ἀν' ὑμῶν πατρὸς εἶην zu vergleichen. Irren wir nicht: so hielt er diese Stellen insofern für ähnlich mit der unfriegen, als er annahm, οὐδενὶ λῶσιν sey so viel als οὐδενὶ δὲ λῶσιν ἦν, und dieses stehe für οὐδενὶ δὲ λῶσιν ἦν. Diese Ansicht ist aber aus einem doppelten Grunde unwahrscheinlich, 1) weil die verglichenen Beyspiele eine doppelte Negation enthalten, 2) weil in dem ersten und letzten der casus des *pronominis negativi* sich nach dem casus des *pronominis relativi* richtet. Von ganz anderer Beschaffenheit ist die Stelle des Ajax. Wir bemerken in derselben zugleich ein Fortfahren in der angefangenen Construction, ἀγαθῶ καὶ οὐδενὶ λῶσιν, und einen Übergang in eine andere, der durch jenes Fortfahren veranlaßt ist; denn eigentlich würde man καὶ οὐ οὐδεὶς λῶων ἦν erwarten. Ein solcher Übergang kömmt aber sehr häufig vor. So Aj. 457.

ἔστις ἡμεφ' αὖθις θεοῖς

ἐχθαίρομαι· μιστὶ δὲ μ' Ἑλλήνων στρατός, für μισοῦμαι δ' Ἑλλήνων στρατῶ. Oed. Col. 6.

σμικρον μὲν ἐξαιτοῦντα, τοῦ σμικροῦ δ' ἔτι

μῖτον φέροντα, καὶ τὸ δ' ἐξαρκούν ἡμοί,

für καὶ ὅ τὸ δ' ἐξαρκεί.

Wir schliessen diese Beurtheilung mit dem lebhaftesten Danke für das viele Gute und Schöne, das Hr. L. in dieser Bearbeitung des Ajax niedergelegt hat, und bitten ihn, mit den übrigen schon zur Reife gediehenen Früchten seiner rühmlichen Bestrebungen, unter welchen, wie wir aus Weicherts Habilitationschrift *de Nonno Panopolitano*, Viteb. 1810 ersehen, auch eine vollständige Sammlung der Fragmente des Euphorion von Chalcis sich befindet, das philologische Publicum recht bald zu erfreuen.

Tr.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

REGENSBURG, in der Montag - Weifsischen Buchhandlung: *Morpheus oder das Reich der Träume*. Aus dem klarfeldischen Archive. Vom Herausgeber des goldnen Kalbes. 1808. 362 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Nicht alles, was ist und vorgeht, wird von unsern leiblichen Augen erblickt, von gültigen Zeugen aufgefaßt und gemeldet. Selbst von nahen und gegenwärtigen Dingen verschiebt eins das andere; wir sehen sie oft in chaotischer Unverbindung, ungewiss, ob sie zusammengedacht, oder gewürfelt sind. Den Erscheinungen fehlt der erklärende Sinn, dem Räthsel das lösende Wort. Wer sich begnügen kann an der Idee, daß er das Wissenswürdige meine, indem er sich bloß nach dem Gewussten erkundigt, dem liegen die Systeme offen, er wird bald, zwar nicht hinreichende, doch bequeme Auskunft finden. Da-

gegen giebt es Geister, die der Durst nach Wahrheit so gefangen hält, daß sie das stete Fragen nach dem Wie und Warum nicht unterdrücken können. Je weniger sie von aufsen befriedigt werden: desto enger zieht sich ihr innerer Sinn zusammen. Der Gott in ihnen schafft zu Form, Ordnung und Zweck um, was draussen in rohen Massen verworren hin und her geschleudert wird. Wenn auch das Reich der Wahrheit durch ihr inneres Wirken nicht merklich erweitert wird: so ist dagegen die von ihnen entdeckte Welt ihr vollkommenes Eigenthum, worin sie bauen und schalten, indem die Wege der Anderen durch gebahnte Straßsen im Cirkel eines ewigen Einerley herumführen. Aber diese rächen sich an ihren geistigeren Brüdern durch Spott, schelten sie Aberweife, Seher und Träumer. Vornehmlich geschieht dieß in Zeiten, wo ein hartes Absprechen oder urtheilloses Nachsprechen im Schwange ist. Vormalen haben solche Träumer Staaten gestiftet, Gesetze gegeben, und den Charakter der durch sie geordneten Nationen auf Jahrtausende hin bestimmt. Nur an Numa und Muhammed soll erinnert werden; sonst bewahret die Geschichte die Namen Vieler, deren hier gedacht werden könnte. Was der plastische Traum geschaffen hatte, ward Norm, Regel und Gesetz. Jetzt galt es nicht mehr Erfindung, sondern Folgeleistung. Man glaubte mit Träumen fertig zu seyn; von nun an mußte gewacht werden. Aufrechthaltung und Befolgung des Vorgeschiedenen erforderten Regsamkeit, nicht phantastische Ruhe. Die stillen Träumer wurden für unnütz, die vorlauten für gefährlich angesehen. In jedem Reiche durfte nur Einer, der Stifter, geträumt haben; seine Nachfolger verammelten gern um sich Leute, die ihrem Vorfahr unähnlich waren: wache, kühle, geschmeidige Seelen. In den Hofbann gethan war alle Begeisterung. Wo man ihr noch Zutritt verstattete, mußte sie der Sitte der Meinung, der Laune, kurz, dem Geschmacke fröhnen. Die Träumer waren nicht auszurotten: aber die Träume waren nicht mehr zollfrey; sie mußten den Stempel der Meinung, das Gepräge der Zeit tragen. So entstanden die Volkslehrer, Dichter und Philosophen. Was sie gewirkt haben, liegt am Tage. Selten sieht einer von ihnen seine Träume verwirklicht bey seinem Leben: sie stiften keine Staaten, geben keine Gesetze mehr in dieser Zeit; aber sie untergraben und befestigen die Gebäude der Reiche, ändern die Volksmeinungen, mit ihnen die Sitten, und durchlöchern die Gesetze. Ihr Streben geht ins Unendliche fort, langsam, aber gewiss. Propheten nennen sie sich nicht mehr; sie würden dafür von der leichten Schaar, die jetzt in Europa den flüchtigen Ton angiebt, ausgehöhnt werden. Doch sind die ächten Träumer sehr unterschieden von den hohlen Köpfen, die nur ihr Spiel an dem Wirken des Geistes treiben, durchaus überzeugt, daß sie Zukunft erblicken, in der Gegenwart das Verborgene sehen, und die sibyllinischen Bücher der Vergangenheit lesen können. Der Vf. des *Mor-*

pheus übt sich vor unseren Augen in dieser mystischen Kunst. Er hat seinen Blick an Welt, Wissenschaft und höheren Ahnungen geschärft. In seinen Verschwebungen achtet er des Gemeinen nicht; nur in großen, schönen und guten Dingen fühlt er sich beglückt: das Schlechte geißelt sein fast üppiger Spott. Was ihn vollends der Menge zum Träumer machen muß, ist die über seine Darstellungen oft mehr geistlich, als nothwendig, ausgegossene Dunkelheit. Wer ihn nicht ohne fremde Hülfe erklären kann, der suche lieber keinen Commentator. Rec. gesteht selbst, daß er noch nicht auf den Berg gelangt ist, wo er das ganze gelobte Land überschauen könnte.

Cht.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Baumgärtner: *Der Judenfreund. Oder auserlesene Anekdoten, Schwänke und Einfälle von den Kindern Israels.* Herausgegeben von Judas Ascher. Ohne Jahrzahl. 180 S. 8. (18 gr.) Dieser Judenfreund ist ein loser Schelm; der bloß darum die nähere Bekanntschaft mit den Überbleibseln des Volkes Gottes gesucht zu haben scheint, um sich hinter ihrem Rücken über sie lustig zu machen, oder ihnen auch wohl einen kleinen Verdacht zuzuziehen. Da meinte es der Sammler der „Anekdoten von guten Juden“ ehrlicher. Indessen weiß sich unser Judenfreund doch auch zu entschuldigen, und er findet seine Entschuldigung im Geiste der Zeit. „Der Geist der Zeit sagt er, ist mehr für das Grobe, als für das Gute, und der Verstand wird höher geachtet, als das Herz. Der Herausgeber hat daher, bey der Sammlung nachfolgender Anekdoten, Schwänke und Einfälle, auf diesen Geschmack der Lesewelt Rücksicht genommen, und hier vorzüglich nur solche gewählt, worin sich Gegenwart und Gewandtheit des Geistes, Verschlagenheit, Scharfsinn und Witz ausdrückt.“ Obgleich der grössere Theil des hier Gesammelten ziemlich bekannt ist: so trifft man doch auch bisweilen auf weniger bekannte oder gänzlich unbekannte Erzählungen und Geschichten. Wir wollen eine der letztern zur Probe geben. Ein Jude von ansehnlicher Leibesgröße verlangte auf einer Poststation als halber Passagier eingeschrieben zu werden, weil man so eben einen kleinen verwachsenen Menschen, auf sein dringendes Bitten, für halb eingeschrieben hatte. — Der Postsecretär verwies dem Juden sein unbilliges Verlangen, indem er ihm zu Gemüthe führte, daß zwischen ihm, dem großen breitschultrigen Manne, und dem kleinen zwergerigen Menschen ein himmelweiter Unterschied sey. — Ja, sagte der Jude, den Unterschied greift man mit Händen, aber die kleine Person sitzt doch ganz in der Kalesch, und ich reich zur Hälfte drüber 'raus. hx.

Görlitz in Commiß. b. Anton: *Vergnügte Abendstunden oder nützliche Belehrungen für Bürger und Landleute beiderley Geschlechts.* Eine Zeitschrift. Erster Jahrgang. 1809. 385 S. Zweyten Jahrgangs 1 — 3 Quartal 1810. 288 S. 8. (Der Jahrg. 1 Thlr. 4 gr.) Diese Zeitschrift soll mit dazu beitragen, wenn auch nicht alle, doch sehr viele Hindernisse der allgemeinen Verbreitung und Anwendung nützlicher Kenntnisse, Vorschläge und Verbesserungen in der Haushaltung und Landwirthschaft, überhaupt aber in allen Geschäften, aus dem Wege zu räumen. Sowohl die eigene Erfahrung des Herausgebers, als auch das, was er bey dem Lesen anderer Schriften gesammelt, haben die Materialien zu derselben gegeben. Die Fächer, in welche dieselben geordnet sind, sind überschrieben: Erzählungen, Anekdoten, Hilfsmittel bey widrigen Zufällen des menschlichen Körpers, haus- und landwirthschaftliche Nachrichten und neue Erfindungen und Gewerbe. Es ist dabey besonders auf Schlessen Rücksicht genommen worden. Unter den Hilfsmitteln bey Krankheiten kommen manche vor, denen Rec. sein

probatum est nicht beyfugen möchte, und die doch auch nicht ohne alle Gefahr in ungeschickten Händen sind. Das Bekanntmachen von Arzneymitteln in Volkschriften bleibt, bey aller Vorsicht, immer eine bedenkliche Sache, weil sie zu richtigem, zweckmäßigem Gebrauche immer noch Kenntnisse und Überlegungen verlangen, die man in der Regel bey dem, was wir Volk nennen, nicht voraussetzen können. Unter den haus- und landwirthschaftlichen Nachrichten befindet sich manche gute Ausgabe, doch aber auch manche, deren Nutzbarkeit oder Anwendbarkeit nicht sogleich einleuchtet.

Aa.

Berlin, auf Kosten des Herausgebers und in Commission bey Maurer: *Nützliches und unterhaltendes berlinisches Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann.* Herausgegeben von Friedrich Wadzeck, königl. Prof. u. Bibliothekar. Erstes bis viertes Vierteljahr. 1809. 414 S. Fünftes Vierteljahr. 1810. in fortlaufender Seitensahl b. 518 S. 4. (Der Jahrg. 2 Thlr. 16 Gr.) Dieses Wochenblatt ist an die Stelle der ehemaligen besondern Beylagen zu den berlinischen Intelligenzblättern, die auf öffentliche Kosten erschienen, seit dem November 1806 aber aufhören mußten, getreten. Nützlich zu werden, und zwar vor allen in dem nächsten Kreise seiner Bestimmung, ist desselben vorzüglichstes Bestreben. Die Überschriften, unter welchen das Einzelne gegeben wird, zeugen von seiner Reichhaltigkeit. Sie sind: Wetterbeobachtungen, Gedichte, grössere und ernstere Aufsätze belehrenden Inhalts, historische Anekdoten, arithmetische Aufgaben, Moral in Beyspielen, kleine Abhandlungen, unterhaltende Erzählungen und Scherze, kleine gemeinnützige Aufsätze über verschiedene Gegenstände der Ökonomie und Technologie, Naturwunder, summarische Geburts-, Proclamations- und Todten-Listen der Residenz Berlin; zu diesen sind in den spätern Vierteljahren noch hinzugekommen, Lesefrüchte, Rügen, Polizey-Bekanntmachungen des königl. Polizey-Präsidenten Hn. Justus Gruner, *Varia* meist ernsthafteren Inhalts, Sentenzen, Maximen, Denkprüche und Räthsel. Da die angeführten und achtungswürdigsten Gelehrten Berlins, ein Bellermann, Hermbstädt, Karsten, Klaproth u. v. A. m. daran Theil nehmen, und es mit ihren Beyträgen unterstützen: so kann man mit Recht erwarten, daß die verschiedenen Fächer auch gut ausgefüllt seyn werden. Die meisten an Zahl sind die kleinen gemeinnützigen Aufsätze über verschiedene Gegenstände der Ökonomie und Technologie, und viele darunter sehr instructiv. Man sieht, ob schon das Blatt zunächst für Berlin bestimmt ist, daß es doch auch im Auslande werde mit Nutzen gelesen werden können. Auffallend war Rec. die Summe der durch die Menschenpocken hingerafften Kinder im J. 1809. Es sind deren zusammen 406, und zwar nach der Folge der Monate vom Januar an 69, 47, 41, 31, 30, 27, 38, 34, 23, 10, 15. Noch besonders lezenswerth sind die Polizey-Bekanntmachungen des Hn. Polizey-Präf. Gruner, nicht allein ihres Inhalts, sondern auch ihrer Form wegen.

Cc.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Orthographische Vorlegeblätter und Übungstücke.* Ein Hilfsmittel zur Erleichterung u. Beförderung des Unterrichts in der Rechtschreibung und des Gebrauchs des Dativs u. Accusativs, nicht bloß für Volksschulen in Städten u. Dörfern, sondern auch für die unteren

Classen höherer Schulen branchbar, von J. C. F. Baumgarten, Vicarius und Lehrer der Erwerbschule zu Magdeburg. 2te verm. u. verbeß. Ausgabe. 1810. 17 Bogen, ohne die orthographische Schultabelle. 8. (16 gr.) S. Recens. der ersten Ausg. J. A. L. Z. 1810. No. 175.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 J A N U A R, 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

GOtha, b. Ettinger: *Titi Livii Operum omnium* Vol. I. Animadversionibus illustravit *Frid. And. Stroth.* Recensuit et suas observationes adpersit *Frid. Guil. Doering.* Accedit index historicus. 1796. 752 S. 8. — Vol. II. 1794. 490 S. — iterum recensuit 1805. — Vol. III. 1801. 638 S. — Vol. IV. recensuit et observationibus instruxit *F. G. Doering.* 1806. 522 S. — Vol. V. 1808. 475 S. 8.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Titi Livii Patavini Historiarum libri qui supersunt cum deperditorum fragmentis et epitomae omnium: ad optimorum exemplarium fidem recogniti atque prooemio, breviariis librorum, indice rerum locupletissimo, tabulis chronologicis historicisque, et commentario perpetuo seorsim edito instructi a Ge. Alex. Ruperti.* Vol. I. 1807. Prooemium de Livii vita et historia Rom. LXX und 754 S. — Vol. II. 1807. 723 S. — Vol. III. 1807. 647 S. — Vol. IV. 1808. 923 S. — Vol. V. Auch mit einem zweyten Titel: *Commentarius perpetuus in T. Livii Patavini historiarum libros qui supersunt omnes, eorumque epitomas conscriptus a Ge. Alex. Ruperti.* Vol. I. 1807. 1060 S. — Vol. VI. oder II des *Commentarius* 1808. 988 S. 8.

Durch die verdienstvollen Bemühungen *Duker's*, *Gronov's* und *Drakenborch's* für die kritische Wiederherstellung und Erklärung des Livius war nicht der ganze Stoff, welchen die Werke dieses Historikers dem Gelehrten darbieten, erschöpft. Ausser einer reichlichen Nachlese zu den Kritiken, Vermuthungen und Aufklärungen jener Männer standen noch zwey Wege offen, sich um den Livius und das Studium der römischen Literatur verdient zu machen. Für die historisch-kritische Bearbeitung der Sachen, verbunden mit der Darlegung der historischen Kunst, den höchsten Gesichtspunct der Bearbeitung eines Historikers, wenn gleich jene Gelehrten hie und da einzelne Puncte scharfsinnig entwickelt und beleuchtet hatten, war im Ganzen genommen nicht die Hälfte, und das nicht planmäßig, geleistet. Sie erfordert aber einen Mann, ausgerüstet mit gründlicher Kenntniß der Sprache und alten Geschichte, überhaupt innig vertraut mit dem gesammten Alterthum, und ausgezeichnet durch

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

wahrhaft historischen Sinn. Alle Quellen, welche bey den Griechen und Römern für Livius Geschichte benutzt werden können, müssen von ihm genau verglichen worden seyn; leben muß er ganz in den besten Werken der Neueren, welche die Geschichte des römischen Volkes, ihre Chronologie und Antiquitäten umfassen, namentlich der Italiäner, Franzosen und Engländer. So nur gebildet und vorbereitet, wird er sich auf den Standpunct des Livius erheben, um dieses großen Römers herrliche Überreste mit angemessenen Sachbemerkungen einsichtsvoll auszustatten. Leider ist diese Behandlungsart bey Livius, wie bey Tacitus und Anderen, immer nur noch Wunsch geblieben. Nicht so mühevoll und viel erfordernd, aber dennoch sehr verdienstlich und nothwendig war ein zweyter Weg, auf dem ein Bearbeiter für das Studium dieses Historikers wirken konnte, die Bearbeitung für diejenigen Leser, welche in der Mitte zwischen den rohen Anfängern und den Sprachgelehrten stehen. Denn die Schätze der drakenborchischen Ausgabe sind wegen des hohen Preises derselben nur für einen sehr kleinen Theil zugänglich, und, worauf die Hauptsache beruht, sie hatte nach dem Willen des Herausgebers durchaus nicht den Zweck, die Leser überall zum Verstehen des Livius zu führen. Livius aber gehört gewiß unter diejenigen Schriftsteller, bey denen die mannichfaltigen Sach- und Sprach-Schwierigkeiten Anmerkungen unentbehrlich machen. Ein bedeutendes Verdienst also erwarb sich der sel. *Stroth* durch seine bekannte Ausgabe, bestimmt theils für Männer, welche, des Lateinischen nicht unkundig, während der geisttödtenden Arbeiten ihres Amtes zuweilen bey den alten Classikern Erholung und Bildung suchen, theils für die Jugend, welche, schon einigermassen mit dem Alterthum bekannt, nach höherer Vervollkommnung strebt, und endlich selbst für Lehrer der Schulen, welche, nicht gehörig ausgebildet, zu ihrem Unterrichte gute Hülfsmittel nicht entbehren können. Diesen Plan verfolgte er so, daß er, die Kritik nicht vernachlässigend, die meiste Sorgfalt auf die Erklärung verwendete. Der Text wurde nach *Drakenborch* gegeben, mit Ausnahme einiger Stellen, wo er mit Gründen sich eine Abänderung erlaubte. Die Aufführung der ausgewählten Varianten war für Schulen namentlich höchst brauchbar, wie seine erklärenden Anmerkungen zweckmäßig. Seine durch einen frühzeitigen Tod unterbrochene, nur 15 Bücher umfassende Ausgabe fortzusetzen, übernahm sein Amtsnachfolger, Hr. Kirchenrath

Döring in Gotha, und zugleich die Verpflichtung, dem Plane seines Vorgängers getreu zu arbeiten; wenn wir anders auch seinen Ausdruck *tirones* recht verstehen. Zuerst wurden die bereits erschienenen drey Bände revidirt, und die *strothischen* Anmerkungen nach Einsicht vermehrt oder berichtigt von 1795 - 1801. Jetzt unterbrach er die Arbeit durch die Ausgabe der lyrischen Gedichte des Horatius, welche 1803 nach Jani und Mitscherlich gearbeitet erschien, und erst 1805 folgte eine zweyte Ausgabe des zweyten Bandes, und dann 1806 und 1808 der vierte und fünfte Band, fortlaufend bis zum 36ten Buche. Das Versprechen, welches er in der Vorrede zum vierten Bande niederschrieb, daß er innerhalb drey Jahren von 1806 an den Livius vollständig mit dem achten Bande beenden würde, konnte bis jetzt nicht bis zur Hälfte erfüllt werden. Kein Wunder also, wenn unterdessen andere Gelehrte dem allgemeinen Bedürfnisse durch eine vollständige Ausgabe schneller abzuhelfen suchten. So erschien in den zwey Jahren 1807 und 1808 die Ausgabe des Livius von Hn. *Ruperti*. Dieser Herausgeber hat nicht mit einer einzigen Sylbe Vorrede den Plan seiner Ausgabe und den Gang seiner Arbeit dargelegt; allein bey genauer Prüfung des Commentars wird es unbezweifelt klar, daß für dieselben Leser, für welche die *strothische* und *döringische* Ausgabe bestimmt war, auch diese dienen sollte, und daß diese Ausgabe nach dem in der Vorrede zum Juvenalis 1803 entwickelten, mit dem *strothischen* in den Hauptfachen ganz übereinstimmenden Plane gearbeitet worden. Rec. kann dieses um so gewisser versichern, weil ihm aus guter Hand bekannt geworden ist, daß diese Edition ursprünglich für die bekannte dieterichsche Sammlung bestimmt war. Die Einrichtung der *rupertischen* Ausgabe weicht übrigens von der *döringischen* ganz ab. Der Text ist ohne alle Anmerkungen unten erschienen, bloß mit fortlaufender Chronologie oben, wie bey *Stroth*. Den einzelnen Büchern sind bey Hn. R. die alten *Epitomae* nicht vorangesetzt; sondern sie sind an das Ende des Werkes geworfen und besonders erläutert; an die Stelle derselben sind eigene, von Capitel zu Capitel fortgehende Inhaltsanzeigen (*brevariaria*) gefertigt. Wir loben das Erste; aber das Zweyte können wir nicht billigen. Bey dem Zutritte zu einem Buche genügt ein allgemeiner ruhiger Überblick des Gesamminhaltes, welchen auch jeder Lehrer bey dem Vortrage geben sollte, und die alle Theile einzeln umfassende Inhaltsanzeige leistet nichts mehr, sondern in der Regel weit weniger. Überdies umfassen die *rupertischen* Inhaltsanzeigen nichts mehr, als die Anzeigen, welche bey *Stroth* und *Döring* am Rande der Capitel stehen. Diese sind aber weit zweckmäßiger und nützlicher. Denn der Leser kann sich gleich mit dem Inhalte des Nächsten bekannt machen, ohne zu einem *Breviario* mühsam zurückgehen zu müssen. Und das Auffuchen von Sachen und auch von Sprache wird durch die Anzeigen am Rande

trefflich erleichtert. Die Absonderung der Anmerkungen können wir nur in sofern billigen, daß auch die Besitzer anderer Ausgaben sie kaufen können. Verdienstlich ist der *Index historicus*, womit dem Hn. *Döring* nun vorgearbeitet ist. Fleißiges Sammeln — nur mit lästiger Breite — erkennt man auch in dem nützlichen *Prooemio de Livii vita et historia Romana*. Auch die *Tabulae historicae* am Ende des vierten Bandes sind zweckmäßig. Nur können wir uns gar keinen Grund denken, warum dieselben, für den Livius bestimmt, bis zu den spätesten Kaisern fortgeführt sind.

Wir wenden uns jetzt zu der Frage, wie beide Herausgeber denselben, von *Stroth* ihnen für Kritik und Erklärung herrlich vorgezeichneten Plan befolgt, und wiefern sie sich dem vorgesetzten Ziele genähert haben. Hievon werden folgende von beiden behandelte Stellen hinlängliche Anzeige geben.

Es sind vergebliche Wünsche, wenn einige Gelehrte hoffen, daß je von einer zweckmäßigen Behandlung der alten Classiker die Kritik abgesehen werden könne. Eine weise Beschränkung und Richtung gab ihr bey dem Livius der *strothische* Plan. Die Kritiken der früheren Bearbeiter und Gelehrten in bereits berichtigten Stellen sollten nicht wiederholt, und die Bemerkungen nicht mit unzweckmäßigen Kritteleyen angefüllt werden; nur an den noch verdorbenen, oder von Livius Manier an Ausdruck und Wendung abweichenden Stellen sollte mit entscheidenden Gründen der Fehler oder die Abweichung, wie das Heilmittel, angezeigt werden. Die Lesarten der Handschriften, welche sich in keiner Ausgabe finden, durften gar nicht angeführt werden, ausgenommen, wo aus der *drakenborchischen* Sammlung eine bessere Lesart ans Licht gezogen werden könnte. Eigene und anderer Gelehrten Vermuthungen verdienten nur dann in den Noten einen Platz, wenn sie Werth und Nutzen hatten. Das wirklich Evidente sollte in den Text erhoben, das nur Wahrscheinliche in den Noten zurückgelassen werden. Dieses waren die nach dem *strothischen*, von ihnen gebilligten, Plane beiden Herausgebern angewiesenen Grenzen. Hr. D. überschritt diese Grenzen, indem er in den letzten Bänden, wo er sich selbst überlassen arbeitete, Lesarten der Handschriften hie und da, ohne Nutzen für Sachen und Sprache, anführte. So finden wir 30, 8 die Note: *Pro avertit in pluribus Codd. apud Drakenb. avertit: ex solenni horum duorum verborum confusione*. Wozu die Kenntniß dieser Verwechselung? So wird 30, 16 zu *ultra* die ganz sinnlose Variante *ultra* angeführt; 30, 29 zu *eo curae intentioris erant*, die sprachwidrige Abweichung *eo curas intentiores*. Endlich 31, 35 zu *Eleusinem: Pro Eleusinem in pluribus codd. apud Drakenb. Eleusinem*. Was nützt diese ungrammatische Form? Hätte er wenigstens daraus für die Leser die Vermuthung gezogen, daß *Eleusina* vielleicht ehemals gelesen worden sey, da griechische Formen in der Geographie bey dem Livius nicht ungewöhnlich sind.

Solche Anführungen und Zugaben vermied zwar Hr. R.; aber er verfiel dagegen in eine andere Abweichung von dem *Stroth'schen* Plane, daß er an richtigen, von ihm selbst für richtig erklärten Stellen sehr häufig die Vermuthungen der früheren oder neueren Sprachgelehrten ohne Auswahl anführt. Wozu, wenn Vollständigkeit sein Zweck nicht war, solche Anführungen? Und verdienen denn alle Einfälle kritischer Gelehrten aufbewahrt zu werden? Wie konnte Hr. R. z. B. 21, 4: *Dein brevi (Hannibal) effecit, ut pater in se minimum momentum ad favorem conciliandum esset*, die bauerischen Vermuthungen, entweder *faceret* für *esset*, oder *minimi momenti* für *minimum momentum* zu lesen, und das nicht mißbilligend, anführen? Wenn Hannibal zum Scipio spricht: *Ut omnium obliuiscaris aliorum, satis ego documenti in omnes casus sum*: entfiel Hn. D. — wohl, weil man sagt: *ego sum tibi documentum*, Liv. 28, 42 — *an forte rectius documento*? Und dieser unnöthige Vorschlag an einer sprachrichtigen Stelle, warum wurde er von Hn. R. nicht eben so mit Stillschweigen übergangen, wie Hn. D. erklärende Note zu *aliorum, rerum ante gestarum*? Hannibal konnte sich ja nicht mit Sachen vergleichen. Die *rupertische* Ergänzung *hominum ejusmodi* ist nur wegen der Beziehung des *ejusmodi* mangelhaft. — Doch zur Vergleichung der Kritiken beider Herausgeber! 21, 16, wo die Römer bey der Betrachtung zittern, *Poenum hostem veteranum, trium et viginti annorum militia durissima inter Hispanas gentes semper victorem, primum Hamilcare, deinde Hasdrubale, nunc Hannibale, duce acerrimo, adfuetum — Iberum transire*, nimmt Hr. D. die Worte *primum Hamilcare — duce ac.* für einen *abl. abs.* ohne Sinn, und bemerkt: *ad su et um, ommissa re, cui adfuetus fuerit miles, durissimum videtur. An fuit: armis adfuetum?* ohne die Verbindung von *adfuetum* mit *Hamilcare* und *Hannibale* wahrzunehmen. Die Zeitwörter *gewöhnen* und *gewohnt seyn* haben die Römer mit dem Ablativ verbunden, wie *ad sufactus* bey Cic. Cat. 2, 5, §. 9, *ad suescere* bey Tac. Aunal. 2, 52, *insuescere* bey Colum. 6, 4 beweiset. So faßte schon Drakenborch diese Stelle, wie seine Beweisstellen zu 31, 35 zeigen. Und *adfuetum armis* drückte ja nicht mehr aus, als was schon in *trium — victorem* liegt. — C. 27. *Jamque omnibus satis comparatis ad trajiciendum, terrebant ex adverso hostes, omnem ripam, equites virique obtinentes, welche, Reuter und Fußgänger, das ganze Ufer eingenommen hatten.* Hr. D. ist geneigt, *eq. v.* ganz zu streichen, oder mit einigen alten Ausgaben *equis virisque* zu lesen, was wirklich Hr. R. in den Text aufnimmt. Aber sind denn die Worte müßig? Livius sagt 26, 5: *Alia parte ipse adortus est, alia Campani omnes, peditesque equitesque, et cum iis Punicum praesidium — erupit.* So bezeichnen auch die Griechen die gesammte Macht, wie Aeschyl. c. Ctes. p. 532 ed. R. καὶ εἰσήμε τε εἰς τὰς Θύβας, ἐν τοῖς ὄπλοις διεσκευασμένοι, καὶ οἱ ἰππεῖς καὶ οἱ πεζοί. Warum aber die Wortstellung mißfallen kann, ist von den

Herausgebern nicht gezeigt. — C. 29 *nec Scipioni sententia stare poterat, nisi ut ex consiliis coactisque hostis et ipse conatus caperet, et Hannibalem etc.* Hr. D. vermißt bey *sententia* das Wörtchen *alia*, Hr. R. hält für möglich es zu ergänzen. Wir sehen zu beidem keinen Grund. Scipio konnte nur (*non nisi*) den Entschluß fassen, daß u. s. w. Tac. Ann. 3, 65. *Exsequi sententias haud institui, nisi insignes per honestum aut notabili dedecore!* Liv. 22, 59. *nec supersumus pugnae, nisi in quibus trucidandis et ferrum et vires hostem defecerunt*, wo die Ergänzung von Hn. D. *alii* bey *nec superf. pugnae* mit seiner Meinung an unserer Stelle in Widerspruch steht. S. Wolf zu Tac. Ann. S. 117. — Die Ergänzung von *alius* ist höchstens bey *non aliquis* — *quam* zulässig. Tac. Ann. 1, 4 *ne is quidem annis — aliquid, quam iram et simulationem meditatum (esse Tiberium)*, nach dem Griechischen z. B. bey Plat. Crit. c. 15, p. 213 ed. Fifeher. *τι ποιῶν, ἡ εὐχὴ χούμενος ἐν Θερταλίᾳ*; — C. 30 *Pervias (Alpes) paucis esse exercitibus invias?* wurde die unnöthige Emendation von *Stroth nec*, mit Tilgung des Fragezeichens, von Hn. D. beybehalten, von Hn. R. aber glücklich aus dem Texte entfernt. — C. 30 *perversis rupibus juxta inviā ac devia adfueti, discurrunt*, häufen Hr. D. und R. unnöthige Emendationen. Am einfachsten ist, *juxta ad* für *juxta* zu lesen. Denn wenn Hr. D., an der Richtigkeit der Construction zweifelnd, behauptet: *discurrere aliquis non locis vel loca, sed in locis vel per, circa, ad loca vulgo dicitur*: so widerlegt ihn schon 23, 42 *percurfant totis finibus nostris negligentius*. — C. 34. *Ibi* (bey den Alpenbewohnern) *non bello aperto, sed suis artibus, fraude, deinde insidiis, est prope circumventus.* Hr. D. verdammt das Wort *suis* als ein Einschleibsel, leugnend, daß gegen Hannibal seine Künste von den Alpenbewohnern gebraucht worden wären. Aber man erwäge, die Alpenbewohner stellten sich als Freunde, und griffen dann unerwartet den Hannibal hinterlistig an. Waren das nicht Künste des Hannibals, Betrug und Nachstellung? Liv. 22, 16 *Nec Hannibalem sefellit, suis se artibus peti.* Hr. R. erinnert nichts. Uns mißfiel die Trennung der Worte *fraude insidiis* durch *deinde*, welche uns kraftlos, und aus *de in* entstanden zu seyn schien. Wir schlagen daher vor *fraude et insidiis*. — Glossen und Einschleibsel argwohnt Hr. D. oft. So wird 21, 28 das *naudem, den schwimmenden*, unentbehrlich für den Sinn, — der Elephant verfolgte ja auch den schwimmenden — für ein entstellendes Glossen erklärt. So wird 22, 17 *calorque jam ad vivum, ad imaque cornuum adveniens*, die Worte *ad — cornuum* als Glossen zu tilgen vorgeschlagen, während Hr. R. das *adveniens* unnöthig mit *inclinans* zu vertauschen wünscht. — C. 43. *Dum sic aliquot spectatis paribus adfectos dimississet, concione inde habita, ita apud eos locutus fertur.* Mit welchem Grunde das *dum*, gegen die Lesart einiger Handschriften *quum*, beybehalten wurde, begreifen wir nicht. Hr. R. nahm sprach-

richtig nach Gronov's Verlangen *quum* auf; so wie er 21, 46 *Hic erit juvenis*, gegen die andere von Hn. D. in Schutz genommene Lesart *hic erat juvenis*, gut vertheidigte und beybehielt. — C. 56. *Itaque quum jam in orbem pugnarent, decem millia ferme hominum, quum alii evadere nequivissent, media Afrorum acie — cum ingenti caede hostium perrupere.* Hr. D. behielt mit Stroth alii bey, während Gronov die andere Lesart *alia* als richtig erwies; welche auch Hr. R. aufnahm, nur ohne seinen Vorgänger zu nennen. Gegen alii streitet schon hinlänglich *nequissent*, welches dann in *nequirent* verwandelt werden mußte. Dafs aber Hr. R. mit Gronov hier *mediam Afrorum aciem* lesen will, davon sehen wir eben so wenig den Grund ein, als wenn Jemand 22, 3, statt *medio Etruriae agro praedatum profectus, per medium — agrum* zu lesen vorschläge. — C. 58. *Haud longis inde temporibus, dum intolerabilia frigora erant, quies militi data est.* Hr. D. und R. stimmen für Gronov's Verbesserung: *haud longi inde temporis*; der erste mit dem speciellen Grunde: *Nam quies haud longis temporibus durissime dictum et vix Livianum videtur.* Diesen Grund erlaube uns Hr. D. zu verstärken, und zu behaupten, diese Verbindung war eben so Unfinn, als wenn Jemand sagen wollte: *iter longo tempore.* Allein *haud longis temporibus* gehört zu *quies data est* auf die Frage *wie lange*. Und so sehen wir keinen hinlänglichen Grund zur Änderung, wenn gleich das Gronov'sche als eine leichte Emendation sich empfiehlt. — Lib. 22, c. 9. *Ubi satis quieti datum, praeda ac populationibus magis, quam otio aut requie gaudentibus, profectus — devastat.* Zu *gaudentibus*, den *abl. absol.*, ergänzte Stroth richtig *militibus*, wie Tac. Ann. 1, 29. *Orantibus (militibus) rursus idem Blaesus et L. Apronius ad Tiberium mittuntur*, und Ann. 3, 33 *exhibita*. Dieser ablativische Satz gehört dann zu *profectus*, und giebt den Grund an, warum Hannibal sogleich, nachdem sie nur mäßig ausgeruht hatten, aufbrach. Falsch bezogen die Gelehrten *gaudentibus* zu den Worten *ubi — datum*, und daher billigte Hr. D. Gronov's Vorschlag *quietis* und Hr. R. nahm ihn wirklich auf. — C. 24. *Ad quem (tumulum) capiendum si luce palam tretur, quia haud dubie hostis breviori via perventurus erat, nocte clam missi Numidae ceperunt.* Hier wollte Gronov das *ceperunt* streichen; ihm stimmte Stroth bey, ohne Einsprache von Hn. D. mit Hn. R. Allein die Numidier haben den Hügel wirklich genommen, wie das Nächste beweiset, und zu *ceperunt*, der Lesart aller Handschriften, wird bequiem *eum* ergänzt. Der Bau der Construction ist ganz derselbe wie 21, 41: *Equestri proelio, qua parte copiarum conferendi*

manum fortuna datus est, hostem fudi? peditum agmen, quod in modum fugientium raptim agebatur, quia adsequi terra non poteram, regressus ad naves, quanta maxima celeritate potui, tanto maris circuitu in radicibus Alpium obvius fui, wo peditum agmen von adsequi regiert wird, wie ad quem zu iretur gehört, und darauf illi bey obvius fui zu ergänzen ist, nicht mit Hn. R. hosti aus dem vorhergehenden hostem fudi. So wird 4, 3. Civis Romanus si sit ex plebe, praecisa spes consulatus erit? richtig ei bey praecisa verstanden. — C. 34. Cum quatuor militum legionibus universis pugnari posse, adparuisse eo, quod etc. Hr. D. vertheidigt gegen Crevier militum — und nach ihm Hr. R. — eine abundantia annehmend, wie bey classis navium 22, 37 f. sey: quinqueremes ad navium classem, quae cum T. Otacilio praepatore in Sicilia erant, quinque et viginti additae, wo Gronov ein Zahlwort bey navium vermisst, diesem aber Hr. D. ein redundat vox navium entgegensetzt. — Aber das war ja gerade für Gronov der Grund der Änderung, dafs er keinen Grund der abundantia sah. Dieser mufs also gezeigt werden. Classis (κλῆσις) bezeichnet ursprünglich eine Versammlung oder versammelte Menge. S. Forcellini's Lexicon in classis. Man verbinde also classis navium, quae erant näher, zu der Flotte der Schiffe, welche u. s. w.; und man wird weder eine abundantia, noch eine Unrichtigkeit sehen. Damit kann also legionibus militum nicht gerechtfertigt werden. Allein auch dieser Ausdruck ist richtig, und bedeutet römische Soldaten, in Gegensatz von den sociis, denen die milites oft entgegenstehen, gerade wie 27, 38 duo millia de legione militum steht. Dort sagt Hr. D., die frühere Stelle vergessend, milites legionarios, si haec sana sunt (?), intelligendos esse censet Crevierius. — C. 43. Cum utriusque consulis eadem, quae semper ante, fuisset sententia, ceterum Varro fere omnes, Paulo nemo, praeter Servilium, prioris anni consulem, adsentiretur, majoris partis sententia ad nobilitandas clades Romana Cannas, urgente fato, profecti sunt. Hr. R. billigt die Erklärung seines Vorgängers: pro fuisset malim ejset, nam fuisset rectius ad quae quam ad eadem suppletur. Allein wer erwägt, dafs in zwey Gliedern des Vorsatzes oder Nachsatzes die Zeitwörter auf einander bezogen werden können: dem kann die Beziehung des adsentiretur auf sententia fuisset, und die Richtigkeit des letzteren nicht entgehen. Wenn aber Hr. D., zu quae ante semper das fuisset für passend hält: so mag er wohl an den modus nicht gedacht haben. — C. 57 wird Hn. D. Änderung sacrificiisque oder jaculisque für suppliciisque von Hn. R. mit Recht verworfen und widerlegt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Eurich: XII in Kupfer gestochene Vorschriften zur Erlernung der englischen Handschrift von H. Brose in Berlin. Ohne Jahrzahl. (16 Gr.) Diese Vorschriften zeichnen sich durch Leichtigkeit und Gefälligkeit der Schreibzüge, so wie durch Reinlichkeit und Genauigkeit des Stiches vor vielen aus. Hr. B. zeigt sich in

denselben nicht nur als einen geschickten Schreibekünstler, dessen Hand sich viel geübt hat, sondern auch als einen scharfsichtigen Schreibmeister, der über Schönheit im Schreiben und Charakter der Schriftzüge nachgedacht hat. Wahrhaft gefehlmachlos aber ist der Titel zu diesen Vorschriften: die hier angebrachte Spielerey thut dem Auge garnicht wohl. Vg.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 J A N U A R, 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension

von

Döring's und Ruperti's Livius.

Lib. 23. C. 1 mußte Gronov's scharfsinnige Verbesserung: *Aevis* (für *his* oder *haec*) *Hannibal post Cannensem pugnam captis ac direptis, confestim ex Apulia in Samnium moverat*, einen Platz bekommen für die gewöhnliche von Autorität der Handschriften und dem Sprachgebrauche verlassene willkürliche Lesart: *Hannibal post Can. p. castra capta ac direpta, conf. — moverat*. Wer bloß an der Stellung des Worte Hannibal Anstoß nimmt, der erinnert sich nicht, daß das Subject mitten in die *ablativos absolutos* gesetzt wird. Hr. R. commentirt nicht besser an dieser Stelle. Dagegen zweifelt er mit Unrecht an der Richtigkeit 22. 8: *ut in adfecto corpore quamvis levis causa magis, quam valido gravior sentiretur*, und vermuthet mit *Drakenb.*, bey *valido* sey *in* herausgefallen, ohne zu bedenken, daß überhaupt bey Gegenätzen der Griechen und Lateiner häufig Präpositionen nicht doppelt gesetzt werden. 21, 10: *Hanno causam foederis magno silentio propter auctoritatem suam, non ad sensum audientium, egit*. Eben so wenig war 23, 22 *cum fremitus indignantium tota curia esset* — eine Verbesserung nöthig: *tota curia pro in tota curia, nisi forte praepositio in, quae paulo durius — hic omittitur, exciderit*. Wenn *to tus* bey einem Worte der Ortsbezeichnung sich findet: so wird ja regelmäsig die Präposition *in* auf die Frage *wo* ausgelassen. Cic. Cat. 2, 4, §. 7: *Quis tota Italia veneficus, quis gladiator etc.* Cic. p. L. Man. c. 11: *Quis enim toto mari locus — tam firmum habuit praesidium, ut tutus esset?* — Virg. Ecl. 1, 11: *Undique totis turbatur agris*. Mit Unrecht stritt daher schon ehemals Döring gegen die Verbesserung von Crevier 29, 32: *totaque Africa* (und in ganz Afrika) *fama mortis Masinissae varie animos adfecit*, mit folgender Note: *totaque Africa pro: perque totam Africam. At mihi fama tota Africa* (so sinnlos verband Crevier nicht!) *pro in tota Africa dispersa, vel totam Africam pervagata, durissimum videtur*.

Wir gehen jetzt zu den letzten beiden Bänden, wo Hr. D. ohne Stroths Vorarbeit allein fortgeschrieben, und vergleichen ihn auch da mit Hn. R. Es sey uns erlaubt, das 30 Buch zu wählen. — C. 1 J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

wird Licinius gepriesen in den Worten: *Is Roman reverteretur, bello quoque bonus habitus ad cetera, quibus nemo ea tempestate instructior habebatur, congestis omnibus humanis a natura fortunaque bonis*. *Drakenborch*, ohne Komma nach *habitus*, verbindet die Worte *ad cetera* mit *habitus*. Man ertheilte ihm auch das Lob, ein guter Feldherr zu seyn, zu seinen übrigen Vorzügen. Und so verband man richtig, wie schon der Gegensatz von *quoque-ad cetera* zeigen konnte, und nachher die Worte *super haec bellicae quoque laudis consulatus eum compotem fecerat*. Die Worte *congestis omnibus-bonis* erklären uns, in wiefern *nemo instructior habebatur*, Niemand mehr Vorzüge zu besitzen schien. *Cetera* generell bezeichnet alles, ausser der Feldherrnkunst, was ihn ausgezeichnet machte, *Schönheit, Körperstärke, Reichthum* u. s. w. Hr. D. construirt die Worte *ad cetera*, von dem Vorigen abgerissen, und durch *ad ceteras virtutes* erklärt, mit *congestis* aus folgendem Grunde: *Si Livius nunc ad pro praeter posuisset, haud dubie ad congestis adiecisset in eo*. Aber wer sagt wohl *congerere bona in aliquo*? Wird die Frage *wohin* mit *in* und dem Ablativ beantwortet? Und wenn ja die Ergänzung der Präposition zu hart erscheint: so ergänze man *ei*, wie bald nachher *eum* bey *compotem fecerat*, und bemerke, daß *congerere alicui* so gut Latein ist, als *congerere in aliquem*. Sen. d. Clem. 1, 14: *ambo laesae majestati, quidquid potuimus titulorum, congestimus*. Plin. 33, 1. Eben so hat auch *conferre* doppelte Construction. Die Vorzüge, *quibus nemo — instructior habebatur*, können überdiß keine anderen gewesen seyn, als die, welche ihm *Natur* und *Glück* verliehen. — Nicht gründlich wird C. 5 die *gronovische* Verbesserung *primis* für *proximis* widerlegt, noch weniger gut von Hn. R. gebilliget, indem weder Wiederholung eines Wortes in kurzem Raum, bey Livius häufig (So 23, 26: *nec Numida Hispano eques par fuit, nec jaculator Maurus caetrato, velocitati pari, robore animi viriumque aliquantum praestanti*), noch der griechische Ausdruck des Polybius ein hinreichender Grund gegen alle Handschriften ist. Wenn gleich darauf Livius erzählt: *Et trepidatio, quanta uesceffe erat, in nocturno effuso tam late incendio orta est*: so setzten Hr. D. und R. die nothwendige *gronovische* Verbesserung *quantam*, als eine ungewisse Vermuthung, deren man nicht bedürfe, in die Noten — ohne doch die Latinität zu rechtfertigen. Nicht glücklicher ist C. 6 Hn. D. Anmerkung über *confusus* von Hn. R. aufgenommen. — C. 7. Im karthagischen Senate wurden

über die jetzige Lage der Dinge und die zu ergreifenden Maßregeln drey Meinungen in Vorschlag gebracht, wovon die dritte, *tertia Romanae in adversis rebus constantiae erat; reparandum exercitum, Syphacemque hortandum, ne bello absisteret, censebat*. Drakenborch und Crevier wünschen *censebat* als nicht nöthig getilgt, auch der Kürze wegen. — Ihnen stimmt Hr. D. bey, ohne gezeigt zu haben, wovon denn *exercitum reparandum* abhängt, und — wenn das gezeigt werden könnte — was denn eigentlich an dem *censebat* misfalle. Denn wenn wir auch durch Streichung eines Worts der Rede mehr Kürze geben können, hat deswegen der Schriftsteller so geschrieben? Und beruht denn die Kürze auf einem Worte? Hr. R. sah nicht schärfer. — C. 12 bey einer offenbar verdorbenen Stelle: *modo dextram complectens etc.*, wird Gronov's ingeniöse Verbesserung nur angeführt, ohne die Nothwendigkeit zum Verändern zu zeigen, ohne die gemeine Lesart zu vertheidigen. — C. 13 erwiedert Syphax dem Scipio: *Tunc se insanisse, tunc hospitium privata et publica foedera omnia ex animo eiecisse, quum Carthaginiensem matronam domum acceperit*. Hier schrieb Hr. D. aus einer Handschrift von Crevier *tum*. Allein *tunc cum* kommt häufig auf einander bezogen vor, und Tibull. 3, 3, 9 ohne Variante. Eine einzige Handschrift hat keine entscheidende Stimme. Endlich wird *tunc* gewöhnlich von einer früheren Zeit gebraucht, auf welche eine andere im Gegenfatze mit *nunc* gewöhnlich wirklich folgt, oder als folgend gedacht werden muß, wie hier. S. Cic. Philipp. 7, 5 und Nep. Timoth. 3. Aber Hr. D. wagt es sogar in Beziehung auf diese Note 31, 2: *qui tunc in provinciis erant, tum* für das richtige *tunc* emendirt in den Text zu nehmen. — C. 14. *Non mediocri cura Scipioni animum pepulit*, Syphax durch seine Reden nämlich. Drakenborch hatte die Varianten und andere Meinungen durchgegangen, und fügte endlich, überzeugt von der Ächtheit unserer Lesart, hinzu: *si quid mutandum, legerim: non mediocri cura Scipionis animum pepulit*. — Hr. D. führt zwecklos die Varianten an, hinzufügend: *Nec opus est, quod conjecit Drakenborchius: non mediocri cura — pepulit* — als ob es Drak. wirklich für nöthig gehalten hätte! — und dann Drakenborch's Vermuthung zur Hälfte gebrauchend, fährt er fort: *si quid mutandum sit, legerim potius: non mediocri cura — pupugit*. Und warum? Weil nach drey Perioden *pepulerat* folgt, ein Grund, den wir schon oben zurückgewiesen. — C. 16. Die Gesandten der Karthager *veniam civitati petebant, civium temeritate bis jam ante eversae, incolum futurae iterum hostium beneficio*. Warum Hr. D. und R. das von früheren Herausgebern für falsch erklärte, in einer Handschrift wirklich ausgelassene *ante* im Text ließen, zu dem sie eben so wenig eine Erklärung finden konnten, wie die vorigen Herausgeber, wundert uns weit mehr, als Hn. D. Versuch, dafür *paene* zu setzen. — C. 16 dicirt Scipio den Karthagern die Friedensbedingungen; darunter *infusis omnibus, quae inter Italiam et Africam sunt,*

decedant. Hr. D.: *pro sunt malim: sint*. Warum wurde aber nicht auch 23, 33 f., wo Hannibals Bedingungen der Verbindung mit Philipp aufgeführt werden, der Indicativ in *vergunt* wegemendirt in den Worten: *quae civitates continentis, quae insulae ad Macedoniam vergunt, eae Philippi regniue ejus essent*? Hr. D. erinnerte sich nicht der Gesetze der *oratio obliqua*, welche unbedingt fodert, daß die Hauptsätze im *acc. e. inf.* oder Conjunctiv, die Zwischensätze hingegen im Conjunctiv, oder auch im Indicativ zuweilen, dargestellt werden. Liv. 21, 27. Tacit. Ann. 1, 10. Hist. 1, 86. 2, 37. Cic. Epist. ad d. 51, 4. §. 10. Caes. B. G. 1, 41. 3, 40. Eben so nahm er 21, 49, wo der römische Prätor den Befehl erteilt, *perque omnem oram qui erant, exspectant prospicient adventantem hostium classem*, mit *Stroth* an dem *erant* Anstoß: er tilgte es, und schlug für *qui* ein *quidam* vor, was auch schon *Faber* vorgeschlagen hatte. Hr. R. nahm es ohne Bedenken auf. Allein die Menschen, welche auf den Küsten signalisiren sollten, waren bereits dort, als der Befehl kam; daher betrachten wir das *adjectum qui erant* als Zusatz von dem Schriftsteller. Daher der Indicativ. Daß überhaupt die Gesetze der *oratio obliqua* von den Auslegern oft übersehen wurden, zeigen folgende Stellen. 21, 30 werden die Ermahnungen des Hannibal an seine Armee angeführt: *Nunc — in ipsis portis hostium fatigatos subsistere, quid Alpes aliud esse credentes, quam montium altitudines?* Hr. D. giebt uns in der Bemerkung: *credentes pro credere et hoc pro credunt*, selbst einen Indicativ, nur in keinem Zwischensatze, und an einer ganz falschen Stelle. Und dennoch wiederholt Hr. R. auch diesen Verstoß gegen die Grammatik. Wir erinnern nur an das griechische *τι οἰσέσθας, τι παθόντας*. — 30, 21 tadeln die alten Senatoren die Gleichgültigkeit der Römer bey dem Abzuge des Hannibal aus Italien. *Transitu in Italiam Hannibalis, quantum terroris pavorisque, sese meminisse; quas deinde clades, quos luctus incidisse?* *quae vota singulorum universorumque civium fuisse?* Hr. D. nimmt wahr: *forma illa orationis obliquae, quas clades incidisse pro quae clades inciderint, saepius apud Nonstrum obvia*. Dafür hätte wohl erörtert werden sollen, welche Sätze der *oratio obliqua* im *Accus. c. inf.* stehen müssen. — 31. C. 11. Die an den Masinissa bestimmten Gesandten werden außerdem noch beauftragt, ihm die Gründe des Kriegs gegen Philipp zu entwickeln: *nunciare praeterea jussi, bellum cum rege Philippo etc.* — und um Hülfe zu bitten. *Petere, ut ad id bellum mitteret auxilia Numidarum equitum*. Wie der Text jetzt beschaffen ist, hängt *petere* von *nunciare* ab, nämlich *se* oder *Romanos petere*. So erklären zwölf Zeilen nachher die Abgeordneten des Verminna: *Verminnam quoque adniscum, ne officiis in populum Romanum aut a Masinissa, aut ab ullo alio vincatur. Petere* (natürlich *Verminnam*); *ut rex sociusque et amicus ab senatu appellaretur*. So die Gesandten des Masinissa in Rom 30, 17: *Petere,*

ut regium nomen ceteraque Scipionis beneficia et munera Senatus decreto confirmaret, et nisi molestum esset, illud quoque petere Masinissam, ut etc. Alle diese Stellen beweisen, daß, wenn *petere* gelesen wird, unsere Erklärung die einzig wahre ist. Hr. D. liefs *petere* cursiv drucken, und verbindet nach Gronov: *petere* sc. *jussi*. Sed Drakenborchius veterem plurimorum Codd. lectionem *petere*nt, sive *petere*ntque probat. Wenn *jussi* aus dem Vorigen ergänzt werden soll: so muß durchaus aus einer Handschrift *petere*que aufgenommen, und *petere* wie *nunciare* gedeutet werden, wovon Hr. R. freylich, die *gronovsche* Bemerkung anführend, nichts sieht. Allein wir stimmen Drakenborch bey, welcher *petere*ntque (*petere* ist Verbesserung von Gronov) aus den meisten und besten Handschriften billigt. Denn ungeachtet Gronov überall ändert, warum sollte nicht von *jussi* ein Conjunctiv abhängig gemacht seyn, da auf *jubere* der Conjunctiv mit und ohne *ut* folgt? Vorher liefs Drakenborch in ähnlichem Falle 31., 8, 9: *Fulvius Gillo et ipse jussus ex eo exercitu — legere — id praesidio Siciliae provinciae esset, esset* drucken gegen Gronovs Vorschlag *esse*, wovon nach Drakenb. Hr. D. richtig sagt: *non opus est*, nur ohne Rechtfertigung. Aber eben so wenig Grund sieht Rec., warum man 23, 44: *quos (Nolanos) conlaudatos Marcellus in subsidis stare, et saucios ex acie efferre jussit; pugna abstinere, ut ab se signum acceperissent*, nach Gronovs Willen die Lesart nur weniger Handschriften *abstinere* allgemein aufnahm. — 21, 35. *Praegressus signa Hannibal in promontorio quodam — consistere jussis militibus Italiam ostentat subjectosque Alpibus montibus Circumpadanos campos: moeniaque eos tum transcendere non Italiae modo, sed etiam urbis Romanae. Cetera plana, proclivia fore. Stroth* ergänzte bey *moeniaque* *dicat*, diels in *ostentat* suchend. Dagegen Hr. D.: *Supplendum potius est: jubet, quod latet in jussis militibus; nempe tum h. e. postquam Italiam ostentaverat militibus, eos jubet cett.* Wie kann man aber aus einem nicht unmittelbar vorhergegangenen Zwischenfatze ein Hauptverbum ergänzen? Und der Begriff *befehlen* paßt nicht zum Ganzen, am allerwenigsten zu *cetera plana, proclivia fore*, was hoffen und versprechen, aber nicht Hannibal gebieten konnte. Wo wird endlich *tum*, *darauf*, also in die Mitte geworfen? Der Sinn der Stelle ist: *Jetzt stiegen sie, sagt Hannibal zu seinen Soldaten, indem sie über die Alpen gingen, nicht nur über die Mauern Italiens, sondern auch Roms. Tum, jetzt, wird wie das griechische τότε gebraucht. Liv. 21, 22, 31, 15. Auch etiam tum ist Beleg genug für diesen Gebrauch. Und dennoch wird 22, 22: Abelux erat Sagunti nobilis Hispanus fidus ante Poenis, tum, qualia plerumque sunt barbarorum ingenia, cum fortuna mutaverat fidem, ein jam für tum vorgeschlagen und von Hn. R. wiederholt! Und beide bemerkten bey *moeniaque* das Merkwürdige der Sprache nicht, daß, wo die *oratio obliqua* mit *que**

anhebt, wie auch an anderen Stellen mit *et*, alle Mal *dicere* zu ergänzen ist. Tac. Annal. 1, 30: *Durabat et formido coelestis irae, nec* (aufgelöst und ergänzt *et dicebant non*) *frustra — adversus impios hebescere sidera, ruere tempestates. Liv. 31, 30: Deploraverant vastationem populationemque miserabilem agrorum. Neque id se queri, quod hostilia ab hoste passi forent. — 30. C. 18 beschreibt Livius die Bangigkeit der Römer bey dem Weggange des Hannibal aus Italien in einer oratio obliqua. Die Römer betrachten erst den Feldherrn wie furchtbar er sey, und dann die Armee. Vom Hannibal hiefs es: *Nec Scipioni aut cum Syphace — aut cum Hasdrubale — rem futuram — sed cum Hannibale — qui senex vincendo factus, Hispanias, Gallias, Italiam ab Alpibus ad fretum monumentis ingentium rerum compleisset. Darauf geht die Rede zur Armee mit den Worten über: Ducere (Hannibalem) exercitum aequalem stipendiis suis etc. Gronov emendirte duceret für ducere, es mit compleisset verbindend, und nahm es auf; ihm folgte Le Clerc; Drakenborch und Crevier gefiel die Verbesserung, sie trugen aber doch Bedenken, sie aufzunehmen. Dieses that Hr. D., cum orationis nexus et ratio grammatica eam postulet. Oratio cohaeret ita: sed cum Hannibale — qui compleisset — qui duceret exercitum perfusum sc. exercitum portantem. Dann bestreitet er des Doujatius ungereimte Meinung, welcher ducere von einem früheren Worte canere abhängig gemacht hatte, mit den Gründen und Worten von Drakenborch. Wir wünschten entwickelt zu sehen, welche ratio grammatica die Verbesserung Gronovs verlange. Da dieses nicht geschehen ist: so sey uns erlaubt zu bemerken, daß Gronov nicht der Grammatik wegen so emendirte, sondern um den Fluß und die Stärke der Rede zu vermehren. Allein warum ein *Apyndeton* hineinzuemendiren sey, sehen wir keinen Grund, da die ganze Rede nicht kraftvolle Darstellung bezweckt, sondern die einzelnen Betrachtungen leicht neben einander hingeworfen werden. Denn es ist der Charakter der oratio obliqua, daß die einzelnen Gegenstände der Überlegung mehr leicht oder gar nicht verbunden auf einander folgen, als künstlich verknüpft werden. Und ducere hängt so gut, wie rem futuram (esse) vorher, und obcursuros nachher, von dem Worte ab, welches die ganze oratio obliqua regiert. Hiezu kommt, die zwey Gegenätze von Feldherrn und Armee werden durch die Verbesserung zerrissen. Und sollte endlich Einigen der Wechsel des Subjectes misfallen, da Hannibal vorher Object gewesen war: so bemerken wir, daß Livius kein Feind eines solchen Wechsels gewesen ist. 21, 17: *Nominatae jam antea consulibus provinciae erant, tum sortiri jussi. 22, 7: Quae Punica religione servata fides ab Hannibale est, atque in vincula omnes coniecti*, wo wir gern die döring. Verbesserung *qui* für *atque* entbehren nach den reichlichen Beyspielen, welche Stroth dort und 23, 18 not. n. gegeben, und trefflich entwickelt hat. Eine einzige Stelle von Tacitus Ann. 1, 51: *Ex vitæ caedes Bructeros, Tubantes,***

Usipetes, saltusque (Bructeri, Tubantes, Usipetes), per quos exercitui regressus, in sedere, vertheidigt hinlänglich die Wendung des Livius. Hr. R. stimmt Gronovien bey, oder bietet uns gastfrey sein *et duceret* oder das schlechtere *ducens* mit einem *omnino legendum* an. Allein nach Gründen, wie schon die bisherigen Stellen zeigen, muß man bey Hn. D. und R. nicht fragen, wenn sie andere Verbesserungen billigen oder mißbilligen, oder eigene vorschlagen. So 26, 7: *Tō quoque deletit J. Fr. Gronov, sed librr. vett. et Mss. Drakenb. constanter illud servant; wie Drakenb. die Note. abtastete.* Aber wenn das *quoque* nun sprachwidrig, oder gegen den Sinn wäre? — 26, 29: *Fuit enim Scipio — compositus, pleraque apud multitudinem aut per nocturnas visa species, aut velut divinitus mente monita agens, sive et ipse capti quadam superstitione animi. sive ut imperia consiliaque velut sorte oraculi missa, sine cunctatione exsequerentur.* Hr. D.: *sive et ipse capti cett. legendum puto: sive esset ipse capti*, diese Vermuthung in der Vorrede p. VII mit andern der Art unter die der Wahrheit ganz nahe tretenden zählend. Hr. R. ergänzt *esset, nisi pro et cum Doer. leg. esset.* Wir können keines von beiden billigen. Denn sollte ergänzt werden: so müßte erst *erat* stehen, weil die Partikeln *sive*, *seu* an und für sich den Indicativ verlangen. Und auch hier fodern sie als Erklärungsworte des Livius, von Keinem gedacht und gesagt, den Indicativ. Und warum wird denn emendirt? Das erste Glied mit *sive* ist ja ein Participialsatz, *sive et ipse capti — animi* (w). Dieselbe Construction giebt uns Tacit. wieder Ann. 3, 31: *Ejus anni principio Tiberius, quasi firmandae valetudini, in Campaniam concessit, (sive) longam et continuam absentiam paulatim meditans, sive, ut amoto patre Drusus munia consulatus solus impleret.* — 26, 22. *Manlius — venit petitque; ut pausa sua verba audiret.* Hr. D. schürzt hier selbst einen Knoten, um ihn zu lösen, mit der Bemerkung: *petitque, cum sequatur, ut — audiret, putes Livium scripsisse petiitque; sed saepius post praefens historicum imperfectum conjunctivi poni solet.* Hr. D. erinnerte sich nicht an den alltäglichen Gebrauch des Präsens bey den Historikern; und doch hat Hr. R. diese Vermuthung aufbewahrt.

Genug Proben von der Kritik beider Herausgeber! Wir kommen nun auf die Hauptsache dieser Ausgaben, auf die Erklärung, und wollen, um auch von dieser einige Proben zu geben, dieselben Bücher 21, 22 und 30 durchgehen. Liv. 21. c. 1. Unter die Ursachen, warum der Krieg so erbittert von Seiten der Karthager geführt wurde, zählt Livius: *Poenis (indignantibus), quod superbe avareque crederent imperitatum vietis esse.* Beide Herausg. verstehen *avare* von der Begierde nach Länderbesitzungen. Aber wo heist es das? Und fordert das hier der Zusammenhang? Die angeführte Klage bezieht sich auf die Wegnahme Sardinien, dessen die Römer sich mitten im Frieden bemächtigten *superbe*, im Gefühl ihrer Übermacht, wie es Heeren im Handbuche d. a. G. S. 103, eingedenk

dieser Stelle, richtig bezeichnet, und *avare*, hab-süchtig, indem sie noch überdies 1200 Talente Kriegskosten den Karthagern abzwangen. S. Polyb. 1, 88. Und das bestätigt der Sprachgebrauch. So meinten die Karthager von den Sardinern 23, 32: *et proximo iis anno acerbè atque avare imperitatum*, die Römer quälten die Sardinier mit Abgaben und Contributionen, nicht durch Wegnahme von Ländern. In diesem Sinne schrieb Curtius IV, 11 ganz mit der Sprache des Livius: *Aegyptii, olim Persarum opibus infensi — quippe avare et superbe imperitatum sibi esse credebant — exorcerant animos.* — C. 2. Hamilkar führte den afrikanischen und spanischen Krieg so, *ut appareret, majus eum, quam quod gereret, agitare in animo bellum.* Hier macht Hr. D. mit seiner Bemerkung: *cogita, Hannibalem quavis occasione tam insignem gloriae bellicae cupiditatem quam acerbissimum in Romanos odium ostendisse*, den berühmten Hannibal gar zu einem Wunderkinde, indem er ihn, als vierjährigen Knaben, den Krieg gegen die Miethtruppen und darauf gleich den spanischen führen läßt. — C. 3. *An hoc timemus, ne Hamilcaris filius nimis sero imperia immodica et regni paterni speciem videat?* Hr. D. bemerkthier: *de immodica imperandi libidine, quam in Hispania inprimis ostendebat Hasdrubal, vide, quae etc.* Aber wir sehen hier im Livius keine Sylbe und Spur von der Herrschbegierde des Hasdrubal. — C. 4. *Neque Hasdrubal alium quemquam praeficere malle, ubi quid fortiter ac strenue agendum esset.* Hr. D. ergänzt *exercitui zu praeficere*, Hr. R. *militibus*. Woher? Warum? Keine Sylbe. Die Zeitwörter *praeficere*, *praepone*, *praesidere*, *praesse* werden im militärischen Sinne absolut von der Übertragung oder Führung des Commandos gesetzt. So gleich nachher C. 12, und 29, 34, welche Stelle Corte zum Sallust. p. 64, nicht richtig verstanden, mißbrauchte. Tac. Histor. 2, 23: *nam eos quoque Otho* (wie für *Otho quoque* zu verbessern ist) *praefecerat.* Ann. 3, 74: *Cornelius Scipio legatus praefuit, quae praedatio in Lepidinos.* Hier ergänzt Hr. R. unkundig des Gebrauches *ei vias s. parti* bey *praefuit.* Liv. 27, 15: *Ignitar Democrates, qui praefectus antea classis fuerat, forte illo loco praepositus; postquam vidit etc.*, wo Hr. D. selbst mit *Drakenborchs* richtigen Bemerkungen über *praeponi* und *praesse* gegen *Rhenanus* kämpft. Ann. Tac. 1, 16 *praesidere.* Ergänzungen, die man aus der Luft greift, ohne zu zeigen, woher sie gekommen, führen die Jugend zur Ungründlichkeit. Leider sind solche Anmerkungen bey beiden Herausgebern nicht selten: wie C. 11 bey *adfectos* ergänzt Hr. D. *metu*; c. 24 zu *solicitarant* beide *ad seditionem*; c. 52 bey *terrae laboranti* Hr. D. *malis populationis*; 22, 3 *speciosa s. dictu* beide; c. 55 bey *fore*, unnötig und falsch, Hr. D. *obvios*; 23, c. 1 beide *fidem* bey *accipere* und *defectionem* bey *detractantes*, als ob Zusammenhang und Gegensatz die Worte nicht klar machten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 J A N U A R, 1811.

RÖMISCHE LITERATUR

Fortsetzung der Recension

von

Döring's und Ruperti's Livius.

C. 4. *Nulló labore aut corpus fatigari aut animus vinci poterat.* Bey der Zeichnung des Charakters von Hannibal, meint Hr. D., habe Livius Sallustius Beschreibung des Catilina vor Augen gehabt. Wie? Hat er Sache oder Sprache von da entlehnt? Wird Hannibal zu einem Catilina herabgewürdigt? — C. 4. *Vestitu nihil inter aequales excellens, arma atque equi conspiciabantur.* Hr. R. versteht unter *aequales milites, qui omnes aequales vestitu*, ohne Sinn: Hannibal trug sich so, wie alle Soldaten, welche sich ihm gleich trugen! Und weder können gemeine Soldaten *aequales* oder Feldherrn in dem Sinne genannt werden, noch ist es wahrscheinlich, daß Hannibal wie die gemeinen Soldaten sich kleidete. — C. 5. Hannibal will alle Völker um Sagunt herum mit Gewalt bezwingen, oder durch Bündnisse mit sich verbinden, um dadurch Gelegenheit zum Kriege gegen Sagunt zu finden. *In Olcadum fines prius induxit exercitum, ut non petiisse Saguntinos, sed rerum serie, finitimis domitis gentibus, jungendoque tractus ad id bellum videri posset.* Bey jungendoque ist *eas* aus *finitimis gentibus* zu ergänzen, und *jungere* in der Bedeutung: mit sich verbinden, zu nehmen. Liv. 1, 19: *cum omnium circa finitimorum societate ac foederibus junxisset animos.* Tac. Ann. 3. 43: *ut eo pignore parentes propinquosque eorum adjungeret.* Liv. 21, 58: *in Etruriam ducit, eam quoque gentem, sicut Gallos Liguresque, aut viant voluntate adjuncturus.* Virg. Aen. II, 265. *Adspiciunt socios atque agmina conscia jungunt.* Hr. D. hingegen ergänzt *jungendo* sc. *Saguntinos.* *Apud Liv. saepe nomina, quae statim* (6 Zeilen vorher in einer anderen Periode) *praecefferunt, omitti solent.* Hannibal wollte den Schein haben, zum Kriege gegen Sagunt, gezwungen zu seyn dadurch, daß er Sagunt mit sich verbinden wollte!! Stroth fasste die Sprache nicht richtig, und Hr. R. leistete nichts — als daß er die Meinung Aller zusammentrug. — C. 6. Die Römer schickten Gefandte nach Spanien, quibus si videretur digna causa, et Hannibali denunciarent, ut ab Saguntinis — abstineret, et Carthaginem in Africam trajicerent etc. Hr. D. er-

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

gänzt unbestimmt bey *digna causa* sc. ob quam sociis adessent auxilio, ohne zu bedenken, daß die Worte sich auf die beiden Gegensätze *et denunciarent* - *et trajicerent* beziehen, wenn sie hinlänglichen Grund fänden. — C. 12. *Strataque omnia recentibus ruinis adveniendi Hannibali ostendit* (Maharbal) soll wiedergegeben werden durch die döringsche Umschreibung: *et quidquid muri recens prostratum atque dejectum esset!* Warum denn bey sonnenklaren Worten den Lesern einen falschen Sinn angeben? — C. 17. *Nominatae jam antea consulibus provinciae erant, tum sortiri jussi.* Hr. D.: *ut hujus belli gerendi imperium consulibus committeretur, jam antea a Senatu decretum fuit.* Damit glaubte er nämlich den Sinn von *provincia* wiederzugeben, welches Wort ursprünglich *negotium et munus belli administrandi* (S. Forcellini), dann den Begriff des Ortes zuweilen erhält, wie die obige Stelle c. 5. beweist. *Velut: Italia ei provincia decreta esset.* Hr. R. verstand die Stelle richtig. — C. 17. *Cum his terrestribus maritimisque copiis T. Sempronius missus in Siciliam, ita in Africam transmissurus; si etc.* Hr. D.: *ita h. e. inde sc. eas.* Ita für inde? Und wozu das Supplement *eas* bey *transmissurus*? Was wird er c. 20 *constante fama, jam Iberum Poenos transmississe*, und in hundert anderen Stellen ergänzen? Hr. R. ergänzte eben so falsch *eas*, *ita* ziemlich richtig durch *tum demum* erklärend; nur daß *tum demum* einen größeren Nachdruck hat, während *ita, si, dann, wenn*, einfach verbindet. 21, 19: *ita id (foedus) ratum fore, si populus censuisset.* — C. 20. Die Gallier erwiedern: *audire sese, gentis suae homines agris finibusque Italiae pelli a populo Romano, stipendiumque pendere et cetera indigna pati.* Hr. D.: *cetera h. e. alia, ut saepe apud nostrum.* Auch so Hr. R., auf Drakenborch hinweisend, welcher keine Sylbe davon gelehrt habe. — Allein *cetera* zeigt bestimmt an die übrigen allgemein bekannten Mißhandlungen der Römer. So soll umgekehrt *alii* für *ceteri* stehen, sogar für *reliqui*, wie gelagt wird zu Liv. 21, 56, 22, 46. 56 und 30, 10. Wenn gleich Livius sein *alius* zuweilen sonderbar gebraucht hat: so kann es doch unmöglich so willkürlich behandelt werden. — C. 22. Hannibal hatte im Traume das Verbot bekommen, sich nicht umzusehen auf dem Wege; dennoch, wird erzählt, *Hannibalem cura humani ingenii, quum, quidnam id esset, quod respicere vetitus esset, agitare animo, temperare oculis nequivisse.* Hier soll *cura humani ingenii* gezwungen Neugier-

de bezeichnen. Es bedeutet bloß natürlich *menschliche Angestlichkeit*. — C. 23. Hannibal schickt nach der Entweichung der Carpetaner 7000 Unzufriedene nach Haus (*dimisit*), *Carpetanos quoque ab se dimissos simulans*. Hr. D. nimmt *quoque* für *insuper, praeterea*. Also construirt er *simulans quoque, sich überdies stellend*! Wenn Hr. D. in den Worten *quos sedes suae tenuerant* eine *inversa constructio* erkennt, für *qui sedes suas tenuerant*: so verkennt er die Eigenthümlichkeit in *locus me tenet*, ein Ort fesselt mich, welche Gronov richtig verstand. — C. 38. *Eo magis miror ambigi, quam Alpes transierit (Hannibal), et vulgo credere, Penino — transgressum*. Hr. D. bey *vulgo credere*: sc. *homines vel omnes*. *Omnes* ergänzt auch Hr. R., ohne zu bedenken, daß *credere vulgo* und *credere omnes* zwey ganz verschiedene Dinge sind. C. 43. Hannibal spricht: *Hic vobis terminum laborum fortuna dedit: hic dignam mercedem emeritis stipendiis dabit*. Hr. D. commentirt *emeritis stipendiis h. e. iis, qui stipendia emeruerunt, veteranis*. Hannibal ermahnt also seine Soldaten so, daß er nur denen, welche eine gewisse Anzahl Jahre dann gedient haben, Belohnungen verspricht. Aber wie konnte eine solche Aufmunterung seinen Soldaten Muth machen? Die Worte *emer. st.* müssen zwischen zwey Kommata gesetzt und gefalst werden *nach Vollendung des Krieges*, wie Hr. R. sie richtig verstand, nur schlecht interpungirte. — C. 49. *Simul itaque (quamquam de industria morati cursum navium erant Carthaginienses, ut ante lucem accederent Lilybaeum) praesensum tamen est, quia luna pernox erat, et sublati armamentis veniebant, extemplo datum e speculis signum*. Hr. D., wie Stroth, falst die Wortstellung hier falsch, indem er construirt: *quamquam de industria — tamen, simul itaque (sic?) praesensum est, quia — extemplo etc.* Wenn aber zu *praesensum* das Subject *es, Carthaginienses accedere Lilybaeum*, aus dem Zwischenfatze ergänzt, *tamen* auf das *quamquam* des Zwischenfatzes, wie häufig bezogen wird, und bey *extemplo* der Nachsatz beginnt: so sehen wir gar keine Nothwendigkeit, welche zu einer solchen Verwerfung der Worte berechnete. Hr. R. begnügt sich zu zeigen, wie Livius hätte *proprie* sprechen müssen, und wie er *breuius* gesprochen habe, *als ob Kürze gegen Eigenthümlichkeit streite*! Solche Verwirrung der Begriffe! — L. 22, Cap. 2. *Galli neque sustinere se prolapsi, neque exurgere ex voraginibus poterant, aut corpora animis aut animos spe sustinebant, alii fessa aegre trahentes membra, alii — morientes*. Hr. D. mit Beystimmung von Hn. R. erklärt: *alii — trahentes, alii — morientes sc. erant, et hoc pro trahabant, moriebantur; de quo loquendi genere vid. Davis. ad Cic. de Nat. Deor. IV, 44.* Auch das Citat giebt Hr. R. treulich wieder. Wir kennen kein viertes Buch Ciceros de Nat. Deor., eben so wenig eine solche Behauptung von Davis. Wir bedauern, daß beide Editoren den Nominativ mit dem Participio bey der Theilung nicht kennen, in Beziehung

auf das vorhergehende allgemeine Subject. Tac. Hist. 1, 55: *Inferioris tamen Germaniae legiones sacramento pro Galba adactae — ceteri silentio proximi ejusque audaciam expectantes*. — C. 5 sind *gemitus vulnorum* die Seufzer, welche ihnen die Wunden bey dem Empfangen abzwangen, nach einem bekannten Gebrauch des lateinischen und griechischen Genitivs. Hr. D. commentirt: *vulnorum, eorum, qui vulnera acceperant, vulneratorum*, als ob *vulnorum* für *vulneratorum* stehen könnte. Und Hr. R. hat sich ganz hier verirrt: *ad gemitus vulnorum; ob vulnera*. Vid. 1, 5, 5 'gänzliche Verkennung des Begriffes des lateinischen Genitivs) — *vel vulneratorum (!)* — *vgl. potius: ad sonum vel ictum vel telorum, vulnera infligentium*. Nun folgt die Erörterung, daß *gemitus* jeden Schall (*omnem sonum*) bedeute — also ist auch wohl lateinisch *gemitus cantus*! — und daß *vulnera* gebraucht werde für *ictus vulnere*. — Guten Götter! Und die Note schließt mit gleicher Vortrefflichkeit: *Hinc quoque synon. h. l. junguntur gemitus vulnorum ictusque corporum aut armorum, Töne der Schläge, und Schläge der Körper oder Waffen*. Unerträglich und ekelhaft ist in den Anmerkungen des Hn. R. das stete Schwanken und die unaufhörliche Ungewissheit. Vgl. 30, 13. — C. 17. Die Römer stoßen auf die leichten Truppen des Hannibal. Hier schreibt Livius: *Ceterum nox, aequato timore, neutros pugnam incipientes ad lucem tenuit*. Hr. D. ergänzt bey *tenuit* die Worte *in pugna, quam inceperant*: *Fugientes nimirum manus quidem cum levi hostium armatura conferere inceperant, sed, cum nox timorem aequaret, neutri ad lucem usque in pugna perseverarunt*. Livius sagt also, beide auf einander geklopfene Theile hätten, bis es tagte, keinen Kampf angefangen: Hr. D. läßt sie bis an den Morgen im Kampfe verharren. Und in der Erklärung dieser Erklärung *Fugientes: nimirum etc.*, legt er einen anderen abweichenden Sinn dar: Sie hätten zwar zu kämpfen angefangen, allein in der Furcht der Nacht hätten beide nicht bis an den Morgen fortgekämpft. Diesen Mißverstand vermied hier Hr. R. glücklich. — Cap. 19. Die karthagische Flotte merkte nichts von der Ankunft der feindlichen Flotte, *nondum aut pulsus remorum strepituque alio nautico exaudito, aut aperientibus classem promontorii*, d. h., *weil die Vorgebirge die feindlichen Schiffe noch versteckten, hinter denen sie segelten*. Unpaffend ist die Bemerkung; *promontoria aperiunt classem, quando illa ex iis potest conspici*. Denn wir begreifen nicht, wo er diese *promontoria* sucht. — C. 20. Um *Iberum incolunt* gegen das *gronovische accolunt* zu rechtfertigen — seine Note ist sehr ungewiß — behauptet Hr. D.: *Graeci quoque, certe poetae, dicere solent vasis ποταμὸν pro παρὰ ποτ.* Hr. R. wiederholt die ganze Note, ohne eine einzige Stelle zu dem wunderbaren Sprachgebrauche anzuführen, daß *vasis ποταμὸν am Flusse wohnen* bedeute. Die Griechen unterschieden immer richtig auf dem Flusse

und an dem Flusse wohnen. — C. 20. Bey den Worten: *sed qui vere ditionis imperiique Romani facti sunt, obsidibus datis, populi, amplius fuerunt centum viginti* — wie die Stelle zu interpungiren ist — wird die Erklärung von *populus* neu seyn, wenn Hr. D. bemerkt: *per populos non gentes et civitates, sed singulorum oppidorum* (sic) *incolas intelligendos esse, tironum causa monendum videtur*. Er wollte wohl sagen, man solle sich nicht große Völker, wie das römische der damaligen Zeit, denken. Diese unrichtige Erklärung und Ansicht des damaligen Zustandes Spaniens nahm Hr. R. auf, ohne die *tirones* zu berücksichtigen. — C. 24. *Hunc (Numerium) principem genere ac divitiis non Boviani modo, unde erat, sed toto Samnio, jussu dictatoris octo millia peditum et equites quingentos ducentem in castra, ab tergo, cum adparuisset Hannibali, speciem partii utrique praeuisse novi praesidii*. Dals Numerius in den Rücken des Hannibals erschienen ist, kann wohl Niemanden zweifelhaft scheinen. Warum also zu *adparuisset* ein *illa* ohne Sinn und Beziehung ergänzen? — C. 39. In der Unterredung des Fabius mit dem Amilius Paulus will der erste zeigen, dals nur Eine Art, gegen den Hannibal Krieg zu führen, gewählt werden müsse, die nämlich, welche er und die folgenden Consuln gewählt hätten. Um aber nicht als ein unbescheidener Lobredner seiner Einsichten zu erscheinen, erinnert er voraus: *Nec gloriandi tempus adversus unum est, et ego contemnendo potius, quam adpetendo gloriam modum excesserim; sed ita res habet: una ratio belli gerendi adversus Hannibalem est, qua ego gessi* — wie gegen Hn. D. und R. die Interpunction zu berichtigen ist. — Diese Stelle enthält offenbar den Sinn: Unzeitig wäre es von der einen Seite, sich gegen einen zu rühmen — hätte ich mich rühmen wollen, so könnte ich es ja vor der ganzen Menge thun — und von der anderen Seite verachte ich den Ruhm mehr, als dals ich danach strebe; aber dennoch muß ich behaupten, ich habe die beste, die einzige Art, Krieg zu führen, gewählt. Nachdem er sodann die Gründe dafür von beiden Seiten dargelegt hatte: so führt er ein Beyspiel von dem guten Erfolge dieser Manier an: *quamdiu pro Geronii, castelli Apuliae inopis, tamquam pro Carthaginis moenibus* — ! Allein sein Gefühl für Bescheidenheit läst ihn nicht endigen. Er unterbricht das einzige Beyspiel gleich mit den Worten: *Sed ne adversus te quidem ego gloriabor*. Nicht einmal gegen dich will ich mir erlauben, mich zu rühmen, der du mich einsichtsvoller beurtheilst — im Gegensatze der Menge. Und so geht er gleich zu den nächsten Consuln über. Struth ergänzte hier bey *unum* ohne Grund *te*, wie wohl er das Übrige richtig verstand. Hr. D. stiefs sich an dieses Supplement, und nahm an, die Worte: *Sed ne* — *gloriabor*, ständen mit *adversus unum* in Widerspruch, *cum particulae ne - quidem, jam ante de alio, contra quem gloriari videri posset Fabius, sermonem fuisse, aperte innuant*. Aber diese Erklärung irret von dem äußerst einfachen Gegen-

satze: *was ich gegen keinen gethan habe, und thun werde*, weit ab, und setzt einen Gegensatz von einigen weiter als zwanzig Zeilen vorhergegangenen Worten! Endlich bezieht Hr. D. *unum* auf den Varro. Wir begreifen nur nicht, was es hier heisse: *es ist keine Zeit, gegen den einzigen Varro mich zu rühmen*. Hr. R., nach seiner Sitte, verdirbt es human mit Keinem, stimmt erst der *strothischen* Erklärung bey, und fügt dann auch zur *döringschen* sein *recte, opinor*. — C. 40. Wenn Amilius dem Fabius die Erklärung giebt: *At si quid adversi caderet, hostium se telis potius quam suffragiis iratorum civium caput objecturum*, so erklärt Hr. D. die *suffragia civium*, die richterliche Entscheidung, durch *arbitrium*. Könnte wohl Amilius in dem Sinne von seinen Römern als Richtern sprechen? Hr. R. schrieb Hn. D. nach. — C. 43. *Hannibal, postquam motos magis inconsulte Romanos, quam ad ultimum temere evectos vidit, nequidquam, detecta fraude, in castra rediit*. Hr. D. giebt den Sinn des malerischen Ausdruckes *evectos* mit *abreptos* wieder, ohne den Begriff von *progreßi* im Geringssten auszudrücken, welchen uns klar auch Tacitus in den Worten darbietet, Ann. 12, 14: *hostem, longius evectum, integer a tergo globus circumvenit*. Überdies werden die Worte *detecta fraude*, ohne Gründe, für ein Glossen erklärt: eine Vermuthung, welcher Hr. R. beytritt. Richtiger aber verstand der letztere, 22, 51, die Erzählung von dem Numidier, auf dem der Römer lag; nur dals er zu Erklärungen wieder unnöthige Vermuthungen häufte, — C. 52. *(Romani) pacti, ut arma — traderent — et ut — abirent, in castra hostes acceperunt*. Nur die Römer konnten weggehen, nur sie den Feinden die Thore öffnen — denn von der Übergebung des Lagers wird gesprochen. — C. 59 erklären die Abgesandten der Gefangenen: wofern sie nicht ihre Sache (*causa sua*) in einem bessern Lichte betrachteten, als sie zu betrachten sey: so meinten sie, sie verdienten ausgezeichnete Berücksichtigung. *Ceterum nisi nobis plus justo nostra placet causa, non alii umquam minus negligendi vobis, quam nos in hostium potestatem venerunt*. Hr. D. erklärt: *nostra causa h. e. sortis nostrae conditio*, die Beschaffenheit unserer Lage. Aber ist das *causa partium*? Ihre Lage war ja die Lage aller Gefangenen, welche ausgelöst werden können. — C. 59 sprechen die Abgesandten von der Schande, nicht ausgelöst zu werden. *Rediere Romam quondam remissi a Pyrrho sine pretio capti, sed rediere cum legatis, primoribus civitatis, ad redimendos sese missis: redeam ego in patriam, trecentis nummis non aestimatus civis*? — wie die Stelle interpungirt werden muß — und erklären, sie würden nicht zurückkehren, wenn Hannibal sie auch ohne Lösegeld entlassen wollte, Bürger, die das Vaterland nicht einmal 300 Denare werth geachtet hätte. Dagegen belehrt uns Hr. D. in seiner Anmerkung, dals man in Rom keinen Bürger 300 Denaren hochgeschätzt habe. Hr. R. nahm diese Schätzung der römischen Bürger auf, und fügte einen Zulatz von gleichem Gehalt hinzu:

loquutus et (?) nomine (sic?) captivorum, im Namen der Gefangenen. — C. 60. In der Gegenrede des Manlius Torquatus: *Si tantummodo postulassent legati pro iis, qui in hostium potestate sunt, ut redimerentur, sine ullius infectione eorum, brevi sententiam peregissim*, folgt der Gegensatz: *Nunc autem quum etc.* Hr. D. versteht hier unter *iis, qui in h. p. sunt*, die im Kampfe Gefangenen (*in acie captos*), und alle, welche durch Gewalt in Feindes Hände gerathen sind. Aber waren denn die, welche sich mit dem Lager übergaben, damals weniger in Feindes Gewalt? Und womit zeigt denn Livius an, daß er nur diejenigen meint, welche Hr. D. versteht? Die Worte, *qui in h. p. sunt*, umfassen alle Gefangenen, und stehen ohne allen Gegensatz. Der Sinn ist: Hätten die Gefandten nur für die Gefangenen um Auslösung gebeten: so würde ich mich kurz erklärt haben. Nun aber, da sie sich sogar schamlos gerühmt haben, muß ich ihr schändliches Benchmen darlegen. — Hr. R. mischt Wahres und Falsches unter einander, und verwirret den *tironibus* alles, damit sie nicht zur Klarheit kommen. — Lib. 23, C. 2. *Vocato Senatu, quum (Pacuvius) — praefatus esset, quippe qui — dedisset; ceterum majorem multo rem magisque timendam instare — quum omnes victi metu permitterent; claudam in curia vos, inquit etc.* Stroth fing den Nachsatz an bey *ceterum*, wie seine Ergänzung dabey: *confirmat vel ait*, anzeigt, wogegen Hr. D. nichts erinnert. Bauer nahm mit Duker eine Anakoluthie an. Hr. R. führt Aller Vermuthungen auf. Allein keiner dieser Vorschläge trifft zum Ziele. Bey einer genauen Betrachtung der Stelle und Vergleichung mit Livius Manier zu sprechen, wird es deutlich, daß der Nachsatz bey *quum omnes — inquit* anhebt. *Nachdem Pacuvius vorher erklärt hatte: — so sprach er, da alle, durch Furcht bewogen, sich ihm überließen: ich will euch einschließen u. s. w.* Dann muß vor dem zweyten *quum omnes* kein Punctum, wie bisher, stehen, und die Form der Periode mit einem doppelten *quum* ist ganz ähnlich einer anderen Periode 28, 40: *quum Africam — id consilium quum placeret, — Q. Fabius inquit.* — Lib. 30, 3. *Carthaginenses deduxerant naves.* Hr. D.: *deduxerant sc. ex littore, quo naves subductae fuerunt, in mare; cf. supr. XXIX, 1 et ibid. not 7, und dort zu naves Panormi subducit: sc. e mari in littus; uti deducere, e littore in mare trahere naves. Sic apud Gr. etc.* Wir sehen nicht ein, warum hier die Note wiederholt wurde, wenn auf die frühere verwiesen werden sollte, während das frühere 28, 45 *naves in aquam deductae sunt*, leer ausging. Ja die ganze Anmerkung zu 29, 1 über *subducere* und *deducere* finden wir mit allen griechischen Citaten bereits zu 23, 34 am Ende p. 364 (und bey Hn. R. zu 8, 26, 1). Es begegnet Hn. D. oft, daß er an späteren Stellen frühere Anmerkungen vergißt, sie also ganz wiederholt, oder sich auch wohl widerspricht. So hat er namentlich das reciproke *vertere* über zwanzig Mal erklärt. Überdies läßt Hr. D. zweymal die

Schiffe aus dem Ufer ziehen: *ex littore deducere* oder *trahere*, während die Lateiner sie vom Ufer herabziehen, *littore deducere* Virgil. Aen. 4, 398. Vielleicht dachte er an *deducere ex navalibus naves* 41, 4, oder *educere e portu*, was doch verschieden ist. Hr. R. dagegen zu 8, 26, 1 auf eine andere Manier *deducit naves portu*, zieht die Schiffe vom Hafen! — C. 3. *si forte eum satias amoris in uxore ex multa copia cepisset.* Hr. D.: *in uxore dictum est pro: in uxorem* (so auch Hr. R.). *Exempla vide apud Drakenb.* Wir finden allerdings bey Drakenb. eine unpassende Ansicht der Construction in seinen Worten: *amor in uxore eodem modo, quo ardere in Briseide.* Allein von der Ungereimtheit, als habe er *ardere in aliqua* für *in aliquam* genommen, ist es Pflicht Drakenborch zu befreien. *In uxore* gehört zu *satias amoris cepisset*: wenn er vielleicht bey der Frau des Genulles überdrüssig geworden sey. Sehr richtig verglich Gronov, der seine Kenner der Latinität; aus Ovid. Met. IV, 258: *Venerisque modum sibi fecit in illa.* Eine Stelle gleicher Construction ist bey Tac. Ann. 3, 24: *D. Silanus in nepti Augusti adulter.* — Cic. Ep. ad div. 3, 8: *Studia mihi eorum placere, quod in te bene merito grati essent.* S. Liv. 42, 9: *in Liguribus*, und Drakenborchs Beyspiele zu Liv. 28, 40 p. 275. — Cap. 4. Die Hauptleute des Scipio sollten untersuchen *situm formamque, et universorum castrorum et partium, qua Poeni, qua Numidae haberent.* Hr. D. erklärt *haberent* für *habitarent* nach Drakenborch, anführend aus eigem Sprachschatze ein Beyspiel aus Cic. ad div. VII, 6: *quae Corinthum, arcem altam haberent* (Hr. D. *habebant*) *matronae, opulentae* mit dem Zulatze: *exempla aliquot Liviana suppeditat Drakenborchius.* Allein dieses Mannes Beyspiele passen eben so wenig, als Hn. D. Anführung. Es wurden Beyspiele verlangt, daß *habere* absolut ohne Object stände für *habitare, degere*. Diese findet man; z. Beyspiel bey Plaut. Menaech. Prol. 69: *qui Syracusis habet.* Wir erkennen ganz den Gebrauch des griechischen ἔχειν, wie bey Sophocl. Philoct. 22: *εἰς ἔχει χυρὸν πρὸς αὐτὸν τῖος.* Hr. R. wird hier unstät von Erklärung zu Erklärung, von Verbesserung zu Verbesserung getrieben. — C. 4. Es kommt ein Abgesandter des Syphax mit des Königs Willen zum Scipio, worauf dieser antwortet: *Ac nuncio regis quum relaturum se ad consilium dixisset, postero die respondit, se uno frustra tendente, nulli alii pacem placuisse, er habe sich die größte Mühe gegeben, den Frieden durchzusetzen; allein kein anderer seiner Officiere habe ihn gebilligt.* Hr. D. ergänzt bey *nulli alii*: *neque Syphaci neque Hasdrubali.* Aber wie? die feindlichen Generale nehmen Antheil an den römischen Berathschlagungen, und merken in ihrer Dummheit Scipios Betrug nicht? Hr. R. hat sie beide sich klüger gedacht, bemerkend: *nulli alii sc. legatorum aliorumque, qui in consilio adfuerant*, nur mit exquisiter Latinität *nulli alii — aliorum.* —

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 J A N U A R 1 8 1 1.

RÖMISCHE LITERATUR.

Beschluss der Recension

v o n

Döring's und Ruperti's Livius.

C. 4: *Tandem relatum responsum, quibusdam — iniquis per occasionem adjectis.* Hier bekommen wir ein feines grammatisches Supplement: *conditionibus* zu *quibusdam iniquis*. Grammatischer, aber gleich schlecht, ist das Supplement zu c. 10: *Fidentes sc. viribus suis*, während der absolute Sprachgebrauch von *fidere* gezeigt, und aus 1, 46. Cic. Tusc. 3, 7. Virg. Aen. XI, 370 bewiesen werden mußte. Dahin rechnen wir auch die Ergänzung bey c. 11 *audentem*; und cap. 14: *Haec non hostili modo odio, sed amoris etiam stimulis — quum dirisset, die Supplirung des agitat* bey *stimulis*. C. 6: *Quibus caesis omnibus, praeterquam hostili odio, etiam ne quis nuncius effugeret, extemplo Scipio — portas invadit.* Sie wurden, abgerechnet, dass man sie als Feinde niederhielt, auch deswegen alle niedergemacht, damit keiner mit Nachrichten entweichen könnte. Hr. D., wie Hr. R., commentirt: *praeterquam quod ex hostili odio fieri solet, praeter hostile odium.* Aber welcher ein Sinn! Sie alle wurden niedergehauen, nur der feindliche Haß nicht!! So wenig vermochten beide ein *praeterquam* zu erklären, welches ein *adverbium aut conjunctio excipienda, post se habens casum verbi praecedentis*, zu nennen ist, wie der unvergleichliche Forcellini richtig es bestimmt! — C. 9: *Expeditisque militum pro expeditis militibus*, sagt Hr. D. mit Hn. R., auf die große Menge Beyspiele mit *Drakenborch* hinweisend bey Gronov, und zu 28, 39, §. 14. Zu 22, 30: *circumfusus militum elegantius pro circumfusus milites*, beruft er sich wieder auf Gronovs und *Drakenborchs* Beyspiele zu 30, 9. Die Menge von Citaten an beiden Stellen, mit Bröders Grammat. §. 226, können jeden belehren, was ein *Genitivus partitivus* sey; allein dessen war Hr. D. uneingedenk in der Note zu c. 10, n. 13, wo er schreibt: *sub constratis pontium pro sub constratis pontibus. Constrata pontium, ut strata viarum apud Virg. Aen. I, 422, ubi similia exempla collegit Cerdanus; cf. cap. praec. not. 1.* Wie, wenn nun die *tirones* sich erlauben, nach obiger Regel *constrati pontium*

zu sagen? Überdies ist ja *constratum* ein wirkliches Substantivum, wie b. Petron. Sat. cap. 100: *ut super constratum navis occuparem secretissimum locum.* — Cap. 12: *Non plus quinque millia occisa, minus dimidium ejus hominum captum est.* Hr. D.: *ejus sc. numeri quinque millium.* Hält er wirklich eine solche Ellipse von *numeri q. m.* für möglich? Er erlaube uns zu widersprechen, und *ejus* von *id* abzuleiten, gerade wie 21, 59: *ab neutra parte sexcentis plus peditibus et dimidium ejus equitum cecidit*, nach der Analogie von 22, 4: *Id tantum hostium, quod ex adverso erat, conspexit.* — Unbeholfen ist die Erklärung zu *adulari* C. 16: *qui ubi in castra Romana et praetorium pervenerunt, more adulantium, accepto, credo, ritu ex ea regione, ex qua oriundi erant, procubuerunt.* Die karthagischen Gesandten warfen sich nach orientalischer Sitte vor dem Scipio nieder, *προσκύνησαν*. Hr. D. bemerkt: *more adulantium, more eorum, qui, tamquam humiliores, venerationem suam superioribus declarant*; mit der Auflösung: *procubuerunt, humi corpora prostraverunt.* Was sollen aber die *tirones* aus der Bemerkung lernen? Den Sinn von *adulari*, oder die Art vor ihren Obern zu erscheinen? Eben so wenig ist darauf *impotentia, Herrschsucht*, richtig erklärt, wo die Gesandten der Karthager alle Schuld auf den Hannibal und *impotentiae ejus fautores* wälzen. Denn er schreibt: *imp. e. faut. et in eos, qui velificati essent immodice Hannibalis in Romanos irae, infans Hannibalis consiliis.* Man erinnere sich nur der Rede des Hanno 21, 10: *Juvenem (den Hannibal) flagrantem cupidine regni, viamque unam ad id cernentem, si ex bellis bella ferendo subcinctus armis legionibusque vivat, velut materiam igni praebentes, misistis!* — C. 18. *Sed, donec stetit ante signa Mago, gradum sensim referentes ordines tenorem pugnae servabant, sie kämpften ununterbrochen fort.* Hn. D. Note: *tenorem pugnae serv. non interrompebant eum, quo milites in pugna contineri debebant (?)*, *ordinem*, ist unrichtig. Wie *tenor* und *ordo* unterschieden sey, sieht man schon aus Liv. 23, 49. Tac. Agr. cap. 6. —

Nach diesen angeführten Beyspielen wird uns Niemand den Vorwurf der Parteylichkeit oder Inhumanität machen, wenn wir es allen Lehrern der Gymnasien ernstlich ans Herz legen, mit ununterbrochener Wachsamkeit die Jugend vor solchen Anmerkungen zu bewahren, die so mit falschen Bemerkungen angefüllt, und irrigen Begriffen durch-

webt, nur ein Verderb für die Lernenden seyn können. Wir müssen hinzufügen, daß auch für die Brauchbarkeit des Textes nicht das Erforderliche geleistet worden ist. Die Interpunction namentlich war bey Livius noch nie nach bestimmten und constanten Regeln geleitet worden: keine unbefiegbare Schwierigkeit bey einem Schriftsteller, wie dieser. An manchen Stellen wurde das Verständniß durch falsche Distinction für die Anfänger unmöglich gemacht. Besonders hatten sich eine unzählbare Menge von sinnzerstörenden und sprachwidrigen Parenthesen eingeschlichen; wohin wir 21, 10. 14. 22. 26. 49. 22, 2. 6. 9. 22. 24. 50. 23, 18. 24 rechnen. — Auch in diesem Felde haben beide Herausgeber nur wenig verbessert; ja manches Fehlerhafte der Art ist erst durch sie hinzugekommen. Es fehlt ferner dem Texte an Einheit der Schreibart. Wir wollen nicht von den mit Präpositionen zusammengesetzten Wörtern sprechen, worin viel Willkühr, am meisten bey Hn. *Ruperti*, ist. Zu 21, 24 lehrt *Stroth* — und mit ihm Hr. *D.* — nach *Drakenborch*, daß mehrerer Städte Namen in Spanien auf *i* sich endigten; dasselbe wiederholt Hr. *D.* zu 28, 19 n. 1 nach *Glareanus*. Und dennoch lassen beide 21, 24, nachdem in demselben Capitel zweymal *ad oppidum Illiberi* — *propius Illiberi* vorausgegangen war, zum dritten Male *ad Illiberim*. So mußte auch 28, 19 *ad Illiturgi* in *ad Illiturgi* verwandelt werden. Hr. *R.* indess ist hierin im Ganzen sorgfältiger gewesen. So schreibt er 30, 12, wo in der *döringschen* Ausgabe *dextram* und *dextera* gedruckt steht, der Einheit gemäßer *dextra*. Rechnet man endlich zu dem oben Bemerkten eine bedeutende Menge entstellender Druckfehler, welche namentlich bey Hn. *D.* im dritten Bande sich vorfinden: so wird man leicht zugeben, daß auch der Gebrauch des reinen Textes beider Ausgaben nicht unbedingt zu empfehlen sey.

Wir würden mit diesen Bemerkungen unsere Beurtheilung schliessen, wenn nicht unsere Zeiten, in welchen der Sinn für ächte gründliche Bildung immer mehr sich zu verlieren scheint, eine Seite dieser Arbeiten noch besonders zu berücksichtigen geböten. Wir können nicht leugnen, daß der Verfall der reinen und richtigen Latinität in Deutschland immer sichtbarer wird, und das Bestreben, sich durch einen guten Stil auszuzeichnen, nur selten die Leser erfreut. Um so mehr sollten Schriftsteller, namentlich Männer, welche bedeutende Stellen auf Akademien und Posten an hohen Gymnasien bekleiden, mit allem Eifer für die Erhaltung der ächten Latinität streben und wirken, und selbst mit eigenem Beyspiele vorgehen. Auch in Hinsicht der Latinität halten wir besonders die Arbeit des Hn. *Ruperti* für schädlich, und der Jugend nachtheilig. Kenntniß der philosophischen Grammatik der Römer ist ihm fremd; daher führen die Anmerkungen eben so häufig zur Ungründlichkeit und Verwirrung, als sein eigener lateinischer Ausdruck. Wenn Livius 21, 1 behauptet, er würde den merk-

würdigsten aller Kriege beschreiben, und erklärend hinzufügt: *quod, Hannibale duce, Carthaginenses cum populo Romano gessere*: so nimmt Hr. *R. Bauers* Note auf: *gessere, pro gesserint*, als ob der Satz als von fremdem Denker abhängig dargestellt sey, und es werden könnte. 21, c. 44 sagt Hannibal: *nihil usquam nobis relictum est, nisi quod armis vindicarimus*. Hr. *R.*: *susplicari possis vindicaremus, sed futurum, quod dicitur exactum, ἀποίρωτος et modestius, rem exprimit*. Damit also schützt Hr. *R.* das *vindicarimus*, daß es mehrere Begriffe auf einmal ausdrücke. 1) Unbestimmtheit. Ist denn in dem Beyspiele: *ubi hostes in fugam compulero*, das *compulero* unbestimmter, als *compellam*, oder Sprachrichtiger? Und verdient denn das Unbestimmte in der Sprache den Vorzug? 2) Bescheidenheit. Wir wollen mit Hn. *R.* nicht darüber rechten, ob ein *tempus* eine Bescheidenheit ausdrücken könne, namentlich ein *Futurum exactum* — denn die Sache ist zu plan —: wir bitten nur darüber um Belehrung, warum dem Hannibal hier eine besondere Bescheidenheit gezieme. Wir finden in der gewöhnlichen Lesart nichts, als eine richtige logische Verbindung. *Wir werden nur das besitzen, was wir mit den Waffen uns werden erhalten haben*. 21, 7: *femur tragula ictus Hannibal cecidit*, wo Hr. *R.* bey *femur* *κατὰ* ergänzt, wundern wir uns, daß er selbst diese grundfalsche Erklärungsmanier noch nicht verlernt hat, die wir jetzt für allgemein verworfen hielten. Nicht besser ist 22, 12, n. 5: *tacita cura quoad animum incensus*, wiewohl er diefen nicht glücklichen Einfall eigentlich *Strothens* zu verdanken hat. Zu 30, c. 5, n. 6 schreibt Hr. *R.*: *Mox (?) nemo meliorum Mss. adnoscit (sic?) rō Multos*. Kein Römer des goldenen Zeitalters sagt: *nemo Codex*. Warum nicht auch *nemo animal*? Und das köstliche *rō*! 21, c. 44: *et inde cessero, in Africam transcendes*. Beide Herausgeber ergänzen *si* vor *inde* — und warum? *Si* kann ja so wenig ausgelassen werden, als *ubi, postquam* und *quum*. Sie mußten den Sprachgebrauch zeigen, und diejenige Bildung der Sätze entwickeln, wo man *si* nicht braucht. Gleiches Sprachgesetz herrscht c. 30: *fingerent altiores (Alpes) Pyrenaei jugis, nullas profecto terras coelum contingere, nec inextinguibiles generi humano esse*. — 26, 8: *ipse — praemisit, ut commeatus paratos haberent*. Hr. *D.*: *praemisit sc. nuntios, qui juberent, ut etc.* Daraus lernen die *tirones* ergänzen, nicht verstehen. Bey Hn. *R.* dagegen 8, 9, n. 10 finden sich eine Menge Beyspiele ohne Ordnung und Licht. — 5, c. 5: spricht Camillus: *Adeo mihi acerbae sunt, Quirites, contentiones cum tribunis plebis, ut nec tristissimi exilii solatium aliud habuerim, quoad Ardeas vixi, quam quod procul ab his certaminibus eram; et ob eadem haec, non, si me senatus consulto populi que jussu revocaretis, rediturus umquam fuerim*. D. h., daß ich fest entschlossen gewesen bin, nie zurückzukehren, auch dann nicht, wenn ihr mich — zurückrief et. Hr.

D. lehret, daß *revocaretis* hier für *revocaveritis* stehe: auch dann nicht, wenn ihr mich zurückgerufen habt. — Warum nicht auch *eram* für *fu*? Wenn Hr. R. dagegen anmerket: *si nervose dictum pro ne tum quidem vel etiam si*: so wünschten wir die Kunst zugleich gezeigt zu sehen, das *si nervose* auszusprechen. — Daß die Lehre von der Setzung und Folge der Zeiten besonders in Hn. *D.* Noten übertreten wurde, davon zeugen folgende Stellen. Z. B. zu 30, 5, n. 1: *Advocaverat enim Scipio exercitus primores, ut eos consiliis ineundis adhiberet, et cum iis, quid faciendum sit, deliberaret.* So löst er die Worte 30, 15: *et quum se quidem in potestate futurum imperatoris dixisset, auf: se quidem, quidquid placuerit imperatori, exsecuturum esse.* Es muß *placuisse* heißen. Die auflösenden Noten dürfen durchaus die Zeit, welche der Schriftsteller bestimmte, nicht im Mindesten verrücken. Eben so unrichtig wird gleich darauf bey den Worten: *ex praetorio in tabernaculum suum confusus concessit*, das *confusus* durch *fluctuans quid faciat* erklärt. Also *concessit fluctuans, quid faciat!* Dahin gehört 30, 37: *indignatus Hannibal, dici ea in tali tempore audiri, adreptum Gisonem manu sua ex superiore loco detraxit.* Die Worte: *in tali tempore* umschreibt er: *in rebus tam trepidis, ubi pace tantum averti possit summa calamitas.* 21, 19: *Et si priori foedere staretur.* Hr. *D.*: *eleganter: et si ad prius foedus, tamquam ratum, res exigenda sit.* Selbst Stroth war im Gebrauch der Zeiten nicht frey von Fehlern, wie die Stellen T. 3, p. 25: *Erat enim in foedere, ut Carthaginenses Italia abstineant*; und nachher: *quare ne iterum mari rem gesturi sint Romani, Hannibal timebat*, zeigen. Aber Hr. *D.* fehlt auch zuweilen im Gebrauch der *modorum*, und in den übrigen Theilen der Grammatik. Wir übergehen den steten Gebrauch von *adhibere* für *usurpare* (T. IV, p. 487, f. Ruhnken. Praef. ad Schell. Lexicon. p. VI), von *adstruere* für: richtig erweisen 30, 10. Aber wenn *dum ne* in seiner gewöhnlichen Bedeutung gebraucht wird 28, 41: *dum ne poeniteat, wenn es nur nicht gereue*: so spricht Hr. *D.* *de elegante harum particularum usu*, ohne daß wir erfahren und wissen, welches der *usus non elegans* sey. — 30, c. 11: *Massyli, regnum paternum Masinissae*, wird gegen die Apposition gefehlt in der Auflösung: *Massyli, paterni Masinissae regni populi.* Wir kennen nur ein Volk der Massyler. 31, 3 zeigt Aurelius, *maior conatu Romanis id capeßendum bellum esse, ne, cunctantibus iis, auderet Philippus, quod Pyrrhus prius ausus ex aliquanto minore regno* (aus einem, bey weitem kleineren Reiche) *esset.* Hr. *D.*: *Epirotico nempe; Macedonico utique (p) minore.* *Praepositio ex, ut apud Graecos in, in talibus abundat.* Auch die Griechen werden mit einer *abundantia* bereichert, welche sie so wenig als die Lateiner annehmen können. — 30, 18: *In ablatus (equitem Romanum) paventibus procul equis melius ex intervallo Numidae jaculabantur.* Hr. *D.*: *inequitum Romanum, quae consternati equi*

procul abstulissent. Es war wirklich geschehen — woher der Coniunctiv? — Wir könnten über 21, 40 und mehrere Stellen ähnliche Bemerkungen befügen, wenn wir nicht die obigen für hinreichend hielten, einen sonst gelehrten und sehr verdienten Schulmann, der schon so viele Jahre durch Schriften, Lehre und Beyspiel so viel gewirkt hat, und den wir aufrichtig hochachten, auf einige Mängel seiner lateinischen Schreibart aufmerksam zu machen, welche er in künftigen Schriften leicht vermeiden kann. S. i. e. st.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BAIREUTH, b. Lübecks Erben: *Menschliches Elend.* Aus dem Englischen des James Beresford übersetzt von Adolph Wagner. Nebst Gegenbeweisen aus den Kupfern von Joh. Arnold Kanne, Prof. in Nürnberg. Zwey Theile. 1810. 608 S. 8. (2 Thlr.)

Hypochondrische Egoisten erfreuen sich keines Augenblicks in ihrem ganzen Leben; immer verkümmert ein kleiner widriger Zufall ihr Vergnügen. Sie empfinden so zart, und bemerken so fein, daß ihnen auch die geringste, unter den Blumen verborgene, Schlange nicht entgeht; ja, wenn ihnen übrigens wohl ist: so peinigt sie ein weiffagendes Vorgefühl mit Unfällen, die sich in der nächsten Minute wenigstens ereignen können. Im einsamen Zimmer, auf der Gasse, im Felde, in Gesellschaften, im Schauspiel, bey Hofe; allenthalben giebt oder kann es Quersälle und Unterbrechungen der selbstfüchtigen Ruhe geben, worin dergleichen Leute allein den Genuß ihres Daseyns finden. Alle Elemente haben sich gleichsam verschworen, ihnen dieselbe zu verleiden. Ihr ganzes Leben ist eine beständige Klage. Dieser unglückliche Zustand ist gemeiniglich nur das Antheil verwöhnter, durch Erziehung und den Besitz übermäßiger Glücksgüter verzärtelter Menschen, deren Zahl in dem metallreichen England weit größer, als in anderen Gebieten unseres Welttheils, seyn mag. Dort hat der Gentleman von Geburt und Vermögen nichts zu thun, als das Seinige mit Anstand nach der Mode durchzubringen. Beym Eintritt in die grössere Welt glaubt der wohlgenährte, unter keine Pflicht gebeugte Egoist, alles sey käuflich, er habe Vorrecht und Eigenmacht über alles, was er bezahlen könne. Eine Weile täuscht ihn das Schicksal, und läßt ihn von einem empfundenen Genuße zum anderen fortgehen, bis er, des Gewöhnlichen überdrüssig, auf erkünstelte Vergnügungen und allerley Sinnenkitzel verfällt. Dieser Zustand endet in Unzufriedenheit, Mißlaune und Erschlaffung. Daraus kann nichts hervorgehen, als eine stete Empfindung des Widerwillens gegen Menschen und Dinge, beschlossen durch ein langwieriges Siechthum oder ein — schmerzenstillendes Halsband.

Zwey Menschen dieser Art stellt der geistreiche englische Vf. in fortlaufender Unterredung mit

einander auf. Der Übersetzer hat sie *Ärgerling* und *Reizbar* getauft. Sie durchzählen um die Wette das maßlos lange Register der anderen Leuten kaum fühlbaren kleinen Verdrießlichkeiten jedes Tages, vor denen sich fast keiner in Acht nehmen, die keiner voraussehen kann. Es macht Vergnügen, in diesem Dornengange mit ihnen zu spatziren, und dabey zu bemerken, welche Reiche von Elend jeder Mensch von seinem Aufstehen an bis zu dem Augenblicke, da er sich wieder in das auch oft einer unholden Fee unterworfenene Bett wirft, zu durchwandern hat. Das Buch muß im Original recht witzig seyn; so viel sieht man noch aus der äußerst schwach nachbildenden Übersetzung. Der Verdeutscher hat den Vf. manchmal nur halb, manchmal gar nicht verstanden, und hätte

eine so schwere Arbeit nicht unternehmen sollen. Das ganze Buch paßt eigentlich nur für Engländer und solche Leser, die die Nation, ihre Sitten, Lebensart, das Local ihrer Hauptstadt und ihre Lieblingschriften und Studien mehr als oberflächlich kennen. Auch befinden sich unübersetzbliche Wortspiele, Kaffeehauspässe und örtliche Beziehungen in Menge darin, deren Übertragung der Übersetzer nicht gewachsen war. Die Kupfer bestehen aus wenigen kleinen Karrikaturen in Holzschnitt, im Geschmack der lächerlichen Köpfe bey *Foot's* bekannten *Lectures*, doch nicht zu ihrem Vortheil dagegen abstechend. Was die auf dem Titel erwähnten Gegenbeweise aus den Kupfern von Hn. *Kanne* bedeuten sollen, und wo solche zu finden sind, weiß Rec. nicht zu enträthseln. Cht.

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. Erfurt, b. Müller: *De Adelphorum Terentii actione*, quaedam scripsit Georgius Scheibner, Profess. Gymnas. Erfordienfis. 1809. 20 S. 8. (3 Gr.) Der Vf. sucht in dieser Schrift darzuthun, daß in den Adelphen des Terenz die dramatische Einheit der Handlung nicht beobachtet sey, und geht dabey von den Grundsätzen aus, welche Hr. Hermann über die Einheit der Handlung in seiner Vorrede zu den Wolken des Aristophanes (S. 35 folg.) aufgestellt hat. Die Abhandlung zerfällt daher in 2 Hälften, deren eine den Inhalt oder die Fabel des Stücks erzählt, die andere die Bemerkungen des Vfs. gegen die dramatische Einheit dieses Lustspiels auseinanderlegt. Wir leugnen nicht, daß es uns auf den ersten Blick befremdete, von dem Vf. gerade die Adelphen (nicht etwa den Eumach des Dichters) ausgehoben zu sehen, um einen solchen Tadel gegen den Terenz zu begründen. Denn selbst davon abgesehen, daß Hr. Hermann, von dessen Grundsätzen der Vf. ausgeht, vielleicht jetzt selbst Manches von seiner Darlegung zurücknehmen, und selbst von den Wolken des Aristophanes in dieser Hinsicht jetzt wohl anders denken möchte: so wollen wir hier nur auf Folgendes aufmerksam machen. Die Adelphen des Terenz gehören in die Gattung alter Lustspiele, welche man *Sittengemälde* nennen kann. In einem solchen ist eine streng-dramatisch durchgeführte Fabel nicht die Hauptsache des Stücks, sondern die Charaktere sind es, welchen die Fabel nur den Grund leiht, auf welchem das Gemälde aufgetragen werden soll, mag sie nun ein kleines geschichtliches Ganzes geben, oder nur einzelne Situationen, in denen sich die Charaktere abspiegeln sollen. In den Adelphen ist der Inhalt des Sittengemäldes gleichsam Alte und Neue Zeit, Strenge im Versagen und weiche Schwäche im Nachgeben einander gegenüber, alte rauhe Pädagogik und jüngere und liberale Erziehungsgrundsätze, dargestellt in zwey Brüdern, Demea und Micio. Davon geht das Stück aus, dahin kehrt es zurück. Wenn es daher in einem Sittengemälde nicht so sehr ankommt auf die historisch engverknüpfte Fabel, sondern weit mehr auf die Eithheit einer durchgeführten Hauptidee, welche indess einer Fabel als ihres Organs und ihrer Bedingung nicht ermangeln kann: so wußten wir kaum irgend ein Stück des Alterthums zu nennen, welches mehr dramatische Einheit hätte, als eben diese terenzischen Brüder. Keinen Einwurf kann dagegen bilden, daß das Lustspiel beiden jüngeren Brüdern, dem Äschinus und Ktesiphon, eine Liebesgeschichte leiht: ohne diese wäre es kaum ein Lustspiel zu nennen; und sein und für die Erziehungsgrundsätze bedeutend scheint die Farbe und Gestaltung zu seyn, in welcher der Dichter den Roman beider Brüder gegen einander stellt. Wenn dem rauh erzogenen Ktesiphon die Liebe aufgeht, wie eine rohe Naturgewalt: so ist dagegen

anziehender Äschinus durch eine geistigere Innigkeit und durch die Thränen, die er weint, von seinem Pflegevater überrascht und auf die Probe gestellt. Auch konnten ja Demea und Micio keinen besseren Stoff bekommen, die Verschiedenheit ihrer Ansichten an den Tag zu legen, als eben jene sinnlichen Ausschweifungen der Söhne. — Aber damit der Dichter für den freygeisterrischen Mopedpädagen Micio, wenn er ihn auch liebenswürdiger darstellt, nicht eine ungeredete Parteylichkeit verräthe: so läßt er das Stück mit einer Art von *Ironie* enden, nach welcher Demea seine ganze Natur verändert zu haben scheint. Er läßt ihn Sklaven frey geben und beschenken, Landgüter auspenden und eine Heirath stiften, mit welcher nur Aufopferungen verbunden seyn können, kurz in seinem ganzen Wesen die Freundlichkeit und Liebe in Person seyn. Als er aber die allgemeine Verwunderung auf sich zieht: giebt er auch, außer den Stellen, in welchen er sich schon vorher (wie A. V. Sc. 4 seqq.) monologisch ausdrückt, zu Ende des Stücks den ganzen Aufschluß dieser seiner Verwandlung; er thue dies, sagt er, um das Ringen nach der günstigen Meinung und dem Beyfall der Menge in seiner Nichtigkeit darzustellen, um zu zeigen, wie jener Beyfall nur durch eine gewisse gefällige Charakterlosigkeit (*adjuvando, indulgendo, largiendo*) erkannt werde. Weit gefehlt also, daß der Charakter des Demea durch sein Benehmen in den letzten Scenen zwiespältig werde, wird er vielmehr in seiner Eintracht mit sich selbst vollender, und eben dieser alte Polterer ist es, den der Dichter als den Sieger von dem Kampfplatze treten läßt.

Die kleine Schrift des Hn. Sch. empfiehlt sich übrigens durch eine gute Latinität und eine gewandte und gefällige Darstellung, die wir gern anerkennen, wenn wir auch sonst seiner Ansicht nicht beypflichten können. (—)

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Gleditsch: *Deutsche Vorschriften* von Adolf Bergmann, Lehrer im Schreiben und Rechnen an der Nicolai-Schule zu Leipzig. Erste und zweyte Lieferung. Ohne Jahrzahl. 56 Bl. in 4. (1 Thlr.) Unter den vielen Vorschriften, die wir in den neuesten Zeiten für die deutsche Kalligraphie erhalten haben, verdienen auch diese mit Ehren genannt zu werden. Vermeidend alle unnötigen Verzierungen und Schnörkelchen, ist der Vf. dem gesetzten Charakter der deutschen Schrift treu geblieben, und hat sich nur bestrebt, Festigkeit und Leichtigkeit auf eine wohlgefällige Art zu vereinigen. Wer sich nach diesen Vorschriften bildet, der wird sich gewiss eine gute Geschäftshand zu eigen machen. Nur die Hauptstriche der Currentschrift sind; genau betrachtet, ein wenig zu scharf gezogen, und die Kanzleyschrift könnte etwas feister seyn. Viel Gefälliges und Ansprechendes haben die großen Buchstaben der Currentschrift. Am.

J E A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 J A N U A R, 1811.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, bey Solbrig: *Gregor Ferdinand Le Mang's Unterricht in den Anfangsgründen der französischen Sprache für junge Deutsche und überhaupt für Schulanstalten.* 1808. 285 S. 8. (12 gr.)

Ungeachtet der vielen Anweisungen zur Erlernung der französischen Sprache, die der Vf. ans Licht gebracht hat, ist ihm der Begriff einer guten Grammatik noch nicht klarer geworden. Einen neuen Beweis giebt die vorliegende ab. Er ist nur erträglich, wenn er seine Vorgänger abschreibt. (Wo er aber auf Originalität Anspruch macht, da verwickelt er sich in Widersprüche, und giebt unhaltbare Regeln. Seine Schüler müssen conjugiren lernen, wie recht ist. Des Declinirens aber überhebt er sie. Er will keine Casus anerkennen; sogar den Artikel verwirft er, und wird dadurch den, deutschen Anfängern so schwierigen, unbestimmten Artikel auf einmal los. Die Schüler haben weniger Mühe anzuwenden; dafür werden sie auch nie zu einer gründlichen Kenntniß kommen. „Um die Nennwörter richtig zu gebrauchen, sagt er, um sich bestimmt oder unbestimmt auszudrücken — (also darf man sich auch unbestimmt ausdrücken, wird der Anfänger denken, dem es bey seiner Unwillenheit nicht einfallen kann, daß sein Lehrer hier auf den unbestimmten Artikel zielt, von welchem er ja nichts wissen soll) — bedient man sich gewisser kleiner Wörter, die man *Partikeln* nennt: *le, la, l', les, du, de la, des, de, au, aux, à, à des, à de, un, une, d'un, à un, d'une, à une.*“ Welche wunderliche Vermischung! Welche Zumuthung an den Schüler, auf einmal alle diese Wörterchen im Kopfe zu behalten, da er nicht weiß, wie er sie anwenden soll! Bloß, weil Hr. L. M. den Eigensinn hat, durchaus nichts von einem Artikel wissen zu wollen. Man könnte noch kürzer über die ganze Grammatik hinkommen, wenn man kein Nomen, kein Verbum, keine Präposition gelten ließe, und alle Redetheile mit der Benennung Vocabeln belegte. Da er gar nicht decliniren, sondern nur numeriren läßt: so sind auch die syntaktischen Regeln, die zerstreut vorkommen, darauf eingerichtet. Nr. 1 bezeichnet den Nom. und Acc., Nr. 2 den Gen. und Abl., u. Nr. 3 den Dat. Die syntaktischen Regeln hiezu sind folgende: „Kann man fragen: Wer? oder Was? Wen? so folgt Nr. 1. Kann man fragen: Wessen? Von wem? Von was? Woher? Woran? so setzt man

Nr. 2. Kann man aber fragen: Wem? Woran? Wohin? Wo? so wird Nr. 3 gesetzt.“ Damit soll sich der Schüler durchfinden. Zur Erlernung des Gebrauchs vom unbestimmten Artikel bekommt er folgende Vorschrift: „Zwischen zwey Hauptwörter wird *de* gesetzt, wenn das erste die GröÙe oder Menge anzeigt, die es von dem zweyten erhält, oder wenn das erste Hauptwort aus dem zweyten besteht (?). Zeigt aber das erste Substantiv bloß an, daß es zu dem letzteren gebraucht wird: so setzt man, *nachdem es sich schickt, à, au, à la, à l', aux* dazwischen.“ Wann schickt es sich denn? fragt der verlassene Schüler. Übe dich nur! antwortet der Lehrer, das ganze Geheimniß liegt in meinen Partikeln; in den Kreis hab' ich dich gebannt, aber ich öffne dir ihn nicht. Eben so verwirrt ist das Capitel von den Verben. Wir wollen nur die Eintheilung des Infinitivs hier bemerken. „Die Zeitwörter, heißt es Seite 93, haben vier verschiedene Arten etwas auszudrücken, *les quatre modes*: 1) den Infinitiv, *l'infinitif*; hier spricht man unbestimmt (das Unbestimmte ist recht des Vfs. Sache) und im Allgemeinen. Er besteht *a)* aus dem Grundworte, *l'infinitif présent*; *b)* aus dem Umfandsworte, *le circonstanciel*; *c)* und aus dem Particip oder veränderlichen Worte, *le participe*.“ Dem zufolge sollen *ayant, étant, travaillant*, keine Particip, sondern sogenannte *circonstanciels*; und nur *eu, été, travaillé*, Particip seyn. Aus der Art, wie die unregelmäßigen Verba vertheilt sind, wird der Anfänger nicht bald zu einem allgemeinen Überblick gelangen; nirgendwo sind ihre Erkennungszeichen angegeben: und eben diese sucht man in der Grammatik; denn ein bloßes Verzeichniß liefert das Lexikon schon. Nicht einmal in den Vorschriften zur Aussprache geht man sicher mit dem Vf. Wir heben nur einige Verstöße aus. Gleich S. 1 wird gelehrt, die Aussprache des *e* in *le seÿ* ö, und laute wie das deutsche ö in *Töchter, möchten*. Wer französisch aussprechen kann, wird über eine solche Regel erstaunen. S. 2, *raille*, ralljö, *paille*, palljö. Das *e* soll stumm seyn in *venir, tenir, besoin, mesure*. Das ist es wahrlich nicht. Ist denn das deutsche *e* am Ende der Verben, *kommen, halten*, stumm zu nennen? Was geschwind ausgesprochen wird, kann noch nicht stumm heißen. Rec. möchte nicht die Regel geben, *w'nähr, t'nähr* u. s. w. auszusprechen. Das *g* vor *e, i* und *y* bezeichnet Hr. L. M. durch *sch* viel zu hart; und um das *j* davon zu unterscheiden, braucht er gar ein *ffsch*. Genau wie das

deutsche klantet auch *qu* nicht; es hat etwas Gemildertes, daß sich durch deutsche Lettern nicht wohl ausdrücken läßt. — Wir knüpfen hieran die Anzeige des folgenden Werks von demselben Vf.:

LEIPZIG, bey Solbrig: *Die Kunst mit der französischen Sprache und ihrem Geiste ganz vertraut zu werden*; oder gründlicher Unterricht in der französischen Wortfolge und im Übersetzen der interessantesten Erzählungen, Schauspiele etc. etc. von G. F. Le Mang, Lehrer der franz. Sprache in Leipzig. Erster Theil. 1808. 480 S. Zweyter Theil. 1809. 476 S. 8. (3 Thlr.)

Zum Besten derer, die sich das Französische durch Muster recht geläufig machen wollen, hat Hr. Le M. einige Stücke aus deutschen bekannten Schriften der Länge nach übersetzt, und seine Arbeit mit Vocabularen, Anweisungen zur Constructionsordnung, wichtigen Anmerkungen und Erläuterungen bereichert. Der erste Theil enthält: *Charlotte Ormond* von Meissner; *die Schlacht bey Leipzig* aus Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges; *das Gespräch zwischen Alexander und Diogenes* aus Wielands Dialogen des D. v. S.; *einen Brief von Campo über Ratzeburg*, und *die Haselnusschale*. Im zweyten Theile findet man *Goethes Stella* und *Schillers Kabale und Liebe*. Die Verfahrensart des Vfs. ist folgende: Zuerst giebt er, erst kleiner, dann immer größer, eine Stelle aus dem Originale, darauf die Wortfolge, dann eine Erklärung der nöthigen Wörter und Ausdrücke, und endlich die reine französische Übersetzung. Auf diese Weise hat er im ersten Theile 70 Lectionen zusammengebracht. Um es anschaulicher zu machen, setzen wir den Anfang des *campeschen* Briefes her. 53te Lection. Text: „Meine liebe Lotte! Heute werde ich mich mit Dir unterhalten. Ich setze mich in Gedanken neben Dir in unserer Laube am Waller hin.“ *Wortfolge*: „Meine liebe Charlotte! Das ist mit Dir daß ich gehe plaudern heute. Ich mich begeben in Einbildung in unseren Stuhl (warum Stuhl?) von Grüne, auf dem Rande von dem Waller.“ *Erklärung*: „Ich gehe plaudern *je vais causer*. Sich begeben *se transporter*. In Einbildung *en imagination*. Der Stuhl *la loge*. Das Grüne *la verdure*. Der Rand *le bord*.“ *Übersetzung*: „Ma chère Charlotte! C'est avec toi que je vais causer aujourd'hui. Je me transporte en imagination dans notre loge de verdure, sur le bord de l'eau.“ Rec. weiß nicht recht, wem zum Nutzen der Vf. diese weitfchichtige Arbeit unternommen hat. Daß Geübte sie zum Muster bey ihren Übertragungen nehmen sollen, sieht er wohl ein. Diesen aber brauchte die lange Reihe Vocabeln nicht vorgelegt zu werden. Andere werden nur die Übersetzung abschreiben. Oft ist dem Vf. der französische Ausdruck gelungen, und der Sinn des Originals rein dargestellt. Aber wir treffen nur zu häufig auf Stellen, wo man sich bey dem Französischen etwas ganz anderes, als bey dem Deutschen, denkt. Wir sind billig genug, einzugele-

hen, daß die Natur beider Sprachen manche Schwierigkeiten unüberwindlich mache, daß die schwächende Glätte der einen nicht mit der rauhen Kraft der anderen vortheilhaft kämpfen könne. Davon soll hier die Rede nicht seyn. Übereilungen aber müssen wir desto schärfer an einem Schriftsteller rügen, der sein Werk als Muster aufstellt, und uns seine Studien selbst darlegt. Um den Raum zu schonen, wollen wir nur wenig Proben seiner Flüchtigkeit auszeichnen. Th. I, S. 99. „Selbst nach Ihrem Namen habe ich Sie noch nie gefragt, und doch mich Ihnen (so überredend spricht Ihre Miene) schon anvertraut. *Je ne vous ai pas seulement encore demandé votre nom, et je vous ai déjà (avec une figure expressive) donné ma confiance.*“ So überredend spricht Ihre Miene — *avec une figure expressive!* S. 258. „Wäre auch eine Million der anderen gegenüber gestanden. *Quand un million d'autres se fussent trouvés en présence.*“ Der anderen — *d'autres!* Da haben wir die Früchte vom Numeriren. Der anderen ist der Dativ, oder, nach Hn. Le M., Nr. 3. Hier hat er recht blind getappt. Besonders auffallend sind im 2 Theile die Schnitzer bey den weit schwermern Übersetzungen aus Goethe und Schiller. Wir wollen uns auf *Kabale* und *Liebe* einschränken. S. 178. „Wer's bey dem Weibsvolk nicht so weit bringt, der soll — auf seinem Gänsekiel reiten. *Celui qui près des femmes n'en est pas venu à ce point-là, doit rester chez lui — et se servir des billets doux pour réussir dans ses amours.*“ Ganz verfehlt! S. 200. „Er soll geschont werden, Wurm. *Je l'épargnerai.*“ Das Er geht nicht auf den Sohn, sondern auf den Secretair. S. 208. „Es ist besser, gar nicht geboren seyn, als dieser Missethat zur Ausrede dienen. *Il vaudrait mieux n'avoir jamais vu le jour, que de recueillir les fruits sanglants d'un semblable attentat.*“ Ist das: Zur Ausrede dienen? S. 218. „Was bläßt auf einmal das Feuer in deinen Wangen aus? *Pourquoi ce feu qui te monte au visage?*“ Gerade das Gegentheil. Vor Schrecken erröthet man nicht. S. 223. „Ein Rofs, das nicht auch in den Zügel beißt. *Un cheval qui ne connoît ni le frein ni l'éperon.*“ Hier wird Widerspenstigkeit verlangt; Hr. Le M. giebt Lenksamkeit dafür. S. 236. „Willst du, daß ich unter dem schrecklichen Geschirr solcher Thränen zu Boden sinke? *Veux-tu que j'aggrave moi-même le fardeau de leurs peines?*“ Es ist gar nicht mehr derselbe Gedanke. S. 240. „Lady aufstehend. *Lady M. se lève dans la plus violente agitation.*“ So weit ist es noch lange nicht. S. 242. „Wenn sich die Dame nicht schämte, vor einen Mann mit ihrem Herzen zu treten. *Tandis que son coeur auroit fait le bonheur d'un galant homme.*“ Wie galant und wie fade! „Das auch zu stolz ist, fremder Tugend zu räuchern. *Le plus jaloux de la gloire et des vertus de ses voisins.*“ Hier macht auf einmal der Übersetzer den Franzosen ein Compliment im Geiste der Zeit, woran der deutsche Sprecher nicht im Traume gedacht hat. So geht es durch das ganze Stück fort; welches freylich solche Schwierigkeiten enthält, daß auch

der kunstreichste Übersetzer nicht allen gewachsen seyn würde. Wir können es daher Hn. *Le M.* nicht verdenken, wenn er manchmal die Kraftsprache des Originals mit rhetorischen Blumen umwindet, dergleichen auf jeder Seite vorkommen. Z. B. S. 244. „Schon manche, die mit Schande in diese Schranken trat, hat nachher die Welt durch edle Handlungen mit sich ausgeföhnt, und das hässliche Handwerk durch einen schönen Gebrauch geädelt. *Plus d'une personne, entrée dans cette carrière d'ignominie, a regagné ensuite l'estime publique par la beauté de ses actions, l'élevation de ses sentiments, et ennobli en quelque façon, ce métier odieux, par son caractère bienfaisant et le noble emploi de son autorité.*“ Die gelegentlichen Anmerkungen des Hn. *Le M.* sind oft sehr komisch, und man muß auf seine Kosten lachen. *Meissner* sagt Th. 1, S. 61 von der Lebensart eines jungen Mannes, sie sey so regelmäsig, „dass die Vorschrift einer Karthause nicht pünctlicher seyn kann.“ Wer wird hier nicht Karthause für ein Karthäuserkloster verstehen? Nicht doch. Der witzige Hr. *Le M.* wittert Unrath, und übersetzt: „*Les règles d'une maison de jeune peuvent être plus exactes.*“ Wie denn, eines Spielhauses? O, man rathe doch! *Meissner* hat kein Kloster gemeint, sondern — und was denn? — Eine Kart — haufe. Is.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PRAG und LEIPZIG, b. Barth: *Erzählungen und Anmerkungen (.) gesammelt auf Reisen (.) von Isabelle von Wallenrodt.* Erster Band. 1810. 387 S. Zweyter Band. 320 S. 8.

Ob die altfränkische Schreibart der Vfn. und ihre Weitichweigkeit von der Lesung ihres Buchs mehr abschrecken, oder ihre Treuherzigkeit und lautere Natur mehr dazu locken solle, darüber ist Rec. noch in Zweifel. Es tritt ein Frauenzimmer darin auf, ohne alle Ansprüche, als die ihres Geschlechts und Standes, und unterhält den Leser meistens von sich selbst. Ihre Begebenheiten sind eben nicht die ungewöhnlichsten; sie erzählt sie aber mit so viel Wahrheit, Ausführlichkeit und Charakteristik, daß man gern eine Zeitlang bey ihr verweilt. Fade wird sie nie, ihr ungesuchter Scherz hat Ernst zum Grunde. Wenn ihre Bemerkungen gleich nur selten neu sind: so fehlt es ihnen doch nicht an Feinheit. Man findet, daß eine Dame das Buch geschrieben, und kein Mann ihr dabey geholfen hat. Freylich ist es keine junge Dame, die der Welt Bekenntnisse ihrer Schwachheiten vorlegt, und sich, wie jene, dem Publicum nur *en buste* darstellen darf. Unsere hat etwas von großmütterlicher Beschaffenheit an sich; aber sie scheint ein unschuldiges Jugendalter durchlebt zu haben: denn sie lacht und dahl nach Herzenslust, indem andere ihres Gleichen auf das Getreibe der jungen Welt schelten, und die Freuden der später Gebornen verdammen, die sie selbst, wiewohl in anderer Beschränkung, genossen haben. Der zweyte

Band ist dem ersten weit vorzuziehen. Den größten Theil des ersten füllt die Geschichte Sophiens, einer Kaufmannstochter aus Frankfurt a. d. O., deren durch harte Begegnung aufgeregte Empfindsamkeit sie, in Begleitung eines jungen Officers, in ein Birkenwäldchen bey Stettin führte, wodurch sie in einen Zustand gerieth, der nur durch eine Heirath gut zu machen war. Der Officier kam sehr bald nachher durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde ums Leben, und Sophie sah sich als seine Wittve an, ward aber von der Welt, besonders von der Furie, ihrer Stiefmutter, nicht dafür erkannt. Ein gutherziger Tuchhändler, der von jenem Verhältniß nichts weiß, hält um sie an; sie kann ihm nicht willfahren, entflieht in dieser Klemme aus dem Hause ihres Vaters, und muß ein trübseliges Leben auf einem Dorfe, einige Stationen von Frankfurt a. d. O., führen. Hier lernt sie die Fr. v. *W.* kennen, die aus Noth mit ihrer Begleiterin, einer Fr. von Bonitz, welcher eine reiche Kalle, und, bey großer Lachlaune, ein immer offnes Herz für die Leiden der Unglücklichen zu Gebote steht, in dem Dorfe übernachten muß. Beide Damen erfahren Sophiens Begebenheiten, größtentheils aus ihrer eigenen Handschrift, reisen nach Frankfurt, und bringen ihre Sache dermaßen in Ordnung, daß sogar jener Tuchhändler, ein Pinsel, wenn je einer war, ihre Hand recht gern annimmt, und sich obendrein für höchst glücklich hält, eine Frau mit dem Kinde seines uneingefegneten Vorfahrs zu erhalten. Die Vfn. versichert, daß diese Geschichte wirklich vorgefallen sey. Das kann richtig seyn; nur einer so breiten, umständlichen Erzählung war sie nicht werth. Doch trägt das Ganze das Gepräge der Wirklichkeit; die Wirthsleute Sophiens, der Pfarrer des Dorfs mit seiner Familie, sind lebende Menschen. Der Rest des ersten Bandes liefert einen kleineren Aufsatz: die Reise zur Gevattertschaft. Er soll komisch seyn, wird aber widrig durch die Übertreibung und Hässlichkeit des Hauptcharakters. Den zweyten Band können wir, in Rücksicht auf den Inhalt, den Leselustigen zuversichtlicher, als den ersten, empfehlen. Mannichfaltigkeit und Munterkeit halten darin fast bis zum Ende aus. Er enthält eine Reisebeschreibung sammt allerley Bemerkungen der Fr. v. *W.* auf einer Fahrt durch einen Theil von Sachsen über Bayreuth nach Nürnberg. Anschaulich legt sie unter andern die abschaulichen Wege in Sachsen bey Zeitz, Langenburg u. s. w. vor Augen. Sie hat auch hier fremde Begebenheiten eingeschaltet, unter denen sich die Geschichte des Grafen Mants mit Interesse liest. Der Stil der Vfn. ist niedrig, und mehr als oft zu niedrig gehalten; aus Furcht, nicht genug zu sagen, sagt sie Alles, d. i. Zuviel. Dabey thut sie sich bey manchen Gelegenheiten etwas zu Gute auf ihren Stil, in den sie auch den Vortrag fremder Leute, die ihre Begebenheiten erzählen, hüllt. Manchmal wird der Ton äußerst nachlässig. Rec. hat in dem Buche, besonders im zweyten Bande, barbarische Wörter und widersinnige Redensarten gefunden; wie *Coufate*, *Budate*, *Trainate*, sich *jonica* verlieben, einen gut

im *Trait* sehen, *sponsiren* f. *kokettiren*, eine kleine *Sponsade*, *strapaziren*, *Musade*, *Rütteln* f. *Rötheln*. Wenn in der feinen Gesellschaft des Orts, wo Fr.

v. W. lebt, dergleichen Zeug vielleicht gilt und verehrt wird: so mußte sie doch solch Ungeziefer nicht vor dem Publicum ausschütten. Wft.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Cnobloch: *Choix des plus jolis Contes Arabes tirés des Mille et une nuits*. Par M. Auguste Hedri. T. I. 1810. 320 S. T. II. 408 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.). Über den Werth der arabischen Märchen, als Lesebuch zur Erziehung und zum Unterricht in den Sitten der muhammedanischen Afsaten, sind die Stimmen nicht sehr getheilt. Da die Meisten, wie der Herausgeber in der Vorrede bemerkt, im Fache der Märchen immernoch etwas Kinder sind: so spricht das Wunderbare, mit dem Einfältigen gepaart, sehr viele Gemüther an. Daher billigen wir auch die Veränderung seines anfänglichen Vorhabens, den Stil und die veralteten Wendungen zu modernisiren. In ihrer alten Naivität müssen diese Märchen erzählt werden, man muß sich während ihrer Lösung, wie *Wieland* es ausdrückt, zwischen Sultan und Kind fühlen; sonst geht das eigenthümliche Vergnügen daran verloren. Einen augenfcheinlichen Beweis dieses Mangels giebt uns eine neuere Nachbildung der Märchen der Scheherazade, die einermassen in der Manier, doch nicht mit dem Glücke des auch noch viele Nachlicht heischenden *Musäus* in den Volksmärchen der Deutschen behandelt sind. *Bürger*, der seinen Entschluß, jene arabischen Erzählungen nach seiner Art umzuwandeln, in einer spasshaften Ankündigung öffentlich bekannt gemacht hatte, ließ ohne Zweifel davon ab, und hat deswegen nichts geliefert, weil er sich einer so ganz kindlichen Simplicität nicht gewachsen fühlte, die keinen Augenblick einen Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Erzählenden aufkommen läßt. So gern wir indessen dem Herausgeber in seiner Behauptung von der Annehmlichkeit dieser Märchen beystimmen: so möchten wir doch sein Urtheil über ihre moralische Nützlichkeit nicht unbedingt unterschreiben. — *Cette morale, sagt er, présentée en paraboles, est douce et vraie.* Wenn diese aber auch nicht von allen Erzählungen der Tausend und einen Nacht gelten kann: so sind doch den von dem Herausgeber gewählten Stücken weniger, als anderen, von dieser Seite Vorwürfe zu machen. Auch will er manche Stellen weggelassen haben, die Ältern und Erzieher ihren Zöglingen für gefährlich halten möchten. Schon die Nothwendigkeit dieser Weglassung beweiset gegen die moralische Reinheit der Erzählungen; wogegen zur trüglichen Entschuldigung dient, daß nur große Kinder daraus ergötzt werden sollen. Denen, die die arabischen Märchen mehrmals durchgelesen haben, zu gefallen, müssen wir noch die in dieser Sammlung aufs neue abgedruckten anzeigen, damit sie wissen, was sie darin für sich und Andere zu suchen haben. Im ersten Bande befinden sich: 1) Der Krug mit Oliven, eins der wenigen arabischen Märchen für Kinder; 2) die Geschichte des blinden Baba Abdalla; 3) die Geschichte des Sidi Numan; 4) des Seilers Cogia Hassan; 5) des Ali Baba und der vierzig Räuber, und 6) die Geschwisterliebe, die die Abenteuer der Prinzessin Parisade und ihrer Brüder enthält; eines der fadesten Märchen in der ganzen Sammlung. In diesem Bande kommt nichts vor, was jungen Gemüthern zum Anstoß gereichen könnte. Der zweyte Band fördert schon reifere Leser. Er enthält: 1) die drey Äpfel; 2) die Geschichte von Nureddin Ali und Bedreddin Hassan, die aber nicht, wie im Original, durch Giasars Vortrag mit den drey Äpfeln verbunden, sondern besonders aufgestellt ist; 3) die Geschichte des kleinen Pucklichts, hier sehr kurz, so daß weder der berühmte Barbier von Bagdad noch seine Brüder dabey vorkommen; 4) die Geschichte des erwachten Schlafers, und 5) die Geschichte Ganems, des Slaven der Liebe. Hinten angefügt sind einige wenige Anmerkungen, zur Erklärung der nicht Jedem bekannten Sachen, z. B. über den Kalifen Harun Alraschid, die Kadis, Derwische, das Bairamsfest, Sefamkorn u. dgl. Zum Drucke des Buchs sind reine scharie Lettern gebraucht. Mit der Correctur sind wir nicht durchaus zu-

frieden. Aus einigen Bogen haben wir die Druckfehler: *Vieillard, patir* f. *partir, je n'ai pas, traits* f. *traits*, angemerkt. Zu wie vielen Bänden der Herausgeber in der Folge Stoff finden wird, können wir nicht angeben; wir hoffen und wünschen, daß er es zu seinem Zwecke bey einem, höchstens zwey, bewenden lassen wolle. Drl.

Zwickau u. Leipzig, b. Schumann: Phantafus; in Erzählungen von Carl August Fischer. 1808. 238 S. 8. (21 gr.). Die erste Erzählung ist betitelt: Pastor Rickel. „Ich habe das Ding, was man Witz nennt, sagt der Vf. S. 11, immer aufmerksam beobachtet, und gefunden, daß es vielerley Gattungen desselben giebt; nur eine davon gleicht einer lächelnden Grazie, welche, leicht daher schwebend, den Beyfall der guten Köpfe und ihrer Liebe hat, die andern sind trunkenen, boshaften, tölpischen und hinkenden Frauen ähnlich, vor welchen jeder, der das Schöne und Edle so kennt und schätzt, daß er das Entgegengesetzte nicht aussehen kann, entflieht.“ Von der ersten Art des Witzes ist in dieser Erzählung nicht viel zu verspüren. Der Pastor Rickel ist eine Karrikatur, die einen auf eine widrige Weise angrinzet, und der ganze Kreis, in dem er sich bewegt, ist nicht viel angenehmer. Es scheint, als habe sich die Phantasie des Vfs. in Ausbildung des Niedrigen zum Niedrigsten üben wollen. Da kommt ein Tertius vor, der so voller Gebrechen und Fehler war, wie der Hund voll Flöh; da erscheinen Pedette, d. h. Spione der Akademie, die, wie alle ihres Gleichen, hohl im Leibe sind; da wird von Meublen d. h. Huren gesprochen; da wird Rickel von einem Mädchen in einen Abtritt gehoben, und so eingefalbt, daß man ihn auf 20 Schritte weit riechen konnte; da wird von eben demselben beygebracht, daß, wenn sein Magen nicht wenigstens alle drey Strunden eine derbe Portion zu verarbeiten bekam, er so lang rumorte, bis u. s. w.; da wird viel über den Abgang eines verschluckten preussischen Zweygroschenstücks gesprochen u. s. w. Dabey schreibt der Vf. Currente statt Curricule, Syrene f. Sirene, tollig f. drollig. Die eingeflochtene Abhandlung über die Duellwiederholt das längst Bekannte. Die zweyte Erzählung: Zwey unglücklich Liebende, hat den besondern Vorzug der Kürze. Die dritte Erzählung: Der Findling, ist die lesbarste und lesenswürdigste. Auch findet man hier einige gute Bemerkungen über Erziehung und das Erziehungsgeßchäft. F.

Leipzig, b. Hinrichs: Der Wunder-Saphir. Die glückliche Heucheley und die Familiensfeste. Drey Erzählungen. Aus dem Französischen der Frau von Genlis von Theodor Hell. 1807. 208 S. 8. (20 gr.). Auch unter dem Titel: *Kleine Romane u. Erzählungen*. Aus d. Franz. d. Fr. v. Genlis v. Theod. Hell. Neuntes Bändchen. Obschon in diesen Erzählungen die Fr. v. G. auch nicht zu verkennen ist, und ein aufmerksamer Leser auch ohne ihren Namen auf dem Titel die Vfn. hier finden würde: so sind doch diese geschichtlichen Darstellungen ihren vorigen Schwestern weniger ähnlich, als die andern. Das sey aber nicht zu ihrem Nachtheile gesagt. Es soll nur anzeigen, daß Fr. v. G. auf mehr als eine Weise angenehm seyn kann. Sie faßt mit ihrem gefühlvollen Herzen und inniger Theilnahme leicht die Punkte in den menschlichen Schicksalen auf, die andere gefühlvolle, theilnehmende Herzen aufprechen und in Bewegung bringen können. Besonders haben in diesem Bändchen dem Rec. die Familiensfeste gefallen, (da der lauterste Geist des menschlichen Lebens in ihnen weht. Da Rec. keine Vergleichung mit dem Original verstattet ist: so kann er bloß sagen, daß sich die Übersetzung gut lesen läßt, und frey von Gallicismen ist. B—2.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 J A N U A R, 1811.

A R C H Ä O L O G I E.

DRESDEN, in der Waltherfchen Hoffbuchhandlung:
Die aldobrandinische Hochzeit. Eine archäologische Ausdeutung von C. A. Böttiger. *Nebst einer Abhandlung über dieß Gemälde von Seiten der Kunst betrachtet* von H. Meyer. Mit 1 Kupfer. 1810. X u. 206 S. 4. (Mit schwarzem Kupf. 2 Thlr. mit schwarzem und ausgemaltem 4 Thlr.)

Die aldobrandinische Hochzeit vereinigt mehrere Vorzüge in sich, als irgend eins der antiken Wandgemälde, und steht in keiner einzelnen Hinsicht, man sehe auf Gegenstand, Composition, Zeichnung, Erhaltung, irgend einem der anderen bedeutend nach. Sie war dessenungeachtet bisher noch nicht ausführlich erklärt worden, und verdient also vollkommen die sorgfältige und umfassende Beschreibung und Auslegung, die ihr durch einen der gelehrtesten und geübtesten Archäologen zu Theil geworden ist. Er hat zu dem Ende die in Weimar befindliche Copie, welche Hr. Meyer von dem Gemälde 1796 in der GröÙe des Originals für Goethe mit der seltensten Genauigkeit genommen hat, verkleinert, doch nach einem größern Maßstabe, als der gewöhnliche in archäologischen Werken ist, stehen lassen. Man darf diese Zeichnung nur mit einer der früheren, die aus der Admirandagefloßen sind (S. 4, 204), vergleichen, um sie in hohem Grade geistvoll und rein zu finden. Noch eine der neuesten und besten, die auch nach dem Original selbst genommen zu seyn scheint, die zu Rom bey *Montagnani Mirabili* erschien, steht in treuer Auffassung der Antiken und Schönheit der Zeichnung bey weitem nach, und hat mehreres gar nicht, was hier ausgedrückt ist, wie das Gebüsch bey der Opferspenderin, die Hand, womit die Begleiterin der Lautenspielerin das Instrument faßt, und mancherley Kleinigkeiten. Spräche nicht eine Zeichnung von diesem Ausdruck selbst für ihre Treue: so würde die angehängte ausführliche und gründliche künstlerische Beurtheilung des Originals in der bekannten Manier des Vfs. (S. 173 - 206) dafür bürgen. Die interessantesten und gereiften Bemerkungen, welche Hr. Meyer in der hypothetischen Geschichte des Colorits der Alten zu Goethes Farbenlehre Th. 2 aus der aldobrandinischen Hochzeit ableitete, sind hier zweckmäßig erweitert, und die Färbung derselben in so großem und feinem Detail angegeben, daß Rec. ohne eins der unter des Vfs. Aufsicht illuminirten Blätter *J. A. L. Z.* 1811. *Erster Band.*

ter gesehen zu haben, zu behaupten sich getraut, daß von keinem anderen antiken Gemälde eine so interessante und wahrhafte Copie existiren mag. Denn wenn man erst neuerlich angefangen hat, die antiken Marmors mit eindringender Treue zu zeichnen, und sie früher ohne Ausnahme durch mehr oder weniger Beymischung von Fremdartigem und durch Eilfertigkeit verfälschte: so mußten sich die Gemälde noch weit mehr gefallen lassen, die größtentheils so viel gelitten haben, daß man nicht bey den Sichtbaren stehen bleiben zu dürfen, sondern das Erlöschene ersetzen zu müssen glaubte: womit man es denn um so weniger genau nahm, als die colorirten Copieen weniger für den Archäologen und Forscher der Kunstgeschichte, als zur Decoration von Zimmern, oder auch in Sammlungen zum Luxus geliefert wurden. Es existirt außer der S. 120 erwähnten noch eine farbige Abbildung der *Nozze*, in der zweyten Ausgabe von dem *Recueil de peintures antiques d'après les dessins coloriés par P. S. Bartoli et autres dessinateurs, à Paris 1783*, (welche außer ihr noch andere Zusätze, aus der Pyramide des Cestius, aus den Bädern des Constantinus und das Mosaik von Palästrina aufgenommen hat); aber wie flüchtig und grell, wie wenig geschickt, einige Vorstellung von dem jetzigen oder muthmaßlich früheren Zustand des Originals zu geben! (Eben so gründlich ist die Erklärung daf. Th. 2, S. 44 - 47, das Bild stelle den Peleus und die Thetis vor, doch erkenne man alle römischen Hochzeitgebräuche, der *Jüngling* am Säulenstumpf sey *le camille de la cérémonie*.) Das Bild wird übrigens von Hn. M. in das augustische Zeitalter gesetzt, weil für ein späteres die, obwohl flüchtige Zeichnung zu gut, und namentlich für das hadrianische zu skizzenhaft, und die Anordnung mehr nach dem Princip der Massen sey, als damals üblich gewesen.

Dem Kunstfinn und der Genauigkeit der neuen Abbildung dieses seltenen Monuments entspricht die feine Kenntniß und große Fülle der Erklärung, die an erschöpfender Vollständigkeit ihres Gleichen sucht. Gesichtspuncte von dem Ganzen, alle einzelnen Figuren, griechische und römische Hochzeitgebräuche, und mancherley Mythologisches und Antiquarisches, das hier in Frage kommen konnte, alles wird mit reicher Gelehrsamkeit erörtert; und man müßte sich wenig darauf verstehen, wie schätzbar an dem Archäologen, neben lebendigem Gefühl des Wesentlichen, die vielseitige, auch auf das Kleinste gerichtete Aufmerksamkeit und die auf alle Nebenumstände

vorbereitete Kunde, und wie nöthig und eingreifend zum Verstehen von antiken Kunstwerken die bestimmte Kenntniß alles Einzelnen sey, um hier das *qui pourroit tout dire sans un mortel ennuy?* anwenden zu wollen. Wir eilen zur Hauptansicht. *Winckelmann* sah bekanntlich aus unhaltbaren Gründen die Hochzeit des *Peleus* und der *Thetis* in dem Bilde, das gemeinhin als eine gewöhnliche Hochzeit, und zwar nach dem Griechischen in der Kunst dem Costüm und den Sitten, mit Recht für eine griechische Hochzeit betrachtet wurde. Hr. *Böttiger* wollte dafür im *attischen Museum* I, 1, 348, was *Heyne* in den *antiquarischen Aufsätzen* I, 37 unbestimmt gelassen hatte, die Hochzeit von *Kadmos* und *Harmonia* sehen. *Zoega* gab ihr *Bassirilevi* Th. 1, S. 116, Note 15 und Seite 250 keine besondere Benennung, sondern ließ sie irgend eine Hochzeit seyn. In gegenwärtiger Schrift geht Hr. *B.* einen Mittelweg, indem er annimmt, „dass dem idealisirenden griechischen Künstler derselben noch eine höhere Forderung vorschwebte, als bloße gemeine Wirklichkeit darzustellen; alle Personen mußten in ein höheres Ideal gestellt werden, welches in diesem Fall um so leichter war, als nach den Begriffen der Griechen jedes Brautpaar gleichsam selbst die weihenden Ehegötter vorstellte. So steigert sich Begriff und Bild; aus der gemeinen Hochzeit wird eine symbolische, und das Ganze erscheint nun erst, vom Einzelnen zur Gattung erhoben, als ein wahres Kunstwerk. — Denken wir uns die Braut als eine *Libera* oder *Ariadne*, wie sie in den heiligen Weißen dargestellt wurde, den Bräutigam als einen *Liber* oder *Bacchus* voll üppiger Lebenslust, die Zupfcherin im Charakter einer *Venus*, das Salbenmädchen als eine *Nympe*, *Grazie*: so wäre allerdings das Allgemeine im Einzelnen gefunden, die Hochzeit eines *Lollius*, eines *Pollio*, oder wie der edle Römer heißt, der eigentlich dieses Gemälde bestellte, durch den idealisirenden, oder welches hier eben so viel bedeutet, gräcisirenden Maler wäre symbolisirt, und also höher gestellt, ja über sich selbst erhoben.“

Der *Vf.* kam auf diese Vorstellung (*S. VII*) durch ein Relief von der Hochzeit des *Peleus* und der *Thetis*, bey *Zoega Bassir.* Taf. *LII*, wovon dieser vermuthete, daß der Künstler nicht die Absicht gehabt habe, die Fabel um ihrer selbst willen auszudrücken, sondern sie als ein Urbild glücklicher Ehe, mit Gebräuchen und Figuren, die nichts damit zu thun haben, zu verschmelzen, nur an sie zu erinnern, und unter der Maske derselben irgend ein bestimmtes Hochzeitfest darzustellen. Diese Annahme einer Gattung von Monumenten, die zwischen wirklichem Leben und Fabel in der Mitte stehen, nicht zu verwechseln mit denen, welche durch mythische Bilder auf gewisse Lebensverhältnisse anspielen, ja sie oft merklicher berühren, ohne doch aus ihrer eigenen Grenze zu schreiten (wie *Mus. Pio-clem.* Th. 5, Taf. 8, S. 15) oder, welche unter dem Typus einer Gottheit das Porträt eines Menschen enthal-

ten, empfiehlt sich im Ganzen sehr, und ist noch mancher Modification fähig, die zur Beurtheilung antiker Kunstwerke fruchtbar seyn kann. So finden sich zum Beyspiel in der Sammlung von *Zoega* selbst, um Taf. *LXV* und *LXVII* zu übergehen, worauf diese Bemerkung nicht ohne Weitläufigkeit angewendet werden könnte, Taf. *LXXXIV* unter mehreren eigentlichen *Thyiaden* einige Figuren von tanzenden *Mänaden*, die nur durch das Beywerk bezeichnet, nicht durch den Ausdruck zu *Mänaden* gestempelt sind. Der Charakter begeisterter, hingerissener Bewegung und bacchischen Wahnsinns, den ihnen die Kunst, besonders durch *Skopas*, gegeben hatte, ist hier so gemildert, daß sie nur durch Musik und Tanzkunst belebt scheinen, und was von der ursprünglichen mänadischen Regung noch übrig ist, könnte eben sowohl durch jene erzeugt seyn. Kleidung, Anstand, Haltung, alles stimmt zusammen zu einem wohlgefälligen Bild von Tänzerinnen, und soviel der *Mänade* an Individualität fehlt, gewinnt die Tänzerin an allgemeinerer Schönheit. Zum Wesentlichen dieser Gattung scheint es zu gehören, daß die äußere Bezeichnung unzweydeutig ist; denn die Darstellung von gemeinem Leben, in Handlung, Stellung, Ausdruck, würde den beabsichtigten Gedanken an Götter, denen diese Menschen zu vergleichen seyen, ohne deutliche Attribute, oder eine hinzugefetzte, auffallend mimische Götterscene, nothwendig entfernt halten. Darum sind auf der römischen Hochzeit bey *Zoega*, neben dem anderen Häuslichen, Götter, die dem Bräutigam als einem anderen *Peleus* Schwerdt und Helm reichen; wobey sich sogar vielleicht an eine schmeichelnde Maskerade denken ließe, welche Freunde oder Untergebene dem Ehepaar gemacht hatten, und welche diesem so sehr gefiel, daß sie in das Denkmal ihres ehelichen Glücks am Sarkophage mit aufgenommen werden sollte; so sind auch jene Figuren durch Attribute und Umgebung als *Mänaden*, was sie doch der That nach nicht sind, bezeichnet; was auf unserm Gemälde die Götter ausdrücken könnte, reducirt sich auf den einzigen Epheukranz des Bräutigams, statt dessen man einen Myrtenkranz erwarten sollte; denn die Art von Verschleierung der Braut ist der *Ariadne*, wenn auch nicht fremd, doch nicht allein eigen, wie auch *S. 33* bemerkt ist, sondern den Bräuten überhaupt so sehr, daß auch die von *Pluto*, so eben geraubte *Persephone* darin erscheint, und daß es unnöthig ist, Beyspiele zu citiren; und die anderen Figuren haben eben so wenig etwas, das an Götter denken ließe, nicht einmal ein *Amorin* zieht unsere Vorstellung von der nackten Wirklichkeit ab. In Beziehung auf den Epheukranz dürften wir aber ohne Unbilligkeit die Bemerkung *S. 59* geltend machen, daß die Scene nach dem Hochzeitmahle sey, woraus dort die Nacktheit des Bräutigams, der jetzt nur noch seine *Synthesis* oder *vestem coeuatoriam* an habe, motivirt wird. Eben so schließt *Zoega Bassir.* Taf. *LXVII*, aus dem Blumenkranze, den ein berauschter *Hera*,

kles um den Hals trägt, daß er eben vom Mahlaufgestiegen sey. Der Epheu aber steht dem Bräutigam in seiner Berauschtheit ganz wohl an, und man braucht dabey kaum in Erwägung zu ziehen, daß der Epheu auch *Φιλέως* und *lasciva* heisst, und von den Liebenden vorgezogen wurde (*Paschal. de coron. l. I. c. 18* und *Maderus de coronis, nuptiarum praesertim* im *Thef. antiq. Rom. t. 8*) und daß überhaupt in dem Laub zu Kränzen zwar ein gewisses Costüm beobachtet, aber der Wechsel und die Mannichfaltigkeit nicht ausgeschlossen ist, so daß z. B. in dem hier vermifsten Myrtenkranze, ein ander Mal Bacchos (*Aristoph. Frösche* 333) und Apollon (*Winckelm. Werke* II, 493) erscheinen. Sollte aber überhaupt dem Bilde die Allgemeinheit fehlen, die ihm durch jene Annahme vindicirt werden soll? Hier ist Bräutigam und Braut, wie sie durch die damalige Zeit modificirt waren, natürlich und in scharfer Bestimmtheit ausgedrückt, und alle umgebenden Personen stellen allgemeine Sitte, nicht der ganzen Breite, sondern der Bedeutung nach, künstlerisch, dar, ohne in etwas auf ein bestimmtes Individuum zu deuten. Hiedurch steht das Werk unendlich höher, als jene Bilder, wo nicht durch den allgemeinen Ausdruck eines natürlichen Verhältnisses, sondern durch eine erborgte Göttermaske das Interesse des Beschauers gewonnen werden soll, und namentlich höher, als jenes Basrelief. Die oben erwähnten Mänaden bleiben uns immer Tänzerinnen, da ihnen der Ausdruck des inwohnenden Gottes fehlt, und weder die neben ihnen stehenden eigentlichen Mänaden, noch ihre Attribute vermögen sie über ihre eigenthümliche Natur zu erheben; sie unterscheiden sich nur durch ein Costüm, durch einen leisen von jenen gottergriffenen beliebten Wesen erborgten Anstrich, und in so fern ganz gefällig, von anderen Tänzerinnen. Der höchste und allgemeinste Ausdruck von Natur macht die griechische Kunst symbolisch. Drückte das aldobrandinische Bild das

Reinste, Innigste und Nothwendigste aus, worin ein Bund der Herzen sichtbar werden könnte: so wäre es eine göttliche Hochzeit, wie Amor und Psyche in der bekanntesten Gruppe, worin Hr. B. mit Recht die sich auf ewig täuschende Liebe erkennt, und die zur Andeutung derselben häufig auf Sarkophagen angebracht seyn möchte. Da aber die umgebende Sitte zum Theil willkürlich und luxuriös, der Charakter der Hauptpersonen aber nicht edelgenug ist: so bleibt es sehr menschlich, und kann durch keine Anspielung geweiht werden, und man muß sagen, daß, wenn auch der Künstler eine Götterhochzeit hätte bilden wollen, eine gemeine daraus geworden ist. Allein auch dieses gemeine Menschliche, durch den Spiegel der Kunst aufgefaßt, und naiv, treffend dargestellt, hat immer einen hohen Werth, und somit auch unser Gemälde. Daß der Künstler diese Bedeutung der Natürlichkeit, statt des von Göttern erborgten Adels, bezweckt habe, ist besonders abzunehmen aus dem starken Gegensatz der Geschlechter, worin Braut und Bräutigam gedacht sind, wie er nämlich durch Bildung und Sitte der Zeit schneidend geworden war. Die strenge Verhüllung der Braut und die Nacktheit des Bräutigams an sich wären wenig; aber ihre große kindliche Angst, und seine ungeduldige freye Begierde, die gleich entfernt sind von der Liebe einer Ariadne und eines Dionysos, die zierliche Verschämtheit und die alle Schönheit der Stellung verachtende Unanständigkeit, das Zaudern und das Förmliche in der Braut und das möglichst Unceremoniöse in dem nachlässig hingeworfenen Liebhaber, scheinen beabsichtigte, nicht aus dem Mythischen, noch Mystischen, sondern aus der Natur geschöpfte Contraste. Aus ihrer Absichtlichkeit erklärt sich vielleicht auch die Stellung des Bräutigams einigermaßen, die man fast allgemein sehr motivlos gefunden hat.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke).

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Heidelberg*, in Comm. b. Mohr und Zimmer: *Der Friede*, ein Lehrgedicht in acht Gesängen von Johann Carl David Paul Reimold, Prediger etc. 1809. 196 S. 8. (18 Gr.) Die Länge dieses Gedichtes wird begreiflich, wenn man nicht allein erwägt, was sich für und wider den Frieden sagen läßt, sondern auch noch alle möglichen Beschreibungen von friedlichen Scenen und Gewerben hinzudenkt, die viele Blätter füllen. Und diese Schilderungen sind es gerade, welche dem Vf. noch am meisten gelingen, und seinem Werke einigen Reiz verleihen. Er ist hie und da glücklich in der Darstellung sinnlicher Gegenstände, und überall findet man Spuren eines nicht gewöhnlichen Geschmacks und einer nach guten Mustern erlangten Bildung. Aber dessenungeachtet erhebt sich das Ganze nicht über den Werth der Mittelmäßigkeit, weil es trotz aller reizenden Einkleidung noch einer Abhandlung und einer Übersetzung der Prosa in die Poesie ähnlich sieht, und manche Einzelheit mit anstößigen Nebenideen sich nicht zum herrschenden Tone der einfachen Erhabenheit fügen will. Die Hexameter sind nicht ohne Leichtigkeit und Anmuth, doch in der Würdigung der langen und kurzen Sylben hie und da auch nicht ohne Verstoß gegen die Regel. Man sieht aus den einzelnen

Schönheiten, die hin und wieder wie Schalmeyenklänge zu dem Gedicht hinüberlocken, daß das Talent des Vfs. bey mehr Zusammenhaltung und bey größerm Fleisse etwas Besseres hätte liefern können.

T. Z.

Hannover, in Commission b. Hahn: *Meine viertägigen Leiden im Bade zu Pyrmont*. In Briefen an einen Freund. Eine Brunnen-Lectüre, in vier Portionen zu lesen, wenn der Arzt den Mittagsschlaf untersagt hat, von G. C. Sponagel. Ohne Jahrzahl. 291 S. kl. 8. (1 Thlr.) Manche Menschen reisen jedes Jahr ins Bad, und werden alt; aber vielleicht ist unter Tausenden von ihnen kaum einer, der in seinem ganzen Leben das erfährt und leidet, was unser Vf. in vier Tagen erfahren und gelitten hat. Das Unglück drängt sich in diesem kurzen Zeitraume so zusammen, daß einem fast die Lust zur Theilnahme vergehen möchte. Doch weiß er seine Händel und Abenteurer so lebendig darzustellen, daß oft ein unwillkürliches Grausen und Zittern den Leser befällt, der in dem Augenblicke vergiftet, daß er todt Buchstaben vor Augen hat und nicht lebendige Menschen. Wir wünschen nicht, daß Jemand auf den Einfall kommen möchte, diese Badeleiden dramatisch vorzustellen, theils wegen der

vielen Stunden, die man im Theaterzubringen müßte, theils und hauptsächlich wegen der innern Erschütterung, die man bey manchen Scenen erleiden möchte. Dem Rec. machte es die größte Freude, als er S. 291 las:

Mit heiterm Sinne malt' ich ir
Die überstand'nen Leiden;
Jetzt am erwünschten Ziel find sie
Die Würze meiner Freuden.
Der Hypochonder ist entflohn.
Frey sitz' ich auf des Glückes Thron,
Mir selbst zurückgegeben.

— m m —

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Belagerung von Rochelle, oder die Macht eines guten Gewissens im Unglück.* Nach dem Französischen der Frau von Genlis von K. L. M. Müller. Zwey Bände. 1808. 200 und 302 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.) Unter allen Erzählungen der Fr. v. G. ohne Zweifel eine der wohlgerathensten. Das schöne religiöse Gemüth der Vfn. spricht sich darin mit hoher Lebendigkeit aus, und ergreift den Leser mit süßer Kraft. Phantasie und Gefühl schliessen einen wohlthätigen Bund, und selbst die Gestalt und Natur unserer Zeit trägt dazu bey, die Theilnahme zu erhöhen. Ja, man könnte mit dem Übersetzer behaupten, daß solche Darstellungen, wie sie hier gegeben werden, gerade der jetzigen Zeit und Menschheit wirklich nöthig sind. Denn wo Luxus und Uppigkeit den Menschen in Gefühllosigkeit und moralische Rohheit versenken, wo Elend und Noth ihm seine edleren Kräfte lähmen, da können nur durch den Beystand der Religion, und des aus ihr hervelfeudenden Vertrauens zu Gott, dem allgütigen Vater der Welt, etwas Besseres erwartet werden. Der Gegenstand der Erzählung ist aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrh. genommen. Die Belagerung Rochelle's kostete Ludwig XIII vierzig Millionen Livres; und endete im J. 1628. — Die Übersetzung verräth Sprachkenntnis und Geschmeidigkeit. Ai.

Chemnitz u. Leipzig, b. Schröter: *Die Familie von der Garenburg, oder Kampf und Pflicht.* Vom Verfasser des Carlo Orsino und des Schreckenthurmes am See. Mit 1 Kupfer. 1808. 348 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.) Man kann eben nicht sagen, daß einen bey'm Lesen dieses Romans die Langeweile beängstige; aber man fühlt sich auch nicht besonders angezogen. Man merkt es bald, daß der Erzähler ein artiger, gebildeter Mann, ein Mann von hübschen Worten ist; aber auch eben so bald, daß man genügsam seyn müßte, wenn man sich wohl befinden wolle. Da indess diese Genügsamkeit den meisten Romanlesern von Haus aus eigen ist: so wird es auch dieser Familie von der Garenburg nicht an Freunden fehlen, die eine angenehme Unterhaltung bey ihr finden, zumal die Gutmüthigkeit so recht einheimisch in derselben ist. Zur Erklärung des Zusatzes „Kampf und Pflicht“ dürfen wir nur einige Zeilen von S. 184 anführen, die zugleich für eine Probe des Vortrags gelten können. „Julie kämpfte im Stillen mit ihrem Herzen und bemühte sich, diesen Kampf durch das Gefühl der Pflicht zu unterstützen, die sie dem edlen Ryno zu leisten verbunden war; wenn sie sich für alle seine Liebe und Güte nicht des schwärzesten Undanks schuldig machen, und ihn um seine schönsten Hoffnungen und Plane grausam betrügen wollte, deren Befriedigung den Abend seines Lebens so süß verschönern sollte. Fest stand der Entschluß in ihrem Innern: ihrem Herzen, das sie so mächtig nach Robert hinstieg, Zwang aufzulegen, und lieber sich und alle Freuden des häuslichen Lebens für die Zukunft aufzuopfern, als den (dem) guten Ryno diesen Kummer zu machen.“ Das beygegebene Kupfer ist unbedeutend. ml.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Dramatisches Scherflein*, ein Taschenbuch für die Bühne von Johann Friedrich Schink. 1810. 351 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Der sonst talentvolle Vf. ist nicht so glücklich gewesen, die Auffassungs- und Darstellungs-Weise zu finden, welche einer Geschichte dramatische Gestaltung giebt. Zu große Redseligkeit, Hinneigung zum erzählenden Ton, schwache Versinnlichung und Mangel an Witz und Laune lassen die hier gelieferten vier klei-

nen theatraischen Producte nicht zu der komischen Kraft und Lebensfülle gedeihen, die ihnen zurgehörigen Wirklichkeit nöthig sind. Mag er sich daher lieber in andern Gattungen der Poesie zeigen, welche ihm mehr zu Gebote stehen! L. W.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Wer kann ratthen?* Ein Lustspiel in einem Aufzuge, aus dem Französischen der Frau von Genlis. 1808. 49 S. (6 gr.) Dieses kleine hier als aufgeführtes Sprichwort (daher der Titel) gegebenes Lustspiel ist im Wesentlichen dasselbe, das auf den deutschen Bühnen als Operette unter dem Titel: *Zwey Worte oder die Nacht im Walde*, schon längst bekannt ist, in welcher Gestalt es durch manche Verbesserung und manchen Zusatz noch gewonnen hat. Es gehört zu den artigen Kleinigkeiten. T. Z.

Oldenburg, in der schulzischen Buchhandlung: *Die Aufgablusen.* Ein Lustspiel in vier Aufzügen von L. A. Freyherrn von S. 1810. 136 S. 8. (12 gr.) Einige Munterkeit herrscht zwar in diesem Lustspiele; aber schwerlich möchte die darin aufgehäuften Narrheit, die sich in falsches Pathos auflöst, unterhalten, ohne die Geduld des Zuschauers zu ermüden. Mit der Deutlichkeit, womit die Personen ihre Fehler zeigen, schwebt das Stück zwischen Lustspiel und Posse; es kann aber die Späße der letzteren nicht erreichen, weil es das Komische nur von der Oberfläche weggeschöpft und nicht aus der Tiefe der menschlichen Natur zur auffallenden Erscheinung für die Phantasie heraufgeführt hat. T. Z.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Bibliothek der Abenteuer.* In zweckmäßigen Auszügen vom Vf. der grauen Mappe. Erster Band. 1810. IX und 421 S. 8. (2 Thlr.) Des Vfs. Absicht ist, in dieser Bibliothek eine Sammlung und Wiedererweckung früherer, zum Theil vergessener Romane aus den uns zunächstliegenden Jahrhunderten nach einer zweckmäßigen Bearbeitung, Verkürzung, Einkleidung u. s. w. zu liefern, die überhaupt auf abenteuerliche, wunderbare, seltsame, außerordentliche Geschichten, Begebenheiten, Erfahrungen, Reisen, Glücks- und Unglücksfälle, Rücksicht nehmen, und auch der Charakteristik der Zeiten nicht vergessen soll. In diesem ersten Bande hat er nun einen sehr guten Anfang mit dem *abenteuerlichen Simplicissimus*, einem Buche aus dem Ende des 17 Jahrhunderts, gemacht, das von Samuel Greifensohn von Hirschfeld, einem Soldaten des dreißigjährigen Kriegs, herrührt, welcher sein eigenes Leben, seine eigenen Erfahrungen mit einer Menge von Abenteuern erzählt und sie mit der Wiederkehr mancher Personen und der Erfüllung mancher Vorhersagungen zu einem förmlichen, wenn auch ein wenig buntscheckigen Romane verknüpft. Man sieht, daß, wo nicht alles, doch das Meiste aus eigener Anschauung niedergeschrieben ist, und man wird dadurch ganz in das Leben und auf den Schauplatz des fürchterlich verheerenden dreißigjährigen Kriegs versetzt, wo Rohheit und Abscheulichkeit die Begebenheiten unserer Tage überbieten, und den unparteyischen Beobachter überzeugen, daß Krieg eben so sehr für die Höllenur der Menschenverbesserung als für das beste Mittel gehalten werden kann, die Menschen von den erlangten edleren Vorzügen in den rohesten Zustand wieder zurückzubringen, wo die ganze thierische Natur, die in uns steckt, mit allen Kennzeichen der sinnlichen Wuth, mit Raub und Blutbegier und zügelloser Befriedigung des Instincts wieder zum Vorschein kommt. Also eine eben so unterrichtende, als unterhaltende Lectüre! T. Z.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Schönheit und Kunst.* Gewidmet der Schweizerischen Künstlergesellschaft auf ihren nächsten Versammlungstag von Johann Rud. Wyss. 1809. 21 S. 8. (2 gr.) Obgleich dieses Gedicht weder in Abicht der Form noch in Abicht des Inhalts etwas Neues und Originelles giebt: so verdiente es doch, weil es würdig von der Kunst spricht, und sich in leichten, fließenden Versen angenehm lesen läßt, eine allgemeine Bekanntmachung und Verbreitung. T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 29 J A N U A R, 1811.

ARCHAEOLOGIE.

DRESDEN, in der waltherschen Hofbuchhandlung:
Die aldobrandinische Hochzeit. Eine archäo-
logische Ausdeutung von C. A. Böttiger u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was der Vf. zur Unterstützung der Meinung, daß das Brautpaar Götter repräsentire, von einem Sacrament der Ehe bey den Griechen sagt, scheint uns nicht außer Zweifel gesetzt. Er behauptet, man habe nicht nur die Gegenwart der segnenden Ehegötter bey der Hochzeit durch mancherley Opfergebräuche sinnlich angedeutet (dies doch nicht mehr, als bey anderen religiösen Scenen), sondern Braut und Bräutigam haben in ihrer eigenen Person die einst von den höchsten Göttern vollzogene Hochzeitweihe mystisch und mimisch dargestellt. Diodor V, 72 sagt aus, „daß in Knossos jährlich die Ehe des Zeus und der Here an einem Ort, wo jetzt ein Tempel sey, durch Opfer von den Einheimischen gefeyert, und die Eheverbindung nachgeahmt werde, wie sie nach Überlieferung ursprünglich gewesen sey.“ Diese Sage vom Vermählungsfest mag von da nach Samos gekommen seyn. Das Fragment des Aëlios, *Athen.* XII, 526, sagt zwar nur, daß die samischen Weiber ausnehmend geputzt zum Temenos der Here gingen, und giebt uns von den samischen Heräen durchaus keine speciellere Vorstellung; allein das S. 126 angeführte Fragment von Varro belehret uns, daß das jährliche Fest der Juno zu Samos *nuptiarum ritu* gefeyert worden sey. Diodor giebt eben so wenig die Ceremonieen des *iegos gamos* an, als wir die samischen kennen; es kann also nur aus den bekannten Hochzeitgebräuchen vermuthet werden, ob sie aus der Natur des Verhältnisses, oder aus einem heiligen Muster geflossen seyn möchten. Sonst finden wir allgemein, daß Sitten, Costüm und Ceremonieen von den Menschen in die Göttergesellschaft übergegangen, wenn auch modificirt worden sind; und es ist nicht wohl abzusehen, wie eher eine Hochzeit der Here sollte gedacht worden seyn, als sich Hochzeitfeste unter den Menschen ausgebildet hatten, oder wie sich eine dunkle Ceremonie, die nicht durchaus natürlich gewesen wäre, von einem einzigen Ort in Kreta aus allen Hellenen mitgetheilt haben sollte. Der Ehestand wurde frühzeitig in Griechenland in seiner ganzen Heiligkeit erkannt, und die Sprache, die überhaupt ihre Bezeichnungen so sinnvoll aus

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

der innersten Natur der Dinge zu schöpfen pflegte, nannte ihn ein *τέλος* (d. i. ein letztes, vollkommenes, in bürgerlicher Hinsicht z. B. ein Amt, in religiöser, Aufnahme in Heiligungen). Man sehe nun in Ansehung dieser Benennung der Ehe auf die Entwicklung zum physischen Menschen (*τέλειος ἄνθρωπος*), oder zum Bürger, oder zum religiösen, und gebildeten Menschen, indem die Ehe den Menschen ursprünglich von der Wildheit entfernt, oder auf alles zusammen: sie bleibt immer ungezwungen und begründet. Der Vf. will nur die Bedeutung Weihe, Sacrament gelten lassen, die Rec. wenigstens in *Diod.* V, 72 gänzlich vermisst. Die Sprache that darin nicht mehr, als Gesetzgeber und Sittenstifter ebenfalls andeuteten (vgl. *Potters Archäol.* II, 4, 493 ff.), und nicht am wenigsten durch die Religion, indem sie die höchsten Götter zum Vorstand der Ehe setzten, *Zeus τέλειος*, *Ἥρα τελεία*, *Ζυγία*, und die Ehe durch Opfer weihten. *ἡ δὲ πρὸ γάμου θυσία, προτέλεια, καὶ προγάμεια. προτελεῖσθαι δὲ ἐλέγοντο οὐ μόνον αἱ νύμφαι, ἀλλὰ καὶ οἱ νυμφῶναι. καὶ τέλος ὁ γάμος ἐκαλεῖτο. καὶ τέλειοι οἱ γεγαμηκότες. διὰ τοῦτο καὶ Ἥρα τελεία ἢ Ζυγία ταῦτα γὰρ τοῖς προτελείοις προτελοῦν τὰς κόρας, καὶ Ἀρτέμιδι καὶ Μοῖραις.* *Pollux* III, 3, 38. Eine Handlung, derman diese Bedeutung gab, konnte und mußte mit der größten Würde und Feyerlichkeit vollzogen werden. Daher die Procession, worunter ursprünglich die begleitenden Freunde und Verwandten der Braut zu denken sind, mit Fackeln, weil man sinnvoll den Abend zum Brautauszug bestimmt hatte, mit Kränzen, mit Musik, mit Brautlied; es wurden Kuchen gebacken, und zwar mit Sesamon, weil man dies für fruchtbringend hielt, es ging ein Bad vorher, das Brautbette war geschmückt, die Mutter führte die Braut mit einer Fackel zu ihm hin: alles ganz natürlich, ohne Spur des Mysticismus, so wenig als in der Tischlagerung der Menschen wegen der Lectisternien der Götter Mystisches gesucht wird. Worauf der Vf. am meisten Gewicht gelegt zu haben scheint, ist, daß, nach *Pollux*, Braut und Bräutigam nebst einem Lenker der Pferde, der zugleich Bräutigamsführer war, auf einem zweispännigen Wagen einzogen, so daß eine Braut, die zu Fuß kam, verächtlich *χαμαικούς* genannt wurde; denn dies Fahren sey durchaus heroisch, im alten Götter- und Helden-Stil. Gerade aus der Heldenzeit aber, wo die Wagen im Krieg und sonst üblich waren, darf der Gebrauch hergeleitet werden. Das Pferdehalten für den Hippodrom konnte überdies das Fahren nie zu etwas ganz Unerhörtem

werden lassen; und die Auszeichnung, die dem Brautpaare dadurch auf kurze Zeit zu Theil wurde, möchte sich, sollte es auch als eine Art von Triumph erschienen seyn, eher mit dem republicanischen Geiste vertragen haben, als der feine Sinn der Griechen fürs Schickliche erlaubt hätte, die bisher im Haus gehütete Königin des ansehnlichen Festes auf einmal mitten unter die Menschen zu führen, und die gänzlich Verschleierete zu Fuß gehn zu lassen. Auch daß man, wie *Potter* S. 529 berichtet, die Achse des Wagens nach beendigter Fahrt verbrannte, um anzuzeigen, daß die Braut nie wieder nach ihrem väterlichen Hause zurückkehren solle, spricht dafür, daß der Wagen nur dem Bedürfnis diene, nicht als ein heiliger betrachtet wurde. Rec. leugnet nicht, daß auf die Feyerlichkeit und Stetigkeit der Hochzeitceremonie die Dichtung, sie seyen auch von der Here gefeyert worden, zurückgewirkt habe, so wie die Ehe des Zeus und der Here die Heyrathen heiligte; bekennt aber, nirgends eine sichere Spur zu sehen, daß die Ceremonien der Götterehe, zum Andenken der Götter, oder zu eigner Weihung, nachgepielt worden seyen, außer bey Knossos; denn auch *Aristoph. Vögel* 1735, wo Eros als Brautfahrer des Zeus und der Here erwähnt ist, kann bloß nach poetischer oder malerischer Vorstellung seyn. Die Vermählung der Ariadne und des Dionysos, vorgestellt durch einen Jüngling und eine Jungfrau auf so vielen campanischen Gefäßen (s. *Böttigers Vasengem.* Th. 1. S. 153. ff.), wäre demnach ein besonderer Gegenstand für sich, nicht der kretischen Ehe nachgebildet (wie schon im *Archäol. Mus.* I, 50 behauptet ist), oder an die Stelle derselben getreten, der er vielleicht dem Geiste nach gerade entgegengesetzt ist. Denn wenn sie die Gefetzlichkeit der Ehe vorbildete: so scheint an den Bacchanalien lediglich die Ungefetzlichkeit unter heiliger Maske ein großes Spiel getrieben, und die Theilnehmer dieses Cultus aus ihm Rechte, wie in einer gewissen Zeit der Hierarchie hie und da die christliche Geistlichkeit gewagt hat, abgeleitet zu haben. Doch geben wir dies nur als eine nicht hinlänglich bestätigte Vermuthung.

Die Personen außer den schon erwähnten, die im Thalamus selbst sind, nur der Bräutigam dicht davor, nämlich die zwey musizirenden und die Spendende im Vorhof, und dann die, welche das Brautbad bereiten, in einem Cabinet hinter dem Thalamus, nach des Vfs. richtiger Absonderung, haben ihm selbst nur einfache Geltung, und werden trefflich erläutert; besonders scharfsinnig die Figur, welche das gelbe Bret hält, als Horoskopaufstellerin mit einer astrologischen Tafel: und über diese dürfte schwerlich je etwas Wahrscheinlicheres zu sagen seyn; denn zur Gewisheit läßt ihre ausdruckslose, unbedeutende Stellung nicht kommen, zumal da uns die Personage sonsther nicht bekannt ist. Die Salbenspenderin (S. 44) ist nicht nur bereit, das Bad zu salben, sondern ist wirklich gegenwärtig beschäftigt, und verbreitet aus ihrem Fläschchen Wohlgerüche im Zimmer. Das Costüm der Matrone, welche das Bad prüft, würde uns darun-

mindern verlegen machen, weil der Künstler die Gewänder überhaupt ziemlich ideal behandelt, und sichtbar nach großer Mannichfaltigkeit derselben gestrebt hat, wodurch sie denn noch sonst hie und da ziemlich fremd aussehen. Der vom Hinterhaupt abfallende Schleyer ist so gewöhnlich auch bey den griechischen Frauen (z. B. *Mon. ined.* Fig. 96, er ist selbst bey der halbnackten Zusprecherin der Braut), daß dadurch die Einheit der Composition nicht gestört wird, und das Heraufziehen desselben über den linken Arm, wodurch ein großer Theil des Körpers wie in einem Wurf überdeckt, und die gewöhnliche Zierlichkeit und Leichtigkeit griechischer Tracht ein wenig verleugnet wird, ist vielleicht nur als Kennzeichen der Mutter der Braut gedacht worden, als welche sie der achtungswerthe Erklärer (S. 92) von ihrer jüngeren und leichtfertigeren Umgebung unterscheidet; doch mit der uns unpassend dünkenden Nebenbestimmung, daß der Künstler darin die wirkliche Mutter aus der Familie, für welche das Bild gemacht wurde, gemeint, und ihr aus Achtung die gewohnte römische Tracht gelassen habe.

Von den beygegebenen Excursum hängen die meisten mit dem Hauptgegenstande zusammen; doch wird den Lesern, die wir bey der Berühmtheit des Vfs. auf das Einzelne nicht aufmerksam zu machen nöthig haben, auch manche gelehrte Erörterung, die jenem fremd ist, eine willkommene Zugabe seyn, wie man sie in den Schriften des Vfs. gewohnt ist. Einiges der Art, wie das Junonische, über die ältesten Chariten u. s. w., ist auch in den Vorlesungen über Kunstmythologie zu finden. Besonders schätzbar ist das über die Badesitte des Alterthums und über den Charakter und die Beschränkung der Frauen in Griechenland, wo auch gegen *Böckh*, oder eigentlich gegen Aufserungen von Platon, fortbehauptet wird, daß die athenischen Frauen nicht ins Theater gegangen seyn dürften. In Ansehung der Bildung der Grazien (S. 146) geben die beiden noch unedirten Torlos im Besitze des Hn. *W. v. Humboldt* Manches zu bedenken. Sie sind über Lebensgröße, von hoher und seltener Schönheit, in einem Stil, der an Phidias und seine Zeit erinnert, durch Verbindungszeichen sehr wahrscheinlich als zu einer Gruppe der Grazien gehörig bezeichnet, vollkommen nackt, der eine vom Hals bis zur Mitte des Schenkels erhalten, der andere nach oben und unten noch mehr verstümmelt, und aus Griechenland, so viel uns bekannt ist, bestimmt aus Athen gebracht. So finden sich zuweilen neue Monumente auf, welche die nach den vorhandenen Datis festgesetzten Regeln zu erweitern nöthig machen. W.

M A T H E M A T I K.

PARIS, b. Bernard: *Essai de géométrie analytique, appliqué aux courbes et aux surfaces du second ordre.* Par J. B. Biot, membre de l'Institut national de France etc. Troisième édit. 1808. VIII und 334 S. 8. Mit 6 Kupfern. (Preis in Hamburg 1 Thlr. 20 Gr.)

Da man so oft die Behauptung liest und hört, daß

der mathematische Unterricht in den französischen Schulen weit vollständiger, auch wohl besser eingerichtet sey, als bey uns: so ist schon dieses ein Grund, warum es für uns interessant seyn muß, die Lehrbücher kennen zu lernen, deren man sich dort bedient, theils um zu sehen, mit welchem Grunde man so geneigt ist, jene Vorzüge einzuräumen, theils um vielleicht auch in Rücksicht der Methode etwas von unseren unstreitig kenntnißreichen Nachbarn zu lernen. Zwar ist Rec. weit entfernt davon, die Ursache, wesswegen in Frankreich eine größere Anzahl geschickter Mathematiker, als bey uns, gebildet wird, vorzüglich in der Lehrart und den Lehrbüchern zu suchen; aber dennoch scheint es immer der Mühe werth, eine nähere Bekanntschaft mit diesen Büchern zu machen.

Der Vf. giebt es als Bestimmung dieses Werkes an, daß es zum Studium für diejenigen dienen solle, die sich zum Eintritte in die *école polytechnique* vorbereiten, — und man sieht hieraus, wie viele Kenntniße man bey denen, die in diese Lehranstalt aufgenommen werden, voraussetzt. Den Begriff der analytischen Geometrie erklärt der Vf. so, daß sie die Anwendung der Analysis auf die Geometrie lehre, und zwar nicht mit Hülfe von Constructionen, die nur auf einzelne Fälle passen, sondern durch den Gebrauch der allgemeinen Methode, die *Lagrange* und *Monge* zuerst gelehrt haben. [Rec. kann nicht ganz darin einstimmen, diese Herren als die Erfinder dieser Methode zu nennen, da in dem, was hier vorkommt, nach unserm Bedünken, die Untersuchungen von *Euler* u. A. eben so allgemein angestellt sind.]

Es ist hier nicht unsere Absicht, den Inhalt des ganzen Buches genau durchzugehen, und mit Anmerkungen zu begleiten, und wir können dieses um so eher unterlassen, da der Zweck des Buches nicht ist, neue Untersuchungen mitzutheilen, sondern nur das Bekannte auf die beste Weise vorzutragen: wir werden daher nur bey einigen Abschnitten verweilen, um die Methode der Darstellung möglichst klar vor Augen zu legen.

Die Einleitung (welche 105 Seiten einnimmt) fängt damit an, zu erläutern, wie man für geometrische Aufgaben algebraische Gleichungen findet, indem man die aus der Geometrie bekannten Verhältnisse der bekannten und unbekannten Linien untereinander durch Buchstaben und Zahlen auszudrücken sucht, und so zu Gleichungen gelangt. Er bemerkt hiebey sehr richtig, daß man bey allen solchen arithmetischen Operationen, wenn man sie auf Linien anwendet, diese im Verhältniß gegen eine als Einheit angenommene Linie betrachtet; aber es hat uns nicht gefallen, daß er es zu billigen scheint, wenn man für eine Linie $= x$ einen Ausdruck $x = ab$ findet, in welchem a sowohl als b eine Linie andeuten soll. Sehr gut ist es zwar, sich über solche Ausdrücke, die bey weniger accuraten Schriftstellern wohl vorkommen, zu erklären; aber es scheint uns, daß man dem Schüler schon früh sagen sollte, wie

man solche Ausdrücke, die eigentlich unrichtig sind, vermeidet, indem man auch in den Formeln die Linie, welche die Einheit vorstellt, gehörig beachtet. — *Euler*, welchen Hr. B. als Muster der Klarheit im Vortrage rühmt, pflegte sehr strenge darüber zu halten, daß der Ausdruck für eine Linie auch wirklich linearisch sey.

Der Vf. hielt sich, wie man leicht sieht, sehr absichtlich zuerst lange bey sehr einfachen Fällen und auch besonders dabey auf, aus gegebenen Gleichungen geometrische Constructionen herzuleiten, und geht dann erst zu den unbestimmten Gleichungen über. Wenn man von jedem Punkte einer gegebenen Curve senkrechte Linien gegen eine gegebene Abscissenlinie zieht: so ist es, sagt der Vf., gewiß, daß die zwischen Abscisse und Ordinate Statt findende Relation die Form der Curve in jedem ihrer Theile bestimmt, und es ist *wenigstens möglich*, daß diese Relation sich für alle Punkte der Curve durch einerley Gleichung ausdrücken läßt. Er zeigt diese Möglichkeit an einigen sehr leichten Beyspielen, und führt so zu der Überzeugung, daß man diese Gleichung als die krumme Linie repräsentirend betrachten kann, woraus dann weiter folgt, daß man für jede nach bestimmten Regeln gezeichnete Curve eine Gleichung und für jede Gleichung zwischen ganz unbestimmten Größen eine bestimmte Curve angeben kann.

Diesen bloß vorbereitenden Betrachtungen folgt nun die systematische Auleitung, wie man zuerst die Lage eines Punktes und die Lage der geraden Linie in einer gegebenen Ebene bestimmt. Die sehr umständliche Erörterung über den negativen Werth der Abscissen und Ordinaten, wo der Vf. von dem Übergange von einer Abscissenaxe zu einer ihr parallelen ausgeht, scheint sehr geeignet, um Anfängern diese Lehre recht einzuprägen, und ihnen zu zeigen, wie diese Annahme negativer Werthe nöthig ist, um *die- selbe* Gleichung für Punkte, die an beiden Seiten der Anfangspunkte der Coordinaten liegen, zu gebrauchen. Die Art, wie der Vf. zu den Gleichungen für Linien, die mit den Axen der Coordinaten parallel sind, übergeht, hat gerade nichts Eigenthümliches; aber hier sowohl, als wo gleich nachher von geraden Linien, die gegen die Axe geneigt sind, die Rede ist, betrachtet er alle Fälle umständlich, und giebt dadurch unstreitig seinem Vortrage eine Deutlichkeit, die ihn selbst dem Anfänger, dem es an mündlichem Unterrichte fehlt, verständlich machen muß. — — — Es würde überflüssig seyn, anzuführen, wie der Vf. die Untersuchungen über die Lage einer geraden Linie, welche sich nicht in der Abscissen-Ebene befindet, fortsetzt, und dann zu den Gleichungen für die Ebene übergeht; er erreicht hier eben die Vollständigkeit und größtentheils eben die Deutlichkeit, wie im Vorigen. Indess das, was S. 64 von allgemein ausgedrückten Functionen vorkommt, scheint uns zu isolirt zu stehen, um für den Anfänger von Nutzen zu seyn; ja er wird es kaum recht verständlich finden, und deshalb würde dieser ganze § höchstens als Anmerkung oder Zugabe für Geübtere hier eine Stelle verdienen.

Die folgenden Abschnitte, welche nur das enthalten, was grösstentheils auch in unseren deutschen Lehrbüchern vorkommt, werden wir nur mit einigen Worten erwähnen, um noch etwas Raum für den letzten Abschnitt übrig zu behalten, der von den, nicht so häufig unterfuchten Flächen der zweyten Ordnung handelt. Jene Abschnitte haben folgende Überschriften: Von den Kegelschnitten, vom Kreise, von der Ellipse, der Parabel und Hyperbel, Discussion der Gleichungen (wie nämlich die allgemeine Gleichung für alle Curven der zweyten Ordnung zur Kenntniß ihrer Eigenschaften führt); — sie enthalten sehr ausführlich alle vorzüglich wichtigen oder interessanten Lehrsätze, welche diese Gegenstände betreffen.

In den Untersuchungen des letzteren Abschnitts, welcher von den Flächen der zweyten Ordnung handelt, herrscht nicht mehr die große Ausführlichkeit wie in den ersten Abschnitten, sondern der Vf. setzt hier voraus, daß seine Leser durch die früheren Belehrungen nun schon geübt genug sind, um einen kürzeren, nicht mehr auf Anfänger berechneten Vortrag zu verstehen. — Der Vf. fängt zwar damit an, zu erklären, wie man die Natur einer krummen Fläche durch Gleichungen für ihre Durchschnitte mit Ebenen bestimmen kann, geht aber dann gleich zur Untersuchung des Falles über, da die Gleichung des zweyten Grades zwischen drey unbestimmten Größen gar keine Fläche bestimmt. Drückt man nämlich z durch die übrigen Größen aus: so lassen sich die beständigen Coefficienten so annehmen, daß z lauter imaginäre Werthe erhält, und in diesem Falle ist die Gleichung unmöglich, so gut wie bey Linien die Gleichung $y^2 + x^2 + a^2 = 0$ unmöglich ist. Der Vf. giebt die Kennzeichen für diesen Fall allgemein an, so wie er auch die Fälle bestimmt, da die Gleichung für zwey Ebenen paßt, oder gar auf eine gerade Linie führt.

Die Haupt-Eintheilung dieser Flächen kann man darauf gründen, daß einige in einen endlichen Raum eingeschlossen sind, andere hingegen nicht. Bey jenen muß das Stück einer geraden Linie, welches zwischen den beiden Durchschnitten der Linie mit der krummen Fläche liegt, allemal eine endliche Größe haben. Man bestimmt dieses dadurch, daß man die Gleichung für den Durchschnitt der krummen Fläche mit den Ebenen sucht, welche durch die ganz willkürlich angenommene gerade Linie auf zwey durch die Axen der Coordinaten gelegte Ebenen senkrecht gesetzt sind. Findet man für diese Durchschnitte bey einer jeden Lage der geraden Linie solche Curven, die in sich zurückkehren: so ist die ganze Fläche in einen endlichen Raum eingeschlossen. Um diejenigen Flächen der zweyten Ordnung zu classificiren, die nicht in einem endlichen Raume eingeschlossen sind, bringt der Vf. die Gleichung auf die bequemere Form $Mz^2 + M'y^2 + M''x^2 + C = 0$, zeigt aber zugleich, in welchen Fällen diese Vereinfachung nicht möglich sey. Diese Untersuchungen führen zu so verwi-

ckelten Rechnungen, daß Rec. in der That Bedenken tragen würde, Anfängern, die erst aus diesem Buche die Anfangsgründe gelernt haben, auf solche Gegenstände zu führen; indess scheint es nach der Vorrede, als ob der Vf. selbst und mehrere seiner Freunde bey wirklichem Gebrauche des Buches zum Unterrichte hierin gar keine Schwierigkeit gefunden haben.

Nach diesen allgemeineren Untersuchungen betrachtet der Vf. die einzelnen verschiedenen Arten von Flächen, und bestimmt die Figur der Schnitte. Er theilt sie in folgende Classen: 1) Das Ellipsoid, wofür $Mx^2 + M'y^2 + M''z^2 = C$ ist, und welches in den elliptischen Cylinder übergeht, wenn $M'' = 0$ ist; setzt man $M'' = M' = 0$: so hat man eine Gleichung für zwey parallele Ebenen. 2) Die Hyperboloide, deren Gleichung $Mx^2 - M'y^2 - M''z^2 + C = 0$ ist, und deren zwey sehr verschiedene Arten dadurch bestimmt werden, daß bey der einen C positiv, bey der anderen negativ ist. Hieher gehören denn auch der hyperbolische Cylinder und der Kegel. 3. 4) Das ellipsoide und hyperbolische Paraboloid. — Die letztere Fläche hat hyperbolische und parabolische, theils auch geradlinige Durchschnitte. Legt man Ebenen mit der durch z und y gehenden Ebene parallel: so erhält man Hyperbeln, deren Mittelpuncte in der Axe der x liegen, und für positive x ist die mögliche Axe der Schnitte mit z , für negative x ist sie mit y parallel. Die mit x, z und y, x parallelen Schnitte werden Parabeln, die in einem Falle die Scheitel nach oben kehren, im anderen Falle nach unten, wenn die Ebene der y, z horizontal ist. 5) Der parabolische Cylinder. — Die Gestalt dieser Flächen ist durch die Figuren, welche dem Buche beygefügt sind, höchst unvollkommen dargestellt, und es hätte hierin, ohne sonderlichen Aufwand von Kunst, weit mehr geleistet werden können. Bey Flächen, die nicht so gänzlich unbekannt sind, wie z. B. das Ellipsoid, können unvollkommene Figuren eher genügen; aber von der vierten Hauptart dieser Flächen würde man sich aus diesen Zeichnungen gar keinen richtigen Begriff machen können.

Im Ganzen ist dieses Buch gewiß sehr zum eigenen Studium für junge Leute, die in der analytischen Geometrie noch nicht sehr geübt sind, zu empfehlen. Fehlt es uns gleich nicht an Lehrbüchern, welche den grössten Theil der hier vorgetragenen Lehren gleichfalls sehr gut erläutern: so verdient doch auch dieses Lehrbuch, seiner großen Deutlichkeit und Ausführlichkeit wegen, viele Leser zu finden. Indess hätten wir dem letzten Abschnitte etwas mehr Vollständigkeit gewünscht, da die krummen Flächen um so mehr eine ausführliche Bearbeitung verdienten, weil es Anfängern immer schwer wird, sich von diesen so richtige Vorstellungen zu erwerben, als von den krummen Linien, welche man ihnen ganz genau vorzeichnen kann.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 31 J A N U A R , 1 8 1 1 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DUISBURG und ESSEN, b. Bädcker und Comp.: *Beyträge zur Beförderung der Humanität und insbesondere eines rein menschlichen Wohlwollens zwischen den verschiedenen christlichen Religionspartheyen.* Von P. J. H. Hoogen. Erstes Bändchen. 1805. 244 S. kl. 8. (20 gr.).

Der Vf. dieser Beyträge starb, wie der Vorbericht meldet, während des Abdruckes derselben. Er war, wie Rec. theils aus öffentlichen Blättern, theils aus mehreren Zeugnissen derer, die ihn kannten, weiß, ein sehr achtungswürdiger, für Volksbildung und Menschenwohl, sowohl während seines Amtes (er war katholischer Pfarrer und Prior zu Wegberg im Roer-Departement, aber die Zeitumstände nöthigten ihn, sein Amt niederzulegen), als nach demselben anermüdet thätiger, von sehr vielen der angesehensten und gebildetsten Familien aus allen Confessionen in den Rheinländern hochverehrter und inniggeliebter Mann. Diese Liebe und Achtung vieler edler Menschen war ihm Ersatz für mannichfaltige Verfolgungen und Kränkungen der Verfinsterungssucht und Heucheley, die er mit Freymüthigkeit und hohem Muth bekämpfte. Mit kindlichem Gemüthe umfasste er alle Menschen und alles Menschliche, und lebte des festen Vertrauens, daß in jedem Menschenherzen die Liebe zum Guten und Schönen unfehlbar erwachen würde, wenn ihr Erwachen nur nicht von den geistlichen und weltlichen Hirten der Völker zurückgehalten würde. In einer Nachricht von seinem Tode (er starb im Kreise seiner Freunde zu Crefeld, f. Quartalschrift für Religionslehrer 1 St. Jahrg. 1805) heisst es von ihm; „er resignirte auch in der Stunde seines Todes nicht, sondern sah mit verklärten Augen das Reich der Wahrheit und Liebe in seliger Zuversicht.“ — Diese Charakterzüge glaubte Rec. der Beurtheilung dieser Blätter vorausschicken zu müssen, um deren Herausgabe den Verstorbenen seine Freunde gebeten hatten. Sie sind ein treuer Abdruck seines Gemüthes, und erinnern oft an sein Leben und seine Umgebungen. So ist ihm *Humanität* zunächst ein gegenseitiges Wohlwollen der verschiedenen Religionsparteyen. Daher handelt der erste Beytrag „von den guten Aussichten, welche der Verbesserung der Schulen für eine moralische und staatsgesehliche Bildung des Volkes gewähren kann.“ Nachdem er den Einfluß veredelter Schulbildung auf Sittlichkeit und

Staatswohl gezeigt, und allgemeine Bildung empfohlen hat: stellt er den öffentlichen Unterricht als eine Anstalt der Gesetzgebung und des Staates dar, verlangt dessen völlige Unabhängigkeit von kirchlichen Meinungen, zeigt den Nutzen einer solchen Einrichtung und giebt die Mittel der Ausführung an. Hierbey hat er vorzüglich auf die preussischen Staaten Rücklicht genommen, und die Abhandlung dem König v. P. zugeschrieben — als ob er die Realisirung seiner menschenfreundlichen Absichten nur auf einer anderen Rheinseite erwarten dürfte — „Am linken Rheinufer, sagt er in der zweyten Abh., wo vom Jahre 1780 bis 1790 eine so schöne Morgenröthe für Aufklärung und Veredlung der Menschheit aufging, und die öffentliche Gottesverehrung manche liberale und erfreuende Ansicht gewann, hat sich diese schöne Aussicht meist verloren, aber darum nicht die Hoffnung, auch hier die Wünsche der Menschenfreunde allmählich erfüllt zu sehen, da die Nothwendigkeit der Verbesserung der öffentlichen Bildungsanstalten so tief empfunden wird.“ Der zweyte Aufsatz handelt von Veredlung der öffentlichen Bildungsanstalten und des praktischen Religionsunterrichts durch Beförderung des Frohsinns im Menschen. Derehrwürdige Vf. geht davon aus, daß die christliche Religion, in ihrer ursprünglichen Einfachheit, ganz zur Erweckung und Belebung eines frohen und zufriedenen Kinderfinns im Menschen geeignet sey; dann redet er mit edlem Unmuth von ihrer Entstellung durch die Despotie, die Dummheit und den Aberglauben der Priester und Volksbeherrscher, und schildert mit kräftigen Zügen die Entsehung der Übergewalt der Geistlichen seit Constantins Zeiten; die Verbreitung finsterner, schwermüthiger Ideen durch die Anachoreten; den tollen Wahn und die Greuel der Kreuzzüge (bey welcher Gelegenheit er sich, nach seiner Art, seiner Liebe zum Volke nicht entschlägt, indem er dessen Wallfahrten zum heiligen Grabe damit entschuldigt, wenn er sagt: „Denn das Volk strebte nach Religion, die es im Vaterlande nicht fand, und suchte sie bey dem Grabe dessen, der für ihre Wahrheit starb“); endlich die Schreckensperiode des Christenthums unter dem furchtbaren Hildebrand, den Einfluß der Mönchsorden, vorzüglich der Bettelmönche, auf den Geist und heiteren Sinn des Volks u. s. f. Hier ergreift den Vf. oft ein heiliger Eifer, als ob er mit der Geißel die Käufer und Verkäufer aus dem Heiligthum vertreiben wollte. Seine Bemerkungen über die Mittel, den Frohsinn zu wecken und zu

beleben, über Erheiterung des öffentlichen Cultus und Schulunterrichts, über Musik, Gesang, religiöse und Volks-Feste, öffentliche Vergnügungen u. s. w. zeugen eben, so sehr von einer vertrauten Bekanntschaft mit dem Geiste und den Bedürfnissen des Volks, als von einem reinen Sinn und richtigem ästhetischen Gefühl. — Angehängt ist ein trefflicher Aufsatz des Pred. *Natorp* über Concerte, der auch seitdem in *Reichardt's* musikalischer Zeitung, erweitert, und verändert, abgedruckt ist. — Die dritte Abhandlung „über die tüble Laune als Hinderniß des Frohfinns und einer guten Kindererziehung“ ist ein leichter Erguß einer frohen und stillen Lebensweisheit, mit vielen beherzigungswerthen Warnungen vor diesem Dämon, der in Familien und Schulen so manches Unheil anrichtet, obwohl er sich im Publicum selten sehen läßt. Man würde sich wundern müssen, bey einem katholischen Pfarrer so viele richtige Blicke in das Familien- und Kinder-Leben anzutreffen, wenn man nicht wüßte, daß er nicht bloß in vielen gebildeten Häusern immer willkommen war, sondern noch die letzten Jahre seines Lebens in dem Schosse einer ländlichen Familie unter einfachen Menschen und Kindern verlebte. Dem edlen Manne, dessen Herz voll der reinsten Humanität war, ward bey mannichfachen Leiden doch der Genuß alles Reimmoralischen und Schönen in reichlichem Maasse zu theil. Als er vor einigen Jahren einem gewissen Tode sich nahe glaubte: schickte er, wie Rec. weiß, einem Freunde zum Abschiedsgruß die Worte des Pfarrers von Grünau (s. Luise von Voss, I, 322 — 39), wovon er die ersten Zeilen selbst mit zitternder Hand schrieb und die anderen dictirte. Er wurde danach gesunder als jemals, und starb an einem plötzlichen Zufall im Kreise vieler seiner Freunde und Verehrer. Rec. hielt sich für verpflichtet, diese ihm bekannt gewordenen Umstände aus dem Leben und Charakter des Vfs. anzuführen, um dadurch anzudeuten, daß dieses Büchlein, einfach und anspruchlos wie es ist, nicht bloß aus der Feder, sondern aus dem Herzen seines Verfassers kam, und als solches angenommen werden müsse. — Der Vorbericht macht Hoffnung zur Herausgabe einer Autobiographie des verstorbenen *Hoogen*. Unstreitig würde diese auch, wenn man sie unverändert geben darf, in Rücksicht der neueren katholischen Religions- und Kirchen-Geschichte der jenseitigen Rheinländer interessant werden. Wir wünschten dann zugleich, daß einer seiner vertrauteren Freunde, deren er auch unter seinen Amtsgenossen hatte, dasjenige mit Wahrheitsliebe ausfüllen möchte, was seine eigene Bescheidenheit verschwiegen haben dürfte. Wir würden alsdann unstreitig das Bild eines ächten katholischen Pfarrers und Religionslehrers erhalten, und in demselben ein lebendiges Exempel zur Pastoral-Wissenschaft und Weisheit.

r. m.

LEIPZIG, ZÜLLICHAU und FREYSTADT, b. Darnmann: *Die Franzosen in Berlin* oder *Serena* an

Clementinen in den Jahren 1806. 7. 8. 1809. 329 S. 8. (1 Thlr. 10 gr.)

Unter den deutschen Städten, die auf ihre harten Unkosten eine nähere Bekanntschaft mit vielen Individuen der französischen Nation gemacht haben, ist Berlin, wenn nicht die erste, doch keine der geringsten. Aller Welt am Tage liegen die Folgen dieses gehäuften Besuches in der Verarmung mehrerer Einwohner dieser einst glänzenden Stadt. Sie ist keinesweges geschont, sondern im Vertrauen auf ihre allgemeine Wohlhabenheit, die doch immer nur partiell war, mit fürchterlichen Lasten heimgesucht worden. Einige derselben schildert *Serena*, eine Brandenburgerin von Geburt und Vermögen, in Briefen und Aufätzen an eine entfernte Freundin. Sie entwirft ein reines Bild der Stimmung der Berliner bey der Nachricht von den Resultaten des 14 Octobers, und erzählt deren Folgen, meistens doch nur in Betreff ihrer selbst, für Wohlstand und Ruhe. Die Charakterzeichnung der bey ihr einquartirten Officiere und Soldaten, deren, in nachfolgenden Perioden, eine große Menge war, macht einen vorzüglichen Theil dieses unterhaltenden Buchs aus. Sie spricht, wie es einer gebildeten deutschen Frau zukommt, ihr Urtheil über die fremden Krieger mit möglichster Billigkeit aus, und lobt gern alles an ihnen, was sie Lobenswerthes gefunden hat, wenn gleich manchmal ihre eigenen Landsleute dagegen in ein düsteres Licht treten müssen. Den schließlichen Befund ihrer Bemerkungen können wir mit ihren eigenen Worten S. 209 angeben: „Das Gewohnte ist verschwunden, und das Ungewohnte muß man zur Gewohnheit werden lassen. Ich fange an, heimisch unter diesen Menschen zu werden, mit welchen man immer ungewiß bleibt, ob das Böse oder das Gute überwiegend in ihnen wohnt. Sie sind so gar anders als wir; ich sage nicht, beller, aber anders. Hassen kann man sie nicht; und wenn man sie so eben lieben möchte, stößt uns etwas, das so ganz nicht Deutsch ist, von ihnen ab.“ — Zum Trost der verzagenden Märker ist eine Schilderung des Zustandes dieser Gegenden im dreißigjährigen Kriege eingerückt, wo die Zerstörung und Armuth derselben weit schrecklicher war, und, durch die weisen Malsregeln des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, in nicht langer Zeit Ruhe, Wohlstand und Kraft hergestellt wurde. Die mit freygebigiger Hand eingestreuten Anekdoten sind nicht selten salzvoll und fruchtbar. Doch oft vergiftet *Serena* ihr Geschlecht, und spricht von Dingen, deren Erwähnung sich allenfalls ein Mann nicht entblöden würde. Dadurch wird doch wohl die Berlinerin nicht charakterisirt werden sollen.

Cht.

NÜRNBERG, in der königl. bayr. Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition: *Allgemeine Handlungs-Zeitung*. Sechzehnter Jahrgang. 1809. Januar bis Juni. 243 S. 4. (Der ganze Jahrgang 3 Thlr. 8 Gr.)

Wir zeigen dieses reichhaltige, den Lesenden

Kaufmann über vielerley Theile und Vorkommnisse seines Geschäfts belehrende Blatt bloß an, um auch diejenigen darauf aufmerksam zu machen, denen es durch Zufall nicht bekannt worden ist. Außer den darin enthaltenen häufigen Verzeichnissen von Waarenpreisen, Wechselkursen, Nachrichten von Veränderungen im Handelswesen, landesherrlichen Verordnungen darüber, Anzeigen von Versteigerungen, Bankerotten, Anfragen u. dgl. findet man auch manche eigene kaufmännische kurze Aufsätze, von verschiedenem Werthe. Wir theilen die Titel von einigen mit: Der Handel Hamburgs v. J. 1808, Handelsmaximen in Dänemark, über Spanien, Rechtsfrage aus dem Wechselrechte, Folgen des hohen Briefporto, holländisches Maß und Gewicht, über den Neckarhandel, der Leinwandhandel in Böhmen, Hollands Welthandel, die Weine von Bordeaux, der Handel von Avignon, Dänemarks Handel in Ostindien, über das dänische Prisenrecht, Manufacturen in Frankreich, Handelsberichte aus Rußland, über den Handel von Archangel.

In demselben Verlage ist erschienen:

Der Verkündiger, oder Zeitschrift für die Fortschritte und neuesten Beobachtungen, Entdeckungen und Erfindungen in den Künsten und Wissenschaften. Dreyzehnter Jahrgang. 1809. Januar bis Juni. 212 S. 4. (Der ganze Jahrgang 2 Thlr. 20 Gr.)

Mit den eigentlichen Wissenschaften hat dieses Journal wenig gemein; die darin berührten Künste sind fast alle mit der Oeconomie verwandt. Die Aufsätze sind meistens kurz, und in Rücksicht des Stils nicht vorzüglich. Wir zeichnen aus: die Vorwelt, aus den fossilen Überresten der Thiere, über die Seidenmanufacturen in Sachsen, die Völkerwanderungen und Kreuzzüge; über die Ansteckbarkeit des Krebses, über verschiedene neue Farben aus Krapp, Cadets neue Zündstöcke, Zuckerbereitung aus türkischem Weizen, Syrup aus Trauben, Kaffee aus der Feigbohne, über den Geist und Charakter der mosaïschen Gesetze, vom Anbau der Baumwolle, das Erdbeben in Pignerol, vom Anbau des Safrans, über das Gerben des Leders durch metallische Substanzen, über die häutige Bräune, Sprachbemerkungen von Radlof u. s. w. Cht.

LEIPZIG, im Comptoir für Literatur: *Platon.* Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von Moriz von Schuckmann, Landdrost von Müller und Adolph Freyherrn von Seckendorf. Erster Band. Erstes Heft. 1809, 166 S. 8. (18 Gr.)

Diese neue Zeitschrift, ist von den verdienten Herausgebern dazu bestimmt, Vorschläge zu Verbesserungen im Polizey- und Finanzfache, in der Cameralistik, Handlungswissenschaft, Landwirthschaft u. s. w. aufzunehmen, und zur Kennt-

niss des Publicums zu bringen. Sie soll recht eigentlich zu einem Repertorium nützlicher Projecte dienen, und nur solche Aufsätze sollen darin aufgenommen werden, welche mehr oder weniger Projecte enthalten. Außerdem aber werden auch Anzeigen von nützlichen Büchern, obwohl keine strengen Recensionen, darin aufgenommen. Die in dem ersten Stücke mitgetheilten Aufsätze sind: 1) *Vorschläge zur allgemeinen Erwerbung des Miteigenthumsrechts der Ehefrauen an dem in der Ehe erworbenen Vermögen.* Wohl nicht mit Unrecht wünscht der Vf., daß die Ehefrauen an allem während der Ehe erworbenen Vermögen ein Miteigenthum besitzen möchten, weil vorzüglich in den niederen Ständen die Ehefrau in der Regel eben so viel Theil an der Erwerbung hat als der Mann, und weil die entgegengesetzte Einrichtung, wo der Ehefrau entweder gar kein, oder nur ein sehr geringer Antheil an diesem Vermögen zugestanden wird, unstreitig den Nachtheil hat, daß dadurch die Frau selbst in der Erwerbung lässiger wird, und ungleich öfter nach dem Tode ihres Mannes der öffentlichen Unterstützung bedarf. Alles vor der Ehe von einem von beiden Theilen besessene, oder während der Ehe durch Erbschaft, oder durch ein schon vor der Ehe begründetes Eigenthumsrecht erworbene Vermögen soll dagegen nicht zu dieser Gütergemeinschaft zwischen Mann und Frau gehören. Wird die Ehe getrennt: so gehört alsdann jedem der beiden Ehegatten das während der Ehe Erworbene zur Hälfte. Diese Ideen sind von dem Vf. weitläufiger, unter den nöthigen Modificationen entwickelt. 2) *Entwurf einer zum Nutzen der Grundeigenthümer zu gründenden Creditanstalt.* Bey der gegenwärtigen Seltenheit des baaren Geldes, und bey dem durch die Umstände herbeygeführten niedrigen Preise der liegenden Gründe ein sehr nützliches Institut, um zugleich den sonst so leicht überhandnehmenden Wucher zu steuern! Das Interesse der Capitalisten trifft dabey nicht minder mit dem der Borger zusammen; beide gewinnen offenbar bey vermehrtem Credite. Daher schlägt unser Vf. eine Vereinigung aller derer vor, welche in einem Lande Geld auszuleihen wünschen, an welche sich alsdann diejenigen wenden, welche Geld aufzuleihen suchen. Diese Gesellschaft bestimmt durch Stimmenmehrheit den Zinsfuß, und die einzelnen zu machenden Anleihen werden alsdann verlost. Ein Vorschlag, der vorzüglich für Länder, wie Mecklenburg, welches der Vf. dabey hauptsächlich vor Augen hatte, gewiß berücksichtigt zu werden verdient. 3) *Über das hohe Briefporto, nebst einem Vorschlage zur Verminderung desselben.* Leider ein Wort zu seiner Zeit, bey dem Mißbrauche, welcher beynahe allenthalben die Posten nur als Finanzquellen behandelt, wobey dann ihre ursprüngliche Bestimmung grolsentheils verloren geht: Der Vorschlag des Vfs. geht dahin, zur Verminderung des Briefportos Fußposten statt der reitenden Post einzuführen; allein wer sieht nicht, daß diese sehr leicht von Seiten der Regierungen

auf eine gleiche Weise mißbraucht werden können? Denn wahrlich sind doch nicht die großen Unterhaltungskosten die Hauptursache des hohen Portos. So lange die Regierungen sich durch die Erfahrung noch nicht von dem wahren Satze überzeugen lassen, daß in den Finanzen zweymal 2 nicht immer 4, sondern oft nur 1 macht, ist auch wohl an keine Verminderung des Portos — einer der drückendsten Auflagen, zu denken. 4) *Vorschläge, betreffend die Anstellung gut unterrichteter Hebammen auf dem platten Lande.* Sehr richtig und ausführbar! 5) *Entwurf zur Errichtung eines ökonomischen Instituts durch Errichtung einer Actiengesellschaft.* Um denjenigen, welche nicht selbst Landbau treiben, aber dennoch ihr Geld in liegenden Gründen anlegen wollen, dazu ein bequemes Mittel anzuwei-

sen, schlägt der Vf. die Errichtung eines Instituts unter dem Namen *Georgikon* vor: nämlich den Ankauf einer Herrschaft durch Actien, deren Dividende dann mit dem Ertrage des Guts selbst steigen würde, hiemit würde zugleich eine Bildungsanstalt für angehende Landwirthe verbunden. Es würde zu weit führen, den hier vorgelegten Plan weiter zu entwickeln. Bey der Ausführung ist freylich auf manche Voraussetzungen gerechnet, welche sich wohl nicht allenthalben in dem Mafse zusammen finden möchten. 6) *Hofprojectenmacher.* Einen eigenen Projectenmacher bey jedem Hofe anzustellen, möchte doch wohl ziemlich überflüssig seyn, da sich bekanntlich schon ohnedieß diese Art von Menschen allenthalben an den Höfen in Menge findet.

A. A.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Regensburg*, in d. Montag-Weißischen Buchh.: *Der neue höfliche Schüler, oder Regeln der Höflichkeit, des Wohlstandes und der Sittlichkeit in Versen.* Zum Gebrauche für Schulen und bey häuslichen Unterrichte. Von J. G. Meyer, Inspector am evangelischen Waisenhause zu Regensburg. 1808. 79 S. 8. (6 gr. Schreibp. 8 gr.). Sehr wahr ist es, was der Vf. zur Empfehlung der äußerlichen Höflichkeit und des Anstandes sagt: „Hat der Schüler einmal seine Rohheit etwas abgelegt, und sich an eine gewisse Regelmäßigkeit und Anständigkeit in seinem äußern Betragen gewöhnt; so wird er nicht nur folgsamer seyn, sondern es wird auch dem Lehrer leichter werden, ihn nach und nach auf die innere Regelmäßigkeit und Würde der menschlichen Handlungen aufmerksam zu machen.“ — Den Anfang dieses, in geschickten Händen gewiß brauchbaren, Büchleins macht ein Gespräch über den Begriff und Nutzen der Höflichkeit. Nach ihm ist Höflichkeit die durch Übung erlangte Fertigkeit, unsere Liebe und Achtung gegen Andere durch gewisse äußere Zeichen an den Tag zu legen. Nun kommen die Vorschriften, wie sich ein wohlgezogenes Kind des Morgens bey dem Aufstehen und bis zur Schule, dann auf dem Schulwege und in der Schule betragen soll; ferner wie bey seinen Ältern, in der Kirche, bey Tische, bey Besuchen, bey Vergnügungen und Ergötzungen, und endlich bey dem Schlafengehen. Es ist nichts Übertriebenes in denselben. Der Vortrag hat viel Herzlichkeit. Als Probe, wie die Verse gerathen sind, mag der Anfang des Buchs hier stehen:

Erwacht du Morgens, Kind, vom sanften Schlaf erquicht,
So danke Gott dafür, der alles Gute schickt,
Ruf ihn um Beystand an, er giebt dir Kraft und Muth
Zu deinem Tagewerk, und so geht alles gut.
Wirf ja nicht wachend dich noch lang' im Bett' herum,
Der warme Federdunst macht weichlich, träg und dumm.
Durchlaufe nicht das Haus im bloßen Hemde schier,
Wer ohne Schaam sich zeigt, erniedrigt sich zum Thier.
Ca.

Leipzig u. Augsburg, in Commission in der Stage'schen Buchhandlung: *Triumph der Kosmog(k)ratie, Fürstenmacht und Aufklärung über die Priesterherrschaft und Barbarey früherer Jahrhunderte, herbeygeführt durch die Erfindung des Schießpulvers und Errichtung stehender Heere.* Ohne Jahrzahl. 124 S. 8. (14 gr.) Der Vf. scheint ein bairischer Officier zu seyn, und vornnehmlich in Rücksicht auf Baiern geschrieben zu haben. Er will den Beweis führen, daß die Erfindung des Schießpulvers die Morgenröthe der Cultur über das neuere Europa gebracht habe. „Das Schießpulver, sagt er S. 104, legte, indem es die Adlichen zwang, ihre Schlösser zu zerstören und sich den Wissenschaften zu widmen, das Fundament zur Aufklärung des Menschengeschlechts, und führte die Katastrophe der Barbarey herbey.“ Bey dieser Gelegenheit verliert er sich in allerley Irrgewinde der älteren und

neueren Geschichte, erzählt uns Sachen, die wir in jedem historischen Compendium finden, nicht immer aus den reinsten Quellen entliehen, und mit unnöthigen Citaten aufgezutzt. Er ist besonders in einigen französischen Schriftstellern belesen, und führt den Herrn von Montesquieu, den Herrn von Vokaire, und den Marquis d'Argens häufig an; auch einige deutsche, wie Knigge und Weisbaupt. Sein Gesichtskreis ist flach und äußerst beschränkt. So meint er, es lasse sich über den Ursprung des Kriegs nichts zuverlässiges sagen, und lehrt uns S. 16, daß einige Schriftsteller den Krieg für den ersten halten, der zwischen dem Könige der Ele(a)miter, dem Könige von Pentapolis und dem Nomadenchef Abraham geführt worden; andere den des scythischen Königs Thanaus gegen Ägypten; andere den des Assyrisers Ninus gegen Babylon. Das Feudalsystem, nach S. 31, in den untersten Gemächern der Hölle ausgebrütet worden. Er weiß, daß Virgil der gefährlichste Nebenbuhler Homers war; daß Schiller (den er mit Göttsched verwechselt) den Hanswurst von den deutschen Theatern verjagt hat; daß Kants Lehrgebäude den einzigen Zweck hatte, uns zu ruhigen, vernünftigen Erdbürgern bilden zu wollen, S. 102. All dieser literarische Staub bringt ihn nur von seinem Gegenstande ab; was er darüber vorbringt, ist höchst dürftig. Der Geschichtskundige wußte längst, was an der Sache ist; den Übrigen ist nichts mitgetheilt worden. Immer erwähnt er der Kosmogratie (so schreibt er das Wort durch das ganze Buch), aber erklärt sie nicht. Man sieht wohl, daß er sie der Theokratie (hier schreibt er richtig) entgegengesetzt haben will; seine Begriffe aber auch hierüber sind nichts weniger als klar. Der Stil des Vfs. ist manierirt und verräth den Anfänger; Priscian wird häufig geohrfeigt, und der Verschuldungen des Setzers ist eine große Zahl. So findet man *Tranga dei stat Tranga Dei*, u. dgl. m. Cht.

Wien, b. Camelfina: *Das Sonntagsblatt, oder Unterhaltungen von Thomas West.* Erster Band. 1807. 468 S. 8. (Den Jahrg. 5 Thlr.). An Mannichfaltigkeit der Gegenstände fehlt es diesen Unterhaltungen nicht. Was der Tag oder die Woche mit sich bringt, wird betrachtet, beredet, beschwätzt, bespöttelt, beurtheilt. Ungleich, wie die Gegenstände, ist denn auch die Unterhaltung darüber: da findet man, bey einigem Guten, viel Mittelmäßiges und Geringes. Am letztern ist besonders die Sucht, witzig zu seyn, mit Schuß. Bey dem Allen hätte indessen das Blatt doch vor manchen anderen ein längeres Leben verdient. Die Urtheile über die neueste schöne Literatur sind zum Theil recht treffend und wahr. Der Aufsatz über die komische Kraft des Prügels auf dem Theater nach Principien der neuesten Philosophie ist gut gerathen, und wird gewiß das Seinige zur Wiederaufnahme dieser schönen Gewohnheit auf dem Theater beytragen.

O.

Monatsregister

v o m

J a n u a r 1 8 1 1.

I. Verzeichniß der im Monat Januar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**bendstunden, vergnügte, oder nützliche Belehrungen für Bürger und Landleute beiderley Geschlechts. 1 Jahrg. 2 Jahrgangs 1 — 3 Quartal. 18. 243.
Agrionion, v. *Apel, Laun und Kind*, und herausgegeben von *Hell*. Für das Jahr 1811 9. 79.
Afcher, der Judenfreund 18. 243.
Angeblasenen, die, von *Freyherren von J.* 24. 192.

B.

- Batthyani**, Graf, Reise nach Konstantinopel. 2 Ausgabe 12. 93.
Baumgarten, orthographische Vorlegeblätter und Uebungsstücke. 2 Ausgabe. 18. 243.
Beresford menschliches Elend. Aus dem Englischen von *Wagner*, Nebst Gegenbeweisen aus den Kupfern von *Kaunegiesen*. 2 Theile 22. 174.
von Berg juristische Beobachtungen und Rechtsfälle. 1 — 4 Th. 5. 33.
Bergmann deutsche Vorchriften. 1. 23. Lieferung 22. 176.
Bibliothek der Abentheurer. 1 Band 24. 192.
Biot Essai de géométrie analytique, appliqué aux courbes et aux surfaces du second ordre. 3 édition 25. 296.
Böttiger die aldobrandinische Hochzeit 24. 285.
Bräse 12 in Kupfergezeichnete Vorchriften zur Erlernung der englischen Handschrift 19. 251.

C.

- Caillot** Voyage autour de ma Bibliothèque. 1 — 3 Tom. 9. 78.
Camenz catechetisches Handbuch. 8 Bändchen 10. 79.
Code de procédure du royaume de Westphalie. 2 T. 6. 41.
Cornelii Nepotis vitae excellentium Imperatorum. Editio accurata. 11. 87.

F.

- Familie**, die, von der Garenburg oder Kampf und Pflicht 24. 191.
Fischer Phantasus 23. 148.
Flore françoise. 3 édition p. *Lamark et Decandolle*. 1 — 4 Tom. 14. 105.
Franzosen, die, in Berlin, oder Scenen an Clementinen in den J. 1806 — 8. 26. 204.
Fritzsche Uebersetzung und Erklärung der bibl. Abschnitte, welche in den J. 1810 — in den k. sächs. Landen erklärt werden sollen. 1 — 4 Stück 8. 17.

G.

- Genlis** der Wunder-Saphir, die glückliche Heuchelei, und die Familienfeste. A. dem Franz. v. *Hell* 23. 184.
Die Belagerung von Rochelle. Nach d. Franz. v. *Müller*. 2 Bde. 24. 191.
kleine Romane und Erzählungen. A. d. Franz. v. *Hell*. 9 Bdchen. 23. 184.
Wer kann raten? A. d. Franz. 24. 192.
Gefänge zur frohen Unterhaltung für k. sächs. Bürger-Garden und Feuer-Compagnien 9. 71.
Gesner der Christ in der Bräuterküche. 2 Aufl. 1. 7.
Glatz die Kinderwelt in Bildern und Erzählungen. 9. 72.
Goethe Pandora. Ein Taschenbuch für das Jahr 1810 9. 67.
Graves Lectures on the four last Books of the Pentateuch. 2 Voll. 1. 1.

H.

- Hacker** Andeutungen zu einer fruchtbaren Benützung der Abschnitte heil. Schrift, welche im J. 1810 — in den k. sächs. Landen öffentlich erklärt werden sollen. 1 — 4 Hefte. 3. 17.
Hahnemann Organon der rationellen Heilkunde 7. 49.
Handlungszeitung, allgemeine. 16 Jahrg. Januar — Juni 26. 204.
Hanstein wir sind unselblich. Fortsetzung 3. 23.
Henry Choix des plus jolies contes arabes tirés des mille et une nuits. 1. 2 Tom. 23. 183.
Hoogen Beiträge zur Beförderung der Humanität und insbesondere eines rein-menschlichen Wohlwollens zwischen den verschiedenen christl. Religionsparteyen. 1 Bdchen. 26. 201.

I.

- Iffland** Almanach für das Theater 1811. 9. 69.
Ist die Wiedervereinigung der beiden christlichen Hauptparteyen zum Wohl der Christenheit nothwendig, und welche Folgen werden daraus entstehen? 4. 31.

K.

- Kaunegieser** dramatische Spiele. 1 Bdchen. 9. 71.
Klein die Verstandeslehre 8. 57.
Koch vom Bergwerks-Haushalt zu Stralsberg. Im Auszug herausgegeb. von *Kesler* 13. 104.

L.

- Lo Mang** Unterricht in den Anfangsgründen der franz. Sprache für junge Deutsche 23. 177.

Le Mang die Kunst mit der französischen Sprache u. ihrem Geiste ganz vertraut zu werden. 1. 2 Th. 23, 179.
Livii Historiarum libri qui supersunt. Ed. et comment. instr. *Ruperti*. I — VI. Vol. 19, 145.
 — — opera omnia. Animadvers. illustr. *Stroth* Rec. *Döring* I — V Vol. 19, 145.
Ludwig Handbuch der Mineralogie nach *Werner*. 1. 2 Th. 13, 102.

M.

Meyer der neue bössliche Schüler 26, 207.
 Miscellen für die neueste Weltkunde 12, 95.
Morpheus oder das Reich der Träume 18, 141.
Müller die im K. Sachsen neu angeordneten Texte und die bisherigen Evangelien und Episteln poetisch bearbeitet 3, 18.
von Müller, Johannes, 24 Bücher allgemeiner Geschichte, besonders der europäischen Menschheit, herausgegeben, nach des Verfassers Tode von *J. G. Müller*. 1 — 5 Bd. 10, 73. 11, 81.

P.

Passionsblumen, gepflückt am Grabe edler Mädchen. A. d. Franz. von *Röntgen* 14, 112.
Paulus, die Pastoral-Briefe des Apostels, neu übersetzt und erklärt von *Wegscheider*. 1 Th. 2, 11.
 — — der erste Brief des Apostels, an Timotheus neu übersetzt und erklärt von *Wegscheider* 2, 14.
Platon. Eine Zeitschrift, herausgegeben von *v. Schuckmann*, *v. Müller* und *v. Seckendorf*. 1 Bd. 1 Hest. 26, 205.
 Processordnung, bürgerliche, f. das K. Westphalen. 2 Th. 6, 41.

R.

Ramdohr Abbildungen zur Anatomie der Insecten. Herausgegeben v. der naturforschenden Gesellschaft in Halle. 1 — 4 Hest 13, 97.
Reimold der Friede. 24, 189.
Ruperti Commentarius perpetuus in *Livii* Historiarum libros qui supersunt omnes. Vol. I. II. 19, 145.

S.

Sammlung, vollständige, aller der biblischen Stellen, worüber im J. 1810 an Sonn- und Fest-

Tagen, statt der gewöhnlichen Evangelien, in den evangelischen Kirchen des K. Sachsen auf hohe Anordnung gepredigt werden soll. 3, 17.
Scheibner de Adolphorum Terentii actione 22, 175.
Schink dramatisches Scherfein. 24, 191.
Seltenreich Predigtentwürfe über die Abschnitte heil. Schrift, welche in dem J. 1810 in den k. sächs. Landen erklärt werden sollen. 1 — 3 Bd. 13, 17.
Sintenis Agenda. 4, 29.
Snell Katechismus der christlichen Lehre. 5 Aufl. 1, 7.
Sophoclis Ajax. Ed. *Lobeck* 15, 115.
Sponagel meine viertägigen Leiden im Bade zu Pyrmont. 24, 190.
Stein der Sohn des Krieges, dessen Leben bis zum J. 1807 nach dem Frieden von Tilsit. 2 Theile 14, 111.

T.

Topographie des Herzogthums Warschau, nebst einem Abriss der polnischen Geschichte bis auf die neuesten Zeiten. Nach dem Polnischen des *Hn. Flatt* bearbeitet 12, 89.
 Triumph der Kosmokratie, Fürstenmacht und Aufklärung über die Priesterherrschaft und Barbarey früherer Jahrhunderte, herbeygeführt durch die Erfindung des Schießpulvers und Errichtung stehender Heere 26, 207.

V.

Verkündiger, der. 13 Jahrg. Jan. — Jun. 26, 207.
Voigt praktische Erläuterungen der bibl. Abschnitte, welche in den Kirchen des K. Sachsen zum Grunde gelegt werden sollen. 1. 2. Hest. 3, 17.

W.

Wadzeck nütliches und unterhaltendes berlinisches Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann. 1 — 5 Vierteljahr 18, 144.
v. Wallenrodt, Isabella, Erzählungen und Anmerkungen gesammelt auf Reisen. 1. 2 Bd. 23, 181.
West das Sonntagsblatt. 1 Bd. 26, 208.
Wys Schönheit und Kunst 24, 192.

H. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Veleger in einem Stücke vorkommt.)

Agasse in Paris 14.
 Anton in Gurlitz 5, 9, 18.
 Arnold in Dresden 7.
 Bader u. Comp. in Duisburg u. Essen 26.
 Barth in Leipzig 18, 23.
 Baumgärtner in Leipzig 18.
 Bernard in Paris 25.
 Böhme in Leipzig 12.
 Buchdruckerey, königl., in Cassel 6.

Cadell u. Davies in London 1.
 Carneßna in Wien 26.
 Cnobloch in Leipzig 23.
 Comptoir für Literatur in Leipzig 26.
 Cotta in Tübingen 10.
 Crusius in Leipzig 13.
 Darnmann in Leipzig, Züllichau u. Freystadt 26.
 Dürr in Leipzig 3.
 Eutingen in Gotha 19.

Erisch in Leipzig 19.
 Fleischer, Benj., in Leipzig 3.
 Fleischer d. J. in Leipzig 4. 9(2).
 Geisinger in Wien und Triest 9.
 Gleditsch in Leipzig 22.
 Gohhardt in Bamberg 8.
 Gödsche in Meissen 10.
 Hahn in Hannover 5. 14. 24.
 Hartmann in Leipzig 3.
 Hartleben in Pöhl 12.
 Hausmann und d'Hautel in Paris 9.
 Heinrichshofen in Magdeburg 24.
 Hendel in Halle 13(2).
 Herold u. Wahlstab in Lüneburg 24(2).
 Heyer in Gießen u. Darmstadt 1.
 Hinrichs in Leipzig 23. 24.
 Hofbuchdruckerey, königl., in Dresden 3.
 Krieger in Marburg 11.
 Kühn in Posen u. Leipzig 14.
 Liebeskind in Leipzig 3.
 Lübecks Erben in Baireuth 22.

Martini in Leipzig 3.
 Maurer in Berlin 3. 18.
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 24.
 Montag-Weissische Buchh. in Regensburg 18. 26.
 Müller in Erfurt 22.
 Ober-Postamt-Zeitungs-Expedition, kön. bairische,
 in Nürnberg 26(2).
 Orell, Füssli u. Comp. in Zürich 24.
 Röwer in Göttingen 2.
 Salfeld in Berlin u. Leipzig 9(2).
 Sauerländer in Aarau 12.
 Schrötter in Chemnitz u. Leipzig 24.
 Schulze in Oldenburg 4. 24.
 Schumann in Zwickau u. Leipzig 23.
 Solbrig in Leipzig 23(2).
 Stagefche Buchh. in Leipzig u. Angsburg 26.
 Steipferche Buchh. in Winterthur 1.
 Vandenhoek u. Ruprecht in Göttingen 19.
 Waltherfche Hofbuchhandl. in Dresden 24.
 Weidmann in Leipzig 15.

III. Intelligenzblatt des Januar.

Ankündigung.

Archiv des Criminalrechts v. Klein, Kleinschmidt
 u. Konopak. 7 Bd. 3 St. 7. 54.
 Arnold von d. Rechenkunst u. Geometrie. 1.
 2 Bd. 1. 7.
 Bädcker u. Kürzel in Dulsburg Verl. 4 u. 5. 55.
 Barth in Leipzig Verl. 4 u. 5. 55.
 Böckmann in Carlsruhe Anzeige für Naturfor-
 scher u. Mathematiker. 4 u. 5. 39.
 Coppenrathfche Kunst- und Buchhandl. in Mün-
 ster, neuer Kupferfich. 3. 23.
 Dieterich in Göttingen Verl. 2. 13.
 Frauen u. Grose in Stendal Verl. 2. 9.
 Frommann in Jena Verl. 7. 53.
 Gädicke, Gebr., in Berlin Verl. 3. 21.
 Hartmann in Riga Uebersetzungsanzeige 1. 8.
 Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 3. 21.
 Hemmerde u. Schwetfchke in Halle Verl. 7. 56.
 Heyse in Bremen Verl. 7. 55.
 Kunst u. Industrie-Comptoir in Breslau Verl.
 4 u. 5. 35.
 Kupferberg in Maynz Verl. 7. 54. 56.
 Literarisches Comptoir in Altenburg Verl. 4 u. 5. 35.
 Mohr u. Zimmer in Heidelberg Verl. 2. 9. 13. 3. 19.
 20. 22. 23. 4 u. 5. 38.
 Perthes in Hamburg Verl. 2. 9.
 Realschulbuchhandl. in Berlin Verl. 7. 53.
 Salfeld in Berlin Nachricht an das Publicum 2. 16.
 — — — Verl. 1. 5. 2. 14.
 Stieler in Rudolstadt Pränumerationsanzeige 4 u. 5. 37.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Alard in Paris 3. 20.
 Aschers in Berlin 3. 17.
 Bauer in Alpeck u. Göttingen bey Ulm 7. 51.
 Becker in Parchim 3. 17.
 Bronner aus der Schweiz 7. 50.
 Büttner zu Oettinghausen 3. 17.
 Dorfmueller in Culmbach 7. 51.
 Erdmann in Wittenberg 7. 50.
 v. Feuerbach in München 3. 17.
 Frähn in Casan 7. 50.
 Froberg in Tübingen 3. 17.
 v. Hoffmannsegg, Graf, zu Berlin 3. 17.
 Jakowkin in Casan 7. 50.
 Kapp in Baireuth 7. 51.
 Küster in Berlin 3. 17.
 Müller in Ulm 7. 51.
 Müller in Hof 7. 51.
 Rabe in Berlin 3. 17.
 Reichsberger in Wien 3. 17.
 Schmid in Ulm 7. 50.
 v. Seutter in Ulm 7. 50.
 Stork in Casan 7. 50.
 v. Strombeck in Helmstädt 3. 17.
 Vogel in Wunsiedel 7. 51.
 Werner in Wien 3. 17.

Nekrolog.

Anson in Paris 3. 18.
 v. Bretschneider in Böhmen 7. 52.

de Corancez in Fontenay aux Roses
 Escherich in Wien
 Framery in Paris
 Klein in Mannheim
 Müller in Marburg
 v. Schreiber in Erlangen
 Stéptaky zu Debrecz in Ungarn
 Trailhard in Paris

3. 18. Göttingen, Geburtsfeyer, Preisvertheilung u.
 7. 51. Preisfragen 2, 3.
 3. 18. Greifswalde, Gedächtnis- u. Geburts-Feyer,
 7. 51. Promotionen 2, 6.
 7. 51. Halle, Geburtsfeyer 2, 6.
 7. 51. Heidelberg, neue akademische Gesetze — Prüfung
 7. 51. und Actus im Gymnasium am 5—8 Oct.,
 3. 18. Prüfungen an der weibl. Unterrichtsanstalt 2, 6.
 Jena, neuer chemischer Apparat und Laboratorium
 — Promotionen und Weihnachtsprogramm 2, 2.
 Marburg, Geburtsfeyer 2, 5.
 Ulm, Preisvertheilung im Gymnasium am 15 Sept.
 v. J. 7. 50.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Bayern, Errichtung eines landwirthschaftlichen
 Vereins 3. 18.
 Berlin, Stiftungsfest der philomatischen Gesell-
 schaft am 18 Oct. 7. 52.
 Langensalsa, Preisvertheilung der kön. sächs.
 thüringischen Landwirthschaftsgesellschaft 7. 52.
 Livorno, Preisvertheilung der Akademie der Wis-
 senschaften u. Künste 3. 20.
 Paris, Bericht über die Arbeiten der Classe der
 schönen Künste des Instituts v. Lebreton 4 u. 6. 25.
 — — nähere Bestimmung des Preises auf die
 beste Flachspinnmaschine 3. 18.
 — — Sitzung der Société médicale d'émulation
 vom 21 Nov. v. J. 3. 20.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Casan, Wahl des Rectors, der Decane u. a. akade-
 mischer Personen — neue, abgehende Lehrer 7. 49.
 Debrecz in Ungarn, Vermehrung der Lehrstel-
 len, Legat zur Errichtung einer theologischen 7. 49.
 Dorpat, Anwesenheit der Kaiserin, Namensfest
 des Kaisers 4 u. 5. 34.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Bücher- u. Kupferstich-Auction in Würzburg 3. 23.
 Burdach in Leipzig Erklärung 6. 48.
 Celle, über die Entscheidungen des Appellations-
 hofes sollen Observationen erscheinen 3. 20.
 Ebel in Zürich Erklärung 6. 47.
 v. Graimberg in Carlsruhe Erklärung gegen
 eine Anzeige im Morgenblatt 3. 24.
 Henry in Jena Rectification 4 u. 5. 40.
 Lersbach in Herborn Berichtigung 6. 48.
 Paris, drey kais. Decrets, den Buchhandel betref-
 fend 4 u. 5. 34.
 Voigt in Casan Aufforderung an Pölit in Wis-
 tenberg 6. 48.
 Vulpas in Weimar, Bücher u. Kupferstiche
 zum Verkauf 6. 41.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 F E B R U A R, 1811.

BIBLISCHE LITERATUR.

GIessen, b. Heyer: *Blumen althebräischer Dichtkunst*. Herausgegeben von D. Karl Wilhelm Justi, Superintendenten, Confissorialrathe und Professor zu Marburg. I u. II Band. 1809. Mit fortlaufender Seitenzahl. XXX u. 687 S. 8. (2 Rthlr.)

Der als Ausleger und Übersetzer der dichterischen Überreste aus dem hebr. Alterthum rühmlichst bekannte Herausgeber hat hier, in Verbindung mit mehreren ausgezeichneten Gelehrten, sowohl aus den prosaischen als poetischen Abschnitten des A. T., theils auserlesene Bruchstücke, theils ganze Schriften, als das Lied der Lieder Salomo's, die Klagelieder des Jeremia's, den Propheten Nahum, Zephaniah, Chaggai und Maleachi in Übersetzungen, die mit einigen Ausnahmen vorzüglich, zum Theil meisterhaft zu nennen sind, nach sieben Büchern geordnet, den Freunden der Bibel in einer gefälligen Gestalt dargereicht. Der gewählte Titel ist nicht ganz passend, weil hier nicht bloß *Blumen althebräischer Dichtkunst*, sondern auch mehrere Erzeugnisse sehr spät lebender hebr. Sänger aufgenommen worden sind. Nach einem wohl durchdachten Plan führen zweckmäßige Einleitungen bald durch geschichtliche Andeutungen, bald durch eine einfache Darlegung des Plans, bald durch ein gedrängtes ästhetisches Urtheil auf den richtigen Standpunkt, und machen das Gemüth zu einem glücklicheren Auffassen dieser Erzeugnisse eines fremden Himmels empfänglicher, und unterstehende Anmerkungen liefern, um einen reinen Genuß zu gewähren, und jede störende Dunkelheit aufzuhellen, so viele Aufklärung, als hinreichend geschienen. Also nicht zunächst gelehrte Bibelforscher, obgleich auch diese aus einer lehrreichen Vergleichung der versuchten deutschen Nachbildungen mit der hebräischen Urschrift und einer sorgfältigen Prüfung der ausgemittelten Resultate Genuß und Belehrung schöpfen werden, sondern gebildete Männer und Frauen aus allen Ständen, die für die gemüthvollen und erhabenen Dichtungen der hebr. Sänger einen regen Sinn haben, sind die eigentliche Classe von Lesern, für welche dieses Werk bestimmt ist. Glücklicherweise ist fast immer das vorgesteckte Ziel erreicht worden, und ein dem Ganzen unverkennbar eingehauchter reiner Geschmack, so wie eine größtentheils gebildete Sprache, laden zum Lesen ein. Doch wünschte Rec.,

J. A. L. Z. 1811. *Erster Band.*

der von diesem Werke gern jeden kleinen Flecken weggewischt sehen möchte, daß weniger häufig durch eingeschlichene Fremdlinge, als *interpretiren, vertiren, respondiren, substituiren, retiriren, emendiren, circumvallirt, exornirt, Exornation, Contagion, Fiction, Exaggeration, Universalität, Opusita* u. s. w., die Reinheit der deutschen Sprache getrübt worden wäre, welches Fehlers sich vorzüglich der Prof. Hartmann in Marburg schuldig gemacht hat. Selbst dem jeden Ausdruck sorgfältig wählenden Herausgeber ist ein Mal S. 205 die sprachwidrige Verbindung: „so spielt er auf die vorhandene Eroberung Canaans an,“ und einem andern Mitarbeiter die unrichtige Wortfügung: „wegen gänzlichen Mangel“ entchlüpft. Die Übersetzungen sind gewöhnlich, wiewohl nicht ohne Verstoß an mehreren Stellen, in einem freyen jambischen Sylbenmaße ganz übereinstimmend mit des Rec. Gefühl, dem die Jamben das anwendbarste Sylbenmaße zur Übertragung der hebräischen Gedichte in ein deutsches Gewand immer geschienen haben, abgefaßt worden. Nur würde nach unserm Dafürhalten der eigenthümliche Ton der hebr. Urschrift nach seiner Höhe und Tiefe glücklicher erreicht, und die mannichfaltigen Wirkungen der einzelnen hebr. Gefänge eindringlicher und ausdrucksvoller wiedergegeben worden seyn, wenn zuweilen die Jamben mit Daktylen, wovon S. 24. 25 ein trefflicher Gebrauch gemacht worden ist, und anderen Versarten, als Anapäst, Sponde und Trochäen, vermischt oder vertauscht worden wären. Denn wenn gleich Rec. von der Richtigkeit der Grundsätze über die hebräischen Sylbenmaße, die Greve hinter seiner Schrift: „*Ultima capita Iobi*,“ und seinem Commentar über die „*Vaticinia Nahumi et Habacuci*“ aufgestellt, sich nicht hat überzeugen können: so haben dennoch für Wohlklang und eine malerische Musik die hebr. Dichter ein leiseres Ohr gehabt, als man bisher hat glauben oder einräumen wollen. So oft Rec. Jes. Cap. 2 u. 10, Pl. 29, Nahum I—III und andere herrliche dichterische Stücke aus dem hebr. Alterthum laut gelesen hat, ist ihm die Überzeugung immer dringender geworden, daß die hebr. Dichter durch eine sorgfältige Überlegung in der Wahl und Stellung der einzelnen Worte, durch eine wohl berechnete Auslassung oder Hinfügung der vieldeutigen Partikel und andere ähnliche Kunstgriffe, an mehreren Stellen die verschiedenartigsten Gefühle bald durch einen hüpfenden, lebhaften Ton, bald durch einen gesenkteren Fall

D d

durch eine langsamere Bewegung geschickt zu bezeichnen verstanden haben. Eine andere Bemerkung, die dem Rec. bey'm Studium dieser Blumenlese sich aufgedrungen hat, ist, daß, der Deutlichkeit und des Wohlklangs unbeschadet, ein festeres Anschmiegen an die Eigenheiten der hebr. Sprache nicht selten möglich gewesen wäre. Bey strengerer Sorgfalt würden daher die häufigen Wiederholungen, die lose verbundenen Übergänge, die schnell wechselnden Sprünge in der Verbindung der einzelnen Gedanken u. s. w., lauter hervorstechende Züge in dem Gepräge der altherthümlichen hebr. Form, weniger verwischt, und Flickwörter, von denen der hebr. Text nichts weiß, ohnè daß die Gefälligkeit eines deutschen Kunstwerks im Mindesten verletzt zu werden Gefahr lief, öfter vermieden worden seyn. Freylich entspricht den angestrengtesten Bemühungen, eine befriedigende Annäherung des deutschen Ausdrucks an die hebr. Urschrift zu bewirken, nicht immer ein glücklicher Erfolg: aber zuweilen lassen sich doch manche schwierige Wortverbindungen fast buchstäblich der deutschen Sprache ungezwungen anpassen, wie z. B. die Redensart **עָפָן עֵצִים** Pf. 104, 12 durch: „unterm Laub' hervor,“ ziemlich genau ausgedrückt werden kann. Eben so bequem würde durch eine etwas veränderte Anordnung und Vertheilung dieser Gedichte ein höherer Genuß bereitet worden seyn. Hätte z. B. das süß tündelnde Hohelied, welches den ersten Band schließt, die letzte Stelle im zweyten Bande eingenommen: würden dann nicht die schönsten Anklänge in der Seele des Lesers zuletzt nachgetönt haben, würden nicht die lieblichsten Gebilde unter einnehmenden Rückerinnerungen an die hebr. Muse unwiderstehlich fesseln? Nun aber drohen theils Bruchstücke, theils ganze Bücher der letzten kleinen Propheten, die, obgleich ihre Erscheinung in weit frühere Zeiten als das Hohelied fällt, bis zum Schluß der ganzen Sammlung aufbewahrt worden, die vortheilhaften Eindrücke, welche die vorhergehenden mannichfaltig anziehenden Gefänge erregt haben, wo nicht ganz zu vertilgen, doch in keinem geringen Grade zu schwächen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen eilt Rec. über die Haupttheile dieser Blumenlese einen genaueren Bericht abzufassen. Zuvörderst verdienen die Beyträge des Herausgebers selbst, weil sie die zahlreichsten unter allen sind, und den höchsten ästhetischen Werth haben, unsere Aufmerksamkeit. Das erste Buch, welches eine Blumenlese aus den historischen Büchern des A. T. liefert, rührt ganz allein von demselben her. Der Abschiedsgefang Moses an die Israeliten 5 B. M. Cap. 32 wird in Hinsicht auf die Grundzüge, den Geist und die Darstellung des Ganzen für mosaïsch gehalten, weil es ganz unverkennbar sey, daß überall ein so alter Gesang durchschimmere. Dieser Vorstellung kann Rec. nicht beypflichten. Der diesem, wie ähnlichen dichterischen Bruchstücken der Bibel, offenbar zu Grunde liegende Plan, und die mit dem 7, 14, 16, 17 und 38 Verse hervorspringenden Gedanken füh-

ren unwillkürlich auf ein sehr spätes Zeitalter zurück, für welches auch die Aramäismen in dem 10 V., wovon in den unbezweifelt späteren Erzeugnissen der hebr. Literatur und in den Targumim Beyspiele zu Dutzenden vorkommen, einen gewiß nicht verwerflichen Nebenbeweis liefern. Die Übersetzung selbst von diesem sowohl als den nachfolgenden Gefängen schmiegt sich, einige unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, im Ausdruck und Wohlklang der hebr. Urschrift mit Leichtigkeit, die den Meister verräth, an. Unter den beygefüigten Anmerkungen haben die beygebrachten Andeutungen aus Ofsians Liedern dem Rec. vorzüglich gefallen. Zu dem zweyten Buche, welches Bruchstücke aus dem Hiob begreift, hat Hr. *Justi* ebenfalls schätzbare Arbeiten geliefert, die bey weitem den größten Raum einnehmen. Auch ihnen gebührt, mit Ausnahme weniger Stellen, wo der hohe Schwung der Urschrift durch eine kraftvollere Kürze hätte erreicht und der Sinn mancher dunklen Sätze schärfer aufgefaßt werden können, dasselbe Lob der Vorzüglichkeit. Unter den Übersetzungen von Psalm 2, die den Inhalt des dritten Buchs umfassen, stößt man auf mehrere, z. B. den 90, die auf einen hohen Grad von Vollendung Anspruch machen können. Auch verdient die herrliche Einleitung zu Pf. 2, die den aufgeklärten Ansichten des Vfs. zur Ehre gereicht, besonders ausgezeichnet zu werden. Nur scheint Rec. die zweyte Hälfte des 10 V. Pf. 42:

„Und warum soll mich Tiefbetrüben
Der Feind stets unterdrücken?“

richtiger, etwa so:

„Warum schleich' ich umwölkten Blicks einher
Von Feinden rings umdrang?“

übersetzt werden zu können. Denn das hebr. Wort **קָרַךְ** bezeichnet, wenn man das arabische **كس** (f. z. B. *Tograï ed. Van der Sloot p. 54 et p. 171. Erpenii Gramm. Arab. ed. A. Schultens 1748. Ali Ben Abi Tabb. p. 192*) zu Hülfe nimmt, ursprünglich eine jede *Umwölkung*, eine jede *trübe düstere Farbe*: daher auch in *S. de Sacy Chrest. Arab. T. III. p. 218* das Wort **كس** einen *schwarz angelauenen Zeltkessel* bedeutet, eben so wie das völlig entsprechende aram. Wort **קִרְיָה** in dem Targum zu Joel II, 6. Also der *schmutzige, düstere Anzug*, der *trübe Blick* eines Traurenden wird im Hebräischen durch den Ausdruck **קָרַךְ** umschrieben. Daher, und weil die Niedergeschlagenen mit *gesenktem Haupte* einhergehen, finden wir Hiob V, 11 das **קִרְיָה** im Gegensatz von **שִׁפְרִים**. Hr. J. selbst scheint dieses gefühlt zu haben, da er Maleach. III, 14 die ähnlichen Worte **קִרְיָה קִרְיָה וְהִלְכְנוּ** genauer durch:

„Daß man in Trauerkleidern wandelt vor Jehoven?“ ausgedrückt hat. Das vierte Buch oder salomonische Hochgefänge der Liebe, das Lied der Lieder Salomos genannt, verdanken wir wieder dem Herausgeber allein — unstreitig die Krone der ganzen Sammlung. Die schöne Einleitung, die gefeilte Über-

setzung und die zahlreich beygefügten Erläuterungen rechtfertigen dieses Lob. Doch hat Rec. nie häufiger zu abweichenden Vorstellungen sich veranlaßt gefühlt, als gerade bey diesem Buche. „Die Sammlung dieser erotischen Lieder, bemerkt der Vf., seyn durch den unverkennbaren Faden der Einheit an einander gereiht — zarte Wettgespräche und Selbstgespräche, worin die Liebe eines ländlichen Paares, von ihrem ersten Aufkeimen bis zu ihrer vollkommenen Reife, nach ihren stillen Wonnen und süßen Schmerzen in der Sprache der Natur und Unschuld besungen wird.“ Rec. hat sich nie von einer Einheit des Plans, nie von einer fortschreitenden Handlung in der angenommenen Stufenfolge überzeugen können. Der ganze Ton und Charakter dieser Lieder, und der in solchen Dichtungsarten unverkennbar sich ausprechende Geschmack des Asiatischen stehen mit dieser versuchten Deutung in klarem Widerspruche. Unter mehreren Stellen, wo der Sinn verfehlt zu seyn scheint, wählt Rec. Cap. 7, 10 die letzte Hälfte. Hier werden die Worte: **וְשֵׁנִי רֹכֵב שְׂפָתַי וְשֵׁנִי** überfetzt:

„Und der dem Schlummernden
Beredte Lippen schafft.“

Diese Überfetzung verstößt hart gegen die von dem Dichter in unserem V. beliebte Bildersprache, wovon asiatische Schriftsteller ähnliche Beyspiele in zahlloser Menge darbieten. Warum versteht man nicht lieber das schwierige Wort **וְשֵׁנִי** durch „Zecher“ — welche Bedeutung nicht geleugnet werden kann. Oder man könnte **שְׂפָתַי וְשֵׁנִי** (von **שָׁן**) punctiren, wodurch man einen Sinn erhält, den Rec. durch viele ähnliche Dichterstellen zu rechtfertigen sich getraut. Von den Anmerkungen, deren wir, weil der Nichtkenner manches fremde kühne Bild schwerlich richtig zu deuten verstehen wird, mehrere gewünscht hätten, möchten einige, wie zu Cap. 5, 5. 6, 4 u. a., auf einer unrichtigen Ansicht beruhen. Zu dem fünften Buche oder der Anthologie aus dem Jesaias und Ezechiel hat Hr. J. zwar weniger, aber nicht minder köstliche Gaben gespendet. Die schätzbare Einleitung zu der Dankhymne des Königs Hiskias Jes. XXXVIII, 9—20 verdient als ein Muster für ähnliche Arbeiten aufgestellt zu werden. Zu dem siebenten Buche endlich oder der Anthologie aus den kleinen Propheten ist außer von Joel Cap. II und Habak 2, 2 von dem ganzen Propheten Nahum und dem Propheten Maleachi eine Überfetzung geliefert worden. Die erstere ist bloß von neuem abgedruckt; die zweyte schwingt sich dem Genius des Habakuk glücklich nach; die dritte wird durch eine Benutzung des neulich erschienenen *kreenenschen* Commentars und eine neue Überarbeitung an Genauigkeit und Treue in einzelnen Stellen gewinnen, so sehr sie auch im Ganzen dem Tone der Urschrift nachgebildet worden ist; die Überfetzung des Maleachi aber hat Rec. am wenigsten befriedigt. Sie dürfte unter allen von dem Herausg. mitgetheilten Versuchen am meisten einer wiederholten Ausfeilung und Überglättung be-

dürftig seyn. — Die von Hn. *Arnoldi* herrührenden Beyträge von Überfetzungen zu dem dritten, fünften und siebenten Buche können, in Hinsicht des metrischen Wohlklangs und eines künstlichen Versbaues, so wie anderer ästhetischer Vorzüge, mit Hn. *J's.* Arbeiten nicht wetteifern: aber dafür zeichnen sie sich vor ihnen, wie vor allen anderen hier abgedruckten Überfetzungen, durch eine glücklich spähende Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks, durch neue befriedigende Deutungen dunkler Stellen, und durch eine bewundernswürdige Treue in der Auffassung des Sinnes aus. Rec. hat sehr oft die Freude gehabt, zu den aus neuen Sprachuntersuchungen hervorgegangenen Überfetzungen schwieriger Stellen die Beweggründe aufzufinden, und freudigen Dank für die erhaltene Belehrung bringt er dem großen Sprachgelehrten aus weiter Ferne dar. Nur eine oft gebrauchte strenge Feile konnte seiner Arbeit den gegenwärtigen Grad der Vollendung verleihen, und eine oft verworfene Prüfung konnte sie der Urschrift so annähern, als es dem ehrwürdigen Vf. gelungen ist. Hätte doch dieser wackere Gelehrte aus seinem reichen Schatz von Kenntnissen häufiger, z. B. zu Ezech. 26, 16. Pf. 63, 2 und 5 und anderen Stellen Erläuterungen gespendet! Vielleicht könnten die Worte **צִרְרִי רוּחַ אֶחָד בְּכַנְפֵּי** Hof. 4, 19 noch passender überfetzt werden, wenn man **כָּנָן** von den äußersten Theilen des Gewandes verstände. — Der ehrwürdige *Eichhorn*, dem die freyere und geschmackvollere Bearbeitung der Bibel unendlich viel verdankt, hat auch hier Gaben dargereicht, die seines berühmten Namens vollkommen würdig sind. Ausser einigen Überfetzungen von Psalmen, die in der mit Recht geschätzten Manier des Vfs., die dichterischen Ueberreste der Hebräer zu bearbeiten, entworfen worden, erhalten wir eine äußerst lehrreiche Bearbeitung der ersten 14 Capitel des Jes. Durch eine feine Entwicklung des Ideenanges und eine geschmackvolle Aufhellung der hebräischen Bildersprache treten die dichterischen Schönheiten dieses Sängers in ein herrliches Licht, und die unter einen geschichtlichen Gesichtspunct trefflich geordneten einzelnen Abschnitte fügen sich durch die gewandte Kunst dieses Geschichtkenners zu einem anziehenden historischen Gemälde. Sollten auch unbefangene Untersuchungen über die älteste asiatische Geschichte zu abweichenden Vorstellungen führen; sollten auch dem vielbeschäftigten Manne einzelne Fehler der Flüchtigkeit in den gegebenen Überfetzungen entschlüpft seyn: gern wird man diese kleinen Mängel über dem schönen Ganzen, dessen wir uns jetzt zu erfreuen haben, übersehen. — Der leider! in der Blüthe seines Lebens und in voller Kraft seiner Thätigkeit den theologischen Wissenschaften entrissene Prof. *Dahl* in Rostock hat mit brav gearbeiteten Überfetzungen von einigen Bruchstücken aus dem Buche Hiob, einigen Psalmen, dem fünften Capitel der Klagelieder des Jeremias und der Orakel des Chaggai die Freunde der biblischen Dichtkunst beschenkt. Ein glückli-

ches Ringen mit den Schwierigkeiten des Textes, eine gewisse Leichtigkeit in dem Gebrauch des beliebten Sylbenmaßes und ein aufmerksames Bestreben, von der Urschrift so wenig Züge als möglich zu verwischen, läßt sich gar nicht verkennen, obgleich sich manche Aufstellungen gegen die richtige Deutung und Ansicht von einzelnen Stellen machen ließen, wenn die Mittheilung derselben jetzt noch frommen könnte. — Weniger gelungen scheinen uns die von dem Prof. *Hartmann* in Marburg herrührenden Übersetzungen, die theils von den Klageliedern des Jeremias, theils von einigen Bruchstücken aus dem Propheten Zacharias gegeben worden sind. Die aufbrausenden Klagen des Jeremias haben sehr häufig ihre erschütternde Kraft in der Übertragung verloren, und der Sinn ist an vielen Stellen verfehlt worden; ja mehrere Verse aus dem Zacharias erscheinen, wenn man sie, ohne auf die Abtheilung in Verse Rücksicht zu nehmen, in einem Athem fort-

liest, als klare Prose. Bey diesem Tadel gesteht Rec. übrigens gern, daß mehrere Abschnitte eine passende deutsche Einkleidung erhalten haben, und sich dem Sinn und dem Charakter der Urschrift gut anschmiegen. — Übersetzungen, die mit poetischem Gefühl entworfen sind, und größtentheils den Sinn des hebr. Textes treu wiedergeben, hat Hr. D. *Hufnagel* von drey Capiteln des Hiob, Hr. D. *Augusi* von Jes. X, 5—34 mitgetheilt. — Endlich sind auch von zwey Verstorbenen Beyträge aufgenommen, die der ganzen Sammlung zur Zierde gereichen. Der einen verdanken die Leser dem CR. *Wenk*, der eine freye poetische Nachbildung des Siegesgesangs der Deborah und des 14 Cap. V. 4—23 des Jesaias versucht hat, die als ein Meisterstück in ihrer Art aufgestellt werden kann; den anderen dem D. *Döderlein*, nämlich eine sehr verdienstliche Übersetzung des 45 Psalms, die an manchen Stellen sogar Vorzüge vor der *eichhorn'schen* hat. *Ac. Hq.*

K L E I N E S C H R I F T E N.

HOMILETIK. *Greifswald*, b. Eckhardt: *Reden bey zwey erneuerten Trauungen wiederverföhnter Gatten und bey einer Taufe gehalten von D. H. Biederstedt*, Doctor der Theologie, Vormittagsprediger und Archidiaconus der Nicolaikirche in Greifswald. 1807. 20 S. 8.

Ebend.: *Rede bey der Taufe des Grafen Malto zu Putbus am 7 Oct. 1807*, von D. H. Biederstedt. 16 S. 8.

Ebend.: *Erinnerungen an junge Christinnen vor der ersten Feyer des Abendmahles Jesu*, von D. H. Biederstedt. 1808. 16 S. 8.

Ebend.: *Reden vor der zum Besten der Stadt-Armencasse in Greifswald jährlich angeordneten allgemeinen Hauscollekte gehalten von D. H. Biederstedt*. (1808.) 24 S. 8.

Diese kleinen homiletischen Arbeiten des schon sonst rühmlich bekannten Vfs. sind neue schätzbare Beweise seines Bestrebens, in den Gemüthern, auf die er bey den verschiedenen Geschäften seines Amtes zu wirken Gelegenheit hat, ein lebendiges Gefühl für Religion nebst einer geläuterten Kenntniß derselben zu befördern. Den Geist und Buchstaben der christlichen Lehre wohl unterscheidend, weiß er die wohlthätige Verbindung derselben mit äußeren Lebensverhältnissen sehr zweckmäßig und in einer so einnehmenden Diction zu zeigen, daß selbst diejenigen, welchen sonst die Stimme der Religion leicht fremde oder gleichgültig wird, in der Achtung gegen dieselbe gefestigt werden können. Besonders gelungen scheinen uns die oben zuerst von uns genannten 3 Casualreden, welche auch Hr. G. S. *Löffler* würdig gehalten hat, neuerlich in seinem *N. Magazin für Prediger* (Bd. IV, St. 1) wieder abdrucken zu lassen. Bey den zur neuen ehelichen Verbindung getrennt gewesener Gatten gehaltenen beiden Reden, die schon darum, weil man sie selten unter den Gegenständen der Homiletik aufgeführt findet, ein Interesse haben, finden wir nichts anderes zu erinnern, als daß der Ton in diesen Reden, so passend er auch für die Culturstufe der Mitglieder des Gerichtshofes, vor denen sie gehalten wurden, seyn mochte, für die aufs neue zu verbindenden Paare, welche, wie der Vf. im Vorbericht sagt, zu der Classe der Handwerker gehörten, zu hoch gestimmt scheint. — Auch die übrigen oben angezeigten Reden enthalten treffliche Gedanken in einer schönen Sprache. Wir heben folgende Stelle aus der Rede bey der Taufe des jungen Grafen zu Putbus (S. 4) aus: „Welchem Lande dieser Neugeborene einst angehört, unter welchem Volke er lebt, in welcher Lage er ist (besser wäre hier freylich der Conjunctiv: *angehören* — *seyn mag*), wirken soll er in jedem Lande, unter jedem Volke, unter jedem Wechsel Gutes, Gutes für sich, für die Welt, und für Gott (letztere Worte hätten wir als in dieser Verbindung unnöthig und

zweydeutig weggelassen) und sich verklären zu dem Bilde dessen, der ihn mit Fähigkeiten und Anlagen und Kräften gleichmächtig hat. Dazu standen (sahen?) *seine Tage* in dem Buche Gottes angeschrieben, der sie kannte und sie sah, ehe einer derselben da war. Noch ruhen vor uns, gleich verborgenen Keimen, diese Fähigkeiten und Anlagen und Kräfte im Schlummer. Dunkel und unbekannt ist uns überhaupt ein großer Theil des Ganges seines Lebens, und unsere Hand hebt den Schleier nicht auf, welchen der Allmächtige darüber warf. Aber, sie wird kommen, die schöne erfreuliche Zeit der Regsamkeit und des Auflebens und des Hervorbrechens dieser Anlagen und Fähigkeiten und Kräfte, die Zeit eines anderen und besseren, erhabneren Lebens.“ Auch die dieser Taufrede angehängte, bey dem Kirchgange der Fürstin zu Putbus gehaltene kurze *Predigt* über Hiob 10, 12 hat Stellen, die der Wohlredenheit des Vfs. Ehre machen. Nur S. 10 fiel uns der Ausdruck auf: *Dankbare Nehmer des Lebens*. — Die dritte Schrift: *Erinnerungen* ff. hatte noch mehr der kritischen Feile bedurft. Wir führen einiges an. S. 9: „Ich konnte Sie zur Religion der Erwachsenen und zwar der Vollkommenen erheben. Und das an der Hand der Religion der ewigen Vernunft, an der Hand der Religion Jesu.“ (Ist es schließlich, auf diese Weise 2 oder gar 5 Religionen einander entgegenzustellen? Der Vf. hat sagen wollen: Ich konnte Sie vermittelst der Ansprüche der gebildeten Vernunft und der reinen Lehre Jesu zu der Religion der Vollkommenen erheben.) Gleich darauf heißt es: „Schallet alles dieses („was die heilige Wahrheit Jesu vorträgt“) nicht in Ihrem Inneren wieder?“ — S. 15: „Weisheit, und edle, heitere, thätige Frömmigkeit, Hinanstreben zur Sittenschuld und Geseinnungslauterkeit, das sahen Sie oft, was, was ihn (Jesum) durchgängig beseelte.“ (Ein Streben kann nicht beseelen, sondern nur die Begierde, wonach zu streben. Überdies ein Streben nach etwas, setzt ein Gut voraus, das man noch nicht besitzt, sondern erst erringen will. Jene ganze Redensart ist also hier nach der neutestamentlichen Christologie nicht passend. Das Wort durchgängig aber ist hier zu unedel.) „Dazu erhob er einen ehrwürdigen Theil der Menschheit, als der ewigen Religion.“ (Eine Inversion, welche Dunkelheit erzeugt.) — In den Reden zum Besten der Armencassen zu Gr., denen ein ausführlicher Bericht über die treffliche Einrichtung des Instituts vorangeschickt ist, wird viel Zweckmäßiges, nur fast aus zu allgemeinen Gesichtspuncten, gut gesagt. Folgende Periode aber S. 16: „Untugenden wurden verlernt, und Laster verworfen, welche, diese Untugenden noch gieriger wie jene Laster, die Stärke, den Muth und die Heiterkeit vieler Völker verschlangen — möchte vielen Hörern und Lesern unverständlich gewesen seyn.“ *Ap.*

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 2 FEBRUAR, 1811.

JURISPRUDENZ.

BERLIN, b. Lange: *Die juristischen Classiker, ein Beytrag zur civilistischen Biographie*. Nebst einer vorläufigen Abhandlung über die Quellen der Pandekten. Von D. Christian Ludwig Neuber. Erster Theil. 1806. LI und 217 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf., ehemals Privatlehrer in Jena, hat sich bey diesem nützlichen, wie es scheint, nicht genug bekannt gewordenen Werke vorgefetzt, kurze, doch möglichst richtige Nachrichten von den Lebensumständen der classischen Juristen, ihren Verdiensten um die Wissenschaft und ein möglichst genaues Verzeichniß der von ihnen hinterlassenen und von dem Compilatoren der Pandekten benutzten Schriften zu liefern; hat dabey ausdrücklich die gewöhnlichen Mikrologieen über Genealogie u. dgl. von seinem Plane ausgeschlossen, und macht überhaupt bey seinem Unternehmen nur auf das Verdienst des planmäßigen Sammelns und Verarbeitens Anspruch. Diesem sich selbst vorgesteckten Ziele hat sich der Vf. sehr genähert, ohne es jedoch völlig zu erreichen. Er giebt den Inhalt der besten, zum Theil seltenen Schriften über seinen Gegenstand treu und lesbar, großentheils auch in zweckmäßiger Auswahl. Genaue Prüfung und sorgfältige Verarbeitung der Excerpte vermiffen wir hingegen oft. Jene würde den Vf. manchmal vermocht haben, eine andere Meinung als die des neuesten Schriftstellers anzunehmen; diese hätte den Lesern überall die unangenehme Form der Excerpte minder fühlbar gemacht; beides den inneren und äußeren Werth des Buches sehr erhöht. Besonders hätten wir gewünscht, daß der Vf. die Untersuchungen über das äußere Leben seiner Helden noch mehr in den Hintergrund gedrängt, und dagegen die Würdigung ihres schriftstellerischen Charakters noch mehr zur Hauptsache gemacht, noch ausführlicher und gründlicher behandelt hätte. Selbst seinem eigenen Plane gemäß, nur das von Anderen Bemerkte zu verarbeiten, hätte er hierin mehr leisten können. Denn manche hieher gehörige Bemerkungen seiner Vorgänger hat er unberücksichtigt vorübergelassen. Vorzüglich hätte er aber hier große Verdienste um die Wissenschaft sich erwerben können, wenn er bey allen Schriftstellern, wo dieses von Anderen noch nicht vollständig und gründlich geschehen ist, seinen Plan dahin erweitert hätte, eigene Forschungen anzustellen, um durch ein eigen-

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

nes genaues Studium der Schriften unserer Juristen auszumitteln, ob sie systematisch gearbeitet, nach welcher Ordnung, ob sie besonders Scharfsinn bewiesen, mehr Consequenz oder Billigkeit zu ihrem Augenmerk gemacht, deutlich oder dunkel geschrieben haben, u. dgl. mehr. Der Vf. hätte um desto eher mögen diese eigenen Nachforschungen anstellen, da sie durch die *labittefchen* und *hommelschen* Vorarbeiten so sehr erleichtert sind. Vorliegender erster Band enthält die Lebensbeschreibungen von 9 Rechtsgelehrten: *Scaevola* (*Q. Mucius*), *Aelius Gallus*, *Labeo*, *Alfenus Varus*, *Neratius Priscus*, *Celjus*, *Javolenus Priscus*, *Julianus*.

Bey dem Leben des *Q. Mucius Scaevola* ist dessen legislatorische Thätigkeit übergangen. Schon aus *Rutilius* hätte der Vf. die Nachricht nehmen können, daß *Scaevola* als Consul ein wichtiges Gesetz über das Bürgerrecht veranlaßte, als Proconsul den Griechen gestattete nach ihren Gesetzen zu leben. S. 60, wo von seiner juristischen Thätigkeit die Rede ist, war die praktische eines *respondentis de jure* um so mehr nicht zu übergehen, da der Unterricht nach damaliger Art besonders hieran geknüpft war. Dabey konnte schon *Panciro* den Vf. auf die Bemerkung seiner Bescheidenheit in dieser Rücksicht leiten. (Er wollte nicht über das *jus praedictorium* respondiren.) Bey *Scaevola's Lib. 18 de jure civili*, war *Eberlins* Behauptung (*de origine juris* c. 40, num. 5), daß sie nicht systematisch gearbeitet seyen, zu beachten; *Funccius* konnte den Vf. darauf weisen. Die Ordnung des Buches, wie sie *Majans* herzustellen versucht, hätte mögen angegeben werden. — Bey *Aelius Gallus* verdiente *Funccius* nicht unwahrscheinliche Vermuthung, daß dieser grammatisch-juristische Schriftsteller mit dem von *Suetonius de illustrib. grammaticis* cap. 3 genannten Grammatiker *L. Aelius* eine Person gewesen, Anführung und Prüfung. — Über *Labeo* hat der Vf., außer der eigentlichen Lebensbeschreibung, noch einen Anhang über die schon früher berührte, ihm von *Horatius* Schuld gegebene *insania* geliefert. Hier wird zwar die richtige Meinung aufgestellt, aber viel mehr Worte darüber gemacht, als die ganze Sache verdiente. Als Vertheidiger der Billigkeitstheorie war *Labeo* entweder nicht anzugeben (wie S. 81 geschieht), oder auch die Zweifel Anderer in dieser Rücksicht zu beseitigen. S. *Hugo Rechtsgesch.* 3ter Ausg. §. 245, not. 8. *Bach histor. jur.* I. 3, c. 1, §. 6, §. 8. Über seine Schriften und deren Charakter konnte noch Manches nachgetragen,

Ee

Einiges auch berichtigt werden. Die gar nicht vorzügliche Ordnung seiner *Posteriora* hätte lieber hier, als bey Javolenus Priscus (S. 181) bemerkt, und noch hinzugefügt werden mögen, daß nach Gellius die drey letzten Bücher etymologische Gegenstände behandelten. Für die Existenz seiner *libri epistolarum* führten schon Grotius und Bach einen weit besseren Beweis als der Vf. (S. 90 not. 44) aus l. 30. §. 1. *D. de usurpat. et usucapion.*, wo die *libri epistolarum* ausdrücklich genannt werden. Grotius Meinung, daß Labeo wenigstens zwey Commentare zu den 12 Tafeln geschrieben habe, war zu erwähnen. Billigung verdiente sie indessen wohl nicht, da Gellius l. 1, c. 12, l. 7, c. 15, l. 20, c. 1, von demselben Werke verstanden werden kann. Ebenfalls war aus Grotius die durch Festus zu beweisende Behauptung, daß er wenigstens 15 Bücher *de jure pontificio* geschrieben, nicht zu verschmähen. — Der Streitfrage, ob *Alfenus Varus* Schuster gewesen, ehe er Rechtsgelehrter wurde, ist verhältnismäßig zu viel Raum geschenkt. Auch möchte sie wohl — wie von neueren Schriftstellern wieder Funecius, und der große Kenner des Alterthums, Bayle, annimmt —, nicht verneinend, sondern bejahend entschieden werden müssen. Denn das Zeugniß des Horatius nebst seinem Scholiasten Acron ist nicht so leicht aus dem Wege zu räumen, besonders nicht durch Gründe, welche aus Alfens seiner Bildung genommen sind: denn daß Männer aus den niedrigsten Ständen große, auch fein gebildete Gelehrte geworden, findet sich auch in der neueren Gelehrtengegeschichte nicht selten. Ottos Meinung, daß Alfenus auch Dichter gewesen, hätte nicht verworfen werden sollen. Das dafür angeführte Zeugniß des Servius läßt sich nicht leicht widerlegen. Eine, Rec. bisher unbekannte Notiz, daß noch jetzt Alfeni in Cremona leben, kommt in den Nachträgen vor. Anstatt des allgemeinen und unbestimmten Lobes der Sprache des Alfenus S. 98, würde eine aus Ottos Bemerkungen leicht zu belegenden speciellen Charakterisirung derselben, „daß viele Gracismen, alterthümliche Ausdrücke und Wendungen darin vorkommen, dergleichen bey den damaligen Belletristen gewöhnlich waren“, belehrender seyn. Eben so wäre anstatt des allgemeinen Urtheils S. 99, daß er scharfsinnig und treffend respondirt habe, das specielle ottofche *in responsis brevis, modestus, aequus; in cautionibus vaser, callidus et acutus*, wofür eine Menge Beweisstellen angegeben werden, zu prüfen, anzunehmen oder zu widerlegen gewesen. Bynkershoeks Meinung (*Observatt. lib. 8, cap. 1* S. 281), daß Varus *Digesta, Responsa juris varii argumenti Sulpicii et sua ipsius* seyen, war zu erwähnen und zu prüfen; auch die, wiewohl unwahrscheinliche, doch nicht unmögliche Behauptung Alexanders (*geniales dies lib. 1, cap. 4*), daß er dieses wichtige Werk besitze, nicht zu übergehen. Bynkershoeks Meinung über die *Conjectanea* verdiente ebenfalls eine genauere Angabe und Würdigung. Er läßt die *Digesta* selbst einen

Theil der *Conjectanea*, einer Sammlung der Schriften aller Schüler des Servius Sulpicius, seyn, und gründet sich dabey hauptsächlich auf Gellius l. 6, c. 5, welcher eine Stelle aus den *Digesti. l. b. 34, Conjectan. lib. 2* citirt. Diese Stelle beweist auch wohl hinreichend, daß die *Conjectanea* und *Digesta* einander einschließen. Nur können nicht, wie Bynkershoek will, die *Digesta* Theil der *Conjectaneorum* seyn, weil sonst die Buchzahl der ersten kleiner als die der letzten seyn müßte. Vielmehr scheint uns *Conjectanea* ein besonderer Name für einen Theil der *Digesten* zu seyn, die drey letzten (oder vielleicht die beiden vorletzten) Bücher derselben *Conjectanea*, d. i. Miscellen, antiquarischen Inhalts, gewesen zu seyn, wie etwa in den Pandekten der letzte Titel *de regulis juris antiqui* handelt. — Den *Proculus* nennt der Vf. ohne weiteren Beweis Sempronius. Einen vollgültigen Beweis dafür aufzufinden, möchte ihm auch schwer fallen. Denn l. 47, §. 2, *de legatis 2*, worauf man sich zu beziehen pflegt, beweiset vielmehr, daß der Onkel des Juristen Proculus, als daß er selbst Sempronius hieß. Die Meinung hingegen, daß der Jurist Proculus mit dem Präfectus Prätorio Licinius Proculus, von welchem Tacitus ausführlich handelt, eine Person sey, hat die Behauptung, des Pomponius, daß er *plurimum potuit*, besonders desswegen für sich, weil zu jener Zeit kein anderer mächtiger Proculus bekannt ist. Was man dagegen anführt, Tacitus rede nirgends von seinen juristischen Kenntnissen, widerlegt diesen Grund nicht völlig, indem sich nicht beweisen läßt, daß Tacitus dergleichen jedesmal berücksichtigt habe. Über seinen schriftstellerischen Charakter im Allgemeinen fehlt es ganz an Bemerkungen. Die wichtigsten mußten freylich aus eigenem Studium geschöpft werden; aber zu einer konnte schon Grotius Veranlassung geben, welcher aus l. 116. *D. d. V. 8* schließt, daß er *ultimarum voluntatum indagator et defensor egregius* gewesen sey, mehr auf die Absicht des Testirers als auf die Worte gesehen habe. Daß er in seinen *libris ex posterioribus Labeonis* diesen stets gegen die Einwürfe Anderer in Schutz nehme, war dem Heineccius nicht so ohne Prüfung nachzuschreiben. Höchst wahrscheinlich ist es unrichtig. Denn von den 3 *fragmentis puris* aus denselben hat nur eins diesen Charakter, ein anderes l. 10, §. 1. *D. d. negotiis gestis* enthält gar einen Widerspruch gegen Labeo, und dasselbe ist bey einem unbestimmt citirten, wahrscheinlich hieher gehörigen Fragmente, der l. 116, *D. d. V. 8*, der Fall. — Die Lebensbeschreibung des *Neratius Priscus*, welche großentheils nach Sichel gearbeitet worden, zeichnet sich vor den übrigen vorthellhaft durch Charakterisirung des Stils dieses Schriftstellers im Ganzen und des Geistes seiner einzelnen Schriften aus. Dagegen kommen auch ausführliche Abschweifungen über stoische Philosophie und die Sprache der juristischen Schriftsteller vor, welche hier gar nicht an ihrer Stelle sich befinden.

Der volle Name *P. Juventius Celsus* bedurfte eines Beweises aus l. 20, §. 6. *D. d. hereditatis petitione*. Dafs er Schüler seines Vaters gewesen, folgt der Vf., wie man gewöhnlich thut, vielleicht zu rasch aus l. 20. *D. d. legatis* 2, woraus sich nur ergibt, dafs er den an dieser Stelle genannten Satz von seinem Vater gelernt habe. Die Behauptung, dafs seine Erziehung besonders sorgfältig geleitet worden, ist ganz ohne Beweis hingestellt. Dagegen war die von Grotius gemachte, von Heineccius zum Theil verworfene Bemerkung über seinen schriftstellerischen Charakter, er sey *aequitatis observantissimus, in deridendis aliorum opinionibus multus et natura sarcasticus*, nicht zu übergehen, sondern aus den vielen Fragmenten dieses Schriftstellers zu prüfen. Die Ordnung der Digesten hätte genauer angegeben werden mögen. Schon aus Heineccius konnte genommen werden, dafs nur die 27 ersten Bücher dem Edicte folgen, das 28te von der *l. Cincia Velleja*, 29 von mehreren Gelehrten über Freylassung, 30 — 36 über *l. Julia et Papia Poppaea*, 37 *de judiciis publicis* 38 von Stipulationen und Cautelen, 39 vom Rechte des Fiscus und anderen zum öffentlichen Rechte gehörigen Materien handelt. — Von *Javolenus Priscus* bemerkt der Vf. mit Recht, aus Plinius, dafs er so, nicht *Priscus Javolnus* heisse. Über Plinius Angabe von seiner *dubia sanitas* handelt er gar zu weitläufig, stellt aber die richtige Meinung von Gesner, Lindner u. A. auf, dafs nur Zerstreung damit gemeint sey. S. 174 konnte bemerkt werden — was freylich auch Anderen entgangen ist — dafs das von *Javolenus* commentirte Werk des *Cassius Commentarii* hiefs S. l. 54, *D. d. conditionib. et demonstr.* (35, 1). S. 177-180 ist wohl mit Unrecht einigen Neuern — denn ältere Schriftsteller sind nicht der Meinung — nacherzählt, dafs *Javolenus* zwey Werke über *Labeos Posteriora* geschrieben und den *Labeo* oft chicanirt habe. Die verschiedene Benennung *ex posterioribus* und *epitome posteriorum Labeonis* beweist nicht, dafs damit verschiedene Werke gemeint seyen. Denn wie oft wird ein Buch abgekürzt, bald so bald anders, citirt! — *Julians* legislatorische Verdienste waren genauer zu würdigen; nach *Hugos* sinnreicher Bemerkung anzuführen, dafs sein Edict wahrscheinlich eine Ausgleichung provincieeller Verschiedenheiten beabsichtigte; auch nicht zu übergehen, dafs er neue Rechtsätze eingeführt hat, namentlich das *Edictum de conjugendis cum emancipato liberis ejus*. Dafs *Julian* *Sabinianer* war, mußte um desto mehr aus dem *Pomponius* bewiesen, nicht blofs angeführt werden, da ein großer Rechtsgelehrter, *Donellus*, das Gegentheil behauptet. Der, auch von Anderen nicht erwähnte Hauptgrund, warum man bey der Zahl der Bücher *ad Minucium* dem *Index Florentinus* mehr als den einzelnen Überschriften folgt, dafs nämlich in den 6 Büchern der gesammte Umfang des Rechtssystems enthalten ist, war bey der S. 197 aufgestellten, jetzt ohne Beweis da stehenden Behauptung nicht zu übergehen. Die

ziemlich wahrscheinliche Meinung des *Grotius*, dafs die sonst dem *African* zugeschriebenen l. 20 *epistolarum* von *Julian* herrühren, verdiente eine Erwähnung und Prüfung. — Einige, den einzelnen Lebensbeschreibungen vorausgehende allgemeine Erörterungen sind nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Die ersten 39 Seiten handeln von den Quellen der Pandekten im Allgemeinen. In einem systematischen Überblick werden hier die verschiedenen Arten dieser Werke durchgegangen. Walch in seiner Ausgabe von *Eckhards Hermeneutik* §. 185, welcher als Quelle wohl hätte genannt werden können, liegt offenbar dabey zu Grunde, ist aber weiter ausgeführt und mehr System hineingebracht, auch Meinungen Anderer nachgetragen, und, wo Verschiedenheiten unter denselben waren, ein Urtheil darüber gefällt. Gegen das System ist indessen manchmal gefehlt. So gehören von den unter den Schriften vermischten Inhalts aufgeführten Büchern die *libri regularum* (vgl. *Ulpian* Fragmente) und wohl eben so die *opoi* und *Definitiones* unter die Compendien; die *libri publicorum* und *protribunalium* unter die Monographien, welche Monographien irrig mit den *μονοβιβλοις* des *Index Florentinus* vermisch sind. Denn manche offenbare Monographien, z. B. *Venulejus Saturninus de interdictis, de officio proconsulis*, bestehen aus mehreren Büchern. Die Meinungen Anderer über die Bedeutung der verschiedenen Titel sind mit vieler Vollständigkeit aufgeführt. *Rec.* hat nur die von *Bynkershoek Observatt. lib. 8, cap. 1* S. 281, mit *Salmasius* Autorität unterstützte Meinung, dafs *Digesta* ein allgemeiner Ausdruck für *Buch* sey, vermisst. Desto mehr finden wir bey des Vfs. eigenem Urtheile zu erinnern, welches hier, wo so oft ein Schriftsteller nur beyläufig irgend eine Meinung hingeworfen hat, besonders thätig hätte seyn sollen, und anstatt dessen, sobald nicht Widerspruch mehrerer Meinungen vorkommt, fast ganz schlummerte. Bey den *libris opinionum* und den *Quotidianis* möchte *Theophilus* Meinung vor der einiger neuerer Schriftsteller der Vorzug gebühren, theils weil *Theophilus* eine wichtige historische Autorität ist, theils weil keine bedeutenden Gegengründe vorhanden sind. *Opiniones* mit *Theophilus* zweifelhafte Entscheidungen zu nennen, hat auch die gewöhnliche Bedeutung des Worts für sich, da hingegen *Cautelen* ganz entfernt von dem gewöhnlichen Sinne sind. Der Inhalt der uns aus den *Opinionibus* übrig gebliebenen Stellen paßt auch gar nicht durchaus zu der neueren Annahme, cf. l. 6. *D. d. officio praesidis*, l. 17. *D. d. jurisdictione*, l. 52, *D. de pactis*. Die *libri protribunalium* möchten wir nicht auf solche Fälle einschränken, wo der Praetor oder Praefes eine Sache selbst entscheiden mußte, da eine aus dieser Schrift genommene Stelle l. 59. *D. de re judicata* ausdrücklich vom *judex* redet. Noch weniger sind wohl die *manualia* (Handbücher) auf Bemerkung von Unterschieden ähnlicher Fälle einzuschränken. Denn unter den 11 Stellen, welche

aus dem ersten Buche von Paulus Manualien in den Pandekten vorkommen, geben nur zwey solche Unterschiede an. — Die Vorrede enthält eine Literarnotiz von denjenigen, welche sich als Hauptschriftsteller und im Ganzen um diesen Zweig der juristischen Literaturgeschichte verdient gemacht haben, welche der Vf. in einem eigenen Werke weiter auszuführen verspricht. Er nennt nicht bloß solche Schriften, welche gleich dem Titel nach hieher gehören, sondern auch solche, von welchen nur Theile oder Abschnitte diesen Gegenstand behandeln. Die Zahl solcher Schriften könnte indessen noch vermehrt werden, z. B. durch *Fr. Hottomanni descriptio eorum Ictorum, qui a Pomponio enumerantur. Francof. 1577 fol.*; *P. Taisand les vies des plus celebres Jurisconsultes de toutes les nations, Paris 1701, 4*; 1737, 4. *Tortorelli di Foggia degli antichi Giureconf. Romani. Napoli 1736, 4*, die Schriftsteller *ad Pomponium* u. A. Die Literarnotizen über die angeführten Schriften sind genau, auch fehlt es nicht an größtentheils treffenden Urtheilen über dieselben. Mit seinen Nachrichten über den ältesten der Biographen, *Rutilius*, ist er selbst nicht ganz zufrieden, und fodert zu Nachträgen auf. Hier eins und das andere der Art. Struv (oder Buder) nennt in der *bibliotheca juris selecta* eine Ausgabe *Romae 1535, 8*, wahrscheinlich eine unrichtige Nachricht, denn von 1536 ist die Dedication. Richtig möchte dagegen seine, allem Ansehen nach aus Autopsie geschöpfte Nachricht seyn von einer Ausgabe *Basileae 1537, 4, typis nitidis ap. Germ. Rose c. praefat. Nic. Gerbelii, in qua editione Fichardi vitae recentiorum Ictorum apparent*. Vielleicht ist es ein neuer, etwas vermehrter Abdruck dieser Ausgabe, welchen Rec. vor sich hat. Der vollständige Titel ist: *Ictorum vitae, veterum quidem per Bernardinum Rutilium una cum ejusdem decuria, recentiorum vero ad nostra usque tempora per Jo. Fichardum Francofurtensem. Ad haec indices duo*

locupletissimi omnium scriptorum in jure tam pontificio quam civili a veteribus et recentioribus Ictis ad haec nostra usque tempora editorum per Jo. Nevizanum, Lud. Gomeffum et Jo. Fichardum collecti. Basileae, klein 4 oder groß 8. Die Jahrszahl ist nicht bemerkt, muß aber wenigstens 1539 seyn; denn von dem Jahre ist Fichards Vorrede. Von den beiden *indices*, welche Lipen, seine Fortsetzer und Herausgeber nicht kennen, liefert der Erste ein Verzeichniß der Schriften der alten römischen Rechtsgelehrten; der Zweyte schon zwanzig Blätter stark ein Verzeichniß der neueren juristischen Schriften, besonders welche in Italien circulirten, beide nach Materien-Ordnung. Die *decuria* des Rutilius enthält Emendationen zu Ciceros Briefen. Noch kennt Struv eine Ausgabe *Lugdun. Gallorum 1538, 8*. — Des Vfs. Sprache ist zwar fließend, aber oft etwas breit, auch hie und da unrichtig, z. B. S. 89 *umgearbeitete Originalien für Originalien, von welchen Umarbeitungen geliefert sind*, S. 163 *wär für wäre*. Auffallend ist auch, daß Noten und literarische Notizen hie und da lateinisch geschrieben sind.

Ohnerachtet aller dieser Ausstellungen wünscht Rec. dem Werke baldigen Fortgang, wobey wir zugleich hoffen, daß der Vf. seinen Plan dahin ausdehnen werde, außer den in den Pandekten excerptirten Schriftstellern auch von den in denselben erwähnten und benutzten, wenigstens von denjenigen, welche mit den excerptirten gleichzeitig lebten, kurz zu handeln. Diefelben (z. B. den Sabinus, Ariston) zu kennen, ist oft eben so wichtig, als von den eigentlich excerptirten Schriftstellern Bescheid zu wissen. Da ohnedieß die römischen Juristen gewissermaßen Eine Familie bilden: so läßt sich die Lebensbeschreibung der excerptirten Schriftsteller fast nicht verstehen, wenn man nicht auch die anderen kennt.

S — dt.

KURZE ANZEIGEN.

* **SCHÖNE KÜNSTE.** Auf Kosten des Vfs.: *Gedichte von Heinrich Engelhardt, Webergesellen. Mit vier Compositionen von Kapellmeister Schneider. 1809. 176 S. 8.*

Wenn man diese Gedichte mit der Erwartung einer großen Originalität, wie es mit Producten von Verfassern, welche in niederen Ständen leben, wohl zugehören pflegt, in die Hand nimmt: so möchte man wohl zum Theil getäuscht werden, indem man hier keinesweges einen besonderen Kampf mit der Form und eine Selbstschaffung des Ausdrucks, sondern vielmehr eine große Bildung in Vers, Ton und Sprache, ja sogar öfters Ähnlichkeiten mit anderen Dichtern, die eine Nachahmung derselben verrathen, deutlich wahrnimmt, worüber indess der eigenthümliche Werth dieser Gedichte nicht ganz verloren geht. Das Merkwürdigste daran ist gerade die hohe Bildung des Geistes, die man unter so beschränkten Umständen, wie die des Vfs. sind, kaum für möglich hält. Damit ist eine so erhabene Gesinnung und eine solche Größe der Gedanken verbunden, daß man mit Ehrfurcht für den Mann erfüllt wird. Auch zeigt sich unter seinen Gedichten die Ode als das Element, worin sein

Geist sich am meisten einheimisch fühlt. Zur Probe setzen wir diese Strophen her aus dem Gedichte:

Der Schöpfer.

Sonnen streust du, wie Blumen auf die Pfade,
Wo du schöpferisch wandelst, durch die Nächte
Der Unendlichkeit Tiefen. Um die Sonnen
Jauchzen werdende Welten.

Neue Schöpfungen lächeln hinter deinem
Fuftritt staunender Wästen. Donnernd schließt
Deine mächtige Hand zu niedergeh'n
Ewigkeiten das Thor auf.

Und du lächelst hinunter in den Abgrund,
Daß die ewige Nacht erbebt und stüchet;
Stößt Sonnen hinunter in das große
Unermessliche Brachfeld.

T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 F E B R U A R , 1 8 1 1 .

M E D I C I N .

- 1) SULZBACH, in d. Commerzienrath Seidelfschen Kunst- u. Buchh.: *Ferdinand Niederholdt's, eines jungen deutschen Arztes, Lehrjahre*, I Bändchen. 1808. XVI u. 198 S. II Bändchen. 1809. 422 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)
- 2) Ebend.: *Der schlechten Ärzte Schuldbuch*. Bekannt gemacht durch einen Freund der Wahrheit. 1810. XII u. 404 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Beide Schriften, die einen Gegenstand behandeln, der für den angehenden praktischen Arzt von dem höchsten Interesse ist, oder wenigstens seyn sollte, sind von Hn. D. *Osihoff*, Landphysicus zu Bassum, verfaßt, von dessen schriftstellerischen Talenten wir schon vollgültige Beweise in den Händen haben. Er fodert uns dadurch unwillkürlich auf, dem, was er in Bezug auf diesen wichtigen Gegenstand zu leisten bemüht gewesen, eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Arzt, sagt der Vf., bekleidet einen ganz eigenthümlichen Stand, er steht mit der Welt, die ihn zunächst angeht, in ganz specifischen Berührungen, fast alles, was sein Leben im Staate und in der Gesellschaft betrifft, trägt den Stempel der Besonderheit. Hieraus geht nothwendig hervor, daß es für ihn eine besondere und eigenthümliche Politik geben müsse; er kann vollendeter Moralphilosoph seyn, und die Grundsätze des gesellschaftlichen Lebens überhaupt auf das gründlichste studirt haben, er wird dennoch jeden Augenblick in seinem nächsten Wirkungskreise in Gefahr gerathen, wahre Abderitenstreiche zu machen, oder er ist wenigstens unvermögend, sich durch die eigenthümliche gordische Verwicklung seiner Verhältnisse mit Glück durchzuwinden, wenn er die Menschen nicht besonders von denjenigen Seiten kennt und zu behandeln gelernt hat, welche mit seinem engeren Wirkungskreise in unmittelbarer Berührung stehen. Die edelsten Absichten, der lebhafteste Trieb zum Guteswirken, die angestrengteste Aufmerksamkeit auf alles, was zur Sittlichkeit des Handelns gehört, alles das reicht nicht hin, ihm einen festen, reellen Wirkungskreis ausser sich zu sichern; dazu ist unbedingt erforderlich, daß er seinem Handeln eine eigenthümliche *Manier* zur Gesellschafterin gebe, die seine ganze Persönlichkeit auf eine vortheilhafte Art heraushebt, und der Welt seine nützlichen Handlungen zugleich *angenehm* macht. Um dieses Be-

J. A. L. Z. 1811. *Erster Band.*

sondere und Eigenthümliche, wodurch sich vor jeder anderen die ärztliche Politik auszeichnet, angehenden Ärzten recht anschaulich zu machen, hat der Vf. in No. 1 einen jungen Arzt aufgestellt, der zwar in Rücksicht der allgemeinen gesellschaftlichen Bildung ziemlich vollendet ist, der aber dennoch sehr oft in die Lage kommt, in seinen speciellen Verhältnissen gegen die Klugheit zu verstoßen. Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, erscheint als sein Führer, und beide theilen sich in einer Reihe von Briefen ihre Gedanken, Wahrnehmungen und Erfahrungen mit, je nachdem die einfache, schlichte Erzählung der Vorfälle und Begebenheiten in dem Leben des jungen Arztes dazu Veranlassung giebt, und zwar so, daß jene Fehlritte in ihrer Größe und in ihren Folgen recht grell hervortreten. Und damit die Verhältnisse des Arztes zur Welt nicht zu einseitig geschildert würden, befindet sich der junge Mann in einer Lage, worin er mit Menschen von den verschiedensten Ständen und Charakteren in Berührung steht.

Rec. gesteht, daß ihn dieser Plan, die Lebensklugheitslehre des Arztes vorzutragen, weit natürlicher und zweckmäßiger dünkt, als die Form einer trockenen, gelehrten Abhandlung. Aber auch die Ausführung ist bis auf wenige Punkte recht glücklich gerathen. Die Versicherung des Vfs. — welcher wir gern allen Glauben beymessen —, daß die mitgetheilten Thatfachen nicht Erzeugnisse der Einbildungskraft, sondern dem größten und interessantesten Theile nach, Erfahrungen aus seinem eigenen Beobachtungskreise sind, hält die Erwartung in gleichem Grade gespannt, und erhöht den Werth des Ganzen ungemein. Wir empfehlen daher diese reichhaltige Sammlung von Briefen allen angehenden Ärzten zum reiflichsten Nachdenken: die jugendlich-romantischen Ideen von Freyheiten des gewählten Standes, von denen mancher träumt, werden schwinden, sobald er hier erfährt, wie leise ein Arzt in jeder Lage seines Lebens auftreten muß, um nicht allenthalben Hindernisse gegen sein Wirken, auch wenn der Zweck der edelste wäre, zu erregen, und die ihm so nöthige Ruhe und Zufriedenheit aufzuopfern. Frühzeitig und bevor er es wagt, auf seine unversuchten Kräfte zu kühn vertrauend, in dem feindlichen Leben selbstständig handeln zu wollen, mache er sich auf das innigste vertraut mit seinem Beruf. Die Welt richtet streng und unerbittlich! So wahr es von der einen Seite ist, daß die Enthüllung des eigentlichen Geheim-

Ff

nisses der ärztlichen Politik grösstentheils nur der jahrelangen, gereiften und vielfach geprüften Erfahrung des Mannes vorbehalten ist, und eine einzige, selbsterfahrene Thatfache für den vernünftigen jungen Mann einen ungleich grösseren Werth hat, als das vollständigste Register von Lebensmaximen und Verhaltensregeln: so überzeugt uns doch von der anderen auch die tägliche Erfahrung, dafs das traurige Loos vieler jungen Ärzte, die vor ihrem Eintritt in die praktische Sphäre, sich selbst überlassen oder einseitig geleitet, einzig in dem Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung ihr künftiges Heil zu begründen glaubten, blos ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit der Welt überhaupt und mit den eigenthümlichen Verhältnissen des praktischen Arztes insbesondere zuzuschreiben war. Die Zahl der Glücklichen, die an der Hand biederer, erfahrener Männer ins praktische Leben eintreten, ist äusserst gering. Soll man die übrigen ihrem Schicksale überlassen, weil man wähnt, die Zeit werde sie schon witzigen, oder weil man fürchtet, zu frühe Bekanntschaft mit der Schattenseite des ärztlichen Standes möchte manchen sonst Brauchbaren von der begonnenen Laufbahn verschrecken? Es ist ja nicht das süsse Gefühl allein, sich aus den Stürmen des Lebens in den sicheren Hafen der geprüften Erfahrung glücklich gerettet zu sehen, nicht das vermeintliche Wohl des jungen Arztes allein, was hier zu berücksichtigen ist; man denke doch auch an die Forderungen des Staats und der Menschheit! Man lese und beherzige die wahren Worte des Vfs. im 1 Th. S. 10: „Ein unholder Genius scheint in dieser Rücksicht noch über unseren Stand zu herrschen; nicht genug, dafs man den Knaben, sobald die Ältern ihn für gross genug halten, hinschickt, um eine Wissenschaft zu erlernen, vor deren Tiefe und Umfang sich manches Greisenhaupt ehrfurchtsvoll beugt: auch mancher Lehrer verkündigt sich gegen den Staat, die Menschheit und den unglücklichen Jüngling dadurch, dafs er ihn seiner Obhut entlässt, ehe er versichert ist, dafs er mit der nöthigen Weltklugheit in einen Kreis treten könne, in welchem er vielleicht das Centrum ist, um welches das Glück von Tausenden sich dreht. Nicht eine einzige Lehranstalt giebt es, in welcher der junge Arzt in die Geheimnisse dieser Weltweisheit, die ihm und der Menschheit nöthiger als alle Philosophie ist, eingeweiht würde, wo man es der Mühe werth achtete, ihm den einzig wahren Weg zu zeigen, auf welchem er auf eine des vernünftigen und rechtschaffenen Mannes würdige Art das Gelernte auf andre ausdehnen könne.“ Von dieser Seite müssen die Belehrungen des Vfs. gewürdigt werden. Dann wird man ihnen den heilsamsten Einfluss auf die moralische und gesellschaftliche Bildung des unerfahrenen Arztes zugestehen, und nicht mehr davon erwarten und fürchten, als die Ansicht der Sache erlaubt. Fehlt ihm im Laufe seiner Studien, wie dieses bey dem jetzigen Stande unserer Akademien bey den Meisten leider noch der Fall ist, der rathende

Freund, der ihn zum praktischen Leben bildet: warum wollte man ihm nicht ein Tagebuch zum eigenen Studium vergönnen, in welchem er mit den mannichfaltigsten Situationen des ärztlichen Seyns und Wirkens sich vertraut machen kann? Dies zum Beweise des Nutzens einer solchen Schrift! Aber auch manchem alten Arzte könnte die Lectüre dieses Buches von Nutzen seyn, besonders wenn er dem, was der Vf. im 1 Th. S. 68 sagt, seine Aufmerksamkeit schenken wollte. Nächst dem verdienen noch eine besondere Auszeichnung die weisen Rathschläge über Behandlung medicinischer Vorntheile, über das Nachahmen der Sitten und Gewohnheiten älterer Ärzte, die trefflichen Gedanken über den ächten und unächten Enthusiasmus des Arztes, über dessen Zartgefühl, über die Grenzen der Aufrichtigkeit gegen Kranke und deren Angehörige (vorzüglich befriedigend), über ärztliche Liquidationen, über die Tugend der Verschwiegenheit.

Wir zweifeln nicht, dafs von diesem eben so angenehm unterhaltenden als belehrenden Buche bald eine zweyte Auflage nöthig werden wird: in welchem Falle wir den Vf. bitten, folgende Erinnerungen nicht unbenutzt zu lassen. Fürs erste wären die Bemerkungen über die Pflicht der Gesellschaftlichkeit zweckmäfsiger im 1 Th., und zwar da, wo der Vf. seinen Helden in die Welt treten lässt, angebracht gewesen. Zweytens misfällt uns das ganze breite Gespräch im 1 Th. S. 101 u. f. Hätte doch der Vf. dafür den alten ehrwürdigen Mentor sich ganz aussprechen lassen, welcher im Folgenden von dem einzig wahren und dauerhaften Grunde der ächten Religiosität des Arztes anhebt, aber plötzlich abbricht, wo man eine erschöpfende Erörterung der nie genug beachteten Materie, und unter anderen Berichtigung einer sehr unüberlegten Äußerung des Predigers H. . . . mit Sehnsucht erwartete, welcher behauptete, dafs der Arzt sich keiner strafbaren Heuchelei schuldig mache, wenn er an der Eucharistie blos darum Antheil nimmt, um sich bey gemeinen Mann Ansehen zu erwerben, sobald sein Zweck nur dahin gehe, seinen Nebenmenschen wohlzuthun. Der Zweck heiligt hier keineswegs die Mittel; keine Klugheit reicht hier hin, dem Volke auf die Dauer das Wahre zu verbergen, und dann wäre der letzte Betrug ärger als der erste. Ein dritter Tadel, der Rec. vorzüglich wichtig dünkt, trifft die Oberflächlichkeit und Leichtigkeit, womit der Vf. die Charakterbildung eines anderen jungen Mannes, der sich dem Studium der Heilkunde widmen soll, und den er im 1 Th. S. 147 auftreten lässt, behandelt hat. Dieser, mit ausserordentlichen Anlagen des Geistes und gleichen Eigenschaften des Herzens ausgestattet, aber auch in gleichem Grade leichtsinnig, genießt auf der Akademie die besondere Leitung eines Lehrers der Heilkunde, aber mit so wenig gutem Erfolge, dafs er bald darauf nicht allein die Akademie, sondern auch das gewählte Fach verlässt. Wozu dieses Intermezzo mit der Schilderung von Renommiststreichen? Die freundliche Stimmung, in welche

die bey dieser Gelegenheit mitgetheilten trefflichen Winke über die Grundzüge der sittlichen Bildung akademischer Bürger das Gemüth des Lesers verfezt, wird durch die zuweilen höchst plebeje Burfchensprache getrübt, und die Erwartung, den Jüngling im Laufe des Werks durch fortgesetzte Bemühungen seines biederer Lehrers und durch fernere schriftliche Zurechtweisungen des ehrwürdigen Vaters und des erfahrenen Bruders immer mehr und mehr von Schwächen und Fehlern gereinigt, und am Ende als nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft von der akademischen Bühne abtreten zu sehen, schmerzlich getäuscht. Eine solche Schilderung hätte wohl der Vf. unbeschadet seines Planes aufnehmen können, wenigstens würde sie dem Werke eine schönere Zierde gewesen seyn, als die erwähnte Rhapsodie und die ganze Suite von Briefen im 2 Th. S. 294 — 334 mit dem Gemälde von Krähwinkel und den Caricaturen von einem alten und einem jungen Arzte. Überdies wünschten wir die sonst gebildete, kräftige und präcise Sprache von mehreren Flecken gereinigt zu wissen. So fallen höchst unangenehm einige unedle und gemeine Ausdrücke auf, z. B. im 1 Th. S. 17 „*bey Creti und Pleti*“, S. 39 „*wegstipitzen*“, S. 40 „*sich über etwas hermachen*“, S. 69 „*einen wegbeissen*“, S. 82 „*das Kalb ins Auge schlagen*“, S. 95 „*einem in die Flanke fahren*“, S. 137 „*sich encanailliren*“ und mehrere andere.

Das Sündenregister, No. 2, dem man, dem Titel nach zu urtheilen, leicht eine andere Deutung geben könnte, bezieht sich zum allergrößten Theil auf die Gebrechen der moralischen Natur des Arztes, in sofern durch sie das Heil der leidenden Menschheit und des Staats gefährdet ist. Der Vf. kündigte es schon in der Vorrede zum zweyten Theile von No. 1 als einen nothwendigen Begleiter desselben an, indem dort mancher für den Arzt sowohl, als für die Menschheit sehr wichtige Gegenstand entweder nur leise oder gar nicht berührt worden war, und nicht berührt werden durfte, da er dem nächsten Zwecke dieses Werkes nicht entsprach. Der Hauptzweck blieb immer derselbe, nur daß hier ganz vorzüglich die Pflichten des Arztes in Anspruch genommen werden sollten, während dort gezeigt worden war, wie der Arzt durch Lebensklugheit sich einen ausgebreiteten Wirkungskreis verschaffen und sichern könne. Die eigenthümliche, und von der der ersten Schrift abweichende Form des Schuldbuchs besteht in Folgendem: Ein sehr gebildeter Mann von Stande macht in Begleitung eines eben so gebildeten als rechtschaffenen Arztes eine Reise durch einen Theil des Landes, worin man deutsch redet, theils um durch Veränderung der Luft, der Lebensart u. s. w. seine durch schlechte Ärzte zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, theils um Bekanntschaft mit dem Treiben und Thun vieler Ärzte zu machen, von denen er auch wirklich eine ziemlich bedeutende Anzahl kennen lernt. Jeder Tag ist reichhaltig an recht interessanten Erfahrungen, welche zeigen, daß so Manches noch

geschieht, was der Würde des Arztes, als Individuum, dem Adel seines Standes überhaupt, so wie den Fortschritten der Wissenschaft und ihrer Anwendung in der menschlichen Gesellschaft ungemeinen Eintrag thut, und daß es meist an den Ärzten selbst liegt, wenn ihre Kunst sich noch nicht der allgemeinen Achtung erfreut, die ihr vor jeder anderen gebührt. Diese Erfahrungen nun theilt er, nebst den Belehrungen, Bemerkungen und Ansichten seines Begleiters, die oft mit Witz und Satire gewürzt sind, einem zu Hause gebliebenen Freunde mit. So eröffnet sich eine Gallerie schlechter Ärzte, die, nächst dem, daß sie dem angehenden Arzte Beyspiele zur Warnung und Belehrung liefert, zugleich auf das deutlichste die Gebrechen des Medicinalwesens schonungslos aufdeckt. Feyerlich und zum öfteren betheuert der Vf., daß jeder, auch der feinste Pinselstrich in diesen Gemälden wahr, d. h. auf vorurtheilsfrey beobachtete Thatfachen gegründet sey. Was ihn aber vornehmlich bestimmte diesen Weg einzuschlagen, um die junge ärztliche Welt mit ihren Pflichten bekannt zu machen, war der sehr richtige Grundsatz: Dem Menschen müsse durchaus gezeigt werden, wie und wo er sich von der Norm der Tugend zu entfernen pflege; die Wurzeln seiner Unvollkommenheiten müssen ihm bloßgelegt, er müsse durch handgreifliche Beyspiele überführt werden, daß aus diesen Wurzeln nur ein schadhafter, krüppelhafter Stamm erwachsen könne. Eben so bey den Ärzten. Wäre etwas, fragt der Vf., von einer solchen öffentlichen Ausstellung für die Würde des ärztlichen Standes zu fürchten? Keineswegs. Die Ehre desselben wird am besten gerettet, wenn die unwürdigen Mitglieder herausgehoben und öffentlich gebrandmarkt werden. Ganz mit dem Plane des Vfs. übereinstimmend, und unvermeidlich war es, daß hier unter anderen auch Mängel des akademischen Unterrichts und der medicinischen Polizey zur Sprache kamen. Es fehlt daher nicht an Vorschlägen, und zwar an sehr vernünftigen, den menschlichen Kräften und der Natur der Sache angemessenen, zur Verbesserung und Einstellung derselben, denen insgesamt wir gehörigen Orts eine günstige Aufnahme wünschen. Nur in Bezug auf einen dieser Punkte können wir dem Vf. nicht unsern Beyfall schenken. Im 41 Briefe nämlich giebt er zu unbedingt dem ambulirenden Klinikum den Vorzug vor der öffentlichen Krankenanstalt. Was er zu Gunsten derselben behauptet, erleidet vielfältige Einschränkung, und wir vermissen hier mit Bedauern fast in jedem Satze den vorurtheilsfreyen Beobachtungsgest des Vfs. Er scheint dabey den eigentlichen wahren Zweck der letzteren ganz außer Acht gelassen zu haben. Wir können nicht wiederholen, was oft schon und neuerlich wieder in diesen Blättern bey Gelegenheit der Kritik von *Horsch Beobachtungen über die Witterung* u. s. w. (Jen. A. L. Z. 1810. No. 30) Treffendes darüber gesagt worden ist. Nur dieses: Des Lehrers Schuld ist es, wenn der junge Mann sich an den gefürchteten

Schlendrian und an eine im bürgerlichen Leben selbst höchst nachtheilige Eilfertigkeit im Sehen und Handeln gewöhnt, wenn er die durch lange Übung erworbene Leichtigkeit und Fertigkeit seines Meisters im Beobachten, Entscheiden und Handeln mit leichter Erkennbarkeit des Gegenstandes selbst wechselt, wenn er im Vertrauen auf die Hülfe desselben sich bald eine Sicherheit erworben zu haben wähnt, die sich später im selbstständigen Handeln nicht bewährt, wenn sich in dem jungen Gemüthe die ächt zarten Gefühle für die Leiden der Menschheit nicht entwickeln, oder die vorhandenen wohl gar abstopfen u. dgl. m. Rec. wünscht, der Vf. hätte seine Reisenden nach Leipzig geschickt; um (anderer noch lebender Muster nicht zu gedenken) an dem unvergesslichen *Reinhold* zu lernen, was

ein solcher Mann vermag. Das ambulirende Klinikum hat allerdings auch sein Gutes; aber es ersetzt das Hospital keineswegs, es mag so wohl eingerichtet seyn, als nur möglich ist. Auch glaube der Vf. nicht, hier wäre der Weg, um den Jüngling schon auf der Akademie in der ihm so nöthigen Lebensklugheit zu üben; das würde Tausende zu der größten Einseitigkeit im Umgange und in der Behandlung der Menschen verleiten. Für diesen Zweck bedarf es besserer Vorschläge, die wir in beiden Schriften vergebens gesucht haben.

Die Sprache ist hier reiner und gefälliger, als in No. 1; der Druck correcter, in beiden Schriften aber sich gleich und schön; nur wäre in diesen geldarmen Zeiten eine größere Ökonomie desselben zu wünschen.
D. E. H.

K L E I N E S C H R I F T E N.

MEDICIN. Nürnberg, b. Felsecker: Einige praktische Bemerkungen über innere Entzündungen bey Kindern. Eine Einladungsschrift von D. Christ. Friedr. Harles, Prof. zu Erlangen. 1810. 55 S. 4. Der schätzbare Vf. ist der vom Hn. Geb. R. Heim unlängst aufgestellten Meinung, daß innere Entzündungen eine sehr häufige Krankheitsklasse bey Kindern ausmachen. Das Wahre ist, daß man bey vielen Kinderkrankheiten mit depotenzirenden und darmausleerenden Mitteln glücklicher, als mit anderen ist, und mit der sthenischen Methode oder mit reizendstärkenden Mitteln im Ganzen sehr vorsichtig seyn muß. Es liegt der Grund davon hauptsächlich in der lebhaften Vegetation und dem schnellen Wechsel der Erregbarkeit, welche dem jugendlichen Alter eigen sind. Ein mäßiges Reizmittel erregt heftigen Reiz, welchen dann antiphlogistische Mittel schnell und wohlthätig zur Normalität herabstimmen. Das haben auch unsere neueren Schriftsteller über Kinderkrankheiten an vielen Orten gelehrt. Dessen ungeachtet ist es gut, wenn angehende Ärzte wiederholt aufmerksam darauf gemacht werden; nur hüte man sich, nicht zu weit hineinzugehen, oder sich nicht von einer falschen Theorie auf Abwege leiten zu lassen. Mit vollem Rechte versteht daher Hr. H. hauptsächlich unter jenem von Hn. H. benannten Entzündungszustand einen der Entzündung analogen Zustand, und erklärt sich besonders §. 7 weitläufig und mit Entschuldigung darüber. Vortrefflich zeigt der Vf., daß, und wie sehr sich dieser kindliche Entzündungszustand von der Entzündung im ausgebildeten, besonders männlichen Organismus unterscheidet. Hier ist das irritable System noch auf einer sehr tiefen Stufe der Entwicklung und Kraft, die Wechselwirkung zwischen beiden Systemen der Irritabilität und Sensibilität unvollkommen, im Vegetations- und Reproductions-Process regt sich noch das expansive Leben. Deshalb muß aber auch die Methode selbst verschieden seyn, zumal in den speciellen Bedingungen und Beziehungen. Zu gewissen Zeiten z. B. nähert sich die Entzündung im Kinde mehr dem lymphatischen Charakter; die Entzündungen tragen mehr die Form des Erysipelas an sich. Der Vf. setzt diese weitläufig an einander. Die Heilmethode besteht in Herabstimmung der unverhältnißmäßig erhöhten Contractilität und Plasticität des lymphatisch-absondernden Systems; das Hauptmittel ist das Quecksilber, zumal Calomel innerlich, die officinelle Quecksilbersalbe äußerlich. Der Vf. läßt es aber dabey nicht an den nöthigen Cauteleu ermangeln. Dem Quecksilber zunächst setzt er das Ammoniak, gehörig verdünnt, und den viel schwächeren, aber auch mildernden (und für Kinder ausgezeichnet passenden) Salmiak, dann die für acute Entzündungen (also hieher) weniger brauchbare Seife, an welche auf der niedrigsten Stufe der Wirksamkeit die *Extracta saponacea* angereicht werden können. Vortrefflich sind die Grundsätze, welche der Vf. für das Specielle dieser

Methode aufstellt, obschon wir sie hier nicht ausziehen können. Auch alles, was die übrigen Zweige der sogenannten antiphlogistischen Methode, Blutlassen etc. gesagt wird, unterschreiben wir nach unserer innigsten Überzeugung. Doch wünschten wir die Blutigel mehr empfohlen zu sehen, weil sie wirklich ganz eigentlich für das kindliche Alter passen, wenn die Kinder sich nur nicht zu sehr davor scheuen. Ein oder ein paar Blutigel, hinter die Ohren gelegt, dämpft oft die Congestion nach dem Kopfe sicherer und schneller, als alle Arzeneien, zumal wenn Klystiere von Molken, Tamarinden etc. damit verbunden werden. Wir empfehlen diese kleine Schrift, welche sich auch von Seiten der Schreibart vor mancher anderen des Vfs. auszeichnet (nur in den neu geschaffenen, zumal griechischen Wörtern gefällt sich der Vf. noch mit mehreren Neueren zu sehr); wir empfehlen sie besonders jungen Ärzten, welche so leicht Nervensieberzustände sehen oder fürchten, wo keine sind. Fj.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: Wie können Personen, welche mit nächtlichen Samenenergiefungen oder Pollutionen, wie auch mit den Folgen onanitischer Sünden behaftet sind, und an Schwäche der Geschlechtstheile leiden, gründlich geheilt werden? von Meyer Abrahamson. 1810. 120 S. 8. Der Vf. theilt seine Schrift in vier Abschnitte: vom unwillkürlichen Samenabgange im wachenden Zustande, von den nächtlichen Samenenergiefungen, über onanitisches Sünden und über Impotenz. Wir wollen die Leser damit nicht behelligen, einen Auszug aus des Vfs. flachem Raisonement zu geben. Es wird genug und dem Vf. selbst am angenehmsten seyn, wenn wir den Hauptzweck dieser Schrift kurz darlegen. Als ein wirksames, die geschwächten Geschlechtstheile stärkendes und auch die nächtlichen Samenenergiefungen gründlich abwendendes Mittel preist der Vf. sein tonisch-balsamisches Genitalelixir an, dessen er sich seit langer Zeit bey solchen Patienten mit größerem Nutzen, als anderer bekannter Mittel, bedient. Um sich aber von der gehörigen Zubereitung dieses wichtigen Hülfsmittels selbst zu überzeugen, muß Hr. M. A. sich die Selbstzubereitung vorbehalten, wozu ihn auch noch folgende Gründe auffodern. Erstlich wünschen solche heimlich leidende Kranke gewöhnlich die Cur im Stillen vollführen zu können; zweytens erfordert die Zubereitung eine besondere Genauigkeit(?); drittens muß es den Kranken angenehmer seyn, das Mittel aus der eigenen Hand des Erfinders und Verfertigers zu erhalten, und endlich, setzt der Rec. hinzu, ist ein Batzen Geld dabey zu profitiren. Denn die Flasche kostet 2 Friedrichsd'or, oder deren Werth in couranter Münze. Drey, vier Gläser sind höchstens nöthig. Consultationsschreiben fordern noch ein spartes Honorarium. Man wird nun ohne Weiteres sich an Hn. D. Meyer Abrahamson wenden, welcher gewiß so gefällig seyn wird, obige Piese seinen Patienten unentgeltlich beyzulegen. Fj.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 F E B R U A R , 1 8 1 1 .

P H I L O S O P H I E .

LEIPZIG, b. Martini: *Friedrich Bouterwek's Praktische Aphorismen. Grundsätze zu einem neuen System der moralischen Wissenschaften.* 1808. X und 374 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., überzeugt, daß die praktische Philosophie überhaupt auf einen Abweg gerathen, weil man den Faden da nicht wieder aufnehmen wollte, wo ihn Plato, Aristoteles und die Stoiker fallen ließen, hat in diesen Aphorismen seine Ideen zu einer Reform der moralischen Wissenschaften niedergelegt. Seine Gedanken wird die Recension getreu angeben. Herbe Urtheile, dergleichen der Vf. entgegenstelt, weil er sich von allen seinen Vorgängern, die sich seit *Kant* um die praktische Philosophie verdient gemacht haben, so weit entfernt, wird Rec. über die Arbeit eines würdigen Mannes, der auf seine eigene Art der Wissenschaft nützlich zu werden sucht, nicht aussprechen. Denn wenn gleich philosophische Erkenntnisse später, als andere Erkenntnisse, zu derjenigen Reife und Vollkommenheit gelangen, die ihnen den sicheren Beyfall eines jeden Verstandes zusagt: so haben doch alle Mittheilungen dieser Urtheile eben diesen Zweck, und anders, als auf dem Wege der Versuche mit der Urtheilskraft und den Ansichten Anderer, kann diese Vollkommenheit unserer Erkenntnisse auch nicht erreicht werden.

In vier kleinen Abhandlungen, überschrieben: Der Mensch und die Systeme, von der Tugend ohne Moral, von der Moral ohne Tugend, von der Organisation der moralischen Wissenschaften, besteht die Einleitung. „In jedem Menschen, sagt der Vf., träubt sich die *Natur* gegen unbedingte Unterwerfung unter eine Regel. Das *Individuelle* müßte aufhören individuell zu seyn, wenn es nicht ankämpfen sollte gegen das Allgemeine.“ Diefem Gedanken, der der vorherrschende des ersten dieser Abschnitte ist, kann Rec. nicht beystimmen. Denn unter dem Allgemeinen wird hier dasjenige verstanden werden müssen, was von der Sphäre eines Begriffs gilt. Aber ohne gegen das Allgemeine anzukämpfen, trägt jedes Individuum dasjenige an sich, was sein Geschlechtsbegriff enthält, weil es sonst zu diesem Geschlecht nicht gehören würde. Die Frage: ob die Tugend könne gelehrt werden? stellt der Vf. im falschen Lichte vor. Denn daß eine Unterweisung zur Tugend möglich sey, ist noch von J. A. L. Z. 1811. *Erster Band.*

Niemanden bezweifelt worden, weil die Tugend eine Handlungsweise ist, die dem Menschen nicht angeboren wird. Der Sinn der Frage ist zu allen Zeiten dahin gegangen, ob die Lehre den Menschen tugendhaft *machen* könne? Die bejahende Antwort hebt den Freyheitsbegriff auf, und zerstört damit den Begriff der Tugend selbst. An dem Menschen eine überfinnliche Seite seines Wesens anzuerkennen, und das Object der Freyheitsidee dahin zu setzen, dazu zwingt die doch unleugbare Wahrheit, daß die moralische Beschaffenheit des Menschen, wie jede andere Begebenheit, natürlichen Ursachen, der Erziehung, dem Beyspiel, der Lehre, und selbst solchen Gründen nothwendiger Weise folgt, die in der Organisation des Individuums liegen. Grundsätze zur allgemeinen Theorie des Guten und Grundsätze zur Anwendung der allgemeinen Theorie des Guten sind die zwey Haupttheile des Werkes. Der erste hebt mit einer Abhandlung über die *Idee des Guten* an. Der Sprachgebrauch, sagt der Vf., nennt dasjenige *gut*, was in irgend einer Hinsicht zweckmäßig ist. Aber, fügt er hinzu, wie verschieden das Gute im moralischen Sinne vom Zweckmäßigen überhaupt ist, erhellet daraus, daß auch *gute Zwecke* von *schlechten* unterschieden werden. Das Gute im moralischen Sinne bezieht sich auf den Zweck des Daseyns des Menschen. Das diesem Zweck angemessene Bestreben eines Wesens ist dieses Gute. „Der Begriff des Guten, sagt der Vf., in seiner Reinheit, ist ein *Urbegriff*, eine *absolute Idee*, deren Inhalt sich im Unendlichen verliert; und dieser Begriff ist in seiner Reinheit *objectiv*.“ Diese objective Dignität der Idee des Guten äußert sich in dem Interesse des Gutgesinnten für das Wohl der Welt, und sie äußert sich noch mehr in dem Glauben an eine überfinnliche Weltordnung, der das sittliche Interesse mit dem religiösen vereinigt. „Die meisten Moralisten haben auf das Objectiv, das in der Idee des Guten liegt, nicht einmal geachtet. *Kant* wagte sogar, seine Metaphysik der Sitten mit dem Satze anzufangen, daß nichts in der Welt, und nichts außer ihr, ohne Beschränkung als gut gedacht werden könne, außer ein guter Wille. Auch der Stoicismus zerstörte sein eigenes großes Werk, und verbrüdete sich widernatürlich mit Egoismus.“ Geht doch der Vf. selbst, daß das Gute stets das Zweckmäßige ist. Denn wenn gleich von ihm und von Jedermann gute Zwecke von schlechten unterschieden werden: so sagt er doch selbst, daß diese guten und schlechten Zwecke wieder als Mit-

Gg

tel im Verhältniß zu dem Zweck des Daseyns des Menschen gedacht werden müssen. Dieser letzte Zweck, der zu keinem anderen Zweck im Verhältniß des Mittels steht, ist eben daher so wenig gut als schlecht zu nennen. Aber der Wille, der ihm ganz entspricht, ist gut, und er ist das schlechthin Gute, weil er diesem letzten Zweck, der in keiner Beziehung ein Mittel ist, entspricht. Das Tadelhafte an der Vorstellungsart *Kants* und der Stoiker, als haben diese Philosophen die objective Dignität der Idee des Guten, d. h. den letzten Zweck, nicht bedacht, verliert sich also gänzlich. Aber das Daseyn dieses letzten Zwecks, woraus anders geht es unserem Bewußtseyn hervor, als aus den moralischen Gefühlen der Billigung und Mißbilligung? Diese Gefühle sind daher auch die Thatfache, auf welche, unserem Bedünken nach, der Moralist die Aufmerksamkeit zuerst leiten muß, um diejenigen Zwecke erkennen zu lassen, die nicht selbstfüchtig sind, um derenwillen der menschlichen Natur eine moralische Anlage zuzuschreiben ist. — Der Vf. schreitet fort zum Begriff und zur Analyse des Begriffs des *sittlichen Verlangens*. „Das sittliche Verlangen, sagt er, entsteht, wenn das Ich, das alle Bestrebungen der denkenden und empfindenden Individualität in sich vereinigt, in der Vorstellung *sich selbst aufhebt*, und etwas anderes an die Stelle seiner selbst setzt.“ Dieses Vermögen, sich so in der Vorstellung selbst aufzuheben, heißt unter Menschen, nach dem Vf. bildlich das menschliche Herz. Dieses Herz eröffnet vor dem Auge des Verstandes eine neue Welt, ein Reich der *Liebe und der Freyheit*. Aus der ursprünglichen Vereinigung der Liebe mit der Freyheit in einer Vernunft entsteht die *Pflicht*. In der praktischen Philosophie ist nach dem Vf. die Rede von der Freyheit des Willens, und nicht von der des Willens. Diese Bezeichnungen des Subjects der Freyheit sind wohl von keiner großen Bedeutung. Sich von der Verbindlichkeit frey zu sprechen, eine Art und Weise anzugeben, wie ein Naturwesen absolut erste und vollständige Ursache von gewissen Begebenheiten seyn und zurechnungsfähig seyn könne, das darf auch die praktische Philosophie nicht. Die innere Freyheit, die allerdings in der Selbstbeherrschung, das ist, in der wirklichen Tugend besteht, jener transcendentalen unterzuschieben, wie der Vf. es zu thun scheint, das überschreitet ihre Befugniß. „Die Pflicht kann nichts gebieten, als was das gute Herz, das wirklich so zu heißen verdient, im Grunde von selbst will; oder umgekehrt, dem Herzen, das nicht von selbst will, was die Pflicht gebietet, fehlt es entweder überhaupt, oder wenigstens in gewissen Verhältnissen an wahrer Güte.“ Die personifizierte Idee des moralisch Guten, mithin so ziemlich zusammenfallend mit der Idee des Heiligen selbst, ist nach dem Vf. das gute Herz. Dieses nimmt er gegen die Vorstellungsart *Kants*, der bekanntlich alle Tugend in die pflichtgemäße Handlung aus Pflicht und in die Macht der Grundsätze über die Gewalt der Neigungen setzte, sehr in

Schutz. So scheinbar angemessen diese Meinung des Vfs. zu den Begriffen des moralischen gemeinen Verstandes auch wäre: so wird doch dieser Verstand nur einer geringen Aufklärung bedürfen, damit er einräume, daß nur derjenige wahren moralischen Werth habe, der für keinen Preis feil ist: welche Festigkeit und Stärke der Gefinnung doch nur an dem Daseyn entgegenwirkender Hindernisse, die besiegt werden müssen, erkannt werden kann. Den obersten Grundsatz der Sittenlehre kleidet der Vf. in verschiedene Formeln, und auch in diese ein: „Folge, so weit du mit Maximen ausreichen kannst, keinen anderen, als solchen, von denen du wollen kannst, daß sie *Principien einer allgemeinen Gesetzgebung* werden möchten. Denn nur das kann ja Pflicht für dich seyn, was der Einheit und Ordnung der Zwecke aller vernünftigen Wesen gemäß ist.“ Von dem kantischen kategorischen Imperativ ist dieser Ausdruck dem Sinne nach nicht verschieden. Gleichwohl sagt der Vf., daß schon vor 18 Jahren sich sein Kantianismus an diesen kategorischen Imperativ gestossen, und daß dieser Anstoß ihn zur Reform der Moral veranlaßt habe. Vielleicht soll die diesen Grundsatz betroffene Reform in dem Zusatz enthalten seyn, der so lautet: „Aber bilde dir nicht ein, durch irgend eine Maxime die Einheit deiner sittlichen Bestrebungen erschöpfen zu können, oder daß du überhaupt nur in sofern etwas werth seyst, als du einer Maxime nachlebst.“ — Der zweyte Theil hebt mit einer Übersicht der moralischen Wissenschaften an. Der Vf. tadelt hier die Eintheilung der praktischen Philosophie in die Pflichtenlehre und in Rechtslehre. „Aber, sagt er, wenn die Wörter *Tugendlehre* und *Pflichtenlehre* nicht, wie bey *Kant*, einerley bedeuten sollen: so wird eine Tugendlehre die erste unter den abgeleiteten moralischen Wissenschaften seyn. Die Tugend nennen wir ja die Übereinstimmung eines wirklichen inneren und äußeren Lebens mit der Idee des Guten.“ *Kant* setzt eigentlich die innere der äußeren Gesetzgebung entgegen, und uns dünkt, nach einem richtigen Eintheilungsgrunde. Rec. räumt dem Vf. gern ein, daß die Tugend der Ausübung einer Rechtspflicht nicht entgegengesetzt werden dürfe. Aber daß die Eintheilung der Pflicht in Rechtspflicht und Tugendpflicht den Pflichtbegriff erschöpfe, dem kann doch schwerlich widersprochen werden. Dieser zweyte Theil begreift drey Abhandlungen: Eine Lehre von der sittlichen Vortrefflichkeit überhaupt, oder von den Tugenden und Gütern des Lebens; eine Lehre von den Pflichten; und eine Lehre von den Rechten. Folgende treffliche und wahre Züge des tugendhaften Charakters wird der Leser von moralischer Sinnesart mit Beyfall aufnehmen: „Der sittlichen Vollkommenheit, die der Inbegriff aller Tugenden, oder die Tugend selbst ist, liegt kein bestimmter Typus so zum Grunde, daß alle Menschen, die nach wahrer Vollkommenheit streben, einander in ihrer ganzen Denk- und Sinnes-Art um so ähnlicher werden müßten, je vollkommener sie wer-

den. Die reine Individualität, die nur mit Freyheit wirkt, und die Grundlage aller sittlichen Bildung ist, steht von Natur in einem solchen Verhältnisse zu den allgemeinen Regeln, daß wohl ein täuschender Tugendmechanismus, aber keine wahrhaft sittliche Bildung erreicht werden kann, wenn Jemand anders, als seinen individuellen Anlagen gemäß, nach Vollkommenheit strebt." (Dem letzten Theile dieser Behauptung kann Rec. nicht beystimmen. Das Streben, gleichsam ins Blaue hin, kann doch nie den tugendhaften Charakter machen. Dieser bedarf der Regeln für seine Handlungsweise. Aber allerdings haben diese Regeln keine subjective Allgemeinheit, und jedermoralisch gesinnte Mensch hat selbst zuzusehen, welche Grundsätze für seine Individualität die passendsten seyn werden, jeder sogenannten unvollkommenen Pflicht, z. B. der allgemeinen Menschenliebe, am besten genug zu thun.) „In seinem Innersten selbst soll jeder einheimisch werden, um in sich zu erfahren, ob er sich wirklich einer sittlichen Übereinstimmung mit sich selbst erfreut, wenn er nach dieser oder jener Form der Vollkommenheit strebt. — *Liebe zum Wahren um der Wahrheit willen*, und aufer aller Beziehung auf irgend einen andern Zweck, erscheint sehr selten als ein bleibender Zug im Charakter, auch übrigens nicht unedler Menschen. Nur gegen die Lüge, das Gegentheil der Wahrhaftigkeit im geselligen Leben, und gegen die Heucheley, die betrügerische Affectation des Äußeren der Tugend, hat jeder nicht verdorbene Mensch einen Abscheu, den selbst die feinsten Sophistereyen einer berrückten Theorie nicht überwinden können. Aber das Wahre, weil es das Wahre ist, auch in der Einsamkeit mit ausdauerndem Ernste suchen, und es so lieb gewinnen, daß man sich nicht fürchtet, im Nothfalle Märtyrer seines Bekenntnisses zu werden, wenn Obscuranten und lichtscheue Träumer ihr Vorurtheil der Welt aufdringen wollen, das ist eine von den Tugenden, zu denen der Himmel nur wenige, selbst von denen berufen zu haben scheint, deren Vernunft wie eine Fackel den übrigen Lehrern der Welt vorleuchten, und auch sie für die Wahrheit begeistern soll, damit die Menschheit nicht in Träumen ersterbe. — Mit der Gegenwart und Zukunft kann und soll der Mensch sich messen, um aus ihnen, nach seiner besten Einsicht, Etwas zu machen. Es ist Schläffheit, nicht Tugend, sich ein Übel gefallen zu lassen, das man durch Widerstand abwehren könnte. Es ist Seelenkrankheit, nicht Frömmigkeit, in dem Unrechte, das man von Anderen leidet, die Schickungen Gottes verehren, so lange man noch irgend hoffen darf, Etwas dagegen auszurichten, und Gewalt durch Gegengewalt, oder durch beharrliche Klugheit, wenigstens einzuschränken, wenn denn auch nicht besiegen zu können. Im Dulden gar eine Gröfse suchen, wo durch herzhaftes Thun der Noth ein Ende gemacht werden könnte, ist eine Art von Wahnsinn. Aber Einer allein vermag oft nichts, wo Vie-

le mit ihm Alles vermöchten. Wo nun diese Vielen zu feig, oder zu unverständlich sind, da bleibt auch oft dem Einen nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben. — Die Pflicht, in einem bestimmten Falle aufrichtig zu seyn, das heißt, den Anderen in das Innerste unseres Gemüths blicken zu lassen, fällt sogleich weg, wo der Andere auf lauert, um einen schlechten Gebrauch von dem zu machen, was er von uns erforschen möchte. Deswegen zieht sich auch die Tugend der Aufrichtigkeit, zu rein für die verdorbene Welt, in das Heiligthum der Freundschaft zurück. Da ist sie der Engel des Lichts, der von Seele zu Seele schwebt, und das Vertrauen trägt, das die Einheit der Herzen sichert."

Za.

SULZBACH, in der Seidelschen Kunst- und Buch-Handlung: *Über Stärke der Seele*, ein philosophischer Versuch von Harro Wilhelm Dircksen. 1810. IV und 244 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Seelenstärke unterscheidet der Verfasser, als das Erworbene, von der angeborenen *Seelenkraft*. Wenn er aber nur diese, nicht jene, dem Mißbrauche ausgesetzt hält: so finden wir dazu keinen Grund. Denn auch das Erworbene kann dem eigennützigen Triebe dienen, und gemißbraucht werden. Er hätte also entweder auch eine erworbene *Seelenkraft* zugeben, oder eine zwiefache *Seelenstärke* unterscheiden sollen. Indess sofern sie befördert werden soll, und ihr Besitz wünschenswerth ist, muß sie aus einem tugendhaften Gemüth entspringen und dem guten Willen dienen. Von dieser Seelenstärke nun handelt diese Schrift. Es scheint uns aber nicht genau ausgedrückt, wenn sie als dasjenige bezeichnet wird, was übrig bleibt, wenn man von der Tugend abzieht, was zur Moralität gehört, und was, in gewissem Verstande, angeboren seyn kann. Denn wenn der gute Wille hier unter Moralität verstanden wird, entgegengesetzt den Objecten desselben, und den Fertigkeiten, auf die er ausgeht: so sind diese doch nicht alle in der Seelenstärke enthalten. Als Objecte der Seelenstärke werden ausführlich betrachtet: Affecten (Zorn und Furcht: — gegen die Freude, meint der Vf., sey es nicht nöthig, die Waffen der Seelenstärke aufzubieten; also wäre es nie nöthig, die Freude oder sich in der Freude zu mäßigen?), Leidenschaften (wie konnte der Vf. hier die Liebe vergessen? — Die Eifersucht soll nur da Statt haben, wo Zwey oder Mehrere um einen Preis buben, da es doch Eifersucht giebt, die auf Einbildung beruht), krankliche Gefühle, Launen, ärgerliches Wesen, Vorurtheile, Gewohnheiten, Glücks- und Unglücks-Fälle, und Ungerechtigkeiten der Menschen. Geduld wird; als ein Hauptzweig der Seelenstärke, gegen Kants Herabsetzung vertheidiget. (K. nahm sie ohne Zweifel in einem anderen Sinne, als Garve und Hr. D.) Die Grade der Seelenstärke, die der Vf. an giebt, sind wohl sehr willkürlich angenommen;

es kommt bey allen Fällen, die hier angeführt sind, gar sehr auf die Umstände an, die den Sieg erleichtern oder erschweren können. Nach der Beurtheilung und Schätzung der Seelenstärke betrachtet der Vf. sie noch in Beziehung auf die Anlagen eines gefühlvollen Herzens und auf die Einbildungskraft, welcher er zu viel Böses nachredet, und deren wahrer Werth ihm nicht ganz klar geworden zu seyn scheint. Ohne Zweifel kommt daher auch die Gleichgültigkeit, mit welcher er von dem Einflusse und Werth der ästhetischen Bildung redet, und die Einseitigkeit seiner Urtheile über die sogenannten witzigen Köpfe. — Zuletzt werden die Begriffe Seelenstärke, Seelengüte und Seelengröße zusammen gestellt, die Seelenstärke als Quelle der Heiterkeit vorgestellt, und endlich, als Hülfsmittel und Bildungsmittel zu ihr, System und Grundsätze, Erziehung, Nationalgeist und Religiosität erwogen.

Der Vf. sagt allerdings über seinen Gegenstand viel Gutes, und zeigt sich im Ganzen als einen Mann von richtigen Grundsätzen und von Einsicht. Allein er scheint uns mehr die Gedanken Anderer aufgefaßt und überdacht, als aus seinem eigenen Geiste geschöpft zu haben. Daher fehlt es seinem Werkchen nicht nur an neuen Gedanken und Ansichten,

sondern überhaupt an der Lebendigkeit und Tiefe, welche der bloße Verstand nicht zu geben vermag, durch welche allein aber Schriften dieser Art wahrhaft anziehend und lehrreich werden können. Dafs er auch den Grazien zu wenig geopfert hat, beweiset die triviale Art des Ausdruckes, in die er zuweilen verfällt. Z. B. S. 33: „Das Gute, was er (der Ehrgeiz) hervorbringt oder veranlaßt, wollen sie (die Moralisten) auch noch nicht für gut passieren lassen.“ S. 62: „Der Kränkliche fühlt seine Kräfte und seine Thätigkeit an allen Seiten beengt u. s. w.; *war kann es Jemanden verdenken*, wenn er unter solchen Umständen äußerst anzüglich und reizbar wird!“ S. 87: „Die Menschen lieben ihre Vorurtheile, *wie ihren Augapfel*.“ S. 174; „Mit den Leidenschaften derer, welche keine starke Einbildungskraft haben, *ist es auch nicht weit her*.“ Die Ausdrücke projectiren, documentiren, Resource, u. a. hätten gegen deutsche Vertauscht werden sollen. S. 165 ist das Wort *mittheilbar* unrichtig gebraucht: „Gefühlvolle Menschen sind mittheilbar.“ S. 153 heifst es sogar: „An innerem Werthe steh, die erworbene Herzhaftigkeit weit über die natürliche und angeborne.“

HIKL.

KURZE ANZEIGEN.

PHILOSOPHIE. 1) Coburg, b. Ahl: *Grundsätze und Kritik der Philosophien Kant's, Fichte's und Schellings*, zur Erleichterung des Selbststudiums dieser Philosophien und zur Verbreitung richtiger Ansichten derselben herausgegeben von Johann Andreas Wendel, D. der Philos. und Prof. am herzoglichen Gymnasium zu Coburg. 1810. 58 S. 8.

2) Hamburg, b. Perthes: *Über die philosophische und ästhetische Cultur unsers Zeitalters. Einige psychologische Bemerkungen von J. C. A. Grohmann*, zur Ankündigung seiner Vorlesungen an dem Gymnasio zu Hamburg. 1810. 50 S. 8. (8 Gr.)

Hr. W. hat in No. 1 die auf dem Titel genannten Lehrsysteme ganz tren und nicht gar zu kurz dargestellt. In seinen Kritiken haben wir von bedeutenden, neuen Einwürfen wenig, von ganz erschütternden nichts gefunden. Aber die Gerechtigkeit, dafs er auch dem Geiste der Männer, deren Systeme ihn nicht befriedigen, die gebührende Achtung beweist, ehrt ihn, wie auch sein liberaler Sinn, in welchem er zum Schlusse sagt: „Indessen haben selbst misgeleitete philosophische Untersuchungen den unbestrittenen Nutzen, dafs Allgemeines hervorgehoben und Individuelles verdrängt, und somit der sich so gern erhebenden Herrschaft der Selbstsucht, des Eigenwillens und des Egoismus kräftig entgegen gearbeitet wird. Und das ist uns (dem Vf.) Grund genug, die Völker aufzufordern, dem Thun und Treiben der Philosophen allen Vorschub zu leisten.“ Zudem ist es auch durch die Sache selbst erwiesen, dafs ein philosophischer Kopf jedes andere Fach menschlicher Wissenschaft und Geschäftigkeit leichter überschaut und behandelt, als der Unphilosoph.“

Als Rec. sah, dafs die kleine Schrift No. 2 ein Antrittsprogramm für eine Gymnasial-Professur sey, stimmten sich seine Erwartungen natürlicher Weise herunter. Es ist aber sehr zweckmäfsig, dafs der Vf. seine Schüler vor dem, was er als verderblichen Myficismus in den philosophischen und poetischen Schriften unserer Zeit erkannt hat, väterlich zu warnen sucht. Und wäre auch der Myficismus Einiger

nicht so heillos, als er doch Manchen vorkommt: für Gymnasialisten ist er gewifs nichts werth, da sie nicht reif genug sind zur Einweihung in Myfterien. Auch sind die Stellen die der Vf. am Ende als Beleg zu seiner Schrift abgeschrieben hat, in der That so, dafs sie einem Schüler den Kopf verdrehen können.

GL.

Rostock, b. Adlers Erben: *De summo bono Socratico. Commentatio ex lege stipendii Salsiani conscripta a Gotthardo Guil. Henr. Studemund*. 1804. 16 S. 4.

Nach des Vfs. Ausdruck im Anfang seiner Schrift sollte man meinen, dafs Sokrates tiefdringende Untersuchungen über das höchste Gut angestellt habe, da er sich doch nicht einmal bestimmt erklärt hat, woein er es setze. Aus seinen Äußerungen aber läfst sich abnehmen, dafs Glückseligkeit ihm das höchste Gut war, mit welcher ihm Tugend zusammenfloß. Es ist also wahr, was hier gesagt wird: *Ut ipse ingenii acumine floruit sanctitateque morum excelluit, sic virtutem, divitiis caeterisque humanis rebus posthabuit, ad beate vivendum se ipsa esse contentam fiatuit, bonos solos beatos, improbos miserimos esse dictitans*. Allein dies kann doch für keine genügende Darstellung der Sache gelten. Der Vf. geht indess gleich zu einer kurzen Auseinandersetzung dessen über, was Sokrates zur Tugend erforderte, wozu er beweisende Stellen aus Platon und Xenophon im Original anführt, welche jedoch sehr fehlerhaft abgedruckt sind. Im Ganzen ist diese Probeschrift ein Beweis von dem Fleiße und einer nicht fruchtlosen Beschäftigung des Vfs. mit der klassischen Literatur und Philosophie, obgleich man eine eindringende Untersuchung des angekündigten Gegenstandes, und, worauf es zwar in Absicht der in diesen Blättern berührten Punkte nicht so sehr ankam, was indess doch nicht ganz fehlen durfte, eine Rechtfertigung darüber vermißt, dafs Platon's Gespräche für Darstellungen der achten Ideen des Sokrates genommen werden.

HIKL.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 F E B R U A R , 1 8 1 1 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LANDSHUT, in d. weberschen Buchh.: *Versuch der Begründung eines endlichen und durchaus neuen Systems der sogenannten Polizeywissenschaft*, von Dr. W. Butte. Erster Theil. 1807. XXXII u. 483 S. 8. (2 Rthlr.)

Rec. hat bereits bey einer anderen Gelegenheit (in der Anzeige des lotzischen Werks über den Begriff und Umfang der Polizey, J. A. L. Z. 1808. No. 287. 288) sich im Allgemeinen darüber geäußert, was, seiner Meinung nach, von den neuesten Anstrengungen für die Erfindung einer neuen Polizeytheorie zu halten sey, und worin wahrscheinlich der Grund liege, warum sie alle mehr oder weniger mißlingen. Von dem butteschen Werke kann man jetzt nur so viel sagen, daß, nach der Einleitung zu schließen, das System des Vfs. weder durchaus neu sey, noch dem Streite über Begriff und Umfang der Polizey ein Ende machen werde, denn dies meint der Vf., wenn er sein *durchaus neues System* zugleich ein *endliches* nennt. Das Ende seiner Arbeit haben wir seit vier Jahren erwartet, um seinen Wunsch einer vollständigen Anzeige zu erfüllen, obgleich wir ihn nicht für berechtigt halten, „durchaus zu erwarten, daß die öffentliche Kritik wenigstens nicht früher urtheile, (als) bis das Ganze abgedruckt vorliege.“ Die Kritik hat unstreitig ein Recht, über jede Schrift zu urtheilen; sobald sie erschienen ist, und wird eine Fortsetzung allzu lang verzögert: so kann auch das Publicum fodern, daß ihm die Anzeige eines Werks, das sich selbst als so höchst wichtig ankündigt, von einem kritischen Institute, welches sich möglichste Vollständigkeit zum Gesetz gemacht hat, nicht weiter vorenthalten werde.

Die Anlage des gegenwärtigen Versuchs ist, nach dem eigenen Geständniß des Vfs., höchst fehlerhaft. Seine Antrittsrede als Professor zu Landshut, für welche er einige der wesentlichsten Züge seiner neuen Theorie der Polizey wählte, ist gleichsam das Thema, worüber er dann weiter commentirt. Statt seine neue Theorie aus ihren ersten Grundsätzen zu entwickeln, und so die Leser in den Stand zu setzen, seinem Ideengange zu folgen, hängt er ein Fragment an das andere, und glaubt, daß eine Arbeit dieser Art nicht einmal anders ausgeführt werden könne.

Der erste Abschnitt enthält eine *Classification der vorhandenen Definitionen der Polizey*. Der J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Vf. verwirft sie natürlicher Weise alle, und giebt uns dagegen in der vorläufigen Inhaltsanzeige des (immer noch nicht erschienenen) zweyten Theils eine neue, welche also lautet: „*Die Polizey ist der Inbegriff der (auf sorgfältig geprüfter Erfahrung beruhenden) Anordnungen für die Erreichung und Handhabung solcher Zwecke, welche und in wie weit solche, denen in einem gegebenen Einwohnerkreise befindlichen Einwohnerindividuen, nach der speciell zu erforschenden Natur des Kreises, vernünftiger Weise unterlegt werden können und müssen.*“ Der Name der Polizey soll durch „Einwohnerordnung“ ersetzt werden. Es kommt auch bey der Beurtheilung dieser Definition alles darauf an, ob aus den bey den meisten cultivirten Nationen zu findenden Anordnungen und Einrichtungen, die unter der allgemeinen Benennung der Polizey begriffen werden, eine Definition derselben abstrahirt, oder ob ihr in irgend einem System der Regierungswissenschaft ein Platz angewiesen werden solle. In diesem Falle kann leicht alles neu werden, selbst der Name. In jenem Falle dürfte aber auch Hr. B. finden, daß er nicht weiter (vielleicht nicht einmal so weit) gekommen sey, als seine Vorgänger. Den Vorzug der Deutlichkeit wird man seiner Definition schwerlich zugestehen können. Wenn man überhaupt die Früchte einer mannichfaltigen Belesenheit in seinem Werke nicht verkennen kann, so wenig, als das Bestreben, durch eigene neue Ideen und Ansichten sich auszuzeichnen: so scheint doch jene für eine kritische Arbeit, wie diese zum Theil seyn soll, nicht vielseitig genug, dieses aber durch die glückliche Gabe, hell zu sehen, nicht unterstützt zu seyn. Die Anstrengungen des Vfs., immer weiter vorzudringen, sind sichtbar, aber das, was er sucht, scheint immer nur im Halbdunkel vor ihm zu schweben, und, so wie er es auffallen will, wieder zu verschwinden. Er glaubt es gefast zu haben, und wenn er es niedergeschrieben hat, fehlt es am Zusammenhang, an der Deutlichkeit, an der Wahrheit, oder wenigstens an der Neuheit. Der Vf. beschränkt, gleich Vielen seiner Vorgänger, die Polizey auf die Wohnörter der Staatsbürger: ob er unter seinem Einwohnerkreise mehrere Wohnörter (Städte, Dörfer) versteht, oder bestimmt nur einzelne, so daß er überall nur eine absolute *Local-Polizey* gelten lassen wollte, ist nicht klar. Hiebey läge allerdings der ursprüngliche Begriff der Polizey, subjectiv genommen, oder die eigentliche Wortbedeutung zum Grunde. Aber das Object? Zwecke —

erlaubte und vernünftige, der Localität angemessene — der Einwohnerindividuen. Diese Zwecke aber, wenn sie auch nach der speciell zu erforschenden Natur des Kreises näher bestimmt werden, müssen doch immer die Grenze alles dessen überschreiten, was man bisher unter den Begriff der Polizey ziehen zu können geglaubt hat. Wenigstens kann aus der Definition des Vfs., wie sie da steht, die Grenze der Polizey, objectiv genommen, nie gezogen werden. Es ist einleuchtend, daß Zwecke, welche und in so weit sie den in einem gegebenen Einwohnerkreise befindlichen Einwohner-Individuen vernünftiger Weise untergelegt werden können und müssen, sich auf alles erstrecken können, was ihr zeitliches und ewiges Wohl betrifft, und ihre Beurtheilung nach der speciell zu erforschenden Natur des Kreises schließt an und für sich kein denkbares Object dieser Zwecke aus, sondern modificirt sie nur nach der Localität. Dieser Hauptpunct scheint also die obige Bemerkung über die *buttesche* Definition schon hinreichend zu rechtfertigen. Doch müssen wir billig eine weitere Ausführung für die Anzeige des zweyten Theils versparen, falls derselbe jemals erscheint. Sollte dies aber nicht geschehen: so gehen schon aus der gegebenen Probe Gründe genug hervor, uns deshalb zu trösten. In der Classification der bisherigen Definitionen folgt der Vf. beynahe ganz v. Bergs Polizeyrecht, nur daß er, wie sich von selbst versteht, auch diesem sein Recht anthut, welcher übrigens, so wie Hr. B., darin offenbar gefehlt hat, daß er die Definitionen *a priori* und die *a posteriori* (wie wir sie Kürze halber nennen wollen) nicht gehörig von einander abgefordert hat.

Der zweyte Abschnitt ist überschrieben: *Vorläufige Hindeutung auf die Ursachen der bisher vergeblichen Bemühungen, die richtige Definition der Polizey zu finden. Fehler der üblichen Eintheilungen. Angabe derjenigen, nach welcher der Vf. sein System bearbeitet.* Von jenen Ursachen führt der Vf. eigentlich nur zwey an: 1) die *Menge* und die *Ungleichartigkeit* der der Polizey befohlenen Gegenstände, an welchen das Gemeinsame zu finden, die Aufgabe ist. 2) Der *falsche Standpunct*, von welchem die Bearbeiter der Polizeywissenschaft ausgegangen seyen. Die Eintheilung der Polizey in ihre Zweige findet er bey allen durchaus fehlerhaft. Hier ist er aber gleich Anfangs in eine sonderbare Verwirrung gerathen, indem er deutsches Polizeyrecht und Polizeywissenschaft vermischt. Wenn sonst in jenem von Reichs-, Kreis- und Landes-Polizey die Rede war: so mußte das, der Natur der Sache nach, so seyn. In die Polizeywissenschaft gehört es freylich nicht. Hier aber will der Vf. schlechterdings keine Eintheilung nach Objecten, sondern lediglich nach „gewissen, so und so zusammenlebenden Menschen *gemeinschaftlichen Zweckbegriffen*,“ welche aber doch auch ihre Objecte haben müssen, und wir sind begierig zu sehen, wie, ohne Rücksicht auf diese, eine Eintheilung der Polizeywissenschaft gelingen wird.

Der Haupt - Abschnitt dieses ersten Theils ist nun der dritte, welcher *aphoristische Reflexionen, angestellt auf dem Gebiete der Gesetzgebung*, enthält, und womit der Vf. den Versuch machen will, sich über die wichtigsten Vordersätze seines Systems zu erklären. Sich hiebey weitläufig aufzuhalten, ehe wir dies System selbst haben, mithin die Folgerichtigkeit desselben aus den angegebenen Vorderätzen beurtheilen können, wäre zweckwidrig. Wir begnügen uns daher vorläufig, nur einige der wichtigsten Reflexionen auszuheben, woraus die Hauptgrundlagen des *butteschen* Systems hervorgehen scheinen. Als Selbstdenker kann auch hier der Vf. nicht anerkannt werden. Er reihet nur eine Masse von Sätzen, die er von Anderen entlehnt hat, an einander, und gelangt endlich, mit nicht immer fester Consequenz, zu den Begriffen von Staat und Staatszweck, die er adoptirt. In der Bemühung, deutlich zu werden, und recht streng zu *demonstriren*, geht oft alle Deutlichkeit unter, und, in häufige Digressionen und Deductionen *ab ovo* sich verlierend, gelingt es ihm nicht selten nur mühsam, den entwichenen Faden wieder aufzugreifen. Aber dies ist die natürliche Folge davon, wenn man ein System auf Aphorismen gründen will. Wir verschonen billig die Leser mit der Zeichnung der Kreise, die der Vf. ihnen, Kindern gleich, giebt, um das Verhältniß der Menschen als Mensch, als Bürger, als Einwohner (oder als Hausvater? — Hr. Butte erklärt sich darüber nicht ganz deutlich) anschaulich zu machen. Der Staat wird gleich Anfangs als *Vernunftproduct* gerechtfertigt, dann kommen wieder Reflexionen über die verschiedenen Zustände des Menschen, und von einer langen ExcurSION über den Geist der Gesetzgebungen, gelangt der Vf. erst zu einer Kritik des Staatszwecks und des Begriffs des Staats, was doch, wie es scheint, vorausgehen muß, ehe man von dem Staate als Vernunftproduct, und von der Gesetzgebung im Staat und in Beziehung auf denselben handeln kann. Manche gute Bemerkung über Nothwendigkeit, Freyheit, Zwang, Strafe etc. wird man übrigens hier finden, und besonders die Meinungen mehrerer vorzüglicher Schriftsteller darüber zusammengestellt. Des Vfs. Votum über Staatszweck giebt als Resultat folgenden Begriff des Staats: er sey eine Gesellschaft *Vollbürtiger*, die sich für den Gewinn des Zustandes der vollkommenen *Selbstständigkeit* öffentlich zu *Macht* und *Recht* bekennt. Die Hauptidee ist von Aristoteles entlehnt, nämlich der Zweck der Selbstständigkeit, und nach Aristoteles nennt auch der Vf. sich und seine zu hoffenden Anhänger *Autarcisten*. Zusätze des Vfs. sind: *Vollbürtige, Bekenntniß zu Macht und Recht*. Das letztere ist wenigstens nicht bestimmt und deutlich genug. Zum Recht sich bekennen, ist richtig. Zur Macht sich bekennen, giebt keine klare Idee. In dem Worte Gesellschaft dürfte indessen schon beides liegen, so wie sich auch von selbst versteht, daß nur Fähige — also solche, welche der Vf. Vollbürtige nennt, Glieder einer solchen Gesellschaft seyn

können. In der vom Vf. zum Grunde gelegten Definition des Aristoteles ist übrigens der Unterschied des Staats von kleinen Gesellschaften hauptsächlich berücksichtigt, was nicht hätte übersehen werden sollen. Zum Beschlusse wollen wir noch des Vfs. Eintheilung der verschiedenen Gewalten nach dem autarcistifchen Staatszweck hieher setzen:

- Selbstständigkeit (*potesias rectoria*).
 1) Macht (*pot. executio*). 2) Recht (*pot. judiciar.*)
 a) Kriegsdépartement. a) Staatsrecht (*jus publ.*).
 Basis: Patriotismus, der im Ganzen lebt.

b) Finanzdépartement.

b) St. Privatrecht (*jus priv.*).

Basis: Bevölkerung. Nationalreichtum.

Cultur. Ausgebildete Individualität. Sitten.

Der Vf. scheint nicht wenig stolz auf dies System zu seyn: und doch wäre es so leicht, Mangel an Zusammenhang und Lücken nachzuweisen, angenommen, daß übrigens gegen des Vfs. Definition nichts zu erinnern wäre, was jedoch Rec. keineswegs behaupten möchte.

Ms.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) Berlin, b. Matzdorf: *Wie kann dem Getreidemangel in allgemeinen Nothfällen, ohne Breytritt von Seiten des Staats, möglichst vorgebeugt werden?* Beantwortet durch Friedrich Leopold Wildegans, königl. preull. Kammer-Rath u. ff. 1805. 29 S. 8. (4 gr.)

2) Deutschland: *Die wahren Ursachen der jetzigen Getreidetheuerung in Deutschland, und die rechten Mittel, ihr zu steuern, besonders mit Berichtigung und Widerlegung der in No. 244 und 245 der hall. A. L. Z. enthaltenen Behauptungen über Getreidehandel, Fruchtsperrern, Magazine und Brantweinbrennerey.* 1806. 71 S. 8. (4 gr.)

3) Görlitz: *Pragmatische Geschichte der Theuerung und anderer Beschwerden, welche unsere Vorfahren während der letzten sechs Jahrhunderte erfahren haben, hauptsächlich in Beziehung auf den jedesmaligen Einfluß der Witterung bey denselben: ein Versuch, Leidenden und Menschenfreunden zur Beruhigung und Aufmunterung und Freunden der Naturkunde und der Oekonomie im weiteren Sinne zur Prüfung vorgelegt, von M. Müller, Diac. zu Schönberg bey Görlitz.* Nebst einer Tabelle über die Witterung etc. 1806. 85 S. 4. (10 gr.)

Der Vf. von No. 1 wiederholt die öfters gethanen patriotischen Vorschläge, gleich nach der Arndt, in den Städten und auf dem Lande, gemeinschaftliche Magazine zu errichten, die unter landesherrlicher Aufsicht stehen, und von besonders dazu in den Gemeinden bestimmten Personen verwaltet werden sollten, wodurch jeder ungebührliche und übertheilte Verkauf und Verbrauch, ja selbst die heimliche Exportation, zu welchen allen die hohen Preise sehr reizen dürften (?), möglichst verhindert werde. Dabey erwähnt er der rühmlichen Veranstaltung der Grundherrschaft und Gemeinen in Böhmen und Mahren, wo bereits vor 50 Jahren sämtliche Mitglieder einen gemeinschaftlichen Getreidevorrath aufschütteten mußten. Kaiser Joseph bestätigte diesen wohlthätigen Beschluß den 9 Jun. 1788, und ließ dieselbe Verordnung zugleich auf Österreichisch-Schlesien ergelen. Mittel und Zweck waren dabey dieselben, welche vor mehreren Jahren mit wenig Unterschied bey den Gemeindemagazinen in den witemb., erfurt., weimar., gothaisch. und schwarzburg. Landen beabsichtigt worden waren. Nach jener Verordnung soll zwar jeder Städter und Landbewohner, welcher Ackerbau treibt, das Drittheil des sonst zu Restreitung der Winter- und Sommer-Saat nöthigen Betrags an Körnern jeder Gattung, auf den Gemein-Schuttboden abführen, und dies 3 Jahre lang fortsetzen. Es fragt sich aber, 1) was alsdann dem geringeren Bauer übrig bleibt, der sonst mit dem Überschusse seines Getreides sein Hauswesen, seine Steuern und Abgaben bestritt? — 2) wenn Jahre eintreten, wie das 1805te, wo nafs geärndet und Vorräthe der Art nicht schnell genug wegzuschaffen sind, um solche nicht im Voraus verdothen zu sehen, — welcher Schade ist dies nicht aufs Ganze, dergleichen Vorräthe auch selbst auf eine kürzere Zeit aufgeschüttet liegen zu lassen! — Rec. stimmt jedoch S. 16 mit dem Vf. darin überein, daß obiges Verfahren höchstens ein Vorbeugungs-, oder vielmehr Linderungs-, aber kein Rettungs-Mittel in bedenklichen Zeiten sey. Denn außerdem, daß dadurch der geringere Feldbesitzer in Han-

delsvortheilen beschränkt und gestört wird, weil er nicht mehr they darüber disponiren kann, so treffen ihn noch mancherley Zeitübel um so drückender, als jenes, wie es 1800 bey dem allgemeinen Mäusefraß, und 1805 bey der fast ganz Europa drückenden Theuerung der Fall war. In den österr. Staaten ist ein besonders dazu bestätigter Steuereinnahmer, der zugleich mit die besagten Getreidevorräthe verwaltet. Der Vf. thut Vorschläge, wie es in anderen Provinzen auf ähnliche Art gehalten werden könne, woraus Rec. erhelt, daß er von den angeführten witemberg. und thüring. Einrichtungen, die längst statt gefunden, noch nichts gewußt habe. — Endlich rath der Vf. die zur Unterstützung der Armen monatl. zu erhebenden Beyträge und gesammelten Capitalien der Armen-Institute, auf den Ankauf von Getreide zu verwenden und solche mit den Gemeindemagazinen zu verbinden (?), zu vermahlen, verbacken, und wöchentlich an die Stadarmen zu vertheilen, was nach seiner Überzeugung auch bey den Armen größerer Städte gleichfalls statt finden sollte.

Der Vf. von No. 2 scheint uns die eigentlichen Ursachen der damals in Deutschland herrschenden Theuerung des Getreides, nach ihrer wahren Beschaffenheit, keineswegs gründlich dargestellt zu haben. Er giebt überhaupt 16 Ursachen der Theuerung an. Aber die meisten derselben sind gehaltlos und unzuverlässig; so wie z. B. bey einem richtig eingeleiteten Verhältnisse einer Wirthschaft No. 4 *der vermehrte Viehstand*, 5 *der Wohlstand der Landleute* u. ff. 15 u. 16 *die gesättigte Freyheit des Getreidehandels und die Vermehrung der Menschen*, durchaus mehr für als gegen die Sache sprechen. S. 15, II, will der Vf., nachdem er mit einer eignen Selbstgenügsamkeit die wahren Ursachen des Getreidemangels und der Theuerung angegeben zu haben, sich und seine Leser zu bereden sucht, — auf gleiche Weise die Mittel bestimmen, welche man gebrauchen müsse, um einem so furchterlichen Übel *sogleich* (?) zu steuern, es für die Zukunft zu vermindern und endlich abzuwenden. Was er 1) zu Beförderung des Getreidebaues angiebt, ist außer Zweifel: daß jeder tragbare Boden aufs höchste benutzt werden müsse; daß 2) Brodkorn-nutzbarer als Fabrikkräuter sey, — beides aber in seiner Ordnung auch bestehen könne, und letzteres dennoch nicht ganz zu entbehren sey, — ist bekannt. 3) So unbedingt der Vf. die Vermehrung des Viehstandes verwirft: so will dies doch Rec. nicht einleuchten, in sofern die Aufnahme eines Gutes zu genau damit in Verbindung steht, und durch Vernachlässigung der richtigen Anzahl und Güte des Viehes eine Wirthschaft schwerlich bestehen kann. Von der Mästung des Viehes und dem Nutzen des Brantweinbrennens, wenn dessen Abgang der Wirthschaft zu gute kommen, und eines das andere erleichtern soll, scheint der Vf. nicht unterrichtet zu seyn; eben so wenig hätte er durch seine besonderen Ideen vom Getreidehandel Blößen geben, und die Handelsgrenzen dabey lieber erörtert angeben, als solche enger einschließen und die Ausfuhr ins Ausland, wann und wie sie zu hindern, genauer erläutern sollen. S. 23 hätte durchaus nicht alles dem Bauer zur Last gelegt werden sollen, da er am wenigsten gegen die Culturgesetze anstößt. Er erbat die wenigsten Fabrik- und Handels-Kräuter; sein mäßiges Land ver-

wendet er gewöhnlich nur zum Körnerertrag, und mit jenem weiß er nicht allemal umzugehen. S. 24 ist es zu hart und der Cultur und dem Gemeinwohl entgegen, wenn der Bauer so weit herabgedrängt werden soll, daß er nur so viel erbauen darf, als er für sein Hauswesen und zur Saat braucht, zum Handel aber nichts erbringen soll. In Staaten, wo Leibeigenschaft herrscht, kann der Vf. die Wirkungen seiner Grundsätze realisiert sehen! — S. 26 u. 27 spricht er mit einer besonderen Selbstgenügsamkeit über den Landmann, ohne sich den Nachtheil zu denken, der daraus entstehen könnte, wenn seine Vorschläge nur im Geringsten realisiert werden sollten! — Getreidehändler und Unterhändler schützen selbst durch ihre Concurrenz vor Mangel, so daß es nie fehlt; es wäre also uns Zweckmäßig, solche aus der Staatsdienerschaft auszuschließen, da sie vielmehr zur leichteren Herbeyschaffung des Getreides aus allen Gegenden erwünscht beysragen. S. 31 soll jede Regierung wissen, wie viel Getreide ihr Land in Einem Jahre erzeugen und liefern könne; — ein bekanntes Verfahren, das in Sachsen, Preußen u. a. O. längst angewandt worden. S. 51 will der Vf. dergleichen öffentliche Anstalten bloß vom Staate, ohne alle Einmischung von Privatpersonen, geführt wissen; Rec. hat dagegen immer geglaubt, daß solche in Vereinigung des Staats mit Privatpersonen besser zu betheiligen seyn möchten. —

Der Vf. von No. 3 hat bey Gelegenheit des Michaelisfestes 1805 versuchen wollen, in Form einer Predigt, ökon., physikal. und polit. Nachrichten über eine lange Reihe von Jahren mitzutheilen, wobey er das traurig verlebte Frühjahr 1805 besonders ansieht, und die Geschichte desselben lebendig zu schildern sucht. Er wendet unsere Zeiten auf die ältesten bibl. Geschichten der Wittve zu Nain an, wo ähnliche Noth sich über den Erdboden verbreitet habe. S. 9 stellt der Vf. einen Maßstab über das Tagelohn der ältesten Zeiten auf, wo selbst die kleineren Münzsorten einen weit höheren Werth als jetzt hatten. — Zeitgeschichte von 1222 bis Ende des 18 Jahrh. Der Vf. hat sich bemüht, hie und da interessante Bemerkungen einzustreuen, als: wie man sich in jenen theuren Jahren durch Surrogate verwarth, und z. B. 1532 sich häufig von Kleyen, mit Hirsenfenchel vermischte, gekräftet habe. Ursachen der schlechten und theuren Jahre. S. 24 sagt er, daß i. J. 1624 einst 6–700 Menschen an einem Markttage zu Görlitz das Getreide scheffelweis gekauft und gekauft hätten. Im Frühjahr und Sommer 1805 war jedoch die Noth in den beiden Lausitzen dieselbe, und vielleicht noch größer, wo täglich zu 50 und mehreren Schiebkärnern weit über Bautzen nach Dresden kamen, und das Korn zu 1, 2 und ganzen Scheffeln, nachdem es hinreichte, sehr theuer an der Elbe abholten! — S. 30. II Abth. *Fortgesetzter Beweis, daß der gewaltige Einfluss der Naturkräfte auf den Menschen von jeher derselbe war, um, wenn er uns aufs neue bedroht, unser Staunen zu mäßigen.* Der Vf. spricht unter anderen von den Schrecknissen des 30jährigen Krieges. — S. 39 *Haupteinwirkungen der Natur und Witterung*, wo hohe Preise besonders vom Mangel der Früchte herrührten; nebst einer Witterungsgeschichte über eine lange Reihe von Jahren, welche auf seine am Ende beygefügte chronologische Tabelle sich bezieht. S. 41 von großen Überschwemmungen mehrerer deutscher Flüsse i. J. 1316. S. 45. Besonders warme und hitzige Sommer, welche Misserwache und Seuchen zur Folge hatten, — begannen v. J. 322 nach Erb. der St. Rom und 179 Jahre v. Chr. G., wo es 6 Monate lang nicht regnet, — was er bis aufs J. 1802 verfolgt. Ferner von den kalten Wintern und ihrem schädlichen Einfluss v. J. 177 v. Chr. G. bis 1803 f. III Abth. *Betrachtungen über eine lehrreiche Vergangenheit, welche am wirksamsten sind, auch bey der bedenklichsten Gegenwart einen freudigen Glauben an Gott lebendig zu erhalten.* Der Vf. zeigt hier, wie aus den bisherigen Untersuchungen bemerklich, daß unsere von den vorigen Zeiten nicht verschieden, ja jene, wegen ihres Rückstandes in der Bildung u. f., oft noch schrecklicher gewesen. Auf Veranlassung des Ewang. am 17 Sonnt. nach Trin. Luc. 14, 1–11 kommt er nach mehreren Zwischenfällen auf unsere neuerlich erlebten hohen Getreidepreise und deren Folgen auf die schlechten Nahrungsmittel der Armen. Doch habe, ungeachtet der vielen

Unglücklichen und verarmten Familien, der eigentliche Hunger und die fürchterliche Theuerung, nicht den 100 Theil der furchtbaren Beute, als weit niedrige Preise der vergangenen Jahrhunderte, veranlaßt. — Jetzt haben doch diejenigen, welche Arbeit suchen, bey dem Verhältnisse ihres Lohnes mit den Bedürfnissen, sich noch nothdürftig unterhalten können, was damals in den ganz nahrungslosen Zeiten 1720. 1736. 37 und 1744 bey ganz niedrigen Preisen, und besonders 1771 und 72 gar nicht der Fall war. Der Vf. giebt S. 61 mehrere der früheren und neueren Zeiten an, wo Nässe und Trockenheit, ungleichen Kriege, das Getreide so theuer machten, und besonders während und nach dem Hussitenkriege, ungleichen im 30jährigen Kriege, wo Münzverwirrung, Kriegsnoth, Dürre und Heuschrecken viele Gegenden zugleich sehr hart mitnahmen; ferner in den Jahren 1580. 82. 84 in Sachsen, als alles erschöpft war, und 1313. 1316. 1434. 1521 32. 44. 51. 61. 85. 95. 1601. 12. 13. 25. 32, wo die Pest noch diejenigen bedrohte, welche Krieg und Theuerung verschont hatte, und die durch Krankheiten dem Ackerbau entfallen wurden. Der Vf. bemerkt sehr wahr, daß der Mensch bey Zeitercheinungen Regeln und Übereinstimmung zu finden glaube, wo sie weniger zu erwarten, als selbst bey dem so wichtigen Naturlaufe, dem eine lange Erfahrung bereits so manche Regeln an die Hand gegeben oder berichtigt habe. S. 73 kommt er auf unser gegenwärtiges Zeitalter, wobey so viele Gebrechen zu heilen, große geistige Bedürfnisse zu befriedigen und Rathschläge zu bewahren oder herbeizuführen wären, nach Maßgabe jener Erfahrungen und zur Beförderung wichtiger Endzwecke. — Rec. gedenkt noch zur Ehrenrettung der Jahre 1771 und 72, wo die damalige Theuerung und Hungersnoth zu einer besonderen Reichthagsangelegenheit gemacht, und mehrere Reichthümer, — *Gotha, Newied u. a.* — schon damals die Getreidesperre als das größte Staatsübel anerkannten, und durch ihre trefflichen Anordnungen die thätigsten Beweise ihrer Abhülfe gaben. Wenn solche Zeiten zur lebhaftesten Nachahmung ermuntern, — warum beobachteten so viele Staaten und Communen durch immer geschärfte Sperren bisher auf neue das Gegentheil? Was nützt uns Erfahrung und ihre so belehrenden Geschichte, wenn wir jenen Übeln nicht ausweichen und nichts zu verbessern suchen? Z. Dn.

Salzburg, in d. mayr. Buchh.: Feuer-Verhütungs- und Löschungs-Ordnung für den Bannat St. Veit im Pongau. Entworfen von F. A. Reising, k. Landesregier. R., Truchsiß und Pfleger zu Goldeck. 1806. 24 S. 4. — Der Vf. hat diese Ordnungen für sich entworfen, dann aber der salzburger Regierung vorgelegt, und dieselben sind darauf in dem genannten Bannat eingeführt, auch anderen zur Nachahmung empfohlen worden. In der That find die Vorschriften mit vielem Fleiß aufgesetzt, deutlich ausgesprochen, und gut geordnet. — Der I Abschnitt: *Feuer-Verhütung* überschrieben; handelt zuerst vom offen-brennenden Feuer, dessen man in der Ökonomie bedarf, in Öfen, auf Küchenheerden, — auch vom Feuer des Blitzes: alsdann von entzündbaren Gegenständen und der Vorsicht dabey; dreitens von feuergefährlicher Bauart. Da der Vf. sich hiebey auf einen engen Raum von 3 Quartseiten eingeschränkt hat: so ist freylich Manches nur angedeutet, was Steinbeck und andere Schriftsteller über Feuerpolizey genauer ausgeführt haben, und worüber auch wirklich bestimmte Erinnerungen nothwendig sind. Der II Abschnitt beschäftigt sich 1) mit den natürlichen Mitteln, alsdann mit den künstlichen, durch welche ein Brand gelöscht werden kann, wo bey speciellen Fällen eines so oder anders entstandenen Brandes das Nöthige unterschieden wird; 2) mit der Feuer-Rüstung, wo die Instrumente, die Geräthe, und was immer vorzuziehen ist, nach der Reihe benannt werden; 3) mit dem Feuerpersonale, in sofern Befehlende und Untergebene dabey zu unterscheiden sind; 4) mit den Pflichten des Feuerpersonals, wobey aber auch viele Obliegenheiten der Hauseigenthümer aufgeführt werden; 5) mit den Anstalten, aus dem Feuer zu retten, was möglich ist, und allem Unfug dabey zu wehren. — Die Schrift ist größter Verbreitung wohl würdig.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 F E B R U A R , 1 8 1 1 .

E R D B E S C H R E I B U N G .

- 1) PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Voyages à Peking, Manille et l'Isle de France*, faits dans l'intervalle des années 1784 à 1801, par M. De Guignes, Résident de France à la Chine, attaché au Ministère des Relations extérieures, Correspondant de la première et de la troisième Classe de l'Institut. T. I. LXIII u. 439 S. T. II. 476 S. T. III. 488 S. 1808. 8. *Atlas*, enthaltend 97 Blätter, fol. (21 Thlr.)
- 2) BERLIN, b. Hitzig: *Remarques philologiques sur les Voyages en Chine* de M. De Guignes etc., par Sinologus Berolinensis. 1809. 168 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)
- 3) Ebenda selbst: *Audi alteram partem; ou Réponse de M. Montucci à la Lettre de M. De Guignes* insérée dans les Annales des Voyages publiées par M. Malte-Brun. 1809. 46 S. 8.
- 4) ST. PETERSBURG: *Schreiben an Herrn Sinologus Berolinensis*. von Julius von Klaproth. 1810. 8 S. gr. 4. Mit Kupfern.
- 5) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Reise nach Peking, Manila und Isle de France* in den Jahren 1784 bis 1801, von Hrn. de Guignes, französischem Residenten in China. Aus dem Französischen von K. L. M. Müller. 1809. *Erster* und *zweiter Theil*. Enthaltend die Reise nach Peking, und die Reisen nach Manila und Isle de France. VIII und 326 S. in fortlaufender Zahl. *Dritter Theil* oder *zweiter Band*. VIII und 362 S. 8. Mit 15 Kupfertafeln. (4 Rthlr.)

Die brittische Gesandtschaft, welche, den Lord Macartney an ihrer Spitze, im Jahr 1793 nach China in der Absicht abgegangen war, für den englischen Handel grössere Begünstigungen, als andere europäische Nationen erhalten konnten, auszuwirken, hatte dieses Land wieder verlassen müssen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Die ansehnlichen Geschenke des londoner Hofes hatten nichts weiter bewirkt, als daß einer kleinen Anzahl von Engländern der Eingang in das chinesische Reich gestattet wurde. Nach einer so fruchtlos abgelaufenen Unternehmung, deren Ausführung die englische Regierung doch Männern anvertraut hatte, die mit Erfahrung und weiser Vorsicht große Kenntnisse und Einsichten verbanden, hätte man vermu-

then sollen, andere Nationen würden auf lange Zeit von ähnlichen Versuchen abgeschreckt werden. Allein da selbst mehrere in China lebende Europäer die Ursache des Mißgeschicks der englischen Gesandtschaft in der Unbekanntschaft derselben mit dem Sitten des chinesischen Hofes, vornehmlich aber darin zu finden glaubten, daß sich Lord Macartney weigerte, gewisse demüthigende Ceremonien bey der Begrüßung des Kaisers zu beobachten: so glaubte die holländische Factorey zu Canton, deren Vorsteher damals Hr. van Braam war, eine Gesandtschaft, welche die von den Engländern begangenen Fehler vermied, werde einen glücklicheren Erfolg haben, und könne für das Interesse der ost-indischen Compagnie von großem Nutzen seyn. Die englischen Gesandten waren kaum nach Canton zurückgekehrt, als Hr. van Braam den Ober-Commissären zu Batavia meldete, die verschiedenen Nationen, welche zu Canton Factoreyen hätten, würden Gesandte nach der Hauptstadt schicken, um dem Kaiser zu seinem vier und achtzigsten Geburtstage, in dem sechzigsten Jahre seiner Regierung, Glück zu wünschen, von Seiten der Holländer wolle er die Gesandtschaft übernehmen, er wünsche daher ohne Aufschub das nöthige Beglaubigungsschreiben zu erhalten. Die Ober-Commissäre fanden indess für gut, Hn. Titsing, vormals Chef der holländischen Factorey in Japan, nachher Statthalter zu Chinfura und Mitglied des Rathes von Indien, zum ersten, und Hn. v. Braam zum zweyten Gesandten zu ernennen. Hr. de Guignes, welcher sich damals bereits zehn Jahre zu Macao aufgehalten, und sich Kenntniß der Landessprache erworben hatte, begleitete die Gesandten als Secretär. Sie reiseten am 29 November des Jahrs 1794 von Canton ab, und langten am 9 Januar des folgenden Jahres zu Peking an; von da gingen sie am 15 Februar wieder ab, und kamen am 11 May nach Canton zurück. Die Frucht dieser, und einer anderen im Jahre 1796 nach Isle de France und Manilla unternommenen Nebenreise ist das reichhaltige, und für Länder- und Völkerkunde wichtige Werk, von welchem wir jetzt unseren Lesern Bericht zu erstatten haben. Der Vf. hat seinen mannichfaltigen Stoff in drey von der Zahl der Bände unabhängige Theile vertheilt. Der erste, welcher die erste Hälfte des ersten Bandes einnimmt, ist eine Übersicht der alten Geschichte von China; der zweyte enthält das Tagebuch der Gesandtschaftsreise (in der zweyten Hälfte des ersten, und im ersten Drittel des zweyten Bandes), und im dritten

Theil findet man des Vfs. Bemerkungen über China und seine Bewohner unter Rubriken geordnet zusammengestellt. Als Anhang können die Bemerkungen über die philippinischen Inseln und über Isle de France betrachtet werden, welche den Rest des dritten Bandes einnehmen.

Wir sprechen von dem zweyten Theile, oder der eigentlichen Reisebeschreibung, zuerst, weil sich aus derselben ergibt, was und wieviel von dem grossen chinesischen Reiche Hr. de Guignes aus eigener Ansicht kennen gelernt hat. Die Gesandtschaft reisete von Canton aus zu Schiffe auf dem Flusse Ta stromaufwärts bis an die Grenzen der Provinzen Quang-tong und Kiang-sy, oberhalb der Stadt Nan-hiong, wo sie am eilften Tage ihrer Reise ankamen. Von hier aus machten sie einige Meilen zu Lande. Aber schon am folgenden Tage schifften sie sich wieder auf dem Flusse Tschang ein, auf welchem sie acht Tage lang bis nach Nan-tschang fuhren. Nun reiteten sie noch dreyszig Tage zu Lande bis nach Peking, durch die Provinzen Kiang-nan, Schan-tong, und Petschely. Auf der Rückreise wurden die Gesandten bis Nan-tschang grösstentheils einen anderen Weg geführt, dessen Richtung mehr östlich war. Von Peking aus reiseten sie neun und zwanzig Tage lang zu Lande; den übrigen Theil der Reise machten sie zu Wasser, theils auf dem kaiserlichen Canal, theils auf Flüssen, innerhalb vier und fünfzig Tagen. Die holländische Gesandtschaft sah von dem Inneren Chinas weit mehr als die englischen Gesandten. Denn diese betraten China erst an der Küste der Provinz Pe-tsche-li, dem nördlichsten Theile des Reichs, und fuhren dann auf dem Flusse Peiho bis dritthalb deutsche Meilen vor Peking. Auf ihrer Rückreise nahmen sie zum Theil denselben Weg, den das Jahr darauf die holländischen Gesandten nahmen. Die letzteren durchreisten China beynahe in seiner ganzen Länge von Süden nach Norden, und wieder zurück, und durchschnitten sechs der bevölkertsten und cultivirtesten Provinzen in verschiedenen Richtungen, theils zu Wasser, theils zu Lande. In seiner Reisebeschreibung beschränkt sich Hr. de Guignes übrigens absichtlich bloß auf die Schilderung der Gegenden, durch welche sie reiseten, und auf die Erzählung dessen, was ihnen begegnete. Eine gewisse Einförmigkeit war hier unvermeidlich, und der Vf. bemerkt selbst, man werde diesen Theil des Werkes sehr trocken finden, allein er sey es, fügt er hinzu, sich selbst schuldig gewesen, diesen einfachen Bericht gleichsam als ein Document zu geben, daß er das chinesische Reich wirklich durchreiset habe. Die öftere Wiederholung gewisser Bemerkungen von einerley Art, z. B. über den Boden der durchreisten Gegenden, entschuldigt er damit, daß er sein Tagebuch so einzurichten wünschte, daß es künftigen Reisenden zum Wegweiser dienen könne. Zur bequemeren Übersicht des zurückgelegten Wegs dient ein dem ersten Bande vorgelegtes *Itinéraire*, in welchem die Namen aller, auch der kleinsten Orte, welche die

Gesandten durch- oder vorbeypaßirten, verzeichnet sind, mit Bemerkung der Entfernung, der Zeit der Ankunft oder Abreise, und der Richtung des Wegs nach dem Compasse.

Sowohl auf der Reise, als während ihres Aufenthaltes zu Peking wurden die holländischen Gesandten mit eben der argwöhnischen Voracht bewacht, wie alle anderen Europäer, die China vorher besuchen, und wie noch das Jahr vorher die englischen Gesandten. Eben so wenig, wie diese, durften sie sich von dem vorgeschriebenen Wege entfernen, noch sich an den Orten, durch welche sie kamen, oder in denen sie sich längere oder kürzere Zeit aufhielten, nach Willkühr umsehen. Sie hingen lediglich von den Mandarinen oder kaiserlichen Commisariaten ab, die den Auftrag hatten, für ihr Fortkommen zu sorgen und sie zu begleiten; durch deren Geiz und Habgier ihnen aber oft die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten, nicht selten sogar das nöthige Holz zur Fenerung entzogen wurde. Obnerachtet sich die Gesandten zur Beobachtung jedes ihnen vorgeschriebenen, auch noch so demüthigenden oder lästigen Ceremoniels bequemen, mußten sie sich doch noch eine herabwürdigendere Behandlung, als die Engländer erfahren hatten, gefallen lassen. In Peking erschienen sie täglich vor Tagesanbruch in dem Pallast, um dem Kaiser ihre Ehrfurcht nach Landesitte dadurch zu bezeigen, daß sie auf den Knien mit dem Kopf die Erde neunmal berührten. Zuletzt wurden sie mit einigen Stücken seidenen Zeugs entlassen, und man hatte ihnen nicht einmal die Erlaubniß ertheilt, Etwas über Handelsangelegenheiten zu sprechen. Es war ihnen nicht vergönnt, die Missionaire zu besuchen, oder sonst mit ihnen zu sprechen, Einen ausgenommen, der die besondere Erlaubniß erhielt, bey ihnen am Tage vor ihrer Abreise, in Gegenwart von zehn oder zwölf Regierungsbeamten, einen Besuch von einer halben Stunde abzustatten. Für eine grosse Gnadenbezeugung, die auch als solche in dem Briefe des Kaisers an den Erbstatthalter erwähnt wird, galt es, daß den Gesandten gestattet wurde, die kaiserlichen Gärten zu Yuen-ming-yuen zu besuchen. Schon die erste Audienz bey dem Kaiser, welche auf einem Hofe außerhalb des Pallastes stattfand, kam Hr. de Guignes so seltsam vor, daß er bey Erzählung derselben aufsezt: „Daß die Chinesen, welche sich über alle anderen Menschen erheben dünken, die Europäer auf diese Weise behandeln, wundert mich nicht; allein das begreife ich nicht, warum diese freywillig und ohne Grund sich einer solchen Behandlung aussetzen. Ich glaube nicht, daß sich noch ferner eine europäische Nation versucht fühlen soll, Gesandte nach Peking zu schicken. Denn man muß viel zu erreichen hoffen, um sich das gefallen zu lassen, was ich gesehen habe, und es nicht wollen, hiesse die Reise vergebens unternommen haben.“ So wurde also auch durch diese Gesandtschaft eben so wenig ausgerichtet, als durch die im Jahre 1655 von der ost-indi-

ischen Compagnie von Batavia nach Peking abgeschickte Gesandtschaft, von welcher *Johann Neuhof*, welcher die Gesandten als Secretär begleitete, einen umständlichen und noch immer schätzbaren Bericht erstattete. Dieser beschließt seine Beschreibung der Gesandtschaftsreise mit einer Specification der Reisekosten, und der Ausgaben für die Geschenke an den Kaiser und die vornehmsten Reichs-Räthe, die sich auf 98,831 holländische Gulden beliefen, und fügt dann die Bemerkung hinzu: „Mit allen diesen Geschenken und Unkosten, dazu mit aller Mühe und Arbeit, Noth und Gefahr, so die Gesandten auf der langen beschwerlichen Reise ausgestanden, wurde weiter nichts ausgerichtet, als daß die Holländer vom kaiserlichen Kaiser zu Freunden angenommen wurden, und die Freyheit erhielten, alle acht Jahre einmal den Kaiser zu begrüßen.“

Der schätzbarste Theil des vor uns liegenden Werkes sind unstreitig die *Bemerkungen über die Chinesen*, welche der Vf. während eines sechzehnjährigen Aufenthalts in diesem merkwürdigen Lande theils selbst zu machen Gelegenheit hatte, theils von unterrichteten Eingebornen mitgetheilt erhielt. Er beginnt mit einer Schilderung des Landes und seiner Bewohner im Allgemeinen, nach dem Eindruck, den die erste Ansicht bey seiner Ankunft aus Europa auf ihn machte, und geht sodann zu einer genaueren Charakteristik der Chinesen in physischem und moralischem Betracht über. Wohlbeleibtheit gilt bey diesem Volk nicht allein für Schönheit, sondern auch für ein Zeichen von Reichtum und geistigen Talenten. Die Reichen, Gelehrten und Mandarinen pflegen sich die Nägel der linken Hand wachsen zu lassen, vorzüglich den Nagel am kleinen Finger. Der Vf. sah einen Arzt, dessen längster Nagel 12½, die anderen 9 bis 10 Zoll hatten. Ehe seine Nägel diese Länge erreichten, mußte er seine Finger beständig in Bambus-Futteralen tragen, welche ihm die Haut wund rieben. Allein er stand dafür auch in großem Ansehen, und würde jeden Proceß vor den Mandarinen durch Vorzeigung seiner Nägel gewonnen haben. Man würde nämlich geschlossen haben, daß ein Mensch von so viel Geduld unmöglich ein Zänker seyn könne, und Besonnenheit genug habe, um sich in keine schlechten Handel zu verwickeln. Die Chinesen sind arbeitsam und thätig; sie haben gerade nicht viel Genie für die Wissenschaften, allein viel Geschick zu mechanischen Künsten und zum Handel; sind aber sehr zum Betrug geneigt. Eigennutz ist ein Hauptzug in ihrem Charakter. Sie lieben das Geld leidenschaftlich, und bedienen sich jedes Mittels, sich solches zu verschaffen. Den Altern, und dem Alter überhaupt, erweisen sie viele Ehrerbietung. Auch für die Todten haben sie Achtung; desto weniger aber oft für die Lebenden. Die Soldaten, von einer Gerichtsperson zur Verhaftung ausgesandt, mißhandeln die Verhafteten ohne Unterschied der Schuld und Unschuld. Ein Absehen erregender Zug von der Barbarey der Chinesen ist, daß man im Jahre 1786, als in Schan-tong Hun-

gersnoth herrschte, Menschenfleisch daselbst aß, und dies war nicht das erste Mal. Um die nämliche Zeit wurden im nördlichen Theile von Hu-kuang dreysig Personen von Hungernden, denen sie keinen Reis hatten geben wollen, lebendig begraben. Auf der anderen Seite findet man wenig Nationen, die mäßiger, und zugleich arbeitsamer sind. Ein Chineser fühlt sich glücklich, nachdem er den ganzen Tag hindurch gearbeitet hat, Reis und etwas Gemüse zu haben. Es herrscht unter ihnen viel Industrie, und manche Kenntnisse und Erfindungen haben sie unstreitig eher, als wir, gehabt; andere mögen sie auch aus den Abendländern erhalten haben. Aber getrennt von der übrigen Welt, und der Nacheiferung, welche in Europa Statt findet, gänzlich ermangelnd, bleiben sie stets auf demselben Punct stehen. Sie haben schon längst den Compaß und das Schießpulver; aber jener ist noch unvollkommen, und dieses nicht sonderlich. Wenig bewandert in der Astronomie, den mathematischen, physikalischen, und allen abstracten Wissenschaften, verstehen sie dafür sehr gut die Färberey, die Fabrication von Seide, Lack und Porcellan. Sie verfertigen auch Stahl; allein ihre Arbeiten dieser Art stehen den europäischen weit nach. Diefs gilt auch vom Glase; doch machen sie Brillen. Da diese aber nur auf gut Glück gemacht sind: so muß man sich die passenden auswählen. Ihre Arbeiter sind nicht so erfindungsreich, wie die unsrigen; allein sie machen das Fremde leicht und genau nach, ungeachtet sie nicht so viel Instrumente, wie wir, haben. *Bauart und Hausgeräthe*. Die Materialien eines chinesischen Gebäudes bestehen größtentheils in Holzwerk. Das Dach ruhet auf Pfeilern; allein diese erheben sich nur bis zu einer gewissen Höhe, wo Querbalken über ihnen liegen, worauf wieder andere kleinere stehen, welche immer kleiner werden, je näher sie dem Giebel kommen. Die Pfeiler sind gewöhnlich von Fichtenholz, nur bey Reichen von besserem. Das rothe Holz wird bloß für die kaiserlichen Gebäude aufgespart. Die Fenster der Häuser sind mit dünnen, sehr durchsichtigen Muscheln, oder mit Papier bekleidet. In Petchely und Schan-tong, wo es friert, verwahrt man sie fester, um die Kälte abzuhalten; überdies wird ein Becken mit glühenden Kohlen ins Zimmer gesetzt, oder man zündet Feuer in einem kleinen Ofen an, der am Anfang der Estrade, die im Hintergrunde des Zimmers sich befindet, und worauf man schläft, angebracht ist. Bey den reichen Leuten in Peking sind die Ofen größer, gehen unter den Zimmern hin, und man heizt sie von aussen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die, welche dem Staate gehören, durch ihre Größe und Bauart vorzüglich ausgezeichnet. Die Häuser z. B., welche zu den Prüfungen der Studirenden dienen, nehmen einen großen Raum ein; sie haben viele Sale, und vorzüglich ein sehr großes Zimmer für die, welche Ausarbeitungen machen. Die Tempel sind groß und gut gebaut; gemeinlich bestehen sie

aus weiten Höfen, Pavillons für die Götzenbilder, Gärten, und allen zur Wohnung und den Bedürfnissen der Bonzen nöthigen Gebäuden. Die schönste Zierde dieser Tempel macht gemeinlich ein hoher Thurm; sie sind denengleich, welche man bey oder in den Städten findet. Diese heißen *Ta*; sie sind sehr dauerhaft, und sorgfältiger gebaut, als man jetzt zu bauen pflegt. Es giebt ihrer, die funfzehnen hundert Jahre stehen. Diese Thürme haben eine sehr verschiedene Höhe, von neunzig bis auf hundert und siebenzig Fuß; ihre Höhe richtet sich immer nach der Wichtigkeit der Stadt, bey der sie stehen. Immer sind sie in Stockwerke getheilt, jedoch in ungleicher Zahl; der höchste, den Hr. *de Guignes* sahe, hatte eilf Stockwerke. Zu welchem Zweck sie erbaut sind, läßt sich nicht mit Gewissheit bestimmen. Ihre nach Verhältniß der Städte verschiedene Höhe scheint anzudeuten, daß sie bloß zur Zierde dienen sollen. Doch könnten sie auch zu Signalgeben bestimmt seyn. Die fälschlich sogenannten Triumphbogen sind Monumente, die zu Ehren achtungswürdiger und verdienstvoller Personen errichtet worden. Sie bestehen immer aus drey Thoren, wovon das mittelfte das höchste ist, haben nicht über fünf und zwanzig Fuß Höhe, und sind mit Schnitzwerk, Blumen und anderen Figuren verziert. Übrigens dürfen sie nur mit Bewilligung des Kaisers errichtet werden. *Gärten.* Bey der Anlegung ihrer Gärten sehen die Chinesen vornehmlich auf eine gute Lage, Gesundheit der Luft, und besonders auf Entfernung von Nachbarschaft und Neugierigen. Bey einem Volke, wo die Vielweiberey erlaubt, und der Zustand der Frauen folglich nicht der angenehmste ist, muß es die erste Sorge der Männer seyn, ihnen einige Zerstreuung zu machen, und sie zugleich den Augen der Fremden zu entziehen. Die Gartenkunst besteht bey den Chinesen darin, die Natur nachzuahmen; ihre Schönheiten und scheinbare Wildheit wieder zu geben, ist bey ihnen die höchste Aufgabe in dieser Art. Daher erblickt man in den chinesischen Gärten nur gewundene Fußpfade, hie und da zerstreute Bäume, waldige und kahle Hügel. Vorzüglich pflegen sie angebautes Land und unfruchtbaren Boden zusammenzustellen, und das Terrain mit künstlichen Felsen zu besetzen. Sie graben Höhlen in Felsen, setzen an Abhänge halbzerstörte Pavillons, und legen Wasserfälle an, und Wasserbehälter, in denen sich kleine Inseln, mit Pavillons und Triumphbogen geziert, befinden. *Canäle.* China ist von einer zahllosen Menge von Flüssen und Canälen durchschnitten. Man hat diese so viel als möglich vermehrt, nicht bloß der Wasserung des Bodens halber, sondern auch um die Verbindung im Inneren des Landes zu erleichtern. Aller Handel wird zu Wasser getrieben; alle Reisen geschehen zu Wasser, außer in sehr dringenden Fällen. Man kann von Canton nach Peking in Einem fort zu Wasser reisen, einen einzigen Tag ausgenommen. *Schiffe,* chine-

fisch *Jonken* genannt. Sie sind dauerhaft gebaut, haben einen platten Grund, ein erhöhtes Vorder- und ein sehr hohes Hinter-Theil, drey Masten mit großen Segeln, und tragen von hundert bis zu sechshundert Tonnen. Diese Fahrzeuge gehen nach Japan, Manilla, Batavia, Borneo, und segeln mit den günstigen Strichwinden hin und her. Die Chinesen bedienen sich nicht des eigentlichen Seecompasses, sondern bloß der Bouffole; die Nadel, nur anderthalb Zoll lang, wankt immer hin und her, und steht in einer Schachtel, welche nicht hängt, sondern in einem mit Sand angefüllten Gefäße steht, worein sie kleine Lichter von wohlriechendem Holze stellen. Unter der Menge von Schiffen, welche den Fluß bey Canton bedecken, sind die schönsten die Luftschiffe. Sie bestehen aus einem Vorzimmer, einem großen Gemach, und einem kleinen Cabinet, sämmtlich gut eingerichtet, und haben Fenster mit Muscheln oder Jalousieen bekleidet. *Landstraßen.* Schon 219 Jahre vor Christi Geburt ließ der Kaiser Schy-hoang-ty breite, und mit Bäumen bepflanzte Wege anlegen. *Barrow's* Behauptung, es gebe in China gar keine Landstraßen, als in der Nähe der Hauptstadt, erklärt der Vf. für falsch; überhaupt habe sich Hr. *B.* durch seine Parteylichkeit gegen die Chinesen oft zu falschen Ansichten verleiten lassen. Die Landstraßen sind in China zwar nicht so sorgfältig unterhalten, als in Europa, aber größtentheils breit, und mit Bäumen bepflanzt. Zur Sicherheit der Straßen sind in gewissen Zwischenräumen *Wachthäuser* angelegt. Die Zwischenräume sind gemeinlich auf einer hölzernen, vor den Wachthäusern befindlichen Thüre verzeichnet. *Herbergen* für Reisende soll es nach *Barrow* in China gar nicht geben; indess *Macartney* sagt, sie seyen in diesem Lande sehr gewöhnlich. Es giebt freylich daselbst keine Gasthäuser wie in London; allein wenn man erwägt, daß man in Asien nur einfache Ruheorte findet, wohin man die ersten Lebensbedürfnisse selbst mitbringen muß: so giebt es in China sehr viele Herbergen dieser Art, und zwar in besserem Zustande, als in vielen anderen Gegenden des Orients. Die Regierung unterhält überdies in den Städten und Flecken Gasthöfe, worin Personen, die in Angelegenheit des Hofes reisen, einkehren. Die Regierung unterhält auch Posten, aber nur für sich, und Niemand, außer den Reichscourrieren, darf sich der daselbst befindlichen Pferde bedienen. *Gewirkte Zeuge.* Seidene Zeuge verfertigten die Chinesen sehr früh: denn schon 750 J. vor unserer Zeitrechnung wird in den Jahrbüchern ein seidener Stoff, der Brocat, erwähnt. Fast Jedermann, Landleute und der Pöbel ausgenommen, trägt Seide. Man verfertigt zu Canton auch seidene Strümpfe und Bänder für die Europäer; allein die Chinesen kommen uns darin bey weitem nicht gleich.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 F E B R U A R , 1 8 1 1 .

E R D B E S C H R E I B U N G .

- 1) PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Voyages à Peking, Manille et l'Isle de France, faits dans l'intervalle des années 1784 à 1801, par M. De Guignes etc.*
- 2) BERLIN, b. Hitzig: *Remarques philologiques sur les Voyages en Chine de M. De Guignes etc., par Sinologus Berolinensis etc.*
- 3) Ebendasselbst: *Réponse de M. Montucci à la Lettre de M. De Guignes insérée dans les Annales des Voyages publiées par M. Malte-Brun etc.*
- 4) ST. PETERSBURG: *Schreiben an Herrn Sinologus Berolinensis von Jul. von Klaproth etc.*
- 5) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Reise nach Peking, Manila und Isle de France in den Jahren 1784 bis 1801, von Hn. De Guignes. — Aus dem Französischen von K. L. M. Müller etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Druckerey. Die Buchdruckerkunst wurde in China um das Jahr 950 unserer Zeitrechnung erfunden. Die Chinesen bedienen sich nicht, wie wir, beweglicher Charaktere, sondern gravirter Platten; indessen haben sie auch einzelne Lettern für Zeitungen und unbedeutende Schriften. **Siegel.** Da die Chinesen nichts bekannt machen, ohne es zu besiegeln: so findet man bey ihnen eine große Menge von Steinschneidern. Die Form dieser Siegel ist fast immer viereckig; man macht sie gewöhnlich aus einem im Lande sehr häufigen Tropfstein. Eine rothe, mit Öl vermischte Substanz wird als Siegelack gebraucht. **Papier.** Man bedient sich dazu der zweyten Rinde des Bambus, welche weich und weiß ist; man läßt sie in Wasser auflösen, dann in Kesseln kochen, worauf durch das Stossen derselben in Mörsern ein Teig gemacht wird. Auch altes Papier und Lumpen braucht man in den Papierfabriken. **Dinte oder Tusche;** über die verschiedene Art, dieselbe zu verfertigen. Die alte chinesische Tusche ist sehr gut bey Blutflüssen, weil Leim aus Efelshaut dazu kommt, welches ein vortreffliches Mittel gegen das Blutpocken ist. **Malerey.** Die Chinesen zeichnen immer in der Vogelperspective, und stellen sich abwechselnd gerade vor die Gegenstände, ihre Lage und Entfernung mag seyn welche sie will; daher stehen in ihren Gemälden die Häuser über einander. Ein Mittel, welches sie ausgedacht haben, um Gegenstände in der Entfernung darzu-

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

stellen, ist, Wolken zu malen, welche die Häuser, die Bäume und die Menschen in zwey Theile zerfchneiden. Sie malen auch auf Glas, aber eben so wie auf Leinwand, nur daß sie dazu lebhaftere Farben nehmen, und bloß eine einzige sehr dünne Schicht auflegen. Man darf aber diese Gemälde nicht an die Sonne bringen: denn die Hitze schmelzt die Farben und zerstört sie. **Porcelan.** Dieses wird in China schon seit sehr langer Zeit verfertigt. Die Masse dazu ist besser, als die unfrige; allein unseres hat bessere Arbeit und bessere Malerey. Die verschiedenen Gattungen desselben und die Zubereitung der Farben beschreibt der Vf. genau. **Lackirte Arbeiten.** Der chinesische Lack ist eine dicke Masse, dem bräunlichen Mastix ähnlich, die aus einem Baume kommt, dessen Blätter und Rinde der Esche gleichen. Die Arbeiten der Japanesen in dieser Art übertreffen aber die chinesischen bey Weitem. **Tong-tscha;** ein dem Wallnussbaum ähnlicher Baum, aus dessen Nüssen ein Öl gepresst wird, dessen man sich sowohl zum Brennen als zum Malen bedient. **Elastisches Gummi.** Dasjenige, welches man zu Canton findet, ist nicht natürlich, sondern es ist ein Product der Kunst, dessen Verfertigung ein Geheimniß ist. **Maschinen zur Bewässerung der Felder.** Die Wasserräder, welche der Vf. in der Provinz Kiang-sy sahe, waren sehr künstlich und zweckmäßig; und doch zugleich einfach, nicht kostspielig, und leicht zu unterhalten. Der Bau derselben wird hier ausführlich beschrieben. **Ausbrüten der Enten-Eyer.** Bloß Enten-, aber nie Hühner-Eyer pflegt man in China durch künstliche Wärme auszubrüten. **Ceremoniel.** Dieses ist unveränderlichen Gesetzen unterworfen. Man glaubt, die Ruhe und Ordnung im ganzen Staat beruhe darauf. Selbst bey Briefen und Visitenbillets ist eine unendliche Menge von Formalitäten zu beobachten. **Kleidung.** Die Chinesen kleiden sich immer auf eine und dieselbe Weise. Unbekümmert um neue Moden trägt der Enkel die Kleider seiner Großältern, ohne dadurch Aufsehen zu erregen. Bey den Frauen gilt ein kleiner Fuß auch jetzt noch für ein wesentliches Erforderniß, um auf das Lob der Schönheit Anspruch machen zu können. Der Fuß einer Chinesin wird von Kindheit an mit Binden zusammengeschnürt, und bleibt daher so klein, daß er in einen Schuh paßt, der vier Zoll Länge, und einen und einen halben Zoll Breite hat. **Feste und Gastmähler.** Bey diesen herrscht das Vergnügen nicht mit so vieler Freyheit, als in Europa; im Gegentheil ist hier Alles

Kk

abgemessen, und an ihr kleinliches Ceremoniel gefesselt, haben sie es auch nicht von ihren Gastmählern verbannt. — *Nahrungsmittel.* In den südlichen Provinzen ist Reis die Hauptnahrung der Chinesen und das erste Gericht bey allen Mahlzeiten; allein im Norden, wo er nicht wächst, und wo er nicht so leicht zu haben ist, werden aus Weizenmehl kleine Kuchen, und weiche Brode, bloß an heißen Dämpfen gebacken, bereitet. Das gewöhnlichste Fleisch ist Schweinefleisch. Arme verzehren auch Hunde, Katzen und Würmer. *Heirathen.* Die Chinesen pflegen sehr früh zu heirathen. Von einem unverheiratheten Manne würde man keine günstige Meinung haben. Dagegen werden die Frauenzimmer, die sich nicht verehelichen, sehr geehrt; sie genießen sogar ganz besondere gesetzliche Vorzüge. Die Ehescheidung ist in China sehr selten, oder vielmehr, gar nicht gewöhnlich. Frauen, welche ihre Männer verlieren, können sich zwar wieder verheirathen; allein Frauen vom Stande pflegen meistens Wittwen zu bleiben, um das Andenken ihrer Männer zu ehren. Die Nichte, oder ein Mädchen, welches mit dem Manne einerley Namen hat, zu heirathen, ist verboten. Eben so wenig dürfen zwey Brüder zwey Schwestern heirathen. Das Gesetz erlaubt nur dem Kaiser, den Großen und den Mandarinen, Beyschläferinnen zu halten; gemeinen Leuten ist es verboten, es müßte denn die Gattin unfruchtbar und vierzig Jahre alt seyn. *Aussetzen der Kinder.* Es ist bey weitem nicht so häufig in China, als viele Reisende, unter diesen auch *Macartney*, behaupten. Die Gesetze erlauben das Aussetzen der Kinder nicht; indessen können sich in einem so großen Reiche dergleichen Fälle wohl öfters ereignen. Auch muß man einen Unterschied zwischen lebendig u. todt Ausgesetzten machen. Letztere finden sich häufig, weil arme Altern die Begräbniskosten ersparen wollen. Deshalb gehen in Peking alle Morgen Wagen herum, um die todt ausgesetzten Kinder aufzunehmen. Indessen hat Hr. *de Guignes* auf allen seinen Reisen, weder zu Wasser noch zu Lande, ein lebendiges oder todttes Kind ausgesetzt gefunden. Übrigens giebt es in allen Städten Findelhäuser. *Adoption.* Sie ist bey Kinderlosen sehr gewöhnlich. Die Chinesen adoptiren ohne Unterschied Kinder eines Verwandten oder Nachbarn, oder auch solche, die aus Findelhäusern genommen werden; aber die Tataren adoptiren nie das Kind eines Chinesen. *Slaven.* Altern können ihre Kinder vermieten oder verkaufen; auch kann sich ein Mensch selbst verkaufen, wenn er sonst kein Mittel findet, seinen Vater zu unterstützen. Die Kriegsgefangenen werden als Slaven verkauft; man gebraucht sie zu Arbeiten an den Grenzen, und behandelt sie wie die Schuldner des Kaisers. *Verschnittene.* Die Anzahl derselben beläuft sich jetzt auf fünf bis sechs Tausend, die des Kaisers und der Mandarinen zusammengerechnet. Sie werden nur zu unbedeutenden und niedrigen Geschäften gebraucht. *Leichenbegängnisse. Trauer.* Das Trauer-

ceremoniel ist sehr lang und beschwerlich. Um Altern muß man eigentlich drey Jahre trauern; allein diese Zeit ist auf sieben und zwanzig Monate herabgesetzt worden. Während derselben darf man kein Amt verwalten; ein Mandarin muß Alles aufgeben, es müßte ihn denn der Kaiser befehlen, seine Geschäfte fortzusetzen, indem er ihn von dem gewöhnlichen Ceremoniel dispensirt. Beym Tode des Kaisers ist die Trauer allgemein; alle Gerichte sind geschlossen, und die großen Mandarine sind bloß mit den Trauerceremonieen beschäftigt. Auf Särge und Grabmäler wird sehr viel verwandt. Alljährlich im dritten Monat besucht man die Gräber der Altern und Verwandten, bessert sie aus, und erneuert zum Theil die ersten Begräbnis-Ceremonieen. *Namen bey den Chinesen.* Alle haben einen Familien-Namen, der sich nie verändert. Bey der Geburt eines Knaben giebt ihm der Vater einen anderen, den er den *kleinen Namen* nennt. Auf den Schulen erhalten sie einen sogenannten Schulnamen, wobey sie von Lehrern und Mitschülern genannt werden. Wenn sie sich verheirathen, nehmen sie einen anderen an, den sie beybehalten; sie müßten denn eine Ehrenstelle erhalten; in diesem Falle wählen sie sich wieder einen anderen Namen, dessen sich nun Jedermann im Gespräch gegen sie bedienen muß. *Spiele.* Die Chinesen sind leidenschaftliche Liebhaber des Spiels. Vornehme und Gemeine spielen mit einer solchen Wuth, daß sich mehrere dadurch gänzlich zu Grunde richten. *Musik.* Diese war von jeher in China sehr geschätzt. Die chinesische Musik unterscheidet sich aber sehr von der Musik anderer Völker; sie mißfällt den Europäern, so wie die europäische den Chinesen mißfällt. Jede Feyerlichkeit hat ihre besonderen Arien und Melodien, und der Kaiser nimmt nichts ohne Musik vor. *Schauspiel.* Öffentliche stehende Theater giebt es in China nicht. Wollen die Bewohner eines Quartiers eine theatralische Vorstellung haben: so bringen sie unter sich eine Summe zusammen, von welcher die Erbauung eines Saals und die Bezahlung der Schauspieler bestritten werden kann. Die Stücke, welche dargestellt werden, sind immer aus der chinesischen Geschichte genommen, und in der Mandarinensprache abgefaßt. Die Acteurs sprechen sehr laut und singend. In den Opern erscheinen Geister auf der Bühne, Vögel und Thiere reden, und gehen auf derselben herum. Frauen erscheinen nie auf dem Theater. Der Stand der Schauspieler ist sehr verachtet; daher müssen die Unternehmer meistens Kinder kaufen, die sie zu Schauspielern erziehen. *Arzneykunst, Krankheiten.* Jedermann kann im ganzen Reiche die Arzneykunst ausüben. Es giebt keine öffentliche Anstalt, wo diese Kunst gelehrt würde; wer sie erlernen will, begiebt sich unter die Leitung eines Arztes. Von Anatomie haben die Chinesen gar keine Kenntniß; denn ihre Vorurtheile lassen sie keinen todten Körper öffnen. Die Wissenschaft des Arztes besteht vornehmlich in der Beurtheilung des Pulses. Zur Adar wird nicht

gelassen; sondern man lockt das Blut auf die aufserste Haut durch ein starkes Reiben derselben mit einem Stück Kupfer. In die leidenden Theile des Körpers werden Nadeln gestochen, und die grösste Geschicklichkeit besteht darin, die rechte Stelle dazu zu finden, und sie zu rechter Zeit wieder herauszuziehen. Blindheit und Ausatz sind unter den Chinesen sehr häufig. *Sekten des Lao-kium, des Fo, und des Confucius.* Die Verschiedenheit zwischen den Schulen des Confucius und Lao-kium besteht vornehmlich darin, dafs die erstere lehrt unter Menschen zu leben, und sie zu bessern sucht, statt dafs die Anhänger der anderen die Gesellschaft meiden, und in einem frugalen und zurückgezogenen Leben sich nur mit ihrem eigenen Glück beschäftigen. Die Lehre des Confucius hat das Übergewicht über die des Lao-kium gewonnen; es ist die der Gelehrten. *Juden.* Die Anzahl derselben in China ist jetzt nicht groß. Sie haben zu Kay-fong-sou in Ho-nan eine Synagoge. *Christenthum; Verfolgungen; Missionarien; Nutzen der Missionen.* Ausführliche Nachrichten von der Verfolgung der Missionarien, und der Chinesen, welche Christen geworden waren, im Jahr 1784. Blofs in Peking darf sich jetzt mit Erlaubnifs der Regierung eine bestimmte Anzahl von Missionarien aufhalten. Diejenigen, welche sich in die Provinzen einschleichen, setzen sich grosser Lebensgefahr aus. Die französische Regierung unterstützt mit Recht die Missionarien in China, weil sie dadurch im Stande ist, sich immer die bestimmtesten Nachrichten von diesem Reiche zu verschaffen. *Mohammedaner.* Der letzte Kaiser Kien-long rothete in den Jahren 1783 und 1784 hundert tausend Mohammedaner aus. Als die Reisenden nach Hang-tscheou-fou kamen, sahen sie zwar noch eine Moschee, aber sie stand ganz leer. *Religion.* Die älteste Volksreligion in China war, und ist zum Theil noch, Verehrung der personificirten und symbolisirten Naturkräfte, also Polytheismus. Der Hof aber bekennt sich, seitdem die tatarischen Fürsten den Thron bestiegen haben, zu der lamaischen Religion, oder der Religion des Fo. Seit undenklichen Zeiten sind in China öffentliche Fasten gewöhnlich. Bey grosser Trockenheit halten die Landleute Processionen; die Mandarinengehen in die Tempel, um bey den Göttern vorzubitten, und man darf kein Schwein schlachten und kein Fleisch genießen, bis der Himmel Regen geschenkt hat. *Wahrsager und Zeichendeuterey.* China ist voll von Charlatans und Menschen aller Art, die sich mit Propheteyungen abgeben. Meistentheils blind, und ein Instrument spielend, gehen sie von Ort zu Ort, verkündigen den sie Befragenden Reichthümer und Glück, oder veranlassen sie, die Tempel zu besuchen, und durch Zeichen die Zukunft zu erforschen. *Pagoden.* Die meisten kaiserlichen Palläste haben in der Nähe eine Pagode. Diese Tempel sind fast alle gut unterhalten, die Gebäude einfach, und nichts gleicht mehr unseren christlichen Klöstern. Die meisten haben liegende Gründe, und auch Ca-

pitalien. An allen Orten, wo man Schaden nehmen kann, sind kleine Pagoden gebaut, wo die Reisenden und Schiffer die Geister anrufen. Die chinesischen Tempel enthalten eine grosse Menge von Götzenbildern. Die einzige Pagode am See Syhou enthält fünfhundert Götter und Genien. An den Eingängen stehen gewöhnlich Genien von riesenmäfsiger Gröfse. *Bonzen.* Die Anzahl derselben im ganzen Reiche beläuft sich auf eine Million. In mancher Pagode findet man allein zwey bis drey Hundert beylammen. Sie theilen sich in zwey Classen, und haben Vieles mit den christlichen Mönchs-Orden gemein. Die Bonzen des Fo verheirathen sich nicht, scheeren sich den Kopf, und tragen ein schwarzes oder graues Gewand. Ihre Lebensart ist äufserst frugal, und ihr Novizjat sehr streng. Auch Bonzinnen giebt es, die wie Nonnen in Gemeinschaft zusammen leben. Sie sind wie die Bonzen gekleidet, tragen einen geschornen Kopf, und umwinden ihn mit einem Tuche. Sie gehen aus, und dürfen sich verheirathen; allein sie müssen es erst ihrer Vorsteherin melden. Wird eine Bonzin schwanger, während sie noch in ihrem ersten Aufenthaltsorte ist: so wird sie gestraft. *Fest - Tage.* Einer der vornehmsten ist das neue Jahr. Alle Geschäfte werden in den drey ersten Tagen des Jahres ausgesetzt; man macht gegenseitige Besuche, beschenkt sich, und kleidet sich aufs Beste an. Jedermann kauft sich Etwas, sollten es auch nur neue Schuhe seyn. Am ersten Tage des Jahres werden schon um Mitternacht Raketen losgelassen. Im Frühling wird ein Fest zu Ehren des Ackerbaues gefeyert. Ein anderes Fest fällt im Herbst; dabey werden Laternen, Transparents und ungeheure papierne Fische umhergetragen. Im Monat Julius und August halten die Chinesen grosse Processionen, um Regen und eine gute Ärndte von den Göttern zu erhalten. Im Frühling werden auch Processionen zu Ehren der Todten angestellt. *Schriftarten, Stil, Grammatik.* Über diese Abschnitte werden wir nachher besonders zu reden Gelegenheit haben. *Studien. Prüfungen.* Es giebt wenig Dörfer in China, worin man nicht eine Schule findet; es giebt ihrer in allen Städten und Flecken. Die Regierung unterhält blofs das zu Peking befindliche Collegium, in welchem der Kaiser die Kinder der Grossen des Reichs erziehen läfst. Die Studirenden müssen sich einer Menge von Prüfungen unterwerfen, bis sie den Grad eines Tsin-tse oder Doctors erhalten. Diese können zu den wichtigsten Ämtern im Staate gelangen. Auch die Soldaten müssen Prüfungen bestehen, und erhalten Titel, wie die Gelehrten. Unter den anderen Volksclassen findet man in China weit mehr Menschen, als in Europa, welche für alle Umstände, wo sie es bedürfen, hinlänglich lesen und schreiben können. *Astronomie.* Die Chinesen setzen ihre Kenntnisse in der Astronomie bis in das früheste Alterthum hinauf; dessenungeachtet sind sie in ihren astronomischen Kenntnissen so weit zurückgeblieben, dafs sie zur Einrichtung ihres Ka-

lenders seit langer Zeit der Hülfe von Ausländern benöthigt find. Dreyhundert Jahre lang hatten die Araber die Leitung des Kalenders, worauf dem Pater *Adam Schaal* dieselbe übertragen wurde; allein als dieser Missionär im Jahre 1664 ins Gefängniß gesetzt wurde: so erfüllten den Kalender neue Irrthümer, so daß der Pater *Verbieß*, dem der Hof die Verbesserung desselben auftrug, im Jahr 1669 einen ganzen Monat wegnehmen mußte. Von dieser Zeit an haben die Missionarien die Leitung des Kalenders behalten: allein noch gegenwärtig besorgen diese Patres nur den astronomischen Theil der drey Almanache, welche alle Jahre erscheinen, und die Chinesen fahren fort, den astrologischen Theil zu redigiren. *Regierung.* Die unumschränkte Macht des Kaisers wird noch durch die kindliche Achtung erhöht, welche die chinesische Regierung unter allen Classen der Unterthanen geistlich unterhält. Die Verehrung gegen den Kaiser geht bis zur Anbetung; das Volk betrachtet ihn als den Sohn des Himmels. Aber das Bild, welches der Vf. von der chinesischen Regierung entwirft, ist nicht günstig. „Überall“, sagt er, „habe ich bemerkt, daß der Starke den Schwächeren unterdrückt, und daß Jeder, der nur ein wenig Gewalt hat, sich derselben bedient, um Andere zu drücken und zu plagen.“ Die Mandarinen der Städte suchten sich zum Theil den Trägern der holländischen Gesandten bestimmten Salariums zu bemächtigen, und schlugen sie sogar, wenn sie sich darüber beschwerten wollten. Einer dieser Mandarinen schämte sich nicht, eine Summe von 20,000 Franken zu nehmen, welche unter die chinesischen Bedienten der Gesandten vertheilt werden sollten. Die Gier nach Geschenken herrscht von dem Reichsoberhaupt an bis zu den untersten Beamten. Es giebt keinen Statthalter oder Vice-König, der nicht mit zwey bis drey Millionen Franken seine Stelle verliefse. Ausser dem geheimen Staatsrath des Kaisers, welcher aus den Staatsministern, den Präsidenten der Gerichte und Secretären besteht, sind zu Peking noch sechs Collegia und Tribunale, unter welche die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung vertheilt sind. Auf die Unsicherheit der öffentlichen Beamten in ihren Stellen, und das Streben danach, gründet der Kaiser seine und des Staats Sicherheit. Stets sucht die Regierung unter den Mandarinen gegenseitiges Mißtrauen zu unterhalten, und sie dadurch an einer Verbindung gegen die höchste Gewalt zu hindern. Daß man Fremden den Eingang in das Reich verbietet, ist eine Mafsregel der Politik. Erlaubte man den Euro-

päern, sich in China niederzulassen: so würde ihre alte Regierung bald zusammenstürzen; der Umsturz des Throns der Mongolen, und Indiens Unterjochung, sind für die chinesische Regierung warnende Beyspiele. *Classen der Staatsbürger.* Es giebt in China keinen Adel; kein Stand ist fixirt und erblich. Ein Sohn erbt wohl des Vaters Vermögen, aber nicht seine Würde. Der Stand der Mandarinen ist der angesehenste. Die Kaufleute sind wenig geachtet; man verachtet sogar diejenigen, welche ihr Vaterland des Handels wegen verlassen. Daher sehen die Chinesen auch die europäischen Kaufleute für nicht viel besser als Vagabonden an. *Mandarinen.* Ohnerachtet sie an sehr strenge Gesetze gebunden sind: so sagt doch ein Sprichwort in China: der Kaiser läßt eben so viele Räuber und Wölfe los, als er Mandarinen macht. Man spricht mit den Mandarinen knieend, man mußte denn ein Amt, oder einen Grad haben, welcher davon befreyt. Ein Chineser, der einem Mandarin nicht die gehörige Achtung bezeigen wollte, würde hart bestraft werden. Es giebt neun Classen der Mandarinen, die durch den Schild auf der Brust, durch den Gürtel, und den Knopf auf der Mütze unterschieden werden. *Costum des Kaisers und der Mandarinen.* Die lichtgelbe Farbe hat sich der Kaiser allein für sich und seine Söhne vorbehalten; selbst seine Verwandten und alle Mandarinen tragen nur violette Kleider. *Kriegsmacht.* Nach den Berichten, welche *Barrow* von den Mandarinen erhielt, soll die chinesische Armee eine Million achtmal hundert tausend Mann betragen. Der Vf. zeigt aber, daß man die Zahl der Infanterie nicht höher, als sechsmal hundert Tausend, und die der Reiterey nicht über 242,000 annehmen könne. Die Soldaten werden in den Provinzen, wo sie geboren sind, angeworben, und unter die daselbst liegenden Corps vertheilt. Diese Corps wechseln ihre Garnisonen niemals. Die Regierung glaubt, daß der Officier und Soldat, wenn er in seiner Familie lebt, dieselbe bey Gelegenheit mit desto mehr Muth verteidigen werde. Der Anzug der chinesischen Soldaten ist nicht sehr geeignet, ihnen ein kriegerisches Ansehen zu geben. Was soll man von Soldaten denken, die sich der Fächer bedienen? Hr. *de Guignes* sah, daß Soldaten in Reihe und Glied in einer Hand die Flinte, und in der anderen Hand einen Regenschirm hielten. Auch müßten sie vor den Mandarinen auf die Kniee fallen; eine Sitte, welche ihnen keine erhebenden Gefühle einflößen kann.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN:

Mainz, b. Kupferberg: *Damian Hessel und seine Raubgenossen.* Actenmäßige Nachrichten über einige gefährliche Raubbanden, ihre Taktik und ihre Schlupfwinkel, nebst Angabe der Mittel, sie zu zerstören. Zunächst für gerichtliche und Polizeybeamte an den Grenzen Deutschlands und Frankreichs, bearbeitet von einem gerichtlichen Beamten.

Zweyte, durchaus umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Nebst einigen Beylagen, Notizen über Hessels frühere Geschichte und einer Übersicht der Resultate der gegen ihn geführten Untersuchung. Mit 1 Titelkupfer. 1811. 188 8. 8.
(S. Rec. der ersten Ausgabe, Jahrgang 1810. Num. 192.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 F E B R U A R , 1 8 1 1 .

ERDBESCHREIBUNG.

- 1) PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Voyages à Peking, Manille et l'Isle de France*, faits dans l'intervalle des années 1784 à 1801, par M. De Guignes etc.
- 2) BERLIN, b. Hitzig: *Remarques philologiques sur les Voyages en Chine* de M. De Guignes etc., par Sinologus Berolinensis etc.
- 3) Ebendasselbst: *Réponse de M. Montucci à la Lettre de M. De Guignes* insérée dans les Annales des Voyages publiées par M. Malte-Brun etc.
- 4) ST. PETERSBURG: *Schreiben an Herrn Sinologus Berolinensis* von Jul. von Klaproth etc.
- 5) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Reise nach Peking, Manilla und Isle de France* in den Jahren 1785 bis 1801, von Hn. de Guignes. Aus dem Französischen von K. L. M. Müller etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Nur andeuten können wir, dass man in dem Werke des Hn. de G. weiter noch sehr interessante Nachrichten über die Befestigungskunst der Chinesen und ihre Artillerie, ferner über die Residenz Peking, die Bevölkerung der verschiedenen Provinzen, die Staatseinkünfte, den Ackerbau, den Handel, und die verschiedenen Handlungs-Etablissements der Europäer in China findet, wovon wir jedoch nichts auszeichnen, um diese Anzeige nicht über die Gebühr zu verlängern. Das Angeführte wird hinlänglich seyn, zu zeigen, dass dieses Werk die vollständigste und getreueste Schilderung des gegenwärtigen Zustandes des chinesischen Reichs enthalte. Viele der geschilderten Gegenstände werden durch die zahlreichen Abbildungen, welche der Atlas enthält, dem Leser vergegenwärtigt und verdeutlicht. Sie sind von Hn. de G. selbst gezeichnet, der sie bescheiden nicht als Werke eines Künstlers, der sich von Jugend auf die Fertigkeit, die Natur zu copiren, erworben habe, sondern als Arbeiten eines Liebhabers betrachtet wissen will, welcher, indem er die gesehenen Gegenstände abzeichnet, sich bestrebt, sie dadurch deutlicher kennen zu lehren, als es durch eine ermüdende Beschreibung geschehen kann. Mit Beyseitefetzung alles dessen, was bloß zur Verzierung oder zum Zeitvertreib gedient hätte, suchte er mit möglichster Treue, entweder Scenen darzustellen, von welchen er selbst Zeuge war, oder Tempel,

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Häuser, Brücken, öffentliche Denkmale, Gräber, Fahrzeuge, Mühlen, Schleusen, kurz Alles, was dazu dienen kann, die Beschaffenheit des Landes, die Sitten und Gebräuche der Einwohner anschaulich kennen zu lernen. Die Charte der Reise-Route des Vfs. von Canton nach Peking, auf zwey Blättern, ist nach der von den Jesuiten herausgegebenen Charte von China entworfen. Auch ist ein Plan von Macao, eine Reisecharte von Macao nach Canton, und eine Charte der philippinischen Inseln beygefügt.

Den Vf. führten seine Reisen zweymal nach Manilla und Isle de France. Die über diese Kolonien gemachten Bemerkungen theilt er seinen Lesern am Schlusse als Anhang mit. Am ausführlichsten sind die Nachrichten über die philippinischen Inseln, und die beträchtlichste derselben, Manilla, über die Erzeugnisse und den Handel derselben. Kürzer faßt sich der Vf. über Isle de France, weil diese Insel bekannter ist; er beschränkt sich hauptsächlich darauf, ihren Nutzen und ihre Wichtigkeit für Frankreich zu zeigen.

Hr. de G. hat, wie bereits bemerkt worden ist, seiner Reisebeschreibung einen Abriss der ältesten Geschichte von China vorausgeschickt. Er beginnt mit Yaq, einem Könige, der zwar mehr der Fabel, als der Geschichte angehört, dessen Existenz aber doch wohl nicht in Zweifel zu ziehen ist, welche 2357 Jahre vor den Anfang der christlichen Zeitrechnung gesetzt wird, und schließt mit dem Tode Ping-van's, 723 vor Chr. G., dem Zeitpunkt, da die chinesische Geschichte anfängt zuverlässiger zu werden. Die Begebenheiten, die sich während jenes langen, und uns so entfernt liegenden Zeitraums in China ereignet haben sollen, sind in dem Schü-king, jenem berühmten heiligen Buche der Chinesen, welches der Vater des Vfs. dieser Reisebeschreibung durch eine französische Übersetzung in Europa bekannter gemacht hat, sehr umständlich erzählt. Hr. de G. theilt einen großen Theil dieser Nachrichten mit; aber er beleuchtet sie mit der Fackel der Kritik, und zeigt, durch wie viele höchst unwahrscheinliche Erzählungen und offenbare Widersprüche die Glaubwürdigkeit dieses Buchs vermindert werde, welches für die einzige Quelle der alten chinesischen Geschichte gilt. Nimmt man die sehr häufig eingewebten moralischen und politischen Lehren und Vorschriften, die oft zu kleinen Abhandlungen anwachsen, und die denselben offenbar bloß zum Vehikel dienenden Erzählungen hinweg: so bleibt für die Geschichte nur eine kärgliche Ausbeute. Inzwi-

schen ergibt sich aus diesem Wenigen so viel, daß jener ganze grofse Zeitraum an wichtigen und bemerkenswerthen Begebenheiten sehr arm war. Indefs im westlichen Asien bereits mächtige und cultivirte Reiche existirten, manchẽ sogar aus der Reihe der Staaten bereits wieder verschwunden waren, war China noch ein sehr unbedeutender Staat. „Aus dem dargelegten Abrifs,“ so schließt Hr. *de G.* denselben, „wird man über den Zustand der chinesischen Nation von den ältesten Zeiten an bis zu dem Jahr 722 vor Chr. Geb. urtheilen können. Man wird daraus sehen, daß von funfzehn Provinzen China's zehen derselben Barbaren inne hatten, die niemals unterjocht wurden, und daß von den fünf übrigen den grössten Theil andere, als Nomaden lebende, Barbaren einnahmen, unter welchen es einige Dörfer und Wohnungen mit bebauten Ländereyen gab, die man Königreiche nannte; man wird sich endlich überzeugen, daß es kein zahlreiches Volk war, welches ein grofses und mächtiges Reich bildete, sondern ein Volk zusammengesetzt aus verschiedenen herumziehenden Horden, die sich nach Erforderniß der Umstände von einem Ort zu dem andern begaben.“ Um die Übersicht zu erleichtern, hat der Vf. eine chronologisch-synchronistische Tabelle beygefügt, welche die auf die Geschichte und Astronomie von China Bezug habenden Ereignisse, von dem Jahr 1122 vor Chr. G. bis auf den Anfang der christlichen Zeitrechnung, enthält, und mit der gleichzeitigen Geschichte anderer Völker in Parallele stellt.

Derjenige Theil dieses reichhaltigen Werks, welcher sich auf die chinesische Sprache und Literatur bezieht, wird in den unter No. 2 angeführten *Remarques philologiques* einer scharfen Kritik unterworfen. Der Vf., welcher sich unter dem Namen *Sinologus Berolinensis* verbirgt, hat seinen, in französischer Sprache geschriebenen, Bemerkungen eine deutliche Aufschrift an den „Hn. Antonio Montucci, Doctor der Rechte und verschiedener Sprachen Professor,“ vorgefetzt. Man wird indess aus der Schrift selbst gar bald gewahr, und die Duplik No. 3 sagt es ganz unverholen, daß der *Sinologus Berolinensis* kein anderer, als Hr. D. Montucci ist. Jene an sich selbst gerichtete Dedication hat den Zweck, das deutsche Publicum von des Vfs. bisherigen Arbeiten über die chinesische Sprache zu unterrichten, um dasselbe auf seine immer noch vergeblichen Bemühungen um Unterstützung zur Herausgabe eines chinesischen Wörterbuchs aufmerksam zu machen. Daß ein gutes chinesisches Wörterbuch nur von ihm allein geliefert werden könne, davon ist er so gewiß überzeugt, daß er am Schlusse der Aufschrift sich selbst so anredet: „Sie werden aus der Durchlesung dieses ersten Theils meiner philologischen Bemerkungen sich keinen anderen Trost nehmen können, als diesen: ein nützliches und correctes chinesisches Wörterbuch muß entweder unter Ihrer Leitung aus den europäischen Druckereyen hervorgehen; oder wir erhalten bey unseren Lebzeiten nie ein solches Wörterbuch.“ Seine Erinnerungen gegen Hn. *de Guignes*

betreffen zuvörderst das von demselben seinem Abrisse der ältesten Geschichte von China vorgefetzte Verzeichniß der Kaiser mit chinesischen Charakteren. Einen grofsen Theil der letzteren erklärt Hr. Montucci theils für incorrect, theils für völlig falsch. Zum Beweise giebt er ein mit Bemerkungen begleitetes Verzeichniß, worin statt der von Hn. *de G.* falsch angeführten Charaktere die richtigen gesetzt sind. Hienächst folgen Erinnerungen über das, was *de G.* in seiner Reisebeschreibung von der Secte des Lao-kium und über die verschiedenen chinesischen Schriftarten sagt. Über die letzteren verbreitet sich Hr. *M.* besonders ausführlich, und es ist nicht zu leugnen, daß er theils aus den Schriften der Missionarien, theils aus seinen eigenen Beobachtungen Mehreres beybringt, was zur Ergänzung und Berichtigung des von *de G.* Gesagten dient; nur wäre zu wünschen, daß er seine Bemerkungen nicht mit so vielem Geräusche und allzu sichtbarem Bestreben, seines Gegners Kenntniß vom Chinesischen auf alle Art zu verkleinern, vorgebracht hätte.

Hr. *de G.* vertheidigte sich gegen die von *M.* gemachten Erinnerungen in den von *Malte-Brun* herausgegebenen *Annales des Voyages*. Die Antwort auf diese Vertheidigung enthält die unter No. 3 angeführte Brochüre, welche unentgeltlich ausgegeben wird. Ein paar Ausfälle, die sich Hr. *M.* in den *Remarques* gelegentlich gegen Hn. *v. Klaproth* erlaubte, veranlaßten den letzteren zu dem *Schreiben* (No. 4), in welchem er Erinnerungen über mehrere Behauptungen seines Gegners macht, wodurch dieser von Hn. *v. Klaproth's* jetzigen Kenntnissen im Chinesischen ohne Zweifel eine günstigere Meinung zu fassen bewogen werden dürfte. Ein Auszug läßt sich aus dergleichen polemischen Schriften nicht wohl geben. Wir müssen uns begnügen, die Existenz derselben anzuzeigen; für wen der Gegenstand Interesse hat, wird sie sich leicht selbst zu verschaffen wissen.

Die Reisebeschreibung des Hn. *de G.* verdiente gewiß vor vielen anderen literarischen Producten des Auslandes auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. Auch haben wir bereits unter dem No. 5 angeführten Titel eine deutsche Übersetzung derselben erhalten. Allein wer in dieser das Werk des französischen Gelehrten vollständig zu erhalten glaubte, würde sich sehr irren. Das Original ist in dieser Übersetzung völlig verstümmelt, und der Übersetzer oder Verleger ist dabey mit einer Unredlichkeit verfahren, die um so ernstlicher gerügt zu werden verdient, je weniger der Käufer auf die Vermuthung kommen kann, ein unvollständiges Buch zu erhalten. Der Titel läßt eine vollständige Übersetzung des ganzen französischen Werks erwarten. Wie das Original, so besteht auch die Übersetzung aus drey Theilen. Allein hiebey ist zu bemerken, daß die Übersetzung eigentlich nur zwey Bände ausmacht, der erste Band aber, unerachtet fortlaufender Seitenzahlen, dennoch zwey Haupt-Titel hat: *Erster Theil, enthaltend die Reise nach Peking*

(S. 1—250); zweyter Theil, enthaltend die Reisen nach Manila und Isle de France, welche nur die letzten 74 S. des ersten Bandes (S. 253—326) einnehmen. In der Vorrede sagt der Übersetzer: „Man wird freylich finden, daß der Vf. in seinem Reiseberichte ein wenig weitfchweifig gewesen ist (ein gänzlich ungegründeter Tadel!). Der Übersetzer hat, wo es sich, ohne etwas Wichtiges zu unterdrücken, oder nur zu verändern, thun liefs, den Vortrag gedrängt zu machen gesucht, und besonders im Eingange Manches, was nur den Vf. persönlich anging und interessiren konnte, kurz berührt. Allein er hat sich nicht erlaubt, nur das Mindeste zu übergeben, was entweder zur Unterhaltung oder zur Aufklärung des Lesers auch noch so entfernt dienen zu können schien.“ Mit dieser Versicherung vergleiche man nun die Art, wie der Übersetzer mit dem französischen Werke verfahren ist. Weggelassen hat er den *Avant-Propos*, welcher das Verzeichniß der hinterlassenen Schriften von de Guignes, dem Vater, enthält, zu deren Herausgabe der Sohn Hoffnung macht, nebst der *Préface*; dann das Verzeichniß der chinesischen Kaiser (T. I. S. XV—XXXVIII des Originals), die Reiseroute von Canton nach Peking (S. XXXIX—LXIII), der Abriss der ältesten Geschichte (S. 1—180), und die chronologischen Tafeln (S. 181—251). Ferner sind im zweyten Bande des Originals folgende Abschnitte weggelassen: über das elastische Gummi; Maschinen zur Bewässerung der Ländereyen; Art die Enteneyer auszubrüten; Adoption (doch ist dieser Artikel in vier Zeilen zusammengezogen); Schriftzeichen und deren verschiedene Arten, Stil, Grammatik, Zahlen (S. 378—407). Im dritten Bande: Bemerkungen über eine von Hn. Barrow bekannt gemachte Charte von China zu den Zeiten des Yao; englische und holländische Gesandtschaften; Malse der Schiffe; Reise von Macao nach Canton durch das Innere des Landes; umständliche Erzählung von den Vorfällen, die im Jahr 1784 dadurch veranlaßt wurden, daß zu Wampou ein Kanonenschuß zwey Chinesen tödtete. Ausserdem hat der Übersetzer sowohl in der eigentlichen Reisebeschreibung als in den Bemerkungen Mehreres nach Gutdünken weggelassen; auch die Ordnung, in welcher die Abschnitte auf einander folgen, verändert. Sonst ist die Übersetzung frey von Unrichtigkeiten und fließend. Von den sieben und neunzig Kupfertafeln, welche der zu dem französischen Werke gehörige Atlas enthält, sind der Übersetzung funfzehn beygefügt; aber diese Nachliche bleiben an Sauberkeit weit hinter den Originalen zurück.

Bj.

Über die unter No. 2 angezeigten *Remarques philologiques* find uns von einem anderen Recensenten ausführlichere Bemerkungen mitgetheilt worden, die als Nachtrag zu der vorstehenden Recension hier nicht unschicklich ihren Platz finden werden.

Zu Anfange seiner Schrift verspricht der Vf. Bemerkungen über das *Monument de Xu* nebst einer

wörtlichen Übersetzung davon; er scheint aber nicht zu wissen, daß es in China selbst, ausser der von Dr. H. bekannt gemachten Umschreibung in neuen Charakteren, noch zwey andere von dieser verschiedene giebt, die für richtiger und authentischer gehalten werden. Die beste von diesen beiden steht in einem, 1716 unter *Khäng-hi* gedruckten Werke, und diese mußte der Vf. seiner Übersetzung zum Grunde legen, weil sie sonst immer mangelhaft bleiben wird. — In der Literatur ist dieser Sinologe auch sehr unwissend, wenn er die vom P. Mailla verfasste *Histoire générale de la Chine* wirklich für eine Übersetzung des *Thung-kien-käng-mü* hält, da sie doch nur ein sehr magerer Auszug aus der 1692 gedruckten, und an sich schon sehr abgekürzten mandshuischen Übersetzung dieses berühmten Werks ist. — Hätte er aber auch nur diesen Auszug mit Aufmerksamkeit gelesen: so würde er nicht behaupten, daß die Kaiser der jetzigen Dynastie, *Thsing*, den Jahren ihrer Regierung keine Ehrennamen (*Niên-huab*) gäben, und daß diese 1644 mit dem Stamme *Ming* endigten. — Denn Tom. XI, p. 55 heisst es: *Ils firent aussi-tôt publier l'élevation de ce prince et une amnistie générale, avec une déclaration que les années de son règne s'appelleroient Khäng-hy.* — Vol. XI, p. 370: . . . *J'ordonne que cette année soit apellée, la première de Yong-tching, ou de la concorde perpe-tuelle* — und Vol. XI, p. 509: *Ce prince en montant sur le trône, donna aux années de son règne, le nom de Kien-long, c'est-à-dire bienfait du ciel etc.*

Eine der wunderlichsten Paradoxen, die der Vf. aufstellt, ist die Behauptung, daß man in den, in Europa über chinesische Literatur herauszugebenden Werken, die Charaktere nach Art der mit dem Pinsel geschriebenen (*Hing-sehü*) liefern solle, und nicht die weit richtigeren und vollständigen, *Tsching-tsee* genannten, deren man sich gewöhnlich in China selbst beym Drucke bedient, dazu gebrauchen dürfe. — Beide Schriftarten sind ja von einander sehr wenig unterschieden, und ein Europäer, der aus dem Chinesischen übersetzen will, hat es immer weit mehr mit der letzten zu thun. — Was der Vf. über die Grundstriche der Charaktere beybringt, ist sehr richtig und neu, und allem dem vorzuziehen, was Bayer und Fourmont über diesen Gegenstand geschrieben haben. Um aber die Mängel der chinesischen Sprache so zu entschuldigen, wie dies S. 41 und 42 geschieht, dazu gehört wirklich, wie sich der Vf. an einer anderen Stelle ausdrückt, ein guter Theil *Enthousiasme*, den der Sinologe in vollem Malse besitzt. — Von S. 43—60 folgt nun eine *Correction détaillée des caractères Chinois incorrectes qui se trouvent dans le Tom. I des voyages de Mr. de Guignes*, mit Anmerkungen, die den gegründeten Tadel des Vfs. rechtfertigen. Hierauf geht er alle mangelhaften Artikel des ersten Bandes durch, und verbessert sie. Seine Bemerkungen sind gewöhnlich richtig und treffend, und er hat sich bemüht, alle

Stellen aus früher gedruckten Werken anzuzeigen, aus denen Hr. de G. geschöpft, und die er zum Theil mißverstanden hat. — S. 83 behauptet unser Vf. die Identität der Charaktere *Kiäi-chü* und *Hing-schü*, da sie doch sehr von einander abweichen, und fügt in einer Note hinzu: *Il faut pourtant que cette dénomination (Hing-schü) existe dans quelques livres Chinois, puisque plusieurs Missionnaires ont ainsi nommé les caractères modernes; mais pour l'auteur Lieoute, et l'époque où il a fleuri, je soutiens qu'ils n'existent que dans le Tom. IX^{me} des Mémoires aux pp citées.* — Folgende Stelle aus dem *Khiung-schü-pi-khao* (Vol. I. p. 60), einem von *Yuèn-hông* unter der Dynastie *Ming* verfaßten Werke über chinesische Literatur, das 1649 zum zweyten Male gedruckt wurde, beweist den Ungrund dieser vom Sinologen aufgestellten Hypothese: *Kiäi-schü-tschè, Tschung iáo sò tsò, yéu guéi Tsching-schü. Hing-schü tschè, In-thschüen Lièu-té-schüing sò tsò, d. i. die Kiäi-schü wurden vom Tschung-iáo erfunden, und heißen auch Tsching-schü (gerade Schrift), die Hing-schü aber vom Lièu-té-schüing aus In-thschüen.* — Der Unterschied beider Schriftarten ist indessen nicht größer, als der zwischen unser Druck- und Cursiv-Schrift, und das Wort *Hing-schü* selbst bedeutet *currens scriptura*. — Proben der letzten finden sich in den *philosoph. Transact.* Vol. LIX. Tab. 22. 28. 29. 30 und 31 — *Hist. gén. de la Chine par Mailla.* Vol. I. p. 149 und 155 u. f. w. Dagegen sind alle Charaktere in *Fourmonts* Werken *Kiäi-schü*. — Über die ältesten *Khò-tèu* genannten Schriftzeichen, bringt der Vf. viel Verworrenes bey, indem er sie mit späteren ähnlich genannten, aber mit anderen Charakteren geschriebenen verwechselt. Die Bedeutung der ersten Benennung (wie sie in *Hager's Explanation* p. XXVII geschrieben ist) ist lateinisch *gyrinus*, ein Name der jungen Frösche in ihrer ersten Verwandlung (plattdeutsch *Kaulpödden*), denn in einem chinesisch-italianischen Wörterbuche, welches in China selbst geschrieben und sehr vollständig ist, wird dieß Wort durch *cazzuola, girino* überlezt, in einem anderen *par ordre des matières* mit portugiesischer Erklärung, die ins Holländische übersetzt ist, durch: *razinha, sapinho* (holländisch *Donder paddetjes*). Das andere Wort *Khò-tèu* aber ist der Name kleiner Würmer, die das Holz zernagen, wodurch auf demselben allerley Figuren und Schnörkel gebildet werden. In der letzten Schriftart war die Copie der *Schü-king* geschrieben, die in der Mauer eines Hauses der Familie des Confucius gefunden, und von *Khiung-ngân-kué* bearbeitet wurde. — S. 100 übersetzt der Vf. die Erklärung der ersten *Khò-tèu* (aus dem *Tsée-guéy* Vol. X. p. 67) *Hiä-má-tsée* durch *les petits des insectes apeles hia et ma.* — *Hiä-má* aber ist ein Wort, und wird in dem eben erwähnten chines.-italian. Wörterbuche durch *bottá, rospo* (d. i. Kröte) erklärt. — Die beiden S. 99, 105 und 111 gelieferten alten Charaktere bedeuten durchaus nicht *Sing,*

stella, und kiéu, interponere aliquid, ut diem, sondern *sín, Herz, und vèn, hören.* Da sich der erste (*Herz*) in *Thsién-tsée-vèn*, welches der Vf. so oft citirt, unter No. 389 in seiner alten Form findet, so wie auch der *Stern* bedeutende, den er damit verwechselt hat, unter No. 413: so ist dieser Fehler, der einen sehr bekannten Buchstaben betrifft, unverzeihlich. Von S. 126—130 declamirt der Vf. auf eine sehr komische Art gegen die jetzt allgemein angenommenen 214 Elementarzeichen der Chinesen, woraus man sieht, wie viel Mühe es ihm ohne Lehrer gemacht haben muß, sich das System derselben und die Fertigkeit, im Wörterbuche nachzuschlagen, zu eigen zu machen. Rec. kennt aber nichts Scharfsinnigeres und besser Erdachtes, als gerade dieß System der 214 Schlüssel, das alle übrigen älteren als unvollkommen hinter sich zurück läßt, weshalb es auch im *Kháng-hý-tsée-tièn* beybehalten worden ist. Es ist ein würdiges Seitenstück zum linéischen Pflanzenystem; und so wie dieß seine Kryptogamisten hat: so hat jenes auch eine Classe von Charakteren, deren Grundzeichen schwer aufzufinden ist, die ihm unter dem Titel *Kièn-tsée* vorangeht, in der aber doch die Schlüssel derselben angezeigt werden, so daß man sie nachher leicht im System finden kann. *Bayers* mageres Wörterbuch im *Museo Sinico* ist eben dadurch ganz unbrauchbar geworden, daß er von dieser einzigen richtigen Classification der Buchstaben abgegangen ist, und selbst eine neue erfinden wollte.

Das Wichtigste in diesen *Remarques* ist die aufgestellte Lehre von den *Sée-schüing* oder vier Tönen der Wörter, die der Vf. vollkommen gegen die alte von *fünfen* bewiesen hat. Dennoch muß man die von *P. J. Pantoja* erfundenen Zeichen für *fünf Töne* beybehalten, weil einer derselben der *Phüng-schüing* in zwey Abtheilungen zerfällt, nämlich in den *Schüing-phüing* und *Hiä-phüing*, eine Eintheilung, die in allen Wörterbüchern, die nach der Altonanz geordnet sind, beybehalten ist, wie im *Tsching-yün-thüing, Thüing-vèn, Ü-fäng-yuèn-yn, Lié-üing-schü-yün, Tsü-fuén-yün-lié* u. f. w. Es ist daher zu tadeln, daß sich der Vf. weder dieser noch anderer Tonzeichen bedient hat. — Am Ende des Werks giebt er noch einmal alle in demselben vorkommenden Charaktere, und es wäre zu wünschen gewesen, daß er ihnen nicht nur die Aussprache, sondern auch die Bedeutung jeder einzelnen beygefügt hätte, wodurch er seinen Lesern einen bedeutenden Vortheil gestiftet haben würde, indem man so wenige Charaktererklärungen besitzt; denn *Bayers Museum Sinicum* ist fast gar nicht zu brauchen, und *Fourmont* hat sich in seinen gedruckten Werken gar nicht darauf eingelassen, weil er ein großes Wörterbuch herauszugeben dachte. Indem wir die Anzeige dieser Schrift schließen, wünschen wir, daß in der Folge der Vf., der sehr viel Gutes liefern konnte, aufhören möge zu polemisiren, und uns wirklich nützliche Untersuchungen über die chinesische Literatur liefere. C. S. P.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 F E B R U A R, 1811.

G E S C H I C H T E.

WOLFENBÜTTEL, b. Albrecht: *Geschichte des Fürstenthums Hildesheim*, von Franz Anton Blum, Hofrath zu Hannover. Zweyter Band. 1807. 422 S. (ohne Register und Vorrede). kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Über den ersten Theil dieses Werks haben wir im Jahrg. 1807 dieser Blätter No. 99 unser Urtheil niedergelegt, und gezeigt, welcher Geist darin vorherrschend sey. Vortheilhafter können wir auch über den vorliegenden Theil (der das 10 und 11 Jahrh. umfaßt) nicht urtheilen, da er nicht weniger die Fehler jenes zur Mitgift erhalten hat. Dasselbe Weitläufigkeit des Plans und der Ausführung, dasselbe Herbeyziehen anderwärts besser dargestellter und hier nutzloser Ereignisse aus der Reichsgeschichte, derselbe gänzliche Mangel an Kritik, dasselbe Umherirren und Festgebanntseyn in den Steppen später Chronisten, dasselbe Wiederschmelzen gehaltloser, ausgenutzter und daher längst verworfener Fabelschlacken, hat uns auch hier bedauern lassen, daß so viel guter Wille, so viel Fleiß und Mühe (noch im Jahr 1804 suchte der Vf. an Ort und Stelle die wahre Lage alter Burgen zu bestimmen 338), die Benutzung so vieler, Anderen bisher und vielleicht für immer verborgener und nur bey ihm vereinter Sammlungen (von den Urkunden reden wir später noch) nicht von mehr historischem Talent, Kraft und lebendiger Kenntniß des Wesens der Geschichte begleitet waren, und kein schöneres Resultat zur Folge hatten. Uns ist klar, der Vf. einmal von seinen vielen inländischen älteren Hilfsmitteln festgehalten, habe es verschmäht, sich bey anderen, namentlich den neueren Geschichtsforschern, Rath zu erholen; habe, die Manier jener sich aneignend, nach den guten und trefflichen Mustern, die seitdem für die Geschichtschreibung wohlthätig und glänzend aufgestiegen, nicht gefragt, ein Versehen, das bitter gerächt ist. — Was der Vf. für Gewährsmänner hat, das ist ihm einerley, ob sie gleichzeitig oder ganz neu, in einem übeln oder guten Ruf stehen: so werden S. 4 *Calvör* und *Lauenstein* citirt, um die Behauptung zu beweisen, Bischof *Waldert* (903) „sey aus dem hohen Geschlecht der *Albatins*“ entsprossen. Können denn diese solche frühe Begebenheiten beweisen? Giebt es *gleichzeitige* und bessere, warum nicht sie allein mit Beseitigung jener Stoppler angeführt, und fin-

J. A. L. Z. 1811. Erster Band,

den sich solche nicht, nun auf dieser Behaupten hin sollen wir doch nichts glauben? Weiter sagt der Vf.: *alle Schriftsteller*, welche diesen Bischof erwähnen, schildern ihn u. l. w.; das sind — *Bruschius*, *Bucellinus* und *Kranz*. Daher auch eine so bunte Rangordnung in den gehäuften Citaten (z. B. S. 58); zwischen den ebenerwähnten Autoren, *Harenberg* und *Leukfeld* etc. stehen *Ditmar* und *Tangmar* mitten inne. Es ist schwer zu enträtheln, warum der Vf. so wenig auf die ersten Quellen zurückgeht, lieber aus der zehnten Hand nehmen, und auf Compileratoren ohne Geist und Verstand trauen will, welche von jenen Quellen so entfernt stehen, ihren Strom getrübt und garstigen Schlamm hinzugeleitet haben. Für die Fehden König Conrads I und Herzog Heinrichs von Sachsen wird nicht etwa *Wittichind*, nein, *Leukfeld* und *Fabricius* aufgerufen. Als Repräsentanten der Meinung, welche den Bischof Bernward zu einem Grafen aus dem sommerschenburgischen Geschlecht macht, werden S. 64 viele Autoren citirt; aber kommen sie denn dem Alter des *browerschen* Codex des Lebens dieses Bischofs von *Tangmar* gleich, in welchem diese Meinung allein ausgedrückt ist (da die bezeichnenden Worte in den anderen Handschriften fehlen)? Auf diesen Codex mußte allein gesehen und er geprüft werden, denn auf sein Alter, und wie sich die gedachte Stelle darin findet, kommt alles an; alle späteren Sagen sind ohne ihn unbrauchbar; verglichen was *Leibnitz* Praef. T. I. No. XXXI gesagt hat. Bis jetzt ist es wahrscheinlicher, daß die entscheidenden Worte „*de Sommerschenburg*“ eine spätere Glosse sind. Wie aber der Vf. den erwähnten Bischof zu einem Grafen von Olsburg, mit Beziehung auf *Tangmar* S. 456 machen kann, sieht Rec. nicht. Im ersten Theil S. 296 konnte der Vf. bey Erwähnung der *falk'schen* ganz richtigen Behauptung, daß es vor dem 11 Jahrh. keine Grafen von Winzenburg gegeben habe, fragen: „Aber warum sollte die einzige Stelle der *reinhäuser* Chronik alle anderen Nachrichten und Traditionen aufwiegen?“ Die Antwort hätte sich der Vf. gar leicht geben können: weil der Chronist nicht nur gleichzeitig ist, sondern auch in nahen Verhältnissen mit der winzenburgischen Familie stand, alle Umstände, die er erzählt, genau wissen konnte, seine Erzählung mit einem natürlichen Gange der Dinge, mit anderen ächten Nachrichten und Urkunden im besten Verein steht, also schon deshalb noch so viele Traditionen und Nachrichten, deren Ursprung wir erst drey oder

M m

vier Jahrhunderte später in der verdächtigsten Gesellschaft und unter überwiesenen Falschmünzern antreffen, nicht mehr in den mindesten Betracht kommen können; weil überhaupt Traditionen (Sagen) sehr selten etwas Wahres haben, dieses nicht nur sehr entstellt liefern, und deshalb die genaueste Prüfung und sorgfältigste Voricht bey der Anwendung fodern, überhaupt unter Sagen und Sagen ein großer Unterschied ist (in Völkerlagen ist wohl Manches verborgen), solche aber, welche im 16 Jahrh. Genealogieen und Abstammungen aus dem 9 und 10 mittheilen wollen, historisch - kritische Undinge sind. Wer diesen nothwendigen Faden nicht ergreifen kann, der steige lieber nicht in das Labyrinth so früher Zeiten herab. Aber weil der *reinhäuser* Chronik nicht getrauet wurde: so sind hier falsche Winzenburger aufgestellt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Geschlecht der Grafen von Vormpach und Reinhausen erst durch Bischof Udo Winzenburg als hildesheimisches Lehn erhalten habe. Auch das Phantom einer alten Grafschaft *Ringelheim* will noch immer der gefunden Kritik nicht weichen. Weil Graf Immuth daselbst 940 ein Kloster gestiftet: so muß er *Erbgraf von Ringelheim* gewesen seyn, dem Kloster muß er die ganze *Grafschaft* gegeben haben, denn das Hochstift bekam sie 1151, weil es *das Kloster* erhielt. Mehrmals wird auf der Grafschaft altes Wappen hingewiesen, dessen Identität mit dem an einer Statue der Königin Mathilde (Gattin Heinrichs I) zu Harzburg („noch zu dieser Stunde“ nach *Eckstorms* Chronik) deren Abkunft aus Ringelheims Hause bekrundet. Es ist ärgerlich, mit so etwas im 19 Jahrh. noch sich streiten zu müssen. Nicht einmal die Angabe ist richtig. Nicht nach Harzburg, wo man kaum den Platz der alten Burg noch findet, sondern nach Herzberg weist uns *Eckstorm*. Da mag ehemals ein Herzog von Braunschweig sein Haus mit Abbildungen vermeinter Ahnen ausgeziert haben; aber wann war das, als die genealogischen Fabeln schon im Munde des gelehrten Pöbels umgingen? Fast in allen Schlössern unserer alten erlauchten Häuser trifft man Stammbäume, Ahnentafeln und Gemälde an, die aus Sagen des 16 Jahrh. zusammengesetzt und aufgeputzt sind. Aber welcher Historiker wird ihnen folgen, wer wird noch jetzt Geschlechtswappen im 10 Jahrh. annehmen? War Graf Immuth aus dem wittkindischen Geschlecht: so müssen bessere Beweise dafür aufgestellt werden. Wohin rechnen wir folgende Bemerkungen? Heinrich I wurde durch die Streitigkeiten mit Conrad I bewogen, mehrentheils außer seinem Vaterlande zu leben S. 10; die Pfalzgrafen waren *Mitregenten* der Herzoge 205; die Markgrafschaften eingeschränkte Herzogthümer 206; bey der Übertragung des Herzogthums Sachsen an Billung behielt sich die ottonische Familie ihre Erb-güter *als ein Erbfürstenthum* vor, das sie nachmals einem ihres Stammes, der den *Titel* eines *Markgrafen von Sachsen* führte, überließ (291 und 294. Will man auch die unhaltbar scheinende directe Ab-

stammung des braunschweigischen Grafenhauses vom Stamme der Ottonen zugeben: so wurde doch erst weit später der vorletzte männliche Sprosse Ekbert ein Markgraf in *Thüringen* durch die Gunst Heinrichs IV). Ladolf heißt *Erbprinz* (295); Lothar belehnt seinen Schwiegersohn mit der *Kur und Markgrafschaft Sachsen* 298; bey dem Abgang der Karolinger ist Niedersachsen noch *wüste*. Ganz in diesem Geiste sind die Darstellungen des Adels, des Lehnwessens, der Ministerialität, des Zustandes der Bauern ausgefallen. Die Nachrichten von den im 10 und 11 Jahrh. im Fürstenthum vorhandenen Familien des hohen und niederen Adels gehören hier gar noch nicht her, denn nicht einmal von dem ersteren ist die Existenz eines einzigen zu erweisen (nur bey *Peine* sind schwache Spuren der Wahrscheinlichkeit); weniger noch mit ihren nachherigen Namen, denn Dassel ist noch unter Nordheim wahrscheinlich verborgen, dieses aber, welches Homburg besaß, ist ganz ausgelassen. Von allen Geschlechtern des niederen Adels, deren der Vf. 25 aufzählt, von denen *Rüxners* Turnierbuch und *Lezners* Fabeln etwas zu sagen wissen, kommt auch nicht ein einziges in dieser Periode in wahren Nachrichten vor. Wir beziehen uns, der Kürze wegen, auf *Schmidts* fleißige Forschungen (Beiträge zur Geschichte des Adels, 2 Bände). Ob es Spott seyn soll mit dem Leser, wenn S. 400 *wahrhaft authentische* Nachrichten erst im 3 Theile versprochen werden? Die Grafen von Wassel würden in die erste Classe gehören, und bey ihnen noch der *Annalist Saxo* S. 66: zu benutzen seyn. Dagegen greift der Vf. wohl wieder andere Sachen an. So will er die bekannte Ehestiftungsurkunde zwischen Otto II und der Theophania von 972, die in den *Orig. Guelf.* T. 4 ganz in Kupfer gestochen befindlich ist, für kein Original gelten lassen. Eine merkwürdige Abschrift für wahr! mit solcher Pracht und Kunst, mit goldenen Buchstaben, in diesem Format! Auch hat noch kein Diplomatiker Zweifel erhoben. Es hat uns an mehreren Stellen geschienen, als ob der Vf. juristische Beweise mit historischen verwechselte: dort in dem Streit über Mein und Dein werden tadelfreye Originale zum vollen Beweise erfordert, und der Richter kann in der Regel auf Abschriften, wenn sie auch alt sind, keine Rücksicht nehmen; anders der Historiker, der nur der Wahrheit nachgräbt, und dabey von ganz anderen Formen geleitet wird; er ist zufrieden, wenn er nur Abschriften der Urkunden übrig hat, denen keine inneren Mängel vorgeworfen werden können. So finden wir, daß der Vf. sich auf Originale beruft, und nur diese anführt, niemals Diplomatarien, Copialbücher: sollte es diese von den hildesheimischen Stiftern nicht geben? Wo ist das geblieben, welches Harenberg hatte? sah der Vf. die hannoverschen nie ein? Hildesheim habe (S. 44) über alle seine Rechte und Besitzungen aus dem 9 und 10 Jahrh. kein Original aufzuweisen. Zur Vollständigkeit dieser ganz interelanten Notiz wäre es nöthig gewesen zu sagen, auf welche Art diese Urkunden sich erhalten haben, wie alt die Ab-

Schriften? S. 139. Bey der Erwerbung von *Westerhof* hätte auf *Leibnitz* I, 757 hingewiesen seyn sollen, eine Nachricht, welche *Lexners* Vorgeben geradehin befriedigt, bis bessere Gründe für einen schon vorher einmal Statt gefundenen Besitz beygebracht werden. S. 134. Güter, die Bischof Bernward „aus der *Hinterlassenschaft* Otto's III gekauft,“ ist zweydeutig. Hat er sie von Otto's Allodial-Erbé erworben? Aber es fand nach dem Aussterben des sächsischen Hauses keine Sonderung des Staats und Privatvermögens Statt (S. 274, wo ist der Unterschied zwischen königl. Grundeigenthum und Familien-gut der sächsischen Könige gegründet?), beides war schon in einander verschmolzen, und blieb dem Reiche. Oder sollen die Worte heißen: aus dem, was Otto ihm (etwa durch Testament) zuwandte? Das *Chron. ep. Hild.* bey *Leibnitz* 2, 789 sagt: „*de thesauro Ottonis III emit*,“ aber die Chronik ist jung und voll Fabeln. Von Benno (312) hätte mehr gesagt werden können; sein Leben steht bey *Ec-card* II, 2161. Doch wir wollen aufhören, noch mehr Fehler hervorzuziehen.

Dieser Band enthält zwey Abtheilungen, und in der ersten die Geschichte der Bischöfe. Der größte Theil von dem, was, um die Magerkeit dieses Feldes zu umhüllen, hier hereingezogen ist, fand einen besseren Platz in der folgenden Abtheilung; jetzt entstehen häufige Wiederholungen. Die zweyte Abth. hat zwey Capitel. Im ersten wird eine Darstellung der Regierungs- und Staats-Verfassung Deutschlands im Allgemeinen gegeben. Wer aber verlangt die in einer Specialgeschichte? Was aus ihrem Füllhorn die Reichsgeschichte der Geschichte des hildesheimischen Territoriums leihen mußte, das Wenige, was nicht vorausgesetzt werden konnte, die Ansichten, welche allein dem Vf. angehörten (wenn es deren gäbe), das liefs sich wieder richtiger und kurz dem zweyten Capitel, worin der Zustand des Fürstenthums („des Landes zwischen Elbe und Weser“ 286!) entwickelt wird, einverleiben. Die Specialgeschichte soll die allgemeine erläutern, erbellen, bereichern, aber in ihr sollen nicht, in verkehrter Ordnung, die Bogen aus dieser gefüllt werden. — Der 5 Abschnitt dieses 2 Cap. enthält „geographische Nachrichten über das Fürstenth. Hildesh. aus dem 10 und 11 Jahrh.“, eine der besseren Parthieen des Werks, welsalb wir uns auch noch etwas dabey verweilen wollen. S. 335 setzt der Vf. Goslar in den *Harzgau*; das ist aber nicht möglich, denn dieser endete mit dem halberstädtischen Sprengel an der Ocker, und das, was *Heinecke*, auf welchen sich der Vf. wohl vornehmlich stützte, dagegen vorbringen will, verdient den Namen von Gründen gar nicht; denn wenn auch einmal eine Urkunde einen Ort westlich der Ocker zum *Harzgau* rechnete: so weiß man ja, daß an den Grenzen oft Verwechselungen vorkamen. So viel wir wissen, ist selten ein Gau unter mehrere Bisthümer getheilt gewesen; Ausnahmen mußten also bewiesen werden, und *Ludwigs* I Urkunde für Hal-

berstadt weist den *Harzgau* gar zu klar lediglich zu diesem Sprengel. Die von *Heinecke* herbeygezogene Urkunde Heinrichs V beweist gar nicht, was sie soll. Ohne Zweifel wird Goslar zum *Wenfigau* gehört haben, wohin *Jerstedt*, *Lutter* eingekreist waren. Was von der Pfalz *Werla* gesagt ist, gründet sich auf des Vfs. bekannte Disputation über diesen Gegenstand; aber das, was *Holzmann* im *hercyn. Archiv* S. 300 dagegen erinnert hat, ist nicht beachtet, besonders die neue, der Lage wegen, schon sehr für sich einnehmende Meinung, von der S. 316 die Rede ist, und für welche auch Urkunden beygebracht sind. Die Geschichte Goslars bedarf einer starken Sichtung. S. 339 *Lochten* (*Süthlochtenheim*) kommt in einer ungedruckten Urkunde Bischof Herrand von Halberstadt von 1096 vor, so wie auch wenigstens 1114 bey *Semler* (Sammlungen zur Beförderung theol. Gelehrf. 1 St. 156), wonach das Kloster *Ilfenburg*, welches schon *Zehntherr* und meistens Grundeigenthümer war, 3 Menste daselbst von den Pfalzgrafen von *Goseck* (nicht *Sommerschenburg*) kaufte; *Wenderode*, das auch noch im Amt *Vienenburg* lag, kommt in der Stiftungsurkunde von *Ilfenburg* 1018 als *Winederode* bey *Leibnitz* 3, 690 vor. Alles freylich ohne Angaben des Gaus. Dies Wenige nur als Beyspiel von dem kleinsten Amte des Fürstenthums, wie genau man untersuchen muß, um in der Geographie des Mittelalters nicht zu wenig zu thun. Auffallend war es übrigens auch dem Rec., daß der Vf. die Eintheilung in Ämter seiner geographischen Aufzählung zum Grunde legt, und dennoch die Gaus auffucht. Das Alter, Frühervorhanden seyn, und die Entwicklung, welche aus ihr erfolgte, mithin die leichtere Übersicht und Klarheit, scheinen doch wohl zu fodern, daß man zuerst den Umfang und die Zubehörungen eines Gaus auffuche, zum Grunde lege, und dann erst Vergleichen mit dem vorhandenen Zustande anstelle, wie er nämlich zur Zeit war, als der Vf. schrieb; seitdem ist eine andere Einkreisung vorgenommen, auf welche aber wohl noch keine Rücksicht genommen werden durfte, da sie dem Vf. mit Recht nicht fest und dauerhaft genug zu seyn schien. Der Vf. verspricht bey 3 Theile eine Charte zu diesen geographischen Erörterungen, ein desto verdienstlicheres Unternehmen, je weniger wir mit solchen Hülfsmitteln unterstützt sind. Wie er sie anlegen will, darüber erklärt er sich nicht. Wir können wohl hoffen, daß sie sich nicht, wie es in jenen Erörterungen, mit einigem Schein, noch zulässig seyn mochte, auf die Grenzen des Fürstenthums beschränken, und so mehrere Gaus nur zum Theil liefern werde. Denn auf einer Charte dieser Zeit wird doch die damalige Eintheilung nicht fehlen. Eine solche Zerstückelung würde gänzlich falsch seyn (denn es gilt hier die Geographie des Mittelalters, wie die Landesgrenzen waren, zeigen die neueren Charten), und der Arbeit die Hälfte ihrer Verdienstlichkeit rauben. Er wird also die hildesheimische Diöces (aus der das Fürstenthum entstanden) zum Grunde legen, und

was außerhalb derselben zum Fürstenthum gehörte, nur anhangsweise mitnehmen, wenn er nicht lieber die Charte bis dahin erwarten will. Wir empfehlen dem Zeichner und Stecher die schöne Gaucharte im 2. Band der *wenk'schen* Geschichte von Hessen, die bis jetzt alle ähnlichen, auch die sonst brave in von *Schultes* hist. Schrift. B. 2, übertrifft; die in den *act. acad. Theod. - Palat.* bestimmen oft die Grenzen nicht genau und scharf genug. Möchte es doch dem Vf. gefallen, auch die kirchliche Eintheilung nach Archidiakonaten oder Bannen bey der Ausmittlung der politischen zu Rathe zu ziehen! Nach S. 308 scheint es, als kenne er diese große Hülfe nicht, oder verschmähe sie. Er sagt daselbst: „Der hildesheimische Kirchsprengel bestand aus den Districten von Goslar, Barum, Sefen, Denstorf und Schwedenstedt. Man hat keine Nachricht von anderen Bannen in demselben, denen Chorherren als Archidiakonen vorge setzt waren.“ Die anderen also, die nicht in den Händen der Domherren waren, sind nicht einmal werth erwähnt zu werden? Aber das Archidiakonat zu Elze wurde ja 1352 mit der Kellerey vereinigt (*Baring clav. dipl.* 502); das Archidiakonat zu Alfeld scheint nach *Harenberg* 918 (*Rec.* hat das Werk nicht gleich bey der Hand) ebenfalls im Besitz eines hildesh. Domherrn gewesen zu seyn; dagegen war das Archidiakonat zu Goslar (von dem *Heinecke* 291 einen kümmerlichen Bröcken mittheilt) wohl später mit der Probstei des Moritzberges verbunden (*Leukf. et Walkenr.* 129); vorher befals es wenigstens einmal der Domprobst *Eccard* 2, 2165. Sollten denn *Grupens Origines Hildesienfes* ganz verloren gegangen seyn, die doch schon ausgearbeitet waren (dessen *Orig. germ.* 2, 282)? darin würden ohne Zweifel die Archidiakonate des Stifts Hildesheim sehr ins Licht gebracht seyn, worüber *Pertsch* viel zu wünschen übrig gelassen hat. (Vom Urpr. der Archidiak. S. 503—544.) Möchte uns doch der Vf. alte hildesheimische Archidiakonat-Register in dem *versprochenen Codex diplomaticus* mittheilen! Zur baldigen Herausgabe desselben müssen wir ihn um so mehr aufmuntern, da er in diesem Theile sich öfter auf ungedruckte Urkunden bezieht (von den Jahren 1001, 1021, 1022

u. s. w.), was allerdings ein Vorzug dieses Theils ist, von denen einige sehr interessant scheinen. Die S. 164 erwähnte Urkunde von 1062 steht nicht im *Falke*, wohl aber im *Heinecke* und in der (*Möschel'schen*) Geschichte des Stiftes auf dem Petersberge 1757. S. 18 mit allerdings bedeutenden Varianten; nach diesem Abdruck liegt Partunlep im *Harteringowe*, da *Heinecke* Nordthuringen liest, und die Stelle von dem hildesheimischen Bischofe, welche dieser aus politischen Gründen unterdrücken zu müssen glaubte, fehlt bey *Möschel* nicht mehr. Aber aus eben solchen Gründen (das Stift wollte einen *Bezirk* um sein altes Kloster haben, dafür wurde ein *Besitztitel* gesucht) könnte er auch wohl den Harzgau hineincorrigirt haben. Nun die Urkunde ist doch noch in Goslar, wird uns Niemand von der wahren Lesart Nachricht geben? In eben der Geschichte befindet sich auch schon die Urkunde von 1064, welche S. 165 als ungedruckt erwähnt wird. *Hempel* hat viele Werke übergangen, und durch die Herausgabe eines solchen *Codex diplomaticus* würde der Vf. ein sehr verdienstliches Werk liefern, von dem er mehr Gewinn, als von dieser Geschichtschreibung erlangen kann. Denn die Sammler reiner Materialien sind weit mehr zu loben, als die, welche es für eine unerlässliche Verpflichtung ihres Sammlerflusses halten alles auch selbst zu verarbeiten. Doch ist das gewöhnlicher der Fall. Darüber verlieren sie, was ihnen schon gewiss war. Wie mancher ist als Geschichtschreiber vergessen, der als Sammler und Herausgeber ungedruckter Nachrichten stets unentbehrlich seyn wird! *Eccards corpus histor. med. aevi* wird gesucht werden, wenn seine kecken genealogischen Gebäude Keiner mehr achtet. Viele Schriftsteller müssen wir aufschlagen, um der Urkunden willen, welche sie einschalteten, während wir die ganze Fluth des Gewässches, worin diese eingetaucht sind, überspringen. Es ist gewiss mehr Ehre dabey, neue und richtige Materialien zu liefern, und ihrer sind viele noch für Deutschland zurück, als ein Historiker niederen Grades zu seyn. Möchte doch Jeder lernen, was zu seinem Frieden dient!

K. P.

K L E I N E S C H R I F T E N.

GESCHICHTE. Breslau, b. Korn: *Leben und Thaten eines preussischen Regiments - Tambours.* Von ihm selbst beschrieben in seinem 93ten Lebensjahre. Eine Unterhaltung für Partisane. Mit einem Kupfer. 1810. 84 S. 8. (8 gr.) Der ehemalige Regiments - Tambour, der hier als Selbstbiograph auftritt, heisst *Joseph Ferdinand Dreyer*, und bekleidet jetzt das Amt eines Schlüssel - Majors in der Stadt und Festung Glatz. Es ist interessant, diese Stimme aus alter Zeit zu vernehmen, und einen alten Krieger über den Krieg und das Kriegswesen in seiner Weise sprechen zu hören. Um die Aufmerksamkeit der Partisane zu wecken, dürfen wir bloß das Verzeichniß der von dem Vf. während des siebenjährigen Krieges gefangenen genommenen Mannschaften und gemachten Eroberungen an Vieh heraufsetzen. Dieses Verzeichniß fähret auf: 1 General, 1 Obristen, 2 Obrist - Lieutenants, 3 Majors, 2 Rittmeister, 15 Lieutenants, 1

Fähnrich, 1 Cornet, 31 Gefreyte, 891 Gemeine, 8 Wachtmeister, 64 Corporals; 630 Pferde, 500 Ochsen, 116 Kühe, 78 Kälber, 54 Schweine, 111 Schafe, 9 Ziegen, 36 Mauthiere — und 1 Kanone. Aus 16 Bataillen, zwey Überställen, und zwey Belagerungen ist er, zwar nicht unverwundet, aber doch ohne lebensgefährliche Verwundung, immer als braver Soldat gegangen, und ist in seinem hohen Alter noch so stark, daß er noch Reisen zu Fusse 4 bis 5 Meilen weit in einem Tage macht, und immer noch Empfindungen gegen das andere Geschlecht hat. Seine beygebrachten Bemerkungen sind zwar nicht durchaus neu, aber leider durchaus wahr. Das Kupfer, welches besser seyn könnte, stellt die Rettung des Oberamtmanns und Pfarrers von Neuschloß in Schlesiens aus den Händen der barbarischen Kossaken vor.

Bcd.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 F E B R U A R, 1811.

M A T H E M A T I K.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Théorie et Tables d'une nouvelle fonction transcendante* par Soldner. 1809. 46 S. 4. (1 Thlr. 4 gr.)

Der Gegenstand dieser gehaltreichen Schrift ist das schwierige Integral $\int \frac{dx}{\log. x}$. Bekanntlich gab Euler für dieses Integral zwar eine Reihe an; bekannte aber selbst, daß diese Reihe nur von geringem Werthe sey, weil es große Schwierigkeit habe, die beyzufügende beständige GröÙe gehörig zu bestimmen. Hn. Soldners Bemühen ging daher dahin, theils andere für gewisse Werthe von x besser convergirende Reihen zu bestimmen, theils den wahren Werth jener beständigen GröÙe anzugeben, und zu zeigen, warum die *eulersche* für diesen Fall gar nicht convergirende und deshalb unbrauchbare Reihe zu Fehlschlüssen über ihren Werth leitet. Dem Vf. scheinen die Bemühungen eines seiner Vorgänger gänzlich unbekannt geblieben zu seyn. *Mascheroni* nämlich hat in seinen *adnotat. ad calculum integralem Euleri* ganz ähnliche Untersuchungen angestellt, und seine Bestimmung jener beständigen GröÙe trifft völlig mit Hn. S. überein, obgleich der Weg, auf welchem er dazu gelangte, etwas anderes ist. Doch dieses schmälert Hn. S.'s Verdienst nicht, da er, ohne jene Bemühungen zu kennen, seinen Zweck sehr gründlich und so vollständig, als die Natur der Sache es zu erlauben scheint, erreichte, und uns überdies mit Tafeln beschenkte, welche den Werth jenes Integrals für verschiedene Werthe von x angeben.

Die ganze Abhandlung ist in 4 Capitel getheilt. Das erste, über die Mittel, die Integralrechnung zu vervollkommen, beschäftigt sich vorzüglich mit Methoden, um schwierige Integrale auf die Integration schon bekannter Formeln zurückzuführen. Die hier angezeigte Methode, durch welche man sehr mannichfaltige Reihen für ein zu bestimmendes Integral findet, ist zwar sehr allgemein; aber die glückliche Anwendung beruht, wie freylich immer, auf der Geschicklichkeit des Rechners, der für die gebrauchten Hilfsgrößen passende Werthe aufzufinden weis.

Cap. Theorie der Integrallogarithmen. Hr. S. nennt $\int \frac{dx}{\log. nat. x}$ den Integrallogarithmen von x oder li. x .

Ziemlich leichte Überlegungen ergeben nun
li. $x = C + 1.1.x + 1x + \frac{(1x)^2}{1.2.2} + \frac{(1x)^3}{1.2.3.3} + \text{etc.}$

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

$$\text{li. } \frac{1}{x} = C + 11x - 1x + \frac{(1x)^2}{1.2.2} - \frac{(1x)^3}{1.2.3.3} + \text{etc.}$$

$$\text{li. } e^{-x} = C + 1x - x + \frac{x^2}{1.2.2} - \frac{x^3}{1.2.3.3} + \frac{x^4}{1.2.3.4.4} - \text{etc.}$$

und hier ist C immer einerley beständige GröÙe, wie sich aus der Vergleichung der beid-n ersten ergibt, wenn man $x = 1$ setzt. Die letzte Reihe giebt auch

$$\text{li. } e^{-x} = C + 1x - \int \frac{(e^{-x} - 1)dx}{x}, \text{ wenn dieses Inte-}$$

gral mit $x = 0$ anfängt. Die Voraussetzung, daß li. $0 = 0$ seyn soll, giebt zur Bestimmung von C , durch die letzte Reihe $C = -1x - \int \frac{(e^{-x} - 1)dx}{x}$, wenn

man das Integral von $x = 0$ anrechnet, und das Integral bis $x = \infty$ ausdehnt, auch statt $1x$ setzt $1. \infty$. Ist nun n unendl. groß, so ist $e^{-x} = (1 - \frac{x}{n})^n$, und

folgl. wenn man $1 - \frac{x}{n} = z$ setzt, und den Werth der Formel sogleich wieder für $x = \infty = n$, das ist zwischen den Grenzen $z = 1$ und $z = 0$ sucht,
 $C + 1x = - \int \frac{1-z^n}{z-z} . dz$. oder $C = -1. n + 1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{3} + \frac{1}{4} + \frac{1}{5} + \frac{1}{6} + \frac{1}{7} + \dots + \frac{1}{n}$, wo $n = \infty$ ist. Diesen Ausdruck aber hat schon Euler summiren gelehrt, und gefunden, daß er $= 0,57721566 \dots$ sey, und diese schon Eulern aus andern Gründen merkwürdige Zahl ist es nun, die als Constans jenen Reihen muß beygefügt werden.

Hiemit war nun zwar ein Haupthinderniß, welches der Kenntniß dieser Function im Wege stand, gehoben; aber die Reihen selbst, die wir oben angeführt haben, waren in vielen Fällen nicht hinlänglich convergirend, und der Vf. suchte daher mehrere Formen für den Werth des Integrallogarithmen, um in jedem Falle eine brauchbare Form zu Berechnung des Werthes von li. x zu haben. Am meisten Schwierigkeit machte die Bestimmung des Integrallogarithmen für große Zahlen, wo alle Reihen ihren Dienst verlagten, oder wo sie wenigstens in endlose Rechnungen führten. Hr. S. bediente sich daher hier einer Reihe, welche li. $(a + x)$ durch den schon als bekannt angenommenen li. a für den Fall bestimmte, da x klein gegen a war, mit Hülfe dieser Reihe konnte er gleichsam abatzweise vorwärts rechnen, indem er z. B. zuerst $a = 15$ und $x = 1, = 2, = 3$ u. s. w. annahm, und wenn so li. 20 gefunden war, mit $a = 20$ eine neue Reihe von Integrallogarithmen zu berechnen anfang.

Von diesen sehr scharfsinnig ausgedachten Rechnungsformeln einen Begriff zu geben, würde uns
N n

zu weit führen; sie werden gewiss jedem Leser lehrreich seyn, indem sie nicht bloß für diese einzelne Function wichtig sind, sondern auch vielfache Belehrungen geben, die in andern Fällen ihren Werth haben. Eben so wenig werden wir bey dem dritten Abschnitte verweilen, welcher von der wirklichen Berechnung der beygefügten Tafel Rechenschaft giebt, und Anleitung zum Gebrauche dieser Tafel enthält, wie man die Interpolationen ausrichten muß, Bestimmung, wo diese hinlänglich genaue Resultate geben u. s. w. 4 Cap. Die Integrallogarithmen finden mehrfache Anwendung. Bekanntlich giebt es eine bedeutende Reihe von Differentialformeln, die sich auflösen lassen, sobald das Integral $\int \frac{dx}{\log. x}$ aufgelöst ist; aber auch in der Physik kom-

men Probleme vor, deren genaue Auflösung auf den Integrallogarithmen beruht. Zu den letzteren gehört die Bestimmung der Bewegung eines senkrecht aufwärts geworfenen Körpers, wenn man bey dem Widerstande der Luft auf die in der Höhe abnehmende Dichtigkeit derselben Rücksicht nimmt, und Hr. S. zeigt an einem Beispiele, wie weit man von der Wahrheit abweichen würde, wenn man diese Abnahme der Dichtigkeit (um der schwierigen Bestimmung der Integrallogarithmen zu entgehen) nicht beachten wollte. Der Vf. führt noch Mehreres vom Gebrauche der Integrallogarithmen an, und schließt mit einer Bemerkung über das Integral $\int e^{-x^2} dx$, dessen Auflösung zwischen den Grenzen $x = 0$ und $x = \infty$ nicht bloß Laplace, sondern auch Kramp gegeben hat, von welchem letztern wir sogar Tafeln über die Werthe des Integrals besitzen.

Die Tafeln der Integrallogarithmen, welche Hr. S. seinem Werke beygefügt hat, geben dieselben für folgende Zahlen, theils bis auf 7, theils bis auf 5 Decimalstellen an. Von 0 bis 1 für alle um 0,01 verschiedene Zahlen; von 1 bis 2 für alle um 0,1 verschiedene Zahlen; dann für alle ganzen Zahlen bis 20, für alle ebenen Zahlen bis 40; für größere Zahlen wird die Änderung des Integrallogarithmen langsamer und immer gleichförmiger, daher brauchte er bey größeren Zahlen nicht für jede ganze Zahl berechnet zu werden, und Hr. S. begnügte sich bey Zahlen über 320, ihn für jede 40ste, und für Zahlen über 640 ihn für jede 80ste Zahl anzugeben, und so reicht die Tafel bis 1280. Die Integrallogarithmen sind negativ und wachsend für die Zahlen von 0 bis 1, für 1 ist der Integrallogarithmen $= -\infty$. Für Zahlen, die > 1 sind, nimmt er schnell ab, und es ist li. 1,451369 . . . $= 0$; von da an wird er positiv und wächst für alle größerer Zahlen.

Hr. Soldner klagt, daß es ihm an einer Methode gefehlt habe, die Integrallogarithmen für Zahlen, die größer als 10 sind, zu verificiren. Rec. hat daher die Mühe, einen solchen Integrallogarithmen nach einer andern Methode zu berechnen, übernommen. — So beschwerlich nämlich die Rechnung nach der Formel li. $x = C + lx + lx + \frac{1}{2}(lx)^2 + \text{etc.}$ ist, wenn man für x eine ziemlich große rationa-

le Zahl annimmt: so ist es doch, keineswegs sehr langweilig, wenn man für x eine ganze Potenz der Grundzahl des natürlichen Logarithmensystems setzt. Rec. hat daher den Integrallogarithmen für die 7te Potenz dieser Zahl, des ist für $e^7 = 1096, 6331584$ nach jener Reihe berechnet und nach zweymaliger übereinstimmender Rechnung aus den 28 ersten Gliedern der Reihe gefunden:

li. $e^7 = 191, 504743$.

Sucht man eben diese mit Hülfe von Hr. Soldners Tafeln und nach seiner Interpolations-Methode (welches wegen der irrationalen Zahl e^7 eine äußerst mühsame Rechnung ist): so findet man li. $e^7 = 191, 504736$, also bis auf die fünfte Decimalstelle völlig genau, und weiter kann er nicht genau seyn, weil die Integrallogarithmen in der Tafel nur so weit berechnet sind. Da der Integrallogarithmen, aus welchem li. e^7 hier hergeleitet worden, einer der letzten in der soldnerschen Tafel ist: so erhellt, daß man (etwanige Druckfehler abgerechnet) sich vollkommen auf die Tafeln verlassen kann. B.

OLDENBURG, b. Schulze: *Handbuch der bürgerlichen und kaufmännischen Arithmetik in ihrem ganzen Umfange*, u. s. w. von J. F. Schaffr. 1 Th. 1809. XII u. 512 S. 8. (1 Thlr 20 gr.)

Der Vf. theilt die Arithmetik in die *reine* und *angewandte*. Sie heisst rein, insofern sie sich mit der Theorie der Zahlen beschäftigt; sie ist angewandt, wenn sie nach den Regeln, welche die Theorie entwickelte, auf Gegenstände des bürgerlichen Lebens bezogen wird. Diese Abtheilung ist nicht neu, und verdient auch nicht allgemein eingeführt zu werden. Wer ein Compendium für die ersten Anfänger schreibt, darf sie keineswegs anwenden, sondern muß Theorie der Rechnungsarten mit ihrer Praxis gehörig verbinden, damit diese durch jene fest begründet und jene durch diese gehörig erläutert werde. Da aber der Vf. die ersten Fundamentallehren schon voraus setzt, und nur für solche schrieb, welche das Bedürfnis fühlen, ihre in der Schule erworbenen Kenntnisse durch Privatunterricht oder Selbststudium zu erweitern: so mag hier diese Eintheilung bestehen, besonders da er dem Vortrage der reinen Arithmetik den ganzen ersten Band seines Werkes widmet. Vollkommen getreu bleibt indessen der Vf. dieser Eintheilung selbst nicht, wie die sehr vielen Beispiele über Gegenstände des gemeinen Lebens beweisen, welche auf die theoretischen Lehren jedesmal folgen.

Obgleich dieses Lehrbuch sich durch keine eigenthümlichen Entdeckungen auszeichnet: so enthält es doch manche neue und glücklich ausgeführte Darstellungen einzelner Lehren. Eine Haupt-eigenthümlichkeit des Vfs. besteht in der Methode, wie er die Abschnitte der Arithmetik auf einander folgen läßt und verbindet, womit wir im Ganzen einverstanden sind. Nach einer richtigen Ansicht der Sache hat der Vf. Zahlenrechnung und Algebra verbunden, und die algebraischen Operationen jedesmal den arithmetischen vorangehen lassen. Für

die ersten Anfänger wäre diese Methode zu tadeln, da hier der naturgemäße Gang erfordert, sich vom Besonderen zum Allgemeinen zu erheben; aber einem schon zum Theil Vorbereiteten ist es bequem und erfreulich, wenn er von der algebraischen Formel zum einzelnen Rechnungsexempel herabsteigt. Nach diesem Plane sind alle Elementarlehren behandelt, und es sind uns wenige Schriften bekannt, welche auf gleicher Seitenzahl dem Leser eine größere Reichhaltigkeit des Stoffs darbieten. Ausser den ganz gewöhnlichen Materien, die jedes Compendium der Arithmetik enthalten muß, nennen wir hier die Lehren von der Permutation und Combination der Größen, von den geraden und ungeraden Zahlen, von dem Primzahlen und zusammengesetzten Zahlen, von der Auflösung zusammengesetzter Zahlen und Bestimmung ihrer Factoren, von der Bestimmung der möglichst kleinsten Zahl, welche durch andere Zahlen theilbar ist, von Bestimmung des größten gemeinschaftlichen Divisors zweyer Zahlen, von den Wurzeln der Gleichungen, von der Auflösung der vermischten cubischen und höheren Gleichungen, von den Kettenbrüchen, von dem allgemeinen Ausdrucke der Zahlensysteme u. a. m., welche schön und gründlich entwickelt und durchaus mit belehrenden Beyspielen durchwebt sind.

Überhaupt können wir dem Vf. das Zeugniß geben, daß sein Vortrag fast durchgehends Gründlichkeit mit Klarheit vereinigt. Doch vermißt man hier und da eine schärfere Bestimmung der Begriffe. Z. B. S. 18: Addiren heist, etliche Größen zu einem Ganzen verbinden. S. 25. Subtrahiren heist, eine GröÙe von der andern abnehmen. S. 56. Dividiren oder Theilen heist eine GröÙe in so viele Theile zerlegen als eine andere GröÙe Einheiten enthält. — Da es *unendlich große* und *unendlich kleine* GröÙen giebt: so hätte S. 89 unter dem Ausdruck: eine *unendliche GröÙe*, nicht geradezu die *unendliche GröÙe* sollen verstanden werden. Überhaupt wäre es zweckmäÙig gewesen, hier zu bemerken, daß die Begriffe von *Unendlich großen* und *Unendlich kleinen* keine solchen sind, welche sich auf einen wirklichen realen Gegenstand beziehen, sondern Formeln, welche aussprechen, keine GröÙe sey so groß, als daß man sich nicht noch eine größere, und keine so klein, als daß man sich nicht noch eine kleinere denken könne. Nur in Bezug auf diese Bedeutung haben die Ausdrücke $\frac{a}{0}$ und $\frac{0}{a}$ einen vernünftigen Sinn. Auch wünschen wir statt folgender Erklärungen: „Wenn die Division einer GröÙe durch die andere nicht wirklich vollzogen, sondern nur dadurch angezeigt wird, daß man den Divisor unter den Dividendum setzt: so heist ein solcher Ausdruck ein *Bruch*“; ferner: „Ist der Zähler größer als der Nenner: so heist der Bruch ein *unächter Bruch*“ bessere, wodurch der Leser mit der Natur der Brüche vertraut, und nicht bloß mit einer äußeren Charakteristik abgefertigt wird. — Der Ausdruck S. 235: Einen Bruch *verkürzen*, ist we-

der passend noch gebräuchlich. Warum nicht, wie gewöhnlich, *heben* oder *aufheben*? u. s. w. Auch würde der Vf. die Brauchbarkeit seines Buchs für den Selbstunterricht dadurch sehr erhöht haben, wenn er bey den wichtigsten Materien die besten Schriften angeführt hätte, woraus der Anfänger einen ausführlicheren und tieferen Unterricht schöpfen könnte. Übrigens verdient Hr. Sch. alle Ermunterung zur Vollendung seiner Arbeit. Δ .

MANNHEIM, b. Schwan und Goetz: *Handbuch für Ingenieurs und Bauleute, enthält die reine Theorie des Drucks der Erde auf allerley Mauern bey Pracht- und anderen Gebäuden, bey Futtermauern in Festungswerken, an Weinbergen, öffentlichen Heerstrassen u. s. w.* von Johann Herrmann Voßmann, außerordentl. Prof. der Mathematik und Naturlehre zu Heidelberg. Mit Tabellen und 4 Kupfertaf. 1804. XX. und 159 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieses Buch ist des Vfs. erste schriftstellerische Arbeit. Er dedicirte es seinem Landesherrn, und dieser foderte den Hofr. Wucherer nebst dem Baudirector Weinbrenner in Carlsruhe auf, sich über den Gehalt und die Brauchbarkeit des Buchs gutachtlich zu äußern. Als diese Berichte gut für den Vf. ausfielen: so erkannte der edle Fürst demselben eine Belohnung zur Aufmunterung von 20 Ducaten zu. Die Berichte, nebst dem Extract des Geheimenraths-Protocols, stehen dem Buche vorgedruckt.

So aufrichtig und herzlich Rec. dem Vf. diese Aufmunterung gönnt: so wenig kann er mit dem Inhalt der angeführten beiden Gutachten übereinstimmen, als welche ohnehin viel besser ungedruckt geblieben wären.

Der Vf. hat in seiner Abhandlung *Belidors* Theorie zum Grund gelegt, und auf die Fälle, wo der Abschiebewinkel größer oder kleiner ist, als ihn *Belidor* annimmt, auf schief liegendes Erdreich, das auf eine Mauer drückt, oder wenn außer dieser Schiefe auch noch Abätze vorhanden wären, auf Mauern ohne und mit Mauerrecht, Brustwehren, Strebepfeiler u. s. w. angewandt, auch sich allenthalben der Deutlichkeit beflissen, und Alles mit ausgerechneten Zahlen-Beyspielen belegt, sogar seine algebraischen Formeln hin und wieder in Worte übersetzt. Nur wäre für eine *Theorie des Drucks der Erde* doch wohl nicht am unrechten Ort gewesen, die Ursache, warum sich beym Anhaufen derselben ein Abschiebewinkel bilden muß, durch eine aus der Natur der schiefen Fläche hergeleitete leichte Rechnung darzuthun. Jedoch dieser Mangel ist unbedeutend, auch möchte Alles im Buche schon hingehen, und nichts dagegen zu erinnern seyn, wenn nur, vor Abfassung desselben, der Vf. hätte überlegen wollen, ob denn auch das Princip, auf welchem die *belidor'sche* und seine Theorie beruht, haltbar und mit der Natur der Sache vereinbarlich sey! — Daß dies der Fall nicht sey, läßt sich augenscheinlich zeigen.

Die in Frage stehende Theorie beruht auf der

Hypothese einer bis aufs Kleinste theilbaren Masse, welche in lauter, dem natürlichen oder größten Abschiebewinkel, den sie beym Aufhäufen annimmt, parallele Schichten zerlegt, auf die vor ihr stehende Mauer drücken soll. (§. 36, 38 und 39.) So hoch man also auch einen solchen Haufen auführt: so muß nothwendig für einerley Masse auch immer einerley Abschiebewinkel gefunden werden, weil sie bey keinem anderen ruhig bleiben kann, als bey demjenigen, welcher ihrer individuellen Beschaffenheit angemessen ist. §. 36 und 38. — Folglich muß auch für jede mit dieser Lage parallele Schicht, sie sey lang oder kurz, das Nämliche erfolgen. Jede parallele Schicht, als welche, natürlicher Weise, genau auf die nämliche Art, wie die unter ihr liegende, wirkt, kann also nie Seitendruck verursachen, und folglich steht diese Manier, die Masse zu zerlegen, in geradem Widerspruch mit dem Resultat, zu welchem man gelangen will, als das zur Absicht hat, jenen Druck der Masse zu finden.

Will man einwenden, daß aber doch die Masse, in ein Parallelepipedum eingeschlossen, sich, wenn dieses weggezogen wird, sogleich aus ihrer Lage begeben, und nur jenen Haufen, welchen der natürliche Abschiebewinkel bildet, übrig lassen wird: so ist — gesetzt wirklich, der Versuch wäre richtig — hiemit immer noch gar nichts für die *belidor'sche* Theorie gewonnen. Denn fragt man nun: warum schiebt die Masse sich bis auf jenen Winkel ab? so kommt man mit jener Annahme von Theilbarkeit sogleich in neue Schwierigkeiten. Entweder man muß sagen: sie thuts, weil sie die neben ihr liegenden Theile reibt und zur Seite drückt; aber dann folgt offenbar, daß ein anderes Gesetz, und auch ein anderer — und zwar kleinerer Winkel für den Druck, als bey jenem Lagenparallelismus, angenommen werden mußte, denn da drückt und reibt ja nichts. — Oder man muß sagen: sie thuts, weil sie wie ein aneinanderhängendes Continuum betrachtet werden kann, und alsdann folgt abermals ein anderes Gesetz und ein anderer Winkel, denn unter der angenommenen Hypothese schiebt sich ja abermals nirgends etwas ab, weder oben noch unten, sondern Alles ist in der vollkommensten Ruhe.

Genug, wie man es auch anfangen mag, jene *belidor'sche* Hypothese zu vertheidigen: so wird man immer damit in Widersprüche verfallen. Dieß sagt nicht bloß Rec.; nein! es sagten dieß längst die gelehrtesten Männer, welche über diese Materie nach *Belidorn* schrieben, dessen unsterblicher Ruhm übrigens, bey seinen anderen so vielfältigen und großen Verdiensten, durch diesen kleinen begangenen Übereilungsirrtum im Geringsten weiter nicht verdunkelt wird. Rec. führt unter denen, welche *Belidorn* berichtigt haben, nur einen *Coulomb* und *Prony* an, und verweist den Vf. Kürze halber auf den Letzteren, weil hier, ohne die Grenzen einer Recension zu überschreiten, die Sache sich nicht

erschöpfen läßt. Die *prony'sche* Abhandlung hat den Titel: *Recherches sur la pousse des terres et sur la forme et les dimensions à donner aux murs de revêtement; suivies d'une méthode pratique, à la portée des ouvriers, qui ont quelque habitude de se servir de la règle et du compas, pour résoudre très facilement les principaux problèmes relatifs à la forme et aux dimensions des murs de revêtement; par R. Prony, à Paris, de l'imprimerie de la république. An X (1802 v. St.) grand 4.* Sie ist, wie von einem *Prony* nicht anders zu erwarten war, vortrefflich, und mit äußerstem Scharffsinn geschrieben. *Coulombs* Abhandlung steht im *Tome VII du recueil des ouvrages présentés à l'Académie des sciences de Paris par les savans étrangers 1775.*

Hr. *Vossman* kann sich nun aus Durchlesung dieser Schriften, hauptsächlich der *prony'schen*, von selbst überzeugen, daß keiner, oder vielmehr der *belidor'schen* Theorie alle Haltbarkeit fehle, und man also seinen Formeln keine wahre praktische Brauchbarkeit zustehen könne, als welche ihnen auch schon darum fehlt, weil wenigstens alsdann jener Versuch mit der in ein Parallelepipedum eingeschlossenen Erde richtig seyn, und die Erde, wenn das Parallelepipedum weggezogen würde, immer unter einem gewissen Winkel abrollen müßte. Allein das ist bey weitem der Fall nicht, und trifft nur bey ganz trockenem Sand oder Staube zu. Feuchtes, und wieder trocken gewordenes, oder vom Regen aufgeweichtes Erdreich wird, sich selbst überlassen, immer in unregelmäßigen Klumpen nach und nach abfallen. Was soll man also für einen Winkel annehmen, unter welchem die Erde auf eine Mauer drückt? Daß die *belidor'sche* Theorie ihn selbst für den Fall zu groß angiebt, wenn, wovon doch Natur und Erfahrung das Gegentheil lehren, die Erde immer die nämliche anfängliche Beschaffenheit fortbehielt, die in Ansehung des Abschiebewinkels bey dem ersten lockeren Aufhäufen an derselben Statt fand, ist aus dem Vorhergehenden klar genug. Man sieht also, die Sache muß wohl aus ganz anderen Principien herzuholen seyn.

Rec. erinnert nur noch, daß Hr. *Vossman* sich manchmal gar unpaffend und schwankend ausdrückt. So z. B. sagt er in der Vorrede S. XVII: „Ich zweifle, ob es erlaubt sey, den Fürsten oder das Vaterland auch nur wider Willen zu betrügen.“ Was heist das? — Gehört zum Betrügen *Vorsatz*: Wie kann man einen *Vorsatz* wider Willen ausführen? Gehört keiner dazu: Wie paßt zu einer unwillkürlichen Handlung das *Erlaubtseyn*? — S. 72 ist §. 80 der Begriff von der respectiven Schwere ganz sich selbst widersprechend dargestellt. S. 132. §. 148 könnte man gewiß nichts Schwankenderes und Unbestimmteres sagen, als der Vf. hier gethan hat. Ubrigens hätten manche Formeln, wie die S. 102, 104, 105, mehr ins Kurze gezogen, und bequemer eingerichtet — auch das Buch von Druckfehlern sorgfältiger gereinigt werden können.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 F E B R U A R, 1811.

B O T A N I K

LONDON: *An Introduction to physiological and systematic Botany.* By J. E. Smith, M. D. F. R. S. etc. President of the Linnaean Society. Second Edition. 1809. XXIII u. 533 S. 8. nebst 15 Kupfertafeln.

Lehrbücher sollten immer nur diejenigen schreiben, welche der Wissenschaft, welche sie abhandeln, völlig Meister sind, und sie viele Jahre lang mit Eifer und Glück getrieben haben: denn nichts schadet den Fortschritten der Wissenschaften so sehr, als Irrthümer in den Anfangsgründen. So wie wiederum diese Elementarbücher nichts anziehen der macht, als eine gewisse Originalität der Gedanken und Wendungen, dergleichen z. B. die linnéischen haben, und dergleichen nur durch eine langjährige vertraute Bekanntschaft mit dem Gegenstande erworben wird. Sehr erwünscht muß es daher für das botanische Publicum seyn, daß sich diesem Geschäfte, in Bezug auf die Pflanzenkunde, ein Mann unterzog, der die erforderlichen Eigenschaften ganz besitzt, und als Erbe vom Nachlasse des großen schwedischen Naturforschers, auch seine Liebe zu den Gewächsen und seine Grundsätze ererbt zu haben scheint. In der That ist seit der unsterblichen *Philosophia botanica* kein Werk unseres Wissens ans Licht getreten, welches der vor uns liegenden Einleitung, wovon die 1. Aufl. im J. 1807 herauskam, an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Dem Schüler empfiehlt dieselbe sich durch Kürze, Klarheit und eine sehr gefällige, oft graziöse Schreibart; der Meister findet eine überaus gesunde Beurtheilung der verschiedenen Ansichten eines Gegenstandes, und Tiefe und Neuheit der Bemerkungen. Das Physiologische der Pflanzenkunde, gewöhnlich das Kreuz der Systematiker, und in den meisten Lehrbüchern sehr obenhin behandelt, ist hier mit der äußeren Kenntniß der Gewächse genau verwebt, und ob schon man in der Anatomie der Elementarorgane, wo der Vf. der unsicheren Führung von Mirbel vertraut, eigene und tiefer gehende Untersuchungen vermisst: so hat er doch im Allgemeinen die Quellen selber zu Rathe gezogen, und mit weiser Sparsamkeit benutzt. Wenn im Durchlesen des Buchs uns außerdem noch einige Mängel aufgefallen: so wollen wir diese, in der Überzeugung, daß dadurch unserm Urtheile über den Werth des Buchs nichts abgehe, sammt einem Theile des Neuen und

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Interessanten, und einer kurzen Übersicht des Inhalts, hier angeben.

In der Vorrede spricht der Vf. Einiges zum Lobe der Botanik, welches keine Gemeinplätze, wie gewöhnlich, enthält, und welches diejenigen, welche diese herrliche Wissenschaft betreiben, mit innigem Vergnügen lesen werden. *Cap. 1. Unterschied zwischen Thieren, Pflanzen und Fossilien. Über das Lebensprincip der beiden ersteren.* Empfindung lasse sich den Pflanzen nicht durchaus absprechen; wenigstens sey der Mangel derselben für sie kein Unterscheidungszeichen gegen die Thiere. Auch das Unvermögen, den Ort zu verändern, charakterisire dieselben nicht, es komme auch den Korallen zu; wogegen manche Gewächse auf dem Wasser umher schwämmen. (Niemand wird sagen; daß dieses eine eigenmächtige Bewegung sey; die Korallen aber versetzt man am besten in ein Mittelreich zwischen Thier und Pflanze.) Einige charakterisiren Thiere als genährt durch ihre innere, Pflanzen durch ihre äußere Oberfläche ohne einen Magen. Das sey scharfsinnig und wahr, leide aber eine Ausnahme bey den Polypen und einfachsten Würmern, deren einige man umkehren könne, wie einen Handschuh, und deren Fühlfäden den Würzelchen gleichen, welche Nahrung in der Erde suchen. (Das ist eine bloße Hypothese; auch kann man diese Geschöpfe nicht als wahre Thiere betrachten.) *Mirbel's* Gedanke, daß Pflanzen von unorganischer Materie, Thiere von bereits organisirter sich nährten, sey sehr wahr, und der Vf. suchte vergebens nach einer Ausnahme von dieser Regel. (Aber die Damm-erde, worin die Pflanzen wachsen, enthält doch viele organische Materie; auch giebt es ja Schmarotzerpflanzen.) Wo es auf keine große Genauigkeit ankomme, gebe der verschiedene Geruch beym Verbrennen ein gutes Unterscheidungszeichen ab. (Dann würden aber Spongia und die Schwämme dem Thierreiche angehören. Mehr Beachtung verdient der zellige Bau der Pflanzen, den die Thiere nicht haben.) *Cap. 2. Gebiet der Naturgeschichte und insbesondere der Botanik. Von der allgemeinen Zusammensetzung der Pflanzen.* *Cap. 3. Vom Oberhäutchen.* Den zarthäutigen Überzug des Blumenblatts und die todte schaalige Borke der Baumnstämme nennt der Vf. beides Oberhaut. (Diese Theile sind aber in Gestalt und Function einander sehr unähnlich. Schwer zu glauben ist auch, daß die Oberhaut im Embryo schon ganz gebildet sey, und bey dessen fernem Wachsthum nur sich ausdehne. Offenbar

werden in derselben immer neue Zellen zwischen die alten eingeschoben, indem sie, was der Vf. leugnet, was aber der Augenschein lehrt, mit den unterliegenden Theilen Verbindung hat, ja sogar von *Mirbel* nur für die äußere Wand der unterliegenden Zellen angesehen wird.) *Cap. 4. Vom zelligen Überzuge.* *Cap. 5. Von der Rinde.* Darunter verstehe man denjenigen Theil der äußeren Bedeckung, welcher eine netzförmige Verbindung von Holzfasern und eine Schichtung zeige. Die innerste Schicht desselben, welche man den Bast nenne (die besten Schriftsteller nennen das ganze netzförmige und geschichtete Wesen der Rinde den Bast), sey der Sitz der wesentlichsten Lebensverrichtungen, und werde, nachdem diese beendigt, sammt dem zelligen Überzuge als leblose Borke nach außen gestossen, diene jedoch noch eine Zeitlang zum Behälter für die abgeforderten eigenen Säfte. (Wie lange? Dieses muß doch seine bestimmte Regel haben.) Im einjährigen Gewächse und Aste bestehe die Rinde nur aus Einer Lage, in mehrjährigen aber aus so vielen, als sie alt sind. (Dann muß man aber die leblose Borke dazu rechnen.) Eine Rindenwunde mit Verlußt von Substanz heile wieder zu, wenn man das entblößte todte Holz, dessen Fäulnis der Heilung hinderlich sey, sorgfältig wegnehme, und die Wunde vor der Einwirkung der Luft bewahre. Auf diese Art behandelt, sah der Vf. Bäume, die bereits abgestanden und hohl geworden, sich mit neuem Holze füllen und frische kräftige Äste mit vielen Blüten und Früchten treiben. *Cap. 6. Vom Holze.* *Linne's* Meinung (schon *Malpighi* hatte sie), welche von *Duhamel* und *Mirbel* angefochten worden, daß das Alter des Baumes an der Zahl seiner Jahrringe erkannt werde, wird vom Vf. in Schutz genommen. Ferner, sagt er, sey eine große Kluft zwischen Sommer und Winter, und so werde immer eine starkbezeichnete Grenze seyn zwischen den Jahreschichten solcher Bäume, welche dieselben überhaupt zeigen. (Das ist freylich wahr: indessen gelten Beobachtungen hier mehr als Gründe.) Zu dem bekannten Versuche *Duhamels*, durch Einsehung von Zinnplatten unter die Rinde die Absetzung des Holzes von der innersten Rindenlage zu erweisen, sah der Vf. die Originalbelege im Museo der Naturgeschichte zu Paris. Dabey erzählt er einen wichtigen Versuch, den der verstorbene D. *Hoppe*, Prof. der Botanik zu Edinburg, angestellt. An einem 3—4jährigen Weidenzweige wurde auf der einen Seite ein Longitudinaleinschnitt, von der Länge einiger Zolle, in die Rinde gemacht, so daß dieselbe in Gestalt eines hohlen Cylinders vom Holze abgestreift werden konnte: die beiden Enden blieben dabey unverletzt in ihrer natürlichen Beschaffenheit. Die Wundränder wurden hierauf sorgfältig vereinigt, die Luft durch Bedeckungen abgehalten und der Zweig angebunden, um Beschädigung zu verhüten. Nach einigen Jahren schnitt man den Ast quer durch, und fand nun den Rindencylinder mit neuen Holzlagen ausgekleidet, deren Zahl zu

der der Holzringe, von welchen die Rinde getrennt worden, addirt, der Zahl der Lagen im Aste über und unter der so behandelten Stelle gleich war. *Cap. 7. Vom Marke.* Dasselbe scheint der Pflanze Leben und Fülle zu geben, und auf irgend eine Art zum Wachstume beyzutragen. Nach Hn. *Knight's* Meinung geschehe dieses durch Aufbewahrung der Säfte für den Fall, wo stärkere Ausdünstung größeren Zuflufs derselben nöthig mache. Die knolligen Wurzeln, welche einige Gräser, z. B. *Phleum pratense*, in dürrer Boden bekämen, und welche aus einem fleischigen Wesen, gleich dem Marke junger Zweige, beständen, schienen diese Idee zu begünstigen. Allein das Unzureichende dieses Mittels, wenn die Natur eines starken Saftzuflusses bedürfe, und die immer sich gleich bleibende Nässe des Marks, ließen vielmehr glauben, daß dasselbe ein Behälter von Lebenskraft (*reservoir of vital energy*) sey. (Was soll man sich dabey denken? So wird ein Dunkles durch ein eben so Dunkles erklärt.) *Lindsay* habe bereits vor geraumer Zeit in einem, der königl. Societät vorgelesenen, aber ungedruckten, Aufsatze zu zeigen versucht, daß das Mark im Blattstengel der *Mimosa pudica* der Sitz der Irritabilität dieser Pflanze sey. *Cap. 8. Von den Saftgefäßen und vom Laufe des Saftes; Knight's Theorie der Vegetation.* *Malpighi* und *Graw* hätten die Holzfasern für die Kanäle des aufsteigenden Saftes gehalten: allein man sehe an ihnen keine Öffnung und keine Spur einer röhrichtigen Structur; vielmehr seyen sie ins Unendliche theilbar, gleich den Muskelfasern. (Hier möchten jene großen Anatomen wohl bey weitem richtiger betrachtet hab. n.) Daß die Spiralaröhren mit ihren Unterarten gefärbte Flüssigkeiten einsaugen, und bis in die Blätter führen, sey zuerst von *Darwin* und *Knight* bemerkt worden. (Die Ehre dieser Entdeckung gehört aber unserem *Reichel*.) Es sey also nicht zu bezweifeln, daß diese Gefäße, welche man den Arterien der Thiere vergleichen müsse, die nährenden Flüssigkeiten aus der Erde einsaugen, digeriren und in die Höhe ziehen. (Dieses folgt noch keineswegs.) Der aufsteigende Saft werde in den Blättern der Wirkung von Licht, Luft und Feuchtigkeit ausgesetzt, und kehre sodann durch eine andere Art von Gefäßen zurück in die neue Rindenlage, welche er nähre, zur Vollkommenheit bringe und geschickt mache, die Materie für die Splintlage des folgenden Jahres abzusondern. (Hier, so wie bey Aufzählung der Ursachen der Saftbewegung, folgt der Vf. ganz den Untersuchungen seines trefflichen Landmannes *Knight*.) Das bekannte Experiment von *Haleb* mit drey, in eine Reihe gepflanzten, jungen Bäumen, wovon der mittlere mit den beiden äußeren zusammengepfropft, und dann außer Verbindung mit dem Boden gesetzt wurde, sah der Vf. durch den D. *Hoppe* zu Edinburg mit drey Weidenbäumen wiederholt. Der mittlere davon, welcher von den beiden äußeren ernährt wurde, kam einige Tage später in Blüthe, war aber im Ubrigen ihnen ganz ähnlich.

Cap. 9. Vom Saft und von der innerlichen Ausdünstung. Treffend bemerkt der Vf., daß das Bluten der Birken, des Ahorns und anderer Bäume im Frühjahr nicht von einer starken Circulation des wässrigen Safts zu dieser Zeit, sondern da sie zu anderen Zeiten des Jahres wenigen oder keinen Saft ergießen (sollten die aufsteigenden Gefäße alsdann wirklich dergleichen enthalten? Wir bezweifeln es), von der erhöhten Reizbarkeit der Gewächse im Frühlinge herrühre, vermöge deren er aus einer Wunde sogleich austrete, von Natur aber sich in Ruhe befinde, bis die Blätter sich öffnen und seinen natürlichen Lauf zulassen. Dieser Erhöhung der Reizbarkeit durch die Winterkälte und dem stärksten Saftzuflusse bey dem nun erhöhten Reize der zurückkehrenden Wärme sey auch das Bluten der genannten Bäume nach einem plötzlich eintretenden und wieder nachlassenden Froste im Herbst und Winter zuzuschreiben. **Cap. 10. Von den Absonderungen der Pflanzen; das Pflorsen; Wärme des Pflanzenkörpers.** Ohne tiefe chemische Untersuchungen anzustellen, verbreitet der Vf. sich hier über die Bildung des Gummi, des Harzes, der wesentlichen und fetten Öle, des bittern Stoffes, des fauren Wesens, Alkali und Zuckers der Gewächse; und seine Bemerkungen darüber sind neu und geistreich. — Merkwürdig seyen die verschiedenerley Absonderungen in Einer und derselben Pflanze, z. B. im Pfirsichbaume: ein mildes Gummi im Stamme; ein bitterer, abführender und verdächtig Stoff in den Blättern; Säure, Schleim und Zucker, nebst einem höchst flüchtigen, aromatischen Wesen in der Frucht. „Wie weit, ruft der Vf. aus, sind wir noch von der vollendeten Anatomie des Pflanzenkörpers entfernt, wodurch so verschiedene und so unverträgliche Stoffe getrennt gehalten werden!“ — Der eigenthümliche Geruch so verschiedenartiger Pflanzen, als *Anthoxanthum odoratum*, *Asperula odorata*, *Trifol. officinale*, *Orchis militaris*, welcher erst nach dem Tode sich aus dem Kraute entwickelt, und, wenn sehr stark, dem der bitteren Mandeln gleiche, scheine aus den Öffnungen der, ihn enthaltenden, Zellen vermöge des aufgehobenen Drucks der nun geleerten Gefäße auf diese Öffnungen sich zu verbreiten. (Eine unwahrscheinliche Hypothese; vermuthlich wird dieses riechbare Wesen erst im Tode gebildet.) Bemerkenswerth sey der Zusammenhang zwischen Farbe und Geruch bey den Gewächsen. Eine Varietät von *Chrysanthem. indicum* mit orangefarbenen Blumen, wie *Cheiranthus Cheiri*, habe auch den Geruch desselben, da die gemeine purpurfarbene Abart einen ganz anderen und stärkeren Geruch besitze. Die Wärmeentwicklung am Bluthkolben von *Arum maculatum* hält der Vf. mit Recht für einen Beweis eigenthümlicher Wärme bey den Gewächsen, nicht für die Wirkung eines chemischen Procelles, wie *Senecier*. **Cap. 11. Vom Vegetationsproceß; Nutzen der Saamenlappen.** Das Absteigen der Wurzel und Aufsteigen des Stämmchens bey dem Keimen sey von *Darwin* erklärt wor-

den aus dem Gereiztwerden, der ersteren durch Feuchtigkeit, und des letzteren durch die Luft. Diese sinnreiche Erklärung sey befriedigender als alle mechanischen Hypothesen. (Aber wie verhält sich die Kraft, welche hier den Antrieb macht, zu den allgemeinen Naturkräften, zu der Schwerkraft, zur anziehenden Kraft, zum Instincte?) **Cap. 12. Von der Wurzel und deren Arten.** Paradox und wenig wahr sey es, wenn *Linné* die Baumstämme Wurzeln über der Erde nenne. (In gewissem Sinne kann man allerdings den jährigen beblätterten Trieb als den eigentlichen Stamm betrachten.) Vielleicht könne man mit mehr Wahrheit die Hauptwurzel einen Stamm unter der Erde nennen: doch schienen beider Functionen vielmehr ganz verschieden, und die des Wurzelstocks einer Verdauung ähnlich. — Bekanntlich sind die Orchiden, welche zweyjährige Wurzelknollen haben, die das Jahr vorher, als sie Blüthe geben, gebildet werden, schwer zu cultiviren. Ein Freund des Vfs., Hr. *Crowe*, fand, daß sie sich in voller Blüthe am besten versetzen ließen. (Rec. hat dieses an *Orchis latifolia* und *bifolia* ebenfalls bemerkt.) Die Ursache sey, weil der Knollen für das folgende Jahr zur Zeit der Blüthe seine Wurzelsafern noch nicht ausgesandt: denn nachdem dieses geschehen, werde keine Verletzung mehr vertragen. — Der Vf. zählt sieben Arten der Wurzel, mit Weglassung mehrerer leicht verständlicher *linnéischer* Arten, und mit Hinzufügung einiger neuen, als der *radix articulata* oder *granulata* (woraus zwey Arten hätten gemacht werden sollen), und der *rad. bulbosa* (welche *Linné* unter *Hybernaculum* brachte). Als Beyspiel einer articulirten Wurzel wird *oxalis acetosella* angeführt. (Dieser Theil ist aber vielmehr ein *caulis repens squamosus*, indem die fleischigen Schuppen der unterste Theil der Blattstengel sind, welche an einem Absatze über der Basis abgebrochen.) **Cap. 13. Verschiedene Arten des Stammes und Stengels.** — *Caulis radicans* ist erklärt: aufklimmend an anderen Körpern durch Fibern, welche keine Nahrung einsaugen: *Hedera*, *Bignonia*. Dadurch unterscheide sich dieser *Terminus* (*Linné* kannte diesen Unterschied nicht) von *repens*, wo der Stamm wahre Wurzeln auslende, es sey, daß er auf der Erde liege: *Ranunc. repens*, oder sich an andere Pflanzen halte: *Cuscuta*. *Sarmantifus* ist dem Vf. ein kriechender Stengel, welcher aus der Wurzel kommt und keine Blüthe giebt. Wie seltsam ist dagegen *Sprengels* Definition in seiner vierten Ausgabe der *Philos. botan. Caulis interstitiis repens! Determinate ramosus* sey ein Stengel, wenn er, nachdem er an der Spitze geblühet, gerade unter der Blüthe eine Anzahl frischer Schäfte wirtelförmig erzeuge. Beyspiele für diesen *Terminus*, dessen *Linné* in den späteren Schriften sich häufig bedient, seyen *Azalea nudiflora*, *Erica Tetraliae* u. l. w. *Culmas geniculatus* wird vom *articulatus* dadurch unterschieden, daß ersterer in Gestalt eines Knies gebogen sey, letzterer nur gegliedert. (Dieses ist der Natur weit gemäßer, als *Sprengels* willkührliche

Bestimmung a. a. O.: *geniculatus, geniculis non protuberantibus; articulatus, geniculis contractiv.*) Cap. 14. Von den Knospen. Sie produciren das Individuum nicht, wie Samen; sondern vervielfältigen und verlängern es nur. Doch habe letzteres seine Grenzen, wie *Knight* sehr richtig bemerke. Schätzbare Varietäten von Obst, die in früheren Zeiten gekannt waren, seyen nun ausgegangen, und andere gingen vor unseren Augen aus, was man auch thun möge, um sie zu erhalten. Neue Varietäten von capischen Geranien, in unseren Treibhäusern aus Samen entstanden und als wirkliche Species in unseren botanischen Werken aufgeführt, seyen von noch kürzerer Dauer, und könnten durch Abrecher nur wenige Jahre hindurch erhalten werden. Cap. 15. Von den Blättern, ihrer Stellung, Befestigung, Oberfläche und verschiedenen Gestalt. Auch hier hat der Vf. alle *linnéischen* Ausdrücke mit der Natur verglichen, die unpassenden und überflüssigen weggelassen, die fehlenden hinzugesetzt, und die irrigen Definitionen verbessert, auch überall Beyspiele hinzugefügt aus Kupferwerken, welche Werth und Autorität haben. — *Folium verticale* nennt er richtiger, was *Linne fol. adersum* nannte, und wovon er eine undeutliche Erklärung gab. *Fol. parabolicum* ist weggeblieben, was auch der nahen Verwandtschaft wegen mit *ovatum* recht gut ist. *Sprengel* hat davon a. a. O. Taf. I. fig. 2 eine ganz unrichtige Abbildung gegeben. *Fol. deltoides* ist in seine wahre Bedeutung eingesetzt: ein flaches Blatt mit drey Winkeln, von denen der Endwinkel weiter als die Seitenwinkel von der Insertion des Blattstiels entfernt ist, z. B. *Chenopodium bonus Henricus*. Die unrichtige Figur in der *Philos. botan.* hat die Schriftsteller irre geführt. *Crenatum* ist bey dem Vf. (so wie bey *Sprengel*) ein Blatt mit Zähnen, welche rund und gegen keine der Extremitäten des Blattes zu gerichtet sind. (Hier fehlt aber die Nebenbestimmung,

dass die Einschnitte zwischen denselben spitzig (*anguli*) seyen.) Cap. 16. Von den Verrichtungen der Blätter. In Wäldchen von Pappeln oder Weiden bemerke man bey warmer und stiller Witterung, dass Tropfen hellen Wassers von ihren Blättern niederfallen, wie ein leiser Regenschauer. Dieses geschehe durch Niederschlagung ihrer unmerklichen Ausdünstung, vermuthlich durch eine plötzliche Veränderung in der Atmosphäre. — Den sonderbaren Bau der Blätter der *Sarracenien*, nämlich offener Röhren, welche sich durch die Ausdünstung der Pflanze mit Wasser füllen, erklärt der Vf. durch eine Beobachtung, welche ein Gärtner im botanischen Garten zu Liverpool ihm mittheilte. Ein Insect von der Gattung *Sphaex* oder *Ichneumon* schleppte mehrere grosse Fliegen zur *S. adunca*, und zwängte sie mühsam unter den Deckel des Blatts in die, halb mit Wasser gefüllte, Höhle desselben. Alle Blätter waren voll von todtten oder im Ertrinken begriffenen Fliegen, und vermuthlich sey die von denselben entwickelte Luft wohlthätig für diese Pflanze, wobey noch ein anderer Zweck der Natur erreicht werde, indem, aller Wahrscheinlichkeit nach, jene Raubinsecten diese todtten Thierchen speisen oder ihre Eyer hineinlegen. In ähnlicher Abucht schienen *Nepenthes destillatoria*, *Dionaea muscipula* und die *Droserae* Insecten mit ihren Blättern zu fangen. Wobey noch bemerkt wird, dass die Spiralgefässe des Blattstiels von *Nepenth. destillator.*, durch welchen die Absonderung des Wassers im Blatte doch unstreitig geschehe, ungewöhnlich weit und zahlreich seyen. Cap. 17. Von den verschiedenerley Stützen oder Anhängeln. Der Name: Anhängel, sey passender, wenn man beysammen lasse, was *Linne* unter Stütze begriffen. Neue Kunstwörter, wie *ligula, ochrea, ramentum*, hält der Vf. für überflüssig.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

BOTANIK. *Elbing*, b. Vf., und *Königsberg*, in Commission b. *Nicolovius: Preussens Flora*, oder *systematisches Verzeichniss der in Preussen wildwachsenden Pflanzen, mit jeder Pflanze beygefügten Bemerkungen in ökonomischer, technologischer und medicinischer Hinsicht*; nach einer das Aufsuchen der Pflanzen erleichternden und sicher leitenden Methode bearbeitet von *Eberhard Gottlieb Graff*, Prof. am Gymnasium zu *Elbing*. 1809. VIII u. 239 S. 8. (1 Rthlr.) Hr. G. sagt in der Vorrede: „Sowohl der Wissenschaft als auch meinem Vaterlande fehlt ein Werk, wie das vorliegende ist, da die bisherigen Verzeichnisse der preuss. Pflanzen theils unvollständig, theils in den Kennzeichen und Benennungen schwankend, theils ohne System sind.“ Allein Rec. wurde bey Durchlesung dieses Buchs und bey Vergleichung desselben mit einigen früheren preussischen Floren in seiner Erwartung sehr getäuscht, und glaubt daher, dass Hr. G.'s Arbeit der Wissenschaft wenig Nutzen gewähre. Zum Belege dieses Urtheils können allein folgende Bemerkungen dienen: Der Vf. hat *Koch's* Handbuch zum Grunde gelegt, und die Gattungsscharaktere der Pflanzen in eine tabellarische Übersicht gestellt, wobey er aber, um etwas Neues hervorzubringen, gegen die Grundsätze des Systems gehandelt, und in der vierten Ordnung der *linnéischen* 17 Classe den Blüthenstand (*Inflorescentia*) und die dreyszähligen und gefiederten

Stengelblätter als Hauptabtheilung der Gattungskennzeichen aufgeführt hat. Manche Pflanzen, wie *Epimedium alpinum*, *Galium album*, *Orobis lathyroides* etc. kommen in dieser Flora vor, welche in *Reyger's* Flora, sogar in *Hoffmann's* Deutschlands Flora (1791) fehlen. Dann sind die deutschen Namen der Pflanzen oft doppelt angegeben, und bey einigen nicht passend. So heisst z. B. *Iris Germanica* unrichtig blaue Lilien. *Dipsacus sylvestris* soll nach der Vorchrift des Vfs. zum Aufkratzen des Tuchs dienen; aber hiezu benutzt man bekanntlich die Blumenköpfe oder Fruchtböden der gebaueten Weberkarte (*Dipsacus fullonum*), welche mit hakenförmig-gekrümmten Spreublättern versehen sind; *Dipsacus sylvestris* trägt gerade Spreublätchen. Wäre Hr. G. seinen Vorgängern, z. B. Hn. *Reyger*, in der Anordnung und Beschreibung der Pflanzen gefolgt, hätte er *Linne's* Methode, nach Anleitung der *Species plant. edit. Willd.* beygehalten, die Abweichungen einzelner Arten von ihren Gattungskennzeichen bey der Beschreibung der Arten angezeigt, und endlich durch mehrere Beobachtungen an lebenden Pflanzen seine botanischen Kenntnisse zu begründen gesucht: so konnte sein Buch nicht nur den Anfängern in der Botanik nützlich seyn, sondern er würde sich auch den Beyfall und Dank gebildeter Botaniker, besonders seiner Landsleute, unfehlbar erworben haben.

DD—h.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 F E B R U A R, 1811.

B O T A N I K.

LONDON: *An Introduction to physiological and systematical Botany.* By J. E. Smith, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Cap. 18. *Von der Inflorescenz und ihren Verschiedenheiten.* Obschon Linné zur Ähre (*spica*) sitzende Blumen erfordere: so sey dieses doch selten der Fall, daß man es nicht so streng nehme. Linné selber gebrauche diesen Ausdruck oft, wo die einzelnen Blumen partielle Stiele hätten; auch definire er den *Corymbus* als eine Ähre, deren partielle Blumenstiele stufenweise länger sind. Cap. 19. *Von der Blume und Frucht.* Von den Blumen kehre nicht wie von den Blättern ernährende Materie in den Stengel zurück: nur mit dem Kelche, dessen Substanz der der Blätter so ähnlich, sey dieses unstreitig der Fall. Deshalb schwelle der Blüthstengel während des Blühens oft beträchtlich an, vornehmlich unter dem Kelche, und werde holziger. Falle aber der Kelch frühzeitig ab, wie bey den Mohnpflanzen *Papaver*, *Glaucium* u. s. w.: so werde jener nicht merklich verdickt, noch sonst verändert. Linné's zweyte Art des Kelchs: *Involucrum*, sey zu entbehren, da der so benannte Theil bey den Umbelliften, Euphorbien, Anemonen zu den *bracteis* gehöre. Nur für das Fruchtschleyerchen der Farrenkräuter könne man mit *Gleditsch* diesen Terminus beybehalten, wodurch *indusium* überflüssig werde. Statt der sechsten Art, nämlich *calyptra*, welche mit Schreber für eine Blumenkrone zu halten, komme *perichaetium*, der Mooskelch, hinzu; es bleibe also für die Arten des Kelches die Zahl Sieben, welche Linné sehr hoch gehalten, so wie er seine unsterbliche *Philos. botanica* in 12 Capitel und 365 Sectionen getheilt. — Das Nectarium wird mit Linné als ein Theil der Blumenkrone betrachtet (obschon es doch so gut für sich besteht, wie Staubfäden und Griffel). Die Blumenkrone scheine, außer daß sie die Blume schütze, und durch ihre Farben die Insecten anlocke, noch einen besonderen Zweck der Natur zu erfüllen. Sie zeichne sich durch Farbenpracht aus, stelle sich den Sonnenstrahlen überall dar, und schliesse sich oft, wenn diese entzogen werden. Bedächten wir ferner die feinen Abfonderungen der Blume, den elastischen, entzündlichen Blumenstaub, den Honig, die zarten Wohlgerüche der Blume, und dabey den großen Antheil des Lichts an diesen Erzeugnissen, den Entdeckungen neuerer J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Chemisten zufolge: so könnten wir die Wichtigkeit der Blumenblätter für die Bildung derselben mittelst Auffangung des Lichts nicht bezweifeln. (Ein überaus sinnreicher Gedanke.) Zwey Arten einer neuen Pflanzengattung *Brodiaea*, die von Menzies an der Westküste von Nordamerika gefunden worden, haben Lilienblumen, wie ein *Agapanthus*, und außerdem drey innere Kronblätter. Dieses gereiche zum Vortheil der *jussieuschen* Meinung, daß die Blume der Liliaceen ein gefärbter Kelch, das Nectarium aber, z. B. von *Narcissus*, die wahre Blumenkrone sey. Am richtigsten lage man, daß hier in den meisten Fällen Kelch und Krone in Einem Organe verbunden sind. Der Blumenstaub sey darin von entgegengesetzter Natur mit der Anthere, daß er durch Feuchtigkeit berste und seinen Gehalt herauslasse, die Anthere aber durch Trockenheit. (Dieses dürfte doch große Einschränkungen leiden.) Die gegliederten ästigen Fäden zwischen dem Würzelchen und Stämmchen keimender Moose nimmt der Vf. mit Hedwig für die Samenlappen. (Dieses leidet doch großen Zweifel, da man die nämlichen Körper in den Blattwinkeln vieler Sumpfmoose als einen braunen Filz, und selbst in der Moosblüthe als Paraphysen wiederfindet. Auf der anderen Seite wird kein aufmerksamer Beobachter diese Körper mit Sprengel für zufällig ansetzende Conserven halten können.) *Flos aggregatus* nimmt der Vf. nur bey den *Dipsaceis* des Jussieu, als *Tasione*, *Scabiosa*, *Protea* u. s. w., an. Auszuschließen seyen deshalb die unter diesen Begriff von Linné noch zusammengefaßten sechs anderen Arten der Inflorescenz: *flos compositus*, *amentaceus*, *glumosus*, *spadiceus* und besonders *umbellatus* und *cymosus*, welche letztere durch eine bloße Hypothese und durch die geglaubte Nothwendigkeit, das *Involucrum* bey der Charakteristik der Gattungen zu Hülfe zu nehmen, mit hierher gekommen. Cap. 10. *Von den Verrichtungen der Staubgefäße und Griffel.* Eine weitere Ausführung von §. 139 — 145 der *Philosophia botanica*. Einige Beyspiele sind hinzugefügt, auch einige Einwürfe beseitigt worden, z. B. von *Pontedera*. Nicht minder sind einige Gründe für das Geschlecht der Pflanzen hinzugekommen, z. B. die Irritabilität der Geschlechtstheile während des Blühens, die Nothwendigkeit des Besuchs der Blumen von Insecten für die Begattung. — Thomas Millington, Prof. zu Oxford, soll dem Dr. Grew einen Wink über den wahrscheinlichen Nutzen der Staubgefäße, den Samen zu befruchten und zur Vollkommenheit zu P p

bringen, gegeben haben. *Grew* habe diesen Gedanken aufgefaßt, und der große *Ray* ihn gebilligt. — *Linné*, als er die Wildnisse von Lappland durchstrich, habe die Blüthe der Moosé sorgfältig untersucht und richtig begriffen, wie aus seiner, bis dahin ungedruckten Reise durch dieses Land erhellet. Was für ein Palmbaum das gewesen, mit dem *Gleditsch* die bekannte künstliche Befruchtung zu Berlin vorgenommen, sey nicht wohl auszumachen. Vermuthlich *Rhapis flabelliformis* Ait., ob schon *Linné* in seiner Dissertation über diesen Gegenstand ausdrücklich die *Phoenix dactylifera* nenne. Fruchtknoten, welche den männlichen Samenstaub nicht empfangen, erwachsen dennoch oft zu einer beträchtlichen Größe, und dann finde man die Substanz des Samens, seine Haut und selbst seine Cotyledonen: nur fehle der Embryo. So z. B. setze die prächtige *Cycas revoluta* in England, nachdem sie geblühet, Frucht an, nämlich eine *drupa*, welche inwendig vollkommen beschaffen war, außer daß an der Stelle des Embryo eine leere Höhle sich befand, indem ein männlicher Baum vielleicht nicht näher als in Japan aufzufinden gewesen wäre. Cap. 21. Von den Krankheiten der Pflanzen, vornehmlich in Bezug auf das Lebensprincip. Dieser Abschnitt ist klein; was der Vf. von dieser Materie sagt, ist mehr beyspielsweise, als um den Gegenstand zu erschöpfen. — *Thiery de Menorville* erzähle in seinem Werke über den Nopal (*Cactus coccinellifer*) von einer merkwürdigen Krankheit, welche dieses Gewächs außer dem Brande, dem es sehr unterworfen sey, öfters befallt. Er nenne sie *la dissolution*; sie scheine ein plötzlicher Verlust des Lebensprincips, gleich dem gelähmten Zustande, der bey den Thieren durch den Blitz bewirkt wird. Das Grün der Pflanze verwandelt sich in Zeit von einer Minute in Gelb; der Glanz vergeht, und binnen einer Stunde schon tritt Fäulnis und Auflösung ein. — Das Abfallen der Blätter im Herbste scheine ein blosses Abwerfen abgestorbener Theile zu seyn. Denn dieses sey ein Act des Lebensprincips selber in der animalischen, wie in der vegetabilischen Welt. Mr. *Facobaïn* theilte dem Vf. hierüber Folgendes mit: Wenn er einen Baum oder Strauch mit allen Blättern versetzte: so erkannte er bald, daß derselbe ankommen würde, wenn die welken Blätter sich leicht ablösen ließen oder von selber abfielen. Denn wenn sie mit ihrer Basis fest angeheftet blieben, so daß man sie nicht abreißen konnte, ohne Rinde und Knospen mit wegzunehmen: so zeigte dieses einen Fortgang des Absterbens und einen unglücklichen Ausgang der Operation an. Cap. 22. Von der systematischen Anordnung der Pflanzen. Natürliche und künstliche Methoden. Gattungen, Arten und Varietäten. Namengebung. Sehr kurz wird von den Systemen der Botaniker vor *Linné* gehandelt: nur die des *Casalpini* (dessen Werk *Linné* fleißig studirte, und aus dem er seine Meinung vom Ursprunge des Kelchs, der Krone, Staubfäden und Griffel aus der äußeren Rinde, inneren Rinde, Holz

und Mark entlehnte) und des *Tournefort* werden etwas näher betrachtet. Die hierauf folgende eigenliche Philosophie der Wissenschaft ist eine Übersicht dessen, was *Linné* in den Cap. 6-7. 8. den *Philos. botanica* aufgestellt. Bey der nothwendigen Kürze war es unmöglich, hier so ins Detail zu gehen, wie es das ebengenannte unsterbliche Werk that, dessen Studium daher hiebey eher nothwendig, als entbehrlich wird. Im Übrigen folgt der Vf. streng seinem großen Vorbilde; sein Grundsatz ist, nur sehr selten und nicht ohne die größte Noth von ihm abzuweichen. Höchst erquickend ist dergleichen in einer Zeit, wo so Mancher die Lehren des unsterblichen Mannes veraltet glaubt, wo besonders von Westen her eine Barbarey über unsere Wissenschaft einzubrechen droht, der nicht kräftig genug entgegengearbeitet werden kann. — Arten (*species*) sind dem Vf. „so viele Individuen, als wir annehmen, daß bey der Schöpfung hervor gebracht worden seyen, welche seitdem sich immer fortgepflanzt.“ (Diese Definition weicht von der *linné'schen* etwas ab; denn dieser sagt: *quot diversae formae*. Genauer definiert *Sprengel* a. a. O. die Art, als eine Reihe von Individuen, die in einem wesentlichen Merkmal, d. i. einem solchen, welches durch Cultur, Boden und Alter nicht verändert wird, übereinkommen.) — Eine Gattung (*genus*) begreift nach *Smith*: „Eine oder mehrere Species, welche von anderen Pflanzen in Bildung, Natur und Nebeneigenschaften so verschieden sind, daß sie eine abgesonderte Familie oder Form ausmachen, die nicht minder permanent und in den unwandelbaren Gesetzen der Schöpfung gegründet ist, als die verschiedenen Species eines solchen Genus.“ (Diese Erklärung ist ganz und gar unzureichend. Anders ist die *linné'sche* (*Philos. bot.* §. 159): aber wer versteht diese? *Sprengel* hat sie unverändert abdrucken lassen. In den *Fundamentis botanicis* ist sie etwas verschieden gestellt: aber eben so schwer verständlich. Hätte *Smith* doch auch hier die Dunkelheit aus dem Wege geräumt, wie er so oft gethan. Übrigens erklärt *Linné* §. 165 — 68. Ich deutlicher, was ein Genus ausmache, nämlich: wenn verschiedene Pflanzen, die eine natürliche Verwandtschaft haben, in den Fructificationstheilen übereinkommen.) — Mit Recht wird es einer von den wichtigsten und vollgültigsten von *Linné's* Grundsätzen genannt, daß das Genus den Charakter mache und nicht der Charakter das Genus. — *Linné* habe seine Begriffe vom Charakter *essentialis* (im Gegensatze des *factitius* und *naturalis*) seit Publication der *Philosophia botanica* sehr verändert. Statt ihn auf Ein Merkmal, oder auf Einen Begriff zu beschränken, lasse er ihn im *Systema vegetabil.* alle die Merkmale begreifen, welche erforderlich sind, jede Gattung von der anderen im künstlichen Systeme zu unterscheiden. (Uns bedünkt, der Charakter *essentialis* werde hier *factitius*, ohne darum aufzuhören, *essentialis* zu seyn.) Diese Art von generischem Charakter sey die einzige gegenwärtig ge-

bräuchliche; auch sey der natürliche Charakter, den *Linne* in den *Generib. plant.* von jeder Gattung aufgestellt, dadurch überflüssig gemacht worden. (Allein das Hauptverdienst dieser Art von Charakter ist ja, daß er, wie *Linne* (*Philos. bot.* §. 189) sagt, alle möglichen Charaktere einschließt, jedem Systeme dient, selbst für neue Systeme die Grundlage hergiebt u. s. w. Wie kann er denn überflüssig werden?) Bey den Trivialnamen befolgte *Linne* bekanntlich im Allgemeinen nur gewisse Grundsätze, ohne sie in seinen Werken aufzustellen. Diese Lücke ist hier von unserem Vf. ergänzt worden, ob schon genauer und vollständiger von *Sprengel* in der 4. Ausg. der *Phil. botan.* Im Falle der Trivialname nach dem Namen eines berühmten Botanikers gebildet ist, schlägt der Vf. vor, diesen im Genitiv zu setzen, wenn der Mann das Genus aufstellte, z. B. *Duranta Plumierii*. *Dur. Mutisiana* möge dienen, den Finder einer neuen Art zu verewigen, während *Dur. Ellisia* andeute, daß die Pflanze, welche ihn trägt, einst den Gattungsnamen *Ellisia* geführt habe. (Uns dünkt, es sey besser, die Namen der Autoren für Gattungsnamen aufzusparen.) Eine Art von Trivialnamen im Genitiv, deren *Linne* in den letzten Zeiten sich bediente, ist dem Vf. ganz unerträglich, z. B. *Lobelia Columneae* statt *Columneaeformis*. Kein kluger Autor solle dergleichen nachahmen. (So schwer möchten wir sie denn doch nicht verdammen.) Gattungsnamen aus dem Namen eines berühmten Scribenten habe *Linne* zuweilen einen Trivialnamen beygegeben, der sich auf einen Charakter desselben und der Species zugleich beziehe, z. B. *Linnaea borealis*, *Buffonia tenuifolia*, *Browallia demissa*, *elata* u. s. w. Der Vf. billigt dergleichen satyrische Namen nicht. *If a botanist, sagt er, does not deserve commemoration, let him sink peaceably into oblivion. It savours of malignity to make his crown a crown of thorns, and if the application be unjust, it is truly diabolical.* Cap. 23. Erklärung des linnéischen künstlichen Systems. Eine kurze allgemeine Übersicht derselben von der Art, wie *Linne* am Schlusse der Einleitung zum *Syst. vegetabil.* gegeben. Cap. 24. Erläuterungen der linnéischen Classen und Ordnungen. Der Vf. geht dieselben im Einzelnen durch, und nennt die Hauptgattungen, besonders der britischen Flor, welche in jeder Abtheilung befindlich sind. Zugleich wird angemerkt, wann Classen oder Ordnungen auszustreichen oder Gattungen zu versetzen sind, so auch wenn Unregelmäßigkeiten im classischen oder generischen Charakter vorkommen u. dgl. — In die fünfte Classe versetzt der Vf. die von *Linne* in die *Syngenesia monogamia* gebrachten Gattungen, indem die Vereinigung der Staubbeutel kein constantes Merkmal, und bey Arten einer und derselben Gattung, z. B. *Lobelia*, *Viola*, oft da sey, oft aber fehle, auch einzelne Arten, unter anderen Classen, damit öfters versehen wären, z. B. einige *Geraniumen*. — Die Insertion der Staubfäden am Kelche mache die *Icosandria* zu einer

sehr natürlichen Classe, und sey desto wichtiger, als sie anzeige, daß die fleischigen Früchte, welche auf dergleichen Blüten folgen, ohne Ausnahme heilsam sind, welches sich auch bewähre, wo die Staubfäden minder zahlreich sind, z. B. bey *Ribes*, welches deren nur fünf hat, die aber auf dem Kelche stehen, und wo man unter vielen Gattungen mit giftigen Beeren, eine mit herrlicher Frucht findet. Die Ordnungen *Digynia* und *Trigynia* dieser Classe verbindet der Vf. mit *Pentagynia*, indem einige Arten der nämlichen Gattung 1, 2, 3 bis 5 Griffel haben. Aus dem nämlichen Grunde schlägt er vor, die Ordnungen *Digynia* bis *Hexagynia* der Polyandrie in eine einzige zu verbinden. — Bey der *Polyadelphia* wird erinnert, daß kein Theil des linnéischen Systems dunkler sey, als die Ordnungen dieser Classe. Der Vf. schlägt daher folgende vor: 1) *Dodecandria*. Staubgefäße 12 bis 25, deren Träger nicht mit dem Kelche verbunden sind. Hierher *Cheobroma*, *Bubroma*, *Abroma*, *Monsonia*, *Citrus*. 2) *Icosandria*. Zahlreiche Staubgefäße, deren Fäden in mehreren Bündeln am Kelche befestigt sind. Hierher sey mit *Willdenow* *Melaleuca* zu rechnen. 3) *Polyandria*. Zahlreiche Stamina, die keine Verbindung mit dem Kelche haben. Diese Ordnung enthält mehrere Gattungen, worunter *Hypericum*. — In der Syngenesie könne die Ordnung *Polygamia frustranea*füglich wegfallen, wegen der nahen Verwandtschaft der dahin rangirten Gattungen mit anderen der *Polygamia aequalis* und *superflua*. Dagegen müsse *Polygamia necessaria* bleiben, als in der Natur gegründet. — Die von *Thunberg* vorgenommene Ausstreichung der Classe *Gynandria* will der Vf. nicht zugeben. Freylich habe *Linne* manche Gewächse mit Unrecht in diese Classe versetzt: dessen ungeachtet sey der Charakter derselben so klar und unveränderlich, wie von irgend Einer. Die Ordnung *Monandria* bilden, wie bey *Willdenow*, die Orchiden. Für das Nectarium derselben, von *Swarz* Blumenkrone genannt, zieht er die linnéische Benennung vor, und hält von den Theilen, welche *Swarz* die fünf Kelchblätter nennt, die beiden inneren für die Blumenkrone, weil sie sich in Farbe und Textur vor den übrigen auszeichnen. Es gebe zwar Übergänge bey manchen Gattungen, indessen fänden sich dergleichen auch zwischen dem Nectario und den übrigen Blumentheilen, z. B. bey *Thelymitra*. Die von *Willdenow* verworfenen linnéischen Ordnungen *Tetrandria*, *Pentandria*, *Octandria* werden hergestell, und in die erste aus der *Gynandria* *Dian-dria* das *Stylidium*, in die *Pentandria* aus der *Pentandria* *Digynia* einige Contarten, z. B. *Pergularia*, *Cynanchum*, *Asclepias* und in die *Octandria* endlich die Gattung *Cytinus* nach den Beobachtungen von *Sibthorp* und *Franz Bauer* versetzt. — Die Classen *Monoeceia*, *Dioecia*, *Polygamia* will der Vf. sich ebenfalls nicht nehmen lassen. Diese Classen seyen sehr natürlich, wenn man nur solche Gattungen darin aufnehme, deren verschiedenerley Blumen, außer den wesentlichen Theilen (wodurch

ſie männlich, weiblich oder hermaphroditisch ſind), eine verſchiedene Structur der auſerwefentlichen, als des Kelches, Nectariums, der Blumenblätter u. ſ. w., zeigen, diejenigen aber daraus entferne, deren auſerwefentliche Theile in den verſchiedenen Blüthen gleichförmig gebildet ſind. Nach dieſem Entwurfe ſolle man in der *Monocelia* aus der Ordnung *Decandria* verweiſen die Gattung *Anguria*; aus der *Polyandria* die Gattungen *Ceratophyllum*, *myriophyllum*, *Sagittaria*; aus der *Gynandria* *Andrachne* und *Agyneia*; aus der *Pentandria* oder *Monadelphia* die Gattungen der Gurken, welche dem V. polyadelphisch zu ſeyn ſcheinen. — Eine ähnliche Reduction wird mit der *Dioecia* vorgenommen. Die Gattung *Salix* ſolle in die *Diandria Monogynia* verſetzt werden, obſchon das Nectarium in den männlichen Blüthen zuweilen anders beſchaffen, als in den weiblichen: denn im Ganzen genommen ſeyen die acceſſoriſchen Theile hier ganz gleich gebildet. Auſer dieſer und mehreren ausländiſchen Gattungen ſollen *Empetrum*, *Rufcus*, *Oſiris*, *Viſcum*, *Tamus*, *Rhodiola* aus dieſer Claſſe verwieſen werden. Unter der Ordnung *Polyandria* ſolle man alle Dioeciſten, welche mehr als acht Staubfäden haben, wegen ſehr veränderlicher Zahl derſelben, zuſammenfaſſen. — In der *Polygamia* bleiben, wenn man dieſelben Grundſätze ſtreng befolge, nur wenige Gattungen, nämlich in der Ordnung *Monocelia Atriplex*, in der *Dioecia Hippophaë*, in der *Trioecia Ficus*: denn die Granne, welche die Gräſer mit getrennten Geſchlechtern oft nur in Einer Art von Blumen beſitzen, ſey zu unbedeutend, um einen Claſſencharakter darauf zu gründen. In Betracht dieſer Kleinheit der Claſſe könne man dieſelbe ausſtreichen, wofern man nicht in undurchforſchten Theilen der Erde noch Gattungen,

welche dahin gehören, erwarten müſſte. — Endlich noch vom Nutzen, der Einrichtung und Aufbewahrung eines Herbariums. Das Aufkleben der Pflanzen wird empfohlen. Unter den Leim, womit dieſes geſchieht, ſolle man etwas von einer Auflöſung von Sublimat in rectificirtem Weingeiſte miſchen, welches die Pflanzen vor den Angriffen der Inſecten bewahre. — Das Herbarium werde am beſten in einem trockenen ungeheizten Zimmer erhalten. *Linne* hatte für ſein Muſeum ein ſteinernes Gebäude, welches von ſeinem Wohnhauſe entfernt lag, und in welches weder Feuer noch Licht geſtaubt wurde. Gleichwohl könne man nichts ſehen, was weniger von Feuchtigkeit oder anderen verderblichen Einflüſſen gelitten habe, als dieſe Sammlung. Welche Autorität übrigens dieſelbe für uns noch hat, erhellet daraus, daß jede Species, welche der groſſe Mann bey Abfaſſung der *Species plantarum* vor ſich hatte, die Numer und den Namen, ſowohl mit Bleyſtift, als mit Dinte geſchrieben, trägt. Erſteres war temporär, bis das Buch, worauf jene ſich bezogen, abgedruckt worden; alſdann wurden ſie mit der Feder beſtätigt, und ein Exemplar des obigen Buchs, welches noch in des V. Händen iſt, mit Bezug auf ſie bezeichnet. — Eine Erklärung der Kupfertafeln und ein zwiefaches Regiſter machen den Beſchluß. Die Kupfer ſind von dem vortrefflichen Botanikſten und Künſtler *Sowerby*, theils nach der Natur, theils nach guten Kupferwerken, gearbeitet, und den von *Willdenow* im Grundriſſe der Botanik gelieferten an die Seite zu ſetzen, übertreffen ſie jedoch darin, daß ſie die Gegenſtände in ihrer natürlichen Gröſſe vorſtellen. Druckfehler, auf welche man in den Schriften der deutlichen Gelehrten ſo oft ſtößt, ſind nicht anzutreffen.

T.

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHAFTEN. Stuttgart, b. Steinkopf: *Neues Liederbuch für die Jugend. Eine Auswahl von 250 Liedern und Gefängen zur Beförderung anſchuldrollen Fröhlichkeit und frühzeitiger Gottſeuerſucht. Nach bekannten angenehmen Melodien.* Für den häuſlichen und Schulgebrauch eingerichtet. Zum Beſten der von der Stuttgarter freywilligen Armen-Anſtalt errichteten Induſtriſchule. 1809. 176 S. 8. (6 gr.) Was der Herausg. dieſer Liedersammlung zu Lob und Preis der Muſik und des Gefanges in der Vorrede ſagt, iſt nicht neu, aber wahr. Allerdings ſind Muſik und Geſang unter den Hülfsmitteln, Kindern ihre frohe und heitere Stimmung zu bewahren, eines der vorzüglichſten; und bey dem Religionsunterrichte gewähren gute, uns Herſprechende, das Gemüth ergreifende Lieder den unverkennbaren Nutzen, daß durch ſie in den jugendlichen Seelen Liebe zu Gott und den Menſchen am leichtesten mit erweckt und erhalten wird. Die Regel, nach welcher der Herausg. ſeine Sammlung vorgelegt hat, iſt S. X angegeben. Wenn ein Lied dem Grundſatze: Erhaltung der urſprünglichen Reinigkeit und Güte in den zarten Kinderſeelen, entſprach, durch Zweckmäßigkeit des Inhalts, edle Einfachheit und Herzlichkeit ſich empfahl, und der Faſſungskraft und

dem Intereſſe der Kinder angemessen war: ſo ward ihm, auch bey leichten Verſtoſſen gegen Proſodie und Sprache, dennoch ein Platzchen angewieſen. Die Lieder, welche ſämmtlich dieſer angenommenen Regel entſprechen, und mit kindlichem Gefühl und mündlichem Verſtande geſammelt ſind, ſind in zwölf Abſchnitte abgetheilt, die wir hier zur Ueberſicht des Ganzen mittheilen wollen. Sie ſind: Lieder frommer Fröhlichkeit, Schulgeſänge und Arbeitslieder, Religion und Tugend überhaupt, Anbetung Gottes und Betrachtung ſeiner Vollkommenheiten und Vorſehung, Schöpfungswerke Gottes, chriſtliche Feſtlieder, Pflichten gegen Gott und dankbare Gefinnungen gegen Jeſum, Pflichten gegen uns ſelbſt; allgemeine Nächſten-Pflichten, beſondere Pflichten einzelner Stände und Perſonen; Lieder auf beſondere Zeiten und Umſtände, Leiden des Lebens, Tod, Unſterblichkeit der Seele, Auferſtehung und ewiges Leben. Die Melodien richten ſich entweder nach dem neuen württembergiſchen Choralbuche, theils nach der *waldenſchen* Singschule, theils nach der Sammlung von 33 Liedern thätiger Freude. Da es indels größtentheils bekannte Melodien ſind: ſo wird das Büchlein auch anderwärts gebraucht werden können.

92.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 F E B R U A R, 1811.

P H Y S I K.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Physikalische und historische Untersuchungen über die Rhabdomanie oder animalische Elektrometrie.* Von Carl Amoretti. Aus dem Italienischen von C. U. von Salis. Mit einigen ergänzenden Abhandlungen von J. W. Ritter. I Theil, mit 6 Steintafeln. 1809. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Bemühungen des Vfs. sind aus geschichtlichen Thatfachen entsprungen, von deren Wahrheit er Anfangs sich selbst nicht überzeugen konnte, späterhin aber, theils durch die Untersuchungen anderer Gelehrten, theils durch seine eigenen Forschungen und sorgfältig angestellten Experimente, hinlänglich belehrt wurde. Es sind bereits zwanzig volle Jahre, daß er, nach seinen eigenen Äußerungen, mit diesem Gegenstande sich beschäftigte, sowohl im Cirkel und Verkehre mit Dr. Thouvenel, seinem Freunde Spallanzani, Fortis, Soave und Giavens, als auch in Gegenwart Ponnets, des vorzüglichen Werkzeuges hiezu. „Ich hatte (sagt der Vf. in der Vorrede S. IX) dieses Werk schon geschrieben, als in Deutschland durch die Versuche des Prof. Ritter in München mit seinem Campetti der literarische Krieg angefacht wurde. — Was er aber that und schrieb, und was von Andern für und wider seine Versuche bekannt gemacht wurde, gab mir Anlaß, wichtige Zusätze zu machen; auch lieferte mir, wie die älteren Schriften, so auch das neueste Werk des Hn. Thouvenel viele interessante Notizen.“ S. X fährt er fort: „Ich fühle es sehr wohl, daß in meinem Werke Versuche angeführt werden, die noch nicht genugsam vervielfältigt und wiederholt worden sind, daß viele Vermuthungen darin gewagt sind.“ — Das Werk zerfällt in den belehrenden und historischen Theil; die Geschichte folgt erst dem abgehandelten Gegenstande.

Cap. I. Von der Wirkung verschiedener Substanzen auf einige Personen. Rec. scheint dieses Capitel so abgefaßt zu seyn, daß weder der Vf., noch irgend ein Leser von dieser Wirkung etwas begreifen und einsehen könne. Auch ist der Satz nach der feineren Physiologie betrachtet, ganz unrichtig gestellt, es müßte heißen: Die Wirkung und das Bestimmungsvermögen einiger Personen auf verschiedene Substanzen; dadurch wird es lichter. Mit der newtonischen Anziehungskraft kommen wir nicht von der Stelle, und nicht über die Erscheinung hinaus. Die Anziehungskräfte sieht der Vf. doch als eine Folge der Wirkungen der großen Na-

turkräfte, des Wärmestoffs, des Feuers, des Lichts, des Magnetismus, der Elektricität und des Galvanismus an. S. 4 sagt er ausdrücklich: „Wir werden sehen, wie alle die großen Naturkräfte Einfluß darauf haben, indem sie die Wirkung einiger Substanzen auf gewisse Personen entweder befördern, oder verhindern, oder sie ändern. Am meisten scheint die Elektricität dabey im Spiele zu seyn; besonders wenn man sie für die Ursache der Erscheinungen, die man unter dem Namen Galvanismus kennt, annimmt.“ Der Vf. geht besonders darauf aus, im 1 Cap. seine animalische Elektrometrie zu begründen, worunter er vorzüglich die Erscheinungen der Ruthenschlagerey begreift. Diese Begriffsbestimmung ist ziemlich ängstlich, und am Ende doch zu weit: denn was animalisch ist, bezieht sich auf ganze Thierreich; und gehört nicht ausschließlich den menschlichen Functionen an. Was Elektrometrie betrifft: so ist der Vf. sehr irrig, wenn er meint, daß Elektricität eine Grundfunction der Rhabdomanie sey. Das Ganze geht nicht über das Gebiet des Menschenmagnetismus hinaus. Dieser Begriff ist natürlicher und auch bezeichnender. S. 7 sagt der Vf.: „Die Erscheinungen der Wünschelrute zeigen sich nicht in Jedermanns Händen, und über allen Körpern. Warum, weiß ich nicht, und suche es auch nicht zu erfahren.“ Er hätte nur den individuellen Eigenschaften verschiedener Menschen nachforschen sollen; das Erfahren wäre ihm gewiss nicht unmöglich geworden. So viel ist gewiß, daß, wenn in eines gewissen Menschen Hand die Wünschelrute sich dreht, dieses bewirkt werde durch die galvanischen Ordnungen, im Magnetismus wurzelnd, die im Thierorganismus hervortreten. In der Sensibilität, als galvanischer Ordnung erster Art, findet sich bey Menschen, in welchen der Aufschluß des Inneren zum Äußeren, und die Correspondenz mit der Natur vorhanden ist, ein Übergewicht des Nerven über Gehirnthätigkeit. In solchen Menschen synthetisirt sich der Nerv außerordentlich leicht mit den äußeren differenten Dingen. Bey welchen Menschen die galvanische Ordnung der Sensibilität eine in sich vollkommen geschlossene ist, ist das Verhältniß des Wirkens auf einander und in einander in der Correlation der inneren Thätigkeiten des Organismus. So haben z. B. die geistigsten Menschen, in welchen man doch die galvanische sensible Ordnung am vollkommensten annehmen, oder auch die gesündesten Menschen, in welchen man sie, in der realen Beziehung, indifferent und vollkommen setzen muß, am wenigsten das Vermögen, sich in

den Zusammenhang mit der großen äußeren Natur zu finden. Schwächliche, kränkliche Personen haben ein Vorgefühl der Witterungsverhältnisse, wovon der Gesunde nichts ahndet u. s. w. Eben so fühlen auch die geistig vortrefflichsten Menschen durch sich am wenigsten den bestimmenden Zusammenhang mit der großen Natur: denn in diesen ist alle Nerveinbildung bloß durch die Thätigkeitsform des Gehirncentrums gesetzt, es ist kein Aufnehmen nach außen möglich, weil jede solche Aufnahme durch das Allgemeine nach innen geschieht. Wir bestimmen also die innere Organisation der Metallfühler so, daß der Nerv ein Übergewicht des Endlichen oder ein Übergewicht der Richtung nach außen habe, wobey die Richtung ins Centrum, als die Aufnahme ins Allgemeine, der angeborenen Organisation nach, bey weitem weniger hervortritt. Bey solchen Leuten ist Nerv und Muskel mehr der allgemeinen Natur angeeignet, und Nerv und Muskel schwebt bey ihnen immer zwischen zwey Relativitäten, wovon die eine in das Gehirncentrum, die andere in den Zusammenhang mit der großen Natur fällt. Hierin liegt also der Grund, warum die Wünschelruthe nur in der Hand gewisser Personen sich dreht.

Cap. II. Vom Gebrauch der Baguette, den verschiedenen Arten sie zu halten, und der verschiedenen Gestalt derselben. S. 12 heißt es: „Ich habe gesagt, daß man meistens die Ruthe gekrümmt, und mit unter sich gekehrter Hand faßt; aber man kann sie auch auf andere Art halten, und thut es auch wirklich. Man hält sie auch so, daß der Rücken der Hand aufwärts, die Daumen also gegen einander und unterwärts gekehrt sind: alsdann ist die Wirkung geringer, und zugleich umgekehrt. Unter übrigens gleichen Umständen bewegt die Ruthe sich einwärts, wo sie sich sonst auswärts drehte, und auswärts, wo sie sich sonst einwärts bewegte. Die Ursache, aus der dieses geschieht, ist mir unbekannt.“ Kennt denn der Vf. die Gegensätze nicht, die nach bestimmten Gesetzen hervortreten bey bestimmt veränderten Lagen des Körpers? So z. B. ist die Streckform des Körpers mit einer wesentlich verschiedenen Action verbunden, als die Beugeform; die durch Willen hervorgerufene Action nach der einen rechten Seite bildet sicherlich, sowohl im Inneren als im Eingreifen nach außen, einen ganz verschiedenen Gegensatz mit der vorhergegangenen Lage. Der eingekehrte Fuß, die rückwärtsgelegte Hand, der zurückgezogene Bauch, die eingedrückte Brust, die Wendungen nach unten und oben sind wahrhaft gegründete Polaritäten des Körpers insammelt; also auch aller übrigen Theile. Das Ganze leuchtet erst ein, wenn man den Körper im Conflict mit anderen Dingen sieht. Man beobachte den Wettkämpfer und die Lage desselben, wodurch er sich Stärke giebt, Blößen abhält: was sind dieses anders als Polaritäten des Körpers? So auch in vorliegendem Falle: die einwärts gekehrte Hand ist der auswärts gestreckten geradezu entgegen; die Umkehrung der Action der Ruthe beruht offenbar auf der Umkehrung der Gegensätze nach der Lage der Hand des Ruthenhalters.

Wollen wir den Sinn des Vfs. beybehalten: so sehen wir nicht ein, warum er, da er doch alles auf Elektricität, als das letzte Agens, stützt, mit der auswärts gekehrten Hand der animalischen Elektricität die Form, sich nach außen zu expandiren und dann an die Außennatur sich zu zerstreuen, nicht gestattet habe, wo dann im Gegentheile, selbst nach der Ansicht des Vfs., die animalische Elektricität mit einwärts und rückwärts gebogener Hand in ihrem Ausströmen gehemmt werde; also im Körper sich mehr condensire, also dadurch ein Übergewicht positiver elektrischer Kraft im Körper sich erzeuge. Rec. verzeiht dem Vf. nicht, überall die Ursachen sich unbekannt anzugeben, gleichsam als wenn er den Gesichtskreis des menschlichen Denkens, und dadurch selbst die bessere Natur des Menschen schlechthin von sich abgeschnitten habe.

Cap. III. Von den Substanzen, aus welchen die Baguette bestehen kann. Der Vf. hält alle Substanzen für gleich zweckdienlich; nur sind natürlich die Substanzen immer die besten, in welchen ein mittleres Cohäsionsverhältniß sich ausdrückt, oder nach dem Sinne des Vfs. zu reden, in welchen während der Zeit ihrer Treibkraft viel Saftigkeit in der Ruthe ist.

Cap. IV. Von den Instrumenten, die man statt der Baguette gebrauchen kann. *Vom Pendel.* Rec. fragt, in wiefern das Pendel statt der Baguette gebraucht werden könne, und warum? Der Vf. sagt S. 16: „Die Schatzgräber, besonders diejenigen, deren einziger Zweck dahin geht, leichtgläubige und habfüchtige Leute um ihr Geld zu betrügen, verachten die Wünschelruthe, und gebrauchen dafür die geometrische Kugel, oder den Pendel. Dieser besteht meistens aus einer bald größeren, bald kleineren, selten aber mehr als einen Zoll im Durchmesser habenden Kugel; welche aus diesem oder jenem, oder auch aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt ist. Sie wird an einen Faden gehalten, und über die zu suchenden Sachen senkrecht gehalten. Hierauf bewegt sie sich bald im Kreise, bald in einer Ellipse, bald in die Länge, und man behauptet, daß sie dadurch die unter ihr sich befindenden unterirdischen Körper anzeige. Daß sie etwas anzeige, ist unstreitig; aber die Art und die Gesetze, unter welchen dieses geschieht, sind von denjenigen sehr verschieden, welche die Schatzgräber vorgeben.“ Rec. giebt von den Gesetzen dieser Erscheinungen folgende Erklärung. Alle Pendelschwingung, eine der seltensten Formen, die der Physik angehören, ist Diagonalebewegung zwischen zwey polaren Punkten, aber von der Art, daß dieses Diagonalseyn wieder in sich zurückkehrt. Die Polarpunkte sind das Centrum der Pendelbewegung (der Punkt, woran die Pendellinie fest ist) und das besondere Ding, worüber der Pendel schwingt. Die Pendelbewegung, und der in sich geschlossene Raum, den das laufende Pendel beschreibt, ist mittleres synthetisiertes Verhältniß jener Polarpunkte. Die Pendelbewegung erkennt einen primitiven Polarpunkt, als primitiven Bewegungsfactor, welcher in dem Pendelschwinghalter liegt; dieser Factor tritt in das organische Wesen zurück. Der

secundäre Polarpunct liegt im Schwingungsboden, oder über dem Dinge, über welchem die Schwingung vollbracht wird. Bey dieser Pendelaufsicht finden wir ähnliche Grundthätigkeitsformen, wie bey der Wünschelruthe. Die Wünschelruthe schwebt uns ebenfalls zwischen zwey Polarpuncten. Der eine und primitive Polarpunct fällt in die thierische Organisation, der andere in das differente Aufsendung. — Die Pendelbewegung ist die einzige Diagonalbewegung, die eine geschlossene Figur bildet, und kann auch nur die einzige seyn. Sie ist a) kreisig, b) rein elliptisch, c) elliptisch-parabolisch, d) elliptisch-hyperbolisch. Die Pendelkreisschwingung geschieht dann, wenn beide Polarpuncte in einer primitiven Axe sich bestimmen, wo das sich bewegende Pendel, das in die Form der Selbstheit eingebildet zu werden strebt, und in jedem Zeitmomente tangential wird, nichts thun kann, als bloß um die Axpuncte sich bewegen. In der rein elliptischen Schwingung giebt es mehrere Schwingungsaxen, oder mit anderen Worten, der eine entgegengesetzte Polarpunct ist in mehrere Thätigkeitspuncte zerstreut; das Pendel ist also gezwungen, nicht um einen Punct, wie im Kreise, sondern um mehrere Thätigkeitspuncte den Umlauf zu machen. Rein elliptisch ist die Schwingung, wenn die Thätigkeitspuncte nach entgegengesetzten Richtungen sich vertheilt haben: hyperbolisch-elliptisch aber wird sie, wenn das Pendel in den einen der Thätigkeitspuncte als Bewegeculminationspunct beynahe unter der Form einer geraden Linie einfällt, und so wieder aus ihm hervorgeht. Parabolisch-elliptisch ist die Pendelschwingung, wenn der Pendelumlau um die nach entgegengesetzten Richtungen objectivirten Thätigkeitspuncte den elliptischen Gegenatz der Brennpuncte aufgehoben hat, und dafür um den einen wie um den anderen die parabolische Linie durchlaufen wird. — Es ist noch eine Schwingungsform übrig, wo das Pendel keine Form rein ausprägt, weder rein kreisig noch elliptisch ist: dieses ist die gemischte Pendelschwingung, und hat mehrentheils Statt bey der ersten Schwingungsperiode, bis sich die beiden Schwingungsfactoren zu einem Normalgesetze ausgebildet haben. Eine andere Schwingungsform nennen wir die Linien-schwingung, die im Allgemeinen dasselbe Verhältniß hat, als Linie zum Winkel, und hier in unserer besonderen Aufgabe als die in eine Linie zusammengefallene Ellipse. Denn was ist denn in der allgemeinen Naturanschauung der Winkel anders als die Entzweyung der Linie? Wenn die Linie sich selbst aufschliesst und dualisirt: so entsteht Winkel; und umgekehrt, wenn der Winkel den Zustand der Potenzirung verläßt: so kehrt er auf seine Wurzelform zurück, und wird selbst wieder Linie. Eben so ist es mit der Linien-schwingung des Pendels. Wenn die Umläufe des Pendels um die Polarpuncte, und in der Entfernung von der primitiven Axe geschehen: so ist es die erfüllte elliptische Bewegung; wenn aber diese benannten Umläufe mit der primitiven Axe selbst zusammenfallen: so nennen wir diese Linienbewegung die unerfüllte elliptische Pen-

delschwingung. Keine Pendelschwingung geschieht ohne Umläufe um die beiden Factoren, wovon schon erwähnt worden ist, daß der primitive in die thierische Organisation, der secundäre in das differente Aufsendung falle. Beide streben das Pendel, welches in seinem Umlaufe bloß die Durchgangspuncte zwischen den beiden Bewegebasen bildet, sich anzueignen. Nun kommt es darauf an, welche die bestimmende Bewegebasis wird, die im Bewegegegensatze vorherrscht. Das bestimmende Glied fällt größtentheils in die thierische Organisation: jedoch nicht immer; daher es unter gewissen Umständen auch Pendelschwingungen geben könnte, die sich nicht nach der Willensbestimmung richten. Hier reden wir nur von solchen Pendelschwingungen, wo das Verhältniß der beiden Bewegebasen dergestalt angeordnet ist, daß in die thierische Organisation die primitive Bewegebasis falle. Was die Construction des Willensactes und seine Offenbarungen in diesem Puncte angeht, darüber wird sich Rec. an einem anderen Orte erklären; durch das oben Gesagte wird der Leser einsehen können, in wiefern *Stephan Gray*, den der Vf. als geschickten Physiker rühmt, Recht hatte in den Untersuchungen über die Bewegung leichter, über anderen hängender Körper, wo es heißt S. 29: „Als er (*Gray*) eben mit elektrischen Versuchen beschäftigt war, sah er, daß an einem Faden hangende Körperchen, welche an diesem, vom Zeigefinger und dem Daumen der rechten Hand gehalten, über gewissen Stoffen schwebten, bald im Kreise, bald in einer Ellipse sich herumdrehten, und allerley Bewegungen machten. Er schrieb sie der Electricität zu, verwunderte sich aber sehr, daß diese Pendel sich, wie die Planeten, von Abend gegen Morgen bewegten, nur mit dem Unterschiede, daß, da sich die Planeten in der Sonnennähe geschwinder als in der Sonnenferne bewegen, hier das Gegentheil geschah, d. h. daß sie sich desto geschwinder bewegen, je mehr sie sich dem unter ihnen liegenden Stoffe näherten.“ Und S. 36 sagt der Vf.: „Die Bewegungen des Pendels sind regelmäsig. Wenn ich den Faden zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger über und nahe an einen mit ihm gleichartigen Stoff halte: so dreht er sich von der Linken zur Rechten im Kreise, und zwar nehmen die im Anfange engen Kreise immer an Durchmesser zu, und bilden eine Spirallinie; wenn ich aber die Hand höher erhebe: so bewegt er sich nicht mehr: welches diejenigen zum Schweigen bringt, welche behaupten, daß der Puls, und die Unmöglichkeit, den Arm steif und unbeweglich zu halten, die Kreislungen des Pendels verursachen. Wenn ich mit dem Pendel noch höher steige: so erreiche ich bald eine solche senkrechte Höhe, bey welcher sich der Faden in den Fingern dreht, man in denselben ein Jucken spürt, und der Pendel von Neuem in einer Spirallinie zu kreisen anfängt, aber in einer der vorigen entgegengesetzten Richtung, nämlich von der Rechten zur Linken. Diese der ersten entgegengesetzte Bewegung stimmt, wie Jedermann einseht, mit der einwärts gehenden oder retrograden Bewegung der

Ruthe überein. Sind aber der Pendel und der unterliegende Körper ungleichartiger Natur: so bewegt sich der erste nicht, so lange ich ihn nahe an den anderen halte. Sobald ich ihn aber zu der oben angegebenen Höhe erhebe: so bewegt er sich von der Linken zur Rechten. Merkwürdig aber ist es, daß, wenn der Pendel von zwey ungleichartigen Stoffen zusammengesetzt ist, nämlich aus einem positiven und einem negativen, die sich in gleicher Entfernung von dem unterliegenden Stoffe befinden, derselbe sich gar nicht mehr, weder in der Nähe noch in der Ferne, bewegt. Die Entfernung, innerhalb welcher der Pendel die Richtung ändert, wenn er sich zuvor bewegt hat, oder sich bewegt, wenn er zuvor stille stand, ist größer oder kleiner, je nach der Größe der Pendel und der darunter liegenden Körper. Dieses könnte mathematisch bestimmt werden; um aber von der Erscheinung nur einen Begriff zu geben, reicht hin zu bemerken, daß bey einem kleinen Pendel und einem unbeträchtlichen darunter liegenden Körper sich die Richtung schon in einer Höhe von vier bis sechs Zoll ändert. Sobald aber entweder der Pendel, oder der darunter liegende Stoff von beträchtlichem Umfange und Gewicht ist: so muß die Entfernung über einen Fuß betragen, wenn die entgegengesetzte Bewegung erfolgen soll. Ich finde es gleichgültig, ob man sich gerade aufwärts, oder seitwärts entferne. Wer Theorien liebt, und die Ursachen der angezeigten Erscheinung erforschen möchte, kann annehmen, daß sie von einem Fluidum abhängt, welches aus dem unterliegenden Stoffe gegen den Pendel ströme.“

Cap. V. Von den Indicationsstäben. Rec. will einige Stellen dieses Capitels nicht sowohl aus Interesse für das Publicum darlegen, sondern vielmehr um dem Leser die Lage darzustellen, in welcher man sich befindet, wenn man in Reihen von Erscheinungen eintritt, über welche man nicht hinauskommen kann. So lautet es S. 42: „Der Zufall, dem wir öfters so viele Entdeckungen verdanken, gab mir zu einer Beobachtung Anlaß, die nicht sowohl ihrer selbst, als derjenigen wegen, die aus ihr entstanden, und wegen der Verbindung, in der sie mit vielen Erscheinungen steht, mit welchen sich heut zu Tage die Physik beschäftigt, äußerst wichtig werden kann. Als mein Freund, der Prof. Calamini, zu Anfang des J. 1804 alle Erscheinungen der Baguette wiederholte, und sie mit denjenigen der Elektricität, des Galvanismus und des Magnetismus verglich, fand er, daß die beiden Pole eines magnetisirten Eisenstabes mit den beiden galvanischen Polen übereinstimmten, und zwar der Nordpol mit dem Zink, also dem positiven, und der Südpol mit dem Kupfer, oder dem negativen: jener verursachte bey der Ruthe die auswärts gehende Bewegung. Er berichtete mich sogleich davon; ich wiederholte den Versuch mit einem sechs Zoll langen Magnetstabe, und erhielt die nämlichen Resultate. Es ist bekannt, daß Ritter eine voltaische Säule bildete, indem er sie, statt aus heterogenen Metallen, aus den verschiedenen Polen von Magneten zusammensetzte. Als ich nach dem Versuche

den Magnetstab in der Hand, und zwar zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger der Rechten behalten hatte: so spürte ich, daß derselbe darnach strebte, sich um sich selbst herumzudrehen, und, ungeachtet des Widerstandes meiner Finger, es auch that, obgleich derselbe wegen der Ecken des Stabes, denn er war viereckig, nicht rund, noch größer seyn mußte. So fühlte ich das erste Mal, daß er sich gegen mich, nämlich gegen das Innere der Hand, drehte. Ich faßte ihn darauf, beym anderen Ende, und nun fühlte ich; daß er sich auf die entgegengesetzte Seite drehte. Als ich an ihm die schwachen Zeichen, welche die entgegengesetzten Pole anzeigen, untersucht hatte, sah ich, daß der Nordpol sich auswärts, und der Südpol einwärts bewegte, ich mochte ihn nun mit der rechten oder mit der linken Hand halten, welches mit dem Convergiere und Divergiere der Baguette vollkommen übereinstimmte. Dieses Spiel war so leicht und so bequem, daß ich es nicht nur unzählige Mal wiederholte, sondern es auch mit den verschiedenen Fingern versuchen wollte. Der Stab, zwischen dem Daumen und dem Mittelfinger oder dem kleinen gehalten, drehte sich auf die nämliche Art, wie zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger. Als ich ihn aber zwischen den Daumen und den vierten Finger nahm; so entstand eine entgegengesetzte Bewegung, nämlich der Nordpol drehte sich einwärts, der Südpol auswärts. Ich versuchte auch, weil doch das Versuchen so wenig Zeit und Mühe kostete, den vierten Finger auf den Mittelfinger zu legen, während ich den Stab zwischen demselben und dem Daumen hielt, und die Bewegung änderte sich, als wenn ich den Stab unmittelbar mit dem vierten Finger gehalten hätte. Ich erstaunte über die Neuheit dieser Erscheinungen.“

Rec. glaubt zu diesem Capitel nur Weniges sagen zu dürfen. Elektricität und Galvanismus sind dem tiefen Gelehrten keine für sich selbstständigen, abgesonderten, in sich bedingten Hauptkategorien der Natur; sondern der Magnetismus ist der Urfactor von beiden. Wer will widerstreiten, daß die ganze Natur sammt allen ihren Kräften, wie man es nennen will, in sich zwar ein Centralganzes ist, welches nothwendig *Eins* und unbedingt anerkannt werden muß, aber immer in getheilten, entgegengesetzten, widerstrebenden Kräften bestehe? Diese Gegensatzform der Natur hat aber die vollkommenste Einheit für sich; sonst würde die Natur sich als identisch aufheben, und somit auch kein Centralganzen mehr bleiben. Die primitive Gegensatzform der Natur ist Magnetismus. Elektricität und Galvanismus gehen aus dem Magnetismus wie *erwachsen* hervor, kommen doch aber mit ihrer Grundform überein. Der Vf. hält die Erscheinungen der Baguette für fremdartig mit jenen der Elektricität, des Galvanismus und Magnetismus. Mit diesen Erscheinungen hätte er zuerst bey dem Magnetismus anfangen sollen, und über die Elektricität zum Galvanismus steigen dürfen. Er sagt ja selbst, daß die beiden Pole eines magnetisirten Eisenstabes mit den beiden galvanischen Polen übereinstimmten. Die galvanischen Pole, glaubt Rec., sind selbst magnetische Pole.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 F E B R U A R , 1 8 1 1 .

P H Y S I K .

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Physikalische und historische Untersuchungen über die Rhabdomanthie oder animalische Elektrometrie.* Von Carl Amoretti. Aus dem Italienischen von C. U. von Salis u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Cap. VI. Von den Empfindungen, die nur gewissen Personen eigen sind. Der Vf. sagt S. 25: „Ich habe in einer alten Handschrift, welche P. Campi besitzt, gelesen, dass, wenn man an der Stelle nachforscht, wo ein vom Schlagfluss gerührter Mensch niederfällt, man immer Kohlenlager findet;“ und S. 56: „Als ein gewisser Giacomo Jachetta sich auf einer ihm bekannten Arsenikkiesader befand, fühlte er eine starke Betäubung im Kopfe, welche nachliess, wie er sich von der Ader entfernte. Hr. Emilio Guarnieri, ein ehrlicher und ziemlich gebildeter Mann, versicherte mich, dass er während seiner jüngeren Jahre immer kränklich war, so lang er sich in einem Hause zu Verona befand, welches von der Erde bespült und erschüttert wurde, dass er sich aber besser befand, sobald er weit davon wohnen konnte. Wer weiss, ob so manche Heilung von chronischen Krankheiten, die man der Luftänderung zuschreibt, nicht eher der Änderung des Bodens beyzumessen sey. Der Dr. Malfatti in Wien versicherte mich, dass sich daselbst ein berühmter Baumeister befinde, welcher mit einem Geschwür am Knie behaftet sey, welches ihm jedesmal grosse Schmerzen verursache, wenn er über eine unterirdische Wasserleitung gehe.“ Der Vf. fährt fort: „Denjenigen, welchen dieses, theoretisch betrachtet, fremd vorkommen möchte, muss ich bemerken, dass die Elektrizität bey verschiedenen Personen die Bewegung der Flüssigkeiten befördert, dass der von heterogenen Metallen entstehende Galvanismus die nämliche Wirkung hervorbringt, und die Nerven und Muskeln erschüttert; dass die Metalladern oft eine natürliche voltaische Säule sind, und dass sich ihre Wirkung über beträchtliche Strecken von Boden und Wasser ausdehnt. Ich hoffe also, man werde es nicht für eine Neuerung in der Physik und für ein Paradoxon halten, wenn ich sage, dass die unterirdischen Elektrizität erregenden Stoffe auf einige Personen auf eine empfindliche Art wirken.“ Rec. glaubt den Lesern dieser Blätter

ter, es seyen Ärzte oder Physiker, nichts über diese Erscheinungen sagen zu dürfen.

Cap. VII. Von den Ursachen, welche die Wirkung der Elektromotoren theils erregen, theils verhindern, theils umkehren. Innerliche Ursachen. Diese sind dem Vf. die Beschaffenheit der thierischen Organisation selbst; vorzüglich Krankheit, veränderte Lagen des Lebens, veränderte Richtung der Leidenschaften. S. 68 heisst es: „Es giebt unstreitig innerliche theils bekannte, theils unbekannte Ursachen, welche bey den sonst mit jenem Empfindungsvermögen begabten Personen zu Zeiten die Wirkung der Elektrizität erregenden Stoffe bald hindern, bald unterdrücken; so wie es auch solche giebt, welche dieselbe umkehren. Sicherlich hat der Zustand der Gesundheit und der elektrische Zustand des Körpers vielen Einfluss hiebey. Ich finde in meinem Tagebuche, dass, wenn ich während des Sommers im Schweisse erwachte, gleich nach dem Aufstehen, die Ruthe, der Magnetstab und der Pendel häufig entweder gar keine Bewegung, oder die entgegengesetzte aufsetzten. St. Martin de la Mothe fand, dass ein kranker Frosch den Galvanismus nicht fühlte. Wunden und andere örtliche Übel verhindern die elektrometrische Wirkung der leidenden Theile, vielleicht wegen einer Abweichung im Umlaufe der Säfte, oder wegen der unterbrochenen Verbindung zwischen den Nerven, den Muskeln u. s. w.“ Rec. stimmt mit dem Vf. in Rücksicht der Thatfachen dieses Capitels vollkommen überein: denn sie sind durch die Mühe vieler Jahre gesammelt, so dass der denkende Mensch hier ein Ganzes vor sich liegen hat, an welchem sein Gemüth sich übt, in die Geheimnisse der thätigen, handelnden Natur tief einzugehen, es zu fassen aus der Idee des Universums, und in sofern ist es Jedem als lesenswerth anzuerkennen. Aber die Erklärungsweise des Vfs. ist ziemlich leise; er glaubt, die wahre Ursache bestehe darin, dass denjenigen, welche zu den elektrometrischen Versuchen untauglich sind, entweder das Organ für solche Empfindungen fehle, oder dass dasselbe durch uns unbekannte Ursachen verhindert werde, seine Dienste zu verrichten. Unsinnigeres hätte er nichts behaupten können. Er kommt Rec. vor wie diejenigen, welche an ein Organ glauben, an welches die Seele fixirt wäre; aber so gut die Seele im ganzen Körper ist, und in jedem Organe nach dem individuellen Modus seiner Functionen sich äussert: eben so gut giebt es kein Organ für die

Rr

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Elektrometrie des Vfs. Es ist Sache der ganzen Organisation, nicht eines individuellen Theils derselben. Es ist gleichsam ein Vitalinn durch das ganze Wesen des Organismus verbreitet, wodurch die elektrometrischen Erscheinungen hervorgehen. Das Ganze liegt in den galvanischen Ordnungen der Systeme des Organismus.

Cap. VIII. Äußere Ursachen der Abweichungen bey den elektrometrischen Werkzeugen. Die Atmosphäre. Der Vf. sagt S. 74: „Welchem Naturforscher ist es unbekannt, welchen Einfluß der Zustand der Atmosphäre auf die Elektricität hat, und wie die atmosphärische Elektricität bald positiv, bald negativ, bald gar nicht vorhanden ist, und wie die Hitze, die Kälte, der Wind, die Feuchtigkeit u. s. w. sie bald vermehrt, bald vermindert, bald ganz aufhebt?“ Und S. 75: „Wenn Gewitterwolken über uns wegziehen, und Blitz und Donner uns anzeigen, daß die Elektricität der Luft sich nicht mehr im Gleichgewicht befindet: dann wurden die Bewegungen meiner Werkzeuge nicht gehemmt, sondern umgekehrt. Was sich gewöhnlich auswärts bewegte, bewegte sich nun einwärts, und umgekehrt.“ S. 77 fährt er fort: „Allen Physikern ist die Wirkung des Lichts auf jeden Stoff, besonders aber auf die organischen, bekannt. Ich für meinen Theil empfinde eine Art von Schauer oder Erschütterung beym Erscheinen des Lichts, wenn ich mich im Dunkeln befinde. Hr. Prof. Ritter hat beobachtet, daß sich im Sonnenlicht chemische Strahlen befinden, die von den gefärbten verschieden sind, und von denen die einen eine der anderen entgegengesetzte galvanische Wirkung äußern.“

In diesem Capitel wird der Vf., wenn sich Rec. so ausdrücken darf, ganz physikalisch, und verläßt den Hauptpunct, die constanten Verhältnisse in der großen Natur, wodurch auf die Organisation besonderer Menschen gewirkt würde, zu verfolgen. Denn dieses sind Sachen, welche allen Menschen bestimmend zukommen, aber nicht schlechtweg der Organisation gewisser Menschen, die die Elektricitätsregung des Vfs. in sich haben: denn sonst müßte man noch weiter gehen, wenn man die wechselnden Verhältnisse der Aufsendinge allgemein berücksichtigen wollte; man müßte auch fragen, wie wirken die Gestirne an diesem oder jenem Tage, nach dieser oder jener Stellung zur Erde? was hat der Mond in seinen verschiedenen Stellungen, und die Sonne in ihrer täglichen Erscheinung für einen bestimmenden Einfluß? wenn der Vf. von den äußeren Ursachen, welche die Wirkung der Elektrometrie ändern, reden will.

Cap. IX. Von den Veränderungen, welche durch zwischenbefindliche Körper verursacht werden. „Es giebt (heißt es S. 81) ein sehr ausgebreitetes Agens, welches oft die elektrometrische Wirkung, wo nicht unterdrückt und zerstreut, doch sie nicht leitet; so wie es auch das Fluidum der Wärme, und selbst die gewöhnliche Elektricität nur wenig leitet: die Luft.“ Rec. behauptet, daß die zwi-

schenbefindlichen Körper allerdings eine Differenzierung zwischen der Correspondenz des Ruthenträgers, oder des *magnetisch-organisirten* Menschen, und dem Aufsendinge bewirken. Man findet wirklich, daß die magnetische Flüssigkeit, welche Alles in gerader Linie durchdringt, an manchen Orten und zu verschiedenen Zeiten gezwungen werde abzuweichen, und manchmal ganz zu wirken aufhören, oder im entgegengesetzten Sinne wirke. Es ist leicht zu begreifen, weil es Gesetz der Natur ist, daß Alles gegen einander gravitire, und somit auch kein Körper eine Bestimmung habe, wo nicht ein anderer in Correlation, in Gegenbestimmung ist. Diese Gegenbestimmungen synthetisiren ihr negatives Verhältniß mit dem magnetischen Verhältnisse; haben sie ein Übergewicht: so kehren sie in die magnetische Thätigkeit um; in jedem anderen Falle ist bloß eine Veränderung oder Modification, oder es geschieht eine gegenseitige Bindung ohne magnetischen Erfolg. Daher sagt der Vf. S. 81: An beiden Ufern bewegen sich meine Werkzeuge, und stehen still, sobald ich zwischen denselben in der Mitte stehe. Nur der unbedachtsame Rhabdomant, der auf diesen Umstand keine Rücksicht nimmt, erklärt, daß sich an einer solchen Stelle zwey Wasserflüsse befinden, wo doch stets nur einer, meistens aber ein beträchtlicher, vorhanden seyn wird. So wurde auch Pennet einmal betrogen. Er irrte sich weder an der Empfindung, noch am Umwälzen der Baguette, sondern legte jene falsch aus.“ Im Ganzen sieht Rec., mit welcher Pünctlichkeit und scharfsinnigen Auswahl der Vf. eine wahre Fülle von Erfahrungen in seinem Buche ergossen hat. Jedem forschenden Manne sind alle diese Thatfachen zum Lesen anzuempfehlen. So sagt der Vf. trefflich S. 96: „Wenn sich Pennet über gewissen Erz- oder Mineral-Adern befindet: so wird er dadurch so sehr alterirt und erschüttert, daß er weder ausruhen noch schlafen kann. Um sich dieser Unruhe zu entledigen, breitet er seinen Mantel von Wachstuch aus, den er fast überall mit sich führt, und wickelt sich in denselben ganz ein, worauf er dann schlafen kann“ u. s. w. Aber Rec. meint, alle diese Zwischenlinge machten diese Wirkungsart latent, und verursachten, daß zwischen den galvanischen Ordnungen unserer Organisation und den gegensätzlichen Aufsendingen eine abgeschnittene Theilung sey. Was die Zwischenkörper betrifft, wodurch Veränderungen in der magnetischen Action erfolgen sollen: so kann Rec. nicht unterlassen, einen ähnlichen Fall aufzustellen, wodurch gezeigt wird, daß solche Wirkungsproportion, entweder zur Umkehrung oder Unterdrückung der eigentlichen Kräfte, im Gegensatz wirklich Statt habe. Z. B. die Magnetnadel hat die *nächste Beziehung* auf die Pole der Welt; nun ist aber doch aus Beobachtungen bekannt, daß vor vulcanischen Ausbrüchen und Erdbeben (Aequatorialfunctionen) manchmal außerordentliche Bewegungen der Magnetnadel hergehen: folglich wird die Magnetnadel durch Zwischenprocesse der Natur

nach der *qualitativen Differenz der Räumlichkeit*, selbst im Falle der Bewegung zu ihrem absoluten Indifferenzpunkte, unterdrückt oder verändert. Und was ist denn die Magnetonadel anders als die Baguette im Großen?

Cap. X. Von den Abweichungen, welche die vorhergehenden Störungen in den Wirkungen und den Elektromotoren hervorbringen. Der Vf. sagt S. 92: „*Thouvenel* bemerkte verschiedene Male, daß *Pennet*, wenn er lange Zeit über einem Metall- oder Kohlen-Gang geblieben war, sein Empfindungsvermögen größtentheils verlor, und, um es wieder zu erhalten, sich außer den Wirkungskreis des Ganges oder der Ader begeben mußte.“ *Rec.* sieht die Sache so an: *Pennet* verlor sein Empfindungsvermögen größtentheils dadurch, weil er in die magnetische Linie des Metall- oder Kohlen-Ganges individuell eingebildet und aufgehoben, aber durch das Streben seiner Individualität, in seinem identischen Subject sich behaupten zu wollen, sich von jenem Gegensatz der magnetischen Linie wieder losgerissen, aber von dem differenten Aufsende in einem continuirlichen Proceß in die magnetische Linie wieder eingebildet, und am Ende seine personelle Selbstkraft außerst geschwächt wurde, und er größtentheils dem Gegensatz der magnetischen Linie angehörte; deswegen konnte er kaum mehr empfinden. Ferner sagt der Vf.: „Es ist bekannt, daß Schläge und Erschütterungen in einem magnetischen Stabe seine magnetische Kraft bald nehmen bald seine Pole ändern. Das Nämliche geschieht in unserer Elektrometrie durchgängig. Man nehme eine Platte von Eisen: sie ist negativ; man versetze ihr einen starken Schlag mit dem Hammer, oder gebe ihr mit sonst einem harten Körper einen tüchtigen Schlag, und sie wird positiv werden.“ Was Letzteres betrifft: so ist wenig darüber zu sagen, weil es bekannte Dinge der niederen Physik sind, deren Grund auf der Cohäsionsveränderung, die erlitten wird, beruht. Überhaupt ist alles magnetische Verhältniß nur ein Gegensatz der Cohäsion, welcher Gegensatz so unendlich vielfach und mannichfaltig modificirt seyn kann, als das magnetische Verhältniß dadurch selbst verschieden wird. — „Wenn ein Stück Holz auseinander bricht, erzählt der Vf.: so giebt das eine der zerbrochenen Enden positive, das andere negative Elektricität. Ich wiederholte den Versuch zuerst mit dem Elektrometer, dann mit der Baguette, dem Magnetstabe und dem Pendel, und erhielt das nämliche Phänomen; das eine Ende war positiv, das andere negativ.“ Das Auseinanderbrechen, glaubt *Rec.*, ist eine Entgegensetzung der auseinandergebrochenen Stücke in der Cohäsion, indem durch das Brechen der Cohäsions- oder Schwere-Mittelpunkt in dem Dinge aufgehoben, und an die zwey gebrochenen Stücke vertheilt wird. In dem Schwere-Mittelpunkt des Dinges ist die positive und negative Affection des Dinges indifferent; different wird sie durch den Bruch (Gegensatz in der Theilung).

Im IX Cap. handelt der Vf. von den Elektromotoren im Allgemeinen, und beweist durch That-

sachen und durch mannichfaltig wiederholte Versuche das unbezweifelte Daseyn der Elektricität erregenden Substanzen. Er folgt hierin der Ordnung, in welcher *Ritter*, *Volta* sie nach einander angereicht hat. Im XII und XIII Cap. führt er eine Liste von den Elektricität erregenden Substanzen auf, und fängt mit dem Mineralreiche an. Die negativen führt er im XII, die positiven im XIII Capitel auf.

Cap. XIV. Von denjenigen elektrometrischen Substanzen, die auf der einen Seite positiv, auf der anderen negativ sind. Solche Stoffe sind überhaupt nicht einzelne Substanzen, nach der Ansicht des *Rec.*, sondern kein Ding in der Natur wird aufgefunden werden können, das nicht auf der einen Seite positiv, auf der anderen negativ sey, oder anders zu sagen, die Qualität der Cohäsion eines jeden Dinges hat immer zwey entgegengesetzte Seiten. Durch die Raum-erfüllende Tendenz der Cohäsion wird das einzelne Ding jederzeit positiv angeschaut: durch die nach dem Mittelpunkt strebende Kraft ist das Ding in sich, oder hat die Tendenz, conflictlos zu seyn; dadurch erscheint das Ding negativ. In sofern sind alle Dinge magnetisch. Mag der Vf. jenen Gegensatz auch die galvanischen Pole nennen, daran liegt nichts; und wie schon oben gesagt, wurzelt Elektricität und Galvanismus bloß in der Grundkategorie des Magnetismus; er ist der Boden, aus dem sie emporwachsen. Die einzelnen Erscheinungen machen nichts, einzelne Zusammenstellungen und Vergleiche sind wieder einseitig. Nur das Ganze und die vollendete Umfassung der Ansicht, aus welcher man die Dinge betrachtet, giebt den Erscheinungen, als Einzelheiten angeschaut, das wahre Leben im Universum. Daraus wird Licht, und darauf hat Bezug, was der Vf. S. 135 sagt: „Die Stoffe; die mit galvanischen Polen begabt sind, sind es nicht immer mit magnetischen; auch ist die Richtung der galvanischen Pole nicht die der magnetischen, sondern weicht von letzteren ab, wie schon mehrere Physiker fanden.“

Cap. XV. Von den vegetabilischen Elektromotoren. Da der Vf. hier von den positiven und negativen Affectionen der Vegetabilität spricht: so handelt er unter andern auch von dem Geschlechtsgegensatze derselben, und behauptet, aus angeführten Versuchen und Beobachtungen, verschiedene männliche Pflanzen positiv, die weiblichen aber negativ gefunden zu haben. Er giebt zugleich an, daß die männlichen immer divergirend, die weiblichen dagegen convergirend seyen. Er machte Versuche mit den Geschlechtstheilen selbst an solchen Blumen, wo man die Staubfäden und die Pistille leicht von einander absondern kann, z. B. an den Lilien, Amarylliden, und fand die Staubfäden und Staubbeutel immer positiv, und die Pistille nebst den Fruchtknoten und den Griffeln negativ. Er stellt noch verschiedene Pflanzen auf, die an Blättern und Stämmen im Schatten negativ sind, z. B. Ahorn, Stechpalme u. s. w.

Cap. XVI. Von den animalischen Elektromo-

toren. Der Vf. meldet S. 159, „daß es eine Art eines thierischen Blitzes sey; der mit den Funken beginnt, die bey den Katzen und Menschen durch Reiben entstehen, zum Schläge oder der Apoplexie übergeht, und zuletzt mit Einäscherung der Personen endigt.“ Und S. 161 heist es: „Das elektrische sowohl als das galvanische Fluidum verstärkt die Bewegung der Feuchtigkeit, beschleunigt den Pulschlag, vermehrt die Ausdünstung und erzeugt eine innerliche Wärme, der eine äußerliche Kälte entspricht.“ S. 163 fährt er fort: „In Ansehung der Wirkung der Menschen auf Menschen werde ich weder die so gepriesenen Wundercuren der Nachfolger des H. Ludwigs, Königs von Frankreich, die durch bloße Berührung das Hüftweh zu heilen vorgaben, noch diejenigen des Mesmerianismus und Perkinismus einer Untersuchung unterwerfen.“ Rec. hält selbst dafür, daß der Mesmerianismus und Perkinismus auf physischen Wahrheiten beruhen, obgleich viel außerordentlicher Flitterschein damit verbunden wurde. Solche Menschen mögen allerdings eine vollkommnere magnetische Organisation gehabt haben, die demnach anderen Menschen gleichsam elektrische Schläge, entweder unmittelbar, oder durch Metallberührung mittheilen konnten. S. 173 sagt endlich der Vf.: „Wer Gelegenheit hatte, mit den Zeugungsgliedern beider Geschlechter Veruche zu machen, versichert, daß die weiblichen stets negativ, die männlichen positiv seyen. Dies verhält sich bey den Thieren, wie bey den Menschen.“ Der Geschlechtsgegensatz ist Rec. durchaus kein elektrischer; vielmehr weiß Rec. nicht, was er unter solchem Electricismus begreifen soll: es führt nur auf leere Dinge, die sich mit Erscheinungen schließen, von denen man keinen Grund einseht. Die Zeugungsglieder beider Geschlechter verhalten sich im Urbaue des Thiers, wie Vene und Arterie: dem Weibe kömmt die Vene, dem Manne die Arterie zu; daher die Geschlechtstheile des Weibes nach innen zurückkehren. Der Form der Cohäsion nach sind solche negativ, gleichwie die Vene am Gefäßsysteme überhaupt die negative Seite des Magnetismus ausdrückt. Die Geschlechtstheile des Mannes haben die umgekehrte Richtung und streben nach außen. So tief der Eyerstock im innersten Leibe verschlossen ist: eine so große Ferne nehmen die Hoden des Mannes vom Leibe sammt der Ruthe.

Rec. möchte übrigens noch wünschen, daß der niedere und weniger bezeichnende Ausdruck *Wünschelruthe* aus der Sprache der Wissenschaft entfernt, und lieber mit *Frageruthe*, was auch für die Sache eine treffendere Bezeichnung hat, ersetzt würde.

Sdr.

JENA, b. Frommann: *Lehrbuch der Physik*. Für gelehrte Schulen von *Friederich Kries*, Prof. am Gymnasium zu Gotha. Mit 39 Holzschnitten. 1806. 450 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, daß es vielleicht überflüssig scheinen dürfe, die vielen Lehrbücher der Physik noch mit einem neuen zu vermehren. Indes führt er mehrere Gründe an, die ihn zur Herausgabe desselben bestimmten, ist aber bey allem dem doch entfernt, die Herausgabe seines Buchs für etwas Nothwendiges zu erklären. Rec. muß diese Bescheidenheit loben; aber er muß zugleich bemerken, daß dieses Compendium allerdings das enthalte, was hundert andere Compendien über die Physik vor ihm enthielten. Das Einzige, wodurch es sich zu seinem Vortheile auszeichnet, sind sehr saubere Holzschnitte, die es statt der Kupfertafeln zwischen dem Texte hat. Rec. hält die alte Methode mit den Holzschnitten zwischen dem Texte für sehr zweckmässig, besonders bey den Elementarbüchern, weil die Aufmerksamkeit immer auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet ist, und nicht durch mehrere andere zerstreut wird, die zugleich auf derselben Kupfertafel stehen. — Der Stil des Vfs. ist bekannt, — er ist klar, einfach, und ohne die unverständliche Terminologie der neueren Schule. Auch liefs sich erwarten, daß ein Lehrer, der so viele Jahre Unterricht in der Physik gegeben, das so ziemlich vollständig wissen und darstellen würde, was jetzt von Physik bekannt ist, und man findet daher in diesem Buche nicht jene Marginalien der Kenntnisse, die man in so vielen anderen findet, welche ähnlichen Inhalts sind. Rec. wünschte, daß es dem Vf. gefallen hätte, noch einige Zeilen an verschiedenen Stellen hinzuzusetzen. Z. B. S. 115: „Warum man in einem Zimmer kein Echo bemerkt.“ Solche Marginalien in einem gedruckten Manuscripte lesen sich nicht angenehm, da sie eine Unterbrechung des Stils machen. S. 428 bemerkt der Vf. von den Sternschnuppen: „daß man neuerlich eine sinnreiche Anwendung zu Längenbestimmungen von ihnen gemacht habe.“ So viel Rec. weiß, ist dieses bis jetzt bloß vorgeschlagen, aber von den Astronomen noch nicht angewendet worden. Auch werden in dieser Hinsicht die Blitzfeuer, die Hr. von Zach neuerlich so glücklich angewandt hat, immer einen Vorzug vor den Sternschnuppen behalten, weil diese in ihrem Erscheinen so ungewiss sind. Aber ungleich mehr verdienen die Sternschnuppen in physischer Hinsicht beobachtet zu werden; welches vielleicht deswegen nicht geschieht, weil die Bequemlichkeit der Beobachter hiebey etwas ins Gedränge kommt! e* e* e.

NEUE AUFLAGEN.

Hamburg, b. Gundermann: *Handbuch der Technologie bey dem geographischen Unterrichte*. Oder: *Die wichtigsten Kunstproducte der Fabriken und Manufacturen vorzüglich*

in Europa. Für Jugendlehrer, von J. C. Möller, Katechet am Waisenhaus in Altona. 1810. VIII und 522 S. 8. (1 Rthlr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 F E B R U A R, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Minnelieder. Ergänzung der Sammlung von Minnesingern.* Herausgegeben von Ge. Heinr. Benecke, Prof. und Custos der Univerf. Bibliothek zu Göttingen. 1810. X u. 295 S. 8. (Auch unter dem Titel: *Beyträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur.* Von G. F. Benecke. Erster Band. Theil I.) (1 Rthlr. 4 gr.)

Seit manchen Jahren schon fühlten wir uns durch eine Stelle in der Vorrede zu der Ausgabe der *Minnesinger* (B. II. S. V) rückfichtlich des Grades der *Vollständigkeit* des zürcher Abdrucks beunruhigt; doch sicherte uns einigermaßen die Erinnerung, daß die Herausgeber in Betracht der als übergangen bemerkten *anstoßigen* Stellen sich auf vielen Seiten selbst widersprochen, so wie die Voraussetzung, daß sie doch wohl nicht leicht etwas möchten unterdrückt haben, was zu dem *Besseren* der Sammlung gehörte. Indessen wünschten wir immer, Jemand möchte die Ausgabe mit dem Original vergleichen, nicht nur wegen der eingestandenen Auslassungen, sondern auch wegen sonstiger *Fehler des Abdrucks*, deren die angeführte Vorrede S. IV ebenfalls Erwähnung thut. Hr. B. fand eine nähere Veranlassung, das Verhältniß des Abdrucks genauer zu bestimmen. Mehrere Stellen, die *Goldast* aus dem maness. Cod. citirt, suchte er vergebens unter den Strophen der genannten Dichter. So angeregt, verschaffte er sich die *goldastische* Abschrift aus Bremen (die hier zuerst näher beschrieben wird), und bald darauf erwähnte eine Zeitung seines Vorhabens, eine bedeutende Ergänzung der gedruckten Sammlung herauszugeben. Diese angenehme Nachricht konnte unterdessen bey uns die Voraussetzung nicht entfernen, jene Supplemente möchten sich auf die frühere *goldast. Abschrift* gründen; nicht, als ob wir in diese ein Mißtrauen gesetzt hätten, sondern weil die Ansicht des Originals in dergleichen Fällen doch immer entscheidender ist.

Das Resultat der *benecke. Vergleichung* liegt in dem obigen Bande vor uns. Lieft man diese Gedichte: so kann man sich kaum des Unwillens gegen die früheren Herausgeber enthalten. Ohne da on etwas abnen zu lassen, haben sie in dem I Bande (bis S. 172) eine sehr bedeutende Reihe interessanter *Leiche* und trefflicher Lieder, welche das Original unter den Namen sieben, größtentheils ausge-
J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

zeichneter, Minnesinger darstellt, entweder vollständig unterdrückt, oder, was beynahe noch schlimmer, nur theilweise (also tronquirt) mitgetheilt. In solchen Fällen gab Hr. B. *das Ganze*, welches seiner Absicht („durch die Herausgabe dieser Minnelieder wenigstens die erste Bekanntschaft mit den alten Denkmalen des deutschen Gesanges zu erleichtern“) auch völlig angemessen war. Von dem unkritischen zürcher Abdruck unterscheidet sich seine Ausgabe zunächst durch die richtige Abtheilung und Zählung der Lieder; wir wünschten, es wäre der *gold. Abschrift* auch in der *Zählung der Strophen* gefolgt worden. Wie zweckmäßig dieses sey, möge hier folgender Fall bewähren. In dem *Museum für altdeutsche Literatur und Kunst* find die dem Gedichte: „die Klage der Kunst, von Conrad v. Würzburg,“ beygesetzten Nummern nicht mitgedruckt worden; der Leser mag sie nun selbst nachholen! Dieses schöne Gedicht hat nämlich eine sonderbare Versetzung der Strophen erfahren; nach der 21sten müssen die übrigen die Nummern ihrer jetzigen Reihe mit folgenden vertauschen: 22. 26. 27. 25. (26?) 23. 24. 28. 29. 30. (Wohin 26 der jetzigen Reihe gehöre, ist nicht ganz klar; etwa nach Str. 17?) Ferner hat Hr. B. Interpunction hinzugefügt, fehlerhafte Stellen, wie billig, *gleich im Text* verbessert, und die Lesarten der Handschrift in den Noten kurz angezeigt.

Durch den zu gleicher Zeit erfolgten Abdruck dieser Gedichte (bis S. 146 des vorliegenden Werks) in dem angeführten Museum (S. 331—444) sollte die Nachlässigkeit der *bodmer'schen* Ausgabe noch vollständiger aufgedeckt werden. Bald nach jener Ankündigung hat G. W. Rasemann die Originalhandschrift in Paris genau verglichen; diese Vergleichung theilte von der Hagen bis S. 48 des I B. der man. Sammlung a. a. O. mit, wodurch wir nun n. a. die wichtige Erfahrung machten, daß die (fast überall) richtige Unterscheidung der Lieder in dem MS. gar nicht vermisst wird, indem jedes Ganze durch die *gleiche Farbe* der Anfangsbuchstaben der Strophen bezeichnet ist. Überdies gewinnen wir hier die authentische und sorgfältige Anzeige aller Druckfehler oder eigenmächtigen Änderungen des zürcher Abdrucks. In den götting. Supplementen finden sich wohl auch die Varianten der *goldast. Abschrift*, aber ohne Zweifel wird Hr. B. von dieser Seite der *rasemann'schen* Vergleichung gern den Vorzug einräumen; nach dieser also berichtigt man sein Exemplar. Daß aber auf solcher Art die nämlichen Gedichte zweymal abgedruckt

worden, ist für beide Theile eine etwas unangenehme Collision. Bey der ansehnlichen Ausbeute *Rafsmann's* würde es füglicher gewesen seyn, diese nicht zertheilt in eine Zeitschrift niederzulegen, sondern sie als einen besondern Supplementband zu der maness. Sammlung herauszugeben, wobey die von Hn. B. versprochene Ergänzung immerhin erst konnte abgewartet werden.

Ein gemeinschaftlicher Übelstand der Abdrücke ist die Isolirung jedes Theilchens der Rede, wobey nur irgend ein Reim sich zeigt, zu einer *selbstständigen Zeile*. Z. B. S. 178 nimmt die Stelle: „Güt Müt Türet mir, Und herzen gir; Swer Der Nihet enhat, *Dast* gros unrät,“ nicht weniger als acht Zeilen ein. So wird durchgängig der Reim mit Gewalt vor das Auge des Lesenden gebracht, z. B. wenn die Strophe mit *Walt* anfängt, und nur am Ende mit dem entsprechenden *gewalt* schließt, bildet jenes Wörtchen eine verloren dastehende Zeile. In dem *Museum* etc. hat man die Punkte, wodurch das Original die gereimten Theilchen bey den fortlaufenden Linien mit Recht bezeichnet, für so heilig gehalten, daß da; wo zufällig ein solcher Punkt von dem Abschreiber vergessen wurde, dem Reime ein Asteriscus beygefügt wird, der im Lesen nur stört. Durch jene Zersplitterung hat man nicht nur das schnellere Übersehen des Sinnes erschwert, sondern auch die vollere Gestalt der Strophe uns aus dem Auge gerückt. Eine bessere Anordnung fanden die Herausgeber schon in *Tieck's* Minneliedern vor; auf diesem Wege hätten sie fortschreiten sollen. Für die Berichtigung des Versmaßes hat Hr. B. hie und da etwas Verdienstliches gethan, aber bey nahe immer hat er sowohl, als *Rafsmann*. und statt *unde* gesetzt; alle Zeilen der Art also sind um eine Sylbe zu kurz, z. B. gleich die zweyte und dritte zu Anfange. — Wir wollen jene Dichter, die hier ergänzt worden, nun der Reihe nach durchgehen, aber mit beständiger Rücksicht auf den Abdruck im *Museum*, ohne welche wir unser Amt nur halb erfüllen würden. (Die Seitenzahlen erklären den gemeinten Abdruck von selbst, unter 300 ist Hn. B's. *Ausg.*, darüber *das Musf.* gemeint.)

14. *Von Bottenlöße*; *Musf.* S. 330. Das Original irrt in der Bestimmung der 1 und 2 Strophe; letztere gehört offenbar zu dem Anfange, und ist kein einzelnes Fragment. Ferner muß die Str. 21 vor 20 stehen. Leider sind die meisten Bottenl. Minnelieder nur *Fragmente*! Was den ergänzten *Leich* betrifft: so ist beiderseits nicht bemerkt worden, daß ein Theil desselben (*Ben.* S. 7. 8) schon mit einigen Varianten aus der vaticanischen Handschrift bey *Fr. Adelung* S. 125 angetroffen wird. S. 3 *komen* und *gewin*; im *Musf.* wird dafür mit Recht *Fromen* angedeutet. — *Musf.* 336 „*Dest*, mir bufs“ ist fehlerhaft, *Ben.* hat richtig: *deß* mir b., wie auch wir gleich dort änderten, ehe uns seine *Ausg.* zur Hand kam. — S. 9. Den letzten Vers möchten wir so lesen: „*Swenne* ich frölichen *hoh* ob allen frö-

den *swebe*“; ohne das eingefügte Wörtchen ist der Vers um eine Sylbe zu kurz.

17. *Von Nifen*. In den Gedichten I. V. VI. X. XXXII hat nur Hr. B. das Reimwort zu Anfange und am Schlufs richtig bemerkt: aber mißfällig sind Trennungen, wie

Owe, winter, din
Gewalt : 9 10.

Im *Museum* wollte man S. 344 *wer* unrichtig in *were*, und 343 *bar* in *war* ändern; es muß aber *dasselbe Wort* im Anfang und am Schlusse stehen; *bar* statt *war* (Zeitw.) wurde in einigen Provinzen so geschrieben und gesprochen. — 345 *wüßet* kann nicht in *müßet* geändert werden, jenes ist *verwüßten*. S. 25 hier hat Hr. B. sehr unrichtig geändert; man lese, wie im *Musf.* steht, „vnde wer in (oder an) sel den rich“; gleich darauf hat man beiderseits einen schlimmen Fehler nicht bemerkt; *Das* *din* unverheilet wunde, muß heißen: *Dast ein vnv. w.* — Die 4te Str. des XIV Liedes glauben wir sonst wo gelesen zu haben. — Den bey Hn. B. S. 48 als fehlend angegebenen Vers ergänzt das *Musf.*, wo dagegen S. 362 *ein Vers fehlt, den Gold. Abschr. enthält*, B. S. 45. — 373. Das unrichtige „*Minne*, ich diene, di du solt, Solt“ giebt Hr. B. vollkommen gut: ich diene *dir*, *du solt* Solt etc. — S. 65. In dem 38 Liede müssen wir auf die wiederholten *ei* in den 4 ersten Versen dieser 3 Strophen aufmerksam machen. Manche kleine Kunstspiele der alten Dichter scheinen uns bisher noch ganz unbekannt geblieben zu seyn.

21. *Eberh. von Sax.* (Man sieht, daß wir die Dichter nach ihrer wahren Folge im Original zählen; anders *Rafsm.*) Der hier sich findende fragmentarische Anfang deutet auf eine bekannte Weise des *Conr. von Würzburg*.

23. *Von Rotenburg*. Unsere Kenntniß der Construction der sogen. *Leiche* der alten Sänger ist noch sehr unvollkommen; erst seit dem Streit über die Minne- und Meister-Sänger weiß man, welche Gedichte so zu nennen sind. Da wir über die Terminologie, welche die Meister für die Structur der Theile eines solchen Leichs wahrscheinlich erfunden hatten, gar keine Kunde haben: so können wir dermalen nur mit Mühe darüber sprechen. Bey Hn. B. ist gar nicht daran zu denken, daß wir jene Construction im Abdruck erblicken könnten; im *Museum* ist man einem sehr unzuverlässigen Führer, den größeren Buchstaben des Originals, gefolgt, ohne etwas Befriedigendes zu erreichen, wie man diese zu spät (s. die Note zu den *Erratis*) erkannt hat. — Zu der richtigen Eintheilung des ersten *Leichs* des von *Rotenburg* will Rec. hier folgendes Schema hersetzen. A, B mögen anzeigen, daß die darunter begriffenen Gesätze anders in A als in B sind; R zeige die wiederkehrende Strophe (von 8 Versen mit 2 gleichen überschlagenden Reimen) an:

A 1. Kunde ich geloben die frowe min,
Als ich eustan u. s. w.

2. Ob ich ſi nicht geloben kün;
 3. Solde ich der frowen haben wal;
 R. Was ſchate mir ein ſwacher nit;
 Ob mir du ſchone günde;
 B 1. Es iſt ein reiner ſitte gut;
 2. Wil ſi mir des gelöben niet;
 3. Das mir nie wib ſo nahen kam;
 R. So neme ich für der vogelin ſang;

- C 1. Sin enpflege maſſe;
 2. Ob ich mit ſiete;
 3. Dike ſinget;
 4. Der alſo were;
 5. Uf aventure;

- D Ovidius der wiſe man; eine Strophe von 4 Zeilen, die mit der homogenen („Mir thut der kumber“ etc.) eine andere von 8 Verſen in die Mitte nimmt; dieſe iſt hier zu 12 Zeilen ausgedehnt.
 R. Min reht iſt, das ich von in dulde;

- (C) 6. Ob mir geſchehe;
 7. Die guten luten;

- E Sorgen büs, u. ſ. w., ein Abſatz, dem 12 oder 13 Zeilen genügten, ſtatt der 25.

- (D) Nu nimt genüge wunder u. ſ. w., noch 2 Strophen von 4 Zeilen, wie die oben bey D angegebenen, wenn nicht vielmehr hier als Eine Strophe erſcheint, was dort durch andere 8 Verſe getrennt iſt.

Der Leſer kann, wenn er will, von dieſem Schema gleich die Anwendung machen: der *zweyte Leich* iſt im Ganzen nach eben jener Conſtruction gedichtet; auf folgende Art: A, 1. 2. R. B, 1. 2. R. (Die Strophen 1. 2 ſind jedesmal von den vorherigen verſchieden; R. hat daſſelbe Metrum.) C, 1—6. D. R. C, 7. 8. E. D. Nach dieſem letzten Abſatz folgen hier noch fünf anderweitige Verſe. — Man vergleiche nun dieſe beiden Gedichte, ſo wie das *ſechſte*, mit einander, um ſich zu überzeugen, wie wenig gleichmäſſig beiderſeits die Abſätze behandelt worden; bey Hn. B. findet ſich in dem 2ten Leiche gar kein Abſatz. Nach den Unterſuchungen, die Jac. Grimm's Behauptung der Identität der Minne- und Meiſter-Sänger veranlaßt hat, hätte man wohl mehr Aufmerkſamkeit auf die metriſchen Conſtructionen der Alten erwarten dürfen. — Wir erwähnten gerade, unter den nämlichen Beziehungen, neben jenen beiden Gedichten, auch des VI. Dieſer Leich auf Maria, ungemein leicht verſificirt, ſonſt aber ziemlich durchſichtig, iſt nämlich nach demſelben Schema, wie I und II, gedichtet, nur daſs der Poet in der Form B ſechs gleiche Schluſsreime angebracht hat. Wie wenig ſich ohne die vollſtändige Einſicht der alten Metrik eine genügende Edition hier erwarten laſſe, zeigt unter anderen der ſonſt unbedeutende Umſtand, daſs auf beiden Seiten der V. S. 416 „Das ſelbe tor war è davor“ ganz irrig in zwey Hälften getheilt worden. — Der III Leich hat eine mehr willkürliche Structur; es ſcheint, als habe der Poet mehrere Minnelieder hier vereinigt, welches beſonders bey „Mir tumben iſt alſo geſchehen“ auffällt. Die wiederkehrende Strophe erſcheint hier ſiebenmal; die ſonſtigen entſprechenden Reihen wird man leicht herausfinden. — In dem IV Leich, S. 96, in dem Verſe:

Nach der beſten einer, die man in al der werlte erkennet

muß dieſes *al* herausgeworfen werden; ein ſolcher Fehler des Copiſten zeigt ſich auch S. 116 „Vor allen wiben min gar gewalt“, wo dieſes *gar* den Vers ſtört. Sonſt bemerken wir noch Folgendes: 389. „das Si minnert ie, Gar ane ſtrit, Mit ſtetem müte“ etc.; dieſe verderbte Stelle lieſt Hr. B. vollkommen richtig S. 80 „das Si minnent, die Gar ane ſtrit Mit“ etc. — S. 399 und 412 *Glies*; dieſes bezieht ſich ohne Zweifel auf das Gedicht des Ulr. von Türheim, welches anderswo *Elies* genannt wird; dieſer Roman entſtand aus dem *Cliges* des *Chrestien de Troyes*. — S. 98 (404) Hier, wie etwa auch weiterhin, ſind vielleicht einige Reime in den Zeilen überſehen.

24. *Heiur. von Sax.* Dieſer Leich iſt eine *Tanzweiſe*, welche Benennung wir nach dem Leſen einiger Reihen beſchrieben; die Bewährung deſſen zeigte ſich am Schluſs, wo der Poet ſelbſt das Gedicht einen *Tanz* nennt. Die Gefänge dieſer Art haben einen ſchön wechselnden Rhythmus; nach dem Umſchwung und ſchneller kreifenden Wechsel kürzerer Reime erholt ſich gleichſam die Muſik in feyerlicheren, ruhigen Strophen von gleichmäſſiger Structur; hier unter anderen in den Trochäen (421) 119. „Fröide vnd fröderich gemüte“ etc. Es wechseln hier jambiſche, trochäiſche und daktyliſche Reihen, letztere ſehe man S. 120 „Innen und uſſe mit frölichem müte“ etc.

28. *Von Gliers.* Von ihm iſt kein einziges *Lied* vorhanden. Das II Gedicht enthält lauter jambiſche Verſe von 8 Sylben, alle mit einem männlichen Reim endend; es iſt ſo regelmäſſig, und bereitet überdieß den folgenden Leich bey Bodmer vor, daſs die Conſtruction doch hier kein Geheimniß hätte bleiben ſollen. Die wechselnde Strophe (die ſich immer *dreymal* hinter einander wiederholt) erſcheint hier fünfmal unter verſchiedener Form; jede derſelben beſchließt eine ſich gleich bleibende Antistrophe von 12 Verſen (wenn wir dieſe Antistrophe nicht beſſer als *zwey Geſätze* anſehen, jedes von 6 Verſen). In folgendem Schema bezeichnen die verſchiedenen Buchſtaben die verſchiedenen *Reime*; ſo viel Buchſtaben, ſo viel 8ſylbige Zeilen. Die erſte Form iſt dieſe:

- I. a b a b a b. =
 R. aa bb cc dd ee ff.
 II. a b a b c d d d. =
 R. 12 Zeilen nach obiger Form.
 III. a b a b c c c c. = R.
 IV. a b a b c c c. = R.
 V. a b a b a b a b. = R.

Das ſieht nun beynahe wie ein Rechenexempel aus, und wirklich ergiebt ſich durch Multiplication und Addition auf der Stelle, daſs das ganze Gedicht 171 Verſen enthalten muß. — Die Conſtruction jenes Leiches wird in dem nun folgenden Gedicht (bey Bodmer) ganz auf die nämliche Weiſe wiederholt; nach der Art, wie es dort abgedruckt iſt, würde man wohl ſchwerlich das innere Verhältniß ſeiner Theile enträthſelt haben; indeſſen war die Vermuthung des Vfs. des Dichterverzeichniſſes in dem angef. Museum S. 162 dem Wahren der Sache ſchon

ziemlich nahe. (Dafs *Bodmer*, neben so vielen anderen Mißständen, sogar einen Dichter ganz übergangen haben sollte, schien uns so wenig wahrscheinlich, dafs wir den *Criger* in dem Verzeichniss bey *Eccard* lieber als einen *Druckfehler* ansahen, und ihn in jenem Verzeichniss ganz übergingen. Erst jetzt bewährt die *rasmannsche* Vergleichung, dafs in dem Original wirklich Gedichte von dem *Creiger* vorkommen!) — S. 131 schandenbar, steht beiderseits unrichtig; *bar* ist hier nicht untrennbare Form wie *lich*, sondern selbstständiges Adject., frey, ledig. S. 433 hat man durch zwey beygefügte Komma im Museum einen ganz unverständlichen Vers gegeben: „Die alle, wen sin, ane wer;“ *wen sin* ist: *wollen seyn*.

32. *Von Gütenburg*. Das von ihm hier befindliche lange Gedicht ist wieder eine ganz neue Erscheinung der *architektonisch-musikalischen Harmonie* unserer alten Lyrik; der Grundform nach *wiederholt* sich nämlich dieser *Leich* in der Mitte, von dem V. an: „Swar ich des landes iender kome“ S. 141 (440), in beiden Abdrücken ist hier die Zeile nicht einmal eingezogen. Es würde uns zu weit geführt haben, wenn wir von jedem der hier vorkommenden *Leiche* die Construction nachgewiesen hätten; aber für den gegenwärtigen Fall wird der Leser es uns ohne Zweifel Dank wissen, wenn wir die beiden (an ihrem Grenzpunkt sich unmerklich berührenden) Hälften jenes Gedichts ebenfalls noch figurirt darstellen. A sey die erste, B die andere Hälfte; die röm. Zahlen stehen nur, wo das Verhältniss der Reihen sich im Baue gleich ist.

A.	B.
I. a b a b: wiederholt 7mal . . .	eben so 4mal.
II. a a a: wiederholt 7mal . . .	eben so 6mal.
fehlt.	aaaaa Troch.
a a b b	aa.
III. Str. von 8 gleichen Reimen . .	eben so.
a a b b	aa b b b c c.
IV. aaaaa: Trochäen wie oben in 8	eben so.
V. aa	eben so.
(III) Str. von 8 gleichen R. wie oben	eben so.
a a b b	aa b b c c.
VI. a a b c c b d d: wiederh. 7mal	eben so 5mal.
a b a b c c	fehlt.
VII. a b a b c c d d wiederh. 6mal .	eben so 4mal.
a b a b c: steht 4mal, c bleibt .	aa b b: wiederholt.
a b a b; c c c c.	.. (sich 4mal.

Der jetzige Anfang „Ze dienest ir!“ scheint uns defect zu seyn; es muß doch wohl etwas vorangegangen seyn, worauf sich das Folg. „Als ich nu

lange *han getan*“ bezieht. Im 8 V. steht fehlerhaft im *Mus.* „Dir, winter,“ st. Der Winter, wie Hr. B. hat. Nachher lese man: Das tut mir *sam* od. *als* ein meigen-regen; es geht ja kurz vorher (wenn es hiefür noch eines anderen Beweises bedürfte): Das tut mich . . *alsam* die heisse sunne. S. 137. (437) Im *Mus.* wird richtig der Mangel des Reims notirt. Nämlich die Zeile „Undertan“ steht hier tronquirt statt o — o — o — o (mit dem Ausgang — üwen). S. 144 Hr. B. Sir (l. sit) de la Roschi *Bise*, paßt besser als das *besit* im *Mus.*, weil es der Reim giebt; ob sonst auch richtig? —

Hr. B's. Ergänzung enthält von hier an ausschließlich die vielen Gedichte des *von Winterjerten* S. 147—266; unter den Liedern haben 27 sämmtlich einen Refrain. In dem Text haben wir Weniger zu ändern gefunden; S. 155 stehe Gedenken st. Gegenden, und „Ze gute din darinne;“ (in den Sinnen) statt des Semikol. nach *din*; S. 179 Mir noch *wenne* (ohne Komma, noch *wenne* ist noch *eins!*) Trost, erkenne Bas an ir Wie *gezeme* (wie sehr es ihr ziemte?); S. 183 sollte der Anfang des beygeführten Tanzliedes mehr ausgezeichnet seyn; S. 184 Götelin, l. Götelint. S. 198. In dem 13 Liede lese man st. „dar: des-hat sich“ u. s. w., „Die rifen sint gevallen *dar*, *Da sich hüt* des meien zit enbleket.“ S. 199. Wie ich doch . . ir hulden (l. *nach* irn hulden) jage; ohne Präpos. wird *jagen* in solchen Fällen nicht gebraucht. S. 220. Swer *rihten* kunne, l. tihten. In dem 24 Liede reimt das Anfangswort der achten Zeile mit dem Schlusss reim der Strophe. S. 256 unten, diese Zeilen bedürfen einer Verbesserung: Swem die Minne Lasse sinne, Dér gewinne (Genit. Plur.) Si ér balt (nicht *erhalt*). — Zuletzt noch 2 Strophen des Walter von der Vogelweide, wovon Rec. auch die zweyte in der Samml. der Minnes. schon glaubt gelesen zu haben. — *Rasim*. Vergleichung begleitet den zürcher Abdruck bis I, 48. Hr. B's. *Varianten* umfassen noch S. 49—172. Mit Ausschluss der *winterst.* Lieder (S. 59—61) hat *Bodmer* diesen Theil des Originals ohne Lücken abdrucken lassen. Der Herausgeber schließt den vorliegenden Band mit einem schon gedruckten Liede *Nitharts*, wovon in dem manell. Original nur noch die 4 letzten Zeilen sich finden. Dadurch also ist die Vermuthung in dem *Mus.* S. 189 (rückfichtlich dieses Defects) bestätigt worden.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Gleditsch: *Neue Erholungen*, herausgegeben von W. G. Becker. *Neuntes Bändchen*. 1810. 202 S. *Zehntes Bändchen*. 202 S. 8. (2 Rthlr.) Auch unter dem Titel: *Erholungen* u. s. w. 1810. *Erstes, zweytes Bändchen*. Rec. erinnert sich, in einigen der vorigen Jahrgänge manche ergötzende, wenigstens lesenswerthe Aufsätze gefunden zu haben; welches er nicht von den vorliegenden rühmen darf. Die darin aufgenommenen kleinen Romane sind kaum unterhaltend für Knaben. Das *Abenteuer auf dem Maskenball* hat ein französisches Gepräge, und hinterläßt keinen Eindruck. *Knud Laward*, ein Trauerspiel, ursprüng-

lich dänisch geschrieben, vom Prof. Sander, aus welchem hier 3 Aufsätze eingerückt sind, ist die Arbeit eines Anfängers, der schwerlich die Meisterschaft erreichen wird. Es wird eine Gesellschaft belebter Marionetten, nicht Menschen, darin vorgeführt. Unter den Gedichten sind mehrere leer und leicht, doch wird man einigermassen entschädigt durch andere, in denen sich Wärme und Geist zeigt; es zeichnen sich besonders diejenigen aus, die Schilderungen von Harzgebenden enthalten. Durch die Epigramme laufen abgejagte oder wirklose Einfälle herum.

W.A.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 F E B R U A R , 1 8 1 1 .

S C H Ö N E K Ü N S T E .

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Minnelieder. Ergänzung der Sammlung von Minneſingern.* Herausgegeben von Ge. Heinrich Benecke u. ſ. w. (Auch unter dem Titel: *Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur.* Von G. F. Benecke u. ſ. w.)

(Beſchluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Wir haben uns ſchon zu lange mit dem vorliegenden Bande beſchäftigt, um nun noch bey dem inneren Werth dieſer Gedichte, bey dem Verhältniß der Verfaſſer unter einander, bey dem Zuwachſe, den einzelne Arten des alten Liedes hier erhalten, ſo wie bey dem Gewinn an vortrefflichen Tönen oder Weiſen länger zu verweilen, der uns hier in den Liedern des von *Niſen* und *Winterſtetten* dargeboten wird. Jene Betrachtungen müßten wohl auch eine vollſtändige Charakteriſtik des Minneſanges vorausſetzen, woran es bis jetzt noch gar ſehr fehlte, wie ſchon die mühsamen Conſtructionen mehrerer *Leiche* beweifen, die wir hier zuerſt verſucht haben. Sonſt bedarf es wohl keiner weiteren Empfehlung der *Ben.* Sammlung, als daſs wir den weniger vorbereiteten Leſer auf *Tiecks* Einleitung zu den *Minneliedern* verweiſen; was dort über die lyriſchen Denkmäler unſerer Vorzeit geſagt worden, findet auch hier ſeine Anwendung. Indeffen dürfen wir nicht unbemerkt laſſen, daſs die meiſten Gedichte des *Ulrich von Winterſtetten* von Seiten des *inteniſiven Werths* vielen anderen der manell. Sammlung nachſtehen; wie *Ovid*, verſtand jener mit der ſchon ſo ausgebildeten Sprache auf eine ſehr behende Weiſe umzugehen. Indeffen zeichnet er ſich durch den Reichthum ſeiner metriſchen Formen aus, und dem IX Liede, welches uns das gelungenſte ſcheint wird gewiſs Jeder Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wir wollen wenigſtens die erſte Strophe davon herſetzen (S. 193):

Sumer Wuane,
So du dine lichten Tage erglänzen wilt,
(Was kan in der Welte danne hügelicher ſin?)
Und die Sunne
Dringet lichten Meien dur den grünen Schilt,
Der von Loube Schatten birt den kleinen Vogellin.
Die darunder ſingen fröidenriche Döne:
So gedenk' ich, heis hei! wär hie bi mir die Schöne,
R. Der ich vil gedienet han bi miner Zit, ſo wär'd
ich fro,

Ja richer Got von Himele, wan gieng' es häre ſo

J. A. L. Z. 1811. Erſter Band.

(hügelicher, ergötzender; Hr. *Ben.* ſcheint die Parentheſe nicht bemerkt zu haben, daher er auch nach *Döne* mit Unrecht ein Punct ſetzt. — *Dringet*, gegenwärtig müßten wir ſagen: *dränget*. Was „lichten Meien“ hier bedeutet, *fühlt* jeder wohl ſelbſt. — *birt*, gebiert; gewährt. — *heis*, nicht heja, wie Hr. *Ben.* — *richer*, mächtiger. — *wan*; ſo gebraucht, würde dieſer Partikel am beſten das griechiſche „εἰ γὰρ γένοιτο“ entſprechen. — *häre*, itzt, ital. *ora*.)

Hätte Hr. *Ben.* auf dieſe oder ähnliche Art ſeiner Sammlung eine leicht faſſliche Interpretation beygefügt; ſo würde er ſeine ſchon zu Anfang unſerer Anzeige erwähnte Abſicht in vollerm Maſſe erreicht haben. — Dem folgenden Theile dieſer „*Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur*“ ſehen wir mit Verlangen entgegen; die vorliegende Abtheilung bewährt zur Genüge den Fleiß ſowohl, als die Geſchicklichkeit des Herausgebers, die gründlichere und umfaſſendere Kenntniß des einheimiſchen literäriſchen Alterthums zu fördern.

B. J. D.

- 1) HALBERSTADT, im Bureau für Literatur und Kunſt: *Vater Gleim's Fabeln und Erzählungen, goldene Sprüche und Lieder für Kinder.* Herausgegeben von *Wilhelm Körte*. 1810. 158 S. Taſchenformat und artig gebunden.
- 2) BERLIN, in der ſchuppeliſchen Buchh.: *Frühlings-Almanach*, herausgegeben von *F. H. Bothe*. Ohne Jahrzahl. 244 S. Almanachsformat und niedlicher Einband.

Vater Gleim, erzählt die Vorrede, ſang ſich faſt täglich ein fröhliches Lied, und in mancher ſtilen Nacht, wenn er nicht ſchlafen konnte, erdachte er ſich ſchöne, goldene Sprüche und Fabeln und Erzählungen, welche er dann ſeinen kleinen *Wilhelm* lehrte, und ſich von demſelben wieder erzählen lieſa. Und *Wilhelm* wuſte alle dieſe Sachen auswendig, und auch die Nachbars-Kinder lernten ſie von ihm, und gewannen den *Vater Gleim* ſo lieb, wie er; ſo daſs ſie oft um ihn waren, beſonders an ſeinem Geburtstage, den 2 April, wo ſie ihm, in ihren Sonntags-Kleidern, Blumen und Kränze, und Wünſche eines recht langen Lebens brachten, und dagegen von ihm allerley hübsche Sachen zum Geſchenk erhielten. Guten Kindern, welche, wie *Wilhelm*, gern etwas Angenehmes und Nützlichs hören und

Tt

lesen, ist dieses Büchelchen gewidmet, und wir empfehlen es allen Ältern und Freunden solcher Kinder, um diesen damit am Weihnachtsfest oder an Geburtstagen eine Freude zu machen, die ihnen selbst erfreulich werden wird, indem das hier Gesammelte dem Geschmack und der Fassungskraft der Kinder recht angemessen ist, so daß sie es gern lesen und lernen und wieder erzählen werden.

Das eben empfohlene Taschenbuch für Kinder hat uns an das No. 2 genannte Taschenbuch für Erwachsene erinnert. Es ist, wie No. 1, das Werk eines warmen Freundes von Gleim, und enthält auch einen nicht uninteressanten Beytrag zu dessen Charakteristik. Wohlgeboren und Wohlthäter, wie Hr. Bothe den Verehrten in einer Dedication nannte, will dem alten Manne nicht gefallen; er will bloß *Canonicus Gleim* oder *Vater Gleim* heißen. Einige andere Briefe schildern Gleim, wie er zürnt, wie er Wohlthaten anbringt, wie er zärtlich theilnimmt, wie er empfiehlt. Doch ein Mehreres von diesen und anderen Charakterzügen Gleims in der nächsten zu liefernden Anzeige seiner eben erschienenen Lebensbeschreibung von dem Vf. von No. 1. — Aber wir sind durch Vater Gleims Lieder auch in der Beziehung an den Frühlings-Almanach erinnert worden, daß dieser den älteren, wie jene den jüngeren, ein angenehmes Angebinde seyn wird. Wie ihn die allgemein geliebte und allgemein betrauerte Luise mit Wohlgefallen aufgenommen hat: so wird er Jedem angenehm seyn, dem das Streben nach dem Guten lieb ist, und da er sich zwar nach einer Jahrszeit genannt, aber durch keine Jahrzahl gebunden hat: so kann er noch Jahr und Tag von der Freundschaft und Liebe bey ihren Festtagen benutzt werden. Der Herausgeber hat, außer dem Beytrag zu Gleims Charakteristik, ziemlich viel Gedichte geliefert, sodann einige Bemerkungen über die Nachahmung der griechischen und römischen Sylbenmaße in den neuen Sprachen, besonders der deutschen, nebst einer, mehr späßhaft, als ernstlich gemeinten, Probe; endlich auch ein Fragment aus dem Roman Palibu. Nebst Hn. Bothes haben folgende und einige sehr ehrenwerthe Dichter den Almanach mit ihren Liedern ausgestattet: Gleim der Ältere und Jüngere, Dorferer, Giesbrecht, Gramberg, G. A. von Halem, F. T. W. Himly, Franz Horn, John, C. L. von Klenke geb. Karschin, Kunze, Langbein, Franz Masslieb, L. Monti, Carl Mülcher, J. S. Rosenhoyn, Schink, Clamer Schmidt, Seume, Carl Witte und der wackere Wackenroder. Auch einige alte Volkslieder sind mitgetheilt, und von Hans Sachs der Krieg mit dem Winter. Nataliens Erzählung: Edler Sinn, und was Glaubitz, als Erinnerung an Sauffre und Coxo, über die Gletscher der Alpen sagt, gehört zu den Blumen, die dem Frühlings-Almanach Anmuth geben.

GL.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Göttingisches Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für das Jahr*

1811. 168, Anhang 40 S. Taschenformat. (1 Rthlr. 16 gr.)

Mit dem genealogischen Verzeichnisse muß man es wohl bey diesem Taschenbuche nicht gar genau nehmen; sonst könnten wir mehrere kleine Mängel in demselben anzeigen. So z. B. wird unter Preußen der König als Wittwer seit dem 18 Jul. 1810 angeführt; seine verstorbene Gemahlin aber wird nicht genannt. Unter Sachsen-Weimar findet man die Prinzessin Caroline Luise als noch unvermählt, ob sie gleich unter Mecklenburg-Schwerin als Gemahlin des Erbprinzen bemerkt steht. Bey der aufgestellten Volksmenge von 366 Städten, nach den neuesten Angaben, laufen auch sichtbare Unrichtigkeiten unter. Neue Zählungen der Einwohner der Städte in Japan sind schwerlich zu uns gelangt, also sind anderthalb Millionen für Miako nur aufgethewohl angegeben. Über Padua müssen wir erstaunen, daß es eine Volksmenge von 1,500,000 enthalten soll. Übrigens ist diesem Taschenbuche die längst bekannte Einrichtung geblieben. Diefmal unterscheiden sich die Aufsätze mehr durch ihren belehrenden als ergötzenden Inhalt, welcher sich meistens mit Erd-, Völker- und Alterthums-Kunde beschäftigt. Es sind folgende: *Übersicht der neuesten Entdeckungen in der Völkerkunde*. Die neueren Reisen der Britten in dem großen stillen Ocean haben nicht den Handel, sondern bloß die Wissenschaft bereichert. *Brislow* fand im J. 1809 einen Archipel von sieben Inseln, die er Lord *Aucklands* Gruppe nannte, vorzüglich vortheilhaft als Erfrischungsorte für Abentheurer (!), welche von Amerika nach Indien reifen. Die Berichte der Missionäre, für die es, der Angabe der Missionsocietät nach, noch 481 Millionen Heiden zu bekehren giebt, sind ungenießbar. In Otaheite hat sich die Sprache so verändert, daß die Engländer mit ihren gesammelten Wortregistern nicht mehr fortkommen. Bey Marietta hat *Thomas Ashe* ein uraltes Monument von sonderbarer Kunst angetroffen und so gut als zerstört. *Ideen über die Kunst der Indier und Ägypter*, mit netten Abbildungen, 1) des großen Banianbaums bey Bombay; 2) des ungeheuern Fellentempels auf der Insel Elephanta; 3) eines ähnlichen zu Ellora, und 4) der Felsengrotte bey der Pyramide des Chephren. Daß unsere Cultur, so weit wir sie verfolgen können, aus Indien stamme, ist wohl unstreitig; wenn aber der Vf. dieses lehrreichen, nur allzu vermischten, Aufsatzes meint, daß sich die Indier nie selbst in einem rohen Zustande befunden, und bey ihrem Anfange schon Religion, Sitten und Verfassung gehabt haben: so geht er offenbar zu weit. Es laße sich kein Forscher abschrecken, wenn er hier, S. 32, liest: „Daß sich die Menschen aus einem Zustande thierischer Rohheit zu höherer Cultur nach und nach fortgearbeitet haben, ist eine Idee, welche aus einer künftigen Geschichte der Menschheit völlig verbannt werden muß.“ Höchstens läßt sich erläutern, wie der Übergang aus jenem Zustande in einen besseren den Indiern leichter, als nicht

so glücklich wohnenden Völkern, geworden sey. *Hogarth'sche Skizzen*, Fortsetzung. Diesmal: die Einwohner des Mondes; Sancho Panza, Gouverneur der Insel Barataria; die vermischte Gesellschaft; und Falstaff, der seine Recruten mustert. Wenn wir gleich, wie der Herausgeber bittet, seine Erklärungen dieser Bilder nicht mit den lichtenbergischen vergleichen dürfen: so hätten wir doch einige derselben gern erschöpfender gesehen. Besonders ist dieß der Fall mit den Figuren, die den weisen Statthalter der Insel umgeben, von welchen nichts gesagt, sondern bloß die hieher gehörige Stelle aus dem Don Quixote, die Jeder auswendig weiß, geliefert wird. Sehr komisch sind die Puppen aus der Rüstkammer des methodistischen Predigers, bey deren Anblicke man bedauern muß, daß der Raum nicht erlaubt hat, das ganze hogarth'sche Blatt zu liefern, und die Zügesprechen zu lassen, „die durch ihre Wahrheit Schauder und Entsetzen erwecken.“ Allzu trocken ist die Anmerkung über das Paar unter der Kanzel (welches schon in einem der lichtenbergischen Jahrgänge vorkommt), wo der Geist das Fleisch begehrt. Welch eines Commentars wäre selbst die abgebildete Thräne an dem Nasenwinkel der frommen Sünderin nicht bedürftig gewesen! Und vollends die köstlichen Gesichter der Herren *Shallow* und *Silence* am Tische neben *Falstaff*. Der Erklärer hat es sich leicht genug gemacht, indem er bloß *Schlegels* Übersetzung von Heinrich IV abschreibt. *Neues Bedlam für Meinungen und Erfindungen*. Es werden uns vier französische Autoren aufgestellt, die, wie Festus sich ausdrückt, ihre große Kunst rasend gemacht hat. *Der Fußgänger Spillard*. Er wanderte v. J. 1784.—1790 in Europa, Asien und Afrika herum, und legte 70,000 englische Meilen zurück; 1791 kam er in Boston an, und machte allein, um zu den Quellen des rothen Flusses und zu seiner Verbindung mit dem Mississippi zu gelangen, über 4,000 Meilen in Amerika zu Fuß. Seine Reise wird bald herauskommen. *Über den Ursprung des Hörnerzeichens und den Orden der Hahnreye*. Mehr Etymologie als Scherz. S. 137 hätten aus *Peter Pindar* die *Goats* nicht durch Ziegen, sondern durch Böcke (*he-goats*) übersetzt werden sollen. *Über die Alterthümer auf der Insel Ceylon*, mit einer Abbildung des Gottes Budda, der neunten Incarnation der Gottheit. *Miscellen*. Die herkulanischen Rollen nähern sich ihrem Untergange immer mehr. Während 6 Monate im J. 1808 haben sich in einem Umkreise von 30 englischen Meilen um Calcutta allein 116 Weiber verbrannt. *Erklärung der Kupferstiche*. Außer den schon erwähnten befinden sich in dem Taschenbuche die vier Jahreszeiten, allegorische Figuren im Geschmacke der *flammanischen* Zeichnungen, nach *Girodet*, über deren Werth wir dem Lobe des Herausgebers beypflichten; zwey Isköpfe nach geschnittenen Steinen, wovon einer der schönste unter allen ägyptischen Steinen seyn soll. Das Titelpupfer stellt einen Antinous, nach einem im Besitze der Kaiserin

von Frankreich befindlichen Camee, vor. Vergessen dürfen wir nicht das Blatt für Ballanzüge und Modetrachten, welches uns hier sechs Figuren zu beschauen giebt. Der Anhang enthält das Bekannte.

Cht.

PARIS, b. Treuttel und Würtz; AMSTERDAM, im Industrie - Comptoir: *La Parthénide*. Poëme de M. J. Baggesen, traduit de l'Allemand. 1810. CXI und 231 S. 8. (2 Thlr.)

Da der uns unbekannte Übersetzer ein verbessertes Mscpt. des Vfs. im Original vor sich gehabt hat, und dieses, so viel wir wissen, noch nicht im Druck erschienen ist: so sind wir unfähig, zu bestimmen, welche Veränderungen dem Dichter selbst gehören, und was für Auslassungen und Umschreibungen der Übersetzer, seinem Idiom zu Gefallen, sich erlaubt habe. Doch sieht man im Allgemeinen wohl, daß er sich bloß die einem französischen Übersetzer durchaus gestatteten Freyheiten hat nehmen, und nichts hinzusetzen wollen, wozu er keinen hinreichenden Grund in der Urschrift fand. Nach der älteren Ausgabe (eine vor uns liegende, in Amsterdam gedruckte, trägt keine Jahrzahl) hat das Gedicht 12, in der Übersetzung nur 10 Gesänge. Jene verletzt uns mitten in die Begebenheit, durch die Schilderung des Fußbades der drey Schweizerinnen zu Lauterbrunn; diese fängt, gleich nach der bey den Epikern gebräuchlichen Anrufung der homerischen Muse, bey der Ursache an, damit der Leser die Wirkung ja nicht mißkenne. Der Deutsche sieht, der Franzose erzählt. Wir zweifeln sehr, ob Hr. B. diese Anordnung selbst verfügt habe; sein Gedicht gewinnt dadurch als Roman, nicht als Epos. Die Übersetzung ist in poetischer Prose, mit deren Charakter wir durch *Fénélon* und *Florian* längst bekannt sind. Faltenreich windet sich die Nachbildung um die Urschrift; ihr soll keine Bedeutung, kein Zug verloren gehen. Aber der kraftvolle Hexameter wandelt seinen einsamen Weg; schlank und gefügig, doch in der Paraphrase ermattend, verfolgt ihn die unvermessene Prose. Daß die französische Sprache nur nachahmen, nicht übersetzen könne, sieht man aus vielen, unter anderen aus folgender Stelle, gleich aus dem Anfange entlehnt:

Aber wie Kypria im Bade die tanzenden Chariten anlockt,

Also lockt auch diese die Grazien dort in der Frühluth, Und in dem sanfteren Glanz der Verdämmerung. Viele doch schreckt auch

Oft der Erhabenen Miene, wenn Todessgewande den Thron ihr

Donnergewebt umtraun, und in Acherons Nacht sie gehalten scheint.

Nicht wohl jegliche Charis entschüchterte gleiche Begeißrung.

Es ist die Rede von dem bekannten hohen Berge, der Jungfrau. Im Französischen so: *Ainsi que la déesse de Paphos, dès qu'elle se montre, au sortir du bain, dans la plénitude immortelle de ses charmes,*

*attire aussitôt à ses côtés les Grâces qui folâtroient à l'écart, de même la reine des Alpes, soit que son front se couronne des clartés du matin, soit qu'il s'embellisse de la pourpre du couchant, semble inviter les filles de la plaine à lui apporter leurs hommages. Mais souvent aussi elle s'enveloppe de nuages qui flottent autour d'elle, comme des voiles sombres, agités par les ouragans et déchirés par la foudre. Son aspect épouvante alors celles qu'il avoit le plus charmées; et leur enthousiasme s'éteint tout à coup dans la frayeur. Es ist ein Vergnügen zu sehen, wie sauber der Franzose manchen Derbheiten des Deutschen entschlüpft. „Er schläft wie ein Dach.“ *Le voilà qui dort! et comme il dort!**

Zwar kehrte die Sonn' im strahlenden Vollglanz,
Und schon schwieg das Geheul des Orkans; doch nicht
Trossen die Kleider; es klebten fench auch innen die
Hemdchen,
Kalt durchschauend den niedlichen Wuchs und die zärtlichen Glieder.
Aber wohin?

La tempête, il est vrai, s'étoit apaisée, et le soleil avoit reparu dans tout son éclat. Mais, malgré sa douce chaleur, leurs vêtements imbibés d'eau, et collés à leurs membres délicats, y entretenoient un froid douloureux. Où chercher une retraite plus commode? — In seinen etwas langen *Réflexions préliminaires* sucht der Übersetzer seine Landsleute mit der *Poésie idyllique*, die er sehr besonnen von der *Poésie pastorale* unterscheidet, bekannt zu machen, entwickelt die Schönheiten der *vossischen Louise* und von *Goethes Hermann und Dorothea*, und verbreitet sich über die Angemessenheit der griechischen Gottheiten in der *Parthenais*, die er besser nicht *Virginéide* in seiner Sprache genannt hat. Die zwey letzten Bogen enthalten Anmerkungen über die in dem Gedichte vorkommenden Orte, zur Erleichterung des Lesens. Der Bescheidenheit, womit er über seine Arbeit urtheilt, gebührt ausgezeichnete Beyfall. Sie lieft sich recht angenehm, wenn man das Original nicht daneben hält. Das Kupfer stellt den Fall des Staubbachs vor.

Dvl.

LEIPZIG, in der dyckschen Buchhandlung: *Die Märchen der Scheherazade*, neu erzählt von Friedrich Christoph Weisser. Erster Theil. 1809. 394 8. Zweyter Theil. 1810. 459 S. Dritter Theil. 1810. 508 S. 8. (5 Thlr. 16 Gr.)

Schnurrigen Witz und eine spafshafte Deutungs-gabe sprechen wir Hn. W. nicht ab, und behalten uns nur die Bemerkung vor, daß er sie bey diesen orientalischen Erzählungen so unrecht angewandt

hat, daß dadurch ihre gänze Eigenthümlichkeit verwischt worden ist. Seine Kalender sprechen von Karfunkelpoesie, seine Sultane von cramerischen Romanen. Hin und wieder hat er die arabischen Märchen nur ausgezogen, und Skelette daraus gemacht; anderswo nach eigenem Belieben mit allerley Poffen ausgeweitet, und Schalksgeichter hineingemengt. Wenn nur Alles fein an der schicklichen Stelle geschehen wäre! Die seherzende Laune, die zum Vortrage des alten Sindbad, des Seefahrers, paßt, der in fröhlicher Sicherheit auf die vergangenen Unfälle seines gefährreichen Lebens zurückschaut, kann sich unmöglich für die zur Geschichte des bucklichten Hofnarren gehörigen Personen, den christlichen Kaufmann, den Einkäufer, den jüdischen Arzt und den Schneider, die den Galgen im Prospect haben, schicken. Aber darum bekümmert sich der Vf. nicht. Jeder von ihnen muß so lange *weiserischen* Witz abdudeln, bis er mit Anstand verstummen kann; und wo die Späße fehlen, ist Scheherazade noch immer gut genug. Auf den Stand, die Gemüthslage, äußere Verfassung, Leidenschaft, und den herrschenden Charakter der aufgestellten Personen kommt es gar nicht an; eine von ihnen ist so lustig, wie die andere. Das Buch muß in den Leihbibliotheken sein Glück machen. Um die Besitzer derselben zum Kauf aufzumuntern, setzen wir einige Stellen als Proben der unendlichen Spafshaftigkeit des Vfs. her. Th. I S. 149: „Wir sagen dem Leser bloß darum, daß das sämmtliche Geschirr von dem feinsten Silber war, damit er nicht glaubt, es wäre von Gold gewesen.“ Th. II S. 52: Er wußte nicht, ob die Liebe, wie der Dichter sagt, ein süßes, oder, wie manche Weise sagen, ein bitteres, oder, wie die Weisesten sagen, ein süßes und ein bitteres Ding zugleich sey. Th. III S. 220 ff.: Schon sollte er auf eine Art in die Luft geschafft werden, die ihn auf ewig von aller Luft abgeschnitten hätte. — Das Märchen von den Fischen und ihren Gräten schmeckt so ziemlich nach faulen Fischen. — Ich sah auf dem Fluß ein Fahrzeug, das mit lauter Verschnittenen bemannt, oder vielmehr nicht bemannt war. — Wo ist die Dame, die nicht lieber allenfalls zum Spiegel würde, als daß sie den Spiegel entbehrte? — Ich floh die Weiber so lange, bis ich alles floh, nur die Weiber nicht.“ Sehr oft fallen dem Leser bey dem Gegauckel, das ihm von vielen Unglücklichen in dem Buche vorge-macht wird, die Verse ein:

Dem müssen wahrlich die Wörterspiele
Gelaugig seyn, der übel sich fählt,
Und noch mit Gegensätzen spielt.

Wfl.

F O R T S E T Z U N G E N.

Berlin, b. Maurer: Nützliches und unterhaltendes berlinisches Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann. Herausgegeben von Friedrich Wadzeck,

königl. Professor und Bibliothekar. Sechstes und siebentes Vierteljahr. 1810. S. 519—730. 4. (8. die Rec. von 1—5 Vierteljahr Jahrg. 1811. No. 18.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 29 F E B R U A R , 1 8 1 1 .

LITERATURGESCHICHTE.

HALLE, in der Waifenhaus - Buchh.: *Der Biograph. Darstellungen merkwürdiger Menschen der drey letzten Jahrhunderte.* Für Freunde historischer Wahrheit und Menschenkunde. Nebst einem vollständigen Nekrolog des neunzehnten Jahrhunderts. VI B. Mit einem Register über die sechs ersten Bände. 1807 u. 1808. In fortlauf. Seitenzahlen. 562 S. VII B. 1808. 530 S. VIII B. 1809 u. 1810. 491 S. 8. (Preis des ganzen Bandes von vier unzertrennlichen Stücken 1 Rthlr. 16 gr.)

„The proper study of man kind — is man!“ —

Dieser bekannte, vielfältig benutzte Ausspruch von *Pope* konnte schon die ersten fünf Bände einer Sammlung bezeichnen, die durch ihren Reichthum an Charakteren und Situationen, an Bemerkungen und Winken nicht wenig geeignet war, jenes vielseitige schwere Studium anzuregen und zu befördern. Noch weit mehr kann ihr jener Ausspruch jetzt zum Motto dienen, da sie nunmehr Etwas enthält, was ihr bisher fehlte, und was dennoch, der Sache und dem ursprünglichen Plane nach, schon früher zu wünschen war; nämlich Erinnerungen auch an „denkwürdige Frauen.“ — Wie viel dadurch für diese biographische Sammlung gewonnen werde, bedarf keiner Auseinandersetzung: es liegt in der Natur der Sache selbst. Nur halb kennt man den Menschen, kennt man nur den Mann: ganz — wo möglich — lernt man ihn kennen, kennt man auch das Weib. — „Ehret die Frauen!“ sang ein Dichter, der nicht vergessen werden wird, in manches Herz; und man wird es ihm nachsprechen, wenn man die *drey weiblichen* Biographien, die in den vorliegenden Bänden unserer Zeitschrift vorkommen, gelesen haben wird. Die *erste* derselben *Juliane Francisca von Buchwald*, geb. Freyin von *Neuenstein*, Oberhofmeisterin zu Gotha (von *H. M. G.* VI, 1. S. 1—34), kann gelten für eine wohlgelungene Ausführung des glücklichen Gedankens: das Schätzbare, was über jene Vortreffliche von ihrem *Daiberg*, der sie „Mutter“ nannte, und von *Gotter*, den sie gern in ihrer Nähe sah, in zwey Denkschriften gesagt worden ist, aus diesen Schriften, die immer seltener werden, zu einem Ganzen zu verbinden, und Letzteres in unserem biographischen Archive niederzulegen. Hier ist es nun ein zweckmäßiges Mnemonion für Jeden, der vielleicht

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

vor denselben Zimmern vorübergeht, die einst die vieljährige Wohnung der Verewigten waren; die Wohnung, in welcher sie lebte, d. h. wo sie dachte, fühlte, las, schrieb, wirkte, duldete — bis sie übergang zu höherem Leben. — In der zweyten der bemerkten Biographien: *Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans* (von *Hn. Pred. Spieker* in Dessau. VII, 1. S. 38—128) — welcher die „Briefe“ dieser Fürstin — treue Abdrücke ihres Geistes und Herzens — größtentheils zum Grunde liegen — erhalten wir eine sehr anziehende, sehr lehrreiche Schilderung, wie diese wahrhaft edle *Deutsche*, in zarter Jugend an den damaligen französischen Hof versetzt, umringt von vielfältigen Gefahren, gebeugt durch mannichfaltigen Druck, dennoch *deutschen* Sinn und ein *reines Herz* zu bewahren weis. Wie groß und edel erscheint nicht *Elisabeth Charlotte!* zumal im Vergleich mit jener Allvermögenden, von welcher ein Sachkundiger urtheilt: „im Herzen sey sie eine Egoistin geworden, im äußeren Leben aber eine Slavinn.“ — Wer diese vielfach belehrende Darstellung mit Aufmerksamkeit lesen und mit Sorgfalt überdenken will, der findet in ihr zugleich eine Vorbereitung zu der dritten jener Biographien: *Marie Therese Louise von Carignan, Prinzessin von Lamballe* (von einem *Ungeannten*. VI, 3. S. 327—409). Mit voller Kraft der Wahrheit geschildert, erscheint uns hier eine Verkannte, Niedergebeugte, Verleumdete, Geschmähte, unter vielfachen Erniedrigungen grausam Gemordete — nicht bloß im Gewande der Unschuld — nein! — in vollem Glanze stiller, anspruchsloser, wohlthätiger Wirksamkeit, bis zu dem Momente, wo noch so zu wirken möglich war. — Nicht ohne hinreichenden Grund hat Rec. diese *drey weiblichen* Biographien außer der Ordnung, in welcher sie in den Heften vorkommen, zusammen erwähnt. Zusammen möge sie auch der Leser oder die Leserin stellen; denn so wird sich wahrscheinlich manche Beziehung der Einen auf die Andere zeigen, die sonst entgeht; manche Combination darbieten, die sich beym vereinzelteten Lesen der Aufmerksamkeit entziehen wird. — Bey der Erwähnung aller übrigen, zahlreichen und bedeutenden Beyträge, wird Rec. — wie bey seinen Anzeigen der vorherigen Bände — der Ordnung der Hefte folgen. Vielleicht wird dennoch mancher Leser, manche Leserin, von selbst einen Leitfaden aufzufinden wissen, um dadurch das Zerstreute, das aber einigermaßen näher zusammengehört, beym Lesen auch näher zusammenzurücken. Es giebt ja wohl

Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten! es giebt ja Contrast und Übereinstimmung! — Doch kein Vorgehen! — Statt dessen, die Angabe der Beyträge in den vorliegenden Bänden, wie sonst; nur mit einigen Anmerkungen begleitet! VI, 1. II. S. 31—58. *Karl Bonnet*; von Hn. Mag. *Nebe* zu Crumpa. — Ob er wohl eine lebhaft Phantasie befaß — sagt Hr. *N.* von ihm — neigte er doch nie zur Schwärmerey hin; er blieb, wie in seinen Grundsätzen und Überzeugungen, so auch in ihrer Mittheilung, einfach und wahr. Immer *eins mit sich selbst*, waren auch seine Meinungen innig vereint mit seinen Empfindungen; und daraus entsprang ein innerer Seelenfriede, der sich selbst auf seinem Gesicht ausdrückte, und in seinem ganzen Thun und Wesen abspiegelte.“ — Gerade so, „*immer eins mit sich selbst*,“ und daher fest und still, war auch *Joh. Zach. Platner* (nach *Ernesi*, von H. D. W. VI, 1. III. S. 59—76). „Jeder Arzt, der sein Leben mit dem feinigsten vergleichen kann, der trägt in sich die sicherste Bürgschaft, auf die Liebe und Verehrung seiner Mitwelt und Nachwelt rechnen zu dürfen.“ — So schließt Hr. *W.* diese Darstellung, in welcher *Pl.* als Arzt, sey es nun in der Vorbereitung zu seinem wohlthätigen Geschäfte, oder in dessen Ausübung, so erscheint, daß er seinen Mitgenossen in Wissenschaft und Kunst zum Muster aufgestellt zu werden verdient. — „Er blieb oft ganze Stunden lang bey den Kranken, wenn es seine Zeit erlaubte, und wußte dann eben so heilsam auf die Seele als auf ihren Körper zu wirken“ (S. 71). O wie selten ist es nicht, daß der Arzt dieses will und kann! Wie selten ist dem Kranken sein Arzt auch ein Freund! — Schon dieser einzige Zug ist vermögend, mehr als einen Leser, mehr als eine Leserin bey dieser Erinnerung an *Pl.* festzuhalten. — Desto mehr wird man eilen, sich von der unmittelbar darauf folgenden Erinnerung an *Pietro Aretino* (nach dem Ital. von E. U. S. 77—94) loszureißen. In dieser Schilderung eines Menschen, „der gewiß nicht ohne Genie war, aber daneben zu jeder Unwürdigkeit fähig, und aufgelöst, wie in seinen Sitten, so in dem Innersten seines Wesens“ — in dieser Schilderung ergreift uns ein eben so widriger Contrast mit der vorhergehenden Darstellung, als mit der, die hier unmittelbar folgt. *Ludwig Racine* (von H. F. A. S. 95 bis 102). Wie bescheiden, als: „— *fils inconnu d'un si glorieux père!*“ Wie rein, als Mensch! Wie voll des Göttlichen, des Erhabenen, des Höchsten, als Sänger von „*der Gnade*“ und von „*der Religion!*“ — Was über ihn hier gesagt wird, möchte wohl mehr als einen Leser in eine Stimmung versetzen können, in welcher es ihm lieber seyn würde, die gleich darauf geordnete Biographie: *Leopold, Fürst von Dessau* (vom Hn. Feldpred. *Spicker* in Halle. VI, 2. S. 117—164) — an einer anderen Stelle anzutreffen. So wichtig, so bedeutend sie auch ist, diese Erinnerung an einen Feldherrn, von welchem, gleich im Eingange, gesagt wird: „ohne ihn wurde Preußen nie, was es in der Fol-

ge geworden ist“ — hier, wo man in eine Stimmung ruhiger Einklehr in sein Innerstes geleitet worden ist, hier wird sie manchem Leser störend seyn. — Ist er aber dadurch dennoch in die Stürme des Lebens und der Welt hinaus gedrängt worden: zurück in seine geliebte Stille führt ihn wieder die nächstfolgende Darstellung: *Joh. Phil. Baratie* (von einem Ungenannten. VI, 2. S. 161—202). Mit ernster Betrachtung und innigem Gefühle wird er verweilen bey diesem seltenen Menschen, der frühzeitig — bis zum Unglaublichen frühzeitig — ausgebildet; frühzeitig im Besitz einer eben so ausgebreiteten, als gründlichen Gelehrsamkeit; frühzeitig ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung; frühzeitig einem Throne näher gebracht — dennoch allen diesen Gefahren entging; dennoch nur im Willen und Fühlen seine Befriedigung fand; dennoch das bewahrte, was so selten bleibt, kindlichen Sinn. — „Er ist früh gestorben — sagt von ihm der Ungenannte — aber doch alt genug, um auch lebenslänglich zu sterben. Lebenslänglich im edlen Sinne des Worts; wie der wohlgefällige Gast aufsteht vom Gastmahl, und nicht mehr begehrend der irdischen Speise, sich nach einem höheren Genuße sehnt, den unserm früh Gereiften und früh Vollendeten nur jene Welt gewähren konnte.“ — Zu ganz verschiedenen Betrachtungen und Gefühlen veranlaßt — wieder in einem ergreifenden Gegensatze — die folgende Darstellung: *Richard Savage* (nach *Johnson*, von Hn. Hofr. *Eschenburg*. VI, 2. S. 203—242 u. 3. S. 243—306). Sie verdient, nicht bloß mit Aufmerksamkeit, und mehr als nur einmal gelesen zu werden: sie verdient ein wiederholtes, vielseitiges, ernstes Studium. Wer diesen „*Wanderer*,“ wegen seiner Verirrungen, mit Strenge zu beurtheilen geneigt ist — o der übersehe nicht, daß seine unverföhnliche, rastlose Feindin und Verfolgerin keine andere war, als — seine Mutter! Wohl erwäge man, wenn man ein strenges Urtheil über ihn fällen will, was S., fortwährend von ihr gehaßt, geschmäht, verfolgt, dennoch aus sich gemacht, dennoch geleistet hat! — Noch einmal! Aufmerksam, ernstes Studium erfordert diese Lebensbeschreibung; denn sie führt tief in Betrachtung über Menschenwerth, Menschenschicksal und Menschenbestimmung hinein. — Erholung gewährt die folgende Schilderung: *Arcangelo Corelli* (von Hn. M. *Nebe* in Crumpa. VI, 4. S. 403—414). „C. vereinigte in seinem Charakter eine lebenswürdige Sanftheit und Bescheidenheit mit einem richtigen Bewußtseyn seines Werthes;“ — eine Bemerkung, die durch zwey interessante Anekdoten (S. 412 u. 414) erläutert wird. — Damit im Contraste zeigt sich abermals in der sogleich darauf folgenden Schilderung: *Joh. Chrstph. Gottsched* (VI, 4. S. 415—438), dem übrigens sein Biograph (Hr. P. Richter in Königsberg) die Gerechtigkeit, die ihm wegen seiner unleugbaren Verdienste gewiß gebührt, zu verschaffen bemüht ist. — Auf ihn folgt, in der Reihe der Aufsätze des so eben angedeuteten Stück,

„der edle Florentiner“: „*Benedetto Averani*, ein würdiger Gelehrter, in der vollen Bedeutung des Worts; so lang er lebte, wohlthätig für das Vaterland und ein Vorbild für Alle — die sich den Wissenschaften weihen.“ — Auch durch diesen Aufsatz hat Hr. M. *Nebe* einen schätzbaren Beytrag zu der vorliegenden biographischen Sammlung geliefert. — Dafs in der Überschrift des folgenden *Michael Stiefel* als „Freund“ unseres *Luthers* angekündigt wird, erweckt schon Aufmerksamkeit und Interesse im voraus. Auch hat der Vf. (Hr. Pred. *Fulda* in Halle) in dieser Schilderung (VI, 4. S. 458 bis 483) befriedigend gezeigt, dafs St. — nur durch seine Vorliebe für Berechnungen und Weissagungen aus den Geimnissen der Apokalypse auf den Abweg der Schwärmerey verlockt — im Übrigen ein gründlicher, achtungswerther Gelehrter war, und besonders als einsichtsvoller, eifriger Beförderer der Reformation sich große Verdienste erworben hat. — In einer ganz verschiedenen Sphäre wirksam, berühmt und unglücklich, aber standhaft, erscheint im letzten Aufsatze dieses Stücks (S. 489—519) der große Staatsmann: *Sebastian Joseph von Carvalho, Graf von Oeyras, Marquis von Pombal* — Wie über ihn der Vf., Hr. Prof. *Voss* in Halle, werde gesprochen haben, wird man schon im voraus vermuthen können: also hier nur der Schluss der Darstellung! (S. 519) „Die Rachbegierde des Adels und des Klerus beabsichtigte eine blutige Genugthuung für die Verfolgungen des Ministers: die Milde der Königin beschränkte sie auf seine Entsetzung und Entfernung vom Hofe. Sein Fall erschütterte ihn Anfangs: aber sein kräftiger Geist erhob ihn bald wieder. Er lebte noch vier Jahre das Leben eines Weisen, auf seinem Gute Pombal; und überlebte so zum Theile schon sein Werk. Wenn dies ihn kränkte: so hatte er doch auch die Genugthuung, noch zu erleben, dafs Manche ihm Gerechtigkeit widerfahren ließen, die sonst seine Feinde waren. Der gebildete Theil der Nation erkannte es nun erst recht eigentlich, dafs der Staat einen großen Verlust an ihm erlitten hatte, und der große Haufe selbst empfand es. Ein allgemeiner Volkspruch wurde das Epigramm:

„Mal por mal,
Melhor Pombal!“

Die Reihe der Beyträge, welche der *siebente* Band enthält, beginnt mit der Lebensbeschreibung M. *Christ. Aug. Salig's* (VII, 1. S. 1—37), des Vfs. einer Geschichte der augsburg. Confession; der besonders dadurch, dafs er die beiden Kirchenlehrer, *Eutyches* und *Nestorius*, in Schutz genommen hatte, mißverstanden und mißgedeutet, niedergehalten und gedrückt, sein Tagewerk vollenden mußte. — „Sein Exempel — sagt sein Biograph, Hr. Pred. *Ballenstedt* — ist ein abermaliger Beweis, wie viel Unheil Intoleranz und Verketterungsfucht anrichten können, wie oft die Religion in die Privathandel der Menschen eingeflochten wird und zum Deckmantel unchristlicher Leidenschaften die-

nen muß!“ u. s. w. Nur zu wahr! Indessen möchte doch wohl noch Manches in vorliegendem Falle zu erinnern seyn, wie Hr. B. selbst (29 u. 36) zugestanden hat. — VII, 2. S. 129—206. *Joh. Winkelmann* (von Hn. Pred. *Schaller* zu Magdeburg). In dieser Lebensbeschreibung — zu welcher die S. 205 f. angegebenen Schriften benutzt worden sind — verdient insonderheit das Erwogen zu werden, was über *W's.* fortwährende Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas und nach Genuß höherer Freundschaft, in mehreren Verbindungen vorkommt. Noch mehr aber möchte wohl *das* Erwogen zu werden verdienen, was über seine Religionsveränderung, besonders S. 157—163, geurtheilt wird. Freylich möchte Jenes, wie Dieses, noch manchen Zusatz, noch manche nähere Bestimmung erfordern oder gestatten. Traurig genug, dafs *W.* nicht so viel Kraft, nicht so viel Selbstgewalt erringen konnte, um sich über jenes „unbekannte Etwas“ mit sich selbst zu verständigen! — Seine fortwährende innere Unruhe, die auch dann nicht wirklich besänftigt war, wenn sie es ihm selbst zu seyn schien — wie contrastirte sie nicht mit dem inneren Frieden in der Brust jenes Vertrauten der Natur, dessen Andenken in der gleich hierauf folgenden Darstellung so belehrend, erweckend, aufheiternd erneuert wird, dafs man eben so gern dabey verweilt, als man sich dabey angezogen gefühlt hatte. — *Karl Linné* wird uns hier (VII, 2. S. 207—256) vom Hn. Prof. *Sprengel* von neuem so gezeigt, wie er war. — Ungern beschränkt sich Rec. darauf, dafs er nur einige Worte aus der Schlusstelle (S. 256) hieher setzt. — „In seinem Gemüthe herrschte Liebe. Ungeheuchelte Frömmigkeit befeelte ihn: in jeder Vorrede drückt er seinen Dank gegen die Vorsehung, oft rührend mit biblischen Sprüchen, aus. Feurige Liebe zu dem Ideal seiner Wissenschaft leitete alle seine Handlungen. Liebe zum Vaterlande trieb ihn zu den trefflichsten Unternehmungen. Den Ruhm liebte er, wie ihn ein Edler liebt, d. h. um höherer Zwecke willen“ u. s. w. — Aus diesem stillen Kreise der Wirksamkeit eines Freundes der Natur wird man in der folgenden Darstellung dahin versetzt, wo ein Staatsmann, voll Kraft und Würde, im Kampf mit Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten jeder Art zu ringen hat. Es ist nämlich *Don Pedro de Toledo*, Vicekönig von Neapel, der uns hier (VII, 3. S. 257—313) — von Hn. Pred. *Niemeyer* geschildert — so erscheint, dafs mehr als ein Ereigniß, mehr als ein Zug an jenen außerordentlichen Mann der spanischen Vorzeit, den eben so tapferen als edelmüthigen *Cid* erinnert. Gerade wie diesem, war auch ihm sein Morgen heiter und still, sein Abend trübe und stürmisch; wie das Andenken jenes „*Campradors*“ ist auch „sein Andenken bey allen wahren Vaterlandsfreunden in Ehren geblieben.“ — „Die selbstsüchtigen Ordnungsfeinde nannten ihn „den *harten*“ und die rechtlichen Leute den „*großen*“ Vicekönig (S. 312). — Nach der Kunde von solchen Auftritten, wie die waren, die

das Leben *Don Pedro's* zuletzt so stürmisch, so unruhvoll machen, wird für manchen Leser geistige Erholung wohl Bedürfnis und wohlthätig seyn: und Erholung solcher Art findet er in den Erinnerungen, die ihm durch einige der nächstfolgenden Biographien so dargeboten werden, wie sein Geist es wünschen mag. Zuerst begegnet ihm die Erinnerung an *G. Friedr. Händel* (VII, 3. S. 314—348); aufgefrischt von derselben Hand, die uns hier auch den biedereren *Corelli*, einfach und anspruchslos gezeichnet hatte, d. h. auch eine Arbeit von Hn. M. Nebe, die wohl zu den gelungensten Arbeiten dieser Art gerechnet werden mag. Ausser den allgemeinen, zu der Geschichte der Musik gehörenden, Schriften sind *Burney's Memoiren*, als die sorgfältigste Sammlung von Nachrichten über H., dazu benutzt. Nach einigen Betrachtungen über sogenannte Künstler-Launen und Künstler-Eigenfinn, als Erzeugnisse der höheren geistigen Kraft des Mannes von *Genie*, und nach Beseitigung der dabey so häufig wal tenden Mißverständnisse, wodurch eigener, selbstständiger Sinn verkannt und mit Eigenfinn verwechselt sind — nach diesen Betrachtungen und Berichtigungen läßt Hr. N., als Freund der Wahrheit, das Geständnis folgen: „dafs bey allem Vorzüglichem und Grofsen, welches H.'s. Biograph in dem Bilde seines Helden freudig anerkennt doch gewisse Anlagen seines Charakters, die in frühen Vernachlässigungen der Erziehung den Grund haben, hie und da eine dunklere Farbe auf die Begebenheiten eines Lebens werfen, welches wir — fügt er hinzu — so rein darstellen, als es unsere Quellen erlauben.“ — Aber nun, nach diesem Geständnis, war es ihm wohl um so mehr gestattet, in einer anderen Verbindung (S. 336) die Bemerkung beyzufügen: „man vergiebt dem seltenen Genie die *Menschlichkeiten* desto weniger, je mehr man sich beynahe ein Recht anmalst, zu fodern, dafs er sich ganz frey davon erhalte.“ — So, mit beständiger Rücksicht auf jenes unbefangene Geständnis, und doch, mit Grund, es wieder einschränkend und mildernd, stellt er uns den grofsen Künstler in seinem ganzen Seyn und Wirken bis zum Tode dar. Erst gegen den Schluß der Darstellung sagt er noch einige, aber gehaltvolle Worte über H.'s. „Verdienste als *Componist* und *musikalischen Erfinder*, wobey er die „*Oratoria*“ meint. Hierin — — sagt er (S. 345) ist er unübertroffen,

und steht in seiner Gattung *einzig* da.“ — Dafs über seinen „*Messias*“ das Meiste gesagt seyn werde, hat man wohl erwartet. „Wenn man — sagt Hr. N. ganz zuletzt — von hohen Darstellungen der Kunst für die Religion redet: so sollte man neben der *Verklärung von Raphael*, den *Messias* von *Händel* anführen. Beide unerreichte Werke stehen würdig beysammen, und die verschwisterten Künste bieten sich die Hand über den Altären.“ — Über den Altären begrüfsen sich die verschwisterten Künste auch in den Werken eines anderen Deutschen, dessen Andenken, wie billig, in der gleich darauf folgenden Darstellung (VII, 4. S. 401—468) von Hn. D. *Friedr. Cramer* in Cassel erneuert wird. — Auch *Albrecht Dürer* gehörte, wie man weifs, zu den Künstlern unserer deutschen Vorzeit, die jenes „innerlich-kräftige Wesen“, welches Hr. N. in der vorstehenden Biographie an seinem *Händel* rühmt, am würdigsten zu äufsern glaubten, wenn sie dessen Erzeugnisse niederlegten am Fusse der Altäre des Christenthums. Von dieser Bemerkung ist jedoch in dem vorliegenden fragmentarischen Aufsatze kein Gebrauch gemacht. — „Möge der Leser — sagt der Vf. (S. 402) — dieses Monument, welches nicht der Künstler-Geschichte *A. Dürers*, sondern seinem freyen Leben gewidmet ist, mit unbefangener Liebe betrachten und ernster Besonnenheit erwägen; damit seine Werke recht verstanden, das von ihm begonnene Streben weiter gefördert, und selbst im wilden Streite des profanen Lebens der ewige Frieden der Kunst in üppiger Blüthe und reicher Frucht, zur Lust und Freude des Besseren, wohlthätig, gedehlich und segensreich werde!“ — Angenehm wird es Manchem seyn, Briefe von D. und seinem *Pirkheimer* eingeschaltet zu finden; reinen Ergufs eigenthümlicher Laune und treuer Freundschaft. — „Er hat — so schreibt P. von dem Abgeschiedenen — wie ein frommer Biedermann gelebt: so ist er auch ganz christlich und selig gestorben; darum seines Heils nicht zu fürchten ist“ (S. 467) — und auf seines Freundes Tod (S. 468):

„Nachdem der Dürer hat mit Farben aufgeführt
Den Weltkreis, Kunst gemäß und köstlich ausgeziert,
Sprach er: „Noch übrig mir der Himmel steht bevor
Zu malen!“ — schied von uns, hin zu der Sternen Chor!“ —

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, in der baumgärtnerischen Buchh.: *Charakter- Epigrammen über ausgezeichnete historische Personen der alten und neuen Zeit.* Ein Versuch von D. S. 1809. 196 S. kl. 8. (1 Rthlr.) Diese Gedichte, womit der Vf. nach der Vorrede keineswegs auf vorwaltenden Witz Anspruch macht, sind Meinungen und Urtheile über merkwürdige Personen, Aussprüche, die wirklich zuweilen, wie der Vf. will, die bezeichneten Charaktere in einen Brennpunct concentriren, und oft witzig und sinnreich, aber auch mitunter unvollständig oder sehr einseitig und halb wahr ausfallen. So ist es doch eine offenbare Un-

gerechtigkeit, wenn der postische Richter in *Aug. Wilh. Schlegel* nur einen belletristischen Tumultuanten sehen will, und in ihm den guten Übersetzer und Kritiker gar nicht zu kennen scheint. Ungerecht ist der Anspruch über die Kaiserin *Katharina*, der gar keine Verdienste gelassen werden. Passender und gelungener sind die kurz abgefaßten Urtheile über *Torquato Tasso*, *Ovid*, *Petrarca*, *Jean Paul*, *Prediger Reinhart*. — Die Neugierde, womit man gern über bekannte Personen öffentlich urtheilen hört, macht, dafs man das Buch mit Interesse liest, wenn man in die gefällten Urtheile auch nicht immer mit einstimmen kann. T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 F E B R U A R, 1 8 1 1.

L I T E R A T U R G E S C H I C H T E.

HALLER, in der Waifenhaus-Buchhandlung: *Der Biograph. Darstellungen merkwürdiger Menschen der letzten Jahrhunderte u. f. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In geistiger Verwandtschaft mit vorgedachten Männern erscheint ihr unmittelbarer Nachfolger in unserm Pantheon (VII, 4. S. 469 — 490), *Robert Boyle*, vom Hn. Prof. *Sprengel* so geschildert, wie es dem Werthe „dieser Gründer der neueren Physik“ sowohl, als dem Andenken eines christlich-religiösen Mannes, mit vollem Recht gebührt. — Wie B. ein solcher Mann wurde, darüber sagt der Darsteller (S. 472): „So ehrwürdig und befelegend die Vorschriften des Christenthums auch auf sein Gemüth wirkten — [während seiner Studien an den reizenden Ufern des Leman-See's]: so hinterließen doch die Lehrlätze manchen Zweifel, die ihn zu einer gründlichen Prüfung der Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums vermochten. Der Anschlag dieser Prüfung war eine ruhige, feste Überzeugung, die ihn durch das ganze Leben begleitete, und ihn zu einem der eifrigsten Anhänger des Evangeliums machte, dessen göttliche Kraft er an seinem Herzen schon in der Jugend erfahren hatte“ [und auch — kann wohl hinzugesetzt werden — fernerhin erfuhr bis ans Ende.] — Wirkfam zeigte sich die Überzeugung, diese Gefinnung, besonders auch durch seine Wohlthätigkeit, zu deren Anrechnung jährlich an 1000 Pfund verwandte, wirkfam auch durch einen Zug, der ihm ganz eigen ist. Er hatte sein sechzigstes Jahr erreicht, da er, „als ein treuer Haushalter Gottes im Reiche der Wahrheit“, sich entschloß, noch einmal „Rechenschaft von allen [seinen] Arbeiten zu geben, und seine letzten Tage zur Bekanntmachung seiner Entdeckungen anzuwenden — jeden ihm noch übrigen Augenblick von Gesundheit zur Sammlung und Ausarbeitung seiner zerstreuten Bemerkungen zu benutzen, und seine schon gedruckten Schriften zu verbessern.“ — Das versprach er öffentlich; und mit Ernst, mit Vereinigung aller seiner Kräfte auf seinen wichtigen Zweck begann er auch sein Versprechen zu erfüllen. Allein seine Schwäche nahm überhand; der Kummer über den Verlust seiner geliebten Schwester und Freundin zehrte seine geringen Kräfte auf, so daß er ihren Verlust nur

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

um 7 Tage (bis 30 Dec. 1691) überlebte. Sein Freund und Verehrer, der Bischof *Burnet*, hielt ihm eine Leichenrede über die Worte des Predigers: „Dem Menschen, der Ihm gefällt, giebt Gott Weisheit, Vernunft und Freude.“ Rührend ist die Schilderung, die dieser dreißigjährige Freund des Verstorbenen von dessen Frömmigkeit und Eifer für die Ehre des Christenthums macht. — B. war nie verheirathet: man sagt aber, die Tochter eines Grafen von *Mormont* sey in jüngeren Jahren sein Ideal gewesen, und in Beziehung auf sie habe er seine „*seraphische Liebe*“ herausgegeben. — „Die himmlische Liebe zu göttlichen Dingen — fügt sein achtungswerther Biograph hinzu — überwand bey ihm alle Sinnlichkeit und alle Anhänglichkeit an dem Irdischen. Selten hat ein Mann ein so würdiges, untadelhaftes, göttliches Leben geführt als *Robert Boyle*.“ — Von dem Grabe dieses Trefflichen gelangt man, in unserm Pantheon, zu der Gruft eines Mannes, der dachte, fühlte, handelte und starb, wie einstens *Polykarpus*.

Louis de Berquin, königl. Rath — ist dieser „Zeuge und Märtyrer der Wahrheit“ — mit dessen erschütternder, schauervoller Schilderung (von Hn. *Pred. Niemeyer*) die Reihe der Darstellungen im achten Bande des *Biographen* (S. 1 — 32) beginnt. — „Ein Mann, wie *Luther* — sagt Hr. N. (S. 6) — war er in der Hauptsache; und würde auch vielleicht für Frankreich ein *Luther* geworden seyn, wenn nur sein König *Franz* ein Kurfürst *Friedrich von Sachsen* gewesen wäre.“ — Rettung ward ihm von dem einzigen Freunde, der ihm noch übrig geblieben war, gezeigt und angeboten, wenn er widerrufen wolle: aber dieses Mittel ward von ihm verschmäht. „Widerruf — antwortete B. auf die Versicherung, auf die Bitten des Freundes, der ihn darum beschwor — *Widerruf ist unmöglich*: denn es ist ein schändliches Mittel, wodurch nichts erreicht wird, als ein noch etwas längeres Leben, in Entehrung unter ehrlosen Menschen. Ich wähle den Tod.“ — Und dieser ward ihm zu Theil; auf dem Scheiterhaufen. — Als er auf dem Karren dahin gebracht wurde, „lag auf seinem Gesichte und in seinem ganzen Anstand eine so vollkommene Ruhe, daß, nach der Versicherung einiger Augenzeugen, man hätte meinen sollen, er sitze auf seinem Zimmer, oder in der Kirche, und denke nach über himmlische Dinge“ (S. 32). —

Hat es vielleicht zu mächtig ergriffen, dieses Trauerspiel von einem „*Waizenkorne*“, das „*zermal-*“
Xx

met" wurde, „zur künftigen neuen Frucht" [Worte von Herder]: — Erholung bietet ihm, in den „heiligen Alpen" Albrecht von Haller, gleich in der darauf folgenden Darstellung (VIII, 1. S. 33—70), die man ebenfalls, wie die von R. Boyle, dem Hn. Prof. Sprengel zu verdanken hat. — Auch dieser Edle „bekannte bis auf den letzten Hauch seines Lebens die Religion, die er so kräftig gegen ihre Verächter vertheidigt, und zu deren Ehre er durch Ausbreitung nützlicher Kenntnisse so viel beygetragen hatte. Wenn er die Freudigkeit des Geistes nur selten fühlte, zu welcher diese Religion selbst ermunterte: so war diese Folge seines Temperaments und seiner Kränklichkeit." Über die letztere Bemerkung (die auch sonst vielfältig wiederholt worden ist) möchte zwar Manches zu erinnern seyn: aber hier ist dazu weder Ort noch Zeit. — Desto mehr aber wird auch der Leser, der dem würdigen Biographen hierin nicht völlig beystimmen kann, mit ihm darüber einverstanden seyn, was er, in seiner gleich darauf folgenden Arbeit, über Franz Bac. v. Verulam (VIII, 1. S. 71—114), ernst und doch auch schonend, bemerkt. — „Es ist — sagt er — nicht allein der große noch dauernde Einfluß dieses seltenen Geistes auf die Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Literatur seiner und der folgenden Zeiten, was die Lebensgeschichte des großen B. v. V. so anziehend macht. Höchst lehrreich wird sie für jedes sitliche Gemüth, weil sie ein merkwürdig warnendes Beyspiel aufstellt, wie gefährlich für die Ruhe der Seele und für das innere Glück das Streben nach hohen Dingen und die ehrsüchtige Bemühung um Ehrenstellen und Staatsämter ist. Bacon's Beruf war, die Welt zu erleuchten, der Barbarey in den Wissenschaften ein Ziel zu setzen, und der ganzen Philosophie eine bessere Gestalt zu geben. Wäre er diesem Berufe allein mit ausschließlichem Eifer gefolgt: wie glücklich würde er gewesen seyn! Aber er verkannte seine Bestimmung: in hohem Stände geboren, wollte er auch glänzen, am Throne Einfluß haben, auf sein Vaterland wirken, sich Reichthümer erwerben; und indem er so die Vorschriften der Religion übertrat, die es zur Pflicht machen, nicht nach hohen Dingen zu streben, sondern uns vielmehr um geistige Güter zu bemühen, bereitete er sich nichts als Kummer, Verdruß und Unruhe, und besleckte seinen Ruhm, der sonst untadelhaft gewesen wäre." — Gewiss, ein sehr nachdruckvolles, ernstes „cave ne cadas!" — hergenommen von dem Beyspiel eines „seltenen Geistes", von so ausgebreiteter und so fortwährender Wirkksamkeit! — — Ihm folgt in der Reihe (S. 115—130): David Hume. (Größtentheils Selbstbiographie, nach dem englischen Original, bearbeitet von einem Ungenannten.) Hat man diese Selbstbiographie — gewiss nicht ohne Interesse und Belehrung mancher Art — gelesen oder wieder gelesen: so verbinde man damit die beygefügten Notizen von Hume's letzten Tagen, aus einem Briefe von Doctor Smith, einem seiner genauesten Freunde, geschöpft. Man sieht daraus, wie H. die

Beschwerden seiner Krankheit nicht nur mit Fassung und Festigkeit ertrag, sondern auch selbst mit Heiterkeit zu arbeiten fortfuhr, und das Vergnügen des Umgangs mit seinen Freunden genoß. Ein lehrreiches, ermunterndes Detail für den Leidenden, der auch unter den Beschwerden einer unheilbar gewordenen Krankheit dem Ziel entgegengeht! — Willkommen, erfreulich empfängt uns nun die Erinnerung an einen edlen Menschen und viel zu wenig geachteten Dichter, aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts; einer „schönen glücklichen Zeit, deren Andenken jedem Deutschen, so lange dieser Name genannt wird, heilig und theuer bleiben muß." Dieser treffliche deutsche Mann und Dichter, Peter Lottichius Secundus, wird uns hier (VIII, 2. S. 133—180) von Hn. Doct. Tzschirner in Leipzig — fast möchte man fagen — erst bekannt gemacht; aber auch so, wie er es in beiden Hinsichten gewiss verdient. — Aus dem Vielen, was dafür zum Beweise dienen kann, nur einige Züge! — „Gegen die Reize des schönen Geschlechts konnte der reizbare und gefühlvolle Jüngling nicht gleichgültig seyn; und die Claudia, die Calhrhoe, die Phyllis, deren seine Gedichte gedenken, waren nicht bloß Geschöpfe seiner Einbildungskraft. Aber seine Liebe war nicht Wollust: sie war das zarte geistige Gefühl, welches den unverdorbenen Jüngling beglückt, und den Dichter begeistert; seine Liebe war rein und schuldlos. Und daß in einem Gemüthe, welches das Wahre suchte, das Gute liebte, und sich ergötzte an dem Ideale des Schönen, kein niedriger Eigennutz wohnen konnte, bedarf kaum einer Erwähnung. Selbst der Ehrgeiz, welcher oft der einzige Flecken ausgezeichneter Charaktere ist, scheint sich selten in die Motive seiner Handlungen gemischt zu haben. Alle diese Tugenden wurden durch die Religion unterstützt. — — L. war religiös; und mehrere seiner Gedichte sind Gott, dem Erlöser und dem göttlichen Geiste geweiht, und beschreiben Begebenheiten der frühesten christlichen Welt. Seine Religion war der Protestantismus in der milden Form, welche ihm Melancthon zu geben versuchte" (S. 167). — — Um bestimmen zu können, welchen Werth L. als Dichter habe, ordnet der Vf. die Dichter in drey Classen, je nachdem das Streben nach dem Unendlichen über das Gefühl und über die Phantasie, oder das Gefühl über dieses Streben und über die bildende Phantasie, oder die Phantasie prädominirt. „L., sagt er alsdann, gehört unter die Dichter der zuletzt genannten Gattung" — die er vorher die „darstellenden" Dichter genannt hat (S. 179). — Zur Bestätigung seines Urtheils, und zugleich um Leser, die der lateinischen Sprache nicht kundig sind, zu der Bekanntschaft mit L. einzuladen, hat Hr. Tz. einige seiner vorzüglicheren Gedichte ins Deutsche übersetzt. Und als Probe davon ist jenes größere Gedicht von L., welches dadurch, daß man es für eine Vorherfügung der Eroberung Magdeburgs im J. 1631 anlah, eine außerordentliche Celebrität erhielt,

hier beygefügt. — „Eine glückliche und reiche Erfindung — sagt Hr. Tz. — und eine lebensvolle Darstellung macht den Charakter dieses Gedichtes aus, dessen Interesse durch das mysteriöse Dunkel erhöht wird, welches über einigen Parthieen desselben schwebt.“ — Aber gerade diese vereinten Eigenschaften sind es, die jeden Versuch, irgend Etwas davon hieher zu versetzen, fruchtlos machen. — — Durch diese Darstellung eines unserer deutschen vorzüglichsten Altvorderen in das Gebiet der Kunst versetzt, bleiben wir darin noch einige Zeit; mit einem *Meister der Tonkunst* und einem der gefälligsten *Dichter* des Auslandes beschäftigt. Jener ist *Joh. Phil. Rameau*, von Hn. *Spieker* in Berlin (VIII, 2. S. 181 — 192) den Freunden der Tonkunst als alter Bekannter von Neuem zugeführt; aber auch als Mensch, den Anderen, die ihn noch nicht hinlänglich kennen, mit Interesse bekannter gemacht. Dieser — der gefällige Dichter — ist *Jacob Thomson*; eine Darstellung nach dem Englischen, von Hn. *H. B.* (VIII, 2. S. 193 — 214). Mit sanftem Ernste wirkt diese Darstellung auf das Gemüth ein; wie der Eindruck, den das Lesen der „Jahreszeiten“ zurückläßt. Willig überläßt man sich der Erinnerung an ihn, von dem so wahr und so innig von *Littleton* gesagt worden ist: „Seine keusche Muse brauchte ihre himmlische Leyer zu nichts, als zu Einflößung der edelsten Gefinnungen. Kein einziger unfittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Zeile, die er Sterbend austreichen zu können hätte wünschen dürfen!“ Welch eine herrliche Blume auf sein Grab! — Hinweg von dem Anschauen dieses reinen stillen Lebens, dieses so schön geschmückten Grabes, werden wir gerufen zu der Theilnahme an einer Erinnerung voll Unruhe, Kampf und Widerwärtigkeiten jeder Art. Es ist dies die Erinnerung an einen jungen deutschen Fürsten voll Muthes und voller Kraft, der frühzeitig als Opfer von Beiden fiel; es ist dies zugleich Erinnerung an manchen anderen Edeln unserer deutschen Vorzeit; es ist auch zugleich unwillkürliche Hindeutung auf Manches, was seit zwanzig Jahren geschehen ist, was jetzt geschieht, und was sich aus naher oder ferner Zukunft hervordrängen wird. Wer dieser Darstellung mit gebührender Aufmerksamkeit folgen will, für den liegt die Geschichte unseres Vaterlandes, während einer langen trüben Vergangenheit von mehr als dreißig Jahren, zur Übersicht und zur Betrachtung da; für den gewinnt die Gegenwart tausendfach an Wichtigkeit; für den wird das Räthsel von dem, was kommen werde, noch immer mehr — ein Räthsel, ein Gegenstand banger Ahnung, oder freudiger Hoffnung. — — *Christian*, herzoglicher Prinz von Braunschweig und protestantischer Bischof zu Halberstadt — ist der vorhin erwähnte junge Held, dessen Name schon bey der Überschrift dieser ausführlichen Darstellung (VIII, 3. S. 215 — 351) den Kundigen zu ernster Betrachtung anregt, zu trüben Gefühlen stimmt: wie viel mehr die Ausführung selbst! —

Nach einem Rückblicke auf „Zeiten freyer Wirklichkeit“ [Gab es jemals dergleichen Abschnitte von Zeit in völliger Bestimmtheit?], und nach der Bemerkung: das Leben *Christians von Braunschweig* falle in Zeiten „jener köstlichen Art“ [Die Zeiten K. Matthias und K. Ferdinands II wären *solche* Zeiten gewesen?]; sodann nach einer bestimmteren Hindeutung auf die Perioden des „romantischen Ritterthums“ — nach diesem Allen setzt der Vf. dieser ausführlichen Darstellung — (Hr. Pred. *Niemeyer*) — seinem Zwecke näher kommend — die weitere Bemerkung hinzu: wiewohl der eigentliche Zeitpunkt des romantischen Ritterthums damals schon vorüber gewesen: so sey doch, wie es noch „manchen Nachschein“ desselben gegeben habe, auch über *Christians Leben und Weben* dieser *Schimmer* aus der Ferne geworfen. „Man sieht — sagt der Biograph — das alte Ritterthum in seiner edleren Weise noch einmal vor Augen. Man sieht eine glänzende Kühnheit für eine große und fromme Sache, und zugleich für — eine schöne Dame.“ — Alles gut! Immer mochte der Biograph diese Ansicht auffallen, und auch die ganze Darstellung hindurch festhalten: Grund dazu, wie Rechtfertigung genug, liegt in dem Gegenstande selbst. — Mußte aber deswegen Alles, was damit unverträglich zu seyn schien, im Gegensatze, so tief in Schatten gestellt werden, wie es im ganzen Umfange der Darstellung so häufig geschieht? Mußte deswegen *Christians* erster Gegner ein „*Neutralist*“ gescholten werden, — „Einer von den *Thoren*, welche sich einbilden, bey allgemein aufgeregtem Meere dennoch ganz ruhig mitten hin schwimmen zu können“ —? u. s. w. Warum so schneidend absprechen über Werth oder Unwerth des Handelns oder Nicht - Handelns in Situationen, wo das Abwägen so äußerst schwer, das Schwanken der Wage solange fortwährend bleiben muß? Warum dieses Absprechen noch dazu in Ausdrücken, die so häufig vorkommen, und doch der Würde des Geschichtschreibers so wenig angemessen sind, daß es wirklich besser ist, nur darauf hinzudeuten, als sie zu wiederholen? — So ließe sich noch Manches fragen: aber wozu? — Abgesehen von allen Veranlassungen zu mehreren Fragen solcher Art, wird diese Darstellung dennoch vielfach belehrend seyn, und auf den Standpunkt den Leser stellen, auf welchen ihn der Vf. stellen wollte, sollte gleich die Ansicht des Einen von der Ansicht des Anderen in Etwas abweichen. — — Aus dem Gewirre, in welches der Geist des Lesers durch diese Darstellung versetzt worden seyn mag, leitet ihn die folgende wieder in das friedliche Gebiet der Kunst, indem sie an einen ausländischen Dichter von anerkanntem Werth erinnert (VIII, 3. S. 252 - 365). Freylich nicht lange! So wird er schon wieder hinausgedrängt in die Unruhe des Lebens: — wie in der wirklichen Erfahrung jener Dichter hinaus geworfen ward — und blieb. *Ludwig von Comoens* (dessen Andenken hier von Hn. *L. Richter* in Königsberg wieder aufgefrischt worden ist), gehört

zu denjenigen, die ausersehen zu seyn scheinen, den Menschen zu zeigen, was der Mensch zu dulden, und mitten unter Duldungen jeder Art zu leisten vermag, wenn er ganz die Kraft gebraucht, die in sein Inneres gelegt ist. Auf diesen Gedanken leitet Alles, was über ihn und sein Schicksal in dieser Darstellung zusammengedrängt erscheint. Man lese — und dulde mit! — Aber man freue sich auch darüber, daß ihm, nach aller Verfassung, doch ein Wunsch erfüllt worden, der Wunsch, daß seine *Lusiade* auf die Nachwelt kommen möchte. — „Nie“ — sagt Hr. R. (S. 365) — „wird die Welt aufhören, die mannichfaltigen hinreisenden Schönheiten dieses Gedichtes, und den Geist der wahren ächten Poesie, der über dem Ganzen mit himmlischer Reinheit schwebt, anzuerkennen; so wie sie immer das große innere Leben des Dichters, seinen ersten, das Gewirr der Welt klar durchblickenden Verstand, sein edles Herz, und sein vielfaches, über den Kreis des gewöhnlichen Lebens hinausstrebendes Wesen bewundern, seinen Namen nie untergehen lassen wird.“ Nun lese man noch einmal die Grabschrift, die ihm — der im Hospitale gestorben war — sechzehn Jahre hernach, Gonçalo Continho auf ein Denkmal von Marmor setzen ließ: „Hier ruht Ludwig von Camoens, der Erste unter den Dichtern seiner Zeit. Er lebte arm und elend, und starb auch so.“ Wohl dem, der das mit dem Gefühle der großen Hoffnung eines Lebens der Vergeltung lesen kann! — Bedeutungsvoll und einladend, dabey noch etwas länger, mit ruhigerem Nachdenken zu verweilen, folgt darauf (VIII, 3. S. 366—378) eine Erinnerung an einen verdienstvollen Würdiger des Verdienstes, an unseren *Thomas Abbt*, durch deren Mittheilung Hr. Pred. *Weyermann* (zu Temmenhausen bey Ulm) einen will-

kommenen Beytrag zu der vorliegenden Sammlung geliefert hat. In einer solchen Verbindung erhöht sich noch für uns der Werth einer Schrift, die er unter den bedrängten Umständen einer stürmischen Zeit schrieb; der Werth seiner Schrift: *vom Tode für das Vaterland*. — — Geschlossen wird nun die ganze Reihe der Darstellungen in den vorliegenden Bänden des Biographen, mit Erinnerungen an die beiden Trefflichen, an *Addison* und *Pope*; (VIII. 4. S. 381 — 441; und S. 442 — 460). Auch dadurch hat Hr. Prof. *Sprengel*, von dem sie herühren, sich Anspruch auf Dank erworben. — In seinem Wunsch, womit er den Aufsatz über *Addison* schließt: — „Möchte doch diese Biographie dazu beytragen, sowohl Jünglingen, die sich den Wissenschaften widmen, ein treffliches Muster der Nachahmung im Glauben, im Leben und in Schriften aufzustellen; als auch gebildete Leser zu der klassischen Vortrefflichkeit der addison'schen Muse zurückzuführen, die ihnen mehr Befriedigung gewähren wird, als unzählige Erzeugnisse des Tages!“ — in diesen Wunsch wird — mit froher Erwartung des Erfolgs — jeder Leser einstimmen, dem *Addison* durch diese Darstellung noch schätzbare und werther, als vorher, geworden seyn wird. Fruchtbare — setzt Rec. hinzu — fruchtbare werde diese Erinnerung an jenen Vortrefflichen, von dem — nach einem Blick auf seine kurze, aber sehr gehaltreiche Schrift: „*Of the Christian Religion*“ (S. 433—436) zuletzt gesagt wird: „In diesen würdigen Beschäftigungen überraschte ihn der Tod — als er kaum das acht und vierzigste Jahr seines Lebens angefangen hatte.“ — Auch das — möchte man wohl sagen — war „eine Vollendung, die wir mit Andacht wünschen sollten!“

G. St. . . .

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Magdeburg*, in der creutzschen Buchh.: *Lieder und Sinngedichte von Johann Friedrich Bramigk*. 1809. 8. 76 S. (10 Gr.)

Einfachheit und deutscher Biederfinn bezeichnen diese Gedichte; hier und da ist ein Lied durch Herlichkeit, hier und da ein Epigramm durch Witz und naïve Sprache gelungen, aber im Ganzen vermissen wir den höheren Schwung der Phantasie und die freye Erhebung über die beschränkten menschlichen Verhältnisse, weshalb die Epigramme öfters zu sehr ins Materielle versinken, und mitunter den Tadel etwas derb aussprechen, was indess einer gewissen Classe von Lesern vielleicht gerade zuträglich seyn mag. Zu den besseren rechnen wir das letzte.

Der Büssende und ich.

Er geißelt selbst sein Fleisch, als fühlt' er keine Schmerzen,
Und zuckt bey'm Schlag von fremder Hand.
Mein Selbstgefandniß, — ging es mir auch ganz von Herzen,
So schmerzt es doch, wenn ich den fremden Tadel fand.

Das Büchlein ist dem Hn. Hofrath von *Köppen*, dem einzigen bekannten altern Dichter in *Magdeburg*, gewidmet, der schon mancher schächtornen Muse aufhilt, und manches Talent pflügt.

T. Z.

JUGENDSCHRIFTEN. *Breslau*, b. Barth d. Jüng.: *Emil oder belehrende Unterhaltungen für die Jugend*. Von P. S. Schilling. Fünfter Jahrgang. 1805. 15 bis 40 Bändchen. Sechster Jahrgang.

1806. 1stes bis 4tes Bändchen. Jedes Bändchen besteht aus 23 Bog. u. hat 13 Kupfertafeln. (Jeder Jahrg. 5 Thlr. 16 Gr.)

Rec. ist mit diesen beiden Jahrgängen zufriedener, als er es mit dem vierten war. (Jen. Allgem. Liter. Zeit. 1805. Num. 80.) Wenn er in seiner Anzeige des früheren Jahrgangs einen Aufsatz nachwies, der eine pädagogische Stunde in sich schloß: so bekennt er dagegen anjetzt mit Vergnügen, daß die oben genannten Jahrgänge nichts dergleichen enthalten. Und wenn auch hier noch manche Lückenbüsser vorkommen, welche bey der Herausgabe einer Wochenchrift, die bogenweis erscheint, wohl schwer zu vermeiden sind: so enthalten sie doch immer etwas Nützliches oder Anziehendes. Der größte Theil der Aufsätze ist compilirt; manche scheinen von dem Herausgeber heraufzählen, und diese zeichnen sich durch Munterkeit der Erzählung oder des Dialogs aus. Die Mannichfaltigkeit des Inhalts ist groß. Der Stoff ist aus der Geographie, aus Reiseerzählungen, aus der Geschichte, aus der Technologie und Naturbeschreibung genommen. Kürzere und längere Erzählungen, Kinder-scenen, Anekdoten, Räthsel und Rechnungsaufgaben, Fabeln und Gedichte sind damit verflochten. Die illuminierten Kupfer sind viel schlechter, als sie das Buch verdient. Trägt sich Rec. nicht: so hat diese Jugendschrift durch den unseligen Krieg ihr Ende erreicht, wird aber dagegen von 1810 an durch den *schlesischen Kinderfreund* ersetzt.

Yn.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 F E B R U A R, 1811.

P Ä D A G O G I K.

LÜBECK, b. Römhild, und in Commission b. Fr. Bohn: *Briefe über den Unterschied in der Erziehung der Knaben und Mädchen.* Von D. Th. A. Suabedissen. 1806. 142 S. 8. (16 gr.)

Ein tieferes Eingehen in den Gegenstand, von dem hier die Rede ist, darf man in diesen Briefen, die an ein gebildetes Frauenzimmer gerichtet sind, nicht suchen, sondern nur ein leichtes, angenehmes Auseinandersetzen, und eine gefällige Darstellung, die fähig ist, selbst Leserinnen zu fesseln. Dieß ist genug, die Schrift im Allgemeinen zu charakterisiren. Rec. wundert sich selbst darüber, daß der Vf. im 1sten Briefe sich auf die Frage einließ, wie man dazu komme, den psychologischen und moralischen Unterschied zwischen Mann und Weib zu verkennen. Es war kaum nöthig, dieser Frage für ein Frauenzimmer eine so umständliche Antwort zu geben. Der Vf. sondert in diesem Briefe die mancherley Arten der Schriftsteller, welche keinen Unterschied anerkennen wollen, im Allgemeinen, ohne irgend einen zu nennen. Voran stellt er die Weltmänner der höheren Sphäre, welche nach ihm darum keinen Unterschied zulassen, weil ihnen das Weib von den Ceremonieen des Hofes und dem Tone der großen Welt gleichsam verhüllt erscheint. Hiemit macht er diesen ein sehr übles Compliment; denn wenn sie sich durch eine solche lose Hülle, die den neueren Modezeugen sehr ähnlich ist, blenden ließen: so müßten sie sehr stumpfe Beobachter gewesen seyn. Weit eher könnte ein solcher Irrthum im Beobachten in Beziehung auf den niedrigsten Stand Statt finden, wo das Weib die schweren, abhärtenden Arbeiten mit dem Manne theilt, und dadurch nicht selten seinen Körper und Geist mit einem männlichen Anstrich überzieht. Sodann führt der Vf. diejenigen Schriftsteller auf, die den engeren Begriff des Weibes in dem Allgemeineren der Menschheit verloren, was allerdings auch nach der Meinung des Rec. sehr leicht geschehen mußte, wenn sie über dem Abstrahiren den physischen Theil ins Auge zu fassen vergaßen. Endlich drittens berührt er diejenigen, welche einen Unterschied in den Anlagen der Männer und Weiber in Hinsicht auf das Erkenntniß- und Gefühls-Vermögen zugeben, aber völlige Gleichheit ihrer sittlichen Natur behaupten. Der Vf. sucht in diesem Briefe die aufgestellten drey Classen zu widerlegen.

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Im 2ten Briefe läßt er sich auf eine allgemeine Ableitung des bewußten Unterschiedes ein. Seiner Freundin ist der allgemeine Satz, daß der Mann nicht Weib und das Weib nicht Mann sey, noch seyn sollte, und die allgemein anerkannte Widrigkeit des weiblichen Mannes und männlichen Weibes nicht genug; sie will diese allgemein aus der Erfahrung gezogene Thatfache aus inneren Gründen entwickelt und auf Erziehung angewandt sehen. Hier, wo sich der Vf. die Gelegenheit zum Philosophiren herbeyzuschaffen scheint, wird man fast bange, er werde selbst in seiner Freundin den Unterschied des Weibes, und Mannes im Eifer vergessen, und man ist fast in Versuchung, ihm zuzurufen: Freund, laß deine Freundin dieses Philosophiren lieber verbitten als herausfordern, und du läßt sie dadurch gewissermaßen selbst beweisen, daß sie den Unterschied der weiblichen Natur an sich trage. Indess im Weiterlesen findet man bald, daß der Vf. die Sache so ernstlich nicht nimmt. Statt einer ernstlichen und gründlichen Deduction, die ihr Fundament, wie es hier seyn mußte und allein nur seyn konnte, in dem physischen Theile der Geschlechter aufbaute, und weiter hinauf im Geistigen zu zweyerley schönen Modificationen auslief: statt dessen springt der Vf. mit Gewandtheit zu jenem alten Griechen hinüber, der den Mann aus der Sonne, das Weib aus der Erde abstammen ließ; aus der Sonne, als dem Bilde des Wirkens außer sich, des Strebens ins Unendliche; aus der Erde, als dem Bilde der Beschlossenheit in sich selbst (wir jetzigen wissen indess, daß sie einen Trabanten hat, mit dem sie sich viel zu schaffen macht, wovon der Vf. nichts gedenkt), als dem Bilde der größeren Bestimmtheit (? Beschränktheit?) und Selbstgenügsamkeit. Aus diesen Bildern läßt er denn die verschiedenen Geschlechtscharaktere hervorspiegeln, nämlich *Energie* als Grundlage des männlichen, *Passivität* als Grundlage des weiblichen: Gern möchte man den Vf. fragen, wie wohl mit dergleichen Bildern etwas zu beweisen stünde? Ob es wohl mehr als eines leichten Spieles des Witzes bedürfe, um sie mit eben der Wahrheit umzukehren, und zu sagen, der Mann stamme aus der Erde, als dem Bilde des rastlosen Schaffens und Versorgens, und das Weib aus der Sonne, als dem Bilde des erheiternden Lächelns und Aufmunterns u. s. w. Indess an *wem* schreibt er? Diese neue Frage beschwichtigt die erste. Allein er weist auf den Fortgang seiner Abhandlung hin, und läßt sich im nächsten 3ten Briefe auf nähere Bestimmungen ein. Setzt

Yy

man hinzu: so wie man sich etwa für ein Frauenzimmer, das als Leserin gedacht wird, darauf einlassen kann: so hat man es getroffen; denn die Rede ist hier wiederum nicht von psychologischen Erörterungen, sondern der Vf. entwickelt geschickt, leicht und im Ganzen wahr, den obigen Grundzügen gemäß, den Charakter des Weibes und des Mannes. Allein den Gegner wird er dadurch keineswegs überzeugen; denn dieser kann und wird ihm immer erwidern: Freund, was du in seiner Verschiedenheit schildernd darstellst, ist den Beobachtungen, die man in der wirklichen Welt zu machen Gelegenheit genug hat, allerdings gemäß; aber womit hast du uns bewiesen, daß diese Verschiedenheit mehr das Werk der Natur, als der bürgerlichen Lage des Geschlechts und seiner Erziehung sey? Gerade diese Einwendung, die jeder Gegner mit vollkommenem Recht aufstellen kann, macht es Rec. gewiß, daß mit psychologischen Gründen hier nichts auszurichten ist. Sie sämtlich sind bey diesem Gegenstande so schwankend, so ungewiß, so vielen Ausnahmen, welche die Erfahrung an die Hand giebt, ausgesetzt, daß sich durch sie zu keiner überzeugenden Gewissheit kommen läßt. In den Augen des Rec. — dem es nie einfiel, die Rechte des Weibes, wie man das zu verstehen pflegt, zu vindiciren — ist es doch gewiß genug, daß die Psyche des Weibes sehr wohl in eine sehr männliche umgeschaffen werden könne durch — Erziehung. Wie? fragt man: ganz und gar? Allerdings, erwiedert Rec.; unter der geringen Bedingung, wenn ihr sie hübsch allein behandeln könnet, nämlich ohne den Körper. Wird es wohl jemanden einfallen beweisen zu wollen, daß die geistigen Fähigkeiten des Weibes anderer Natur seyn, als die des Mannes? Gewiß nicht! Nur im Körper und den sehr verschiedenen Functionen, zu denen er hier als männlicher, dort als weiblicher Diener der menschlichen Psyche bestimmt ist, liegt der Grund der Charakterverschiedenheit. Rec. sieht daher gar nicht ab, wie man die physische Differenz, wenn von Verschiedenheit des Geschlechtscharakters die Rede ist, übergehen kann, da sie das Fundament derselben ist. Mit Vergnügen hat er übrigens die Schilderung dieser Charakterverschiedenheit beider Geschlechter gelesen, wie sie Hr. S. in diesem Briefe wahr und gewandt aufstellt.

Im 4ten Briefe übernimmt der Vf. zuerst die Beantwortung zweyer Einwürfe, ehe er zur Anwendung der Charakterverschiedenheit auf die Erziehung übergeht. Der eine betrifft die angeführte Herrschsucht des Weibes, die mit dem angegebenen Charakter desselben nicht übereinstimme; der andere die Charakterverschiedenheit des Geschlechts, in sofern sie auf die Erziehungsmaßregeln Einfluß erhalten soll. Er ist in den Fragen enthalten: Kann man dieser Verschiedenheit, da sie eine bloße Einseitigkeit ist, gestatten, auf die Erziehung einzuwirken? Soll die Erziehung zum Manne und Weibe, und nicht vielmehr zum Menschen bilden? Es ist genug, diese Nebendinge hier nur zu berühren.

Wir gehn daher gleich zur Hauptsache selbst über, nämlich zu der Verschiedenheit, die der Vf. in Hinsicht auf Geschlechtsverschiedenheit in der Erziehung statuirt. Er spricht sie im Allgemeinen durch die beiden Sätze aus: 1) *Die Erziehung des Knaben muß mehr positiv, die der Mädchen mehr negativ seyn.* 2) *Beym Knaben muß mehr auf die Ausbildung der Kraft, beym Mädchen mehr auf die des Gefühls gewirkt werden.* Die Erläuterungen, die der Vf. hierüber giebt, sind befriedigend und mit richtigen psychologischen Bemerkungen durchwebt, die es an den Tag legen, daß er als ein scharfsichtiger Beobachter der Jugend, und von Erfahrung unterstützt, schrieb.

Im 5ten Briefe geht er zur praktischen Erziehung über, und wendet obige Sätze zuerst auf die *intellectuelle* Bildung an. Das Resultat gewährt nichts Neues, es stimmt ganz mit dem Unterrichtswesen überein, wie es *einsichtsvolle* Erzieher für die männliche und weibliche Jugend anzuordnen pflegen. Anordnungen, wie diese: „*Der Unterricht des Knaben soll ausgedehnter (? umfassender) seyn als etc.*“ „*Der Knabe soll ernstlicher, gründlicher und anhaltender unterrichtet werden als etc.*“ finden anjetzt im Unterrichtswesen fast allgemein Statt, obgleich gegen die letztere Manches zu erinnern seyn dürfte, was Rec. unterdrückt, um nicht zu weitläufig zu werden. Finden ja die Anordner des Unterrichts hier etwas Relativ-Neues: so mögen es wohl die seyn, welche dem Unterricht der Mädchen privatim oder in den sogenannten Töchterschulen zu weitumfassende Grenzen geben. Sie mögen die wohlmeinende Beschränkung des Vfs. beherzigen, da, wo sie nach der Meinung des Rec. nicht zu eng wird. Hier ins Einzelne zu gehn, erlaubt der Raum nicht. Im Allgemeinen findet Rec. hier Manches in der Darstellung, was er nicht billigen kann. So z. B. giebt er zu, daß die natürliche Bestimmung des Mädchens die ist, Gattin, Mutter und Führerin des Hauswesens zu seyn; aber es kann doch keineswegs gesagt werden, daß der Unterricht desselben im Schreiben, Lesen und den wissenschaftlichen Kenntnissen gerade nicht *nothwendig*, sondern nur angenehm und nützlich zu nennen sey. Wir glauben gern, daß dem vernünftigen Manne der würdige Charakter einer Hausmutter als Basis des häuslichen Glücks erscheine: allein nur vor hundert oder zweyhundert Jahren, als die wissenschaftliche Bildung der Männer, selbst der höchsten Stände, kaum merklich war, nur damals war man mit einer bloßen Hausfrau, nach altem Ausdruck mit einer *ehelichen Wirthin*, die weder schreiben noch lesen konnte, schon zufrieden; allein jetzt, wo der Mann in der Bildung so bedeutend fortgeschritten ist, kann und darf die Bildung der Frau nicht so stark zurückstehn, und es läßt sich wohl mit Recht sagen, ihre Bildung durch Wissenschaft, allenfalls auch durch Kunst, sey *nothwendig*, weil sie dem Gatten, *versteht sich nach Maßgabe des Standes im Staate*, weniger oder mehr *nothwendiges* Be-

dürfnis ist, als in einzelnen Fällen selbst die Führung der Wirthschaft. Im Grunde mag der Vf. derselben Meinung seyn, nur hat er sie zu allgemein aufgestellt; und diels war gerade nicht nöthig, um zu beweisen, das man es nicht darauf anlegen müsse, weibliche Wesen zu Gelehrten und Virtuosen zu machen. Eben so wenig ist Rec. mit dem Vf. einverstanden, wenn er den Rath giebt, das Mädchen zwar Manches lernen zu lassen, was zur weiblichen Bestimmung nicht durchaus nothwendig sey, aber Sorge zu tragen, das es dem Nothwendigen keinen Eintrag thue, welches dadurch zu erreichen sey, wenn man diesen Unterricht immer nur als *Nebensache* behandle. Hiezu möchte Rec. nicht rathen; denn es giebt für das weibliche Kind einen langen Zeitraum bis zum 14ten Jahre, in welchem die *geistige* Bildung, je nach dem Stande des Kindes mehr oder weniger, die Hauptsache, und die *wirthschaftliche* die Nebensache seyn muß, weil zu wirthschaftlichem Gebrauche die Körperkräfte noch zu gering sind. Sie heben in den früheren Jahren der Kindheit mit einem Minus an, das im Laufe der Zeit zum Plus, und im 14ten Jahre schon bedeutend wird. Was kann natürlicher seyn, bis dahin die geistige Bildung vorwalten zu lassen; alle Zeit, die der Unterricht übrig läßt, und deren ist ja genug, auf thätiges Anregen der jugendlichen Kräfte im Hauswesen, das hier an sich noch Nebensache ist, *ohne dafür erklärt zu seyn*, zu verwenden, und dieses Anregen von Jahr zu Jahr, so wie die Kräfte zunehmen, zu steigern? Thut man diels nicht, erklärt man die geistige Bildung nur für Nebensache — was sie keinem menschlichen Wesen seyn kann —, ist dabey die Mutter selbst ein Beyspiel von weniger Bildung: so wird überall der Unterricht schlecht gedeihen, und die Töchter werden in der geistigen Bildung zurückbleiben. Ist mit dem 14ten Jahre die Schulbildung nicht mehr so recht an ihrem Orte: dann trete die wirthschaftliche als Hauptsache ein. Es versteht sich von selbst, das der Stand des Mädchens eigene Modificationen nöthig macht. Diels ist die Überzeugung des Rec. Überdiels hätte der Vf. noch bedenken sollen, das sein im Allgemeinen gegebener Rath, die geistige Bildung immer nur als *Nebensache* zu betrachten, schon darum nicht im Allgemeinen zu geben sey, weil die Individualität sich ihm entgegensetzt. Man ist in Gefahr, eine Trivialität vorzubringen, wenn man sagt, das dieses Mädchen, vermöge seiner geistigen Anlagen, geistige Beschäftigungen vorzugsweise liebt, das in seinem Geiste mehr männlicher Stoff liegt, das ihm das Hauswesen weniger ansteht, als die Sphäre des Wissens. Bey diesem Subjecte könnte des Vfs. Regel, ihm die wissenschaftliche Bildung — wenigstens wenn es Noth thäte — als Nebensache vorzustellen, am rechten Orte seyn. Dagegen ist ein anderes Subject entgegengesetzter Art. Es liegt der Wirthschaft aus Lust ob, aber nicht der wissenschaftlichen Ausbildung. Soll man sie auch diesem letzteren als Nebensache vorstellen? — Gewiss nicht.

Folglich ist des Vfs. Regel falsch, weil sie zu allgemein ist. Weiterhin kommt der Vf. noch ausdrücklich auf den Unterricht in fremden Sprachen. Er verwirft ihn durchaus und unbedingt für Mädchen. Rec. glaubt zwar, es könne Ausnahmen geben, aber gewis beruhend die meisten derselben nur auf Einbildung; man könne das Erlernen irgend einer der neueren Modersprachen, als geistige Übung betrachtet, den Mädchen gebildeter Stände für heilsam und nothwendig achten; aber wenn in unseren sogenannten Töchterlschulen die Mädchen des Bürgerstandes förmlich im Französischen unterrichtet werden, und für dieses wohl gar mehr Lehrstunden, als für die Muttersprache, haben: so erklärt er diels unverbolen für eine Modethorheit. Wahrlich, es steht noch sehr schlimm um die Einsicht der Directoren solcher Anstalten, wenn sie Thorheiten der Art begünstigen, oder schlimm um die Kraft ihres Charakters, wenn sie sich den Wünschen der Ältern hingeben, die eine Modethorheit verlangen, welche der Deutsche schon seit vielen Jahren an den Höfen lächerlich fand. „Möchten doch,“ fügt der Vf. seinen Aussprüchen hinzu, „unsere Mädchen und Frauen ihre Landessprache besser reden lernen.“ Ja wohl! und besser schreiben dazu. Den Beschluß dieses Briefs, der bisher den Stoff des Unterrichts betraf, widmet der Vf. der Methode. Man kann ihm zugeben, was er im Allgemeinen sagt, das der Unterricht des Knaben ernstlicher, gründlicher, anstrengender, als der des Mädchens seyn müsse; wenn er aber diesen Ausspruch zur Anwendung bringt, und z. B. in der Geographie für das Mädchen nicht allein die mathematische Theilung des Erdkörpers, sondern sogar auch die Form desselben unerörtert lassen will u. dgl.: so ist diels zu weit gegangen, weil eben dadurch auf die Totalvorstellung Verzicht geleistet werden muß, von welcher dem Mädchen gerade nichts erlassen werden kann, da ihm vom Einzelnen so vieles ganz entbehrlich ist.

Im 6ten Briefe spricht der Vf. über die sitliche und religiöse Bildung des einen und anderen Geschlechts und der dabey obwaltenden Verschiedenheit. Alles, was er hier über die sitliche Bildung mit Würde und Klarheit vorbringt, hat Rec. mit Vergnügen gelesen, und der vielen nützlichen Winke wegen, die der Vf. als ein praktischer und einsichtsvoller Erzieher hiebey giebt, empfiehlt er besonders diesen Brief den Müttern. Weit weniger hat ihm gefallen, was hier über die religiöse Bildung und deren Verschiedenheit gesagt wird. Wenn die geistige Bildung des weiblichen Menschen von der des männlichen abweichend gefunden wird: so liegt der Grund in irdischen Verhältnissen. Allein zu diels gehört nicht das Verhältnis zur Gottheit; Mann und Weib verlieren vor dieser ihr Geschlecht, und fließen in ein gleichartiges Wesen, nämlich in den Menschen zusammen. Sowohl dem einen als dem anderen menschlichen Wesen ist es eigen, die Religion im Herzen zu haben und darüber zu *denken*, in sofern das Denken sein individuelles Bedürf-

niss ist. Sonderbar scheint er ihm die Regel zu geben, das weibliche Wesen von dem Denken, hier Grübeln genannt, über diesen Gegenstand zurück zu halten. Und wie sollte das wohl zu machen seyn? Gäbe es wohl ein anderes Mittel, diefs zu bewerkstelligen, als überhaupt den weiblichen Kopf vom Denken abzuhalten? und wiederum ein anderes Mittel, dieses Abhalten zu bewirken, als ihm geistige Bildung überhaupt zu versagen?

Im 7ten Briefe schlägt der Vf. das Empfindliche nieder, das diese oder jene Leserin aus dem Bishe- rigen angezogen haben könnte. Er sucht zu zeigen, daß seine Theorie dem Anspruche des Weibes auf höhere Bildung — er bezeichnet diese näher durch die Benennung *hoher und schöner Weiblichkeit* — nicht entgegen sey. Nach unserer Meinung hätte er gar nicht nöthig gehabt, den Beweis zu führen, daß sein Erziehungsplan die hohe Weiblichkeit nicht ausschliesse. Er hätte behaupten können, daß derjenige weibliche Charakter — wir reden nicht von bloßen, declamirenden Zierpuppen, — der mit Thatkraft zum Erhabenen hinüber zieht, immer ein *ausserordentlicher* bleibe, und eben darum aus der Sphäre des Weibes heraustrete. Es hat nichts gemein mit dem bloßen Affect, der mit der Macht des

Instincts selbst die Mutter roheren Gepräges in die Fluth treibt, um ihr Kind zu retten; er ist außerordentlich, und daher nicht Sache der Erziehung, weder bey Knaben noch Mädchen. Eigen wäre doch immer die Frage, ob dieser oder jener Erziehungsplan den erhabenen Charakter einer Charlotte Corday fördern oder hindern könne? Sollten sie aber ja Pädagogen — die sich oft etwas viel zutrauen — aufwerfen: so dürfte man ihnen mit Recht zurufen: Überlastet solche Charaktere der Erziehung des Himmels. Sendet der einen besonderen Genius in das Gemüth: so wird er sich nicht ungezeigt lassen; ihr aber würdet im Grunde nur Zierpuppen hervorbringen, wenn ihr ihn fördern, und nichts ausrichten, wenn ihr ihn hindern wolltet.

Rec. hat die Schrift mit Vergnügen gelesen. Es läßt sich nicht sagen, daß sie gerade Neues enthielte; aber sie sagt in einem gebildeten, reinen, angenehmen und sehr klaren Vortrage dennoch recat viel, was Ältern, besonders Müttern, interessant, vorzüglich aber denen nützlich ist, welche die Erziehung der Töchter über die Schranken hinaus zu treiben geneigt sind. Mit gutem Gewissen kann sie Rec. daher empfehlen.

yn.

K U R Z E A N Z E I G E N.

JUGENDSCHRIFTEN. Salzburg b. Mayr: *Nützlicher Unterricht in kürzeren und längeren Vorschriften, welche der deutschen Schuljugend zum Abschreiben vorgelegt, oder bey orthographischen Übungen in die Feder dictirt werden können.* Bearbeitet von Aloys Maier, Lehrer an der deutschen Hauptschule zu Salzburg. 1809. 393 S. 8. (1 Thlr.) Man kann einer guten Sache keinen größeren Nachtheil zufügen, als wenn man sie auf eine übertriebene Weise lobt. Hr. M. glaubt, es nicht erst mit vielen Worten beweisen zu müssen, daß gute Vorschriften ein mächtiges Hülfsmittel zur moralischen Bildung der Jugend seyen, weil das schon viele wackere Männer vor ihm gethan, denen er die Schuhriemen aufzulösen nicht würdig sey. Daß man durch gute, zweckmäßig eingerichtete Vorschriften Kindern allerley nützliche Kenntnisse beybringen; und sie auf verschiedene Gegenstände aufmerksam machen könne, ist nicht in Abrede zu stellen; aber auf das, was eigentlich unter moralischer Bildung verstanden wird, können sie, als Vorschriften wenigstens, keinen bedeutenden Einfluß haben. Denn daß, wie hier der größte Theil, solche Vorschriften moralischen Inhalts sind, thut sehr wenig zur Sache; ja das beständige Abschreiben solcher Sittenregeln muß zuletzt alle Aufmerksamkeit und Theilnahme an denselben in dem jugendlichen Gemüthe ersticken. Der letzte von den 59 Abschnitten, in welche das Ganze getheilt ist, enthält lehrreiche Sätze aus und nach den Evangelien, die in Schulen gelesen werden. Es sollen durch dieselben der Jugend die nützlichsten Stellen eines Evangeliums, gleichsam *in nuce*, vors Auge gerückt werden; und der Vf. versichert, bey seinen Schülern sich dieses moralischen Hebels schon lange mit Nutzen bedient zu haben. Wir zweifeln nicht daran, glauben aber, daß ein paar Worte von Mund aus ungleich tiefer ins Herz dringen müßten, als ein paar Seiten Geschriebenes. Übrigens ist das Einzelne, woraus diese Sammlung besteht, nicht ohne Werth; auch die Sammlung selbst nicht, sobald man sie nicht als Materialien zu Vorschrif-

ten ansieht. Unter den lehrreichen Sätzen über die Evangelien stößt man auf einige Wiederholungen, die wohl hätten vermieden werden können, und auf einige andere Nachlässigkeiten. Am Palmsonntage wird Folgendes zu schreiben gegeben. „Jesus war kein irdischer König — er wollte nur durch seine Lehre die Herzen der Menschen beherrschen. Er reitet, nach damaliger Zeitfitt, auf einer Eselin, und hatte kein Gefallen an der Stärke des Rosses. Langsam hielt er, dessen Reich nicht von dieser Welt war, seinen Einzug zur Stadt, wo eine große Anzahl Verehrer ihm huldigte. Laut war nur sein Gefolge — er war durchaus still. Wie sein Inneres, so war auch sein Äußeres.“ — Besonders gut gewählt sind die zahlreich eingefestreuten Verse.

Dresden, b. Arnold: *Bibliothèque des Adolescents et Adolescentes*, ouvrage destiné à servir de suite à la Bibliothèque pour les Enfants, et à compléter un cours de lecture françoise etc. par J. A. Brunel, premier maître de langue à l'Ecole royale militaire de jeunes Gentilshommes de Saxe. 1810. X u. 116 S. 8. (12 gr.) Eine Sammlung von vielen Anekdoten und kleinen Erzählungen aus der älteren und neueren Zeit, untermischt mit Dialogen, Fabeln, kurzen Briefen, moralischen Aufsätzen und allegorischen Dichtungen. Das Ganze zeugt von einer verständigen Wahl und einem richtigen Geschmacke. Nichts ist aufgenommen, was dem Gemüthe der Jugend schädliche Begriffe zuführen und die Reinheit ihres Herzens verderben könnte. Sonderbar ist die Eintheilung jedes Numéros in *Lecture*, *Explication* und *Narration*, da meistens immer nur erzählt wird. Einige Anekdoten sind recht witzig und lehrreich. Da das Buch eng gedruckt ist: so ist Vorrath auf eine ziemlich lange Zeit für junge Leute darin, die, zur Begründung ihrer Kenntnisse im Französischen, ein nützliches Lesebuch haben müssen. Dvl.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 27 FEBRUAR, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comptoir:
*Conversations - Lexikon oder kurzgefasstes
 Handwörterbuch für die in der gesellschaftli-
 chen Unterhaltung aus den Wissenschaften
 und Künsten vorkommenden Gegenstände mit
 beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der
 älteren und neueren Zeit.* In sechs Bänden.
 Erster Band. 400 S. Zweyter Band. 460 S. Drit-
 ter Band. 512 S. Vierter Band. 379 S. Fünfter
 Band. 477 S. Sechster Band. 497 S. 1809. 8.
 (8 Rthlr., gebunden 9 Rthlr. 12 gr.)

Von einem Conversations-Lexikon erwartet man, zwar nicht ausführliche, doch hinreichende Auskunft über die merkwürdigen Menschen, und die Gegenstände der Natur, Kunst und Wissenschaft, die gerade in der Zeit, worin man lebt, Aufsehen machen, und Ausichten in die nächste Zukunft geben. Man will sich aus einem solchen Buche über das Neueste belehren; man will die in allerley öffentlichen Blättern verschiedener Art zerstreuten Nachrichten gesammelt, und zu einem nothdürftigen Ganzen verbunden, vor sich haben. Man will verstehen, wovon in guten Gesellschaften die Rede ist; man will sein Wort mit dazu geben. Hat man etwas Unbekanntes gehört, worin man Irrthümer vermuthet: so will man in dem Buche darüber nachschlagen, und sich auf die Richtigkeit der Angaben in demselben verlassen können. Eine Schatzkammer des menschlichen Wissens kann ein solches Buch nicht seyn. Die eigentlichen gelehrten Kenntnisse, die Wissenschaften, mit denen sich die akademischen Facultäten beschäftigen, sind demselben fremd. Wenn ein Gegenstand dieser Art in einer gemischten Gesellschaft auf die Bahn gebracht wird: so mag ein darin befindlicher Gelehrter vom Fache so viel Nachricht erteilen, als Ort und Zeit erlauben; oder man breche die Frage ab, die gewöhnlich dem größten Theil der Versammlung schlechte Unterhaltung gewährt. Wenn man diese Ausnahme nicht machen wollte, unter dem Vorwande, daß doch gelegentlich in mancher Gesellschaft von Religionsachen, Rechtsbänden, Krankenbehandlung, von historischen, geographischen, mathematischen, philosophischen, philologischen Dingen gesprochen werden könnte: so würde man ein encyclopädisches Wörterbuch verlangen, worin alles Gedenkbare enthalten wäre. Wer nicht weisse,
J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

wer Moses oder Karl der Große gewesen ist, wo die Tartarey liegt, wie sich ein Quadrat von einem Cirkel unterscheidet: der lasse sich von kundigen Leuten belehren, nur nicht in seiner Gesellschaft, nicht aus einem Wörterbuche. Es läßt sich freylich nicht genau angeben, welche Artikel eigentlich in ein Conversations-Lexikon gehören, und welche andere ganz davon ausgeschlossen werden müssen. Jedes Buch dieser Art wird Lücken haben, wenn man es nur einige Monate nach dessen Herausgabe brauchen will. Der Vf. des vorliegenden führt in der Vorrede *Merci* Forderung an jede Schrift an, nach welcher man sogleich erkennen solle, in welchem Jahre sie geschrieben sey, und macht sie bey seinem Werke besonders geltend. Nun, so sollte man in einem Conversations-Lexikon von 1809 die Artikel: *Mondstaine, Napoleon, Parlementair*, nicht vergeblich suchen, wenn man auch auf die *Farbenlehre*, von welcher jetzt in Gesellschaften häufig die Rede ist, Verzicht thun kann. Rec. war unangenehm überrascht, als er jene drey Artikel aufschlug, und nichts fand. Er suchte *Bonaparte*, sogar *Buonaparte*; nicht einmal der Name war an seiner Stelle. Diese Leere wies ihn zurecht, und mußte ihn auf den Gedanken bringen, daß das Titelblatt neu gedruckt, und um ein altes Buch geschlagen wäre. Bey näherer Untersuchung fand es sich, daß wenigstens der *erste* Band nicht später, als im J. 1796 geschrieben seyn könne.

Er enthält die Buchstaben A bis E, und macht sich kenntlich durch eine überflüssige Anzahl Notizen aus dem früheren Zustande der französischen Revolution. So wird S. 99 erinnert, daß es bekannter Maaßen die *Ausschüsse* (*les Comités*) sind; durch welche jetzt in Frankreich die Verwaltung der Regierungsgeschäfte geschehe. Unter *Barrère* wird gemeldet, daß er, *den neuesten Nachrichten zu Folge*, aus seinem Gefängnisse entschlüpf sey. Lauter alte Dinge, die man in einem Conv. Lex. nicht auffucht. Wir würden diesen und einige folgende Theile in dieser A. L. Z. nicht erwähnen, wenn wir nicht um der letzteren Theile willen auch von den ersteren unsere Meinung sagen müßten. Übrigens ist der größte Theil der vorkommenden Artikel historischen, geographischen, politischen, mythologischen und musikalischen Inhalts. Die Auswahl derselben ist nach keinem festen Plane geordnet; der Vf. scheint aufgenommen zu haben, was ihm eben in den Wurf kam, was er in anderen Werken der Art vorfand, und wovon er nach seinen literarischen

Kräften etwas Belehrendes zu sagen wußte. An Belesenheit und eigenem Urtheil fehlt es ihm nicht; aber er witzelt gern, und weiß den Ernst des Lexikographen nicht zu behaupten. Man sieht es dem ganzen Buche an, daß es Fabrikarbeit ist. Der Vf. ist meistens geschwätzig und langschweifig, weil er sich nicht die Zeit nahm, kurz und gedrängt zu schreiben. Es ist kein Artikel da, welchen wir unbedingt loben könnten, es möchte höchstens der über die *Dechiffirkunst* seyn. Um den Lesern, denen das Neueste nicht eben das Wichtigste ist, einen Begriff zu machen, wie weit sich die lexikographische Übersicht des Vfs. erstreckt, zeichnen wir die musikalischen Artikel aus A — C aus. Diese sind: Abel, Accord, Adagio, Allegretto, Allegro, Allemande, Alt, Andre, Anfosfi, Angloise, Arie, Ariette, Arioso, Bach (Joh. Sebastian, Wilh. Friedemann, Karl Phil. Emanuel, Joh. Christ. Friedrich, Joh. Christian), Bafs, Bassehorn, Georg und Franz Benda, Befozzi, Minna Brandes, L. Aug. le Brun, Bixi, Cadenz, Cäcilia, Bartolom. Campagnuoli, Canon, Cantate, Caprice, Carmagnole, Chaconne, Cimarosa, Cither, Clarinette, Clavis, Clementi, Coloratur, Concialini, Contrapunct, Wilh. Cramer, Will. Crotch und Cymbel. Historische in dem sehr reichen Buchstaben C sind: C. J. Caesar, Cagliostro, Jean Calas, Caligula, Calonne, Calvin, Cambon, Jenny Cameron, M. Fur. Camillus, Bianca Capello, Caracalla, Cardano, Carl der Grosse, Kaiser Carl der Fünfte, Carl der Neunte, unter Bluthochzeit, Carl I u. II von England, Carl XII von Schweden, Kaiser Carl VI, Don Carlos, Carnot, Caroline Mathilde unter Struensee, Carra, Annibal Carraccio, Carrier, Cartes unter Descartes, Cartouche, Casanova, Cassius unter Cäsar, L. B. Castell, Catharina von Medicis, Catilina, Cato, Catullus, Cazotte, Celfus, J. A. Cerutti, Cervantes, Chabot, die Marquise du Chatelet, Chaumette, Chesterfield, Choiseul, die Chouans, Christine von Schweden, Cicero, Cignani, Cimon, L. Q. Cincinnatus, Claviere, Clemens XIV, Cleopatra, Clitus, Lord Clive, Anacharis Cloots, Codrus, Colbert, Coligni, Collot d'Herbois, Chr. Columbo, Prinz von Condé, Condorcet, Confucius unter China, Conradin von Schwaben, Kaiser Constantin I, Cook, Copernicus, Charl. Corday, die Cordeliers, Coriolanus, Pet. und Thom. Corneille, Cornelia, die Mutter der Gracchen, Cornelius Nepos, Corregio, Cortes, Conthon, beide Crebillon, Crösus, Oliver Cromwell, M. Ann. Curius Dentatus, M. und Q. Curtius, Custine und Cyrus. Welch eine Menge Funken des Augenblicks unter Sternen der Unsterblichkeit! Besonders blafs nehmen sich die Revolutionsmänner aus. Das Verzeichniß der geographischen Artikel entlehnen wir aus D und E. Hier stehen: Dänemark, Danzig, die Dardanellen, Delphi, die Demarcationslinie, die Departements von Frankreich, deren nach dem Vf. 89 seyn sollen, Dessau, Deutschland (ein schändlich magerer Artikel, in welchem unter anderen, nach *Jerusalem*, behauptet

wird, daß wir die Erweckung und Verbreitung des guten Geschmacks in der Literatur den französischen Refugiés zu danken haben), Dodona, St. Domingo, die Donau, Dover, Dresden, Driburg, Dünkirchen, Düsseldorf, Eger, Egypten, Ehrenbreitstein unter Coblenz, Eifenach, Eisleben, der Elfsaß, England unter Großbritannien, Erfurt, noch unter Kurmainz stehend, Erlangen, das Escorial, und die Eskimos. Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle Unrichtigkeiten, Übereilungen und schlecht geschriebenen Perioden des Vfs. anführen und rügen wollten. So heist es von dem frühreifen Barater: „Sein Vater fing schon in seinem zweyten Jahre die französische Sprache mit ihm an, in der er geboren war.“ In einer Sprache geboren! Bafedow soll 1623 geboren, und 1780 gestorben seyn! Keins von beiden. Beaumarchais wird mit seinem Geschlechtsnamen Baron statt Caron genannt. Dieser ganze Artikel ist äußerst roh gearbeitet, wie die meisten in Bezug auf die Revolution, die aus parteyischen Originalen abgeschrieben sind. Die Einwohner von Bötien nennt der Vf. *fabelhaft*. Katharina von Boren soll 1752 gestorben seyn. Die pariser Boulevards *wimmeln* von Menschen, *Gebäuden* u. s. w. Von der Miß Burney wird erzählt, sie hätte einen Platz am Hofe unter den Kammerfrauen der Königin erhalten, ihn aber vielleicht deswegen aufgegeben, „weil sie ohne Zweifel die Unangemessenheit eines Postens für sich fühlte, dessen Hauptgegenstand Kleider, Coeffuren und Bänder sind.“ Aus Buxtehude liefert der Vf. die Nachricht, daß daselbst gute *Schmiede* sind. Ein Spafsvogel hat ihm einen Bauernwitz für Wahrheit aufgebunden. Karls des Fünften Hofmeister soll Alexander VI (er meint den Papst Hadrian) gewesen seyn. Das Wort *Cabale*, „dessen Sinn ein Jeder leider oft aus eigener Erfahrung kennt,“ soll von dem berühmten englischen Ministerium unter Karl II den Namen haben, und Hume das behaupten. Das wird Hume wohl nicht gethan haben. Das Wort ist viel älter. Unter Carrier wird eins Ferron erwähnt, welches der bekannte Freron seyn muß. Noch sind die Chouans hier nicht ausgerottet; die Tapferkeit des Generals Hoche macht erst Hoffnung dazu. Muster eines schlechten Stils sind besonders die Artikel Corday und Damiens.

Der zweyte Band geht von F bis L, und ist im Jahre 1797 geschrieben; er ist im Werthe dem ersten gleich, und zeichnet sich durch mehrere kurze Biographien berühmter deutscher Männer aus, über welche der Vf. nach seiner Laune richtet. S. 112 wird angeführt, daß unter Anderen, die mit dem streitsüchtigen J. M. Goetze in Zwiespalt kamen, auch Goethe wegen „Werthers Leiden“ mit ihm eine Lanze gebrochen habe. Dies ist, unseres Wissens, nie geschehen. G's. historische und kritische Schriften sollen alle Achtung verdienen. La Fayette sitzt noch immer in Ollmütz. Bode's Übersetzung von Fieldings „Tom Jones“ wird musterhaft genannt; sie ist nichts weniger. Unter Foote wird seiner „Le-

ctures on heads“, die ihn in England am berühmtesten gemacht haben, nicht gedacht. Georg Forster ist da, Joh. Reinhold fehlt. Von dem deutschen Fürstenbunde wünscht der Vf., daß er immer seine Rechte behaupten, und nicht etwa einmal dem Rechte des Stärkeren aufgeopfert werden möge. Ein so schwaches Bündniß! Gottsched soll den guten Geschmack zu beleben gewußt haben. Über den Werth der englischen Banknoten wird Tom Payne angeführt, der denselben zu 60 Mill. Pf. Sterl. bestimmt. Mariane Kirchgessner ist im Dec. 1808 in der Schweiz gestorben. Nicolai soll durch das Ehrengedächtniß, das er seinem Freunde Kleist schrieb, das erste Beyspiel einer guten deutschen Biographie geschrieben haben. Weitläufig sind die Artikel: Klotz, Kosciusko, Lacedämon u. a. behandelt. *Kupferstecherkunst* ist belehrend; auch *Leibeigenschaft*. Über Leipzig schwatzt der Vf. bloß. Nach S. 388 soll Leopold II im J. 1790 Toskana seinem zweyten Prinzen Joseph überlassen haben. Der jetzige Großherzog von Würzburg heißt Ferdinand. Unter Lotterie wird, nach Büsch, an der unrechten Stelle morahisirt. Ludwig XIV, XV und XVI sind lange Artikel. Über den Letzteren besonders wird mehr geurtheilt, als berichtet. Von Marien Antoinetten, die dabey vorkommt, erfährt man nicht einmal, aus welchem Hause sie gewesen sey. Der Abfasser eines Lexikons muß sich seine Leser als unwissend vorstellen. Unter Lulli steht folgende artige Anekdote. Er war krank. „Als er seine Krankheit sich verschlimmern sah, schickte er nach seinem Beichtvater, der ihm unter keiner anderen Bedingung Absolution ertheilen wollte, als daß er wenigstens seine neusten für die Oper gesetzten Arbeiten ins Feuer wüfse. Lulli bedachte sich ein wenig, zeigte dann mit dem Finger auf ein Behältniß, wo die Stimmen seiner neuesten Oper *Achilles und Polyxena* lagen, ließ sich dieselben bringen, und sie vor den Augen des Beichtvaters verbrennen. Einer von den Prinzen, der ihn besuchte, machte ihm Vorwürfe darüber. Ach, still, mein Prinz, antwortete Lulli, der sich ein wenig zu erholen anfang, ich wußte wohl, was ich that — dort liegt noch die Partitur davon.“ Am Ende des zweyten Bandes finden sich einige *Interims-Nachträge*, unter denen die Artikel *St. Domingo* und *Genus* die erheblichsten sind.

Im dritten Bande werden die Artikel allmählich ausführlicher; er muß etwa um d. J. 1799 oder 1800 fertig geworden seyn. Es kommen manche Ereignisse aus d. J. 1798 u. 1799 darin vor; z. B. daß Marmontel den 30 Jan. 1798 gefangen genommen, Montesquieu zu Paris den 28 Dec. 1798, und Oser den 18 März 1799 zu Leipzig gestorben sey. Er umfaßt die Buchstaben M bis Q, und enthält, wenige, meistens kurze Artikel, abgerechnet, viele Biographien aus dem Alterthum und der neueren Zeit, geographische, mythologische und artistische Belehrungen. *Bianca Capello*, die schon im ersten Bande ihr Recht erhalten hatte, wird hier unter M als

Gemahlin des Großherzogs Franz II v. Medici viel weitläufiger wieder aufgeführt. Hie und da sind lange Anmerkungen dem Texte untergefügt. Z. B. unter Nero, wo der Vf. meint, es könne nicht streng erwiesen werden, daß er Rom habe anzünden lassen. Ziemlich befriedigend ist der Aufsatz über die französischen Mandaten. Die Erzählung von dem Manne mit der eisernen Maske ist gewiß nicht erdichtet. Sehr breit ist der Artikel Elis. Mara, wie viele andere ähnliche Berichte von Sängern, Virtuosen und Componisten. Marat war ein Teufel, aber 300,000 Köpfe hat er doch nicht abschlagen wollen. 20,000 Köpfe, soll er gesagt haben, wären nichts gegen ein System. Marius soll im Aufseren und im ganzen Charakter auffallende Ähnlichkeit mit Danton gehabt haben. Aber D. war ein lustiger Bruder, das war M. nicht. Matador (lat. *matador*) ist derjenige, der im Stierkampfe dem lange gequälten Thiere den letzten Stofs giebt. Der Ausdruck im Hombrespel ist weit älter, als die von den Barcelonern wider Philipp V errichtete Compagnie Freywilliger. Nach S. 130 haben die Methodisten in England wenig Glück gemacht. Es sind dieser Secte viele Tausende in allen Theilen des Reichs zugethan. Der jüngere Mirabeau war nicht ein Bruder, sondern ein Vetter des Grafen M., dessen Schilderung eben nicht mißgerathen ist. Dasselbe kann man von dem Artikel Nationalversammlung und Necker sagen; dürftig dagegen ist Navigationsacte. Befriedigend ist Negerhandel. Die Niederlande sind weitläufig behandelt, auch Nordamerika, Nunciaturstreitigkeiten und Oper. Der Herzog Regent von Orleans soll ein eben so schlechter Mensch, als sein in unseren Tagen so berühmter Urenkel gewesen seyn. Er soll die Niederträchtigkeit begangen haben, viele Glieder der königlichen Familie durch Gift aus dem Wege zu räumen. Nichts ist unerwiesener als dieses. Der kränkliche Ludwig XV, den er am leichtesten hätte hinopfern können, blieb leben, und Phil. v. O. sorgte für seine Gesundheit. Der Vf. schreibt oft allzu leichtgläubig nach. Unter *Ostindien* findet man eine ziemlich ausführliche Beschreibung von Hindostan. Bey Gelegenheit der *Päpstin Johanne* wird Leo der Vierte zweymal mit dem, wenigstens durch die Reformation, so bekannten Leo dem Zehnten verwechselt. Daß bey den Römern die *Penaten* ganz einerley mit den Laren gewesen, wie der Vf. behauptet, ist nicht ausgemacht. Der S. 386 als Beyspiel angeführte Pentameter ist keiner. Unter Politik wird Schlözers launige Erklärung hergestellt: sie sey „die Kunst, die Menschen *par force* glücklich zu machen.“ Pombal ist ein langer Artikel. Nicht jedes Prisma ist durchsichtig, wie S. 494 gelehrt wird.

Zwischen diesem und dem vierten Bande, den der Buchstabe R allein ausfüllt, scheint der Vf. sich Zeit gelassen zu haben. Er kann nicht vor dem Jahr 1803 herausgekommen seyn. Denn S. 249 wird des Friedens zu Amiens v. 27 März 1802 gedacht. In diesem Bande erheben sich die Aufsätze schon zu

kleinen Abhandlungen, die, in Absicht auf ihre Länge, nicht mehr in Verhältniß mit denen der vorigen Bände stehen. Zum Besten wißgieriger Leser wollen wir dergleichen Artikel doch nennen. Es sind folgende: Racen der Menschen und Thiere, Raftadt (Congress), Ermordung der französischen Gefandten), Ravallac, Refraction der Lichtstrahlen, Réfugiés, Regalien, Regen (Regenbogen, Regennmesser), Reichsarmee — Reichsverweser, Religion (Religionsfriede, Religionsgeschichte), Renten (Leibrenten), Retz, Reuchlin, Revolution (von England, von Frankreich, Rev. Krieg, Rev. Tribunal, von Nordamerika, von Pohlen), Richelieu, Ritter, (Ritterorden, Ritterschaft, Ritterspiele u. s. w.), Robespierre, Römer (Monate, Zinszahl, römischer König, das alte römische Reich, das neue Rom), Roman, Romulus, J. J. Rousseau, Rubens, Rußland. Die Bearbeitung dieser und anderer Artikel läßt noch viel zu wünschen übrig. Wie sehr sich der Vf. befeilsige, gedehnt zu schreiben, davon wollen wir nur eine Stelle aus Rabelais auszeichnen. „Der Vater dieses berühmt gewordenen Satyrikers war, wie Einige wollen, ein Gastwirth; Andere behaupten, daß er ein Apotheker und Besitzer eines Meyerhofes gewesen sey. Man weiß also nicht mit Bestimmtheit das Geschäft anzugeben, das der Vater des Rabelais trieb u. s. w.“ Was kümmert uns des Vaters Geschäft? Den Sohn wollen wir kennen lernen. Unter *Religion* wird von Muhammed gesagt, es sey kein unglücklicher Einfall von ihm gewesen, drey Religionsysteme in eins zu schmelzen. Die Geschichte der Revolutionen ist gut erzählt; der Vf. bleibt in der neuesten beym Consulat stehen. Richelieu ist gut aufgefaßt.

Den fünften Band nimmt der Buchstab S ein (*Spanien* ist nachgeliefert, und fängt den sechsten Band an). Es findet sich eine Vorrede dazu, mit dem Datum 1806, die vorzüglich die Nachricht von der Erweiterung des bey den ersten Bänden befolgten Plans enthält, und über die den Lesern nothwendig merkbar gewordenen, durch die großen politischen Veränderungen entstandenen, Lücken *Nachträge* verspricht. Die Diction des Vfs. hat sich einigermaßen gebessert, aber der Weitſchweifigkeit kann er sich noch nicht enthalten. Wir führen die vornehmsten ausführlichen Artikel an. *Sachsen* (histo-

risch mehr als geographisch behandelt; *Sachsensche, sächsische Frist, Sachsenjahr, Sachsenspiegel, Savoyen, Schauspiel* (Geschichte des deutschen; Schauspielkunst), *Scherer, Schiller, Schlesien, Schleswig, Schottland, Ch. D. F. Schubart, Schweden, die Schweiz* (sehr lang), *Seculum* (Streit über den Anfang eines Jahrhunderts), *Septembertege* (*Septembriseurs zu Paris*), *Shakespeare, Sicard, der siebenjährige Krieg, die Republik der sieben Inseln, Sieyes, Joh. Sobieski, Spinosa, Stanislaus* (*Lessynski und Poniatowski*), *Steganographie, Stephan Bathori, Steuern, Stifte* (viel Specielles), *Struenſee, Stuart* (Geschichte des unglücklichen Hauses), *Sully, Suwarow, Swift*. Unter *Sadi* kommt ein *Marschall* von Aleppo vor; wahrscheinlich ein Hufschmied. Die Sängerin *Francesca Sandoni* soll schon 1799 zu Wien 24,000 Gulden jährlichen Gehalts gefodert haben. Das feurige Temperament der *Sappho* „verursachte ihr einen übeln Ruf, der selbst bis jetzt noch nicht ganz unterdrückt ist.“ Soll er es etwa noch werden? Der Artikel *Schilling* giebt eine gar zu dürftige Belehrung. Es giebt zwar, nach S. 139, in Schottland Bekenner von allen Religionen; die vorherrschende Partey machen aber die Presbyterianer aus. Unter Schweden wird der Inhalt der calmarſchen Union und Gustav Wasa's Geschichte mitgetheilt. „Es ist nimmer zu erwarten, prophezeiet der Vf., daß das holsteinische Haus, welches seit 1755 den schwedischen Thron besitzt, bey den gegenwärtigen Conjunctionen der Dinge dieses große Reich je wieder zu seiner vorigen Höhe bringen werde.“ Das Schändliche der Seelenverkäuferey ist in dem Aufsatze darüber nicht ganz aufgedeckt. Ein Segment ist nicht, wie hier steht, eine Linie, sondern die durch eine, nicht durch den Mittelpunkt eines Cirkels, von einem Punkte der Peripherie zu einem anderen gezogene Linie entstandene Fläche. Unter *Sicard* kommen auch der *Abbé de l'Epée* und *Camus* vor. Der siebenjährige Krieg wird ganz erzählt. Der räthselhaft gebliebene *Sieyes* soll zu einem Freunde über seine Abneigung zu öffentlichen Ämtern gesagt haben: Er wäre zwar ein gutes Cabrioletpferd, aber nicht geschickt, an einem Wagen zu ziehen. Die oben für vermisst gehaltenen Mondsteine kommen in diesem Bande als Steinregen vor.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. Altona, b. Hammerich: *Gedichtsammlung* (Gedichtsammlung), als Lese- und Gedächtnis-Übungen zu gebrauchen. Erstes Bändchen für kleinere Kinder. 1809. 74 S. Zweytes Bändchen als Lese-Gedächtnis- und Declamir-Übungen zu gebrauchen, für größere Kinder. 1809. 155 S. 8. (Beide Bändchen zusammen 16 Gr.)

Ungachtet die pädagogische Welt schon mehrere Sammlungen der Art besitzt: so wird obige dennoch vielen Käufern recht willkommen seyn, weil sie von kleinem Umfange und wohlfeil ist. Die Auswahl ist mit vieler Einsicht gemacht. Rec. möchte fast behaupten, daß wir noch keine

Sammlung besitzen, in welcher das, was dem frommen kindlichen Sinne gemäß und leichtverständlich ist, in einem so kleinen Raume beysammen zu finden wäre, als es hier im ersten Bändchen auf 74 Seiten gegeben ist. Kaum möchte man drey bis vier Gedichte finden, die über den Gesichtskreis der Kindheit hinausliegen. Das zweyte Bändchen ist für die erwachsenere Jugend berechnet, und man kann auch bey ihm mit der Auswahl zufrieden seyn. Das erste Bändchen enthält 83, das zweyte 75 Stücke nebst 10 Erzählungen und Romanzen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 F E B R U A R , 1 8 1 1 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Conversations - Lexikon oder kurzgefaßtes Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den Wissenschaften und Künsten vorkommenden Gegenstände, mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der älteren und neueren Zeit u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der sechste Band schließt das Werk. Er fängt mit dem langen Artikel *Spanien* an, worin Karl IV als gegenwärtiger König angegeben wird. Der Vf. meint die Bevölkerung des Landes sicher auf 10 Millionen setzen zu können, da man bey der allgemeinen Zählung i. J. 1757, wo die Geistlichen nicht mitgezählt wurden, 1,987,800 Familien gefunden habe. Die wichtigeren Artikel dieses Bandes sind: *Taback*, *Tanz*, *Tasso*, *Taubstumme*, *Telegraph*, *W. Tell*, *Tempelherren*, *Theben*, *Thee*, *Theodor von Corfica*, *Thomasius*, *Thomson*, *Thüringen* (Geschichte), *Tibet*, *Tippo Saib*, *Tragödie*, *Truppiſten*, *Trenk*, *Troja*, *Troubadours*, *Turenne*, *Tycho v. Brahe*, *Universitäten* (ihr Ursprung), *Utrechter Friede*, *Vendee*, *Vicarius* (wobey die deutschen Erzämter), *Virgilius*, *Völkerwanderung*, *Voigtland*, *Voltaire*, *Wallenstein*, *Waser* (der in Zürich enthauptete), *Washington*, *Whaabs* (die Wechabiten), *Wiclef*, *Wien* (Merkwürdigkeiten), *Winkelmann*, *Wrangel*, *Wurmser* (Thaten), *Ximenes*, *Zieten*, *Zinzendorf*, *Zweykampf*. Häufig wird auf die zu liefernden *Nachträge* verwiesen. „Zu Anfange des 17 Jahrhunderts wurde in Constantinopel jeder beym Rauchen ertappte *Türke* mit einer durch die Nase gestoßenen Pfeife in der Stadt herumgeführt.“ Die *Taktmesser* sind so selten nicht, als der Vf. meint. Von *Talleyrand* Perigord wäre weit mehr zu sagen gewesen. Nach S. 142 ist des Thom. v. Kempis Buch *de imitatione Christi* mehr als 1800 mal gedruckt worden. Warum soll denn *Tinte* oder *Teinte* ein altgothisches Wort seyn? Das lateinische *Tingere* (franz. *teindre*) liegt näher. Die *Toasts* der Engländer sind jetzt auch bey den Franzosen stark in Gebrauch, die das Wort in zwey Sylben *Toast* aussprechen. Der baselfche, nicht der lübeckſche *Todtentanz* ist erwähnt. Statt *Toilotte* als Ausstattung für Prinzessinnen braucht man lieber *Troufseau*. Der Ausdruck, *Ton* (Dehnung), dessen Wortſinn zu eingeschränkt erklärt ist, wird nicht nur in J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

der Musik und Malerey, sondern auch in anderen Künsten und Wissenschaften, z. B. der Medicin, angewendet. Dafs man in England nach *Tonnen* Goldes von 100,000 Pf. Sterl. rechne, ist uns nicht bekannt. Wenn man noch zehn Jahre nach *Trenks* Tode seine Hinrichtung bezweifelt hat: so kommt es daher, weil sein Name, bey dem gleichzeitigen Umsturze der damaligen Gewalthaber in Frankreich, nicht, wie die der vielen anderen Guillotinirten, im *Moniteur* aufgeführt wurde. S. 230 steht Karl IV st. Karl VI. Unter *Triumvirat* wird Brutus ein echter Republicaner genannt; B. I. S. 185 wird von ihm behauptet: „Br. hatte kein Gefühl der wahren Freyheit, er lief von einer Parthey zur anderen, und seine weiche Seele hatte selbst keine.“ Nach S. 246 hätte das ganze Erbrecht des Hauses *Tudor* darin bestanden, dafs Owen Tudor Heinrichs V Witwe, Katharine v. Valois, geheirathet hat. Der daraus gewonnene Anspruch auf den Thron für seinen Enkel aber wäre eine Nullität gewesen. Heinrich VII stammte so gut, wie seine Vorfahren, von Edward III ab, und war ein wahrer Plantagenet, wie wohl aus weiblicher Linie. Die Zahl der *Universitäten* in Europa ward i. J. 1790 auf 151 geschätzt. *Uz* soll erst durch den Papst Ganganelli (das angegebene Jahr 1790 ist ein starker Schreibfehler) seinem Landesherrn Alexander von Anspach bekannt worden seyn. Übrigens enthält der sechste Band sehr viele kleine Artikel aus verschiedenen Fächern. — Nach der Vorrede des ersten Bandes führt dieſe Conv. Lex. auch den Titel: *Frauenzimmer - Lexikon zur Erleichterung der Conversation und Lectüre*. Hiezu gehört:

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie Comptoir: *Conversations - Lexikon u. s. w. Nachträge, Erster Band.* 1809. 576 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieser erste Band faßt in sich die Buchstaben A bis L. In der Vorrede berichtet der Herausgeber, dafs er sich d. J. 1808 als den Grenzpunkt vorgesteckt habe, über welchen hinaus kein Leser die Erwähnung von Ereignissen erwarten darf. Wir zeichnen die gröfseren Artikel aus. Acht, *Adelung*, *Alfred*, *Barthélemi*, *Bauernkrieg*, *Bayern*, *Bernhard von Weimar*, *Bernstorff* (Joh. Hartw. Ernst und Andr. Peter), *Bilderstürmer*, *Bodmer*, *Böhmen*, *Bonneval*, *Herzog von Braunschweig* (der Letzte), *Brennus*, *Brown* (System), *Graf Brühl*, *Camoens*, *Catharina II*, *Chor*, *Christophe* (auf Domingo), *Churfürsten*, *Clerfaut*, *Consistorium*, *Corpus Cathol. et*

Aaa

Evangel., Declamation, Dessalines, Deutschland, (geogr. Besitz und Verlust); Elliot (Lord Heathfield), Joh. Jac. Engel, Graf d'Estaing, Europa (Geogr.), Fiesco, Forster (Joh. Reinh.), Fox, Frankreich, Friedrich (der-Gebirge), D. Gall, Garve, Germanicus, Gotter, Gozzi, Großbritannien, Hagelstolz, Hannover, Harlekin, von Herder, Hippel, Holland (späteste Geschichte), Ion (Ionien), Italien (neuere Geogr.), Will. Jones, Juden (Versammlung zu Paris), Jugurtha, Gen. Kleber, Klopstock, Kuhlmann, Lalande, Lavater, Lichtenberg, Lyfander. Viele Artikel aus den oben erwähnten Fächern sind ganz neu bearbeitet, und zu vielen in dem Hauptwerke enthaltenen sind Ergänzungen und Zusätze gefügt worden. Wir erwarten jetzt noch einen Band Nachträge. Schade, daß der Vf. den Zuschnitt zu seinem weitfchichtigen Buche zu groß gemacht hat! Wenn er es nach seinen nunmehrigen Kräften, deren Zuwachs man in den letzteren Bänden häufig wahrnimmt, aufs neue durchsehen, das Ganze frisch überarbeiten, und das Überflüssige wegstreichen könnte: so würde eine fruchtbare Lese für Personen aller Art, die in ihrem Studium und Umfange verschiedenartiger Kenntniffe bedürfen, daraus entstehen. Lobenswerth ist die Bescheidenheit und Aufmerksamkeit des Vfs., womit er mehrere in den ersten 8 Bänden begangenen Irrthümer, zum Theil auch Druckfehler, anzeigt und verbessert. An Stoff zu Nachträgen für die Nachträge wird es ihm auch nicht gebrechen.

Cht.

Ulm, in der stettinischen Buchhandlung: *Physikalisch - ökonomisches und chemisch - technisches Kunstkabinet in einer Sammlung von gemeinnützigen, leichtfaßlichen und erprobten Kunststücken, Mitteln und Vorschriften, auch belustigenden Unterhaltungen.* Zum Nutzen und Gebrauch für Künstler, Fabrikanten, Professionisten und Jedermann. Zweytes Bändchen. — Auch unter dem Titel: *Gemeinnütziges Taschenbuch für Jedermann, bestehend in einer auserlesenen Sammlung der neuesten erprobten und leicht auszuführenden Mittel, Kunststücke und Vorschriften aus der Ökonomie, Physik, Technik und Chemie.* Zum Gebrauch für Fabrikanten, Ökonomen, Künstler, Professionisten u. s. w. 1809. (14 Gr.)

Schon aus dem Titel sieht man, daß dieses Werk sehr vermischten Inhalts ist. Der Vf. wünscht es als eine Fortsetzung eines früher im Verlag der stettinischen Buchhandlung in Ulm unter dem Titel: „*Physikalisch - ökonomisches und chemisch - technisches Kunstkabinet*“, herausgekommenen Werkes zu betrachten; jedoch so, daß dieser Theil von dem vorhergehenden unabhängig ist. Da der Vf. keinen anderen Vortheil als den der Gemeinnützigkeit zu erreichen suchte: so hofft er, daß das Publicum dieses Werkchen nach seinem praktischen Werthe beurtheilen, und ihm seinen Beyfall schon-

ken werde. — Eine Sammlung gemeinnütziger, theils zur Befriedigung der Bedürfnisse, zur Herstellung der Gesundheit, theils zur Belehrung und Unterhaltung abzweckender Vorschriften können wohl nur dann einen Werth haben, wenn sie wirklich auf Erfahrungen sich gründen, und folglich das leisten, was man sich von ihnen versprechen darf; und in diesem Fall ist eine solche Sammlung aus den verschiedenen Branchen der Naturkunde entlehnter Gegenstände gewiß für ein nicht geringes Publicum sehr willkommen, selbst wenn die Vorschriften auch nicht alle neu sind: im entgegengesetzten Falle aber können sie, vorzüglich in den Händen unkundiger Menschen, die sich Rath daraus zu holen denken, Nachtheil erwecken. Ungeachtet nun manche Gegenstände durch vielfältige Erfahrungen erprobt sind: so dürfte doch im Ganzen dieses Werkchen sehr einer Sichtung unterworfen seyn, und dann würde die Anzahl guter und brauchbarer Vorschriften sehr vermindert werden. Wir wollen zur Bekräftigung dieses Urtheils nur aus den chemischen, als den für unseren Zweck vorzüglich dienenden Vorschriften, einige Beweise entlehnen.

§. 1 heißt es z. B.: „Um die Gegenwart der Kalk- oder Topherde in einem Wasser zu entdecken, tröpfe man eine Bleyzuckerauflösung hinein, wo dann die Kalkerde des Wassers sich mit der Essigsäure des Bleyzuckers verbindet, und die Bleytheilchen in Gestalt eines weissen schweren Pulvers niederfällt. Auch eine überaus geringe Portion der Kalkerde in einem Wasser kann hiedurch entdeckt werden.“ Unmöglich läßt sich auf die Weise Kalkerde entdecken; denn ein jedes Wasser, welches nur ein Minimum von Kohlenäure enthält, wird mit der Bleyauflösung einen Niederschlag bilden. Eine Zersetzung der kohlenfauren und schwefelsauren Kalkerde bewirkt allerdings das essigsaure Bley; allein um die Gegenwart der Kalkerde zu entdecken, müssen noch andere Mittel angewandt werden, die der Vf. in mehreren, über Unterfuchung der Mineralwasser erschienenen Schriften finden wird. — Auch die Prüfung auf Eisen durch Cochenaillauflösung ist unzuverlässig; so wie die durch Galläpfel — die übrigens gewiß keine Fettigkeit enthalten — zu weitläufig ist, so wie sie der Vf. angiebt. — Unmöglich kann es Eigenschaft eines reinen Wassers seyn, das Blauholz gelblich zu färben. — §. 5. Benutzung der Salpetermutterlauge auf reinen Salpeter. Chemisten und Kunstverständigen ist dies Verfahren, dessen man sich zur Gewinnung des Salpeters bedient, wohl bekannt; Unkundige aber werden schwerlich durch des Vfs. Bemerkungen viel weiter kommen. §. 6 giebt der Vf. eine Methode an, Präparatengläser (Gläser, worin Präparate in Weingeist aufbewahrt werden) fest und sicher zu verschließen. Dies geschieht durch Zinnplatten u. s. w. Man muß, sagt er unter anderen, dahin sehen, daß das Zinn kein Bley enthalte, weil dies von dem Weingeiste aufgelöst

wird. Schwerlich können wir glauben, daß der Vf. sich von dieser Auflösbarkeit des Bleyes in Weingeist überzeugt habe; sondern wahrscheinlich hat er hier etwas Anderes sagen wollen. — §. 107 heist es: „Einen zu starken Schwefelgehalt im Wein entdeckt man dadurch, daß man eine Auflösung von ätzendem Laugensalze und Wasser hineingießt, wovon der Wein gerade eine solche Farbe bekommt, wie der mit Bleyweiß verfälschte Wein sie von der hanemannschen Weinprobe annimmt. Nach der Beymischung einiger Tropfen Schwefelsäure wird der Wein wieder hell, indem das Laugensalz sogleich eine Verbindung mit der Säure eingeht. Da nun diese Erscheinung bey der Gegenwart des Bleyweißes nicht Statt findet, sondern die Flüssigkeit milchartig wird: so kann man sich durch dieses Resultat vollkommen von der Gegenwart des Schwefels überzeugen, indem auch die Ätzelauge keine Veränderung im ungeschwefelten weißen Wein hervorbringt.“ — Der Vf. will hier wahrscheinlich keine Verfälschung des Weines durch Schwefel, der im Weine ganz unauslösbar ist, sondern durch schweflichte Säure, oder auch wohl Schwefelsäure andeuten, welche erstere durch das Ausschwefeln des Weinfäßer erzeugt wird. Wodurch Schwefel im unoxydirten Zustande in den Wein kommen sollte, läßt sich nicht begreifen. Daß aber eine durch hinzugefügtes ätzendes Alkali erweckte schwarzbraune Farbe jene unbedingt anzeigen könnte, läßt sich nicht einsehen. Die Färbung kann von manchen anderen Ursachen herrühren, von der sich nur bey der Prüfung selbst der Grund bestimmen läßt. Die Wirkung auf Lakmuspapier, Geruch und Geschmack können hier gewiß mehr im Nothfalle entscheiden. Ubrigens steht die Verfälschung mit der durch Bleyauflösungen in gar keinem Verhältnisse. Eine Verfälschung der Weine durch Spiegellanzauslösung, wovon der Vf. spricht, läßt sich in einem Staate, in dem das Auge der Polizey wacht, wohl so leicht nicht erwarten. Nicht Gewinnsucht, sondern wahre Bosheit müßte dabey zum Grunde liegen. §. 25 giebt der Vf. die Unauslösbarkeit des Terpentins in Alkohol als ein Kennzeichen der Ächtheit desselben an, welches sich ganz umgekehrt verhält. — S. 110. „Fixe Luft läßt sich leichter und wohlfeiler aus Marmor, als aus Kreide machen.“ Schwerlich einzusehen. — §. 141. Die Prüfung des Zinkvitriols durch Gallustinctur und Ammonium auf Eisen und Kupfer ist zwar sehr richtig; allein, was nothwendig ist, der durch Ammonium bewirkte weisse Niederschlag muß sich bey einem reinen Eisenvitriol vollständig und farbenlos in ein Uebermaß des Ammoniums wieder auflösen. — Die Prüfung des Weingeistes durch Verbrennen und Wägen des Rückstandes, auf den Wassergehalt, so wie die Prüfung des Alkohols mittelst Abbrennens über Schießpulver u. s. w., sind, wie bekannt, höchst unsicher, und längst durch bessere Prüfungsmittel ersetzt.

V. d. c. L.

LÜBECK, b. Niemann: *Erhebungen. Eine Zeitschrift für das Vaterland.* No. 1 — 33. 1809. 132 S. 4. (Der Jahrgang 6 Rthlr.)

Zu dieser Zeitschrift bekennt sich Hr. Fried. Herrmann in Lübeck als Herausgeber. Ihr Hauptzweck ist, die Flamme der Vaterlandsiebe aufs Neue anzufachen, das einzelne deutsche Völkerinteresse zur Nationalität zu verschmelzen, und alles Nationale aufzuwecken für Mitwelt und Nachwelt. Herz und Wille der Unternehmer sind zu loben; sie denken gut von ihrer Nation, und sind von jugendlicher Phantasie für das Beste derselben begeistert. Wir wollen die vornehmsten Aufsätze in einigen der vorliegenden Stücke anzeigen, und ihren Inhalt in den eigenen Worten der Vff. kurz angeben. *Wann ist eine Nation achtungswürdig, und hat die deutsche aufgehört es zu seyn?* Durch Besonnenheit, Tiefe, Ernst und ein freudiges Hinblicken in höhere Welten zeichnete sich von jeher die deutsche Nation aus. Der Deutsche liebt die Freuden der Häuslichkeit; er arbeitet für die Welt; um im Kreise seiner Lieblinge seinen Lohn zu finden. Die erste Liebe des deutschen Jünglings bleibt, wenn sie sich belohnt findet, auch die einzige. Treu und ergeben ist der Deutsche gegen seine Fürsten, denn sie achten das Recht, wie ihr Volk es achtet. *Über das Erborgte in der Cultur des neuen Europa, mit besonderer Hinsicht auf Deutschland.* Ist es nicht genug, daß in und mit der erlernten Muttersprache schon der von einer fremden Phantasie gestalteten Bilder, und der im Geiste unserer Vorfahren gebornen Gedanken so viele angenommen werden; muß auch noch der Judaismus und Hellenismus, sammt allem, was Rom Eigenthümliches und Nachgeahmtes hatte, das Amalgama in unserem Gehirn vergrößern? *Preussens Wiedergeburt.* Ein Volk, welches dem Gelde und allen Genüssen, die es verschafft, entsagen kann, erhält sich in seiner Jugendstärke, und ist zum Erobern berufen. Wer weiß, ob nicht eine solche Veränderung in der bestehenden Ordnung der Dinge bald eintritt! *Über den falschen Kosmopolitismus.* Die unächten Kosmopoliten wollen; daß eine Verfassung allen Völkern gemein sey, so wie eine Lebensweise allen Einzelnen, damit alle Eigenthümlichkeit ausgeglättet werde, und endlich in allgemeiner Verflachung das Menschengeschlecht zur höchsten Vollkommenheit gelange. Der ächte Weltbürger ist der treue Sohn seines Volks. Er kann sich nicht hingeben dem Allgemeinen anders, als in der Eigenthümlichkeit seines persönlichen Lebens, die in der weiteren Eigenthümlichkeit seiner Nation enthalten ist. *Über das Studium der deutschen Geschichte.* Die Kraft der Nation ist nicht verdorben noch zerstört, nur übersehen, gemißleitet, geschwächt, zurückgehalten, unterdrückt. — Aufser diesen zeichnen sich aus: Zwey ungedruckte Briefe von Winkelmann an den Grafen Moltke, Keylers Leben, historische Ereignisse in Deutschland i. J. 1809, das goldene Zeitalter, und über das Wesen der Nationalgröße. Die verrothenen Prisen aus der Lebensbüchse der hochwohlge-

bornen Frau *Hélène Jaquette* von *Eau de Levanté (lavande)* dienen keiner Zeitschrift, am wenigsten einer von so ernsthafter Tendenz, zur Zierde.

Cht.

Duisburg u. Essen, b. Bäleker u. Kürzel: *Apologen und Paramythien* von D. F. U. Krummacher. 1810. XXVI u. 247 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In diesem Bändchen giebt uns Hr. K. 107 kleine Dichtungen in gereimten und nicht gereimten Versen, die in das Gebiet der äsopischen Fabel gehören, oder gehören sollen; unter *Paramythien* versteht er Apologen (Fabeln), in welchen *Götter* handeln. — Hr. K. sieht in der physischen Welt der Pflanzen und Thiere u. s. w. lauter *symbolische Vorstellungen* moralischer Wahrheiten — (eine Täuschung der analogischen Schlussart); auf diese vermeinte Wahrnehmung gründet sich die meisten dieser Dichtungen; er ist sogar des Glaubens, die Natur habe die Idee der Freyheit *absichtlich* in solchen Wesen dargestellt, die derselben nicht empfänglich sind. Vorrede S. XXIII. Er macht also die ganze vegetative und animalische Natur zur kalten, räthselhaften Allegorie, und sieht in ihren Erscheinungen lauter intendirte Belehrung moralischer Weisheit; die Apologen sollen Deutungen dieser geheimen Schule enthalten. Ein Floh, dem einem Hunde ins Ohr kriecht und ihn wüthend macht, ist ihm ein großsprahlender Held, ein Thrafo, S. 103. Säaten, deren grüne Halme noch emporwachsen, stehen *bärend* vor der Gottheit; senken sie aber die Ähren: so *danken* sie, werden goldene Harfenlauten und rauschen ihr Lobgefang. Diese bildliche Ansicht ist dem Vf. so geläufig, daß seine Phantasie im Physischen überall Verfinnlichungen des Unsichtbaren, insonderheit die dunkeln Dogmen einer gewissen *mythischen Weisheit* erblickt, wovon er ein großer Freund ist. Oft fallen diese Deutungen ins Kindischstündende, wie in No. 103 u. s. w.; nicht selten sind sie dunkel und räthselhaft. Der Vf. sagt selbst (S. IV der Vorrede), „er wünsche deutlich sagen zu können, was er mit diesen Dichtungen wolle und gewollt habe.“ Einige dieser Apologen sind *Nachahmungen* bekannter Fabeln anderer Dichter, und entstanden durch Anwendung der lessingischen Methode, einer gewissen Fabel des Äsop, Phädrus, eine andere *Wendung*, und dadurch eine andere *Tendenz* und *Lehre* zu geben. Aber so gemodelten Fabeln fehlt doch das Interesse der Neuheit, das die früheren Originale haben. Wem wird z. B. No. 3: *der junge Adler*, gefallen, wenn er damit die pfeffelsche Fabel: *die Kirchenvereinigung* (*Versuche* III, 49), vergleicht? Oder No. 12: *Zeus und das Schaf*, verglichen mit der lessingischen unter gleicher Aufschrift? (*Fabeln* S. 55). Denn daraus sind die beiden Apologen entstanden. Freylich mag sonach die *Erfindung* dieser Dichtungen dem Vf. keine große Mühe gekostet haben, wie er denn selbst (S. IV der Vorrede) gesteht, *daß sie gleichsam von selbst entstanden wären*. Aber bedachte er nicht, daß, was so leicht und schnell entsteht, auch von

Natur kein starkes oder dauerndes Interesse haben kann? Der *Inhalt* der allermeisten Stücke ist auch in der That kleinlich und dürftig, man mag auf die *Fiction*, die oft nur aus einem alltäglichen Bilde besteht, oder auf die *Wahrheit* sehen, deren Vehikel sie seyn soll, und oft auf die gemeinste Bemerkung hinausläuft. Als Beleg dieses Urtheils wollen wir ein paar Beyspiele, doch auszugeweihe, anführen. No. 11. *Der Frosch und der Schwan*. Der Frosch rühmt sich, daß er und sein Geschlecht unter allen vierbeinigen Thieren allein singen könne. Worauf der Schwan verlegt: „*Ihr singet auch darnach*.“ No. 13. *Der Löwe und der Fuchs*. Der Löwe ist krank, und hat den Appetit verloren; keine Leckerbissen wollen ihm schmecken. Da spricht der Fuchs, sein Küchenmeister: „Dein Eckel ist nicht meine Schuld, der Fehler steckt in deinem Magen.“ Kann die Erfindung flacher, und die Lehre trivialer und fader seyn?

Diese Bemerkungen haben übrigens nicht die Absicht, Hn. K. vom Dichten abzuschrecken. Gern erkennen wir sein poetisches Talent an, das er besonders im 1ten Bändchen seiner *Parabeln* bewährt hat; auch lassen wir überhaupt seinem guten Geschmack, reinem Sinn für das Gute, so wie seiner guten Diction und Verifikation in diesen Apologen, Gerechtigkeit widerfahren: aber wir wünschen, daß er sich das Dichten nicht gar zu leicht machen, und uns lieber weniger, aber wahrhaft *schöne* Gedichte geben möchte, die sich von Seiten des Inhalts durch Neuheit und Interesse, und von Seiten der *Darstellung* durch das Gepräge ächter Kunst empfehlen. Auch trifft unser Tadel nur den größten Theil dieser Fabeln: die Sammlung enthält auch verschiedene, in welchen der Vf. den wahren Charakter der Dichtungsart treuer, obwohl in keiner ganz fehlerfrey, ausgedrückt, und unter gefälligem, mythischen Vehikel seine oder wichtige Bemerkungen dargelegt hat. Wir rechnen dahin: Nr. 20. 43. 58. 62. Die erste, eine der kürzeren, theilen wir als eine Probe von der Manier des Vfs. unseren Lesern mit:

Der Löwe und der Esel in der Gefangenschaft.

In Fesseln ward ein Löwe fortgezerrt,
Und neben ihm ein Esel eingesperrt.
Verweilung stammte aus des Löwen Blicken;
Er stieß sein Haupt, und schlug den gelben Rücken.

Befremdet schaute ihn sein träger Nachbar an,
Und sprach: Mein Freund, was man nicht ändern kann,
Das sollte man geduldig tragen.
Was frommet dir dein Zornen und dein Klagen?
Dir mangelt nichts; man kommt, dich zu beschn;
Man staunt dich an; man nennt dich groß und schön,
Und reichet dir des besten Fleisches Falte. —

„Verstumme! sprach darauf des Löwen Zorngebrüll,
Wer, unterjocht, der Freyheit nicht begehrt,
Ist auch der Antwort nicht des Freyen werth.
Mit Slavengeist zum Slaventhum geboren,
Geht ihm der Sinn des Wärdigen verloren.“

Monatsregister

Februar 1811.

I. Verzeichniß der im Monat Februar in der J. A. L. Z. recenfirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

- A.**
Abrahamson, Meyer, wie können Personen, welche mit nächtlichen Samenergüssen oder Pollutionen, wie auch mit den Folgen onanistischer Sünden behaftet sind, und an Schwäche der Geschlechtstheile leiden, gründlich geheilt werden? 29, 258.
Amoretti, physikalische und historische Untersuchungen über die Rhabdomantie oder animalische Elektrometrie. A. d. Ital. von v. Salis. Erster Theil 39, 303.
- B.**
Baggesen, la Parthénide, traduit de l'Allemand 42, 354.
Becker, Erholungen 1810. 1. 2. Bdehen. 41, 327.
 — — neue Erholungen. 9. 10 Bdehen. 42, 327.
Benecke, Beyträge zur Kenntniß der alldentschen Sprache und Literatur. 1 Bd. 1 Th. 41, 321.
 — — Minnelieder. Ergänzung der Sammlung von Minneüngern 41, 321.
Biedersiedt, Erinnerungen an junge Christinnen vor der ersten Feyer des Abendmahls Jesu 27, 213.
 — — Rede bey der Taufe des Grafen Malte zu Putbus 27, 213.
 — — Reden bey zwey erneuerten Trauungen wiederverhehlter Gatten und bey einer Taufe gehalten. 27, 213.
 — — Reden vor der zum Beßen der Stadt-Armencasse zu Greifswalde jährlich angeordneten allgemeinen Hauscolleete gehalten. 27, 213.
Biograph, der. Darstellungen merkwürdiger Menschen der drey letzten Jahrhunderte. 6 — 8 Band 43, 337.
Blum, Geschichte des Fürstenthums Hildesheim. 2 Band 35, 273.
Bothe Frühlingsälmanach 42, 330.
Bouterweks praktische Aphorismen 30, 233.
Bramigk Lieder und Sinngedichte 44, 351.
Bruel Bibliothèque des adolescens et adolescents 45, 360.
Butte Versuch der Begründung eines endlichen und durchaus neuen Systems der sogenannten Polizeywissenschaft. 1 Th. 31, 242.
- C.**
 Charakter-Epigrammen über ausgezeichnete historische Personen der alten und neuen Zeit v. D. S. 43, 343.
- D.**
 Conversations-Lexikon. 1 — 6 Bd. 46, 362.
 — — — Nachträge. 1 Bd. 47, 370.
Dirksen über Stärke der Seele 30, 232.
Engelhardt Gedichte 28, 223.
 Erhebungen. Eine Zeitschrift für das Vaterland. No. 1 — 33 47, 374.
- E.**
- G.**
 Gedichtesammlung als Lese- und Gedächtnisübungen zu gebrauchen. 1. 2 Bdehen. 46, 367.
Gleims, Voss, Fabeln und Erzählungen, goldene Sprüche und Lieder für Kinder. Herausgegeben von Körte 42, 330.
Graf Preussens Flora 37, 293.
Grohman über die philosophische und ästhetische Cultur unseres Zeitalters 30, 239.
de Guignes Reise nach Peking, Manila und Isle de France. A. d. Frans. von Maller. 1 — 3 Th. oder 1 — 2 Bd. 32, 249.
 — — Voyages à Peking; Manille et l'île de France. 1 — 3 T. 32, 249.
- H.**
Harles einige praktische Bemerkungen über innere Entzündungen bey Kindern 29, 231.
Hoffel, Damian, und seine Raubgenossen. 2 Aufl. 33, 263.
- I.**
Justi Blumen althebräischer Dichtkunst. 1 — 2 Bd. 27, 209.
- K.**
v. Klaproth Schreiben an Hn. Sinologus Beringinens 32, 249.
Kries Lehrbuch der Physik 40, 320.
Krummacher Apologen und Paramythien 47, 375.
 Kunstkabinett physikalisch-ökonomisches und chemisch-technisches. 2 Bdehen. 47, 372.
- L.**
 Leben und Thaten eines preuss. Regimentstambours, von ihm selbst beschrieben 35, 270.
 Liederbuch, neues, für die Jugend 38, 333.
- M.**
Maier nützlicher Unterricht in kürzeren und längeren Vorschriften 45, 364.

Möller Handbuch der Technologie bey'm geographischen Unterrichte 40, 519.
Montucci Audi alteram partem, ou réponse à la lettre de M. de Guignes 32, 249.
Müller pragmatische Geschichte der Theuerung und anderer Beschwerden, welche unsere Vorfahren während der letzten Jahrhunderte erfahren haben. 31, 245.

N.

Neuber die juristischen Classiker, ein Beytrag zur civilistischen Biographie. 1 Th. 28, 217.
Niederholts, Ferdinand., eines jungen deutschen Arztes, Lehrjahre. 1. 2 Bdchen. 29, 225.

B.

Reisigk Feuer- Verhüttungs- und Löschiungs-Ordnung für den Bannat St. Veitin Pongau 31, 248.
Remarques philologiques sur les Voyages en Chine de M. de Guignes, par Sinologus Berlinensis 32, 249.

S.

Schaffer Handbuch der bürgerlichen u. kaufmännischen Arithmetik in ihrem ganzen Umfange. 1 Th. 36, 284.
Schilling Emil oder belehrende Unterhaltungen für die Jugend. 5 Jahrg. 1—4 Bdchen, 6 Jahrg. 1—4 Bdchen. 44, 351.
Schuldbuch, der schlechten Aerzte 29, 225.
Sinologus Berlinensis f. Remarques.
Smith an Introduction to physical and systematic Botany. 2. Ed., 37, 289.

Soldner Théorie et Tables d'une nouvelle fonction transcendante 36, 281.
Studemund de summo Socratio 30, 240.
Swabedissen Briefe über den Unterschied in der Erziehung der Knaben u. Mädchen. 45, 353.

T.

Taschenbuch, gemeinnütziges, für Jedermann. 47, 371.
Taschenbuch, göttingisches, zum Nutzen und Vergnügen, für d. J. 1811. 42, 331.

U.

Ursachen, die wahren, der jetzigen Getreidetheuerung in Deutschland, und die rechten Mittel, ihr zu steuern. 31, 245.

V.

Vossman Handbuch für Ingenieure u. Bauleute 36, 286.

W.

Wadzeck nütliches u. unterhaltendes Berlinisches Wochenblatt für den gebildeten Bürger u. denkenden Landmann. 6. 7 Vierteljahr 42, 335.
Weisser die Märchen der Scheherazade. 1—3 Th. 42, 335.
Wendel Grundsätze u. Kritik der Philosophie Kants, Fichte's und Schellings 30, 239.
Wildogans wie kann dem Getraidemangel in allgemeinen Nothfällen, ohne Beytritt von Seiten des Staats möglichst vorgebeugt werden? 31, 245.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Namer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Adlers Erben in Roßrock 30.
Ahl in Coburg 30.
Albrecht in Wolfenbüttel 35.
Anonyme Verleger 28, 31, (2), 32, 37.
Arnold in Dresden 45.
Bäcker und Körzel in Duisburg u. Essen 47.
Barth d. J. in Breslau 44.
Baumgartnerische Buchh. in Leipzig 43.
Bohn in Lübeck 45.
Bureau für Literatur u. Kunst in Halberstadt. 42.
Creutzsche Buchh. in Magdeburg 44.
Dieterich in Göttingen 41, 42.
Dyksche Buchh. in Leipzig 42.
Eckhardt in Greifswalde 27 (4).
Felsecker in Nürnberg 29.
Frommann in Jena 40.
Gleditsch in Leipzig 41.
Gundermann in Hamburg 40.
Hammerich in Altona 46.

Meyer in Gießen 27.
Hinrichs in Leipzig 32.
Hitzig in Berlin 32 (2).
Korn in Breslau 35.
Kuhn in Posen und Leipzig 29.
Kunst- u. Industrie-Comptoir in Amsterdam 42, 46, 47.
Kupferberg in Mainz 33.
Lange in Berlin 28.
Eindauer in München 36.
Martini in Leipzig 30.
Matzdorf in Berlin 31.
Maurer in Berlin 42.
Mayr in Salzburg 31, 45.
Niedolewius in Königsberg 37.
Niemann u. C. in Lübeck 47.
Perthes in Hamburg 30.
Realschulbuchhandlung in Berlin 39.
Römhild in Lübeck 45.
Schulze in Oldenburg 36.

Schäppelfske Buchh. in Berlin 42.
 Schwan und Götz in Mannheim 36.
 Seidelsche - Kunst- und Buchh. in Sulzbach 29 (2). 30.
 Steinkopf in Stuttgart 38.

Stettinsche Buchh. in Ulm 47.
 Treuttel u. Würtz in Paris 32. 42.
 Waifenhausbuchh. in Halle 43.
 Webersche Buchh. in Landshut 31.

III. Intelligenzblatt des Februar.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Jena Verl. 12, 96.
 Amelang in Berlin Verl. 13, 102.
 Barth in Leipzig Verl. 10, 77. 12, 94.
 Bauer in Leipzig Verl. 12, 94.
 Beobachter, der österreichische 8, 69.
 Büschler in Eibenfeld Verl. 9, 72.
 Dreyer in Bremen Verl. 8, 64.
 Engelhardt Lehrb. d. Erdbeschreibung Sachsens,
 3 Aufl. 10, 80.
 Fleischer d. J. in Leipzig Verl. 12, 96.
 Frommann in Jena Verl. 8, 60. 61, 62. 63.
 Göbhardt in Bamberg u. Würzburg Verl. 9, 71.
 Hartnoch in Dresden und Leipzig Verl. 9, 73.
 Hammerde und Schwetfchke in Halle Verl. 8, 63.
 Herrmann in Frankf. am M. Verl. 9, 71.
 Heyse in Bremen Verl. 8, 63. 64.
 Hitzig in Berlin Verl. 14, 109.
 Knick in Erfurt Verl. 10, 80.
 Kühn in Posen Verl. 13, 101.
 Kunst- und Industrie-Comptoir in Berlin Verl. 8, 60.
 Leske in Darmstadt Verl. 8, 64.
 Mohr u. Zimmer in Heidelberg Verl. 12, 96.
 13, 103. 104.

Müller Anzeige f. die Rechtsgelehrten in franz.

deutschen Provinzen 12, 91.
 Museum der Alterthums-Wissenschaft, v. Wolf
 u. Buttmann. 2r Band. 12, 93.
 Reclam in Leipzig Verl. 12, 93.
 Rein in Leipzig Verl. 12, 91.
 Steudel in Gotha Verl. 10, 80. 12, 95.
 Thomann in Landshut Verl. 11, 87.
 Waltherische Hofbuchh. in Dresden Verl. 9, 72.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Andresky in Tetschen 13, 98.
 Arnold in Marburg 14, 105.
 Bauer in Marburg 14, 105.
 du Boccage in Paris 13, 99.
 Bosc in Paris 12, 92.
 Bredow in Frankf. a. d. Oder 9, 67.
 v. Coll in Jena 14, 107.
 Conrad in Marburg 14, 105.
 Davy in London 12, 92.
 Degen in Wien 12, 89.
 v. Engelström in Stockholm 12, 92.
 Fufs in Petersburg 12, 92.
 Gamauf in Oedenburg 13, 98.
 Glinka in Dorpat 14, 108.
 v. Greifinger in Pests 15, 97.

Haase in Leipzig 9, 68.
 Huth in Charkow 14, 108.
 Jusii in Marburg 14, 105.
 Kaissarow in Rußland 14, 108.
 Koch in Marburg 14, 105.
 de Lacépède in Paris 12, 92.
 de Laplace in Paris 12, 92.
 Latreille in Paris 12, 92.
 Ledebour in Greifswalde 14, 108.
 Leroux in Paris 12, 89.
 Löbel in Naumburg 14, 107.
 Mackeldey in Marburg 14, 105.
 Mayda in Leutschau 13, 98.
 v. Markowicz in Pests 15, 97.
 Münscher in Marburg 14, 105.
 Nicolai in Bremen 14, 108.
 Patai in Saros-Patak 13, 97.
 Pisch in Ofen 13, 98.
 Pommereuil in Paris 13, 98.
 Robert in Marburg 14, 105.
 Rumi in Schmölnitz 13, 98.
 Schicht in Leipzig 14, 107.
 Schreger in Erlangen 10, 75.
 Schubert in Petersburg 12, 92.
 v. Schuster in Pests 13, 97.
 v. Sipos in Saros-Patak 13, 97.
 Skolka in Mezö-Bereeny 13, 98.
 Sonnenlaithner in Wien 12, 89.
 Stein in Marburg 14, 105.
 v. Szathmar in Ujvaros 13, 97.
 Thaisz in Krompach 13, 98.
 Tennemann in Marburg 14, 105.
 Thierseh in München 9, 68.
 Ullmann d. Ä. in Marburg 14, 105.
 v. Villers in Lübeck 12, 89.
 Wagner in Marburg 14, 105.
 Wenk in Leipzig 9, 68.
 Wenderoth in Marburg 14, 105.
 Wendt in Leipzig 9, 68.
 v. Wrana in Pests 13, 98.
 Wurzer in Marburg 14, 105.
 Zerrenner in Derenburg 14, 108.
 Zethermann in Stockholm 9, 69.

Nekrolog.

Chenier in Paris 13, 100.
 v. Einsiedel, Graf, in Mückenberg 9, 68.
 Fabriczy in Pests 13, 100.
 v. Kis-Vicza in Kaschau 13, 99.

Knorre in Dorpat	14, 108.
v. Lehnau in Agram	13, 100.
Lesages in Paris	9, 68.
Martiny in Pefth	13, 99.
Nicolai in Berlin	10, 73.
Prochaska in Prag	13, 99.
Stark d. Ä. in Jena	8, 57.
Tietz in Glumbowitz	9, 68.
Török, Graf, Kázmér	13, 99.
Vangerow in Goldberg	9, 68.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Gend, Preise der Akademie der Künste	12, 94.
Göttingen, Vorlesungen in der königl. Societät der Wissenschaften am 15 Nov. v. J.	9, 69.
Kopenhagen, Preise über die Errichtung patriotischer Privatgesellschaften in Norwegen und Dänemark	9, 69.
Mailand, Organisation des königl. Instituts der Wissenschaften, Literatur und Künste	13, 100.
Mäme, Preisfragen der Akademie des Gard-Departements	12, 91.
Norwegen, Prämien der topographischen Gesellschaft	9, 98.
— — — Zuwachs und Prämien der Gesellschaft für Norwegens Wohl	9, 69.
Paris, öffentliche Versammlung, Preisvertheilung und Preisaufgaben der Classe der mathematisch-physikalischen Wissenschaften des Instituts am 7 Jan.	12, 89.
Rom, Sitzung und Preisaufgabe der Gesellschaft für Ackerbau und Manufacturen am 27 Nov. v. J.	8, 57.
Stockholm, Sitzung, Preisvertheilung und Preisaufgabe der königl. schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften am 14 Nov.	9, 69.
Tarin, Sitzung der Ackerbaugesellschaft am 8 Dec. v. J.	12, 90.
Upsala, neue Mitglieder der königl. Societät der Wissenschaften	12, 92.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Altenburg, Geburtstagsfeier des Herzogs am Gymnasium	14, 107.
Dorpat, Lectionskataloge, — Jahresfeier des Krönungsfestes am 15 Sept. — Vorlesung am Geburtsfeste des Kaisers	14, 105.
Erfurt, Weihnachtsprogramm	14, 106.
Kopenhagen, Rectoratswechsel. — Engelstofts Legat zu einem Stipendium. — Stipendium	

von den Einkünften des ankerischen Fideicommisses	9, 67.
Leipzig, Einführung des Cantors — Redeactus am 10 May und 31 Dec. v. J. an der Thomasschule	14, 107.
Marburg, Rectoratswechsel am 1 Jan.	14, 105.
Paris, das Athenäum eröffnet seinen 30 Jahrescurfus	10, 73.
Pefth, Rectorwahl. — Neue Lehrer an der Universität	13, 97.
Preßburg, Geschenke zum Besten des evangelischen Gymnasiums	13, 97.
Rom, neue Schuleinrichtungen	10, 73.
Sáros-Patak, Examen im reformirten Collegium. — Veränderung im Lehrpersonal	13, 97.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Aix, ds Mejanos vermacht der Stadt seine Bibliothek	8, 66.
Bücherauction in Frankfurt a. d. O.	13, 104.
— — — in Hannover	11, 88.
Cronzer in Heidelberg, Erklärung	14, 111.
Frankreich, kais. Reglement, die Schulen, die Geistlichkeit und Sprache in den neuen Departementen betreffend	9, 70.
Henkes Bibliothek ist einzeln ver auctionirt worden	14, 108.
Moniteur, der pariser hat seinen Titel verändert	12, 92.
Nöffelts Bibliothek ist im Ganzen verkauft worden	14, 108.
Oehmigke d. Ä. in Berlin Bitte	11, 87.
Rom, die Schulen 1. die mässigen Arbeiten erhalten ein geräumigeres Locale u. einen neuen Chemisten	8, 58. 9, 76.
— Eröffnung d. neuen Akademie d. schönen Wiss. u. bild. Künste v. S. Luca am 16 Dec. v. J.	9, 70.
— Röhrenleitungen — Neue Musikschule — Kunst-Schulen	8, 58.
Schmid in Jena an Brehm in Leipzig, nebst einem Zusatz v. Directorium d. Jen. A. L. Z.	9, 75.
Sohnbilder in Frankf. a. d. Oder an Weissig in Leipzig	14, 111.
Thabaid in Ungarn, gefundene Alterthümer	13, 100.
v. Villers in Lübeck Promemoria an den Stadtsath in Lübeck	11, 81.
Waisenhausbuchh. in Halle Berichtigung	11, 88.
Weber in Rostock an die Herrn Buchhändler	11, 87.
Wien, Versuche z. Gewinnung eines inländ. Opiums aus Mohu	12, 92.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 M Ä R Z , 1 8 1 1 .

T H E O L O G I E .

ERLANGEN, b. Palm: *Vorlesungen über die Theologie und das Studium derselben.* Herausgegeben von Simon Erhardt. 1810. 345 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Schrift verdient, als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit und ihres Geistes, aufmerksam betrachtet und sorgfältig beurtheilt zu werden. — Wenn ein lebendiger, phantasiereicher, mit mancherley Kenntnissen erfüllter Kopf, in welchem Combinationsvermögen und Witz das Unterscheidungsvermögen und den Scharfſinn an natürlicher oder erworbener Stärke merklich überwiegen, sich mit solchen Darstellungsweisen der Dinge und der Wissenschaft vertraut macht, die durch ein ähnliches Mißverhältniß geistiger Vermögen entstanden sind: so kann es nicht fehlen, daß das Identificiren endlich zur krankhaften Fertigkeit werde, und alles klare Bewußtſeyn des wirklichen Unterschiedes der Dinge und Vorstellungen gänzlich verdränge. Behandelt ein so gebildeter oder verbildeter Kopf einen großen vielseitigen Gegenstand menschlichen Fortschritts: so wird das dargestellte Erzeugniß seiner geistigen Thätigkeit das Gepräge seines Ursprungs unverkennbar zeigen. Die Schrift eines solchen Vfs. wird zwar einerseits durch mannichfaltige und zum Theil neue Combinationen den Leser anziehen, beleben, auch hin und wieder nützlich belehren; andererseits aber auch durch ihre schwankende Unbestimmtheit, durch regellose Vermischung des Ungleichartigsten, und durch gänzlichen Mangel an scharfer Unterscheidung des Verschiedenen, den wissenschaftlich ausgebildeten Leser zum Unwillen reizen, den jüngeren ungeübten Leser hingegen in gleiche Verwirrung der Begriffe hineinziehen und seine Denkweise in der Wurzel verderben.

Die Schrift des Hn. Erhardt über Theologie und theologisches Studium ist durch das eben Gelayte nach ihrem Ursprung, nach ihrem inneren Gehalt, Werth und Unwerth, und nach der Wirkungskennlichkeit gemacht, welche sie wahrscheinlich auf verschiedenen organisirte, in verschiedenen Graden und Richtungen geübte und gebildete Leser hervorbringen wird. Je mehr es dem Vf. gelingen wird, Jünglinge (denen er zunächst seine Vorlesungen gewidmet hat) für seine Ansichten zu gewinnen und zu begeistern: um so mehr muß der bedächtige Freund echter Wissenschaft befürchten, daß eben *solche*

J. A. L. Z. 1811. *Erster Band.*

Leser die einseitige und schiefe Behandlungsweise wissenschaftlicher Objecte unvermerkt lieb gewinnen und nachahmen lernen, und dadurch, wenigstens für eine Zeitlang, in die unselige Gewohnheit des behaglichen Allvermischens und Nichtsunterscheidens sanft und lieblich eingewiegt werden möchten.

Des Wahren, Trefflichen und kräftig Gefagten, das, *für sich betrachtet*, auf Bildung Studirender Jünglinge, die es lesen, sehr zweckmäßig hinwirken könnte, ist allerdings im Einzelnen viel, sehr viel in diesem Buche enthalten. Wenige, aber vielbedeutende Worte spricht z. B. die *erste* Vorlesung über Studiren, nicht um des Brodes, sondern um der Wissenschaft willen; über die organische Verbindung und Würdigung aller Theile der Einen Wissenschaft; über den Unterschied zwischen Wissenschaft und Gelehrsamkeit, und über den verhältnißmäßigen Werth einer jeden; über den Zweck des akademischen Studiums, und über die nothwendigen Vorkeppntnisse zu demselben. Aber schon in der *zweyten* Vorlesung hebt die Verwirrung an, wo der Vf. die Idee der Wissenschaft darzustellen und ihr Princip zu entwickeln versucht. Hier wird — ächt *plotinisch* — von einer Wahrheit geschwärmt, die nur aus dem System hervorgeht, worin jeder Satz dem, der das Ganze faßt, ohne Beweis wahr ist, weil er ihn im System erkennt; von dem Princip der Wissenschaft und der höchsten Idee — dem Leben, nämlich dem unbedingten, dem Alleben; von einem Leben, das von der Seite seiner Einheit *Geist*, von der Seite seiner Vielheit *Materie* sey; von *Gott* — dem geistigen Princip in seiner höchsten Auffassung, einer *Natur*, als dem materiellen Princip in seiner Allheit, von einem Seyn aller Dinge in Gott, und von Einer *Wissenschaft*, welche nichts anderes ist, als *Geschichte*, oder Darstellung des Werdens der Dinge aus dem Princip der Einheit und Allheit, d. i. des Lebens. An diesen Begriff des Vfs. von Wissenschaft und Geschichte schließt sich nun unmittelbar (Vorles. 3) eine nicht minder geheimnißvolle Erörterung der Begriffe von Religion und Theologie an. *Religion* in objectivem Sinne ist das Verhältniß der Menschheit zu Gott (*Religiosität* ist das lebendige Bewußtſeyn desselben); die Wissenschaft von der Religion ist *Theologie*. *Alle Theologie aber ist Geschichte*, d. i. methodische Darstellung der Entwicklung der Menschheit (der Gesammtheit aller menschlichen Individuen) aus dem Princip ihres Urverhältnisses zur

Bbb

Gottheit, oder: wissenschaftliche Erkenntniß der Erscheinungen, Äußerungen und Offenbarungen Gottes in der Menschheit und durch die Menschheit, sind der nothwendigen Gesetze derselben. Auch die *christliche Theologie* ist ein historisches Studium, nämlich: geschichtliche Entwicklung der Idee von Menschwerdung Gottes in Jesu durch 18 Jahrhunderte hindurch. (Vorles. 4.) Die vollkommenste Religion hat kein Mensch, kein Volk, kein Zeitalter; wohl aber ist sie in der ganzen Menschheit enthalten. Im Einzelnen entwickelt sich nur das klare Bewußtseyn Einer Seite des schrankenlosen Lebens. Diese Einseitigkeit der Ansicht des Göttlichen verräth selbst der Name, womit es bezeichnet wird, als *FN*, das Furchtbare, bey den Hebräern; *θεος*, das Laufende, sich Bewegende, bey den Hellenen; *Gott* von *gut* bey den Germanen; am erschöpfendsten *Pernbrama* bey dem ältesten indischen Menschenstamme, von welchem wahrscheinlich alle jene minder umfassenden Ansichten des Göttlichen ausgingen. — Die religiöse Ansicht des Einzelnen nennt der Vf. *subjective Religion*; die, welche Vielen gemeinschaftlich, *objective Religion*, z. B. die christliche, heidnische u. s. f. Wurde das Leben der Welt als *Einheit* geführt: so entstand *Monothelismus*; als Vielheit: *Polytheismus*, Heidenthum. Beide Religionsformen sind gleich nothwendig, und ergänzen sich wechselseitig. Zwischen diesen beiden äußersten Formen der objectiven Religion sind noch viele mittlere möglich. Die Vorstellung, die das Volk vom göttlichen Wesen sich macht, gewinnt Gestalt und Bildung im *Cultus*, welcher ebenfalls auf jeder Humanitätsstufe ein anderer seyn muß. Die Religion des ältesten *Indien* ist der Keim aller objectiven Religion der Menschheit, sie umfaßt Alles und schließt alle Einseitigkeiten in sich, welche sich nach Klimaten, Völkerstämmen und Zeitabschnitten, als einseitige Religionsformen, daraus entwickelt haben, z. B. die Christusreligion der Europäer, der schöne Sonnendienst der Amerikaner. (Wie viel höher steht sonach die indische Einheit und Ganzheit der Religion über der beschränkten Einseitigkeit des Christenthums! Nach Hn. E. müßten wir billig das Letzte verlassen und zu dem Ersten zurückkehren!) — Die Kenntniß der alten Religionsformen und der sinnlichen Bilder, wovon ihre Ideen sich hüllten, d. i. die *Mythologie*, ist also ein wesentlicher Theil aller *Theologie*, als Geschichte der Menschheit betrachtet. (Vorles. 5.) Auch die *subjective Religion*, die jeder einzelne Mensch hat, ist mannichfaltiger Formen empfänglich; doch verstatet unser modernes Zeitalter es uns nicht, aus dem Kreise des Christenthums hervorzutreten, in welchem das geistige Princip des trennenden, reflectirenden und abstrahirenden Verstandes vorherrscht. Das Ganze der Religiosität beruht auf dem harmonischen Doppelgefühl des Menschen von seiner Abhängigkeit und Freyheit. Hat eines dieser Gefühle vorherrschend das andere ganz unterdrückt: so entstehen, als Extreme einsei-

tiger Religiosität, *Aberglauben* und *Unglauben*. Religiosität läßt sich nicht *anbilden*, sondern *wecken* und *üben*. — (Vorles. 6.) Hier ersteigt die Verwirrung der Ideen und die Unbestimmtheit der Begriffe des Vfs. den höchsten Gipfel. Hr. E. hat auf alles und jedes Unterscheiden einen solchen unverföhllichen Hals geworfen, daß es ihm unbedingte Maxime zu seyn scheint, nichts im Denken zu unterscheiden, was in der Sache nicht getrennt ist, oder doch verknüpft seyn soll. Daher will er von *theoretischer* und *praktischer Vernunft* so wenig als von *theoretischer* und *praktischer Religion* etwas wissen. Darum verwirft er den ganzen Unterschied zwischen *Natur* und *Offenbarung*, natürlicher und geoffenbarter Religion, weil man Gott und Natur nicht trennen dürfe, weil die christliche Religion nicht unnatürlich sey, weil es überall nichts Auser-natürliches gebe (wie Hr. E. ohne allen Beweis zu behaupten wagt), weil jene sogenannte natürliche Religion niemals Volksglaube, herrschende Ansicht eines Stammes, einer Zeitepoche, *Cultus*, folglich nie Religion in *objectivem* Sinne gewesen, und weil der Geist des Menschen, mithin der Geist der Propheten, Christi und anderer Gottesboten auch Natur sey. Jede Religion ist also (nach dem Vf.) eine natürliche; jede ist aber auch eine *geoffenbarte, positive*, in sofern ein tiefer schauendes Gemüth Anderen (dem Volke) Ideen mittheilt, die es nicht begreifen, nicht aus sich selbst erzeugen, sondern nur glauben kann und *muß*. — Also giebt es kein Recht, keine Pflicht, angebliche Offenbarungssätze zu prüfen? — Nach Hn. E. keinesweges; sie sollen nicht in die Philosophie des Verstandes gezogen werden, denn sie sind Sache der Religion, und mithin höher als alle Vernunft. — So giebt uns *diese* natürliche Religion dem Worte aller Träumer, Schwärmer und Betrüger preis. Das Christenthum ist sonach nicht mehr und nicht weniger Offenbarung Gottes, als das Heidenthum; das Eine hat, als Religion betrachtet, gleichen Werth mit dem anderen; den höchsten Werth hat unstreitig (nach dieser Ansicht) der alte indische Theismus, als die erste, urbeginnliche Offenbarung Gottes, deren Ideenreichthum spätere Völker und Länder sich nur *vereinzelt* zugeeignet haben. (Vorles. 7.) Ganz diesen Voraussetzungen gemäß, erklärt der Vf. (S. 153) andere, besonders indische, universelle Religionschriften eben so gut für *Urkunden des Christenthums*, als die Bücher des N. T., in welchen die Idee des Christenismus weder einzig, noch ganz und unvermischt enthalten sey. Eben so folgerecht ist seine Behauptung (S. 159), daß Theologie und Christenthum unabhängig von Schriftauslegung, Sprachkunde und Kritik, für sich bestehe. (Vorles. 8.) *Dogmatik* und *Moral* aber werden auf diesem Wege bloß historische, obgleich systematisch geordnete, Disciplinen: jene von der Art und Weise, wie die Menschheit in der christlichen Epoche ihr Verhältniß zu Gott sich vorstellt; diese, wie die Menschheit zufolge dieser Ansicht, welche das Schicksal ihr auf-

dringt, sich am reinsten darstellen lasse. Eine *allgemeine Moral*, die für das ganze Menschengeschlecht passe oder gelte, ist dem Vf. ein eben so lächerliches Unding, als eine allgemeine Religion, oder *allgemeingültige Glaubenslehre*. Daher spricht er auch von jeder philosophischen Moral, die den freyen Menschen überhaupt in Anspruch nimmt, sehr geringschätzig, und erklärt am Ende die ganze Anthropologie und Menschengeschichte für Moral; wodurch füglich bey einem consequenten Verfahren alle *Sittlichkeit* in zeit- und ortgemäße *Sitte* verwandelt und eigentlich aller wesentliche Unterschied des Guten und Bösen (im Geiste mancher griechischen Sophisten des sokratischen Zeitalters) vernichtet wird. Die Religion und ihre Wissenschaft, die Dogmatik, muß, wenn sie ganz und gar historischer Natur ist, mit ihrer Schwester, der Moral, das nämliche Schicksal theilen; sie lehrt nur, was zu gewissen Zeiten *geglaubt wird* oder *wurde*, nicht was in religiöser Hinsicht zu *glauben* sey; sie giebt nur wandelbare Ansichten, und gewährt keine bleibende Einsicht; von Dogmengeschichte ist sie nicht unterschieden. Wollte man alles dies etwa bloß von der *positiven* Theologie und Moral verstehen, und die Darlegung dessen, was schlechthin *nothwendiges* Object des menschlichen Thuns und Glaubens sey, von einer anderen Wissenschaft erwarten: so schneidet der Vf. auch diese *Hoffnung*, dem sittlichen und religiösen Indifferentismus zu entgehen, durch den alles verwirrenden *Machtsspruch* (S. 277) ab: „Wissenschaft ist Geschichte, Geschichte ist Philosophie, Philosophie ist Theologie; oder Philosophie ist Wissenschaft, diese ist Geschichte, diese Theologie.“ — Dafür, daß der studirende Jüngling aus dieser alles verwirrenden Nichtunterscheidung und bloß historischen Principlosigkeit sich nicht etwa selbst herausarbeite, sorgt der Vf. durch den ganz eigenen Studienplan, dessen Befolgung er ihm dringend anrath. Nur Philosophie, Alterthumswissenschaft, Geschichte, Mythologie, Exegese, Kritik, positive Dogmatik und Moral, Kirchengeschichte und Kirchenrecht, nebst Staatengeschichte und Staatsrecht — und zum Schluß Homiletik, Katechetik und Pastoral — soll der künftige Theolog auf Universitäten studiren (Vorles. 10), allenfalls auch noch Metaphysik (S. 208) und Mathematik. Aber durchaus keine Logik, keine Psychologie, kein Naturrecht. — „Das methodische Studiren dieser philosophischen Doctrinen und das Wissen um ihre Abstractionen ist Ihnen entbehrlich; Sie werden denken, ohne Logik; Sie werden empfinden, riechen und träumen, ohne Psychologie; Sie werden nicht mit den Affen und Bären des Waldes Gesellschaft machen, um zu versuchen, welche Rechte mit Ihnen geboren sind.“ — Als ob man nicht durch dieselbe Sophisterei *alles* methodische Studiren überhaupt zum müßigen Zeitverderb herabsetzen könnte! Man wird z. B. Religion haben, ohne Dogmatik zu hören, ohne das A. und N. T., ohne die Griechen und Römer, ohne den ganzen Orient, auch ohne die indischen Urkun-

den studirt zu haben; denn Religion ist etwas dem Menschen Angebournes; man wird erbaulich predigen können ohne Homiletik; man wird die Kirche nicht mit dem Amthaus, den Pfarrer nicht mit dem Justizamman verwechseln, auch ohne Kirchenrecht u. s. w. Man wird endlich auch Theologie studiren können, und hat sie wirklich studirt, ohne Hn. *Simon Erhardts* Vorlesungen darüber vernommen zu haben, — in welchen übrigens auch über Erziehung und Unterricht (Vorles. 11), über das Verhältniß der Theologie zur Philosophie und Kunst (Vorles. 12), über die äußere Art des Studirens (Vorles. 13), und über den Stand und die Ämter der Theologen (Vorles. 14) — viel Treffendes und Schiefes — gesagt wird, zu dessen Erörterung diese, ohnehin schon ausführliche, Recension den Raum vermag.

d.

KIPL, in der königl. Schulbuchdruckerey: *Das sittliche Leben nach der Schrift mit Rücksicht auf die Zeichen unserer Zeit* von Johann Otto Thies, der heiligen Schrift Doctor und Professor. Ich glaube, darum rede ich. Pf. 116, 10. 1809. XVI und 256. S. 8. (20 Gr.)

Wer da glaubt, in dieser Schrift eine vollständige Anweisung zu einem sittlich guten Verhalten zu finden, der irrt sich. Es sind vielmehr einzelne Betrachtungen über verschiedene und in keiner bestimmten Ordnung zusammenhängende Gegenstände. In 64 Aufsätzen behandelt der Vf. die verschiedenartigsten Dinge, aber freylich mit Beziehung auf Sittlichkeit. Wir heben, um den Lesern einen Begriff davon zu geben, die Überschriften der letzten Aufsätze aus: No. 56. Die Menschenrechte. 57. Die Kriegsknechte. 58. Das Vaterland. 59. Die Weltgeschichte. 60. Das Weltgericht. 61. Die falsche GröÙe. 62. Die wahre GröÙe. 63. Die Leiden. 64. Der Tod. Auch darf man nicht über diese Gegenstände etwas Ausführliches erwarten; vielmehr giebt der Vf. darüber, was ihm beliebt, einzelne Reflexionen und Gedanken, nie etwas Erschöpfendes und Ausführliches; was auch nicht seyn konnte, da jeder Aufsatz nur vier Seiten einnimmt. Daß selten etwas Triviales und Gemeines vorkommt, läßt sich von dem nun verstorbenen Th., dem Niemand Geist absprechen wird, schon erwarten. Darin zeichnet sich auch diese Schrift von den übrigen des Vfs. aus, daß sie der paradoxen und auffallenden Sätze nicht so viele enthält. Freylich kommen deren auch hier nicht wenige vor. Z. B. Soll man es für Satire oder Ernst halten, wenn er unter dem Artikel: Lehrer S. 26, den Altern den Rath giebt: „Seyd übrigens um die den Lehrern zu erweisende Achtung (?) und ihren zu erhöhenden Unterhalt (der Unterhalt wird eigentlich nicht erhöht, sondern die Mittel zum Unterhalte) wie bisher nur unbekümmert. Sie haben eine Speise zu essen, da wißt ihr nicht vom Joh. 4, 32. Auf den jugendlichen Seelen, die sich ihnen öffnen, ziehen sie für ihren Geist die feinste Nahrung, und in der Freude ihres überir-

dischen Berufs genießen sie einer Selbstachtung, wobey sie von euren Ehren- und Gunst-Bezeugungen weiter keinen Gebrauch machen können, als das sie beides den Lohnknechten zuwenden." Satire kann es nicht seyn; denn dazu ist der Ton zu feyerlich, und Ernst noch weniger, ohne in die größte Ungerechtigkeit zu verfallen. Schade, daß der Vf. nicht immer von bestimmten Begriffen ausgeht! Daher es denn kommt, daß man unter manchen Artikeln etwas ganz anderes findet, als man erwartet hatte. Z. B. Unter dem Artikel: Selbstständigkeit findet man keinen Zug von dem eigentlich selbstständigen Charakter, der seinen als wahr erkannten Grundsätzen in jedem Falle treu bleibt, und nur dann davon abweicht, wenn ihre Falschheit oder Unrechtmäßigkeit ihm einleuchtet. Dagegen setzt der Vf. die Selbstständigkeit der Selbstsucht entgegen. „Das sinnliche Selbst, heist es S. 53, steht dem sittlichen entgegen. Wem dieses genügt, der verleugnet jenes bis zur Aufopferung. Dieser ist also der Selbstständige." Ist das aber nicht offenbare Verwechslung mit der Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung? Kein Wunder, daß, da nirgends eine Definition gegeben wird, das Gesagte schwankend und unbestimmt wird. Bey allen dem fehlt es nicht an schönen Stellen, z. B. in dem Artikel: Arbeit S. 136: „Unser von Arbeit, die uns in Begeisterung setzt, gehobenes Leben fährt über jeden Anstoß schnell dahin, als flögen wir davon, und jeder Ruhepunkt thut uns wohl. Wir übersehen von da aus Alles, was wir gemacht haben; und ist es auch nicht Alles sehr gut, so belebt uns doch die Hoffnung, es werde besser werden." Oder S. 190 über den Feiertag: „Wohl hat ein Tag, an dem jedes Handwerk ruht, jeder Handelsverkehr unterbrochen ist, an dem auch jede, nicht eben schöne, Kunst verstummt, jede nicht eben geistreiche Wissenschaft schweigt, je-

de Thätigkeit, die nur nach Brod geht, aufhört, etwas Festliches, und der Anblick einer solchen stillen Landesfeyer, in welcher jeder Einwohner dem andern gleich und jeder bey völliger Ruhe, auch des Gemüths, zur Freude gestimmt zu seyn scheint, wie denn auch jeder in einem Feyerkleide erscheint, hat etwas Herzerhebendes." S. 194: „Ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesandt hat. Ein Gesandter Gottes, ja der bin ich so gewiß, als ich ein Geschöpf Gottes bin. Einen Auftrag von ihm, meinem eigentlichen Vater, habe ich so unfehlbar, als ich von ihm das Daseyn habe." Man sieht zum Theil schon aus dem Angeführten, wie viel Bibelstellen der Vf. seinem Vortrage einverleibt hat. Sind freylich auch nicht alle passend, und nur durch gleichen Wortklang oder durch eine andere Auslegung mit dem Vortrage harmonirend: so soll vielleicht dadurch der Titel: sittliches Leben nach der Schrift, gerechtfertigt werden. In der Vorrede spricht der Vf. ein beherzigungswerthes Wort gegen diejenigen Volkslehrer und Schriftsteller, die im feigen Knechtsgeiste und feiler Schmeicheley daher kriechen, und aus freyen Dienern Gottes falsche Menschenknechte werden. Lehrer und Schriftsteller sollen, ohne deshalb Polterer zu werden, über *solche* Materien in einem *solchen* Tone reden, wie Paulus sie vor Felix Act. 24, 25 zur Sprache brachte, und dadurch das Salz der Erde seyn, daß sie ihren apostolischen Beruf wahrnehmen und den prophetischen Eifer, in welchen sie dabey gerathen möchten Jes. 58, 1, durch evangelische Sanftmuth 1 Tim. 1, 2—4 zu mildern willen. Dadurch könnten sie sich hohes Verdienst erwerben, wenn die mit dem moralischen Verderben erzeugten politischen Ubel eines Volkes, gleich Schlägen einer erzürnten Gottheit, überall fühlbar werden.

— R —

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Summarische Erklärungen der Sonn-Feiertags-Episteln zu Vorlesungen am Altar von Valentin Karl Veilodter, Pfarrer zu Walkersbrunn und Gräbern unweit Nürnberg. 1808. V und 72 S. 4. (16 Gr.)*

In vielen protestantischen Ländern ist bekanntlich die Einrichtung, daß bey dem Frühgottesdienste die Episteln nebst einer sogenannten summarischen Erklärung am Altar verlesen werden. Die in der Agenda beygefügte Erklärung ist alt, und in vieler Rücksicht den gegenwärtigen Geistesbedürfnissen der christlichen Gemeinden nicht mehr angemessen. Zwar ist der Ton herzlich und bey einzelnen Episteln auch die Anwendung sehr glücklich: allein es ist doch auch nicht zu leugnen, daß bey weitem die meisten ganz untauglich sind, besonders wegen der Aufstellung oft sehr crasser dogmatischer Begriffe. Man hat gefühlt, daß es zu unsern Zeiten anders seyn sollte. Der Vf. hat diesen Gebrechen abzuhelfen gesucht, und ist in seiner Cur nicht unglücklich gewesen. Eine eigentliche Erklärung enthalten sie nicht;

wie wäre das auch möglich, da dazu oft so viele Zeit als zur Predigt selbst gehörte: aber die Anwendungen selbst sind doch praktisch und im Geiste des wahren Christenthums. Könnte auch, wie der Vf. bemerkt, der Prediger sich selbst helfen: so wird es doch um mancherley Ursachen willen Vielen angenehm seyn, das hier schon zu besitzen, was sie erst mit Mühe bearbeiten müßten, wenigstens werden sie dem Prediger, der sich seine Summarien selbst machen will, zum Vergleichen dienen, und besonders angehenden Predigern willkommen seyn. Wir können daher das Buch mit gutem Gewissen zu dem Gebrauche, wozu es der Vf. ausgearbeitet hat, empfehlen. Nur ein paar epistolische Perikopen, besonders die am grünen Donnerstage, hat Rec. vermist. Auch hätte wohl bey den Abschnitten am S. Jud., Palm., Charfr., mehr Rücksicht auf die Hauptlehre der evangelischen Kirche von der Versöhnung durch Christum genommen werden sollen. Der Druck ist schön und correct und auch das Papier recht gut.

Z. I. E.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 M Ä R Z , 1 8 1 1 .

J U R I S P R U D E N Z .

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Rechtsfälle, entschieden nach dem Gesetzbuch Napoleons von Frankreichs und Westphalens obersten Gerichtshöfen.* Herausgegeben von Dr. B. W. Pfeiffer, Substitut des königl. Generalprocurators am Appellationshofe des Königreichs Westphalen. 1ste und 2te Abtheilung. 1810. VIII u. 320 S. 8. (Jede Abtheil. 12 gr.)

Die Jurisprudenz des Gesetzbuchs Napoleons wird durch dies Unternehmen ungemein gefördert. Denn es ist ein Vorzug der Praxis, der Auslegung bedürftige Seiten eines Gesetzes zu entblößen, welche vom emsigen theoretischen Forscher unbeachtet geblieben seyn würden, und nur sie bietet dem Ausleger der Verträge, Testamente und richterlichen Urtheile den interessantesten Stoff dar. Bey dergleichen Sammlungen kommt alles auf eine gute Auswahl an, und mit Vergnügen bemerkt sie Rec. in vorliegenden beiden Abtheilungen. Ein Theil der Rechtsfälle, nämlich die vor Frankreichs Gerichtshöfen verhandelten, sind zwar schon in französischer Sprache durch den Druck bekannt gemacht: allein bey weitem den meisten praktischen Juristen Westphalens werden sie nur durch gegenwärtiges Vehikel zur Notiz gebracht, mithin nützlich. Überdies sind die Erkenntnisse nicht bloß dahingestellt, sondern vorausgeschickt belehrende theoretische Erörterungen des Herausgebers machen mit der Materie vertraut, welche sie berühren.

Die erste Abtheilung liefert 19 interessante Fälle. Sie schlagen zwar in alle Theile des C. N. ein, haben aber den gemeinschaftlichen Charakter, daß sie die Materien einzig in Hinsicht auf den bekannten, in der Anwendung oft schwierigen Grundsatz, der C. N. habe keine rückwirkende Kraft, behandeln. No. I und II betreffen die merkwürdige Frage: *In wiefern ist nach Einführung des Gesetzbuchs Napoleons ein Käufer an die früher abgeschlossenen Miethcontracte gebunden?* — Das Districtsgericht und der Appellationshof in Cassel, so wie der Appellationshof in Dijon, entschieden dafür, daß derjenige, welcher unter der Herrschaft des C. N. kauft, die unter der Herrschaft des römischen Rechts geschlossenen Miethcontracte aushalten müsse; und Rec. tritt dieser Meinung, der vom Herausgeber gemachten Einwürfe ungeachtet, bey. Der Kauf muß nach den Gesetzen der Zeit, wo er geschlossen wird, J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

beurtheilt werden. sey es nun, daß nach der Ansicht der französischen Gesetzgeber die Verfügung des Art. 1743 eine Beschränkung der Zulässigkeit des Kaufs einer vermiethten Sache, die Verfügung nämlich, daß kein solcher Kauf für die Zeit der Dauer der Mieth eingegangen werden könne, oder, was aus den *Motifs* Wahrscheinlichkeit erhält, eine Bestimmung, keiner Wirkung, die Verfügung nämlich, daß der Käufer auch in die persönliche Verbindlichkeit des Verkäufers gegen den Miether trete, enthalte. Der Vortheil, welcher aus einem neuen Gesetz über irgend eine Art von Geschäften für gewisse Personen, rücksichtlich eines von jenen Geschäften ganz verschiedenen früher eingegangenen Verhältnisses, entspringt, daß z. B. die Rechte der alten Chirographar-Gläubiger durch die neuere Erschwerung der Bestallung einer Privat-Hypothek verstärkt werden, ist keine retroactive Wirkung. Ebenfalls erheblich ist bey No. III und IV die Frage: *Entzieht nach Einführung des Gesetzbuchs Napoleons das 18jährige Alter oder die frühere Emancipation der Kinder den gesetzlichen Nießbrauch selbst denjenigen Altern, welchen er vorher schon angefallen war, und nach damaligen Rechten für ihre Lebenszeit zugestanden hatte?* Für eine bejahende Antwort sprechen die Entscheidungen der Tribunale zu Alti und Hersfeld und der Appellationshöfe zu Paris und Cassel. Indessen lassen sich noch erhebliche Zweifel dagegen machen, da ein lebenslänglicher, mithin an kein Personenverhältniß gebundener, und dessen rechtliche Modificationen folgender Ususfruct nicht jedes Jahr, sondern ein für allemal, sobald das Vermögen den Kindern zugefallen ist, den Altern erworben wird, eine Erwerbung auf eine unmittelbar positive Art auch eben so bleibende Wirkung äußern muß, als eine Erwerbung durch einen Vertrag. Wenn ein Gesetz verordnet hätte, der Vater solle von jedem, was den Kindern zufalle, $\frac{1}{3}$ erwerben, wollte man ihm dies $\frac{1}{3}$ wieder entziehen, weil der C. N. diese Erwerbungsart nicht kennt? Der Grundsatz: *Die durch ältere Gesetze und Gewohnheiten begründete Ausschließung der Töchter oder nachgebornen Söhne von der Erbfolge in gewissen von ihrem Vater besessenen Gütern — kann bey Erbschaften, welche erst nach Einführung des Gesetzbuchs Napoleons eröffnet wurden, nicht mehr Statt finden,* wird richtig deducirt, und durch Erkenntnisse des Callationshofs in Paris, so wie des Tribunals und Appellationshofs in Turin (No. V. VI) erläutert. Die Endworte des Promulgations-Edicts C c c

§. 3 scheinen nur der Meinung vorbeugen zu wollen, als wären auch in peinlichen, überhaupt in allen zum Civilrecht nicht gehörigen, Sachen die alten Rechte abgeschafft. Indessen würde hier, da genau betrachtet von der Wirksamkeit fideicommissarischer Substitutionen, welche z. B. der Meierherr bey Verleihung des Guts anordnete, die Rede ist, nach dem genehmigten Staatsraths-Gutachten vom 8 Jan. 1808 noch der nächste Fideicommiss-Erbe, welcher vor dem 1 Jan. 1808 geboren ist, zur Succession gelangen. Nach dem Grundsatz: *Die ehrerbietige Anfrage volljähriger Kinder ist nach dem Gesetzbuch Napoleons kein wesentliches Erfoderniß zur Gültigkeit der Ehe*, entschied der Appellationshof in Cassel (No. VII) richtig, daß die vom preuss. allg. Landrecht Th. 2. Tit. 20. §. 1100 auf die Einführung gesetzte Strafe nicht Statt finde, wenn nur jene Anfrage des Entführten unterblieben ist. Auf die wichtige Frage: *Nach welchen Grundsätzen werden die Vermögensrechte der Eheleute, welche sich vor Einführung des neuen Gesetzbuchs verheiratheten, beurtheilt?* erfolgt die richtige Antwort: nach den zur Zeit der Eingehung des Ehevertrags geltenden Grundsätzen; welches auf zwey Erkenntnisse der Appellationshöfe zu Angers und Brüssel (No. VIII. IX) führt. Eben so wenig macht, nach einem Erkenntniß des Appellationshofs in Cassel (No. X), eine *Veränderung des Domicils*, daß die Ehe nicht nach den Gesetzen des Orts des Contracts beurtheilt werde. Kein Satz wurde wohl in den ersten Zeiten nach der Reception des C. N. so sehr debattirt, als dieser: *Klagen, welche auf Erforschung der Vaterschaft gerichtet sind, dürfen von den Gerichten nicht angenommen werden, wenn gleich das Kind vor Einführung des Gesetzbuchs Napoleons geboren war*. Die ihm entgegenstehende Theorie würde nach Rec. Ansicht die richtigere seyn, denn der Grundsatz des Art. 340 steht doch unter dem höhern im Art. 2; und wenn ein Gesetzbuch nicht retroactive Kraft haben soll: so darf die Verfassung der Rechtspflege nicht die bereits vor der Einführung erworbenen Rechte kraftlos machen. Indessen bleibt die Frage sehr zweifelhaft, und wie der Herausgeber berichtet, lassen sich folgende Sätze als sichere Praxis des Appellationshofs in Cassel anführen: 1) Klagen, welche erst nach dem 1 Januar 1808 ange stellt sind, werden als ganz unzulässig verworfen; 2) auf solche Klagen, welche vor dem 1 Januar 1808 nicht nur anhängig gemacht sind, sondern worüber auch schon eine Beweisführung oder ergänzende Eidesanfrage Statt gefunden hat, wird ein Erkenntniß nach den Grundsätzen des alten Rechts abgegeben. Als Belege dienen drey Rechtsfälle (No. XII. XIII. XIV). In den ersten Monaten der Reception des C. N. entstand ein Conflict desselben mit dem alten Gang der Geschäfte, und diess veranlaßt, daß der Herausgeber die Regel aufstellt: *Testamente, welche vor Bestellung der Notarien durch einen Beamten oder Friedensrichter in Ermangelung eines Notars aufgenommen wurden, sind gültig, wenn*

dabey außerdem die neue gesetzliche Form beobachtet wurde. Eine Entscheidung des Staatsraths in Cassel, als Callationshofs (No. XV), neigte sich zur entgegenstehenden Theorie, der Appellationshof dafelbst (No. XVI) aber war für jenen Grundsatz. Rec. tritt der Meinung des ersteren bey. Denn sobald auch nur der kleinste Theil der Form fehlt, ist nach der Strenge der Jurisprudenz, und wer vermag sie auf Kosten eines Anderen zu mildern? das beabsichtigte Geschäft gar nicht vorhanden. Eine sehr gründliche Auslegungsregel ist es: *Ausdrücke, mit denen das Gesetzbuch Napoleons einen anderen rechtlichen Begriff als die vorigen Gesetze verbindet, müssen, wenn sie unter diesen in verbindliche Willenserklärungen aufgenommen wurden, auch nach der Einführung jenes Gesetzbuchs in dem Sinne des alten Rechts verstanden werden*. Sie wird in besonderer Beziehung auf die Ausdrücke unbewegliches Vermögen und Großjährigkeit durch zwey Erkenntnisse der Appellationshöfe in Rouen und Cassel (No. XVII. XVIII) angewandt. No. XIX erläutert die aufgestellte Regel: *Vorschriften des Gesetzbuchs Napoleons über Schuldscheine leiden auf eigentliche Wechsel keine Anwendung*.

Einen wichtigen Beytrag zur Theorie der Succession unehelicher Kinder liefert die zweyte Abtheilung. Sie beschäftigt sich nämlich fast einzig mit dem vollkommen wahren Grundsatz: *Uneheliche, vor Einführung des Gesetzbuchs Napoleons geborne Kinder müssen, wenn sie die ihnen hiedurch zugesicherten Rechte auf eine erst nachher angefallene Erbschaft geltend machen wollen, sich dazu durch die in dem neuen Gesetzbuch vorgeschriebenen Erfordernisse qualificiren*. Die von Hn. Pfeiffer aufgestellten Erfordernisse der ausdrücklichen, förmlichen, freywilligen, in der Geburts- oder einer öffentlichen Urkunde, wenn gleich vor der Geburt, geschehenen Anerkennung werden hier auseinandergelegt, und jedes von ihnen wird durch Erkenntniße (No. XX bis XXXIV) erläutert. Den Beschluß machen Supplemente zu den Erkenntnissen über die Vermögensrechte der Ehegatten und die Testamente der Friedensrichter (No. XXXV — XXXVII).

Der Fortsetzung sieht Rec. mit Verlangen entgegen. =.

ROSTOCK u. SCHWERIN, b. Stiller: *Bemerkungen über einige Gegenstände des mecklenburgischen Concurs-Processes*, von Justiz- und Consistorial-Rath von Nettelbladt zu Rostock. 1810. 164 S. gr. 8.

Der Vf. untersucht in diesem Werke die wichtigsten Momente eines für sein Vaterland und überhaupt für unser Zeitalter sehr wichtigen Gegenstandes, der besonders in Mecklenburg, welches noch keine eigene Concursordnung hat, einer nicht bloßen Nachhülfe, sondern gänzlichen Verbesserung bedarf, wenn anders der Grundbesitzer im Eigenthums- und Erhaltungs-Stande bleiben soll. So wie des Vfs. officiële Lage ihn in den Stand setzte, die

mannichfaltigen, das Concursverfahren in Mecklenburg verwirrenden, von der Vervollkommenheit zurückhaltenden Hindernisse genau zu kennen: so hat derselbe bey der Ausarbeitung dieses Werks jene amtlichen Wahrnehmungen und Erfahrungen, die Acten des Gerichtshofs, dessen Mitglied er ist, und, wie aus mehreren Stellen dieser Bogen hervorgeht, die in Rostock befindlichen Acten des Landes mit dem rühmlichsten Fleisse benutzt, seiner Arbeit durch die ihr einverwebten, gründlichen allgemeinen theoretischen Untersuchungen, scharfsinnigen praktischen Ansichten einen bedeutenden Werth auch fürs Ausland gegeben, und dadurch sich unter den Schriftstellern über diesen Gegenstand eine achtungswerthe Stelle erworben, welcher er wegen der männlichen Freymüthigkeit, und der aus seinen Vorschlägen allenthalben hervorgehenden humanen, billigen und uneigennütigen Grundsätze noch würdiger ist. Dies ist der allgemeine Charakter dieses Werks, welcher sich in allen Theilen desselben mit vorzüglicher Consequenz behauptet. Die Natur der Sache und Erfahrung aller Länder, deren Concursverfassung organisiert ist, beweiset die Güte und Ausführbarkeit der Verbesserungsvorschläge des Vfs., gegen welche, wie vielleicht zu befürchten ist, richterliche Indolenz und Anhänglichkeit am Gewohnten, so wie advocatischer Eigennutz, sich stemmen werden. Der Inhalt der sechs einzelnen Abschnitte, worein diese Abhandlung zerfällt, ist folgender: I. *Von Verhütung der Concurse, Nachlassverträgen, Moratorien und der richterlichen Mitwirkung zu diesen Zwecken.* Möchten alle Richter die hier vorgetragenen Grundsätze beherzigen und befolgen! Möchten alle Gläubiger sie ihrem Gedächtnisse tief einprägen! Der leichtsinnig eröffneten Concurse würden dann weniger seyn, und die Gläubiger würden nicht durch gewinnfüchtige Advocaten und sogenannte Actoratsjäger zu unzeitigen Capitalkündigungen und Anträgen auf Concurs-Eröffnung verleitet werden, deren Resultat nur im Verlust des beträchtlichen Theils der Capitalien, und darin besteht, daß Richter und Advocaten mit einem ansehnlichen Theil der Concursmasse sich bereichern, zumal in Mecklenburg, wo die Gerichtshöfe so ganz einzig hohe Sporteln selbst dann erhalten, wenn die Prioritätsurtheile auswärts abgefahst werden. Sehr richtig sagt schon Döhler in der *processualischen Maufesalle, oder Vorstellung, wie es bey Processen herzugehen pflegt* (Coburg 1739) S. 62: „Endlich ist noch eine andere Art der Concursprocesse übrig, welche man wohl *concurficia* heißen möchte, und diese sind für die armen Debitores die allergefährlichsten Maufesallen, und können sonderlich bey ansehnlichen Rittergütern gebraucht werden. Wenn einer e. gr. ein Gut von 40000 Rthlr. besitzt, und sich dabey in 10 — 15000 Schulden vertieft hat: so darf man nur diejenigen Creditores, so klagen, und wenn es auch der dritte Theil oder kaum die Hälfte derselben wären, unterstützen, und dieselben zur Importunität animiren, denen übrigen aber unter dem

Schein des Wohlmeinens zu verstehen geben, daß sie sich regen sollen, und wenn man ja alle Creditores noch nicht weiß, es dahin einrichten, daß der Debitor selbst vorher anzeigen muß: so kann man mit einer Sequestration hinterwischen. An Exemplen fehlt es nicht, doch sie sind odios und anzuführen nicht nöthig.“ Es scheint, daß von dieser Maufesalle mehr Exemplare, als man glauben sollte, noch vorhanden sind, aus welcher Rec. indessen die Schlussworte hier um so mehr beobachten will, als in Mecklenburg diese Maufesallen so ziemlich bekannt sind. Diesem Unwesen setzt der verdienstvolle Vf. der gegenwärtig angezeigten Schrift mit einem ihn ehrenden Eifer sich entgegen; möchten nur seine Worte und seine Vorschläge allenthalben, sowohl von seinem Fürsten, als von seinen Mitbürgern, und unter diesen besonders von seinen Richtern ernstlich beherzigt, und dadurch diese Hydra vernichtet werden! Sehr treffend ist dasjenige, was der Vf. über die Sequestration, als Mittel zur Concursabwendung, angeführt hat. Rec. glaubt, daß bey richterlichem Ernst und eifrigem Bestreben, bey persönlicher Vorladung der etwa contradicirenden Gläubiger, bey der Remotion der Advocaten von den Vergleichsverfahren und bey strenger Bestrafung der den letzteren aus Eigennutz oder Eigennutz sich entgegensetzenden Advocaten die gütliche Aufgreifung eines Debitwesens sehr selten fehlen wird, zumal wenn die Actorate, und in ihnen der Reiz, Concurse zu erregen, abgeschafft werden. Letzteres ist der Gegenstand des II Abschnitts: *Von gemeinsamen Anwälten.* Mit Gründen, denen kein unbefangener, sacherfahrener Mann die vollste Zustimmung verlagen wird und verlagen kann, zeigt der Vf. mit Evidenz den gesetzwidrigen Ursprung, die gänzliche Nutzlosigkeit und die Gemeinschädlichkeit der in Mecklenburg aus richterlicher Indolenz und fachwalterischer Frivolität entstandenen Gesamttactorate, und die unbedingte hohe Nothwendigkeit der Abolition dieses, das Land und das Publicum schwer drückenden Hindernisses eines guten Concursverfahrens, bey welchem man in keinem anderen Lande diese gemeinschädliche Anstalt in derjenigen giftigen Blüthe, die sie hier erhalten hat, kennt, Personen, denen sie zur Indolenz-Brücke dienen, mögen dagegen sagen und schreiben, was individuelle Motive ihnen eingeben können und werden. Für den Fall, daß man vom Alten, wenn es auch noch so nachtheilig seyn sollte, durchaus sich nicht zu trennen vermag, hat der würdige Vf. einige Vorschläge hinzugefügt, welche aber, wie er selbst zugiebt, keine radicale Cur, sondern nur Palliativmittel sind, und das immer weiter krebserartig um sich greifende Übel um so weniger lindern, als man es an Mitteln nicht wird fehlen lassen, sie zu umgehen. Der Concursprocess muß durchaus von richterlichen Amtswegen betrieben werden, und damit ist ein solcher *Actor communis* unvereinbarlich. Hoffentlich wird daher auch die letzte Stunde dieser, nur zu lange geduldeten, Anstalt zum

wahren Wohl der Justiz bald schlagen! III. *Von Güterverwaltern.* Dieser Abschnitt enthält nichts Neues; hierin ist die mecklenburgische Gesetzgebung schon vollständiger, indem sie die Advocaten von der *cura bonorum* ausschließt. IV. *Von Verfilberung der Activmasse.* Die Vorschrift, daß die Concursgüter schon um zwey Drittheile ihres wahren Werths verkauft werden sollen, ist der mecklenburgischen Gesetzgebung eigenthümlich, und für die Gläubiger eben so nachtheilig, als für den Credit. Sie scheint in der That nur temporär zu seyn, hat sich aber noch immer erhalten. Wahrscheinlich wird eine bessere, den gegenwärtigen Zeiten angemessenere Gesetzgebung auch dies aufheben, oder wenigstens modificiren, und dadurch einen großen Theil der Capitalien retten, welche widrigenfalls nach und nach verloren gehen. Es ist hiebey nicht zu übersehen, daß die Taxen der Concursgüter ohnehin niedriger, als der gewöhnliche Gutspreis sind. V. *Von Vertheilung der während der Dauer des Concursprocesses aufkommenden Massengelder.* Eine vortreffliche neue Constitution vom 12 Sept. 1809 giebt diesem Gegenstande eine richtige Grundlage. Nach Rec. müssen die Prioritätsurtheile sobald als möglich erfolgen, bis dahin aber der verfilberte Capitalmassenthail auf Capitalschulden, die Zinsen und Einkünfte hingegen auf die Zinsen der Passivschulden prioritätsmäßig bezahlt werden, mit oder ohne Caution, nach Beschaffenheit der Umstände.

Allein nie und zu keiner Zeit müssen Concursgelder zinsbar ausgeliehen werden, am wenigsten unter Beywirkung der gemeinsamen Anwälde, weil neuere Beyspiele bewiesen haben, daß sie dafür Provisionen und andere Spesen ziehen. VI. *Von Anordnung der Concursacten.* Die hier geäußerten Grundsätze sind so zweckmäßig, daß ihre Befolgung zu wünschen ist.

Da die längst ersehnte und verheißene Wohlthat einer Reform des Justiz- und Gerichts-Wesens schon vor einigen Jahren als nahe bevorstehend öffentlich in Mecklenburg angekündigt ist, mithin als ein dringendes Bedürfnis wahrscheinlich nächstens eintreten wird: so ist das vorliegende Werk ein dienstvolles Wort zu seiner Zeit gesprochen. Der Vf. hat sich in demselben als einen seinem Gegenstande gewachsenen Mann bewährt; und jeder Vorurtheilsfreyer muß wünschen, daß er die Freude erlebe, bey der Reorganisation des Justizwesens seine Vorschläge beachtet zu sehen. Rec. bemerkt nur noch, daß diese Vorschläge mit denjenigen wesentlich übereinstimmen, welche ein anderes Mitglied eines mecklenburgischen Landesgerichtshofs über eine verbesserte Concurs-Processordnung zu den Landesacten übergeben hat, welche, ob sie gleich noch nicht im Druck erschienen sind, Rec. Gelegenheit gehabt hat, mit den gegenwärtigen Bemerkungen des Hn. v. N. zu vergleichen.

K.

K L E I N E S C H R I F T E N.

JURISPRUDENZ. Trier, b. Hetzrodt: *Dissertatio de re judicata*, auctore Carolo Eggena, Cassellis Gueßphalo. 1809. 88 S. 4. Eine, als erster Versuch, recht gut gerathene Abhandlung, welche ihrem *ex professo* noch wenig bearbeiteten Gegenstande dadurch ein neues Interesse verleiht, daß sie mit dem Vortrage der Grundsätze des römischen Rechts zugleich die Abweichungen des französischen, insbesondere der französischen Processordnung, zweckmäßig verbindet. Nach einer ziemlich vollständigen Ausführung über den Begriff und die Wirkungen der Rechtskraft, handelt der Vf. insbesondere: 1) von den Mitteln, die Rechtskraft eines Urtheils zu verhindern; 2) von den Erkenntnissen, welche nie in Rechtskraft übergehen; 3) von der Restitution gegen rechtskräftige Erkenntnisse; 4) von der dagegen zulässigen Klage, Einrede und Replik des Dolus; 5) von den Fällen, worin die Römer dem rechtskräftigen Urtheile gesetzliches Ansehen beylegen, und, in einiger Verbindung hiemit, 6) von den Erkenntnissen, welche in Frankreich die Wirkung einer authentischen Interpretation haben. Die Ordnung dieser Rubriken ist nicht ganz gut gewählt, indessen bleibt doch keine bedeutende Rechtsfrage unerledigt übrig; mehr Tadel verdient es, daß der Vf. die Literatur des Gegenstandes seiner Abhandlung gänzlich übergangen hat, indem er, wenn es auch seine Absicht war, bloß aus den Gesetzen zu schöpfen, die früheren Schriften, wovon er gar manche mit gutem Erfolg würde benutzt haben, wenigstens hätte nennen sollen. Auch die westphalische Processordnung, deren größter Theil damals schon erschienen war, hätte der Vf., als Westphale, nicht unberücksichtigt lassen dürfen. — Diese im Allgemeinen; im Einzelnen beschränkt sich Rec. auf folgende Bemerkungen. Bey der Erörterung der Wirkungen eines rechtskräftigen Urtheils verdiente auch die Verfügung des 2123 Art. des Gesetzbuchs Napoleons, zufolge deren aus gerichtlichen Erkenntnissen ohne weiteres eine Hypothek

entsteht, und bey dem 7 § die Anwendung dieses Satzes auf Urtheile, die im Auslande ergangen sind, eine besondere Erwähnung. — Der Behauptung (S. 16. Not. 7), daß auch wegen Zinsen appellirt werden könne, ist, nach der Praxis der deutschen Gerichte, womit auch das königl. Decret über die Gerichtsverfassung Westphalens vom 27 Jan. 1808. Tit. III. Art. 4 übereinstimmt, die Einschränkung beizufügen, daß bey Berechnung der Appellationssumme auf die Zinsen keine Rücksicht genommen werde; und bey dem 14 § hätte nicht unbemerkt bleiben sollen, daß durch deutsche Reichs- und Provincial-Gesetze das Erfodernis einer bestimmten Appellationssumme längst allgemein eingeführt gewesen sey. — Am Ende des 14 § vermißt man die Bestimmung des 357 Art. des Gesetzbuchs Napoleons, die wenigstens beyläufig erwähnt werden mußte. — Endlich ist im 24 § der Sinn des kaiserl. Decrets vom 16 Sept. 1807 ganz falsch dargestellt; zwey gleiche Erkenntnisse des Cassationshofs haben keineswegs an sich die Wirkung einer authentischen Interpretation, sondern es kann der Cassationshof, wenn eine Sache zum zweyten, und er soll, wenn sie zum dritten Male aus demselben Grunde an ihn gebracht wird, eine authentische Interpretation des anzuwendenden Gesetzes veranlassen, worauf dieselbe in der Form einer Verordnung über Gegenstände der öffentlichen Verwaltung ertheilt wird. — Die Emancipation des französischen Rechts ist S. 22 nicht genau genug durch *venia aetatis* übersetzt. — Einige unbedeutendere Sprachfehler können allenfalls für Druckfehler gelten. — Übrigens verspricht diese erste Arbeit des Vfs., daß er, bey fortgesetztem Fleiße, demnächst gewis etwas recht Brauchbares zu liefern im Stande seyn werde, und, bey dieser Überzeugung, muß Rec. wünschen, daß er sein Versprechen, noch einen speciellen Theil dieser Abhandlung nachzuliefern, nicht unerfüllt lassen möge.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 M Ä R Z , 1 8 1 1 .

M E D I C I N .

PADUA, in der Druckerey des Seminariums: *I Sistemi, e la sua reciproca influenza loro*, indagati da Vincenzo Malacarne da Saluzzo, Chirurgo pensionario di Sua Maesta Sarda, Prof. publ. primar. nella R. Imp. Università di Padova etc. 1803. VIII u. 148 S. gr. 4.

In diesem Werke soll, was der undeutliche Titel nicht errathen läßt, von den verschiedenen *organischen* Systemen im menschlichen Organismus die Rede seyn. Die Idee, den wechselseitigen Einfluß der verschiedenen Systeme des Organismus auf einander zu untersuchen, und genauer, d. h. nach ihren innersten Beziehungen, zu bestimmen, ist allerdings sehr schön und von größter Wichtigkeit für eine wissenschaftliche Biologie und Organologie, die eigentlich nur auf die möglichst klare Deduction jener Verhältnisse begründet werden kann. Nur muß, wenn diese Idee in der Ausführung den angedeuteten Erfolg haben soll, nicht nur der wahre Gesichtspunct festgesetzt werden, aus dem der Begriff eines organischen Systems überhaupt zu bestimmen ist, sondern auch die zur Begründung einer wissenschaftlichen Biologie und Physiologie allein zu reichenden Wechselverhältnisse, die sich auf die gegenseitige Activität und Receptivität der einzelnen Systeme, in sofern sie sich gegenseitig Ursachen erhöhen, beschränkter oder veränderter Thätigkeit werden, beziehen, mit einem Worte die *dynamischen* Wechselbeziehungen der Hauptgegenstand der Untersuchung werden. Aus den allgemeinen Bestimmungen der Verschiedenheit dieser dynamischen Verhältnisse in den verschiedenen Systemen läßt sich dann schon (und auch nur) zur Deduction der materialen (chemischen) und formalen (anatomischen) Verschiedenheit der Systeme fortzuschreiten. Die Principien zu der Deduction der ersteren (der dynamischen) Beziehungsdifferenz können nur aus der speculativen Physik oder der sogenannten Naturphilosophie entnommen werden, und dort wird auch gelehrt, welchen allgemeinen Begriff vom „Dynamischen“ der speculative Organolog festzusetzen, in welcher Beziehung zu dem „Chemischen“ er ihn zu nehmen, und wie er aus ihm die Differenzen des Vital- oder Organisch-Dynamischen abzuleiten habe. In diesem Geiste und aus diesen Gesichtspuncten haben denn bekanntlich in der neuesten Zeit Mehrere, namentlich aus der neueren naturphilosophischen Schule, die allgemeine und besondere Physiologie (mit Inbegriff der Pathologie) des menschlichen Organismus mit mehr oder weniger Scharffinn zu bearbeiten, und die inneren (dynamischen) Verhältnisse der zwey (oder drey) Hauptsysteme sowohl unter sich, als einzeln und zusammengenommen gegen die Außenwelt im Gesundheits- und Krankheitszustand aufzuklären gesucht. Und wenn sie gleich bis jetzt im Ganzen nur noch sehr wenig reale und bleibende Ausbeute ihrer Anstrengungen geliefert, vielmehr häufig bloß hochklingende Worte statt Begriffen, und überhaupt wenig mehr als eine mehr oder weniger poetische und witzige *Allegorie* des Mikrokosmos (weßhalb man diese Schule auch die *poetisch-mythische* Schule der Medicin nennen könnte) gegeben haben: so ist doch durch ihre Bemühungen nicht nur der Sinn und Eifer für höheres und wissenschaftlicheres Studium der Kunst allgemeiner geweckt, sondern auch dieser selbst — sogar in ihrem empirischen Theile — bis jetzt schon manche wichtige Bereicherung und mancher nähere Berührungspunct mit der höheren Physik verschafft worden. Nicht so verhält es sich mit der vorliegenden Schrift, die, wenn auch nicht durch ihren Titel, doch durch ihre Vorrede viel größere Erwartungen erregt, als sie erfüllt. Der Vf. hat erstens gar nicht den richtigen Begriff eines organischen Systems gefaßt, wenigstens nicht gleich durchgeführt, und bezeichnet damit auch einzelne Organe oder Aggregate von ähnlich geformten Organen. Sodann beschränkt er seine Untersuchungen über den Zusammenhang und den gegenseitigen Einfluß der Systeme und Organe unter einander vorzüglich nur auf das *anatomische* Verhältniß derselben, und sucht zunächst bloß aus der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Textur und des Baues, so wie aus dem Daßeyn oder Mangel der Continuität einzelner Organe die Ähnlichkeit und Verwandtschaft oder die Verschiedenheit ihrer Functionen zu erklären, nebenbey auch die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Wirkungen von Krankheitsstoffen und mechanischen Krankheitsursachen, so wie von Arzneyen, zuweilen auch das Ursächliche der Heilanzeigen und der Heilsamkeit einzelner Curarten und Mittel in den Zufällen dieses oder jenes Organs bemerklich zu machen. Aber gerade in diesen physiologisch-pathologischen Erklärungen und therapeutischen Hinweisungen, in welchen sich doch die Nutzbarkeit einer tiefer eindringenden Analyse des gegenseitigen Einflusses der Systeme und Organe auf einander am deutlichsten erproben, und

phischen Schule, die allgemeine und besondere Physiologie (mit Inbegriff der Pathologie) des menschlichen Organismus mit mehr oder weniger Scharffinn zu bearbeiten, und die inneren (dynamischen) Verhältnisse der zwey (oder drey) Hauptsysteme sowohl unter sich, als einzeln und zusammengenommen gegen die Außenwelt im Gesundheits- und Krankheitszustand aufzuklären gesucht. Und wenn sie gleich bis jetzt im Ganzen nur noch sehr wenig reale und bleibende Ausbeute ihrer Anstrengungen geliefert, vielmehr häufig bloß hochklingende Worte statt Begriffen, und überhaupt wenig mehr als eine mehr oder weniger poetische und witzige *Allegorie* des Mikrokosmos (weßhalb man diese Schule auch die *poetisch-mythische* Schule der Medicin nennen könnte) gegeben haben: so ist doch durch ihre Bemühungen nicht nur der Sinn und Eifer für höheres und wissenschaftlicheres Studium der Kunst allgemeiner geweckt, sondern auch dieser selbst — sogar in ihrem empirischen Theile — bis jetzt schon manche wichtige Bereicherung und mancher nähere Berührungspunct mit der höheren Physik verschafft worden. Nicht so verhält es sich mit der vorliegenden Schrift, die, wenn auch nicht durch ihren Titel, doch durch ihre Vorrede viel größere Erwartungen erregt, als sie erfüllt. Der Vf. hat erstens gar nicht den richtigen Begriff eines organischen Systems gefaßt, wenigstens nicht gleich durchgeführt, und bezeichnet damit auch einzelne Organe oder Aggregate von ähnlich geformten Organen. Sodann beschränkt er seine Untersuchungen über den Zusammenhang und den gegenseitigen Einfluß der Systeme und Organe unter einander vorzüglich nur auf das *anatomische* Verhältniß derselben, und sucht zunächst bloß aus der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Textur und des Baues, so wie aus dem Daßeyn oder Mangel der Continuität einzelner Organe die Ähnlichkeit und Verwandtschaft oder die Verschiedenheit ihrer Functionen zu erklären, nebenbey auch die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Wirkungen von Krankheitsstoffen und mechanischen Krankheitsursachen, so wie von Arzneyen, zuweilen auch das Ursächliche der Heilanzeigen und der Heilsamkeit einzelner Curarten und Mittel in den Zufällen dieses oder jenes Organs bemerklich zu machen. Aber gerade in diesen physiologisch-pathologischen Erklärungen und therapeutischen Hinweisungen, in welchen sich doch die Nutzbarkeit einer tiefer eindringenden Analyse des gegenseitigen Einflusses der Systeme und Organe auf einander am deutlichsten erproben, und

D d d

worauf mithin der damit sich befassende Schriftsteller die sorgfältigste Rücksicht nehmen sollte, ist der Vf. äußerst oberflächlich und unbefriedigend. Er begnügt sich mit bekannten Resultaten, die sich selten über das Gemeinempirische erheben, oder wo er auch auf höhere Ansichten und tiefer in das Innere des organischen Total- und Partial-Lebens eingehende Resultate stößt, da vermag er sie selbst nicht fest und klar genug zu fassen, noch weniger sie seinen Lesern bestimmt und deutlich genug wiederzugeben, und bleibt bey abgebrochenen Winken und dunkel hingeworfenen Andeutungen stehen. Dabey erschwert eine gewisse Schwerfälligkeit und Dunkelheit im Vortrag, eine schlechte, oft sehr pretiöse und gesuchte, oft sehr obsolete und holprichte Schreibart (die selbst der geborne Italiäner sehr schlecht und unelegant finden muß, besonders wegen der vielen ungebräuchlichen oder schwerverständlichen Worte, und des geschraubten Periodenbaues), und eine zuweilen sehr lästige, und nur dem hohen Alter des Vfs. zu verzeihende, Weiterschweifigkeit und Wörtelei das Verständniß dieser Schrift sehr, und ermüdet den Leser um so mehr, je weniger er sich entschädigt findet, nachdem er sich mühsam durch allen den Wortkram und die auf den ersten Anblick gehaltvoll scheinenden Demonstrationen des Vfs. durchgearbeitet hat. Bey dem allen enthält das Buch doch im Einzelnen vieles Gute, besonders mehrere interessante anatomische und empirisch-physiologische Bemerkungen, die auf eine Fülle eigener Erfahrungen in diesem Fache hinweisen. Eine kurze Inhaltsanzeige wird das gefällte Urtheil bestätigen.

Der Vf. hat diese Schrift ursprünglich für die *Société méd. d'Emulation* zu Paris in französischer Sprache entworfen, und hat daher auch das Ganze in IX akademische Vorlesungen nebst Einleitung und Schluß eingetheilt. Er redet in ihnen häufig die Societätsmitglieder an, scheint sie aber mitunter als wahre A B C-Schüler in der Anatomie und Physiologie zu betrachten, weil er ihnen nicht selten auch die gemeinsten und bekanntesten Dinge vordeclamirt. Dennoch hat die pariser *Soc. méd. d'Emulat.* diese Schrift, wie es scheint, mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommen, indem sie dem Vf. eine Medaille mit der Unterschrift: „*Influxu reciproco systematum in oeconomia animali explicato*“ (die der selbstgefällige Vf. auch in der Abbildung hier beysügt), überlieferte. — In der *Einleitung* ergießt sich der Vf. ziemlich redselig über den Satz, daß die größten Entdeckungen häufig aus ganz klein und unbedeutend scheinenden Beobachtungen und Ereignissen hervorgegangen seyen, und belegt ihn mit den Beyspielen vom Blutumlauf, vom Galvanismus u. a. Dann bemerkt er, daß die meisten Schriftsteller bisher den Begriff eines Systems im Organismus (welches letztere Wort der Vf. jedoch nie gebraucht) noch gar nicht deutlich und bestimmt genug zu entwickeln gewußt hätten (?), wenn auch einige ihm sehr nahe gekommen wären, und

daß er mithin eine genauere und richtigere Entwicklung dieses Begriffs, und besonders des Verhältnisses der verschiedenen Systeme zu einander (die er hier geben wolle) für sehr nothwendig halte. In der *ersten Vorlesung* (oder dem ersten Abschnitt) bestimmt er nun den Begriff eines organ. Systems dahin: „Es sey dieß der Inbegriff oder die Gesamtheit (*il complesso*) gewisser Theile des menschlichen oder thierischen Körpers, von welcher beharrlich eine und dieselbe Action abhängt.“ Das Oberflächliche und Mangelhafte dieser Definition (durch welche auch die Vegetabilien von dem Besitz von Systemen ausgeschlossen werden) wird keines näheren Beweises bedürfen. Der Vf. verbessert sie nicht, wenn er hinzusetzt: Die Systeme seyen das Resultat verschiedener einem und demselben Individuum zugehöriger Substanzen, die mit einander durch Continuität, und zwar hauptsächlich durch Zellgewebe, Nerven, Gefäße, oder *wenigstens* durch Muskeln, Bänder und Membranen verbunden sind, oder die sich in der Mitte von ähnlichen Substanzen (die doch also auch zu einem solchen Systeme gehören, und also nicht in ihrer eigenen Mitte gleichsam wie fremdartige Substanzen betrachtet werden können) befinden, und durch deren Einheit die Einheit ihrer Function bestimmt wird. Wie gemein und leer ist nicht diese vermeintliche Erklärung, die in Deutschland kaum mehr von einem Schüler der Physiologie gehört werden wird! Der Vf. übersieht oder vermeidet vielleicht geflissentlich ganz den Begriff des Systems, der auf den verschiedenen *Organisationscharakter* und auf das Verhältniß des Organs zur Function gegründet ist; ja er bedient sich sogar fast niemals des Ausdrucks *Organ*. Überhaupt fehlt es ihm ganz an einer philosophischen Ansicht seines Gegenstandes, eben desswegen auch an einer philosophischen Darstellung desselben. Er glaubt aber etwas sehr Wichtiges zu thun, wenn er seine Systeme in vier Hauptclassen, und diese wieder in mehrere Arten eintheilt, und so die Zahl der thierischen Systeme recht vervielfältigt. Er will dadurch zunächst den (nach seiner Meinung bisher noch nicht recht erörterten) Grundsatz entwickeln, daß es mit der seither angenommenen Einfachheit der Systeme gar nicht seine Richtigkeit habe, und daß deren viel mehrere angenommen werden müßten, als man bisher that. Aber seltsamer kann in der That nichts seyn, als seine Eintheilung. Er stellt nämlich auf: 1) *Ein Systema commune*, welches nämlich allen übrigen Systemen gemeinschaftlich seyn soll (soll wohl heißen, welches mit allen übrigen Systemen verflochten und ihre gemeinschaftl. Grundlage ausmachen soll, wie sich auch aus dem folgenden Abschnitt ergibt; denn außerdem könnte es ja nicht als eigenes System aufgestellt werden): dieß ist das Hauptsystem. 2) *Vier Systemata generalia*, welche zwar an sich ganz einfach, aber in dem Bau aller harten und weichen Theile vereinigt sind, und deren verschiedene Grundfasern constituiren. Sie sind a) das *Zellsystem* (wohin nun mit dem obigen ge-

neralen Hauptsystem?), b) das Gefäßsystem; c) das Muskelssystem, d) das Nerven-system. 3) *Sieben Systemata universalia* (hier lernen wir zuerst, daß das Universale dem Generalen subordinirt wird), welche aus Modificationen und besonderen Verknüpfungen der generalen Systeme entstehen. Sie machen also keine einfachen und für sich bestehenden (richtiger gesprochen, gar keine) Systeme, wie die vorigen, aus, sondern erhalten ihren Charakter als Systeme nur durch die respective Gleichförmigkeit ihrer Zusammensetzung und ihrer Figur, so wie durch den beharrlichen Charakter der Thätigkeit jedes Einzelnen von ihnen. Sie sind: das membranöse, das glandulöse, das ligamentöse, das parenchymatöse, das markige (das wäre also wohl ein System von nicht organisirter Masse?), das Knorpel- und das Knochen-System. 4) Mehrere *Systemata partialia*, welche sich als Composita aus den einzelnen Hauptsystemen, ja aus einzelnen schon zusammenge-setzten Organen in den verschiedenen Cavitäten und Theilen des Körpers befinden, so zwar, daß jedes derselben seiner Configuration und seiner beharrlichen Function nach ein eigenthümliches Ganzes ausmacht. Der Vf. theilt sie ihrer Localität nach ein in Kopf-, Hals-, Arm-, Brust-, Bauch-, Geschlechts- und Crural-Systeme! Unter ihnen sind nichts anderes als die zusammengesetzteren Organe, die Eingeweide der drey Cavitäten, die Sinnwerkzeuge, die Gefäß- und Nerven-Geflechte, die verschiedenen Absonderungswerkzeuge etc. zu verstehen. — Um diese Eintheilung und Vervielfältigung der Systeme ist der Vf. wohl nicht zu beneiden. — In der zweyten Vorlesung handelt der Vf. vom Hautsystem, seiner „wunderbaren“ Ausdehnung und seinem Einfluß auf den gesammten Körper. Der Vf. rechnet zu diesem System nicht nur die Oberhaut, die Schleimhaut, die Haut, und die Fetthaut, als Zellgewebe betrachtet, sondern auch das von ihm sogenannte *corpus papillare*, oder das Geflechte der äußersten Nervenendigungen, ferner auch die Talgdrüsen (gl. sebac.), die Haarwurzeln und die Nägel. Offenbar ist dies eine übermäßige und sehr inconsequente Erweiterung des Umfangs jenes Systems. Sehr ausführlich und mit großer anatomischer Kenntniß (die überhaupt in diesem ganzen Werk unverkennbar und sein schätzbares Verdienst ist) zeigt nun der Vf., daß die äußere Haut sich theils unmittelbar (durch Fortsetzungen, Umschlagungen, Duplaturen u. s. w.) theils mittelbar auch über das Innere des Körpers und aller seiner Eingeweide verbreite (nach seinen Behauptungen und Versuchen auch über die innere Oberfläche des Uterus, was wir aber sehr in Zweifel ziehen, so wie überhaupt manche andere, hier nicht weiter anführbare, Behauptungen des Vfs. über das Daseyn einer wirklich fortgesetzten äußeren Haut in einzelnen inneren Theilen), und zieht daraus die Folge, daß alle Organe durch dieses System mit einander zusammenhängen, und daß viele derselben sich dem größten Theil ihrer Maße nach in bloße Hautsubstanz auflö-

sen. Wie ist es aber nun mit der vom Vf. so gepriesenen Vielheit der Systeme, und wozu ihre Vervielfältigung? Am Ende käme Alles auf ein Grundsystem, das der Zellfaser, hinaus, und nach dem unbegrenzten Umfang, das der Vf. seinem Hautsysteme giebt, müßte dieses auf jenes reducirt werden. Dann fallen aber auch nothwendig die (vom Gesichtspunct des Systems betrachtet ohnehin nichtigen) Abtheilungen der universalen Systeme des Vfs., nämlich eines membranösen, ligamentösen u. s. w., weg. Als eine Probe der Anwendung auf Physiologie und Klinik, die der Vf. von seinen angeführten System-Darstellungen macht, mag folgende Stelle dienen: „Solche nicht zubezweifelnde anatomische Beobachtungen (die Verbreitung und den Zusammenhang des Hautsystems betreffend) müssen künftig für die Physiologie, Pathologie und Praxis äußerst nützlich werden. — Schon jetzt machen wir von ihnen Anwendung mit den Einspritzungen in den Uterus, mit den Veficatorien, und den blinden Schröpfköpfen in der Seite, mit den Klystieren, Salben, Fomentationen, Blutegeln u. s. w. in verschiedenen Krankheiten.“ Also diese, und nur diese Anwendung wüßten wir von der Kenntniß des Umfangs, Wechselverhältnisses und der Totalfunction des Haut- oder Zellular-Systems zu machen?? — In der dritten Vorlesung soll bewiesen werden, daß es außer den oben genannten noch mehrere subalterne Systeme geben, nämlich besondere Abtheilungen des Blutgefäß- und Lymph-Systems, unter diesen auch ein *S. hydropneumaticum*, von Gefäßen, die Luft mit Wasser enthalten sollen, nach einigen Beobachtungen des Vfs., ferner ein *S. enteradenicum*; *adenocisticum* und *thoracicum*, als Unterabtheilungen des *S. Chylifert*, auch ein *S. geneticum*, dann noch 10 Unterarten der partialen Systeme, nach den Orten, als: *S. cephalicum*, unter welchem wieder das *S. opticum*, *dacricum* (Thränenwerkzeuge), *osmicum*, *acusticum* u. s. f. begriffen seyen, ferner *S. errinum* *s. nasale*, *pulmonale*, *gastricum* u. s. w. Die Vorlesung enthält aber mehr Krankengeschichten, die zum Theil interessant sind. — Die folgenden Abschnitte enthalten die weitere Ausführung des Vorigen mit vielen Krankengeschichten. Ahx.

AugsbURG, b. Vf., und NÜRNBERG, b. Campe:
Über das Medicinalwesen in der vormaligen
königl. bairischen Provinz in Schwaben, oder
Rechen-schaft über meine Geschäftsführung als
Medicinalrath bey der vormaligen königl. bairischen
Provinz in Schwaben: Nebst Darstellung
der Medicinalverfassung von Baiern, unter der
vorigen und gegenwärtigen Regierung. Von
J. E. Wetzler zu AugsbURG, k. b. Medicinal-
rathe des Lechkreises. 1810. VIII u. 208 S. 8.
nebst 2 Bogen Tab. (1 Rthlr. 8 gr.)

Im J. 1803 wurde bey der Landesdirection zu
Ulm, wie bey der zu München, eine Medicinalsection
errichtet, und bey dieser der Vf., der vorher praktischer
Arzt zu Straubing, eben erst Landgerichts-

physicus zu Landau in Baiern geworden war, nebst zwey anderen Ärzten, zum Medicinalrath ernannt. Er trat in diesen Posten mit dem Wunsche, zur Verbesserung des damals dort über alle Vorstellung schlechten Medicinalwesens recht viel beytragen zu können, übernahm daher gern die schwersten und meisten Arbeiten, und suchte, wie er in dieser Schrift zu beweisen bemüht ist, mit Hintansetzung alles eigenen Interesse, und, bloß das Wohl des Staats und der Menschheit vor Augen, große Opfer nicht scheuend, seine Pflichten als Staatsdiener redlich zu erfüllen. Und es ist nicht zu leugnen, die hier vorgelegten Actenstücke sprechen es aus, daß der Vf. während eines fünfjährigen Zeitraums in seiner schönen, aber auch schwierigen Wirkungskugel viel zur Verbesserung und Vervollkommenung des Medicinalwesens gethan hat. Dennoch aber sah er sich für diese dem Staate geleisteten wichtigen Dienste und dargebrachten Opfer vernachlässigt, und fühlte sich, als man endlich gar den Medicinalräthen überhaupt den allgemeinen Vorwurf machte, daß sie den Gehalt, den ihnen der Staat angewiesen, ihrer Unthätigkeit und Fahrlässigkeit wegen nicht verdienten, zur Ablegung dieser öffentlichen Rechenschaft bewogen.

Nebst dieser voranstehenden Rechenschaft enthält diese Schrift eine Darstellung der Beschaffenheit des Medicinalwesens unter der vorigen und unter der gegenwärtigen Regierung von Baiern. Daß dasselbe unter der vorigen Regierung von Baiern über allen Glauben schlecht geordnet und gar keiner Aufmerksamkeit gewürdigt war, die gegenwärtige, über alles Lob erhabene Regierung aber, mit Aufopferung großer Summen, es auf den Grad von Vollkommenheit, dessen es fähig ist, zu bringen sich bestrebt, das ist, so wie die gegenwärtige musterhafte Medicinalverfassung dieses Landes selbst, unsern Lesern längst bekannt. Die abgelegte Rechenschaft des Vfs. aber werden ärztliche, in ähnlichen Verhältnissen stehende Staatsdiener in mehr als einer Hinsicht lehrreich finden. Sie lehrt so Manches aus dem Geschäftsgange der öffentlichen Medicinalangelegenheiten näher kennen; sie lenkt den Blick tiefer in das Detail der Gebrechen des Medicinalwesens; macht auf eine speciellere Weise mit den Mitteln zur Verbesserung dieser Gebrechen bekannt, und zeigt praktisch, wie die dahin einschlagenden Dinge und Vorfälle behandelt werden können und müssen. Und wenn auch in keiner dieser Hinsichten diese Schrift etwas Neues enthält: so ist sie doch eben darum schätzenswerth, daß sie das Bekannte in seiner wirklichen Anwendung auf die am meisten vorkommenden Fälle zeigt, und dem öffentlichen Gesundheitsbeamten zum Wegweiser durch viele seiner amtlichen Verhältnisse dienen kann.

In Rücksicht der einzelnen Gegenstände bemerkt Rec. nur Einiges. Sehr gut z. B. war nach S. 48 bey den dort vorhandenen Localumständen die Idee, die

Wundärzte, theils zu mehrerer Sicherung und Befriedigung des an denselben hangenden Landvolks, theils zur Steuerung einer aufsichtlosen Pflucherey der Chirurgen in die Behandlung innerlicher Krankheiten, als Medicinalgehilfen anzustellen, vermöge welcher Bestimmung sie dann zwar auch in schleunigen Fällen innerlicher Krankheiten Hülfe leisten, jedoch dem entfernten Physicus hiervon, so wie in allen anderen Fällen, sogleich Bericht erstatten, und dessen fernere Ordinationen einholen und befolgen müssen. Allein es können unwillkürliche Chirurgen auch schon durch die erste Hülfsleistung unverbesserlich schaden, und dann des Arztes Anordnungen zu spät kommen, nicht zu gedenken, daß ihr Bericht den Physicus meistens eben so wenig befriedigen wird, als der Bericht des Bauers selbst. Es müßten also zu dem Ende die Chirurgen wenigstens besser unterrichtet werden, als es größtentheils immer noch geschieht. Und dennoch bleibt diese in mancher Hinsicht gute Einrichtung aus bekannten Gründen bedenklich. — Viel Treffendes und Wahres enthält der Vortrag S. 55 über die Einrichtung einer chirurgischen und Hebammen-Schule, besonders über die Trennung der verschiedenen Theile der ausübenden Heilkunde, die allerdings überwiegende Nachteile behält. — Sehr gegründet ist der Tadel eines Hebammenunterrichts ohne praktische Anleitung zu den gewöhnlichen Hülfsleistungen bey der Geburt selbst. Sehr wahr ist S. 77 die Bemerkung, daß die meisten Beamten Untersuchungen in Fällen medicinischer Pflucherey und dergleichen gar zu gern, und so viel es nur seyn kann, vermeiden (besonders wenn sie dergleichen Untersuchungen *ex officio* führen sollen). Rec. kann nicht bergen, daß es ihm befremdete, unter dem S. 99 aufgezählten Apparat der Hebamme noch eine Tauffpritze zu finden. — Der Vorschlag, daß die Chirurgen zugleich Thierarzneykunde studiren sollen, ist an sich gar nicht unrecht; aber der Thierarzt muß, wenn er nicht mehr schaden als nützen soll, einen eben so gebildeten und scharfen Verstand, und eben so viel Kenntniß haben als der Menschenarzt: mithin ist es wiederum nöthig, daß zu Chirurgen nicht untüchtige und verwahrlosete, sondern von der Natur gut ausgestattete, guterzogene, und mit Vorkenntnissen versehene Subjecte genommen, und diese so zweckmäßig als möglich unterrichtet werden. In dem Abschitte über Pflucherey kommen sehr treffliche Verordnungen vor. Möchte jeder Staat wenigstens einen so thätigen, sich dem Wohle des Vaterlandes in seinem Fache so ganz hingebenden Mann, wie der Vf. dieser Schrift ist, an der Spitze der obersten Medicinalbehörde haben, und das beherzigen, was derselbe S. 17 u. f. über den Werth eines guten Medicinalwesens für den Staat sagt! Die angehängten Schemata zu meteorologischen und Schutzpocken-Tabellen, zu Geburts-, Kranken- und Sterbe-Listen können den Physicus und Sanitätscollegien zum Muster dienen, denn sie find in der That recht zweckmäßig eingerichtet. Dfl.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 M Ä R Z , 1 8 1 1 .

H O M I L E T I K .

HAMBURG, b. Hoffmann: *Homiletisches Ideenmagazin*, herausgegeben von *Bernhard Klefeker*. II Band. 1—3 Heft. 1810. VI und 560 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Rec., welcher den ersten Band dieses trefflichen Magazins mit großer Freude las, und in der Jen. A. L. Z. 1810. No. 45 mit Überzeugung dem Publico anempfahl, würde auf die Erscheinung dieses zweyten nur aufmerksam machen dürfen, wenn er im Plan und Inhalt sich gleich geblieben, und wenn einige gerügte Mängel des ersten hier vermieden worden wären. Aber was wir schon damals fürchteten, daß man sich durch die unzeitige Nachgiebigkeit gegen einige Mitarbeiter immer mehr von dem Anfangs festgesetzten Plane entfernen würde, hat sich leider in diesem Bande nur allzu häufig bestätigt. Der Plan des Herausgebers war nämlich (I. Band I. S. V und VI der Vorrede): „Über jede Perikope *Ideen* und *nur Ideen* mitzutheilen. Ein *Ideenmagazin* — eine Sammlung von Ansichten, Gedanken, Materien, — begleitet mit diesem oder jenem Winke zu ihrer fruchtbaren Behandlung, zu geben — nicht aber die schon vorhandene Legion der Hilfsmittel für Träge und Unfähige durch ausführliche Predigtentwürfe, Dispositionen, Auszüge aus Predigten u. s. w., zu vermehren.“ Für seine Person ist nun zwar der schätzbare Herausg. diesem Plane getreu geblieben, hat ihn selbst vervollkommenet, und uns mit einem wahren Schatze neuer, lehrreicher, textgemäßer, praktischer Ideen beschenkt. Aber hiemit hat er als Herausgeber noch nicht genug gethan: auch von seinen Mitarbeitern sollte er keine anderen Beyträge, als *Ideen* in seiner Manier bearbeitet, annehmen; sollte diese selbst, um nichts Alltägliches zu liefern, einer strengen Prüfung und Sichtung unterwerfen. Leider ist dies nicht geschehen, und das „*Ideenmagazin*“ schwebt in Gefahr, zu einem gewöhnlichen, recht weitschichtigen Predigermagazin herabzusinken. Da findet man weitläufige *Dispositionen* (z. B. S. 323 ff.), welche, wie sich in der Folge zeigen wird, nicht einmal richtig disponirt sind, und sonach nicht als Muster dienen können. Da *Auszüge* aus Casualpredigten (S. 508), deren Mittheilung selbst die von dem Herausgeber gerühmte Vortrefflichkeit nicht entschuldigen würde, welche aber, nach Rec. Urtheile, nur zum Mittelmäßigen zu rechnen sind, und

um so eher entbehrt werden konnten. Da (S. 342) eine *lange trockene Geschichte der Bußtagsandnungen*, welche nur die Vorläuferin einer noch längeren seyn soll, mit der uns der Vf. bedroht, die wir *Ideen* und *nur Ideen* wünschen. Da (S. 218 und 201) *liturgische Vorschläge*, und (S. 391 ff.) eine *lange liturgische Abhandlung*. Da selbst (S. 85 ff.) *stichelnde*, und mit einem?! bezeichnete *Reflexionen* über sächsische Textaneddoten, mit denen den Vf. wohl ein unsicherer Correspondent zum Besten gehabt. Kleinerer Abweichungen vom Plane, z. B. exegetischer Bemerkungen, wie S. 67, nicht zu gedenken, weil dadurch *Ideen* eingeleitet oder bestätigt werden.

Die Beyträge des Herausg. sind, wie gesagt, sich gleich, das heißt, trefflich geblieben. Vorzüglich hat der schöne Cyklus von *Ideen* über die Jugendgeschichte Jesu (S. 21 ff.) in uns den Wunsch erregt, daß der Vf. seine *Ideen* allein geliefert haben möchte. Er ist ein höchst schätzbares und nachahmungswürdiges Beyspiel, wie man ganze, durch mehrere Evangelien fortlaufende Abschnitte der Schrift zu behandeln habe, um durch eine sorgfältige Zergliederung des Einzelnen, und einen pragmatischen Überblick des Ganzen, vielen und neuen Stoff zu gewinnen. Nur einige Beyspiele über das Evang. am 1 Sonnt. nach Epiph. S. 65. IV, 7. *Von dem Ueberraschenden, womit uns oft die schnell hervortretenden Geisteskräfte an Kindern ansprechen*. 9. *Es macht den Erwachsenen Ehre, wenn sich Kinder gern und vertraulich mit ihnen unterhalten*. 4. *Über den Werth eines gefälligen Aufsern*. Hätte nicht auch daraus, daß Jesus über diejenigen, welche er jetzt hörte und bewunderte, in der Folge ein ganz anderes Urtheil fällte, das Thema können hergeleitet werden: *Wie ganz anders wir bey gereifter Menschenkenntniß über die Menschen urtheilen, als in der Jugend*. Doch diese sey nur ein Beweis, wie reichhaltig die als unfruchtbar verschrieenen Evangelien sind, wenn man selbst nach Hn. Klefeker eine Nachlese darin halten kann. Daß seine *Ideen* in einer richtigen Exegese gegründet sind, beweisen einige, hin und wieder eingestreute Schriftklärungen, z. B. VI, S. 67. Wenn aber Hr. K. S. VII, 69 Schwierigkeiten über die Worte erhebt: *Seine Ältern verstanden es nicht*: so konnten sie wohl eben so ausgelegt werden, als wenn es von den Jüngern Jesu heißt: „Sie vernahmen der Keines.“ Etwas Ungewöhnliches überrascht uns, wenn wir auch vorher und wiederholt darauf vorbereitet

Lee

J. A. L. Z. 1811. Erstler Band.

sind. So *entsatzten* sie sich auch nicht bloß vor Freude (S. 66), sondern nach Art gemeiner und bescheidener Leute, daß ihr Sohn sich in eine so ansehnliche Versammlung wagte u. s. w. Manches Thema möchte doch wohl nicht unbedingt behauptet werden können, z. B. S. 68. No. 4. *Woher kommt es, daß religiöse Gefühle, die sich in unserer Kindheit lebhaft regten, uns in der Folge oft völlig fremde werden?* Rec. vertauschte die bleibenden Eindrücke der religiösen Begeisterung seines ersten Lehrers nicht gegen manche gepriefene Religionsphilosophie neuerer Zeit.

Dem Herausgeber zunächst stehen die Mitarbeiter am ersten Bande Hr. Evers, Rentzel und Rambach. Hr. Evers ist dem Plane im Allgemeinen getreu geblieben, und hat *Ideen* geliefert. Nur bemerkte er nicht, daß eine und dieselbe Idee, in anderen Worten ausgedrückt und anders gewendet, noch kein Ideenreichthum sey. So sagen S. 105 ff. No. 1 — 8 fast das Nämliche; vorzüglich flossen No. 4, 5, 6, 7 in einander, und können zu nichts als Wiederholungen führen. Auch herrscht in der Ankündigung des Thema eine gewisse Monotonie, z. B. S. 114. No. 31. Wie lehrreich — No. 32. Wie nöthig — No. 34. Wie wichtig — No. 35. Wie weise — No. 36. Wie lehrreich — No. 37. Wie wenig — No. 38. 39. Wie wichtig — Beydem allen liefert der Vf. mehrere gute und neue Ideen, z. B. S. 110. No. 19, 20: *Zu welchen Fehlern die Sucht verleitet, in Gesellschaften unterhaltend zu seyn.* — Hr. Rentzel ist den, S. 178 in dem sogenannten Vorworte aufgestellten Grundsätzen über die Behandlung und Benutzung des Textes (nicht als Motto) getreu geblieben, und hat recht gute Beyspiele textgemäßer Ideen geliefert. Nur darin kann Rec. nicht mit ihm übereinstimmen, daß er S. 180 am Schlusse der Predigt eine besondere Anwendung empfiehlt. Die besten Redner haben diese mit Recht für überflüssig gehalten, theils weil durch eine nochmalige, mit einem: „Lasset uns — oder: wir wollen —“ begleitete Übersicht der abgehandelten Materie, der Schluss matt wird, und gewiss keinen Stachel in den Gemüthern zurückläßt; theils weil der ganze Vortrag, wenn er nicht trockene Belehrung, sondern lehrreiche Erbauung seyn soll, mit zweckmäßigen Anwendungen durchwebt seyn muß. Ob aber (abgesehen von dem Planwidrigen) S. 118 die Angabe einiger Worte bey Auspendung des Abendmahls Beyfall finden werde, bezweifelt Rec. Nicht zu gedenken, daß diese Abänderung dem gemeinen Manne mehr als jede andere anstößig seyn, und Mißtrauen gegen seinen Religionslehrer erregen würde: so erschöpft keine der angegebenen Ideen das, was bey dem Abendmahl zu denken und zu empfinden ist, und gewährt nur einzelne Ansichten. — Auch Hr. Rambach hat, dem Plan getreu, S. 186 ff., in der Erweckungsgeschichte des Lazarus kurze, natürliche, textgemäße, obwohl, wie er selbst eingesteht, nicht immer neue Ideen aufgefunden. — Unter den in diesem Bande hinzugekommenen Mitarbeitern hat Hr. Biederstedt den Plan noch am besten

gefaßt, und vorzüglich S. 139 ff. seine Reflexionen und Ideen über Matth. 13, 54 — 57 aufgestellt. Aber dessen Bearbeitung der epistolischen Texte hat Rec. noch nicht von der Fruchtbareit derselben überzeugt, vielmehr sein, bey Anzeige des ersten Theils darüber gefälltes Urtheil bestätigt. Es sind wenig neue und fruchtbare Themata daraus hergeleitet. Oft selbst nicht einmal im Geiste der Apostel. Würde wohl Johannes über die erhabenen Grundsätze, die er 1 Joh. 5 aufstellt, wie S. 83. No. 2 geschieht: *Über die hohe Würde Jesu, als eines unter Gottes Mitwirkung erschienenen Lehrers wahrer Religionskenntniß*, gepredigt haben? — Hn. Biederstedt zunächst steht Hr. Koch, dessen Ideen zwar nicht neu, aber doch brauchbar sind. Nur S. 159. No. 1 möchte in dem Texte Matth. 5, 6 nicht das Thema: *Die wahre Würde des Menschen*, liegen. Mehr eignet sich ihm No. 2, 3, 4 an. S. 161 sagt wohl der biblische Ausdruck: *Gott schauen*, mehr, als zu einer hellern und lebendigen Erkenntniß Gottes gelangen. Er entspricht dem johanneischen: Von Gott geboren seyn, Gemeinschaft mit Gott haben. Aber wie nahe lag bey der ersten Erklärung die Idee: *Von dem Einfluß unserer Sittlichkeit auf unsern Glauben*. Oder: *daß eine treue Befolgung der Religion uns immer mehr von ihrem hohen Werthe und ihrer Göttlichkeit überzeuge*. Auch die Ideen zu verschiedenen Amtareten zeichnen sich als Ideen und durch glückliche Wahl der Texte aus. Nur die Ideen zu Traureden sind dürftig ausgefallen, und ähneln einander größtentheils.

Zu bedauern ist, daß der Herausgeber sich nicht wenigstens auf obige Mitarbeiter beschränkt hat. Denn Hr. Boll, Breiger und Brumleu haben größtentheils planwidrige Beyträge, und dies höchstens von der Mittelforte, geliefert. Hr. Boll giebt förmliche Dispositionen, aber nicht rednerische, sondern, wie man sie nach Anleitung jedes Compendium fertigen kann. Und doch sind sie nicht allezeit logisch. So sollte S. 89 No. 3 bey der getroffenen Disposition das Thema nicht heißen: *Die Freude über* — sondern: *Die Wichtigkeit der Freude über* —. Die Ideen zu Beichtreden S. 206, sind dürftig. Sie enthalten nur Strafe, nichts Erhebendes, und wenig Vorbereitendes auf die Haupthandlung, das Abendmahl. Die Texte und Ideen zu Wochenpredigten S. 337 konnte wohl, auch ohne diese Anleitung, jeder im Sirach finden. Hr. Breiger quält uns ebenfalls mit ausführlichen Dispositionen, wie sie der Anfänger, nicht der Leser eines Ideenmagazins, bedarf (f. 1 B. Vorrede. S. VII. VIII. XI. XII). Auch sind sie unlogisch, und man sucht den zweyten Theil oft vergeblich im Thema. Die Pöngstpredigt S. 326 ff., von welcher ein langer ermüdender Anszug geliefert ist: *Daß der Geist des Christenthums eben derselbe ist, der in der Natur zu uns redet*, soll zwey Ideen vereinigen; aber es ist, wie in einem schlechten Drama von zwey Handlungen, nichts gehörig ausgeführt; die Ideen stehen neben einander, aber greifen nicht in einander, und das Praktische fehlt ganz. Der Begriff *Geist* ist unbestimmt

und schwankend geblieben, und so konnte auch das Thema recht füglich so ausgedrückt seyn: *Die Übereinstimmung der Natur und Religion in einigen Hauptwahrheiten unseres Glaubens*. Doch der Vf. spricht sich S. 393 der Abhandlung selbst das Urtheil. Die Entschuldigungen solcher weitläufiger Auszüge aber, die uns der Herausgeber S. 50. 8, 9 zum Besten giebt, lassen sich wohl nur mit dessen freundschaftlicher Nachgiebigkeit, gewiss aber nicht mit der vorgeblichen Vortrefflichkeit der Predigten entschuldigen. Was endlich die *brumleusen* Ideen anlangt: so haben die aus den Episteln hergeleiteten, oft erzwungenen, und doch alltäglichen Themata zu Erndtepredigten S. 84, die Lust des Rec., mehrere Ideen dieses Mitarbeiters aufzusuchen, gar sehr geschwächt.

Beyfallswerth sind dagegen die dem 1ten und 2ten Heft beygefügten Abhandlungen, besonders die, welche dem Plane gemäß Stoff zu Ideen liefern, oder doch unbekannte und unbeachtete Quellen derselben aufdecken, wie S. 374: *Von dem Nutzen, welchen das Studium der Schriften unserer ältern protestantischen Kanzelredner einem Prediger gewähren kann*. Der Geist, in welchen sie redeten, wird, sehr richtig, als der eigentliche Geist der Erbauung aufgefaßt, und hieraus, und aus der Festigkeit ihres auf Bibel gegründeten und stets mit Bibel belegten Systems, so wie aus der Form ihrer homilienartigen, und den ganzen Text erschöpfenden Vorträge, die eigene Erscheinung erklärt, wie sie so lange sich neben weit vorzüglichern Mustern neuerer Zeit behaupten konnten. Von Herzen stimmt Rec. in den Wunsch des Herausg. S. 399, daß der Vf. zweckmäßige und ideenreiche Auszüge aus älteren Predigten liefern möge. Sie würden gewiss mehr Beyfall finden, als die eigenen Schöpfungen.

Die zweyte Abhandlung S. 390 ff. von Hn. *Breier* untersucht die mehr liturgische, als homiletische Frage: *Ist es nothwendig, daß eine völlige Einheit in allen Handlungen einer öffentlichen Gottesverehrung (z. B. Predigt, Taufe, Abendmahl, Copulation) herrsche?* Der Verf. scheint hierin doch mehrere Schwierigkeiten zu finden, als in der Sache selbst liegen. Denn auch mit den am heterogensten scheinenden Materien, z. B. Unmäßigkeit, Schuldenmachen (S. 399), ließen sich die übrigen öffentlichen Reden in Verbindung bringen, wenn man z. B. in Beziehung auf die erste Materie, bey der Taufe von der Sinnlichkeit und natürlichen Unvollkommenheit des Menschen, bey dem Abendmahl von den Vorzügen des geistigen Genusses vor dem bloß sinnlichen, bey der Trauung von Häuslichkeit u. s. w.; in Beziehung auf die zweyte aber, bey der Taufe von den Verpflichtungen des Menschen in Rücksicht Gottes, bey dem Abendmahl von der durch Gottes Verfühnlichkeit uns aufs heiligste anempfohlenen Verfühnlichkeit gegen Andere, und bey der Trauung von Ordnung, Sparsamkeit u. s. w. redete. So hebt sich auch die Bedenklichkeit, daß, bey öfterer Wiederholung der nämlichen Idee, die Zuhörer

ermüden möchten, durch die Bemerkung, daß Ideen, welche dem Zuhörer bey einer Gelegenheit, z. B. in der Predigt, nicht ansprachen, ihm vielleicht, nach seiner Individualität, bey einer anderen, z. B. bey dem Abendmahl, einleuchtend und interessant werden.

Die Abhandlung *über Leichenpredigten und ihren Werth* S. 560 ff., liefert (die Rigorosität des hier nicht ganz an seinem Platz scheinenden Todtengerichts, und die oft kleinliche, oft unschickliche, und der Würde der Kanzel nicht angemessene Berührung häuslicher Angelegenheiten, ausgenommen) mehrere schätzbare Ideen und glücklich gewählte Texte, und schließt sich so dem Plane dieser Zeitschrift an. Aber wozu in aller Welt die literarischen Anzeigen S. 555?! Die Entschuldigung: „Der Herausg. kann sich das Vergnügen nicht versagen,“ ist hier unsatthaft. Es fragt sich, ob die Leser an solchen Anzeigen, die man höchstens als Freundschaftsopfer betrachten kann, und die das Buch ohne Noth nur mehr vertheuern, Vergnügen haben? Rec. wenigstens nicht. Sein Grundsatz ist: Wer alles leisten will, leistet am Ende wenig, oder nichts. Sollte der Plan sich, wie in diesem 2 Bände, fortdauernd erweitern: so steht zu befürchten, daß wir, statt eines Ideenmagazins, woran es wirklich noch fehlte, ein gemeines Predigermagazin, ein geistliches Quodlibet erhalten werden, dessen Zahl Legion heiße.

— x —

ALTONA, b. Hammerich: *Predigten zur Belebung des Glaubens an die göttliche Weltregierung* von N. Funk, Prediger in Altona. Erstes Heft. 1809. XVI u. 131 S. 8. (12 Gr.)

Wenn die unerwarteten Begebenheiten dieser Tage den tröstenden Glauben an die göttliche Weltregierung in manchem Gemüthe zu erschüttern fähig sind: so haben Prediger keinen wichtigern Beruf, als diesen Glauben, von dem alle Kraft zum Handeln und Dulden abhängt, bey ihren Gemeinden zu beleben und zu sichern. Durchdrungen von diesem Berufe, übergiebt der Vf. diese Predigten dem Publicum, nicht um darin eine vollständige Darstellung der Lehre von der göttlichen Weltregierung, noch eine neue und tiefere Begründung derselben, noch eine Theodicee zu versuchen, sondern um zur Belebung dieses Glaubens für seinen Theil mitzuwirken. Seine Arbeit soll sich von anderen ähnlichen besonders dadurch unterscheiden, daß sie mehr die moralische Seite dieser Lehre beachte, als jede andere. Aber man möchte fragen, ob sich wohl vernünftiger Weise eine andere als die moralische Seite dabey beachten läßt. Das Ganze soll aus 24 oder 30 Predigten bestehen, und 3 oder 4 Hefte sollen nachfolgen. Der gegenwärtige Heft liefert 6 Predigten. 1) Was heißt an eine göttliche Weltregierung glauben? über Act. 17, 22—28. Hier wird doch mehr gezeigt, daß eine göttliche Weltregierung geglaubt werden müsse, als was zu diesem Glauben gehöre. 2) Die Wohlthätigkeit des Glaubens an eine göttliche Weltregierung in Zeiten all-

gemeiner öffentlicher Trübsale (eins von beiden ist überflüssig, entweder allgemein oder öffentlich), über Pf. 27, 1. Dieser Glaube, heist es in einer Unterabtheilung, erinnert uns, daß den Bedrängnissen heilsame und höchst wohlthätige Absichten zum Grunde liegen. Das ist ja ein nothwendiges Stück dieses Glaubens; es sollte aber die Wohlthätigkeit derselben gezeigt werden. Die ganze Predigt wiederholt im Grunde Vieles von der ersten. 3) Von der Stärke, welche dieser Glaube nach dem Vorbilde Jesu haben soll, über Matth. 26, 37—42. Offenbar werden hier mehr die Fälle angegeben, wo sich diese Stärke zeigt, als die Stärke selbst. 4) Hauptbedingung des starken Glaubens an die göttliche Weltregierung über, Pf. 37, 5. a) Haltet euer Gewissen rein von vorsätzlichen Vergehungen. (Aber muß nicht auch der Verbrecher die gerechte Nemesis in der Welt am Ende finden?) b) Gewöhnt euch, alle Begegnisse eures Lebens als Mittel zu eurer Veredelung zu betrachten (ist nicht Hauptbedingung, sondern Glaube selbst). c) Bey dem Verluste mancher Lebensfreuden seyd desto aufmerkamer auf diejenigen, die euch noch übrig bleiben (ist bloß ein Mittel dazu). d) Denkt oft an die Beyspiele derer, die im Glauben, daß Gott alles wohl mache, jede Noth überwunden haben (ist wieder Mittel, nicht Be-

dingung dieses Glaubens). 5) Daß die göttliche Weltregierung jedes Alter unseres Lebens für unsere Bildung zur Tugend wohlthätig zu machen wisse, über Sir. 39, 39—41. Ein Text, der freylich nur gezwungen zum Thema paßt, auch übrigens weiter nicht benutzt wird. 6) Gott bleibt eben so anbetungswürdig, wenn er unsere Gebete um irdische Güter und Freuden nicht erhört, als wenn er sie erhört, über 2 Cor. 12, 7—9. Hier werden mehr die guten Folgen angeführt, welche die Nichterhörung unserer Gebete haben kann, als bewiesen, daß Gott dabey eben so anbetungswürdig bleibt. Lag der Beweis nicht viel näher, wenn gezeigt wurde, daß dadurch eben so sehr Gottes Weisheit, Güte und Gerechtigkeit sich offenbare? Freylich folgt das am Ende auch daraus, aber erst durch eine Schlussfolge.

Die Sprache des Verfassers ist edel und rein, Kleinigkeiten, z. B. Wiegenpröfling S. 95 (das Kind ist ja nicht aus der Wiege entsprossen), und harte Constructions, z. B. S. 59: „Bey weitem nicht so fromm und gut, als Jesus war, verlieren auch unsere Ansprüche u. f. w.“ (als ob die Ansprüche nicht so fromm und gut wären) abgerechnet.

L. M. H.

KURZE ANZEIGEN.

HOMILETIK. Bremen und Aurich, b. Müller: *Über christliche Vervollkommenung und Vollkommenheit*, drey Predigten gehalten in der Anagari-Kirche zu Bremen von *Christian Carl Gambs*, ev. luth. Pred. 1809. 68 S. 8. (8 Gr.)

Diese drey aus einer größeren Sammlung genommenen Predigten handeln ihren Gegenstand mit einer Wärme ab, die sich dem Leser mittheilt, und in ihm wohlthätig wirkt. Sie haben aber noch große Fehler. Manches darin ist, wenigstens für einen großen Theil der Zuhörer, leere Declamation. Das Hauptthema ist zu allgemein, und bleibt an mehreren Orten unbestimmt, indem bald von dem Fortschreiten der ganzen Menschheit, bald von dem Wachsthum des einzelnen Menschen in Weisheit und Tugend die Rede ist, und diejenigen, die an dem Ersten zweifeln, an manchen Stellen so betrachtet werden, als wenn sie auch die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Letztern leugneten. Die Sprache ist auch noch nicht ganz Kanzelgemäße. Denn wenn es z. B. S. 170 heist: „Wir mögen unser Gefinde noch so theuer bezahlen, dadurch erkaufen wir uns wohl die bedungenen Dienste, die materielle Handlung, so muß man, den Zusatz: die materielle Handlung, gewis wegnehmen; und zu ähnlichen Wünschen findet man sich oft veranlaßt. Kein Prediger darf sich bey der Wahl solcher Ausdrücke damit entschuldigen, daß er ein gebildetes Auditorium habe; immer sind mehrere zugegen; für die eine solche Sprache nicht ist, und nie darf die Kanzelsprache eine philosophische Bücherprache werden.

Dfr.

Quedlinburg. b. Ernst: *Tägliches Handbuch für Prediger und Predigtamts-Candidaten, zur leichteren Auffindung der Materialien zu ihren Kanzelvorträgen über die Perikopen, Festtexte und auserlesene salomoni-*

sche Sprüche. Von *Johann Heinrich Friedrich Meinel*, vormals fürstl. Consistorialrath, jetzt noch Prediger zu St. Blasii in Quedlinburg. Nebst Zugabe eines zur Verzeichnung besonderer Amtesfälle und anderer nicht zu vergessender Umstände dienenden Gedächtnisbuchs. 1810. 335 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Man findet hier bey jedem Sonn- und Fest-Tage zwey Predigt-Dispositionen über das Evangelium, eben so viele über die Epistel, und eine zu einer Wochenpredigt. Aber nur die Hauptgedanken sind bey denselben ganz kurz angegeben, selten ein Wink zur weiteren Ausführung. Weil sich der Eingang leicht von selbst finde, wenn man mit dem Hauptgedanken aufs Reine gekommen sey: so hat der Vf. die Eingänge dazu weggelassen. Bey einigen indessen würde es doch wohlgethan gewesen seyn, sie anzugeben, da die Verbindung des Hauptgedankens mit dem Texte nicht gleich in die Augen springt. Die Dispositionen selbst behandeln lauter Materien, die sich für den Kanzelvortrag eignen; nur ist die Behandlung bisweilen nicht populär genug, und die Abtheilungen nicht mit hinlänglicher Bestimmtheit angegeben. Der Vf. hat sein vorzügliches Augenmerk auf die Prediger des Königreichs Westphalen gerichtet, denen durch die Führung der Register des Civilstandes viel Zeit und Aufmerksamkeit geraubt wird, die sie sonst auf eine sorgfältige Ausarbeitung ihres Vortrags hätten verwenden können. Diesen und anderen Predigern, die sich in einer ähnlichen Lage befinden, ist das Buch als eine Materialien-Sammlung für ihre Vorträge zu empfehlen. Nur glaube Keiner ein Polster für seine Trägheit hier zu finden; es bleibt ihm immer noch genug zu thun übrig, wenn er einen guten Gebrauch von diesem ihm dargebotenen Hülfsmittel machen will.

Al.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 M Ä R Z, 1 8 1 1.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Sander: *Das brittische Besteuerungssystem, insbesondere die Einkommensteuer, dargestellt, mit Hinsicht auf die in der preussischen Monarchie zu treffenden Einrichtungen.* Von Friedrich von Raumer, königl. preuss. Regierungsrath. 1810 VIII u. 276 S. 8. nebst 3 Tabellen. (1 Rthlr. 2 gr.)

Preussens Unglücksfälle haben verschiedene Stimmen laut werden lassen, welche Vorschläge angeben, wie den eingetretenen Übeln abzuhelfen, wie die Wunden zu heilen, die zunächst am härtesten drückende Last abzuwälzen, und für die dringendsten Bedürfnisse Rath zu schaffen seyn möchte. Gutes und Schlechtes ist in dieser Beziehung erschienen; wie hätte es anders seyn sollen? Geräth ein Staat in Verlegenheit: so fehlt es, besonders bey uns, nicht an Projectmachern und Rathgebern, denn Aufsehen möchte man gern erregen, und was recht phantastisch lautet, verfehlt diese Absicht nicht leicht; bey andern ist das Selbstvertrauen groß, und Menschen von einer gewissen bornirten Gutmüthigkeit überreden sich leicht, daß sie etwas ganz Neues und Heilbringendes vortragen könnten, während das vermeintlich Neue nicht neu, und das Heilbringende nicht heilbringend ist. Die Zahl derer, die wirklich das eine und das andere anzugeben im Stande sind, kann nie sehr bedeutend seyn; es wird zu vieles gefodert, um in solchem Falle zu genügen. Selbst mit einer geläuterten, nicht einseitigen Theorie ist die Sache nicht abgethan, mit ihrer Hülfe können ergriffene oder zu ergreifende Maaßregeln nur in sofern beurtheilt werden, als allen Staaten etwas Allgemeines zum Grunde liegt: allein zu entscheiden, was einem Staate nun in seinen bestimmten Verhältnissen fromme, das ist eine viel schwerere Aufgabe, welche aus einer noch so guten Theorie allein nicht zu beantworten steht. In diesem Falle werden so viele Kenntnisse von dem, was bisher üblich war, erfordert, und zwar viel genauere und viel andere, als die sind, welche man in den statistischen Werken vorfinden kann; es wird so viele historische und theoretische Einsicht vorausgesetzt, um zu beurtheilen, was für Wirkungen die neuen Vorschläge haben könnten, daß der wahrhaft kenntnißreiche, vorurtheilsfreye und wackere Patriot nur mit großer Vorsicht Hand ans Werk legen wird. Es ist aber nur zu häufig der Fall, daß

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

eben der ausgezeichnete Schriftsteller in solchen Zeiten, unter dem alsdann erscheinenden Schwall von Werken, oft nicht die Auszeichnung erhält, die er verdient, besonders bey denen, welche die Macht in Händen haben, welche, wenn ihnen zuerst mehreres Schlechte in die Hände fiel, ihre Zeit nicht mit dem Durchlesen der anderen Brochuren verderben wollen; und eben aus Mangel an Zeit, der bey ihnen groß ist, das Übrige und vielleicht das Bessere ungelesen lassen, weil alles bisher Durchgesehene ihnen so wenig wahre Hülfe darbot. Es ist aber Pflicht der Recensenten, die mehr Zeit haben als jene, welche an der Spitze der Staaten stehen, eben auf diese Bessere die Aufmerksamkeit Aller zu lenken, und wir freuen uns, diese angenehme Geschäft bey der vorliegenden Schrift übernehmen zu können, die jedoch, nach dem zu urtheilen, was später durch Gesetze vorgeschrieben ward, was durch Gerüchte uns zugekommen ist, es kaum bedarf, um den höchsten Behörden in die Hände gespielt zu werden. Wie dem indess auch seyn möge: so bleibt uns immer doch die Pflicht, die Aufmerksamkeit anderer Schriftsteller und Staatsmänner, auch solcher, die nicht preussische Unterthanen sind, darauf zu lenken.

Wir lernen hier einen Mann kennen, der, obwohl in den Geschäften gebraucht, nichts weniger als ein blinder Routinier, der vielmehr mit dem, was die Theorien darbieten, wohl bekannt ist, durch keine Theorie aber die Freyheit seines Geistes hat unterjochen lassen, der die nöthigen historischen Kenntnissen des Zustandes der öffentlichen Verhältnisse des Staats und des Volks, für welche er schreibt, sich erworben, der eben diesen Zustand nicht nach zusammengegriffen und einzelnen Zahlen beurtheilt, vielmehr die Gründe dieses Zustandes vorurtheilsfrey untersucht hat, und den Geist aufzufassen bemüht war, der in diesen Zuständen sich regte und bewegte; wir lernen einen Mann kennen, der sich selbst damit noch nicht begnügt, sondern vielmehr auch die Zustände anderer Völker zu ergründen, und namentlich die Abgaben der Britten genauer, sofern es aus Büchern möglich ist, zu erforschen unternommen hat, und davon rühmliche Beweise in dem vorliegenden Werke giebt; wir lernen endlich einen Mann kennen, der eben diese Verhältnisse bey fremden Völkern mit der nöthigen Umsicht auf sein Vaterland anwendet, auf sein Vaterland, das er am besten kennt, und somit zu belehrenden Resultaten gelangt.

F f f

Sowohl der Titel als auch die Vorrede der Schrift deuten es an, oder sagen es bestimmt aus, daß es der Zweck des Vfs. war, durch die Vergleichung des brittischen mit dem preussischen Steuersysteme, und den daraus abzuleitenden Resultaten, Einiges zur Entscheidung der bey Erscheinung seiner Schrift lebhaft im Preussischen verhandelten Frage, welche neue Steuern zu wählen seyn möchten, beyzutragen. Da aber eben damals zur Tilgung der Kriegsschulden oder Zinsabtragung der Vorschlag einer Einkommensteuer auf die Bahn gebracht wurde; diese indess schon länger in Großbritannien eingeführt war, und daselbst mehr, als in irgend einem andern Lande, wo man sie je gewählt hat, einbrachte: so war es ganz vornehmlich des Vfs. Absicht, das Verfahren, welches man in dieser Hinsicht in Großbritannien befolgte, darzustellen, und, in wiefern man etwa ein ähnliches in Preußen befolgen könne oder nicht, näher zu untersuchen. Indess hat er sich gar nicht allein darauf beschränkt; vielmehr sind alle die Zweige der in Großbritannien üblichen Abgaben, als die Post, Stempelgefälle, Zölle und Accise, die Landtaxe, die *assessed taxes* und die Landessteuern (*county rates*) auch erwähnt, die Armensteuer aber übergangen worden, weil ihre Auseinandersetzung zu weitläufig hätte werden müssen. Bald kürzer, bald länger, wird die Natur dieser Abgaben, ihre Grösse, die Art der Erhebung, Vertheilung, Beytreibung, die gerichtliche Verhandlung und Bestrafung, die dabey Statt finden, auseinandergesetzt, ja auch der Domänen und Regalien wird, wiewohl mit wenig Worten, wie billig, gedacht, da die Domänial-Einkünfte so unbedeutend in Gr. Britannien sind; aber es wird sehr belehrend dargethan, wie es gekommen, daß man in diesem Lande so wenig Domänen habe. Bey den Regalien wird bemerkt, daß man keine vom Staate ausschliessend betriebenen Gewerbe, ausser der Lotterie und einem Theil der Post, nämlich der Brief-Post, kenne, aus welchen ein öffentliches Einkommen entstehe, und daß die übrigen Gefälle, die zu den Regalien gezählt werden können, gleichfalls unbedeutend seyen. Nach diesen werden die Abgaben nach ihren verschiedenen Arten, wie die Eintheilung in Gr. Britannien üblich ist, im ersten Abschnitte bis S. 178 durchgegangen, und das Nöthige darüber beygebracht, auch zuweilen schon hier das, was bey gleichen oder ähnlichen vorhandenen oder einzuführenden Steuern in Preußen rathsam und bemerkenswerth seyn könnte, besonders herausgehoben. Indess auch von dieser besonderen Rücksicht abgesehen, ist uns kein deutsches Werk bekannt, das in Kurzem eine so gute, allgemeine Übersicht des brittischen Abgaben-Systems gewährte; ja es ist uns kein neueres englisches Werk bekannt, welches den Lesern so leicht zu einer solchen allgemeinen Ansicht verhelfen könnte. Wir haben nirgends eine Angabe gefunden über die Quellen, aus welchen der Vf. geschöpft hat: so viel wir aber nachgehen können, liegen die Gesetze selbst zum Grunde. Daß der Vf.

durch eigene Anschauung in England die Art, wie die Gesetze angewandt und befolgt wurden, erkannt hätte, scheint nicht der Fall gewesen zu seyn. Um jedoch ein völlig genügendes Urtheil über ein Steuer-System zu fällen, ist diese, und ein langer Aufenthalt, ein ernstes Studium an Ort und Stelle erforderlich. In der Ausführung lautet vieles so viel anders, als der Buchstabe des Gesetzes; manches, was ganz lobenswerth, laut des letzten, erscheint, wird drückend und hart in der Wirklichkeit befunden. Wir möchten nicht alles, was als ungemein gut hier im brittischen System dargestellt wird, geradezu und unbedingt unterzeichnen. Wenn die von den Besteuernten Erwählten so gut und gerecht verfahren: warum mußte Pitt die vielen Folio-Seiten von Vorschriften, mit kleinem Druck, bey der Einkommensteuer herausgeben? Es wird gesagt, der Einsatz in die öffentliche Lotterie sey so groß, daß der Ärmere dadurch nicht zum Spielen verleitet werde; allein, so viel wir wissen, werden oder wurden (denn über den neuesten Zustand sind wir nicht unterrichtet) kleine Privatlotterien in grosser Zahl geduldet, wo auf die Nummern in der Staatslotterie parirt oder gespielt ward, und wo der Arme auch seine Pfennige los werden konnte. Wir gehören nicht zu den Widerstachern der brittischen Administration; vielmehr ist uns wohl das Gegentheil vorgeworfen worden: allein wir wollen nur auf den Unterschied, der in Wort und That oft herrscht, aufmerksam machen, und verhüten, daß man nun sich nicht für ermächtigt halte, nach dieser kurzen Übersicht eines so verwickelten Systems im Guten oder Bösen über das brittische Auflagen-System rasch abzuurtheilen. Wir nehmen die Nachrichten des Vfs. dankbar an, zu dem Zwecke, den er sich besonders vorsetzte, waren sie zureichend; aber wie vieles ist noch ausserdem erforderlich, um die Fragen, die hier entstehen, befriedigend zu beantworten! Auch mit einem kurzen Aufenthalte in England ist hier nicht geholfen: um ein völlig genügendes Urtheil zu fällen, müßten noch unendlich viele Kenntnisse vorausgehen; nur ein wohlunterrichteter vorurtheilsfreyer Kritiker, der sich dem Geschäfte und diesem Studium ganz ergeben hätte, würde dies zu leisten im Stande seyn. Wir erinnern uns immer mit Freude der Belehrung, die wir aus der Kritik verschiedener brittischer Abgaben, welche Steuart und Ad. Smith uns gegeben haben, schöpften, der Kritik verschiedener Abgaben, wie sie damals bestanden. Ähnliches darf man hier nicht suchen, der Vf. konnte dies unmöglich in seiner Lage leisten; gleichwohl wird man mit Belehrung diesen Abriss lesen, nur müssen nicht zu rasch Schlüsse daraus gezogen, und es muß kein vortheilhaftes Urtheil über dies System gefällt werden.

Einen Auszug aus diesem ersten, den brittischen Auflagen gewidmeten Abschnitte können wir nicht wohl geben, denn es würde nur Auszug eines Auszugs werden; wir verweisen die Leser auf das Werk selbst, und müssen uns damit um so mehr begnügen,

da es Jeden, der es unter der angegebenen Voraussetzung braucht, nicht ohne Belehrung lassen wird; wir thun dies um so lieber, um für die Anzeige des zweyten Abschnitts noch einigen Raum zu behalten, welcher die Prüfung des brittischen Steuer-Systems und dessen Vergleichung mit den hieher gehörigen damaligen Einrichtungen der preussischen Monarchie enthält, und von S. 181 bis zu Ende (S. 276) geht.

Zuerst werden einige Worte an gewisse Theoretiker vorausgeschickt, welche, zufolge der allgemeinen Wahrheit, daß das öffentliche Einkommen nur von dem Einkommen der Privaten genommen werden könne, dies gerade zu und auf eine einfache Weise besteuern wollen. Diese Worte sind verständig und wohlbegründet, auch sind viele Theoretiker anderer Schulen ganz damit einverstanden. Dann wird die Vortrefflichkeit der brittischen Einrichtung gepriesen, zufolge welcher die Repräsentanten des Volks die Abgaben bestimmen, auch die Repartition mehrerer Steuern, die Eintreibung derselben und die Oberaufsicht durch Erwählte vom Volke Statt findet. Leichter ist es, sagt unser Vf. mit Recht, solches Verhältniß zu preisen, als nachzuahmen. Kein einzelner Stand kann das Wohl aller übrigen tüchtig besorgen; daher von allem Nöthigen das Nöthigste ist, alle Stände zu gewöhnen, ihr wahres — nicht ihr getrenntes, eingebildetes Interesse einsehen und vertreten zu lernen, und dann eine Repräsentation zu gründen, wobey es weniger auf mathematische und geographische Gleichheit, als vielmehr darauf ankommt, daß der verständige und rechtschaffene Mann zur Einwirkung gelange. Vortrefflich! aber was wird erfordert, um solche Früchte zu ärndten? Die Form leistet Einiges, aber der Geist, der darin lebt, muß das Meiste thun. Was ist nicht alles, laut der Geschichte, auf jener Insel vorgefallen, wie viel Zeit und wie viel Blut hat es gekostet, bis eben dieser unschätzbare, öffentliche Geist sich gebildet hat? Ein solches, an sich höchst schätzbares Institut einer Volksrepräsentation, welches mit der Geschichte des Volks entstand, und sich allmählich ausbildete, ist ihm schon dadurch werth; die Britten haben es nach und nach gelernt, und zwar nicht ohne viele theuer bezahlte Verirrungen gelernt, sich frey in freyen Formen zu bewegen; das Volk sowohl, als die Regierung, haben es erst nach und nach erlernt, die zarte Linie zu ehren, welche beide ehren müssen, wenn es gut gehen soll. Ganz anders ist es aber, wenn eine solche Repräsentation von der Regierung eingeführt und vorgeschrieben wird, vollends zu einer Zeit, wo Zweifel und Mißtrauen herrschen, wo weder Volk noch Regierung an solch ein Institut gewöhnt sind; ein Widerstreben erfolgt, ein Zwiespalt zwischen beiden Theilen tritt ein, die Regierung beschränkt, was sie freywillig gab, sie nimmt die Gabe vielleicht ganz zurück. Es ist wenig zu erwarten von solcher Neuerung, die lediglich aus einer Theorie, und nicht aus des Volks inneren Bedürfnissen,

aus seiner früheren Geschichte hervorgegangen ist; nichts Großes ist vollends für die *nächste Zeit* daher zu erwarten, obwohl einiger untergeordneter Nutzen für die Administration, für den Credit daraus entspringen kann. Es mag immer die Erschaffung einer allgemeinen, einer Provincial- und Orts-Repräsentation des Versuchs werth seyn, aber edle Früchte erwarte man erst spät; was jetzt vor allem Noth thut, ist Weisheit, Kraft und Rechtschaffenheit der Regierung. Nur erst durch die Länge der Zeit, durch das vereint weise Benehmen der Regierung und des Volks kann ein Institut jener Art eine Volks-sache werden, vollends wenn es seinen Ursprung in der Regierung genommen hat. Wenn wir lesen, daß in früheren Zeiten viele Städte und Bownghs das Recht hatten, in das Haus der englischen Gemeinen Deputirte abzufenden, die aber aus Schen vor den daraus entstehenden Kosten dies Recht eingehen ließen, während ihre Nachkommen es nur zu gern wieder hätten: so wird eine andere Erscheinung leicht erklärlich, zufolge welcher bey anderen älteren und ganz neu gestifteten Gemeinwesen ohne gute Diäten keine Repräsentanten zu erhalten sind. Die edlere Vaterlandsliebe kann nur auf der Überzeugung der Vortrefflichkeit des Staats beruhen, aber sie ist auch in der Wirklichkeit auf den Nationalstolz begründet; wo dieser tief gebeugt ward, ist jene schwerer zu behaupten. Großbritannien strebt noch vorwärts, es steht noch aufrecht im Kampf. Wir bewundern — es ist, wenn wir uns nicht irren, der Prinz *von Ligne*, der es sagt — wir bewundern die brittische Verfassung und Einrichtung, bedenken wir aber auch dabey in etwas seine insularische Lage.

Dieses alles soll nicht die Einführung einer Repräsentation verwerfen, die nun durch das Edict vom 27 Oct. 1810 auch förmlich verheißsen worden ist; mögen vielmehr die Götter dazu ihr Gedeihen geben, möge Volk und Regierung sich davon überzeugen, wie viel dazu gehöre, aus solchem Institute den wahren Nutzen zu ziehen, um es nicht von der einen Seite in ein leeres Schauspiel ausarten zu lassen, von der anderen Seite aber es nicht als ein Mittel zu gebrauchen, die Regierung in ihrer großen und guten Thätigkeit zu lähmen! Das Personale der Regierungen, wie das der Repräsentanten, ist wandelbar: möge stets derselbe gute Geist beide Theile beseelen! Erwarte man nicht zu viel, erwarte man nicht zu früh die guten Wirkungen; diese Saat kann nur in späteren Zeiten reifen, wenn es des Schicksals Wille ist. Die, welche das Institut einführen, werden es erhalten, denn es ist ihre Schöpfung; aber nur die Nation und die folgenden Regenten können die junge Saat pflegen; und möge das Volk sie nicht mit rohen Händen zerstören! Eben weil wir dieses Mittel zu würdigen wissen, und mit der Geschichte bekannt sind, fürchten wir, und wünschen nicht zu große, nicht zu frühe Hoffnungen, vielmehr Ausdauer.

Die Geschichte der Zertrümmerung der Land-

schaften in deutschen Landen, nicht vaterländischen Ursprungs, ist bekannt: das Curienwesen und der einseitige Curiengeist hat viel mit dazu beygewirkt; gleichwohl kann man nicht ohne Wehmuth ihre Zerstörung vernehmen, denn die Völker waren doch an eine solche Mitwirkung gewöhnt: aber welcher über sein Zeitalter erhabene Geist, welche außerordentliche Kraft wäre erforderlich gewesen, um das Herrliche dieser Formen zu retten und das Unvollkommene zu unterdrücken! Glaube man nicht, daß mit Hinwegschaffung der Curien nun der ächte Geist sich sogleich zeigen werde; noch einmal: hoffet nicht zu viel, aber werdet nicht laß im Guten! Was hat die sächsische Landschaft, trotz ihrer Curien, nicht Schönes und Gutes bis heute gewirkt! — Daß die Landschaft mit Verwaltung und Ausübung nichts zu schaffen haben solle, bemerkt der Vf. mit Recht.

Über die Veräußerung der Domänen, über die man im Allgemeinen einverstanden ist (der Waldungen und einiger anderer besonderen Arten wird nicht besonders gedacht), wird angemerkt, daß es an Geld fehle, daß man mit den Staatspapieren nicht nach dem Cours kaufen wolle. Aber der Staat kann diese immer nach dem Nennwerthe nehmen (wie auch durch die neuesten Edicte zum Theil festgesetzt worden ist), und im Grunde verliert er nichts dabey; aber das Wortspiel lockt die Käufer, aus mehreren Gründen, wiewohl sie bey dem Kauf den Cours in Gedanken haben. Die Vererbpachtung eines ablöschlichen Kanons kann auch den Verkauf erleichtern, und mit einer solchen Vererbpachtung sind wir gleichfalls einverstanden. Sehr verständig, und aus guter Kenntniß des Landes genommen, ist das, was der Vf. über die Zeitpächter der Domänen sagt. Aber das Übel, das jetzt allgemein drückt, und die Verschleuderung der Domänen und geistlichen Güter bewirken muß, da man nun einmal zu verkaufen gezwungen ist, liegt in einem ganz andern Grunde; es fehlt am nöthigen Vertrauen: in Zeiten solcher Krisen, wer will sich mit Grundeigenthum befallen? Muß nicht der Grundeigenthümer die größte Last im Kriege tragen? Was ist für eine Aussicht zu Gewinn von Ländereyen, bey so niedrigen Getreidepreisen und bey solcher Sperre? —

Von den Regalien und der Post S. 189 ff. Die Frage: Soll der Staat ausschließend ein Gewerbe betreiben (in diesem Sinne des Worts Regale genommen)? ist im Allgemeinen nach den besseren bekannten Lehren bald entschieden; die bestimmte Lage des Landes aber kann Ausnahmen fordern. Der Vf. will etwa das Bergwerks-Regal beybehalten wissen; hierüber ziemt uns kein Urtheil, denn bestimmte Local-Kenntnisse, die uns mangeln, müssen darüber entscheiden, auch darüber, ob noch andere Statt finden sollten. — Größere Stempelgefälle, und auch vielfachere, sind in Großbritannien üblich, als

bisher in Preußen der Fall war; der Vf. stimmt — die Gründe für und wider sind bekannt — für eine größere Ausdehnung des Stempels, welches auch durch die neuesten Beschlüsse erfolgt ist; zugleich wird spottend der bisherigen preussischen Musikzettel, der Zwangsgeigen und des Zwangsbiers gedacht.

Von den Zöllen und der Accise S. 194 ff. In Hinsicht der ersteren wird bemerkt, wie Großbritannien, durch seine insularische Lage, hier vor Preußen, bey so weitläufigen und offenen Landgrenzen, begünstigt sey. Aber die Vereinfachung durch die Befolgung einer für viele Gegenstände eintretenden Hauptregel, eine solche, wie sie durch Pitt in England eingeführt worden sey, wird empfohlen; dann aber hinzugesetzt, daß für Preußen, nächst der, seit längerer Zeit, bereits abgeschafften inländischen Landzölle, auch die Aufhebung der inländischen Wallerzölle zu empfehlen sey, indem dadurch die fremden Güter den tiefer im Lande Wohnenden, ganz abgesehen von dem, was als Wegegeld und Transportkosten zu betrachten ist, bloß um jener Zölle willen um so viel theurer zu stehen kämen; zugleich werden die daraus entstehenden vielen Störungen des inneren Verkehrs erwähnt, indem von Lenzen bis Berlin eilf Male ein solcher Zoll zu entrichten sey: der Vorschlag, diese aufzuheben, den alle Einsichtsvollen längst ertheilten, wird nun auch ausgeführt werden. Die ganz veränderte Ausdehnung und Lage der Monarchie fodern, sagt unser Vf. ferner, eine ganz andere Zoll- und Accise-Verfassung, wiewohl eben dies mit großen Schwierigkeiten verbunden seyn wird. Sein Vorschlag, wie die Verbindung der Grenzzölle mit den an dem inländischen Orte der Bestimmung der eingeführten Güter zu erhebenden Abgaben zu bewerkstelligen sey, scheint eines Versuchs werth; bey den nöthigen Bedienten und ihrer Treue, bey einem nicht zu hohen Satz, und der Beschränkung auf einige Hauptstraßen, sind andere Staaten, bey ähnlichen Grenzen auf andere Weise, leidlich zum Ziel gekommen. Was die Accise insbesondere betrifft, das Wort so etwa genommen, wie bisher in Preußen: so wird aus der Vergleichung der brittischen und preussischen mehreres Belehrende für das Vaterland des Vfs. gefolgert. Die Vereinfachung, die er wünschte, ist nun auch schon durch ein Edict erfolgt, indem nur etwa von 20 Objecten dergleichen Abgaben ferner gehoben werden sollen; und der andere Wunsch, den er mit so vielen theilt, daß kein Unterschied zwischen Stadt und plattem Lande, in Bezug auf diese Abgaben, seyn möchte, ist bereits gleichfalls in Erfüllung gegangen; eben so verhält es sich endlich mit der bisher so verwickelten Hebungs- und Berechnungs-Methode. Also Vieles ist schon erreicht, was mit dem Vf. die Einsichtsvollsten wünschten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Schiegg: Die deutsche Reichslandschaft. Ein Beytrag zur richtigeren Würdigung des vergangenen

und gegenwärtigen öffentlichen Zustands von Deutschland Neue wohlfeile Ausgabe. 1810. 404 S. 8. (1 Rthlr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 M Ä R Z, 1 8 1 1.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Sander: *Das brittische Besteuerungssystem, insbesondere die Einkommensteuer, dargestellt, mit Hinsicht auf die in der preussischen Monarchie zu treffenden Einrichtungen.* Von Friedrich von Raumer u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vieles wird über den Gewerbbann beygebracht; er ist aufgehoben, aber erwarte man auch hier nicht zu viel und nicht zu früh die wohlthätigen Früchte zu ärndten. Vagabonden, Bettler und Betrüger wissen auch die Patente und die Gewerbefreyheit zu benutzen, und der rege Wettstreit zeigt sich auch nicht gleich, denn der Mensch ist unbehüllich; wir zeigen gern alsbald auch die andere Seite, damit man in Verfolgung guter Zwecke durch Unerwartetes nicht matt und verdrießlich werde. Gewisse Beschränkungen müssen sogar Statt finden. Rec. redet aus Erfahrung. In England ist übrigens auch keineswegs eine so unbedingte Gewerbefreyheit, wie sie der Vf. will, und wie sie in einigen der neueren Staaten besteht. Noch wird bey dieser Vergleichung des brittischen und preussischen Accisesystems gerühmt, daß keine Abgabe in Großbritannien die ersten Lebensbedürfnisse treffe. Dies ist nicht genau. Einige, wie z. B. das Salz, sind unmittelbar mit Abgaben belegt, und diese haben große Beschwerden zum Theil veranlaßt; Holz aber wird daselbst zur Feuerung eben nicht gebraucht, sondern Steinkohlen, die, so viel wir wissen, auch nicht ganz mittelbarer Weise frey von Abgaben sind. Will man aber Fleisch zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen rechnen: so kann eben so gut auch Bier dahin gezählt werden, indem der gemeine Mann in England ohne Bier nicht zu leben gewohnt ist; dies aber ist besteuert. Demnach bleibt eigentlich nur Brod oder Mehl als unbesteuertes, unentbehrliches Lebensmittel übrig. Wir sind nicht der Meinung von Canard, daß es eine elende Empfindelley sey, die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens mit Abgaben verschonen zu wollen, da der Ärmere ja immer sein *salair nécessaire* erhalten müsse, und er deshalb die ihm aufgelegte Last auf die Wohlhabenden übertrage; es ist hier nicht möglich, aus einander zu setzen, bis zu welchem Puncte dieser Satz wahr sey, und warum, wenn er blind angenommen und befolgt wird, der große Haufe dadurch unter Umständen zur Verzweiflung gebracht werden

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

den könne, weil, wenn die Abgabe bedeutend ist, und das plötzliche Steigen der Preise dieser Artikel noch zu der Abgabe sich gesellt, der Arbeitslohn aber nicht alsbald steigt, wie dies denn der Fall gewöhnlich nicht ist, das Elend des großen Haufens aufs Höchste steigen muß. Jeder weiß, wie das Nachrücken des Arbeitslohns zufolge der gestiegenen Preise nur sehr langsam, und warum es nur also Statt finden könne, wenn das Land nicht im schnellsten Fortschreiten begriffen ist. Canard bleibt auch nachher offenbar mit sich selbst nicht einig, wiewohl wir seine Verdienste um die Wissenschaft gar nicht mißkennen. Allein wir sind auch eben so wenig mit Ad. Smith der Meinung, daß die ersten Bedürfnisse des Lebens unter jedem Verhältnisse steuerfrey seyn sollten. Wenn diese Abgaben nicht sehr bedeutend sind; wenn sie bey plötzlichen Steigen der Preise dieser Bedürfnisse vermindert, im entgegengesetzten Falle erhöht würden: so könnten sie als zweckmäßig gelten, und selbst in Zeiten der Noth eine nicht unbedeutende Hülfe gewähren. Wir freuen uns, daß in den neuesten Edicten die Mahl-Accise beybehalten worden ist. Denn der Staat bedarf viel, und wir wüßten nicht, wie ein so großer Ausfall jetzt schicklicher durch andere Mittel hätte ersetzt werden können, vollends wenn wir bedenken, daß jetzt die Getreidepreise so tief gefallen sind, dagegen, so weit unsere Erfahrung reicht, der Arbeitslohn, aus guten Gründen, durchaus noch nicht herabgegangen ist, daß folglich selbst der gemeine Arbeiter leicht einige Pfennige mehr von seinem Brode werde abgeben können, da dasselbe Quantum Roggen jetzt in dem Lande, worin Rec. lebt, um 14 Gr. Conv. Geld zu haben ist, das vor vier bis fünf Jahren mit einer halben Pistole bezahlt ward. Diese Abgabe, unter diesen Umständen, bey einer längeren Dauer der niederen Getreidepreise, wird nun verhindern, daß der Arbeitslohn, bey gleicher Nachfrage nach Arbeit, als zuvor, nicht ganz so tief heruntergehen werde, als er ohne die Abgabe gefallen seyn würde; folglich wird die Abgabe bewirken, daß die Wohlhabenden die Steuer vorzüglich mittragen werden. Wir sind entschieden der Meinung, daß bey der vorwaltenden großen Verlegenheit aus diesen Verhältnissen für die öffentliche Kasse ein bedeutender Vortheil gezogen werden könne, welcher aber bey steigenden, und vollends bey plötzlich steigenden Getreidepreisen — wozu jedoch keine Aussicht ist — aufgegeben werden mußte. Wir sind der Überzeugung, daß meh-

Ggg

rere Steuern, und vornehmlich ihre Größe, von Umständen abhängig gemacht werden müsse; unsere Meinung können wir hier nur andeuten, und wir würden sie ganz unterdrückt haben, wenn wir mit einem blinden, starren Theoretiker, oder einem elenden Plasmacher es zu thun hätten. — Wegen der Vergleichung der einzelnen Accise-Sätze in Großbritannien und Preussen verweisen wir auf das Buch.

Von der Landtaxe und den Grundsteuern S. 219 ff. Wir sind im Ganzen einverstanden mit dem, was unser Vf. dagegen anführt: in wiefern wir abweichen, dieß läßt sich nicht wohl Alles hier kürzlich angeben; wir müssen uns auf Einiges beschränken. Für eine mäßige Grundsteuer ist der Vf., weil nun einmal die Bedürfnisse groß seyen, auch aus einigen anderen Gründen. Wir sind mit ihm der Meinung, daß eine große Grundsteuer den Ruin des Landes nach sich ziehe; wer nicht stockblind ist, kann die Beweis- in Frankreich seit der Revolution finden. Aber die gute Seite einer Grundsteuer, die mäßig ist, denn nur diese ist zu vertheidigen, übersehen unser Vf.: daß sich nämlich die, bey ihrer ersten Anlegung nie zu vermeidenden, schreyenden Ungleichheiten unter den Einzelnen, man mag katalysiren oder nicht, bey freyem Kauf, Verkauf und freyer Vererbung mit der Zeit, nach einigen Geschlechtern, durchaus von selbst ausgleichen, indem man eben den auf den Grundstücken haftenden Canon, z. B. bey dem Kauf, in Anschlag bringt. Eben deshalb ist jede alte, mäßige Grundsteuer (nicht aber jede alte Abgabe, wie Canard will,) gut, und jede neue, noch so mäßige Grundsteuer, vollends jetzt, bey dem gesunkenen Werthe der Güter, der Sperre und den niedrigen Fruchtpreisen drückend und hart. Hieraus ergibt sich auch, was von dem Geschrey über die Güter der Exemten zu halten sey, wenn freyer Kauf und freye Vererbung Statt fand; der Käufer hat im Kaufpreis die Steuerfreyheit mitbezahlt, jetzt soll er die neue Steuer tragen, während das unfreye Gut keine neue Auflage erhält! Die Ungerechtigkeit lag eigentlich darin, daß damals, als die der Steuer unterworfenen Gründe benenert wurden, die Exemten frey ausgingen; aber sind die Güter der Letzten frey in andere Hände übergegangen: so hat der neue Besitzer die Freyheit, freylich nicht an den Staat, aber an den vorigen Eigenthümer bezahlt, und die Ungleichheit ist ausgeglichen. Dagegen ist's ungerecht, bey jeder neu hinzukommenden Last die freyen von der Mitleidenheit frey zu sprechen; es ist ungerecht, z. B. bey dem Kriege, die daraus entstehenden, neuen Lasten den Steuerbaren allein aufzubürden. Aber es ist auch nur billig, für die Exemten in anderer Hinsicht ein Wort einzulegen, da das Geschrey gegen sie so groß ist, welches freylich auch begründeter erscheint, wenn von Zwangsbesitz, Majoraten, Fideicommissen u. s. w. die Rede ist. Es ist nun aber einmal die öffentliche Meinung über Gleichheit der Besteuerung aller Grundbesitzer so laut geworden, daß

man schon einigermassen wird nachgeben müssen, auch in Bezug auf ältere Grundsteuern; der Ruf ist so laut nach Ausgleichung der Ungleichheit geworden, daß wohl Etwas geschehen muß, bis daß man einsehen wird, daß jede neu repartirte Grundsteuer, wie man sich auch dabey benehme, eben die heillosesten Ungleichheiten veranlasse, die nur erst nach langer Zeit bey dem freyen Übergehen aus einer Hand in die andere sich von selbst ausgleichen. Eben diese unvermeidlichen, schreyenden Ungleichheiten bey einer jeden neuen Vertheilung drücken zuerst, auch wenn sie mäßig ist, die dermaligen Eigenthümer, und sie müssen um so mehr jetzt die yormalis Befreyten drücken, da der gesunkene Preis der Güter und ihrer Producte hinzukommt. Als die Preise hoch standen, hätte man sowohl die vermeinte Gleichheit einführen, als auch die Domänen veräußern sollen: allein wer damals dergleichen hätte vorschlagen wollen, der würde mit Schmach und Schande davon gejagt worden seyn, und er hätte ein Cato seyn müssen, um dieß geduldig zu tragen. Soll aber nun einmal eine neue Repartition der Grundsteuer vorgenommen werden: so wünschen wir, sie möge so unbedeutend als möglich seyn, denn alle Ungleichheit wird um so leichter, wenn die Last gering ist. In jenen guten Zeiten konnten weit größere Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, selbst wenn sie ganz neu entstanden waren, viel leichter getragen werden. Wir sind aber aus eben demselben Grunde für eine ganz mäßige Grundsteuer, welche den Exemten aufgelegt werden soll, aus welchen wir oben umgekehrt für die Erhöhung der Mahlaccise stimmten; und Rec. spricht hier nicht bloß aus theoretischen Gründen, sondern aus solchen, welche aus der Wirklichkeit entlehnt sind, und diese drängen sich ihm da, wo er lebt, von allen Seiten zu.

Die *assessed Taxes*, an welche nachmals die Reihe kommt, Abgaben, meist von solchen Gütern, welche länger dauern, bevor der Besitzer sie verbraucht, und von welchen in verschiedenen Terminen eine Abgabe entrichtet wird, die großentheils auf Luxus-Sachen, mit Ausnahme der Fenster-Taxe, auch in England fällt: diese Steuern, die zum Theil durch die neuesten Edicte in Preussen eingeführt worden, werden in diesem Abschnitte ganz kurz behandelt, da es derselben damals wenige in Preussen gab, die Einrichtung der brittischen aber im ersten Abschnitte hinlänglich aus einander gesetzt worden war. Es ist bekannt, was *Ad. Smith* zur Empfehlung dieser Abgaben anführt; wir unterzeichnen dieß alles bereitwillig, nur ist zu bemerken, daß, so weit Rec. Erfahrung reicht, ihr Ertrag in deutschen Ländern immerhin ziemlich unbedeutend geblieben ist, daß Viele, bey ihrer Einführung, wenn sie einigermassen bedeutend waren, ihren Luxus beschränkten, und daß diese Steuern zuweilen widerlich und lästig dem Volke vorkamen, da sie von den Steuerpflichtigen nicht im Preise der Sachen mit bezahlt werden, sondern, wie bey den directen

Abgaben, von den Besteuernten unmittelbar eincaßirt werden müssen, woher denn Rückstände und Zwangsmittel gegen die Rückständigen entstehen. Die Erfahrung muß in Preussen entscheiden; wir sind sonst ganz für diese Steuern, auch ist ihre Erhebung wenig kostbar: allein was sie einbringen werden, das muß man erwarten. Was sie einst in Holland, was sie jetzt noch in größerem Mafse in England einbringen, wo sie durch den Luxus, und zwar durch diesen so hoch besteuerten Luxus bey dem zunehmenden Reichtume (das Puder abgerechnet) nur immer noch ergiebiger geworden sind, das haben sie in Frankreich nicht nur bey weitem nicht abgeworfen, sondern es ist daselbst eben über diese Steuern große Klage entstanden, und in einigen deutschen Staaten brachten sie so wenig ein, daß man ihre Einführung zum Theil wieder zurückgenommen hat.

Zuletzt wird von der Einkommensteuer S. 229 ff. gesprochen. Daß diese eine durchaus schlechte und verwerfliche Steuer sey, vollends wenn sie irgend einigermaßen bedeutend ist, und wenn kein allgemeiner Patriotismus vorausgesetzt werden kann, der jedes Opfer geringachtet, und nur eine kleine Zahl solcher zurückläßt, die zu geringe Angaben machen, der größere Theil aber nicht nur redlich angiebt, sondern die verbleibende Ungleichheit gering achtet, ja wohl gar seinem Stolz dadurch geschmeichelt findet, mehr zu geben, als er sollte, wie wir bey einer ähnlichen Angabe, nämlich bey der Vermögenssteuer in Hamburg, in den guten Zeiten der Commune wohl erlebt haben: darüber ist gewiß jeder Einsichtsvolle einverstanden. Diese unheilbaren Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, die sich bey dieser Steuer nie ausgleichen, als durch den Tod, die Schwierigkeiten des Beytreibens derselben, das nothwendige Entstehen vieler Restanten, die Unmöglichkeit für viele Steuerpflichtige, selbst bey dem besten Willen anzugeben, was sie für ein Einkommen gehabt haben, von wo sie ihre Berechnung anheben, wie sie dieselbe machen sollen; die Unmöglichkeit, über die bey den deshalb zu erlassenden Vorschriften sich ja ganz zu verständigen; die Gewißheit, daß die Last am drückendsten auf die Befoldeten, Pensionirten und Rentenirer fallen werde: diß alles sind Gründe genug gegen eine solche Steuer, wenn man auch mit einigen, unter anderen von unserem Vf. vorgebrachten Einwendungen nicht ganz einverstanden seyn sollte. Sie ist nicht eine Erfindung unserer Zeit, sie kommt bereits in der Geschichte des Steuerwesens deutscher Lande, namentlich in Sachsen, in frühern Zeiten des vorigen Jahrhunderts vor; aber sie hat auch da solch Geschrey veranlaßt, daß man sich bald genöthigt sah, sie aufzuheben, oder sie so zu modificiren, daß sie nicht mehr blieb was sie war, noch was sie seyn sollte. Rec. hat es ganz nahe g. sehen, wie eine geringe Steuer der Art, in einem Lande, wo große Liebe zur alten Regierung herrschte mit ziemlicher, ja auffallender Genauigkeit entrichtet ward, bey einer veränderten

und neuen Regierung aber so schlecht und treulos entrichtet ward, daß man nach dem Versuche eines einzigen Jahrs sie aufzugeben sich genöthigt fand, und eine willkührliche Classen-Steuer, sogar mit Beyfall des Volks, vorzog, weil man doch hier etwas Bestimmtes hatte, und der ganz unglaublichen Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, die der Redliche zu Gunsten der Gewissenlosen allein tragen mußte, entledigt ward. So viel wir wissen, hat sie nirgends in einem bedeutenden Mafse mehrere Jahre hindurch bestanden, als in Oesterreich und in Großbritannien. In Oesterreich hat Rec. eben keine bedeutenden Klagen über diese Steuer gehört, wiewohl sie eben daselbst in steigender Proportion zunimmt. In Oesterreich macht der Patriotismus, die sonstige geringe Grundabgabe, wiewohl nachher vermehrt, der gesunkene Werth des Papiergeldes, auch einiges Andere, die Erscheinung erklärlich. Von Oesterreich spricht unser Vf. nicht, da er es nur mit Großbritannien und den in Preussen zu ergreifenden Mafsregeln zu thun hat. In Großbritannien bringt die Steuer mehr ein, als irgend sonst wo; sie dauert daselbst schon längere Zeit, und schon daraus muß man abnehmen, daß sie nicht zu solchen wohl begründeten Klagen, als an anderen Orten, Veranlassung gegeben hat. Der Vf. erklärt die Erscheinung mit Recht nicht bloß aus dem Reichtum der Nation, sondern auch aus der Art der in Großbritannien üblichen Administration, welche durch die freye Wahl der Officianten aus allen Ständen des Volks betrieben wird. „Nicht in den Sachen (in Preussen), sagt unser Vf. 244, nicht in den Personen allein, nicht im bösen Willen, nicht in tadelnswerther Anmaßung liegt das offenbare Übel, sondern in der formellen Organisation der Einen Behörde, und in der Lösung von der anderen.“ Wir haben nichts dagegen einzuwenden, die fehlerhafte Organisation in Preussen ist und war bekannt genug; aber täusche man sich auch nicht, und erwarte man von besseren Formen der Verwaltung nicht mehr, als von ihnen zu erwarten steht. Mehr als alle Form ist der Geist. Wenn es eines Beweises bedürfte: so könnten wir einen deutschen Staat anführen, wobey höchst mangelhaften Formen eben dieser Geist, namentlich bey der Einkommensteuer, so große Wirkung that. Wo dieser hohe Patriotismus, diese alles Privat-Interesse vergessende Liebe fehlt: da erwarte man überall wenig; man erwarte insbesondere wenig von einer Einkommensteuer, und mache sich auf ein großes Geschrey gefaßt, weil die Wenigen, die ihr Einkommen nicht verheimlichen können, gegen die Anderen alsdann aufs Schrecklichste prägravirt werden. Rec. hat nahe genug einem Lande gestanden, wo die Organisation nicht so fehlerhaft war, wo die Repartition der Einkommensteuer durch vom Volk in Kreisen und Orten frey Erwählte geschah, wo aber jener Geist mangelte, und wo eben deshalb die, welche notorisch 100 geben sollten, nicht 10 gaben, dagegen die armen Befoldeten, die zum Theil ge-

wifs auch ihr Einkommen verheimlicht hätten, wenn es möglich gewesen wäre, die volle Last tragen mußten.

Nur als momentane Steuer in dringender Noth entschuldigt der Vf. eine Einkommensteuer: denn (so heist es ferner) es ist nun einmal leider! an der Zeit, selbst einen Theil des Capitals aufzuopfern, um das Übrige zu retten. Aber selbst in so verzweifelter Lage, bey dem Mangel des erforderlichen Patriotismus, scheint uns die Steuer eine schlechte Hülfe. Nur, wenn sie sehr bedeutend ist, wird sie diese gewähren; ist sie aber diese: so wird sie eben, bey dem Mangel jenes Geistes, nur um so ungerechter, ungleicher und drückender. In solch verzweifelter Lage, bey einem Volke, das wenig Vertrauen zu seiner Regierung, wenig Liebe zum Vaterlande hat, mögen vorhandene alte Steuern nach den Umständen lieber erhöht werden; und wenn dies nichts fruchten sollte, wenn eine recht große und schnelle Hülfe in momentaner Noth zu leisten ist, es aber doch um Seyn und Nichtseyn gilt, und man noch hoffen kann sich zu retten: so giebt es andere, nicht eben bessere, aber mehr wirkende Hülfen: diese ist Papiergeld und diese sind gezwungene Anleihen. Ist der öffentliche Credit aber so geschwächt, daß mit Papiergeld auch die momentane Hülfe nicht zu erreichen steht; fürchtet man, und mit Recht, die entsetzlichen Folgen der Übertreibung, und ist derselben schon mehr als zu viel vorhanden: was bleibt übrig, als das Decimiren der Wohlhabenden und somit der mittelbare Druck der Ärmern, d. i. gezwungene Anleihen, wenn freywillige, wie wir voraussetzen, nichts leisten? Wir verkennen nicht die Willkühr, die Ungerechtigkeit, die Ungleichheit, das Verderbliche dieser Mafsregel: allein sie leistet zuweilen eine Hülfe, wenn keine andere mehr bleibt, und darum war es zunächst zu thun. Kann aber der Staat durch einen solchen Schlag sich retten, kann er für Zinsen, wenn auch geringe, noch Rath schaffen: so scheint, bey den vorbenannten Umständen, dies Mittel unter den verzweiflungsvollen noch das bessere zu seyn.

Schriftsteller wie Staatsmänner sind in widerlicher Lage, wenn sie rathen, helfen und stimmen sollen in solchen Verhältnissen; aber unter dem

Schlechten das weniger Schlechte zu wählen, bleibt immer etwas werth. Man kann es nicht leugnen, daß in solchen Verhältnissen die Staaten um ihre Existenz spielen, und daß da, wo die alles vergessende Liebe sich nicht findet, solche Mafsregeln bey erneuerten Schlägen den letzten Funken dieser erstickten, und daß das Volk mit Gleichgültigkeit sein bisheriges Gemeinwesen sich auflösen, und unter andere Herrschaft übergehen sehen wird. Alle diese Mafsregeln geben nur momentane Hülfe; in solchen Krisen rettet allein dauernd das, was unsichtbar im Volke ist, sein ihm inwohnender Geist.

Unser Vf. untersucht bey der Einkommensteuer mehrere Fragen, die Jedem aufgestossen seyn werden, der darüber nachdachte, schrieb, oder sie einführen sollte. Es sind diese: Soll jedes Einkommen, das eine bestimmte Gröfse nicht erreicht, von der Steuer frey bleiben? Soll eine Steigerung nach Procenten eintreten? Sollen alle Zweige des Einkommens gleich besteuert werden? Sollen Ausgaben vom Einkommen abgezogen werden? Wie soll die Ausmittlung des Einkommens und die Administration im Allgemeinen beschaffen seyn? Einen wohlwollenden, verständigen, einsichtsvollen Mann über diese Fragen zu hören, ist immer interessant, auch dann, wenn man in einigen Punkten ganz verschiedener Meinung bleibt, wie dies mit Rec. der Fall ist. Die Prüfung und Erläuterung dieser Fragen würde interessant genug ausfallen können, und wir würden mit Freude uns diesem Geschäft unterziehen, wenn wir uns nicht, vielleicht zu spät schon, erinnerten, daß diese Blätter nicht ausschliessend politischen Untersuchungen gewidmet sind. So sparen wir die Prüfung vielleicht für einen anderen Ort; wir übergehen zugleich das, was über die Staatsschulden zuletzt beygebracht wird. Wir schließen mit der zutrauensvollen Versicherung, daß, wie groß auch immer die Unglücksfälle seyn mögen, die ein Volk betroffen haben, der Glaube, aus dem Labyrinth sich herauszufinden, wohl begründet sey, wenn viele solche Männer, als unser Vf. ist, sich unter ihm finden, die gehört werden und zur Einwirkung gelangen, wenn anders das unerbittliche Schicksal in seinen geheimen Rathschlüssen nicht neue und unübersteigliche Hindernisse herbeiführt. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Miscellen über Policy- und Staatswirthschaftliche Gegenstände*, von August Ludwig Bisfinger, königl. württemberg. Amtmann und Hauptsoller u. s. w. 1807. 66 S. 8.

Der Vf. sagt in der Zueignung an den König von Westphalen: „Der von Euer K. Maj. herrlich gewählte Plan: die Reise in ihre neue Staaten, von Paris aus, über Stuttgart zu nehmen, und sammt Ihrer Maj. der Königin, des Königs von Württemberg Majestät, als hoher Bydam, mit dem ersten Besuch zu ertrauen, dort über das nahe bevorstehende allerhöchste Geburtsfest unsers huldreichsten Monarchen zu verweilen — ist für ganz Württemberg höchst erfreulich.“ Der darüber entzückte Vf. legt ein kleines Opfer (seine Miscellen) auf den Freudenaltar und erharret mit allerprofundestem Respect.

Die Miscellen handeln vom Bauwesen, Baumsucht, Baumhandel, Hundsmusterung, Quartiramt, Soelen-Registrier, Straßensbau, Viehhandel und Feuerlöschungsanstalten. Von Allem ein Wenig, was aber der Policy hie und da viel

zu schaffen machen würde, wenn man z. B. nur die Hundsmusterung und das gewissenhafte Todtschlagen aller unnütigen, alten und böserartigen Hunde vor Anfang der Sommerhitze nimmt, wobey der Waisenmeister jedes Bezirks den controlirenden Zollvisitator für seinen Imbiß, aus dem Erlös der Hundshäute befriedigen soll. Ein Auszug des Anfangs dieser Miscellen wird die weitere Recension überflüssig machen. Der Vf. sagt: „Über alles neues Bauwesen, es seye gleich Haus, Scheuren, Stallung etc., ehe es von dem Bauſchau - Amt auf zuvor eingenommenen Augenschein auszuführen gestattet wird, einen Bauraths und Übersichts zu fertigen und zu entwerfen, und beiderley zu dem für Landbaufachen besonders aufgestellten herrschaftlichen Oberlandbanamt zur Einsicht und Prüfung, wegen der darüber erforderlichen Genehmigung einzusenden, würde eine Landesherrliche Verordnung, zu Verhütung unheilvoller und nachtheiliger, öfters feuergefährlicher Baueinrichtungen den wohlthätigsten Einfluß gewähren.“

F. J.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 M Ä R Z, 1 8 1 1.

P H I L O S O P H I E.

- 1) HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Über die Analysis in der Philosophie*, ein größtentheils analytischer Versuch, veranlaßt durch die erste, diesen Gegenstand betreffende Preisfrage der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, nebst Abhandlungen verwandten Inhalts, von *Johann Christoph Hoffbauer*, der Philos. und der Rechte Doctor und ordentl. Prof. der Philos. zu Halle. 1810. XIV u. 113 S. 8. (14 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Anfangsgründe der Logik*, von *Joh. Christoph Hoffbauer*. Zweyte, mit einer psychologischen Vorbereitung zur Logik vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1810. XVI u. 286 S. 8. (21 gr.)
- 3) Ebendasselbst: *Grundriß der Erfahrungs- Seelenlehre*, von *J. C. Hoffbauer*. Zweyte Ausgabe. XIV u. 130 S. 8. (9 gr.)

Die unter No. 1 aufgeführte Schrift, welche schon 1807 erscheinen sollte, aber der Zeitumstände wegen nicht erscheinen konnte, beginnt mit einer *Einleitung*. Manche behaupten, daß seit Aristoteles für die Logik nichts von Belang geschehen sey. Aber dem ist nicht also. Neuere Schriftsteller haben die Logik nicht allein erweitert, sondern auch in einzelnen Theilen fester begründet. Die berliner Akademie hat sich daher ein neues Verdienst um die Erweiterung und Vervollkommenung der Wissenschaften dadurch erworben, daß sie die Aufgabe zur Preisbewerbung bekannt gemacht hat:

„Die Natur der Analysis und der analytischen Methode in der Philosophie genau anzugeben, und zu untersuchen, ob und was für Mittel es giebt, ihren Gebrauch sicherer, leichter und nützlicher zu machen.“

Diese Aufgabe löst sich in folgende einfachere Fragen auf: 1) Worin besteht die Analysis und die analytische Methode in der Philosophie? 2) Giebt es Mittel, ihren Gebrauch sicherer, leichter und nützlicher zu machen? und, wenn dies zu bejahen, 3) welches sind diese Mittel?

I. *Über die Natur der Analysis und der analytischen Methode in der Philosophie.* Die Methode, sagt schon *Baumgarten* in seiner *Acroasis logica*, bey welcher die Principien denjenigen, was darin gegründet ist, vorhergehen, ist *synthetisch*; die Methode hingegen, die dasjenige, was in einem Prin-

cip gegründet ist, diesem vorausschickt, ist *analytisch*. Da nun ein Princip dasjenige ist, was den Grund von etwas enthält: so läßt die *baumgarten-sche* Unterscheidung zwischen beiden Methoden sich auch so ausdrücken: die synthetische Methode geht von Gründen aus zu ihren Folgen, die analytische hingegen von den Folgen zu ihren Gründen fort. Die Ordnung in der zweckmäßigen Verknüpfung mehrerer Erkenntnisse ist Methode in dem engeren, hier zu berücksichtigenden, Sinne. Der Zweck der methodischen Verknüpfung von Erkenntnissen ist logische Vollkommenheit der Erkenntnis, also auch Gewisheit. Der Unterschied der analytischen und synthetischen Methode liegt also darin, daß jene die logische Vollkommenheit einer Erkenntnis auf die logische Vollkommenheit einer anderen Erkenntnis zu gründen sucht, diese aber von der logischen Vollkommenheit einer Erkenntnis zu der in ihr gegründeten Vollkommenheit einer anderen fortstreitet. Analysis und Synthesis verhalten sich nach der von ihnen benannten Methode, wie ein Verfahren überhaupt zu der Methode, nach welcher es geordnet ist. Diefemnach besteht die Synthesis in einem Fortschreiten von Erkenntnissen, in welchen die logische Vollkommenheit anderer gegründet ist, zu diesen letzten Erkenntnissen; die Analysis aber in dem Fortschreiten von Erkenntnissen, deren logische Vollkommenheit in der logischen Vollkommenheit anderer Kenntnisse gegründet ist, zu diesen anderen Kenntnissen selbst. Die Bedingungen der Vollkommenheit von Erkenntnissen sind theils materielle, theils formelle, und das Eigenthümliche der analytischen Methode ist, daß sie nicht allein 1) auf die materiellen Bedingungen der Vollkommenheit einer Erkenntnis zurückführt, sondern auch 2) bey jedem Schritte von der formellen Bedingung (dem logischen *Verhältniß* der Erkenntnis) anfängt, und sodann zu der materiellen Bedingung fortstreitet. Alles dieses, und in welchem Sinne die analytische Methode die Methode der Erfindung sey, wird von dem Vf. umständlich erörtert, und durch Beyspiele, die mit Bedacht gewählt sind, erläutert; dabey werden die Ansichten anderer, namentlich *Wytenbachs* in seinen *praeceptis philosophiae logicae*, und vorzüglich die des Alexandriners *Pappus* berücksichtigt. Rec. hat immer die, auch von Hn. H. berührte, Charakteristik beider Methoden als die einfachste und wahrste eingeleuchtet, nach welcher der synthetischen der Progressus vom Einfachen zu dem Zusammenge-

H h h

setzten, der analytischen aber der Regressus von dem Zusammengesetzten zum Einfachen, als Charakter zugeeignet wird. Die synthetische Methode ist die Methode der bildenden Natur: die analytische die Methode des Verstandes, der die Bildungen der Natur erforschen will; jene daher die der Composition und Construction: diese die der Decomposition und Instruction. Jene giebt ein Ganzes (Seyn und Erkennen) in seiner Ganzheit, um es wirklich darzustellen: diese löset die Totalität in ihre Theile auf, damit sich der Verstand durch klare Partialvorstellungen über die Natur des Dargestellten unterrichte. Wie sich in der Natur aus der Einen, göttlichen Kraft und Idee, in der alles präformirt ist, alle Mannichfaltigkeit gestaltet: so ist auch der Mittelpunkt oder das wesentliche Moment der synthetischen Methode die Einheit, oder das einfache Princip, welches das mit ihm zusammenhängende Mannichfaltige dynamisch einschließt, und aus dieser Einheit und mit ihr construirt sie ihr Mannichfaltiges. Die analytische Methode dagegen hat zu ihrem Anfangspunct nicht die producirende Idee (man wolle ja das Wort *producirend* nicht übersehen, damit man nicht bey Idee an *leere* Vorstellungen denke: hier ist von *reellen* Ideen, von der höchsten Realität die Rede), sondern den Begriff eines Products oder einer Mannichfaltigkeit, welche sie in ihren einzelnen Theilen zu entfalten sucht, auf das dadurch, das der einzelne klar wird für den Verstand, ein Licht der Vernunft aufgehe über das Ganze. Aus solchen, im Vorhergesagten zu erkennenden, Gründen kann Rec. auch die analytische Methode nicht vorzugsweise, oder wohl gar ausschließend, die Methode des Erfindens nennen. Sie ist die Methode des Erfindens durch den *Verstand*: aber die Erfindungsmethode der *Vernunft* und des *Genius* ist synthetisch. In voller Rüstung wird Minerva aus Jupiters Haupte geboren. Man wolle ja nicht in dem Gesagten eine Zurücksetzung der analytischen Methode suchen! Zu finden ist sie nicht darin. Denn schon aus dem kurz Angedeuteten erkennt der Denkende, das für menschliches Willen beide sich einigen und einigen müssen, und das die Seele der Einen strebe, das lebendige Princip der Andern zu werden, und das der Anfangspunct dieser sich bis zu der Seele jener auszudehnen bestrebt sey.

II. *Giebt es Mittel, den Gebrauch der Analysis in der Philosophie leichter und sicherer zu machen?* — Nachdem der Vf., auch hier den *Pappus* vorzüglich berücksichtigend, eine umständliche Analyse der Analysis der alten Geometer gegeben, *verneint* er die aufgestellte Frage aus dem Grunde, weil selbst die geometrische Analysis, die von dem Gegebenen auf das Gefuchte durch Schlüsse zu kommen sucht, für dieses Verfahren keine ganz sicheren Regeln habe, und von der mathematischen Analysis auf die Philosophie eine sichere Anwendung nicht möglich sey. „Hiegegen, heist es S. 58, könnte man einwenden: Die Analysis, wie ihrer die alten Geometer sich bedient haben, ist eingeständenermaßen doch nur eine

besondere Art der Analysis. Findet gleich diese Art keine sichere Anwendung in der Philosophie, wie folgt, das nicht eine andere Art der Analysis mit Sicherheit in ihr anzuwenden sey? — Ist, antwortet der Vf., die Anwendung dieser Art der Analysis unsicher: so muß es noch vielmehr jede Andere seyn. Denn jede Analysis setzt das Gefuchte einstweilen als gefunden voraus, um es mit etwas Gegebenem in Verbindung zu bringen. Zu dem letzten kann aber mit Sicherheit nur eine Reihe von Schlüssen führen, die von jenem ausgehen und zu diesem führen.“

III. *Welches sind die Mittel, den Gebrauch der Analysis in der Philosophie leichter und sicher zu machen?* — Giebt es gleich, nach dem vorigen Abschnitt, kein Mittel, den Gebrauch der Analysis in der Philosophie ganz sicher zu machen: so möchte es doch Regeln geben, deren Kenntniß die Anwendung derselben *inmer mehr* sichern, oder der Sicherheit bis zu einem gewissen Grade nähern kann. Diese Regeln werden, nach der Bezeichnungsmethode, deren der Vf. sich in seiner Logik bedient, in Beziehung auf die Analyse der Begriffe und Urtheile kurz angegeben. Zur Entschädigung für diese Kürze und Abstrachtheit verweist der Vf. in der Vorrede selbst auf die angehängten Abhandlungen. — Rec. hätte in diesem Abschnitt von dem lehrreichen Vf. mehr Ausführlichkeit gewünscht, und hofft sie auch in der mit dieser Schrift zusammenhängenden Preisabhandlung über die Anwendung der Analysis u. s. w. zu finden. Die Frage des *zweiten* Abschnitts bejahet Rec. Es giebt ein Mittel, die Analysis in den Wissenschaften sicher zu machen: dieses nämlich, das man, bey der analytischen Entfaltung des Einzelnen und Mannichfaltigen für den Verstand, nie seines Zusammenhangs in und mit dem Ganzen, seiner Vernunft- und Natur-Einheit vergesse. So wie die synthetische Methode von ihrem Standpunct der Einheit aus, die Mannichfaltigkeit zugleich erfassen muß, um nicht über leeren Abstractis zu brüten, und nichts als eine leib- und lebens-lose Seele (ein reelles Nichts) zu erfinden: so muß auch die Analysis vom Standpunct des Begriffs oder der Mannichfaltigkeit aus, zum inneren Licht der Einheit aufblicken, das sie sich nicht in das Dunkel des Chaos verliere, und Leiber finde ohne alle Seele. Kurz: das Motto der Synthesis ist: *Ἐν καὶ πᾶσι*; aber das Wort der Analysis: *Πάν καὶ Ἐν*. Hier das Eine, dort das All das Erste: aber immer die Beiden in wahrer Vereinigung, und einander lebendig durchdringend.

Auf diese drey Abschnitte folgen drey Abhandlungen. I. *Warum ist der analytische Vortrag anziehender, als der synthetische?* 1) Der synthetische Vortrag ist der Vortrag des *Lehrers*, der analytische der *Untersuchung*. Der letzte findet also eben desswegen mehr Eingang, da er den, auf dessen Belehrung es abgesehen ist, durch das Interesse der Selbstliebe für den vorgetragenen Gegenstand, den er nun selbst mit erforschen hilft, gewinnt. 2) Dieses Interesse wird noch dadurch erhöht, das man

bey dem analytischen *Vortrage* das Ziel der ganzen Untersuchung immer vor Augen hat. 3) Freylich schwebt uns dieses Ziel nicht immer rein und unvermischt vor Augen: allein auch hierin liegt ein neuer Grund, der unsere Aufmerksamkeit und alle Kräfte, welche die Untersuchung anregt, in höherem Grade erregt. Denn nicht sowohl die Vollkommenheit unserer Erkenntniß selbst, als vielmehr unser Fortschreiten von dem niederen zu dem höheren Grade der Vollkommenheit reizt unsere Thätigkeit. 4) Bey dem analytischen Vortrage wird nicht bloß der Verstand, sondern auch die Einbildungskraft, der Witz u. s. w. ins Interesse gezogen, und eine Kraft frischt die andere unaufhörlich auf. Diesen Vortheil kann der Schriftsteller und der mündliche Lehrer herrlich nutzen, wenn sie der Untersuchung (nicht bloß eine gewisse, sondern bestimmte) Individualität geben.

II. *Von den verschiedenen Formen des analytischen Vortrags und der zweckmässigsten Anwendung derselben.* Die Form des analytischen Vortrags ist entweder monologisch oder dialogisch. Die monologische entweder rein monologisch oder polemisch; die dialogische zetetisch, verhandelnd, oder aber catechetisch. Wo der Gegenstand der Untersuchung den Menschen schon als Menschen allein interessiert, da ist die monologische Form zweckmässig: wo Relativität eintritt, z. B. Verschiedenheit der Ansichten, die dialogische.

III. *Über das Genie und die Fähigkeit des Kopfes.* In den Wissenschaften findet eben so gut, als in der Kunst, ein Unterschied Statt zwischen Genie und fähigem Kopf, obgleich Kant das Gegentheil behauptet. Der eine Kopf ist fähiger, der andere erfindsamer. Aber so gegründet dieses auch ist: so ist doch wohl der Kopf nicht zu finden, dem es an aller Fähigkeit und an aller Erfindsamkeit fehlte. Auf welche von beiden Eigenschaften hat der Erzieher sein Augenmerk zunächst zu richten? Unstreitig auf die Erste. Denn die Erfindsamkeit des Kopfs wird sich schon von selbst fortbilden, sobald ihr nur Materie gegeben ist, woran sie sich üben kann. Diese Materie kann aber nur durch die Fähigkeit des Kopfs gewonnen werden. — In allen drey Abhandlungen haben wir den Vf. bey Untersuchungen gefunden, mit welchen wir ihn vorzüglich gern beschäftigt sehen.

Wir verbinden mit diesem Werke die Anzeige der unter No. 2 und 3 genannten. In der ersten Ausgabe waren diese jetzt abgeforderten Schriften eine einzige. Der Vf. hat sie in seinen Vorlesungen schon früher getrennt: nun auch in den Compendien, weil er überzeugt ist, daß der Logik allein, wenn sie gründlich und zweckmässig gelehrt werden soll, ein halbes Jahr gewidmet werden müsse. Bey der Bearbeitung der neuen Ausgabe der Logik No. 2 hat der Vf. zuvörderst beabsichtigt, den Beweis einiger Lehrsätze mehr Falschheit zu geben, als es ihm bey der ersten Ausgabe des Buchs gelungen war. Aus diesem Grunde hat er z. B. in

der Lehre von den kategorischen Urtheilen den dort zuerst gebrauchten, aus dem Begriffe des kategorischen Urtheils unmittelbar hervorgehenden, Formeln hier andere substituirt, und diese, ihrer größeren Einfachheit wegen, nicht allein in der Theorie der kategorischen Urtheile, sondern auch in der Lehre von den Schlüssen beybehalten. Zum Verstehen und zur Beurtheilung dieser Abänderung muß man die von dem Vf. gewählte, und in der ersten Ausgabe im 36, in dieser zweyten im 37 § beschriebene Zeichensprache kennen. Nämlich: die *kleinen lateinischen* Buchstaben a, b, c u. s. w. bezeichnen *ganze* Begriffe überhaupt, Totalgedanken; die *kleinen deutschen* Buchstaben a, b, c u. s. w. Partialvorstellungen; die *grossen lateinischen* A, B, C etc. *Objecte*, und zwar X, Y, Z *unbestimmte*, die anderen *bestimmte* Gegenstände, und endlich die *grossen deutschen* Buchstaben A, B, C u. s. w. bezeichnen *Merkmale*, und insbesondere X, Y, Z *unbestimmte*, die anderen *bestimmte*, den ihnen gleichen *kleinen* lateinischen und deutschen Buchstaben correspondirende Merkmale. Nun wird §. 167 das Formular für die nach dem vereinten Qualitäts- und Quantitäts-Moment unterschiedenen kategorischen Urtheile so gegeben: 1) die Formel des allgemein bejahenden Urtheils: *Alle S sind P*; 2) des allgemeinverneinenden: *Kein S ist P*; 3) des besonders bejahenden: *Etliche S sind P*; 4) des besonders verneinenden: *Etliche S sind nicht P*. Und dann heisst es im §. 174: „Da das Subject in einem wahren bejahenden Urtheil mit einem einigen (einzelnen) oder allen P einerley seyn muß, in einem verneinenden Urtheile hingegen von allen P verschieden seyn muß, wie §. 173 zeigt: so lassen sich statt der vorigen diese Formeln substituiren: 1) alle S sind P, 2) kein S ist P, 3) etliche S sind P, 4) etliche S sind nicht P. Rec. hält diese Umständlichkeit und die Substitution des lateinischen P, oder vielmehr die Dazwischenkunft des deutschen P für entbehrlich: denn auch die Logik muß keine Kluft zwischen Begriff und Gegenstand befestigen wollen, sondern stets eingedenk seyn, daß der wahre Begriff unzertrennlich sey vom Gegenstand, und bloße leere Begriffe ein philosophisches Nichts seyen; Wörter, die schriftlich scheinen und mündlich schallen; aber ohne Wahrheit sind und ohne reellen Gehalt. — Die Absicht, einigen Beweisen mehr Falschheit zu geben, hat den Vf. ferner bestimmt, die Schlussgesetze, daß aus bloßen particulären Prämissen nichts folge, und die Conclusion sich nach dem schwächeren Theil der Vordersätze richten müsse, im §. 316 bloß vorläufig aufzustellen, und ihren Beweis für alle vier Schlussfiguren §. 340. III nachzubringen. Da der Vf. die Lehre von den vier Schlussfiguren und ihren *modis* in sein Lehrgebäude aufgenommen hat: so konnte allerdings der Beweis der genannten Sätze erst, nach Betrachtung der einzelnen Figuren, im §. 340 mit der Vollständigkeit eines *Inductionsbeweises* geführt werden. Wer aber mit Kant u. A. die Lehre von den syllogistischen Figuren

bloß als eine *zufolge* Zugabe behandelt, folgert den Satz, daß aus lauter particulären Prämissen nicht geschlossen werden könne, in seiner Allgemeinheit, unmittelbar aus der Idee des wahren, d. h. natürlichen Vernunftschlusses, der ohne das Fundament Eines, in seiner Mannichfaltigkeit Einigen, d. h. allgemeinen Principis nicht möglich ist. Rec. hält es für nützlich, in der Logik einen *historisch-geneitischen* Begriff von den drey letzten Schlussfiguren im *Allgemeinen* zu geben; aber dieß ist auch für jeden, der das Wesentliche der Logik gründlich erkannt hat, hinreichend, ihn vor der falschen Spitzfindigkeit dieser Figuren zu sichern.

Der Vf. hat in dieser neuen Ausgabe ferner die Veränderung getroffen, daß er einige Sätze der angewandten Logik, wo sie ohne weitere Vorbereitung aus einem oder mehreren, eben vorgetragenen, Sätzen der reinen Logik, mit welchen sie in näherer Verbindung stehen, gleich klar waren, als Anmerkungen bey der reinen Logik vorgetragen hat. So ist z. B. mit der Lehre von der Klarheit der Begriffe und den Erklärungen §. 129 gleich die Bemerkung verbunden worden, daß auch die *Worte*, die zur Bezeichnung der Begriffe gebraucht werden, klar seyn müssen, und daß in einer Erklärung keine un-eigentlichen Wörter vorkommen dürfen, wenn der Sinn derselben zum Behuf der Erklärung nicht vorher bestimmt worden. Rec. hält die Abänderung für eine wahre und nothwendige Verbesserung, die von Logikern, welche die Gründlichkeit nicht in den Buchstaben, sondern in den Geist setzen, gewiß nicht getadelt werden wird, indem der Vf. sehr Recht hat, S. VI der Vorrede zu sagen, daß das Gesetz des Zusammenhangs, und nicht das der Classification, höchstes Gesetz der Methode sey.

Endlich hat die Lehre von den Begriffen in dieser Ausgabe einige Erweiterungen erhalten, um nachfolgende Sätze um so falscher darstellen zu können. Auch die Lehre von den Verhältnissen der Urtheile ist neuer Aufmerksamkeit werth erachtet worden, da vornehmlich von ihnen die Lehre von der Methode, und insbesondere einer Art der analytischen Methode, derjenigen nämlich, deren sich die alten Geometer bedienten, und welche sie schlechthin mit jenem Namen, oder auch mit dem Namen der Analysis belegten, ihr Licht erhält. Dergleichen Erweiterungen finden sich in der Lehre von den Begriffen §. 33 u. 34, 41, 49—52, 57, 59, 65 u. a. a. O., und sind für den beabsichtigten Zweck

sehr dienlich. Aber nicht diese, leicht wahrzunehmenden, Erweiterungen allein beweisen das achtungswerthe Streben des Vfs., sein Lehrbuch zu verbessern, sondern auch manche Abkürzungen und genauere Bestimmungen des Vortrags, die von der sorgfältigsten und angestrengtesten Erwägung der behandelten Sachen Zeugniß geben. Auch die Lehre von den Verhältnissen der Urtheile ist in der That erweitert, wie unter anderen erhellt aus §. 192, 195, 196, 204, 205, 206, 215, 216, 262, 268, und die Formel-Lehre ist dadurch allerdings vervollständigt worden.

Die psychologische Vorbereitung zu der Logik handelt in XXXI §§. auf 14 S. von der Seele, dem Begriff der Erfahrungsseelenlehre, dem Vorstellungsvermögen, der Aufmerksamkeit, dem inneren und dem äußeren Sinn, der Einbildungskraft, dem Gedächtniß, dem Gefühls- und Begehrungsvermögen.

Da diese Anzeige bloß den Zweck hat, auf das Verdienst des Vfs. um diese neue Ausgabe aufmerksam zu machen: so wäre es zweckwidrig, über den Geist und die Methode, in welcher die Logik überhaupt in dieser, wie in der ersten Ausgabe behandelt worden, zu reden. Jedoch verhehlt Rec. nicht, was auch aus der Anzeige selbst schon sichtbar ist, daß er sich bey fortgesetztem Nachdenken über die Logik (in deren Verachtung er durchaus nicht einstimmt) fest überzeugt habe, diese Wissenschaft bedürfe für das, was ihr wesentlich ist, der vielen Formeln und Zeichen nicht. Wer es aber für sich gerathen findet, die Logik nach der Formelmethode zu studiren und Anderen vorzutragen, dem ist dieses Lehrbuch, wegen der Scharfsinnigkeit und Vollständigkeit in der Ausführung, vor allen andern, dem Rec. bekannten, Lehrbüchern dieser Gattung zu empfehlen.

No. 3 ist ein Abdruck des Grundrisses der Psychologie aus der ersten Ausgabe der vereinigten Logik und Erfahrungsseelenlehre. Der Vf. will ihn nicht als neue Auflage angesehen haben; giebt aber in der Vorrede selbst die Punkte an, die er bey einer Revision berücksichtigt haben würde, wenn er nicht an derselben durch die äußeren Verhältnisse wäre verhindert worden. Wir wünschen dem würdigen Vf. der Schrift über die Seelenkrankheiten und der Psychologie in ihrer Anwendung auf die Rechtspflege zu einer solchen Revision Muth und Neigung.

GL.

F O R T S E T Z U N G E N.

Rastatt, b. Sprinsing: *Handbuch für Denker*. Von Karl Friedrich Schilling von Canstadt, großherzogl. badischem Geh. Rath. Dritter Theil. 1809. XIII u. 768 S. 8. (S. d. Rec. des 1 u. 2 Th. Jahrg. 1807. No. 232 u. Jahrg. 1809. No. 107.)

Erlangen, b. Palm: *Urgesetze des Staats und seiner*

nothwendigen Majestätsrechte; systematisch bearbeitet von J. Mich. Vinc. Burkardt. I Th. III Heft. — Auch unter dem Titel: *System der Polizeygesetzgebung*; nach metaphysischen Principien bearbeitet von J. M. V. Burkardt. 1808. XXX u. 362 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) (S. d. Rec. des I Heft. Jahrg. 1806. No. 289.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 M Ä R Z , 1 8 1 1 .

G E S C H I C H T E .

FRANKFURT a. Main, b. Varrentrapp u. Wenner: *Mohamed. Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters.* Eine Preisschrift, welche von dem französischen National-Institut der Wissenschaften am 7 Julius 1809 gekrönt wurde. Von K. E. Ölsner, ehemaligem bevollmächtigten Gefandten der freyen Reichsstadt Frankfurt bey dem Directorium der französischen Republik. Aus dem Französischen überfetzt und mit Zusätzen des Verfassers vermehrt von E. D. M. 1810. XX und 356 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Die Classe der Geschichte und der alten Literatur des französischen National-Instituts der Wissenschaften hatte einen Preis auf die beste Beantwortung folgender Frage gesetzt: „Welchen Einfluß hatte die mohammedanische Religion während den ersten drey Jahrhunderten nach ihrer Gründung auf den Geist, die Sitten und die Regierungen der Völker, bey denen sie eingeführt wurde?“ Keine der im J. 1807 eingegangenen Schriften erhielt den Preis. Dem ersten Versuche der gegenwärtigen Abhandlung wurde die Ehrenerwähnung zu Theil. Dieser vorläufige Sieg, und die Bemerkungen, mit welchen er begleitet war, bestimmten den Vf., seine Arbeit aufs Neue vorzunehmen, und die möglichste Sorgfalt darauf zu verwenden. So entstand diese Schrift, welcher bey der zweyten Concurrrenz von der oben genannten Classe der Preis einstimmig zuerkannt wurde. In der That hat Hr. Ölsner ein würdiges Seitenstück zu *Villers Darstellung des Geistes und der Wirkungen der Reformation* geliefert.

Nach einem kurzen Abriss der alten Geschichte der Araber vor Mohammed, als Einleitung vorausgeschickt, beginnt der Vf. mit einer Schilderung der Lage und des politischen und religiösen Zustandes von Arabien und den benachbarten Ländern um die Zeit, da Mohammed seine Lehre zu verkünden anfang. Der Feuerdienst der Magier, und die Vielgötterey der Sabäer fanden sich damals zugleich mit der jüdischen und christlichen Religion auf der arabischen Halbinsel. Der Gedanke, so viele Religionsparteyen mit einander zu vereinigen, konnte der Hoffnung eines Ehrgeizigen schmeicheln. Weigerte man sich, ihm Gehör zu geben: so liefs sich mit wahrscheinlichem Erfolg Strenge gebrauchen. Der politische Zustand der arabischen Stämme, ihr

Mangel an Einheit, ihr Mißtrauen und ihr Haß verhinderten sie, einem wohl entworfenen und durchgeführten Angriffsplan einmüthigen, festen Widerstand zu leisten, und eben dieses machte es leicht, sie einzeln zu schlagen und zu unterwerfen. Vor der Ausführung dieses Plans hatte Mohammed grofse Hindernisse zu beseitigen. Das Schwerste für ihn war, bey seinen nächsten Anverwandten sich das Ansehen eines Propheten zu verschaffen. Nach Verlauf einiger Jahre zählt er nur erst wenige Anhänger; aber sein fester Entschluß überwindet alle Schwierigkeiten. Die Mittel, deren sich Mohammed bediente, seine Absichten zu erreichen, werden scharfsinnig entwickelt und gehörig gewürdigt. Mohammeds Charakter wird billiger, und darum gewifs auch richtiger beurtheilt, als gewöhnlich geschieht. „Man hat gute Gründe“, heifst es unter anderen, „nicht an die Befuche des Engels, der den Koran offenbarte, zu glauben, und es ist wahrscheinlich, dafs Mohammed selbst es nicht immer gethan. Folgt daraus, man müsse nun alle seine in Bewegung gesetzte Mittel ohne Ausnahme der Arglist eines Erzbetrügers zuschreiben? Ich kann es nicht zugeben. Die erhabene Vorstellung eines einzigen Gottes mitten unter einem abgöttischen Volke aufgefaßt, war wohl geeignet, eine grofse und feurige Seele zu entflammen. Je weniger Mohammed vermochte, diesen Begriff einer philosophischen Untersuchung zu unterwerfen, desto mehr mußte er davon überrascht, geblendet und beherrscht werden. Da er sich von seiner Entdeckung nicht Rechenschaft geben konnte: so schreibt er sie einer übernatürlichen Ursache zu. Diese Gunst des Himmels setzt ihn außer sich, er wird selbst von der Fieberhitze seiner Einbildungskraft getäuscht. Der Wahnsinn liegt nur in der heftigen Bewegung, die sein Gemüth ergriffen hat, sonst ist sein Geist vollkommen heil. Der Zweck, den er verfolgt, hat nichts Unfinniges, und sein Verstand, über eine Menge von Gegenständen weit aufgeklärter, als sein Jahrhundert, weifs sich in der praktischen Welt, in welche der Schwung seiner Begeisterung ihn geworfen hat, sehr gut zu benehmen.“ Die Ursache der erstaunenden Fortschritte, welche der Islam in kurzer Zeit machte, hat man bald in dem Schrecken der Waffen, bald in der Erlaubniß der Vielweiberey, bald in den Verheissungen des Paradieses zu finden geglaubt. Der Vf. zeigt, dafs diese Ursachen weder einzeln noch zusammen genommen zur Erklärung der Erscheinung hinreichen. Man

ist genöthigt, sich nach einem allwirksameren Grund umzusehen, welcher die übrigen mit seinem Gewicht unterstützt hat. Dieser Grund liegt in dem Wesen des Islams selbst, liegt darin, daß seine Glaubenslehre nur wenige und einfache, aber dem gesunden Menschenverstand einleuchtende Sätze der natürlichen Religion enthält. Der reine Deismus, welcher sich in dem Islam ausspricht, und von den Völkern, die ihn annahmen, eine Menge crass abergläubischer Begriffe entfernen sollte, stach auffallend von dem Wirrwarr der Theologie ab, welche alle damaligen Secten lehrten. „Die Möglichkeit“, sagt der Vf., „dem Deismus den Bestand einer positiven Religion zu geben, ist in Europa eine bloße Frage der Theorie geblieben; vor zwölfhundert Jahren wurde dieses Problem von den Einwohnern Asiens gelöst. Mohammed hatte den Muth zu glauben, daß die Menschen hinreichenden Sinn hätten für das Einfache und für das Gerechte. Dem zufolge entfernte er, so viel es möglich war, von seiner Glaubenslehre alles, was ihr hinderlich seyn konnte; er gründete seine Religion, ohne Hülfe der Priester, so fest, und drückte ihr das Siegel der Dauer dergestalt auf, daß die Fluthen der Zeiten und Völker sie nicht erschütterten.“ Um sich alle Parteyen desto geneigter zu machen, nahm er von einer jeden der damals bestehenden Religionen theils Gebräuche, theils Lehrsätze auf, in sofern sie mit seiner Grundlehre nicht im Widerspruche standen. Von den sabbäischen Gebräuchen behielt er z. B. die Wallfahrt nach Mekkah bey; sie brachte den Einwohnern dieser Stadt viele Vortheile, und diese durfte man nicht abgeneigt machen. Den Parzen zu Gefallen hatte er einige gnostische Vorstellungen nicht ausgeschlossen (z. B. die Engel). Vorzüglich war es ihm aber wichtig, die Juden und Christen in den Schoofs seiner Kirche zu ziehen. Er hütet sich deswegen sehr, ihre Offenbarungen anzugreifen; er hält sie vielmehr für acht, und giebt die seinige nur als deren Fortsetzung und Vollendung. Vortrefflich wird aus dem damaligen Zustand der christlichen Kirche die Willfährigkeit der Christen, dem neuen Propheten Gehör zu geben, erklärt. Vornehmlich begaben sich viele der durch die unnützen Streitigkeiten ihrer Theologen ermüdeten Jakobiten unter die Fahne des Islams. Ganz besonders aber verstärkte sich die Heerde der gläubigen Muselmänner durch die Profelyten aus jener Schaar von Secten, die in dem Laufe von sechs Jahrhunderten nach und nach von den Kirchen-Versammlungen als Ketzer in den Bann gethan worden waren. Der zweyte Abschnitt schildert den kriegertischen Geist der Bekenner des Islams. Mohammed vereinigte die verschiedenen Völkerschaften Arabiens durch eine zugleich religiöse, bürgerliche und kriegertische Gesetzgebung in Eine Nation. Zugleich stiftete er ihnen das fanatische Bedürfnis ein, die übrigen Völker zu dem Glauben, zu dem sie sich selbst bekannten, zu bekehren; und diese Leidenschaft machte den Islam zu einem der großen Bewegungspunkte des Mittelalters. Moham-

meds Lehre drohte das Ansehen aller damals bestehenden sowohl religiösen als politischen Verfassungen zu stürzen. Hätten die Völker Arabiens, die sich zu ihr bekannten, auch mit der übrigen Welt gern im Frieden gelebt, und der Zeit die Sorge gelassen, das Licht ihrer neuen Lehre zu verbreiten: man würde es nicht gelitten haben. Ein heilsamer Instinct trieb die Araber in den Kampf gegen alle Später unfehlbar gegen sie Verbündeten. Die Mittel, welche den Arabern hieby zu Gebote standen, ihre Kriegszucht, der Geist, welcher ihre Heere besetzte, werden mit großer Wahrheit und Lebendigkeit dargestellt, und auf eine sehr belehrende Weise mit den Streitkräften des byzantinischen Reichs und dem Geist seiner Heere verglichen. Die Überlegenheit der Muselmänner trotz aus unendlich furchtbareren Principien, als alle die kleinlich militärischen Anordnungen, bey welchen einzig der Blick der Griechen stehen blieb. Sie trieb aus allem, was den Heeren eine moralische Kraft geben kann, durch die Vorstellung und den gemeinamen Antheil an einer großen Sache, und durch eine Ausdauer, wie nur das Pflichtgefühl eingiebt. Der Muselmänn, ein Streiter im Dienste Gottes, stellt sich in die Reihen aus Gewillenshaftigkeit. Waffenübung ist ihm eine Religionshandlung, die er nicht wohl ertuln kann, wenn er sich jener nicht ganz widmet. Nicht die gelehrte Taktik der mohammedanischen Krieger war es, welche sie zum Schrecken der Völker machte, sondern der Kriegs- und Bekehrungs-Geist, welcher sich immer weiter den Neubekehrten in den eroberten Ländern mittheilte. Indem ein einfaches Glaubensbekenntnis den Besiegten mit dem Sieger vereinigte: so wuchsen die Streitkräfte des Islams unaufhörlich, ohne daß seine Herrschaft drückend wurde; und ist der Kriegegeist einmal geweckt: so erhält er sich durch seine eigenen Fortschritte. Im dritten Abschnitt wird die geschichtliche Charte der Länder, welche nach und nach die mohammedanische Fahne aufsteckten, entworfen, mit Bemerkungen begleitet über die von den Mohammedanern gegründeten Kolonien u. ihren Landbau. Am längsten verweilt der Vf., wie billig, bey der Niederlassung der Araber in der pyrenäischen Halbinsel, und zeigt den wohlthätigen Einfluß derselben auf die Cultur dieses Landes. Boden und Menschen, bisher unter der Herrschaft roher Barbaren durch Feudallasten gedrückt, werden frey durch die Einführung des muselmännischen Gesetzbuches. Doch bleiben die Felder noch verödet, theils durch den Tod, theils durch die Flucht der meisten Einwohner. Die vormaligen Eigenthümer wurden zwar von den Siegern eingeladen, ihre Zufluchtsörter zu verlassen, und ihre Besitzungen, wenn auch nicht ganz, doch zur Hälfte wieder zu übernehmen. Aber unglücklicherweise war die Entvölkerung so groß, daß diese zurückgekehrten Eigenthümer nicht hinreichten, die verwüsteten Länder anzubauen. Darum versprach man den fremden Landkulten, die sich in Spanien niederlassen wollten, große Vortheile. Diese Anerbietungen, und der Auf-

eines fruchtbaren Bodens, eines milden und wohlthätigen Klimas, bestimmten eine Menge Afrikaner, überzuschiffen. Die muselmännischen Kolonien in Spanien waren wesentlich auf den Landbau gerichtet, und durch ihn erlangte dieses Land einen Grad von Bevölkerung und von Wohlstand, den es unter der Herrschaft seiner christlichen Despoten nie erreicht hat. Überhaupt, bemerkt der Vf., waren die arabischen Völker geneigter, als die Tataren, dem Nomadenleben zu entsagen, und sich dem Ackerbau zu widmen. Jedes kriegerische Volk, das aber einfache Sitten hat, geht gern zum Ackerbau über, sobald es sich irgendwo fest ansetzt. In freyer Luft, unter dem Gewölbe des Himmels, hat es gekämpft und gelebt; nach dem Felde richtet es seine Blicke, wie der müde Seemann dem Ufer zueilt und Fischer wird. Von den Bemerkungen über den Hang der Araber zur Landwirthschaft geht der Vf. im vierten Abschnitt zur Untersuchung der Regierung und der Sitten bey den Muselmännern unter den vier ersten Khalifen über. Die Gewalt des Fürsten beschränkte sich auf Anordnungen, welche die Policey, die Staatsämter und die Kriegszucht betrafen. Ihm kam es nicht zu, Gesetze zu geben; und da der Koran den Gesellschaftsverein mit der Religion in eine genaue Verbindung setzt: so waren die Staatshäupter dem Tadel der öffentlichen Meinung weit mehr unterworfen, als in solchen Regierungsverfassungen, wo die Religion nur eine außerwesentliche Nebensache der gesellschaftlichen Ordnung ist. Die Khalifen waren für ihr Betragen verantwortlich, man konnte sie vor Gericht fodern. Das Gesetz war gleich für den Armen und für den Reichen, für den Staatsbeamten und für den bloßen Bürger. Den überwundenen Völkern gab die Regierung der Saracenen mehrere Beweggründe des Vertrauens und der Anhänglichkeit. In den eroberten Ländern ließ man alle die guten Einrichtungen fortbestehen, welche den Religionsgrundsätzen des Islams zufolge nicht nothwendig abgeändert werden mußten. Der Übergang zu einer neuen Ordnung der Dinge geschah demnach mit der möglichsten Ruhe und Schonung, und auf die Mißbräuche einer schlechten Regierung folgte die thätige Sorgfalt, die Billigkeit, die Milde einer redlichen Verwaltung. In den Sitten der Bekenner des Islams während des ersten Jahrhunderts desselben spricht uns eine glückliche Mischung von Einfachheit und Kraft, von Uneigennutz und Redlichkeit, von Bescheidenheit und Muth, von Frömmigkeit und Vaterlandsliebe an. Die Khalifen predigten durch ihr Beyspiel; und je erhabener ihr Standpunct war, desto mehr mußten sie auf den Geist der Zeit wirken. Der fünfte Abschnitt enthält eine Schilderung der Omniaden und Abbasiden im Allgemeinen. Mit vielem Scharfsinn entwickelt der Vf. die Mittel, durch welche die Omniaden das Khalifat an sich zu reißen wußten. Aber die öffentliche Meinung hatten sie stets gegen sich. Kaum betrachtete man sie als Muselmänner, sie, welche die Letzten gewesen, sich zu bekehren, und doch die priesterliche Königswürde, dieses Erbtheil der

Familie des Propheten, dieser entrißen hatten. Ein allgemeines Gefühl der Völker, mit Ausnahme von Syrien, welches der Sitz der Regierung war, und von Spanien, welches durch ihr Glück erobert worden, verfluchte das Bestehen der Dynastie der Omniaden, als dem Wohl der wahren Gläubigen entgegen. Alles verband sich zu Gunsten der Abbasiden, die eigentlich nur dem Glücksstern, der über ihnen aufgegangen war, folgten. Durch den einhelligen Wunsch der Völker zur Herrschaft berufen, und von allen Muselmännern als die rechtmäßigen Kaiser betrachtet, hatten sie, seit dem Beginn ihrer Herrschaft, einen festeren Bestand als die vorige Dynastie. Die Dynastie der Abbasiden zählt eine lange Reihe von Fürsten, die man mit vollem Rechte den Antoninen und Medicis an die Seite setzen darf. Sind gleich ihre schönsten Regierungen nicht frey von Blutflecken: so war doch im Allgemeinen die Lage der Völker glücklich. So wie sich der Bekehrungseifer der Saracenen mindert, macht ihre Cultur Fortschritte. Eine thätige und hochsinnige Verwaltung wacht über die Rechtspflege und über die Staatseinnahme; diese letztere verwendet man zu großen und nützlichen Unternehmungen. Die Gründung von Bagdad durch den Khalifen Al-Manfin ist ein merkwürdiges Denkmal, als die ägyptischen Pyramiden. Noch andere Städte erheben sich; man veranstaltet Landstrassen, Karavanseisen, Märkte, Kanäle und Springbrunnen; man gründet eine Menge Anstalten des Unterrichts und der Wohlthätigkeit; die Regierung befördert und schützt das Studium der Wissenschaften, den Handel, und alle Künste des Friedens. Ein schönes Gemälde dieser glücklichen Zeiten entwirft der Vf. im zweyten Theil, dessen beide erste Abchnitte den Zustand der Wissenschaften und des Handels unter den mohammedanischen Völkern während des Zeitraums der Abbasiden schildern. Treffliche Bemerkungen über die Art, wie die verschiedenen Felder der Literatur von den Arabern bearbeitet wurden, besonders über den Geist ihrer Gesetzgebung und die Grundsätze ihrer Staatsverwaltung, enthält der erste dieser Abschnitte. Am Schluß desselben werden die Verdienste der Araber um die Wissenschaften überhaupt mit vieler Umsicht und Unparteylichkeit gewürdigt, aber auch die Ursachen nicht unerörtert gelassen, durch welche ein höherer Aufschwung des Geistes bey ihnen zurückgehalten oder misleitet wurde. Der dritte Abschnitt, über den Verfall des Khalifats, beschließt dieses Werk, welches als eine wahre Bereicherung der historischen Literatur zu betrachten ist. Der Geist des Islam ist noch von keinem Schriftsteller so richtig aufgefaßt, von keinem der Einfluss desselben auf die Bildung der Völker, die sich zu ihm bekannten, so treffend und lebendig geschildert worden. Möchte es dem Vf. gefallen, Manches, was er, dem Zweck dieser Abhandlung gemäß, bloß andeuten konnte, z. B. den Einfluss der Araber auf die europäische Cultur, künftig ausführlicher zu entwickeln!

Die deutsche Uebersetzung dieser schätzbaren

Schrift ist vollständiger, als das französische Original. Seit einigen Jahren war dem Übersetzer ein älteres Manuscript des Vfs., welches diesem zur Ausarbeitung gegenwärtiger Preisschrift diente, anvertraut. Da in derselben nur die allgemeinsten Resultate der angestellten Untersuchung niedergelegt sind: so benutzte der Übersetzer aus jener älteren Handschrift eine Menge Zusätze für den Text und für die Anmerkungen als Erläuterungen. Überdies wurden ihm noch während des Drucks der Übersetzung von dem Vf. einige gehaltvolle Bemerkungen zur Einschaltung mitgetheilt. Am Ende ist noch beygefügt: „Nachricht über die Saracenen vor dem Islam, von Herrn *de Fortia d'Urban*.“ Nur die wenigen in den späteren römischen Geschichtschreibern enthaltenen Stellen, in welchen der Araber Meldung geschieht, findet man hier zusammengestellt. Für das mit vielem Fleiße verfertigte Namen- und Sach-Register muß man dem Übersetzer Dank wissen. By.

STRAUBING, in Commiff. b. Heigl u. Comp.: *Ludwig der Baiern* und 1809 — von *Joseph von Mussinan*, Rathe des königlichen Appellations-Gerichts zu Straubing. 1810. 253 S. 8. (1 Rthlr.)

Herzlich gut ist die Absicht des Vfs.: er wollte während des letzten Kriegs den Patriotismus der Baiern aufregen, malt ihnen daher eine Regierungsgeschichte des in der That vorzüglichen Kaisers, Ludwig des Baiern, und stellt zur nicht hinlänglich passenden Parallele den Haß auf, welchen die Österreicher von jener alten Zeit her bis auf unsere Tage gegen Baiern in ihrem Herzen getragen haben sollen. Schon hiedurch wird der Aufsatz einseitig und schief; doch hängt sehr viel von der geschickten Durchführung des gewählten Thema ab. Dafs aber Hn. v. M. diese gelungen sey, wird wohl schwerlich Jemand behaupten, wenn er auch nur einigermaßen in der Geschichte unseres Vaterlands eingeweiht ist. Neue Aufklärungen verspricht er zwar selbst nicht, er will nur das Bekannte in lebhaftere Rück Erinnerung bringen, will zeigen, dafs *Schmidt* in seiner Geschichte der Deutschen parteyisch in seinen Urtheilen über Kaiser Ludwig gewesen ist (welches sich auch wirklich nicht leugnen läßt), und wählt übrigens Hn. *Westenrieder* nebst einem Hn. *Louchs* zu seinen vorzüglichsten Wegweisern. Wie ihm der Letztere, welcher selbst seine Charakter schilderungen nur aus den alltäglichen Handbüchern zusammensetzt, als Führer dienen konnte, wird freylich schwer begreiflich; noch schwerer aber, wie Hr. v. M. seine Art von Biographie aus ihnen hervorzuholen vermögend wird. Denn er weifs es Wort für Wort, was Kaiser Ludwig bey verschiedenen Veranlassungen zu seinen Baiern und zu anderen redlichen Leuten gesprochen hat; das heist, die Geschichte weifs von allen dem nichts, sondern der Vf. hat sich in den Geist seines Helden so lebhaft zu versetzen gewußt, dafs er in seinem Namen Red und Antwort geben kann,

sie aber freylich so giebt, wie sie Ludwig nie würde gegeben haben, und in einer Sprache, die sich wohl schwerlich als Muster empfehlen läßt. Es lohnt der Mühe, eine solche Tirade aus diesem Halbroman wörtlich abzuschreiben. Rec. würde zu diesem Endzwecke die herzbrechende Anrede Ludwigs S. 65 wählen, durch welche er seinen älteren Bruder Rudolph zur Versöhnlichkeit auffodert; sie ist aber zu ausführlich, wir verweisen daher die Leser auf das Buch selbst, und geben zu einiger Entschädigung die Anrede an die Deutschen nach der Königswahl S. 69. „Wappnet euch mit Muth und Verstand! rief Ludwig gleich Anfangs allen Deutschen zu. Ihr habt mich rechtmäfsig gewählt, wider meinen Willen gewählt. Nun so seyd treu und standhaft — nun so seyd Deutsche und keine Memmen! Nun so werdet wieder, was einst eure Väter waren, freye Männer, und keine Knechte! Schüttelt ab das drückende Joch, das Rom seit Jahrhunderten Deutschland aufgelegt! — das seit Jahrhunderten nur wenig nachgelassen hat, und das jetzt zu Avignon wieder fester gewunden werden soll. Gebt Acht, dafs sie euch nicht berücken! Ich bin Ludwig der Baiern, der Sohn Ludwig des Strengen, der Enkel Otto des Erlauchten und eures unvergesslichen Rudolphs, der Freund eures unglücklichen Heinrichs, ein Abkömmling eurer Hohenstaufen. Noch einmal: Gebt Acht, und verkennt mich nicht.“ Hätte Ludwig so seltsam gesprochen: nie würden die Deutschen mit der unerschütterlichen Treue ihm zugethan gewesen seyn, mit welcher sie an ihm hingen. Den Papst bringt Hr. v. M. schon hier mit in das Spiel, läßt ihn auch von seinem Bruder Rudolph, von dem zuviel Böses gesagt wird, gegen Ludwig aufhetzen, obgleich Papst Johannes XXII sich erst neun Jahre später in die deutschen Angelegenheiten zu mischen anfing. Historische Treue ist überhaupt das Ziel nicht, nach welchem der Vf. strebt; er vermengt Früheres und Späteres, erklärt S. 133 den *Zwinger* bey Rense für den Königsstuhl, versichert S. 162, Margareth Maultsch sey die Gemahlin des Prinzen *Karl* von Böhmen gewesen u. s. w. Dafs der Stil nicht als empfehlungswürdiges Muster dienen dürfe, beweiset wohl schon die oben ausgehobene Stelle; aber auch andere Sprachfehler sind keine Seltenheit. Es ist z. B. S. 14 dem Vf. „der Gebrauch der *Archiven* bewilligt worden.“ Oder S. 102: „Man denke sich aber auch die grenzenlose Freude der *Baiern*, da sie ihren Ludwig einmal wieder heiter und froh sahen. Es lebe Ludwig! *scholl* es nun in Baiern von einem Ende zum anderen Tage hindurch, und die meisten Gegenden Deutschlands *schollen wieder*.“ Dafs Österreich sehr übel bey der ganzen Darstellung wekommt, versteht sich von selbst. Ein sehr guter Jurist ist ohne Zweifel Hr. v. M.; wenigere Anlage scheint er zum guten Geschichtschreiber zu haben.

Vd. Hg.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 M Ä R Z, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Reise durch Franken, Baiern, Österreich, Preussen und Sachsen*, von E. U. D. Freyherrn von Eggerts, Oberprocurer der Herzogthümer Schleswig und Holstein, Ritter des Danebrogordens. 1810. I Th. 452 S. II Th. 490 S. III Th. 459 S. IV Th. 500 S. 8. (8 Rthlr.)

Der Stoff dieser, den 28 Jun. 1804 angefangenen und nach einiger Unterbrechung im May 1806 geendigten Reise ward während der Reise selbst zusammengetragen. Die Briefe (es sind ihrer, in der durch alle vier Bände fortlaufenden Nummer, achtzig) folgen meistens von Tag zu Tag auf einander, und oft gehört einem Tage mehr als ein gedruckter Bogen an. Diese Schnelle im Beobachten, Auffassen, Zusammenfetzen und Abliefern zum Druck läßt sich weder aus der Thätigkeit des Vfs. (nach seiner Versicherung arbeitete er täglich 10 Stunden), noch aus dem glücklichen Ungefähr, überall gleich die besten Quellen zu seiner Benutzung bereit zu finden, und selbst nicht aus einer *benigna Vena* erklären. Denn abgerechnet, daß er, von Brustkrämpfen geplagt, das Bad brauchen mußte, daß seine Ärzte ihm Mäßigkeit in den Anstrengungen seines Geistes als das Hauptmittel zu einer leidlichen Wiederherstellung vorschrieben, daß seine ihn überall begleitende Gattin, deren Gesundheit von den Strapazen der Reise mehr, wie sein Körperzustand, erschüttert wurde, ihm die Vorschriften der Ärzte in Erinnerung brachte: so fodert das Ankommen an einem anderen Orte, die Einrichtung seines tragbaren Hauswesens, so fodern die Bekanntschaften, die man in und außer dem Logis macht, die Mittel, die man vergebens braucht, um zu einer des Drucks würdigen Notiz zu gelangen, so viel Zeitaufwand außer allem dem, welchen man seiner Pflege schuldig ist, daß selbst die genaueste Ökonomie desselben kaum zureicht, sich diese räthselhafte Erscheinung der eiligen Entstehung dieser Beschreibung in vier so starken Bänden während der Reise zu lösen. Allein wenn man den Stoff dieser Reise selbst ansieht: so kann man das Unbegreifliche begreiflich finden. Denn 1) folgt der Vf., die Charten und Beschreibungen in der Hand, so lange ihm die Müdigkeit nicht überfällt, seinem Possillione, der ihm rechts und links, dann vor und rückwärts die Orte nennt, die das Auge erreicht. Alles das nimmt er eben so treu

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

auf, als die Art, wie ihm die Wege erscheinen, die Brücken, Flüsse, Bäche, Dämme, Berge, Hügel, Schluchten, die er passirt und seitwärts liegen läßt, die Dörfer, Weiler, Flecken, wodurch er kommt, die Einwohner, was er von ihnen hält, die Felder, wie sie bestellt sind, und dann spricht er auch seine Empfindungen aus, die von der Ansicht aller dieser Gegenstände erzeugt werden. Diese Mittheilung geht auf die Breite, nicht in die Tiefe, und damit lassen sich wohl Bogen füllen. Daß der Vf. hieby meistens genau ist, kann Rec., der einen großen Theil dieser Route selbst gemacht hat, nicht leugnen; allein die Mittheilung hat wenig Werth, selbst nicht einmal in malerisch-historischer Rücksicht — der einzigen, der diese Weitläufigkeit zu Statten kommen könnte, wenn sie allseitig wäre, was sie nicht ist. — 2) Ganze Bogen sind aus bereits gedruckten Werken abgeschrieben: so *Zwirlein* über das brückenaue Mineralwasser, *Stelten* bey Augsburg, *Bloul* und *Schultes* bey Salzburg, *Schenk, Höfer, Schultes* bey Baden in Österreich, *Schwartner* bey Ungarn, *Demian* bey Böhmen, *von Lichtenstern* bey Österreich, der wienerische Wegweiser, die Beschreibung der Haupt- und Residenz-Stadt Wien bey Wien, der Director *Rosa* bey der Beschreibung der k. k. Gemäldegallerie, der wiener Schematismus bey Darstellung des Hofstaats, *Gädikes* Lexikon von Berlin bey Berlin und den umliegenden Gegenden, die skizzirte Darstellung für Natur- und Kunst-Freunde und *Lipsius* Antikengallerie bey Dresden, *Rhodos* Wegweiser durch die Sehenswürdigkeiten in und um Dessau, der herzoglich mecklenburgisch-schwerinische Staatskalender über dieses Land. — Wenn Rec. auch glauben will, daß der Vf. seinen eigenen Gang gegangen sey, und dadurch, daß er sich der Sprache eines Anderen bedient, seine eigenen Beobachtungen bestätigen will: so macht er sich doch durch das wörtliche Abcopiren verdächtig, verdächtiger noch dadurch, daß er einmal (II Th. S. 237 — 243) gesteht, daß er alsdann, wenn er in diese Gegenden (Ungarn) kommen würde, Gelegenheit suchen wollte, seine jetzt auf Treu und Glauben angenommene Kenntniß der Verhältnisse von Ungarn zu erweitern. Die Sucht, Alles mitzutheilen, *quidquid in buccam venit*, geht so weit, daß er im ersten Theile S. 234 das ganze weitläufige Conscriptionsreglement von Würzburg, und im vierten Theile S. 99 aus der wiener Zeitung die Anzahl derjenigen Soldaten, die mit einer goldenen oder silbernen Ehrenmedaille decorirt wurden, das Schreiben des Kai-

K k k

ekenau für den Urheber der von ihm sogenannten genialischen Idee des Einreibens der Arzneyen hält, und Th. III. S. 7 seine eigene Krankheit weder deutsch noch lateinisch *sicher* zu benennen weiß: *Ehlers* und *Brandt*, sagt er, erklärten sie für die *Angina pectoris*; mich deucht zu deutsch, setzt er hinzu, für Brustkrampf. Einer zweyten Versicherung, daß er sich bey seiner Freymüthigkeit keiner Indiscretion bewußt sey, daß er Keinen genannt, alles Scharfe im Urtheil und Ausdruck vermieden habe, möchte die Mittheilung der Nachricht, wie er II Th. mit den österreichischen Mautbeamten ohne alle Schwierigkeit zurechte kam, wohl nicht aufagen.

Wir haben offen die Fehler gerügt, die uns bey Durchlesung dieser Reise aufstießen. Würde der Vf. den unnöthigen Überfluß weggeschnitten, mehr Bestimmtheit, Deutlichkeit, An- und Umsicht in seine Nachrichten gebracht, seinen Empfindungen mehr Reinheit und Klarheit, seinen Begriffen mehr Angemessenheit und Rundung, seinem Plane mehr innige Beziehung auf den Zweck gegeben haben: so hätte auch das mancherley Gute, das er hier mittheilt, sich nicht in der Masse verloren, und mehr Wirkung haben müssen. Dieses Gute läßt sich da besonders nicht verkennen, wo der Vf. mit seinem offenen Sinne für Humanität, der ihm bey allem Wechsel der Dinge, obgleich nicht mit der ihm sonst gewöhnlichen Bezeichnung, geblieben ist, Gegenständen begegnet, die entweder seinen Unwillen oder seine Freude hervorrufen. Auch kann man seinem Fleisse in Zusammenstellung mehrerer einzelner Nachrichten, sie mögen bekannt oder unbekannt seyn, in dem Details und in der Auseinandersetzung mehrerer Ereignisse und Daten, den Beyfall nicht verlagern. Hauptsächlich trifft aber dieses einzelne Parthieen, denen man es ansehen muß, daß der Vf. bey ihnen mit Lust verweilt, wenn gleich er nicht aus dem tiefen Born der Wahrheit schöpft.

Das Werk selbst theilt sich, wie unsere Recension auch schon beweist, in drey verschiedene Abschnitte, wenigstens Rec. möchte es so eintheilen, und der Vf. selbst veranlaßt ihn dazu durch die Vorrede und den Inhalt. 1) *Schilderungen von Gegenständen und von Sitten des geselligen Lebens*. Die Unumständlichkeit hiebey entschuldigt er durch den Mangel an vollkommenen Charten (zu einem solchen Zwecke gehören freylich Specialcharten, die man aber auf flüchtigen Reisen wenig brauchen kann). 2) *Statistische Nachrichten von Ländern und Orten*; diese sollen nur Beyträge seyn, und auf keine Vollkommenheit Anspruch machen. 3) *Politische Ansichten*, die die Gegenwart herbeyführte, und wobey der Vf. oft in die Vergangenheit zurückgeht. — Er wählte die Briefform, um dem Vortrage mehr Abwechselung und Leben zu geben; und da die Briefe, sagt er, an einen vertrauten Freund gerichtet sind: so kann ich mich um so freymüthiger äußern. Allein hiebey hätte der Vf. bedenken sollen, daß der vertraute Freund das Publicum wird,

sobald die Briefe gedruckt werden, und wenn man an der Art, womit diese Freymüthigkeit zu Tage ausgeht, sieht, daß sich der Vf. diese Umwandlung schon gedacht habe: so hätte er auch die unbedeutenden Dinge und mehrere individuelle Umstände ganz weglassen sollen, um wenigstens in beider Beziehung gleich consequent zu seyn.

Sein erster Brief ist aus Hannover den 28 Jul. 1804, und sein letzter aus Lübeck den 26 May 1806 datirt. An den Hauptorten, wo er sich einige Tage verweilt (Hannover, Fulda, Brückenaue, Würzburg, Augsburg, München, Salzburg, Hallein, Wien, Baden, Prag zurück nach Hamburg), stellt er jedesmal seine zurückgelegte Reise in einer Recapitulation dar, und dieses Nämliche beobachtet er, als er seine zweyte Reise nach Wien über Berlin, Breslau, Troppau, Brünn antritt, und über Prag, Peterswalde, Dresden, Leipzig, Berlin, Kletzke nach Lübeck zurückkehrt.

H. P. E.

ZÜRICH, b. Gesner: *Ansichten von Paris*. Erster Band. 1809. 298 S. Zweyter Band. 365 S. 8 (3 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. glaubt ein verdienstliches Werk gethan zu haben, wenn es ihm gelingen sollte, den Lesern einen Theil des Frohsinns abzutreten, der ihn auch in unserer Zeit nicht verlassen hat. Wenn es schwer ist, eine Satire zu schreiben: so ist es, wie er meint, in Paris wenigstens nicht leicht, keine zu schreiben. Nach diesen Präliminarien hätte man nicht Unrecht, nichts als Spott, Scherz und Laune in seinem Buche zu erwarten. Man findet sich zwar in dieser Hoffnung nicht getäuscht; aber so durchaus Satiriker ist der Vf. auch nicht. Er schildert einen Theil des höheren und niederen Lebens in dieser menschenvollen, gemischten Hauptstadt, verbreitet sich über manche allgemeine Anstalten, handelt oft von Literatur und Theater, vergleicht auch zuweilen die Charaktere der deutschen und französischen Nation mit biederem deutschen Sinne, nie unbillig, nie anmaßend. Das *Nil admirari* begleitet ihn durch das ganze Buch. Er springt und hüpfet von einem Gegenstande auf den anderen, weiß von jedem etwas Interessantes oder Belustigendes zu sagen, und durchmischt seine Bemerkungen mit Erzählungen, Anekdoten und Einfällen, worunter viele neu und treffend sind. Wenn es ihm an eigenem Stoffe gebricht: so nimmt er zwar auch mitunter seine Zuflucht zu Auszügen aus gedruckten Büchern, z. B. aus Chamfort. Dadurch aber hat er sein Buch nur desto unterhaltender gemacht. Nach einer aus dem *Almanac du Commerce* entlehnten Angabe, soll Paris unter anderen 76 Banquiers, 300 Juwelierer, 168 Tuchhändler, 490 Kaufleute, 21 Strohhutmacher, 121 Kaffeeschenken, 86 Modehändler, 132 Parfumeurs, 336 Maler, 234 Kupferstecher, 118 Buchdrucker, 260 Buchhändler, 263 *Hôtels garnis*, 1000 Weinbändler, 3 falsche Augenmacher und 2000 — Schriftsteller in sich fassen. Ch.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 M Ä R Z, 1811.

A R C H I T E K T O N I K.

BERLIN, b. Hayn: *Über Theater, oder Bemerkungen über Katakustik in Beziehung auf Theater.* Von C. Langhans, königl. preuss. Ober - Hof - Bau - Inspector. 1810. 64 S. 4. Mit 4 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 12 gr.)

Unter den Schwierigkeiten, die sich bey der Erbauung eines Schauspielhauses zeigen, ist die eine der vorzüglichsten, ihm eine solche Einrichtung zu geben, daß die Stimme der Schauspieler überall gut gehört wird, daß der Schall sich überall gut verbreitet, ohne daß jedoch ein Wiederhall entsteht. So viel Versuche deshalb gemacht, so viele Theorien aufgestellt wurden: so hat man doch immer noch keine ganz bestimmten Grundsätze; daher Hr. Langhans bemüht ist, eine feststehende Theorie für die vortheilhafte Verbreitung und Fortpflanzung des Schalles zu bilden, ohne jedoch eine ganz bestimmte Form oder ein durchgeführtes Project zu einem Theater zu geben, nachdem er vorher zeigt, wie die jetzt gebräuchlichen Formen der Theater entstanden. Nach seiner Meinung war die Zeit, als man von den unbedeckten Theatern zu den bedeckten überging, die bedeutendste Epoche für die Veränderung ihrer Form. Man war damals in der Construction der Dächer noch zurück, man mußte daher die Breite der Theater-Gebäude einschränken. Weil aber dabey der innere Raum nicht genug Zuschauer faßte: so dehnte man sie in die Länge aus, wodurch die lange Form der Theater entstand; und als man endlich dahin gelangte, weitgespannte Bedachungen machen zu können: so war die Beleuchtung solcher großen Räume, wegen ihrer Breite, ein neues Hinderniß, die Öffnung der Bühne nicht vergrößern zu können, und dieses, so wie das Verhältniß der Breite der Bühne zu der Zahl der Zuschauer, welche das Theater faßen sollte, brachte immer wieder die in die Länge gezogene Form hervor. Der Vf. setzt hierauf die Theorie des Schalles fest, und prüft die verschiedenen Meinungen über die innere Form eines Theaters. Die Ellipse, die von mehreren Architekten als die beste Form angenommen wurde, ist nicht zu billigen und nicht tauglich für ein Theater, weil sie den Schall concentrirt, und dadurch, daß man zu viel darin hört, Nachtheil für die Verständlichkeit hervorbringt. Die Form des vollen Cirkels hat die nämlichen Fehler. Was in dieser Rücksicht von den Um-

fassungswänden gesagt ist, gilt auch von der Decke des Theaters. So viele Nachtheile nun auch die Concentrirung der Schallstrahlen mit sich bringt: so würde doch ein Gebäude, welches durchaus keiner Zurückwerfung des Schalles fähig wäre, eben so fehlerhaft seyn. Denn ein nach und nach langsam verlöschender Nachhall in kleinen und großen Gebäuden ist angenehm und nothwendig, um uns den Zauber der Musik und der Töne genießen zu lassen. Wir dürfen daher den Nachhall nicht unterdrücken, sondern müssen ihn vielmehr zu erhalten suchen, welches durch ganz gleichförmige, oder so viel als möglich mannichfaltige Zurückwerfung der Schallstrahlen geschieht, wobey aber keine Concentrirung Statt finden darf. Eine jede Form also, die nicht fähig ist zu concentriren, wird diesem Zwecke entsprechen. Von jeder geraden Wand, und noch besser, von jeder erhöhten Fläche werden die Schallstrahlen zurück, und zugleich aus einander geworfen, und hier finden wir also die Mittel, deren wir uns bedienen können, um die möglichste Mannichfaltigkeit der Zurückwerfung der Schallstrahlen zu bewirken, und der Concentrirung zu entgehen. Und da auch selbst eine gerade Wand in einer beträchtlichen Entfernung concentriren kann: so muß man die großen Flächen durch Erhöhungen oder Vertiefungen unterbrechen. Es bleibt nun den Talenten des Architekten überlassen, diese Bedürfnisse eines Theaters in einer schönen Form zu vereinigen.

Hiebey aber kommen auch noch die Regeln der Optik in Betracht. Die Halbcirkelform der Theater der Alten paßt für unsere großen Theater deshalb nicht, weil die Öffnung der Bühne eine zu große Weite erhalten mußte. Wollte man den Umkreis des Halbcirkels über die Weite der Bühnen - Öffnung hinausdehnen: so entstanden zunächst an der Bühne Plätze, auf denen man nichts sieht. Die beste Form würde die vom Dreyviertel eines Cirkels seyn, welche auch das beste Verhältniß der Breite des Theaters zur Tiefe giebt. Dieses Verhältniß ist gleich gut in Rücksicht auf Optik und Akustik; allein da diese Form in Rücksicht auf Katakustik, oder der Zurückwerfung der Schallstrahlen, verwerflich ist, wie schon dargethan worden: so müssen die Theile eines Gebäudes, welche in ihrer Cirkelform Flächen darbieten, so geformt werden, daß sie nie den Schall concentriren, wohl aber zurückwerfen und verbreiten.

ten. Dieses ist durch folgende Mittel zu erreichen. Wenn die Brüstung der Logen den Cirkel bildet: so müssen ihre einzelnen Theile so geformt seyn, daß sie zur Concentrirung des Schalles unfähig sind. Dies kann geschehen durch erhobene Verzierungen von Balustraden, Rosetten und dergleichen, auch durch horizontallaufende Krümmungen der Brüstungen. Eben so müssen die Rückwände der Logen und des Parterre behandelt werden, daß sie, statt der reinen Cirkelform, mannichfaltige Flächen geben, um dadurch das Concentriren zu vermeiden. Auch die Decke des Proscenium ist nicht aus der Acht zu lassen. Will man das Proscenium oben nach einem Bogen schließen, welcher das Segment eines Cirkels bildet: so muß das Centrum des Cirkels tief unter der Bühne angenommen seyn, wie etwa bey dem carlsruher Theater, und nicht in der Höhe des Mundes vom Schauspieler, wie im berliner National-Theater, denn diese Wölbung concentrirt den Schall, jene aber wirft ihn mehr parallel zurück. Auch kann dieser Bogen so gekrümmt seyn, daß seine Brennpunkte oben in den leeren Raum des Theaters fallen, wie bey dem Theater im Palais Royal in Paris, wodurch der Schall weiter unten sich wieder verbreitet. Für die Decke des Theaters ist die geradlinigte Form die beste, weil sie sich dazu eignet, die Schallstrahlen mehr zu zerstreuen als zu concentriren. Hält man aber eine Wölbung schöner für das Auge: so muß sie sehr mäßig seyn, damit sie nicht concentrirt. Auch die Wände des Proscenium können, wenn sie zu große Flächen darbieten, die gleichförmige Vertheilung des Schalles hindern, und dieses kann dadurch vermieden werden, wenn an der geraden Fläche des Proscenium mehrere erhobene oder vertiefte Flächen angebracht werden.

Da in einem Theater die Bedürfnisse für Akustik und Optik so nahe beysammen liegen, daß eins ohne das andere nicht berührt werden kann, und der Vf. zur Anwendung seiner Grundsätze die Cirkelform gewählt hat: so bringt er auch in Erwähnung, wie in dieser Form die gegebene Anzahl der Zuschauer am besten vertheilt werden könne. Er bemerkt, daß es nicht vortheilhaft ist, die Logenreihen senkrecht über einander zu bauen, sondern daß es, vorzüglich wegen des erweiterten Raums, mehr Vortheil bringt, die obern Logenreihen zurücktreten zu lassen. Es muß jedoch dieses Zurücktreten nur in dem Hintergrunde des Theaters geschehen, auf den Seiten aber, zunächst an der Bühne, muß es vermieden werden, weil sonst, wenn auch hier die Logenreihen zurücktreten, Plätze entstehen, von denen gar nicht auf die Bühne gesehen werden kann. Die Logenreihen müssen daher an den Seiten sich an die Öffnung des Proscenium anschließen. Zuletzt macht der Vf. noch darauf aufmerksam, daß es schädlich ist, durch das Mittönen der Wände die Verlängerung eines Wiederhalls zu vergrößern, weil dadurch der Verständlichkeit geschadet wird. Je glatter und vollkommener die Fläche der Wände ist: desto bestimmter und reiner wird der Schall zurückgeworfen; je rauher und unbestimmter aber die Flä-

chen der Wände gearbeitet sind: desto unbestimmter wird auch die Wirkung derselben für den Schall seyn.

Dies ist der Inhalt dieses Buches, das jeden Architekten, vorzüglich bey der Erbauung eines Theaters, von großem Nutzen seyn wird. Wir haben nur die Resultate vorgelegt; in Rücksicht der Ausführung aber und der Beweise der Sätze des Vfs. müssen wir auf das Buch selbst verweisen, weil hiebey ohne die Kupfer nichts deutlich gemacht werden kann. Diese Kupfer sind auch deshalb interessant, weil man darauf von den meisten der bekanntesten Theater der neueren Zeit Grundrisse findet.

— gl —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Kunst-Magazin der Mechanik und techn. chen Chemie*; oder *Sammlung von Abbildungen und Beschreibungen erprobter Maschinen zur Vervollkommnung des Ackerbaues, der Manufacturen und Fabriken*. Herausgegeben von Dr. Christian Gotthold Eschenbach, ord. Prof. d. Chemie in Leipzig. I bis VII Heft. 1802 bis 1806. 4. (In farbigem Umschlage jeder Heft 1 Thlr. 16 gr.)

Dieses Kunst-Magazin hat die nämliche Form und Einrichtung wie das *Mag. d. neuen Erfindungen* und das *Magaz. z. Beförd. der Industrie*. und schließt sich diesen ehrenvoll an. Auch hier findet man Übersetzungen und Auszüge aus anderen Schriften, die nicht in Jedermanns Hände kommen, die aber gleichwohl verdienen bekannter zu werden. Mehrere derselben sind zwar nur Ideen, die theoretisch richtig seyn können, aber in der Ausführung vielleicht nicht entsprechen; gleichwohl aber ist die Verbreitung solcher Ideen nie ohne Nutzen, weil sie Veranlassung zu neuen Ideen geben können, wenn sie von Sachverständigen beleuchtet werden. So wie niemals in Schriften dieser Art lauter Goldkörner ausgestreuet sind: so ist es auch hier der Fall. Manche neue Erfindung darin ist sonderbar, daß selbst aus der beygefügten Zeichnung schwer werden dürfte, sie im Großen nachzumachen. Auch das Versprechen des Herausgebers im kurzen Vorbericht, daß nicht Vervollkommnung und Verschönerung entbehrlicher Kunstproducte, die nur für das selbstgeschaffene Bedürfnis des Luxus und der Überfeinerung unentbehrlich sind, sondern Verbesserung, erhöhte Zweckmäßigkeit, Vereinfachung solcher Arbeiten und Erzeugnisse des Fleißes, deren Nothwendigkeit allen Gliedern der Gesellschaft gleich fühlbar ist, der Plan und Zweck dieses Magazins seyn solle, ist nicht ganz erfüllt, indem mehrere bloß zum Luxus dienende Erfindungen darin befindlich sind, die man ganz wohl entbehren könnte. Wir begnügen uns, unsere Leser mit dem Inhalte dieser 6 Hefte kürzlich bekannt zu machen.

I Heft. Maschine, vermittelst welcher ein Mann zwey Garben ausdreschen, und zugleich das Korn schwingen und sieben kann, mit Kupfer. — Beschreibung und Abbildung einer Maschine, welche während dem Schwingen und Sieben, vermittelst einer von zwey Menschen umgedrehten Schiffsrinne, drey Gar-

ben drischt. — Zusatz zu dieser Maschine, mittelst dessen sie noch vollkommener wird, so, daß sie nicht nur die erwähnten Wirkungen leistet, sondern zugleich zum Mahlen, Beuteln, Auf- und Herab-Lassen der Mehl-Säcke gebraucht werden kann. — Entwurf einer tragbaren Maschine, ohne Räder, zur Verfertigung des Schießpulvers, die auch zugleich dienen kann, jede andere Materie klein zu stampfen; nebst Beschreibung eines bisher unbekannten Mittels, die Mörser leicht zu füllen und auszuleeren. Mit einem Kupfer. — Aufriss einer Mühle, welche von einer einzigen Person, auf dieselbe Art, wie die vorhergehende Maschine, in Bewegung gesetzt werden kann. — Abbildung einer Handmühle, deren Kraft ansehnlich verstärkt ist. — Ein Schubkarren, der zugleich Gärten zu wässern und Lasten fortzuschieben dient. Mit Kupfer. — Plan eines Schubkarrens, welcher das Abmähen des Getreides verrichten, und vermittelt dessen ein Mann, der ihn führt, die Arbeit mehrerer Schnitter verrichten kann. Mit 1 Kupfer. — Abbildung eines anderen mechanischen Schubkarrens, wodurch die Erndte erleichtert wird. — Vollständige Darstellung der neuesten und möglichst hohen Vervollkommnung der Brantweinbrennerey. Mit Kupfer. Es ist dies die nun schon bis zum Ekel verbreitete schottländische Brennerey, die bloß zu Hintergehung der Accisbeamten in Schottland erfunden wurde, und die in Deutschland kein vernünftiger Mensch für eine Verbesserung der Destillirkunst betrachten wird, da es erwiesen ist, daß wir in unseren großen Blasen binnen 24 Stunden auf fünfmal eben so viel destilliren können, als die Schotten in ihrer Blase auf 72mal. Zweckmäßiger ist der in dieser Darstellung hinzugefügte *norberg'sche* Condensator und Kühlfass, welche Kühlanstalt alle Nachahmung verdient. Dieser ganze Aufsatz ist bey dem Verleger auch besonders abgedruckt für 12 Gr. zu haben. — Beschreibung einer Vorrichtung, um Garn, kurze baumwollene Waaren und Haushaltungswäsche zu bleichen, nebst einer kurzen Entwicklung der Grundsätze, auf welchen die neuere Vervollkommnung der gesammten Bleichkunst beruht. Mit Kupfern. — Beschreibung einer Maschine zum Waschen der Hauswäsche. Mit Kupfer. Zu dieser und der vorhergehenden Methode werden alkalische Dämpfe gebraucht; oder die oxygenirte Salzsäure. Beide Maschinen, diese und die vorhergehende, sind von *O'Reilly* angegeben: beide Aufsätze aber bey dem Verleger, besonders abgedruckt, für 12 Gr. zu haben. — *II Heft.* Beschreibung einer ökonomischen Maschine zum Austrocknen der Ländereyen, so wie auch zu dem bey dem Brückenbau nöthigen Ausschöpfen des Wassers. Mit Kupfer. Diese Maschine besteht aus acht Pumpen mit ihren Canälen und Wasserbehältern versehen, die in einem Kasten enthalten sind, so daß vier Menschen so viel leisten können, als sonst sechzehn. — Abbildung einer ökonomischen Maschine, vermittelt welcher ein Mensch leicht zwey Schmiedehammer und zugleich den Blasebalg in Bewegung setzen kann. — Beschreibung einer Handmaschine von ansehnlicher Kraft, welche ohne Räderwerk vier Schmiede-

hammer und sechs Fuchstempel, um Eisenerz zu stampfen, in Bewegung setzen kann. Mit Kupfer. — Beschreibung einer vermittelt eines Drehbaums in Bewegung zu setzenden Maschine, welche 12 Schleif- und Polir-Steine zu Gewehrfabriken herumdreht. Mit Kupfer. — Vorschlag zu einer Verbesserung der Drehwinde, wodurch ihre Kraft sehr verstärkt wird. Mit Kupfer. — Vorschlag zur Verbesserung der Schraubenwinde. Mit Kupfer. — Plan einer ökonomischen Brücke mit einem einzigen Bogen, welche zerlegt und von einem Orte zum anderen geschafft werden kann. Mit Kupfer. — Abbildung und Beschreibung neu erfundener, rauchverzehrender Ofen, Phlökopen genannt, von *Thilorieux* und *Boreux*. Ist bey dem Verleger auch separat abgedruckt für 8 Gr. zu haben. Nach Rec. Meinung bleiben diese Ofen, so gefällig sie auch aussehen, doch Spielerey. Im III und V Heft werden sie ausführlicher beschrieben. — Beschreibung eines rauchverzehrenden Sparofens, welcher alle Vortheile der Ofen und Kamine in sich vereinigt u. s. w. Eine Erfindung *Dr. Franklins*. Nebst Bekanntmachung eines neuen Mittels, ohne Kosten ein immerwährendes Feuer zu unterhalten, erfunden von *Boreux*. Mit Kupfern. Auch diese franklin'sche Erfindung, deren Nutzen nicht zu verkennen, ist bey dem Verleger besonders abgedruckt für 6 Gr. zu haben. — Beschreibung von Maschinen zum Mahlen und Zerhacken der Lohe, und zur Appretirung des Leders in den Lohgärbereyen. Mit Kupfern. Eine Erfindung *Bagnalls* in England. — Über die Reinigung des Ols zum Brennen und Erleuchten, von *Damart*. Unter mehreren Mitteln wird besonders empfohlen, auf einen Centner Rüböl eine Auflösung von 25 Unzen römischen Alaun in 9 Pfund kochendem Wasser zu nehmen, und nach einem halbstündigen Umrühren mit dem Öle, 15 Unzen Salpetersäure hinzuzugießen, und nach 48stündiger Ruhe das oben schwimmende klare Öl abzunehmen. — Über die Ofen mit umgebogener Flamme, worin auch der Rauch verbrannt wird. Mit Kupfer. — Notizen über mehrere nicht recht bekannte Methoden bey dem Vergolden u. Versilbern der Metalle. — *III Heft.* Die Ersparnisse der Brennmaterialien, von *G. Palmer*, oder Methode, Zimmer ohne Kosten zu heizen. Mit Kupfer. — Beschreibung eines neuen Apparats zum Heizen vermittelt der Dünste, welcher in Bierbrauereyen, Brantweinbrennereyen, Färbereyen u. s. w. anwendbar ist. Mit Kupfer. Eine Erfindung *Tickels* in England. Dieser und der vorhergehende Aufsatz ist ebenfalls bey dem Verleger besonders abgedruckt für 12 Gr. zu haben. — Angabe eines Mittels, die zur Winterzeit Reisenden vor der Gefahr des Erfrierens zu bewahren, von *G. Palmer*. Vermittelt hölzerner Schuhe, durch deren Sohle mit Feuer gefüllte Blechröhren laufen. — Abbildung und Beschreibung einer Schneie, nebst Kornboden, Dreschmaschine und Mühle, welche 1792 in England angelegt worden. 400 Guineen, als so viel diese Anlage gekostet hat, ist doch keine unbedeutende Summe. — Beschreibung einer beweglichen Küche, vermittelt welcher man 5 bis 6 Schüsseln für eben so viel Personen mit einer großen

Ersparnis an Zeit, Mühe und Kosten bereiten kann. Abgebildet von *Boreux*. Dieß ist gewiss eine nutzbare Erfindung für Reisende und Militärpersonen, besonders da der ganze Apparat nicht über 10 Rthlr. kommt. — Beschreibung einer metallenen Schreibfeder u. s. w. Erfunden von *G. Palmer*. Mit Kupfer. — Sicheres Mittel, das Nachahmen des Papiergeldes, der Wechselbriefe u. s. w. zu verhüten und zu entdecken, von *G. Palmer*. Dieser Aufsatz und der vorhergehende ist bey dem Verleger separat abgedruckt für 8 Gr. zu haben. — Neuer Versuch, stillstehende Gewässer zur Bewegung der Räderwerke in Fabriken, wo man weder vom Winde noch vom fließenden Wasser Gebrauch machen kann, zu benutzen, von *Boreux*. Mit Kupfer. — Auszug aus *Brögniarts* Werke, über die Farben, welche aus Metalloxyden gemacht, und auf verschiedene glasartige Körper durch Schmelzfeuer eingebrannt werden. — *IV Hft.* Zeichnung und Beschreibung einer neuen Sparküche, in welcher Speisen aller Art aufs vollkommenste zubereitet werden können, erfunden von *Jourdan le Coindre*, gezeichnet und verbessert von *Boreux*. — Grundriß und Beschreibung einer beweglichen Sparküche, für bürgerliche Haushaltungen, in Gestalt eines kleinen Zugofens, mit einem Ventilator, einem Ofen, einem Heerd, einer Bratröhre, einem Wasserkessel u. s. w., welche 10 Gerichte auf einmal liefern kann, von *Boreux*. — Vorschlag und Anweisung, wie vermittelt eines Verkohlungs-Ofens, welcher mehrere Zimmer Tag und Nacht heizt, den ganzen Winter hindurch, ohne alle Kosten, ein beständiges Feuer zu unterhalten ist. Von *Boreux*. Mit Kupfern. — Beschreibung eines ökonomischen Futterstalls, und Anweisung zum Gebrauche desselben. Mit Kupfer. Es wird dieser Stall in England gebraucht, um im Winter die Schaafe zu füttern. — Bienenkörbe, nach einer neuen Art gebauet, vom *B. Blancherie*. Mit Kupfer. — Mittel gegen Bienen- und Wespen-Stiche. Es besteht aus Küchensalz, das man in so wenig Wasser als möglich auflöst, und als Brey auflegt. — Mittel, die Bienen bey der größten Kälte zu ernähren und in Arbeit zu setzen, und sie vor den Gefahren strenger Winter zu bewahren, von *Madame Gacon-Dufour*. — Neue Art Filtrirtrichter zu verfertigen. Mit Kupfer. — *V Hft.* Abbildung und Beschreibung einer Leiter und eines Korbes, womit man Personen und Sachen bey Feuersbrünsten retten kann. Von *Anderfon*. — Neues Verfahren, Schokolade zu bereiten und zu kochen. Von *Boreux*. Mit Kupfer. — Anweisung, den Kaffee auf die beste Art zu kochen. Nebst Abbildung und Beschreibung einer neuen Pauke zum Rösten des Kaffees. Von *Boreux*. — Ökonomischer Apparat, um in 3 hölzernen Tonnen, bey einem mäßigen Feuer, eine große Quantität Wasser kochen zu lassen. Zum Gebrauche der Manufacturen, Bleichen und öffentlichen Bäder. von *G. Th. Döcker*. Mit Kupfern. — Noch ein Verkohlungs-Ofen zu einer kostensfreyen Heizung der

Stuben eingerichtet. Von *Boreux*. Mit Kupfer. — Anweisung, einen neuen Kitt für Terrassen zu bereiten, und ihn vermittelt flüssigen Theers dem Wasser undurchdringlich, und gegen Frost unzerstörbar zu machen. Von *Puymarin*. — *VI Hft.* Neue Wallerungs-Methode, oder Darstellung der einfachsten und wohlfeilsten Art, Wasser zur Wallerung der Gärten, Felder und Wiesen zum Gebrauche in Manufacturen u. s. w. in die Höhe zu heben. Von *Boreux*. Mit Kupfern. — Anmerkung über das Naourah oder Schöpfrad der Agyptier. Mit Kupfern. — Anweisung, auf eine dauerhafte und wohlfeile Art Wasserbehälter, Bassins, Cisternen, Wasserleitungen und Gartencanäle anzulegen. — Vorschrift zu einem Kitt, womit man steinerne oder thönerne Wasserleitungsröhren verlöthen kann. — Noch eine Gartenwallerungs-Methode. Mit Kupfer. Man soll einen Strick von gewundener Baumwolle oder Wolle in einen irdenen Krug mit Wasser mit dem einen Ende legen, und das andere Ende an die zu besuchende Pflanze: so würde der Strick als ein Siphon (Heber) wirken. Das ist gar nichts Neues, ein alter zwey fingerbreiter Luntenthat eben die Dienste. — Amerikanisches Rad zur Erhebung des Wassers. Mit Kupfer. — Der franklinische Ofen. Vervollkommenet von *Darnod* und *Schmidt*. — Mit Kupfer. — Neu erfundenes Mittel, durch Dämpfe zu bleichen. Von *Bardel*. Mit Kupfer. Es wird hiezu Sodalanke gebraucht. — Beschreibung und Abbildung eines Thermometerstabs, zur Bestimmung der Temperatur unter der Erde. Von *Richter*. — Über Kornpflanzungs-Versuche. Von *Richter*. Auch bey diesen Versuchen mußte man dem Auslaßen der Körner den Vorzug vor dem Pflanzen zugestehen. — Verfertigung einer neuen wohlfeilen weißen Farbe zum Anstrich für Häuser und Zimmer. Auf gut gelöschten und mit der bekannten Menge Wasser verdünnten Kalk schüttet man nach und nach eine Auflösung von Alaun in Wasser, und fährt damit so lange fort, bis die helle Flüssigkeit aus dem Niederschlaggefäß von der Alaunanflösung nicht mehr getrübt wird; sodann läßt man alles ruhig sich zu Boden setzen, und verbraucht die erhaltene weiße Farbe sogleich, oder hebt sie getrocknet auf. — Firnis zu fertigen, der kochendes Wasser hält, und daher lange dauert. — Chinesischer Lackfirnis. — Weiße Tusch. — Bereitung des Bleichsalzes, oder des überfauren kochsalzsauren Kalkes. — Neue Methode, Hanf zu rösten, von *Bralle*. — Verbesserung der verschiedenen Wasser, von *Richter*. — Frostbeulen in einer Nacht zu heilen. Mit einer Mischung von Aschenlauge und Terpentingeist den kranken Theil umwickelt. — Brandwunden in wenig Minuten zu heilen. — Da dieses Magazin in der That manchen interessanten Aufsatz enthält: so ist dessen so lang unterbrochene Fortsetzung auch jetzt noch zu wünschen, zugleich aber auch, daß der Herausgeber jedesmal die Quellen anzeige, woraus er schöpfte.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 M Ä R Z, 1811.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Taschenbuch für die gesammte Mineralogie, mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen*, herausgegeben von Karl Cäsar Leonhard, Kammerrath (jetzt großherzogl. frankfurt. Generalinspector der Domänen). *Zweyter Jahrgang*. 1808. VIII u. 408 S. Mit 3 Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.) — *Dritter Jahrgang*. 1809. II u. 408 S. Mit *Hauy's* Bildniss und 4 Kupf. (1 Rthlr. 12 gr.) — *Vierter Jahrgang*. Mit *Blumenbach's* (nicht ganz getroffenem) Bildniss und 3 Kupf. 1810. 415 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Über den Zweck und Plan dieses Repertoriums der neuesten Entdeckungen in der Mineralogie haben wir uns bereits bey der Beurtheilung des ersten Jahrganges (1807. No. 252) erklärt, und können uns daher hier auf die Anzeige des Inhalts der neuen Jahrgänge desselben beschränken.

II Jahrgang. I. Abhandlungen: 1) *Sammlung zur Kenntniss der Gebirge von und um Karlsbad*, angezeigt und erläutert von Hn. GR. v. Goethe in Weimar. Dieser Aufsatz war früher schon besonders abgedruckt, und zur erläuternden Begleitung der Gebirgsartenammlung bestimmt, welche der Wapen- und Edelstein-Schneider Joseph Müller zu Karlsbad ausgiebt. 2) *Das Neueste über Hauy's Mineralsystem*. Ein Schreiben aus Paris an den Herausgeber. Es ist in französischer Sprache abgedruckt, und enthält mehrere interessante Notizen. Nach *Hauy* soll die Phosphorescenz des Apatits in Relation mit den Formen stehen. Sie soll sich nur bey den Kry stallen zeigen, welche an den Enden durch eine senkrecht gegen die Axe gesetzte Fläche begrenzt werden. Die Kernkry stallgestalt des Arragonits ist nach *Hauy's* neuester Untersuchung ein Oktaëder, dessen Dimensionen mit denen des primitiven Kalkspath-Rhomboëders incommensurabel sind. 3) *Mineralogische Beschreibung des Biebergrundes*. Vom Bergmeister Schmidt zu Hanau. Dazu 1 Charte und 1 Profil. Kurz, aber lehrreich, und die früheren, von *Canorin* und *Jordan* herrührenden, Beschreibungen in vieler Hinsicht erweiternd und berichtend. 4) *Rhapsodische Bemerkungen über einen bey Öningen gefundenen Ornitholithen*, von Dr. J. H. Lavater in Zürich. Dazu 1 Kupf. 5) *Mineralogisch-geographische Skizze des Fürstenthums Corvey*, vom Bergsecretär *Stift*. Die Gegend ist von keinem besonderen geognostischen Interesse; J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

daher auch die Beschreibung es nicht seyn kann. Aber die Angaben des Vfs. scheinen auch nicht einmal durchaus richtig zu seyn. Nach Hn. *Stift* sollen nämlich auf dem, durch das Fürstenthum Corvey sehr allgemein verbreiteten, zum Muschelkalke gehörenden Flötzkalkstein, Flötze von Schieferthon, Thonstein und Sandstein liegen. Begeht man aber das sehr deutliche Gebirgsprofil von Lugda (Lüde, Lügde) unweit Pyrmont hinan, über Rischenau, nach Höxter im Weserthal hinab: so kann man sich nach Beobachtungen überzeugen, daß bunter, gegen Morgen einschließender Sandstein — derselbe, welcher am rechten Weserufer sich sanfter wieder hebt, um den Solling zu bilden — die Sohle des, im Hauptstreichen von Mittag nach Mitternacht mit der Weser sich fortziehenden Gebirgsrückens bildet. Bunter Mergel kömmt, wie gewöhnlich, so auch hier in demselben vor. Außerdem auch bunter Thon, Thonstein und Schieferthon, welcher an einigen Stellen eine schwarze Farbe hat, und dadurch zu der Vermuthung, Steinkohlen in der Nähe zu finden, verleiten könnte. Das Ausgehende dieser Schichten ist den höheren Puncten des Rückens nahe; daher man sie, bey dem Fallen gegen Morgen, an dem entgegengesetzten Abhange, nach dem Weserthale zu, in Hohlwegen und Wasserschluchten wieder findet. Die höchsten Kuppen, welche sich auf dem Rücken erheben, wie namentlich die des Kötherberges, welcher das Weserthal beherrscht, bestehen wieder aus buntem Sandstein, der nur an einigen Stellen sehr quarzreich und entfärbt ist. Der Schieferthon u. s. w. ist also in den bunten Sandstein eingelagert. Bey dem Hinabsteigen in das Weserthal kömmt man nun tiefer an den Flötzkalkstein, welches Hn. *Stift* vermuthlich verleitet, ihn als unterteufend anzusehen. Er ist aber offenbar aufgesetzt. Am Fusse des Reußenberges, nach der Weser zu, treten die Lagen des bunten Mergels und Schieferthons unter dem Kalkstein wieder hervor. 6) *Mineralogische Bemerkungen über die Umgebungen Karlsbads*, vom Legationsrath von *Struve*. Beschluß des im ersten Jahrgange abgebrochenen Aufsatzes, über dessen Werth wir uns bereits geäußert haben. Sehr oberflächliche Nachrichten werden am Ende von dem schlaggenwalder Zinnbergwerke ertheilt. 7) *J. A. Weppen*, Amtmanns zu Wickershausen, *Nachricht von einigen besonders merkwürdigen Versteinerungen und Fossilien seines Cabinets*. Eine durch Weiterschweifigkeit ermüdende und wenig Belehrung gebende Aufzählung. S. 179 wird versteinertes Holz vom Hirschberge unweit Frankfurt am Mayn auf-

M m m

führt. Vermuthlich ist es aber von dem im ehemaligen Niederhellen, unweit des Meißnerts gelegenen Hirschberge. 8) *Das Vorkommen des Basalts auf der Steinsburg bey Suhl*, beschrieben vom Bergwerks-Asseſſor W. G. Spangenberg zu Suhl. 9) *Die Mineraliensammlungen in Paris*, beschrieben von Dr. J. G. Schneider zu Hof. Diese Fortsetzung des im ersten Jahrgange abgebrochenen Aufsatzes handelt von den Privatsammlungen in Paris. II. *Übersicht der neuen Entdeckungen und Veränderungen in der Mineralogie*. Hier hätte No. 8, die *Correspondenz*, eine sorgfältigere Auswahl der Materialien bedurft. Es sind mehrere Briefe und Auszüge von Briefen darin aufgenommen worden, die des Abdrucks nicht werth waren. Von mehreren Herausgebern wissenschaftlicher Zeitschriften scheinen jetzt die Mittheilungen aus dem Briefwechsel zu weit getrieben zu werden. Es ist offenbar eine eben so große Verfündigung gegen den Briefsteller, wie gegen das lesende Publicum, wenn in einer Zeitschrift Briefe abgedruckt werden, die von ihren Verfassern nicht ausdrücklich zur öffentlichen Mittheilung bestimmt wurden. In vorliegendem Taschenbuche finden sich sogar von einem *Ungeuam* eingefandte Auszüge von Briefen, deren Verfasser gar nicht genannt worden sind.

III Jahrgang. I. *Abhandlungen*: 1) *Der Kammerberg bey Eger*, beschrieben vom GR. von Goethe. 2) *Die Mineraliensammlungen in Paris*, beschrieben von Schneider. Beschluß des oben erwähnten Aufsatzes. Am Ende desselben werden Notizen von pariser Mineralienhändlern mitgetheilt. 3) *In wiefern giebt es Individuen im Mineralreiche?* Beantwortet vom Prof. Bernhardt zu Erfurt. Nach des Vfs. Meinung läßt sich die Frage: sind die Krystalle die Individuen des Mineralreichs? ohne weitere Erklärung weder mit Ja noch mit Nein beantworten. Kein einzelner Quarzkrystall sey ein Individuum von Quarz, sondern nur ein Individuum von Quarzkrystallen. Der Begriff von Individuum lasse sich im Mineralreiche auch auf nicht krystallisierte Massen anwenden, bey welchen durch die Theilung der Begriff des Ganzen nothwendig verloren geht, z. B. bey den einzelnen Körnern des Erbsensteins. 4) *Des Amtmanns Weyden Nachtrag zu seiner Abhandlung von einigen besonders merkwürdigen Verfeinerungen seines Cabinets*. 5) *Bestimmung der Krystallisation einiger mineralischen Substanzen*, vom Prof. Bernhardt. Dieser Aufsatz — unstreitig der interessanteste in diesem Jahrgange — hat die Krystallisation des Zinnsteins, Graupiesglanzerzes und Uranglimmers zum Gegenstande. Der Vf. nimmt als Kernkrystallgestalt des Zinnsteins ein Quadratoktaeder an, wo sich die Seiten der quadratischen Fläche zur Höhe wie 3 : $\sqrt{8}$ verhalten. Er beobachtete acht verschiedene Verhältnisse der Abnahme und 11 verschiedene Arten von Krystallisationen. Bey dem Uranglimmer kann man entweder mit Hauy das gerade, rechtwinklich-vierseitige Prisma, oder ein Oktaeder als Kernkrystallgestalt annehmen. Im ersten Falle verhalten sich die Seiten der Basen zur Höhe

wie 3 : 1; im letzteren die halben Seitenlinien zur Höhe wie 3 : 1. Bernhardt beobachtete vier verschiedene Verhältnisse der Abnahme und fünf abweichende Krystallisations-Arten. 6) *Mineralogische Beyträge*, vom Bergrath Hacquet zu Krakau. Von keinem besonderen Interesse. II. *Übersicht der neuen Entdeckungen und Veränderungen in der Mineralogie*. Dieser Abschnitt enthält außer den gewöhnlichen Rubriken noch zwey neue: nämlich eine Darstellung der neuesten Mineralsysteme, und zuletzt eine Rubrik für den Mineralienhandel. Die erstere von diesen liefert diesmal die neuesten Mineralsysteme von Hauy und Werner. Jenes wurde dem Herausgeber von dem trefflichen und liberalen Vf. selbst in eigenhändiger, mit interessanten Anmerkungen ausgestatteter Abschrift mitgetheilt, und hat mithin vollkommene Authenticität. Letzteres hingegen erhielt der Herausgeber von einigen Schülern des freyberger Oryktognosten. Wenn wir gleich der Aufnahme dieser Rubrik an sich unseren Beyfall nicht verlagern können: so wünschen wir doch, daß dabey in der Folge eine größere Ökonomie in Ansehung des Drucks beobachtet werden möge. Auch scheint es uns unzumuthig zu seyn, daß jene so verschiedenartigen und gar nicht zu parallelsirenden Systeme neben einander gedruckt worden sind, wodurch der Gebrauch eher erschwert als erleichtert wird. — Die diesem Jahrgange angehängten Kupfer stellen ein paar Gebirgsprofile, Verfeinerungen, des Kammerberg bey Eger und Krystallisationen vor.

IV Jahrgang. I. *Abhandlungen*: 1) *Beschreibung einer seltenen Trilobitenart*, vom Kammerpräsidenten v. Schlottheim zu Gotha. Die hier genau beschriebene Art einer der seltensten und merkwürdigsten, wiewohl noch nicht genau genug untersuchten, Petrefacten-Gattungen findet sich bey Kewal in einem, wahrscheinlich zum Muschelkalk gehörenden Flötzkalksteine, und ist von den sonst bekannten Trilobiten wesentlich ausgezeichnet. Die Beschreibung ist durch eine Darstellung der Verfeinerung auf der ersten Kupfertafel verdeutlicht. 2) *Über die Untersuchung des Verhaltens der Fossilien vor dem Blas- oder Löth-Rohre*, vom Generalinspector Hausmann. Eine bis jetzt noch fehlende Terminologie für die von dem Verhalten vor dem Löthrohre hergenommenen Kennzeichen der Fossilien, nebst Bemerkungen über die Anstellung der Löthrohrversuche. 3) *Mineralogische Notizen*, vom Oberbergmeister Selb zu Wolfach. Dieser Aufsatz enthält, wie das Mehrste aus der Feder dieses schätzbaren Naturforschers, viel Interessantes. Besonders über Schörl und Turmalin; — über den cubischen Quarz; — über ein merkwürdiges, inniges Gemenge von kalkerdigem Kalk- oder Braunsparth und Rothgültigerz, von der Wenzeslaus-Grube; — über ein phosphor-arseniksaures Bleierz, von der Grube Haus Baden bey Badenweiler. 4) *Oryktognostische und geognostische Beobachtungen über verschiedene Mineralien*, vom D. Schneider zu Hof. Noch nicht beendigt. 1) Über den Zoisit aus dem Bayreuthischen. Nach dem Vf. soll er in einem granitartigen

Gemenge vorkommen, welches Nester im Urgrünstein bildet. 2) Über den *Calcedon* und *Amethyst-Quarz* auf dichtem und safrigem Brauneisenstein aus dem Bayreuthischen. 5) *Etwas über das Vorkommen des älteren Flötzkalksteins an dem nördlichen Fusse des thüringer Waldgebirges*, vom Legationsrathe von Hoff zu Gotha. Ein nicht uninteressanter Beytrag zur geognostischen Kenntniß Thüringens und des älteren Flötzkalksteins im Allgemeinen. Hr. v. Hoff fand Gryphiten in Gesellschaft von Terebrateln und Tellinen im bituminösen Mergelschiefer von Schmerbach, in der Nähe von Fischabdrücken, und ist deshalb geneigt zu glauben, daß die Fischabdrücke im bituminösen Mergelschiefer nicht von Fluß-, sondern von See-Fischen herrühren. Sehr richtig bemerkt der Vf., daß man mit Unrecht den Geruch des *Stinksteins* bituminös nenne. Dem Wunsche, daß der Stinkstein genauer chemisch möchte untersucht werden, hat John bereits genügt, durch dessen Arbeiten auch das Problem der Ursache des Geruchs vollkommen gelöst zu seyn scheint. — Körniger Kalkstein, dem älteren Urkalk ähnlich, im älteren Flötzkalke. — Die beygefügte, nicht besonders sauber gestochene, petrographische Charte dient diesem Aufsatze zur Erläuterung. 6) *Über den blättrigen Augit, über das Rauschgold und über das phosphorsaure Kupfer*, von dem Prof. Haüy. Der erste Theil dieses, in französischer Sprache mitgetheilten Aufsatzes ist ein Auszug einer grösseren, bereits durch das *Journal des mines* vom J. 1809. No. 151 und durch die *Annales du Muséum d'histoire naturelle. VII. Année X et XI* bekannten Abhandlung. Nach der zweyten Abtheilung dieses Aufsatzes soll die primitive Form des rothen Rauschgelbs ein rhomboidales Prisma, und daher von der des Schwefels verschieden seyn. Nach der dritten Abtheilung ist die Kernkrystallgestalt des phosphorfauren Kupfers ein gerades Prisma mit rhomboidalen Endflächen, dessen Seitenkantenwinkel $\approx 111^\circ$ und 69° . 7) *Übersicht der im oberen Herzogthum Anhalt-Bernburg sich findenden Fossilien in alphabetischer Ordnung*, vom Bergsecretär Päßler zu Harzgerode. Es findet sich darunter Nichts von besonderer Merkwürdigkeit. Auch gemengte Gebirgsarten sind unter den Fossilien aufgeführt, die doch jetzt nicht mehr mit einfachen Fossilien vermengt werden sollten. An der Existenz von wahrer Wacke im Anhalt-Bernburgischen möchte Rec. zweifeln. II. *Übersicht der neuen Entdeckungen und Veränderungen in der Mineralogie*. 1) *Oryctognosie*. Größtentheils Auszüge aus den Anmerkungen zu *Karstens* mineralogischen Tabellen und *Hausmanns* System der unorganisirten Naturkörper. Neu ist die von dem Bergprobirer *Bauerbachs* mitgetheilte Beschreibung des kohlenfauren Strontianits vom Iberge bey Grund. *Karstens* Eläolith und *Werners* Fettstein werden unter zwey verschiedenen Rubriken aufgeführt, ob sie gleich identisch sind. — Neuere Bestimmungen der Eigenschwere verschiedener Mineralien. Größtentheils von *Hausmann* und *Knoch*. 2) *Geognosie*. 3) *Übersicht der*

neueren Analysen mineralischer Körper. 4) *Miscellen*. Auszüge aus dem Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, von *Molls* Epimeriden der Berg- und Hütten-Kunde, dem *Journal des mines* u. a. Schriften. — *Darstellung der neuesten Mineralssysteme*, das neueste *Karstensche* System aus den mineralogischen Tabellen vom J. 1808 gezogen, und das *hausmannsche* System, nach dessen oben erwähntem, 1809 erschienenen Werke. Dieser kahle Abdruck der beiden System-Skelette, ganz ohne Raisonement, verdient wohl eben so wenig den Namen einer *Darstellung*, als er von wahrem Interesse und Nutzen seyn kann. Für die, welche jene Werke besitzen — und welcher Mineralog sollte wohl die *Karstenschen* Tabellen nicht besitzen? — ist er völlig überflüssig; für die aber, welchen sie nicht zu Gebote stehn, nicht belehrend genug. Dennoch füllt dieser Abdruck nicht weniger, denn 63 S., auf denen manches Lehrreichere hätte eine Stelle finden können. Sollten einmal jene Systeme der Vollständigkeit wegen mitgetheilt werden: so hätte dies wenigstens mit größerer Ökonomie des Drucks geschehen können, worauf der Herausgeber um so mehr hätte Bedacht nehmen sollen, da ihm die Lieferung dieses Artikels nur die Mühe des Abschreibens verursachte. Ungleich verdienter würde sich Hr. *Leonhard* um die Verbreitung und Erweiterung der Wissenschaft machen, wenn er statt solcher dürre Skelette künftig rasonnirnde Darstellungen der neuesten Mineralssysteme liefern wollte. Zuletzt *Correspondenz*. Die Auswahl der in diesem Jahrgange mitgetheilten Briefe ist mit etwas größerer Sorgfalt, als in den früheren Jahrgängen, getroffen. *Bouterwek* in Göttingen theilt lezenswerthe Bemerkungen über ein arragonit-ähnliches Fossil von der *Porta Westphalica* mit; von *Schlottheim* in Gotha über ein merkwürdiges Lager von bituminösem Holze zu Glücksbrunn, in welchem u. a. Birken-, Tannen- und Fichten-Holz nicht zu verkennen seyn soll. — Sehr unrichtig wird in einem Briefe von *Hardt* aus Bamberg der Porphyr des Siebengebirges am Rhein für Urporphyr ausgegeben. Er hat nicht nur mit gar keinem Porphyr aus dem Urgebirge auch nur entfernte Ähnlichkeit; sondern ist sogar nach *Reys* Beobachtungen sehr deutlich auf das Übergangsgebirge der dortigen Gegend gesetzt, und daher vermuthlich mit der rheinischen Flötztrappformation gleichzeitig.

Obgleich Rec. Manches gegen diese vier ersten Jahrgänge des mineralogischen Taschenbuchs zu erinnern gefunden hat: so hält er doch das Unternehmen der Herausgabe desselben für sehr nützlich, und wünscht ihr einen langen, ununterbrochenen Fortgang, welcher um so sicherer zu erwarten ist, wenn der Herausg. es sich immer mehr angelegen seyn läßt, nicht sowohl viele Bogen zu füllen, als dem Taschenbuche einen gediegenen Inhalt zu geben. E. a.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Mineras metal-lorum Hungariae et Transilvaniae*, quas descripsit et earundem nomina, diagnoses, partes constitutivas, loca natalia, matrices ac usum ordine

systematico exposuit *Vincentius Schönbauer*, Med. D. etc. Pars I. 1809. Sectio I. XVI und 80 S. 8. Sectio II. 152 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine, in lateinischer Sprache geschriebene, Oryktographie von Ungarn und Siebenbürgen war dem Rec. eine erfreuliche Erscheinung; denn zum Nachtheile der Wissenschaft hat man in neueren Zeiten viel zu geringe Anwendung von dieser Sprache bey Bearbeitung der Mineralogie gemacht. Wenn der häufigere Gebrauch des Lateinischen in der Zoologie und Botanik die Fortschritte, welche diese Wissenschaften in einem Lande machen, schnell durch die ganze gelehrte Welt verbreitet: so bleiben dagegen die Erweiterungen der Mineralogie ungleich länger alleiniges Eigenthum des Bodens, welcher sie erzeugte. Das Fortschreiten der Wissenschaft im Allgemeinen wird dadurch ohne Zweifel aufgehalten, wenn sie gleich durch die Bearbeitung in den verschiedenen neueren Sprachen für manche Länder populärer geworden seyn mag, welches namentlich von den Mineralogen der *werner'schen* Schule in Deutschland gilt. Ausser dem Vortheile der schnelleren Verbreitung gewährt aber die Anwendung der lateinischen Sprache bey der Naturbeschreibung noch ganz besonders den grossen Nutzen des ungleich bestimmteren und kürzeren Ausdrucks; daher auch in dieser Hinsicht die Mineralogie der Botanik und Zoologie nicht ganz hat nachkommen können. —

Der Vf. des obigen Werks spricht in der Vorrede mit grosser Selbstgefälligkeit von seinen eigenen Verdiensten, und verheisst, sehr viel im Felde der Naturbeschreibung, ihrem ganzen Umfange nach, leisten zu wollen. Vielleicht hätte er besser gethan, sich nur auf ein Fach derselben vorzugsweise zu beschränken; dann hätte er vielleicht etwas Vorzüglicheres, als das vorliegende Buch ist, liefern können.

Ohne über die Grundsätze des von ihm befolgten Systems sich zu äussern, schreitet der Vf. sogleich zur Aufzählung der ungarischen und siebenbürgischen Erze. Jedes Metall bildet als *Gattung* (*genus*) einen Abschnitt. Zuerst werden die generischen, hauptsächlich chemischen Charaktere des Metalls mitgetheilt, und dann die einzelnen Arten abgehandelt. Von der mineralogischen *Art* (*species*) scheint sich aber der Vf. einen ganz eigenen, oder vermuthlich gar keinen bestimmten Begriff zu machen. Denn so führt er z. B. die gelbe, braune, schwarze und grüne Blende als Arten der Zinkgattung; das Graupiefiglänzerz und strahlige Graupiefiglänzerz als verschiedene Arten der Spiefiglänzgattung; das metallisch - glänzende und nicht metallisch - glänzende, gelbe Rauschgelb als verschiedene Arten der Arsenikgattung auf. So findet sich unter der Silbergattung als besondere Art: *Argentum larvatum sive occultatum*! Da der Vf. die verschiedenen Metalle zur Grundlage der Gattungen annahm: so mußten auch die verschiedenartigen Verbindungen derselben unter einander und mit anderen Körpern durchgehend die Grundlage zur Arten-Unterscheidung an die Hand geben; da hingegen auffallende Verschiedenheiten im Aeusseren, unter den Gliedern einer Art, nur zur Unterschei-

dung von Varietäten berechtigt hätte, auf die der Vf. sich aber nur selten einlässt.

Auf den lateinischen Namen der Art, der in vielen Fällen nicht sowohl ein Name als eine Definition ist, läßt der Vf. die deutsche, ungarische und slavische Benennung, und dann die Diagnose folgen, welche sowohl von dem äusseren als von dem chemischen Verhalten entlehnt ist. Durch diese Diagnosen, die oft nicht übel gerathen sind, hat sich der Vf. einiges Verdienst um die Oryktognosie erworben; obgleich zu wünschen gewesen wäre, daß er dabey mehr auch auf Structur und Krystallisation Rücksicht genommen hätte, welche beynahe ganz vernachlässigt sind, ob sie gleich die sichersten specifischen Charaktere an die Hand geben. — Auf die Diagnose folgen Bemerkungen über die Varietäten, über die Bestandtheile, die Geburtsorte, über das Mutterge-
rein und über den Nutzen der Art. —

Rec. will nun noch zu einigen besonderen Bemerkungen übergehen, die ihm bey Lesung der *schönbauerschen* Schrift aufstießen. *Sectio I.* Die Bestandtheile der *Silberschwärze* (*Minera argenti fuliginosa*) sollen nach S. 26 Silber, Schwefel und Salzsäure seyn. Nach Rec. Untersuchung ist die Silberschwärze ein geschwefeltes Silber, welches aber dann und wann *Hornerz*, so wie auch gediegen Silber, eingemengt enthält. — Das *Bunt-Kupfererz* soll nach S. 51 nicht immer Eisen als Bestandtheil enthalten, welches Rec. aber doch bezweifeln möchte. — *Sectio II.* Zweckmässig wird S. 16 *ferrum achraceum cum tritura flava aut flavofusca* vom *ferrum achraceum cum tritura rubra* als Art unterschieden, mit folgenden Varietäten: *f. o. friabile, compactum, fibrosum, paludosum vel caespitosum*.

Unter den angegebenen Bestandtheilen wird aber das *Wasser* vermisst, welches in Verbindung mit dem Eisenoxyd diese Art der Eisengattung charakterisirt. S. 48 wird als Art *Wismuthum semisulphuratum* aufgeführt, welches durch *Born* fälschlich als molybdänlaures Silber beschrieben ist. — Unter den Braunerzenerzen wird das bekannte, sogenannte *Schwarzerz*, das geschwefelte Braunerz - Oxyd aus Siebenbürgen vermisst. Dagegen ist als Art der Braunerzengattung S. 103 *Calx magnesi alba* aufgeführt, welche vielmehr zum Braunkalk gehört. Die Arsenikblüthe soll nach S. 110 Arsenik und Schwefel halten, ob sie gleich S. 109 richtig natürlicher Arsenikkalk genannt wird. Als Arten der Titangattung werden unterschieden: 1) *Titanium scoriliforme vulgare*, mit muschlichem Bruch; 2) *Tit. scorilif. lamellosum*; 3) *Tit. scorilif. rubrum*, nadelförmiger Titanschörl. Obgleich diese Unterschiede nur Varietäten der Art des Titanschörls oder Rutil zu charakterisiren im Stande sind: so verdienen sie doch in dieser Hinsicht bemerkt zu werden.

Als ein Verzeichniß der ungarischen und siebenbürgischen Erze, welches die im Ganzen wenig genau bekannten Geburtsorte derselben nachweist, ist dieses Buch, seiner Mängel ungeachtet, brauchbar, und läßt eine baldige Nachfolge der übrigen Theile wünschen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 M Ä R Z, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZERBST, b. Kramer: *Über Aufhebung der Kirchen-, Pfarr- und Schul-Güter und Einführung einer fixen Befoldung der Geistlichen in protestantischen Ländern.* Ein Wort zu seiner Zeit in Briefen, von einem Landprediger an einen jungen Freund. 1810. 188 S. 8. (14 Gr.)

Wenn die Stimmen leidenschaftlicher Schreyer über den Reichthum und die üppige Dotation der protestantischen Prediger, so wie über die deshalbrathsame Aufhebung der geistlichen Güter und Einführung einer fixen Befoldung der Prediger, in den neuesten Zeiten immer zahlreicher und lauter werden: so kann es nicht schaden, daß bisweilen ein Mann von Unbefangenheit, Erfahrung und Umsicht des gedrückten und angefeindeten Predigerstandes sich annimmt, und jene unverständigen Eiferer zum Schweigen zu bringen sucht. Und diese Eigenschaften kann man dem Vf. vorliegender Briefe nicht absprechen. Fast Alles, was er sagt, ist Rec. wie aus der Seele geschrieben, und er hofft daher, etwas Verdienstliches zu thun, wenn er den Leser mit dem Inhalt dieser Briefe genauer bekannt macht. Sie sind an einen jungen, Theologie studirenden Freund gerichtet, der wegen der Militärpflichtigkeit, und weil er gehört, daß die geistlichen Güter aufgehoben, und die Prediger auf fixen Gehalt gesetzt werden sollen, von seinem Stande abgehen und sich der Ökonomie widmen will. Im 1 Briefe sucht der Vf. seinen Freund von diesem Entschlusse abzubringen, und über seine Besorgnisse zu beruhigen. Im 2 Briefe beantwortet er die Frage: *Ob der Landesherr wohl befugt sey, in Rücksicht der Kirchen-, Pfarr- und Schul-Güter seines Landes nach Willkühr zu verfahren?* Nach seiner Meinung ist jedes Vermächtniß eines freyen Menschen, wiewohl es nicht den Landesgesetzen widerstreitet, ein Heiligthum, welches der Landesherr um so weniger antasten darf, weil jeder Erblasser von dessen Gerechtigkeitspflege erwarte, daß sein Wille auch nach seinem Tode pünktlich werde vollzogen werden; und das ist auch der Fall bey Verschenkungen, Verträgen und Vertauschungen aller Art. Nur wenn es in der Folge unmöglich oder nicht mehr thunlich ist, dem Willen des Erblassers volle Genüge zu leisten, bleibt es dem Landesherrn überlassen, sie aufzuheben oder einen anderen — im Sinne des Stifters wohlthätigen — Gebrauch davon zu machen. Zu solchen Ver-

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

mächnissen und Schenkungen der Vorfahren rechnet er nun die geistlichen Güter. So lange also nicht erwiesen werden könne, daß diese Güter widerrechtlich den Fürsten und ihren Unterthanen entrißten worden, oder das Fortbestehen derselben dem Staate selbst sichtbar schädlich (Rec. würde hier gesagt haben, *wesentlich und mehr schädlich als nützlich*) sey: so lange sey der Fürst verbunden, sie unangetastet bestehen zu lassen, und ohne Noth vorgenommene Einziehungen seyen ungerecht. Milder sey von der Secularisirung der geistlichen Fürstenthümer zu urtheilen; jedoch habe auch bey ihrem Umsturze Eifersucht, Stolz, Geldgier und Eroberungssucht grossen Antheil gehabt. (Wenn aber der Vf. das Recht der Fürsten zu solchen Secularisirungen daher leiten will, weil ihre Vorfahren den Geistlichen nur aus Staatsklugheit, *also nicht auf ewig, sondern nur auf so lange, als es in Rücksicht auf das Staatsinteresse für dienlich erachtet wurde*, Vorrechte und Güter verliehen hätten: so möchte er wohl dafür den Beweis schuldig bleiben müssen.) Im 3 Briefe spricht er die Fürsten von dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit und Habsucht frey, welche die in ihren Ländern vorhandenen Klöster, Domstifter, Capitel und dergleichen Institute aufhoben. An sich waren sie zwar ein unverletzbares Heiligthum. Allein zur Zeit der Reformation herrschte in Rücksicht auf Einkünfte und Rechte der geistlichen Stiftungen eine völlige Anarchie, die Geistlichen und die meisten Unterthanen übertrugen den Landesherrn die Aufsicht über dieselben; und waren Klöster und geistliche Stifter freywillig geräumt: so hatten die Fürsten das nächste Recht zu ihrer Besitznehmung und Verwendung auf andere wohlthätige Zwecke. Daher ist es dem Vf. befremdend, daß in manchen protestantischen Ländern die Dom- und übrigen geistlichen Stifter noch fortbestehen, und zwar in der veränderten Verfassung, welche sie nach der Reformation erhielten, da sie zu sehr heilsamen Absichten verwendet werden können. 4 Brief: *Ist der Landesherr zu Aufhebung der im Titel genannten geistlichen Güter und Fixirung der Kirchen- und Schul-Diener rechtlich befugt?* Wenn Fürsten Klöster und Stifter einzogen: so hatten sie dazu ein Recht, weil ihr Fortbestehen mit der höchsten Staatswohlthat unverträglich war. So lange aber die Fortdauer der Kirchen-, Pfarr- und Schul-Güter für das Staats-Beste nicht nur völlig unschädlich, sondern sogar in mehr als einer Hinsicht wohlthätig ist: so lange kann der Fürst kein Recht haben, jene heiligen Vermächtnisse aufzuheben und in seinen Nutzen zu ver-

Nnn

wenden; daher denn auch, von ihrer Unschädlichkeit und Wohlthätigkeit überzeugt, alle protestantischen Fürsten sie als Heiligthum ansahen, erhielten und schützten. Der Vf. untersucht nun, *was denn eigentlich zu dem Vorschlage, die geistlichen Güter aufzuheben und den Geistlichen eine fixe Besoldung zu reichen, gerechte Veranlassung geben könne?* Etwa der Glaube, daß die Kirchen- und Schul-Diener zu gut besoldet, und die Kirchen zu reich sind, als daß man es dabey lassen könne? Wer in dieser Meinung jenen Vorschlag thut, wird abgefertigt, wie er es verdient. — Oder darum, weil Prediger und Schullehrer durch die Ökonomie von ihrem Berufe abgehalten werden? Auch dieses Vorgehen wird für nichtig erklärt. — Oder weil man die Geistlichen der Sorge für die Wirthschaft und der damit verbundenen Unglücksfälle überheben will? Aber wie reimte sich diese Absicht mit dem jetzt nicht seltenen Vorwurfe, die Geistlichen seyen bloß privilegierte Müßiggänger? — Oder weil man den jährlichen Ertrag verhältnißmäßiger unter Prediger und Schullehrer vertheilen will? Aber sind denn zur Verbesserung der Landschullehrerstellen gar keine anderen Quellen ausfindig zu machen, und will denn die gegenwärtige Welt für den geistlichen Stand gar nichts thun, da die Vorwelt so viel gethan hat? — Wollte man indeß doch durch einen Machtpruch einziehen und fixiren: so müßte die fixe Besoldung, wenn man sich nicht der schreyendsten Ungerechtigkeit schuldig machen wollte, den bisherigen Amtseinkünften vollkommen gleich seyn, oder man müßte wenigstens erst die jetzt im Amte stehenden Geistlichen aussterben lassen. — 5 Brief: *Soll die fixe Besoldung der Geistlichen aus dem jährlichen Ertrage der geistlichen Güter, Vorrechte und Nutzungen besiritten, oder den Gemeinden allein überlassen werden?* Da das Letztere kaum gedenkbar sey: so werde man das Erstere beabsichtigen; nur entstehe die neue Frage, *ob sich die Besoldungen, wie bisher, an Größe und Beschaffenheit gleich bleiben, oder ob man sie nur in baares Geld und in verminderte verwandeln solle?* Vielleicht will man die Prediger gleichmäßiger besolden, den Landpredigern 400, den Stadtpredigern 600, und den Superintendenten 800 Thaler bestimmen. Allein eine gleichmäßige Besoldung aller Landprediger wird für unweise erklärt, weil Einer viel, der Andere wenig Arbeit hat, und die meisten als Landprediger würden sterben müssen, auch in Ansehung der Arbeit der Stadtprediger vor dem Landprediger keinen Vorzug habe, alle Ein Werk betreiben. Der Vf. prüft nun die Meinung, daß man zwar mehr und minder einträgliche Stellen bestehen lassen, aber die Ökonomie den Geistlichen nicht länger zugestehen könne, weil sie darüber nachlässig in ihrem Berufe würden. Er sagt, wenn es auch solche Geistliche giebt: so hebt doch der Mißbrauch der guten Sache nicht ihren ganzen Werth auf, und der Staat hat Mittel genug, das zu verhindern; die allermei-

sten Prediger erfüllen treu ihre Pflicht, und bewirthschaften doch ihr Pfarrgut mit Nutzen (Wenn es hie und da Prediger giebt, die über der Ökonomie ihr Amt vernachlässigen: so müssen sie das oft, wenn sie nicht verhungern und mit Frau und Kindern zu Grunde gehen wollen. Man denke sich eine Pfarrstelle, die jährlich kaum 30 oder 40 Thaler an Accidientien einträgt, keine Fixa, als einigen Sackzehend hat, und übrigens den Prediger ganz aus der Ökonomie besoldet. Man erwäge, daß es solcher Stellen gar viele giebt, und unter ihnen nicht wenige, die schlechten Boden haben, wo die Betreibung der Ökonomie ein undankbares Geschäft ist, wo man kaum das dritte oder vierte Korn ärndet, die elendesten Viehweiden hat, und dem Prediger alle Gelegenheit fehlt, in irgend einem Zweige der Ökonomie ein Glück zu machen: kann da wohl ein Prediger Gefinde und Tagelöhner genug halten, welche die nöthigen Arbeiten verrichten? Wird er nicht genöthigt seyn, oft selbst Hand anzulegen und die Stelle des Gefindes und des Tagelöhners zu vertreten? Wenn er nun bey solchen, den Körper ermüdenden und den Geist abstumpfenden Geschäften, bey der Last von Sorgen, die ihn drücken, und bey der kärglichen Lebensart, die er führen muß, die Lust zum Studiren und den Eifer zum Amte verliert: wer ist Schuld daran? Ist nicht der Staat, der nichts zur Verbesserung solcher Stellen thut, und die armen Prediger zehen und mehr Jahre, ja wohl ihr ganzes Leben hindurch da seufzen läßt, bis sie ganz verbauert sind, und nicht mehr Neigung und Muth genug übrig haben, eine Verbesserung zu suchen?) Im 6 Briefe setzt der Vf. die Gründe aus einander, *warum er Fixa an baarem Gelde für die Geistlichen nicht rathsam finde.* Er beruft sich nämlich darauf, daß die Ökonomie für Prediger, besonders auf dem Lande, eine sehr unschuldige, den Geist erheiternde, und Gesundheit befördernde Nebenbeschäftigung sey, daß der Prediger durch seine Beschäftigung mit der Landwirthschaft vielen Anderen nützlich werde, und zur Cultur derselben sehr viel beytrage, daß der pflichtvergessene Prediger auch ohne Ökonomie nachlässig im Amte seyn werde, daß der Landprediger ohne Ökonomie nicht wisse, woher er frisches Fleisch, Gemüse, Butter, Milch, u. d. m. hernehmen soll [alte Einwürfe dagegen widerlegt der Vf. treffend], endlich daß er auf den Besitz eigener Pferde und Wagen, die doch den meisten wegen der Berufsreisen ganz unentbehrlich seyen, Verzicht thun müsse [auch hier hebt er jeden etwanigen Einwurf richtig] — und zieht daraus den Schluß, daß es rathamer sey, alles beym Alten zu lassen. Gesezt aber, die geistlichen Güter würden *per fas et nefas* dennoch eingezogen (Br. 7): *wie müßte eine fixe Besoldung der Geistlichen beschaffen seyn?* Ausleicht zu begreifenden Ursachen findet der Vf. eine Besoldung in *bloß baarem Gelde* sehr unstatthaft, und glaubt, daß sie auch größtentheils, besonders für den Landgeistlichen,

in Getreide, Stroh, Heu, Holz, Wohnung, freyer Huthung und Nutzung eines beträchtlichen Gartens bestehen müsse. Er verlangt daneben, daß diese Einkünfte durch besonders dazu bestimmte unveräußerliche Grundstücke fest gegründet seyen. Alles das braucht man aber nicht, sagt der Vf., wenn man die Sachen bey dem Alten läßt. Daß die Geistlichen für ihre Arbeit viel zu viel Lohn bekommen hätten, widerlege sich durch die zum Theil traurige Lage der Landprediger hinlänglich. Und wenn ja Einer oder der Andere zu einigem Wohlstand gelange: warum beneide man das gerade ihm, während man nicht klagt, daß manche Stallmeister und Oberförster, Armeelieferanten und Accisebeamten zu reich werden? Er beweiset nun im 8 Briefe aus dem Haushaltungsbuche eines rechtlichen Predigers vom J. 1807, daß ein Prediger, der einige Kinder habe und einen Knecht und zwei Mägde halten müsse, jährlich, ohne auch nur im mindesten üppig zu leben, 1036 Thaler bedürfe, und daß gute Hausväter aus anderen gebildeten Ständen, die eine aus acht Personen bestehende Familie ernähren und eigenes Fuhrwerk halten, wohl 1500 Thaler dazu haben müßten. (Rec. bekennet, daß in diesem Haushaltungsbuche nichts vorkommt, was man einer Übertreibung beschuldigen könnte. Doch wenn der Vf. 104 Thaler für Fleisch, Fische u. dgl., wöchentlich 16 Pfund à 3 Gr., oder 50 Thaler für Essig, Baumöl, Syrup, Taback und andere Kaufmannswaaren ansetzt: so möchte diese Angabe Mancher zu hoch finden. Dagegen sind 32 Thaler für Kaffee und Zucker, 15 Thaler für Wein, 5 Thaler für Lectüre, 10 Thaler für Bücher eher zu wenig, als zu viel. Auch ist nicht ein Groschen für Schreibmaterialien und Postgeld gerechnet, was bey manchem Landprediger sehr viel ausmacht.) Im 9 Briefe beseitigt der Vf. einige bey dieser Berechnung gemachte Gegenbemerkungen, z. B. daß es nicht bey allen nöthig sey, einen Knecht nebst Fuhrwerk zu halten, daß man mit Wenigem auskommen könne, daß nicht alle Landpredigerfamilien aus acht Personen bestehen, und zieht nun den Schluß, daß eine jährliche Befoldung von 1000 Thalern für einen Prediger jetzt nicht zu viel sey. Der 10 Brief enthält noch einige Gründe, warum der Prediger unmöglich mit einer Befoldung von 400 Thalern alle höchst nöthigen Ausgaben bestreiten könne. Der Prediger, sagt er, soll Gelehrter seyn, eine gute Bibliothek besitzen, wissenschaftliche Verbindungen unterhalten, und frey von Nahrungsorgen den Wissenschaften leben; er soll seine Kinder standesmäßig und brauchbar erziehen; er soll für sich, seine Frau und Kinder einen Nothpennig zurücklegen; er soll auch nicht ehelos bleiben, aber eine verringerte Befoldung würde die Ehelosigkeit im geistlichen Stande befördern, und diese findet der Vf. mit Recht für Bildung, Sitlichkeit und Religiosität höchst nachtheilig. Sollte endlich die angeregte Befoldung wirklich eingeführt werden: so würde jeder nachden-

kende, gebildete junge Mann den Gedanken, sich dem geistlichen Stande zu widmen, als albern verachten. (Wenn der Vf. hier die Berechnung der Studirkosten auf Schulen und Universitäten nebst einer Bibliothek auf 4000 Thaler anschlägt, und mithin berechnet, daß dem Studirenden bey einer Befoldung von 400 Thalern nach Abzug der Interessen des verwendeten Capitals nur 200 Thaler Befoldung bleiben: so hat er nicht Unrecht. Aber hieby wird freylich Mancher sagen: muß denn der Mensch auf der Schule und Universität so viel verthun? er lebe mäßig und sparsam. Gur; man nehme noch die Hälfte von den 4000 Thalern weg, und es wird immer noch eine schlechte Belohnung für aufgewendete 2000 Thaler und zwanzig und mehrjährige Mühe und Anstrengung seyn, mit 300 Thalern besoldet zu werden. Wie viel kann der Gewerbe treibende Bürger, der Becker, Bierbrauer u. s. w. jährlich verdienen, wenn er in seine Nahrung ein Capital von 2000 Thalern hineinwenden kann! und wie viel Jahre früher kann er schon anfangen, sein Gewerbe zu treiben und sein Capital zu nutzen!) Der 11 Brief, von den Kirchengütern, widerlegt die, welche wollen, daß der Staat sie zu seinem Nutzen verwende, und dafür alle mit dem Fortbestehen der Kirche verbundenen Ausgaben aus eigenen Mitteln bestreite. Ausser dem, daß auch Kirchengüter Heilighümer seyen, an welchen sich Niemand vergreifen solle, äußert der Vf. folgende Bedenklichkeiten, daß, wenn der Staat die Kirchengüter eingezogen und verkauft habe, in Zeiten allgemeiner Noth, die jährlichen Kirchengeldausgaben nicht bestritten werden könnten; und würden sie auch nur verpachtet: so möchten doch wohl unter manchen Regierungen die Einkünfte nicht zum alleinigen Vortheil der Kirchen verwendet werden. Im 12 Briefe theilt er, wenn von fixer Befoldung der Geistlichen wirklich die Rede seyn sollte, dieselben in mehrere Classen ein, und bestimmt den Gehalt jedes Einzelnen. Zur ersten Classe rechnet er diejenigen Prediger in Dörfern und kleinen Städten, welche Filiale zu bereisen haben, und verlangt für sie außer 600 Thalern baarer conventionsmäßiger Befoldung noch 16 Klftr. Holz, 48 berl. Scheffel Roggen, 24 Schfl. Gerste, 48 Schfl. Hafer, 4 vierspännige Fuder gutes Heu, 10 Schock Stroh, alles frey angefahren, freye Wohnung, Benutzung eines großen Obst- und Gemüse-Gartens, auch zweyer magdeburg. Morgen Ackers, und endlich freyes Huthungsrecht für 2 Kühe, etliche Schweine und Gänse. In der zweyten Classe, zu welcher die Prediger in Dörfern und kleinen Städten gehören, die keine Filiale und nicht große Arbeit haben, verlangt er 500 Thaler baar, 12 Klftr. Holz, 36 berl. Scheffel Roggen, und 24 Schfl. Gerste, 3 vierspännige Fuder gutes Heu, 5 Schock Stroh, alles frey angefahren, freye Wohnung, Obst- und Gemüse-Garten, 2 magd.-b. Morgen Ackers, Huthungsrecht für 2 Kühe, einige Schweine und Gänse. Für die dritte oder Ehren-Classe, in welcher diejenigen Pro-

diger sind, die wegen ausgezeichneten Verdienste und Tugenden aus den beiden ersten Classen auf eine belohnende Art haben weiter befördert werden sollen, fodert er die nämliche Substantialbefoldung, wie für Prediger der ersten Classe, nur mit dem Unterschiede, daß er ihnen 1000 Thaler baare Befoldung anweist, und mit ihrer Stelle die Würde eines Superintendenten, Propstes, oder Kirchen- und Schul-Inspectors verbunden wissen will. Die vierte Classe enthält die Stadtprediger der Hauptstädte, und hier will er einem Nachmittagsprediger oder Diaconus außer 800 Thalern baaren Gehalts 12 Kftr. Holz, 26 berl. Schffl. Brodkorn, 12 Schffl. Gerste, alles frey angefahren, freye Wohnung und einen Garten; einem Vormittags- oder Ober-Prediger aber 16 Kftr. Holz, 38 Schffl. Brodkorn, 24 Schffl. Gerste, freye Wohnung, einen Garten und Eintausend Thaler Gehalt gereicht wissen. Einem Superintendenten sollen die Führen in Amtsgeschäften noch extra vergütet, und einem Consistorialrath oder Generalsuperintendenten 2000 Thlr. baarer Gehalt zu Theil werden. Auch die Schullehrer will er verhältnißmäßig gut besoldet haben. (Welcher rechtliche Mann sollte nicht wünschen, daß, wenn nun einmal die geistlichen Güter aufgehoben und die Geistlichen besoldet werden sollen, die Vorschläge des Vf. in Ausübung gebracht, und dem Elende und sorgenvollen Leben so vieler achtungswerther Prediger ein Ziel gesetzt werden möchte? Aber welcher mit dem Geist unserer Tage Bekannte wird auch nicht besorgen, daß des Vf. gutgemeinte Vorschläge *pia desideria* bleiben werden, in einem Zeitalter, wo die öffentlichen Bedürfnisse ohnehin so gehäuft sind, wo man den geistlichen Stand so gering schätzt und mit Mißgunst betrachtet, und, wie der Vf. richtig bemerkt, die Gelder in der Landescasse lieber auf Vestungsbau, Kriegsgeräthschaften und Kriegsdienste wendet, als auf Kirchen und Kirchendienste?) Im 13 Briefe beantwortet der Vf. noch die Fragen: *Welchen Gebrauch würde der Staat aller Wahrscheinlichkeit nach von den geistlichen Gütern machen, wenn sie nicht als solche fortbestehen sollten? — wovon und auf welche Weise würde man dann die Besoldungen der Geistlichen bestreiten? — und würde die Landescasse dabey gewinnen oder verlieren?* Es lassen sich, sagt er, folgende drey Fälle denken: Der Staat verkauft sämmtliche veräußerliche geistliche Güter, verwendet ganz willkürlich die daraus gelöseten Summen in seinen besondern Nutzen, und bestreitet die Besoldungen der Geistlichen allein aus seinen Mitteln; oder der Staat verkauft die Güter, und bildet von dem Gelde ein großes Capital, von dessen Zinsen künftig die Besoldungen der Geistlichen bestritten werden; oder endlich der Staat verpachtet oder verwaltet selbst alle geistlichen Güter des Landes, und bestreitet davon die Besoldungen. Dieser

letzte Fall wäre immer noch der wünschenswerthe. Ob aber der Staat dabey gewinnen oder verlieren würde, ist leicht zu entscheiden. Denn sollte er die Geistlichen so salariren, wie der Vf. verlangt: so würden die Pachtgelder oder Zinsen von dem aus den verkauften Gütern gelöseten Gelde bey weitem nicht dazu hinreichen. Sollte aber *per fas et nefas* eine Befoldung eingeführt werden, wie man sie jetzt gewöhnlich bestimmt, nämlich von 4, 6 und 800 Thalern: so würde auch da noch der Gewinn für den Staat sehr gering seyn. Der Vf. beweiset dies mit einem Beyspiel aus seiner Provinz, wo der Staat bey 42 Predigerstellen jetzt [da der berliner Scheffel Roggen noch 3 Thaler galt] einen jährlichen Überschufs von 6800 Thalern haben würde. Aber wie, wenn der Scheffel Roggen nur Einen Thaler gilt, und folglich die Pachtgelder sinken? wird da der Staat nicht zubüßen müssen? Am Schluß ruft der Vf. aus: „Man überlasse ferner, wie bisher, die Kirchen-, Pfarr- und Schul-Güter der freyen Benutzung der Geistlichen; nur sey man weiser bey Vergebung der Pfarrstellen, nur nehme man die Geistlichen, damit sie nicht verbauern, unter eine strengere Aufsicht!“ und Rec., der in diesen Wunsch von ganzem Herzen einstimmt, möchte noch hinzusetzen: „und sey auf eine höchst nöthige Verbesserung ärmlicher Landstellen bedacht, damit nicht so viele brave Landprediger aus Noth verbauern müssen!“ — Im letzten Briefe erklärt der Vf., daß er diese Briefe nicht als einen Kampfplatz betrachtet wissen wolle, auf welchem *pro aris et focis* gestritten würde, weil er in einem Lande lebe, dessen Beherrscher, so wie seine Räthe, zu gerecht, edel und religiös dächten, als daß ihm nicht eher eine Vermehrung, als eine Verminderung der Besoldungen aller Kirchen- und Schul-Diener seines Landes am Herzen liegen sollte. Nur Muth und Vertrauen! sagt endlich der Vf. eben so wahr als kraftvoll am Schluß seiner Schrift. Der oben, der Weltregierer, benutzte mit Weisheit die Thorheit der Menschen, welche wähten, daß Vermächtnisse an Kirchen und Pfarren den Weg zum Himmel bahnten. Dieser Wahn hat die sichtbaren Institute zur Beförderung der Wahrheit auf Erden gegründet und bis auf die neuesten Zeiten erhalten. — Ist daher gut für die Beförderung einer wahren Religiosität und Sittlichkeit unter den Menschen, daß sich Kirchen, Pfarren und Schulen ferner, wie bisher, durch ihre eigenen Güter größtentheils selbst erhalten: so wird, wenn wir das Unfrige nur thun, das gewiß auch ferner so bleiben. Die Vernunft sagt es, die Geschichte bezeugt es, daß von jeher diejenigen, welche die Kirche Jesu zu betrügen suchten, am Ende sich selbst entsetzlich betrogen haben — und fühlten.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 M Ä R Z , 1811.

C H E M I E.

BERLIN, b. Maurer: *Chemische Untersuchungen mineralischer, vegetabilischer und animalischer Substanzen.* Fortsetzung des chemischen Laboratoriums. Von J. F. John, der Arzneygelahrth. Dr., Prof. der Chemie etc. 1810. XXVI u. 292 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. will in dieser Schrift kein System, sondern nur einige Beyträge zur Kenntniß animalischer, vegetabilischer und mineralischer Körper mittheilen, Früchte seiner, zum Theil seit Jahren gemachten Arbeiten. In der That übergiebt er uns einen Schatz von Erfahrungen, welche die Wissenschaft wahrhaft bereichern; wir wollen die vorzüglichsten derselben hier mittheilen. Der erste Abschnitt enthält Analysen einiger Vegetabilien. Den Untersuchungen selbst schickt der Vf. einige Bemerkungen über den Zweck vegetabilischer Untersuchungen voraus, die vorzüglich die Beantwortung der Frage bezwecken: was nützt die Untersuchung vegetabilischer Substanzen. Dann folgt die Analyse des Wolfsmilchsaftes (*Euphorbia Cyparissias*). Die Mischungstheile derselben waren: 77 Wasser, eine unbestimmbare Menge Weinsäure, 13,80 Harz, 2,75 Gummi, 2,76 Extractivstoff, 1,37 Eyweißstoff, 2,0 Kautschuk, und etwas fettes Öl. Die erdigen Theile der *Euphorbia* enthielten kohlenstoffsaure, schwefelsaure und phosphorsaure Salze. Die chemische Untersuchung des Milchsaftes der *Aclepias Syriaca*. Dieser Saft enthält: 26,50 Harz, 12,50 einer elastischen Substanz, 4,0 vegetabilisch-glutinöse Substanz, 4 Extractivstoff, Weinsäure und Eyweißstoff 73. Aus 1200 Gran Stengel und Blätter der genannten Pflanze erhielt der Vf. nach dem völligen Einäschern 70 Gran Asche, welche er in kohlenfaures Kali, phosphorsauren Kalk, phosphorsaure Talkerde, Kieselerde, Eisen und Manganoxyd zerlegte. Die Analyse einer scharlachrothen elastischen Substanz aus dem Morgenlande. In Rußland tragen die Damen als Zierrath in Armbändern, Ohrringen etc. eine glänzend rothe, elastische, in Kugeln vorkommende Substanz, die einen Handelsartikel der Türken mit den Russen darbietet. Aus den wenigen Versuchen, die der Vf. damit angestellt hat, ergab sich, daß diese Substanz kein Kautschuk war, sondern vielmehr ein oxydiertes, allmählich verhärtetes, rothgefärbtes Öl. Den rothfärbenden Stoff hält der Vf. für dasselbe Pigment, welches dem Stocklack die Farbe theilt. — Die Bemerkungen, J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

über die Früchte des *Bhus typhium* sind sehr interessant; sie belehren uns, daß diese Früchte im Anfange ihrer Entwicklung außer den übrigen bekannten Stoffen bloß etwas Gallussäure enthalten, daß aber bey ihrer fortschreitenden Ausbildung sich auch, saurer weinsteinsaurer Kalk bildet, und daß die Essigsäure nur dann einen Bestandtheil derselben ausmacht, wenn der Kreislauf der Säfte schon gehemmt ist, daher auch zu vermuthen, daß sie einzig ein Product einer chemischen Entmischung der Weinsäure ist. Die Bemerkungen des Vfs. über die bey uns wachsenden Galläpfel enthalten nichts Unbekanntes.

Kurze Notizen über das Galipot. Unter diesem Namen kömmt jetzt eine dem Elemi im Äußeren ähnliche Substanz vor, die auch dem Elemi untergeschoben wird. Es kömmt von einem noch unbekannten Baume. Nach des Vfs. Untersuchung besteht es aus ätherischem Öl und Harz. Rec. hält das Galipot für nichts anderes, als für ein unreines Elemiharz selbst. — Bemerkungen über das Körnerlack, und über das Stocklack und Schellack. Der Vf. bestätigt das, was auch andere Chemiker, vorzüglich *Funk*, fanden, daß das Lack eine eigenthümliche Substanz enthält, so wie eine große Menge Harz. Der färbende Bestandtheil ist thierischer Natur. Chemische Untersuchung des Orleans. Der Orlean, welchen wir durch den Handel erhalten, ist schon eine durch Gährung veränderte Substanz, und giebt bey der Untersuchung falsche Resultate. Der Vf. war so glücklich, durch den Hn. Grafen von *Hoffmannsegg* eine Menge Samen, der den Orlean giebt, zur Untersuchung zu erhalten, und diese führte zu sehr interessanten Resultaten. Der Orlean besteht nach dem Vf. aus einem Aroma, einer Säure, einem Harze in Verbindung eines färbenden Principes, aus Pflanzenschleim, Faferstoff, gefärbtem Extractivstoff und einer eigenthümlichen Substanz, die sich dem Schleim und Extractivstoffe nähert. Diese Analyse setzt uns in den Stand, die Ursache zu erklären, warum man nothwendig dem Orlean ein Alkali zusetzen muß, wenn man sich desselben zum Färben bedienen will. Das Alkali bildet mit dem Harze eine Seife, und giebt so ein Zwischenmittel ab, dieses im Wasser auflösbar zu machen. Außerdem wirkt noch das Alkali auf den Färbestoff, der dadurch lebhafter gemacht wird.

Der zweyte Abschnitt enthält zoologische Untersuchungen. Bemerkungen über die Raupe des *Sphinx Euphorbiae*. Die Nahrung dieser Raupe ist

bekanntlich die *Euphorbia Cyparissias*. Wenn man die Raupe berührt: so läßt sie aus der Mundhöhle einen grünen Saft quellen, welcher dieselbe Mischung der Pflanze auszumachen scheint. Bringt man in der Äftergegend, unter dem Horne, eine Öffnung an: so fließt eine wenig gefärbte, das Lakmuspapier röthende Flüssigkeit heraus. Diese Flüssigkeit enthält Harz, und war bey genauer Prüfung dem Euphorbienfasse in der Mischung sehr ähnlich. — Chemische Untersuchung des diabetischen Harns, und einige Bemerkungen über diese Krankheit. Wenn es, wie sich aus dieser Analyse ergibt, auf der einen Seite gegründet ist, daß der diabetische Harn große Abweichungen von dem gesunden darbietet: so folgt auf der anderen Seite, daß einige Naturforscher, z. B. *Sorg*, zu weit gegangen sind, wenn sie die animalischen Functionen in dieser Krankheit in die Sphäre der Vegetationsprocesse der Pflanzen herabsetzen. Wir verniffen allerdings einige wesentliche Bestandtheile, besonders den Harnstoff und die Gallerte, an deren Stelle der zuckerartige Stoff getreten ist; allein der die thierischen Substanzen charakterisirende Stoff, der Stickstoff, fehlt dieser krankhaften Flüssigkeit nicht. Der diabetische Harn bestand, nach dem Vf., aus animalischem Zucker, animalischem Gummi, harnsaurem Kali, phosphorsaurem Kali und Natrium, salzsaurem Natrium, schwefelsaurem Kali, salzsaurem Ammonium, phosphorsaurem Kalk, phosphoraurer Talkerde und phosphorfaurem Eisen. — Bemerkungen über den Roth der Schmetterlinge. Den angestellten Versuchen zufolge scheint derselbe Blasensteinsäure zu enthalten. — Von den Eyern der Animalien, von den Eyern der Nachtvögel, der Eidechse, der Heuschrecken. Der Vf. verspricht in der Folge eine Fortsetzung dieser Versuche. Die gegenwärtigen befriedigen freylich nicht. — Untersuchung der flüßigen Substanz eines kranken Eyerstocks einer schwindfüchtigen Frau enthielt einen großen Theil eines sehr modificirten Eyweißstoffs, Harz, Gallerte, phosphorsaures Natrium, salzsaures Natrium, kohlen-saures Natrium, phosphorsauren Kalk, Wasser und kohlen-saures Ammonium.

Der dritte Abschnitt enthält Untersuchungen der Fossilien, und ist besonders anziehend, da der Vf. nicht bloß mit vieler Sorgfalt gearbeitet hat, sondern auch manche interessante historische Notiz über den untersuchten Gegenstand mittheilt. Über den Agalmatholit. Unter diesem Namen versteht der Vf. den chinefischen Speckstein, den *Klaproth* neuerdings Bildstein nannte. Hundert Theile des wachsgelben ins Graue spielenden Agalmatholits aus China enthielten 55 Kiesel-erde, 30 Thonerde, 1,75 Kalk, 1 Eisenoxyd, eine Spur Manganoxyd, 6,25 Kali und 5,50 Wasser. Ein lichter pfirsichblüthrother, sich ins Fleischartige verlaufende Agalmatholit aus China bestand aus 51,50 Kiesel-erde, 32,50 Thonerde, 1,75 Eisenoxyd, 12 Manganoxyd, 6 Kali, 3 Kalk und 5,13 Wasser. Ein unter dem Namen chinefischer Speckstein vorkommendes, zu tiefen Schalen verar-

beitetes Fossil untersuchte der Vf. ebenfalls, und fand in 100 Theilen desselben 45,50 Kiesel-erde, 43 Thonerde, 4 Kali, 0,75 Eisen- und Mangan-Oxyd, 1 Kalk, 0,95 Talkerde, 5,50 Wasser. Vergleicht man diese Analysen mit denen, welche *Klaproth* und *Vauquelin* bekannt gemacht haben: so findet man nur eine unbedeutende Differenz. Chemische Untersuchung eines thonerdigen Fossils aus Brasilien. Dieses Fossil hatte der Graf von *Hoffmannsegg* aus Brasilien unter dem Namen *Lotten* von Brasilien erhalten. Hundert Theile enthielten der angestellten Analyse zufolge: 31 Thonerde, 30 Kiesel-erde, 10 Wasser, 3 Eisenoxyd, Manganoxyd und Kalk eine Spur, 26 beygemengten Quarz. Bemerkungen über die hohlen, mit Sand angefüllten Kugeln aus Brasilien. Diese sonderbar gebildeten Kugeln kommen von mancherley Größe vor, und finden sich am Amazonasflusse. Sie formiren eigentlich kugelförmige, mehrere Linien dicke, rothbraungefärbte Rinden, welche einem Conglomerat aus Quarzkörnern und Eisenoxyd ihren Ursprung zu verdanken haben. Die Bildung dieser Kugeln läßt sich sehr leicht durch die Einwirkung des Wassers und mehrere Bindemittel auf den am Ufer liegenden Sand erklären. Wenn nämlich kleinere oder größere Gerölle von Sand sich bildeten, diese auf der Oberfläche mit thonichtem Eisenkinstaub, durch Winde oder durch Wasser herbeygeführt, umhüllt, wenn sie dann abwechselnd durch das Wasser des Flusses oder durch Regen wieder angefeuchtet, und wieder mit Eisenthon befüßt wurden, dann durch die Hitze der Sonne austrockneten: so mußte die Cohäsion des Sandes, die größtentheils durch Wasser bewirkt wurde, von der gebildeten und erhärteten Hülle umgeben, in dem Verhältnisse nachlassen, in welchem wieder das Wasser verdunstete, und der Sand mußte völlig locker oder getrennt werden, wenn die so gebildeten Kugeln durch mancherley Bewegungen herumgetrieben wurden. — Chemische Untersuchung des Gabronit. Dieses neue nordische Fossil enthält: 54 Kiesel-erde, 24 Thonerde, 1,50 Talkerde, 1,25 manganhaltiges Eisenoxyd, 2 Wasser, 17,25 Kali und Natrium. In keinem Fossile findet sich dieses Verhältniß der Bestandtheile, es weicht vom Serpentin, Nephrit und dem dichten Feldspath ab, mit welchem letzterem es äußerlich die meiste Ähnlichkeit hat. — Chemische Zergliederung des Lythrod. 44, 62 Kiesel-erde, 37, 36 Thonerde, 1 Eisenoxyd, 2,75 Kalk, 8 Natrium, 6 Wasser und eine Spur Manganoxyd und Talkerde. — Chemische Untersuchung des Razoumoffskit. Dieses Fossil bricht zu Kolumbus in Begleitung des Pimelits und Chrysopras. Hundert Theile desselben enthalten: 50 Kiesel-erde, 16, 88 Thonerde, 20 Wasser, 0,75 Nickeloxyd, 2 Talkerde, Eisenoxyd und Kalk, 10,37 Kali. — Zergliederung des nordischen Zirkons. Dieses zu Friedrichswärn in Norwegen gefundene Fossil ist ein wahrer Zirkon; 100 Theile desselben enthielten: 64 Zirkonerde, 34 Kiesel-erde, 1 Titanoxyd, 0,25 Eisenoxyd. Chemische Untersuchung eines neuen nor-

dilichen Fossil. Nach der angestellten Analyse muß es als eine selbstständige Gattung betrachtet werden. Der Vf. fand darin 66 Kieseelerde, 65, 45 Eisenoxyd, 26, 25 Kalk, 10 Thonerde, 18, 50 Titanoxyd, 6, 50 Manganoxyd, 2 Zirkonerde und eine Spur Cheamoxyd. Bemerkungen über den Türkis. Der achte Türkis ist keineswegs Petrefact, sondern ein wahres erdiges Fossil. Der, welcher von dem Vf. untersucht wurde, enthielt 73 Thonerde, 18 Wasser, 4, 50 Kupferoxyd und 4 Eisenoxyd. Chemische Untersuchung des erdigen Wavelits. 81, 17 Thonerde, 13, 50 Wasser; 0, 83 Talkerde, 4, 0 Kalk, 0, 50 Kali. Die nachfolgenden Abhandlungen dieses Abschnitts enthalten die Analysen des schuppichten Thons, des Antophyllits, des Wernerits, des Thallits aus Sibirien, die Untersuchung des edeln Serpentin und des Lucullans, und den Beschluß machen die Untersuchungen metallischer Substanzen, vorzüglich aus dem Kupfergeschlecht. Wir sind überzeugt, daß diese gehaltvolle Schrift kein Chemiker unbefriedigt und ohne wahren Nutzen aus der Hand legen wird. CE.

FREYBURG U. CONSTANZ, b. Herder: *Beiträge zur Geschichte der Blausäure mit Versuchen über ihre Verbindungen und Wirkungen auf den thierischen Organismus.* Von Dr. von Ittner. Ohne Jahrzahl. 150 S. 8. (14 gr.)

Wenn auch die Blausäure schon seit dem J. 1724 bekannt, und darum stets von den geschicktesten Chemikern untersucht wurde: so blieben dennoch viele Eigenschaften derselben problematisch, mehrere Verbindungen ganz unbekannt, und andere nur einseitig untersucht. Dieß sind allerdings Beweggründe, welche den Vf. aufmuntern durften, sie zum Gegenstand einer Monographie zu wählen. Dann glaubte derselbe, daß nicht nur die ausgezeichneten und einzigen Verhältnisse der Blausäure gegen das Unorganische, nämlich ihre chemischen Eigenschaften, sondern auch ihre Wirkungen auf das Organische einer sorgfältigen Prüfung bedürfen; er überzeugte sich, daß es nöthig sey, Unterordnungen der narkotischen Gifte in die Classe der kohlenstoffwasserhaltigen Substanzen als ungegründet zu verfallen, und im Gegentheil den Stickstoff als ihre Basis zu betrachten. Die Blausäure biete ein Beispiel davon dar.

Eine kurze Geschichte der Erfindung der Blausäure macht den Anfang des Werks. Hierauf folgt die Vorbereitung des Berlinerblaus zu chemischen Versuchen, nämlich die Behandlung desselben mit Wasser und Salzsäure. Mit der Blausäure selbst hat Hr. v. I. sehr merkwürdige Versuche angestellt. Er fand, daß das blaue Gas, mit Sauerstoffgas gemischt, detonirende Eigenschaft besitze; daß der Alcohol und Äther dasselbe weit stärker auflösen, als das Wasser; daß die ersten Verbindungen nicht zerlegt würden, und daß auch die ätherischen Öle ein wirksames Auflösungsmittel desselben seyen. Hr. v. I. untersuchte ferner den nach der freywilligen

Zersetzung der wässerigen Blausäure erfolgenden dunkelbraunen Satz — gestickstoffte kohlige Substanz — und fand, daß sie, so wie überhaupt die durch Destillation des blausauren Kali mit Schwefelsäure erhaltene Säure, kein Eisen enthalte. Die Synthesis sowohl, als die Analyse, gab ihm Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff als Bestandtheile der Säure; ihre Verhältnisse sind indess nicht weiter bestimmt. Die Gegenwart des Sauerstoffs bestreitet der Vf. Rec. findet indess die angeführten Beweisgründe noch immer nicht wichtig genug, um diese Meinung als erwiesen anzusehen. Denn da erstens die freywillig zersetzte tropfbar-flüssige Säure Kohle abfondert, und bey der Synthesis stets nur in Verbindung oder unter Anwendung der schwarzen Kohle Blausäure gewonnen werden kann; so sind auf beiden Seiten noch immer Gründe vorhanden, die Gegenwart des Sauerstoffs in der Mischung der Blausäure anzunehmen. Im ersten Falle, bey der Analyse, könnte man zwar einwenden, daß das Wasser den Sauerstoff hergebe, und in Verbindung der Kohle mit der Säure das braune Oxyd bilde; allein da man bey dieser Zersetzung keine Entwicklung des Wasserstoffs bemerkt, und noch nicht durch directe Versuche die gleichzeitige Zersetzung des Wassers bewiesen ist: so bleibt die Wasserzerletzung uns wahrscheinlich, nicht aber absolut nothwendig. — Sehr richtig bemerkt der Vf., daß die Blausäure eigentlich nur wenig Eigenschaften besitze, die uns berechtigten, sie den Säuren beyzuzählen, zumal wenn die Abwesenheit des Sauerstoffs sich bestätigen sollte. Vielleicht wird sie in der Folge auch aus dieser Classe ganz verwiesen werden. — In dem folgenden Abschnitte kommen die Verbindungen dieser Säure mit den Erden und Alkalien vor; dann folgen die blausauren Alkalien und Erden mit blausauren Metalloxyden. Sehr zweckmäßige und abgekürzte Methoden zur Bereitung einiger Verbindungen geben diesem Abschnitte einen entschiedenen Werth. — S. 51 bemerken wir indess einen Fehler, der nicht zu übergehen ist. Hr. v. I. spricht nämlich von der Bereitungsart des blausauren Eisenkalis, und bemerkt, daß man die durch Behandlung des Berlinerblaus mit Kalilauge erhaltene Verbindung, um sie von dem schwefelsauren Salze zu befreien, mit essigsaurem Baryt versetzt. Hier hat sich Hr. v. I. nicht erinnert, daß durch die Bildung des Kali nie eine neutrale Verbindung bewirkt werden könne, und folglich das freye Kali stets eine Zersetzung des essigsauren Baryts bewirken müsse. Es muß daher nothwendig vor der Anwendung des letzteren das Kali vorsichtig neutralisirt werden u. s. w. — Daß Hr. Klaproth eine Methode angegeben habe, wie der Vf. S. 38 bemerkt, vermöge welcher man ein essigfreies blausaures Kali erhalten dürfe, ist Rec. nicht sogleich bewußt; wohl aber hat dieser geschickte Chemist — in v. Crolls chem. Annalen? — vor einer langen Reihe von Jahren eine Vorschrift zur Bereitung eines zu Analysen brauchbaren blausauren Eisenkali gegeben. — Der

folgende Abschnitt enthält die Verbindungen der Blausäure mit den Metallen, und hierauf folgen die dreyfachen Verbindungen der Säuren, des Kali und einiger Metalle. — Auch aus den verschiedenen Pflanzenkörpern, die Blausäure enthalten, hat Hr. v. I. dieselbe abgeschieden, und sie so wie das zugleich dabey übergehende ätherische Öl einer besondern Untersuchung unterworfen. — Die mit der Blausäure auf den thierischen Körper angestellten Versuche sind von hohem Interesse, und geben der Schrift ohne Zweifel noch mehr Brauchbarkeit; leider aber bleibt auch hier noch der Wunsch übrig, die Art, wie diese Substanz auf den thierischen Körper in der That wirke, kennen zu lernen. — Mit Recht tadelt es Hr. v. I., daß man nach der neuen Ansicht in der Arzneylehre die narkotischen Mittel unter die kohlenstoffwasserstoffhaltigen Substanzen rechnet, da vielleicht alle Stickstoff

enthalten. Unmöglich jedoch läßt sich mit Hr. v. I. annehmen, daß, da die Analogie und Synthesis einen sehr beträchtlichen Antheil Stickstoff in der Mischung der Blausäure dargethan haben, der Stickstoff auch die Verbindungen bestimme, die diese außerordentlichen und von den kohlenstoffwasserstoffhaltigen Substanzen so abweichenden Wirkungen auf den Organismus ausüben. Der Stickstoff ist in der Mischung der Narcotica gebunden, so wie er es ist bey dem Ammonium, der Salpetersäure u. s. w., und dennoch bringen letztere jene Wirkungen nicht hervor. Nur so viel wissen wir: die Blausäure wirkt desoxydirend, und vermindert die Röthe des arteriellen Bluts. Diese Desoxydation bestimmt vielleicht gerade das quantitative Verhältniß der Bestandtheile dieser Säure, von denen ein jeder große Affinität zum Sauerstoff hat.

A. J.

K U R Z E A N Z E I G E N.

PHYSIK. Kiel, in d. akadem. Buchh.: *Über die strengen Winter, vorzüglich des achtzehnten Jahrhunderts, und über den letzt verfloßenen strengen Winter von 1808 — 1809.* Ein Beytrag zur meteorologischen Geschichte der Erde. Von C. H. Pfaff, Dr. der Med. und Phil., Prof. der Medicin und Chemie zu Kiel etc. 1809. XVI u. 175 S. 8. (20 gr.) Die ungewöhnlich strengen Winter, sagt der Vf., haben von jeher die besondere Aufmerksamkeit derer, welche sie erleben, auf sich gezogen, und sind dem Andenken der Nachkommen als merkwürdige Ereignisse durch mehr oder weniger genaue Beschreibungen aufbewahrt worden. Auch ist es natürlich, daß man bey jedem kälteren Winter, den man selbst erlebt, auf frühere Zeiten zurücksieht, und Vergleichen mit dem, was sich ehemals ereignet hat, anstellt oder anzustellen wünscht. Und schon aus diesem Grunde war es ein gewiß für jeden gebildeten Menschen interessantes Unternehmen des Vfs., die Nachrichten, welche wir von früheren strengen Wintern besitzen, zu sammeln, genau zu vergleichen, und uns, so viel möglich, ein klares Bild von jedem derselben darzustellen; zumal da eine genaue Vergleichung und Zusammenstellung der älteren Nachrichten manche Schwierigkeit hat, die nicht jeder wegzuräumen übernehmen kann, wenn er gleich sehr wünscht, zu dem Resultate der Untersuchung zu gelangen. Aber außer diesem allgemein interessanten Zwecke, hatte Hr. P. auch noch einen anderen, nämlich so weit es möglich wäre, Gesetze für die Erscheinung und Wiederkehr der strengen Winter und für ihren Zusammenhang mit anderen Erscheinungen aufzufinden, und so vielleicht einen wichtigen Fortschritt in der Witterungskunde wenigstens etwas näher herbeizuführen.

Diese erste Abtheilung, welche wir jetzt vor uns haben, enthält erst die Geschichte der früheren kalten Winter bis 1776, die zweyte Abtheilung wird die folgenden des vorigen Jahrhunderts und den von 1808 bis 1809 beschreiben, und die allgemeinen Resultate liefern, von denen Hr. P. indess voraus bemerkt, daß sie nach einer nur erst so kurzen Periode sorgfältiger Beobachtungen nicht so vollständig und sicher seyn können, als man wünschen möchte.

Von den früheren kalten Wintern besitzen wir zu unvollkommenen, meistens nur einzelne Nachrichten, die uns oft ungewiß lassen, ob die ungewöhnliche Kälte nur auf einen kleinen Raum beschränkt, oder sehr allgemein war. Ja selbst über die vergleichungsweise größere oder geringere Intensität der Kälte bleiben wir ungewiß, weil die Ausdrücke, daß niemand sich einer solchen Kälte zu erinnern gewußt habe, und ähnliche, selten genau richtig sind, und

auch einzelne Erscheinungen, die man anführt, oft bey schwächerer Kälte dem Winter ein fürchterlicheres Ansehen geben können, als er eigentlich hat. Aus diesem Grunde ist es unmöglich, eine physische Geschichte der Winter vor 1709 zu schreiben, und selbst für spätere Winter bleibt noch vieles zu wünschen übrig, da es oft an Beobachtungen in einigen Ländern Europa's fehlt, und von anderen Welttheilen fast gar keine Beobachtungen vorhanden sind. In Hinsicht auf sehr entfernte Weltgegenden wäre es vielleicht eine nützliche, aber auch mühsame Arbeit, die zerstreuten Notizen, welche sich in Reisebeschreibungen finden, zu sammeln, und noch nützlicher wäre es, wenn Reisende, welche entfernte Länder besuchen, sich es angelegen seyn ließen, Witterungsjournale, die doch gewiß hier und da von Einzelnen geführt werden, aufzufragen und zur Kenntniß des Publicums zu bringen.

Die hier beschriebenen Winter sind besonders folgendes: die zugleich sehr langen, sehr allgemeinen und ungewöhnlich strengen Winter von 1709 und 1740, denen die Winter von 1726, 1729, 1748, 1768, wo der Frost auch strenge und allgemein war, und oft wiederkehrte, doch nicht gleich kamen; die von 1716, und vorzüglich von 1776, welche sich durch kurze, aber sehr strenge Kälte auszeichneten; die von 1755, 1759 und einige andere, die weniger allgemein, aber in einzelnen Gegenden ungewöhnlich strenge waren, und dann noch einige von geringerem Range.

Von den mit vielem Fleiße zusammengetragenen und geordneten Nachrichten, welche Hr. P. mittheilt, ist es natürlich, hier einen Auszug oder Probe zu geben; wir bemerken nur, daß er auf alle Erscheinungen, wenn sie auch nicht unmittelbar mit der Witterung zusammenzuhängen scheinen, aufmerksam macht, welches gewiß sehr zweckmäßig ist. So z. B. dürfte Wölfs Beobachtung ungewöhnlicher Sonnenflecke im Winter 1709 nicht übergangen werden; eben so verdiente die mehrmals beobachtete Erscheinung von Feuerkugeln gerade beym Ausbruch strenger Kälte (die nicht bloß 1709, 1726, 1740, sondern auch wieder 1798 Statt fand), die Aufmerksamkeit, welche der Vf. ihr schenkt. — Besonders auffallend war dem Rec. die Beobachtung, welche zu Torneå bey einer Kälte von — 56 Degeo. angestellt ist, daß man den Knall einer Kanone kaum 7½ so weit hörte, als man es sonst bey mildem Wetter gewohnt war.

Wir sehen der zweyten Abtheilung dieses interessanten Werks mit Verlangen entgegen, zumal da der Vf. uns denn die Resultate seiner Untersuchungen über die ganze Reihe kalter Winter mitzutheilen verspricht.

B.

• J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 M Ä R Z, 1 8 1 1.

P Ä D A G O G I K.

LEIPZIG, b. Schiögg: *Original-Ideen über die Kunst der Erziehung, und besonders der Bildung zur Sittlichkeit.* In Aphorismen entworfen zum Behuf für Vorlesungen. 1804. XXIV und 239 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. bemerkt in der Vorrede, daß es zu Gründung des sittlichen Bildungsgeschäfts bisher sowohl an gehöriger wissenschaftlicher Tendenz als an politischer Einrichtung und Bereitwilligkeit gefehlt habe. In dieser merkwürdigen Schrift ist sowohl die letztere Rücksicht als die erstere durchgehends im Auge behalten. „Der objective Zweck der Erziehung, sagt der Vf., sey nicht einmal erkannt, viel weniger erreicht. Die Erziehung habe eigentlich keinen Zweck außer sich, sey gar kein Mittel, sondern selbst Zweck, und Zweck des ganzen Menschenlebens. Dieser Zweck bestehe in der Entwicklung der menschlichen Natur zum Ideale der Menschheit, sey allen menschlichen Handlungen und Geschäften gemein, und werde von der Erziehung nur unmittelbar befördert. [Das Object der Erziehungskunst wird hier nicht gehörig ausgefodert. Wenn auch die Erziehung, welche wir von Anderen empfangen, mit derjenigen, welche wir uns selbst geben, Ein Zusammenhängendes zu obigem Zwecke ausmacht: so entsteht doch die Frage: Was kann und darf, was *muß* also der erwachsene, gewordene Mensch, der Erzieher thun, damit der werdende Mensch, der Zögling, erst so weit entwickelt werde, daß er seine Erziehung zur Sittlichkeit selbst zu übernehmen und fortzusetzen im Stande ist? Mit dieser Frage wird sodann das Object der Erziehungskunst in richtiger Begrenzung gegeben.] Erzogen werden habe bisher nur geheissen: nach Vorstellungen, Urtheilen und Handlungen in den herrschenden Ton gestimmt, also eigentlich *regiert* werden; die Entwicklung der Kräfte sey dem Zufall überlassen, und nur ihre Thätigkeit hinterher nach Willen regulirt. So habe man nicht erzogen, sondern bürgerlich abgerichtet. Gehorsam sey erste Kindespflicht, Willensenergie ein Fehler geworden. Damit sey indessen nicht nur die Menschenbildung, sondern selbst die bezweckte Bürgerbildung verfehlt, weil der nach Befehlen Abgerichtete wenigstens eben so gut gebieten als gehorchen lerne. — So habe sich denn auch der Irrthum gegründet, daß man bey der Menschenbildung eine gewisse zu gehende

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Form nach einer vorgefaßten Idee produciren könne, da doch die eigentlich wirkende Kraft in der Menschenbildung die freye Selbstthätigkeit des zu bildenden Subjects sey, und in der Gewinnung der freyen Selbstthätigkeit aller Kräfte die ganze Humanität bestehe. Zu diesem Zweck könne der Erzieher immer nur den Stoff geben, welchem der Zögling die seinem eigenen formellen Vermögen angemessene Form zu geben, die Freyheit behalten müsse. Indessen sey auch dormalen die ganze Tendenz des menschlichen Treibens nicht auf Bildung, sondern auf Erwerb, nicht auf Thätigkeit, sondern auf Genuß, nicht auf Sittlichkeit, sondern auf Glückseligkeit gerichtet, und wo etwa noch Streben nach sittlicher Bildung sey, sey es nicht von rechter Art (man gehe nur auf den Verstand), stehe nicht im Verhältniß mit den übrigen Geschäften u. s. w. (S. I—XVI).

Die Schrift zerfällt in zwey Abschnitte. I. *Über die Hindernisse, die einer wahren Erziehung und acht sittlichen Bildung im Wege standen und noch stehen.* Bruchstück aus der Geschichte der Humanität. II. *Ideen zu einer wahren Erziehung und acht sittlichen Menschenbildung.* Winks und Warnungen, um jene (und andere) Hindernisse zu beseitigen.

Im ersten Abschnitte zeichnet der Vf. mit kurzen aber treffenden Zügen den Übergang des gesellschaftlichen Menschen aus dem Stande der Natur, wo nur mittelst des körperlichen Übergewichts das sogenannte Recht des Stärkeren galt, durch den bald vorübergehenden Mittel-Zustand, wo die nur Verständigeren, d. i. in Ergreifung sinnlicher Vortheile Geschickteren, durch deren kluge Austheilung die Oberhand hatten, in diejenige kritische Lage, in welcher die erwachte Vernunft zu Anordnung eines vernünftig sittlichen Zustandes schreitet. Sie hat aus den durchschauten Gründen der Dinge die unumstößlichen Wahrheiten von Pflicht und Recht hinreichend entwickelt. Allein diese Wahrheiten sucht die gedrückte Partey nur zu Erzwingung einer günstigeren Theilung der sinnlichen Genüsse, unter dem Namen der ihnen gebührenden Menschenrechte, die machthabende hingegen zu Behauptung der, sie im Vorzug sinnlicher Genießungen erhaltenden, unvollkommenen Verfassung (mittelst politischer Vertheilung von Gewalt und Güte, und Gestattung einer sogenannten wahren, eigentlich aber halben, und deswegen ungedenkaren Aufklärung), unter dem Namen der Pflicht und Gesetzesachtung zu

P p p

benutzen. Folglich werden sie von beiden Parteyen nur zur Beförderung sinnlicher Bestrebungen geltend gemacht. In dieser Krisis sind unter keiner anderen Bedingung bessere Zeiten zu hoffen, als daß ein Theil der streitenden Parteyen nach dem anderen das sinnliche Interesse, um welches gestritten wird, verlasse, und zur Partey des sittlichen Interesses übergehe. Dem Einzelnen bleibt einzuwenden nichts übrig, als daß er, ohne sich in Streit einzulassen, oder gar körperliche Kräfte zu Behauptung der Vernunftrechte anwenden zu wollen, fortfahre, die Gesetze der Natur und der Sitten zu erforschen, die Resultate seines Fleißes ungeschont mitzutheilen, und dem Widerstande nie anders als durch sittliche Mittel, d. i. vernünftige Beweisgründe, zu begegnen, übrigens aber auch selbst dem Vernunftgesetze gemäß unverbrüchlich zu handeln, und also durch sein Beyspiel, und durch den einleuchtenden Vortheil der Gemüthsruhe und der Geistesstille, den er davon trägt, der Vernunft immer mehr Verehrer zu schaffen suche.

Im zweyten Abschnitte, welcher aus 70 Sätzen besteht, leitet der Vf. seinen Versuch einer Menschenbildungslehre zuvörderst mit folgenden Bemerkungen ein. Bisher habe man sich weit mehr bemüht, lernen, als erkennen zu lassen, wenigstens immer mehr auf das *Was*, als auf das *Wie*, auf die Selbstthätigkeit des Erkenntnisvermögens, gesehen, obgleich das *Was* schon das Bedürfnis gebe, in natürlicher Reihe vom Näheren zum Entferneren, vom Äußerem zum Inneren fortschreitend, bis zum Bewußtseyn der Freyheit hinauf. Wie in der bloß physischen Natur des Menschen Analogie nach Grundgesetzen mit Mannichfaltigkeit in den Modificationen Statt findet: so auch in der veredelten. In Masse, Vermögen, Gesetz ist das Einfache, Substantielle, Bleibende; in Mischung der Masse, Grad und Richtung der Thätigkeit das Mannichfaltige, Accidentelle, Veränderliche, abhängig von den verschiedenen Verhältnissen der individuellen Natur und des Bildungsganges zu den Aufsendungen. Damit ist aber nun auch die individuelle Originalität der Menschennatur dem Naturgesetze gemäß, und die Aufgabe demnach: die sich *veredelnde* Natur, dieser Originalität unbeschadet, wieder unter die Einheit ihres Gesetzes, des Sittengesetzes, eben so kommen zu lassen, wie aus der Einheit der physischen Natur ohne ihren Verlust eine unendliche Mannichfaltigkeit von Modificationen hervorgeht. — Wenn auf das sittliche Betragen wie auf einen natürlichen Erfolg gerechnet werden soll: so muß es auch Natur *seyn*, und vorhandene natürliche Triebe dürfen nur benutzt werden. Die Herstellung der reinen Menschenform wird indessen schwierig durch ihre Abhängigkeit von der Gesellschaftsform, bey deren jetziger verderbter Beschaffenheit es auch schon schwer ist, aus Thatfachen zu erfahren, was Menschennatur *ist*, was *nicht*. —

Den Inhalt der Menschenbildungslehre bestimmt nun der Vf. (Satz 7—14) so, daß sie 1) was der Mensch

werden könne und solle, d. i. den *Bildungsstoff* (die Vermögen), den *Bildungs Zweck* (die Form das Ideal, welches, von außen genährt, von innen heraus sich entwickelt), die *Bildungsmittel*, den *Bildungsact*, die *Bildungsfähigkeit* und den *Bildungstrieb*, *philosophisch* darstelle; 2) daß die reine Menschheitsform, gesellschaftlich verhindert, noch nie entwickelt sey, *historisch* zeige, und 3) *praktisch* und für die jetzige Lage lehre, was zu dieser Entwicklung dormalen geschehen kann und muß, wobey denn das *Bildungs subject*, die *Bildungskunst*, die *Bildungspflicht*, das *Bildungsgeschäft*, das *Verhältniß der Bildungs- zum Regierungs-Geschäft*, und die *Bildungsanstalt* abzuhandeln sind. Richtet sich das Bestreben bloß auf Erhaltung der physischen Existenz, wie dies bey dem Abrichtungssystem als bloßer Anleitung zum Broderwerben der Fall ist: so geht im Allgemeinen alle Integrität der Menschenform verloren. Demnach darf die Bildungslehre nicht auf Verbindung von Menschenkräften berechnet seyn, sondern muß ihre Ausübung jedem Individuum möglich machen; andererseits aber darf der Mensch doch die Gesellschaft, worin ihm Stoff zur Entwicklung gegeben wird, auch die sittliche Bildung gar nicht unmöglich gemacht werden kann, keinesweges verlassen. Hieraus ergibt sich die doppelte Frage: Was der Mensch zu seiner Bildung ohne Hülfe der Gesellschaft thun *kann*, und, ohne den Rechten des Ganzen zu nahe zu treten, thun *darf*. — Diese ganze Bildungslehre ist auch in dem Gesetz: *Sei Mensch*, zu befaßen, indem man bey dessen Deduction zuerst analytisch zeigt, daß die Menschenform nicht durch Naturgesetze allein, sondern durch allmähliche Entwicklung zu Stande komme, und sodann den historischen und praktischen Theil in der angezeigten Art folgen läßt. — Der wirklichen Ausführung der *B. L.* muß übrigens die Wegräumung des Wahnes vorhergehn, daß die *wirkende Ursache des Bildungsactes* im Erzieher liege, da sie in den Vermögen und Trieben des Subjects, *als Naturproducten*, ruht. Der Erzieher kann nur *Stoff anbieten* nach dem Bedürfnis, den Bildungsact nur befördern durch Mittel, welche den natürlichen Kräften und Trieben entsprechen. Die ganze Bildungskunst beruht demnach auf der Wahl jenes Stoffes nach der Natur des Zöglings, und nach dem aus Kenntniss der reinen Form sich ergebenden Zwecke. Da nun die Vermögen in der Wirklichkeit nicht so getrennt sind, als sie in der Idee getrennt werden können: so ist überdies auch die isolirte Entwicklung jedes einzelnen Vermögens durch isolirten Stoff unmöglich.

Die näheren Vorbereitungen und Versuche zu der bezweckten Theorie sind in den übrigen Sätzen 14 — 71 enthalten. Einige wesentliche Züge derselben finden unsere Leser schon in dem Int. Blatte dieser Zeitung 1804. No. 61, in ihrer vollständigen Ausführung, und Rec. kann daher in dem Ideengange des Ganzen, den er zu zeichnen fortfährt, sich darauf beziehen.

Die beiden Grundvermögen, das Erkenntnis-

und Begehrungs-Vermögen, verhalten sich zu den Aufsendungen so, daß sie die Thätigkeitsmaterie durch Wahrnehmung entweder als etwas außen Befindliches im Raume, oder als etwas innen Wechselndes in der Zeit empfangen. In ihrem Verhältnisse zu einander empfängt Letzteres den Stoff von Ersterem; Ersteres den Trieb vom Letzteren. Erkennt und begehrt wird überall; aber dieses stete Zusammenwirken ist vorstellbar in folgenden Graden: 1) als *Anschauung und Begierde*; der Zustand: *Sensualität*; verkörpert und mit dem Bewegungsvermögen verbunden: *Brutalität*. Nach Lust oder Unlust, aus bloßer Empfindung, wird begehrt oder verabscheut. — 2) Als *Begriff und Neigung*; aus verknüpften Begriffen wird Lust oder Unlust empfunden, gewählt oder verworfen: *Intellectualität*. Verkörpert und vereinigt mit dem ersten Grade: *Puerilität*; die Producte: Mitteldinge zwischen *brutum* und *homo*. — 3) Als *Gesetz und Wille*. Lust oder Unlust aus eigenem innerem Setzen; danach Wollen oder Nichtwollen: *Moralität*. Alle drey Grade zusammen: *Humanität* — *Selbstständigkeit* — *Persönlichkeit*. — In der Puerilität bleiben die Meisten; sie wollen nach Urtheilen, aber urtheilen nach Eindrücken; ihr Wille ist äußerlich bewogen. — In dem continuativen, zwar aus einer unendlichen Reihe momentaner Acte bestehenden, doch nur nach größeren Theilen unterscheidbaren Fortschritt der Thätigkeit, mittelst dessen beide Vermögen sowohl an sich in Grad und Umfang, als mit einander an Harmonie, d. h. an wechselseitiger Unterstützung und unverwirrt Richtung auf die Production der reinen Form, zunehmen, besteht der *Bildungsart* (S. 71). — Wenn man mit *Schiller* (*Br. üb. die ästhet. Erzieh.*) das menschliche Daseyn auf die Thätigkeit des *Sach- und Form-Triebes* (wovon ersterer nach Genuss strebt, der andere ihn seinen Gesetzen unterwerfen will, s. S. 493 a. a. O. unseres Int. Blattes) zurückführen, dieses auf die Theorie vom Bildungsact anwenden, und bestimmen will, nach welchen Gesetzen und welchem Verhältnisse zu einander die beiden Triebe sich regen und entwickeln: so findet man, daß dem Formtriebe der äußere Sinnstoff zu bloßer Formirung äußerer Objecte allmählich nicht mehr genügt, daß er nach innerem Sinnstoff verlangt, sich daher auf sein eigenes Subject wendet, und sein Gemüth und dessen Thätigkeiten formen will; daß ferner auch dem Sachtriebe nicht mehr an den äußeren Sinnesformen genügt, daß er dem Stoffe die Verstand-s-, dann auch die sittliche Form geben wissen will, Äußeres zu sammeln und dem Formtriebe vorzuhalten ermüdet, und das Gemüth selbst nunmehr zur Sache, zum Material machen will. Wie nun die Triebe überhaupt sich in den Gefühlen gründen: so auch die *Veränderung* jener in der Veränderung dieser. Indem nämlich die Lust bey demselben Stoffe allmählich am Grade abnimmt, wird ihr erstes Object dem Gemüthe gleichgültig bis zum Überdruß, giebt endlich

Unlust, und neuer Stoff wird erfordert; damit wieder die Lust entstehe. Auf diesem Wege kommt man also vom äußerlich Sinnlichen zum innerlich Sinnlichen, endlich zum Über sinnlichen, während das Bedürfnis zuerst nur gefühlt, dann erkannt wird. (Leere, wenn der äußere Sinn abgestumpft, der innere nicht entwickelt ist u. s. w. S. 76 — 82.) — Wenn man nach einer dritten Ansicht oder Bezeichnung sagt, daß der Bildungsact im *Sammeln* und *Ordnen* bestehe: so heißt dieses Ordnen wieder nur, den Stoff nach den Thätigkeitsgesetzen des in Anspruch genommenen Vermögens formen. Denn das *Sammeln schon geformten* Stoffes, oder *Lernen* kann nie in derjenigen Bildung gelten, die in der Entwicklung der freyen Selbstthätigkeit aller Kräfte und Vereinigung ihrer Wirkksamkeit unter dem höchsten Vernunftgesetze besteht, und welche allein Sittlichkeit für Sitten, Erkenntnis für Kenntnisse, Glückseligkeit für Glück, Schönheit für Schönheiten zu gewähren vermag.

Nur in wenig Zügen können wir hier andeuten, was (S. 86 — 103) über den wahren Begriff der Humanität, die dermaligen Hindernisse der Menschenbildung, die nothwendige idealische Anlage der Theorie und mögliche Anpassung ihrer Ausführung an die Zeitumstände, hinzugefügt wird. Das Haupthindernis ist: die Verbindung des moralischen Lebens mit dem physischen und gesellschaftlichen, welches letztere sich auf gemeinschaftlichen Zweck und gemeinschaftliche Mittel gründen soll, obgleich die Genusgierigen mit den Bildungsbeflissenen nicht den Zweck, folglich auch nicht die Mittel gemein haben. Das Problem also: Wie ist unter diesen Umständen Menschenbildung möglich? wie weit ist Conformirung mit den Zeitgenossen erlaubt? „Der Freydenkenden sind mehr geworden, sagt der Vf.; aber nicht der Freywollenden. Nur in dem Maße, als der Einzelne sich entschließt, sich selbst zu bilden, und sittlich zu leben, kann er den Zweck eigener Bildung erreichen, und, so viel möglich ist, auch auf Andere wirken. Statt menschliche Vollkommenheit zu lehren, muß er suchen, sie darzustellen.“ Die Bildung muß vom Gefühls-, nicht vom Erkenntnis-Vermögen ausgehen (Satz 26 f. — S. 491 — 493, 495, 496 a. a. O. unseres Int. Bl.). Ehe Begriffe da sind, wirken Gefühle; und ohne ihre Benutzung geht eine ganze Entwicklungsperiode verloren. Aber auch, wenn schon Begriffe da sind, bedarf man doch sinnlicher Zeichen zur Einwirkung. Nimmt man dazu nur Sprachtöne: so müssen fremde Gefühle noch zu Hülfe gerufen werden, Furcht u. s. w. Läßt man aber die Sache selbst in sinnlicher Gestalt auf das Gefühl wirken: so wird der Verstand durch das Interesse der Lust zum Denken aufgefodert; nach Erkenntnis der gefühlten Tugend wird dann natürlich gestrebt. — Ehe man Theilbegriffe hat, ist Totalvorstellung von Schönheit, Tugend u. s. w. vorhanden. Auf das Beyspiel, auf die lebende Gestalt kommt zuerst an. Durch den Sinn geht der Weg zum Gefühl; von diesem zum Ver-

stände. Und sollen Erkenntnisse Vorätze erzeugen: so muß wieder durch das Gefühl die Vermittlung geschehen. Nachdem nämlich das Vorstellungsvermögen dem *Empfundenen*, dem von der Außenwelt aufgenommenen Stoffe, Form gegeben hat: gewährt die entstandene Vorstellung, in sofern sie dem Grade der vorhandenen Nervenspannung entsprechend oder entgegen ist, Lust oder Unlust, *Gefühl* des Empfundenen, und erzeugt nun eine andere Vorstellung, nämlich die Vorstellung ihrer Realität, als mit Lust oder Unlust verbunden. Es wird dann *begehrt* oder vermieden, und es erfolgt wiederum die Rückwirkung auf die Außenwelt. — Weil übrigens jener Stoff, ausser von der Natur, auch durch Einwirkung *homogener* Kräfte in der Gesellschaft gegeben werden muß: so entsteht durch den zugleich einströmenden vielfachen Vorstellungs- und Gefühls-Stoff die Stimmung des Menschen in die der Gesellschaft, und damit die Idee *absichtlicher* Erziehung zum Zweck der Naturveredlung, mit dem falschen Versuch einer Einwirkung durch das Erkenntnisvermögen, wo Worte über Handlungen, todtte Zeichen über lebende Gestalten, Lehren für den Verstand, *falls* er erkennen *will*, über Eindrücke auf Sinn und Gefühl durch Macht der Beyspiele, gewinnen sollen, da doch Bildung durch Erfahrung, durch *Mehrheit* und *Lebhaftigkeit* der Eindrücke der Gegenstände *selbst* (welche bey gegebenen Worten erst die Einbildungskraft *vermitteln* muß), durch mehrere *Übereinstimmung* mit sich selbst und mehrere *Gewissheit*, stets wirklicher als bloße Belehrung, und überdies Nachahmung der Beyspiele *Natur*, Anwendung erkannter Regeln *Kunst* ist. — Es ist der Fehler unserer Pädagogen (Satz 42 f.), mehr auf Inhalt als Form zu sehen, obgleich unsere (formalen) Vermögen durch Formen entwickelt werden müssen und nur von ihrer Vorhaltung der Reiz kommen kann, sie wiederzugeben. Der Mensch, durch eigene Thätigkeit sich entwickelnd, verlangt nur den seiner Natur gemäßen Stoff, und das Modell zur Form aus der Einwirkung *homogener* Kräfte. Daher muß aber auch der Stoff mehr durch Handlungen als Worte, *so* *ro* als *möglich*, gegeben werden, damit er frey genommen, bloß gefunden und selbstthätig geformt werden könne. Denn die Arbeit am Menschen ist nicht mit der Bildhauerey, wohl aber mit der Pflanzencultur zu vergleichen, wo jede Gattung aus dem allgemeinen Stoffe ihre eigene Natur frey entwickelt. Wenn wir den Zögling zuerst schöne Gestalten empfinden, wahre Urtheile vernehmen, rechte Handlungen sehen lassen: so wird er zu Producirung dieser menschlichen Formen durch Nachahmung veranlaßt; er versucht, schön, wahr und recht zu *handeln*. Daraus geht denn, bey successiv entwickelter Selbstthätigkeit des Verstandes und der Vernunft, die Kraft

hervor, schön, wahr und recht zu *denken*, endlich auch so zu *wollen*. Damit nämlich (Satz 46 u. f.) aus den drey Anlagen der Menschennatur: *Gefühl*, *Begriff*, *Gesetz*, die drey formalen Vermögen: *Gefühl*, *Verstand*, *Wille*, sich entwickeln, muß Reiz von außen und Trieb von innen (welche beide für jede der drey Anlagen verschieden sind) zusammenwirken. Der Reiz liegt in dem, mit der zu entwickelnden Anlage homogenen jedesmaligen Stoffe. Etwas *Außeres* muß mit dem Inneren sich in Harmonie setzen können, und daraus Gefühl der Lust oder Unlust bemerklich werden. Weil aber dieser Reiz aus Naturdingen oder Menschenhandlungen, und zwar zufälligen oder absichtlichen erfolgen kann: so wird der Mensch mehr oder weniger Product der Natur, des Zufalls und der Absicht. Naturdinge geben nur die *thierische* Form; die zufälligen Menschenhandlungen (wie sie einmal beschaffen sind) die *sinnliche*; die *moralische* Form nur (möglicherweise) die absichtlichen Handlungen. — Für jene drey Vermögen, welche die Form des Menschenlebens bestimmen, kündigt das Gefühl das jedesmalige Bedürfnis an, das thierische, intellectuelle, moralische; daher ein dreifaches Interesse. Das Gefühl reizt den Trieb zur Thätigkeit, der Verstand giebt den Stoff zur Befriedigung; die Vernunft die gesetzmäßige Form. Diese Vermögen würden Jeden richtig leiten, wenn der Totalindruck aus der Umgebung sie nicht verwahrloste. Denn nun entsteht aus physischem Bedürfnis Lüfterheit, der Verstand erfindet nur zu sinnlicher Befriedigung, und nichts bleibt übrig, wofür die Vernunft Gesetze hätte. — Wie es übrigens im physischen Leben Merkzeichen zur Unterhaltung der Thätigkeit durch neuen Stoff giebt: so auch im moralischen. Wie man aber dort nur Stoff giebt, woraus die Körpertheile sich, jeder zu seiner Erhaltung, ernähren: so kann auch dem Menschen nicht Erkenntnis, Gefühl und Wille, sondern nur Stoff gegeben werden, woraus die gehörigen Vermögen durch die von ihnen zu ertheilende Form, Erkenntnis, Gefühl und Willen schaffen können. Dieses geschieht mehr oder weniger, nachdem das *Neuherzukommende* an Vorstellungen, Gefühlen und Neigungen mit dem vorhandenen Vorrathe übereinstimmt oder nicht. In ersterem Falle entsteht ein Interesse, welches andere Vermögen zur Thätigkeit ruft; nämlich wenn der Verstand zu Ausführung der Vorstellung gereizt wird: das *logische Interesse*; wenn das Begehrungsvermögen die Realisirung wünscht: (nach den Absichten) *sinnliches* oder *moralisches Interesse*; wenn das Gefühl die Gestalt durch die Phantasie zu verschönern sucht: *ästhetisches Interesse*. So gewinnt jedes Vermögen aus der Vorstellung den Stoff, und äußert sich an ihm durch Ertheilung der seiner Natur gemäßen Form.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

F O R T S E T Z U N G E N.

Ohne Angabe des Druckorts: *Schillers Lied an die Freude in Übersetzungen*. Zweyte Fortsetzung. Ent-

haltend eine französische Übersetzung im Vermaße des Originals von Karl Fröbel. 1811. 7 S. 8. (2 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 M Ä R Z, 1811.

P Ä D A G O G I K.

LEPZIG, b. Schiegg: *Original-Ideen über die Kunst der Erziehung, und besonders der Bildung zur Sittlichkeit u. f. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wichtige Folgen für Erziehung und Unterricht (Satz 55 f.): Da Kinder bey dem Vortrage nur empfinden und fühlen, nicht denken und urtheilen: so muß er für sie ein ästhetisches Interesse haben, kein logisches, moralisches; auf Gefühl muß der ganze Erfolg berechnet werden, nicht auf Begriff, Gesetz, in welchen zu Vorstellungen, deren Kinder fähig sind, gar kein Stoff ist. Da Kinder in der Periode sind, wo erst *Totalvorstellungen* durch den Sinn ins Gemüth kommen: so interessiert sie kein Erklären und Beschreiben, als ein Zergliedern in Theile oder Zusammensetzen aus Theilen. Nur in sofern, als das Vorstellungsvermögen doch von Anfang an einen gewissen Zusammenhang verlangt, wirkt Verknüpfung nach Raum oder Zeit (Anschauung oder Erzählung). Später erst zeigt sich Bedürfnis und Möglichkeit der Verstandesverknüpfung. Weil nun der Mensch weit mehr Stoff durch den Zufall, als durch den Erzieher bekommt; der Erzieher aber auf Alles, was vorhanden ist, es sey gekommen woher es wolle, Rücksicht nehmen, und danach Quantität, Qualität, Zeit des Stoffgebens, wie bey der physischen Nahrung, berechnen muß: so kann derselbe Stoff, dieselbe Art des Gehens, wenn auch den allgemeinen Entwicklungsgeetzen gemäß, doch nicht bey jedem Individuum die rechte seyn; sondern aller eingehende Stoff muß in jedem einzelnen Falle genau beobachtet, und nach Massgabe der dadurch erfolgten Richtung absichtlich gewählt, und auf das Ziel hingelenkt werden. Durch diese *complicirte* Rücksicht auf *Ziel*, *Vermögensgesetz* und *Einwirkung durch Zufall* wird das Erziehungsgeschäft schwierig. Das Erfodernis durch Zufall ist jeden Augenblick ein anderes. Die Gesetze jedes Vermögens geben zwar die neue Vorstelllung, welche an die alte Vorstellung, in sofern sie bekannt ist, jedesmal anzuknüpfen ist; aber in den Sinn fällt kein Merkzeichen, welcher Stoff zum Fortschreiten jedesmal erfodert wird. Im Bildling selbst ist zwar immer ein Bedürfnisgefühl; aber das damit verbundene Bewuststseyn ist oft nur das allgemeine irgend eines Stoffes, ohne Vorstellung *welches*, oder des Bedürfnisgrundes. Hier kann also nur psychologische Semiotik helfen. — Ist übrigens

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

der rechte Stoff gegeben: so braucht das Formen nicht gelehrt zu werden; sondern geschieht von jedem Vermögen, erreicht seinen Zweck durch die homogene Einwirkung auf den Stoff, nach seinen Gesetzen ohne weiteren Einfluss. Ein Vermögen, Form zu *empfangen*, ist gar nicht da. — Der Bildungsact (Satz 61 f.) enthält nun aber außer der Frage: Wie wird Stoff zur Form? noch die: Wie wird aus allen den, von den einzelnen Vermögen producirt einzelnen Formen die *Eine*, die *Menschenform*? Auch nach bloßem Naturgesetz, wenn jedes Vermögen zweckmäßigen Stoff zweckmäßig behandelt hat: so wie überhaupt das Ganze vollständig ist, wenn die Theile vollständig sind. Wird aber jenes durch gesellschaftliche Einrichtung verhindert: dann kann die Einstimmung nur ein freyes Product der Vernunft seyn. — Alle Vermögen brauchen zu ihrer Thätigkeit zwar Stoff von außen; aber sie können unter mehrerem gegebenem Stoffe wählen. Befohlene Handlungen sind als nicht frey gewollt, nicht moralisch; denn Befehle geben schon die Form der Handlung, die doch frey producirt werden soll. Gehorchen, wie Lernen, gehört daher nicht in die wahre Bildung. Vielmehr heißt Bilden zum Leben anführen, d. i. die Thätigkeit aller Kräfte entwickeln. Zuerst die körperliche Thätigkeit, die Anfangs nur Instinct ist, dann sich auf Verstandesthätigkeit, auf gegenseitige Beziehung mehrerer Vorstellungen, Causalverhältniß u. f. w. gründet, nach Ablicht sich lenkt, und dann ist nur noch der Unterschied zwischen niedrigstem und höchstem Grade der Verstandes- oder Vernunft-Thätigkeit in Beziehung auf den nächsten oder letzten Zweck, oder auf weniger oder mehr coordinirte Mittel übrig. Mit Unrecht wird oft von sonst thätigen Zöglingen verlangt, ihre Handlungen auf Zwecke zu beziehen, wovon sie noch keine Vorstellungen haben, welche ihnen erst durch Erfahrung, wie alle Vorstellungen, (nicht durch Erklärung) entwickelt werden müssen. — Wenn die Thätigkeit innerhalb des Gemüths vorgeht: so entstehen Gemüthsveränderungen. Allen liegen Vorstellungen zum Grunde, die aus dem Gegebenen, dem *Material*, und dem Product des Bildungsacts, der *Form*, bestehen. Die letzteren veranlassen wieder andere Gemüthsthatigkeiten, und zunächst den Zustand: Aufmerksamkeit. Verknüpfung geschieht in ihnen entweder unter wirklichen Objecten zu *Begriffen*, oder, wenn keine Beziehung auf Wirkliches darin ist, zu *Bildern* (durch Einbildungskraft), oder zu *Ideen* durch Verstand. Begriffe werden wie-

der verknüpft durch Urtheilsvermögen. — Übrig ist aber überall ein Vermögen; die Congruenz, Verbindbarkeit des Hinzukommenden mit dem Vorhandenen wahrzunehmen, Congruenz der Vorstellungen, der Empfindungen, der Begehrungen, ohne welche nicht Wahrheit, nicht Schönheit, nicht Recht ist. Dieses Vermögen ist: *Gefühl*. — Seine beste Ausbildung beruht auf der Gewöhnung, daß bey dem Schönen, Wahren und Rechten Lust, bey dem Gegentheile Unlust empfunden werde; möglich nur durch öfteren Reiz entweder unmittelbar aus den Gegenständen, oder mittelbar durch Beyspiel; nothwendig ein früher Anfang. *Schluss*: Menschenbildung ist *Naturwerk*. Erziehung kann nur Stoff geben, wenn Natur und Zufall ihn mangeln lassen; sie kann ihn nur geben, wie ihn für die Vegetation nöthigenfalls der Gärtner giebt; doch nicht mechanisch, sondern moralisch, wirkend mit Freylassung. Thätigkeit, Nachahmung, Mitgefühl würden Alles bey Kindern thun, wenn die Erwachsenen gebildet wären. Jetzt ist Erziehung Nothbehelf. Und doch: *Quaelibet forma gignit sui similem*. Dagegen kann die Kunst nichts.

Nach dem hier gelieferten Abrisse darf Rec. nicht erst hinzufügen, daß die vorliegende Schrift zu denjenigen gehöre, welche in dem jetzigen für die endliche Begründung einer Erziehungskunst bedeutenden Zeitpunkt Aufmerksamkeiten verdiene. „*Original*“ konnte der Vf. diese Ideen in sofern nennen, als er überall seinen Gang selbstdenkend nahm und fortsetzte, wenn er auch oft, und selbst in der Hauptsache seiner Theorie, mit Anderen, die den Gegenstand zu ergründen versucht haben, insbesondere mit dem Vf. der *Briefe über die ästhetische Erziehung* zusammentreffen mußte. Als „*Aphorismen für Vorlesungen*“ aber fehlt es der Darstellung noch an fortlaufendem systematischem Zusammenhange der Sätze, und an verhältnißmäßiger gleicher Bearbeitung der einzelnen Theile, so wie dem Vortrage an wählender Genauigkeit und angemessener Gedrängtheit. Überhaupt scheint dem Werke in seiner jetzigen Gestalt, bey aller Bestimmtheit und Präcision, doch im Ganzen noch die vollendende zweyte Überarbeitung gemangelt zu haben, die es seinem Gehalte nach verdient hätte. Eine bessere Verbindung und Stellung der einzelnen Theile würde die Übersicht gar sehr erleichtert haben. Was hingegen den Geist und Inhalt des Werkes betrifft: so verbindet es brauchbare Speculation mit praktischem Gehalt, und vermeidet in ersterer Rücksicht das leere Terminologisiren und die philosophische Sectirey, in letzterer die leichte und unfruchtbare Gewöhnlichkeit. Der Vf. ging mit Geist und Kraft zur Sache. Gewisse Seiten unserer Lage sind seit der französischen Revolution vielleicht selten so männlich und furchtlos beleuchtet; indessen erklärt sich der Vf. überall mit weiser Vorsicht, und läßt seine Wünsche nirgends zweydeutig erscheinen. Durchgehends herrscht eine edle und freye Ansicht der Dinge, und die Hauptgesichtspunkte treten über-

all in der Lauterkeit und Ruhe hervor, wodurch das Historische der Schrift sich Jedem empfiehlt. Ohne ein Freund leerer Declamation oder krankhafter Gespanntheit zu seyn, liebt der Vf. in der Beförderung des Guten doch selbst keine zweydeutigen Beschönigungen und halben Mafsregeln. — Indefs hat ihn diese stets rege Ansicht von den Hindernissen der wahren Bildung freylich auch oft unterbrochen und ungeduldig endlich gar abbrechen lassen, so daß er für den eigentlich praktischen Theil nichts Erhebliches geleistet hat, und seine Theorie, auch nach dem Ziele, welches er selbst sich setzt, nicht vollendet genannt werden kann. Im philosophischen Theile hält Rec. die Herleitung der allmählich sich entwickelnden Bildungszwecke aus dem fortschreitenden Zusammenwirken des Erkenntniß- und Begehrungs-Vermögens unter successiver Ergreifung eines neuen immer edleren Stoffes für vorzüglich gelungen, für einfach und mitten in der Natur der Sache ergriffen. Durch diese Darstellung insbesondere kann diese Schrift zur Beförderung einer richtigen und klaren Ansicht vom Bildungsacte, vom äußerlich freyen Formen des Stoffes, von der naturgemäßen Entwicklung der reinen Menschenform aus der naturgemäßen Entwicklung der einzelnen Vermögen (in sofern in diesem Gange die Selbstthätigkeit überall ungebunden bleibt) u. s. w. den wesentlichsten Nutzen leisten. Dagegen kann dem Vf. in einem der Hauptgesichtspunkte, in der Grundlegung des Gefühls im Erziehungswerk, weder wegen Neuheit der Gedanken, noch wegen Vorzüglichkeit der Ausführung ein wesentliches Verdienst beygelegt werden, so oft er auch auf diesen Punct zurückkommt, und so dringend er ihn empfiehlt. Sieht man freylich das Werk, wie es einmal ist, für abgebrochen bey dem praktischen Theile an: so bleibt die Wahrheit der meisten, und vielleicht aller Ansichten und Behauptungen des Vfs. unangefochten, wenn man auch am Schlusse die Frage aufwirft: *Muß* denn eine consequente Bildungstheorie in unserer Lage so trostlos enden? Eine Frage, die vielleicht eine ähnliche Bedeutung mit dieser hat: Ob für Kranke, die mit der allgemeinen natürlichen Nahrung und mit den gewohnten Reizen nicht geheilt werden können, nicht irgend eine künstliche Ernährung und außerordentliche Reize gesucht werden dürfen? Sollte zu einer Zeit, wo das Gefühl so unabänderlich nachtheilig, wie der Vf. es schildert, eingenommen ist, wo der Unform in der ganzen Umgebung die Form nur so fragmentarisch entgegengesetzt, und das, was der Lebensgang an natürlicher Gefühlsbildung ermangelt, künstlich nur schwach ersetzt werden kann, wo überall zur Einwirkung auf das Gefühlsvermögen nur wenig freye Hand ist, nicht vielleicht ein anderes Grundvermögen desto mehr angesprochen, und darin Hülfe gefunden werden können? Während wir den Formtrieb auf der Seite der Erkenntniß möglichst beschäftigen, unterbrechen und vernünftiger wir sein Wirken auf den nun einmal inner-

lich gegebenen schlechten Gefühlstoff, und müssigen und zähmen zuvörderst den Sinn für die leiseren und feltneren Producte der besseren Gefühle, ehe noch der Formtrieb, wie er dermalen den Hang hat, sich ganz in den Sach- oder Genuß-Trieb verliert. Damit allein werden wir freylich noch keine Idealmenschen bilden, wie sie im freyen, aber von uns nicht herzustellenden Naturgange der Gefühlsentwicklung zu denken sind, vielleicht aber solche, die sind, was sie, einmal außerlich so umgeben und eingerichtet, vorder Hand werden können. In der That scheint die *absichtliche* Erziehung, deren Gehalt unser Vf. nicht genug entwickelt hat, um sich mehr mit ihr zu befreunden, dermalen für ihre entscheidendsten Wirkungen kein sichereres Feld zu haben, als das Erkenntnißvermögen; und vorzüglich durch eine von daher gewonnene geistigere Richtung, die im Weltlauf sich gründende Erwerbs- und Genuß-Bildung in der Wurzel getilgt werden zu müssen, statt die Hülfe von einer Seite zu erwarten, woher sie unter den vorhandenen Umständen nicht erfolgen kann. So durfte unseren Vf. die praktische Fortleitung seines Raisonnements mit Pestalozzi wohl näher vereinigt haben, als er es für jetzt zu glauben scheint; und wir finden immer mehr Ursache, das Geschenk einer Elementarmethode, deren Idee sich in dem Urheber gerade aus der lebendigsten Anschauung jener allgemeinen Lage entwickelt hat, dankbar anzunehmen, um so mehr, da wir aus P.'s. eigenen Worten uns leicht überzeugen können, daß er selbst keinesweges der Meinung sey, die ganze Bildung sey mit der Entwicklung des Erkenntnißvermögens vollendet.

MI.

LEMO, b. Meyer; *Darstellung und Prüfung der pestalozzischen Methode*; nach Beobachtungen in Burgdorf, von Carl Wilhelm Passavant. 1804. 188 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. war von der durch weise Aufmerksamkeit auf erhebliche Culturgegenstände sich auszeichnenden Fürstin-Regentin von Lippe-Detmold nach Burgdorf gesandt; und eine Frucht dieser Reise ist die genannte Schrift. Rec. will die gute Wirkung nicht in Abrede stellen, welche die absichtlich kühle, jedoch ziemlich entschiedene Empfehlung der Sache im nächsten Kreise des Vfs. gestiftet haben mag. Es spricht ein wohlgesinnter, auch im Erziehungsfache nicht unerfahrener Mann, der mehrere Zweifel und Vorurtheile wider die pestalozzische Methode zu widerlegen sucht. Im Allgemeinen aber dürfte diese Schrift auch zur Beruhigung derjenigen beytragen, welche aus einer in der neuen Methode angeblich überwiegenden Cultur des Erkenntnißvermögens Gefahr für die im Gefühlsvermögen wurzelnde sittlichreligiöse Bildung besorgen. Denn die Beherrigung dieses Theils der Entwicklung leuchtet gerade im Geiste unseres Vfs. deutlich hervor. Soviel glaubt Rec. zum Lobe des größeren Theiles dieser Schrift, welcher „*Urtheile und Bemerkun-*

gen über den Werth der Methode“ (Cap. 3, S. 97 — 188) enthält, sagen zu dürfen. Dagegen vermißt er in dem Vf. das Talent, für die, freylich sehr vielseitig verhandelte, wenn auch bey weitem noch nicht erschöpfte, Sache neue Ansichten zu zeigen, oder auch in ihre Erörterung, wie sie dermalen liegt, selbstdenkend und wesentlich einzugreifen. Auch führt der Vf. selbst für die Abfassung seiner Darstellung nur das zum Grunde an, daß von Vielen weder Pestalozzi's und Ith's, noch mancher Anderer Arbeiten über den Gegenstand verstanden, auch P.'s. sämtliche Zwecke nicht immer zusammengefaßt worden seyen. Rec. giebt zu, daß der Vf. von den bis jetzt aufgestellten, und aufzuzählenden Haupttheilen der Methode keinen unberührt gelassen habe. Daß aber die im 1. Cap. der Schrift gelieferte „*Darstellung der allgemeinen Grundsätze P.'s. über Erziehung und Unterricht*“ durchaus mißlungen ist, und in derselben sich weder einiger Blick in die Tiefen des Gegenstandes, noch pestalozzischer Geist zeigt, daß ferner in der (Cap. 2) nachfolgenden „*Darstellung der besondern Grundsätze P.'s. über die Elementarbildung*“, das Fundament und der wahre innere Gehalt der Methode sich wenig entwickelt, dies muß Rec. um so bestimmter sagen, da der Vf. in der Vorrede äußert, „daß er in der Absicht, die pestalozzischen Ideen möglichst rein darzustellen, es zu vermeiden gesucht habe, mehr zu sagen, als er in P.'s. Schriften und mündlichen Äußerungen gefunden habe, auch wenn die Anordnung des Ganzen darunter gelitten hätte.“ Das Ungenügende und Mangelhafte in P.'s. Vorträge ist den Kennern seiner Schriften bekannt; zugleich aber auch, daß es nur im Reichthum seiner Ideen liege; und in dieser Art zeigt es sich in der vorliegenden Schrift keinesweges. — Auch derjenige, welcher P. selbst und seine Anstalt nicht aus eigenem Augenschein kennen lernen konnte, und zur Vervollständigung seiner Ideen gern etwas, was in Burgdorf gesehen und gehört ist, erfahren möchte, wird in dieser Schrift wenig Befriedigung finden. Der Vf. hatte, nach seiner Erklärung, gar nicht die Absicht, über die Anstalt zu urtheilen, und theilt auch von mündlichen Äußerungen P.'s., ungeachtet er deren Benutzung mehrmals erwähnt, wenig Erhebliches mit. Indes hörte Rec. u. A. gern, daß P. (nach S. 48) auf den in seiner Gertrud gethanen Vorschlag: den Kindern, noch ehe sie reden können, Reihenfolgen von bloßen Tönen vorzusagen, — kein großes Gewicht lege, und Rec. glaubt sich bey dieser Gelegenheit hierüber noch entscheidender erklären zu müssen. P. ist, wie sich in seinen Schriften zeigt, mit der eigentlichen Anknüpfung der wesentlichen, nach Verlauf der ersten drey bis vier Jahre zur Anwendung kommenden Bestandtheile seines Elementar-Unterrichts an die frühere und erste Entwicklung der Kinder noch nicht ganz im Reinen; oder vielmehr: es blieb dem vielseitig beschäftigten Urheber einer wissenschaftlichen Totalreform und Vorsteher eines zahlreichen Instituts nicht

Müsse genug übrig, um diesem Gegenstände die gehörige Aufmerksamkeit zu widmen, und die Momente, welche bey jener Anknüpfung vorkommen, zum Behuf des Vortrages sich deutlich genug auseinanderzusetzen. Obgleich daher Rec. überzeugt ist, daß P. selbst den erwähnten Vorschlag, bey einiger näheren Aufmerksamkeit, längst ganz zurückgenommen hat: so verdient es doch, um den Mißbrauch einer solchen vorläufigen und in der That unbedachten Äußerung zu verhüten, einstweilen bemerkt zu werden, daß dieser Vorschlag von Niemanden, der das erste sinnlich - intellectuelle Bedürfnis des Kindes kennt, hat gebilligt werden können. Das Kind sucht in seiner ersten Entwicklungsperiode, weil es zuvor die Dinge selbst fühlen, sehen, und hören lernen muß, noch nicht ihre Zeichen; selbst in einer nachfolgenden Periode, wo es ihm Noth thut, die vorüberströmende Menge von sinnlichen Vorstellungen fürs erste soviel möglich an die gern ergriffenen befestigenden Zeichen zu knüpfen, kann ihm nicht daran liegen, diese Zeichen, während jene Vorstellungen gänzlich verschwinden, in ihre Bestandtheile zerlegt, zu besitzen; oder vielmehr, bey eigener völliger Unthätigkeit, nur den einzigen Gehörsinn, mit nichts bedeutenden, ihm an dieser Stelle der Entwicklung gar nicht forthelfenden Lauten betäuben zu lassen, u. s. w. Demnach würde mit einem solchen Verfahren der natürliche Entwicklungsgang wesentlich gestört und in die erste Periode einzuzwängen versucht, was kaum in eine dritte nützlich eingeführt werden kann. Denn unstreitig müßte auch das *Nachsprechen der ganzen Zeichen dem Vorsprechen der Zeichenbestandtheile* noch ferner vorgefallen werden.

Rec. fügt bey dieser Gelegenheit für die thätigen Mitarbeiter in der Darstellung der neuen Methode, so wie für diejenigen Prüfer, welche in die eigentliche Anwendungszeit und Art der pädagogischen Elementarbücher noch nicht den gehörigen Zusammenhang bringen können, die Erinnerung hinzu, daß dieser Zusammenhang mit gänzlicher Beseitigung aller zur Sprache gekommenen vortheiligen Zweifel und Bedenklichkeiten erst dann befriedigend gezeigt werden können, wenn jene noch ermangelnde Anknüpfung erfolgt, und der ganze Entwicklungsgang von der Geburt des Kindes an bis zu den zuerst dargelegten mittleren Bestandtheilen des neuen Elementar-Unterrichts und durch dieselben hinaus bis wieder zur Anknüpfung an die bisherigen Unterrichtsgegenstände in einer überschaulichen und ununterbrochenen Verbindung dargelegt worden ist. Die Freunde der guten Sache sind zwar durch ihre bisherige Aufnahme im großen Publicum auf die politische Wichtigkeit der letztern Anknüpfung aufmerksam genug gemacht: indessen leuchtet die natürliche Wichtigkeit der ersten Anknüpfung, um den nöthigen Eingang in die Methode sicher zu gewinnen, noch heller ein, und man sieht bey mancher vortheiligen Absprechung deutlich genug, daß dafür durch die erste Probe vom *Buch der Mutter* bey weitem noch nicht gesorgt ist.

Die Schrift selbst ist auf gutes weißes Papier anständig gedruckt; auch der angesetzte Verkaufspreis steht noch in demjenigen Verhältniß mit der Bogenzahl, welches immer weniger beachtet zu werden scheint.

MI.

K U R Z E A N Z E I G E N.

KINDERSCHRIFTEN. Berlin, in d. Schulanstalt d. Vfs. u. b. Schöne: *Kleine Gedichte für Kinder zur Bildung des Verstandes und des Herzens, zur Beförderung des schönen Lesens und zur Übung im Auswendiglernen.* Von C. L. Henke. Erstes Bändchen. 1810. 124 S. kl. 8. (8 Gr.)

An Gedichte zu solchen Zwecken hat man wohl keine anderen Anforderungen zu machen, als daß sie dem kindlichen Sinne wohlgefällig durch die Einfachheit des Inhalts und die Leichtigkeit der Form seyn sollen. Das Bestreben nach beiden verführt aber gar zu leicht zum Tandelnden, Spielenden und zur Nachlässigkeit im Ausdruck. Man glaubt, sich hingehen lassen zu dürfen, ja zu müssen, um sich nicht etwa in Gedanken und Worten über die Kindersphäre zu verstreuen: daher das viele Gemeine und Nichtsagende, Nichtsbedeutende in solchen geverfeten Kinderschriften. Der Vf. dieser kleinen Gedichte, in denen übrigens viel Frömmigkeit und gute Gesinnung herrscht, ist nicht frey von diesen Fehlern, und hat sich seine Arbeit vielfältig über die Gebühr erleichtert. Der Reim muß den Gedanken rufen, deshalb so viel Überflüssiges und Mattes. Gleich das erste Gedicht: „Nützliche Anwendung der Zeit“ giebt des Zeugniß.

Es eilen die Tage,
Wer hält wohl, ich frage,
Secunden nur auf!

Abgesehen, daß der ganze Gedanke etwas Linkisches hat, wie soll das Kind das *ich frage* betonen? — Ganz misslungen, besonders in Rücksicht des Inhalts, ist S. 36 das

Gedicht: „der Schmetterling.“ S. 40 fängt das Salzbergwerk zu Wielizka also an:

Ein Bergwerk ist, bey meiner Tren,
Wohl werth, einmal zu sehen;
Es prangt dort Silber, Gold und Bley u. s. f.

Auch müssen sich die Wörter um des Reimes willen manchen harten Zwang gefallen lassen. S. 110.

Ob ich that, was du gebestest,
Der du täglich mich erfreuest.

Und in demselben Gedicht der folgende Vers:

Dann erst Herr, laß sanft mich ruhen;
Gutes will ich immer thun.

Cf.

Elberfeld, b. dem Verfasser: *Vier hundert und achtzig Reimzeilen, als Vorschreib-Materialien für Quartseiten, zum Gebrauch in deutschen Schulen.* Gesammelt von Daniel Schürmann, Schullehrer in Remscheid. 1810. 48 S. 8. (4 Gr.)

Diese 380 Reimzeilen sind vertheilt in zwey Jahre, und jedes Jahr wieder in vier Jahreszeiten, so daß auf jede 60 solcher Reimzeilen kommen. Viel Mühe mögen sie dem Vf. nicht gemacht haben; mehrere davon sind ohne Zweifel unter dem Vorschreiben entstanden. Die Vorrede enthält manchen nützlichen Gedanken, und bringt auch die monatlichen Probefchriften wieder in Erinnerung, die besonders für öffentliche Schulen von gutem Erfolg seyn müssen.

— und —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 M Ä R Z, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

- 1) **BERLIN**, in der Realschulbuchhandl.: *Museum der Alterthums-Wissenschaft*. Herausgegeben von *Friedrich August Wolf* und *Philipp Buttmann*. I B. 3 St. 1808. 143—584 S. (1 Rthlr. 8 gr.) II B. 1 St. 1808. 166 S. 2 St. 1809. 167—390 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)
- 2) Ebenfallselbst: *Museum antiquitatis studiorum opera Frid. Aug. Wolfii et Phil. Buttmanni*. Vol. I. Fasc. I. 1808. 254 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Wer möchte sich nicht des glücklichen Fortgangs dieser gehaltvollen Zeitschrift in einem Zeitraum erfreuen, in welchem die Alterthumswissenschaft, mehr als je, einer sorgfältigen, ausdauernden Pflege bedarf! Gründlichkeit und Gediegenheit, gleich weit entfernt von der modernen Halbwillkür der schönen Wissenschaften, als von der Charlatanerie mancher idealistischer Queerköpfe, welche ihr Unwesen in der Philologie zu treiben beginnen, macht den Charakter auch der vorliegenden Hefte, wie der beiden ersten (J. A. L. Z. 1810. No. 158), aus. Die Mannichfaltigkeit der Aufsätze erfordert; wenn die Kritik gründlich seyn soll, verschiedene, mit den einzelnen Fächern vertraute Beurtheiler. Wir begnügen uns daher vor der Hand, den Inhalt zuvörderst im Allgemeinen anzugeben, um dann bey einem dieser Aufsätze, der zu den ausführlichsten gehört, verweilen zu können. Die übrigen Abhandlungen, von denen hier bloß die Überschriften angegeben sind, werden zu anderer Zeit, bey schicklicher Veranlassung, ihre Recensenten finden.

I B. 3 St. 1) *Herakleitos der Dunkle, von Ephor, dargestellt aus den Trümmern seines Werks und den Zeugnissen der Alten*, von Fr. Schleiermacher. 2) *Über das Grab der Claudia Semne*, von W. Uhden. 3) *Gianbattista Vico über den Homer*. Eine interessante Notiz von einem seither unbekannten Buche des genannten italienischen Gelehrten, von welchem unter dem Titel: *Principi di scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni*, im J. 1744 schon eine dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe zu Neapel ans Licht trat. „Das Verdienst der Bekanntmachung des Buchs (sagt Hr. Wolf) verdanken wir dem gelehrten Pädruaner, Melchior Cesarotti, dem von seinen Landsleuten bewunderten Übersetzer des Ossian und Homer, einem liebenswürdigen Greise, den weder ein von Jugend auf nach einerley Vorstellungen gepflegtes: J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Studium des griech. Sängers, noch die aller Kritik gefährliche Beschäftigung des Übersetzers, noch endlich der Voratz, selbst wider den deutschen Verfasser der *Prolegomena ad Hom.* zu schreiben, gegen neue befremdliche Ansichten verblendete, und gegen das in dieser rein-historischen Untersuchung etwa Geleistete. Jener war der erste und einzige, der diesem von dem angeführten Werke Notiz gab; versichernd, er werde, was er methodisch entdeckt und zuerst vorgetragen zu haben glaube, mit Verwunderung dort zum Theil wie *voraus geträumt* finden. So fand es sich denn wirklich, und so urtheilten mehrere, denen das Buch seitdem zu Händen kam.“ Hr. Wolf selbst fällt am Schlusse der gegebenen Excerpts folgendes Urtheil: „Historische Strenge ist zwar nirgends in diesem Raisonement; kaum scheint Vico davon eine Idee gehabt zu haben. Alles hat eher das Ansehen von Visionen: doch nähern sich solche Visionen oft der Wahrheit mehr, und haben grösseren Werth, als die eben so unbewiesene Wiederholung des gemeinen beweislosen Glaubens, wie sie sich bis zu einer gewissen Zeit so allgemein in den Schriften unserer Gelehrten und schönen Wissenschaftler fand.“ 4) *Vermischte Bemerkungen gelehrter Reisenden*. Unter anderen eine Ergänzung der griechischen Scholien zu Pindar. Isthm. VIII. 5) *Philologische Aufgaben*. Wir empfehlen einige derselben unter anderen solchen Universitäten, welche philologische Preisbewerbungen veranstalten. Fruchtbare, als manche seither aufgestellte Preisaufgabe, und in das Gebiet der alten Literatur und Sprachkunde mehr eingreifend, ist z. B. die Frage über das Zeitalter des *Petronius Arbitr*, welches *Ruhnkenius*, nach dem Vorgange des Italieners *Ignarra*, in die Periode der Antonine setzte u. s. w.

II B. 1 St. 1) *Bemerkungen über die Benennungen einiger Mineralien bey den Alten, vorzüglich des Magnetes und des Basalts*, von P. Buttmann. 2) *Über die Aechtheit des adulitanischen Monuments*, von Demselben. *Abdruck des Monuments nebst Kosmos Beschreibung* mit kurzen Noten. II B. 2 St. 1) *Über die Versmaße des Pindaros*, von A. Böckh. Dieser Aufsatz wird künftig in der Recension der neuen böckhischen Ausgabe des Lyrikers berücksichtigt werden. 2) *Vermischte Bemerkungen*, von P. B., zeugen insgesammt von grossem Scharf sinn, und laden zu fruchtbaren Forschungen ein.

Das bis jetzt von No. 2 erschienene Vol. I. Fasc. I enthält: 1) *G. L. Spaldingii de oratione Marcelliana*
R r r

disputatio. Die Beurtheilung dieses Aufsatzes bleibt dem Recensenten der *weiskischen* Ausgabe der *Marcelliana* vorbehalten. 2) *God. Hermannii dissertatio de Ellipsi et Pleonasmō in graeca lingua*. — *Epimeltron de rarioribus quibusdam verborum formis*. scripsit *Ph. Buttmannus*. 3) *Bibliographica nonnulla de Vincentii Bellovacensis speculorum editionibus antiquioribus*, von Demselben. Dient zur Vermehrung der weitläufigen Literarnotizen, welche sich in der *schwabischen* Ausgabe des Phädrus finden. —

Doch wir beschränken uns gegenwärtig nur auf die mittlere Abhandlung des Hn. Prof. *Hermann*, welcher die Ansichten, die bisher über Pleonasmus und Ellipse in der griechischen Rede geherrscht hatten, einer sorgfältigeren Prüfung unterwirft. Eine solche Prüfung war um so nöthiger, da das ganze Ellipsensystem, wie es in den neuesten Ausgaben des *Lambertus Bos* erschien, als eine unformliche Ruine der alten Sprachweisheit dastand, die, aus dem Ansichten altgriechischer Grammatiker hervorgegangen, und von theologischen Interpreten aufgeführt, durch sorgfältigere und mehr philosophische Forschungen unserer Zeit nach allen Richtungen war untergraben worden. —

Den ersten tödtlichen Stofs empfing das Ellipsensystem durch die *schäferische* Bearbeitung und Ausgabe des *Lambertus Bos*; doch blieb in vielen Fällen noch Annahme der Ellipse, oder es mangelte die Erklärung der Spracheigenheiten, denen man die *elliptische* Hülfe entzogen hatte. Hr. *H.* sucht theils das Gebiet der Ellipse noch mehr zu beschränken, theils die hier eintretenden Spracheigenheiten ohne Hülfe derselben zu erklären. Was über den Pleonasmus beygebracht wird, ist wegen Mangel an Vorarbeiten, rückichtlich des Umfanges, unbedeutend geblieben. — Es kann aber die Erklärung der angeblich elliptischen Redensarten aus einer doppelten Quelle fließen: entweder wird gezeigt, daß die Ellipse mit der Schwierigkeit verschwindet, wenn die Grundsätze der Sprache philosophisch entwickelt werden, oder daß eine Verwechslung der Begriffe und Constructionen zum Grunde liegt. Dem letzteren Umstande wird hier eine besondere Ausdehnung gegeben, wie noch nirgends geschehen ist, und wir halten die glücklich durchgeführte Erklärung vieler seltener Constructionen, durch Hülfe jener angenommenen Verwechslung, für den glänzendsten Theil dieser scharfsinnigen Abhandlung. — Was die philosophische Begründung der Sprachgesetze anbelangt, nach der die Annahme der Ellipsen als unnöthig aufhört: so hängt jene von den zusammenhängenden Untersuchungen ab, die in dem größeren *hermannischen* Werke: *De emendanda ratione Graecae Grammaticae*, angestellt worden sind, und die Kritik kann ihr hier in einem so beschränkten Raume nur in einzelnen Punkten, und auch dieses nur mit mancher längeren Deduction entgegenreten, da ihr, ohne ein Sprachsystem in seinem Umfange bestreiten zu dürfen, durch abgerissene Theile eines Ganzen nach-

zuweisen obliegt, in wiefern die philosophische Begründung der Sprachgesetze hier unbefriedigend, oder die Annahme einer Verwechslung auf Unkosten derselben zu sehr ausgedehnt ist. — Wenn wir nämlich auch dem Vf. in Ausmerzung der Ellipsen größtentheils beystimmen: so kann das doch nicht gar häufig in der Art geschehen, wie er, nach Verwerfung der Ellipse, die Spracheigenheit zu erklären sucht.

I. *Quid sit ellipsis et pleonasmus*. Nachdem der Vf. die unstatthaften Bestimmungen Anderer beleuchtet, und bemerkt hat, daß *Bos* unnöthig Ellipsen erdichte, und *Weiske* in seinem Werke *de Pleonasmō* nur die fälschlich angenommenen Pleonasmen behandle, die wahren übergehe, faßt er das Eigenthümliche beider Werke in den sehr witzigen Gegensatz zusammen: *Singulari profecto casu accidit, ut Lamberti Bosii liber de ellipsi maximam partem sit pleonasmus, Weiskii de pleonasmō ellipsis*. — Mit gleichem Scharfsinn bestimmt er den Gegensatz zwischen Ellipse und Pleonasmus: *Ellipsis est omissio vocabuli, quod etsi non dictum, cogitatur tamen, pleonasmus autem adjectio vocabuli, quod etsi additum, tamen non cogitatur*. Man sieht, hier sind weitere Erörterungen nöthig, die auch sogleich folgen.

II. *Quid non sit ellipsis*. Ellipse soll nicht seyn a) wenn etwas fehlt, was aus dem Vorigen leicht verstanden wird: *καὶ οὐκ ἐν οὖν οὖν — καὶ τριτὴν ἔπειθ' ὀδῶμι*. sc. *πληγὴν*, was durch *καὶ οὖν* angedeutet wird. — Doch diese Ausnahme streitet oft gegen das *etsi non dictum, cogitatur tamen*, und der Vf. muß entweder diese und ähnliche Redensarten als elliptisch gelten lassen, oder jenem Begriffe engere Grenzen ziehen; — b) nicht wenn die Rede abgebrochen wird; was zu billigen, weil dann *Aposiopesis* eintritt: doch wüßten wir diese Figur selbst einer näheren Erörterung unterworfen.

III. *Quid per ellipsin omitti possit*. Nachdem das Bekannte über Subject, Copula und Prädicat wiederholt ist, wird bemerkt, wenn das Subject des Satzes ganz fehlen könne, *οὐκ, ὅτι, ὅτι, ὅτι*, oder zum Theil *καὶ αὐτοῖον, τὸ ἐμβατήριον*, und daß demnach *τὸ καλόν, ὁ δίκαιος, τὸ εὖ, τὸ χαίρειν*, als das volle Subject enthaltend, nicht elliptisch seyen. — Die Copula könne fehlen, im Fall sie einfach, d. h. nur den Begriff des Seyn ausdrücke; das Prädicat hingegen gar nicht. So gern wir hier allem beystimmen: so wenig können wir es bey dem Schluß: *ne adverbii quidem aut praepositionis aut conjunctionis ellipsin esse ullam*. — Wir geben Folgendes zu erwägen: Alle Casusformen bezeichnen ein Verhältniß zweyer Begriffe unter einander. Dasselbe thun auch die Präpositionen, und zwar müssen sie dasselbe Verhältniß anzeigen, welches schon in der Casusform begründet ist: sonst würden sie nicht mit dem Casus in Verbindung gebracht werden können. Die Präpositionen können also nur dienen, um das Verhältniß deutlicher hervorzuheben, und für bestimmte Fälle zu individualisiren, was schon durch den Casus angegeben ist. Sie sind demnach in einer Sprache, die

ihre Nomina *beugen* kann, kein nothwendiger, sondern nur ein nützlicher Sprachtheil, und statt der *herm.* Annahme, daß keine Präposition ausgelassen werden könne, möchten wir behaupten, daß in der griechischen Sprache *alle* fehlen können. Findet sich z. B., in dem Gebiet des Genitivverhältnisses seyn Bestimmungen der Zeit, des Orts und der Ursache mit eingeflossen: so wird der Sprache gemäß seyn: *νεφέλων ἐσκότες, ὡς τε κρονίων νηνεμῆος ἔατοσαν ἐπ' ἀκροπόλειω ὄρεσιν* Il. ε. 592 nebst allen *Genitiuis Consequentiae*; ferner *ἔφ' οὗ φαίνεται πείρας Γαίης οὐδ' ὄρεων* Il. ρ. 373 nebst der ganzen Heerschaar von Verbis, die das *Anfassen* an einem Orte, das *Berühren* u. dgl. andeuten, und endlich *τῆς ὄγ' καίτ' ἀχέων* Il. β. 801, nebst einer gleich großen Masse von Verbis, zu denen Substantive *causalisch* treten: sich freuen *wegen*, hallen *wegen* u. dgl. — Findet sich nun neben: *νηεμῆος ἔατοσαν* noch *τὸ πρὶν ἐπ' εἰρήνης* Il. ι. 443: wozu veranlaßt uns *ἐπ'*, wenn wir auf *νηεμῆος* zurücksehn? offenbar, daß wir unter den vielfachen Beziehungen des Genitivs bey *νηεμῆος ἔατοσαν* gerade die des *ἐπ'*, *des während*, denken sollen, also etwas, *quod etsi non dictum, cogitatur tamen*, und man kommt auf das *λείπει ἡ πρόθεσις* der Grammatiker zurück, ohne deswegen die Rede *ohne Präposition* für fehlerhaft, oder die Präposition für eine wesentliche nothwendige Beziehung des Genitivverhältnisses zu halten. — Dasselbe gilt, wenn in den anderen angeführten Stellen Präpositionen zu näherer Beziehung des Verhältnisses eingefügt werden, wie überhaupt bey allen anderen Präpositionen.

Eben so verhält es sich mit den *Partikeln*, besonders mit denen, die mit einem Modus in Verbindung stehen. Wie nämlich die *Casus* durch das gegenseitige Verhältniß zweyer Begriffe: so werden die *Modi* durch das zweyer Sätze zu einander begründet. Dem Modus kann es gleichgültig seyn, welche Partikel bey ihm steht, da er das Verhältniß der Sätze schon durch seine Form ankündigt. Die Lateiner haben bekanntlich dergleichen Partikeln sehr wenige, und für den relativen Satz, sowohl für den *optativen*, als den *conjunctiven*, gar keine; doch die sorgfältigeren Griechen nahmen, um das Verhältniß der Sätze zu individualisiren, bestimmte Wörtlein auf, die in der epischen Sprache in gewissen Fällen fehlen oder stehen, späterhin aber sich befehligt haben. Wir erinnern die Kundigen an die homerischen Vergleichen, welche durch Zeitpartikeln, *ὅτε*, *ὡς*, mit oder ohne *κέν* und *ἄν* eingeleitet, und — trotz der neuesten Ausgabe — nach genauerer Ansicht durchaus im *Conjunctivo* aufgeführt werden. Eben so der *relative bedingende* Satz. Er erscheint mit seinem *Conjunctiv* bey dem Homer mit oder ohne *ἄν* und *κέν*, *bey den Späteren nie ohne ἄν*. — Von sehr vielen nur Ein Beyspiel:

τόσσον ἀναυθ', ὅσσην τε πανημερίη γλαφυρὴ νηὺς ἦν, ἥ λυγρὸς οὐρὸς ἐπὶ πνεύσιν ἐπισθεν Od. δ. 356.

Man halte dagegen aus derselben Rhaph. 195:

νηεμῆος γὰρ ἐπὶ πνεύσιν

Κλαίον, ὅς καὶ θάνατος βροτῶν καὶ πότμος ἐπισπῃ.

In beiden Stellen ist der relative Satz *bedingend*, und wir würden uns, um seine bedingende Kraft auszudrücken, der Wörter *wann*, *im Fall* bedienen. *Bedingungsmachen* ist aber nur eine untergeordnete Eigenschaft des *Conjunctivs*, *Begründung der Abhängigkeit eines Satzes* ist sein allgemeines Geschäft; deshalb ist, um die Bedingung auszudrücken, neben der *conjunctiven* Form des Verbi, die den Satz nur abhängig darstellt, noch die Partikel *ἄν* oder *κέν* nöthig, welche, um es beyläufig zu sagen, von den Griechen allein gebraucht wird, um die *Bedingung* in einem Satze anzudeuten, möge derselbe nun *selbst bedingt*, oder *einen anderen bedingend* seyn. — Findet sich nun ein bedingter relativer Satz, der bloß durch die *conjunctive* Form des Verbi, demnach nur als *abhängig* bezeichnet wird: warum sollen wir nicht sagen, daß das *ἄν* zwar nicht nothwendig zu stehen brauche, indem *Abhängigkeit* die *Bedingung* als Species unter sich begreift, aber doch gedacht werden müsse, um den *conjunctiven* Satz als einen *bedingten* zu individualisiren? — Wir hätten demnach eine Partikel, *quae, etsi non posita, cogitatur tamen*, also eine Ellipse. Was wir für *ἄν* geltend gemacht haben, gilt auch für *ἴνα* in

ἀλλ' ὅγε νῦν ἐπιμνησκον, ἄρῃα ταῦτ' αὖτις

wo S. 182 gegen die Ellipse gesprochen wird, und für andere Partikeln. Es würde jedoch zu weit führen, in mehreren einzeln Fällen dieser Art unsere Ansichten denen des Vfs. entgegenzustellen. — Ferner bemerkt der Vfs., daß von dem Satze auch mehrere Theile fehlen können, nämlich *Copula* und *Prädicat*, wenn beide im Verbo verbunden sind; doch so, daß dann noch ein Theil des Prädicats, der außer dem Verbo war, zurückbleiben müsse: z. B. *τι τοῦτο πρὸς ἐμέ σ'ε. προσήκει* u. dgl. Wir begreifen dabey nicht, warum in *οὔτε με ταύτης χρεώ τιμῆς* aus Il. ι. 604, statt des gewöhnlich verstandenen *ἰκάνεται* richtiger *ἔχει* verstanden werde. Denn zugegeben, daß *ἔχει* hinreiche, die Construction zu erklären: warum soll man das dem Homer ganz ungewöhnliche *χρεώ τινος ἔχει με* annehmen, um neben der angeführten Formel noch viel andere, als *χρεώ βουλεῖ ἐμέ καὶ σέ* Il. κ. 46, *τίπτει δὲ σέ χρεώ, τί δὲ σέ χρεώ ἐμείο, ὅττεο σέ χρεώ* u. dgl. zu erklären, da hier *ἰκάνειν* stehendes Wort ist, und neben *χρεώ γὰρ ἰκάνεται* *οὐκέτ' ἀνέκτος* nach *ὅτι δὴ χρεώ τισιν ἔκει* Il. κ. 141, *χρεῖω γὰρ ἰκάνειν* Il. ζ. 136. und ähnliche unterläßt?

Endlich können alle Theile des Satzes fehlen, wie in *μὴ δράσῃς τάδε*, wobey der Vorderatz *δρα (tu-videns-jis)* ausgelassen ist. — Wir erwarteten hier ein Wort über absolute, durch *ἄν* bedingte Sätze mit Indic. oder Opt., welche nach unserer Ansicht als Nachsätze zu betrachten sind, zu denen die Vorderätze aus dem Zusammenhange müßten verstanden werden:

*ὡς καὶ σὺ καταθίσθαι *) σὺν ἡμῖν*

*) *Ann.* Warum schreibt man in den Ausgaben κα-

ἄλλας, οὐκ ἂν τόσα θεοτροπὴν ἀγέρευε;

αὐτὸ καὶ Τηλέμαχον κηλομένην ὡς ἀνείης. Od. β. 183.

wo der Vorderatz εἰ γὰρ κατέφθονο — zu οὐκ ἂν ἀγέρευε, οὐδὲ κεν ἀνείης etc., aus dem Vorigen so gleich hervorgeht. ἀλλ' ἐγὼ οὐ πιθήμην· ἢ τ' ἂν πολὺ κέρδιον ἦεν. (scil. εἰ ἐπιθήμην) Il. χ. 103. Dieser bedingte Satz, dem der bedingende abgechnitten ist, erscheint in den seltsamsten Gestalten, und so häufig, daß allein im Homer bey 200 Stellen durch ihn zu erklären sind.

Die weiteren Untersuchungen folgen dem Werke des Lambertus Bos. Überall sucht unser Vf. das Zerstreute unter allgemeine Punkte zu fassen, und auf die bereits angegebene Art zu erklären, nicht selten mit Tadel gegen Hn. Schäfer, der sich gewöhnlich begnügt, die Ellipse ohne weitere Erklärung zu verwerfen.

IV. *De ellipsi nominis.* Bos und Andere nach ihm sollen hier gegen 300 Ellipsen erdichtet haben, a) wo nichts oder etwas Unbestimmtes zu verstehen ist, wie τοῦ μηνός, wo nicht ἐκείνου, so wenig als in des Monats zehn Drachmen brauchen, zu verstehen ist, — εἰσὶ αὐτοὺς, ὅπως ἂν καὶ ἔχοντες τοὶ οἰκάδε ἀφίκωνται, wobey nicht ἔννοια, sondern τοῦτο gedacht werden solle. — Auch daran ist nicht zu denken, denn das Subject liegt hier in dem Satze ὅπως — ἀφίκωνται, welcher in seiner logischen Form lautete τοὶ οἰκάδε ἂν ἀφικέσθαι, ἔχοντας καὶ τι, — εἰσὶ αὐτοὺς das Nachhausekommen können mit einigem Besitz, fiel ihnen ein. Dieses Verschieben des Subjects erscheint überall, wo der vorantretende Satz kein Subject hat, und deshalb im Deutschen das Wörtchen *es* vicarirt. Es wäre thöricht, dieses *es* selbst, ein Nichts, für ein Subject zu halten, und der eben geschriebene Satz: *es wäre thöricht*, hat gar kein Subject, sondern dieses tritt erst hinten an: *das Halten des Es für ein Subject* — wäre thöricht, und *es* vicarirt nur am Anfange. Die Griechen haben keinen solchen Vicarius, und darf ihnen derselbe auch nicht als Ellipse τοῦτο aufgedrungen werden. — Übrigens ist diese Bemerkung über subjectlose Sätze, deren Subjecte als eigene Sätze nachtreten, von grosser Wichtigkeit, besonders für Erklärung des Accus. c. Infin., der ein anderer als Prädicat, und ein anderer als Subject ist, als Subject in *audtum est, fratrem tuum decessisse*, als Prädicat in *audio fratrem tuum decessisse*. — Umsonst erwarteten wir unter den Bemerkungen über Partikeln ein Wort zur Erklärung dieser höchst seltsamen Constructionsart, in der wohl der älteste Sitz der elliptischen Partikeln gesucht worden ist. —

Auch können wir nicht in den Tadel einstimmen, der Hn. Schäfer treffen soll, weil er Redensarten, wie δι' ὁρῆς, ἐξ ἰδεας, mit Musgrav durch eine *entallage generis* erklärt. Etwas Wahres liegt immer in dieser Erklärung. Denn auch zugegeben,

τὰ φείδαι, die Perfectform ohne Noth ihres Arguments beraubt?

daß der Ausdruck *entallage generis* nicht eben passend ist: so ist doch zu bemerken, daß da ταύτης, ἢ, so gut adverbialisch gebraucht werden, als αὐτοῦ, οὐ, uns nichts hindert, eben dieses bey ἐπὶ ταύτης ibi und ähnlichen, eben so anzunehmen wie bey ἀπὸ τούτου, seitdem, wo wohl Niemand mehr χρόνου verstehen wird. Sind aber diese Redeformen adverbialisch zu fassen: so auch δι' ὁρῆς, ἐξ ἰδεας und was sonst der Art angeführt wird, um so mehr, da in manchen Stellen gar kein Ergänzungswort empfangen will. Das gilt auch von der Redensart ἢ ποδῶν ἔχει: wie (*que ratione*) *er sich befindet an den Füßen* (*genitivus loci*), welche zu erklären der Vf. οὐκ ποιοῦντα ποδῶν ἔχει hereinführt. — Unmöglich kann er glauben, daß der abstracte Begriff ποιότης ποδῶν älter sey, als die sprichwörtliche Redensart; und ist das nicht: so kann er auch nicht zu Erklärung derselben angewendet werden. — Warum ferner der Vf. θεοῦ θέλοντος οὐδὲν ἰσχύει φθόνος, wo der Genitiv die Ursache einfach angebt; glaubt durch θεοῦ θέλοντος ἔστιν, οὐδὲν ἰσχύειν φθόνος erklären zu müssen, ist uns eben so wenig klar. — So künstliche Ableitungen führen auf einem anderen Wege in die willkürlichen Ergänzungen des kaum abgethanen Ellipsensystems zurück. —

Übrigens wird hier die *Confusio duarum locutionum* zum ersten Male in der Abhandlung zur Erklärung für elliptisch gehaltener Redensarten angewendet, richtig im ἵδεσθαι τι, was als στέργειν gedacht wird, und in Stellen, wie ἦν δ' ἔμει στρατηλάταις, — οἱ μὲν, πατάξαι πρόσθεν Πτολεμαίῳ δουκ. τ. λ., wo εὐρίζοντες ἔλεγον gedacht, und bald darauf eine sehr schöne Emendation von Euphr. Phoen. 333. (δοκυνέσσαν ἱστοία in δακρυόεσσ' ἔαν ἱστοίαν verwandelt) aufgeführt wird. Zu weit ausgedehnt wird diese Verwechselung hier bereits, um στεφάνου τινος, ἐρᾶν τινος durch στεφάνου ἐπιτιθεναί τινος, ἔρωτα ἔχειν τινος zu erklären. Wird der Begriff des Genitivs in seinem Umfange gefaßt, wovon wir nachher sprechen werden: so kann er eben so bey ἔρος τινος, als bey ἐρῶν τινος, bey ἐρωτα εἶναι τινος, wie bey ἐρᾶν τινος stehen, ohne daß man nöthig hätte, das Eine der Erklärung des Anderen zum Grunde zu legen.

V. *De ellipsi verborum.* a) Verkünstelung einfacher Ellipsen, z. B. τι ἐμοὶ τοῦτο, wo nur ἐστὶ zu denken nach Schäfers richtiger Ansicht, dem jedoch Hermann gleich darauf bey ὡς εὐτυχῶς, ἐν οὐκ ἐλήφθην mit „immo vis ulla mihi videtur manifestior ellipsis“ widerstreitet, mit Unrecht. Denn steht bey ἐστὶ richtig das Adverbium αἰσχυρῶς ἐστὶ, καλῶς ἐστὶ (vergl. Schäfer ad Dionys. de Compos. Verbb. p. 76): so auch wohl ohne ἐστὶ. Eben so sagen wir: wie glücklich, daß ich nicht ergriffen wurde, und Niemand denkt an weitere Ellipse. — b) Fälschlich angenommene Ellipsen von Verbis, wo zwey Redensarten verwechselt werden. Trefflich durchgeführt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 M Ä R Z, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Fortsetzung der Recension

von

Hermann diff. de ellipfi et pleonasmø
in lingua Graeca.

VI. *De ellipfi praepositionum.* (Wir nehmen hinzu VII. *De usu Genitivi.* VIII. *De Genitivo nomini juncto.* —) Hier haben, sagt der Vf., die Ellipfen einen wunderbaren Schein von Wahrheit; aber eine Präposition, wie überhaupt eine Partikel, könne nicht fehlen, *ut quibus variae rerum cogitationumque inter se rationes indicentur.* — Von der Sache ist schon gesprochen worden. Was den angeführten Grund anbelangt: so könnte derselbe wohl bey einer Sprache gelten, welche die Beziehungen der Begriffe nicht durch Flexionen ihrer Wortformen, sondern durch eingestopfte Artikel, Partikeln, Bindewörter und dergl. angiebt, nicht bey einer alten, die einer Hülfe der Partikeln zu diesem Behuf im Grunde nicht bedarf. — Bey der Annahme, daß Präpositionen ausgelassen seyen, habe man einen doppelten Irrthum begangen: a) die auch hier eintretende Verwechslung der Begriffe nicht bemerkt, und b) daß nach derselben manche Casus eine Bedeutung bekommen, die denn von der ursprünglichen abgewichen sey. — Nach unserer Ansicht muß die Präpositionenlehre, wie die ganze Syntax, in die homerische und attische geschieden werden. Was dazwischen liegt nähert sich mehr der einen oder der anderen. Eine Verdrehung des ursprünglichen Gebrauches der Präposition ist bey den Attikern nicht zu verkennen.

Bey Homer fallen alle Präpositionen in die Gebiete der Casus regelmässig ein, im Fall letztere nur, wie sie sollen, abgemessen werden. Was die Attiker verwirrt, ist, wie auch nachgewiesen werden kann, aus Mißverständniß homerischer Spracheigenheiten entstanden. — Diese abgerechnet (und ihrer sind nicht viele), können wir weder mit unserm Vf. beym Gebrauch und Nichtgebrauch der Präpositionen eine Verwechslung der Begriffe, noch eine dadurch entstandene Änderung in den Casusbedeutungen annehmen, und müssen alle daraus hergeleiteten Erklärungen nach unserer oben ausgestellten Ansicht von Casus und Präpositionen als eines zureichenden Grundes ermangelnd ansehen.

Mit vielem Scharfsinn wird die Frage verhandelt, ob der Grund des Regimen in der Bedeutung
J. A. L. Z. 1811. Erster Band,

der Präposition liege, oder ob die Bedeutung des Casus über den Gebrauch der Präposition entscheide, und das Urtheil fällt wie billig dafür aus, daß Bedeutung des Casus und der Präposition harmoniren müssen. Doch wird hiedurch noch nichts gewonnen, weil sich nun erst fragt: welches die Bedeutung eines jeden Casus sey; — bekanntlich die Klippe, an der bis jetzt alle philosophische Sprachforschung gescheitert ist. — Der Grundfehler aller Untersuchungen darüber lag wohl darin, daß man jeden Casus als etwas Einzelnes und Ganzes betrachtete, ohne zu bedenken, daß er das Glied eines Verhältnisses ist, und ohne das andere Glied so wenig betrachtet werden kann, als in Zahlenverhältnissen das Eine ohne das Andere, daß demnach bey einer Untersuchung, welche über die Declination hinausgeht, überhaupt nicht zuerst nach einem Genitivus, Accusativus u. a., wohl aber darnach gefragt werden muß, wann zwey zusammentretende Begriffe im Genitivverhältniß, im Accusativverhältniß u. a. stehen. — Es genügt nicht, mit dem Vf. vom Genitivus auszusagen: *Proprie rem indicat, cuius aliquid accidens sit.* Zugegeben, was jedoch Überwindung kostet, daß in *filius patris* der Sohn das Accidens des Vaters sey: was soll man sagen, wenn von einem Griechen erzählt wird: *eine That sey geschehen zu der Zeit, aus der Ursache, an dem Orte*, und dieses Dreyes im Genitiv steht? — Soll nun die That seyn das Accidens von der Zeit, der Ursache, dem Orte; oder sind es diese drey nicht vielmehr von der That? — Der Vf. wird uns, wie oben, bey *θεοῦ δέλονται* κ. τ. λ., mit verwechselten Constructionen begegnen; doch können wir in Erklärungen, die nur einen kleinen Theil des Gegenstandes umfassen, und den weitgrößern auf allerley Nebenwegen hineinziehen, nichts anderes als *zufällige Ansichten* erkennen, um so mehr da ihnen das Kriterium der Wissenschaftlichkeit, nämlich die Gewissheit mangelt, daß die Sache erschöpft sey, und man nicht abseht, warum die Sprache gerade so viele Casusformen habe, nicht mehr und nicht weniger.

Bedenkt man, daß Gegenstände und Begriffe entweder *ruhig bey einander* oder *in Thätigkeit gegen einander*, nicht aber auf eine andere Weise zusammengedacht werden können: so möchten sich für die Sprache zwey Grundverhältnisse der Begriffe ergeben, neben denen ein drittes unmöglich zu denken wäre. Tritt nun die Bemerkung hinzu, daß das *Beyammen* der Gegenstände und Begriffe ein

wesentliches, inneres, ein Ineinander seyn könne, z. B. die Kraft des Geistes, die Thaten des Cäsar, oder ein zufälliges, äußeres, also ein Aneinander, z. B. der Stein auf dem Berge, der Brunn im Walde, der Kahn an dem Ufer u. a.: so zerfällt sich das Beyeinander der Begriffe in ein zweyfaches, und jenes Grundverhältniß ebenfalls, in das Genitivverhältniß für das Ineinander, und in das Ablativverhältniß für das Aneinander der Gegenstände. — Es läßt sich leicht zeigen, wie Eins in das Andere übergehen kann: der Fluß im Thale in den Fluß des Thales, die Farbe der Rose in die Farbe an der Rose, so sehr, daß, die lateinische Sprache gegen die griechische gehalten, meist das Letztere für das Erstere eintritt. Doch wir können hier nur die Skizze geben zu unserem Endzweck. — Die Flexion des Einen der in verhältnißstretenden Begriffe, oder der grammatische Casus, ist demnach nur das Zeichen für das Verhältniß, wie z. B. bey Zahlen die zwey Punkte für $8:2=4$; oder $8 \times 2 = 16$, und bey Begriffen: Natur des Menschen = Menschennatur. — Es ist demnach auch ganz gleichgültig und in den Sprachen zufällig, welches von beiden Wörtern flectirt wird, und um z. B. rex, hebr. masech, und terra, hebr. harez in das Genitivverhältniß zu bringen, flectiren die Europäer im letztern, die Orientalen im ersten Worte, Rex-Terrae, Malché-Harez. Betrachtet man nun den Begriff, den das Zeichen des Genitivs trägt, nach seinem inneren Verhältnisse zu dem andern: so erscheint er als dessen integrierender Theil, als Ergänzungsbegriff, der in Ermangelung eines gemeinsamen Wortes für beide als eigenes Wort in eben so enge Verbindung mit dem ergänzten Begriffe gesetzt wurde, wie aus demselben Grunde Adj. und Subst., wesswegen beide Verhältnisse in den Sprachen variiren, und der starke Gott, der donnernde Gott, den Orientalen der Gott der Stärke, der Gott des Donners, ist, ja selbst bey den Griechen der Flügel des Schnees (λευκῆς χιόνος πτέρυγι στεγανός Soph. Antig. 114), die Nacht der Sterne (μέλαινα τ' ἀστρων ἐκλέλοιπεν εὐφροσύνη Soph. Electr. 19) und Ähnliche.

Ist auf diese Weise das Eigenthümliche des Genitivverhältnisses und das genitive Wort als der Ergänzungsbegriff richtig bestimmt: so wird es nicht nur zwischen Substantiven, sondern auch eintreten, a) wo ein Adjectivum durch ein Nomen Substantivum oder Adject. ergänzt wird, ἀκείρος τοῦ πολέμου, πλήσιος χώρου, ἐλεύθερος κακῶν, und wir verwahren uns gegen die Ansicht des Vfs., der S. 145, um den Begriff des Accidens in den Genitiv zu bringen, eine Umschreibung durch das Subst. zum Grunde legt, und z. B. κενός τις durch κένωμα ἔχων τις glaubt erklären zu müssen; b) wo ein Adverbium durch ein Nomen ergänzt wird, θῶν ἄτερ ἐντοσθεν πόλεος, ἔξοχον ἄλλων, τίο μέχρις und tausend andere, wovon uns der Vf. die Erklärung schuldig geblieben ist; c) wo ein Verbum durch ein Nomen ergänzt wird, φε-

θεσθαι τινός, παύεσθαι τινός und in so vielen Fällen, als ein Verbum erscheint, dessen voller Begriff erst dann hervortritt, wenn es mit dem Nomen in Verbindung gesetzt wird, κίνειν ἑαυτοῦ, φέρειν ὕλης, wo die Sprache ὑλοφάγειν an die Hand giebt, zum deutlichen Beweis, daß der Genitiv in den Begriff des Verbum mit hineingehört, und keineswegs mit dem Vf. ein τι supplirt werden soll; eben so ἐρεῖν παῖδός, was in παῖδραστῶν zusammenfällt. — Auch hier kann demnach die vom Vf. angenommene Vertauschung verschiedener Begriffe zur Erklärung nicht zugelassen werden, und wir werden uns μνησκεσθαι τινός u. a. im ursprünglichen Genitivverhältniß denken, ohne mit ihm die Erklärung durch μνημὴν τινός ἐρεῖν gewinnen zu wollen. Das Letzteres gesagt werde, nöthiget uns nicht, es dem Ersten zum Grunde zu legen. — Es würde zu weit führen, wenn wir alle andern Erklärungen und Ergänzungen des Vfs. zusammenstellen wollten, die sich aus den angegebenen Sätzen bestreiten ließen. Wir bemerken nur noch, daß in dem Gebiet des Genitivverhältnisses alle Verba der Bewegung im weitesten Sinne begriffen sind, indem ja die Angaben, von wo, wohin, wo, worauf die Bewegung geschieht, offenbar als Ergänzungsbegriffe dazu treten. Es liegt demnach in ἐρχοιται πεδίοιο II. β, 801, μάλα δ' ὦκα διέπρηστον πεδίοιο II. β, 786, ἐκαμον πολέος πεδίοιο θούται II. δ, 244, ἰὼν πολέος πεδίοιο II. ε, 597, πετοντο κονιόντες πεδίοιο ἵνα πρήσσωσιν ὄδον II. α, 264, πάλιν τράπεζ' υἱός εἶο II. ε, 138, χέζοντο κελύδου II. μ, 262, ein so offenes und ursprüngliches Genitivverhältniß zum Grunde, als in ἐρεῖν παῖδός, was sich bey πρήσσαν ὄδον am deutlichsten zeigt, wenn man es gegen ὁδομαρτίαν hält. Da nun aber gerade die Beziehungen der Bewegung sich gar sehr verzweigen: so ist kein Wunder, daß zur individuellen Bezeichnung die Präpositionen ἀπό, παρά, πρὸς, ἐξ, und in anderen Richtungen der Bewegung ἐπὶ, κατ', διὰ angewendet werden. — Der Vf. äußert sich darüber S. 138 nach seinem Begriff vom Genitiv, dessen Unkathartigkeit den Fall alles dessen nach sich zieht, was darauf gegründet ist, oder in Beziehung darauf ausgesprochen wird.

IX. De usu genitivi omisso nomine. Es mag gelt den hier aufgeführten Redensarten an einmündigen Vereinigungspuncte. Denn die Angabe: alle stehen unter der Form des Genitivs, qua aliquid universe dicatur alicujus rei esse, non addito, quid ejus rei sit, ist zu weit auf der einen, zu eng auf der anderen Seite, und hilft zur Erklärung nichts. Füglicher konnten hier anammengesetzt werden die Angaben des Ortes, der Zeit, der Ursache, welche aus keinem anderen Grunde im Genitiv gesetzt werden, als weil dadurch etwas schon Ausgesagtes ergänzt wird. Es wird hiervon Mehreres zerstreut angeführt, und theils unbefriedigend erklärt, als S. 152: τῆςδε γῆς πόσις durch ἐγγύριος πόσις, S. 157: οὐ γὰρ χωμένους durch οἱ γινώσκοντες ὅτι χωμένους

und ἀεξαμένον ἰδοῦναι μὴνός durch διδόναι ἰδοῦναι ἔστι μὴνός ἀεξαμένου, theils gar nicht, wie τίνος χρόνου, ἔλθω — του προτέρων ἐτέρων u. a., oder mit fremdartigen vermischt, wie wenn τὸ δὴ Ζηνός ἐστίν mit ἢ οὐκ Ἄργεος ἢεν Αἰακίου S. 151 zusammengehalten wird.

Auch eine Erklärung des Genitivs beym Comparativo wird versucht, die jedoch eben so wenig gelungen scheint. Es wird richtig bemerkt, daß der Genitivus Plur. beym Comparativ von ganz anderer Natur sey, als der Gen. Singul.; aber der Grund wird nicht angegeben. — Προφερέστερος πάντων und προφέρειν ἑαυτοῦ πάντων sind offenbar nur so verschieden, daß der Superlativus den Schluss ausspricht, der durch den Comparativ eingeleitet wird: er ist besser als alle, folglich der allerbeste, und der Genitiv könnte daher in beiden Fällen derselbe scheinen. Aber eine ganz andere Bewandniß hat es mit dem Singul. προφερέστερος πατρός, ἔδεν γερεῖω, und es ist offenbar nur Aushülfe, wenn den Vf., auch hier Verwechslung annehmend, die Construction des einen Falles auf den anderen läßt übertragen worden seyn, um so mehr, da nicht klar wird, warum die latein. Sprache in derselben Verbindung, neben *dignissimus omnium*, noch *dignior omnibus* und *dignior patre* hat, zum deutlichen Beweis, daß hier etwas anderes als zufällige Verwandtschaft des einen Comparat. mit dem Superlativ den Genitivus herbeygeführt hat. — Offenbar liegt jedem Comparativ ein Causal- und demnach ein Genitiv-Verhältniß zum Grunde, indem nicht ausgelegt werden kann, daß eine Eigenschaft sich an einem Gegenstande in höherem Grade befindet, wenn nicht ein anderer dagegen gestellt wird, der, sie in geringerem Grade besitzt, und demnach die Ursache enthält, vermöge welcher dem anderen Gegenstande das höhere Prädicat beygelegt werden kann. Er steht also im Genitiv, und bey den Lateinern im Ablativ, nicht weil eine zufällige Ähnlichkeit ihm dem Genitiv beym Superl. näher bringt, sondern weil die Griechen den Begriff der Ursache durch den Genitiv, die Lateiner durch den Ablativ ausdrücken.

X. De usu dativi. Der Dativus soll die Sache anzeigen, an der sich eine Wirkksamkeit offenbaret (in qua cernitur aliqua efficientia); und da dieses auf eine active und passive Weise geschehen könne: so bekomme der Dativ eine doppelte Bedeutung (vim duplicem), eine active (activa efficientia ratio), nach welcher angegeben werde, daß etwas durch eine Sache geschehe; in welchem Falle er den Casus lieber Ablativus nennen wolle, und eine passive, welche angebe, daß der Sache etwas geschehe, die mit dem Casus benannt wird. —

Abgesehen von dem Ganzen dieser Deduction: so können wir schon dieses nicht billigen, daß zur Erklärung des Ablativs der Begriff einer Thätigkeit zu Hülfe gerufen wird, da doch das Beyammen-seyn der Gegenstände im Ablativverhältnisse offenbar

ein ruhiges, thätigkeitsloses, unbewegliches ist, so sogleich in das Accusativverhältnisse übergeht, wenn eine Thätigkeit eintritt, z. B. θώραξ ἀμφὶ στήθεσιν, ὁδὸς ἐν ἄστυ im θώραξ ἀμφὶ στήθεσιν. ὁδὸς eis ἄστυ, sobald ich den Panzer nicht in Ruhe um die Brust, sondern mit einer Thätigkeit verbunden: um die Brust her geschwalle, und den Weg nicht bloß als seyend in der Stadt, sondern als dahin führend, denke.

Wir können ferner nicht annehmen, daß in πατάσσειν ῥάβδῳ der Ablativ ohne Präpos. stehe, weil er das Instrument anzeige. Dieser Begriff ist bey manchen Ablativen bloß zufällig und paßt nicht auf χλαίην καλοῖς, νοστέιν νόσῳ u. a. m. — Das Subject welches schlägt, sich freut, leidet, und der Gegenstand, mit dem es schlägt, über den es sich freut, an dem es leidet, werden hier offenbar zwar nicht als einander integrierende Begriffe, aber doch im Zusammenhange, also an einander gedacht, und fallen so in das Ablativverhältnisse. Nicht angegeben wird, warum ἐπεσθαι τινι ohne Ellipse stehe, aber richtig der Dativ in ἡ Ἀθήνησιν ἀκρόπολις erklärt. Die Erklärung des ἐν Πυθῶνι, welches ursprünglich ἐν, Πυθῶνι gewesen seyn soll, ἐν als Adverb. gedacht, ist sicher falsch, da die Griechen dann zu allen Zeiten ἐν Πυθῶνι würden gesetzt haben, wie ἐντοσθεν πόλεος oder umgekehrt αὐτοῦ ἐν Τροίῃ.

XI. De usu accusativi. Auch hier geht der Vf. darauf aus, die Ellipsen als unnöthig zu verdrängen; und ob wir wohl in der Sache beystimmen: so doch auch hier nicht in den Gründen dafür. Das andere Grundverhältniß der Begriffe trat ein, wenn sie in Thätigkeit gegen einander gedacht werden. Geht von dem einen eine Wirkung, eine Ansehung der Kraft oder der Freyheit auf den anderen über: so treten beide in das Accusativverhältnisse. Sol praebet lumen. Die Sonne wird als wirksam gedacht. Ihre Wirkksamkeit erstreckt sich auf das Licht; dieses erfährt jene Wirkksamkeit, denn es wird gewährt. Da nun diese Wirkksamkeit in Beziehung und mit Rücksicht auf einen dritten Gegenstand geschehen kann: so tritt dieser in dem Dativverhältnisse hinzu; und es ist sofort wohl klar, daß neben den vier Verhältnissen, in welche sich die beiden Grundverhältnisse zerspalten, ein fünftes nicht weiter Statt finden kann, ferner daß die griechische Sprache in diesem Theile einen Mangel zeigt, indem sie das Dativverhältniß zu dem Ansehn der Begriffe schlägt, so daß man sie nicht als des Ablativs, sondern als des Dativs entbehrend hätte darstellen sollen.

Übrigens ist es klar, daß als allgemeines Zeichen des Accusativs aus seinem Verhältnisse das Übergehn, das Sich-erstrecken, demnach auch Bewegung, die zum Ziele gelangt, und das ganze Gebiet des deutschen bis, herum, daran hin, hindurch u. dgl. genommen wird, daß wir demnach nicht mit dem Vf. ἐρχομαι κλισίῳ, εἰρήνης γενοίας τέτταρας μῆνας (hindurch) durch den Nebenbegriff des obtinere, oder sidus καλλιστος

durch εἶδος ἔχων κάλλιστον, oder S. 168 πληττόμαι πῶδα durch πληττόμενον ἔχω πῶδα. oder dafs etwas werden erklären, sondern in allen das ursprüngliche Accusativverhältnifs werden anerkennen müssen.

Vortrefflich wird übrigens die Ellipse des κατά, in χωόμενος κῆρ u. dgl., des διά in ὁ, ἄ u. dgl. bestritten, so wie der doppelte Accusativ θανάτου νυ τοι ὀρκί' ἔταμνον, Ψευδὸς ἐμὰς ἄτας κατέλεξας u. dgl. eben so glücklich erklärt. Was in diesem Abschnitt abgehandelt wird, das wird größtentheils als reiner Gewinn in die neuere hellenische Sprachkunde übergehen.

XII. *De ellipsi adverbiorum et conjunctionum.* Über die Ansicht des Vfs., dafs auch keine Adverbien und Conjunctionen können ausgelassen werden, ist schon gesprochen worden. — Was er hier gegen die Ellipse des ἐρωτικῶς in πλησιάζειν γυναίκι und des ἄλλοτε, wo es nur einmal erscheint, annimmt, hat seinen guten Grund. In Verwunderung hat uns die dann folgende Behauptung gesetzt: *particulam ἂν ab antiquis sic esse usurpatam, ut nihil ad verbi modum pertineret.* — Doch wir enthalten uns zu bestreiten, was nur kurz angedeutet (*breviter indicatur*) wird, und erwarten die weitläufigere Untersuchung, die der Vf. zu versprechen scheint. — Glücklich wird dann die Ellipse von εἶος und ἦ bestritten. Ob εἰάν beym Indicativus nach Schötgen, oder beym Conj. nach Porson fehlen könne — diese und ähnliche Einfälle verdienten keine Berücksichtigung. — Wenn dabey erinnert wird: „*Particula ὥς, ut apud Homerum ὥστε, per se regit conjunctionem, si res non ut forte, sed ut quae fieri possit, narratur:* so ist zu bemerken, dafs bey Homer nicht nur ὥστε, sondern auch ὥς und εἴτε in Vergleichen den Conj. regieren; ferner, dafs nicht eine Möglichkeit dabey zum Grunde liegt, welche den Optativ herbeyführen würde, sondern ein früher Geschehenes als bestimmter Fall angegeben wird; endlich dafs diese Construction nicht über die epische Poesie hinausreicht, und demnach nicht gebraucht werden kann, um eine Stelle des Euripides Hecub. 1018

ἀλμυρόν τις ὥς ἐς ἄντλον πικρὸν
λέχριος ὑπέρη u. τ. λ.

zu erklären, die übrigens verdorben, und von uns bereits früher in der Recension des porson'schen Euripides hergestellt worden ist. Wenn der Vf. gegen die Ellipse des ἵνα in θάπτε με ὅττι τάχιστα, πύλας Αἰδάο περίσω u. a. streitet, und durch

βούλει πύλας Αἰδάο περίσω; θάπτε με ὅττι τάχιστα erklärt, was wieder einer Erklärung bedürfen würde, ist nicht abzusehn. Von der Ellipse des ἵνα ist oben gesprochen worden. — Eben so werden unbefangene Leser die Ellipse des μάλλον in Ζεὺς Γρωσὶν δὴ βόλεται δοῦναι κρείστος, ἥπερ ἡμῖν u. a. auch für die Zukunft fortdauernd gelten lassen. — Doch das Detail häuft sich, und wir bemerken nur noch zu S. 193 Xenoph. Anab. καὶ ἅμα ταῦτα ποιοῦντων ἡμῶν εὐθὺς Ἀριαῖος ἀφαστήξει, ὥστε (und so) φίλος ἡμῖν οὐδεὶς λείψεται, dafs Xenophon unmöglich, wie der Vf. meint, habe fortfahren wollen: ὥς φίλος ἡμῖν οὐδεὶς λείψεται. — Wenn ist je ein ὥς in der Bedeutung von *so dafs* mit dem Conj. verbunden worden? und soll es *damit* bedeuten: so kommt ein Sinn, an den der Schriftsteller gar nicht gedacht hat. — Überhaupt ist uns aufgefallen, dafs zwischen diesem doppelten ὥς auch in der Folge gar nicht unterschieden, ja sogar ein drittes, das ὥς als *wie* gedacht, eingemischt wird, wonach denn vom Vf. zu Erklärung einer Construction die Fomel ἄρ' ἔστιν ὥς ἔγυθεν ἂν θείην λάβοιμι gebildet wird, welche zu deutsch nichts heißen kann als: *ist es gestattet, dafs ich in der Näh den Anblick gewinnen würde.*

XIII. *De pleonasm.* XIV. *De iis, qui falso pleonasmī habentur.* Ist mehr als Anhang zu betrachten, der nur einige Punkte beleuchtet, und im Einzelnen weit befriedigender durchgeführt, als vieles über Ellipse. — ἀπ' οὐρανόθεν, ἀπ' ὁρσεφίν halten wir nicht für Pleonasmen, sondern οὐρανόθεν u. a. für alte Genitivformen, so gut wie ἔθεν. σέθεν. Besonders lehrreich ist, was über 5 verschiedene Classen von *übertollen* Constructionsarten, die man für pleonastisch hielt, auseinandergesetzt wird. Den Beschluß macht S. 213—235 eine Abhandlung über μὴ, οὐ und μὴ οὐ. Wir gestehen, dafs uns die Meinung des Vfs., ungeachtet mehrmaliger und genauer Überlesung, in den Hauptpunkten dunkel geblieben ist. Doch würde eine wenigstens eben so lange Gegenrede nöthig seyn, um deutlich zu machen, *warum wir* nicht eindringen konnten. — Die Hauptschwierigkeiten liegen in dem μὴ, μὴ οὐ bey Particip. und Inf., welche nach unserer Ansicht für sich gar nicht aufgelöst, sondern immer auf einen bedingten Satz zurückgeführt werden müssen, der dem Inf. oder Particip. — dunkler oder deutlicher gedacht — zum Grunde liegt.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Dresden, b. Arnold, u. Paris u. Cassel, b. Turneisen dem Sohne: *Gespräche für das gesellschaftliche Leben.* Zur Erlernung des richtigen Ausdrucks und der feinem Wendungen der französischen und deutschen Sprache von Franz Beauval. Zweyte verbesserte u. wohlfeilere Auflage. I Bdch. Morgengespräche. 1811. 192 S. II Bdch. Tagesgespräche.

196 S. III Bdch. Abendgespräche. 188 S. 2. — Auch unter dem französischen Titel: *Dialogues pour la vie sociale; propres à se former au ton de la conversation en français et en allemand par F. Beauval.* I Tom. Dialogues de matinées; II T. Dialogues de journées. III T. Dialogues de soirées. (a Rthlr.) (S. Rec. Jahrg. 1809. No. 25.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 M Ä R Z, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Beschluß der Recension

von

Hermann diff. de ellipsi et pleonasmō
in lingua Graeca.

Wir schliessen die Beurtheilung dieser scharfsinnigen und gelehrten Schrift, indem wir dankbar anerkennen, was ihr Vf. darin zur Berichtigung der griechischen Sprachkenntniß beygetragen hat, und indem wir vollkommen unterschreiben, was er über letztere zum Schlusse äussert, daß noch nicht einmal der Grund zu einer griechischen Grammatik gelegt worden sey. — So lange in der Grammatik über das System der Sprache, d. h. über die möglichen Beziehungen der Begriffe und der Sätze, so wie über das Wesentliche einer jeden, ihren Umfang und die Gestalten, in denen sie auftreten, die Untersuchung noch nicht einmal eingeleitet ist, kann alles, was geleistet wurde, nur als Herbeyschaffung und Sichtung von mancherley Materialien betrachtet werden.

Seit Jahrtausenden bildet die philosophische Reflexion Ansichten über das Verhältniß des Geistes zur Erscheinung, und beachtet kaum in der Sprache das wunderbare System, das seinen Verrichtungen zum Grunde liegt, das scheinbare Labyrinth, worin es eingeschlossen ist, und wozu der Faden, der zum Ausgange führt, verloren ist. — Ist es der bleyerne Druck des Pedantismus, der seit uralter Zeit auf dem Sprachunterrichte lastet, oder die unfruchtbare Scharfsinnigkeit der meisten philosophischen Sprachforscher, welche den Geist frischer und fröhlicher Forschung von seinem ersten und heiligsten Gebiet gebannt hat? — Und dennoch, wir sind es überzeugt, ist das System der Sprache nicht in verworrenen Netzen eingesponnen, die nur die feinste Speculation zu lösen im Stande wäre, nicht ein Spiel des wandelbaren Gebrauchs, noch von chaotischen Strichen der Willkühr und des Zufalls durchkreuzt, sondern, an der griechischen Rede entwickelt und im Zusammenhange aufgefaßt, einfach, groß und vollendet, wie der, dessen Abdruck es ist, der menschliche Geist.

Von einer Stelle der *hermannischen* Abhandlung, die ihn betraf, nimmt Hr. Prof. *Buttmann* in dem angehängten *Epimetron* Gelegenheit, sich über einige *selteneren* Formen zu erklären.

Die Sache betrifft zunächst seltsame Contractionen. *J. A. L. Z.* 1811. *Erster Band.*

nen in *Verbis puris*. Hr. *B.* hatte die Contraction von *εἰγώ* Part. *εἰγών* Conj. *εἰγῶ* statt *εἰγοῦν* und *εἰγοῖ* aus den Attikern angemerkt, und dieser noch *ἰδρῶσα* Hom. st. *ἰδροῦσα*, *ἰδρῶν* Hippocr. st. *ἰδροῖν* beygefügt, daneben aber *διδῶν* und *δῶν* als spätere Willkühr getadelt. Hr. *H.* spricht gegen diesen Tadel, und führt *βιῶν* und *γῶν* an, um *διδῶν* und *δῶν* zu schützen, mit Unrecht nach *Buttmann*, da *βιῶν* und *γῶν* ihr *ω* aus dem Indic. und Inf. Imperat. herübertragen, *γνώμεν*, *γνώσι*, *γνώσι* u. a., dahingegen *δῶν*, *διδῶν* auf die Form *δῶ*, *ἐδίδομεν*, *ἔδομεν* mit kurzem Vocal zurückgehen müssen. — Wie es scheint, schlägt der Grund nicht durch, und ein *ω* im Opt., wo es nie durch Contraction kann entstanden seyn, ist eine Willkühr, weil im Optat. hier durchaus kein Grund gefunden werden konnte, die Urform *γνοῖν*, *δοῖν* u. a. zu verändern, und dieses auch in keiner anderen *στᾶιν*, *δείν* geschehen ist. Wir können also zwar nicht die Vertheidigung des *διδῶν* durch Hn. *Hermann*, aber auch nicht den Grund seiner Verwerflichkeit billigen, wiewohl wir diese vollkommen anerkennen.

Das zweyte, was hier zur Sprache kommt, sind die optativen Perfectformen *μεμνέωτο* Hom., *μεμνῶτο* Xenoph., zu der Hr. *H.* Praef. *χρεώμενοι* aus *χράομαι* gefügt, und demnächst in Eurip. Heracl. 283, *μάτην γὰρ ἦβην ὧδε γ' ἂν κεκτώμεθα*, glücklich *κεκτώμεθα* mit dem Iota (eigentlich *κεκτώμεθα* nach der Analogie *μεμνέωτο*) geschrieben hatte. Es fragt sich nach dem Ursprunge dieser Formen. *Buttmann* leitet sie aus einer doppelten Optativform her *μεμνήμην* und *μεμνοίμην*, wie es scheint, ohne Grund. Die Elemente von *μεμνέωτο* sind *μνα*, *μέμνα* als Wurzel, und *οι* als Bindevocal, *το* als Endung: *μεμνα-δι-το*, *α* und *ο* gehen in *ω* zusammen, und *ε* tritt mildernd ein, wie in *Ατρείδαο*, *Ατρείδω*, *Αδρείδω*, *τεθναῶς*, *τεθνεῶς* u. a., also *μεμνῶτο*, *μεμνέωτο*. So also *κεκτώμεθα*, ursprünglich *κεκταοίμεθα*.

Ferner wurden von Hn. *H.* die epischen Formen *δηιόων* und ähnliche angeregt, und zur Erklärung auf Formen — *ώ*, *ώ* zurückgewiesen; Hr. *B.* bemerkt mit Recht, daß auf diese Weise *ἀρώσι*, *δηιόωντο* gar nicht erklärt werden könne, und nimmt eine Vermischung zweyer Formen an, so daß *γελώσι* aus *γελᾶω* (*γελῶσι*) und *γελῶ* (*γελῶωσι*) entstünde. Offenbar zu künstlich, um wahr zu seyn. Wir finden in solchen Formen nichts als die gewöhnliche Contraction; doch so, daß, um die Form dem epischen Verse anpassend zu machen, vor dieselbe ein *ο* vorschlagend trat, das zu diesem Behuf

T t t

auch wohl in ω übergieng: $\delta\eta\acute{\alpha}\sigma\iota\epsilon\nu$, $\delta\eta\iota\omega\acute{\epsilon}$ gegen den Hexameter (— — — — —), deshalb $\delta\eta\iota\omega\acute{\epsilon}\nu$ (— — — — —); $\zeta\acute{\alpha}\omega$, $\zeta\acute{\omega}$, $\zeta\acute{\omega}\omega$ gegen den Hexameter, weil vor ζ die Sylbe lang wird, also — — — — — erscheinen muß, daher $\zeta\acute{\omega}\omega$. Solche Formen gehören demnach zu den zahlreichen, die der Vers hervorgetrieben.

Endlich nimmt Hr. B. Gelegenheit, vom Infinitiv zu sprechen, und behauptet, die auf ν und $\nu\alpha\iota$ ($\tau\upsilon\pi\tau\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu$, $\tau\epsilon\tau\upsilon\phi\acute{\epsilon}\nu\alpha\iota$) seyen von gleichem Ursprunge. Wir wünschten das Ganze umfassender. Es sind bekanntlich 5 Infinitivformen: $\lambda\epsilon\iota\pi\acute{\epsilon}$ - $\mu\epsilon\nu\alpha\iota$, $\lambda\epsilon\iota\pi\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu$, $\lambda\epsilon\iota\lambda\omicron\iota\pi\acute{\epsilon}$ - $\nu\alpha\iota$, $\lambda\epsilon\iota\pi\epsilon\nu$ dor. und $\lambda\epsilon\iota\pi\epsilon\iota\nu$. — Man sieht, $\mu\epsilon\nu\alpha\iota$ ist Grundform; das Ende ($\alpha\iota$) getilgt bleibt die zweyte — $\mu\epsilon\nu$, den Anfang ($\mu\epsilon$) getilgt bleibt die dritte — $\nu\alpha\iota$, und von dieser das $\alpha\iota$ weggenommen, die vierte ($\lambda\epsilon\iota\pi\acute{\epsilon}\nu\alpha\iota$, $\lambda\epsilon\iota\pi\epsilon\nu$), wie von $\epsilon\pi\iota\gamma\rho\alpha\phi\eta\upsilon\alpha\iota$ ael. $\epsilon\pi\iota\gamma\rho\alpha\phi\eta\nu$, $\mu\epsilon\theta\upsilon\sigma\theta\eta\upsilon\alpha\iota$, $\mu\epsilon\theta\upsilon\sigma\theta\eta\nu$, $\lambda\epsilon\iota\pi\epsilon\nu$ ward in $\lambda\epsilon\iota\pi\epsilon\iota\nu$ lang gezogen, wie $\tau\upsilon\pi\tau\epsilon\iota\varsigma$ im $\tau\upsilon\pi\tau\epsilon\iota\varsigma$, woraus hervorgeht, daß alle Infinitivformen gemeinschaftlichen Ursprung haben. — Im Folgenden stimmen wir allem bey, was dieser gründliche und sorgfältige Sprachforscher über die Infinitiven $\pi\epsilon\lambda\acute{\epsilon}\nu\alpha\iota$ Prael., $\gamma\epsilon\gamma\acute{\alpha}\kappa\epsilon\iota\nu$ Perf., $\delta\iota\delta\omega\acute{\iota}\nu$ (oder richtiger $\delta\iota\delta\acute{\omega}\nu$), aus $\delta\iota\delta\acute{\omega}\nu\alpha\iota$ verkürzt, u. a. beybringt, zuletzt über $\phi\upsilon\nu$ statt $\phi\upsilon\nu\alpha\iota$, das der Vf. mit $\pi\acute{\iota}\nu$ statt $\pi\acute{\iota}\nu\alpha\iota$, dessen Analogie nachgewiesen wird, vergleicht, und diesen glücklichen Fund sofort dem Parmenides zuwendet, dessen Vers bey Simplicius $\phi\upsilon\nu\alpha\iota$ gegen den Hexameter hatte: $\tau\iota\delta'\acute{\alpha}\nu\kappa\alpha\iota\chi\rho\epsilon\acute{\omicron}\varsigma\omega\rho\sigma\epsilon\nu\upsilon\pi\epsilon\rho\epsilon\nu\eta\pi\rho\acute{\omicron}\sigma\theta\epsilon\nu\tau\omicron\upsilon\mu\eta\delta\epsilon\nu\acute{\omicron}\varsigma\acute{\alpha}\rho\chi\acute{\alpha}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma\phi\upsilon\nu$. Tr. Fch.

LÜBECK u. LEIPZIG, b. Niemann: *C. Crispi Sallustii opera*, exceptis fragmentis, omnia edidit et prooemio quadripartito, argumentisque capitum praemissis, eam, quae in scholis legi solet, partem notis illustravit M. Heur. Kunhardt. 1810. Pars prior, continens bellum Catilinarium. XXXXVI u. 160 S. Pars posterior, continens bellum Jugurthinum. 241 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Einleitung handelt von dem Leben und den Schriften des Sallustius, von seiner Latinität und von den vorzüglichsten Ausgaben desselben. In der Lebensbeschreibung unseres Historikers folgt Hr. K. fast ganz dem Clericus, nur daß er nicht so, wie dieser, die Quellen anführt, aus welchen die Nachrichten geflossen sind. Wir billigen dieses nicht; denn angehende Studirende, für welche dieses Buch bestimmt ist, müssen in der alten Geschichte fleißig auf die Quellen hingewiesen werden, und bey der Lebensbeschreibung des Sallustius ist dies um so nöthiger, weil die Nachrichten über ihn von sehr verschiedenem Gehalte sind, und einige einen sehr geringen Grad von Wahrscheinlichkeit haben. Noch mehr war Hr. K. verpflichtet, seine Gewährsmänner zu nennen, wo er uns Nachrichten mittheilt, welche wir bey dem Clericus nicht finden. S. IX sagt er, Sallust gestehe selbst, daß er der Wollust und Habgucht ergeben gewesen sey; indessen Cat. 3 gesteht

er nichts ein, als daß ihn eine verkehrte Ehrfucht irre geleitet habe. S. XI wird die Ermordung des Clodius so weitläufig erzählt, als wenn die Rede pro Milone erklärt werden sollte. Fälschlich wird behauptet, daß der gesammte dritte Stand den Clodius begünstigt habe; dieses gilt nur von dem verächtlichsten Theile des Volks, denn ehrenwerthe Bürger konnten das unnütze Verfahren dieses Menschen, welcher sich über alle gesetzlichen Formen hinwegsetzte, auf keine Weise billigen. Die Stelle: *Milonem postea publice accusatum, Cicconem, familiarissimum suum, defensorem habuisse, nemini ignotum est, qui splendidam illam Tullii Orationem pro lege Manilia inspexit*, verstehen wir nicht; vielleicht hat Hr. K. *orationem pro Milone* im Sinne gehabt. S. XII von der Anekdote, welche Hr. K. einem namenlosen Grammaticus nachzählt, daß Sallust wegen seines liederlichen Umgangs mit Frauenzimmern aus dem Senate gestossen worden, weiß Dio nichts; im Gegentheile sehen wir aus dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten, daß Appian den Senat von den Anhängern des Cäsar reinigen wollte, und daß also den Sallustius dieses Schicksal wegen seiner Verbindung mit dem künftigen Dictator traf. Daher wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit erzählt, daß er in Rom unsichtbar geworden sey, und sich nach Gallien begeben habe. Gefetzt aber, daß dieser Vorwurf des Declamators nicht gegründet wäre: so bestätigt ja schon der Erfolg unsere Meinung, indem Cäsar ihn gleich bey seiner Rückkehr wieder in die alte Würde einsetzte, und ihn auf jede Weise für die erlittene Schmach zu entschädigen suchte. — Hr. K. nimmt ferner an, daß Sallust gleich nach seiner Verhofsung aus dem Senate sich mit Geschichtschreibung beschäftigt habe; doch in einer Anmerkung ist er geneigter, die catilinarische Verschwörung nach dessen Rückkehr aus Africa entstehen zu lassen. Bey einer genauen Ansicht der Stelle c. 4: *statui res populi Romani carptim perscribere*, würde er eingesehen haben, daß jene Verschwörung wahrscheinlich das erste Geschichtsbuch unseres Vfs. ist, und nicht allein die Stelle: *quod mihi a spe, metu, partibus reipublicae animus liber erat*, sondern noch mehr jene: *reliquam aetatem a republica procul habendam decrevi*, beweist, daß er erst nach seiner Statthalterschaft in Africa als Schriftsteller auftrat. Wo hätte er auch in jener Periode Zeit zum Schreiben gewinnen sollen, da er wahrscheinlich stets den Cäsar durch die Stürme des Kriegs begleitete? — Eben so unstatthaft scheint uns die Behauptung, daß Rachgucht gegen den Senat den Griffel des Sallusts bey dem Schreiben geleitet habe. Es ist nicht zu leugnen, daß die Staatsverwaltung oft in einem gehässigen Lichte gezeigt wird; aber war sie es denn nicht wirklich? Wurde sie nicht von Rednern noch weit abscheulicher geschildert? Würde er dann nicht ganz andere Gegenstände, als die catilinarische Verschwörung, gewählt haben, wenn die Schläge seine Feinde hätten treffen sollen? Wollen wir ja

einen Nebenzweck annehmen: Io ist es wahrscheinlicher, daß die Politik einigen Antheil hatte, und daß er zeigen wollte, wie nothwendig eine Staatsveränderung sey, und wie wohl man thue, wenn man sich dem Retter Cäsar in die Arme werfe. — Der Titel: *De latinitate Sallustii*, ist in einer zu weiten Bedeutung genommen, denn es wird in diesem Capitel nicht bloß gehandelt von dem Eigenthümlichkeiten des sallustianischen Ausdrucks und Sprache, sondern überhaupt von seiner Darstellung. — Mehrmals wird Tacitus Sallust's Nachahmer genannt. Woher will man diese Nachahmung beweisen? Aus dem Geständnisse des Tacitus? Nur einmal erwähnt er ihn ganz kurz, wo er ihn *florantissimum rerum Roman. scriptorem* nennt; aber aus diesem Lobspruche wird man wahrscheinlich nicht viel schließen, da Tacitus ähnliche Lobsprüche auch anderen Schriftstellern ertheilt. Aus dem Zusammenreffen in einzelnen Ausdrücken oder Vorstellungen? Nur wenige Ausdrücke finden wir im Tacitus, welche dem Sallustius ausschließend gehören; und wenn wir die Reihe von Schriftstellern noch hätten, welche Tacitus benutzte: so würden wir sehen, daß er nicht der erste gewesen, der sie dem Sallustius abborgte. Doch wer wird wohl deswegen einen der Nachahmung beschuldigen, wenn er von dem anderen einige wohlgewählte Ausdrücke entlehnt, welche er bey seiner Sprachkunde wohl selbst hätte aufstellen können? Noch weniger aber wird man auf solche gemeinschaftliche Vorstellungen treten, welche Tacitus nicht anders, als vom Sallust hätte erlernen können, da viele derselben Gemeingut der ganzen Nation, andere Kernsprüche der beliebtesten Philosophen waren. Aus der beiden gemeinschaftlichen Kürze? Wie leicht läßt sich diese Kürze aus dem Geiste des Tacitus und den Umständen erklären, welche er als Schriftsteller behandelt! Wie ein zürnender Genius steht er da. Er sieht, wie die Entartung der Römer den Despotismus herbeyführt, und wie der Despotismus wieder fürchterlich auf das Sittenverderbniß wirkt. Ein schreckliches Schauspiel, von dem der edle Römer nicht schnell genug seinen Blick abwenden kann! Die Kürze ist also bey dem Tacitus eben so natürlich, wie bey dem Livius jene *lactea ubertas*, da diesem lauter große Scenen vorschweben, bey welchen sein Blick mit Wohlgefallen verweilt. Ja, sollte wirklich eine größere Ähnlichkeit zwischen beiden Statt finden, als Rec. zu sehen vermag: so läßt sich diese wohl eben so leicht von einem gemeinschaftlichen Muster, dem Thucydides, erklären. — Was das *additamentum de latinitate Sallustii* betrifft: so läßt sich dieses mit vielen Zusätzen vermehren. So fehlt *tempestas* st. *tempus*; *equidem* st. *quidem*; *pensi habere* st. *rationem habere*; *obficere* st. *impedire*; *facinus* st. *factum*; *defensare* st. *defendere*; *artes animi* st. *dotes animi*; *animus* st. *ratio*; *aciem exornare* st. *instruere*; *supplicia* st. *supplicationes*; *modo* — *interdum* st. *modo* — *modo*; *bellum patrare* st. *conferre*; *necessitudo* st. *necessitas*; *licentia* st. *venia*

u. v. a. — Der Commentar ist größtentheils exegetisch; und der Vf. hat hier die Arbeiten von *Corte*, *Dahl*, *Teller*, *Meisner*, *Schlüter* und *Höck* fleißig benutzt. — Nur da, wo sein Text von *Corte* abweicht, giebt er wegen der Wahl der Lesart einige Rechenenschaft, und auch hier folgt er gewöhnlich *Teller* oder *Dahl*. Den Capiteln ist eine Inhaltsanzeige vorgelegt, und Hr. K. klagt, daß ihm diese Arbeit oft schwer geworden sey. Wir sehen den Nutzen derselben nicht wohl ein: lese der Schüler lieber selbst das Capitel so oft durch, bis er den Inhalt angeben kann, welcher bey diesem Schriftsteller gewöhnlich sehr leicht gefunden wird; oder lasse der Lehrer, wenn er einige Capitel erklärt hat, diese von den Schülern in einen Auszug bringen! Bey der catilinarischen Verschwörung ist *Dahl* so fleißig benutzt, daß Hr. K. selbst gesteht, *Dahl* habe ihm nichts als eine kleine Ahrenlese übrig gelassen. Der Commentar ist übrigens, wie schon der Titel zeigt, lateinisch geschrieben, sehr oft aber, wo der Vf. sich nicht ganz deutlich machen kann, nimmt er auch zur deutschen Sprache seine Zuflucht.

Nach diesen Bemerkungen über das Ganze, theilen wir noch einige über das Einzelne mit. S. 1 sehen wir nicht ein, warum *ceteris animalibus* nicht *Thiere*, sondern *lebende, empfindende Wesen* seyn sollen. Das folgende *pecora* ist ein schlechter Grund, denn dieses ist von *animalibus* bloß ein Synonym. Auch die römischen Götter sind lebende und empfindende Wesen; aber diese hat Sallust nicht im Auge, sondern er will weiter nichts sagen, als daß der Mensch sich durch seine Vernunft vor den übrigen Thieren auszeichnen müsse, weil Vernunft das unterscheidende Merkmal des Menschen sey. — Mit Unrecht wird verlangt, daß Sallust, ehe er von den Vorzügen des Menschen rede, erst von der Ähnlichkeit und Verschiedenheit zwischen Menschen und Thieren hätte sprechen sollen. Für seinen Zweck hat Sallust den Unterschied bestimmt genug angegeben, denn er sagt: *pecora natura prona atque ventri obedientia fixit; sed hominum vis in animo et corpore sita est*. — Warum *omnis vis* durch *Inbegriff unserer sämtlichen Kräfte* übersetzt ist, sehen wir nicht ein, da *unser* *gesamte Kraft* eben so deutlich ist. S. 6 bey in *Asia* *Cyrus* wird die ganze Geschichte des *Cyrus* *in nuce* erzählt, ja sogar die Frage berührt, ob die *Cyropädie* Roman oder Geschichte sey. Zweckmäßiger würde Hr. K. gezeigt haben, warum Sallust den *Cyrus* als den ersten Eroberer aufstelle: denn ein Knabe, welcher den Sallust liest, wird schon aus dem *Justin* den *Cyrus* kennen; diese Frage aber ist schwerer zu beantworten. S. 7 *verum ubi pro labore desidia etc.* *Labor* wird durch das unkräftige *industria* erklärt; eher würde *desidia* durch *pigritia* oder *mollities* zu erklären seyn. S. 8 *ita imperium semper ad optimum quemque a minus bono transfertur*. Rec. glaubt, daß hier Sallust nicht einzelne Menschen, sondern ganze Völker im Sinne hatte, welche, wenn sie durch Ausschweifungen entnervt werden, und die Männlichkeit des

Charaktere verlieren, sich der Herrschaft kräftiger Nationen unterwerfen müssen. Die Geschichte Asiens liefert hier vorzüglich den Beweis. Statt *virtuti omnia parent* stellt Hr. K. die sonderbare Conjectur auf: *virtute omnia parant*. Besser gefällt uns die Verbesserung c. III: *me — honoris cupidum eadem, quae ceteros, st. honoris cupido. — Pro virtute — avaritia vivebant*. Hr. K. nimmt gegen *Corte virtute* als Gegensatz, und erklärt es durch *oblatae pecuniae contemptum*. Fürwahr eine sehr beschränkte Bedeutung, welche überdies besser zu *largitio* als *avaritia* passen würde. Soll es ja Gegensatz seyn: so ist es Seelengröße, welche ihren eigenen Vortheil verschmährt, und bey Allem bloß das Gemeinwohl im Auge hat. Indessen Gegensätze können aus die-

ser Stelle nur durch Kunst herabgepreßt werden. *IV. agrum colendo aut venando, servilibus officiis intentum*. Sollte vielleicht Sallust geschrieben haben: *aut servilibus officiis*, da der Ackerbau bey den Römern zu den edelsten Beschäftigungen gehörte? Unter *servilibus officiis* würde dann Handlung und ähnliche den Römern verächtliche Erwerbsmittel zu verstehen seyn. Das ganze Buch giebt zu ähnlichen Gegenbemerkungen Gelegenheit, und der Jugurtha noch mehr als der Catilina, weil hier *Dahl* als Führer fehlte. Dessenungeachtet werden Schüler, welche den S. ohne Hülfe des Lehrers lesen wollen, diesen Commentar mit Nutzen gebrauchen, weil Hr. K. die Arbeiten seiner Vorgänger größtentheils zweckmäßig benutzt hat. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Pirna, b. Friele: *Vorkenntnisse der Verskunst für Deutsche*. Ein Nachtrag zu den meisten deutschen Sprachlehren; zunächst Leitfaden des mittleren Unterrichts, von Dr. Friedrich Erdmann Petri, Professor zu Fulda. 1809. 64 S. 8. (4 gr.) So unvollkommen auch die vorliegende Belehrung über die deutsche Verskunst ist: so kann sie doch immer noch, so lange keine bessere und gründlichere Anweisung für Schulen in gedrängter Kürze darüber vorhanden ist, als ziemlich zweckmäßig und brauchbar empfohlen werden. Der Vf. hat sich viele Mühe gegeben, aus den vorhandenen Theorien das Nöthigste zusammenzustellen und zu einem bequemen Überblick zu ordnen. Da in unserer Sprache auch häufig antike Versarten nachgeahmt; und zum Theil schon als einheimisch betrachtet werden: so hat der Vf. mit Recht darauf die nöthige Rücksicht genommen. Die alten Benennungen und Kunstausdrücke hat er beybehalten, und denselben in Anmerkungen eine nothdürftige Worterklärung hinzugefügt. Seine Belehrung erstreckt sich über das Sylbenmaße, über Versfüße, über Verse und Versarten und über den Reim und von allem wird eine historische Kenntniß gegeben. Scharfsinn und philosophischen Geist in den Erklärungen und Abscheidungen haben wir weiter nicht bemerkt, sondern alles geht nur tabellarisch seinen Gang, und setzt bey dem Lehrer, der das Buch gebrauchen will, schon wieder manche Vorkenntnisse voraus. So ist gleich im ersten §. von *zweyzeitigen und mittelzeitigen Sylben* die Rede, ohne daß der Begriff dieser Zeit ins gehörige Licht gesetzt würde. Die Regeln von der Länge und Kürze der Sylben im Deutschen hätten noch einfacher und deutlicher seyn können, wenn erst die Hauptregeln nach den Sinnsylben und sodann nach den völlig leeren E-Sylben festgesetzt und die Nebenregeln und Ausnahmen nicht zu früh darunter gemischt wären. So führt es z. B. leicht zu Irrthümern, wenn der Vf. nach vielen andern Regeln sagt: Übrigens sind Vocale gewöhnlich lang 1) vor allen einfachen Consonanten, z. B. *Gros, kam, Pfad*, mit Ausnahme mancher einsylbigen Partikeln *ob, bis, es, in u. s. w.* 2) vor dem *s* in der Mitte der Wörter, bisweilen auch an ihrem Ende, zumal nach *e*: *bloß, groß, auch süß, Fußs*. Dagegen *Biss, Riß, Ruß, Schlufs*. Allein hier kann sich die Kürze nur auf das Zusammenpressen in der Aussprache im Einzelnen, keinesweges aber auf den Gebrauch des Worts im Zusammenhange oder in einem Verse beziehen, wo durch die Hemmung und durch das Anhalten im Consonanten die Sylbe, die ja volle Bedeutung hat, ebenfalls lang wird. — Zuweilen ist der Vf. in seinen Äußerungen zu allgemein, z. B. wenn er sagt: die Dichter bedienen sich auch eines unreinen Amphimacer statt

eines Dactylus, kraft ihrer dichterischen Freyheit oder Willkühr. Allein der Grund hiervon liegt eben in der Mittelzeitigkeit der letzten Sylbe, wie z. B. in *Schwellerey*. Unphilosophisch ist gleich nach der Erklärung des Verses die ausdrückliche Bemerkung im folgenden §. „Die Verse ganzer Völker besonderer Zeitalter und einzelner Dichter sind im Allgemeinen, nach ihrer Zusammensetzung und Scansion, *weich und wohlklingend oder hart und rauh, leicht und fließend, oder schwer und schwerfällig* zu nennen. Die letztern Bezeichnungen müssen jedoch nicht immer tadeln. Denn soll auch jeder Vers in seiner Art Wohlklang haben: so kann doch mancher absichtlich rauh tönen und schwerfällig fortschreiten.“ Dieser letztere Punkt oder die Beziehung des Verses auf den Inhalt hätte eigentlich das erste Augenmerk des Vfs. in diesem §. seyn sollen, oder wenigstens eine Rücksicht verdient. Am meisten befriedigt die Aufzählung der Versfüße, ihre Eintheilung und Construction.

T. Z.

Freyburg u. Constanx, b. Herder: Hexen- und Gespenster-Geschichten. Ein geschriebenes Lesebuch, zunächst für die deutschen Schulen, dann auch für alle große und alte Kinder in der Stadt und auf dem Lande. Ohne Jahrsahl. 103 S. 8. (5 gr.) Das Büchlein soll dazu beytragen, dem Reich der Hexen und Gespenster, wo es noch ein solches giebt, ein Ende zu machen, und ist zunächst für die Genden bestimmt, wo es erschienen ist. Aber nur in den Händen eines geschickten Lehrers, der bessere Überzeugungen an diese Geschichten anknüpfen versteht, wird es seinen Zweck erreichen: denn gerade zu, wie der Herausgeber meint, lassen sich Geschichten nicht mit Geschichten widerlegen. Überhaupt ist es mit dem Hexen- und Gespenster-Aberglauben eine eigene Sache: er ist an manchen Orten öndemisch, und widersteht allen Versuchen, ihn auszurotten, ja er setzt sich nur noch fester, je mehr man ihn bekämpft. Nur in den Kindern ist er noch zu vertilgen, wenn nur nicht gar zu oft die Lehrer selbst von demselben angeockt wären. Die hier erzählten Geschichten, unter denen sich auch eine kurze Geschichte des Hexenglaubens und der verbrannten Hexen befindet, sind in sofern gut gewählt, als sie eine mannichfaltige Anwendung auf mehrere Fälle zulassen: aber sie sollten mit ihrer Auflösung ein wenig mehr hinter dem Berge halten, damit die Spannung erhöht würde. Je unauslöschlicher uns eine solche Geschichte vorkommt, desto geneigter macht sie uns, auch die Auflösung anderer, die für den Aberglauben zu seyn scheinen, zu versuchen. hm.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 M Ä R Z, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

DARMSTADT, b. Leske: *Le Voglie di Tasso.* — *Tasso's Nächte.* Frey übersetzt nebst des Dichters Leben von Theodor von Haupt. 1808. 261 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese in mancherley Hinsicht sehr interessanten Herzensergießungen, die der unglückliche Dichter während seiner Gefangenschaft niederschrieb, sind der literarischen Welt bis auf die neuesten Zeiten unbekannt geblieben: die Handschrift ward erst im Jahre 1794 in den Trümmern eines alten Gebäudes zu Ferrara aufgefunden, und von einem gewissen Agnelli mit anderen Manuscripten *Tasso's* verglichen. Die Gleichheit der Schriftzüge ist so unverkennbar, daß man keinen Grund hat, an der Ächtheit dieses in seiner Art einzigen Productes zu zweifeln. Es wurde zuerst von *Compagnoni* zu Paris 1799, hierauf zu Mailand 1803, und zuletzt wiederum zu Paris 1804 herausgegeben. In der Edition von *Compagnoni* fehlen nicht nur vier Nächte, sondern auch viele wichtige Stellen; erst die beiden letzteren Ausgaben lieferten den Text in seiner ganzen Vollständigkeit, und nach einer von diesen hat der Übersetzer, wie er in der Vorrede, woraus vorstehende Notizen genommen sind, meldet, das Werk verdeutscht. Er bemerkt noch, daß bereits 1802 eine Übersetzung zu Leipzig erschienen ist, unter dem Titel: *Torquato Tasso's nächtliche Klagen der Liebe im Kerker*; der unbekannte Vf. hat aber nach jener verstümmelten ersten Ausgabe gearbeitet. Überdies, setzt sein Nachfolger hinzu, „fehlt hier, bey sehr vieler Treue, der dithyrambische Schwung, der in den Ausbrüchen von *Tasso's* Wahnsinn athmet.“ Wir wollen ihm diese Versicherung gern aufs Wort glauben, und eben so gern möchten wir ihm das Zeugniß geben, daß seine Nachbildung die rührenden Klagen des Dichters über seine unglückliche Liebe und über die häßlichen Beneider und Verdunkler seines Ruhmes in ihrer ganzen Kraft und Eigenthümlichkeit ausspreche. Denn daß ernstlicher Eifer und Liebe sie unternommen haben, ist offenbar. Wir sind aber auf gar zu viele Stellen gestoßen, die nicht befriedigen, und der Ton, welcher durch das Ganze herrscht, scheint uns der Urschrift zu wenig zu entsprechen, als daß wir die Übertragung für gelungen erklären könnten, so gut auch manches Einzelne gerathen ist. Was den Aufwand von Fleiß und Anstrengung größtentheils ver-

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

eitelt, ist die nur zu sichtbare Vorliebe für eine brillante Diction; feyerliche Wörter und Redensarten und ungewöhnliche Redewendungen sucht der Übersetzer überall anzubringen, und er geht immer darauf aus, recht frappant sich auszudrücken, und alles ungemein und seltsam erscheinen zu lassen. Nicht selten scheint das Original ihm nicht genügt zu haben, und er glaubte, es noch verschönern zu müssen. So ist es ihm z. B. zu gewöhnlich, wenn *Tasso* sagt: Gefahren umgeben mich — du wirst dich meiner Liebe nicht zu schämen haben, und er setzt dafür: Gefahren umnachten mich — meine Liebe wird dir nicht das Roth der Schaam auf die Wange malen. — Freylich erhebt sich *Tasso's* Sprache sehr über den gewöhnlichen Ausdruck, und oft ist sie so kühn und hochfliegend, daß man eine Ode zu lesen glaubt. Aber dabey ist sie immer wie unmittelbar aus dem Herzen fließend, nichts weniger als gesucht und gekünstelt, und ein treues Bild der leidenschaftlichen Gefühle, die sich in Worten Luft zu machen suchen. — Dieses Prunken mit rednerischem Schmuck ist demnach hier um so weniger an seiner Stelle, und bewirkt, statt eines tieferen Eindrucks, nur Störung und eine Art von Gefühlzwang, der einen peinlichen Unwillen und Überdruß erregt. —

Alles andere Übel, das aus solchem einseitigen Streben folgt, findet sich denn auch hier reichlich genug. Da werden öfters, weil mehr auf den Klang und die Ungemeinheit gesehen wird, als auf den Sinn, unpassende Wörter zusammengestellt: da ließt man z. B. eine *starre* Leiche, auf die Bahre *hingegossen*, für hingestreckt (*stesa*). S. 155 kann Verräthercy etwas anderes als Gift *spenden*, da *spenden* doch von schlimmen Dingen nicht gebraucht werden kann. — Ströme von Schweiß, die eurer Stirn *entquellen*, für von eurer Stirn herababtriefen (*grondano*). — An steifen ungelinken Wendungen und gezierten Ausdrücken ist leider ein Überfluß, z. B. S. 31: Dränge ihr Name in der Stadt *Langeweile*, an den Hof. — S. 93: Wo ist es, das Auge, das Flammenstrahlen glühte (!), welches Leben dem Wesen zuströmte, auf dem es weilte? — Wie *flammend* rein die Sonne (*che sole resplendente*). — Auch an undeutlichen Redensarten fehlt es nicht. Z. B. S. 17: ich werde in der Menschen Andenken *der Unsterblichkeit leben* — für — ewig leben. — S. 23: Vom Leben angeekelt — für — des Lebens überdrüssig. S. 117: Denket es Dir? — für — gedenkst Du dessen noch? — S. 157: Bis der Moment des Wechsels *schlägt* — für kommt. —

U u u

Auffallende Nachlässigkeiten sind folgende: S. 73 Sterben wollt' ich — fuß ist der Tod nach der höchsten Wonne Genuß — für — Sterben will ich, o des freudigen Todes nach dem höchsten Entzücken! Überhaupt giebt der Vf. die Fragen und Ausrufungen des Originals nur selten wieder, und verwandelt sie so wie hier; der Grund ist schwer zu errathen. — S. 127: Aber Tage werden kommen — für — ein Tag wird kommen. S. 137: Ich schlief — für — ich habe geschlafen. S. 145: Excentrische Flüge mit Kraft und Stärke — für — das Abenteuerliche mit dem Großen. — S. 145: Ein glänzender Ruhm harret dein — für — ein höherer Ruhm (*miglior fama*) wird dir werden. — Unrichtig ist überliefert S. 35: *I prestigi della grandezza* durch Traumbild von GröÙe — für Trugbilder der GröÙe — und S. 53: *a te s'ia l'opera*, sie sind dein Werk — für — Dir kommt es zu. — Wer etwa glauben möchte, daß die angeführten Beyspiele mühsam zusammenge sucht sind, den verweisen wir auf die erste Nacht, wo sich fast alle Arten der gerügten Fehler auf zwey Seiten beysammen finden. Wir wollen auf Einiges aufmerksam machen. — „Ha, ich brenne“ — für — Wehe mir, ich erliege der Glut. Denn *abbruciare* heist nicht bloß brennen, sondern verbrennen, und dem *chimè* entspricht nicht das Ha! — — „Dieser qualvollen Zernichtung Schoofe (Schoofse) entblüht eine stille Wonne, die du an keine Erdengüter tauschen möchtest. Es ist der Liebe Wonne. Welche Worte entschlüpfen meinen Lippen? Wer enthüllt ihre Deutung? Von Liebe sprach ich einst: auch gesungen hab' ich oft von ihr. Mein Gefühl ist mächtiger als das Alles“ u. s. w. — Wie geziert und gekünstelt (und obendrein eine Unrichtigkeit) für: Mitten in dieser peinvollen Sehnsucht quillt eine geheime Wonne, die du gegen nichts auf der Welt umtauschen würdest. Ach! es ist die Wonne der Liebe! Wehe mir! Welches Wort hab' ich ausgesprochen? Wer enthüllt mir seinen Sinn? Von Liebe habe ich vormals geredet, auch viel von ihr gedichtet. Aber das Alles ist weniger, als ich jetzt empfinde. — „Wärst du hier! o könnt' ich“ — für — — oder könnt' ich. —

Das Leben *Tasso's* ist in einem pathetischen Tone mit vielen declamatorischen Auswüchsen geschrieben; der Uebersetzung sind außerdem ein paar Canzonen des Dichters, und einige auf sein Unglück sich beziehende Briefe angehängt.

Ha. Ha.

Gotha, in Commission der beckerschen Buchhandlung: *Der erste September 1810 in Eisenach*. Ein Gedicht von *Julie Freylin von Bechtolsheim*, als Augenzeugin. Zum Besten der Hülfbedürftigen. 1810. 51 S. 8.

Eine edle, verehrungswürdige Frau befincht hier das allgemein bekannte, höchst traurige Schickfal ihres Wohnorts in fließenden, von der Empfindung eingegebenen Zeilen. Sie hat ihnen nicht mehr Schmuck

verliehen, als zu der poetischen Einkleidung ihres Stoffes erforderlich war; aber gerade dieser Schmuck ist auch in gehöriger Vertheilung angebracht worden. Man findet keine Uppigkeit der Bilder, keine Hyperbel im Ausdruck; die ganze Dichtung trägt das Gepräge reiner Weiblichkeit, die nicht zerfchmettern, nur das Herz erweichen, Thränen hervorlocken und sanft trösten will. Das Ganze besteht eigentlich aus zwey Gedichten. Das erste ist *Ruhe und Tod* überschrieben; es wird darin das Ichreckliche Ereigniß auf eine episch-lyrische Art dargestellt und ans Gemüth gelegt. Erst schildert die Dichterin das stille Abendgetreibe der sorglosen Bewohner Eisenachs, dann die graufenvolle Explosion der Pulverkation, darauf geht sie zu verschiedenen rührenden Scenen und deren Verhältnisse über, und muntert zuletzt durch Trost und Hoffnung die Überlebenden auf. Sie bedient sich mehrerer Versarten, wie sie sich für den jedesmaligen Grad der Darstellung schicken; ihr Geschmack trifft immer das Harmonische. Wir setzen die letzte Stanze her, unzufrieden, daß wir manche schönere nicht liefern können, weil wir sie nicht aus dem Ganzen reissen dürfen.

Drum laßt der Rührung heil'ge Thräne fallen
Auf des Entschlafnen allgemeine Grast.
Erhebt euch hin, wo Trauertöne schallen;
Die Pflicht gebietet's und die Liebe ruft;
Dort faßt das Herz der Wünsche reges Wallen,
Und läutert sie in reiner Ätherluft:
Dort hebt der Blick aus Flammen, die verglühn,
Der Abgeschiednen holde Sterne blühen.

Das zweyte heist die *Todtenfeyer*. Es ist eine Art Cantate, mit dramatischer Anordnung, noch zarter, noch trostreicher, als das erste. Die Hingefchiedenen werden hier bestattet, beweint, und den Lebenden wird Warnung und Stärkung zugerufen. Es endet mit den Worten:

Jeder denke, Jeder thue,
Als erwart' ihn gleiches Loos,
Und ein holder Friede ruhe
Hier, in unsers Thales Schoofs!

In den hinten angefügten *Erläuterungen* wird besonders der Personen namentlich und umständlich gedacht, die durch ihren schnellen Tod, durch ihre Leiden, und durch ihre hülfreiche Thätigkeit bey jener Begebenheit besonders merkwürdig geworden sind, und in dem Gedichte selbst, doch ohne Namen, vorkommen.

Wit.

LEIPZIG, b. Gleditsch: *Abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Carlsbad*. Von St. Schütz. Taschenbuch aufs Jahr 1810. Mit Kupfern. 183 S. 18. (1 Thlr. 16 Gr.)

Wohlgemuth wandert der leichtfüßige Kunstmann durch die Welt, *with a light heart and a thin pair of breeches*, wie der englische Matrose singt. Nur muß er nichts begehren, als nothdürftige Sättigung für Heute, und ein Plätzchen, die müden Glieder zu strecken; den morgenden Tag muß er für das Seinige sorgen lassen. Wenn er die Eitel-

keit und Neugier derer, zu welchen das Ungefähr ihn bringt, in Beschlag zu nehmen weiß: so kann es ihm an den meisten Stellen nicht fehlen; zumal wenn er, die Kunst in ihrer Mannichfaltigkeit zu verschiedenen Zwecken anzuwenden, in seiner Gewalt hat, und etwas Verachtung in die Tasche stecken kann. Dadurch kommt er auf die Länge dahin, daß er sich auch kleine Piffe nicht übel nimmt, wo die Noth oder der Witz ihn ins Gedränge bringt. Er hat seine Sachen schlecht angestellt, wenn er Hunde auf sich hetzen läßt, oder am frühen Morgen ohne Berichtigung der Zeche davon läßt. Da man es aber Niemanden vorschreiben kann, nach welchen Spielregeln er sich richten soll, wenn er mit sich selbst spielt: so darf man auch Hn. Sch. nicht in Anspruch nehmen, daß er sich nicht aus allen seinen Abenteuern so anständig loswindet, als er sich leichtsinnig darein verflochten läßt. Will er doch, daß seine Leser so gut über ihn lachen sollen, als sie mit ihm gelacht haben. Er giebt sich ihnen persönlich Preis, als Mäusenjäger, Mädchenfreund und Glückspilz. Er ist in allen drey Rollen so arglos und gutmüthig, als verschlagen und menschenkundig. Daß er nicht eigensinnig und rechtshaberisch verfahren, sondern geschmeidig und mit Hingebung auftreten muß, folgt aus der Natur seiner Lage. Wenn es gegen starre Charaktere nicht damit glückt, und er an ihnen, wie in der Fabel die Natter an der Feile, die eigene Zunge verwundet: so fällt er ins Weinerliche, und ergötzt den kaltherzigen Leser desto mehr. Er hat das Hauptstück seiner Reise in acht Verlegenheiten getheilt, die er mit sehr unterhaltender Laune erzählt, die aber nicht viel länger, als die Verlegenheiten selbst, fort dauert. Möchte er doch immer verlegen geblieben seyn! Denn in der Auflösung zeigt er eben keinen reichen Witz. Er bringt fast alle die Leute, mit denen er unterwegs bekannt geworden ist, auf einen Fleck zusammen, und läßt sie durch die Bekanntschaft mit ihm und deren Einwirkung zu einem gemeinschaftlichen Ziel kommen. Jetzt stimmt er die Saiten höher, und feyert die Schönheiten der Schöpfung, wird durchdrungen von Andacht und religiösen Gefühlen. Der Wildfang ist verschwunden, und statt seiner ein theilnehmender junger Dichter hervorgetreten, der seine Rührungen mittheilt. Die Darstellungsart des Vfs. ist leicht, frey und ungeschmückt, seine Einfälle munter und lachend, sein Scherz ohne Bitterkeit. Wir könnten die Leser auf eine gute Zahl artiger Züge, Anspielungen und Schilderungen aufmerksam machen, wenn wir ihnen das Vergnügen der Überraschung nicht gönnen wollten. Als angenehme Zugabe hat Ramberg fünf illuminirte Kupferstiche geliefert, auf welchen sich äußerst komische Charakterfiguren befinden. Man wird nicht müde, den Burgemeister anzusehen, vor dessen Sitze der Vf. als Declamator in Caricatur auf dem Gerüste steht. Höchst erbaulich sitzt er selbst in der Laube, Amalien gegen über, von welcher er sich den grünen Rock flicken läßt. Ein

wenig allzu würdelos sinkt er; vor den Schußergesellen knieend.

Wft.

BERLIN, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Hortensia*, ein Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1811. Herausgegeben von *August Kubn*. 234 S. 12. (1 Thlr.)

Nicht genug, daß der Herausgeber seiner *Hortensia* die „Bestimmung“ gab, „die edelsten und gebildetsten des weiblichen Geschlechts zu unterhalten“; er hätte ihr auch die innere Beschaffenheit zu diesem Zwecke mittheilen sollen. Sie enthält eine Menge kleiner Aufsätze in Prose und Versen von verschiedenen Verfassern und Verfasserinnen, und tritt an Mannichfaltigkeit vielen ihrer Mitbuhlerinnen vor. Aber es sind höchst wenige darin, die man zweymal zu lesen sich versucht fühlt. Wir nehmen etwa die Erzählung: Gemeiner Sinn und wahre Größe, aus, die indessen eben nicht für Damen geeignet ist. Hr. K. selbst hat eine sogenannte historische Anekdote: Adine, die Pyrenäen-Hirtin, geliefert, die in Form, Stil und Wendung ein ganz flaches französisches Machwerk ist, und die Spuren ihrer Herkunft auf jeder Seite an der Stirne trägt. Sie fängt mit einer geographischen Belehrung an. „Durch eine lange Kette von Gebirgen, durch die altherthümlichen Pyrenäen, wird Spanien von Frankreich geschieden.“ Der longobardische König Astolph, der hier König der Lombardey heist, hat sich des Exarchats von *Ravennes* (Ravenna) bemächtigt. Hn. K's. Stärke liegt, wie man sieht, nicht in der Geschichte der mittleren Zeiten. Von *Rochlitz* kennen wir bessere Sachen, als das hier abgedruckte Fragment aus einem Reisejournal. In der Erzählung: der Taugenichts, von *Karl Stein*, ist Manches aus Noth an einander geleimt, was keine poetischen Fugen hat. Um seine Geliebte auf die Probe zu stellen, brauchte Walter keine Jugendstreiche zu spielen. Daß der Obriste tausend Ducaten auf eine solche Wette gesetzt habe, glaubt ihm Niemand. Den kleinen Mittheilungen von *K. L. M. Müller* merkt man den Zwang an. Männer, die für Frauenzimmer schreiben, müssen nicht läppisch auftreten. Muß nicht ein Mädchen lachen, wenn ein Mann seine Sehnsucht nach einem Kusse mit folgenden Ausdrücken würzt: „Wir wurden zu Tische gerufen, und als hier die reine weiße Milch Fiorens liebliche Lippen benetzte, da beneidete ich *ordentlich* den Tropfen, der wie eine Perle darauf stehen blieb, und ich fühlte lebendig, daß in *diesem Augenblicke* ein Kuss von diesen Lippen meine höchste Wollust gewesen wäre.“ Die eingestreuten Gedichte sind von *Langbein*, *Buri*, *Louise Brachmann*, *Moritz*, *Kind*, *Bessfeldt* und *S—r*. Sie erheben sich nicht über das Mittelmäßige. Der Bergknappe von *Langbein* hätte weit mehr Rührung bewirken müssen, der Gegenstand war es werth. Der Ehezwist, ein kleines Lustspiel von *S—r*, ist unter aller Kritik. Den größten Werth geben diesem Taschenbu-

che die Kupfer, von *Wolf* gezeichnet, und von *Bollinger* und *Mento Haas* gestochen. Voran steht eine treffliche Johanna Sebus, mit allen umgebenden Schrecken.

Wit.

BERLIN, b. Schöne: *Taschenbuch der Musen und Grazien* auf das Jahr 1811. Mit Kupfern und Musik. 205 S. Taschenformat. (12 Gr.)

Für wenig Geld viele Verse, nur kein Gedicht. Rec. wüßte auch nicht Ein Stück zu nennen, das ihn aus seiner profaischen Stimmung geweckt und heitere Empfindungen in ihm aufgeregt hätte. Zur Lieferung des großen Vorraths haben beygetragen: *Saul Ascher, J. und K. von Boguslavsky, Friedr. Cramer, Fr. von Haslfer, Franz von Kleist, K. L. von Klenke, Klammer Schmidt* und *Walter*. Zu diesen gesellen sich noch: *Daphne, Fg., v. H., Kynophilos* und *Philaethas*. Selbst *Gleims* und der *Karlschin* Asche ist umgestört. In den meisten Versen herrscht eine Leichtigkeit, die gewiß nicht erkünstelt, sondern von der geschwinden Natur des Reims im Fluge erzeugt ist. Z. B. *M.* Mein Herz ist dein, ich bringe fürwahr dir als ein Pfand der Treue dar. *L.* Ich nehme solch Geschenk nicht an;

weil ich es nicht erwiedern kann. *M.* Auch nicht von mir? Ich sollte denken, du machtest einen Unterschied, und nimmst mein Herz zum Angedenken, da deines ganz es an sich zieht. *L.* Ach, lieber Marx! Dich so zu kränken, das leidet nicht mein weich Gemüth. *M.* So will ich dir mich selber schenken: siehst du, wie meine Wangen blüht? Und willst du nun dich nicht bequemen, so muß ich mich zu Tode grämen. Oder: Und du willst mich nicht erhören? Auch *Leandern* hörst du nicht? Willst mein ganzes Glück zerstören, wie man eine Scherbe bricht? Ach! ich rede tauben Ohren; Mitleid hat sie mir verschworen: eher giebt ein Kieselstein Feuerschein. *Iris!* nun so hilf mir stehen, stehen zu dem Element, das durch seine Wogenhöhen meinen Lieben von mir trennt: dafs es nicht mit offnem Schlunde raub' in einer schwarzen Stunde meines Herzens besten Theil, ihn, mein Heil! — Hexameter, wie S. 134: „*Belfort* hieß er mit Recht der bestattete Pudel,“ sind in dieser Gesellschaft am rechten Orte. Im Jahr 1812 soll eine Fortsetzung dieses Taschenbuchs zu erwarten seyn, wenn es eine gültige Aufnahme findet. Möge sie ja noch lange ausbleiben!

Wit.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Berlin, b. Hitzig: *Universitäts-Litvarias*. Cantate auf den 15ten October 1810, von *Clemens Brentano*. 16 S. 4. (10 Gr.)

Wenn wir uns diese Cantate als bestellte oder aufgewungene Arbeit vorstellen dürfen, die noch in größter Geschwindigkeit vor dem heiligen Tage hat fertig seyn müssen: so können wir uns die Ursache erklären, warum sie so schlecht ausgefallen ist. Wahrscheinlich war der Poet anders beschäftigt, etwa mit der Verfertigung von schönen neuen Liedern für Handwerksbursche. Die Muse stand ihm mit verklebten Haaren, niedergetretenen Schuhen, in aufgestreiften Ärmeln und im Schurzfell an der Seite. Als die Bestellung erging, nahm man sich nicht die Zeit, sie zu kämmen und aufzuputzen. Sie behielt also ihr rohes unschlachtiges Wesen, und erscheint als deutsche Frau Meisterin am Werktag; Niemand blickt ihr die vornehme fremde Abstammung, griechische Zucht und Verklärung an. Zwar erwähnt sie einmal etwas von einem Musesberge, der sich im Schooße Berlins hebet, läßt das Flügelroß stampfen, und der Begeisterung Quell kühlend über Berlins hohe Stirn rauschen. Aber sie kann vor dem allgemeinen Chor nicht zur Besinnung kommen; denn dieser hat es sich in den Kopf gesetzt, nur vom Lehr-, Wehr- und Nähr-Stande, nach achter deutscher Art und Kunst, zu bloßen. Wie trefflich reimt er in folgenden Zeilen!

Fleißt diert Deutschland,
Wenn es nährt,
Treu ist Deutschland,
Wo es wehret,
Groß ist Deutschland,
Wenn es lehret,
Pflug und Schwert und Buch es ehret.

Er wiederholt hier nur, was der Dichter in eigener Person von demselben Deutschland kurz vorher gesagt hat:

Die Berge haben Eisen dir gegeben,
Und deine Schmieden Klingen,

Und deine Walder Söhne, die sie heben,
Und sie in gutem Kampfe gut auch schwingen.
Und segnet deinen Pflug das Gold der Ähren,
Des Webers Schiff die reine Fluth der Linnen,
Und wissen deine Jungfrau klar zu spinnen,
Weist du zu wehren dich und auch zu nähren,
So weist du herrlicher doch noch zu lehren.

Auch die mit kräftiger Beredsamkeit nicht ausgerüsteten Vorleser kommen darauf zurück. Sie reden ihre Zuhörer an, und erheben ihre Stimme, etwas schlechter als der Gesell, der über der Herberge den Kranz aufsteckt:

So lerne Schüler fromm,
So werd' Studente dann gelehrt,
Und Meister lehre treu;
Das ist was einft der Staat von euch begehrt,
Der Staat der euch ernährt u. s. w.

Wit.

Leipzig, b. Voss: *Die Journalisten*. Lustspiel in einem Aufzuge von *St. Schütz*. 1806. 88 S. 8. (10 Gr.)

Ein loses Gespinnst zur Zeitkürzung eines nicht wohl ausgefüllten Schauspielabends, zwar nach von Erfindung, doch für den Zweck noch gut genug ausgeführt. In den Charakteren ist nichts Hervorstechendes; das winselnde Fräulein ist etwas von Sinnes, und der Major einer solchen Tochter werth. Einige Überraschung gewähren die beiden Journalisten, die, nachdem sie sich in Gegenwart ihres Gönners Unwürdigkeiten in lateinischen und deutschen Sylbenmaßen gesagt haben, in seiner Abwesenheit sich friedfertig an den Tisch setzen, und sich den Rheinwein schmecken lassen. Wer mit dem Zustande der kleinen Literatur unserer Zeiten vertraut ist, wird manche lustige Einfälle auf die Art, wie die deutschen Frerons ihr Publicum anzukornen suchen, treffend finden: und von dieser Seite gewinnt denn auch dieses Nachspiel sein eigenthümliches Interesse.

Wit.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 M Ä R Z, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

1) PARIS, b. d. Gebr. Michaud u. b. Delaunay: *Tableau littéraire du XVIIIe siècle, ou Essai sur les grands Écrivains de ce siècle et les progrès de l'esprit humain en France.* Suivi de l'Eloge de la Bruyère, avec des notes et des dissertations; ouvrages qui ont remporté les prix d'éloquence décernés par la Classe de la langue et de la littérature françaises de l'Institut, dans sa séance du 4 avril 1810. Par Marie J. J. Victorin-Fabre. 297 S. 8. (5 Francs.)

2) JENA, b. Frommann: *Über die Literatur Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert.* Zwey Abhandlungen von Barente und Jay, aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von F. A. Ukert. 1810. VIII u. 344 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die französische Akademie hatte schon für 1807 das interessante Thema aufgegeben, welches die vorliegenden Schriften bearbeiten, fand sich aber drey Jahre lang durch die eingegangenen Preischriften in ihren Erwartungen nicht befriedigt; und ob sie gleich in der Sitzung 1809 unter 19 Abhandlungen drey ihrer Beschrung würdigte: so hatte doch jede derselben zu viele Mängel, als daß ihr der Preis hätte zuerkannt werden können. Die Akademie wiederholte daher die wichtige Frage noch einmal für 1810, um die Preisbewerber zu größerer Anstrengung zu ermuntern.

Die drey Schriften, deren genauere Beurtheilung jetzt folgen soll, sind für die besten erkannt worden. Ausser ihnen sind schon 1809 die Abhandlungen von Eusebe Salverte und Vialart Saint-Morys erschienen, wovon jene zwar reich an Notizen ist, aber des Ruhms freyer Selbstständigkeit und philosophischer Umfassung ermangelt, diese viel zu oberflächlich den Gegenstand behandelt; beide werden daher in unserer Anzeige mit Stillschweigen übergangen.

Fabre's Schrift zeichnet sich durch Vollständigkeit aus; der Zusammenhang der Wirkungen, welche äußere und innere Umstände im Wesen der Literatur hervorgebracht haben, ist mit Scharfsinn und Einsicht aufgefaßt und lichtvoll dargelegt; am wenigsten dürfte die Erörterung des Einflusses der Zeitphilosophie auf die Literatur befriedigen; dagegen ist das Verhältniß der Erudition und wissenschaftlichen Fortschritte zu der National-Literatur, die J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

Wchselwirkung, welche zwischen dieser und dem gesellschaftlichen Leben Statt gefunden hat, und ihre Eigenthümlichkeit in Beziehung auf Hof, Regierung und politische Ereignisse, meist richtig, geistreich, oft kräftig gezeichnet. Überall offenbart sich gründliches Studium der vaterländischen Schriftsteller; theils in prägnanten Andeutungen und Parallelen, theils in der Analyse mancher Kunstwerke zeigt der Vf. kritischen Takt und reifen Geschmack; Achtung für Wahrheit und Recht, und edler moralischer Sinn werden nie verleugnet. Indessen fehlt es nicht an flachen Urtheilen, an literarisch-moralischen Raisonnements ohne bedeutenden Gehalt und an Bemerkungen, denen bey allem Geräusch und bey aller Keckheit, womit sie vorgetragen sind, Tiefe, Wahrheit und Interesse mangeln; die Darstellung ist oft declamatorisch. Die Sprache hat viel Leben und Charakter, und sollte sie bisweilen zu reich an Bildern und Antithesen - Spiel scheinen: so wird der Vf. dadurch entschuldigt, daß er um einen Preis in der Beredsamkeit warb, und um diesen zu erringen, der einfach-kritischen Darstellung glänzende Farben beygeben zu müssen glaubte. Er ist übrigens ganz Franzos und voll Enthusiasmus für seine Nation und ihre literarische Thätigkeit; er bewundert ihre Fortschritte im achtzehnten Jahrhundert, dessen Charakter darin bestehe, daß Alles durch Aufklärung verbreitet, und die anfangs isolirten Kenntnisse ausgebreitet und entwickelt, zuletzt einander näher gebracht und harmonisch vereinigt wurden. Kritische Strenge und vollkommene Unbefangenheit, wie sie der Deutsche fodert, sind ihm fremd; dazu hat er wenig literarische Universalität. Die italienische Literatur scheint er einigermaßen, doch nur sehr beschränkt zu kennen; von der englischen kaum etwas weiter, als *Shakespeare*, *Thomson*, *H. Blair* und *W. Robertson*, wahrscheinlich aus Übersetzungen; mit der spanischen und deutschen ist er gänzlich unbekant.

Prosper Barente wird größeren Beyfall im Auslande als in Frankreich zu erwarten haben. Er prüft streng, und tadelt ohne Scheu und Schonung der Nationalvorurtheile; er deckt Blößen auf, wie sie bisher nur von deutschen Kritikern nachgewiesen zu werden pflegten; er ist unzufrieden mit der Vergangenheit, und erwartet wenig von der Zukunft. Seine Darstellung empfiehlt sich durch den bündigsten Zusammenhang und durch wahrhaft organische Lebendigkeit. Die Erscheinungen in der literarischen Welt werden in ihrer Entstehung, Verkettung und

X x x

Gesamtwirkung vorgeführt; nur Weniges von Bedeutung ist der Umsicht des tief eindringenden Beobachters entgangen. Was das entscheidend Wesentliche betrifft, dürfte sein Gemälde nicht viel unvollständiger, als das *fabre'sche* seyn. In philosophischer Ansicht ist er seinem Nebenbuhler weit überlegen. Die Betrachtung im Ganzen hat etwas Düsteres, oft Grämliches, spricht aber ehrwürdigen Wahrheitsinn und echt humanen Ernst aus. Sein Gemüth herrscht immer vor, und beeinträchtigt bisweilen das Geschäft des Historikers, der sich dem Gegenstande hingeben sollte; aber einseitiger Verblendung wird er nicht geziehen werden können. Mögen seine Urtheile dem französischen Publicum oft schneidend und ungerecht vorkommen: der Ausländer, besonders der Deutsche, wird ihnen größtentheils beypflichten, und sich der Übereinstimmung freuen, welche zwischen einem Franzosen und unseren *Lessing*, *Herder* und *Schlegeln* Statt findet. Tadelnswerth ist die Freygebigkeit in Folgerungen, welche besser dem Leser überlassen worden wären, und die Überladung mit Episoden, welche den Total-Eindruck schwächen. Die Sprache hat Kraft und Fülle.

Jay kann sich in solcher Nachbarschaft nicht behaupten, obgleich seiner Skizze, wenn sie allein vorhanden wäre, nicht alles Verdienst abgesprochen werden könnte. Heiteren Sinnes freut er sich des Vorhandenen, preiset das als trefflich Erkenntte, und hoffet nur Gutes von der Zukunft. Ihm erscheint das achtzehnte Jahrhundert als männliches Alter des menschlichen Geistes; nach seiner Überzeugung sind alle literarischen Bestrebungen desselben durch ein gemeinschaftliches Princip, Liebe zur Humanität, belebt, und die französische Literatur hat Meisterwerke hervorgebracht, wodurch die Civilisation der Völker, der Umtausch der Ideen, und von den Gestaden der Newa bis zu den Ufern des Tagus Vernunft, Handel und Künste des Friedens befördert worden sind. Der Entwicklungsgang der literarischen Nationalcultur ist weniger berücksichtigt, als die Charakteristik der merkwürdigsten Schriftsteller. Die Darstellung hält sich ängstlich an Zeitfolge der literarischen Erscheinungen, ist aphoristisch und ohne Bindung; die Urtheile haben weder Eigenthümlichkeit noch hervortretende Schärfe und Bestimmtheit; sie ähneln denen, welche man schon tausendmal gelesen zu haben glaubt. Die Sprache ist gefällig, aber nicht frey von Überladung.

Rec. glaubt nicht bloß auf Nachsicht, sondern selbst auf Dank des deutschen Publicums Anspruch machen zu dürfen, wenn er auf diese allgemeinere Schilderung der vorzüglicheren Preisschriften über einen für den Literator, wie für jeden Menschen von Bildung, höchst fruchtbaren und anziehenden Gegenstand, einen Auszug aus diesen Schriften folgen läßt, der die Resultate derselben vereinigt, und zugleich ihren eigenthümlichen Geist kenntlich macht. Er wird bey Mittheilung merkwürdiger Ansichten die Vff. nach dem Anfangsbuchstaben ihrer Namen in Parenthesen bezeichnen, und hofft einen doppelten Zweck zu erreichen. Einmal scheint eine

gedrängte Übersicht der neueren französischen National-Literatur Zeitbedürfnis zu seyn; und sodann wird vielleicht durch Darlegung des wahren Gehalts derselben bey Einigen, welche, oft ihnen selbst unbewußt, durch den Strom der Zeit-Ideen gewaltsam fortgerissen werden, Achtung für deutsche Literatur bewahrt und sicher gestellt oder neu belebt und angeregt.

I. Die literarische Nationalcultur des westlichen Europa wurde im 16 Jahrhundert durch Begründung der Denkfreyheit vorbereitet. Frankreichs Schriftsteller waren Schüler der Alten, und versuchten sich nicht ohne glücklichen Erfolg in der Satyre und in Liedern; *Montaigne* brach die Bahn zur freyeren Selbstständigkeit im Denken. Im 17 Jahrh. lehrte *Des Cartes* systematisch zweifeln; *Malharbe* gab der Sprache Correctheit und Würde; die schon fruchtbar bearbeitete Landessprache wurde auf festere Grundsätze zurückgeführt. *Richelieu's* drückender Despotismus wirkte mehr als seine mit Beschützung der Wissenschaften und Künste prunkende Eitelkeit; die auf ein gewalthätiges Ministerium folgende, in regellosem Factionskampfe sich offenbarende freyere Zeit erzeugte einen besseren Geist; und war die Wiege der Literatur-Blüthe unter *Ludwig XIV.* „Das Einzige, was die literarische Cultur diesem Könige verdankte, bestand in Pflege und Erhöhung des Selbstgefühls der Nation und in Erweckung des allgemeineren Bestrebens zu glänzen [F.]“. Der erhabene *Corneille*, der rührende *Racine*, der lebendige Sittenmaler *Moliere*, der naive *la Fontaine*, *Boileau*, der Gesetzgeber in Angelegenheiten des Geschmacks, die lichtvolle und gedanktreiche Freymüthigkeit *Pascal's*, der geistvolle Menschenbeobachter *la Bruyere*, Kanzelredner vom ersten Range, der logisch-strenge *Bourdalone*, der feurige *Bossuet*, der tugendhafte gefühlvolle *Fenelon* verherrlichten ein unsterbliches Zeitalter.

II. Die Unfälle, welche im Anfange des 18 Jahrh. den Glanz vierzigjährigen Glücks verdunkelten, führten den besseren Theil der Nation zum Nachdenken und vom Blendwerke äußerer Täuschungen auf sich selbst zurück [F.]; bey der Mehrheit ging Heuchelei in Frivolität und steifer Hofzwang in Cynismus über [B.]. Die gelehrte Skepsis, womit *Bayle* verjährte Irrthümer und tiefgewurzelte Vorurtheile kühn bestritten hatte, erlangte wirklichen Einfluß, und hatte an der allgemeineren Regsamkeit der geistigen Kräfte nicht geringen Antheil. Die zügellose Ungebundenheit am Hofe des Regenten ließ den Nimbus verschwinden, welcher die Autorität der oberen Gewalt und ihrer nächsten Umgebung bisher geschützt hatte, und die alle Stände der Gesellschaft treffende Finanzzerrüttung erzeugte Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Dinge und Hang zur Neuerung. Bey immer wachsender Kraftlosigkeit der Religion und fortchreitend sinkender Achtung für das Heilige und Höhere verbreiteten sich Denkfreyheit und Selbstsucht [B.].

An der Spitze der Schriftstellerwelt stand *Fenelon*, qui dans les siècles des créations littéraires

n'avoit été qu'un bel esprit, qui dans le siècle naissant des créations philosophiques fut un esprit supérieur [F.]. Er war arm an Geist, ein glatter Eklektiker, ohne Feuer als Dichter und ohne Einbildungskraft als Gelehrter; mit aller Feinheit und Unparteylichkeit, welche ihm zugestanden werden müssen, führte er Trockenheit und Geziertheit in die schöne Literatur und leichtfertige Flachheit in die ersten Wissenschaften ein [B.]. Doch wirkte er verdienstlich auf die Gestaltung des literarischen Geistes seines Zeitalters; er verbreitete Universalität, und lehrte Vereinbarung dessen, was bisher immer getrennt gewesen war; seine Lobreden (reich an lichtvollen Gedanken und an Urtheilen, welche die Nachwelt als richtig anerkannt hat, J.) flößten allgemeineres Interesse für wissenschaftliche Bestrebungen ein, und zeichneten sich durch eine seltene Popularität aus, welche *Voltaire* mit den Worten feierte: *Pignorant l'entendit*. Sein anderwärts fast vergessenes Buch über die Mehrheit der Welten wird wegen seiner anschaulichen Darstellungsgabe von Ausländern in Ehren gehalten [F.]. Auch regte er die Beschäftigung mit wissenschaftlicher Analyse der schönen Künste an.

Unter den Dichtern sind nur wenige bemerkenswerth. Im Lustspiel erlangte *Regnard*, besonders durch den *légaltaire* (dessen Gegenstand für die komische Bühne nicht unglücklicher, und jedes zartere Gefühl beleidigender hätte gewählt werden können), die bedeutendste Berühmtheit; ob ihm gleich der in Frankreich verkannte, und auch von unseren Schriftstellern mit Stillschweigen übergangene *le Grand* an komischem Talent und an Originalität weit überlegen ist. Das größte Verdienst erwarb sich *le Sage* durch Benützung der spanischen Dichter; und wie er selbstständiger zu arbeiten anfang, zeigte er im *Turcaret* edle sittliche Tendenz und kräftige Darstellung der Sitten, und im *Crispin rival de son maître* unerschöpflichen Witz; durch *Gil Blas* wurde er für den Charakterkomödie aufnehmenden Roman [J.]; was die Meisterstücke *Cornelle's* und *Molière's* für die Bühne geworden waren [F.]. *Chaulieu's* und *de la Faye's* leichte lyrische Ergießungen heiterer Stimmung und augenblicklichen Gefühls verfehlen auch jetzt ihre Wirkung nicht. *J. B. Rousseau* war schon in den früheren besseren Zeiten seiner Thätigkeit mehr Versificator als lyrischer Dichter; er hatte weder Gefühl noch Erfindungskraft [F. und J.]. — Unter den Prosaisten nimmt *Massillon* die erste Stelle ein; er sprach mit Enthusiasmus und in apostolischem Geiste für Wahrheit und Recht [B.], und gab der Kanzeleredsamkeit neue Reize; sein Pathos ist mild, die Schilderung der Sitten wahr und eindringend, die Sprache rein und wohlklingend: *Par une alliance heureuse, mais peu connue jusqu' alors, il montre à la fois dans ses discours, avec une mesure exquisite, le ministre de la parole divine; le moraliste philosophe, l'homme du gout, l'homme du monde et l'élégant académicien*. *Cochin*, und besonders der charaktervolle *Daguesseau* führten die veredelte Be-

redsamkeit in die Gerichtshöfe ein. *Rollin* huldigte den Alten, ohne von ihrem Geiste befruchtet zu werden. *Vertot* verbarg den Mangel an Kritik durch lichtvolle Disposition, anziehende Darstellung und belebten Stil. *Hamilton's* Manier und Ausdruck sind bezaubernd.

III. Bisher hatten die größten Meister Gesetze des Geschmacks gegeben, nachdem sie dieselben befolgt hatten; jetzt übertrat man diese Gesetze, und trug auf ihre Abschaffung an. *De la Motte*, ein scharfsinniger Denker, erfindungsreicher Fabulist, kalter Lyriker [B.], wollte den dramatischen Werken die Versification entziehen; glücklicherweise ließe er ein Trauerspiel in Prosa (er hatte früher als Versificator Prosa geschrieben, ohne es zu wissen, wie sich nach *d'Alembert's* Erzählung eine geistreiche Frau über ihn ausdrückte) erscheinen, und der Streit war geschlichtet [J.]. Der Muth, womit er die aristotelischen drey Einheiten bestritt, und statt derselben Einheit des Interesse im Drama verlangte, ist preiswürdig, und überhaupt beförderten seine Paradoxien das Selbstdenken. *Terrasson's* Unterstützung machte ihn nicht mächtiger; auch *Fontenelle* trat ihm bey, weil seine Aufklärung ihm Kampf gegen jedwede literarische Superstition gebot, ohne das Übergewicht der Neuerung zu entscheiden. Die alte reine literarische Lehre konnte durch *L. Racine*, den würdigen Sohn eines großen Vaters und verständigen Schüler des *Boileau*, nicht gerettet werden; zwar ist seine Versification meist vortrefflich, aber Einförmigkeit verräth Mittelmäßigkeit des Talents, und er scheint das Idealische der Darstellung nie, die Erhabenheit seines Stoffes nur selten gehn det zu haben. Übrigens war er ein feinsinniger Gelehrter, wie die *Réflexions sur la poesie* beweisen, und die *Remarques sur les tragédies de J. H.* sind ein Ehrendenkmal für Vater und Sohn [F.].

Literatur und Geschmack hatten inzwischen ein großes Publicum gewonnen; Aufklärung durchdrang alle Volksklassen; der Gelehrtenstand war geachtet; Adel der Geburt und des Genies hatten sich einander genähert [J.]; aber die nicht verunglückten Versuche, das Joch der Autorität abzuschütteln, verdunkelten den Begriff literarischer Clässicität; die Literatur war ohne bestimmte Richtung, die Schriftsteller lebten in einer Art von Anarchie, bis sich *Voltaire* der obersten Gewalt in der französischen Gelehrten - Republik bemächtigte [B.].

IV. *Voltaire* hatte wunderfame Vielseitigkeit, und das seltene Talent, bey aller Mannichfaltigkeit und bey allem Wechsel der Anschauungen fast immer gleiches Leben in Darstellung und Sprache zu legen; dadurch, daß er sich dem ersten Eindrucke hingab, behielt die Farbe seines Stils immer jugendliche Frischheit; dadurch, daß er mit einer ihn endlich aufreibenden Beweglichkeit für den Augenblick lebte und wirkte, erregte er stets Interesse. Anfänglich war er nachgiebig gegen literarische Obfervanzen und abhängig von Autoritäten; früh genug durch schmeichlerischen Beyfall verdorben, im Alleinbesitze literarischen Ruhms und Einflusses, glaubte er

bestehenden Gesetzen trotzen zu können, und masete sich die Leitung des Geschmacks an; durch Verfolgungen wurde sein Ansehen erhöht; die Huldigungen, der Regenten und des Volks, so wie zahlreiche Triumphe über seine Feinde gaben ihm Selbstgenügsamkeit, und seine nie erlöschende Eitelkeit liefs sich von einem entarteten Zeitalter fortreißen. Als Tragiker erlangte er den glänzenden Nationalruhm; er arbeitete mit Einsicht und mit unverkennbarem Streben nach Veredelung der Kunst; in die Darstellung der Leidenschaften brachte er mehr Tiefe, Wärme und Grazie [B.]. Fast allen seinen tragischen Conceptionen drückte er den Stempel sittlicher Nützlichkeit auf; er verschmolz Mitgefühl und Schrecken, Vernunft und Empfindung; aus allen Situationen suchte er trostreiche und milde Belehrungen der Duldung und Menschlichkeit zu entwickeln: daher *H. Blair* kein Bedenken trug, den Verfasser der *Alzire*, *Zaire*, *Merope* und *Semiramis* den sittlichsten und religiösesten aller Tragiker zu nennen [F.]. Er wollte durch die Tragödie Lehrer des Jahrhunderts seyn: daher haben seine Arbeiten so oft schwülstige Declamation, und sind mit allgemeinen Maximen überladen [B.]*). — Im Epos steht er tief unter *Homer* und *Tasso*; die *Henriade* ist ein erzählendes Gedicht, und zugleich poetisch-declamatorischer Codex der religiösen Duldung und moralischen Politik in einem Zeitalter, wo Frankreichs Regierung unduldsam und ohne sittlichen Charakter war [F.]. *J.* nennt sie die Epopöe eines aufgeklärten Zeitalters; *B.* eine lange Epistel in Versen mit oft gelungenem Pathos, und setzt hinzu (S. 51): „die epische Poesie erfordert die lebendige freye Phantasie der frühesten Zeit; die klaren, bestimmten Vorstellungen müssen noch nicht des Glaubens Kraft, die Lebendigkeit der Gefühle, die Mannichfaltigkeit und Kraft der Charaktere geschwächt haben; eine Epopöe kann nur einfachen und, um mich des Ausdrucks zu bedienen, kindlichen Völkern gesungen werden, die noch für den Reiz langer Erzählungen Sinn haben, die Wunder lieben und Erklärungen und Kritiken nicht kennen. Nur dann kann das epische Gedicht eine eigenthümliche Farbe, großartige Formen erhalten etc.“ — Von der *Pucelle* spricht *B.* mit sittlichem

*) *A. W. Schlegel* über dram. K. und L. Th. 2. Abth. 1. S. 174: „Das Bedürfnis des Denkers war erwacht, und leider nicht dreist vorwärts der ergründenden Tiefe weit voraus. Nach eingetretener öffentlicher Sittenlosigkeit hatte gefährliche spottende Zweifelsucht die Grundfesten aller auf Religion, Sittlichkeit und die Gewährleistung des geselligen Vereins Bezug habende Überzeugungen erschüttert. *Voltaire* kam der Lasterhaftigkeit nach Aufklärung geistig entgegen, und trug auf der Bühne in schönen Versen vor, was von den Lehr- und Rede-Stühlen noch nicht gepredigt werden durfte; er benutzte Poesie als Mittel zu fremdartigen Zwecken. Dadurch wird die künstlerische Reinheit seiner Darstellung oft getrübt. Er stellte mit der dramatischen Kunst beständige Versuche an, und griff bald zu diesem bald zu jenem Wirkungsmittel.“ — Vortreflich sind die Betrachtungen über die franz. Tragödie S. 158 ff. Eine Vergleichung der *Analysen* einzelner *V.* Trag. bey *Schlegel* S. 205 ff. und *Fabre* S. 120 ff. wird zu interessanten kritisch-ästhetischen Resultaten über den Nationalgeschmack führen.

Unwillen; *F.* deutet ihre Schönheiten mit zarter Schamhaftigkeit an. — Ungemein anziehend sind die flüchtigen Poesieen. „Ungezwungenheit ohne Nachlässigkeit, köstliche Naturanlage, feine, oft tiefe Gedanken, bekleidet mit dem Reize des Wohlklangs, ein vollkommenes Maas im Ton und in der Manier: alles vereint sich darin, um dem Geist zu gefallen, den Geschmack zu befriedigen und die Phantasie zu bezaubern“ [J.]; sie sind, wie die Episteln, ein chronologisches Gemälde der Ansichten seines Lebens [B.]. — Als Historiker erwarb er sich, bey allen öfteren Verkössen gegen kritische Forschung und Wahrhaftigkeit, durch philosophischen Pragmatismus, psychologische Klarheit und dramatische Anschaulichkeit großes Verdienst; er erhob die Geschichte zur lehrreichen Darstellung der menschlichen Cultur in allen ihren Theilen und Beziehungen. Die gelungene Charakteristik *Karl's XII* ist in antiker Manier gearbeitet; das Jahrhundert *Ludwig's XIV* ist eine treffliche historische Lobrede [F.], mit sichtbarer Vorliebe für das Glänzende und ohne Einheit [B.]. Der Versuch über die Sitten und den Geist der Völker hat Epoche gemacht, und ist von *W. Robertson* als musterhaft anerkannt worden [F.]; aber wenn auch die Anordnung der Thatfachen Beyfall verdient, und reichhaltige verständige Bemerkungen beachtungswerth sind: so ist doch Sectengeist und Haß oder Gleichgültigkeit gegen Religion unverkennbar [B.]. — Er war Schöpfer des philosophischen Romans, und übte darin mit Erfolg die große Kunst, zu gefallen und zu belehren [J.], Lebensweisheit dramatisch leicht zu entwickeln, und didaktischen Ernst mit heiterer Laune, sittliche Würde mit gesellschaftlichem Scherz und sarkastischem Spotto zu paaren [F.]. — Als Philosoph hatte er so wenig System als Achtung für Moralität, und zeichnete sich durch egoistische Polemik gegen das, was ihm mißfiel, und durch Frechheit des Angriffs am kenntlichsten aus [B.]; seine Erörterungen und Behauptungen haben mehr überredende Klarheit und populäre Gewandtheit, als tiefe Gründlichkeit [F.]. — Wenn ihm die Benutzung der bisher fast ganz unbekannten englischen Literatur, welcher er die wissenschaftlich-praktische Bildung seines Geistes hauptsächlich verdankte, zum Ruhme gereicht [J.]: so war doch seinen Anpreisungen brittischen Geistes und Charakters eine gewisse Bitterkeit gegen Frankreich beygemischt, welche bey *V.'s* Ansehen und bey entschiedener Hinneigung der Mehrheit zur Unzufriedenheit mit vaterländischen Einrichtungen um so nachtheiliger wirkte, je oberflächlicher die Kenntnisse brittischer Eigenthümlichkeit war, und je häufiger das eben nicht Beneidenswerthe bewundert wurde [B.]. Reiner ist die Achtung, welche dem Wortführer und Sachwalter der Unterdrückten, dem Ankläger der Ungerechtigkeit, des Fanatismus, der Tyranny gezollt wird [F.], obgleich die Beweggründe seiner Handlungsweise bey strengerer Prüfung nicht als die lautersten erscheinen dürften.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 M Ä R Z, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

1) PARIS, b. d. Gebr. Michaud u. b. Delaunay: *Tableau littéraire du XVIII^e siècle ou Essai sur les grands Ecrivains de ce siècle et les progrès de l'esprit humain en France etc.* Par M. J. J. Victorin Fabre etc.

2) JENA, b. Frommann: *Über die Literatur Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert.* Zwey Abhandlungen von Barente und Jay, aus dem Französischen — von F. A. Ukert u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Gleichzeitig mit Voltaire wirkten auf Frankreichs literarische Denkart: Montesquieu, dessen Werke die Farbe und den Charakter des Zeitalters tragen, Indifferentismus, Hang zur Paradoxie, Ungebundenheit der Meinung, Keckheit der Prüfung [B.]. In den persischen Briefen findet man seine Beobachtung, kühne Freymüthigkeit, und strenges Urtheil [F.]. Durch Geschäftsleben und Umgang wurde er milder und zurückhaltender; aber die Phantasie behielt die Herrschaft über den Verstand, und die Vorliebe für poetischen Schimmer und philosophische Gaukeley wurde nicht abgelegt. Die Betrachtungen über die Größe und den Verfall der Römer haben wenig Tiefe und Gründlichkeit, und in dem Geiste der Gesetze tritt ein schneidendes Streben nach Neuheit hervor [B.]: doch war das letztere Werk von wunderfam großer und allgemeiner Wirkung begleitet; es befruchtete die Gedanken der späteren Gesetzgeber, führte die gerichtliche Beredsamkeit auf allgemeinere politische Grundsätze zurück, entfestelte die gesellschaftliche Philosophie vom Herkommen, lehrte die Franzosen Gerechtigkeit gegen das Ausland, und gab der Sprache Gedrängtheit und sententiöse Fülle.

J. J. Rousseau unterlag dem Drucke gesellschaftlicher Einwirkungen; ohne Familie, ohne Freunde, von einem Lande zum anderen irrend, flüchtete er aus der wirklichen Welt in eine ideale, und nahm schwarzen Unwillen gegen die Menschheit in sein Ayl; einseitiges übermüthiges Selbstgefühl und fanatische Auflehnung gegen die bestehende Ordnung der Dinge waren Hauptbestandtheile seines inneren Wesens; seine sein ganzes Streben despotisirende Eitelkeit konnte nie befriedigt werden; nichts, was Menschen für ihn thaten, konnte ihn milder machen; er blieb ewig Fremdling in der Gesellschaft. Bey aller enthusiastischen Liebe

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

für Tugend und Recht, bey allem Ernste, Anders dafür zu gewinnen, erschütterte oder untergrub er die einzige Grundlage der Tugend und Gerechtigkeit, das Gefühl für Pflicht [B.]. Die ersten Befehdungen der Civilisation enthielten nur Lichtstrahlen seines Geistes; die Composition war schwach, der Stil unvollkommen. In dem Grundsätze, daß die Bildung der Gesellschaft den Menschen in Kriegszustand versetze, stimmte er mit Montesquieu überein; nur leitete dieser daraus die Nothwendigkeit der Gesetze, Rousseau ihre Unzulänglichkeit ab; er wollte nicht zerstören, was M. zu bauen versucht hatte, sondern die Menschen in das Zeitalter männlicher Reife einführen; und in dieser Absicht schrieb er über Erziehung und gesellschaftlichen Vertrag [F.]; alles war auf Egoismus begründet, und zweckte auf Trotz gegen das Positive ab; er wollte die Religion durch allgemeine Moral verbessern, und die Leidenschaften, deren Logik ihm geläufig war, zu Hülfsmitteln der Tugend erheben. Haß gegen die Gesellschaft, deren Nothwendigkeit er nicht zu leugnen vermochte, und Abneigung gegen die gesellschaftliche Ordnung führten ihn, neben anderen Inconsequenzen, auf das vermeintlich rationelle Princip von der Souveränität des Volks, ohne zu ahnden, daß er damit der tyrannischen Willkühr die mächtigsten Waffen reiche, und dem hobbes'schen System (wäre es auch durch einen H.!) neue Triumphe bereite. Die Heloise ist als Phantasie-Gemälde des inneren Lebens der Leidenschaften vortrefflich; nur verliert sie dadurch, daß Julie die Reize der wahren Weiblichkeit entbehrt, daß zu viel einförmige Überspannung vorwaltet und zu oft dogmatifirt und fast pedantisch moralifirt wird. Am besten schrieb er gegen das Schauspiel. In den Geständnissen will er die Menschen überreden, daß er tugendhaft war, indem er berichtet, wie er es nicht war; mit unübertrefflicher Naivetät enthüllt er das Innere seiner Seele, und sucht mit allen Zauberkünsten der Verführung Andere in seine Verirrungen hineinzuziehen; erst bey ruhigeren Nachdenken gewahren wir seine Selbstsucht und Verblendung. Kaum kann der Mann, der so dachte und handelte, vor dem Richterstuhle der unbefangenen Vernunft Gnade finden [B.]. Buffon, der phantasiereiche Maler der Natur, erregt Bewunderung durch prunkvolle Beredsamkeit, feurige Begeisterung, und hat selbst durch bald nachher von Forschern aufgegebene Hypothesen, und durch Verirrungen genutzt, indem er dürre System- und Nomenclatur-Sucht mäsigte [F.]. Nach ihm

Yyy

haben die Naturwissenschaften ihren contemplativen Charakter verloren, und sind ganz unter die Herrschaft der Erfahrung gegeben worden [B.].

V. Die Zahl der Schriftsteller in diesem Zeitalter war groß; doch erheben sich nur Wenige über eigentliche Mittelmäßigkeit. In der Tragödie hatte *Voltaire* keinen Nebenbuhler: denn der schauderhafte oder schreckliche *Crebillon* hatte zu wenig Kenntnisse des menschlichen Herzens, stieß zu oft durch Unwahrscheinlichkeit und Überkünstelung an, und wußte der Sprache zu wenig Adel und Reiz zu geben, um sich auf der Bühne behaupten zu können. *De Belloy* stürzte das Interesse des vaterländischen Stoffs durch pomphafte Declamationen. — Die Komiker waren genöthigt, Geschöpfe der Phantasie auf die Bühne zu bringen, weil die wirkliche Welt mit Vermehrung des Wohlstandes, der Kenntnisse und der gesellschaftlichen Geschliffenheit weniger starke Züge der Charaktere hervortreten liefs [J.]; möglichst treue Nachbildung des conventionellen Gesellschaftstons, künstvolle Verwicklung und Anlage, anziehende Situationen sollten für Entbehnung der Wahrheit in Charakteren Ersatz gewähren [B.]. *Destouches* strebte nach Ernst und Würde: sein *Philosophe marié* und sein *Glorieux* empfehlen sich durch Beweglichkeit der Handlung und feinen, sinnvollen Dialog. *La Chaussée* führte Pathos ein; der Versuch, dem bey Britten und Deutschen glücklich bearbeiteten und vom Publicum dankbar aufgenommenen Drama in Frankreich Bürgerrecht zu verschaffen, mißlang mehr durch die empfindelnde Manier des Vfs., als durch das Wesen der Gattung. *Marivaux* gefiel sich in unnatürlicher Metaphysik der Leidenschaften und Gefühle und in mißlungenen Neuerungen der Sprache [F.]; er prunket mit gründlicher Beobachtung des menschlichen Herzens, und giebt nicht das Resultat, sondern den Act derselben; Personen und Handlungen haben immer eine anstößige Ähnlichkeit und auffallende Unwahrscheinlichkeit. Glücklicher war er im Roman; doch übertraf ihn auch hier an Interesse, Einfachheit und Anschaulichkeit *Prevost*, so entfernt dieser auch von künstlerischer Vollendung blieb. *Grasset*, voll Reiz und leichter Lebhaftigkeit im *Vert-Vert* und in stichtigen lyrischen Dichtungen, liefs in dem trefflich versificirten und geistreich dialogisirten *Mechant* Leben der Handlung und psychologische Wahrheit vermiffen. *Piron's Métronomie* ist Karrikatur mit manchen Schönheiten im Einzelnen [B.]. — Unter den Prosaisten zeichnet sich der edle Moralist *Vauvenargues* durch pascalsche Kenntniß des menschlichen Herzens und *feuilonischen* Tugend-Eifer, auch durch ziemlich reinen Geschmack in der Kritik aus [B.].

VI. Die Literatur, unabhängig vom Schutze der Regierung, welche seit *Fleury's* Ministerium nichts für sie that, ihrer Macht sich schon bewußt, wurde selbstständiger, freyer, kühner. Die Wissenschaften schritten fort, wurden mit fruchtbaren Entdeckungen bereichert; die Gelehrten liefsen es sich

angelegen seyn, die Nation in die Geheimnisse ihrer Kunst einzuweißen, und kannten keinen herrlicheren Lohn, als Beyfall großer Köpfe und Achtung des Publicums. Mathematik und Naturkunde wurden meisterhaft bearbeitet; die Benedictiner von der Congregation des heil. Maurus hatten sich durch ausdauernden Fleiß und kritische Forschung auf dem Felde des Alterthums, der Geschichte und ~~Naturistik die gerechtesten Ansprüche~~ auf Dank und Bewunderung der Nachwelt erworben, und viele Mitglieder der Akademie der Inschriften schlossen sich ihnen wenigstens durch glückliche Zusammenstellung des Ertrags gelehrter Untersuchungen an; Linguistik blühte, und Erudition und Kunst leisteten sich wechselseitige Unterstützung. Durch lockere Philosophie und *Condillac* (der freylich kein gründlicher Denker war, und die Wissenschaft durch breite und gehaltlose Popularität oft herabwürdigte, B.) wurde über Belchaffenheit des menschlichen Erkenntnißvermögens Licht verbreitet; *Condillac*, *Duclos*, *Dumarsais* führten die Sprachlehre, Andere den Geschmack und die Kritik auf allgemeinere philosophische Grundsätze zurück. Die Ökonomen suchten die Aufmerksamkeit der Regierung und der besseren Bürger auf Gewerbfleiß, Handel und Ackerbau hinzuleiten, unterfuchten die Quellen des Nationalreichthums, und drangen auf Verbesserung des Finanzwesens. Der durch Minister und Armee gefährdete Glanz der National-Existenz wurde durch Schriftsteller gerettet; Paris war der Sitz der Literatur und des Geschmacks. Die Schriftsteller, im Vaterlande geehrt, vom Auslande gefeiert, von Fürsten gesucht, von Machthabern gefürchtet, stürzten die Scheidewand der Stände um; mit dem Einflusse ihrer Wirkksamkeit stiegen Anmaßung und absprechender Ton, Selbstzufriedenheit und Prophetenmacherey [F. u. B.]. Neue Ideen erlangten in unglaublicher Schnelligkeit Ausbreitung und Herrschaft; in einem Lande, welches nie wahre Philosophie (vgl. B. S. 115) gehabt hat, entstand ein vermeintliches und sogenanntes Zeitalter der Philosophie [B.]. Zum Theil Ursach, zum Theil Wirkung dieses Zeitgeistes war die *Encyclopédie, étendue et immense dépôt des connoissances et des erreurs humaines* [F.]. Sie sollte und wird vielleicht einst (besonders in ihrer, hier mit befreindendem Stillschweigen übergangenen, ungemein viel Trefflichen und Gründlichen neben wenigen schwachen Seiten darbietenden methodischen Umarbeitung) die Seecharte auf dem unermesslichen Ocean der menschlichen Kenntniße seyn, um das bekannte und angebaute Land, so wie die Stellen, wo neue Entdeckungen zu machen, neue Bahnen zu verfolgen sind, nachzuweisen [F.]. Sie wurde Vereinigungspunct für die sogenannten Philosophen; Angelegenheit einer Parthey; welche in Kühnheit der Ideen, Feindseligkeit gegen eingeführte Ordnung, und Opposition gegen die Regierung ihren größten Ruhm suchte [B.]. *D'Alembert*, einer der ersten Mathematiker seines Jahrhunderts, in der Philosophie

Locke's Nachbeter, in der Literatur ohne Wärme und Phantasie [B.], zeichnete den Riss des Werkes *) vor, wie es seyn sollte, aber nie ausgeführt worden ist [F.], und nach der gründlicheren Ansicht wahrer Denker nicht ausgeführt werden darf. Ihm zur Seite stand *Diderot*, reich an Talent, ohne vollkommene Ausbildung, flach in Kenntnissen, schwankend in der Überzeugung (F. legt ihm ungeheure Einbildungskraft und erstaunliche Kenntnissmasse bey, und nennt ihn einen fruchtbaren, bisweilen dunklen Denker; *Diderot* ist seit einigen Jahren von Deutschen immer richtiger als von Franzosen beurtheilt worden). Sein Versuch, eine neue dramatische Schule zu stiften, verunglückte; in seinen Romanen ist eine gewisse Tugendliebe mit empörendem Cynismus verschmolzen [B.]. — Jetzt bildete sich eine öffentliche Meinung, welche, fast jedweder leitenden Einwirkung der Regierung entzogen, keines Mißbrauchs und keines Vorurtheils schonte. Parlament und Klerus wollten ihr zwar Widerstand leisten, aber ihr Interesse war zu verschiedenartig, um eine aufrichtige Verbindung zu verstatten; nur in *Voltaire's* und *Rousseau's* Verfolgung konnten sie einstimmig seyn [J.]. — Mit überlegener Macht, oft nicht ohne trotzige Unbescheidenheit, traten frey sich äußernde und von höchst mannichfacher Reformationsucht ergriffene Schriftsteller auf, welche die herrschende Denkart zu Einer Schule vereinte.

Helvetius lehrte in seinem Werke *sur l'esprit*, wozu er die philosophischen Materialien aus der Gesellschaftswelt aufgriff, groben Materialismus, und glaubte in der mit Selbstsucht verwechselten Selbstliebe die trostlosen allgemeinen und beständigen Grundlagen der Sittenlehre und Gesetzgebung zu finden; durch sein Leben widerlegte er ein Werk, mit welchem er seinen Charakter verleumdete hatte [B. u. F.]. — *Raynal's* Declamationen sind geschmacklos; in der berühmten Geschichte beider Indien mögen die Thatfachen genau seyn, aber die Darstellung ist unkritisch; den Ideen fehlt Bestimmtheit und dem Ausdrucke derselben Mäßigung; seine durch Handeln im wirklichen Leben bündig widerlegten Grundsätze feinden die gesellschaftliche Ordnung an [B.].

Auch bey Schriftstellern, welche nicht zu dieser Schule gehörten, wohl gar dieselbe beföhleten, zeigt sich der Wiederchein desselben Systems, die Allmacht derselben Grundsätze. So bey dem oft kalt-trockenen *Duclos* der in dem grofse Klarheit und

Bestimmtheit ausprechenden Buche *sur les moeurs* alle Schattirungen des Gesellschaftsgeistes scharf aufgefaßt und kräftig geschildert hat. — *Mably*, der neuen philosophischen Schule abgeneigt, war doch übereinstimmend mit ihren Grundsätzen, ohne dafs er's wufste, und wirksam für ihre Plane, ohne dafs er's wollte; mit einseitiger Vorliebe für Griechenland und Rom, deren Verfassungen nach seiner Überzeugung keine Anwendung auf unsere Zeiten zuliefen, war er ungerecht gegen das Moderne und feindselig gegen den dermaligen politischen Zustand [B.].

Auf dem Theater, wie in der literarischen Ideenwelt, herrschte *Voltaire*, unterstützt von dem Kunsttalente der *le Kain*, *Clairon*, *Dumenil*. Vorübergehend war *Lemierre's* Beyfall; er verstand keine Charakterzeichnung und sein Stil ist in der Regel barbarisch, wenn gleich oft lebendig und kräftig. *La Harpe*, ein oft einseitiger und flacher, oft absprechender Kritiker, hat zwar nichts Originelles in seinen Tragödien, aber doch haben sich einige, besonders *Melanie*, auf der Bühne erhalten. — In der Komödie hat *Collé* allein gelungene Arbeiten gegeben. — Warum sämmtliche Lobredner die nationaleste aller dramatischen Dichtarten, den *Vaudeville*, mit Stillschweigen übergehen, ist schwer begreiflich; sie schämen sich doch etwa nicht, wie der gebildete Wiener der Thierhetze, einer Erscheinung, die so ganz eigentlich aus dem gesellschaftlichen Leben und aus dem allgemeinen Typus der Ansichten desselben hervorgegangen ist? Dann wären sie sehr ungerecht gegen die wirklich zum Theil überaus geistreichen, launigen und witzigen Productionen dieser Art, und bedächten nicht, dafs die Franzosen hier mit den genialsten nichtfranzösischen Dichtern am ehrenvollsten zusammentreffen, und in der neuesten Zeit vielleicht allein etwas leisten. Eben so ist es nicht zu billigen, dafs von der Oper, von *Quinault* und einigen seiner glücklicheren Nachfolger gar keine Rede ist. — In *Bernard's*, *Desmahis* und *Bernis* leichten lyrischen Dichtungen herrscht angenehme Verschmelzung milder Philosophie und heiterer Phantasie [J.]. *Colardeau's* Versifikation ist bezaubernd, aber er konnte nichts Grofses umfassen, und seine beste Heroide *Heloise* ist *Pope's* nachgebildet [B.]. Auf die beschreibende Poesie hatte die Allgemeinheit wissenschaftlicher Kenntnisse, die Bekanntheit mit der englischen Literatur, und *Buffon's* und *Rousseau's* gewichtvolle Prosa folgenreichen Einflufs; in *Lambert's* mehr correcten als anmuthigen *Saisons* sind sitliche Ansichten in Bilder der Natur verwebt, und *Delisle* hat nach der, vielleicht nur Deutschen nicht genügenden Übersetzung der virgilischen *Georgica* anerkannte Meisterstücke geliefert. — Die akademische Beredamkeit hatte ihre glänzendste Periode. Die Sitzungen der französischen Akademie waren Nationalfeste; die durch patriotisches Interesse gehobenen Lobreden waren oft inhaltsschwer und gedankenreich, und

*) *Jay* übertreibt, wenn er behauptet, *Bacon's* Plan, die Beziehungen aufzusuchen, wodurch die Wissenschaften mit einander verbunden sind, die gemeinsamen schaffenden Principien derselben darzustellen, und das Gebäude unserer Kenntnisse im Ganzen zu überschauen, sey jetzt aufgenommen und ausgeführt worden. Aber er hat Recht, wenn er hinzusetzt die *Encyclopédie* habe den Gelehrten das Geheimniß ihrer Macht enthüllt, ihnen Zuversichtlichkeit und Muth verliehen, die öffentliche Meinung zu schälen und zu leiten.

geeignet, um Achtung für literarisches Verdienst einzuflößen und enthusiastische Nacheiferung zu erwecken [F.]. *Thomas* Ringen nach Beredsamkeit ist zu sichtbar, der Stil ist geschraubt; der Nachdruck gekünstelt, die Combination gesucht, die Lobrede auf Marc-Aurel hat viel lebendige Anschaulichkeit, und erzeugt wahre Rührung [B.]; in dem *essai sur les éloges* liegt viel Kraft und Erhabenheit. — Die gerichtliche Beredsamkeit vervollkommnete sich fortwährend; *Servan*, *Dupaty*, *La Chalotais*, *Montclar* u. A. liessen ahnen, was die politische Beredsamkeit werden könne [F.]. — Die religiöse Redekunst hatte ihre schöne Zeit überlebt; die Prediger unterlagen dem Geiste der Zeit; sie erfüllten ihre Berufspflicht mit furchtsamer Zurückhaltung; sie wollten der herrschenden Denkart nicht trotzen, sondern Verzeihung für ihren Stand und ihre Predigten erhalten; sie fröhnten der sogenannten philosophischen Sittenlehre und errötheten vor dem Evangelium [B.]; *Beauvais* galt etwas, weil er die vermeint gesunde Philosophie nicht von sich wies [I.]. — *Marmontel* erzählt leicht, zierlich und wahr; seine Lehrbücher können richtiges Gefühl für literarische Productionen erwecken [B.]. An lieblicher Einfachheit, kindlichem Witze wird er von *Cazotte* weit übertroffen. *Crebillon* d. J. ist der Spiegel eines verderbten Zeitalters; seine Romane stellen das Laster in voller Unverschämtheit und mit aller gesellschaftlichen Ziererey dar. — Die Historiker sind viele, aber nur sehr wenige merkwürdig; die meisten wollten lieber durch Meinungen als durch historische Darstellung glänzen. *Henault's* Talent hätte verdient auf bessere Art angewendet zu werden [B.]. *De Brasses*, unter allen französischen Geschichtschreibern der glücklichste im Nachbilden des Antiken, ist vergessen. Mit Aufwand großer Gelehrsamkeit stellte *Barthélemy* ein Gemälde des alten Griechenlands so lebendig auf, daß man meinen sollte, es sey bloß Werk der Einbildungskraft [B.]. — Unter den Didaktikern hätte der edle *Bonnet* nicht ausgelassen werden sollen.

VII. Über die Revolutionsperiode (an deren Herbeyführung berühmte Damen-Cirkel nicht den kleinsten Antheil gehabt haben mögen) äußert sich B. am ausführlichsten und verständigsten; seine beurthei-

lende Entwicklung der französischen Revolution (S. 168 fgg.) ist so tiefgreifend und freymüthig, daß sie zu dem Besseren gerechnet werden kann, was über diesen Gegenstand in Frankreich geschrieben worden ist. Wissenschaften und Philosophie waren Bestandtheile des Nationalcharakters und die Literatur wurde Werkzeug revolutionärer Absichten; durch zahlreiche Journale verbreiteten sich mit großer Keckheit die in gesellschaftlichen Kreisen besprochenen Ideen, und unter der vielgebräuchtesten Firma des Eifers für das allgemeine Beste erlaubte man sich eine Zeit lang, Alles zu sagen. — *Raynouard's Templiers*, welche an die bessere Zeit der tragischen Poesie in Frankreich erinnern, sind übergangen. In der Komödie zeichneten sich *Collin d'Harleville* durch Wahrheit und Zartheit der Empfindung, *Fabre* durch declamatorisches Feuer aus. — Das Organ des öffentlichen Unwillens gegen ohnmächtigen Hof-Despotismus und Verderbenheit in den oberen Ständen war *Beaumarchais*, voll Feuers, Witzes und Cynismus, reich an Anmuth und Geschmacklosigkeit, widrig durch groteske Mischung von Stolz und Würdelosigkeit, *Nivernois* dichtete Fabeln, welche sich am besten nach den *la fontainellen* lesen lassen. — *Bernardin de St. Pierre's Paul et Virginie* ist ein Gemälde der reinsten Natur und des einfachen Gefühls [B.]. — Unter den Revolutions-Rednern treten der kunstlose *Cazales* und der rührend-kräftige *Vergniaud* hervor [J.]. — Der Lyriker *le Brun*, der elegante *Boufflers*, *Mercier*, *Chamfort*, *Mirabeau*, der hinreißende *Lanjuinais*, *Fr. von Stael* u. m. A. sind mit Stillschweigen übergangen.

B. und F. schlossen ihr Gemälde mit gehaltvollen Recapitulationen; B. wünscht, daß das anfangende Jahrhundert dem kommenden Geschlecht nicht mehr Ruhm und Glanz, sondern mehr Tugend und weniger Unglück bringen möge; F. fodert seine Nation zur Bewahrung des literarischen Ruhmes auf. J. deutet an, daß bisher mehr Lorbeeren auf dem Schlachtfelde als im Gebiete der Wissenschaft und Kunst gebrochen worden sind, und tröstet sich mit Hoffnungen von den erspöhten Zeiten der Ruhe.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNZER, Leipzig, b. Kummer: *Der Dominikaner*. Staatskomödie in fünf Aufzügen. 1806. 164 S. gr. 8. In dieser Staatskomödie, die deshalb so genannt wird, weil Kron' und Reich und eine Königin das Ziel des Strebens darin ausmachen, wobey aber der Dominikaner, der nur als Vermittler und Kuppeler in einer Liebesintrigue dient, gar nichts zu thun hat, herrscht wenig Geist und Leben, und eine Verstandestrockenheit statt Phantasie, eine Ungeschmeidigkeit in dem Lenken und Fügen der Umstände und in dem Entwickeln der Gesinnungen, eine Ver-

wechslung des Komischen mit der Gemeinheit und Lasterhaftigkeit, und mitten in der Prosa ein oft gar zu sichtbares Ringen, sich daraus emporzuarbeiten. Nur der Charakter des hintergangenen Ehemanns hat Lebensfrische und Originalität, und ist auch hier und da mit guten Einfällen ausgestattet. Das Ganze nimmt mehr einen Amlauf zu einem Trauerspiele als zu einem Lustspiele, und endigt nach vielen Umständlichkeit plötzlich als Schauspiel.

T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 M Ä R Z , 1 8 1 1 .

L I T E R A T U R G E S C H I C H T E .

1) PARIS, b. d. Gebr. Michaud u. b. Delaunay: *Tableau littéraire du XVIII^e siècle, ou Essai sur les grands Écrivains de ce siècle et les progrès de l'esprit humain en France etc.* Par Marie J. J. Victorin-Fabre etc.

2) JENA, b. Fommann: *Über die Literatur Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert.* Zwey Abhandlungen von Barente und Jay, aus dem Französischen — von F. A. Ukert u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. Ukert hat als Übersetzer seine Pflicht erfüllt, wahrscheinlich aber die *fabresche* Schrift nicht gekannt; sonst würde er sie gewiss den beiden anderen Abhandlungen beygegeben haben. Seine Übersetzung liest sich angenehm, und verlieret nicht, wenn sie mit den Originalen zusammengehalten wird. Kleine Flecken, z. B. S. 6: *Hiebe zu versetzen*, statt: *wehe zu thun*; S. 15: *ihre dunkeln Flugschriften* u. f. w. verdienen kaum erwähnt zu werden, und sind in dem Fortgange immer seltener. Er entschuldigt sich in der Vorrede, dass er sein abweichendes Urtheil, als zu weit führend, nicht beygefügt habe, und berichtigt die versteckt angedeutete Meinung Barente's, dass die Schriftsteller das Meiste zum Umsturz der bestehenden Verfassung beygetragen haben, und daher einer strengeren Aufsicht der Regierung unterworfen werden sollten. Die Schriftsteller sind entweder Organ der öffentlichen Meinung und der gesellschaftlichen Denkart, oder sie finden nur dann Eingang, und erlangen bedeutendere Wirksamkeit, wenn ihre Äußerungen und Ansichten mit den Bestrebungen des Volkes und seiner Wortführer übereinstimmen, und in dieselben eingreifen.

Die Anmerkungen sind ein rätsonnirendes Namenverzeichnis der angeführten Schriftsteller, wobey Salverte's Notizen benutzt worden sind. Etwas mehr Literatur im deutschen Sinne würde wohl nicht am un rechten Platze hier gewesen seyn. Manches bedarf einiger Berichtigung und Ergänzung. Bey d'Alambert durften die Elogien nicht unerwähnt bleiben. — Bernard ist durch seine frostige Kunst zu lieben, gewiss nicht am bekanntesten; den Beynamen *le gentil* verdankt er seinen kleineren Dichtungen. — In den Jugendgedichten Bernis zeigt sich keinesweges Mangel an poetischem Geiste: die J. A. L. Z. 1811. Erster Band,

fer wurde in späteren Jahren sichtbar, als er die seinem Talente angemessene Sphäre verlassen hatte. — Le Brun starb den 31 August 1807. — Cabanis aus Bayonne war geb. 1756, und starb 1808. — Collin d'Harleville starb 1806. — Duclos konnte nicht nach Voltaire's Tod [1778] zum Historiographen ernannt worden, da er 1772 schon starb. — Vauvenargues war geb. 1715, und starb 1747; vor der von Suard 1806 in 2 B. 8 besorgten Ausgabe f. Werke stehen Nachrichten von seinem Leben.

Die Verarbeitung der sämtlichen französischen Gemälde des Zustandes der National-Literatur im 18 Jahrhundert zu einem Ganzen, nach deutscher Art, würde ein verdienstliches und dankenswerthes Unternehmen seyn.

Fabre's Lobschrift auf Bruyère ist eine gelungene Arbeit, und um so willkommener, da von dem Leben und von der Persönlichkeit des trefflichen Sittenmalers und seinem Zeitalter weit voraus eilenden Denkers wenige authentische und befriedigende Nachrichten vorhanden sind. Der Vf. verweilt bey der Composition der bruyèreschen Schriften, und zeigt die Lebendigkeit und Wahrheit in der Auffassung der Beobachtungen, die Anschaulichkeit, Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit in der Darstellung, die glückliche Vereinbarung sittlichen Ernstes und heiterer Laune, würdevoller Beredsamkeit und überströmenden Witzes. Die Sprache hat Neuheit und Eigenthümlichkeit; selbst das Fehlerhafte darin ist originell und lehrreich. Weil B. ganz der modernen Welt angehört: so konnte die freyere Behandlung des Theophrast nicht vermieden werden, und gerade sie läßt das Eigenthümliche seines Geistes am kräftigsten hervortreten. Die Richtigkeit und Tiefe seiner philosophischen Ansichten, deren manche erst durch Montesquieu und Rousseau in allgemeineren Umlauf gekommen sind, ist überraschend. Aus seinen Werken ergiebt sich ein sehr schmeichelhaftes Resultat als Charakteristik seines äußeren und inneren Seyns; und es ist leicht, ihn gegen Anklagen und Beschuldigungen in Schutz zu nehmen.

L.

PARIS, de l'imprimerie Impériale: *Recueil de mémoires sur différens manuscrits Grecs de la bibliothèque Impériale de France.* Par C. B. Hase. Première partie. 1810. 4.

Was dieser Band enthält, war schon früher erz

schienen, oder vielmehr, lag vergraben, in einem Werke, das, eben so ungleichartig als reichhaltig, ein Eigenthum der Bibliotheken zu werden droht, obgleich bestimmt, eine Bibliothek, und zwar die reichste von allen, zum Eigenthum des Publicums zu machen. Je weniger Freunden der Literatur, zumal in Deutschland, vergönnt seyn mag, die acht Quartbände zu besitzen, zu denen die *Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque Impériale* bereits angewachsen sind: um so Mehrere werden sich freuen, gehaltvolle, zum Theil unentbehrliche Abhandlungen daraus in besonderen Abdrücken zu erhalten. So können auch die vorliegenden unseres wackeren Landmannes nicht anders als willkommen seyn.

Die erste, 45 Seiten stark, hat zum Gegenstande einen ungedruckten Grammatiker, auf den die Aufmerksamkeit rege geworden, seitdem *Ruhnken* die Autorität desselben als schirmende Ägide über den Pseudo - Orpheus gestreckt hat: nämlich den *Drakon von Stratonikea*. Nach genauer Beschreibung des Äußerlichen der ziemlich neuen Handschrift, stellt der Vf. mit Umsicht und Behutsamkeit die wenigen Nachrichten zusammen, die von dem Urheber des Werkes *περί μέτρων* theils in dürftigen Artikeln des *Suidas* und der *Eudokia* überliefert sind, theils aus dem Werke selbst zu schöpfen. Dafs *Herodianus*, Sohn des alexandrinischen *Apollonius*, der späteste Autor ist, den *Drakon* anführt, und dafs von den vier Städten, die *Stratonikea* geheissen, die makedonische seit dem *Hadrianus Hadrianopolis* hiefs, die übrigen aber in Kleinasien und Mesopotamien lagen, welche Länder nach dem siebenten Jahrhundert von Saracenen und anderen Barbaren überschwemmt, und der alten Sprache und Religion verlustig, schwerlich ein so rein geschriebenes Buch über einen so unpopularen Vorwurf verstatteten, daraus scheint zu folgen, dafs *Drakon* zwischen dem zweyten und achten Jahrhundert gelebt habe, so wie aus dem heidnischen Namen seines Sohnes (*Polidonius*), an den er sein Buch gerichtet, dafs er kein Christ gewesen, und also nicht leicht jünger als das fünfte Jahrhundert. Die Unsicherheit dieser Folgerungen giebt der Vf. selber zu. Sein Urtheil über den Werth des Werkes scheint dem Rec., der die Handschrift vor sich hat, vollkommen gegründet. *Il faut avouer d'abord qu'on ne trouve dans l'ouvrage de Dracon, ni la quantité d'observations intéressantes qu'offrent les ouvrages d'Apollonius Dyscolus, ni les mots singuliers et rares — que présentent les dictionnaires d'Hésychius, d'Ammonius et de Timée, ni même cette espèce d'ordre et de méthode, qui règne dans les écrits de Théodose et de Psellus, dont j'ai consulté les grammaires inédites. Son style a la simplicité, pour ne pas dire la sécheresse, d'un ouvrage élémentaire; la plupart des règles qu'il cite n'ont pas même l'avantage d'être nouvelles pour nous, puisqu'elles se retrouvent, et souvent dans les mêmes termes, dans les grammaires postérieures; son dictionnaire prosodique en fin me*

paraît rédigé sans plan et sans choix. Es liefs sich sogar des Bösen noch viel mehr sagen von einem Metriker, der, um nur eines anzuführen, einen handgreiflich verstümmelten Hexameter also zurecht scandirt: Νεστορ| Νηλη|ϊα|δῃ μέγα|κῦδος Ἀ|χαιῶν. Und doch war er der Mühe werth, die hier auf ihn gewendet ist. Les ouvrages des grammairiens ne peuvent être assez étudiés de ceux qui desirerent acquérir une connoissance approfondie de la langue Grecque. Das wird noch lange wahr bleiben.

Zur Probe ist die Einleitung gegeben, die einige allgemeine Regeln über die Prosodie enthält, und aus dem ersten und längsten Abschnitt, *περί ᾠσέων κατὰ στοιχείων*, das Α, Γ, Χ, Ψ, Ω vollständig, von den übrigen Buchstaben bald einzelne Artikel, bald die blofse Aufzählung der Artikel. Dafs der Text nicht gerade mit der ängstlichen Genauigkeit abgedruckt ist, die von einer förmlichen Ausgabe zu verlangen wäre, darf kaum erwähnt werden: um zu bezeichnen, was und wie *Drakon* geschrieben, ist mehr als genug gethan. Die Anmerkungen weisen theils die angeführten Dichterstellen nach, theils die Grammatiker, die von denselben Gegenständen handelt; oder auch sie berichtigen den Text meist mit so glücklichem Scharfsinn, dafs wir bedauern, hier nur berühren zu können, wobey jeder philologische Leser mit Vergnügen verweilen wird. *Idem* für *εἰδομένη* S. 2, ist ein sinnreicher Irrthum. Den Beschluß macht ein sorgfältiges Verzeichniß der im ganzen Werke angeführten Schriftsteller, worunter eine bedeutende Zahl verlorener.

Das Geschichtswerk des *Diakonus Leo*, das wir aus der zweyten Abhandlung von 43 S. kennen lernen, ergänzt die bisherigen Sammlungen der Byzantiner. *Leon*, geboren in einem ionischen Dorfe am Fusse des *Tmolus*, um die Mitte des 10 Jahrhunderts, erzogen in Konstantinopel, geistlichen Standes, wie sein Zuname besagt, und Begleiter des Kaisers *Basilus II* auf dem unglücklichen Zuge gegen die Bulgaren i. J. 981, hat die Geschichte seiner Zeit geschrieben, Begebenheiten, die grösstentheils unter seinen Augen vorgegangen, vom Tode Konstantins VII bis zum Tode des *Johannes Tzimiskes*. Mit ehrlichem Willen, aber mit geringer Kunst und Wissenschaft; in einer Sprache, die nicht rein ist von Barbarismen. Der Herausgeber, nach einer lehrreichen Charakteristik des Autors und einiger Zeitgenossen desselben, giebt den Inhalt der 10 Bücher, in die das Werk zerfällt; das sechste aber, welches den Krieg des *Tzimiskes* gegen den *Russen Swiatoslaw* beschreibt, vollständig, mit einer latein. Übersetzung und den unentbehrlichsten kritischen Notizen. Die Bearbeitung des Ganzen setzt er auf andere Zeit hinaus, die recht bald zu wünschen berechtigt, was schon hier geleistet ist, und noch mehr die gründliche, im lebendigen Verkehr mit Nationalen erworbene, Kenntniß des Neu-Griechischen, die der Herausgeber vor den meisten übrigen Hellenisten voraus hat, und die für das Studium der Byzantiner von höchster Wichtigkeit seyn muß.

Die dritte Abhandlung von 74 Seiten ist den Un-

terhaltungen des Kaisers Manuel Paläologus mit einem persischen Schriftgelehrten (*Muderris*) über die christliche Religion gewidmet, die auf der pariser Bibliothek in 3 Handschriften vorhanden sind. Der erlauchte Verfasser, seit dem Jahre 1373 Mitregent seines Vaters Johannes I Paläologus, dem er i. J. 1391 zu einer langen und unglücklichen Regierung nachfolgte, mußte um das Jahr 1390 dem Sultan Bajazet ein kleines Hülfscorps zuführen, und einen Winter in Angst und Noth an dessen wild üppigem Hofe, in Ancyra, zubringen. Dahin hat er die Scene von 26 Gesprächen verlegt, in denen er, aufgefordert von seinem mohammedanischen Wirth, die Wahrheiten des Christenthums den Irrlehren des Islam entgegenstellt. Das Werk „verdient Aufmerksamkeit als ein treues Abbild von den Ansichten und der Sprache der beiden Nationen, die im 15 Jahrhundert um das griechische Reich stritten; gelegentliche Abschweifungen werfen ein unerwartetes Licht auf manche dunkle Gegend der byzantinischen Geschichte. Ausser der Vorrede, an des Kaisers Bruder Theodorus, Despoten des Peloponneses gerichtet, sind die beiden ersten Gespräche mitgetheilt und in das Lateinische übersetzt, das eine von den Engeln und Seelen, das andere vom Himmel und Feen, vom dem Sündenfall, von der Zukunft Christi und Mohammeds Paradiese.

Überladen mit Amtsgeschäften, und zugleich durch unermüdliche, preiswürdige Gefälligkeit hochverdient um alle, welche die Schätze der pariser Bibliothek mittelbar oder unmittelbar benutzen, dürfte Hr. Hase auch für unbedeutende schriftstellerische Arbeiten Gunst und Nachsicht erwarten. Die hier angezeigten werden selbst vor der strengsten Kritik mit Ehren bestehen, als dankwerthe und in jedem Betracht schätzbare Bereicherungen der Literaturkunde.

R. M. P.

HALLE und BERLIN, im halleischen Waisenhaufe: *Verdienste der Professoren zu Helmstädt um die Gelehrsamkeit.* Ein Fragment. Philologen, Philosophen, Mathematiker. Von Paul Jacob Bruns. 1810. II. 108 S. gr. 8. (10 Gr.)

(Auch unter dem Titel: *Der Biograph u. s. w. Supplement zum achten Bande.*)

Ein treffliches Denkmal einer um die literarische Cultur Deutschlands hochverdienten gelehrten Bildungsanstalt von einem ihrer würdigsten Priester am Vor-Abende ihres Scheide-Tages aus der äußeren Erscheinungswelt gesetzt. Helmstädt hat 234 Jahre lang auf Willensschaften und Geistesbildung unseres Vaterlandes den fruchtbarsten und wohlthätigsten Einfluss behauptet, nicht bloß durch Gründlichkeit und gelehrte Thätigkeit eines sehr großen Theils seiner Lehrer, sondern auch besonders seit *Calixtus* Zeit durch liberaleren, dem trotzig-einseitigen Festhalten des Herkömmlichen muthig und gewandt entgegenarbeitenden Geist. Es ist heilige Pflicht dankbarer Pietät, die Zeitgenossen auf solche Ver-

dienste aufmerksam zu machen und das Andenken einer achtungswürdigen literarischen Anstalt zu feyern, da unsere Mitwelt, umrauscht und geblendet vom prunkenden und aumaßend sich hervordrängenden Neuen, leider! nur zu geneigt zu seyn scheint, das Alte, wenn es auch unvergänglichen Adel an sich trägt, zu vergessen, und mit einem leichtfertigen Lobspruche aus seinem Gemüthe zu entlassen.

Der Vf. hat alle Quellen und Hülfsmittel, welche sich ihm zur Ausführung seines Vorhabens reichlich in Bibliotheken und Archiven darbieten, sorgfältig und glücklich benutzt; nur war die Zeit, welche er auf diese Schrift verwenden konnte, zu beschränkt, und der Zerstreungen, bey der nah bevorstehenden Abreise nach Halle, wohin derselbe mit mehreren seiner Collegen versetzt wurde, waren zu viele, als daß er im ganzen Umfange hätte leisten können, was in seinem Plane lag: daher blieb seine Schrift nur Fragment, und die Darstellung der Verdienste helmstädter Professoren um historische Studien, Theologie, Jurisprudenz und Medicin mußte auf eine ruhigere Periode ausgesetzt bleiben. Wir bitten ihn dringend, das hier Fehlende bald zu ergänzen, und dem für den Werth solcher literarischen Monographien empfänglichen Publicum einen Genuß nicht vorzuenthalten, der durch einen so anerkannt wackern Literator ihm am genügendsten bereitet werden kann.

Am ausführlichsten wird in dem gegenwärtigen Fragment von den helmstädter Orientalisten gehandelt. Unter ihnen zeichnen sich am meisten aus: *Valentin Schindler*, [geb. d. 14 Febr. 1543, st. d. 11 Jun. 1604]; *Martin Trost*, der nur Ein Jahr 162½ in Helmstädt war; *Johann Saubert*, dessen verdienstliche Bemühungen in der biblischen Kritik ausführlicher (S. 16 bis 25) gewürdigt werden; *Hermann von der Hardt*, auf dessen vielumfassende Gelehrsamkeit und kühne Ansichten aufmerksam gemacht wird; *Johann Gottfried Lakemacher*, der unter schönen literarischen Entwürfen zu früh in seinem 41sten Jahre starb, und *Christoph August Bode*. Von den griechischen und lateinischen Philologen sind am bemerkenswertheften: *Johann Caselius*, dessen Briefe, mit verständiger Auswahl gesammelt, noch jetzt ein dankenswerthes literarisches Geschenk seyn würden, auch die wenigen hier mitgetheilten Bruchstücke sind uns willkommen; *Christoph Schrader*, *Erhard Reusch*, *Christian Breithaupt*, *Friedrich August Hackmann*, der von einer sehr achtungswerthen Seite geschildert wird, und überhaupt wohl weniger bekannt geworden ist, als er zu seyn verdiente, und *Johann Christian Wernsdorf*. Unter den Philosophen verdienen besondere Aufmerksamkeit der als Logiker ausgezeichnete *Cornelius Martini*, *Conrad Hornejus*, *Johann von Felde*, der von Europa bewunderte Polyhistor *Herrmann Conring*, *Cornelius Dieterich Koch* und *Johann Nicolaus Frobenius*. In Ansehung der Mathematiker wird auf Frobe-

se's drey Reden von den Verdiensten derselben verwiesen. Beyläufig sind manche gehaltvolle Notizen und Bemerkungen beygebracht, und die kleine Schrift

ist zu einer interessanten und lehrreichen Unterhaltung für gelehrte Leser vollkommen geeignet.

L.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. Ingolstadt b. Attenkover: *Dem Verdienste des Johann Nepomuk Mederer, der Philos. und Theol. Doctors, kön. baier. wirkl. geistl. Rathes, Universitäts-Prokanzlers, Prof. der Vaterlandsgeschichte, Schulcommissärs, Stadt- und Garnisons-Pfarrers zum heil. Moritz zu Ingolstadt, dann der kön. Akademie der Wissenschaften zu München ordentl. Mitgliedes, geweiht von Ignaz Hubner, königl. baier. wirklichem Rathe, Schulcommissär u. s. w. am 22 Maimonats 1808. 16 S. 4.*

Geschmack und orthographische Richtigkeit zeichnen diese Denkrede keineswegs aus; aber das Verdienst hat sie, daß sie uns aus der, bis jetzt wenigstens noch ungedruckten Selbstbiographie des berühmten *Mederers* einen gedrängten Auszug liefert.

Der treffliche *Mederer*, der Sohn eines Landmannes von mittelmäßigem Vermögen, ward den 2 Junii 1734 zu Stöckelberg in der Oberpfalz geboren. In dem benachbarten Orte Gnadenberg fand sich glücklicherweise eine Schule, welche sich durch einen guten Lehrer auszeichnete. Hier erhielt der talentvolle Knabe die erste Grundlage seiner Bildung. Aus Freude über seine Fortschritte bereitete ihn hierauf der Capellan, *Johann Baptist Gerner*, für die gelehrten Schulen vor. Auch in diesen ragte er so hervor, daß ihn die Jesuiten in ihre Gesellschaft aufnahmen. Er trat den 24 September 1753 zu Landsberg in das Noviciat. Schon 1755 ward er als Lehrer am Gymnasium zu Landshut, und zwey Jahre darauf in gleicher Eigenschaft zu Ingolstadt angestellt. Hier audirte er, nachdem er vier Jahre Lehrer gewesen war, die Theologie. Aber mehr als diese zog ihn bald die Historie an. „Er suchte in der Bibliothek alle historischen Bücher auf, und brachte es in dem historischen Fache so weit, daß er schon im Jahre 1762 über die von der Akademie der Wissenschaften in München aufgeworfenen Fragen: Wer sind die Vorfahren Luitpolds gewesen? eine Preisschrift verfaßte, und unter der Devise: *debemus patriae*, zur Akademie einschickte.“ Der damalige öffentliche Lehrer der Geschichte zu Ingolstadt, *Heinrich Schütz*, schlug ihn daher auch dem Provincial, *Ignaz Romberg*, zum künftigen Lehrer der Geschichte vor. Von dieser Zeit an gab sich *Mederer* fast ganz der Historie hin. Nachdem er hierauf wieder einige Jahre an Mittelschulen gelehrt hatte, ward er 1768 zu Schützens Nachfolger zu Ingolstadt ernannt. Er blieb in dieser Stelle, auch als der Jesuiten-Orden aufgehoben wurde, und arbeitete nebst anderen Schriften seine Geschichte der Universität Ingolstadt aus. Als aber im Jahre 1774 der erste Theil dieser Geschichte erschien, da „sah der böse Genius der Zeit gegen *Mederers* Rechtschaffenheit zu stürmen an.“ Im Jahre 1774 mußte er zuerst den historischen Lehrstuhl mit einem theologischen verwechseln, und in dem darauf folgenden Jahre als Lehrer des Kirchenrechts sich nach München versetzen lassen. Hier war er nicht an der rechten Stelle, besonders da ihm für seine „*Annales*“ die Quellen mangelten. Zwar durfte er wieder im Herbst 1775 nach Ingolstadt zurückkehren, aber erst im

Jahre 1780 ward er wieder als öffentlicher Lehrer der bairischen Geschichte und der historischen Hilfswissenschaften selbst angestellt. Aber auch diese neue Anstellung dauerte nur ein Jahr; als die Malthasersung (1781) die vorher den Jesuiten gehörigen Güter gewann, wurde *Mederer* nebst vielen Andern abgedankt und gezwungen, „täglich mit 40 Kreuzern sein Leben zu fristen.“ Doch hing er so sehr an seinem Vaterlande, daß er lieber in unverschuldeter Dürftigkeit und stiller literarischer Einsamkeit leben, als eine Anstellung zu Heidelberg annehmen wollte. Erst im Jahr 1784 wurde ihm das Lehramt der bairischen Geschichte abermals übertragen. Aber „das war nun ein Donner Schlag für die Mönche-Professoren und Anti-Jesuiten, und es wurde alles aufgeboten, um ja diese Einschlebung eines Jesuiten in ihre Mitte zu hindern und zu beseitigen. Doch ich will die speciellen Umstände dieses verabschueungswürdigen Entgegenstrebens nicht näher anführen, sondern es ist genug, wenn ich sage, daß *Mederer* demohingeachtet mit einem jährlichen Gehalt von 740 Gulden in sein voriges Lehramt nach seinem ehemaligen Range eingesetzt worden ist.“ Endlich im Jahre 1787 ward einer seiner heissesten Wünsche erfüllt, indem ihm die Moritz-Pfarre zu Ingolstadt zu Theil wurde, welcher er zwanzig Jahre hindurch als würdiger Geistlicher im vollen Sinne des Wortes vorstand. Diese tausendjährige Kirche ward „das Schloßkind des wackern Historikers, das er zärtlich pflegte und prächtig herausputzte. Der mit vieler Kunst in Silber gearbeitete Christus am Kreuz, die vielen schönen Leuchter von Gürtlerarbeit, das kostbare Messgewand, die silberne und vergoldete Monstranz, und so mehrere andere Kirchenzierden sind redende Beweise seiner ungeheuchelten Liebe für seine Pfarrikirche. Man darf es mit Wahrheit behaupten, daß er auf die Bedürfnisse und Verzierungen derselben einige tausend Gulden aus seinem Industral-Vermögen verwendet hat.“ Auch schrieb er eine Geschichte dieser Kirche, welche noch in der Handschrift vorhanden ist. Den Armen seiner Gemeinde that er sehr viel Gutes. Die wohlthätige Wirksamkeit des frommen Geistlichen verbreitete sich aber auch auf die Schulen. „Mit 1500 Gulden vermehrte er noch in den letzten Tagen seines ruhmvollen Lebens den hiesigen Local-Schul-Fonds, und stiftete sich dadurch in den Herzen der jetzigen und künftigen Lehrer und Lehrerinnen ein ewig bleibendes Denkmal.“ Mit der Herrlichkeit eines Vaters nahm er sich der jungen Zöglinge an. Er galt überhaupt allen für einen redlichen Mann; er war ein Mann von festem, ruhigem Charakter; immer sich selbst gleich; gründlich in allem, was er dachte und that, rechtschaffen und religiös. Mit der Uneigennützigkeit der alten Chronikenschreiber, ja mit acht antiker Einfachheit legte er nicht lange vor seinem Tode die Handschrift seiner „Geschichte der Stadt Ingolstadt“ in die Hände seiner Mitbürger nieder. Man kann die Verhandlungen hierüber nicht ohne innige Rührung lesen. Er erreichte ein Alter von 73 Jahren 11 Monaten und 19 Tagen. — Möchte doch irgend ein unbefangener Sachkenner dem Trefflichen auch im Namen der Historie ein würdiges Denkmal setzen!

a. 9.

NEUE AUFLAGEN.

Duisburg und Essen, b. Bädcker und Kürzel: *Kleine Schulbibliothek.* Ein geordnetes Verzeichniß auserlesener Schriften für Lehrer an Elementar- und niederen Bürger-

Schulen, mit beygefügten Beurtheilungen. Von B. C. L. Natorp. 4te verbesserte und mit einem Inhaltsverzeichniß und Register vermehrte Auflage. 1811. VIII u. 188 S. 8. (14 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 M Ä R Z, 1 8 1 1.

M A T H E M A T I K.

GOtha, b. Becker: *Tables barométriques pour faciliter le Calcul des Nivellements et des mesures des hauteurs par le Baromètre*, par Bernard de Lindenau. 1809. LXV u. 170 S. 8 *).

Rec., der auf seinen Reisen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz eine Menge Barometermessungen gemacht, und nach verschiedenen Tafeln berechnet hat, will zuerst darstellen, was diese Tafeln enthalten, und dann sein Urtheil über ihre praktische Brauchbarkeit aus dem Gesichtspuncte des Hn. v. L. bestimmen.

In der Einleitung zeigt Hr. v. L. die Nützlichkeit der Höhenmessungen, und giebt eine interessante Übersicht über den gegenwärtigen Zustand unserer orographischen Kenntnisse in den vier verschiedenen Welttheilen. Dann folgt eine lehrreiche Geschichte des Höhenmessens mit dem Barometer, und auf diese die Entwicklung der Theorie, worin der Vf. Hn. Laplace gefolgt ist. Das, worin er von Laplace abweicht, ist Folgendes: 1) Er nimmt die specifischen Gewichte von Luft und Quecksilber nicht so an, wie Biot und Arrago sie durch Abwiegen gefunden, noch wie Rammond sie in den Pyrenäen mit Hülfe des Barometers bestimmt hat, sondern er hat sie aus 72 Beobachtungen von de Luc, Saussure, Schukburgh, Rammond, Roy und Lacalle aufs neue hergeleitet, und sie sehr nahe so gefunden, wie Rammond. 2) Nimmt er bey der Correction für die Wärme nicht mit Laplace an, daß man, um die mittlere Wärme der Luftsäule zu finden, nur nöthig habe, aus dem unteren und oberen Thermometerstande das Mittel zu nehmen, vielmehr nimmt er mit Euler und Oriani an, daß die Wärmeabnahme in der Höhe keine arithmetische, sondern eine harmonische Reihe sey.

Was das Letztere betrifft: so ist Rec. der Meinung eines vortheilhaften Praktikers, Daubuisson (Ingenieur en chef des Mines), welcher hiebey bemerkte, daß wir noch keine Thatfache kennen, aus denen diese harmonische Abnahme folgte, und daß es auf eine Subtilität führe, die die Rechnung ohne Noth verwickelt macht. Denn da man selten sich der mittleren Temperatur der Luftsäule bis auf 1°

versichern kann (wegen der ungleichen Erwärmung an der Erde): so kann die harmonische Reihe recht nichts nützen, da ihr Einfluß nur um wenige Zehnthelle vom arithmetischen Mittel abweichen kann.

Was das Erstere betrifft, die Bestimmung vom Gewichte der Luft: so ist das Unternehmen des Vfs., dieses aus den Beobachtungen verschiedener Physiker zu bestimmen, sehr verdienstlich. Indes foderte die Auswahl derselben, besonders bey de Luc, viele Vorsicht, weil dieser sein Thermometer den Sonnenstrahlen aussetzte, um die Wärme der Luft zu erfahren, wodurch seine Temperaturen im Durchschnitt um 3 bis 4 Grad zu hoch sind. Die übrigen Entwicklungen vom Einfluß der Veränderung der Schwere sowohl in senkrechter Richtung, als auch in Hinsicht der Breite, sind bey Hn. v. L. dieselben wie bey Laplace. Für den Einfluß, den die Feuchtigkeit der Luft auf die Barometermessung hat, hat Hr. v. L. keine Rechnung getragen. Dieser Einfluß ist immer nur sehr klein, und kann höchstens $\frac{1}{1000}$ des Ganzen betragen. Doch hätte er der Vollständigkeit wegen leicht mit angeführt werden können, da das Täfelchen nur eine halbe Seite einnimmt, wenn ein Reisender zugleich das Hygrometer beobachtete, wie dieses z. B. Hr. von Saussure immer that.

Auch fehlt eine Tafel über die Abnahme der Wärme in der Nähe der Erde, das heist, bis auf eine Höhe von etwa 200 Fufs. Rec. hat diese ungern in einem so vollständigen Werke, wie das des Hn. v. L., vermisst, da sie doch einen so großen Einfluß auf die Barometermessungen hat, besonders bey hohen Bergen, wie z. B. dem Montblanc, wo dieses die Höhe bis auf 138 Fufs ändern kann. Pictet hat hierüber die ersten Versuche angestellt, und nachher der Engländer Six, und später Brandes in Ekwarden. Aus diesen Versuchen folgt, daß die Luft sich an der Oberfläche der Erde sehr ungleichförmig den Tag über erwärmt, und daß es Fälle giebt, wo sie in einer Höhe von 5 Fufs von der Erde um 3 bis 4 Grad R. wärmer oder kälter seyn kann, als in einer Höhe von 200 Fufs. Da man nun das Thermometer im Schatten immer in der Nähe der Erde hängen hat: so ist man, besonders an hellen Sommertagen, sehr ungewiß, wie dasselbe Thermometer in einer Höhe von 200 Fufs im Schatten stehen würde. Und dieses ist die Ursache, warum Beobachtungen, die um Mit-

*) Von diesem Werke ist bereits eine Recension im Jahrgang 1809. No. 266 abgedruckt worden. Der Vf. derselben, ein berühmter Mathematiker, hat sich aber nur mit den theoretischen Untersuchungen beschäftigt, auch mehr die Buchstabenrechnung als Zahlenrechnungen berücksichtigt. Dies veranlaßt uns, noch eine Recension dieses Werks zu liefern, welche bloß aus dem praktischen Gesichtspuncte abgefaßt ist, und mithin als Ergänzung der ersten betrachtet werden kann.

tag gemacht werden, mit denen nicht stimmen von des Morgens 8 Uhr, wo die Luft gleichförmiger erwärmt ist. — *Braudes* hat in seinen Beobachtungen über die Refraction hiegrüber sehr interessante Erfahrungen gemacht, und daß man hierauf bey Barometermessungen bis jetzt so wenig Rücksicht genommen hat, darin liegt der Grund zu vielen Irregularitäten, die man selbst in solchen Beobachtungen findet, die sonst mit aller Sorgfalt angestellt sind. Am Barometer liegt dann selten die Schuld, sondern am Thermometer und an der örtlichen Erwärmung.

Nachdem Hr. v. L. die theoretischen Bestimmungen seiner Formel entwickelt hat: so wendet er sie auf 9 trigonometrisch gemessene Berge an, und zeigt, daß sie bey dem Montblanc nur 1,9 Toise, bey dem Pic de Bigore nur 1,0 Toise, bey dem Cantigou nur 1,6 Toise u. s. w. von der trigonometrischen Messung abweicht. Bey allen diesen Bergen ist keiner, bey dem die Abweichung größer als 2,5 Toise ist.

Es ist schade, daß Hr. v. L. nicht die Elemente angegeben hat, die er bey seiner Rechnung gebraucht. Wenn man eine so große Übereinstimmung sieht: dann überzeugt man sich gerne von der Richtigkeit derselben durch Nachrechnen. In einer Note führt er zwar die Schriften an, in denen alle diese Beobachtungen zerstreut stehen — aber wer hat diese bey der Hand? Und wer hätte nicht gerne eine Octavseite mehr bezahlt, wenn man nur die Originalbeobachtungen hätte? Rec. hat bey ein paar Beyspielen, die er nachgerechnet hat, diese angegebene Übereinstimmung nicht gefunden, und es thut ihm daher Leid, sie nicht alle nachrechnen zu können. Bey dem Pic de Bigore, den Hr. v. L. als Probebeispiel S. 60 anführt, ist die Verbesserung wegen Abnahme der Schwere, die 4 Toisen beträgt, anzubringen vergessen; — wird diese angebracht: so fällt die angeführte Übereinstimmung, die bis auf 1 Toise geht, weg.

Bey dem Montblanc ist die Barometermessung zu 2261,1 Toise, und die trigonometrische zu 2263 Toisen angegeben, wo also der Unterschied nur 1,9 Toise beträgt. In diesen beiden Zahlen sind mehrere Fehler: 1) Ist es wahrscheinlich, daß beide verwechselt sind, denn Rec. ist keine trigon. Messung von 2263 Toisen bekannt. Die zweyte, von *Schukburgh*, ist aber bekanntlich 2261 Toisen. 2) Ist die Rechnung wahrscheinlich nach den Elementen geführt, die Hr. v. L. im Jahr 1805 in der M. C. bekannt machte, und nach denen er damals die Höhe des Montblanc zu 2227 Toisen berechnete. In diesen Elementen ist aber, wenn man sie mit *Saussures* Originalbeobachtungen vergleicht, ein Reductionsfehler. 3) Ist die Verbesserung wegen Abnahme der Schwere nicht angebracht, die allein 7,5 Toisen beträgt. Legt man die richtig reducirten Elemente zum Grunde, und bringt dieselbe Correction an: so ist, nach *Lindenaus* Tafeln gerechnet,

die Höhe des Montblanc 2284,7 Toisen die *Schukburghsche* trigon. Messung ist 2261 also Unterschied nicht 1,9 Tois., sondern 23,7 Toisen.

Aber auch die *Schukburghsche* trigon. Messung ist unrichtig. Nach drey sehr genauen Messungen von *Tralles*, die unter sich noch keine Toise von einander abweichen, ist die Höhe des Montblanc 2276,5 Toisen. *Lindenaus* Tafeln geben ihn also 8,2 Toisen zu hoch, und Rec. glaubt, daß diese Übereinstimmung alles ist, was man von Barometermessungen erwarten kann, — und selbst mehr, als man erwarten kann, weil bey der Beobachtung in Genf eine Ungewissheit in der wahren Temperatur der Luft ist, die die Höhe des Berges um 25 Toisen zu hoch angeben kann. — Rec. hat sich deswegen bey dieser Zahl so lange aufgehalten, weil er überzeugt ist, daß nichts nachtheiliger für den Credit und für die Fortschritte der Höhenmessungen ist, als wenn man ihnen eine Genauigkeit zuschreibt, die sie nicht haben, und der Natur der Sache nach nicht haben können.

Nachdem der Vf. gezeigt, wie man correspondirende Beobachtungen nach seinen Tafeln rechnet: so zeigt er, wie man auch einzelne nach ihnen berechnen könne, indem man als zweyte Beobachtung den mittleren Barometerstand am Meere von 28 Zoll 2 Linien annimmt. — Aber wenn nun für den Augenblick das Barometer an der See einen halben Zoll höher oder tiefer steht, als sein mittlerer Stand ist? Diese Ungewissheit macht es unmöglich, diese Methode bey kleinen Höhen anzuwenden; wo man oft, statt einer Erhöhung über dem Meere, eine Vertiefung von mehreren hundert Fuß unter dasselbe finden würde. Bey größeren Höhen, wo ein Fehler von einigen hundert Fuß nicht so sehr in Betracht kommt, ist diese Methode anwendbarer. — Auch wird man bey ihnen weniger fehlen, weil bey größeren Höhen die Veränderungen des täglichen Barometerstandes immer kleiner werden, da die tiefer liegenden meteorologischen Processe nicht mehr darauf wirken. In Höhen, die größer als 10000 Toisen sind, steht das Barometer vielleicht eben so unveränderlich als am Äquator. — Um so unsicherer wird aber diese Methode, je kleiner die Höhe, je weiter man vom Äquator ist, und je entfernter von des Jahreszeit, wo die täglichen Veränderungen des Barometers ihr Minimum haben.

Rec. wünschte, daß Hr. v. L. in einem besonderen Abschnitte die Genauigkeit untersucht hätte, deren die verschiedenen Barometermessungen unter verschiedenen Umständen fähig sind. Man wird nie genau messen, — man wird sich aber immer mehr oder weniger der Genauigkeit nähern — und wie weit man es in dieser Näherung unter gegebenen Umständen bringen kann, dieses zu wissen, ist sehr angenehm. *Daubuisson* und *Pictet* haben in ihren Abhandlungen über Barometermessungen hieüber sehr lehrreiche Untersuchungen angestellt.

Endlich hat der Vf. noch die Methode erklärt, wie man in einem sehr gebirgigen Lande, mit Hülfe des Barometers, senkrechte Standlinien misst, und diese zum Trianguliren gebrauchen kann. Die Sache ist sehr einfach. Wenn man die Höhe eines Berges kennt und den scheinbaren Höhenwinkel: so

kann man seine Entfernung durch zwey Richtungen so genau berechnen, als die Natur der Sache es erlaubt. A sey der Standpunct im Thale, B die Spitze des Berges und C der Punct im Fusse des Berges, den die Tangente von A trifft: so hat man ein Dreyeck, das bey C immer sehr nahe rechtwinklicht ist, indem der Winkel bey A gemessen und die Seite BC mit Hülfe des Barometers bestimmt worden. Berechnet man hieraus die Linie AC, oder den horizontalen Abstand von der Achse des Berges: so wird man diese zwar nicht genau, aber doch sehr nahe finden, und nahe genug, um 1) den Unterschied zwischen dem wahren und scheinbaren Horizonte von A, der von der Krümmung der Erde herrührt, bestimmen zu können, — und 2) auch wie viel daran fehlt, daß das Dreyeck bey C nicht rechtwinklicht ist. Eine zweyte Rechnung giebt nun die genaue Entfernung des Punctes A von C. — Sind auf diese Weise die Entfernungen von mehreren Puncten um den Berg herum bestimmt: so werden von der Spitze des Berges die Winkel zwischen ihnen genommen, und man kann nun eine Dreyeckung von der Gegend machen, da in allen zwey Seiten mit dem dazwischenliegenden Winkel bekannt sind.

Um diese Rechnungen zu erleichtern, hat Hr. v. L. eine Tafel gegeben, die die Aufschrift hat: *Distance horizontale de deux lieux dont on connoit l'angle de hauteur et le difference de niveau*. Die Höhenwinkel gehen von 15 zu 15 Min. und die Höhen von 10 zu 10 Toisen. Weil die Tafel doppelte Eingänge hat: so ist das Interpoliren schwierig. Rec. scheint es, daß sich die Rechnung bequemer führen läßt, wenn man statt ihrer drey kleine Hülftafeln gebraucht, — eine für die Refraction, eine zweyte für die Unterschiede zwischen dem wahren und scheinbaren Horizonte, für gegebene Entfernungen, und eine dritte für die Abweichung des Winkels C von einem rechten bey gegebenen Entfernungen. Alle diese Tafeln bekommen einfache Eingänge, und man kann sie leicht so vollständig berechnen, daß man nichts zu interpoliren braucht.

Die Regeln, die der Vf. nach *Rammond* unter der Aufschrift: *Influence des heures, influences des situations et influence de météores*, angiebt, haben Rec. wenig concis geliehen. *Rammond* scheint den Einfluß der localen Erinnerungen, die *Pictet*, *Six* und *Brandes* beobachtet haben, nicht zu kennen, oder er hat wenigstens keine klare Vorstellung davon, denn nur dieses kann seine Art, sich hierüber auszudrücken, erklären. Man wird hiemit nie ins Reine kommen, wenn man nicht alle einzelnen Umstände sondert. Man sieht dieses, wenn man die Meinungen von *Prony*, *Rammond*, *Daubuisson* und *Lindenau* mit einander vergleicht, und sieht, wie wenig sie sich über die Unterschiede verständigen können, die zwischen ihnen Statt finden. Etwas Schuld mögen hieran wohl die gelehrten Formeln seyn, die einige Schwerfälligkeit in die ganze Manipulation der Barometerrechnungen bringen. Vielleicht hätte man sich leichter verstanden, wenn man,

wie *Lessing* sagte, die Sache immer in *schlichten Worten* vorgetragen hätte.

Nachdem wir dargestellt, was diese Tafeln enthalten: so wollen wir mit dem Urtheile über ihre Brauchbarkeit für Reisende diese Recension schließen. Der Zweck der Tafeln ist *Erleichterung der Rechnung*; Hr. v. L. hat für die Bequemlichkeit der Reisenden sorgen wollen. Aus diesem Gesichtspuncte glauben wir, daß der Reisende ungefähr folgende Forderungen an solche Tafeln machen wird: 1) Ihre Einrichtung muß so einfach seyn, daß man schon an den bloßen Überschriften sieht, wie man sie gebraucht, und wie sie construirt sind. 2) Sie müssen so vollständig seyn, daß man nicht nöthig hat zu interpoliren, sondern jede GröÙe unmittelbar in den Tafeln aufschlagen kann. 3) Man muß die Tafeln nur an 4 oder 5 Stellen aufzuschlagen brauchen. 4) Sie müssen nur ein paar Bogen einnehmen; je kleiner sie sind, desto bequemer kann man sie auf Reisen bey sich führen. 5) Man muß bey der Rechnung möglichst wenig Zahlen zu schreiben haben.

Rec. scheint es, daß die vorliegenden Tafeln diese Bedingungen nicht erfüllen. Denn 1) beruhen sie auf so künstlichen und so oft veränderten Formeln, daß man die ganze Einleitung durchstudiren muß, um ihre Zusammensetzung zu begreifen, und um zu wissen, wovon die Rede ist. Die Ursache scheint die, daß Hr. v. L. die Logarithmen und die Integralrechnung bey ihnen gebraucht. Hätte er sie, so wie *Mariotte*, auf eine Schichttabelle gegründet: so hätte er nur die vier Species gebraucht, und die ganze Sache wäre viel einfacher geblieben. 2) Weil die Tafeln doppelte Eingänge haben: so war es unmöglich, sie so vollständig zu berechnen, daß man nicht nöthig gehabt zu interpoliren. Dieses ist nun bey diesen Tafeln sehr unbequem, gerade der doppelten Eingänge wegen. 3) Man muß diese Tafeln bey jeder Rechnung achtmal aufschlagen, wenn man bloß die Correction der Wärme anbringt. Bey einer Schichtentabelle braucht man bloß 5mal aufzuschlagen. 4) Die Tafeln nehmen 8 Bogen ein. Eine Schichttabelle ist auf 3 Bogen zu bringen. 5) Bey dem von Hr. v. L. S. 60 angeführten Beyspiele der Rechnung vom Pic de Bigore hat er 96 Ziffern geschrieben. Bey den Schichttabellen hat man bey jedem Beyspiele nur 50 zu schreiben.

Aus allem diesem scheint zu folgen, daß es leicht gewesen wäre, die Tafeln um die Hälfte kleiner, und ums Doppelte bequemer zu machen. Daß dieses nicht geschehen ist, rührt wohl größtentheils daher, daß der Vf. dem seit *Halley* von allen Annalysten eingeschlagenen Wege gefolgt ist, diese Lehre mit der Rechnung des Unendlichen und mit Logarithmen vorzutragen. Daß *Laplace* dieses in seiner Mechanik des Himmels that, wo er in der größten Allgemeinheit von den Zuständen elastischer Meere handelt, ist sehr begreiflich; — wenn man aber Barometertafeln für Reisende schreibt, die gerade nicht alle die Mechanik des Himmels studirt haben: so ist es wohl zweckmäßiger, diese Lehre mit gemeiner

Arithmetik vorzutragen, — wo dann Jeder sie begreifen kann, der nur die vier Species kennt. Rec. hat mehrere Reisende gesehen, welche diese Barometertafeln bey sich führten, und denen es mit ihnen ging, wie den Markscheidern mit *Kästners* Barometerformeln in seinen Beyträgen zur Markscheidekunst. Sie verstanden nicht, wie sie zusammengesetzt waren, und begnügten sich, nach dem angeführten Beyspiele mechanisch fortzurechnen.

Die Gelehrsamkeit hat von jeher die Barometermessungen als ein geheimes Übel gedrückt. — *Mariotte* hatte die Schichtmethode durch seine fehlerhafte Rechnung, und durch seine noch fehlerhaftere Bestimmung vom Gewichte der Luft und des Quecksilbers, in einen so übeln Ruf gebracht, daß sich Niemand ihrer bedienen wollte. Als nachher *Halley* lehrte, die Rechnung mit Hülfe der logarithmischen Tabellen zu führen, und dieser Methode gleich einen großen Credit dadurch verschaffte, daß er die specifischen Gewichte von Luft und Quecksilber ungleich genauer kannte, als *Mariotte*: so folgten ihm alle Mathematiker und Naturforscher — und manche, die vielleicht lieber *Mariotte* gefolgt wären, unterliessen es vielleicht deswegen, weil sie fürchteten für Ignoranten gehalten zu werden, die nicht mit Logarithmen umzugehen wüßten. — Wie schwerfällig Manche sich durch diese Gelehrsamkeit durchgewunden haben, sieht man an *de Luc*, der sich 18 Jahre mit dieser Lehre beschäftigte, und es doch nicht vermochte, diese so sehr leichte Lehre auf eine leichte Weise darzustellen.

Das Barometer nennen die Bergleute sehr schicklich eine *Quecksilberwage*. Auf ihr wird der Druck einer Luftsäule gegen den Druck einer Quecksilbersäule abgewogen, und die Wage kommt in Ruhe, wenn beide im Gleichgewicht sind. Dann schließt man von der Länge der Quecksilbersäule auf die Länge der Luftsäule, die ihr das Gleichgewicht hält. Wird dieselbe Beobachtung an zwey Orten gemacht: so giebt der Unterschied zwischen beiden Luftsäulen den Höhenunterschied der Orte; — und dieses nennt man: *Höhenmessen mit dem Barometer*. — Um aus der Länge der Quecksilbersäule auf die Länge der ihr das Gleichgewicht haltenden Luftsäule zu schließen, muß man vor allen Dingen die specifischen Gewichte der beiden Körper kennen, die gegen einander abgewogen werden. Das des Quecksilbers = 1 gesetzt, ist das der Luft = $\frac{1}{16174}$, wenn das Thermometer auf 0, und das Barometer auf 28 Zoll steht, und die Beobachtung auf dem 45 Grade der Breite am Meere gemacht wird. — Da der eine Körper elastisch ist und der andere nicht: so muß man das Gesetz seiner Elasticität innerhalb der Grenzen kennen, zwischen denen man Höhenmessungen macht. Als *Mariotte* dieses Gesetz gefunden: so war es leicht, eine Schichttabelle zu berechnen, in der man, wie die Bauern in ihrem Faullenzer, jedesmal nachschlägt, wie lang die eine Säule ist, sobald man die Länge der anderen kennt; — dieses ist nun dasjenige, was man: *Berechnung der Barometermessungen*, nennt.

Um diese Rechnung indels genauer zu machen,

muß man noch auf verschiedene Umstände Rücksicht nehmen, unter denen die Ausdehnung beider Säulen durch die Wärme der vorzüglichste ist, weil sich hiedurch ihre specifischen Gewichte bedeutend ändern. Diese Berichtigung erschwert die Rechnung nicht, weil man hiefür leicht einen zweyten Faullenzer berechnen kann, und die einzige Schwierigkeit ist nur die, die mittlere Wärme der Luftsäule zu finden. Dann ändert die Feuchtigkeit ein wenig das Gewicht der Luft. Auch hiefür läßt sich ein kleines Täfelchen berechnen. Endlich ändert sich, weil die Luft elastisch ist, ihr Gewicht ein wenig durch die Verminderung der Schwere. Auch hiefür läßt sich leicht eine Tafel berechnen, da die Schwereänderungen für alle Puncte der Erde schon längst bekannt sind.

Man begreift es kaum, wie man in einer so einfachen Lehre sich so lange mit irrigem Vorstellungen herumquälte, und wie mathematische Naturforscher und Astronomen beynähe 150 Jahre gebraucht haben, ehe sie es so weit brachten, einen Berg von 2000 Fufs bis auf 10 Fufs genau mit einer einzelnen Barometermessung zu bestimmen. Wem bey so leichten Capiteln der Naturkunde unsere Fortschritte durch eine so große Menge Irrthümer gehen, — wie wird es dann mit den schwereren werden — und wann dürfen wir hoffen, diese vollendet zu sehen?

Es dringt sich einem hier unwillkürlich die Frage auf: Welches waren denn die eigentlichen Ursachen dieses langsamen Fortschreitens? Rec., der so ziemlich alles gelesen hat, was hierüber geschrieben worden, hat nie mehr als zwey finden können. Die erste: daß man diese Lehre in gelehrten Formeln vortrug, und sich nicht in klaren Worten von dem Rechenhaft gab, wovon eigentlich die Rede sey. Die zweyte war das Vorurtheil des Ansehens. Unberühmte Namen wiederholten das, was berühmte gesagt hatten, und als *Cassini* aus seinen Messungen in den Pyrenäen eine Regel festgesetzt hatte: so complimentirten sich, wie *Lambert* sagt, die pariser Akademiker während 30 Jahren in den Gedenkschriften der Akademie über diese Regel, obschon aus ihr folgte, daß es eine Stelle in der Atmosphäre gebe, wo das Barometer unter Null stehe, und obschon die trigonometrischen Messungen sowohl unrichtig waren, wie die barometrischen, die dieser Regel zur Grundlage dienten. In neueren Zeiten hat sich dieses mit der Formel von *Laplace* wiederholt, von der viele Schriftsteller in Ausdrücken sprechen, daß man hätte glauben können, *Laplace* habe die ganze Sache zuerst erfunden; und weil *Laplace* nicht von der ungleichen Erwärmung der Luft an der Erde gesprochen hat: so spricht Niemand davon, außer *Pictet*, der hierauf durch seine Versuche schon vor 20 Jahren geführt wurde.

Nur durch freye Ansichten kann man der chinesischen Gleichförmigkeit der Meinungen entgehen. Jeder gehe seinen eigenen Weg nach eigener Wahl, und folge nicht immer der Heerstrasse, weil es die Heerstrasse ist, die die Menge wandelt. e* e* e.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 M Ä R Z, 1811.

G E S C H I C H T E.

GÖRLITZ, b. Anton: *Rückblicke in die Geschichte der Vorzeit*, von Heinrich Gräve. 1810. XXIV u. 231 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Unter diesem unbestimmten Titel erwartete Rec. entweder eine Reihe Bemerkungen philosophischen und politischen Inhalts, gezogen als Resultate aus der Geschichte des Alterthums, oder eine kurze Darstellung einiger merkwürdiger Begebenheiten unserer Zeit, verglichen mit ähnlichen Ereignissen der Vergangenheit. Da Rückblicke doch immer den Standpunct der Gegenwart voraussetzen, die Gegenwart aber allerdings, wenigstens so lange, bis die Zukunft das, was in ihr dunkel und verborgen bleibt, ans Licht bringt, zum Theil durch ähnliche Auftritte und Erscheinungen der Vergangenheit erläutert werden kann, und dieser Erläuterung für mehr als eine Classe der Lebenden bedarf: so wäre, nach des Rec. Dafürhalten, ein Versuch, das, was in unseren an Thaten wie an Räthseln so reichen Tagen geschieht, durch eine umfichtsvolle tief eingehende Vergleichung mit dem, was unsere Vorfahren unter ähnlichen Umständen und in ähnlichen Zeiten thaten und erlebten, nach seinem Gang und Wesen begreiflich zu machen, gewiß kein zweckloses und unverdientliches Unternehmen. Mancher dunkle Punct der neuen Ordnung der Dinge würde durch solch' eine Parallele in ein helleres Licht gestellt, das Alte würde durch das Neue, dieses durch das Alte aufgeklärt, dem Historiker würden, wie dem Staatsmann, manche willkommenen Andeutungen zu tieferer Einsicht in den inneren Zusammenhang der Erfolge und Ursachen merkwürdiger Ereignisse, manche lehrreiche Wink über die Natur und Wirkungsart politischer Mafsregeln über die geheimen Trieb- und Spring-Federn oft nur dem Scheine nach grofser und auferordentlicher Handlungen zu Theil werden, und selbst der ruhige philosophische Beobachter würde aus dergleichen Rückblicken vielleicht mehr Lehre und solidere Stärkung schöpfen, als in den meisten allgemeinen tröstenden Hinblicken in die Zukunft liegen, oder aus dem jetzt so verbreiteten Wahn, das eine neue Weltperiode und eine ganz andere Ordnung der Dinge anhebe, zu holen seyn möchte.

Irren würde sich aber, wie Rec., Jeder, der in dem anzuzeigenden Buche etwas dem bisher Geäußerten Ähnliches, und seiner Aufschrift Entsprechendes suchen wollte. Statt aller Blicke und Rückblicke giebt der Vf. einige Erzählungen und Schilderungen merkwürdiger Männer aus den letzten Zeiten der römischen Republik. Vorausgeschickt sind einige Gedanken über die Geschichte und deren Vortrag; diesen folgen in nachstehender, als ein Versehen des Setzers bereits bemerkter, unchronologischer Ordnung *Viriathus, Spartacus, der Sklavenkrieg, Sertorius, Catilina, Brutus*. Jede Erzählung ist mit einem Motto versehen, und mit Anmerkungen begleitet, welche theils die Belege des Erzählten, theils geographische und biographische Notizen, endlich politische Râsonnements enthalten. Hr. Gr. bemerkt in der Vorrede, „die Mufse, welche ihm seine Berufsarbeiten gestatteten, habe er der Lesung alter Classiker gewidmet, indem er es nicht für unschicklich gehalten, bey gegenwärtigen Zeitumständen die Gegenwart mit der Vergangenheit zu vertauschen; da habe er denn so manches Ereigniß, so manchen Charakter des Verweilens werth gefunden, und so sey diese Sammlung von gewiß gehaltreichen Geschichtsvorfällen entstanden, die er nun in ein gefälliges Gewand eingekleidet zu haben wünsche;“ und Rec. führt dessen eigene Worte auch aus dem Grunde ausdrücklich an, weil der Vf. durch sie deutlich genug zu erkennen giebt, was denn auch die Schrift selbst hinlänglich bestätigt, das mehr der Zufall, als ein wohl überdachter Plan, ihn in der Abfassung derselben geleitet habe. Rec. bekennt wenigstens aufrichtig, das es ihm nicht möglich gewesen ist, den eigentlichen Zweck ausfindig zu machen, wozu, und namentlich für welche Classe der Leser, dieses Buch geschrieben sey. Das historische Skizzen der gegebenen Art weder zur lehrreichen Unterhaltung geeignet sind, wo gerade das Detail am meisten anzieht, noch weniger aber den historischen Kenner und Forscher befriedigen können, den das allgemein Bekannte, und in jedem Handbuche der römischen Geschichte eben so ausführlich Dargestellte, gerade von der Lectüre solcher Schriften abwendet, wird der Vf. selbst einräumen. Nur so viel merkte Rec. am Ende, theils aus den Gedanken über den Vortrag der Geschichte, theils aus der Manier der Erzählung selbst, das Hr. Gr., nicht ganz zufrieden mit jener kunstlosen, ruhigen, nüchternen Darstellung der alten und neuen Classiker in der Historie, dem Vortrag in der Geschichte durch Theorie und Beyspiel zu einem lebhafteren Colorit und gefälligeren Gewand zu helfen sucht. Daher genügte

Bbbb

ihm auch nicht, das in der Gröfse und Wichtigkeit des Stoffes bereits enthaltene Interelle, er glaubte dasselbe noch durch einen besondern Schmuck und Putz des Vortrags erhöhen zu müßen. Ob und wie ihm dies gelungen sey, mögen einige Stellen der Schrift selbst beweisen. Nachdem der Vf. in der Erzählung die revolutionären Unternehmungen des Catilina, weit ausholend, durch die Bemerkung eingeleitet, daß kein Staat in der Welt, selbst nicht in neueren Zeiten das gewaltige Rußland, sich in so kurzer Zeit von einem so kleinen Anfang zu dem Gipfel der Gröfse emporgeschwungen, auf welchem Rom in der letzten Periode der Republik gestanden, (wobey das vor Philipp so ohnmächtige und unbedeutende Macedonien aus der Acht gelassen ist,) kommt er in der Schilderung des Verfalls des Römerreiches endlich auch auf die Absichten der Stifter des ersten eigentlichen Triumvirats und dann auf den Catilina selbst S. 148. „Nicht wie Kronions Stirne mit der Weisheit Götin, sondern mit Alleinherrschafts-Plänen schwanger, brütete des jungen Julius Cäsars Phantasie über Entwürfen, sich derselben (der Alleinherrschafts-Pläne?) zu bemächtigen, des Crassus erfahrungsvolles Alter konnte diese schmeichelnde Idee nicht besiegen, und der glückliche, lebenswürdige Pompejus, welchem die Götter fast nichts mehr zu wünschen übrig ließen, fing schon manchem seiner ehrgeizigen Mitbürger an fürchtbar zu werden. Und der Erstern beiden Wunsch schien im Jahr n. E. d. St. 691 ein Zufall seiner Reise entgegen zu führen. Lucius Sergius Catilina von hoher Abkunft, schien vom Schicksal dazu gelpart gewesen zu seyn, eine zu seines Vaterlands Verderben lodrende Fackel zu werden, und auf den Schultern der Schande zur Unsterblichkeit emporzuklimmen. Er war einer von jenen unternehmenden Geistern, deren das gewaltige Rom so viel zu anderer Völker und seinem eigenen Ruin hervorbrachte, und die mit blutigen Zügen ihre Namen der Menschheit Geschichte eingegraben; schreckbar blitzen sie darinnen hervor, wie unglückweissagende Kometen im Sterngewimmel, und werden mit banger Erwartung von der bekümmerten Menge angestarrt.“ In diesem pomphaften und widerlich pretiösen Tone kommen nun viele Stellen vor, wo der Vf., seinem Genius und seiner Ansicht von Geschichtsschreibung folgend, die Farben derb und dick auftragen zu müssen glaubte. Um Ciceros Verdienst bey dieser Gelegenheit nach Würden zu schildern, reicht auch die poetische Prosa nicht mehr aus; der Retter Roms wird mit matthiersonschen Versen besungen. Es läßt sich bey diesem Streben, alles wo möglich, ins Grofse und selbst ins Furchtbar-Schöne zu malen, leicht erwarten, daß es an Übertreibungen nicht fehlen kann, und daß der Vf. seiner in der Vorrede geäußerten Behauptung, daß es ihm um Wahrheit und treue Darstellung vornehmlich zu thun gewesen sey, häufig untreu werden mußte. Eine Folge dieses Strebens sind denn auch die einseitigen Urtheile, die oft unwahren Lobsprüche, die er seinen Helden ertheilt, die übertriebene Mil-

de, womit er ihre Fehler entschuldigt. So wird Niemand das S. 54 dem Crassus gespendete Lob der Sparsamkeit und altrömischen Mäßigkeit einräumen, und die Anmerkung nimmt es selbst wieder zurück. So will der Vf. auf den Spartacus, der die gefangenen Römer niedermetzeln liefs, nicht einmal den Ansich von Grausamkeit kommen lassen. S. 3 wird *Vellejus Paternulus* im Vorbeygehen ein anerkannter Schmeichler genannt. Wenn auch Hr. Gr. entgangen seyn sollte, was *Morgenslern* zur Ehrenrettung dieses Historikers erinnert hat: so hätte ihn ja schon das S. 224 abgedruckte Lob des Cicero und der stark genug ausgedrückte Unwille, daß auch Cäsar an dieser schändlichen Achtserklärung Theil nahm, vor diesem unbedingten Tadel warnen sollen. Wir übergehen mehrere andere der Berichtigungbedürftige Aufserungen, und bemerken nur noch im Allgemeinen, daß der Vf. da, wo sich seine Darstellung näher an die Quellen anschliesst, nicht selten auch mit Ruhe und Klarheit erzählt, und eben dadurch beweist, daß nicht Mangel an Anlage, sondern mehr eine fehlerhafte Ansicht von dem Zweck und der Natur der Geschichtsschreibung ihn auf den eingeschlagenen Weg gebracht hat. Namentlich verdient die letzte Schilderung des Charakters und der letzten Schicksale des Brutus in Rücksicht ihrer gleichmäßigen Einfachheit und kräftigen Kürze eine rühmliche Erwähnung. Nach den Anmerkungen, die Hr. Gr. jeder Erzählung zugegeben hat, zu urtheilen, möchte Rec. fast vermuthen, daß der Vf. nicht blofs ungelehrte, sondern sogar unwillende Leser bey seinem Unternehmen im Sinne gehabt habe, wenn nicht die vielen oft Seiten langen Stellen aus lateinischen Dichtern und Prosaikern dieser Vermuthung widersprächen. Die geographischen Notizen sind meist von der Art, daß sie auch Anfängern in der alten Geschichte nicht unbekannt seyn können. Zuweilen werden Dinge herbeygezogen, die gar nichts zur Erläuterung des Textes beytragen; z. B. daß Delos der Geburtsort der Diana und Apollo's sey u. s. w. Wozu vollends die *in extenso* abgedruckten Stellen aus der Epitome des Livius, aus dem Florus, Vellejus und sogar aus dem Eutropius, wo eine, was die andere, und alle zusammen nur das Bekannteste enthalten, nützen sollen, ist nicht abzusehen. S. 183 wünscht Hr. Gr., daß Cicero nach der Entdeckung der catalinischen Verschwörung, wo er, so zu sagen, seinen Culminationspunct erreichte, sich zur Ruhe begeben, sich und den Mufen leben und nicht weiter mit dem Staatsgeschäft hätte befassen mögen: ein Wunsch, der, wenn er auch dem Charakter dieses unermüdet thätigen römischen Staatsmannes nicht so positiv entgegen wäre, zu einer Zeit, wo seine Feinde alles zu seinem Verderben in Thätigkeit setzten, nicht einmal ausführbar war.

Doch wir brechen ab, um noch mit ein paar Worten der *Gedanken über Geschichte und deren Vortrag* Meldung zu thun. Ihr Vf. erklärt sie selbst für „hingeworfene Ideen, die er künftig einmal, wenn ihm Lust zur Bearbeitung dieses Gegenstands nicht mangle; in einer eigenen ausführlichen Ab-

handlung mit Vermehrung deutlicher entwickeln und lichtvoller darstellen wolle.“ Nachdem er als Forderungen, die man an den Geschichtschreiber *gerechter Weise* machen könne, unter anderen folgende (für unsere sublunarisches Historiker unerfüllbare, und daher unbefohlene) Forderungen aufgestellt hat: „Der Geschichtschreiber muß durch keine Bande gefesselt, kein Vaterland haben, und doch in allen Ländern wie in allen Zeiten einheimisch seyn, keiner Religion darf er angehören, selbst der reinsten Tugend höchstes Gefühl darf ihn nicht zum Enthusiasmus entflammen; keine Wissenschaft heisse ihm fremd, keine Menschengesellschaft, keine Falte des menschlichen Herzens sey ihm unbekannt, und mit allen diesen Vollkommenheiten, die so vielen Scharfsinn, so unendlichen Witz, so tiefe Gelehrsamkeit und eine glühende Ruhmliebe voraussetzen, hüte er sich doch, Witz und Gelehrsamkeit zu zeigen, und vergesse sich überall“: findet er den Hauptgrund, daß wir Deutschen, wie in dem Eingange behauptet wird, eigentlich gar keine Geschichtschreiber haben, in dem Hange zu unbedeutenden Kleinigkeiten und in dem Mangel an „warmer“ Darstellung! — Dann werden die Lobpreiser der Vorzüglichkeit der alten Historiker vor den neueren zurechte gewiesen, und namentlich wird die Parteylichkeit der römischen Geschichtschreiber gerügt. Doch findet Hr. Gr., seiner angeführten „gerechten“ Forderungen uneingedenk, eine unschädliche Parteylichkeit nicht ganz unzulässig, „indem das Ganze dadurch mehr Leben und schönere Darstellung gewinne.“ Nur soll kein Theil beleidigt werden. Hr. Gr. ist so ein Feind von allen historischen Kleinigkeiten, und von allem, was einer schönen und glänzenden Darstellung widersteht, daß er, um das schöne Gemälde eines Banner z. B., den er namentlich anführt, nicht zu entstellen, den Rath giebt, seiner Ausschweifungen lieber gar nicht zu gedenken. Schönheit, Lebhaftigkeit und Schmuck der Darstellung, allenfalls auch auf Unkosten der Richtigkeit der Zeichnung, das ist, des Vfs. Methodologie zufolge, das höchste Ziel; auf welches, wie der Maler und Dichter, so auch der Historiker, der gefallen will (wem? wird nicht bestimmt), sein vorzüglichstes Augenmerk zu richten hat. Nach solchen Proben hingeworfener unreifer und ungeprüfter Ideen erlassen wir Hn. Gr. gern „die lichtvollere Ausführung“ derselben, deren sie ausserdem bey ihrer Unbestimmtheit allerdings gar sehr bedürften, und geben ihm zum Schluß den Rath, anstatt die Geschichte durch Lehre und Beyspiel zu einer Bildergalerie herabzuwürdigen, lieber zuvor an den klassischen Mustern des Alterthums und der neueren Zeit eine würdevolle Simplizität, jene edle Popularität und patriotische Kraft zu lernen, die Männern gemeint und Männern gefällt, während jene *jugendlich hochtönenden* Darstellungen höchstens Jünglinge als Ersatz der Romane auf Augenblicke interessieren, aber nie jenen achten praktischen Sinn einflößen können, zu welchem das Studium der Geschichte nur seine *ernsten* Verehrer führt.

FREYBURG und CONSTANZ, in der herderischen Buchhandlung: *Geist der Zeit in einer pragmatischen Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse in der physischen, moralischen, literarischen und politischen Welt.* Von K. J. Wagedkind; großherz. bad. Geh. Hofrath und öff. Lehrer der Rechte zu Heidelberg (jetzt Mitglied des Justiz-Collegiums in Mannheim) Erster Jahrgang, enthält das Jahr 1808. 1810. X und 322 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Schrift, auf einem zweyten Titelblatt: *Historisches Gemälde des Jahres 1808* genannt, ist entstanden aus dem Entschlusse des Vfs., die Hauptbegebenheiten eines jeden Jahres gleich auf frischer That aufzufassen, und so das Interessanteste und Wissenswürdige, mit Hinweisung auf die ursprünglichen Quellen, dem Publicum so geschwind als möglich, unter allgemeinen Gesichtspuncten, als ein vereinigt Ganzes, in die Hände zu liefern. Wir billigen diesen Entschluß, indem wir überzeugt sind, es sey für Jeden, der mit seiner Zeit fortgehen und die schnell vorüberfliehende für sich fixiren will, nöthwendig, das, was er im Einzelnen erlebte, periodenweise wieder für sich aufleben zu lassen, um es desto besser in seinem ganzen Zusammenhange anzuschauen: eine Überzeugung, die auch der berühmte, und seine Zeit erkennende v. Herzberg hegte, der es in der Gewohnheit hatte, die Blätter des hamburger Correspondenten, die er einzeln gelesen, jahrgangsweise noch einmal wieder zu lesen. Wir sind dabey überzeugt, daß eine Recapitulation des Einzelnen im Ganzen durchaus rein-episch seyn müsse, in simplen, treuen Worten die Zeit so aussprechend, wie sie sich giebt, ohne alle Zuthat der subjectiven Reflexion und Rhetorik, damit man wirklich die *Zeit selbst* kennen lerne, und nicht bloß irgend eine *Meinung* von ihr. Nach der Dedication, „den Männen des Jahres 1808 gewidmet,“ fürchteten wir etwas von poetischer Prosa und Erzählung nach leeren Imaginationen: indess die Schrift selbst hat uns eines Anderen belehrt. Sie macht im Text, in den sich die Subjectivität der Ansicht und Redeart des Vfs. nicht gar zu oft einmischt, auf das Merkwürdige im Ganzen aufmerksam, und giebt in vielen Noten das Einzelne und die Quellen der Erzählung an. Jedoch wünschen wir, daß in den Fortsetzungen die Noten mehr in den Text verwebt, oder vielmehr mit ihm amalgamirt, und bloß die nöthigen Citate unter dem Text bemerkt werden. I. *Naturbegebenheiten* in dem Jahre 1808. Unter dieser Rubrik wird erzählt von den Überschwemmungen, Stürmen, Feuersbrünsten, Erdbeben, Ungewittern, Steinregen und Schneelawinen, auch die Erscheinung von Kometen in diesem Jahre nicht übergangen. II. *Bemühungen der Menschen zur Verbesserung des physischen Zustandes der Erde und ihrer Bewohner.* Mehrere, wie Dr. Heintl in Wien, die palästinsche Gesellschaft in London, Fellenberg, von dessen Institut am umständlichsten geredet wird, u. Andere m., haben sich verdient gemacht durch Gründung wichtiger Institute; Andere durch nützliche Staatsanstalten und Einrichtungen; z. B. Kuhpockenimpfung, Kanal Na-

peleon, Kanal zur Vereinigung des Elbe und Weser. Noch Andere haben genützt durch neue oder durch Bekanntmachung älterer Reiseunternehmungen, wodurch Natur - und Länder - Kunde erweitert wird, z. B. Seetzen, von Humboldt, Bonpland, Barrow Krusenstern u. A. m., und wieder Andere durch neue, interessante Untersuchungen und Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaften. III. Allgemeiner Überblick des *Religionszustandes*. Napoleon und die Fürsten, die durch seinen Geist bestimmt werden, befördern Toleranz; doch lehren und nähren einzelne Menschen noch Sectengeist. Dies bewegt den Vf. S. 60 zu Ausrufungen und Anführungen aus dem Anti-Leviathan, die wir hier nicht an ihrer Stelle finden. IV. Würdigung dessen, was für die *Erziehung* des Menschen und Bürgers geleistet wurde. Theorie und Praxis wird in diesem Abschnitt berücksichtigt, insonderheit auch der Verfügungen, die Juden betreffend, der Universitäten, der neuen Lehrmethoden gedacht. V. *Staatskunst und Gesetzgebung*. Nach Beschreibung ihres Zustandes im Allgemeinen geht der Vf. zur Erzählung von dem Besondern über, und handelt zuerst von den Staaten, die, wie Neapel, Spanien, Westphalen, eine gänzliche Umänderung in der Verfassung und Administration erfahren haben, und sodann von denen, die, wie Preußen, Baden u. s. w., nur in einzelnen Theilen modificirt wurden. VI. *Justizpflege*. Billigerweise wird hier zuerst der Justizverbesserung gedacht, die durch Einführung des *Code Napoleon*, vorzüglich in Deutschland, möglich werden kann. Sodann wird auf die noch bestehenden Gebrechen aufmerksam gemacht, und besonders ein oberstes, allgemeines Bundestribunal für den Rheinbund desiderirt. VII. Zustand der *Künste und Wissenschaften*. Mehrere Regenten haben für deren Beförderung viel gethan; mehrere Gelehrte mit wissenschaftlicher Kraft das Ihrige gewirkt. Namentlich wird der Erfindungen erwähnt, und der Entdeckungen, welche die reine Mathematik, die Mechanik, Optik, Astronomie, Geographie, die Naturgeschichte, Physik, Chemie, Anatomie und Physiologie, Chirurgie, Forstwissenschaft, die Zeichenkunst, Malerey, Musik und Baukunst gehoben haben. VIII. Zustand des *Handels*. Von der Einführung des französischen Handels-Codex werden günstige Resultate für den Handel erwartet, und die gegenwärtigen ungünstigen Verhältnisse desselben durch die Sperrung der Meere erklärt. IX. *Politische Begebenheiten*. Nach einem Rückblick auf das Jahr 1807 werden Hauptresultate der politischen Veränderungen in den bedeutenderen Staaten, die sich 1808 zugetragen, angeführt, und insbesondere geschieht Erwähnung von Rußland, Preußen, Schweden, Dänemark, Holland, der Turkey, dem Kirchenstaat, Neapel, Spanien, Portugal, Österreich, der Rheinconföderation, Frankreich und England. Ein *Anhang* enthält auf 24 S. 1) ein Verzeichniß der merkwürdigsten 1808 verstorbenen Personen, 2) ein ziemlich vollständiges Register der in diesem Jahr erschienenen bedeutenderen Schriften.

J. C. G. Sch.

REICHENBACH, b. Müller: *Geschichte des Lyceums bey der evangelischen Friedenskirche zu Schweidnitz*, zu der Feyer seines einhundertjährigen Jubelfestes von *Johann Benj. Becker*, item Colleg. am Lyceo. 1808. 206 S. 8. Nebst einer Abbildung des Kirchhofes. (14 Gr.)

Die Schulanstalt, in welcher der um das preussische Schulwesen in der That hochverdiente Staatsminister von Zedlitz seine erste Bildung erhielt, hat an Hn. Becker einen würdigen Geschichtschreiber gefunden. Erst wenn wir von den bedeutendsten Schulanstalten Deutschlands Monographien dieser Art aufzuweisen haben werden, ist an eine vollständige Geschichte des Schulwesens in Deutschland zu denken. Einen Auszug gestattet die angezeigte Schrift nicht. Der Vf. hat mit mühsamem Fleiß aus den Schulacten die Notizen gesammelt, welche die äußeren Schicksale dieser Schulanstalt betreffen, und spricht von S. 76 bis zum Schluss von der inneren Verfassung derselben, und giebt Nachricht von den mit dem Lyceum jetzt verbundenen Knaben- und Mädchen-Schulen. Die Zahl der in das Lyceum im Laufe des verfloßenen Jahrhunderts aufgenommenen Schüler beläuft sich an 3000, unter denen sich gegen 500 dem gelehrten Stande widmeten; in der deutschen Schule sind in eben dieser Zeit 6000 Kinder unterrichtet worden. Die Anzahl der Lyceisten beläuft sich gegenwärtig auf 114; und die deutsche Schule zählt 340 Schüler. Das Lyceum hat unter dem jetzigen verdienten Rector Halbkart eine wohlthätige Reform erfahren; der S. 117 mitgetheilte Lehrplan führt darüber den Beweis. Die Sprach- und wissenschaftlichen Lectionen sind in Absicht der für sie bestimmten Stundenzahl in ein richtiges Verhältniß gesetzt. Dafs man verspricht, in Prima die *sämtlichen Werke* des Cicero zu lesen, erinnert an die Krebse, welche im Briefe standen. Ungern vermissen wir für die oberste Classe einen Vortrag in der Encyclopädie, der für die Abiturienten zur Leitung ihrer akademischen Studien so sehr Bedürfnis ist; es hätte von den 3 für den Religionsunterricht wöchentlich bestimmten Lehrstunden, füglich 1 Stunde für eine kurze Übersicht des Gebietes der Wissenschaften genommen werden können. Dafs man den Cornelius Nepos, mit dem man bisher thörichterweise die Elementar-Lateiner plagte, in Secunda aufgeführt hat, verdient allgemeine Nachahmung; *Optid* und *Justin* würden wir nach *Tertius* verwiesen, und dagegen *Virgil* und *Livius*, den wir ungern auch in Prima vermissen, in Secunda eingeführt haben. Geschichte der Griechen und Römer mufs bereits in *Tertia* zum bessern Verständniß der Classiker vorgetragen werden. Der kleine Bredow S. 119 (auf ähnliche Art fanden wir auf anderen Lehrplanen, auch undeutlich genug: den *französischen Gedike*) sollte wohl in *Tertia* mit dem *grossen* Bredow, d. h. mit dem trefflichen Handbuch der alten Geschichte dieses wackern Historikers, veranfaßt, und mit dessen Gebrauch auch in *Secunda* fortgefahren werden.

FRHT.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 30 M Ä R Z, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Maurer: *Weiblicher Sinn und weibliches Leben. Charakterzüge, Gemälde und Reflexionen.* Von Friedrich Ehrenberg, königl. Hofprediger zu Berlin. Mit Titelkupfer. 1809. VIII u. 453 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Indem Rec. im Voraus versichert, daß er diese Schrift in die Hände aller gebildeten Frauen wünscht, und ihnen daraus manchen schönen Genuß verspricht: so glaubt er die Vörzüge dieser Schrift hinlänglich anerkannt zu haben, aber auch desto offener von den kleinen Mängeln sprechen zu dürfen, die er in derselben entdeckt zu haben meint. Von den Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte, welche der Vf. herausgegeben, soll diese Schrift sich dadurch unterscheiden, daß in jenen das Bild edler Weiblichkeit, wie sie durch eigene Bemühungen gestaltet werden soll, dargestellt worden sey, in der vorliegenden Schrift aber der Sinn und das Leben des Weibes nach dem, was darin Werk der Natur und der äußeren Verhältnisse ist, geschildert wird. Ohne mit dem Vf. darüber zu rechten, daß im Grunde die gegenwärtige Schrift den Reden hätte vorhergehen sollen: so lehrt schon die Inhaltsanzeige des jetzigen Buchs, daß Manches darin vorkommt, was nicht Werk der Natur und der äußeren Verhältnisse ist, was vielmehr durch eigene Bemühungen, wenn auch nicht erworben, doch gestaltet werden kann. Sollte z. B. weibliche Ergebung und Anspruchslosigkeit nichts den eigenen Vorsätzen und Bemühungen, alles nur der Natur zu verdanken haben? — Mit anderen Werken über den Charakter des weiblichen Geschlechts soll das gegenwärtige nicht zusammentreffen. Während jene mehr das Ganze umfassen, soll diese Schrift sich mehr an das Besondere halten, dieses mehr hervorheben und auf wesentliches und zufällige Verschiedenheiten hindeuten. Sehr glücklich hat der Vf. im ersten Buche Züge biblischer Frauen zum Grunde gelegt. Er sagt mit Recht: „Wie die Frauen in der heiligen Geschichte ein ausgezeichnetes Interesse haben, und uns das Liebenswürdigste ihres Geschlechts zeigen: so ist auch das, was von ihnen erzählt wird, vorzüglich sinnvoll, wahr und reich an Aufschlüssen über die reine Natur des Weibes.“ Jetzt wenden wir uns zu dem Inhalte der Schrift selbst. Sie zerfällt in zwey Bücher, wovon das erste Züge aus der heiligen Geschichte, das zweyte freye Gemälde ent-

J. A. L. Z. 1811. Erster Band.

hält. Das erste Buch hat folgende Capitel. 1) Die *Holdselige*. „Holdseligkeit, heist es S. 4, ist die Erklärung des Menschlichen durch das Göttliche. War ein sterbliches Weib fähig, ein himmlisches Kind unter ihrem Herzen zu tragen: so hat auch der Himmel in ihrem Herzen gewohnt, und seinen Widerschein über sie ausgegossen; sie war ein huldvolles und in ihrer Huld seliges Weib.“ So wahr das alles ist: so vermiffen wir doch eine eigentliche richtige Definition des Holdseligen. Dann daß die vom Vf. gegebene viel zu weit sey, begreift Jeder leicht. Nicht alles Menschliche, durch das Göttliche verklart, macht das Wesen der Holdseligkeit aus. Einen schnell fassenden Verstand, eine scharfe tiefe Urtheilskraft, einen starken kräftigen Sinn wird Niemand als Merkmale der Holdseligkeit ansehen wollen. Der Vf. sagt weiter unten selbst: „Die Holdseligkeit gehört den Frauen, sie ist das Herrliche der Weiblichkeit. Reinheit und Güte sind das Wesentliche derselben.“ Aber selbst Reinheit und Güte umfassen noch nicht den Begriff des Holdseligen. Man denke sich die reinste gütigste Frau; aber sie ist finster, sie spricht schlecht, sie weifs ihre reine Güte nicht darzustellen, wird man sie holdselig nennen? Ganz recht heist es darum S. 7: „Viele Frauen sind fast vollkommene Schönheiten, und haben fast nichts von dem, was man holdselig nennt. Andere dagegen besitzen wenig eigentliche Schönheit, aber was mehr als die blendendste Schönheit anzieht, das ist der Zauber der Holdseligkeit.“ Aber damit kommt der Vf. immer noch nicht zur Auffindung des richtigen Begriffs, der freylich nicht so leicht ist. Irrt Rec. nicht: so liegt das Holdselige ganz in der Darstellung und Äußerung der inneren Güte. Das schöne Innere muß sich auch schön äußern. 2) Das *glückliche Weib*, wozu die Worte: der Herr ist mit dir, du Gebenedeyete unter den Weibern, Luc. 1, 28, Gelegenheit geben. Wenn es recht schön heist S. 19: „Was man hat, macht das Glück nicht aus; es kommt darauf an, was man ist und wie man sich fühlt“: so scheint das 3 Capitel, welches die Fortsetzung des vorigen enthält, und die Verhältnisse des glücklichen Weibes zu den Menschen darstellt, ein wenig zu widersprechen. Denn Niemand wird eine Frau, die etwa an einen unwürdigen Mann, an einen Barbar verheirathet ist, ein glückliches Weib nennen, so sehr sie auch durch ihre Geistes- und Herzens-Größe über ihr Schickal sich erheben, und es sich erträglich machen wird. 4) *Weibliche Ergebung* über Luc. 1, 37. Sehr gut. Nur hiesst es zu

C c c c

sehr in einander, wenn es S. 49 heist: „Auf dreyfache Weise wird das Weib zur Ergebung veranlaßt: bald durch das Ungewisse, bald durch das Befremdende, bald durch das Drückende.“ Denn die Ungewissheit ist doch auch drückend, und das Drückende befremdend. Überhaupt ist in dem ganzen Aufsatz doch nicht genau der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Ergebung anschaulich gemacht. — Denn alles, was hier von der weiblichen Ergebung gesagt wird, paßt auch auf die Männer. Auch dem vernünftigen Manne bleibt nichts am Ende übrig, als Unterwerfung unter die höhere Gewalt.

5) *Mutterfynn* über Luc. 2, 19. Dieser Aufsatz scheint doch den Begriff des Mutterfinns nicht ganz zu erschöpfen. Denn das beständige Beobachten der Kinder, worin der Mutterfynn gefunden wird, ist mehr Folge der Mutterliebe, als wirklicher Mutterfynn.

6) *Mutterfchmerz* über Luc. 2, 35. S. 92: „Die meisten Mütter lehren ihr zarter moralischer Sinn, bey ihren Kindern mehr auf Sittlichkeit und Ehrbarkeit, als auf alles Andere zu sehen; sie wissen lieber ihre Kinder unglücklich als schlecht.“ Wollte Gott, dem wäre so! Wie wohl würde es um die Erziehung der Kinder stehen! Leider wissen die Mütter ihre Kinder lieber schlecht, als unglücklich, in der Hoffnung, das erste lasse sich leichter verbessern, als das letzte. S. 94: „Mutterfchmerz ist sehr ehrwürdig, man möchte ihn heilig nennen.“ Aber warum mehr als anderen Schmerz, da er doch immer eine Frucht gekränkter Eigenliebe ist? Wie vollends dann, wenn er selbst verschuldet ist? 7) *Mütterliche Verweise* über Luc. 2, 48. Hier werden Müttern treffliche Regeln gegeben, z. B. S. 112: „Drum, Mütter, ehe ihr tadelt, erforschet das Wesen eurer Kinder, den Ursprung und die Bedeutung dessen, was euch an ihnen auffällt, und wo ihr selbst nicht alles durchschauen könnt, da benutzt das fremde tiefer geschöpfte Urtheil, damit ihr nicht der Natur entgegenarbeitet, damit ihr das schonet, womit sie es auf etwas Besseres angelegt hat.“

8) *Weibliche Eitelkeit* über Matth. 20, 20 — 21. Wenn der Vf. hier den Weibern gestattet, durch Kleinigkeiten gefallen zu wollen, und dann S. 119 hinzufügt: „Das Bestreben, durch Kleinigkeiten zu gefallen, wird Eitelkeit, wenn die Kleinigkeiten gar zu klein sind“: so wird Niemand hier die Grenze zwischen dem Kleinen und gar zu Kleinen zu finden wissen. Was wir schon bey den vorigen Aufsätzen hin und wieder vermißten, eine bestimmte Definition, das hätte besonders hier alles Schwankende auf einmal hinweggeräumt.

9) *Weibliche Anspruchslosigkeit* über Matth. 15, 21 — 28. S. 149 wird der Satz aufgestellt: „Je weniger es uns gekostet hat, etwas zu werden, desto weniger werden wir auch zu Ansprüchen geneigt seyn,“ sollte wohl heißen: sollten wir auch geneigt seyn. Denn gerade den Weibern haben ihre Vorzüge weniger als den Männern gekostet, und doch machen sie gewöhnlich mehr Ansprüche, als diese. 10) *Weibliche Verehrung*. Etwas unbestimmt ist diese Überschrift, da man erst aus dem Inhalte sieht, daß

Verehrung hier active gebraucht ist. Auch ist es zu viel, wenn der Vf. behauptet, das lasterhafte Weib könne nichts verehren, bey ihm sey alles in die Gemeinheit seines Strebens herabgesunken. Warum soll es aber eine edle Denkkungsart, auch wenn es sie an sich selbst gar nicht findet, nicht verehren müßen? Ein Anderes ist achten und verehren; ein Anderes lieben. 11) *Die Sünderin* über Luc. 7, 36 — 48. — Eine sehr gute Darstellung der Regungen eines weiblichen Gemüthes bey erkannten Fehlthaten; nur hätte mehr der Gang gezeigt werden sollen, den es zur Wiedererlangung der vorigen Würde zu nehmen pflegt. 12) *Befchränkte und veredelte Häuslichkeit* über Luc. 10, 38 — 42. Wieder eine ungeliebte Überschrift. Unter beschränkter Häuslichkeit versteht der Vf. nicht diejenige, welche von der Sorge für das Höhere beschränkt ist, sondern die Kopf und Herz beschränkt. Schön ist die Schilderung solcher Frauen gelungen, welche bey dem Treiben und Thun in ihrem Hauswesen für gar nichts weiter Sinn haben. Minder gefällt uns die Eintheilung dieser Häuslichkeit in die karge, ruhige, emsige und gutmüthige. Denn die karge kann ja auch emsig, und die ruhige und emsige kann auch gutmüthig seyn. Daher auch der Unterschied in der Darstellung dieser verschiedenen Arten nicht genug herausgehoben werden konnte. 13) Fortsetzung des Vorigen. Hier wird die veredelte Häuslichkeit geschildert, aber doch etwas zu allgemein. Besser, wenn nun gezeigt wäre, wie das gute häusliche Weib in allen Lagen des häuslichen Lebens, gegen Gatten, Kinder, Gefinde sich verhielte. Der zweite Theil enthält freye Gemälde, und hat die Überschriften: Weiblicher Mittheilungstrieb, weibliche Freundschaft, weibliche Freude, das Weib im Unglücke, gemeiner und edler Stolz des Weibes, weiblicher Leichtfynn, Weltfrauen. Daß nicht zuweilen Wiederholungen vorkommen sollten, will Rec. nicht ableugnen, wodurch aber die Schrift an Werthe nicht viel verliert. Hägen, Wohlthat, Anbethung, kultiviert, sind Druckfehler. Aber Fehlsamkeit S. 63, jemanden etwas anstreiten S. 214, und schlumpiges Wesen S. 220, fallen bey der sonst schönen Schreibart des Vfs. auf.

— R —

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Der Unsichtbare oder Menschenchicksale und Vorsehung*. Ein historisch-moralisches Lesebuch zur Belehrung und zum Troste für Zweifler und Leidende. *Erstes Bändchen*. Ohne Jahrzahl. XXII u. 359 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wer mit dem Vertriebe der Schriften in unseren gewöhnlichen Lesegesellschaften und Leihbibliotheken Bescheid weis, dem wird es nicht entgangen seyn, daß *Romane* beynah das einzig Gesuchte sind, daß selbst die leichteren historischen Sachen und Reisebeschreibungen höchstens hie und da einen Liebhaber finden, die sogenannten *ernsthaften* Bücher aber aus dem Fache der allgemeinen Philosophie, der Religionslehre, der Moral, der Naturwissenschaften,

wenn sie gleich *Lesebücher* heißen, fast gar keinen Beyfall haben. Der Grund hiervon liegt nur zum Theil in diesen Büchern selbst, weit mehr in der Verwöhnung der Leser. Bey den mehrsten untergeordneten Menschen ist die Phantasie, an sich lebendiger und reizbarer, weit leichter in Thätigkeit zu setzen, als die Reflexion. Ohne ein Spiel wechselnder Scenen und Bilder, welches der genügsame Leser in jedem Roman höchst unterhaltend antrifft, will ihn keine andere Lectüre anziehen. Was nicht als trocken und widerwärtig verworfen werden soll, muß die Phantasie ansprechen und festhalten. Es wäre deshalb sehr zu wünschen, daß unsere populär belehrenden Schriftsteller auf die Form ihrer Bücher geküßentlichen Fleiß verwendeten. Sie ist fast das Entscheidende, um gerade bey dem Theil des mittleren Publicums, worauf sie doch vornehmlich rechnen, Eingang zu finden. Sie müssen bey der möglichsten Mannichfaltigkeit und Glätte der Form, durch das Einladende einer schönen Darstellung, durch die angemessene Beschäftigung der Phantasie und des Urtheils, besonders durch Historie und Allegorie, indem sie nur zu vernügen scheinen, ein höheres Interesse an der Reflexion bey dem Leser hervorzubringen suchen. Unsere Literatur ist, trotz ihres Überreichthums an — wie sie sich oft nur selbst nennen — *unterhaltenden* Schriften, die nebenbey belehren wollen, doch wirklich arm an *vorzüglichen* populär-moralischen oder philosophischen Büchern. Was die Engländer hierin durch ihre Wochenchriften, namentlich den *Spectator*, so ausgezeichnet geleistet haben, ist unter uns kaum versucht worden. „*Engels Philosoph für die Welt*“ hat wenig würdige Nachfolger gefunden. Unsere jetzigen modernen Tageblätter — wie beschränken sie den Kreis, wodurch sie zu unterhalten und zu nützen meinen, beynahe lediglich auf Darstellungen und Beurtheilungen von Werken und Versuchen der Kunst, die noch dazu oft so einseitig und dürftig ausfallen, und die Meisten ihrer Leser weit mehr oberflächlich schwatzen als urtheilen lehren — wie stößt man so selten auf einen Aufsatz von höherer Tendenz, der sich selbst die schwerere Aufgabe machte, die Leser aus der Trivialität und Versunkenheit ihrer beengten Ansicht zu retten, und sie das Gemeine aus einem ernstern Gesichtspunct ansehen zu lehren, ihren Sinn für das Religiöse und Überirdische aufzurichten, ihre Individualität in Verbindung mit dem Ganzen zu bringen!

Das vorliegende Buch leitete den Rec. sehr natürlich auf diese Bemerkungen. „Er zählt es. bey unserem Mangel an vorzüglichem, unter die besseren der ihm bekannten *historisch-moralischen Lesebücher*. In unseren Tagen ist die Materie von der *Vorsehung* und ihrem Einfluß auf die menschlichen *Schicksale*, mehr als irgend eine, zu erwägen, und es ist sehr wünschenswerth, daß viele gute Menschen, namentlich in dem Mittelstande, wo die eiteln und unverständigen *Räsonneurs* leider oftmals großen Einfluß gewinnen, in ihrem Glauben an

eine übersinnliche Lenkung der Dinge Befestigung und Zuversicht erhalten. Rec. empfiehlt diese Schrift als einen nicht verwerflichen Beytrag dazu. Die allgemeinen, hier wesentlichen, Begriffe — Schicksal, Bestimmung, Vorsehung, Erziehung derselben, Freyheit, Zurechnung — sind populär erläutert, die gewöhnlichsten Zweifel werden aus dem Gesichtspunct des gemeinen Menschenverstandes bündig beantwortet, und, wenn gleich nicht durch Tiefe und Reichtum der Idee, so ist doch das Ganze durch Falschheit und angemessenen Ausdruck zu einer gewis nützlichen Lectüre geeignet. Die sehr reichlich gegebenen Beyspiele von wunderbaren und wechselvollen Schicksalen, die eingestreuten morgenländischen Erzählungen, die Abwechselung in dialogischer Form u. s. w., alles dieß wird beyrtragen, die Leser festzuhalten. Die Fülle der Beyspiele hätten wir gern beschränkt gesehen, wenn sie zumal öfter durch Reflexion über das Einzelne, durch Bezeichnung der entscheidenden Momente, wo sich die Wege des Schicksals lehrreich enthüllen, wo die Freyheit mit den überirdischen Geywalten in Kampf zu treten scheint, gründlicher wären behandelt worden. Wollten wir mit unserer Kritik in das Einzelne gehen: so würden bey manchen Stellen Erinnerungen zu machen seyn, z. B. bey dem „*Versammlungs-saale der Heiligen*, wo alles beschlossen und bestimmt wird, was uns Erdenkindern nützlich ist“ — einer auf keine Weise zu billigenden Vorstellung —; bey der Behauptung, daß der *größte* Theil der Erdbewohner die Christusreligion bekenne, welches gerade in das Gegentheil zu verwandeln ist; — daß *Stilling* (sollte heißen: *Jung*) jetzt Professor in Marburg sey, da er es bekanntlich seit mehreren Jahren verlassen hat, und jetzt in Carlsruhe lebt; bey der bloßen Andeutung der wunderbaren Lebensfristung *Karls II* von England, die nicht als allgemein bekannt unter den Lesern dieser Schrift vorausgesetzt werden durfte. Doch werden wir durch solche und ähnliche Bemerkungen, die dem Wesentlichen der Schrift nicht schaden, keineswegs abgehalten, ihr viele willige und besonnene Leser zu wünschen, an denen die gute Absicht des Vfs. erreicht werde.

NA.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Versuch einer Theorie der Registraturlehre, als Anleitung zur zweckmäßigen Einrichtung und Führung gemeiner Registraturen, mit Beziehung auf Bibliothekeneinrichtung, durch Beyspiele erläutert, verfaßt von Karl Hecht, großherzoglich badischem quiescirendem Kirchenrathsregistrator und Secretär des vormaligen rheinpfälzischen Ehegerichts. 1808. XII u. 188 S. 8.* (18 gr.)

So viel in neueren Zeiten und zum Theil Treffliches über Registraturwissenschaft geschrieben worden ist: so behauptet der Vf. dieses Versuchs einer Theorie der Registraturlehre im Ganzen den Vorzug, da alles in lichtvoller systematischer Ordnung und in einem reinen Stile dargestellt ist. Was Rec. im Ein-

zeln zu bemerken gefunden hat, will er hier kürzlich anzeigen. §. 31 hätte Rec. gewünscht, daß des chronologischen Systems gar nicht erwähnt worden wäre, weil es beynahe ohne allen Nutzen ist. Selten wird eine Urkunde oder Act ohne weiteren Beysatz, der Zeit nach, gefodert, und zur Erleichterung des Auffindens darf man nur bey Verfertigung der übrigen Repertorien die chronologische Ordnung am Rande derselben bemerken. Nachlässige Registratoren lieben der Bequemlichkeit wegen das chronologische System, ohne die übrigen zu befolgen. Real-, Local- und Personal-Repertorien, mit Kenntniß gefertigt, steuern aller Unordnung. §. 47. Wenn der Vf. bey Verfertigung der Generalrepertorien den Vorschlag macht, sie entweder nach dem Alphabet oder nach irgend einem wissenschaftlichen Systeme der einschlagenden Rechtslehre zu ordnen: so setzt er in Anlehnung des Letzteren rechtsgelehrte Registratoren voraus; allein so sehr dieses zu wünschen wäre: so widerspricht jedoch die Erfahrung, indem sehr viele, wo nicht die meisten, Registratoren in kleinen Staaten aus Subjecten bestehen, die der Wohlfeilheit nach bey diesem Amte angestellt werden. Die alphabetische Ordnung verdient ausschlußweise den Vorzug, indem selbst ein rechtsgelehrter Registrator zuweilen bey einem geringen Grad von Aufmerksamkeit Verwirrung anstellen könnte, die zwar bey seinen Lebzeiten ohne Folgen seyn, aber nach seinem Tode für die Geschäfte sehr nachtheilig werden dürfte. Rec. sind Registratoren bekannt, die Fornicationen und Holsfuhren unter eine Rubrik brachten, ja der eine rubricirte einen Fascikel einzelner Rechtsprüche ohne alle satirische Absicht: *Casus fortuiti*. §. 56. Die Abgabe einzelner Actenstücke ist oft einem großen Mißbrauche unterworfen, welchem die eingelegten Zettel nicht abhelfen. Z. B. es werden dergleichen Actenstücke als Beylagen zu Processen gebraucht, die oft aus einem Jahrhunderte in das andere übergehen: so bleiben solche bey den Processacten liegen, worüber mehrere Registratoren in die Ewigkeit gegangen seyn können, und der Nachfolger, wenn ihm ein ganzer Fascikel solcher Beylagen zurückgegeben wird, nicht weiß, wo er sie einschalten soll. Es ist daher rathfamer, dergleichen einzelne Piecen in vidimirter Abschrift abzugeben. §. 73. Sehr richtig urtheilt der Vf., daß eine übertriebene Gewissenhaftigkeit in Aufbewahrung unbedeutend scheinender Registraturpapiere einem zu großen Leichtsinne im Casiren vorzuziehen sey. Rec. ist ein merkwürdiger Fall hierüber bekannt. Eine Gemeinde hatte die Viehtrunkgerechtigkeit in einem herrschaftlichen Weyher herge-

bracht. Dieser sollte trocken gelegt werden, allein die Gemeinde erhob dagegen Klage. Die Herrschaft behauptete, das Trunkrecht sey nur begünstigt und auf Widerruf ertheilt worden. Die Gemeinde hingegen: sie sey eine uralte wohlhergebrachte Servitut-Acte. Drescherrechnungen und Quittungen — wem scheinen diese nicht unbedeutend zu seyn? — entschieden für die Herrschaft; denn aus diesen wurde der Beweis geführt, daß dieser Weyher schon vor Jahrhunderten trocken gelegt worden war, und die Originalrechnungen über ausgegebenes Samengebreide und Drescherlohn für die erhaltenen Früchte aus diesem Weyher endigten einen Process, der der Unsterblichkeit sonst werth gewesen wäre. Übertrieben war jedoch die Gewissenhaftigkeit eines Registrators, der unter alten Acten ein Knöchlein fand, solches sauber in Papier wickelte, und darauf schrieb: *Acta*, ein junges Hühnerbein betreffend. §. 78 wird wohl ein frommer Wunsch bleiben. Rec. sind einige Registratoren bekannt, die in folgender Ordnung die Beförderungsleiter bestiegen: Erstlich Kanzleyjunge ohne Gehalt — dann Kanzleydiener mit monatlichen 5 fl. — ferner Kanzlist mit monatlichen 10 fl., und endlich Registrator mit einer vierteljährigen Besoldung von 50 fl. Wo soll das Geschäftsiehe herkommen? Alles wird bloß getrieben, um die fürchterlichen Feinde des menschlichen Lebens, Hunger und Durst, abzuwehren. Wie es mit der Verschwiegenheit eines so besoldeten Registrators ausieht, läßt sich leicht ermessen. Um 12—15 Kr. kann ein Advocat die Relationen lesen, so oft er will. — Bey der Beschreibung einer Amtsregistratureinrichtung S. 179 ist Rec. die Rubrik: *Miscellen*, sonderlich aufgefallen, vorzüglich von einem Vf., der sich durch das ganze Werk als ein fachkundiger Mann legitimirt hat. Jedes Actenstück muß doch entweder eine Sache, einen Ort, oder eine Person betreffen, und so gehört es in das eine oder das andere Repertorium. Was soll denn unter *Miscellen* registrirt werden? Vielleicht einzelne, noch ohne allen Zusammenhang vorgefundene Blätter? Allein bey jeder Einrichtung einer Registratur kommt dem Registrator nicht alles auf einmal in die Hand, und da thut er besser, wenn er: *ad acta* in Sachen etc. rubricirt. Bey Beendigung der Registratur findet sich dann alles, wenn es sonst richtig zugeht, beisammen. Mit einem Worte: Die Rubrik *Miscellanea* ist ein gar sanftes Ruhekitzen für manchen Registrator, der sich den Kopf nicht zerbrechen will, und sollte daher bilig aus jedem Archiv, aus jeder Registratur verbannt werden.

K. T. B.

F O R T S E T Z U N G E N.

Meissen, b. Goedsche: *Homeri Iliados Rhapsodia M. sive Liber XII. Cum excerptis ex Eustathii commentariis et scholiis minoribus in usum scholarum separatim edidit*

J. A. Mueller, A. M. et ill. scholae prov. Misn. olim Rector. 1810. 46 S. *Rhapsodia N. sive Liber XIII.* 83 S. 8.

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.

Monatsregister

März 1811.

I. Verzeichniß der im Monat März in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

- A.**
Ansichten von Paris. 1. 2 Bd. 56, 448.
Barento, f. Ueber.
Beauval Gespräche für das gesellschaftliche Leben. Dialogues pour la vie sociale. 2 Aufl. 1 — 3 Bdchen. 64, 511.
v. Bechtolsheim, Freyin, der 1 Sept. 1810 im Eisenach 66, 523.
Becker Geschichte des Lyceums bey der evangelischen Friedenskirche zu Schweidnitz 71, 568.
Bilfinger Miscellen über Polizey - und Staatswirtschaftliche Gegenstände 53, 423.
Biograph, der. Supplement zum 3 Bde. 69, 549.
Brentano, Universitäts literariae. Cantate auf den 13 Oct. 1810 66, 527.
Bruns Verdienste der Professoren zu Helmstadt um die Gelehrsamkeit 69, 549.
Burkardt System der Polizeygesetzgebung 54, 431.
 — — Urgesetze des Staats und seiner nothwendigen Majestätsrechte. 1 Th. 3 Heft 54, 431.
Buttmann, f. Museum.
v. Canstatt Handbuch für Denker. 3 Th. 54, 431.
Dominikaner, der 68, 543.
Eggena Diss. de re judicata 49, 391.
v. Eggers Reise durch Franken, Baiern, Oesterreich, Preussen und Sachsen. 1 — 4 Th. 56, 441.
Ehrenberg weiblicher Sinn und weibliches Leben, Charakterzüge, Gemälde und Reflexionen 72, 569.
Ehrhardt Vorlesungen über die Theologie und das Studium derselben 48, 377.
Erschenbach Kunstmagazin der Mechanik und technischen Chemie. 1 — 7 Heft 47, 452.
F.
Fabre Tableau littéraire du 18me siècle, ou Essai sur les grands Ecrivains de ce siècle et les progrès de l'esprit humain en France 67, 529.
Funk Predigten zur Belebung des Glaubens an die göttliche Weltregierung. 1 Heft 51, 406.
G.
Gambis über christliche Vervollkommenung und Vollkommenheit 51, 407.
Gräve Rückblicke in die Geschichte der Vorzeit 71, 561.
H.
Hase Recueil des mémoires sur différens manuscrits Grecs de la Bibliothèque impér. de France 1 Part. 69, 546.
Hecht Versuch einer Registraturlehre 72, 574.
Henke kleine Gedichte für Kinder. 1 Bdchen 62, 496.
Hermann diss. de ellipsi et pleonasmo in graeca lingua 63, 499.
Hexen- und Gespenster - Geschichten 65, 520.
Hoffbauer Anfangsgründe der Logik. 2 Ausg. 54, 425.
 — — Grundriss der Erfahrungs - Seelenlehre. 2 Ausgabe 54, 425.
 — — Ueber die Analysis in der Philosophie 54, 425.
Homeri Iliados Rhaps. M et N, five Libr. XII et XIII ed. Mueller 72, 575.
Hübner dem Verdienste d. Joh. Nepomuk Mederer 69, 551.
I.
Jay, f. Ueber.
John chemische Untersuchungen mineralogischer, vegetabilischer und animalischer Substanzen 60, 473.
v. Ittner Beyträge zur Geschichte der Blausäure mit Versuchen über ihre Verbindungen und Wirkungen auf den thierischen Organismus 60, 477.
K.
Klefscher homiletisches Ideenmagazin. 2 Bd. 1 — 3 Heft 51, 401.
Kuhn Hortensia. Taschenbuch f. 1811 66, 526.
L.
Langhans über Theater oder Bemerkungen über Katastrophik in Beziehung auf Theater 57, 449.
Leonhard Taschenbuch für die gesammte Mineralogie. 2 — 4 Jahrgang 58, 457.
de Lindenau Tables barométriques pour faciliter le calcul des nivellements et des mesures des hauteurs par le baromètre 70, 553.
M.
Malacarne i sistemi e la sua reciproca influenza loro 50, 393.
Meineke tägliches Handbuch für Prediger und Predigtamts - Candidaten 51, 407.
Museum antiquitatis Rudiorum opera Wolfii et Buttmanni. Vol. 1 Fasc. 1 63, 497.
Museum der Alterthumswissenschaft, von Wolf und Buttmann. 1 Bd. 3 St. 2 Bd. 1. 2 St. 63, 497.
v. Muffin Ludwig der Baier und 1809 55, 439.
N.
Natorp kleine Schulbibliothek. 4 Aufl. 69, 551.
v. Nettelblatt Bemerkungen über einige Gegenstände des mecklenburgischen Concurs - Processen 49, 388.
O.
Oelsner Mohamed. Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters. A. d. Franz. von E. D. M. 55, 433.
Original - Ideen über die Kunst der Erziehung und besonders der Bildung zur Sittlichkeit 61, 481.

P.
Passavant Darstellung u. Prüfung der pestalozzischen Methode. 62, 493.
Petri Vorkenntnisse der Verskunst für Deutsche 65, 519.
Pfaff über die strengen Winter, vorzüglich des 18. Jahrh. u. über den letzt verfloßenen strengen Winter v. 1808 — 1809 60, 479.
Pfeiffer Rechtsfälle, entschieden nach dem Gesetzbuch Napoleons von Frankreichs u. Westphalens obersten Gerichtshöfen. 1. 2 Abth. 49, 385.

Q.
Raumer das britische Besteuerungssystem, insbesondere die Einkommensteuer, dargestellt mit Hinsicht auf die in der preuss. Monarchie zu treffenden Einrichtungen 52, 409.
 Reichsständschaft, die deutsche. Neue Ausg. 52, 415.

S.
Sallustii opera omnia ed. *Kunhardt*. P. 1. 2. 65, 515.
Schillers Lied an die Freunde in Uebersetzungen. 2 Fortsetzung v. *Fröbel* 61, 487.
Schoenbauer *Minerac metallorum Hungariae et Transilvaniae*. Pars I. Sect. 1. 2. 58, 462.
Schürmann 480 Reimzeilen als Vorschreibe-Materialien 62, 496.
Schütze abenteuerliche Wanderungen von Weimar nach Carlsbad. Taschenbuch aufs J. 1810. 66, 524.
 — — die Journalisten 66, 528.

T.
 Taschenbuch d. Mufen u. Grazien auf d. J. 1811. 66, 527.
Tasso le Veglie. *Tasso's* Nächte. Frey übers. von v. *Haupt* 66, 521.
Thiefs das stitliche Leben nach der Schrift mit Rückficht auf die Zeichen unserer Zeit 48, 382.

U.
 Ueber Aufhebung der Kirchen-, Pfarr- und Schul-Güter u. Einführung einer fixen Befoldung der Geistlichen in protestantischen Ländern 59, 465.
 Ueber die Literatur Frankreichs im 18. Jahrhundert. Zwey Abhandlungen v. *Barents* u. *Jay*, aus dem Franz. v. *Ukert* 67, 529.
 Unsichtbare, der, oder Menschenchickfale u. Vorsehung. 1 Bdchen. 72, 572.

V.
Veilodter summarische Erklärungen der Sonntags- u. Feiertags - Episteln zu Vorlesungen am Altar 48, 383.

W.
Wedekind Geist der Zeit in einer pragmatischen Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse in der physischen, moralischen, literarischen u. politischen Welt. 1 Jahrg. 71, 566.
Wetzler über das Medicinalwesen der vormaligen königl. bairischen Provinz in Schwaben 50, 398.
Wolf, I. Museum.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen aus, deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchh. in Kiel 60.
 Anonyme Verleger 52. 61. 62.
 Anton in Görlitz 71.
 Arnold in Dresden 64.
 Attenkofer in Ingolstadt 69.
 Bädcker u. Kürzel in Duisburg u. Elber 69.
 Baumgärtner in Leipzig 72.
 Beckersche Buchh. in Gotha 66. 70.
 Campe in Nürnberg 50.
 Delaunay in Paris 67.
 Druckerey des Seminariums in Padua 50.
 Ernst in Quedlinburg 51.
 Fleischer d. J. in Leipzig 48. 56.
 Frieße in Pirna 65.
 Frommann in Jena 67.
 Gesener in Zürich 56.
 Gleditsch in Leipzig 66.
 Goedsche in Meissen 72.
 Hahn, Gebr., in Hannover 49.
 Hammerich in Altona 51.
 Hayn in Berlin 57.
 Heigl u. Comp. in Straubing 55.
 Hemmerde u. Schwetfchke in Halle 54 (3).
 Herder in Freyburg u. Constanz 60. 65. 71.
 Hermann in Frankfurt a. M. 58.
 Hetzrodt in Trier 49.
 Hinrichs in Leipzig 57.

Hitzig in Berlin 66.
 Hoffmann in Hamburg 51.
 Imprimerie impériale in Paris 69.
 Kramer in Zerbst 59.
 Kummer in Leipzig 68.
 Kunst. u. Industrie-Comptoir in Berlin 66.
 Leske in Darmstadt 66.
 Maurer in Berlin 60. 72.
 Meyer in Lemgo 62.
 Michaud, Gebr., in Paris 67.
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 72.
 Müller in Bremen u. Aurich 51.
 Müller in Reichenbach 71.
 Niemann in Lübeck u. Leipzig 65.
 Palm in Erlangen 48. 54.
 Realschulbuchhandlung in Berlin 63 (2).
 Sander in Berlin 52.
 Schaumburg u. Comp. in Wien 58.
 Schiegg in Leipzig 52. 61.
 Schöne in Berlin 62. 66.
 Schulbuchdruckerey, königl., in Kiel 48.
 Sprinzing in Rastatt 54.
 Stiller in Rostock u. Schwerin 49.
 Turneisen Sohn in Paris u. Cassel 64.
 Varrentrapp und Wenner in Frankfurt a. M. 55.
 Voss in Leipzig 66.
 Waisenhausbuchh. in Halle u. Berlin 69.

III. Intelligenzblatt des März.

Ankündigungen.

Akademische Buchhandlung in Frankfurt a. d.	
O. Verl.	17 und 18, 141, 21, 166, 167.
Brede in Offenbach Verl.	19, 151.
Gädiche, Gebr., in Berlin Verl.	19, 151.
Gaßl in Brünn Verl.	17 u. 18, 140.
Gefsnersche Buchh. in Zürich Verl.	17 u. 18, 141.
Göpferdt in Jena Verl.	21, 166.
Götschen in Leipzig Verl.	21, 167.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl.	17 u. 18, 142.
Hitzig in Berlin	16, 127, 21, 163.
Krieger in Cassel und Marburg	17 u. 18, 142, 19, 152.
Kupferberg in Maynz Verl.	21, 165.
Macklots Hofbuchhandlung in Carlsruhe Verl.	21, 165.
Mohr und Zimmer in Heidelberg Verl.	15, 118.
Waldeck in Münster Verl.	15, 115, 117, 118.
Wilmans in Frankfurt a. M. Verl.	19, 151.
Witte Rindvieh-Racen. 2 Hest	16, 125.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Aacillon in Berlin	20, 158.
Baggesen in Kiel	16, 123.
Bang in Kopenhagen	20, 158.
Barla in Káischau	20, 157.
Becher in Züllichau	19, 148.
Bendfen in Kopenhagen	20, 158.
Bernhardi in Berlin	19, 145.
v. Binder in Lemberg	20, 157.
Bode in Berlin	16, 122.
Bossi in Mayland	20, 160.
Bredow in Frankfurt a. d. O.	19, 147.
Brugmant in Leiden	19, 148.
Buttmann in Berlin	19, 145.
Catel in Paris	19, 148.
Choron	15, 114.
v. Collin in Wien	20, 156.
Daub in Heidelberg	19, 148.
v. Dohm in Dresden	20, 158.
Eitelwein in Berlin	19, 145.
Engelstoft in Kopenhagen	20, 158.
Erman in Berlin	19, 145.
Ertsei in Debreczin	20, 155.
Fischer in Moskwa	20, 159.
Fleckel in Kestthely	20, 157.
Füger in Lemberg	20, 156.
Gerhardt in Berlin	20, 158.
Görke in Berlin	20, 158.
Hermbsfädt in Berlin	19, 145.
Hetiefy in Oedenburg	20, 155.
Himly in Berlin	19, 145.
Himly, J. F. W., in Berlin	19, 148.
Hirt in Berlin	19, 145.
Höchsmann in Olmütz	20, 156.
Hoffmann in Moskwa	20, 159.
Hurtigkarl in Kopenhagen	20, 158.
Jenull in Grätz	20, 155.
Kargl in Wien	20, 156.
Kastner in Heidelberg	19, 148.
Keller in Stuttgart	19, 148.
Klaproth in Berlin	20, 158.

Koll, A. und N. C. in Kopenhagen

Lichtenstein in Berlin	20, 158.
v. Massenbach in Berlin	19, 145.
Matoſchek in Wien	20, 158.
Meinecke in Halle	20, 156.
Nárey in Wetzprim	16, 123.
Nicolovius in Berlin	20, 156.
Niebuhr in Berlin	20, 158.
Niffen in Kopenhagen	19, 145.
Orgler in Pesth	20, 158.
v. Passy in Olmütz	20, 157.
Paulus in Nürnberg	20, 156.
v. Portenschlag in Wien	19, 148.
Rajts in Oedenburg	20, 157.
Razonmovsky in Moskwa	20, 155.
Reil in Berlin	20, 159.
Reisz in Wallendorf	20, 158.
Reyberger in Wien	20, 156.
Ribbeck in Berlin	20, 156.
Rumi in Oedenburg	20, 158.
v. Ruprecht in Brünn	20, 155.
Scheth in Olmütz	20, 157.
Schiffner in Wien	20, 157.
Schleicher in Marburg	20, 157.
Schulleck in Gölmitz	16, 123.
v. Schwartzner in Pesth	20, 156.
Seeger in Heidelberg	20, 157.
Seidenstücker in Lippstadt	19, 148.
Seybold in Oedenburg	20, 158.
Szabó in Oedenburg	20, 155.
Szabó in Sáros-Patak	20, 156.
Tralles in Berlin	20, 156.
Ulrich in Grätz	19, 145.
Varga in Oedenburg	20, 155.
Waschowsky in Oedenburg	20, 155.
Werner in Raab	20, 157.
Wildt in Göttingen	16, 122.
Wöldicke in Kopenhagen	20, 158.
Wolf in Kopenhagen	20, 158.
Zeifel in Lemberg	20, 157.
v. Zerbani di Spasebi	20, 158.

Nekrolog.

Beckmann in Göttingen	19, 149.
Cäſar in Leipzig	16, 123.
Chalgrin in Paris	19, 149.
v. Dombay in Wien	20, 159.
Höslin in Neuhausen	20, 158.
Iſenbühl in Stadion	20, 158.
de Muro in Neapel	19, 149.
v. Pucho in Ofen	20, 159.
v. Rakos in Ofen	20, 159.
Rath in Raab	15, 114.
de Saint-Ange in Paris	20, 159.
Schäffer in Halberstadt	16, 123.
Scharfenberg in Rittchenhausen	19, 148.
Schulleck in Gölmitz	20, 156.
Schultz in Leipzig	16, 123.
Schulze in Altona	16, 123.

<i>Sparr</i> in Nordhausen	19, 149.	len an den höhern Schulen, die-Schulprüfun-	
<i>Steinhart</i> in Dehrum	20, 158.	gen, Landes-Thierärzte u. das Lehramt der	
<i>Szekér</i> in Klausenburg	20, 159.	Anatomie betr.	20, 153.
<i>v. Széplaky</i> in Debreczin	20, 159.	<i>Olmütz, v. Paffy</i> und <i>Höschmann's</i> Vorlesun-	
<i>Zapf</i> in Augsburg	16, 123.	gen am Lyceum	20, 156.
Gelehrte Gesellschaften und Preise.		<i>Pesth.</i> , Anzahl der Studirenden und Promovir-	
<i>Besançon</i> , Sitzungen und Preise der Société ac-		ten	20, 154.
démique im J. 1810	21, 163.	<i>Prag</i> , Bestimmung des Gehalts der jurist. Pro-	
<i>Corfu</i> , Preisfragen der ionischen Akademie	15, 116.	fessoren	20, 154.
<i>Florenz</i> , Wiederherstellung der alten Akademie		<i>Weizlar</i> , Promotionen, Disputationen und Ein-	
della Crusca	16, 123.	ladungsschrift	21, 163.
<i>Gorenki bey Moskwa</i> , Stiftung einer phytogra-		<i>Wien</i> , Rector-Wahl	20, 154.
phischen Gesellschaft	20, 159.	Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.	
<i>Kopenhagen</i> , Preisvertheilung und Vorlesung		<i>Amsterdam</i> , Preisvertheilung in der Zeichenaka-	
der Gesellschaft der Wissenschaften	19, 149.	demie	19, 150.
— — — Prämie des Gesundheitscollegiums	19, 149.	<i>Arendt</i> besitzt einen Codex der saemundischen	
<i>Lucca</i> , Sitzung und Preisvertheilung der Acade-		Edda	19, 150.
mie Napoleone am 3 Jan.	21, 164.	<i>v. Asboth</i> in Ungarn hat eine neue Säemalschi-	
<i>Schweden</i> , Prämien des Collegii medici	19, 149.	ne erfunden	15, 116.
<i>Ungarn</i> , Preisvertheilung eines ungarischen Pa-		<i>Büchersuction</i> in Gotha	17 u. 18, 143.
trioten	21, 163.	<i>Cannabich</i> gegen einen Recensenten in der leipz.	
<i>Venedig</i> , Sitzung der medicinischen Societät		Lit. Zeitung	15, 119.
am 30 Dec. v. J.	15, 116.	<i>Edda f. Arendt</i> und <i>Gräter</i> .	
Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.		<i>Eylert</i> in Potsdam will Predigten herausgeben,	
<i>Berlin</i> , Bekanntmachung, den Anfang der Vorle-		deren Ertrag zu einem Denkmal auf die verst.	
sungen betr. — Promotionen	19, 145.	Königin bestimmt ist	16, 123.
<i>Danzig</i> , f. Jenkau.		<i>Franké</i> in Jena Anzeige, den Ankauf der prill-	
<i>Debreczin</i> , interimistisch angestellter Lehrer	20, 155.	witschischen Schriftgeiserscy betr.	16, 128.
<i>Grätz</i> , Einführung des neuen juridisch-politi-		<i>Frommann</i> in Jena herabgesetzte Bücherpreise	19, 152.
schen Plans am Lyceum. — Erhöhung des jähr-		<i>Gräter</i> giebt eine Ode aus einem Codex der sae-	
lichen Dotations-Betrags f. die Bibliothek	20, 155.	mundischen Edda heraus	19, 150.
<i>Heidelberg</i> , Geburtstags-Feyer und Preisverthei-		<i>Keyfers</i> Buchhandlung in Erfurt Ankündigung	
lung am 22. Nov. v. J. — Promotionen — Dis-		zweyer Werke in herabgesetztem Preise	17 u. 18, 139.
putationen	19, 146.	<i>v. Kovachich</i> , literarische Reise durch Oberungarn	15, 116.
<i>Helmstadt</i> , Nachricht üb. d. Pädagogium	19, 147.	Manuscript, arabisches, von <i>Ahmed Ben Musa</i>	16, 124.
<i>Jena</i> , Disputation, Prosectorats- und Deca-		<i>Mayland</i> , Errichtung einer Special- und Frey-	
nats-Wechsel, Promotionen	21, 161.	Schule der zeichnenden Künste	20, 160.
<i>Jenkau u. Danzig</i> , gegenwärtiger Zustand des		<i>Ober-Landes-Gericht</i> , königl. preussisches, in	
Conradinums, des akademischen Gymnasiums,		Schlesien Anzeige für Münzenliebhaber	16, 128.
so wie der Pfarr- u. Kunst-Schule	16, 121.	<i>Recensent</i> , der, von <i>Dahls</i> kirchlicher Statistik	
<i>Kiel</i> , Organisation der Forstlehranstalt	19, 145.	gegen eine Aeußerung <i>Häschkes</i> in Rostock	15, 120.
<i>Königsberg</i> , Geschenk des Königs zur Stern-		<i>Reclam</i> in Leipzig, Anzeige von englischen Bü-	
warte — Lectionskatalog, Antritts- und		chern in herabgesetztem Preise	17 u. 18, 129.
Weihnachts-Programm	15, 113.	<i>Spanien</i> , Commission zur Prüfung theatralischer	
<i>Kopenhagen</i> , Feyer des Reformation's - Festes		Werke	21, 164.
am 14. Nov. v. J.	19, 145.	<i>Spindler</i> in Würzburg an den Prof. <i>Gilbert</i> in	
<i>Landshut</i> , Promotion, Preisvertheilung und		Halle	17 u. 18, 144.
Antrittsrede	19, 147.	<i>v. Steigentesch</i> Druckfehleranzeige	16, 128.
<i>Linz</i> , die jurid. Lehranstalt am Lyceum wird		<i>Voigdt</i> in Casau Berichtigung	15, 120.
aufgehoben	20, 155.	<i>Wien</i> , Ankauf einer pathologischen Knochen-	
<i>Oedenburg</i> , Erhöhung des Gehalts der Lehrer		sammlung für die Josephs-Akademie	15, 116.
am ev. Gymnasium	20, 155.	<i>Winter</i> in Landshut, draysache Schenkung an	
<i>Oesterreich</i> , kais. Verordnungen, die Lehrsif-		dortige Bibliotheken	20, 160.

J E N A I S C H E
A L L G E M E I N E
LITERATUR-ZEITUNG

V O M J A H R E

I 8 1 1.

A C H T E R J A H R G A N G.

Z W E Y T E R B A N D.

A P R I L, M A Y, J U N I U S.

J E N A,
in der Expedition dieser Zeitung,
und L E I P Z I G,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,

1 8 1 1.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 A P R I L , 1 8 1 1 .





BIBLISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Barth: *Ezechiel*. Latine vertit et annotatione perpetua illustravit *Ern. Frid. Carol. Rosenmüller*, Ling. Arab. in Acad. Lipf. Prof. Vol. I. 1808. XXX u. 604 S. Vol. II. 1810. 746 S. gr. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

(Auch unter dem Titel: *Ern. Frid. Car. Rosenmüller Scholia in Vetus Testamentum*. Partis Sextae Vol. I et II.)

Nach unserer Beurtheilung des 4 und 5 Theiles dieser Scholien (J. A. L. Z. 1807. No. 77. 78) dürfen wir blofs bemerken, dafs die gegenwärtige Fortsetzung den früheren Bänden vollkommen gleich sey. Die hier gelieferte Bearbeitung des *Ezechiel*, welche in Ansehung der äufseren Einrichtung mit dem Commentare über Hiob auch darin übereinkommt, dafs eine lateinische Übersetzung gegeben, und dafs in besonderen kritischen Anmerkungen auf die alten Versionen durchaus Rücksicht genommen wird, ist um so verdienstlicher, da gerade dieses biblische Buch unter allen am meisten vernachlässiget worden, und daher Hr. R. in den meisten Fällen sein eigener Führer seyn mußte. Selbst derjenige, der mit der Interpretations - Geschichte dieses Propheten noch nicht bekannt ist, kann sich aus dem vorausgeschickten *Elenchus Interpretum* leicht überzeugen, wie wenig im Verhältnifs zu den übrigen Propheten für diesen geleistet worden. Wir haben nur wenig gute Beyträge zur Erklärung einzelner Stellen, und durchaus keinen Commentar über das Ganze, der sich mit *Vitrina* oder *Lowth* über den Jesaias vergleichen liesse. Noch immer bleibt das Werk von *Hieronymus Pradi* und *Jo. Bapt. Villalpandi* das vorzüglichste Hülfsmittel, obgleich es keine leichte Mühe ist, in dem weitseweifigen Commentare die Spreu von den Körnern abzufondern. Unter den alten Interpreten hat Hr. R. den *Hieronymus*, von dessen Verdiensten um Ezechiel S. V — VII gehandelt wird, am meisten benutzt, und sich nicht blofs damit begnügt, seine Erklärung summarisch anzuführen, sondern sie in den meisten Fällen vollständig und im Zusammenhange mitzutheilen. Eben dies ist auch bey anderen alten Auslegern, z. B. *Theodoret*, *Jarchi*, *Kimchi*, *Abarbanel* u. A., geschehen, wodurch dieser Commentar eine Art von schätzbarem Repertorium über die älteren Interpreten geworden ist.

Rec. hat beide Bände einer sorgfältigen Prüfung J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band

unterworfen. Das Resultat derselben ist das Urtheil, dafs Hr. R. einen wichtigen Beytrag zur besseren Erklärung des Ezechiel geliefert habe, und dafs seine Arbeit jedem Freunde des alttestamentlichen Studiums zum sorgfältigen Gebrauche empfohlen zu werden verdiene. Besonders empfehlen wir diese Arbeit den angehenden Exegeten, weil sie dadurch die zweckmässigste Anleitung zum rechten Gebrauche der alten Übersetzungen erhalten. Aber auch der schon geübtere Exeget, wird sich der kritischen Bemerkungen freuen, wodurch der Text der alten Versionen nicht selten treffend berichtigt wird. Wir rechnen unter anderen dahin die Anmerkung zu Cap. IV, 12. Vol. I. p. 102. Hier wird die scharfsinnige Vermuthung geäußert, dafs in der syrischen Hexaplar-Version  Particip. formas *Schaphel a verbo* , *frixit*, also das griechische *ῥουτρον*, statt des von *Norberg* edirten , welches derselbe durch *complementum* übersetzt, und das in diesen Context gar nicht paßt, zu lesen sey. Ferner Vol. II. p. 56, wo vermuthet wird, dafs in derselben Version Cap. XXI, 30 das unverständliche  nichts anderes als das verstümmelte griechische *προπορισμος* sey. Ähnliche kritische Bemerkungen findet man Vol. I. p. 156, 257, 240, 94 u. f. w. Von Cap. XXIX. Vol. II. S. 348 an sind die kritischen Bemerkungen nicht mehr von den exegetischen getrennt (*Jungimus*, sagt Hr. R. Vol. II. p. 348, *inde ab hoc capite notis philologicis veterum interpretum codicumque varietatem, quam in superioribus ab illis sejunximus, chartae spatiique compendificandi causa*), aber man findet die Kritik noch eben so lehrreich berücksichtigt.

Bey der überwiegenden Mehrzahl richtiger Erklärungen hält es Rec. für dienlicher, und der Hochachtung, die man dem Vf. schuldig ist, entsprechender, wenn er hauptsächlich bey den Stellen etwas länger verweilet, in deren Erklärung er mit dem Vf. nicht übereinstimmt, und wobey eine Erinnerung und Verbesserung nöthig scheint. Zu Cap. I. 3 heisset es Vol. I. p. 19: „*Quod prius מַחֲשָׁבוֹת, visiones, nunc verbum Dei vocat, nempe prophetiam, quae tam visiones, quam verba et jussa divina continet, estque simul hic titulus. inscriptio totius libri*“, cf. Hof. 1, 1. Jon. 1, 1. Zach. 1, 1. Dafs hier keine eigentliche Synonymie beider Ausdrücke Statt finde, ergibt sich aus dem Folgenden. V. 4 ff. wird die Vision exponirt;

auf diese folgt dann erst V. 28 u. C. II. 1. ff. das *דבר ירוח*. Vol. I. p. 52 wird das Cap. II, 1 zuerst und hernach so oft vorkommende *דבר ירוח* geradezu für gleichbedeutend mit Mensch erklärt. „*Syris certe solum Bar Enoscho, s. contracte Bar noscho, filius hominis, pro homine simpliciter, ita tritum est, ut ne aliud quidem hominis nomen habere videantur, quam hoc, quum et de homine primo, patrem non habente, ponant, ut 1 Cor. XV, 45: Adam bar noscho kadmojo, Adam filius hominis i. e. homo primus.*“ Rec. kann sich davon nicht überzeugen. Gesetzt, es wäre so, daß die Syrer gar kein anderes Wort für Mensch hätten (was aber unerwiesen ist und aus einem solchen Sprachgebrauche, wie er 1 Cor. XV, 45 sich findet, gar nicht folgt, weil der Syrer wahrscheinlich an den Theanthropen dachte, durch welchen Adam geschaffen worden): muß es darum bey einem hebräischen Schriftsteller auch so seyn? Und wie kommt's doch nur, daß wir dieses Wort bloß bey Ezechiel und Daniel finden? Kohelet, Esra, Nehemia, Sacharja, Maleachi sind ja auch spätere Schriftsteller; und doch finden wir bey ihnen keinen solchen Syriasmus. Auf jeden Fall bedeutet es mehr als „*secunda persona, s. propheta, quem Deus sic compellat.*“ Übersetzt man es durch: *Sohn Adam's*: so hat man darin zugleich die Andeutung des Sterblichen und des Sünders, der von Gott nicht seiner Reinheit und Verdienste wegen, sondern aus freyer Gnade zum Werkzeuge seines Willens erwählt worden. Cap. III, 22, 23 wird *בקעה* in der Übersetzung durch *campus* ausgedrückt, obgleich es, nach S. 76, durch *vallis* gegeben werden soll. Cap. VII, 9, sind in der Übersetzung nach dem Satze: *ut me dominum esse sciat, die Worte: qui percussit*, ausgelassen. Cap. XI, 5 ist die ungewöhnliche Redensart: *סערוה דרוחכם* ohne Erklärung geblieben, und es ist bloß die Übersetzung der alten Versionen angeführt, welche, wie die LXX (*τα διαβουλια του πνευματος υμων*), ziemlich frey sind. Cap. XV, 7. S. 388, muß es *eos* statt *te* heißen. Cap. XVII, 4 hätte das Wortspiel in *כנעו*: *Aus dem Lande Canaan brachte er es in's Land Canaan (der Kaufleute)*, bemerkt werden sollen. Cap. XVIII, 6. S. 526, sind in der Übersetzung die hebräischen Worte: *ואחאשתרערוה לך* ausgelassen. Cap. XIX, 1 ist die Paronomasie in *נש* und *נש* nicht bemerkt worden. Es erklärt sich daraus, wie Cap. XII, 10 u. a. St., warum *נש*, und nicht *סלך* gesetzt wird. Dagegen finden wir ebendaf. V. 5 die Bemerkung sehr treffend, daß *נחלה* nicht von *נחל*, *speravit*, sondern von *נחל* *aeger, infirmus fuit*, als *Forma mixta ex Niphal et Hophal* abzuleiten, und durch: *Quod infirmatus esset leo juvenis*, zu übersetzen sey. Schon Jarchi gab diese richtige Erklärung. Nach der gewöhnlichen Ableitung müßte die Stelle übersetzt werden: Als sie (die Mutter) bemerkte, daß sie sich zwar Hoffnung gemacht, daß aber ihre Hoffnung verschwunden sey u. l. w.

Cap. XXI, 15 übersetzt der Vf.: *Nos vero*

laetabimur, inquit filii mei tribus, omne lignum spernens. In dem Commentare Vol. II. S. 21—25 werden die verschiedenen Erklärungsversuche angeführt und beurtheilt; am ausführlichsten Schürer's Erklärung, nach welcher *נש* durch *Virgo* übersetzt wird. Der Vf. giebt zwar die Richtigkeit der Ableitung von *נש* und der Vergleichung mit *نساء*, *virga*, zu, glaubt aber, daß dieser ar-

bische Sprachgebrauch hieher nicht passe. Auch gestatte V. 18 nicht, *נש* von *נש* zu trennen. „*In eo autem, heisset es weiter, quod nomini נש, populum judaicum h. l. significanti, participium foemininum נש jungit, nihil est a more scriptorum habraeorum abhorrens, quippe qui nomina masculina, populos et regiones designantia, ut foeminina solent tractare.*“ Es werden Richt. 18, 7, und Jerem. 4, 30 als Beweise angeführt. Unter *נש* werden verstanden: „*omnia fictitiorum Deorum simulacra e ligno confecta, ut Jerem. 2, 27. Hof. 4, 12. Hab. 2, 19.*“ Wir glauben doch, daß die vom Vf. widerlegte, nur etwas anders zu fallende, Erklärung dem Zusammenhange, und selbst dem Sprachgebrauche gemäßer sey. Die ungewöhnliche, durch den arabischen Sprachgebrauch aber hinlänglich begründete, Bedeutung von *נש*, *virga*, wird hauptsächlich dadurch wahrscheinlich, daß es eine Anspielung auf *נש* (*princeps*) seyn soll, wie aus V. 17 erhellet; daher auch Cod. 29 bey Kennicott die Lesart *נש* hat. Dann hat man nicht nöthig, eine solche, doch immer harte *Enallage generis* anzunehmen, weil *נש* auf das vorher genannte *נש* bezogen wird. Daß unter *נש* in diesem Zusammenhange natürlicher jedes Holz (oder: alle Bäume), als alle Götzenbilder von Holz verstanden werden, wird ebenfalls Niemand bezweifeln. Der Sinn der Stelle ist daher: *Whe dir, o Fürst meines Volkes! Jenes Schwerdt nimmt keine Rücksicht auf irgend eine Holzart! Will man נש nicht für נש gesetzt annehmen: so ist es so viel als נש und mit נש synonym. Das נש geht sowohl auf נש als auf נש.*

Cap. XXXI, 3 wird, nach Hieronymus, Kimchi und Jarchi, von *Affyrien* verstanden, dessen Stolz und Fall dem Könige von Aegypten zum warnenden Exempel vorgestellt werden. Hr. R. setzt hinzu: „*Quemadmodum Is. 52, 4. Aegyptus et Affyria Israelitas oppressisse dicuntur, ita Noster utrumque regnum idem fatum manere dicit.*“ Darauf wird Meibom's Vermuthung, nach welcher *נש* ein Adjectivum von *נש* ist (*similis factus es rectis sedro*), angeführt und mit folgenden Gründen widerlegt: „*Verum eam sententiam vates haud dubio sententiasset: הנה נש נש, nam substantivo quando jungitur adjectivum, illud fere procedit, nisi in adjectivo, quod constituit praedicatum, praecipua quaedam vis dicti aut emphasis posita sit, ut*

Gen. 4, 15. *Præterea non cæteris omnibus, quibus in V. T. occurrit locis, nomen proprium est Assyriae, nec veterum interpretum alicui in mentem venit, aliter illud h. l. capere.* Gegen den ersten, als den wichtigsten, Punct würde sich erinnern lassen, daß gerade der Emphasis wegen hier das Adjectivum vor das Substantivum gesetzt sey. Aber bekanntlich haben schon mehrere Ausleger, z. B. *Michaelis* und *Folborth* מִשְׁכֵּן oder מִשְׁכָּן comparato sc. te gelesen, wodurch die hier unerwartete Vergleichung mit Assyrien wegfällt. Und allerdings ist es sonderbar, daß im ganzen Capitel V. 3—17 von Assyrien die Rede, und erst V. 18 die Anwendung auf Ägypten gemacht werden soll. Schon *Michaelis* bemerkte ganz richtig, „daß sich von V. 10 an deutlich zeige, daß nicht Assyrien, sondern Ägypten selbst der vorhin beschriebene Codernbaum sey“ (s. Anmerk. zum Ezechiel S. 86). Vielleicht könnte man מִשְׁכָּן (mit Kametz) für das Particip. Pak. von מִשְׁכָּן halten, welches, wie אָמַר, die Bedeutung: *memoravit, prædicavit* hat; אָמַר

ist signo notatus. Das Ungewöhnliche des Sprachgebrauchs würde aus der Paronomasie, welche der Prophet, wie fast immer, beabsichtigte, befriedigend erklärt werden können.

Vol. II. S. 526 ff. stellt Hr. R. eine ausführliche Untersuchung über das berühmte Gog und Magog Cap. XXXVIII und XXXIX an. Er stimmt mit *Bochart* und *Michaelis* überein, daß unter מִגֹּג Scythia orientalis zu verstehen sey, und widerlegt sodann ausführlich die von *Grotius* aufgestellte, und von *Datho* vertheidigte Hypothese, nach welcher die unter den Syrern, besonders unter *Antiochus Epiphanes* erfolgten Bedrückungen des jüdischen Volkes, so wie ihre Befreyung durch die Heldenfamilie der Makkabäer den Gegenstand und Inhalt dieser Abschnitte ausmachen. Die beiden Hauptgründe sind: 1) Der allgemeine Sprachgebrauch der Syrer und Araber, welche unter Gog und Magog Scythien und die Tatarey verstehen. Die Beweise liefern *Assmanni* Bibl. Or. T. III. P. II. p. 16 ff. *Herbelot* Bibl. Or. unter dem Artikel: *Jagjouge et Magiouge*. *Klaproth's* asiatisches Magazin, 1. St. S. 138 ff. *Hasse's* Entdeckungen im Felde der ältesten Erd- und Menschen-Geschichte, Th. I. S. 18 u. A. Wenn *Grotius* unter Magog die syrische Stadt *Hierapolis*, welche auch *Magog* hieß (*Plinius* Hist. Nat. Lib. V, c. 23) verstand: so ist dies unrichtig, weil man aus syrischen Denkmälern weiß, daß diese Stadt nicht Magog, sondern *Mabug* (مابو) hieß. S. *Assm. Bibl. Orient. T. II. Ind. geogr. sub v. Mabug.* 2) Was im makkabäischen Zeitalter geschah, kann nicht als Erfüllung der hier mitgetheilten Schilderungen betrachtet werden; besonders paßt nicht, was Cap. 38, 20 ff. und Cap. 39, 9 ff. erzählt wird. Diese Einwürfe, welche sich leicht noch vermehren ließen, sind al-

erdings von Gewicht. Aber sie würden größtentheils beseitigt werden können, wenn man annähme, daß dieser ganze Abschnitt, welcher ohnedies in den Zusammenhang Ezechiel's nicht paßt, in einem späteren Zeitalter, zur Zeit des syrischen Druckes selbst, abgefaßt worden sey, und daß der unbekannte Verfasser unter dem berühmten Namen Gog und Magog den syrischen Tyrannen und dessen Reich habe schildern wollen. Die neuere Literatur-Geschichte bietet viele Beispiele solcher Fictiōnen dar. Dann würden auch die übrigen größtentheils unerklärbaren Völker- und Länder-Namen, z. B. *Rofch*, *Gomer*, *Thogarma* u. s. w., weniger auffallend werden. In die ganze Darstellung selbst aber käme ein bestimmter Zweck und eine sichere Bedeutung, was bey der von Hn. R. vertheidigten Erklärung nicht so gut der Fall ist.

In der dem Abschnitt C. XL — XLVIII vorgesetzten Einleitung Vol. II. p. 559 — 74 zeigt Hr. R., daß der Prophet sowohl den Tempel als das heilige Land ganz anders schildere, als es weder vor dem Exil, noch nach demselben in der Wirklichkeit war, wobey besonders *Grotius* bekannte Meinung nach welcher Ezechiel den Tempel schildert, wie er vor der Zerstörung desselben durch *Nebukadnezar* war, S. 561 — 63 widerlegt wird. Aber auch *Datho's* Ansicht: „*vatem non tam prædicere, quid futurum sit, quam præcipere, quid fieri debeat, si totus populus, omnes tribus in patriam redierint*“, befriediget ihn nicht, weil besonders C. XLVII und sonst noch nicht zu realisirende Schilderungen gemacht werden. Nach seiner Meinung verheißt der Prophet ein goldenes Zeitalter, welches auf die vorher beschriebene Periode des Unglücks folgen soll. Wir wundern uns, daß in dieser Einleitung, welche doch die Erläuterungsschriften dieses Abschnittes ziemlich vollständig aufzählt, der bekannten neueren Hypothese nicht gedacht wird, nach welcher die neuen letzten Capitel dem Ezechiel abgesprochen und für das Product eines später lebenden Samaritans gehalten werden. Auch fanden wir nirgends auf die Hypothesen Rücksicht genommen, welche in der englischen Zeitschrift *The Monthly Magazine and British Register*. 1798. p. 189 sqq. über die im Ezechiel vorkommenden Orakel gegen auswärtige Nationen, besonders C. XXV — XXXII. XXXV. XXXVIII. XXXIX, vorgetragen werden, und deren Resultate auch schon durch deutsche Journale mitgetheilt worden sind. Überhaupt findet man in diesem Commentare keinen die Person und Schriften Ezechiel's betreffenden Punct berücksichtigt.

Daß die lateinische Übersetzung, welche in einzelnen Stellen etwas frey, im Ganzen aber richtig und lesbar ist, vom XXIX Capitel an aufhört, ist weder in der Vorrede, noch sonst wo bemerkt worden. Man vermist sie aber sehr ungern, und würde es lieber gesehen haben, wenn der Vf., um Raum zu gewinnen, die exegetischen Anmerkungen und die *Argumenta* etwas abgekürzt hätte. Dem II Th. ist ein Grundriß des Tempels, nach der C. XL ff.

gegebenen Schilderung, beygefügt worden, der uns aber zum richtigeren Verständniß jener Beschreibung nicht viel beyzutragen scheint.

N.

MÜNSTER und LEIPZIG, b. Waldeck: *Biblische Anthropologie*. Von D. Franz Oberthür, ord. öff. Lehrer der Dogmatik an der hohen Schule zu Würzburg. Vierter und letzter Band. 1810. I Abtheilung. 366 S. II Abtheilung. 344 S. 8. (3 Rthlr.)

Was wir J. A. L. Z. 1809. N. 72 über die Beschaffenheit und den Werth dieses Werkes im Allgemeinen gesagt haben, gilt auch von dieser Fortsetzung, wodurch das Ganze endlich beschloffen ist. Da dieser ganze Band sich bloß mit der *Eschatologie* beschäftigt: so läßt sich leicht denken, daß diese Lehre mit einer größeren Ausführlichkeit hier erörtert seyn müsse, als es gewöhnlich in den Schriften über die biblische Theologie und christliche Dogmatik zu geschehen pflegt. Freylich ist bey unserem Vf. der Umfang der Eschatologie beträchtlich erweitert, da er, nach den Grundsätzen seiner Kirche, auch die *Lehre vom Fegfeuer* und *von der Verehrung der Heiligen* abzuhandeln hatte. Ob der letzte Punct mit Recht in dieser Verbindung abzuhandeln war, dürfte wohl zu bezweifeln, und die gewöhnliche Methode, nach welcher diese Controvers-Lehre als Anhang zur Lehre von Gott vorgetragen wird, vorzuziehen seyn. Doch wollen wir darüber nicht mit ihm streiten, da es offenbar weniger darauf ankommen kann, an welchem Orte und in welcher Verbindung, als nach welchen Gesichtspunkten und Grundsätzen diese Lehre abgehandelt wird. In beiden Dogmen können wir freylich nicht mit Hn. O. in Übereinstimmung seyn, und besonders müssen wir gegen die Zulänglichkeit der von ihm, nach der Sitte der katholischen Dogmatiker, beygebrachten Schrift-Beweise protestiren. Doch können wir ihm das Zeugniß nicht verfahren, daß er diese Dogmen mit möglichster Liberalität darstellt, und die praktische Seite derselben mit viel Einsicht und Geschick herausgehoben habe. Besonders verdient das, was er über das Ermunternde, das in den Beyspielen frommer Menschen liegt, bemerkt hat, empfohlen zu werden. Allein dieser Gesichtspunct ist auch den Lehrern der protestantischen Kirche nicht fremd, ohne daß sie deshalb die weiteren Folgerungen zugeben, welche katholischer Seits daraus gezogen zu werden pflegen.

Diese beiden Puncte abgerechnet, enthält dieser Band nichts, worin nicht auch der protestantische Dogmatiker dem Vf. beystimmen könnte. Bloß die rationalisirenden Schrifterklärer werden mit ihm unzufrieden seyn, daß er in der

Bibel zu viel Kirchliches gefunden, und daß er sich als biblischer Theolog nicht genug isolirt habe. Doch mag sich Hr. O. über solche Vorwürfe, falls sie ihm gemacht werden, wie consequenter Weise geschehen sollte, leicht trösten! Wir sind so weit entfernt, ihn deshalb tadeln zu wollen, daß wir vielmehr seinen Grundsätzen unseren ganzen Beyfall schenken. Unter mehreren gelungenen Darstellungen glauben wir die Lehre von der *Ewigkeit der Hölle/strafen* I Abtheilung S. 302 ff. besonders auszeichnen zu müssen. Hr. O. referirt treu und ziemlich vollständig, was man in neueren Zeiten sowohl in exegetischer als philosophischer Hinsicht zur Begründung einer milderen Deutung vorgebracht hat; und er selbst sucht diese Ansicht noch durch manche artige, wie es scheint, ihm eigenthümliche Bemerkung zu unterstützen. Allein zuletzt kehrt er doch zur alten kirchlichen Theorie, die uns die einzig richtige zu seyn scheint, zurück. Er sagt S. 324: „Der *Buchstabe* der biblischen Orakel (diesen oft vorkommenden Ausdruck wünschten wir mit einem schicklicheren vertauscht), bey dem man die Untersuchung über das Loos der unbußfertigen Sünder in jener Welt anfangen muß, verkündigt wirklich kategorisch, bestimmt, unbedingt, ewige Verdammniß derselben zur Hölle - Strafe.“ Treffend und scharfsinnig ist, was weiter zur Modification dieser Lehre nach dem *Geiste* der Bibel bemerkt wird, und wie dann der Vf. auf ein paar Puncte stößt, „worauf Alles ankommt, und die ihn gerade wieder auf die alte Lehre und den Buchstaben des biblischen Orakels zurückwiesen“ (S. 329). Wir hätten gewünscht, daß der Vf. zum Schluß sein ganzes Raisonnement noch einmal kurz recapitulirt haben möchte. Auch möchten wir nicht so unbedingt, wie S. 302 geschieht, die Behauptung aufstellen: „daß diese ganze Untersuchung nicht so wohl ein praktisches, als vielmehr speculatives Interesse habe.“ Die dafür beygebrachte Induction will Rec. wenigstens nicht recht einleuchten.

Auch in Ansehung der übrigen Puncte hat Hr. O. viel Wahres und Schönes gesagt. Schade nur, daß überall zu viel Heterogenes eingemischt, und die Form des Vortrags zu weitichweyig ist! Um wie Vieles kürzer und lesbarer hätte nicht dieser Theil werden können, wenn der Vf. weniger freygebig mit Epifoden aus der Kirchen- und Dogmen-Geschichte und Auszügen aus alten und neuen Schriftstellern gewesen wäre; wenn er seine Materialien besser geordnet, unnötige Wiederholungen vermieden, und seinen Stil mehr gedrängt und abgerundet hätte! Daß ein Werk von solcher Ausdehnung und Mannichfaltigkeit mit keinem *Register* versehen ist, verdient gewifs Mißbilligung.

mer.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 A P R I L , 1 8 1 1 .

J U R I S P R U D E N Z.

PARIS, b. Galland: *Mémoire sur la conduite de la France et de l'Angleterre à l'égard des neutres.* 1810. 243 S. 8.

Die französische Literatur entbehrt bis jetzt ein Werk, in welchem das neuere französische und englische Seerecht nach gerichtlichen Entscheidungen gegen einander abgewogen würde. Die Engländer dagegen haben mehrere Schriften, ihr praktisches Seerecht zu vertheidigen, welche sich eines ministeriellen Schutzes zu erfreuen hatten, und von denen Lord Liverpools *discourse on the conduct of the Government of Great-Britain in respect to neutral nations* nach dem siebenjährigen Kriege, und Hn. Stephens *war in disguise* in diesem Kriege das meiste Aufsehen machten. Das vorliegende *Mémoire* scheint ein Gegenstück zu diesen Schriften abzugeben, und verspricht das Betragen von Frankreich und England durch Thatfachen und Documente so zu beleuchten, daß es künftig unmöglich seyn würde, darauf zu antworten. Die Engländer behaupten auch von obiger Schrift des Lord Liverpool, daß sie nicht widerlegt und nicht zu widerlegen sey; und wir müssen gestehen, daß bis auf die Schriften von Galliani, Stock und Schlegel der Fehdehandschuh dießseits des Wassers von keinen sehr geübten Händen aufgenommen wurde, und wir fürchten auch für unseren Vf., daß manche seiner historischen Behauptungen in England ihre gründlichen Widerleger finden werden, vorzüglich indem der Vf. amerikanische Zeitungen zu seinen Documenten zählt, da die Nachrichten von Capturen darin doch entfällt, und mit Parteyleidenschaft vortragen sind. Es ist seine Absicht, zu beweisen, daß Frankreich von jeher die Freyheit der Meere und der Schifffahrt gewollt, und England sie immer mehr vernichtet habe. Um seine Beweisführung zu erleichtern, theilt er die Geschichte des praktischen Seerechts in 4 Perioden. Die erste geht bis auf den Frieden von 1763. Dieser Abschnitt enthält eine Skizze des Betragens der beiden Mächte, die mit so flüchtiger Hand entworfen ist, daß, was das Betragen Frankreichs betrifft, der Vf. auch nicht mit einer Sylbe den Grundsatz der *Ordonnance de la marine* von 1681 Lib. 3. Tit. 9. Art. 7, daß feindliche Waaren am Bord neutraler Schiffe Schiff und Ladung confiscable machen, erwähnt, da derselbe doch zu verschiedenen Zeiten nur zu oft zur Anwendung

gekommen ist; und sich in der früheren englischen Praxis nach den *Letters of Sir Leoline Jenkins* von 1724, und in dem *Mémoire* von Friedrich II bey dem Beschlag der englischen Capitalien in Schlesien, betitelt: *Exposition des motifs etc.*, und in der Gegenschrift derselben in *The letter of the Duke of Newcastle* kein vollkommen so hartes Princip, als zur Anwendung gekommen, auffinden läßt. Übrigens hat der Vf. vollkommen Recht, sich über das englische Kriegsbeginnen *de facto* ohne Kriegserklärung zu beklagen, so wie es im Allgemeinen zu bedauern ist, daß die Geschichte überhaupt, sowohl neuere als ältere, Beyspiele auch von ausgebrochenen Landkriegen der Art enthält. In dem 2. Abschnitt trägt der Vf., hauptsächlich nach dem *Mémoire* von Graf Goertz, die Geschichte der bewaffneten Neutralität vor; und berührt das Benehmen der beiden Mächte. Die merkwürdigste gerichtliche englische Entscheidung der Epoche von dem Frieden von 1763 bis 1798 über das mit Maßen nach Rochefort bestimmte holländische Schiffvryheit vom 26 Aug. 1778 *), ist dem Vf., der überhaupt mit der englischen Literatur seines Gegenstandes nicht bekannt zu seyn scheint, entgangen, worin Sir James Marriott zuerst den *Casum foederis* zwischen England und Holland demonstirte, welcher nachmals in dem englischen Kriegsmanifest als der Hauptgrund zur Kriegserklärung aufgestellt wurde. Die Allegation des französischen Reglements vom 26 July 1778 ist, wenn man sich erinnert, daß das Reglement mehrere Artikel enthält, als der Vf. anführt, und daß die Vorschriften desselben im Widerspruch mit den Vorschriften mehrerer Tractaten, namentlich mit dem dänischen Tractat von 1741, stehen, eben nicht geeignet, zu beweisen, daß Frankreich die Rechte der Neutralen in früheren Zeiten in ihrem ganzen Umfange berücksichtigt habe. Die 3te Epoche beginnt der Vf. mit der französischen Revolution. Er eifert mit Recht gegen das Aushungerungssystem der verbündeten Mächte gegen Frankreich, und tadelt die Concessionen, welche Amerika an England durch den Tractat von Hn. Jay im Jahre 1794 machte. Wenn er aber bey dieser Gelegenheit behauptet, daß bis zu der Epoche die Franzosen keine amerikanischen Schiffe aufgebracht hätten: so hält er sich bloß an das Register von dem französischen *Code des prises*. Hätte er die *actes et mémoires concernant les négociations qui ont eu lieu entre la France et les Etats-*

*) *Decisions of the High Court of Admiralty.* London 1801. p. 188.

Unis de l'Amérique nachgesehen: so würde er z. B. T. 1. S. 242 u. f. Beschwerden genug über condemnirte und embargirte amerikanische Schiffe aus dieser Epoche gefunden haben. Wenn er ferner sagt, daß das Decret vom 18 Juny 1798 gleich bey seiner Entstehung paralytisch sey: so kennt er keineswegs die lange Liste der neutralen Schiffe, die einzig dieses Gesetzes wegen in Frankreich condemnirt wurden. Erst nach Errichtung des Prisenconseils modificirte *Portalis* in der Entscheidung über das amerikanische Schiff *Slatira* den 5 Thermidor im 8 Jahre die Härte des Gesetzes, welches der erste Consul abschaffte, unter dessen Regierung bis auf das berliner Decret — beyspiellos in der Geschichte der Seekriege — gar keine französischen Aufbringungen Statt fanden. Die unglückliche Geschichte der letzten nordischen Coalition trägt der Vf. mit vollkommen historischer Wahrheit vor, und wir bedauern es mit ihm, daß in dem Tractat vom 17 Juny 1801 das Blockaderecht so wenig bestimmt, und in dem Tractat überhaupt so viel vergeben wurde. Wir sind mit ihm der Meinung, daß, so wie Frankreich für den Fall seiner Neutralität in dem amienner Frieden nichts stipulirte, die Nationen lieber ohne Tractaten mit England bleiben sollten, als solche zu unterschreiben, wodurch über einige Landesproducte in Kriegzeiten der Stab gebrochen wird. In der 4ten Periode, diesen Krieg betreffend, zeigt der Vf., daß die Neutralen sich gleich gegen beide Kriegführenden betragen mußten, und citirt den deutschen Philosophen *Wolff*. Man würde ihm dies auf sein Wort geglaubt haben; wenn er aber aus dieser Prämisse folgert, daß, weil die Neutralen Ungerechtigkeiten auf der See duldeten, und gegen den Grundsatz: frey Schiff, frey Gut, französisches Eigenthum aus ihren Schiffen wegnehmen ließen, Frankreich hätte das Recht ausüben können, die englischen Waaren auch überall wegzunehmen: so hat er für diese Folgerung aus dem *wolffschen* Axiome keine publicistische Autorität angeführt. Seine Folgerungen sind auch nicht wirklich geworden, und haben sich nur auf die occupirten Länder beschränkt. Es ist irrig, wenn der Vf. sagt, daß der allgemeinen Meinung nach ein Richter, Namens *Hr. Roges* (ein solcher ist gar nicht bekannt), Verfasser des *war in disguise* sey, da solche dies Pamphlet *Hn. Stephens*, einem Advocaten in Doctors Commons, der lange in Westindien war, zuschreibt. Es kommt dem späteren Geschichtschreiber zu, zu entscheiden, ob der Vf. Recht hat, das berliner Decret für eine Repressalie gegen englische Mafsregeln auszugeben, oder die Engländer, zu behaupten, daß ihre Cabinetsordres durch französische Mafsregeln erzwungen wären. Die Geschichte der Streitigkeiten zwischen England und Amerika, die das Werk beschließt, ist ohne Berücksichtigung des in Boston herausgekommenen Werks über diesen Gegenstand, von dem neuerdings im *Moniteur* Auszüge waren, geschrieben. Im Ganzen gewährt das vorliegende Werk keine Ausbeute für die Geschichte, weil es ohne Benutzung

aller Quellen über England, und nicht unbefangen genug über Frankreich geschrieben ist. Der Stil des Werks verräth übrigens einen in der Feder gewandten, dem Gegenstande gewachsenen Mann, dem wir Musse gewünscht hätten, den Gegenstand gründlich zu studiren. Wir vermissen aber bey ihm die edle Mäßigung, die in *Hn. Morris answer to War in Disguise* herrscht. Die Ungerechtigkeiten Englands sprechen für sich laut genug, daß man die Thatsachen darüber aus ihren Gerichten selbst holen kann.
J. A.

HANNOVER, b. Hahn: Dr. *Theodor Hagemann*, Ober-Appellationsraths in Zelle, *praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit, hin und wieder mit Urtheils-Sprüchen des zellefchen Tribunals und der übrigen Justizhöfe bejährt. Fünfter Band*, nebst Zusätzen und Verbellierungen über die ersten vier Bände und einem Generalregister. 1809. 376 S. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorrede zu diesem Bande, welchen *Hr. H.* allein besorgt hat, erklärt derselbe, daß es von dem künftigen Zustande der Rechts-, Gerichts- und Proceß-Verfassung in den hannoverschen Landen und von seiner persönlichen Lage abhängen werde, ob er mit demselben das Werk ganz beschließen, oder ob er dasselbe noch werde fortsetzen können. Die Veränderung, welche vor Kurzem sowohl in der Justizverfassung dieser Lande, als auch in der persönlichen Lage des Vfs. erfolgt ist, läßt uns folglich diesen Band als den letzten Band eines Werks betrachten, welches für die Rechtsgelehrten in den, dem zellefchen Tribunal untergebenen Provinzen sehr nützlich seyn mochte, in welchem sich übrigens weder bedeutende Aufklärungen und gründliche Erörterungen wichtiger und schwieriger Materien der Jurisprudenz finden, noch ein tiefer Blick in das Wesen und den Geist der Wissenschaft und der Gesetzgebung sichtbar ist, und dessen letzter Band den früheren an innerem Werthe noch nachzustehen scheint. Da jedoch das seit fast hundert Jahren rühmlichst bestandene O. A. Gericht zu Zelle seine Existenz behalten hat, und *Hr. H.* dabey als Generalprocurator eine ausgezeichnete Wirkksamkeit genießt: so wird es ihm nicht an Gelegenheit fehlen, Stoff zu interessanten Bemerkungen über die neue Jurisprudenz und Gerichtsverfassung zu sammeln und Vergleichung mit der alten anzustellen. Solche Bemerkungen, die von erfahrenen Juristen ohne Declamation, und überall *sine ira et studio* dem Publicum mitgetheilt werden, können allein den großen, noch lange nicht entschiedenen Proceß beendigen, welcher zwischen dem alten Justizwesen und dem neuen obwaltet. Vielleicht dürfte er nie entschieden werden, und man sollte wenigstens bis dahin, daß ein nicht zu bezweifelnder Sieg erfolgt ist, sich nicht einer zu großen Undankbarkeit gegen das Alte, das jetzt unterliegt, schuldig machen. Wahrlich wir waren dabey nicht

so unglücklich, als man es uns jetzt glauben machen will!

Viel über den Inhalt dieser Sammlung, welche 53 Erörterungen enthält, zu sagen, würde jetzt aus vielen Gründen unnütz seyn. Vieles ist ja nicht mehr an der Tages-Ordnung, und alle Untersuchungen über das *jus constitutum* neigen sich jetzt unwillkürlich auf das *jus constituendum* hin, und die Bibliotheken von praktischen Schriften werden allmählich aus den Händen der eigentlichen Juristen in die Hände der Gesetzgeber übergehen, oder ganz der Vergessenheit übergeben werden. Wir wollen uns daher mit einigen wenigen Bemerkungen begnügen. Das *juramentum in litem* und das *juramentum quantitatis*, beide von den Praktikern geformt, möchten doch wohl, genau und scharf betrachtet, einerley seyn. — Richtig ist die Bemerkung in der zwölften Erörterung, daß die Unfähigkeit der Altern und Kinder, in ihren gegenseitigen Angelegenheiten Zeugen zu seyn, nicht bloß als eine Folge der nach röm. Recht zwischen dem Vater und den in seiner väterlichen Gewalt stehenden Kindern Statt findenden *unitas personarum* anzusehen, sondern aus den natürlichen Verhältnissen herzuleiten sey. Die Familien-Verhältnisse und deren Innigkeit sind für den Staat äußerst wichtig, sie sind wesentliche Stützen der ganzen bürgerlichen Gesellschaft. Der Staat kann und sollte daher nichts verlangen, was dieser Innigkeit zuwider ist, und sie führen kann. Er sollte daher auch sehr ängstlich und vorsichtig darin seyn, etwas als strafbare Handlung anzusehen, was nichts weiter als eine natürliche, in einem gewissen Grade nothwendige Folge dieser Innigkeit ist. In der Materie vom Zeugnisse ist es häufig geschehen; weit weniger und nach Rec. Dafürhalten viel zu wenig ist es aber in der Lehre von der Theilnahme an Verbrechen der Familienmitglieder beobachtet worden; vielmehr sieht man hier täglich Handlungen bestrafen, welche, so lange des Schöpfers legenvoller Fluch: Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, auf dem Menschengeschlechte ruhet, durch kein Strafgesetz je werden verhütet werden können, und welche nicht unterbleiben können, wenn wir nicht ein Gefühl gänzlich vertilgen wollen, welches der bürgerlichen Gesellschaft unendlich mehr Nutzen verschafft, als alle jene verpönten Handlungen Nachtheil bringen. Wenn in der 14ten Erörterung dem Pächter schriftsfähiger Güter die Schriftfähigkeit zugestanden wird: so kann dieses, in sofern der Pächter auf dem *fundo privilegiato* wohnt, wohl gelten; ein anderes ist es aber, wenn er auf gemeinem Grund und Boden wohnt. Die mit der neuen Justizverfassung eingetretene Veränderung in Ansehung der bisherigen Gesetzgebung, oder vielmehr des bisherigen Herkommens über das Forum, hält Rec. für eine wahre und entschiedene *Verbesserung*, wodurch unzählige schwierige Handel niedergeschlagen sind; ob aber die *Neuerung* in Ansehung der Verminderung der Gerichtsstellen durch Aufhebung der Stadträthe und Aemter auch eine Verbesserung

ist, muß erst die Erfahrung lehren. Wer nicht Gleichförmigkeit und einen vollkommen glatten Mechanismus für das erste Erfoderniß einer guten Staatseinrichtung hält, kann zum wenigsten glauben, daß hier auf Localitäten gesehen werden müsse, und daß dasjenige, was in Provinzen, wo die Menschen nahe an einander wohnen, weise ist, es darum nicht auch da sey, wo sie mehr zerstreut wohnen. Wie der Adel oft in Sachen Privilegien erhalten habe, in welchen ihrer Natur nach nie eine Ausnahme Statt finden sollte, zeigt die 16te Erörterung. Denn da das öffentliche Aufgebot nicht bloß eine Formalität und Ceremonie ist — wie es der Vf. irrig nennt —, sondern einen sehr reellen Grund hat, der bey dem Adel so gut, und vielleicht noch öfter, als bey manchem anderen Menschen Statt finden kann: so hätte auch nie davon eine Ausnahme Statt finden sollen. Aus schlechten Gründen wird in der 31ten Erörterung dem Vormunde die Befugniß, die Forderungen seiner Pupillen sich auszahlen zu lassen, zugesprochen. Wo kann ein Gesetz erfunden werden, das nicht einer verschiedenen Auslegung fähig wäre, wenn die deutlichen Verordnungen im Codex und in den Institutionen über diesen Punct noch einer verschiedenen Auslegung fähig seyn sollen? Und was hilft die jährliche Rechnungs-Ablegung, wenn der Vormund, dem man doch nicht ins Herz sehen kann, eine große, die Caution, mit welcher es ohnehin oft schlecht ausieht, oft weit übersteigende Summe, die er sich auszahlen läßt, unterschlagen will, und damit fortgeht? Das röm. Recht dringt tiefer ein, als die schläfrige und eingeschlaferte Praxis. In der 44ten Erörterung wird die Ehe zweyer vorher schon zusammen verheirathet gewesener, aber nachher geschiedener Personen für ein *matrimonium restauratum* erklärt. Wo steht dieses geschrieben? Was soll das heißen? Und wo lassen sich die Gründe für diese Hypothese, wenn sie anders einen besondern Sinn hat, auffinden? Wie läßt sie sich mit den Begriffen von Scheidung vereinigen? Verdient das Recht nicht eine wächserne Nase genannt zu werden, wenn man solche Behauptungen aufstellt, um, wie hier geschehen ist, den Altern das ihnen unbedingt ertheilte Recht aus den Händen zu winden, die Ehen ihrer Kinder durch Verfassung ihrer Einwilligung zu verhindern. Man mag über die Weisheit eines Gesetzes, welches den Altern ein so ausgedehntes Recht giebt, denken, wie man will: so kann doch gewiß der Fall, wenn geschiedene Ehegatten sich wieder heirathen wollen, nicht zum Beweise dienen, daß es nicht gut sey, zu jeder Ehe die Ertheilung des älterlichen Consensus zu erfodern, vielmehr möchte dadurch die Weisheit des Gesetzes gerechtfertigt werden. Denn es giebt doch nicht leicht ein größeres Beyspiel von Unbeständigkeit, von Unfähigkeit, seinen eigenen Angelegenheiten gehörig vorzusehen, und von Mangel an Einsicht in dem, was zum eigenen Besten dient, als wenn zwey Menschen, die sich erst haben scheiden lassen, sich aufs neue hei-

rathen wollen. Schwerlich würde daher auch eine, nach festen Grundsätzen zu Werke gehende Obrigkeit sich entschließen können, die älterliche Einwilligung zu ergänzen, wenn die Ältern ihre Einwilligung zu einer solchen Heirath verweigerten. Denn wie kann eine Verfassung dieser Einwilligung je besser gerechtfertigt werden, als hier, wo eine Erfahrung vor Augen liegt, auf die man sich berufen kann, daß die Menschen nicht zu einander taugen? Rec. kann nicht leugnen, daß ihn diese Erörterung, sowohl wegen der darin liegenden juristischen Grundsätze, als wegen der legislatorischen Ansichten, die sich darin finden, in ein wahres Erstaunen gesetzt hat.

PN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Deutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit, in Deductionen, rechtlichen Bedenken, Relationen und Urtheilen*, theils in der göttingischen Juristen-Facultät, theils in eigenem Namen gearbeitet vom Geheimen Justizrath Pütter zu Göttingen. Vierten Bandes dritter Theil. 1809. fol. (1 Rthlr. 4 gr.)

Rec. kann nicht sagen, was für ein Bewandniss es mit der Herausgabe dieser Abtheilung der *pütterischen* Rechtsfälle hat, da keine Vorrede vorhanden ist, welche darüber Auskunft giebt. Wahrscheinlich hat der sel. Pütter, welcher bekanntlich in der Mitte des Jahres 1807 gestorben ist, die Sammlung sowohl, als den Abdruck derselben, selbst noch besorgt, und nur Titel, Inhaltsanzeige und Register sind nach seinem Tode hinzugekommen. Hieraus erklärt es sich denn auch, warum dieser Theil nicht von der Stärke ist, als die vorhergehenden. Denn an Materialien hätte es den Nachgebliebenen nicht fehlen können, wenn sie es für gut gefunden hätten, die Sammlung fortzusetzen, da der fleißige Mann einen großen Theil seiner Zeit mit Beantwortung der ihm von allen Seiten zuströmenden Rechtsfragen ausfüllte, und seine Papiere in einer sehr großen Ordnung hatte. Aber es ist allerdings sehr zu billigen, daß man dieses, ohnehin große Werk nicht noch vergrößert hat, da die Zeiten gerade den Ar-

beiten dieser Art am wenigsten günstig sind. Bey der neugeschaffenen Ordnung der Dinge ist es nicht mehr nöthig, in Untersuchungen über dasjenige, was in entfernten Jahrhunderten vorgenommen wurde und Rechtens war, sich einzulassen, und mittelst gelehrter Interpretation und tief eindringender historischer Entwicklungen herauszubringen, was heut zu Tage Rechtens seyn soll. Für den eigentlichen Zweck der Rechtsinstitute ist dieses vielleicht erspriesslicher; allein für die Bildung des Rechtsgelehrten, und vielleicht auch für die Sicherheit der Rechte dürfte es nicht so erspriesslich seyn. Keine Empfehlung des Studiums des alten römischen Rechts und der älteren deutschen Geschichte; keine Androhung, man werde bey den Prüfungen auf diese und ähnliche, den Menschen bildende und veredelnde Studien und Disciplinen Rücksicht nehmen, wird auf die Länge helfen, wenn man gewahr wird, daß man auch ohne diese Studien bestehen kann, und wenn Beyspiele es lehren, daß es mit den Prüfungen so böse nicht gemeint sey. Dergleichen Beyspiele werden aber nicht ausbleiben. Denn in so vielen Stücken man auch mit der alten Menschheit gebrochen hat: so sieht man doch noch zur Zeit nicht, daß man bey Besetzung der einträglichen Staatsämter nach anderen Maximen zu Werke ginge, als vorher, und daß die Liebe zum gemeinen Weile stärker wäre, als die Liebe und Sorge für die Angehörigen.

Der Abhandlungen in diesem Bande sind nur zwölf, und haben größtentheils Fragen aus dem deutschen Staats- und Fürsten-Recht zum Gegenstande. Es würde überflüssig seyn, in die Prüfung der einzelnen Abhandlungen hineinzugehn, da eines Theils die treffliche Manier des sel. Pütter, verwickelte Materien aufzuhellen, und in einer leichten und höchst fließenden Sprache darzustellen, bekannt genug ist, anderen Theils den Lesern seiner Schriften nicht hat entgehen können, daß Reichthum an Ideen und Auffindung neuer Ideen und Ansichten nicht gerade das ist, was die späteren Arbeiten dieses Mannes auszeichnet, der das Glück gehabt, mit der Wissenschaft, welcher er zuerst eine rechte Gestalt gab, zu Grabe zu gehen.

PN.

K L E I N E S C H R I F T E N .

JURISPRUDENZ. Marburg, in der akadem. Buchhandlung: *Magazin des Criminalrechts*. Herausgegeben von D. J. R. Groß. Erster Band, 18tes Heft. 1804. IV u. 106 S. 8. (10 gr.) Nach dem Berichte an das Publicum S. III sollte diese Zeitschrift Abhandlungen über einzelne wichtige Materien, Interpretationen einzelner Theile der Quellen, Beyträge zur Literaturgeschichte, Beurtheilungen neuerer Schriften und Betrachtungen über einzelne Criminalurtheile enthalten, und die Vff. wollten dadurch für eine streng wissenschaftliche Bearbeitung des Criminalrechts wirken. In wiefern dieser Zweck erreicht worden, glaubten wir erst aus mehreren Theilen bestimmen zu können. Allein da die Fortsetzung zur Zeit nicht erschienen ist: so beschränken wir uns, um die Anzeige nicht länger aufzuhalten, bloß auf die allgemeine Bemerkung, daß die hier gelieferten Abhandlungen

I. über die Frage: *Läßt sich ein Todschlag aus dolus indirectus denken?* und II. *Etwas für die Methode, in Beziehung auf die Quellenkunde, so wie III. die Recension von Almondings Untersuchungen über das culpose Verbrechen, denkende Männer verrathe, die sich für kein System verschworen haben. Weniger wichtig ist IV. die Kritik des hamburgischen Urtheils gegen Ruffmann. Unter V und VI. wird der Inhalt des vierten Stückes V Bandes des Archives des Criminalrechts angezeigt, und dem Publicum bekannt gemacht, daß eins der nächstfolgenden Hefte dieses Journals eine Kritik der „Kritik des kleinschrodtschen Entwurfs von Feuerbach“ liefern solle. Sind die Herausgeber noch Willens, diese Zeitschrift fortzusetzen: so würden sie nothwendig für ein schnellere Folge der Hefte auf einander sorgen müssen.*

F. M.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 A P R I L, 1 8 1 1.

M E D I C I N.

- 1) WIEN, b. Beck: *Lehrsätze aus der Physiologie des Menschen von Prochaska*, kais. kön. österreich. Regierungsrath, ord. Lehrer der höhern Anatomie, Physiologie und Augenarzneykunde in Wien u. s. w. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen. Erster Band. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1810. VI und 334 S. 8. (2 Bde.-3 Rthlr.)
 - 2) LANDSHUT, b. Krüll: *Physiologie des Menschen mit durchgängiger Rücksicht auf die comparative Physiologie der Thiere*. Zu Vorlesungen bearbeitet von Ph. Fr. Walther, der Phil., Med. und Chir. Dr., königl. bair. Medicinalrath, ordentl. Lehrer der Physiologie, Chirurgie und der chirurg. Klinik, Director des chirurg. und des Augenkranken-Instituts an der Ludw. Max. Universität u. s. w. Zweyter Band. 1808. VIII und 432 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)
 - 3) FREYBERG, b. Craz und Gerlach: *Physiologie der menschlichen Lebensthätigkeit*. Ein Lehrbuch für akadem. Vorlesungen. Von Dr. Ernst Bartels, ord. Prof. der Anatomie und Entbindungskunst zu Helmstädt (nunmehr zu Marburg). 1809. XXIII und 418 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)
 - 4) LEIPZIG, in der weidmannischen Buchhandlung: *Die Physiologie (der Thiere?)*, bearbeitet von Karl Friedr. Burdach. 1810. XX und 867 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)
 - 5) PARIS, b. Goujon u. Brunot: *Nouveaux Elémens de la science de l'homme*, par P. J. Barthez, Médecin de S. M. l'Empereur et Roi, et du Gouvernement; ci-devant Chancelier de l'Université de Médecine de Montpellier; Prof. honor. de l'École de M. d. Montp. etc. Seconde édition, revue, et considérablement augmentée. Tom. I. 1806. 305 S. Notes 238 S. T. II. 339 S. Notes. T. III. 244 S. 8. (5 Rthlr. 12 gr.)
 - 6) PARIS, b. Crapart, Caille u. Ravier: *Nouveaux Elémens de Physiologie (de l'homme)*, par Anthelme Richerand, Prof. de l'École de Médecine de Paris, Chirurgien en Chef, adjoint de l'hosp. St. Louis, Chir. Major de la Garde de Paris etc. Quatrième Édition, revue, corrigée et augmentée. 1807. Tom. I. IX und 493 S. Tom. II. 325 S. 8. (5 Rthlr. 12 gr.)
- J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

No. 1. **E**s ist uns erfreulich, diese Recension mit einem Werk eröffnen zu können, welches nach Haller das erste gewesen, von dem man loben darf, daß es einen besseren physiologischen Sinn in der Arzneykunde verbreitet hat. Prochaska hat zuerst wahrhaft physiologische und nicht bloß höhere anatomische Ansichten in unsere Lehrbücher gebracht, und den ersten Stofs zu allen folgenden Lehrbüchern gegeben, denen man weder Unrecht noch Schaden anthut, wenn man sie als reife Früchte des guten prochaska'schen Stammes ansieht. Diefem würdigen Veteran der Physiologie haben wir die vortrefflichsten Aufschlüsse über manche Hauptpunkte zu danken, welche in seinen *Oper. min.*, in seinen *Controversen* niedergelegt sind; besonders über das Muskelfleisch und über die Nerven. In seinem Lehrbuch ist Alles selbst gedacht und selbst erschaffen, nicht aus anderen Lehrbüchern zusammengestoppelt; aber alle wichtigen Schriften, welche ausdrücklich über einzelne Gegenstände gehandelt haben, kennt der gelehrte Vf., und hat er benutzt. Als dieses Buch das erste Mal erschienen, ward es der Leitfaden, welcher beynah allen Lehrvorträgen zum Grunde gelegt wurde; nach und nach sind andere mündig und volljährig geworden, und haben selbst die Welt mit Kindern beschenkt. Diese Kinder sind nun freylich dem Urgroßvater über die Schultern gewachsen; die Ahnenzahl hat sie geadelt. Nur das darf man sagen, daß sie sich mit einem neuen, frischen Stamm vermählt und sich dadurch veredelt haben. Es thut uns daher Leid, daß Hr. P. etwas eigensinnig bey der Erhaltung der Reinheit seiner Familie geblieben ist, indem er uns dieses neue Kind schenkt. So weit es bey seiner ersten Erscheinung über der gängen Physiologie gestanden, so weit steht es jetzt unter derselben. Der Vf. ist nicht gehörig mit der Zeit fortgegangen, ihm sind die neuen Untersuchungen und Theorien seit zehn Jahren größtentheils fremd geblieben, und selbst die neuesten Lehrbücher scheinen ihm nicht einmal zu Gesicht gekommen zu seyn; wenigstens ist keine Spur davon in seinem Buche, außer einigen unbedeutenden Zeitungs- oder Monatschrift-Nachrichten. Es ist mithin wirklich ein in der Idee vor den nachfolgenden erscheinendes Werk, und muß billig voranstehen.

Was die Anordnung betrifft: so hat Hr. P. die pralte beybehalten, über deren Vortrefflichkeit bey so gestalteten Lehrbüchern wir schon bey unserer

ersten Gesamt-Recension der physiolog. Lehrb. (J. A. L. Z. 1808. No. 181) geredet haben. Er hat ferner die sensiblen Verrichtungen in dem besondern Theile vorausgeschickt, weil sie zur Verrichtung eines jeden anderen Organs unentbehrlich sind. Wir werden hierüber bey Hn. Bartels Lehrbuch, der dieselbe Methode befolgt, Einiges sagen. Auch hat der Vf. zuerst die allgemeinen Begriffe von den chemischen und mechanischen Bestandtheilen des Organismus, von den Kräften, vorausgeschickt, wodurch das Buch vor den folgenden einen bedeutenden Vorzug hat. So lange die Schriftsteller nicht wissen, ob sie diese Begriffe abgefondert oder mit dem eigentlichen physiologischen Texte vereinigt abhandeln sollen, kann man ihnen auch nichts Bestimmtes über ihre andere Anordnung sagen; weil doch jede bis jetzt uns bekannte Anordnung auf blosses Tappen ohne alle gründliche Idee versucht ist.

Hr. P. theilt seine Physiologie ein in die generale und speciale. Er handelt von der Phyl. und dem Menschen überhaupt, von den Bestandtheilen des Festen und Flüssigen, besonders vom Blute, von den unorganischen und organischen Kräften, den äußeren Einflüssen; den Temperamenten, S. 1 — 94. Da Hr. P. nur menschliche Physiologie lehrt: so hat er nur höchst selten auf die Thiere Rücksicht genommen, nur wo ihn eben die Schwierigkeit der Erklärung zwang; aber eben daraus hätte ihm die Nothwendigkeit für alle Verrichtungen, wo ihm die Erklärung so schwierig wurde, oder gar nicht gelang, einleuchten sollen. Indessen ist die Thierphysiologie, eine neue Wissenschaft, erst im Entstehen, und kann daher dem würdigen Greise nicht mehr zugemuthet werden; auch ist seine Physiologie ohne sie geworden, was sie nur in Vortrefflichkeit werden konnte. Ihm ist daher die Phyl. auch schlechthin die Lehre vom gefunden Zustande des Menschen. Wenn nur erst eine physiologische Definition von der Gesundheit gegeben wäre! Allein es sind nur die Erscheinungen des gefunden Zustandes statt des Wesens der Gesundheit aufgezählt. Der Vf. spricht sehr verständig über die Zulassung der Hypothesen, und eben so über die Sucht, alles erklären zu wollen; indem nichts die Phyl. mehr verunstaltet habe, als diese thörichte Geschwätzigkeit. Über den Menschen, die Vortheile seines Baues, seine Fähigkeiten, den aufrechten Gang, sein freyes Handthieren, ist mit Würde geredet. Über die Menschenrassen aber viel zu kurz; von den Bestandtheilen dagegen desto besser. Diese Lehre ist sodann in die anderen Lehrbücher übergegangen; und die Neueren haben daher keinen Grund, damit zu prahlen, wenn es nicht diese Sucht selbst ist. Verbessern, Einlicken ist leicht, wenn man einmal das Zeug und den Schnitt hat. Der in der neuesten Zeit von selbstklugen Leuten so sehr bespöttelte thierische Breystoff hat in P's. Phyl. einen großen Werth bekommen. Er macht recht einleuchtend und ernstlich klar, daß dem Organischen eine eigentliche Urform zum Grund liege, ihm so wesentlich, als die eckigen Urgealten den

Mineralien. Wir danken es dem Vf., daß er diese Lehre so bestimmt ausgesprochen hat; die Gegenrufer wird er nicht zu hören werth halten. Die Entwicklung der organischen Gewebe aus diesem Breystoff ist wenigstens *abgeleitet*, während es Andere als gegeben ohne Sinn annehmen. Vom Blut ist gut geredet, und es verdient ernsthafte Beachtung, daß die Wärme eigentlich im Blut wohne. Von den Kräften S. 43 werden zuerst die unorganischen, als Elasticität, Stofs, Schwere, Anziehung u. s. w. betrachtet, dann die äußeren Einflüsse auch unter dem Namen von Kräften, als Wärme, Luft, Wasser, Klima, Electricität, Licht, Nahrung, Arzneyen, und noch dunkle Kräfte, als Magnetismus, Äther, Gestirne. Etwas unordentlich sind diese Dinge durch einander geworfen, aber durchaus nöthig in einer Physiologie. Vom Mesmerismus und dessen Entdecker würde der Vf. billiger sprechen, wenn er sich einmal kalt genug fände, sich selbst von der Wahrheit solcher Erscheinungen zu überzeugen, und wenn er den würdigen Greis persönlich kenne; wofern nicht besondere Verhältnisse zwischen ihnen obwalten. Sich aus bloßen Eingenommenheiten ohne Prüfung der Wahrheit entgegensetzen, gereicht nicht zur Ehre; und der Fluch der Nachkommen trifft die, welche das wohlthätige Licht gehemmt haben. Daß sich Hr. P. auf den *Rapport des Commissaires chargés par le Roi de l'examen du magnétisme animale 1784* beruft, ist ein großer Mißgriff. Er beweist vielmehr für die Wahrheit, wenn man das dabey beobachtete Verfahren kennt. Daß übrigens mancher Unfug damit getrieben worden, wer wird es leugnen? wer aber auch deswegen der Wahrheit ins Gesicht schlagen? — Organismus S. 79, Nervenkraft, Muskelkraft, Contractilität, Instinct, Bildungskraft, Gewohnheit, Temperament, Lebenskraft folgen bunt aufeinander; aber jeder Artikel hat seinen Werth und ist nöthig. Gewohnheit, Instinct und Temperament sollten ausführlicher seyn. Die Franzosen haben hierin bessere Arbeiten. Von der Lebenskraft wird schon hier der richtigste Begriff gegeben: daß sie nicht von einem einzigen und besondern Princip abhänge, sondern ein Aggregat von allen, theils als Ursache, theils als Wirkung verschiedenen Naturkräften vorstelle, die sich in unserem Körper vereinigen, um durch ihre bestimmte Harmonie das Leben hervorzubringen. Es ist zwar damit nicht gesagt, was Leben ist; allein es ist doch eine richtige Beschreibung davon gegeben. Ohne naturphilosophische Kenntnisse über das Wesen des Organischen oder Pneumatologischen, kann kein wahrer Begriff vom Leben gegeben werden, und dieses Studium kann man Hn. P. nicht mehr zumuthen. Die Eintheilung folgt: 1) Nerven- und Seelen-Verrichtungen, 2) Lebens-, 3) natürliche, 4) Geschlechts-Verrichtungen.

Speciale Physiologie. Erster Abschnitt. *Nerven- und Seelen-Verrichtungen.* 32 Cap. Zweck, Eintheilung und Organisation des Nervensystems. Zuerst vom Bau des Nerven. Ist viel zu unphysio-

logisch und zu gemein - anatomisch. Die Entschuldigung des Vfs., daß man diese widerrechtlich eingemengte Anatomie als die angewandte ansehen soll, kann nichts helfen. Dann müßte sie den Geist der Anatomie darstellen, oder die *anatomische* Bedeutung der Theile; aber so ist sie nicht mehr werth, als jede andere Anatomie, und noch weniger, wie es nicht anders seyn kann, wegen der nothwendigen Unvollständigkeit. Diese trockene Anatomie steckt leider beynah noch in allen unseren Lehrbüchern, als wenn sie nur die Blätter ausfüllen sollte; weil sonst das eigentliche Physiologische kaum einer Broschüre gleichsehen dürfte. Nebst dem ist auch auf *Galls* vortreffliche Arbeit keine Rücksicht genommen. Kann man es diesem Manne verdenken, wenn er in seinem Vaterlande so mißhandelt wird, daß er seine literarischen Entdeckungen in fremder Sprache einem fremden Volke mittheilt? Die Nervenkraft hat Hr. P. schon vor 24 Jahren als eigenthümliche Kraft aufgestellt, ohne über ihr Wesen etwas zu entscheiden; was auch damals ohne Zweifel besser war, als der Nervenfaß und die Saitenschwingungen. Diese Kraft entsteht ihm überall, wo Nervenmasse ist; sie ist es auch, welche der Muskelfaser die Reizbarkeit mittheilt. Ihr Verhältniß zu den Reizen, diese selbst, Idiosynkrasie, endlich die Nervenverrichtungen, sind mit großer Ordnung und Klarheit dargestellt. Das Gesetz der Selbsterhaltung spielt hier in allen Functionen eine Hauptrolle, und es ist kein Zweifel, daß es vorhanden ist; aber so ausgedrückt ist es doch auch nur die bloße Erscheinung ohne den Grund. Indessen ist dadurch doch eine Einheit oder ein Ziel in die vielerley Verrichtungen des Organismus gesetzt. Das allgemeine Sensorium wird eingetheilt in Seelen- und Körper-Sensorium; gewiß mit Recht, denn es sind zwey Centra der Sensibilität. S. 145 fangen die eigentlichen Seelenverrichtungen mit den Sinnen an: zuerst Gefühl, dann Geschmack, Geruch, Gehör und Gesicht. Die Sinne sind am nachlässigsten behandelt von allen Materien im ganzen Buch. Es muß aber so kommen, wenn man sie zuerst behandelt, ehe die anderen tieferen Functionen gekannt sind. Die Sinne sind nicht besser bearbeitet, als sie es zu *Hallers* Zeiten waren; gewiß ein starker, aber verdienter Vorwurf, da es Sünde ist, jetzt eine Auflage von einer Physiologie ins Publicum zu schicken, ohne die neue Sinntheorie, welche von der alten keine Spur mehr hat, zu kennen, oder ohne sie zu lehren. Mit S. 186 sind schon alle Sinne zu Ende, und es fangen mit Cap. 44 die sogenannten inneren Sinne an. Dergleichen Lehren sind in der Physiologie noch nicht weit vorgerückt. 45 Cap. *Von der Muskelbewegung*. Nach einer etwas überflüssigen Anatomie folgen Betrachtungen über die Reizbarkeit der Muskelfaser, welche der Vf. durch die Nervenkraft vermittelt seyn läßt; dann folgt seine bekannte Erklärung der Muskelbewegung, welche er noch immer für die wahrscheinlichste hält. Allein durch Saftanhäufung in den

Muskelgefäßen kann die Schnelligkeit dieser Bewegung nicht, noch weniger aber das schnelle Aufhören derselben erklärt werden; nebst dem ist es aber keine *lebendige*, sondern eine höchst mechanische Erklärung, welche im Organismus nie Statt findet, wofern von organischen, nicht mechanischen, Erscheinungen die Rede ist. Die Ortsbewegung ist zu kurz ausgefallen. 46 Cap. Vom Schläfe, ist nicht ohne Werth, besonders was die Symptomatologie betrifft.

Zweiter Abschnitt. *Lebensverrichtungen* sind der Kreislauf und das Athmen; doch zeigt Hr. P., wie viele andere Kräfte hieher gerechnet werden könnten, als die der Nerven, die Ernährung, gehörige Mischung u. s. w., und daß daher diese Eintheilung nicht streng zu machen sey. Uns dünkt, daß die Physiologen sich selbst im Wege stehen, wenn sie dergleichen selbst anerkennen. Keineswegs gehören die Nerven zum Lebensproceß, auch nicht die Ernährung. Im einzigen Luftproceß, dem Athmen, ruht das Leben. Der Kreislauf ist eine unmittelbare Folge davon als Bewegungs- oder Lebens-Erscheinung. Erste Abtheilung. *Vom Kreislaufe*; fängt mit einer langweiligen Beschreibung des Herzens und der Blutgefäße an, jedoch mit wichtigen Vergleichen; endlich wird der Blutlauf höchst mechanisch durch den Stoß des Herzens erklärt, was in die Augen springend unwahr ist. Hr. P. kann man diese Erklärung zu Gute halten, aber nicht Anderen, von denen wir in der Folge reden müssen. „Der Umlauf des Blutes ist die Wirkung einer hydraulischen Druckmaschine, welche sich in unserem Körper befindet, und bey der das *Besondere* (ja wohl!) und Unnachahmliche ist, daß die das Blut in sich führenden Gefäße sowohl zur Nachgiebigkeit und Dehnbarkeit, als auch zur nöthigen Zusammenziehung und zum Drucke kraft ihres Baues geeignet sind.“ Daß aber die Kraft, welche das Herz aufwecken muß, um die Blutlast fortzutreiben, nur gering sey, wird hier sehr einleuchtend gelehrt. Das Übrige, über die verschiedene Geschwindigkeit des Blutes, über den Puls, den Nutzen des Kreislaufs, ist gut. Zweyte Abtheilung. *Vom Athmen*. Wie gewöhnlich eine bogenvolle aber bedeutungslose Anatomie, dann der Mechanismus des Athmens, endlich der Chemismus desselben. Die *seltenen Arten* des Athmens sind zwar nur beschrieben; aber doch besser, als in den folgenden Werken ist der Zweck und das Erlangen derselben angemerkt. Es sind Seufzen, Saugen, Husten, Niesen u. s. w. 56 C. *Stimme*. Ist ganz vortrefflich und aus eigenen Beobachtungen und Versuchen vorgetragen. So ausführlich und genau, daß es den Folgenden Ehre machen würde, wenn sie ihn zu copiren werth gehalten, oder Selbstverleugnung genug gehabt hätten. Auch über das Singen, über die Sprache, und besonders die einzelnen Buchstaben, ist das Meiste gesagt, was nur physiologisch sich sagen läßt. Dieser Artikel ist ohne Widerrede der beste im ganzen Werk, das übrigens auch jetzt noch seinen großen Werth hat,

und das wir verehren müssen, wie die kräftigen Ahnen, von denen wir die Grundlage geerbt haben, ohne die wir noch kein Gebäude hätten auführen können. Von Druckfehlern ist das Buch nicht rein, obgleich wir an der Sprache nichts auszusetzen haben, wenige Wörter ausgenommen, wie *mitfammen* u. f. w. Die Literatur ist aber ganz mager ausgefallen.

No. 2. Wir haben uns bey der Beurtheilung des ersten Bandes des *Waltherfchen* Werkes bemüht, die brauchbaren Stellen darin aufzufinden und sie mit Lob herauszuheben, und es uns zur angenehmen Pflicht gemacht, einen Mann, der zum ersten Mal mit einem selbstständigen Werk auftrat, auch in das grössere Publicum einzuführen. Wir glauben nicht dem Publicum dadurch Eintrag gethan, sondern ihm eben so, wie dem Vf., einen grossen Dienst erwiesen zu haben; jenem, indem wir ihm ein allerdings für die Zeit brauchbares Buch in die Hände gaben; diesem, indem wir ihn aufmunterten, Vertrauen auf seine Kräfte und Zutrauen auf die Einsicht, die Billigkeit und die daraus entspringende Schonung der Rec. zu gewinnen. Da diese in jeder Kritik billigen Zwecke erreicht seyn sollten: so verlangt auch die Wissenschaft ihre Rechte, und wir werden mit Strenge, so wie wir im ersten Auftritte die Schönseite vorgehalten haben, nun die Kehrseite vor die Zuschauer bringen.

Wir hätten zwar schon beym ersten Gange die Eintheilung dieses Lehrbuches würdigen sollen; allein um nicht sogleich von vorn herein Jemanden gegen die ganze Arbeit, was sie wahrlich nicht verdiente, einzunehmen, wollten wir es auf diesen zweyten verschieben. Auch wird es für Hn. W. von grösserem Gewinne seyn; da durch den längeren Zeitverfluß ihm das Werk fremder, und er daher für Belehrung empfänglicher geworden ist. Ertheilt die Lebensfunctionen nach einem Vorgänger, den wir zum Schlusse noch angeführt haben, in zwey Classen, 1) in die des Individuums, 2) in die der Gattung. Die ersten zerfallen in drey Ordnungen, in die des reproductiven, des irritablen und des sensibeln Systems. Man sieht, daß dieses ganz die uralte Eintheilung in *Functiones naturales, vitales, animales et sexuales* ist; allein es sind doch andere Worte, und man glaube nicht, daß diese Worte nicht Meister der Sachen werden, und diese sich nach jenen bequemen müssen. Der Vf. wird bemerken, daß mit den neuen Worten sich die anatomischen

Systeme eingeschlichen haben, und mithin die Eintheilung nur eine anatomische sey, was die Alten, aus einer gründlich studirten Logik, sehr geistreich wollten vermieden wissen. Es ist sonderbar, daß man nach einem vollendeten Vorpiel doch wieder auf solche Absprünge gerathen kann. Wir schöben es ungern auf Mangel an logikalischer Einsicht. Jede Wissenschaft hat bekanntlich ihr eigenes Eintheilungsprincip, und sie darf nie das einer anderen zum Grunde legen. So darf der Mineralog nicht eintheilen, wie der Chemist; der Apotheker darf nicht seine Materialien u. f. w. nach der Chemie ordnen, oder nach einem Mineralien- und einem Pflanzen-System u. f. w.; der Pharmakolog nicht nach der Apotheke, der Therapeut nicht nach dem Pharmakologen, u. f. f.: dieses ist dem Vf. wahrscheinlich klar. Aber der Physiolog darf auch nicht nach dem Anatomen ordnen, sondern bloß nach den Lebensfunctionen, durch die gewöhnlich alle anatomischen Systeme zu gleicher Zeit in Anspruch genommen werden. Wir wollen eben nicht zum Nachtheil des Vfs. sagen, daß die Alten bis ins Kleinste herabgelungene Eintheilungen gehabt haben; aber unbeachtet dürfen wir es nicht lassen, daß es physiologisch fehlerhaft ist, wenn Respiration, Ortsbewegung, Knochenbildung, Stimme und Sprache unter einer Rubrik (der Irritabilität) abgehandelt werden. Die Sprache hat mit dem Athmen weniger zu schaffen, als das Riechen, und doch hat der Vf. dieses zu den sensibeln Functionen gebracht. Man muß sich von der leidigen Anatomie los, und zu den wahrhaften Lebensprocessen emporzuwinden das Talent haben; sonst bleibt man höchstens ein sogenannter Physiolog für die Chirurgen. Dieses wäre Eines, was wir nachzuholen hatten; das Andere ist die Affectation der Sprache, und das Dritte ein ängstliches Anlernen fremder philosophischer Redensarten, denen der Vf. noch nicht gewachsen ist. Sie verwirren ihn mehr, als sie ihm das Heilige, das er in ihnen sucht, enthüllen; indem zwey so disparate Ansichten der Physiologie, die gemein anatomische und die ungemein naturphilosophische, sich nimmermehr unter einem Hut zusammenfinden können. Daher auch *Reil* über dieses Werk den wohlgemeinten Wunsch äusserte, „daß er es gerne gesehen hätte, wenn der Vf. sich da, wo es dem Gegenstande an Klarheit der Idee gebrach, nicht in einen Nimbus undeutscher Wörter zu verstecken gesucht hätte.“

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Auswahl neuer Charaden und Räthsel zur angenehmen Unterhaltung bey müßigen Stunden*. 1810. 88 S. kl. 8. (6 Gr.) Statt einer Recension, die doch nichts weiter sagen könnte, als die Auswahl ist gut, will Rec. lieber ein Rechnungsräthsel über die Zahl der in dem Büchlein enthaltenen Charaden und Räthsel vorragen. Wenn man die Zahl derselben

mit 5 dividirt: so bleibt der Bruch übrig, welcher den Werth des Conventionsgeldes gegen das Reichsgeld anzeigt. Dividirt man das, was durch diese Division herausgekommen, wiederum mit 5, und multiplicirt den Quotienten mit 11: so bekommt man eine Zahl, die, wenn man sie verdoppelt, gleich ist der Zahl der Seiten unseres Büchleins.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 4 APRIL, 1811.

M E D I C I N.

Fortsetzung der Recension

von

Prochaska's, Walthers, Bartels, Burdachs,
Barthez und Richerand Physio-
logieen;

Durch einen solchen Nimbus undeutlicher Worte ist die Einleitung ganz, und von dem zweyten Bande die Hälfte ungenießbar geworden. Der Vf. steht nämlich in dem unlogischen Wahn, daß man in einer untergeordneten Wissenschaft auch noch die Begriffe der oberen exponiren dürfe; daher ist das Buch mit reinphilosophischen Entwicklungen und Definitionen durchspickt, die durch nichts, als durch den Contrast, mit der Physiologie in Verbindung gesetzt sind. In solchen Fällen muß man aber jederzeit die Lehrlätze der oberen Wissenschaft voraussetzen, und nicht den Hauptgrundsatz jener, sondern einen Nebensatz zum Grundsatz der abzuhandelnden untergeordneten Wissenschaft machen. Es kommt hiebey alles auf die Unterscheidungsfrage an, in der man es nur durch einen streng wissenschaftlichen Unterricht zu einer erforderlichen Fertigkeit bringen kann, die vor den Mißgriffen des Durcheinandermengens schützt. Der Vf. beileidsige sich übrigens noch eines richtigen Deutliches; er gebe sich Mühe, die holperigen Perioden abzurunden, die Zeitwörter richtig zu conjugiren, sie nach einem Bindewort alle in einem Modus zu bringen, nicht das eine in Indicativ, das andere in Coniunctiv zu setzen, an die Imperfecta der unregelmäßigen Zeitwörter keine *e* zu kleben (nicht *sah*, *hing*), und vor Allem sich eine richtige Interpunction eigen zu machen.

Der zweyte Band fängt mit der zweyten Ordnung der Lebensfunctionen des Individuums, denen das *irritabeln Systems*, und zwar Cap. 14 mit dem Blutlauf durch die Höhlen des Herzens also an: „In allen Dingen ist die zweyte Dimension als *Bewegung* denkbar. Denn diese ist die Selbstbekräftigung des Organismus von derjenigen Seite, wodurch die Vielheit der Dingen, das Aufeinander, der reale Raum producirt wird; wodurch das einzelne Ding zu einem anderen hinaukömmt, welches der Affirmation gleich ihm gleich, als Affirmirtes aber von ihm gegenent und verschieden ist. So wie die erste Dimension Ausdruck des Ergänzungstriebes in den endlichen Dingen ist, und des Bestrebens, mit ande-

ren zusammenzuhängen und somit in der Totalität der endlichen Dinge die Identität zu offenbaren; so ist die zweyte als Subsumtion des Endlichen unter das Unendliche ein lebendiges Bestreben, die Dinge aufeinander zu halten, auf daß sie nicht in dem Centrum ihrer Position in Eins zusammenfallen, — und einem jeden die Seele der Selbstheit, als relative Cohäsion, einzupflanzen etc.“ Wir brauchen nicht weiter fortzufahren, um unser oben geäußertes Urtheil zu belegen. Beynah alle gerügten Fehler stecken in diesen Zeilen. Schlechtes Deutsch, holperiger Bau, ungeschickte Interpunction, komische Affectation und Verkehrung naturphilosophischer Redensarten in abenteuerliches Jargon. So geht es durch diesen ganzen zweyten Theil fort, mitunter abwechselnd mit der gemeinsten anatomischen Beschreibung. Der Vf. thut sich daher sehr Unrecht, daß er in der Vorrede äußert: er dürfe bey diesem zweyten Theile mit mehr Zuversicht auftreten, da vielmehr der erste Theil, die sonderbare Einleitung abgerechnet, viel planer und der physiologischen Darstellung gemäßer gearbeitet ist. Man muß glauben, der Vf. habe zuerst das Besondere des ersten Theils — die Verdauung etc. — fertig gemacht, dann habe er irgend eine naturphilosophische Abhandlung gelesen, und dadurch erhitzt, hinterher die kaum mit dem Ersten zusammenhängende Einleitung geschrieben, von der sodann auch das Feuer und die Verückung in den zweyten Theil übergegangen ist. Andere haben auch schon in naturphilosophischem Geiste geschrieben, würden es aber sehr bereuen, wenn man ihnen einen Irrgang in der Sprache hätte abmerken wollen.

Der Vf. hat die rechte Meinung angenommen, daß der Blutlauf nicht Folge der mechanischen Wirkung des Herzens seyn könne; sondern daß er aus einem polaren Verhältniß des Gefäßsystems entspringe: allein nach vielem Hin- und Her-Lesen weiß man nicht, wo diese Polarität ihren Sitz hat; und mit dem Satze, der den Zauber zu lösen sich hinstellt, weiß man vollends gar nichts. Der einzig bestimmende Grund des Kreislaufes sey nämlich das Gesetz, daß alles, was mit dem Organischen also verbunden wird, daß es Beseelung von diesem empfangt, sich um dieses, in welchem es das Centrum seiner Position gefunden hat, planetarisch im Kreise zu drehen anfangt. Was ist nun der Grund des Kreislaufs? der physiologische nämlich, nicht der kosmische, der, wie wir schon mehrmals gelehrt haben, einer anderen Wissenschaft angehört.

D

Es haben zwar allerdings die Schriftsteller vor Hn. *W.* den Kreislauf einen galvanischen Proceß genannt, die beiden Herzkammern mit zwey polaren Platten verglichen, auch das Ganze auf die kosmische Bedeutung der Ellipse zurückgeführt, aber nicht daraus erklärt. Der Vf. hat diese Ausserungen alle zusammengelesen, und ein Vorderst zu hinterst daraus gemacht. Wie wenig er aber bey alle dem das Wesen des Kreislaufs gefaßt hat, müssen wir leider daran erkennen, daß er diesen vor dem Athmen abhandelt, welches, wenn nicht die einzige, doch die Urquelle der Blutbewegung ist, mit der das Herz, wenn man ein gewagtes Wort aussprechen darf, nichts zu thun hat, sondern vielmehr durch den Athmungsproceß eben so gepeitscht wird, wie das Blut. Wir könnten sogar Hn. *W.* entdecken, daß es noch nicht genug sey, das Athmen vorauszuschicken, sondern daß selbst die Secretion müßte abgehandelt seyn, ehe es dem wahren Physiologen einfallen darf, sich an die Erklärung des Kreislaufs, das Fundament des Lebens, zu wagen. Wer diese physiologische Folgereihe erkennt, wird sich nicht beygehen lassen, die Lebensprocesse nach den anatomischen Systemen vorzunehmen. Wir müssen es daher Jedem überlassen, wie er aus Folgendem S. 369 klug werden möge. „Das Centrum der Position eines ganzen Systems, oder was die Identität in diesem darstellt, ist aber die unmittelbare Selbstbekräftigung des Bandes in ihm, und solches verhält sich zu dem Besonderen, welches zu dem Ausdrucke der Totalität im Systeme gehöret, wie das Band der Idee zu dem Verbundenen überhaupt. Daher ist auch dieses nur in und mit jenem, und sein besonderes Leben kömmt ihm aus dem Centrum seiner Position. So ist es zu verstehen, wenn behauptet wird, das Herz sey das vornehmste, ja das einzige (!) Agens für den Blutumlauf. Das Leben und die Bewegung wird allen Gefäßen nur von dem Herzen zugetheilt. — Jede andere Beziehung aber, in welcher jene Behauptung sonst wohl verstanden wird, ist durchaus unrichtig.“ Wir fragen: wie wirkt nun das Herz auf das Blut? Wie die Sonne auf die Planeten? Wer die sehr unzusammenhangenden Stellen zusammenfucht, wird doch zuletzt antworten müssen: durch Bewegung; denn bald darauf heist es, das Herz allein stelle sich dem Hirn herrschend an die Seite, und habe eine selbstständige Bewegung. Überall vermissen wir eine genetische Darstellung. Der Vf. schickt einen leeren philosophisch-kosmischen Satz voraus, und springt nun durch ein: *Also, Von daher, Demnach* in die Physiologie hinunter. Oft erzählt er auch bloß, wie der gewöhnlichste Anatom. Vom Ersten können die angeführten Stellen Ichon zeugen, von denen das Buch wimmelt; vom Anderen zeugt die Hälfte des Buchs. Z. B. „Als ein in sich selbst vollendeter, höchst individuell gebildeter Organismus hat das Herz eine eigene allgemeine Bedeckung, eine seröse Haut, mit welcher es umkleidet ist, den Herzbeutel, der eine gedoppelte Hülle, eine mit der Muskelsubstanz des Her-

zens verwachsene, und eine dieses Organ sackförmig umgebende, bildet. Der zwischen beiden gegen einander gekehrten Oberflächen der serösen Haut befindliche Zwischenraum ist mit einer serösen Dufflüssigkeit erfüllt. Der Herzbeutel selbst aber, da er mit dem Brustfell der benachbarten Theile zusammenhängt, ist als ein Ligament zu betrachten, durch welches die Bewegungen des Herzens eingeschränkt sind.“ Man muß sich wundern, wenn es Leute giebt, die durch Ablefung einer solchen trockenen Anatomie, welche sie doch hoffentlich mitbringen werden, in einer solchen ungeübten Sprache, nicht in die schläfrigste Langeweile verfallen. Vor nicht hergehörigen Abschweifungen wollen wir den Vf. nur einmal warnen: z. B. „Das Herz ist zur Linken gelagert (warum?). Die positive, expansive Bewegung hat überhaupt die Richtung von der Linken zur Rechten: (daher (!) ist das *Dextrum* überall das Gute, Richtige, Wahre; das *Sinistrum* ist überall das Böse, Falsche, Unheilbringende. Darnach richtet sich auch die Bewegung der Himmelskörper.“ Beym Ersten wird man unwillkürlich an Galls Höhenfönn erinnert, und man erkennt den fleißigen und treuen ersten Schüler; bey dem Letzten aber ist zu wissen, daß es im Laufe der Himmelskörper, wofem der Vf. Weltkörper darunter meint, kein wirkliches Rechts und Links gebe, sondern, wenn man dergleichen spricht, es nur in Bezug auf eine willkürliche Stellung unserer Füße gegen eine Weltgegend geschehe.

Hr. *W.* hat aufs Titelblatt drucken lassen: „mit durchgängiger Rücksicht auf die comparative Physiologie der Thiere“; er hat aber im Texte nur hie und da Wort gehalten. Eine durchgeführte Entwicklungsgeschichte des Herzens wäre wohl von großem Werthe; sie muß aber mit Kunde und mit Geist dargelegt werden. So meint der Vf. fälschlich, daß das Gefäßsystem zuerst bestimmt, und als solches individualisirt bey den Fischen hervortrete, daß nur dergleichen höhere Thiere wahres (rothes) Blut haben. Alle vergleichenden Physiologen wissen, daß die Schalthiere und viele Würmer das vollkommenste, geschlossenste Gefäßsystem haben, ja daß vielen unter den letzten rothes Blut in den Adern quillt. Weil im Foetus das Aortenherz vor dem Lungenherz sich gebildet zeigt: so meint er, in allen Thieren sey es so, und da, wo nur eine Kammer sich finde, sey diese das Aortenherz. Daher behauptet er „das einkamm(e)rige Herz der Fische wird nur uneigentlich Lungenherz genannt. Denn eigentlich ist die erste Kammer immer Aortenherz (es ist für diese Behauptung nirgends nur ein Schatten von wahrhafter physiologischer Begründung versucht, die doch nach unserem Dafürhalten nicht ganz unmöglich ist; er scheint daher diese Meinung nur vom Hörensagen zu haben), und nur da, wo eine zweyte von dieser räumlich geschiedene sich anlegt, erhält diese die Bedeutung eines Lungenherzens. Aus dem Herzen der Fische geht zwar der Arterienstiel hervor, und dieser theilt sich in die Ki-

menarterien, welche, nachdem sie die Kiemen nach Art der Lungenarterien durch(ge)gangen haben, sich untereinander zu der jetzt erst sogenannten Aorte vereinigen. Eigentlich ist aber schon jener Arterienstiel eine wahre Aorte (wenn es doch nur gesagt wäre, wie, wodurch!): nur zufällig (!) verbreitet sich diese auf ihrem Wege in den Kiemen, so, daß jeder (e) Kiemen (e) immer eine besondere Arterie erhält etc.“ Wer die Bedeutung des Baues der Fische kennt, weiß, was hieran wahr ist und wie es wahr ist; Hr. W. stellt es aber so hin, daß die ächte Einsicht verschoben wird, und der Beweis zu Tage kommt, daß der Behaupter läuten hörte, ohne zu wissen, wo. — Die Fortbildung des Herzens in den Amphibien, Vögeln und Säugethieren ist richtig, aber unvollständig angegeben; dann folgt ein weitläufiger Beweis, daß die beiden Herzkammern sich entgegengesetzt, jene arteriös, diese venös sind. Die Circulation im Foetus wird nach bekannten Vorgängern beschrieben; aber wo physiologische Gründe für eine organische Änderung Rehen sollten, und nach den Vorgängern, wenn sie mit reinem Sinne studirt worden wären, Rehen könnten, schwebt der Nimbus undeutscher Worte. Es sind nirgends andere Erklärungen gegeben, als in dieser Manier, und wir müßten das ganze Buch abschreiben, wenn wir sie sammeln wollten. Nur von den auffallenderen hin und wieder eine: „Die ganze Construction des Hohlvenensacks geht darauf hin, die Totalcontraction im venösen Systeme zu vollenden, die beiden Hohladern zur convergirenden Richtung zu bringen, und somit den Einfluß beider Blutströme gemeinschaftlich in dem rechten Ventrikel zu bestimmen. Darum (!) bildet sich nun aus der eustachischen Klappe die Schlußwandung (ung ist ziemlich überflüssig) des eysförmigen Loches etc.“ Nun wissen wir: Darum schließt sich also das ovale Loch. — Hr. W. glaubt mit Vielen, worunter allerdings auch berühmte Männer sind, daß die Contractionen des Herzens durch das in seine Höhlen einströmende Blut, jedoch auf elektrische Weise, vermittelt seyen; aber kurz darauf sagt er: „Da ferner der Gegensatz der beiden Kammern ein höchst innerlicher, nicht von außen her mitgetheilte, und nicht so geradezu von der Gegenwart des Bluts abhängig ist: so ist wohl einzusehen, (!) warum der Herzschlag noch fortdauert, auch wenn die hintere Kammer mit desoxydirtem, venösem Blute angefüllt ist etc.“ Dieses wohl; aber nicht, warum es überhaupt einen Herzschlag giebt. Es ist schade, daß Hr. W. nie etwas von anderen Theorien der Herzbewegung gehört hat; gewiß würde er nicht mehr in dem Wahne stehen, als wenn das in den Herzhöhlen befindliche Blut Ursache des Kreislaufs sey, und gewiß würde er sich nicht in solche wunderliche Widersprüche verwickeln. 15 Cap. *Blutlauf durch die Arterien*. Ist lobenswerth gearbeitet, nur zu unordentlich durch einander geworfen, wie alles im Buche, um die Quellen zu trüben; und in zu gedehnter und langweiliger Predigtform. Den Werth der Verzweigung und der Anastomosen hat er nach *Döllinger* an-

gegeben, und mit Beyspielen belegt. Überhaupt müssen wir ihm das gute Zeugniß geben, daß, obsehon er es verschweigt und bisweilen selbst anders meint, es ihm gelungen ist, bey den meisten Capiteln die Lehren der besseren und der Haupt- Autoren anzunehmen und Manches richtiger zu ändern. So hat er in der Einleitung viele Materialien von *Schelling* und *Görres* entlehnt: weshalb freylich dem letzten auffallen mußte, daß er an ihm bey manchen Stellen, ohne ihn zu nennen, wie er es mit Vielen macht, seinen Muth kühle! In den chemischen Rubriken hat ihm *Autenrieth*, wie billig, viel geholfen; in der Blutbereitung ist er Franzosen gefolgt, in der Bewegung der Lymphgefäße *Darwin*, in den Häuten, vielen Absonderungen *Bichat*, im Nervensystem *Reil* und *Gall*, in den Geschlechtstheilen *Achermann*, in der, jedoch ganz ohne Verständniß angebrachten, vergleichenden Anatomie *Blumenbach* und *Cuvier*, in der Ortsbewegung auch Franzosen, in dem Tode und der Verwesung *Schubert*, in der Theorie der Sinne, der Darstellung der Thierclassen, als entsprechend den organischen Systemen, der Bedeutung der Nieren, des Geschlechtesystems und in der Zeugungstheorie *Oken*; jedoch, wie schon bemerkt, hat er dergleichen nicht bloß ausgeschrieben, sondern es verarbeitet, andere Vorschläge gethan und Manches richtiger gestellt, welches zwar ein leichtes, aber doch ein verdienstliches Geschäft ist. Manches ist so gut getroffen, daß wir nicht zweifeln, es würden dieselben Schriftsteller es eben so geändert haben, wenn sie vor Hr. W. Zeit dazu gehabt hätten. — Eine genetische Ansicht von dem Arteriensystem, besonders von den Gefäßhäuten, haben wir vergeblich gesucht: wir meinen nicht, wie sie im Embryo oder im Thierreich allmählich hervortreten, was wir jedoch ebenfalls vermiffen; sondern wir meinen das Emporkommen der Gefäßwände aus dem Zellgewebe auf physiologische Weise, wie sich das Zellgewebe in drey verschiedene Gebilde absondert, und wodurch es sich absondert. Dadurch wäre Hr. W. auf die Bedeutung des Muskels gekommen, der ihm jetzt nur um eines aternaturphilosophischen Zauberwortes willen da ist. — Die Behauptung, daß der Pulsschlag das Phänomen des Wechsels von der Ausdehnung und Verengung der Arterie, und daß es irrig sey, ihn von dem mitgetheilten Stosse des Herzens etc. herzuleiten, ist nicht begründet durch den bloßen Beweis, daß Arterien ohne Herz oder abweichend von ihm pulsiren. *Blakats* gründliche Betrachtungen hierüber hätten nicht vergessen werden sollen. Gewiss ist das Herz das Hauptagens im Pulse! Wie übrigens die Verschiedenheiten des Pulses erklärt werden, deutet der Satz an: „die Frequenz des Pulses wird bestimmt durch das Vorherrschende der Zeitlichkeit in der Gefäßbewegung, welche, ewig im Kreise in sich selbst wiederkehrend, die Zeitlichkeit in sich zu vertilgen bestrebt ist. Jeder Pulsschlag ist gleichsam eine Axendrehung des Organismus, und so wie die Axendrehung im Gegensatze der progressiven und jährlichen Bewegung, jene die endliche,

diese die unendliche ist: so (!) entsteht die Frequenz des Pulses immer von der Vorherrschaft des Endlichen, aus der Indifferenz getretenen.“ Damit werden die Praktiker gelehrt und heilbringend am Krankenbette stehen! Diese immer und immer wiederkehrenden hohlen, erbärmlichen Formeln, die sich die Tünche der Naturphilosophie aneignen, können nichts anders als Gelächter erregen; denn sie sind für ein die Ausübung der Arzneykunde liebendes Gemüth zu kindisch, als das man ernsthaftes Malsregeln dagegen ergreifen möchte. Auch wenn einer sie wirklich anwenden wollte: so sind sie zu gehaltlos und zu dünn, als das er sie am Krankenbette noch vorfinden könnte, und suchte er sie auch mit dem Mikroskop. — 16 Cap. *Blutlauf in den Venen*, wird viel weniger befriedigen, als das Vorige. Es ist ein Unglück, das sich Hr. W. so tief in die Verkehrtheit der Beweise aus Parallelismus verrannt hat, das er sich aus derselben die ganze Zeit, welche dieses Buch zum Schreiben foderte, nicht herausfinden konnte. Es ist allerdings schön und wahr gesagt: das venöse Gefäßgeschlecht sey nur die geometrische Construction des venösen Blutlaufes; allein wenn sogleich folgt: Es verschwindet hier jeder Anschein von Maschineneinrichtung, von hydrostatischen Regeln; nur indem die venöse Gefäßbildung selber, als in steter Metamorphose begriffen, von den ursprünglich expandirten Ästen in den contrahirten Stamm fortschreitet, wird das Blut selber in gleicher Richtung fortbewegt — und damit, wähnt Hr. W., wäre nun die Richtung des venösen Blutes erklärt: so verunstaltet er selbst jenen schönen Gedanken, wie es dem Erborgten oft zu geschehen pflegt. Nach solchen hohen Aufserungen folgen nun die gemeinsten Beweise für den Rückfluß des Venenblutes ganz ausführlich, z. B. 1) Klappenbau, 2) Unterbinden, 3) Infundiren, 4) mikroskopisches Anschauen. — 17 Cap. *Blutlauf im Capillargefäßsystem*; ist gut gerathen. Gewiß, das Haargefäßsystem ist die Indifferenz der Arterien und Venen, und gewiß entsteht Entzündung, wenn Differenz eintritt. Beides ist im Geiste unserer neuen Philosophie ausgesprochen. So weit vermochte Hr. W. zu gehen; aber nun steht er wie gebannt. Er bildet sich ein, er wäre mit beiden fertig, benutzt jene nicht für die Theorie der Absonderungen — wie könnte er auch, da er mit diesen schon im ersten Theile ohne diese Theorie der Haargefäße fertig geworden ist! — und versteht es nicht, die zweyte durchzuführen. Mit dem Worte; *Differenz* ist es um die Entzündung noch lange nicht geschehen; es muß die Art der Differenz und die Bedeutung dieser Differenz, der Grund, warum das Blut stockt, den Hr. W. nicht anzugeben weiß, zuerst entwickelt werden. Hätte er das Vermögen gehabt, diese Theorie selbstständig in sich zu erzeugen: so würde ihm die leichtsinnige Aufserung (doch wohl gegen Marcus Lehre) nicht entfahren seyn: „es sey leicht einzusehen, das bey der Entzündung keine Umkehrung der beiden Gefäßpolaritäten Statt finden, und die Erscheinungen der Entzündung nicht aus

diesem veränderten Verhältniß der arteriellen und der venösen Gefäßethätigkeit unter sich resultiren können.“ Man sollte glauben, er hätte aus bloßer Neufucht etwas Anderes als Marcus, und nothwendig Unbestimmteres und nur Halbes, sagen wollen. Beide Sätze stehen der Wahrheit nah, aber sie erschöpfen nicht. — 18 Cap. *Verhältniß der Arterien zu den Venen*. Wichtige, reichhaltige, aber noch lange nicht auszumachende Gegenstände sind hier zusammengedrängt; nämlich das polare Verhältniß der Leibes-theile zu einander. Wenn wir hierüber einmal etwas Gewisses hätten: so wäre für die Physiologie eine große Arbeit gethan, und manche Probleme müßten sich lösen. Wir müssen bedauern, das Heiland nicht das Gehörige geleistet hat. Dieses Cap. ist eine Eigenthümlichkeit von Hn. W.'s. Werk, und gereicht ihm zur Ehre. — 19 Cap. *Respiration*. Man kann damit zufrieden seyn, was die Vollständigkeit betrifft. An Ordnung fehlt es auch hier, und vorzüglich am Herausheben der nur heimlich gemachten Abtheilungen; ein Fehler, den wir Hn. W. nie genug ans Herz legen können. Zuerst wird der Druck der Atmosphäre (ob am richtigen Orte?) gedeutet; dann über ihre Bestandtheile etwas gesagt; nun das Athmungssystem der verschiedenen Thiere durchgegangen; jetzt ein Sprung gemacht auf das Mechanische im Athmen, welches nach Troxler, der übrigens im ganzen Buche kaum genannt wird, erläutert ist; es folgt eine Art von Entwicklung des Lungenbaues, dann der Process, und endlich einige Modificationen des Athmens, Lachen u. dgl. Diese Rubriken mußten wir mit vieler Mühe herausklauben; einem Neuling wird es unmöglich. Wie unrichtig sich die Gegenstände folgen, springt leicht in die Augen. Luft, Thiere, Brustbewegung, Lungenbau, Process. Wenn das Buch zu einer neuen Auflage kommt, woran wir nicht zweifeln: so wird der Vf. zuerst entwickeln den Lungen- und Brust-Bau im Menschen, dann in den Thieren, und wohlgemerkt, nicht, wie es im ganzen Buche geschehen, mit dem Unteren, sondern mit dem Oberen beginnend; denn die Physiologie ist eine andere Wissenschaft, als die Naturgeschichte. Dieser Bau muß aber nicht ein gemein-anatomischer seyn, sondern es muß die anatomische Idee, das was die Natur will, wenn sie ein Athmungssystem entwirft, dargestellt werden; eben so, wie der ächte Künstler nicht die Natur, sondern den Willen der Natur abbildet. Dann wird folgen die Luft, auf diese der Process, erst nach diesem die Brustbewegung, und dann kann das Lachen den Beschluß machen. Hr. W. leugnet den Übergang des Sauerstoffgases in das Blut. Man muß die Engländer, welche die gefährlichen Versuche als scharfsinnige Waghälle gemacht haben, nachlesen, um anderer Meinung zu werden. Die Deutschen haben ihr Leben nicht aufsetzen wollen, und darum im Kampfe mit der Luft nichts gethan. Bey den anderen Rubriken ist es schwer, Hn. W.'s. eigentliches Meinen zu errathen, weil sein Vortrag ohne Absatz fortschleicht, und allerley durch einander mischt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 A P R I L 1 8 1 1 .

M E D I C I N .

Fortsetzung der Recension

von

Prochaska's, Walthers, Bartels, Burdachs,
Barthex und Richerand Physio-
logieen.

20 Cap. **O**rtsbewegung. Wenn irgend ein Capitel mißstellt ist: so ist es dieses. Nun, nach dem Athmen wird die Bildung der Muskelfaser, des Knochens, die Theorie der willkürlichen Bewegung; ehe von Nerven geredet worden, das Stehen, Gehen, Schwimmen, Fliegen, Handthieren u. s. w. abgehandelt, dann die Stimme und Sprache, und darauf die thierische Wärme. Wären diese Vorträge des Vfs. eigene Früchte: so müßte man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dieses Capitel besser und vollständiger bearbeitet habe; als es in irgend einem unserer Lehrbücher der Physiologie geschehen ist; wenn wir ihm nur nicht aber- und abemals Ordnung empfehlen müßten. Wahrhaft genesslich ist weder der Knochen noch der Muskel behandelt, und die Theorie der Muskelbewegung ist nicht vollendet dadurch, „daß sie eine wahre Verbrennung des mit combustibeln Stoffen geladenen Muskels mittelst des Sauerstoffs des arteriellen Blutes, sey.“ Diese Verbrennung ist nur *Begleitung*, nicht *Ursache* der Zusammenziehung. Über die Arten der Ortsbewegung ist das zum Unterricht Taugliche gut ausgesucht; die Bedeutung der Knochen und des Skelets ist aber Hn. W. noch ein unentdecktes Land, obgleich man ihm schon die richtige Magnetnadel in die Hand gegeben, und er auch einige Andeutungen begriffen hat. Jedoch ist die Osteogenie, die gewöhnliche nämlich, wie sie im Embryo vorgeht, und wie sie von guten Beobachtern zu unserem bequemen Gebrauch beschrieben ist, sehr lehrreich vorgetragen. Über die physiologische Osteogenie, so wie überhaupt über die Genese aller anatomischen Systeme, lebt der Vf. noch ohne Ahnung; er hat aber doch in diesem Capitel die Einsicht in die Wichtigkeit, und, wir möchten sagen, in die Schönheit dieser Gegenstände anzuregen, wenn gleich nicht zu befriedigen, gewußt. Nichts ist in der Physiologie herrlicher, reizender, schöner, als das tiefste Kunstspiel der Bewegungen; nichts erhabener, als das stille Begreifen des Baues der so baumeisterlich behauenen und eingefügten

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

Organe; nichts entzückender, als der Blick in das geistige Federwerk, welches so wundergestaltig und doch so einfach die Bewegung der Glieder befehlt. Erhabener sollte man die Sinnesverrichtungen denken; sie sind es auch, aber, in schauerlicher Stille brütend, zaubermäßig Ungeheuer für den Sinn hervorrufend, treten sie nicht in Gestalt entgegen, und bewirken mehr stummes Staunen, als reinen Genuß. Wer die Physiologie bewundern, wer sich von ihrer Macht überzeugen, von ihren Reizen anziehen lassen will, der muß sie in den Werkstätten sehen, wo sie die Bewegungen ihrer Welt anläßt. 21 Cap. *Stimme und Sprache*, ist höchst nachlässig oder kraftlos behandelt. Ausser einigen hübschen philosophischen Sprüchlein über die Sprache fehlt beynah das Physiologische ganz. Wir wollen hier unsere Meinung nicht sagen, ob die Sprache zur Behörde der Physiologie sich eignet. Es bleibt doch die Stimme. Was soll nun der Nimbus von Worten statt der Entwicklung, wie die Buchstaben hervorgebracht werden, was mit keiner Sylbe berührt ist, obschon er Prochaska bequemlich hätte abschreiben können. Die Stimmwerkzeuge der Thiere wären besser gar nicht, als so zum Drittel beschrieben. Wie die Amphibien die Stimme hervorbringen, ist nicht so einfach, wie es sich Hr. W. einzubilden, oder vielmehr nicht einzubilden scheint; denn er sagt nichts davon, als wenn es sich von selbst verstände, der Frosch müsse quacken wie der Mensch. Gut ist in diesem Capitel nichts, nicht einmal die Beschreibung des Kehlkopfs; was aber die Natur durch ihn vorstellen will, wird gar nicht berührt. Hr. W. hat doch hin und wieder solche Enthüllungen, z. B. bey dem Knochenystem, der Lunge, versucht; man sollte glauben nur da, wo er schon Andeutungen anderwärts vorgefunden. Welch ein Allerley enthält der §. 546! Mit vieler Mühe sind anderwärts zerrissene Paragraphen durch einander geknetet, andere nach allen Weltgegenden zerfleudert — um die Quellen dem Beurtheiler zu trüben. — 22 Cap. *Thierische Wärme*. Ist ungleich besser gerathen; der Vf. hat aber auch gute Vorkämpfer (*Autenrieth* u. A.) getroffen. Es ist sonderbar, daß sich viele Schriftsteller schämen, diejenigen zu nennen, deren Ansichten sie angenommen haben. Es bleiben einem tüchtigen Gelehrten noch Theorien genug übrig zu entwickeln, von denen oft Eine hinreichend wäre, ihm den gebührenden Ruhm zu sichern. Höchst wahrscheinlich sey „der eigentliche Quell der thierischen Wär-

E

me die Capacitätsverminderung des Blutes, da, wo es den arteriellen Charakter verliert und den venösen annimmt, — im Capillargefäßsysteme; aber dann scheint es ein Widerspruch zu seyn, daß „auch die Verwandlung der Lymphe in Blut ein solcher Quell sey“. Überhaupt möchte der Grund der thierischen Temperatur nicht so tief liegen, als man ihn gesucht hat; auch ist die Quantität der beständig erzeugten Wärme nicht so groß, als man überschätzt, und auch nicht nöthig, um die erhöhte Temperatur der organischen Leiber zu begreifen.

Dritte Ordnung. *Functionen des sensibeln Systems.* Gattung 1. *Selbstgefühl und dessen Affectionen;* 23 Cap. Es ist merkwürdig, daß in dieser Physiologie die individualen Verrichtungen der Sensibilität auseinander gesetzt worden sind, ohne daß die Theorie der Sensibilität überhaupt entwickelt worden. Manchmal ist es zu bedauern, daß Hr. W. gar zu sklavisch an seinen Vorschriften hangen mußte. Allgemeine, philosophisch seyn wollende Wortreihen, die hin und wieder wie unzusammenhangende Schüsse gefallen sind, machen in diesem Nervengebüsche eher wirre, als daß sie auf eine Spur leiteten. Im ganzen Werk ist nur das Besondere eigentlich aufgefaßt; das Allgemeine, welches die Hauptfache ist, indem in ihm das Wesentliche der Physiologie verschlossen liegt, wird entweder gar nicht, oder mit dem bemerkten Nimbus auf die Bühne gebracht. Was wollen wir denn über Sehen, Hören, Schmecken u. s. w. schwatzen, wenn wir nichts von der Sensibilität wissen; was vom Gehen, Springen, Athmen u. s. w., wenn uns das Bewegen ein Geheimniß ist; was von der Temperatur, wenn sie am verkehrten Orte steht? Vom Gemeingefühl können wir sogleich den Stab weiter setzen, denn wir haben da nichts anderes erfahren, als „das Selbstgefühl sey die vollkommenste Durchsichtigkeit des organischen Wesens für die absolute Substanz.“ — Gattung 2. *Sinne.* Cap. 24. Diese werden alle als eine Gattung aufgeführt, und die einzelnen Sinne ohne Namen nur so darunter gestellt, als wenn sie nur Varietäten wären; ja Gefühl, Geschmack und Geruch werden unter einer einzigen Rubrik abgehandelt, als wenn sie nur ein anderer Schlag einer solchen Varietät wären, und doch bezeichnen sie ganze Thierclassen. Die Sinne seyen „alle Blüten eines Stammes, und Gewächse einerley Art, bloß dem Entwicklungsgrade nach verschieden!“ Der Vf. hat doch die neue Sinnentheorie treulich und nach Gewohnheit angenommen, nach der ein Sinn nur die höchste Entwicklung eines anatomischen Hauptsystems ist, so das Auge des Nervensystems, das Ohr des Knochensystems, die Nase des Athmungssystems, die Zunge des Verdauungssystems u. s. w., und doch kann er solches behaupten! Freylich, wer nur andere Theorien annimmt, dem kann man nicht aufbürden, daß er sie auch mit allem anderen verschmelze, und so ein Stück von einem Gulle aus den vielen zusammengetragenen Massen hervorbringe. Ist denn etwa der

Nerv auch nur dem Entwicklungsgrade nach von dem Knochen verschieden? Ist der Knochen etwa nur die erdige Lunge? (In unserem Sinne können wir dieses zwar auf eine gewisse Weise behaupten; aber nach des Vfs. Ansichten und nach der Meinung, die er hiemit verbindet, geht dieses nicht an.) Ist die Lunge nur ein Darm? Sind nicht alle diese Systeme specifisch (generisch, ja classisch) von einander verschieden? Und doch soll der Nervenfinn (wie wir ehemals diesen und übereinstimmend die folgenden nach hinreichender Begründung genannt haben, und noch nennen,) nur eine Classe vom Knochenfinn, dieser nur eine Art vom Lungenfinn u. s. w. seyn! Welche Lehren für unsere Zeiten! Indessen sind die Sinne einzeln lehrreich vorgetragen; natürlich, weil das Einzelne von der Zeit schon viel mehr ausgeschnitten ist. Aber eben darum bedürfen wir jetzt eines verbindenden Geistes, dem alle anatomischen Systeme mit ihren Uhrwerken wie durchsichtig und krystallhell vor den Augen stehn und gehn! — Zu den gewöhnlichen Sinnen will Hr. W. noch einen ungewöhnlichen erfinden, „einen Totalitätsinn“, der, höher als Licht- und Hörsinn, kein bestimmtes Organ u. Object habe, und dessen „Affection alles sey, wodurch organische Wesen unter sich in Gemeinschaft sind, und wodurch das Eine die Einwirkung des Anderen empfängt: — eben so das Unnennbare, was die Liebenden vereint, und das Widrige, was der Eine für den Anderen hat; — was offenbar (!) Sinnesgewahrnehmung ist.“ — Er sey Sinn, κατ' εἶδος, sey in allen Sinnen gegenwärtig. Er wache, indess die anderen schlafen, und sey das alleinige Perceptionsorgan des Somnambulen. Er sehe die Witterungsveränderungen voraus, und sey die Ahnung künftiger Begebenheiten. Er richte über Schönheit und Harmonie, sey der Instinct der Thiere, und das Vorgefühl künftiger Gefahren. Durch ihn empfinden die Wasserfucher und Wasserfühler die Nähe dieser Gegenstände u. s. w. Wahrlich ein vortrefflicher, ja ein englischer Sinn ohne Leib! Da der Instinct Sinn ist: so wird dem Vf. die Vernunft auch nicht mehr seyn, als Sinn; denn man sagt doch, Gott habe dem Thier Instinct, dafür aber dem Menschen Vernunft gegeben. Doch „dieser Sinn hat seine Amaurosen und seine Verdunkelungen; — und bey denen er erblindet ist, denen ist es eben so eitel von seinen Werken zu erzählen, als dem Blinden von der Farbe“. Nun ordnet der Vf., nach Oken, die Thiere nach den Sinnen. Da sich, wenn einmal das Ganze gegeben ist, leicht Vorschläge und Verbesserungen anbringen lassen: so finden sich denn auch dergleichen hier. Man wird unwillkürlich an die drei Hauptzangen, an die von Lévrat, Smellie und Karl erinnert, an deren zwey ersten jede Hand, in die sie gekommen sind, wie natürlich, zu verbessern gefunden; so wird es auch der letzten gehen. — Cap. 25. *Gefühl, Geschmack und Geruch;* leidlich nach den Vorarbeiten. — Cap. 26. *Gehör;* ist zwar mit Fleiß gearbeitet, reicht aber nicht zu. Die Be-

Schreibung der Theile ist gar zu gemein anatomisch, und in den Angaben von den Gehörtheilen der Thiere mußten wir manchmal irre werden. Überdenken wir dieses Capitel noch einmal genau: so ist das Hören gar nicht erklärt; nicht einmal sind die mechanischen, successiven Vorgänge, wie man sie doch aus jeder älteren Physiologie schreiben könnte, erzählt. Auch ist die physikalische Lehre des Schalles, es sind dessen Verschiedenheiten übergangen; und man erfährt nicht, wie und durch welche Mittel denn die Luft auf das Ohr wirkt, und so verschieden wirkt. Denn wer wird sich klug dünken, wenn er gehört hat: „Der Schall ist nicht das Product einer mechanischen Vibration des schallenden Körpers, und der Fortleitung dieser Vibration durch die Luft; — sondern der Schall ist eine dynamische Influenz, wodurch die Dinge ihr Innerstes kund geben“. Dergleichen läßt sich noch zur Noth in einer Naturphilosophie hören, aber nicht in einer Physiologie. Zu dem Allen kommt noch der Mangel an aller Ordnung. — 27 Cap. *Gesicht*. Wenn ein breiter Strom gelehrtscheinender Worte Vortrag ist, und schielende Parallelen Physiologie sind: so sind es diese 37 Seiten über das Gesicht. Es ist bekannt, daß das Auge nicht Körper, sondern nur Farben sieht; aber Hr. W. will es ganz rein haben, und meint, es sähe auch nicht Höhe und Breite, sondern darauf würde nur geschlossen. Sonnen, Planeten und Monde seyen nur durch das Licht mit einander in Gemeinschaft, nicht durch die Schwere. Weil die Iris früher geschlossen sey, und nur vom Lichte durchbrochen werde: so habe sie stetig das Bestreben, das Sehloch wieder zu schließen. „Hiedurch ist das ganze Problem über die Bewegung der Iris, und über die verschiedenen Formen der Pupille gelöst“. Kinderleicht! Die umgebenden Theile des Auges seyen dem äußeren Ohre gleich gebildet. Wenn es auch wahr wäre: so ist es nicht weiter ausgeführt, sondern nur glaublich gesagt. Der Augapfel sey eine konkrete (*concrete*) Darstellung des höchst-potenzirten Gegensatzes zwischen der Nerven- und Gefäß-Bildung in der Unterordnung der letzten unter die erste. Es mag wahr seyn, aber mit welcher Allgemeinheit ist dieser Satz aufgestellt! Ist nur auch eine Ahnung von dem Wesen des Auges darin angedeutet? Wäre ein solches Organ, wenn es nicht noch etwas Anderes wäre, denn wirklich ein Auge? Sicher nicht! Dergleichen Fragen muß sich ein Bücherfchreiber vorlegen, wenn er nicht von der Logik bestraft werden will. Wenn Hr. W. durchgreifender physiologischer Übersicht und Durchsicht Meister wäre: so würde ihn der Knochenring im Auge der Vögel auf etwas Besseres geleitet haben; aber er meint, es komme bloß von der Unvollkommenheit des Auges her, bey welcher die Sclerotica unabhängig und verschieden von der Bildung der (parallelen) Scheidenhaut des Sehnerven sey. Es ist vielleicht so; aber die Unvollkommenheit ist eben der Platz, auf dem die wesentlichen Theile gesondert hervortreten, und wo sie in ihrer Nacktheit zeigen,

was sie sind. Die Vollkommenheit schmückt sich mit Kleidern, und dann müßte der Künstler groß seyn, der durch diese hindurch die Gestalten der Glieder eben so klar abzumessen vermöchte. Darum steigen wir bescheiden in der Physiologie vom Menschen zu den Thieren herunter, und sehen da in einzelnen Stücken das menschliche Kunstwerk aus einander gelegt. Nur wer die Sprache der Thiere versteht, weiß die Hieroglyphen des Menschen zu deuten. — Von keinem einzigen System im Auge ist der anatomische Sinn getroffen; mit dem kosmischen allein locken wir keinen Blutstropfen aus der Nase. Welch ein unkräftiges Bannwort ist dieses: „die Chorioidea ist das eigentlich Irdische im Auge, das Antithetische des Lichtes, das allein nicht Klare, dem Lichte nicht Assimilirte!“ Auch wenn der Vf. wirklich anatomisch-physiologisch sprechen zu wollen scheint, geschieht es ohne Begründung. Z. B.: „Als Gefäßhaut ist sie ganz im Gegensatze gebildet. Ihre äußere Oberfläche zeigt Polarität gegen die innere, und es giebt somit eine Ruifschiana: nämlich die Gefäßhaut zerfällt überall mehr oder weniger deutlich in zwey Schichten.“ Wie leer! Wie gern möchte man erfahren, warum denn nun die Ruifschiana gebildet wird, wie ihre Schwärze *physice* nicht *sententiose* entsteht! Daß Hr. W. nicht einmal die Mohren dabey einfallen! „Das schwarze Pigment, als die höchste Metamorphose der Gefäßhaut des Auges, strebt nur das Licht auszulöschen.“ Wie? Ohne Zweifel durch einen Windbalg. In folgendem Satze ist uns außer dem Sprachengemisch auch der Zusammenhang sonderbar vorgekommen: „Indem die Richtung der beiden Sehnerven divergirend ist, und diese von ihrer Vereinigungsstelle nach außen strahlen: so tritt der *Nervus opticus* nicht in der Achse, sondern dem einen Augenwinkel näher in den Bulbus ein.“ Das Ende ist, daß es eben so an einer Erzählung des wirklichen Vorgangs bey dem Sehen fehlt, wie bey dem Hören; geschweige daß das Sehen selbst erklärt wäre. Zum Überflusse finden wir die Frage, warum der Mensch mit zwey Augen irgend einen Gegenstand nur einmal sehe, als eine erklärt, die keinen richtigen Sinn hätte; und doch wenige Zeilen hinterher muß der Vf. anführen, „wenn aber beide Sehaxen sich nicht entsprechen, entsteht allerdings eine doppelte Perception.“ Allein indem wir danach greifen, ist uns dieses Geständniß unter den Händen entwichen. Keine Sylbe mehr ist von dieser wichtigen und jene unbedachte Äußerung zu Schanden machenden Erscheinung im Buche zu finden.

Gattung 3. 28 Cap. *Seelenverrichtungen*. Was kann davon zu erwarten seyn, wenn es dem ganzen Buche an Logik gebricht! Es wird da von Vorstellen, Urtheilen, Schließen, von Wahrheit, Güte und Schönheit geurtheilt, etwa so, wie ein mit der Physiologie ganz unbekannter Psycholog dergleichen ansehen kann. Der Vf. fühlt nicht, daß wir Ärzte nicht psychologische oder metaphysische, sondern *physiologische* Erklärungen von Bewußtseyn,

Gedächtnis u. s. w. haben wollen. Oder bildet er sich ein, es lassen sich keine solchen geben? Er wird dieses nicht zugestehen, weil er nicht gestehen möchte, daß er kein größser Physiolog sey. Giebt es aber keine solche: so hätte er davon schweigen sollen; meint er ein solcher zu seyn: so hätte er die Erklärung wenigstens, versuchen sollen, damit man überzeugt würde, daß er der Idee fähig wäre. Es werden sodann die gallischen Seelenfähigkeiten oder Neigungen auf einzelne Hirntheile übertragen, aber ohne die geringste leitende Idee; vielmehr ist das, was Gall doch aus Beobachtungen entlehnt hat; durch lächerliche Gründe entkräftet. Dergleichen sind: „Wie die Sinnenerkenntnis in ihrem Übergange zur Verstandeskenntnis Gedächtnis ist: so liegen zu unterst, und unmittelbar auf der obern Augenhöhlenplatte die Organe der Gedächtnisse — So wie jene Gehirntheile sich in die höhere Stirngegend erheben, werden sie Abbilder der Potenz des Verstandes. — So wie die Religion über allen Erkenntnis, und überhaupt über allen menschlichen Dingen steht: so ist auch die höchste Erhebung der Stirne, und das beständige Aufsteigen derselben bis zur Kranznäthe (*sic*) Ausdruck der Religiosität.“ — „Wer reibt sich nicht die Stirn über diesen läppischen Zusammenhang des Schädels mit der Religion, — „die nur der Kunst und der dichterischen Begeisterung zugänglich ist!“ — „Unter diesem nach hinten tritt (*sic*) die Ruhmbegierde hervor, die, je mehr sie Eitelkeit wird, desto mehr auch in die Breite geht u. s. f.“ U. s. f.! Bisweilen gelingt das Charakterisiren dem Vf. wohl, und steht ihm auch recht an. Z. B.: „Wer das Wesen der Sensibilität erkannt hat, dem ist auch der Bau des Gehirns klar. — Wenn es bis zur Lehre vom Gehirn gekommen ist: dann geht die gewöhnliche Physiologie zu Ende; da aber die ganze Physiologie nur Ein Problem hat, und diese gerade die Lehre von den Verrichtungen des Gehirns ist: so hat sie eigentlich, da sie mit Scheue (*sic*) vor diesem zurücktritt, gar nicht angefangen.“ Allerdings hat es Hr. W. besser gemacht; Er hat angefangen, und nicht mit dem Hirne geendet, sondern mit der Zeugung und dem Tode. — Cap. 29. *Schlaf, Wachen, thierischer Magnetismus*. Enthält nichts Physiologisches.

Zweyte Classe der Lebensfunctionen, *der Gattung*, 30 Cap. *Zeugung*. Das Bekannte; darum giebt er auch das Irrige, wie das Richtige. Z. B. daß der Polyp männlich, und das Männliche das Uransängliche sey u. s. w. Keine eigentliche Theorie der Menstruation. — Cap. 31. *Schwangerschaft*; — *Physiologie des Fötus*. Schade, daß es Hn. W. an Kenntniss der Anatomie der foetalen Organe fehlt. Dieses Cap. wimmelt von Unrichtigkeiten, falschen Ansichten, schwachen Hypothesen, und einbilderischen Absprechungen: weil er lieber Ausländern als Landsleuten die Ehre abtreten will. Rec. hat schon so oft über die falsche Ansicht, welche über die *Decidua* herrscht, gesprochen, daß er hier kein Wort darüber verlieren will. Wenn auch die Sache anatomisch nicht entschieden wäre: so sollte man doch

physiologisch den Unfinn fühlen, daß man eine bare *Entzündungshaut* in der Entwicklungsgeschichte der Thiere gestattet. Noch wunderlicher ist es aber, zu wännen, es durchbohrten die Gefäße der *Decidua* das Chorion und Amnion um den *Liquor amnii* abzufondern. Dergleichen Schwachheiten verdienen keine Würdigung. Wenn aber Hr. W. §. 64: sich so vernehmen läßt: „Anfangs schwebt der Embryo noch wie ein Wölkchen in dem Fruchtwasser“: wie, sollen wir glauben, daß es in einem physiologischen Kopfe aussehe, worin solche Vorstellungen, und folgende, ihren Spuk treiben: „So lange die Placenta nur aus verlängerten Filamenten und Flocken der hünterschen Haut (*Decidua*) besteht: gelangt mittelst jener Gefäßflocken entschieden eine von den Gefäßflocken des Fruchthalters abgesonderte chylöse Flüssigkeit zu dem Embryo. Die Venen des Nabelstranges, welche sich früher, als die Arterien, zeigen, sind ursprünglich einlaufende Gefäße; und erst nachdem die Arterien sich gebildet haben, entsteht das Capillargefäßsystem, welches die Endigungen von beiden in sich aufnimmt, und so das Gefäßsystem als eine in sich wiederkehrende Totalität [schließt]“. Schrecklich, wenn in unseren besseren Lehrbüchern solches Zeug steht! — Aber so haben es Ausländer hingefudelt! Wie sollen wir es endlich nennen, wenn Hr. W. schreibt: „Durch den Uterus wird die Flüssigkeit dem Embryo zugeleitet; bey dem Menschen schließt sich dieser, sobald das im Nabelbläschen (!) enthaltene Consumirt ist“. Wie sollen wir es nennen? Cap. 32. *Geburt, Wochenbett, Lactation*. Letztes Capitel. *Von dem Tode und von der Fäulnis*.

Wir urtheilen wiederholt, wie beym ersten Theile. Das Werk ist für diese Zeit das brauchbarste Lehrbuch, weil es Alles zusammengetragen hat, was besonders in der neueren Zeit Vortreffliches über die Physiologie erschienen ist. *Prochaska's, Autenrieth's, Döllinger's* und *Görres's* Lehrbücher gehen ihm zwar weit vor in selbstständigem Schaffen, scharfsinnigen Ansichten, reichhaltigen Kenntnissen und fester Begründung: aber in Manchem ist die Zeit fortgerückt, die Entdeckungen haben sich vorzüglich seit wenigen Jahren sehr fruchtbar gezeigt; auch fehlt manchem Werke, welches ein eigenthümliches Product ist, die Vollständigkeit der Compilation und die Anordnung, welches in einem solchen Lehrbuche unerlässliche Eigenschaften sind. Wir freuen uns daher auf neue Auflagen der genannten Werke. — Zu wünschen wäre dem Vf. gewesen, daß er noch mehrere Jahre gewartet, und über jedes einzelne Capitel die Hauptwerke gelesen hätte; denn aus anderen Lehrbüchern ein neues zusammenzusetzen, ist keine dringende und empfehlende Arbeit. Da es aber einmal geschehen ist: so wäre der zweyte Wunsch, Hr. W. hätte die philosophische Sprache nicht gelernt, damit er physiologische Erklärungen im zweyten Theile gegeben hätte. Doch auch dieses ist geschehen; und es bleibt jetzt nur noch zu wünschen übrig, daß er wenigstens nebenher sich nach der Richtigkeit der Sprache umgesehen haben möchte. (Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 A P R I L , 1 8 1 1 .

M E D I C I N .

Fortsetzung der Recension

von

Prochaska's, Walther's, Bartels, Burdachs,
Barthes und Richerand Physiologieen.

Die Schriften von *Bartels* und *Burdach* (No. 3 und 4) sind gerade Gegenstücke von einander. Die erste ist ganz rätsonnirend, die zweyte erzählend; jene ist kurz abge schnitten, diese lang gezogen; jene hükenvoll, diese vollgepfropft; jene ist Physiologie, mit seltenen anatomischen Bemerkungen, diese ist höhere Anatomie mit seltenen physiologischen Bemerkungen; jene hat manche eigenthümliche Ansicht, diese wohl kaum einige; dagegen ist die von *Ba.* sehr häufig unklar, die von *Bu.* die Klarheit selbst; die von *Ba.* ist nur ein Freycorps ohne Ordnung entstanden, die von *Bu.* steht steif nach einem taktischen Commandostab; die von *Ba.* rückt wankend, in allerley Gebüsch und in dem verschiedensten Felde vor, die von *Bu.* marschirt in vorgetrommelten Schritten und auf einer gekehrten Baustrasse.

Hr. *Bartels* hat offenbar über den Geist seiner Arbeit, über den Charakter eines Lehrbuchs am reifsten nachgedacht: dieses geht nicht bloß aus den Äußerungen der Vorrede, sondern aus der Ausführung der Schrift selbst hervor; aber es geht auch zugleich hervor, was nicht seyn sollte, daß er die Physiologie des menschlichen Körpers ungleich besser mündlich als schriftlich vorträgt, nicht etwa wegen der vielen kurzen Andeutungen mancher Theorien und Nebenfolgerungen, die hier nur in Anmerkungen gegeben sind, — diese sind abfchulich so und im Ganzen eher lobens- als tadelnswerth, — sondern wegen der zahllosen Andeutungen, welche im Buche nicht gegeben sind. Gewiß! eine vollständige Physiologie des menschlichen Körpers, wie ihrer ein Arzt bedarf, enthalten diese Blätter nicht. In einem Lehrbuche muß, wo möglich, wenigstens an alles erinnert werden, wenn auch nicht alles erörtert werden kann. Diese Anforderung machen wir auch an Hn. *Burdach*, und wir dürfen sie mit Recht machen. Nachdem einmal so vollständige und vortreffliche Werke, wie von *Prochaska*, *Autenrieth* und *Döllinger* existiren, von *Hallers* Bibel nicht zu reden, muß man keine Physiologie mehr drucken lassen. J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

sen, wie diese sind. Zurück muß man im Ganzen nicht gehen, wenn man auch im Einzelnen etwas vorwärts kriecht. Bey *Ba.* ist allerdings manches Rätsonnement neu, und manche Zusammenstellung, bey *Bu.* allerdings die Anordnung; aber wie sollen wir dergleichen preisen, wenn das Ganze um zehn Jahre zurück steht! Hat doch Hr. *Walther* alles sammeln können, was bis zu seiner Zeit ihm gegeben war: warum denn Andere nicht, die nach ihm schrieben? Gewiß hat Hr. *Bartels* Recht, gedrängte Kürze, verbunden mit einer, nichts Wichtiges unberührt lassenden Vollständigkeit, möglichste Deutlichkeit, mit Vermeidung des bloß Oberflächlichen, und vorurtheilsfreye Consequenz, sowohl des Inhalts als der Eintheilung, für die vornehmsten Erfordernisse eines Lehrbuchs zu halten; aber es ist ihm doch offenbar keines ganz, nicht einmal das Erste gelungen: denn die Kürze besteht nicht in wenigen Blättern oder wenigen Lehrsätzen, sondern in dem Weglassen alles bloß ein- und ausleitenden Geschwätzes, welches in der mündlichen Unterhaltung so wohl steht, und wegen des Eingreifens oft so nöthig ist. Es ist nicht zu leugnen, daß der Vf. in seinem Rätsonniren viel zu weitläufig, oft wiederholend und nicht selten untief geworden ist. Fremdartiges fällt ihm auch in jedem Paragraphen ein; und seine Construction hat einen Fehler, den wir ihm noch nicht deutlich erklären können. Während man ihn liest, verliert sich die Aufmerksamkeit so, daß man fortlieft, ohne beym Schlusse zu wissen, daß, und was man gelesen hat. Bey hundert Paragraphen haben wir wieder von Neuem anfangen, und so zu sagen, den Kopf zwischen die Hände nehmen müssen, um alles fremde Seitenlicht abzuhalten, damit wir gehörig gesammelt blieben und die vorige Zeile nicht vergaßen, während wir die untere lasen. Es scheint vieles an dem Fremdartigen, welches der Vf. einmischt, zu liegen; ein anderer Theil liegt an der durchaus fehlerhaften Zeichengebung, wodurch zusammenhangende Sätze zerrissen werden; und dann wohl auch an der Angabe von Gründen, die schwach sind; an der Angabe von Analogieen, die hergezogen sind, und endlich an dem Übertragen eines Resultates auf einen anderen Gegenstand, ohne daß die Mittelglieder angegeben wären, oder daß auch sie deutlich in die Augen sprängen.

Die Anordnung des Buchs ist folgende: Einleitung; dann im ersten Abschnitt *Seelen thätigkeit*, wobey sogleich die Sinne vorkommen; darauf im

zweyten Abschnitt *Bewegungsthätigkeit*, worin Muskel-, Gefäß-, Respirations- Bewegung und Stimme mit Sprache abgehandelt sind. Im dritten Abschnitt die *Ernährungsthätigkeit*, Verdauung, Einfaugung, Athmen, Ernährung, Temperatur. Im vierten die *Fortpflanzungsthätigkeit*, im fünften die *Entwicklung* des Menschen. Hr. B. entschuldigt es, daß er die ungewöhnliche Ordnung befolgte, die Lehre von der Seelen- und Nerven-Thätigkeit voranzustellen, den anderen Lehrern es freystellend, sich von den Vorzügen dieser Methode durch Erfahrung zu überzeugen, und alsdann einzusehen, wie viel die anderen Abschnitte verlieren, wenn jener nicht vor, sondern hinter ihnen abgehandelt wird. Hr. B. folgt also Prochaska. Es ist allerdings nicht nur schwierig, sondern wenn man ganz streng seyn will, unmöglich, die unteren Proceßse, z. B. Verdauen, Athmen etc., zu erläutern, ohne sich vom Nerven-system aushelfen zu lassen; und die Nerven-thätigkeit muß ohne Widerrede vorausgeschickt werden. Allein es ist eben so gewiß, und wohl noch gewisser, daß die Sinnesfunctionen schlechterdings nicht darstellbar sind, ohne die vorausgeschickten unteren Proceßse; denn wir haben es hinlänglich bewiesen — *die Sinne sind nur die in das Nerven-system heraufgebildeten unteren Systeme*. Wie kann man also von der Blume reden, ehe man vom Blatte gesprochen hat? Daher kommt es, daß der Vf. nirgends den wahren Sinn der Sinne dargestellt hat. Jeder steht ihm so ziemlich auf verlornen Schildwache, daß sie sich höchstens durch Nothschlüsse mit einander in Beziehung setzen können. Der Vf. hat es verstanden, daß er nicht bloß bey der *allgemeinen* Sensibilität stehen geblieben ist. Es muß alles *Allgemeine* in der Physiologie vor dem Einzelnen abgethan werden, sonst kommt der Lehrer nicht aus dem Gewinde von Cirkeln. Aber welches das Allgemeinste ist, ist nicht so leicht auszumitteln. Gewiß hilft die genetische Darstellung am besten aus. Der Vf. glaubt ferner, es sey besser, daß er das Allgemeine vertheilt, und das Betreffende vor jedes Capitel gesetzt hat; allein dieses giebt eben die Schwierigkeit. Besonderes vorauszuschicken und wieder Allgemeines nachfolgen zu lassen, kann keinen Guts geben. Dagegen ist es höchlich zu loben, daß der Vf. es deutlich ausdrückt, welches der Charakter der Physiologie ist: „Ich gestehe frey, daß ich die Physiologie, wenn sie nicht theoretisch seyn soll, für nichts achte; und daß ich Ideen, welche der ächten Erfahrung nur nicht zu widersprechen schienen, gerne annahm, gleichviel von Wem sie kamen.“ Eine musterhafte Gerechtigkeit übt der Vf. gegen die Schriftsteller aus, die zu bewundern ist, und welche vorzüglich gegen die vorigen und letzten Werke abthut. Jeden Schriftsteller hat er bey der betreffenden Stelle angeführt. Etwas bunt wird freylich dadurch das Blatt; meistens sind aber nur Stellen aus anderen Lehrbüchern angeführt, was manchmal angehen mag, wenn die Stellen ganz eigenthümlich sind; sonst aber geziemt es, die Quel-

len und Schriften, welche besondere Gegenstände abhandeln, dem Zuhörer und Leser zu nennen. Daß sie in anderen Lehrbüchern das Meiste von den Citaten finden, fällt wohl Jedem von selbst ein.

Im 1 und 2 Cap. der Einleitung über das *Verhältniß der Physiologie* zu anderen Willensschaffen, kurz und gut, aber nur historisch, nicht entwickelnd. Im dritten vom *Unterschiede der organischen (wachsthümlichen) Körper*. (Das Wort *wachsthümlich* scheint uns wider die Analogie gebildet. Man kann nicht wohl sagen — reichthümlich, irrthümlich; eigenthümlich hat einen anderen Sinn. Es würde besser *wüchsig* heißen.) Um ein Beyspiel von des Vfs. Verfahrensart in der Darstellung zu geben, setzen wir einen kurzen Paragraphen her.

„§. 10. Da die Natur durchgängig organisch und lebendig ist, so darf man mit diesen Ausdrücken weder einen einzelnen Körper, noch selbst eine ganze Classe von Körpern, ausschließlich bezeichnen. Vielmehr ist jedes selbstständige Ganze in der Natur ein lebender Organismus.

Leben = eigenthümliche (aus innerer Anlage nothwendig hervorgehende) Thätigkeit.

Organismus = in sich begründeter Kräfteverein.

Organisation = in sich beschlossener (und vom Organismus unzer trennlicher) Materienverein.

Absolute Selbstständigkeit der Natur als Universum und relative der einzelnen Organismen.“

Wir benutzen zugleich dieses Beyspiel, um unser Urtheil zu begründen. Daß die Beystriche zu sehr gehäuft sind, sieht Jeder; daß die beygegebenen Sätze nicht erörtert, sondern dem Vortrage überlassen sind, ist sehr gut, weil das Buch wohlfeiler ist, und weil die Aufmerksamkeit des Zuhörers mehr in Anspruch genommen wird. Über die Lehre müssen wir aber etwas sagen. Der häufig von manchen Naturphilosophen ausgesprochene Satz: die ganze Natur sey organisch und lebendig, hat zu vielen Mißbräuchen Anlaß gegeben, so wie die ehemalige Unbesonnenheit, alle chemischen Analysen von organischen Körpern zu verwerfen, weil diese erst entstanden. Alles ist freylich organisch und lebendig, und jener Alte durfte ohne große Allegorie die Erde ein *großes Thier* nennen; allein daraus darf wahrlich nicht folgen, daß Thiere von der Erde nicht verschieden seyen, und zwar gerade durch das Leben. Organisch nannten wir nur das als ganzer Planet dargestellte Erdstück, aus einem sehr triftigen Grunde, welcher die Individualität ist. Der Planet ist nicht so lebendig, wie es ein Planetenstück seyn kann, und wir behalten billig die bisherigen Benennungen *unorganisch* oder *organisch* bey. Es ist ein Unglück, daß naturphilosophisch richtige, hingeworfene Sätze so häufig an die unrechte Stelle gesetzt werden. Der oben gegebene Begriff des Lebens, des Organismus und der Organisation sind für die Physiologie ganz unfruchtbar. Es ist dadurch nicht mehr eine thierische Eigenschaft bezeichnet als eine luftige oder wässerige. Was soll das sagen: *Leben* = *eigenthümliche Thätigkeit*? Dieses ist eben so gut der Tod. Wir müssen mehr bey dem gefunden Sinne, den die Alten ge-

ben, bleiben: und dennoch können wir die Physiologie ganz neu schaffen. Wenn es der Verkehrung der Worte bedarf: so ist es wenig was wir Neues geben. 4 Cap. *Unterschied der menschlichen O. von der der Säugthiere.* 5 Cap. *Bau und Mischung* des menschlichen Körpers; in gewöhnlicher Manier, viel unvollständiger als *W.* und *Bu.* 6 Cap. *Menschliche Lebensthätigkeit*, wobey von Erregbarkeit, Reizbarkeit vorkommt, ziemlich formal; „die Grundlage der Lebensthätigkeit des menschlichen Individuums, wie überhaupt jeder Lebensthätigkeit, ist eigenthümliche, und in sich selbst zweckmäßige, Materienbildung.“ Wir möchten doch wissen, welche Materienbildung nicht eigenthümlich und in sich selbst zweckmäßig sey. Vor nichts muß man sich in untergeordneten Wissenschaften mehr hüten, als vor Gemeinätzen. Je strenger die *Unterschiede* gefaßt werden, desto vollkommener ist die Lehre; ja wir nehmen keinen Anstand, zu behaupten, daß alle Vollkommenheit in dem Unterscheiden, in dem Abgrenzen besteht. Je schärfere Grenzen ein Ding hat: desto selbstständiger, eigenthümlicher, individualer ist es, und mithin desto vollkommener. „Schon früher, als die (bildende) Lebensthätigkeit in vorstellende übergeht, äußert sie sich als *bewegende* (der eigenen Materie abwechselnde Richtungen gebende) Thätigkeit; und als solche heist sie Irritabilität.“ Hiemit ist das Wesen der Irritabilität keineswegs berührt. Die Darstellung ist nur historisch. So kommt Hr. B. auch auf die Sensibilität, von der er jedoch die neue Bestimmung giebt, sie sey das Eingreifen des animalischen Lebens ins vegetabilische. Dieser Satz ist der Überlegung werth. Über Wachsen, Reproduciren, Regeneriren, Assimiliren, Nahrungsmittel etc. kommen noch einige kurze §§ vor.

Erster Abschnitt. *Seelenhätigkeit.* 1 Cap. *Von den Arten und Stufen und den Organen der Seele im Allgemeinen.* Seele ist Hn. B. „dasselbe Princip des Bildungstriebes, in so weit es nicht Materie, sondern Vorstellungen, bildet.“ Wenn vorher oder irgendwo gesagt wäre, was Vorstellungen *physiologisch* sind: so könnte man sich diesem Begriffe zufrieden seyn; wenigstens hat er eine physiologische Form, aus der ersichtlich ist, daß der Vf. nicht psychologisch oder naturphilosophisch, sondern so, wie es sich für den Arzt geziemt, die Seele charakterisiren will. Auch das Übrige ist interessant gearbeitet. Wir können hier nur anführen, daß Hr. B. die Nervenaction dem galvanischen Proceß gleichsetzt, welches ohne Zweifel die bessere Meinung ist, die auch in diesem Buche auf eine Art ausgebildet worden, die Hn. B. als Verdienst angerechnet werden muß. 2 Cap. *Empfindungsthätigkeit insbesondere.* Das angehängte *Thätigkeit* könnte überall wegbleiben, fällt aber besonders hier beym Empfinden, einem Leiden, sehr auf. Daß auch das Empfinden Thätigkeit und kein Leiden im strengsten Sinne ist, wissen wir wohl. Es giebt aber kein Leiden. Die Wortängstlichkeit ist demnach am unrechten Orte. 1) *Gefast* und der allgemeine Hautsinn,

2) *Geficht*, 3) *Geschmack*, 4) *Geruch*, 5) *Gehör* — sind nicht mit gehörigem Ernste bearbeitet. Eigentlich Neues ist höchst sparsam, und wenn auch, so ist es untergeordnet der Hauptansicht der Sinne, welche physiologisch ganz verfehlt ist. Wie gesagt, sie stehen ganz vereinzelt von dem übrigen Leibe, als wären sie nur ein Streiftrupp; und doch ist für die Theorie der Sinne in der neuesten Zeit so viel, viel mehr gethan, als in diesem Buche steht. Es thut uns um so mehr Leid, da der Vf. den Punct erkannt hat, auf den es ankommt. „Das Schwierigste und bis jetzt am Wenigsten Beachtete (! ist nicht wahr) in dieser Lehre, sind die inneren und wesentlichen Verhältnisse der einzelnen Sinne zum ganzen Organismus. Und doch ist es, ohne diese zu kennen, unmöglich, etwas Gründliches und eigentlich Physiologisches über die Sinne zu sagen.“ Auch hat Hr. B. wirklich nach diesem Ziele gestrebt, allein er hatte nicht Kraft genug, die Last bis hinauf zu wälzen. Es thut uns hiebey auch Leid, daß wir zu einem Irrthum beygetragen haben, indem der Vf. nach unserer Theorie der Sinne und Thierclassification fälschlich annimmt, daß die Fische das energischste Geruchsorgan hätten, und dieses ihm leider eine Stütze für seine Ansicht von der Bedeutung dieses Sinnes giebt, indem er ihn aus der Hirnfunction hervorgehen läßt. Indessen sind in diesem Abschnitte manche Bemerkungen für den mündlichen Vortrag angedeutet, die man anderwärts nicht findet, und welche den Vortrag lehrreich machen müssen. 3 Cap. *Wachen und Schlaf*; ist ungleich besser behandelt, als bey Hn. *Burdach*, auch besser, als bey Hn. *W.*; doch ist der Mesmerismus hier weniger gelungen. Überall haben wir zu viel über das bloß Erzählende zu klagen.

Zweyter Abschn. *Bewegungsthätigkeit.* 1 Cap. *Im Allgemeinen*, enthält ein verständiges, überlegtes *Räsonnement* über die Gründe, die Factoren, die Organe der Bewegung. Aber auch hier ist dem Vf. das Besondere in die Quere gekommen. Wenn einmal Nerven nöthig sind, um die Bewegung zu erklären: so müht man sich vergeblich ab, wenn nicht die Theorie des Kreislaufs vorausgeschickt ist. Die Bewegsamkeit läßt sich im Organischen begreifen ohne alle Nerven und Gefäße, und wehe dem Physiologen, der keine andere kennt! Für ihn giebt es keine Pflanzen und keine Phytozoen, keine Infusorien und kaum einige Eingeweidewürmer, die organisch sind. Die Bewegsamkeit besteht schlechterdings nicht in den Muskeln, Nerven und Gefäßen, sondern nur die *ausgebildete* Bewegsamkeit, die also nur eine Abänderung der Urbewegsamkeit ist. Beym Menschen tritt uns sogleich diese ausgebildete Bewegsamkeit mit *zerfallenen* Factoren entgegen, und wir sind verloren, wenn wir danach unsere Theorie entwerfen wollen. Darum ist es eitel Wahn, zu glauben, es gäbe eine menschliche Physiologie. Es giebt bloß eine Physiologie des Organischen, wovon jene nur ein Theil ist. Will man diesen Theil für sich vortragen: so müssen die anderen Theile schon

anderwärts, etwa in der Naturgeschichte, der Botanik, der vergleichenden Anatomie gehört worden seyn, sonst wird der Arzt ein Halbwisser oder vielmehr ein gefährlicher Endwisser ohne Anfang oder Grundlage, ein Thurm auf der Spitze. 2 Cap. *Bewegung der Muskeln* (und der Knochen), reicht nicht hin. 3 Cap. *Bewegung der Gefäße* (und insbesondere vom Blutumlaufe). Es sind hier alle Kanäle, Darm, Luftröhre, Blutgefäße etc. aufgeführt. Die Genesis vermessen wir, wie bey Hn. *Walther* und allen Anderen, Daß der Grund von der Herzbewegung nicht in dem durchströmenden Blute allein zu suchen sey, ist wahr behauptet; indessen wissen wir doch nicht, welches die Ursach der Herzbewegung ist, indem uns der Satz: „daß von dem beständigen Einkrömen des Blutes in seine Höhlen wenigstens die beständige Fortdauer der Bewegung des Herzens abhängt; während das Blut in seinen Kranzgefäßen sich nur so zu ihm verhält, wie das Blut der, ihnen eigenen, Gefäße zu anderen Muskeln,“ — irre gemacht hat. Es ist übrigens ein unglücklicher Fehlgriß, den wir schon bey Hn. *W.* gerügt haben, dem Blutlauf vor dem Athmungsproceß erklären zu wollen. Wer sich einbildet, daß das Herz das Blut in den Leib treibe, wie eine Feuerspritze das Wasser auf den Brand, dem ist das physiologische Siegel noch nicht gebrochen. 4 Cap. *Bewegung der Respirationsorgane, Stimme, Sprache, Husten, Niesen* etc. Über die Stimme manche gute Bemerkung, z. B. „die Stimmerzeugung ist eine Muskelbewegung, und der Kehlkopf ein gleichsam durch eigenthümliche Muskeln bewegtes, kleines Skelet.“ Im Ganzen aber weniger vollständig, als bey Hn. *Bu.* Husten, Niesen etc. sind nach altem Schlage, so wie wir es bey Hn. *Bu.* darlegen werden.

Dritter Abschnitt. *Ernährungsthätigkeit des menschlichen Individuums.* 1 Cap. *Im Allgemeinen.* Es werden unter diesem Namen, außer der eigentlichen Ernährung, die Verdauung, Assimilation, Einsaugung und Ausscheidung begriffen; wie uns dünkt, mit Recht. Der Nährvorgang besteht in einem bloßen Einnehmen und Ausgeben. Die Ansichten über diese Proceße sind geläutert, wären sie nur auch abgeleitet. 2 Cap. *Aufnahme der Nahrungsmittel*, wobey von diesen Mitteln unbedeutend, vom Appetit, Hunger und Durst gut, eben so vom Kauen und Schlingen geredet wird; doch ohne Ahnung von der Bedeutung des Speichels, wie bey *W.* und allen folgenden. 3 Cap. *Verdauung*, und zwar 1) Bereitung des Speisebreys, 2) des Speisefastes durch die Galle, 3) Bereitung und Austreibung des Kothes, lehrreich und befriedigend. 4 Cap. *Einsaugung und*

Blutbereitung, abgetheilt in 1) Bereitung der Lymphe, 2) Verwandlung der Lymphe in Blut, 3) Verwandlung des Venenbluts in Arterienblut (Athmen), 4) Verwandlung des Arterienbluts in Venenblut in den Haargefäßen. Gewiß Alles nach den neuesten Entdeckungen und mit mancher eigenthümlichen Ansicht. Die letzte Abtheilung aber scheint uns nicht richtig zu seyn, daß nämlich die Verwandlung des Arterienbluts in Venenblut ein selbstständiger Proceß sey, unabhängig von der Reproduction. 5 Cap. *Bildung des Starren, Ernährung.* Ist viel zu weitläufig in Bezug auf das Reale, was darin gegeben wird; übrigens ist alles berührt, was vorzüglich von der Ernährung der einzelnen Systeme gilt. Doch hat diese Lehre schon sehr tüchtige Vorgänger. 6 Cap. *Ausdünstung und Säftebereitung.* Hautausdünstung gut; Harnauscheidung ohne besonderen Werth; Secretion und Excretion unbedeutend. 7 Cap. *Wärme-Entwicklung und Wärmebestimmung*, manches Gute.

Vierter Abschnitt. *Fortpflanzungsthätigkeit.* 1 Cap. *Überhaupt*; ganz schlicht. 2 Cap. *Begattung und Empfängniß*, enthält nichts Hervorbringendes, doch auch nichts besonders Unrichtiges, wenn man Einiges, z. B. die Caduca, die anfängliche Einsaugung des Milchastes an der Wand der Gebärmutter durch Nabelgefäße ausnimmt. 3 Cap. *Schwangerschaft.* 4 Cap. *Geburt und ihre Folgen* im mütterlichen Körper, Milchabsonderung. Der Grund der Geburt ist nicht angegeben; die Reife der Frucht erklärt nichts. Wenn der Apfel reif ist: so fällt er freylich ab. Von den Lochien keineldes, und doch ist diese so deutlich.

Fünfter Abschnitt. *Entwicklung des Menschen.* 1 Cap. *Im Allgemeinen*: Wachsen, Temperamente, alles höchst unbedeutend. Ob das Temperament auch hieher gehört? 2 Cap. Der Mensch vor der Geburt: größtentheils unrichtig. 3 Cap. Der Mensch im Kindesalter: ganz unvollständig. 4 Cap. Der Mensch im Jünglingsalter und auf dem Gipfel des Lebens: ist besser. 5 Cap. Der Mensch in der Abnahme des Lebens und im Tode: zu kurz.

Zum Schlusse müßen wir bezeugen, daß das Buch im physiologischen Geiste gefaßt ist, daß es bey einer neuen Auflage, wenn der Vf. sich mehr des bloßen Raisonnements entschlägt, wenn er vollständiger wird, und hauptsächlich auf eine strengere Redefetzung achtet, ein empfehlenswerthes Lehrbuch werden kann; besonders da sich Hr. *B.* strenger an seinen Gegenstand und an sein Geistesgebiet zu halten versteht, als Hr. *W.*

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

BESONDERE ABDRÜCKE UND FORTSETZUNGEN.

Weimar, in Comm. bey dem Landes-Industrie-Comptoir:
Du Papier monnaie, et des moyens de le supprimer. Par J. C. L. Simonde de Sismondi. 1810. 66 S. 8. (Aus der Zeitschrift, *Pallas*, Jahrg. 1810. 1 Stück besonders abgedruckt.) (8. die Rec. Jahrg. 1810. No. 294.)

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: Theologische Zeitschrift in Verbindung mit einer Gesellschaft Gelehrter herausgegeben von D. Joh. Joseph Bats, Pfarrer zu Bühl. II Bandes 4—6 Heft. 1810. S. 267—536. III Bandes 1—3 Heft. 1810. 282 S. 8. (2 Rthlr.) (8. die Rec. Jahrg. 1810. No. 202.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 A P R I L , 1 8 1 1 .

M E D I C I N .

Fortsetzung der Recension

von

Prochaska's, Walthers, Bartels, Burdachs,
Barthes und Richerand Physio-
logieen.

Bey keinem Werke ist uns ein allgemeines Urtheil so schwer geworden, wie bey dem *burdachischen* (No. 4). Wir wissen nicht recht, was daran zu tadeln ist, und doch will sich das Lobenswerthe auch nicht deutlich zeigen. Es ist eine schlichte, ruhige, fleißige, verständige Darstellung der Physiologie mit eigenthümlicher Anordnung und manchen eingestreuten interessanten Bemerkungen. Solen wir es noch strenger charakterisiren: so können wir sagen, es sey eigentlich eine höhere Anatomie in *bichatistischer* Manier mit vorausgeschickten allgemeinen Sätzen aus der Erregungstheorie und mit in den Text gemengten Sätzen der neueren Naturphilosophie. Der Vf. hat die Physiologie mehr logisch als physiologisch abgetheilt, ja zu logisch, denn es ist verwirrend, die Theilungsglieder bis in jeden Paragraphen herunterzuführen, besonders wenn sie so einförmig und schleppend wie hier sind, wo bald auf jeder Seite zu lesen steht: a) mechanisches, b) chemisches, c) dynamisches — Verhältniß; und doch jenes nichts weiter bedeutet, als die allgerwöhnlichste Anatomie, ohne eine Spur von innerer Bedeutung, das andere nichts, als die chemische Analyse der Bestandtheile, und das dritte die Verriethung. Der Hauptfehler des Buchs aber besteht darin, daß es beynah nichts als Anatomie ist. Wozu soll der Zuhörer in der Physiologie die Zeit mit Anatomie noch einmal verderben? Denn zu Vorlesungen ist das Buch doch bestimmt. Wozu soll der Arzt das Geld noch einmal für eine allerdings raisonnirende Anatomie, aber doch Anatomie, ausgeben? Wir haben ja treffliche anatomische Bücher genug, auf welche wir in unseren Physiologieen verweisen können. — Auch finden wir, daß die Materien nicht gehörig durchgearbeitet sind; sie sind nur nach einander hingelegt, wohl an den passenden Ort, aber was fruchtet es, wenn das innere Bindungsmittel fehlt? Endlich hat der Vf. die Materie in zu viele Worte gehüllt, zu jedem Satze eine Einleitung und eine Nachrede gegeben, wodurch das Buch ohne Nutzen angeschwollen ist. — Dagegen gereicht die

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

allgemeine Anordnung, und besonders die Ordnung, welche im Texte herrscht, und die wir bey Hn. W. so sehr vermifsten, dem Buche zur Zierde, so wie die Reinheit der einfachen Sprache und die ziemlich richtige Zeichengebung. Brauchbar wird ferner das Buch dadurch, daß die chemischen Analysen nicht bloß im Allgemeinen, sondern die Bestandtheile einzeln, und überall gleichförmig aufgezeichnet worden, daß die Verrichtungen in gehöriger Folge, deutlich, ohne bombastische Unterbrechungen erzählt, und so vorzüglich dem Chirurgen erspriesslich sind. Gut ist es, wenn diesem die tiefen Einsichten in die physiologischen Vorgänge fremd sind; er wird dadurch vor Dünkel bewahrt, und läuft nicht Gefahr, lächerlich zu werden. Die verständigen Chirurgen sind es daher, denen wir dieses Buch aus voller Überzeugung empfehlen.

Es zerfällt in den ersten Theil: Allgemeine Naturlehre; den zweyten: Allgemeine Naturlehre des menschlichen Organismus; den dritten: Specielle Naturlehre des menschlichen Organismus.

Zuerst eine höchst ausführliche Inhaltsanzeige, die einem solchen Buche sehr vorthailhaft ist, und von unseren trägeren Schriftstellern nachgeahmt zu werden verdient. Ein Register ist die Sprache des sonst stummen Buches. Hier jedoch bringt diese Inhaltsanzeige dem Vf. den Nachtheil, daß einem die endlose Zerplitterung der Materien zu deutlich in die Augen fällt. Darauf folgt die Einleitung, worin der Begriff der Naturlehre überhaupt und des menschlichen Organismus insbesondere angegeben wird, in einer redeligen Sprache, so wie im ganzen Buche. Was soll z. B. folgende Dehnung leisten als Begriff der Naturlehre des menschlichen Organismus? „Die Naturlehre des menschlichen Organismus stellt die an dem Menschen aufzufassenden, ursprünglichen und allgemeinen Erscheinungen dar, wie sie in einander greifen, und ein organisches Ganzes constituirten, wie sie dem Sinn sich offenbaren, und in sich, so wie in höheren Principien gegründet sind.“ Sehr schlicht klingt dieses, und auch verständlich scheint es. Wer glaubt nicht wirklich zu haben, und auf's Klarste zu verstehen, was er will — und doch, betrachtet er die Rede genau: so entwischt ihm alles Wissen aus den Händen. Diese Definition kann *mutandis mutatis* auf jede beliebige Wissenschaft passen, da sie bloß logisch ist. Die Logik soll uns nur leiten, in der Physiologie mit Methode zu verfahren, nicht aber selbst als einzelne Brocken sich einmischen. Solche allgemeine, aber auch bloße

Nominal-Definitionen laufen durch das ganze Werk. Hatten wir bey Hn. W. über leere naturphilosophische Formeln uns zu beschweren: so müssen wir es hier über logische. Dem Verhältniß der Physiologie zu anderen Disciplinen fehlt es an Heraushebung des Bandes, das nothwendig ist, da es an der inneren Charakterisirung der Wissenschaften fehlt, wodurch man allein, wie der Vf., auf die fast- und kraftlose Zerplitterung in zahllose Wissenschaften verfallen kann. — Warum gleich §. 4 die Hypothesen über die Lebenskraft vorkommen, ist nicht einzusehen. Die Geschichte und Literatur ist so nachlässig angegeben, daß sie besser unberührt geblieben wäre. Es entschuldigt nicht, daß der Vf. dergleichen in besonderen Werken liefern kann. Die hier genannten Bücher sind ebenfalls nur allgemeine Lehrbücher der Physiologie. Vernünftig ist es, die Quellen und nicht die Behälter dem, der weiter kommen will, anzuzeigen.

Erster Theil. *Fundamental-Physiologie*. Erster Abschnitt. *Natur überhaupt*. Erste Abtheilung. *Natur*. Es werden hier eine Menge Begriffe exponirt, ohne alle innere Verbindung, bloß damit sie exponirt werden, wie man etwa die Terminologie in der Botanik lehrt. Dergleichen Methode ist, so deutlich sie die Sachen machen mag, doch äußerst trocken und langweilig, weil sie mit der Wissenschaft nicht Ein Leib ist. Es werden hier Begriffe nach einander hergesetzt, die aus der Idee der Vielheit in der Natur folgen sollen, als Duplicität, Mannichfaltigkeit, Materie, Berührbarkeit, Umfang der Berührbarkeit, stete Neuheit der Natur; selbst Reiz, Reizung, Reizbarkeit kommt hier schon als allgemeiner Charakter der Dinge vor. „Da Mannichfaltigkeit in der Vielheit ist: so muß es unter den mannichfaltigen Dingen eines geben, dessen Charakter in Vielheit besteht, welches sein Wesen daren setzt, daß seine Theile außer und neben einander sind. Dies ist die Materie“. Dies soll eine Definition der Materie seyn, die logische Ableitung, die noch außerdem ohne allen wahren Zusammenhang ist! Wir machen es dem Vf. nicht zum Vorwurf, daß dergleichen Definitionen nicht getroffen sind; sie können nicht getroffen werden bey einer solchen Stückmethode, welche die Nachklänge bildet von den kantischen Logiken. So finden sich mehrere Begriffe aus der Idee der Einheit der Natur gefolgert. Dergleichen sind: Stete Ähnlichkeit in der Natur, Collision, Wirkungsvermögen, Egoismus, Thätigkeit, Stärke der Kräfte, Feindschaft des Gleichartigen, Sympathie, Antagonismus u. s. w., wie sie eben dem Vf. befielen. Aus der Idee der Allheit sind gefolgert: Absolutes, Allheit der Mannichfaltigkeit, Freyheit, Ewigkeit, Vollkommenheit der Theile, Stufenfolge, Indifferenz u. s. w. — Zweyte Abtheilung. *Materie*, nach kantischer Art. Dritte Abtheilung. *Kraft*: sey „das Substrat der Thätigkeiten, d. h. der Erscheinungen, welche in der Zeit wahrnehmbar sind, und von welchen wir durch den innern Sinn (durch Vergleichung des gegenwärtigen Moments mit dem vorhergegangenen) Erfahrung ha-

ben: — Sie theilt sich in dynamische Thätigkeit, welche wieder in Magnetismus, als der Vielheit, in Elektricität, als der Einheit, und in Temperatur mit Helligkeit, als der Allheit entsprechend zerfallen.“ Dann folgt mechanische Thätigkeit, von der wir keinen rechten Begriff haben; sie ist gerad-, krumm- und kreis-linige Bewegung. Das dritte Glied ist chemische Thätigkeit, wobey a) Sauerstoff, als Product contrahirender, b) Brennstoff (Stick-, Wasser-, Kohlen-Stoff), expandirender, und c) Verwandtschaft, synthetische Thätigkeit, vorkommen.

Zweyter Abschnitt. *Natur insbesondere*, wo Folgendes abgehandelt wird. Unter der unorganischen Natur: 1) Weltsystem, 2) irdische Körper, 3) Erdkörper. Unter der organischen Natur: 1) organische Natur an sich, a) Organismus, 1) organische Mannichfaltigkeit, 2) organische Einheit, 3) organische Totalität; b) Organisation, 1) organische Mischung, 2) organische Form, 3) organische Kraft; c) Leben, 1) Irritabilität (Vielheit), 2) Sensibilität (Einheit), 3) Reproduction (Allheit); 2) Beziehung des Organismus auf das Universum, 3) Beziehung des Organismus zu seinen einzelnen Theilen. Unter den organischen Wesen: 1) allgemeine Übersicht, 2) Kryptorganismen (Infusorien, Korallen, Sternthiere, Conserven, Pilze, Moose, Farrenkräuter u. s. w.), 3) Phanerorganismen, a) Pflanzen, b) Thiere, c) Mensch. Man hat hier ein Schema von der Eintheilungsart des Vfs. Auszuheben finden wir nichts nöthig, da nichts Besonderes darin vorkommt, weder viel Unrichtiges (wenn wir die Kryptorganismen ausnehmen), noch etwas Neues. Geschichtlich werden Definitionen des Lebens von vielen Autoren angeführt, und am Ende nichts *physiologisch* darüber entschieden; Charaktere der Thierclassen werden mehrere genannt, aber nicht das Wesen derselben. Daß Hr. B. die *Crustacées* der Franzosen auch mit Schalthiere übersetzt, wundert uns. Wie kann man ein lang gebräuchliches, richtiges Wort einer uralten von der Natur eingesetzten Classe rauben, und es einer neuen, nur aus Einfällen entstandenen, zweifelhaften Classe geben! Wie aber Hr. B. seinen Gegenstand darstellt, müssen wir durch Beyspiele zeigen. „b) Thiere. In dem Thiere tritt die Reproduction mehr zurück, weil die anderen Grundformen des Lebens (Irrit., Sens.) in ihm mehr, als in den Vegetabilien, entwickelt sind: daher ist das Thier nicht durchaus Reproductionsapparat, wie die Pflanzen, sondern dieser Apparat ist von den übrigen Organen geschieden und stellt einen eigenen Nahrungscanal dar; daher ist ferner ihr Wachsthum mehr innerhalb bestimmter Grenzen eingeschlossen. Die Sensibilität tritt in einem mehr oder weniger ausgebildeten Nervensysteme hervor, es finden sich Spuren von Vorstellungen, denen es jedoch an Deutlichkeit gebricht; es giebt hier einen Willen, welcher jedoch, da er noch nicht auf deutlichen Vorstellungen beruht, bloß als Instinct und dunkler Trieb wirkt, abhängig von der Organisation. Dadurch wird indessen die Selbstbestimmung vollkommener

als in den Pflanzen. So stellen sich auch Gemüthseigenschaften in den Thieren dar, jedoch eben an die Organisation geknüpft, und bloß isolirt in den einzelnen Arten der Thiere. — Doch ganz vorzüglich vorwaltend und überwiegend ist in den Thieren die Irritabilität, und diese macht ihren eigenthümlichen Charakter aus u. s. w. — So wie die Schalthiere (*Crust.*) an die Weichthiere (Schalthiere): so schließen sich die Insecten an die Würmer an, so wie sie auch in ihrem unvollkommenen Zustande, oder als Larven, diesen ganz ähnlich sind. Die Insecten stehen eine Stufe höher, als die Würmer, denn sie haben ein ausgebildetes Nervensystem, fein fühlende Antennen, zum Theil auch Augen und Ohren (die wir nicht wußten), articulirte Gliedmaßen, Lufsfäcke und Luftröhren, die sich an verschiedenen Punkten der äußern Oberfläche öffnen (warum so unbestimmt? Eben so geschwind wäre gesagt: an beiden Seiten, in den Bauchringen); auf der andern Seite sind sie aber auch unvollkommener, als die Würmer, da sie keine Arterien und Venen haben (viele Würmer auch nicht). Die Irritabilität tritt mehr in ihnen hervor, ihre Bewegungsorgane sind mehr ausgebildet u. s. w.“ — So einfach und natürlich geht es auf allen Blättern fort; man muß gestehen, daß für den gemeinen Menschenverstand allerdings gefordert, aber nichts in der Wurzel gefaßt und erschöpft ist. Hr. B. meint auch, die sogenannten geschlechtslosen Insecten mit Kunsttrieben hätten statt der Zeugungstheile andere Organe, mittelst deren sie einen Stoff zur Bildung von Kunstwerken erhalten. Allein schon hat *Swammerdam* gezeigt, daß die Arbeitsbienen wahrhaft weibliche Geschlechtstheile haben, die nur nicht zur Vollendung gekommen sind. Daß manche den Menschen von allen Thieren absondern, und ihn sogar in eine andere Classe als die Säugthiere setzen, ist gewiß nicht zu billigen.

Zweyter Theil. *Allgemeine Physiologie.* Hier betrachtet der Vf. den menschlichen Organismus als Ganzes, und zwar wieder zuerst das Mechanische, als dessen Schwere, Gewicht, Cohäsion, Gestalt, dann dessen Chemisches als Bestandtheile, und zuletzt als das dritte Glied das Dynamische, die Lebensthätigkeit, Erregung und Erregbarkeit. Wir halten diese ganze Anordnung für zweckmäßig, und manche Vertheilung für gelungen, besonders die Rubrik *Gestaltung*, wo unter Textur das Blatt, die Faser und Kugel, unter Structur aber die Membran, das Gefäß und das Organ, und unter Architektur die Provinzen des Leibes (Höhlen), Symmetrie und Größe aufgeführt werden. Wir bedauern nur, daß es bloß aufgeführt ist, ohne irgend eine genetische Entwicklung, so daß das Ganze als eine bloße Form, aber ohne eigentlichen Inhalt, angesehen werden muß. Was läßt sich nicht Anziehendes über die Symmetrie sagen, wenn man es wagt, auf ihren Grund einzugehen! Gewiß es ist wunderbar, daß der Mensch zwey Hälften hat, zwey Augen, zwey Nasen, zwey Lungen u. s. f.; wunderbar,

daß diese Hälften sich nur in den Knochen und Nerven, und einigermassen noch in den Gefäßen gleich find, daß dagegen die Rumpfeingeweide meistens unsymmetrisch verschoben worden. Von diesen Betrachtungen finden wir aber nicht einmal eine Andeutung, geschweige eine Erklärung. Es ist nur in wenigen Zeilen historisch gesagt, daß das Rückgrath die Mittellinie bezeichne, die ihm zur Seite rechts und links liegenden mannichfaltigen Organe einander ähnlich seyen u. s. w., was Jeder von selbst sieht. Auch mit der Definition: „die Einheit in der Mannichfaltigkeit der Architektur (= Zusammenfügung der verschiedenen organischen Formen) stellt sich als Symmetrie dar“, wird wohl schwerlich Jemand etwas anzufangen wissen. Daß der Mensch sechsehalb Fuß groß werde, und der Leib acht Köpfe messe, wird gesagt, nichts weiter. Ist aber dieses physiologisch? Warum wird denn der Mensch so groß, und in solchen Verhältnissen? Wenn der Physiolog dieses nicht zu erklären versucht: so schweige er lieber, um den Laien nicht einen schlechten Begriff von einer Wissenschaft beizubringen, die wir billig über alle anderen Geheimnisse der Ärzte erheben. Im dritten Glied, oder dem *dynamischen*, wird die Erregungstheorie ziemlich weitläufig aus einander gelegt, ungefähr so, wie sie manche physiologische Werke vor zehn Jahren ausgefüllt hat. Ohne Zweifel sind dergleichen Sätze über Vermehrung, Verminderung des Reizes und der Erregbarkeit u. s. w. von Werth, aber nur von sehr untergeordnetem, da Alles auf bloße Quantität hinausläuft. Der Organismus lebt, so wie die ganze Natur, nur von Specificis: diese zu ahnen, diese zu finden, sey die Preisbewerbung des Physiologen. Dagegen ist die uralte Lehre von der Constitution und den Temperamenten von äußerster Wichtigkeit; es ist aber nicht hinlänglich, daß sie nur genannt und ihre Äußerungen kenntlich gemacht werden. Die Alten hatten die Temperamente physiologisch begründet, sey es auch nur durch die Cardinalstoffe. Sie bewiesen dadurch, daß sie wußten, was eine Physiologie seyn soll. Wir aber scheinen keine höhere Idee zu haben, als das Vorhandene müßig wie ein Märchen herzu erzählen. Das zweyte Moment von des Vfs. Betrachtung sind die allgemeinen Systeme und Thätigkeiten des menschlichen Organismus, und zwar 1) Zellsystem, 2) Muskelsystem, 3) Nervensystem, wo denn in jedem die drey genannten Verhältnisse durchgegangen werden. Hier fängt nun die *bichatistische* Art an, und diese ist es auch, welche befriedigt; aber die Theorien wollen nicht gedeihen. Z. B. „*Muskelvermögen*. Den inneren Grund der Muskelthätigkeit bezeichnen wir als Muskelvermögen, oder Irritabilität; vormals nannte man es auch Reizbarkeit. (Hr. B. macht Reizbarkeit zu einer allgemeinen Eigenschaft der Materie. Das Phänomen ist wohl da; aber paßt dieses Wort darauf?) Die Irritabilität ist diejenige Modification des Lebensprincips oder der Erregbarkeit, in welcher die expandirende Thätig-

keit, oder das Princip der Vielheit in der Natur das Übergewicht hat. Sie ist demnach eine Differenz, welche aus der Reproduction, als der organischen Indifferenz; hervorgeht; daher ist in den Muskeln die Reproduction nicht so rege, als im Zellgewebe u. f. w." Welche Unbestimmtheit! Der Vf. ist bisweilen dem Richtigen so nahe, daß man glaubt, er wolle nur den Mund öffnen, um es auszusprechen; aber auf einmal lenkt er ab, und kommt wieder auf Nebenbetrachtungen. Mechanische und chemische Muskelhypothesen werden wohl zurückgewiesen, aber keine andere wird gegeben. „*Nerventhätigkeit*. So wie das Nerven-system schon in seinem mechanischen Verhältnisse ein Streben nach Contraction offenbaret: so besteht auch der allgemeine Charakter seiner Thätigkeit in Contraction, Involution und centripetaler Tendenz. Es ist das System, welches Einheit in die Mannichfaltigkeit des Organismus bringt, und dadurch steht es auf der höchsten Stufe der organischen Bildungen, und sein Zustand bestimmt den übrigen Organismus am lebhaftesten und am bedeutendsten u. f. w." Dies ist keine Nerventheorie; das Wort Einheit in der Mannichfaltigkeit des Organismus vermag sie nicht zu geben. Der Vf. gehört nicht zu den Naturphilosophen, am wenigsten zu den unächten; daher können wir uns die leeren Formeln nicht erklären. Sie sind zwar, streng genommen, keine naturphilosophischen, sondern mehr nach dem Schlage der Erregungstheorie, und nur von dieser Seite her sind sie erklärbar. „*Willkürliche Bewegung*. Hebt die Nerventhätigkeit in einem unvollkommenen Centralpunct (Knoten-system) an: so wird die Bewegung bloß durch eine Regung des Gemeingefühls veranlaßt, erfolgt unabhängig von der Willenskraft der Seele, und ohne deutliche Sensation, bloß nach organischem Gesetze; es ist dies die unwillkürliche Bewegung. Geht aber die eine Bewegung veranlassende Nerventhätigkeit von dem vollkommensten Centralpunct, dem Seelenorgane, aus: so geschieht die Bewegung durch eine Thätigkeit des Willens, dem Zweck der Seele gemäß und mit Bewußtseyn; die Bewegung ist dann willkürlich." Wer weiß nun bey dieser Weitschweifigkeit, was willkürliche Bewegung ist? Wenn sie vom Hirn ausgeht, ist sie willkürlich, wäre genug gesagt; aber dann fragt man mit Recht, warum?

Der dritte Abschnitt handelt vom *Verhältnisse des Menschen zur Natur*, vom Einflusse der Körper und äußerer Kräfte auf den Leib, auch von den Menschenrassen nach *Blumenbach*. Alles nur kalt erzählt. Wie tief ließen sich nicht die Menschenrassen begründen!

Dritter Theil. *Specielle N. L. des menschlichen Organismus*. Betrachtet zuerst den menschlichen Organismus in seinem ausgebildeten Zustande, dann in den verschiedenen Perioden seiner Bildung. Die erste Section theilt sich in 1) Reproduction, 2)

Irritabilität, 3) Sensibilität. Die erste verfällt in das Allgemeinere; dann in die indifferenzirenden, und zuletzt in die differenzirenden Reproductionsprocessen. Das Allgemeine der Reproduction ist gut dargestellt. Es werden dabey schon die hergehörigen Muskeln und Nerven — Knoten-system abgehandelt; freylich zu anatomisch. Auch wird das Gemeingefühl, der Instinct, die Sympathie, der Antagonismus, der Schlaf, der Mesmerismus, welcher hier Neurogämie, heißt, und das Nachtwandeln, hier Selenogämie aufgeführt, aber nur aufgeführt. Keine Ahnung vom Grunde der Sympathie; über den Schlaf ist so gut als nichts gesagt; etwas mehr und besser über den Mesmerismus; besonders sind die Erscheinungen und das Verfahren erzählt, aber ohne alle Theorie. Die indifferenzirenden Reproductionsprocessen begreifen unter sich die Verdauung, Lymphbildung und Führung, Blutbildung und Athmung alles sehr regelmäßig classificirt. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir 0,5 auf die Anatomie, 0,4 auf die Chemie, und 0,1 auf das Physiologische rechnen. Indessen ist dieses um Vieles besser, als an irgend einem anderen Orte. Der Verdauungsprocess ist in der Physiologie überhaupt am richtigsten getroffen. Neues können wir aber nicht finden. Die Klarheit in der Anordnung, die Vollständigkeit und die Scheidung der verschiedenen Processen ist ein Vorzug dieses Buches; aber aller Entwicklung hat es sich begeben. Von der Bedeutung des Speichels hier so wenig, als bey *Walther*, oder bey einem Anderen, eine Spur; von den anderen schwer zu erklärenden Säften, z. B. dem Harn, zu geschweigen. Der Athmungsprocess wird mit vieler Kenntniß erzählt; besonders sind die Engländer benutzt; aber die Modificationen des Athmens findet man nicht besser als in dem zu seiner Zeit vortrefflichen *Prochaska*. Die differenzirenden Reproductionsprocessen begreifen eigentlich den Kreislauf, die Ernährung, die Absonderung und die organische Wärme unter sich. Der Kreislauf würde durch den Stoß des Herzens und der Arterien bewirkt, meint der Vf. Übrigens sind die Beschreibungen dieser Organe, die Angabe der Quantitäten, der Kräfte, der Bestandtheile, Geschwindigkeit mit lobenswerthem Fleiße gesammelt. Bey der Bildung der Organe und bey der Ernährung, wo Hr. B. alle Organe einzeln durchgeht, haben wir allerley erwartet; aber wir mußten uns mit bichatrischer Anatomie begnügen. Indessen dienen diese Capital als ein brauchbares Repertorium zum Auffinden der Bestandtheile, der Verbindungen u. f. w. *Absonderung*. Ausdünstung, Harnabsonderung, klar, einfach, ordnungsvoll, auch zum Nachschlagen bequem, aber nicht weiter bringend als andere Lehrbücher. Bey welchen Gelegenheiten Wärme erzeugt wird, ist gut angegeben; allein wie sie es wird, ist nicht so gut, wie in manchem anderen Lehrbuche.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 A P R I L , 1 8 1 1 .

M E D I C I N .

Fortsetzung der Recension

von

Brochaska's, Walther's, Bartels, Burdachs,
Barthez und Richerand Physio-
logieen.

Der zweyte Abschnitt enthält die *Irritabilität*, und unter ihr die Muskelbewegung, den Tactsin, die Ortsbewegung und die Stimme. Diese Zusammenstellung scheint vortheilhaft zu seyn. Hier ist der eigentliche Ort der Bewegungstheorie. Die Rubriken: Stimme und Sprache, sind mit vieler Liebe behandelt. — Der dritte Abschnitt *Sensibilität*, enthält die Cerebralfinne, das Hirn und die Seelenfunctionen. Von den Sinnen sind Geschmack und Geruch mager ausgefallen, besser das Gehör, sehr gut aber und ungleich besser als bey Hn. W. das Gesicht; doch sind die Abtheilungen des Auges physiologisch ganz verfehlt, weil sie bloß anatomisch oder logisch sind. Es werden Theile zusammengestellt, die keinesweges zusammengehören. Die Lehre vom Hirn und von den Seelenverrichtungen ist gelungen. Hr. B. tritt *Sömmerrings* Meinung von dem Seelenorgan bey, einer Meinung, die gewiß mehr Rücksicht verdient, als ihr von den Physiologen zu Theil geworden, und die sich auch tiefer begründen läßt, als es bisher geschehen ist. Diese ganze Abtheilung, worin auch die gallischen Ansichten mit Erfolg durchgearbeitet sind, wird Jedermann ansprechen.

Zweyte Section. S. 795. *Die Naturlehre des menschlichen Organismus als eines Fortschreitenden, oder in den verschiedenen Perioden seines Lebens*, handelt von der Zeugung überhaupt, dem Embryo, der Schwangerschaft, der Geburt, der Kindheit, der Pubertät, dem Mittelalter, dem Alter und dem Tode. Von der Zeugung ist erhaben und vortreflich geredet; vom Embryo und dessen sogenannten Hüllen weniger gut. Wir finden überhaupt, daß die Physiologen die Schriften über die Zeugung am wenigsten lesen, sonst würde man nicht ohne Unterlaß die Klage hören, daß dieses Feld das dunkelste sey. Den Punct über das erste Hervorspringen des Keimes abgerechnet, könnte nichts in der Physiologie klarer und so wahrhaft physiologisch vorgetragen werden, als die Entwicklungsgeschichte des Embryo. Rec. hat anderswo
J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

gezeigt, daß die Hüllen im vollsten Sinne *Entwickelungsorgane* des Embryo, welche eben so wesentlich zu seinem Leibe gehören, als seine Lunge und sein Magen; ja daß sie nichts anderes seyen, als ausgesetzte Lunge (wie es noch bey vielen Thieren, deren Athmungshaut auf der Oberfläche des Leibes liegt, der Fall ist) und ausgesetzter Magen, daß die Nabelschnur das Abdomen selbst sey, dessen Spitze nur geschwinder ihren Cyclus vollendet, und daß darum die Därme nothwendig in der N. liegen müssen. Hr. B. hat zwar diesen letzten Bau gelehrt, aber wie Hr. W. sagt er unrichtig: der Saft aus den Nabelbläschen würde durch den Urachus zum Embryo geleitet; und an einem andern Orte: die Venen sögen anfänglich ein. Wenn sie es in der Folge nicht mehr thun; so haben sie es ohne Zweifel in einer früheren Periode, wo der Embryo beynahe noch Gallerte ist, weniger nöthig; je niedriger auch das Thier, desto weniger die Ernährung durch Gefäße. — Die Verknöcherungsgeschichte ist nachlässig angegeben. Mit der Darstellung des Grundes der Geburt, des Grundes des ersten Athmens, das aus Instinct erfolgen soll, während es doch erweislich durch die Einrichtung des organischen Processwechsels nothwendig bedingte Folge ist, kann man nicht zufrieden seyn. Es scheint dem Vf. bey diesen Artikeln wie uns bey dieser Recension ergangen zu seyn, er hat sich nach fleißiger Ausarbeitung des Ersten nach dem Ende geseht. Die übrigen genannten Gegenstände sind bloß erzählt. Überhaupt müssen wir urtheilen, daß der Vf. dieses Buch mit vielen empirischen Kenntnissen ausgestattet hat, daß die Anordnung der Materien ihm eigenthümlich und vortheilhaft ist, daß es vielleicht selbst Nachahmung verdient, bey den Verrichtungen alle darein einschlagenden anatomischen Systeme abzuhandeln, wie das Knochensystem bey der Reproduction, daß die Sprache einfach, allgemein verständlich ist. Der Laie kann dieses Werk zu seinem Unterrichte brauchen; dem Chirurgen aber gehört es vor allem an. Was sich ferner noch aus diesem Buch abnehmen läßt, ist, daß es scheint, der Vf. sey vorzüglich geschaffen, Erfahrungswissenschaften zu bearbeiten. Er ist einfach, deutlich, kenntnißreich. Möchte er sich an Wissenschaften, wie die Pharmakologie, die medicinische Literatur u. dgl. halten: so würde er einen bedeutenden Rang unter den Gelehrten sich erwerben!

(Die Recension der Werke von Barthez und Richerand wird nächstens folgen.)

H

PRAG, b. Haase: *Medicinische prager Ephemeriden von den Jahren 1803 und 1804*. Von Anton Hain, der Arzneyk. Doctor u. s. w. 1807. 160 S. 8.

Diese Schrift zeichnet sich weder von Seiten des darin herrschenden Beobachtungsgeistes, noch der Art, wie die Beobachtungen vorgetragen sind, vor anderen medicinischen Ephemeriden aus. Kurz und oberflächlich sind die Bemerkungen über das Locale der Stadt Prag, und über die daselbst gewöhnlichen Krankheiten. Da diese Stadt in einem engen Thale liegt, durch dessen Mitte die Moldau langsam fließt; da die Luft daselbst selten durch Winde in starke Bewegung gesetzt wird; da die Feuchtigkeit des Bodens durch die Gewohnheit, Eis in die Keller zu führen, um Bier und Fleisch gehörig aufbewahren zu können, beträchtlich vermehrt wird; da überdies die dasigen Einwohner, die stets in einer mehr oder weniger feuchten Luft leben, ohne Rücksicht auf Witterung dünne Kleider zu tragen pflegen: so ist es kein Wunder, wenn die dasigen Ärzte fast in jedem Monate mit katarhalischen und rheumatischen Krankheiten, die leicht in Nervenfeber übergehen, zu kämpfen haben. Der Vf. beobachtete, daß in dem ersten Zeitraum eines Typhus Abführungsmittel, besonders Brechmittel, immer von dem größten Nutzen waren. Sehr traurig ist es, daß noch im Jahre 1804 bössartige Blattern vielen Kindern zu Prag das Leben rauben mußten. Merkwürdig war es indess, daß, wenn die ächten Blattern auf die falschen folgten, sie immer von gelinden Zufällen begleitet waren; ja, öfters gelinder, als die unächten, waren dann die ächten bey gefunden Kindern. Der Senfteig, der um den Hals gelegt wurde, wo das Schlingen sehr gehindert war, verursachte schnelles Trocknen der Blattern im Gesichte, und verhütete jede gefährliche Augenkrankheit; daher liefs der Vf. auch Kindern, wo das Schlingen gut von Statten ging, solchen um den Hals legen. Der am Ende der Schrift befindliche Aufsatz über die bisher fortschreitende Naturentkräftung unserer Zeitgenossen enthält viele bekannte und triviale Wahrheiten. Nicht oft genug kann jedoch von dem schädlichen Einfluß des Luxus und der Sittenverderbnis auf den physischen Zustand der Menschen gesprochen werden. Möchte dies nur hier in einem gefälligeren Stile geschehen seyn! Um die sehr oft verborgene örtliche Schwäche in einem Körper zu entdecken, empfiehlt der Vf. nicht allein Aufmerksamkeit auf die Wirkungen der Gemüthserschütterungen und auf die verschiedenen Beschäftigungen der Menschen, wobey ein oder der andere Theil des Körpers mehr angestrengt wird, sondern auch, wie *Scudery* und *Böckh*, die Anwendung der Elektricität. Nicht immer aber werden wir durch letzteres Mittel in Stand gesetzt werden, den Sitz innerer Krankheiten zu erforschen. Wahrscheinlich hätte man dadurch z. B. den Sitz und die Ursache der Epilepsie bey einer von dem Vf. S. 94 angeführten Weibsperson, welche vor dem

Anfalle dieser Krankheit bald Schwindel, bald eine kriechende Bewegung im Rückgrath bis gegen den Kopf, ein ander Mal eine ähnliche Bewegung in Händen und Füßen, mit einer nicht zu bestimmenden Empfindung im Gesichte hatte, nicht leicht entdecken können. Nach einem heftigen Anfalle klagte die Kranke über Schmerzen im Unterleibe. Der Vf. suchte daher die Ursache dieses Übels in dem Darmkanal, und verordnete mit gutem Erfolge gelind eröffnende Arzneyen.

— ea —

- 1) LEIPZIG, b. Gräff: *Über Pollutionen und die untrüglichsten Mittel dagegen*. Von D. G. W. Becker, ausübendem Arzte in Leipzig. Mit einem Kupfer. 1807. 96 S. 8. (8 Gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Die Geheimnisse des weiblichen Geschlechts, seine Krankheiten, und die Mittel dagegen* (Auch mit dem Titel: *Tiflots Heimlichkeiten des weiblichen Geschlechts*). Von G. W. Becker, prakt. Arzte in Leipzig. 1809. 219 S. 8. (1 Rthlr.)

Schamlos fährt Hr. B. noch immer fort, das Publicum mit schlechten Arbeiten zu überhäufen. Das erste Machwerk ist vorzüglich wegen Empfehlung der in des Vfs. Magazin befindlichen Pollutionensperre und Pillen, das andere wegen häufiger Verbreitung seiner elastischen Muterspritzen und Milchpumpen gefertigt. Des Vfs. gemeine Art, triviale Wahrheiten vorzutragen und zu compiliren, ist bekannt. Bey No. 1 hat er vornehmlich *Hildebrandts*, bey No. 2 *Aronsons* Schriften benutzt. Schon in einer anderen Schrift hat er das *nuckische Compressorium* als ein Mittel, schwächende Saamenergießungen zu verhüten, empfohlen. Dieses rühmt er, als das untrüglichste Mittel dagegen, auch hier. Da aber dasselbe den Fehler hat, daß es so, wie eine Ligatur, das männliche Glied in allen Puncten umgiebt, ohne den vornehmlich zu treffen, der hier besonders in Betracht kommt, nämlich die Schlagader auf dem Rücken desselben: so ist es von dem Vf. auf folgende Art geändert worden: Er liefs den horizontalen Theil etwas länger, und den Bogen, woran eine in einem Schraubengange gehende Pelotte angebracht ist, geschweifter machen. Der Vf. aber hätte nicht nur sagen sollen, daß durch ein solches Compressorium Pollutionen nicht ganz unmöglich gemacht, sondern auch, daß dadurch in manchen Fällen verschiedene Nachtheile, z. B. größere Schwäche der Zeugungsorgane, Ausdehnung der Saamengefäße, Erhöhung des entzündlichen Zustandes der Harnröhre bey einem Tripper (der auch von dem Vf. zu den Ursachen der Pollutionen gezählt wird,) verursacht werden können. Ohne genaue Überlegung giebt der Vf. noch manche Vorschriften aus dem Gebiete der Diätetik. Z. B. Personen, bey denen öftere Pollutionen Statt finden, sollen das Lesen aller Gedichte vermeiden. Sind aber nicht, wie *Hildebrandt* mit Recht sagt, Dichtkunst und Musik denen, welche Gefühl und Talente für diese göt-

lichen Vorzüge der Menschheit haben, die mächtigsten Waffen gegen die niedere Sinnlichkeit? — S. 77. Des Abends soll alles erhitzen Getränk vermieden werden. Und doch wird S. 78 der Rath gegeben, Abends Thee mit Arak zu trinken. — Eben so bedürfen auch mehrere Vorschläge, die in der zweyten Schrift vorkommen, manche Einschränkung. Z. B. S. 113, wo der Vf. bey jedem weissen Fluß eine Mischung von halb rothem Wein und Wasser, oder zwey Theilen Wasser und einem Theile Branntwein, als das beste äußerliche Mittel empfiehlt; S. 176, wo er das Reiten für die zweckmäßigste Bewegung einer Schwangern hält; S. 189, wo er den Rath erteilt, gleich nach einer Entbindung ein Kissen von erwärmtem Sand, oder einen, in einer warmen Serviette eingeschlagenen Serpentinstein auf den Unterleib zu legen.

— ea —

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Vermischte Beyträge zur praktischen und gerichtlichen Thierarzneykunde, für Thierärzte, Juristen und Ökonomen* von Joh. Conr. Heinr. Sander, Oberthierarzt zu Braunschweig. 1810. XX u. 595 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Dieses ist in seiner Art das einzige Buch, welches wir über diesen Gegenstand besitzen. Unerachtet der Inhalt lauter Thatfachen darstellt: so können diese doch dem Thierarzt als Leitfaden dienen, wonach er vollständige Gutachten und Atteste über Thierkrankheiten, und Obduktionen, welche eine richterliche Entscheidung bedürfen, anfertigen kann. Auch die Vorstellungen der Krankheiten können selbst einem erfahrenen Arzt sehr lehrreich werden. Der Advocat und der Richter erhalten in diesem Buche einen Fingerzeig, aus welcher Ansicht sie den Proceß über rechtsfällige Thierkrankheiten einleiten, oder schlichten sollen. Auch der Ökonom findet

sein Gutes darin. Zu wünschen wäre daher, daß dieses Buch sich in den Händen jedes beeidigten Thierarztes, wie auch der Advocaten und Richter befinden möchte, weil hiedurch viele langweilige und kostspielige Proceße bald beendigt würden.

— s.

ANSBACH, b. Gassert: *Allgemeines Hausvieharzneibuch, oder vollständiger Unterricht, wie man die Krankheiten der Pferde, des Rindviehes, der Schafe, Schweine, Hunde und des Federviehes, auf die leichteste und wohlfeilste Art heilen kann.* Zum Gebrauch für angehende Thierärzte, Ökonomen und Landleute, von Karl Wilhelm Ammon, königl. Thierarzt. 1809. XVI und 366 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey der Menge von Büchern, die einen ähnlichen Titel und Inhalt haben, und die allgemein als bewährt anerkannt sind, hätten wir dieses füglich entbehren können. Der Landmann kann schwerlich Gebrauch davon machen, weil bey den äußerlichen Krankheiten die Bandagen zu künstlich, und die anzuwendenden Mittel hin und wieder zu kostbar sind. Auch bey der Heilung der innerlichen Krankheiten wüßte er sich schwerlich zu helfen, weil die Vorschriften schon einige Vorkenntnisse voraussetzen. Die Ordnung der Krankheiten nach dem Alphabet hat zwar sein Gutes, aber für den Landmann ist solche nicht passend, indem auch viele Krankheiten mit Namen benannt sind, die man in anderen Gegenden nicht kennt; hiedurch wird das Auffinden einer Krankheit dem Landmanne sehr beschwerlich. Auch in der Wahl der Mittel, die im Anhang zu finden sind, wird derselbe sehr leicht irre geführt werden. Für den angehenden Thierarzt wäre dieses Buch unentbehrlich, da sich der Inhalt auf praktische Erfahrung gründet.

— s.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Tübingen, b. Reis u. Schmid: *Dissertatio inauguralis medica sistens Experimenta quaedam influxum electricitatis in sanguinem et respirationem spectantia*, quam pro gradu Doctoris Med. publice defend. auctor G. Schübler. 1810. 55 S. 8.

Das Ganze dieser lehrreichen Schrift zerfällt in 3 Abtheilungen. Die erste Abtheilung enthält mehrere Versuche über den Einfluß der Elektricität auf das Blut. Es wurde jedesmal frisches menschliches Venenblut zu den Versuchen genommen. Das Blut coagulirte jedesmal langsamer im elektrischen Zustand; am auffallendsten war das schnellere Erkalten des elektrischen Bluts. Die Beobachtungen wurden 2 Stunden lang fortgesetzt, und alle 5 Minuten mit correspondirenden Thermometern die Temperatur aufgezeichnet. Die Differenz der Temperatur des elektrischen und nicht elektrischen Bluts war zwar am größten während der Coagulation, blieb aber auch bey dem schon coagulirten Blut noch anhaltend geringer, als bey dem (der Vergleichung wegen) zur Seite gesetzten unelektrischen Blut. Es wurden nun dieselben Versuche mit erwärmtem Wasser angestellt und hier zeigte sich ebenfalls ein schnelleres Erkalten. Das Wasser nahm eine niederere Temperatur an, sobald Elektr.

aus Spitzen auf dasselbe überging; endlich zeigte sich ein ähnliches schnelleres Erkalten bey erwärmten metallenen Kugeln. Der Vf. folgert aus diesen Beobachtungen, daß die Ursache des schnelleren Erkaltes des elektrischen Bluts außer der durch Elektricität langsamer vor sich gehenden Gerinnung und dadurch weniger frey werdenden Wärme, und außer der durch Elektr. wahrscheinlich vermehrten Ausdünstung, in einer dritten noch unbekannten Ursache zu suchen sey, worauf das schnellere Erkalten elektrischer Kugeln hinzuweisen scheint.

Es folgen nun mehrere Versuche über den Einfluß der durch Spitzen in die Luft übergelassenen Elektr. auf das Blut. In Ansehung der + E und der — E zeigte sich hier eine auffallende Differenz. Wenn in die über dem Blute befindliche Luft + E ausströmte: so kamen dadurch die obere Schichten des Bluts in eine Art von zerfetztem Zustand; das Blut coagulirte eigentlich nicht. Der Versuch wurde 2 Stunden fortgesetzt; an dem es berührenden Finger blieb noch immer ein Bluttröpfchen hängen, der aus etwas rothen oxydirten Blutkügelchen, und trübem Serum, in welchem schwarze Blutkügelchen befindlich waren, zu bestehen schien. Wurde derselbe Versuch mit — E angestellt: so zeigte sich

nichts von diesen Erscheinungen; das Blut coagulirte vollkommen. Die zu diesen Versuchen angewandte El. Maschine war stark, und gab 4 Zoll - lange Funken. Bey allen diesen Versuchen zeigte sich in Ansehung des schnelleren Erkaltes dieselbe Erscheinung, wie in den ersten Versuchen. Auf diese Kälteerzeugung durch Elektr. Thieren + E und - E auf gleiche Art einzuwirken. Der Vf. prüfte die über dem Blut stehende Luft eudiometrisch, konnte aber keine *Lebensluftverminderung* in dieser kurzen Zeit - bemerken; er folgert daraus, daß in der Blutmasse selbst durch die Elektricität chemische Veränderungen vorgehen müssen; vorzüglich wird ihm eine durch + E veranlasste Säurebildung wahrscheinlich, wodurch die Blutkügelchen schwarz und aufgelöst würden. Um hierüber nähere Aufklärung zu erhalten, folgen nun Versuche über das Verhältniß des Bluts zur *galvanischen Elektricität*, wo sich ebenfalls einige merkwürdige Erscheinungen zeigten. Durch den + Pol der galvanischen Säule wurde das Blut schwarz und aufgelöst; selbst bey Platina - Dräthen zeigte sich keine arterielle Röthe: an dem. - Pol zeigte sich neben der Bildung der inflammablen Luft eine hochrothe Scharlachfarbe; das Blut selbst coagulirte. Wurde der Versuch mit schon coagulirtem Blut angestellt: so zeigte sich diese rothe Farbe nicht mehr. Der Vf. erklärt sich diese Erscheinungen auf folgende Art: Am + Pol sammeln sich alle Säuren; am - Pol alle Alkalien (nach Davy), und dadurch entsteht am + Pol durch die sich hier ansammelnden Säuren die schwarze Farbe; am - Pol, durch das im Blut immer freye und sich hier nun ansammelnde mineralische Alkali, die hochrothe Scharlachfarbe, indem kauftisches mineralisches Alkali auf frisches Blut gegossen, dieses jedesmal hochroth färbt, während es durch verdünnte Säuren schwarz und aufgelöst wird. Bey schon coagulirtem Blut zeigte sich die Scharlachrothe am - Pol nicht mehr.

Die 2te Abtheilung enthält eine Reihe von Versuchen über den Einfluß der elektrischen Luft auf den Athmungsproceß. Die Versuche wurden auf folgende Art angestellt. Der Vf. setzte kleine Thiere unter Glasglocken, in welche Elektricität durch Spitzen unter verschiedenen Modificationen ausströmte; während jedesmal andere ohne allen Einfluß der Elektricität zur Vergleichung zur Seite standen. Die Thiere selbst wurden von aller Communication mit der äußeren Luft abgeschnitten, so daß sie zuletzt alle aus Mangel an respirabler Luft starben; die zurückbleibende Luft wurde jedesmal sogleich durch ein voltaisches Eudiometer auf ihren Gehalt an Lebensluft geprüft. Von §. 10 - 14 sind 8 auf diese Art mit *Mäusen* angestellte Versuche erzählt, und die Resultate dann in Rücksicht der verschiedenen Dauer ihres Lebens, des letzten Acts ihres Lebens, der Irritabilität des Herzens und der eudiometrischen Untersuchung der zurückbleibenden Luft in einer Tabelle zusammengestellt; woraus, sich allgemein Folgendes ergibt: Die Thiere starben jedesmal früher in der elektrischen Luft, und die sie umgebende Luft enthielt, nach dem voltaischen Eudiometer geprüft, jedesmal noch mehr Lebensluft, als die in ge-

wöhnlicher Luft. Es zeigten sich dabey verschiedene Modificationen, je nachdem die Thiere zugleich auf Leitern ruhten. Positive E. zeigte sich schädlicher als - E. Der Vf. stellte nun ähnliche Versuche mit *Vögeln* an, wo sich in der Hauptsache dieselben Erscheinungen zeigten; jedoch waren hier die Unterschiede geringer und die elektrische Luft war den Vögeln weit weniger nachtheilich. Die auf elektrischen Leitern stehenden lebten hier länger.

Der Vf. erklärt sich diese Erscheinungen auf folgende Art: Die elektrische Luft ändert die während der Respiration vorgehenden chemischen Proceße auf eine für die normale Blutmischung nachtheiliche Art ab, wodurch der ganze Respirationproceß früher in Stocken geräth. Für diese Erklärung spricht auch wirklich der frühere Tod dieser Thiere in elektrischer Luft, während die sie umgebende Luft noch mehr Lebensluft enthielt, als bey den unelektrischen. Eben so sprechen dafür die Beengungen und Bangigkeiten, die so viele Personen bey Gewittern wahrnehmen. Der *längere Leben* der auf Leitern stehenden Thiere erklärt sich der Vf. aus der auf den ganzen Körper gelind reizenden Wirkung der Elektricität, wodurch wie durch jeden anderen Reiz das Leben noch etwas länger als gewöhnlich aufgeregt und erhalten wird.

Am Ende dieser Versuche ist eine Vergleichung der mit Säugethieren und Vögeln angestellten Versuche beygefügt, woraus sich ergibt, daß die Vögel in derselben Zeit weit mehr Lebensluft abforbiren, als die Säugethiere, und daß die Vögel eine weit reinere Luft zur Unterhaltung ihres Lebens nöthig haben, als die Säugethiere, alles nach eudiometrischen Untersuchungen.

Die 3te Abtheilung der Abhandlung enthält einige Folgerungen aus den vorigen Versuchen, vorzüglich in Rücksicht der atmosphärischen Elektricität. Der Vf. macht dabey vorzüglich aufmerksam auf die Veränderungen und Perioden der atmosphärischen Elektricität, und wünscht vorzüglich, daß auch sie in Vergleichung aller übrigen auf den Organismus einfließenden Umstände in Ansehung des noch von so vielen zum Theil unbekannten Ursachen abhängenden *Genius epidemicus* der Krankheiten mehr berücksichtigt werden sollte. Zu dem Ende sind am Schluß noch beyspielsweise 14 Tage lang reguläre über diese Gegenstände angestellte meteorologische Beobachtungen, vorzüglich in Rücksicht der atmosphärischen Elektricität, beygefügt, vom 1 - 14 März 1810: die Verhältnisse des Monde gegen unsere Erde sind hier ziemlich genau, auch in Rücksicht seiner Attraction für die einzelnen Tage berechnet, angegeben. Bey dieser Gelegenheit findet man auch die *Erhöhung des Neapothals* bey Tübingen, über das Meer, nach neueren Beobachtungen, auf 990 pariser Schuhe festgestellt. Das periodische Steigen und Fallen der atmosphärischen Elektricität zeigte sich nur an wenigen Tagen, wo es regnete, ganz aufgehoben. Einige Stunden nach Sonnen-Auf- und Untergang zeigte sie sich meistens am stärksten. Den 13 März fielen sehr stark elektrische Regen.

Ar.

F O R T S E T Z U N G E N.

Ulm, b. Stettin: *Physikalisch - ökonomisches und chemisch - technisches Kunst - Cabinet* in einer Sammlung von gemeinnützigen, leichtfälligen und erprobten Kunstrücken, Mitteln und Vorschriften, auch belustigenden Unterhaltungen, zum Nutzen und Gebrauch für Künstler, Fabricanten, Professionisten und Jedermann. Drittes Bändchen. Auch unter dem Titel: *Gemeinnütziges Taschenbuch für Jedermann*. Bestehend in einer auserlesenen Sammlung der neuesten erprobten und leicht auszuführenden Mittel, Kunstrücke und Vorschriften aus der Ökonomie, Physik, Tech-

nik und Chemie. Zum Gebrauch für Fabricanten, Ökonomen, Künstler, Professionisten u. s. w. Zweytes Bändchen. - Wird auch noch unter dem besondern Titel verkauft: *Der erfahrene Rathgeber*, oder Auswahl der neuesten, allgemein nützlichen und auf Erfahrung gegründeten Vorschriften, Mittel und Kunstrücke aus dem Fache der Chemie, Technik, Physik und Ökonomie. Von dem Herausgeber des physikalisch - ökonomischen und chemisch - technischen Kunstcabinets. 1810. 216 S. 8. (14 Gr.) S. die Rec. Jahrg. 1811. No. 47.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 A P R I L, 1811.

P H I L O S O P H I E.

LANDSHUT, b. Thomann: *Die Religionsphilosophie*. Dargestellt von Dr. G. Salat, königl. baierisch. wirkl. geistl. Rath und ord. Prof. der Philof. zu Landshut. 1811. XIV u. 416 S. 8.

Hr. S. gab im vorigen Jahre eine *Moralphilosophie* heraus, die auch in diesen Blättern (1810. No. 154) von einem anderen Rec. beurtheilt worden ist. Gegenwärtige *Religionsphilosophie* erklärt der Vf. in der Vorr. für ein Seitenstück zu jener: daher er auch seine Leser häufig auf jene zurückweist. In der That sind auch beide einander durchaus ähnlich. In beiden weht derselbe Geist; beide haben gleiche Vorzüge und gleiche Mängel. In dieser Hinsicht macht daher der gegenwärtige Rec. das Urtheil des vorigen ganz zu dem seinigen, obwohl ihre Person völlig verschieden ist. Eine allgemeine Bemerkung muß jedoch Rec. noch hinzufügen, und seiner Beurtheilung der Religionsphilosophie vorausgehen lassen. Hr. S. hat nach der Vorr. auch diesen Versuch dem *gebildeteren Manne* sowohl als dem *Candidaten der Philosophie* (d. h. seinen Zuhörern) bestimmt. Jedem soll das Buch als Lesebuch zum weiteren eigenen Denken, diesem als Leitfaden beym Anhören der Vorlesungen des Vfs. dienen. Aber diese beiden Zwecke sind schwer zu vereinigen. Für den letzten Zweck müßte der Vortrag weit kürzer und einfacher seyn, vielleicht auch systematischer. Da aber Hr. S. für den gebildeten Mann, den er mit Recht zum Philosophen von Profession unterscheidet, zugleich mit schreiben wollte: so ist daraus ein Streben nach einer gewissen Fülle und Popularität entstanden, das den Vortrag oft zu gedehnt und selbst unbestimmt gemacht hat. Daher haben manche §§. eine Länge von 10 — 12 (der 33 §. gar von 32, sage wey und dreißig) Seiten, und diese langen §§. werden oft noch von langen Noten theils unter, theils hinter dem Texte begleitet, die größtentheils polemischen Inhalts sind. Der gebildete Mann aber, der nicht Philosoph von Profession ist, wird sich durch Vieles, was in jenen langen §§. und Anmerkungen gesagt ist, gar nicht angezogen fühlen, theils weil ihm die neueren und neuesten Streitigkeiten auf dem Gebiet der Philosophie entweder nicht oder nicht genau bekannt sind, theils und vornehmlich, weil Hr. S. keinen lichtvollen Vortrag hat, indem seine Darstellung, wie auch von der vorige Rec. bemerkte, zu sehr in ei-

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

nem gewissen Halbdunkel schwebt. Doch genug von der Form!

In der *Einleitung* sucht Hr. S. den Begriff der Religionsphilosophie und ihr Verhältniß zur Moralphilosophie, zur Religion selbst und zur Philosophie überhaupt näher zu bestimmen. Mit Recht behauptet er, daß die Religionsphilosophie die Religion selbst oder den reinen Glauben voraussetze, mithin diesen nicht erst hervorbringen, also auch keinen Atheismus bekehren könne; daß sie ferner, wie die Moralphilosophie, ein Zweig oder Theil der Philosophie überhaupt sey, und daß beide, Moralphilosophie und Religionsphilosophie, ein inneres Band verknüpfte, indem die Religion auf einem moralischen Grunde ruhe; daß aber eben darum in der systematischen Anordnung der philosophischen Wissenschaften jene dieser vorausgehe, obgleich nach der idealischen Ansicht Moralität und Religiosität Eins seyen, so daß in der wahrhaft gebildeten Menschheit keine ohne die andere Statt finden könne. Fragt man nun ferner, was denn die Philosophie in Ansehung der von ihr vorausgesetzten Religion zu thun habe, um zur Religionsphilosophie zu werden: so antwortet Hr. S. S. 4: „Die Religionsphilosophie vermag, gleich der Moralphilosophie, ja gleich der Philosophie überhaupt, nur zu *entwickeln*, nicht zu *schaffen*.“ In gewisser Hinsicht allerdings. Aber wenn, wie Hr. S. nachher selbst bemerkt, die *Entwicklung* im Felde der Wissenschaft nicht ohne die *Ergründung* ist; wenn eben daher *Principien* und *reine* und *feste* Begriffe in der Wissenschaft gebildet werden sollen; wenn endlich, was der Vf. hier noch erwähnen mußte, die Wissenschaft Alles, was sie gefunden, entwickelt, ergründet und gebildet hat, in einer gesetzlich bestimmten und leicht übersehbaren Ordnung aufstellt, wenn sie also Alles, was zu ihr gehört, zu einem *möglichst* vollkommenen Systeme gestaltet: kann man dann nicht von der Wissenschaft überhaupt, und also auch von der Philosophie sagen, daß sie etwas *schaffe* oder *hervorbringe*? Meint Hr. S., daß nur die Kunst im eigentlichen Sinne schaffe: so kann man ihm erwidern, daß streng genommen auch die Kunst nicht schaffe, sondern nur gestalte, oder daß das Philosophiren, so wie das Construiren einer Wissenschaft überhaupt, auch eine Kunst, und wahrlich keine leichte, sey, oder, was wohl das Richtige wäre, daß im Grunde weder Kunst noch Wissenschaft, sondern nur der menschliche Geist schaffe (sofern überhaupt ein Schaffen für uns möglich ist), und

dafs dieses Schaffen auf dem Gebiet der Wissenschaft sowohl als dem der Kunst, obwohl in verschiedenem Grade und auf verschiedene Weise, Statt finde. Daher glaubt Rec., dafs die Frage nach dem Verhältnisse der Philosophie zur Religion, um eine Religionsphilosophie zu bilden, nicht befriedigend von Hr. S. beantwortet sey. Es scheint abgr, als wenn der Vf. selbst über dieses Verhältnifs nicht im Klaren gewesen. Er beurtheilt S. 10 u. 11 den Satz: *Religion und Philosophie sind Eins*, und wirft denen, die ihn aufgestellt haben, Mangel an *Bestimmtheit*, *Schärfe* und *Tiefe* vor, weil sie jenen Satz so schlechthin aufstellten, ohne die Verbindung zwischen Philosophie und Religion genauer zu bezeichnen. Er selbst bestimmt diese Verbindung so: „*Die Religion liegt aller Philosophie nothwendig zum Grunde*,“ oder: „*Ohne die Grundlage der Religion ist überall keine Philosophie*.“ Ohne bey der Vieldeutigkeit, und folglich Unbestimmtheit, dieser Ausdrücke zu verweilen, gehen wir gleich zu dem fort, was S. 14 darüber weiter gesagt wird. „Wie mag nun aber“ — läßt der Vf. jemanden fragen — „hier eine Religionsph. aufgeführt werden, wenn eben die Religion aller Philosophie schon zum Grunde liegt? Wartet hier kein Verstoß gegen ein logisches Gesetz ob? u. s. w.“ — Auf dieser Seite betrachtet, wie nämlich die Religion dem Subjecte (irgend einem Menschengestalt) einwohnt, kann sie allerdings nicht *dergestalt neben* der Philosophie aufgeführt, oder damit verknüpft werden. Allein es fragt sich hier nach der *Quelle*, nach dem *inneren allgemeingültigen Grunde*, und hiemit nach dem *Objecte* der Religion. Wohl fällt *dieses* mit dem *Gegenstande aller Philosophie* zusammen; wohl ist diese, als *Wissenschaft des Absoluten* aufgestellt, eben darum auch die *Lehre des Göttlichen*. — Rec. gesteht aufrichtig, dafs er in diesem Raisonement nicht nur keinen Zusammenhang finden kann, sondern dafs es ihm auch dem Obigen widersprechend scheint. Denn wenn das *Object der Religion* mit dem *Gegenstand aller Philosophie zusammenfällt*: so sind ja Religion und Philosophie völlig Eins; sie könnten sich höchstens in der Behandlungsart dieses Objects unterscheiden. Und wie will Hr. S. darthun, dafs *alle* Philosophie mit der Religion *einerley* Object habe? Nicht zu gedenken der Anthropologie, der Pädagogik, der Politik und anderer angewandten philosophischen Wissenschaften, in denen freylich wohl auch von der Religion die Rede seyn kann und soll, die aber doch nicht gleiches Object mit dieser haben: so beschäftigt sich ja auch in der sogenannten reinen Philosophie die ganze Logik, und selbst eine Menge von metaphysischen Lehrsätzen mit Dingen, die der Religion als solcher fremd sind. Doch von der Metaphysik hat unser Vf. auch ganz eigene Begriffe. Er sagt S. 17 u. 18, wenn die Religionsph. als ein Theil der *Philosophie* erscheine: so sey sie *eben darum* auch ein Zweig der *Metaphysik*, „vorausgesetzt freylich, diese sey mit jener (zuörderst nach der idealischen Bestimmung) *ganz Eins*.“ Aber wer wird

denn eine solche Voraussetzung machen, wenn er nicht ganz willkürlich verfahren. wenn er nicht allem Sprachgebrauche, der immer die Metaphysik als Theil von der Philosophie als Ganzem unterschieden hat, Trotz bieten will? Und wenn Hr. S. *Metaphysik* schlechthin für „*Lehre des (wahrhaft) Über-sinnlichen*“ erklärt: so hat er wohl vergessen, dafs es auch eine *Metaphysik des Sinnlichen* (der schlechweg so genannten Natur — daher metaphysische Naturwissenschaft) giebt. Wenn er aber behauptet, dafs schon Aristoteles das Wort Metaphysik „*herausgebildet oder gestellt*“ habe (wie er sich etwas sonderbar ausdrückt): so befindet er sich auch in einem historischen Irrthume. Denn weder Aristoteles noch irgend ein alter griechischer Schriftsteller hat jenes Wort herausgebildet oder gestellt. Es ist eine *vox barbara*, durch die bloße Zusammenziehung des Titels einer aristotelischen Schrift von den Scholastikern gebildet. Die Alten hatten nur eine Physik, und erst spät fing man an, das Metaphysische vom Physischen zu scheiden; denn auch in jener aristotelischen Schrift ist noch beides vermischet. Seitdem man aber diese Scheidung vorgenommen, hat man immer unter Metaphysik bloß einen Theil der Philosophie, und zwar der speculativen oder theoretischen, verstanden. Erst Kant hatte den seltsamen Einfall, eine *Metaphysik der Natur* und eine *Metaphysik der Sitten* zu unterscheiden, da doch seine Metaphysik der Sitten nichts anderes als praktische Philosophie ist, wiewohl sie nur zwey Theile derselben, Rechtslehre und Tugendlehre, unter sich befaßt. Hätte er consequent verfahren wollen: so mußte er zu dieser Metaphysik der Sitten auch die philosophische Religionslehre zählen. Da dies Kant nicht that: so hat nun Hr. S. den noch seltsameren Einfall, „*neben der Metaphysik der Sitten*“ noch eine *Metaphysik der Religion* aufzustellen, so dafs wir jetzt drey, und wenn wir die von Anderen aufgeführte *Metaphysik des Schönen* oder *der Kunst* noch hinzuzählen, sogar vier Metaphysiken haben. Wer steht uns aber dafür, dafs nicht noch jemand nächstens aufstehe und aus Schlözer's Metapolitik eine *Metaphysik der Politik* oder aus Herder's Metakritik eine *Metaphysik der Kritik* mache! Denn der Einfälle kann man unendlich viele haben; es fragt sich aber nur, ob sich's der Mühe verlohne, sie dem Publicum mitzutheilen, und ob, wenn man sich Abweichungen vom Sprachgebrauche oder Schöpfungen neuer Kunstwörter und Titel erlaubt, dazu ein nöthiger Grund vorhanden sey. Übrigens pflichtet Rec. dem Vf. in demjenigen von Herzen bey, was derselbe über die innige Verbindung des Religiösen mit dem Moralischen sagt, und eine besondere Auszeichnung verdient in dieser Hinsicht folgende Stelle aus S. 29, die ein wahres Wort zu seiner Zeit ist: „Wer den *sittlichen Grundbegriff* als wissenschaftliche Bestimmung in Abßicht der Religion schlechthin verwirft, und so *mit Gott anfangend*, das *Εν και παρ* oder die Einheit des Denkens und Seyns, der Geister- und Körper- Welt etc. aufführt: der mag

dabey ein *breitbes, populäres oder ästhetisches Gerede* vorbringen; er mag so *ansprechend für das Gemüth*, als *belebend für die Phantasie* seyn; ja er mag, wenn die mystische Voraussetzung einmal gemacht und zugestanden ist, mit logischer Feinheit darein spielen, mit Präcision fortspinnen, auch manches sonst Trefliche oder Schätzbare einweben, und so, zumal unter gewissen Umständen, *einen blendenden Aufheiß der Wissenschaft hervorzubringen*; allein der *Wissenschaft* ist damit, nach meiner innigsten Überzeugung, auf keine Weise gedient.“ Rec. würde nur noch hinzufügen: „und auch der *ächten Religiosität* nicht.“ Denn diese fodert etwas mehr, als ein frommtönendes Gerede über das Göttliche, Ewige, Unendliche u. s. w.

Die Religionsphilosophie selbst theilt Hr. S. in zwey Theile. Der erste ist überschrieben: *Entwicklung des reinen Begriffs der Religion*; der zweyte: *Betrachtung der Religion im Gebiete der Erscheinungen*. Jeder Theil hat wieder vier Abschnitte. Der 1. Abschn. des 1. Th. handelt von dem *allgemeinen, objectiven Grunde der Religion*, oder von der *religiösen Anlage*. Hr. S. findet diese mit Recht in der Vernunft selbst, wie auch die moralische Anlage, und betrachtet beide Anlagen sowohl in ihrer Einheit als in ihrer Verschiedenheit. Was er hierüber sagt, ist größtentheils richtig. Aber nach §. 3 u. 12 der Einleitung sollte man hier „ein Princip, einen ersten Grundsatz in Absicht des Religiösen“ erwarten. Davon findet sich aber nichts. Hr. S. spricht immer nur vom Grund oder Quell der Religion. Er scheint also entweder sein Versprechen vergessen, oder den Grund (*principium essendi*) mit dem Grundsatz (*principium cognoscendi*) verwechselt zu haben. Auch möchte Rec. der Behauptung (S. 65) nicht beystimmen, daß die Unterscheidung der *natürlichen* und der *übernatürlichen* Religion in jeder Hinsicht verwerflich sey. Sie hat in Ansehung der Quelle, aus welcher verschiedene Individuen ihre religiösen Überzeugungen herleiten, ihren guten Grund; und in dieser Hinsicht ist auch gegen die Ausdrücke: *natürliche* und *geoffenbarte Religion*, oder: *Offenbarung* und *Vernunftreligion*, nichts einzuwenden, wiewohl sie Hr. S. ebenfalls verwirft, weil er den Begriff der Offenbarung dergestalt bestimmt, daß aller Gegensatz zwischen ihr und dem Natürlichen oder dem Vernünftigen aufgehoben wird. Wie aber Hr. S. den Ausdruck: *moralische Religion*, S. 67 darum als unstatthaft verwerfen könne, weil es *überall* keine Religion gebe, die nicht vermöge ihres Wesens moralisch wäre, begreift Rec. nicht. Spricht doch Hr. S. selbst S. 53 u. 54 von einem *moralischen Atheismus* und einem *religiösen Immoralismus*! — Im 2. Abschn. wird vom *Urseyn* gehandelt, oder die Frage beantwortet, *wie die Überzeugung sich bilde, daß Gott sey*. Bey dieser Gelegenheit erörtert Hr. S. noch einmal das von ihm schon in einer früheren Schrift weitläufig auseinandergesetzte Verhältniß zwischen *Verstand* und *Vernunft*. Nach seiner Ansicht fällt das *Wissen*

als *solches dem bloßen Verstande* zu (S. 114), das *Glauben* aber der *Vernunft* (S. 113). Daher kommt zur Vernunft der Verstand als *Organ* oder *Werkzeug* derselben hinzu (S. 116). Daher *gründet sich* das Wissen auf den Glauben (S. 118). Daher soll auch der Unterschied zwischen *theoretischer* und *praktischer Vernunft* wegfallen, indem das *Theoretische* oder (?) die *Theorie als solche* geradehin dem Verstande zuzuweisen sey, obgleich die *wahre Theorie* von der Vernunft abstamme (S. 99). Rec. muß bekennen, daß ihm eben diese Theorie nicht als wahr einleuchtet. Es war wohl einseitig von Kant, daß er zwischen theoretischer und praktischer Vernunft eine Art von Kluft befestigte, und Wissen und Glauben zu sehr von einander trennte. Aber fällt nicht Hr. S. in eine andere Einseitigkeit, und zerreißt er das Innere nicht noch mehr wie jener? Des Rec. Ansicht hierüber ist folgende. Das ganze Vermögen des menschlichen Geistes ist *zugleich* theoretisch und praktisch. Der Unterschied beruht lediglich darauf, daß dort die Wirkksamkeit des Geistes mehr nach innen gekehrt (*immanent*), hier mehr nach aussen gekehrt (*transcendent*) ist, daß dort das Ideale, Subjective, hier das Reale, Objective vorwaltet. Es giebt daher eben sowohl einen theoretischen und praktischen *Sinn* und einen theoretischen und praktischen *Verstand*, als eine theoretische und praktische *Vernunft*. Aber Sinn, Verstand und Vernunft sind überhaupt nur verschiedene Äußerungsarten, Wirkungskreise, Zweige (oder wie man es sonst nennen will) eines und desselben Vermögens. Sie haben daher an unserer Überzeugung, an unserem Fürwahrhalten, man nenne dieses Wissen oder Glauben, gemeinschaftlichen Antheil. Es ist folglich eine bloß willkürliche Trennung, wenn man das Wissen dem Verstande und das Glauben der Vernunft beylegt. Sonach wären ja alle Wissenschaften, selbst Philosophie und Mathematik, die man sonst vorzugsweise *rationale* Wissenschaften im Gegensatz der *historischen* oder *empirischen* nannte, bloße Verstandesproducte! Und was soll das heißen, der Verstand sey ein *Organ* oder *Werkzeug* der Vernunft, und *komme* als solches zu derselben hinzu? Und giebt es denn nicht auch ein *unmittelbares Wissen*? Ja, ist nicht dieses eigentlich der wahre Grund alles übrigen (mittelbaren) Wissens und selbst des Glaubens? Würde der Mensch wohl irgend etwas durch Vermittelung (Ableitung des Einen aus dem Anderen) wissen, würde er irgend etwas glauben können, wenn er nicht schon vor allem mittelbarem Wissen und vor allem Glauben etwas unmittelbar wüßte? Rec. glaubt daher, daß, wenn Einige das *Gefühl*, Andere den *Glauben*, und noch Andere sogar die *Ahnung* als das Höchste in der Erkenntniß oder dem Bewußtseyn nennen, nichts anderes als das *unmittelbare Wissen* gemeint sey, das sich in uns bald mehr bald weniger klar und deutlich ankündigt, und deshalb von Vielen gänzlich verkannt wird. Auch bey Hr. S. scheint dies der Fall zu seyn; daher der Widerspruch, daß er das Wissen

und die Theorie, *als solche*, dem Verstande zuweist, und doch die *wahre* Theorie, also auch das *wahre* Wissen, von der Vernunft abstammen läßt. Und wie kann Hr. S. das *Theoretische* und die *Theorie als solche* für einerley halten? Kann sich denn die Theorie nicht sowohl auf das *Theoretische* als auf das *Praktische* beziehen? Und ist die sogenannte *praktische Philosophie* nicht eben eine Theorie, die sich auf das Praktische, das menschliche Handeln und die zum Grunde liegende Gesinnung, bezieht? Was Hr. S. am Ende seiner Schrift gegen den Unterschied zwischen theoretischer und praktischer Philosophie erinnert, hat Rec. nicht befriedigt. Auch unterscheidet er ja selbst theoretischen und praktischen Aberglauben und Unglauben. Im Übrigen aber hält Rec. die Art und Weise, wie Hr. S. die Überzeugung vom Seyn Gottes sich im Gemüthe bilden läßt, für richtig; sie entwickelt sich nämlich dadurch von selbst, daß der Mensch dem Göttlichen huldigt, und so die Gottheit zuerst factisch anerkennt, dann aber auch durch Nachdenken über sich selbst und seine Bestimmung, so wie über die Außenwelt, sich von Gott als dem Urgrund alles Seyns, dem Ideal alles Guten, dem Regierer der Welt u. s. w. mit lebendigem Bewußtseyn überzeugt. So versteht wenigstens Rec. den Vf., und so ist er mit ihm ganz einverstanden. Auch die Würdigung der sogenannten Beweise für das Daseyn Gottes ist Hn. S. gut gelungen; er zeigt nicht bloß ihr Fehlerhaftes, sondern hebt auch diejenigen Momente hervor, wodurch sie sich an den eigentlichen Überzeugungsgrund anschließen. Warum hat er aber den von dem allgemeinen Völkerzeugniß hergenommenen Beweis gar nicht erwähnt? Die Alten hielten viel darauf, und dieses Argument kann die Überzeugung von Gott wenigstens in sofern bestärken, als es die Allgemeinheit der religiösen Anlage und des daraus hervorgehenden Glaubens an das Göttliche beweist. Wenn übrigens Hr. S. am Ende dieses Abschnitts noch die beiden Behauptungen aufstellt: „*Es giebt keine absolute Erkenntniß*“, und: „*Es giebt eine Erkenntniß des Absoluten*“, so möchte Rec. ihn fragen, ob nicht zur Erkenntniß des Absoluten auch eine absolute Erkenntniß erforderlich sey. — Im 3. Abschn. handelt Hr. S. *von den göttlichen Eigenschaften*. Heiligkeit, Gültigkeit und Gerechtigkeit betrachtet er als *primäre*, Allwissenheit und Allmacht als *secundäre* Eigenschaften, und läßt aus der Verbindung der Heiligkeit mit der Allwissenheit die göttliche Weisheit hervorgehn. Man sieht also, daß der Vf. überall von sittlichen Ideen ausgeht, wie es auch in einer ächten Religionsphilosophie geschehen muß. Nur ein paar Bemerkungen erlaubt sich Rec. über diesen Abschnitt. Hr. S. sagt S. 180, die *Vorsehung* sey keine *Eigenschaft* Gottes, sondern die *Gottheit selbst*, weil in ihr alle eben genannten Eigenschaften vereinigt seyen. Allein wenn die Vorsehung in der Sprache des Lebens für Gott selbst genannt wird: so ist dies ein metonymischer Ausdruck (*effectus pro causa*); denn eigentlich ist Vorsehung

nichts anderes als die allumfassende Wirkksamkeit der Gottheit in Beziehung auf das Dauernde und Wechselnde in der Welt; daher auch erst im folgenden Abschnitt davon hätte gehandelt werden sollen. Ebendaf. will Hr. S. die *Seligkeit* Gottes nicht als Eigenschaft betrachtet wissen, weil sie bloß eine *Folge* der Heiligkeit sey. Er muß aber selbst gestehn, daß das Wort *Folge* hier nicht recht passend sey; und da er im Grunde alle göttlichen Eigenschaften aus der Heiligkeit ableitet: so wären jene in sofern lauter Folgen von dieser; mithin hätte der Vf., streng genommen, auch nur von Einer primären Eigenschaft reden, die Seligkeit aber unter die secundären aufnehmen sollen. Übrigens ist freylich dieser ganze Unterschied eine bloße Folge der beschränkten menschlichen Vorstellungsweise, welche die Fülle des Göttlichen nur auf diesem analytischen Wege zu denken vermag. — Im 4. Abschnitt endlich betrachtet Hr. S. das *Univerſum*, d. h. nach einer beygefügten Erklärung, den *Menschen* und die *Natur im Verhältnisse zu Gott*. Mit Recht sagt er, daß man die Gottheit weder von der Welt trennen, noch mit ihr vermischen dürfe. Die Vernunft nöthigt uns, die Welt als abhängig von Gott zu betrachten, obwohl das Wie nicht begriffen werden kann. Daher nennt Hr. S. die *Schöpfung* und *Regierung* der Welt Räthsel. Die *Erhaltung* übergeht er gänzlich, ohne den Grund davon anzuzeigen. Eigentlich hätte er sie unter dem Titel der *Vorsehung* mit abhandeln sollen; Hr. S. betrachtet aber die Vorsehung bloß als Weltregierung. Bey Gelegenheit der Schöpfung redet er auch von der *Unsterblichkeit*. Rec. kann dies nicht billigen. Die Unsterblichkeitslehre ist ein so wichtiger Theil der Religionsphilosophie, daß ihr wohl ein besonderer Abschnitt gebührte. Hr. S. sagt selbst: „Der Glaube an Gott und (der Glaube) an die Unsterblichkeit sind mit einander verknüpft durch ein inneres Band.“ Diese Verbindung mußte bestimmt nachgewiesen werden, welches hier nicht geschehen ist. Und wenn der Glaube an Unsterblichkeit mit dem Glauben an Gott so genau verknüpft ist: so dürfte die Lehre von der Unsterblichkeit nicht als eine bloße Digression in dem §. über die Schöpfung erscheinen. Übrigens erklärt sich der Vf. mit Recht für eine persönliche Unsterblichkeit gegen diejenigen, welche den Menschen vom Univerſum wieder verschlungen werden lassen, nachdem er einige Augenblicke auf dem Schauplatze der Erde gleich einer Marionette figurirt hat. Die Klage über die Vieldeutigkeit und den schwankenden Gebrauch des Wortes *Natur* (S. 229) scheint dem Rec. doch übertrieben. Im Grunde hat es nur zwey Bedeutungen, eine *materiale* und eine *formale*, von denen bald die eine, bald die andere vorherrscht. Aber gerecht ist die Rüge des Unfugs, den man in unseren Zeiten mit diesem Worte und mit der Natur selbst getrieben hat; und die Freymüthigkeit, welche Hr. S. besonders in diesem Abschnitt in Beziehung auf die neuesten Ausgeburten einer phantastischen Naturphilosophie beweist, verdient die höchste Achtung.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 A P R I L 1811.

P H I L O S O P H I E.

LANDSHUT, b. Thomann: *Die Religionsphilosophie*. Dargestellt von Dr. G. Salat u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Den Inhalt des zweyten Theils kann Rec., um nicht zu weitläufig zu werden, nur im Allgemeinen bezeichnen. Es wird darin 1) vom *Verhältnisse zwischen Wesen und Form in Absicht des Religiösen* gesprochen, und dabey insonderheit manche gute Bemerkung über Monotheismus und Polytheismus, Heidenthum und Christenthum gemacht. Mit Ernst rügt Hr. S. bey dieser Gelegenheit auch die *Vielgötterey* in der Sprache neuerer Philosophen und Schöngelster, und erinnert sie an jene Worte Plato's in einem Brief an Dionys: „Die Briefe, an welchen mir gelegen ist, werd' ich immer mit dem Worte *Gott* in der einfachen Zahl anfangen; sag' ich aber im Anfange *Götter*: so künnt du schließen, das es mir kein rechter Ernst ist.“ — Sodann wird 2) die *Position* in Absicht des Religiösen: das *Dogma*, der *Dogmatismus* und der *Aberglaube*; so wie 3) die *Negation* in Absicht des Religiösen: die *Religionsfreyheit*, der *Skepticismus* und der *Unglaube* betrachtet. In beiden Abschnitten wird recht viel Gutes gesagt, und besonders im letzten ein treffendes Wort zu Nutz' und Frommen der *Aufklärung* geredet. Denn seitdem sogar gewisse Philosophen die Finsternis in ihre hohe Protection genommen haben, ist es leider so weit gediehen, das selbst das Licht einer Apologie bedarf, gleichsam als wäre die Wärme nicht mit dem Lichte, sondern mit der Finsternis verbunden! Räumt aber Hr. S. den Lobrednern des mystischen Dunkels nicht zu viel ein, wenn er S. 343 zugesteht, das die Religiosität *vornehmlich*, ja *zuerst* auf Gefühl und Phantasie beruhe? Und wie stimmt dies mit seinen übrigen Behauptungen, das die Vernunft das eigentliche religiöse Princip, das in ihr die religiöse Anlage begründet oder enthalten, das sie die *Quelle der Religion* sey. „falle man übrigens diese als *Gefinnung*, oder als *Lehre*, als *Leben*, oder als *Wissenschaft* auf“ — ? (S. 44). Sollte hier nicht ein kleiner Widerspruch obwalten? Und sollte dieser Widerspruch vielleicht aus der Beforgnis entstanden seyn, man möchte den Vf. für einen Menschen ohne Gefühl und Phantasie erklären, wenn er diese der Vernunft mit Consequenz unterordnete? —

Endlich handelt Hr. S. noch 4) von der *Kirche*, der er sowohl eine positive Seite, welche im *reinen Katholicismus* hervortrete, als eine negative, welche sich im *reinen Protestantismus* zeige, beylegt, so jedoch, das beide mit einander verbunden seyn sollen. Auch erwägt er hier das Verhältniß zwischen *Staat* und *Kirche*, die weder getrennt noch auch vermischet werden sollen. — In einem sogenannten *Beschluss* werden noch einige Bemerkungen, theils allgemeinen, theils polemischen Inhalts, hinzugefügt.

Noch erlaube Hr. S. dem Rec. einige Bemerkungen über dessen Stil. Eine sehr auffallende Eigenheit desselben ist die Überladung der Rede mit einer Menge gleichbedeutender oder wenigstens sinneverwandter Wörter. Man nehme z. B. folgende Stelle aus S. 48: „Nach einer schon gegebenen Ansicht kommt es vor Allem darauf an, das man das Menschenindividuum in seinem Uracte, *wenn und wie da die reinmenschliche, die menschenwürdige oder idealische* Richtung des Geistes eintritt, auffasse. In diesem Acte *begegnen* und *durchdringen* sich Moralität und Religiosität, d. h. sie sind in sofern Eins, wenn nur jede *ursprünglich* oder *rein* betrachtet wird; und dieser *Richtung* oder *Stimmung* des *Willens*, des *Geistes*, des *Gemüths* . . . kommt dann nach derselben Ansicht eben sowohl das eine als das andere Prädicat zu: *moralisch* oder *religiös, religiös* oder *moralisch*.“ — So geht es durch das ganze Buch. Es ist Hn. S. nicht genug zu sagen, *die ächte Wissenschaft*; es muß auch noch *die wahre* nebst einem *Etc.* hinzukommen (S. 5), gleichsam als wär' es auch daran noch nicht genug! Sagt er, der Genius der Menschheit habe ein Wort *gebildet*: so setzt er noch hinzu: *gestempelt* (S. 10). Sagt er von einer Wissenschaft: *Ihr Gehalt*: so folgt gleich noch *ihr Stoff* und ein *Etc.* (S. 40.) Ist etwas *Sache der Geschichte*: so liest man gleich daneben noch: *der Historie* (S. 43). Auf ähnliche Art heist es S. 61: „Erklärung (Definition) oder Bestimmung“. — S. 63: „Ein gewisser Schein und Schall von Umfassung, Vollendung oder Totalität“. — S. 69: „Dem Höchsten oder Göttlichen sich opfernd, weihend“. — S. 113: „Einführung (Introduction) des Besseren“. — S. 116: „Wie folglich ersterer als Organ und Werkzeug der letzteren hinzukommt oder eintritt“. — Hr. S. tadelt S. 60 und 113 die Ausdrücke: *Idee des Absoluten, Vernunftidee, Vernunftglaube*, als Pleonasmen. Wollte

man so streng mit ihm verfahren: so müßte man sein ganzes Buch der Darstellung nach einen fortlaufenden Pleonasmus nennen. Aber auch grammatisch unrichtig schreibt Hr. S. z. B. S. 18: Lehre *des* Überflinnlichen, statt: *vom* Überflinnlichen. S. 29: In Absicht der Religion, statt: *auf* Religion. S. 28: Hirnge~~spinn~~*st*, statt: Hirnge~~spinn~~*st* (denn jenes wäre ein Hirn- Hirn- Gespinnst, also ein derber Pleonasmus). S. 197. *Von* der Contemplation beschäftigt seyn, statt: *mit*. Und warum sagt Hr. S. (S. 348) vom Verstande: „Er *versirt*“, statt: Er *wirkt* oder *ist thätig* im Felde des Außern? Warum läßt er (S. 366) den Menschen nicht *nach dem Höheren streben*, sondern *auf das Höhere tendiren*? — Rec. gehört nicht zu den strengen Puristen; aber billigen kann er die fremden Wörter nicht, wo sie ganz unnöthig sind. Endlich sind dem Rec. sowohl die *Husaren* und die *Dragoner* S. 16, als auch die *Blutwurst* und der *Kalbsbraten* S. 215 aufgefallen, indem er dadurch an die *Schweinskeule* erinnert wurde, mit welcher einst *Niculai* gegen den Idealismus zu Felde zog. In einem wissenschaftlichen Vortrage, besonders wo vom Höchsten und Heiligsten, wie hier, die Rede ist, sollte wohl solcher profanen Dinge überall keine Erwähnung geschehen.

Ur.

DAHLEN, b. dem Vf.: *Die Gesetzlichkeit in der Moral, oder Sollen, Gesetz und Pflicht gehören als Hauptsachen nicht in die Moral.* Eine Abhandlung als Einladung zur Verbesserung derselben, von M. Gottlieb Adolf Flek. 1807. XIV u. 106 S. 8.

Es fehlt dem Vf. dieser Schrift nicht ganz an Scharfsinn, aber er blicket zu sehr auf Einen Punkt, und vernachlässigt darüber die anderen Seiten des Gegenstandes. — Dafs *Sollen* und *Gesetz* ursprünglich auf ein Verhältniß verschiedener Personen hinweisen, das hat Hr. F. recht gut bewiesen; es wird aber so leicht von Niemanden bezweifelt werden. Wäre nun die ursprüngliche Bedeutung dieser Ausdrücke die einzige in dem Sprachgebrauche gegründet: so hätte der Vf. Recht; Sollen und Gesetz gehörten dann nicht in die Moral. Denn Moral entsteht für Keinen daraus, dafs Andere wollen, er solle Etwas thun oder unterlassen. Überhaupt kann, wie er richtig gezeigt hat, durch die Form der Gesetzmäßigkeit Etwas nicht gut werden.

Allein haben denn nicht in allen gebildeten Sprachen sehr viele Ausdrücke Bedeutungen angenommen, welche sie ursprünglich nicht hatten, welche aber mit den ersten Bedeutungen durch irgend ein Band zusammenhängen? Wie könnte es dem Vf. entgehen, dafs dieses gerade mit jenen Wörtern der Fall ist? „Wir können“, sagt er S. 28, „uns denken, dafs Jemand das Gesetz an Alle giebt, und es könnte es auch in der That Jemand geben: du sollst tödten, du sollst verläumdern, stehlen u. s. w. Wer nun dies thäte (dieses Gesetz befolgte), der handelte gesetzmäßig, er handelte so wie er soll, und

doch handelte der gut? Und gesetzt, er thäte es nicht, er handelte also, wie er (nach diesem Gesetze) nicht sollte, handelte er dann schlecht? — Man könnte Alles, von dem man weiß, dafs es abscheulich, häßlich, schädlich, schändlich, schlecht ist, zusammenfallen und in ein Gesetz bringen. Was diesem Gesetze gemäß wäre, wäre gesetzmäßig, *so sollte* man handeln, und wäre das deswegen gut? Werden wir, wenn wir von Etwas, das wir für schlecht und böse hielten, erführen, dafs es in einem Gesetze geboten sey, nun sogleich unser Urtheil umdrehen und es nun für gut halten?“ — Hr. F. wird doch nicht leugnen, dafs man von solchen Gesetzen, dem Sprachgebrauche gemäß, sagen würde: Sie *sollten* keine Gesetze seyn? Bezeichnet also *Sollen* nicht offenbar eine Übereinstimmung mit der Vernunft, mit den Umständen, mit der Natur der Sache? Die nämliche Bewandniß hat es mit dem Worte *Gesetz*, das nach dem Sprachgebrauche unter anderen auch einen Satz bezeichnet, welcher die Nothwendigkeit ausdrückt, welche die Handlungen durch die Gründe erhalten, nach denen sie beurtheilt werden müssen. (Vgl. *Eberhard's Synonymik*, 3 Th. S. 176.) Was endlich das Wort *Pflicht* betrifft: so denkt gewiß Jeder, der es hört, allemal zuerst an etwas Moralisches.

So ist demnach der Sprachgebrauch der bisherigen Moralisten gegen ihren Censor leicht zu vertheidigen. — Dafs aber die bloße Form der Gesetzlichkeit Etwas gut mache, ist Keinem in den Sinn gekommen, zu behaupten. Nicht die Form des Gesetzes halten sie für den Verpflichtungsgrund, sondern durch den Ausdruck der Vernunft, durch die Vernunftmäßigkeit, wird Etwas zum verpflichtenden Gesetze. Das Gute ist nicht gut, weil es gesetzmäßig ist, sondern es ist verpflichtendes Gesetz, weil es gut ist. Aber die Erkenntniß, dafs Etwas moralisch gut ist, wird zugleich Anerkennung eines Gesetzes, wodurch es geboten wird. Der Vf. versuche nur, das Moralischgute und Moralischböse zu erklären und zu entwickeln: so wird er die Wahrheit nicht umgehen können, dafs es nicht gleichgültig ist, was wir wählen, dafs wir verbunden sind, dieses zu unterlassen, jenes zu thun. Diese Verbindlichkeit, welche wir anerkennen müssen, wir mögen sie ausdrücken, wie wir wollen, — diese sittliche Nothwendigkeit, in einen Satz gefaßt, der zugleich ausagt, wozu wir verbunden sind, was für uns sittlich nothwendig ist, — mit welchem schicklicheren Ausdrucke wird Hr. F. sie benennen können, als mit dem Ausdrucke: *Gesetz*? „Aber sich selbst ein Gesetz geben, Gesetzgeber und Gesetze-Empfänger seyn, das ist doch, meint der Vf., ein offener Widerspruch!“ Ungeachtet dessen, was S. 66 ff. gesagt wird, kann Keiner so urtheilen, der weiß, was Widerspruch ist. — Erkenne ich eine Verbindlichkeit an, Etwas zu thun: so erkenne ich ein Gesetz an. In so fern diese Verbindlichkeit aus der Vernunft hervorgeht, ist die Vernunft gesetzgebend, und da ich die Ver-

nunft nur in mir, in meinem Bewusstseyn vernehme, aus mir selbst also, als vernünftigem Wesen, die Verbindlichkeit hervorgeht: so ist es gar nicht widersinnig, zu sagen: ich sey mein eigener Gesetzgeber, besonders in sofern man dadurch einen Gegensatz gegen die Bestimmung von außen ausdrücken will, — ob es gleich nicht nothwendig ist, sich so auszudrücken. In sofern ich es aber auch bin, dessen Verhalten durch die erkannte Wahrheit oder das Gesetz bestimmt wird oder werden sollte, in sofern ich verbunden bin, mich danach zu richten: in sofern ist mir das Gesetz gegeben. — Der Vorwurf, eine solche Art sich auszudrücken sey in der Wissenschaft verwerflich, weil sie bildlich ist, scheint uns von keiner Bedeutung. Wenn der Vf. aus den Wissenschaften alle Ausdrücke verweisen will, die das, was sie darin bezeichnen sollen, zuerst nur durch eine Metapher oder andere Figur bezeichnen: so

würden sehr wenige wissenschaftliche Wörter übrig bleiben. Begriff, vorstellen, Gegenstand, Schluss, herleiten, und unzählige andere bekamen ihre gangbaren und Jedermann verständlichen Bedeutungen auf gleiche Weise.

Indessen wollen wir nicht leugnen, daß viele wissenschaftliche Schriftsteller, namentlich auch die Moralisten, nicht genug dem Mißverstände entgegen arbeiten, der aus dem Gebrauche der mehrdeutigen Wörter entstehen kann, und daß in dieser Hinsicht manche Erinnerungen des Vfs. nützlich werden könnten. Aber es ist zu besorgen, daß auch das Gute seines Buches wenig wirken werde, weil es mit so vielem Unhaltbaren und auf bloßem Mißverstände Beruhenden verbunden ist. Dazu kommt, daß sein Vortrag zwar deutlich, seine Manier aber gar zu breit, und seine Sprache äußerst lahm und nachlässig ist.

HIKL.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. 1) Landshut, b. Thomann: *Von den neuern Ursachen eines neueren Kalküls gegen die Philosophie auf deutschem Boden.* Ein Wort der Zeit an den kühnen Freund der Wahrheit. Von (dem) Prof. Salat. 1810. 51 S. 8. (6 gr.)

2) Ebenda selbst: *Von einer schöneren Hoffnung, welche der Philosophie aus dem neueren Wechsel und Sturz (Sturze) der Systeme aufblüht.* Ein Wort der Zeit an den kühnen Freund der Wahrheit. Von (dem) Prof. Salat. 1810. 64 S. 8. (6 Gr.)

Es ist nicht zu leugnen, daß das Publicum, welches bald nach Erscheinung der kantischen Kritik an den dadurch veranlaßten Untersuchungen und Streitigkeiten auf dem Gebiete der Philosophie lebhaften Antheil nahm, jetzt einen gewissen Kalkül gegen die Philosophie überhaupt aufsetzt, und daß das Zutrauen, welches die sogenannte kritische Philosophie, bey einem großen Theile des Publicums sich zu erwerben wußte, sich in eine Art von Mißtrauen gegen die philosophirende Vernunft selbst verwandelt hat, seitdem jene Philosophie einer Menge von anderweitigen Philosophien, die theils mehr, theils weniger mit jener sowohl als unter einander im Widerstreit begriffen sind, Platz gemacht hat. Auch hat der achtungswerthe Vf. der beiden obigen Schriften die Ursachen dieser Erscheinung in Nr. 1 sehr richtig angegeben. Sie sind nach S. 40. folgende: 1) das *Wechselspiel der Mode*, das in unseren Zeiten mehr als je auf dem Gebiete der Philosophie überhand genommen, und dadurch die dieser Wissenschaft gebührende Achtung vermindert hat, indem man endlich jenes losen Spiels mit neuen Formeln satt und müde wurde; 2) das *beleidigte Gefühl so mancher Besseren*, den jene Ausflüsse der Einseitigkeit, der neuen Beschränktheit sowohl als der Leidenschaft zurückstießen; und 3) die *getäuschte Hoffnung*, da ein System nach dem andern, auf das man eben gebaut hatte, dahin stürzte, und dadurch selbst die Grundvesten der Sittlichkeit und Religiosität zu erschüttern schien; wobey der Vf. nicht vergessen hat, S. 37 auf die Ansehnungen des Hochmuths, des wegwerfenden Stolzes, der Rohheit und Grobheit, dergleichen bisher aus diesem Bezirke der Literatur kein deutsches Ohr vernommen hatte, und S. 39 auf die Ausgeburten der bis zur baaren Narrheit fortgehenden Schwärmerey, wodurch Poesie, Philosophie, Religion und Physik recht bunt und kraus wie die Ingredienzien einer Hexensuppe unter einander gemischt wurden, als mitwirkende Ursachen jenes Kalküls und Mißtrauens hinzudeuten. Rec. theilt aber auch mit dem Vf. die Hoffnung, welche dieser Seite 41 ausspricht, und in No. 2 weiter zu begründen sucht, daß jene ungünstige Stimmung des Publicums gegen die Philosophie nur vorübergehend seyn könne, daß der bessere, deutsche Ernst den lächerlichen

oder ärgerlichen Unfug, der seit einiger Zeit auf dem Gebiete der Philosophie herrscht, gewiss besiegen werde, daß selbst der höhere, wissenschaftliche Standpunkt, den unsere Cultur im Ganzen bereits erreicht hat, diese schönere Aussicht verbürge, und daß daher die philosophirende Vernunft ihrem Ziele immer näher rücken müsse, wenn sie es auch nie vollständig erreiche.

Allein so sehr auch Rec. dem Vf. in allen diesen Punkten beystimmt: so wenig kann er die Darstellungsweise desselben im Ganzen billigen. Mit Recht fodert der Vf. in der Vorrede zu No. 1. S. 3. „daß der philosophische Stil“ [Vortrag], selbst als philosophische Rede“ [woszu eben diese Abhandlung ursprünglich bestimmt war], „durch eine gewisse Einfachheit, Ruhe, und besonders durch Bestimmtheit und Deutlichkeit sich auszeichnen müsse.“ Diese nothwendigen Eigenschaften eines acht philosophischen Vortrags finden sich aber leider nicht durchgängig in diesen beiden Schriften. Um die Ursachen des bemerkten Kalküls auszumitteln, schickt der Vf. einige Blicke 1) auf das Verhältniß des *Verstandes*, 2) auf das der *Phantasie* zur Vernunft und hiemit zur Philosophie voraus. Allein weder von dem einen noch von dem anderen Verhältnisse giebt er dem Leser einen recht deutlichen und bestimmten Begriff, wahrscheinlich weil es ihm selbst noch an einem solchen fehlte. Sein Raisonement ist daher in dieser Hinsicht etwas schwankend, hin und wieder auch falsch. So soll nach S. 9 in No. 1 die *Form der Philosophie* dem *Verstande* angehören. Da aber jene Form in nichts anderem besteht, als in der Form der Wissenschaftlichkeit überhaupt, sofern nämlich die Philosophie ein systematisches, in sich selbst beschlossenes Ganzes von Erkenntnissen seyn soll: so ist die Form der Philosophie eben sowohl ein Erzeugniß der philosophirenden Vernunft, als deren Materie. Auch wird die Vernunft, indem sie nach dieser Form der Wissenschaftlichkeit ringt, dabey offenbar von der Idee der Absolutheit geleitet, welche jenseits aller Verstandesbegriffe liegt. Ferner soll nach S. 25 die *Phantasie* eben so, wie der *Verstand*, zwischen *Vernunft* und *Sinnlichkeit* in der Mitte schweben. Der Vf. erklärt sich aber nicht darüber, was er denn eigentlich unter *Phantasie* verstehe, noch wie, wenn schon der *Verstand* zwischen *Vernunft* und *Sinnlichkeit* in der Mitte schwebt, auch noch die *Phantasie* da schweben könne. Überhaupt ist dieser bildliche Ausdruck nicht gut gewählt. Er kann sehr leicht zu einer crassen Vorstellung von den Gemüthsvermögen führen, ob wir gleich diese Vorstellung dem sonst einsichtsvollen Vf. nicht zutrauen. Hätt er sich aber die Mühe gegeben, hierüber genauer nachzudenken, und sich dann mit der von

ihm selbst geforderten Deutlichkeit und Bestimmtheit zu erklären: so würde er getunden haben, daß die Phantasie nichts anders als ein Zweig der Sinnlichkeit oder die durch Spontaneität zum eignen Produciren von Anschauungen und Empfindungen gesteigerte Sinnlichkeit selbst sey. Hiedurch würde er auch eingelehrt haben, daß er, um einen sichern und ordnungsmäßigen Gang in seiner Unternehmung zu nehmen, zuerst vom Verhältnisse der Sinnlichkeit und hernach von dem des Verstandes zur Vernunft und Philosophie handeln mußte. Dann würde sich auch deutlicher ergeben haben, was der Vf. eigentlich zeigen wollte, wie nämlich der Mißbrauch der Phantasie sowohl als des Verstandes auf dem Gebiete der Philosophie einen gewissen Kaltinn gegen eben diese Wissenschaft im Publicum erzeugen konnte und mußte. Doch hätte der Vf., um ganz gerecht zu seyn und seinen Gegenstand von allen Seiten zu betrachten, die Schuld von jenem Kaltinn auch nicht den Philosophen allein aufbürden, sondern zugleich bemerken sollen, wie die ungeheueren politischen Ereignisse, die sich in unserm Zeitalter mehr als je drängten, so daß immer eins dem anderen Schlag auf Schlag folgte, die Theilnahme des Publicums an den stilleren Verhandlungen der Philosophen mindern, und die Aufmerksamkeit desselben, besonders in Deutschland, auf die weit größeren und geräuschvolleren Erscheinungen der Außenwelt lenken mußten. Denn da, wo Leben, Freyheit und Eigenthum von allen Seiten bedroht werden, wo das Unrecht sich mit frecher Stirn an die Stelle des Rechtes setzt, wo ein Volk selbst das Theuerste, was es hat, seine ganze Nationalexistenz gefährdet sieht, da ist es wohl kein Wunder, wenn das deutsche Publicum die Streitigkeiten der Philosophen über Realismus und Idealismus, Rationalismus und Empirismus, Dogmatismus und Skepticismus, nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern selbst mit einer Art von Widerwillen betrachtet, weil sie den inneren Zwiespalt der Nation und somit die Gefahr der Vernichtung noch zu vermehren scheinen.

In der zweyten Schrift, die der Philosophie eine schönere Aussicht in die Zukunft öffnen soll, wo also der Vf. als ein tröstender, belehrender und ermahrender Prophet zu seinen Mitarbeitern auf dem Gebiete der Philosophie spricht, hat er sich doch nicht vor ähnlichen Mißgriffen bewahrt, und ebendadurch den Eindruck seiner Tröstungen, Belehrungen und Ermahnungen geschwächt. Er wirft auch hier wieder einige Blicke (diese scheint ein Lieblingsausdruck des Vfs. zu seyn) auf das *Wesen* oder den *Geist* der Philosophie, und besonders auf das Verhältniß zwischen *Wesen* und *Form*, um zu zeigen, daß nach den Niederlagen der Form (der philosophischen Systeme) in der neueren Zeit man endlich anfangen müsse und werde, mehr auf das Wesen oder den Geist der Philosophie zu achten. Er hat aber nicht bedacht, daß der *Form* eigentlich die *Materie* entgegensteht, und daß das *Wesen* oder der *Geist* der Philosophie sich auf *Form* sowohl als *Materie* bezieht, weil beide ein unzertrennliches Ganzes machen, und sich daher nur in der Abstraction und Reflexion trennen lassen. Der Vf. versuch' es doch einmal, die Philosophie (seine eigene oder eine fremde) darzustellen, wenn auch nur innerlich für sich selbst, ohne ihr zugleich eine bestimmte Form zu geben! Wohl ist dem Rec. der Unterschied des Wesentlichen und des Zufälligen in Ansehung der Form nicht unbekannt. Aber eben um dieses Unterschiedes willen durfte der Vf. nicht, wie so manche neuere Philosophen, der Form schlechthin das Wesen entgegenzusetzen: Durch diesen falschen Gegensatz hat das ganze Raisonement des Vfs. in Nr. 2 etwas Schwankendes oder Schielendes bekommen, und am Ende muß er selbst die Einheit des Wesens und der Form in der höchsten Vernunftidee von der Philosophie als Wissenschaft eingestehn.

Löblich ist es, daß der Vf. auf Beachtung des Sprachgebrauchs auch bey Philosophiren dringt. Denn jener Gebrauch, so willkürlich er auch zuweilen scheint, hat doch meistens seinen guten Grund in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit unseres Geistes, um deren Erforschung es ja eben

dem Philosophen zu thun ist. Dieser darf daher den Sprachgebrauch da, wo er etwa schwankend oder nicht recht passend ist, um die philosophischen Begriffe bestimmt und treffend zu bezeichnen, näher bestimmen und berichtigen, aber nicht ihn überhaupt schändet verachten und gleichsam mit Füßen treten, wie es in neueren Zeiten so oft geschah. Indessen fürchtet Rec., daß auch der Vf. selbst den Sprachgebrauch ohne Noth verletze, wenn er S. 49 in Nr. 2 das Wort *Anschauung*, das schon seiner Abstammung nach ganz offenbar in die Sphäre der Sinnlichkeit gehört, und von den meisten deutschen Philosophen immer nur innerhalb dieser Sphäre gebraucht werden ist, auch auf die Sphäre der Vernunft übertragen und so der sinnlichen Anschauung eine vernünftige gegenüber stellen will, wozu ihn wahrcheinlich die sogenannte intellektuale Anschauung einiger neuerer Philosophen veranlaßt hat. Nach unserer Überzeugung ist *sinnliche Anschauung* ein Pleonasmus, wie *sinnliche Empfindung*; und da der Sprachgebrauch dem höheren Vorstellungs- und Erkenntniß-Vermögen das Denken als seine eigenthümliche Function angewiesen hat: so ist gar kein Grund vorhanden, warum man diesen Sprachgebrauch verlassen und dem Verstand oder der Vernunft statt des Denkens durch Begriffe oder durch Ideen das Anschauen unterstieben, und selbst von intellektualer oder rationaler Anschauung reden soll. Daß das griechische Wort *Idee*, worauf sich der Vf. beruft, ursprünglich auch vom Sehen hergenommen ist, und doch jetzt vorzugsweise von Vernunftvorstellungen gebraucht wird, rechtfertigt jene Abweichung nicht. Denn für uns hat jenes fremde Wort seine etymologische Bedeutung gänzlich verloren, welches bey einheimischen Worte *Anschauung* nicht der Fall ist. Dasselbe gilt vom Worte *Erscheinung*, welches der Vf. auch in die Region des Höheren oder Überfinlichen übertragen will. *Erscheinung* ist nach dem herrschenden Sprachgebrauche das sinnlich Wahrnehmbare. Wiessen nun auch *Vorstellungen* und *Bestrebungen* Gegenstände des inneren Sinnes werden können, in sofern man man freylich auslegen, daß Wahrheit, Tugend, Recht, u. s. w. dem geistigen Auge erscheine, wie der Vf. meint. Aber im Grunde ist dieser letzte Ausdruck doch eine bloße Metapher, und das Höhere, Vernünftige, Absolute selbst, das wir durch Ideen denken, schlechthin und als solches eine Erscheinung zu nennen, ist immer wider den Sprachgebrauch und eine Willkürlichkeit, deren sich der Vf. und jeder andere Philosoph billig enthalten sollte, um Mißverständnisse und unnütze Streitigkeiten zu vermeiden. Eben diese, oft nur aus Verletzung des Sprachgebrauchs hervorgegangenen Mißverständnisse und Streitigkeiten sind es ja, welche jene Spöttereyen über die Philosophie größtentheils veranlassen, worüber der Vf. hin und wieder klagt, und nicht mit Unrecht, weil der Spott eigentlich nur diesen oder jenen Philosophen und seine sogenannte Philosophie, nicht aber die Philosophie überhaupt hätte treffen sollen, von der doch kein denkender Kopf lassen kann, man mag sie verpöten oder verschreyen, so viel man wolle.

Endlich muß Rec. den Vf. noch bitten, auf seinen Stil überhaupt, und besonders auf seinen Periodenbau mehr Fleiß zu wenden. Denn manche seiner Sätze sind so gedehnt und so verwickelt, daß sie fast unverstänlich werden. Man lese z. B. nur den Satz in Nr. 2. S. 43, den wir, um den Raum zu schonen, nicht hersetzen wollen. Da man aus andern Stellen sieht, daß der Vf. besser schreiben kann: so ist er seinen Lesern schuldig, sie auf alle Weise mit solchen weilschweifigen, holperigen und verworrenen Perioden zu versehen; er ist es auch sich selbst schuldig, wenn er seinen Überzeugungen bey Anderen Eingang zu verschaffen wünscht; ja er ist es sogar der Philosophie schuldig, deren Ansehen in neueren Zeiten auch dadurch gesunken ist, daß so Viele als philosophische Schriftsteller auftraten, die noch nicht einmal gelernt hatten, ihre Gedanken logisch und grammatisch richtig vorzutragen.

Ur,

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 A P R I L, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comtoir:
Herrnschwand. Über die Mittel, den öffentlichen Credit in einem Staate herzustellen, dessen politische Ökonomie zerstört worden ist.
Deutsch herausgegeben von dem Obristen von Massenbach. 1810. XXXII u. 204 S. 8. (18 gr.)

„Das Mittel (sagt Hr. v. M. in der Vorrede), welches in dieser Schrift vorgeschlagen wird, den öffentlichen Credit in einem Staate herzustellen, dessen politische Ökonomie durch einen unglücklichen Krieg zerstört worden ist, beruht darauf, daß der Staats-Chef damit den Anfang macht, dem Staate eine auf richtigen Grundsätzen beruhende Verfassung zu geben.“ Er meint mit diesem Staate *Preussen*, entwickelt dessen ehemalige fehlerhafte Cabinetsverfassung, und sagt endlich, nur diejenige Verfassung sey zweckmässig, worin der Souverain von vier Ministern umgeben sey, und diese Minister durch einen permanent arbeitenden Staatsrath und einen eben so permanent constituirten Senat auf den Staats- und Groß-Kanzler wirken könnten. In einem so eingerichteten Staate könne die vom Vf. zum Heil der Welt producirt Idee fruchttragend seyn: der Vf. (ein geborner Schweizer) habe viele Schriften über die politische Ökonomie herausgegeben, und da diese vortrefflichen Schritten zu wenig in Deutschland bekannt wären: so würde hier die Übersetzung eines Auszugs aus dem größeren Werke von ihm gegeben, welches den Titel führe: *De l'Economie politique et morale de l'Espece humaine*, London, bey Langer und Graham. — Hr. v. M. ist der Meinung, „daß diese Schrift dem bedrängten Preussen wieder aufhelfen könne.“ — Wenn die Vorrede des Hn. v. M. zu den größten Erwartungen gerechtfertigt: so spannt der Vf. die Neugierde des Lesers dadurch noch mehr, daß er in seiner Vorrede in dem Werke versichert, es sey das Resultat der Beobachtungen, des Nachdenkens und der Arbeiten von 30 Jahren, und es treffe ihn nur das Unglück, daß seine Schriften in England weder vom Publicum, noch von den Kritikern verstanden würden.“ Die Schrift selbst stellt folgende Hauptmaximen auf: Der fortschreitende Wohlstand eines Staats gründet sich auf die fortschreitende Vermehrung der Einwohner, diese auf Vervollkommenung des Ackerbaues und der Manufacturen. Im anderen Falle erfolgt zuerst Stillstand, dann Rückschritte. Das an-

haltende Fortschreiten der Bevölkerung und der Cultur des Ackerbaues und der Fabriken kann nicht Statt finden; wenn nicht auf gleiche Weise die Tauschmittel (Geld) vermehrt werden.“ Dieser Grundsatz ist an und für sich richtig; aber die Vermehrung der Tauschmittel oder des Geldes ist die unmittelbare Folge der steigenden Production, und folgt daraus von selbst: man darf sich da, wo viel und gut producirt wird, wo Nachfrage nach Producten ist, nicht ängstlich nach der Vermehrung des Numerärs umsehen. — „Man hat edle Metalle als Tauschmittel eingeführt, und seit dieser Erfindung hat sich die engste Verbindung zwischen dem Gelde und den umzusetzenden Producten eingefunden, so daß nur mit der Vermehrung des Geldes auch die Production steigen kann. Die Geschichte weist demnach kein Volk auf, das nicht in der Cultur stieg, sobald man im Stande war, eine große Masse edlen Metalls in Cours zu setzen.“ Die Geschichte von Spanien beweist gerade das Gegentheil. Seit der Eröffnung der Gold- und Silber-Minen in Südamerika fiel Spaniens Cultur von Jahr zu Jahr immer mehr, und das kam daher, daß mehr edle Metalle in Cours gesetzt wurden, als die Production in Spanien verlangte; da aber, wo eine große Production viele edle Metalle zum Umtausch verlangt, da finden wir Producte und Geld neben einander im Überflusse. Darum häuft die Production das Geld an; aber das Geld, welches man künstlich vermehrt, vergrößert keineswegs die Production. — „Daher müssen denn die Regierungen beständig, jedoch im richtigen Verhältnisse zu der Production der Sachen, das Geld vermehren. Beobachten sie dieses Verhältniß nicht, so daß sie zu viel in Cours setzen: so steigen die Preise der Sachen zu unverhältnismässig, und dies vermindert ihren Verbrauch; oder, wenn sie zu wenig Geld in Cours setzen: so sinken die Preise der Sachen zu sehr, welches die Producenten in ihrem Fleiße muthlos macht, weshalb die Cultur stehen bleibt.“ Wenn die Regierungen von jeher sich um den Geld-Cours weiter nicht bekümmert hätten, als daß sie durch einen Stempel von Policey wegen die ihnen von der Nation dargereichten edlen Metalle als Geld bestätigt hätten, dessen Nominalwerth dem inneren entspräche: so würde jedesmal so viel Geld in Cours seyn, als der Tausch erforderte. Seitdem aber die Regierungen an der Münze profitirt haben, ist der Fall nirgends eingetreten, daß zu wenig Zahlungsmittel in Cours gesetzt gewesen wären, besonders als sie von dem sal-

schen Grundsatz ausgingen: „Man dürfe nur die Zahlungsmittel vervielfachen, um die Production der Sachen zu heben.“ Es ist auch ganz falsch, zu glauben, daß das Sinken der Preise der Sachen nachtheilig sey, wenn weniger Geld, wie vorher, *in Cours komme*. Denn bey einer großen Production und Thätigkeit, die sich auf alle Gegenstände der Industrie verbreitet, kann dieser Erfolg nur dann eintreten, wenn das von der Regierung überflüssigerweise vermehrte Geld auf seinen wahren Werth herabfällt, und dies ist weiter nichts, als ein Übergang der Täuschung zur Wahrheit. — „Es giebt demnach zwey Hauptbedingungen, worauf die ungestörte Entwicklung der Völker beruht: 1) Sie müssen beständig in dem Besitz aller edlen Metalle seyn, welche erforderlich sind, die Production zu unterstützen. 2) Daß die Vermehrung der edlen Metalle im richtigen Verhältnisse zu der Production fortchreite. Dies ist sehr richtig, nur dürfen sich die Regierungen darum gar nicht direct bekümmern. Werden sie nur für eine gute National-Erziehung Sorge tragen, welche die Köpfe aufklärt: so werden die Unterthanen auch diejenigen Erzeugnisse, welche ihr Vaterland hervorbringt, so vollkommen cultiviren, daß Nachfrage danach entsteht, und der dadurch bewirkte Umtausch wird gerade so viel Tauschmittel in Cours setzen, daß das richtige Verhältniß zwischen Geld und Sachen erhalten werden kann. Wir haben selbstständige Handelsplätze gekannt, Hamburg und Danzig, welche weder Geldmünzen noch Staatspapiere in Cours setzten, und denen es nie an Numerär fehlte, so lange ihre Gewerbe gingen. — „Der auswärtige Handel ist nicht das Mittel, jene Bedingungen zu erfüllen; es können zwar allerdings durch denselben die edlen Metalle aus fremden Ländern eingeführt werden, aber es ist moralisch unmöglich, daß solches in dem Verhältnisse geschehen könne, als es die steigende Wohlfahrt erfordert; denn da der auswärtige Handel steigend und fallend ist: so würde der innere Wohlstand von diesem Schwanken abhängig werden.“ Wenn wir dies auch zugeben, und annehmen wollen, der auswärtige Handel sey nicht die einzige Basis des Nationalwohlstandes: so ist es doch auf alle Fälle die den Umständen und der Localität angemessene Sachenproduction, welche die erforderlichen edlen Metalle in Umlauf bringt, ohne daß man sie künstlich vermehren darf, und in einem solchen Lande werden die Geldwechsler schon dafür sorgen, daß es nicht am Gelde fehlt, wenn Nachfrage danach ist. — „Gold- und Silber-Minen sind eben so wenig zulänglich, das nöthige Geld hervorzubringen, als der auswärtige Handel, theils weil ihre Producte zu Gefäßen gebraucht werden, theils weil sie nicht immer gleiche Ausbeute geben. Ja, alle vorhandenen Minen sind nicht hinreichend, Europa seinen Bedarf an Numerär zu verschaffen, und es ist daher eine Thorheit europäischer Souveraine gewesen, wenn sie geglaubt haben, den Bedarf der Zahlungsmittel allein aus den Resultaten des auswär-

tigen Handels und ihrer Gold- und Silber-Minen zu bestreiten.“ O, hätten doch die europäischen Souverains keine andere Thorheit begangen, als diese, wie gut stünde es um die Völker! Man sieht übrigens hieraus, daß der Vf. nicht begreift, daß auch bey wenigen Zahlungsmitteln großer Wohlstand denkbar ist, indem, um diesen zu bewirken, man früher viel Sachen, als viel Geld haben muß. In sofern Geld nur Sachen repräsentirt, kann 1 Rthlr. so gut 2 Scheffel als 1 Scheffel Roggen vorstellen, und der Geldreichthum steigt nur um deshalb mit dem Sachenreichthum, als Metalle selbst-Sachen sind. — „Wie haben es denn die Souverains anzufangen, den Mangel edler Metalle durch Surrogate zu ersetzen? Durch die künstliche Vermehrung derselben, vermöge des Credits.“ Hier haben wir denn wieder einmal die Büchse der Pandora, aus der Assignaten, Mandate, Bancozettel und Treforcheine für alle Völker so vielfach wegen der größten Täuschung gelassen sind, indem man glaubte: „Man dürfe nur künstliches Geld in Cours setzen, um Sachenreichthum und mit ihr Wohlstand der Völker hervorzuzaubern. Es kann ein natürlicher Umtrieb edler Metalle Statt finden, und auch ein künstlicher; jener ist der des baaren Metallgeldes, dieser ist der der Surrogate des Metallgeldes. Zu diesem Behuf hat man Papier als leicht transportabel, und weil darauf große Summen ausgedrückt werden können, gewählt. Jedes Papier, welches Geld repräsentiren soll, kann dies nur mit Erfolg bewirken, wenn die Gewißheit der Realisation existirt. Diese Gewißheit nennt man Credit, und dieser Credit ist öffentlich, wenn die Regierung die Realisation verbürgt. Man kann aber auch zwischen Creditpapier und Papiergeld einen Unterschied machen; ersteres ist ein solches, welches stets realisirbar, das letztere, welches an sich Surrogat des Metallgeldes ist. Das Creditpapier hängt von der unabänderlichen Gewißheit ab, daß es zu jeder Stunde in baares Geld umgesetzt werden könne. Es muß daher stets so viel baares Geld im Rücken haben, als sein Nennwerth beträgt; und wenn alles ausgegebene Creditpapier zur Verfallberung präsentirt würde: so muß das baare Geld in Cassa seyn. Deshalb ist dieser Credit denn auch nicht hinlänglich die Cultur zu fördern, weil er von der vorräthigen Quantität des Metallgeldes abhängt. Hätte man sich überzeugen wollen (eigene Worte des Vfs.), daß die beständig zunehmende Wohlfahrt eines Ackerbau treibenden Volks nothwendig von der beständig zunehmenden größeren Geschwindigkeit des allgemeinen Umtriebs, und diese größere Geschwindigkeit nothwendig von einer größeren, immer zunehmenden Masse edler Metalle abhängig sey: so würde man nicht so thöricht gewesen seyn, zu glauben, man könne die politische Ökonomie eines Ackerbau treibenden Volks auf ein Creditpapier gründen, das nach der Willkühr des Besitzers realisirt werden müsse. Deshalb sey denn evident, daß der öffentliche Credit nur bey der zweyten Art seines Einflusses Seegen bringend sey.

oder wenn die Beherrscher der Völker sich den unumschränkten Gebrauch aller erforderlichen edlen Metalle eigen zu machen verständen, um dadurch die Völker zu einem vollständigen allgemeinen Umlauf ihrer ausgeprägten edlen Metalle, und mithin zu dem höchst möglichen Grade ihrer Vollkommenheit zu heben.“ — Das ist ja wieder *Lavois Plan*, der unter dem Prinzen von Orleans ausgeführt wurde. Wir gestatten nur einen *Privat-Credit*, wenn von Beförderung der Nationalindustrie die Rede ist, der das Papier (Wechselbriefe) statt des Metallgeldes in Cours setzt; keineswegs den sogenannten öffentlichen Credit durch Creditpapier oder durch Surrogat des Metallgeldes. Denn keine Regierung oder Staat ist sicher, jedesmal ihre versprochenen Verbindlichkeiten erfüllen zu können, und ein Credit, der Nutzen haben soll, muß auf dieser Sicherheit beruhen. Halten zwey Privatpersonen sich nicht das gegebene Wort: so verliert nur eine von beiden dabei; hält der Souverain nicht Wort: so verliert die ganze Nation. Ist in selbstständigen Staaten diese Garantie nicht immer sicher: so ist sie es noch weit weniger in Staaten, die von anderen abhängen, und hier lehrt es in unseren traurigen Zeiten die Erfahrung nur zu sehr, daß die Regierungen sehr oft versprechen, was sie nicht halten können. — Das baare Geld hat vor allem und jedem Papier, welches Geld vorstellen soll, den außerordentlichen Vorzug, daß es die Garantie für seinen Werth mit und in sich herumträgt, und in alle Hände überliefert, worin es roult. — Nachdem der Vf. das Schwankende aller Circulationsbanken dargestellt hat, welche nur stets einen Theil ihrer ausgegebenen Papiere im baaren Gelde besitzen: kommt er denn endlich auf seinen großen Gedanken, der alle Völker beglücken soll, und dieser ist kein anderer, als daß man Creditpapiere einführe, welche nur zu gewissen Zeiten realisirbar zu werden brauchten. — „Die Regierung z. B. soll 25 Emissionen Creditpapiere machen, welche von 1 bis 25 numerirt werden. Es soll (S. 107 bis 113) eine jede Emission aus 800,000 Livres bestehen, und von der Beschaffenheit seyn, daß eine jede derselben in dem Zeitraume von 25 Jahren, und zwar am Schlusse eines jeden Jahres, in edle Metalle realisirbar ist. Diese 25 Emissionen des öffentlichen Credits werden also mit den Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6 bis 25 gestempelt, um für eine jede das Jahr zu bestimmen, nach dessen Verfluß sie realisirt werden muß. In einer jeden der 25 Emissionen können die 800,000 Livres in so viele einzelne kleinere Emissionen abgetheilt werden, als man es für gut hält, und die kleinste Emission würde man so bestimmen, daß doch noch immer eine verhältnismäßige Masse wirklicher edler Metalle im Umlaufe bliebe. Unmittelbar nachher, wenn diese 25 Emissionen Creditpapiere angefertigt worden, werden von der Regierung 800,000 Livres in wirklichen edlen Metallen, als ein Unterpfand, zur Realisirung der ersten Emission niedergelegt, und zu diesem Unterpfand noch 200,000 Livres hinzugefügt, welche

Summe dazu dienen soll, für eine jede der 25 Emissionen Ein Procent Zinsen bezahlen zu können. Diese 200,000 Livres sind nämlich die Zinsen für die ganze Summe der 20,000,000. Nach Verlauf des ersten Jahres, es sey nun, daß die Realisation der ersten der 25 Emissionen entweder ganz oder nur theilweise verlangt worden, deponirt die Regierung wieder 800,000 Livres in wirklichen edlen Metallen, um zum Unterpfande der zweyten Emission zu dienen. Sie fügt zu diesem Depot 192,000 Livres hinzu, welche zur Bezahlung der Zinsen der 24 übrig bleibenden Emissionen gebraucht werden. Nach Verlauf des zweyten Jahres, es sey nun, daß die Realisirung der zweyten der 25 Emissionen entweder ganz oder nur zum Theil verlangt worden ist, deponirt die Regierung wieder 800,000 Livres in wirklichen edlen Metallen, um zur Realisirung der dritten Emission gebraucht zu werden. Sie fügt zu diesem Depot 184,000 Livres hinzu, um davon die Interessen der 23 übrig bleibenden Emissionen zu bezahlen. Und auf diese Art bewirkt die Regierung die Realisirung der 25ten und letzten Emission, unter der unabänderlichen Bedingung, zu diesen Unterpfändern nicht nur einen gewissen Theil ihres gewöhnlichen öffentlichen Einkommens zu verwenden, sondern auch zu dieser großen Nationalanstalt ein besonderes allen Staatsbürgern zu allen Zeiten zugängliches Haus zu widmen.“ Wenn zwar diese Geldfabrication der Idee nach besser seyn mag, als die bisher üblichen: so haben wir schon früher erklärt, daß wir überhaupt alle directe Einmischung der Regierung in den Geld-Cours tadeln, und es kann nur eine solche davon vielleicht Gebrauch machen, welche durch Verschwendung, Krieg oder Unglücksfälle dahin gekommen ist, Schulden contrahiren zu müssen, und noch Credit besitzt oder schon Papiergeld eingeführt hat; ohne Noth aber ein solches Mittel anzuwenden, und zwar zur Hebung der Industrie, das finden wir nicht gerathen. Der Vf. fährt dann fort, die Staatsbürger in abhängige und unabhängige Verzehrer zu theilen. Die Unabhängigen sind solche, welche jeden Augenblick Käufer werden können, ohne daß sie vorher Verkäufer gewesen; Abhängige sind solche, welche nicht Käufer werden können, wenn sie nicht vorher Verkäufer waren. Die unabhängigen Verzehrer sind die *Besitzer des baaren Geldes*, die abhängigen *Ackerbauer und Manufacturisten*. — Wenn das Geld, welches einen reellen Werth haben soll, einmal durch Arbeit verdient seyn muß: so kann diese Eintheilung nicht anders als unrichtig seyn. Man sieht aber klar daraus, daß *Herrnschwand* meint, man könne Geld machen, und es dürfe nicht durch Arbeit (geistige oder mechanische) verdient werden. „Aus jener Eintheilung folgt, 1) daß die Consumtion der Producte früher unabhängige Consumenten als abhängige erfordert; 2) daß die Consumtion unabhängiger Consumenten der Maßstab der Consumtion der Abhängigen sey; 3) daß die Consumtion der unabhängigen Consumenten die allge-

meine Consumtion begründe.* — Dieß alles reducirt sich auf den Grundsatz: daß die durch Production hervorgebrachten Sachen, welche die Consumtion einer Nation übersteigen, zurückgelegt, erspart oder angelegt sind, den Grad ihrer Cultur, das Steigen und Fallen derselben und ihren Reichthum bestimme, der wieder der Regulator der allgemeinen Consumtion ist. — Die Idee des Vfs. ist falsch: *Die Regierungen könnten durch die Emission großer Summen von Numerär viele unabhängige Consumenten machen*, wie er in der Folge näher entwickelt, indem er S. 130 f. behauptet: die Staatschefs müßten großen Aufwand, und durch diesen viele unabhängige Consumenten machen, deshalb in ihren Händen viel Numerär zusammenzubringen suchen; es geschähe dadurch, daß sie (S. 138) die edlen Metalle nach Gutdünken vermehrten.

Dieß sey genug, ein System zu entwickeln, welches seit *Laws* berühmter *Mississippi-Compagnie* von allen Staaten mehr oder weniger praktisch ausgeübt worden, wodurch sie alle an den Abgrund gekommen, und welches jetzt in Frankreich fast ganz allein vernichtet, und noch neuerlich sehr gründlich in der *Pallas* Heft 1. 1810, von *Simon de Sismondi* widerlegt worden ist. Vielleicht könnte dieß System in England, wo es nicht an Circulationsbanken fehlt, die weit mehr Papiere ausgeben als sie realisiren können, von Nutzen seyn, um ein Verhältniß zwischen Papier und Geld herzustellen; wahrscheinlich würden aber die Papiere der 25ten Emission gegen die der ersten sehr viel verlieren. — Wie aber Hr. v. M. dieß dem preussischen Staate hat empfehlen können (worin nur allein durch großen Fleiß, Mäßigkeit und angestrenzte Arbeit die Herstellung des Nationalwohlstandes denkbar ist, wenn die Regierung fortfährt, Hindernisse, welche der Cultur im Wege stehen, wegzuräumen, und die schon übertriebene Masse von Creditpapieren, welche rouliren, auf alle Art zu vermindern), kann man nur seiner Unkunde der Nationalökonomie zuschreiben. K — n.

ALTONA, b. Hammerich: *Sullys Geist der Staatsverwaltung*. Aus seinen eigenen Geständnissen in Hinsicht der wichtigsten Gegenstände dargestellt. Mit beyfälligen Marginalien. 1810. 126 S. (14 gr.)

Wohl mit Recht wird *Sully* immer unter die

größten Staatsmänner gezählt werden, welche Frankreich je besaß. Zwar war auch er nicht frey von Vorurtheilen, seine oft übertriebene Abneigung gegen Fabriken und Manufacturen ist davon ein hinlänglicher Beweis. — und wie könnte man auch billiger Weise selbst von dem größten Manne verlangen, daß er sich über alle herrschenden Ideen seines Zeitalters erheben sollte? — wohl aber war er darum, nach dem Maßstabe seiner Zeit gemessen, nicht minder groß. Eine Vergleichung zwischen *Sully* und *Colbert*, womit die vorliegende Schrift beginnt, möchte aber auch wohl schon deshalb unpaslich seyn. Beide lebten in verschiedenen Zeiten, auf beide hatten verschiedene herrschende Ideen ihren Einfluß geübt, freylich auf *Colbert* mehr als auf *Sully*, denn das sogenannte Mercantilsystem hatte sich zu den Zeiten des Ersteren schon ungleich mehr ausgebildet, beide lebten unter verschiedenen Umständen, und was von der höchsten Wichtigkeit ist, unter zwey ganz verschiedenen Regenten. Wohl mag es wahr seyn, daß *Ludwig XIV* *Colberts* Plänen unbedingt beypflichtete, während *Heinrich* selbst prüfte und ins Einzelne ging; dagegen aber wollte *Heinrich* das Beste seines Volks, *Ludwig* den Glanz des Reichs, er liebte nur den äußeren Schimmer. *Heinrich* ertrug Widerspruch, bey *Ludwig* war dieß wenigstens nicht immer der Fall. Was *Sully's* Ruhm ewig festbegründet, war seine makellose Redlichkeit, seine strenge Ordnungsliebe, mit welcher er die Finanzen und alle unter seiner Leitung stehenden Zweige der Staatsverwaltung behandelte. Dieser Geist der Ordnung und Punctlichkeit leuchtet aus den Memoiren des großen Mannes allenthalben hervor. Bey *Sully* war keine Systemsucht, davon hielt er nichts; er war ein praktischer Mann in dem edelsten Sinne des Worts, und nur ein solcher wird sich bey der Verwaltung vor den Mißgriffen zu hüten wissen, welche die Sucht, allgemeine Regeln aufstellen zu wollen, sonst beynah unvermeidlich nach sich zieht. Was die vorliegende Schrift im Besonderen betrifft: so enthält sie eine sehr passende Auswahl der Maximen und Grundsätze *Sully's*, vorzüglich in Beziehung auf die Finanzverwaltung. Die als Noten beygefügtten Marginalien enthalten dazu manche sehr passende durch Beyspiele erläuterte Ausführungen und Belege.

A. A.

K U R Z E A N Z E I G E N.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Berlin, b. Hayn: *Der preussische Staatssecretär*. — Ein Handbuch zur Kenntniß des Geschäftskreises der oberen Staatsbehörden, ihrer Titulaturen und Adressen, so wie auch zum schriftlichen Gedankenvertrage in der höheren und niederen Schreibart mit beygefügtten Mustern, nebst einem Verzeichniß der Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens erster und dritter Classe, von J. D. F. Rumpff, expedirendem Secretär bey der berlinischen Accise- und Zoll-Direction. 1810. 288 S. 8. (1 Rthlr.) Der lange Titel sagt Alles, was das Werk enthält. Ihm

kommt die Umbildung der obersten Staatsverwaltungsbehörden, in sofern sie zur Zeit der Herausgabe bekannt war, sehr zu Statte, und ein solcher allgemeiner Rathgeber ist bey jeder neuen Organisation Bedarfs, um nicht nur die gehörigen Adressen, sondern auch die Formlichkeiten, die dabey zu beobachten sind, zur Kenntniß des Publicums zu bringen. Man versteht dann sehr gern, wenn ein solcher Nothhelfer nicht überall anstiftet, und wenn er in wichtigen und interessanten Lagen nicht solche Hülfe leistet, wie man erwartete und erwarten darf. J. Rbb.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 A P R I L , 1811.

J U G E N D S C H R I F T E N.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Magazin gemeinnütziger Belustigungen und Beschäftigungen für die Jugend*. Ein Pendant zu dem neu eingerichteten Elementarwerke von E. G. Bräder, Pastor zu Beuchte im Fürstenthum Hildesheim. Erster Theil. Gesellschaftliche Belustigungen und Beschäftigungen. Zweyter Theil. Beschäftigungen aufser der Gesellschaft. 1809. XVI, 214 und 136 S. 8. (20 Gr.)

Der würdige Vf., der sich um das Studium der lateinischen Sprache als Grammatiker ein allgemein anerkanntes Verdienst erworben, erscheint hier von einer anderen Seite, nämlich als Beförderer nützlicher Thätigkeit und unschuldiger Aufheiterung im Familienkreise. Die Vorrede zeigt hinlänglich, mit welchem soliden Geiste er seinen Zweck auffasste und verfolgte. Das Meiste von dem, was er hier zur Erholung für die Jugend aufstellt, ist, — obgleich es keineswegs von dem Vf. erfunden, sondern nur gesammelt wurde — zweckmäßig gewählt; zwar mit unter ein wenig zu umständlich, und im selteneren Falle nicht so ganz anschaulich, aber im Ganzen zweckmäßig vorgetragen: so daß die Schrift mit Recht den Namen einer praktischen verdient, und der Empfehlung werth ist. Wir wünschen nicht, daß dieses im Allgemeinen günstig gefällte Urtheil durch die einzelnen Bemerkungen niedergeschlagen werde, welche wir dem Inhalte beysügen, ja wir bedauern es, daß wir gleich bey dem ersten Capitel des Buchs gerade die schwächste Seite des Vfs. nicht unbemerkt lassen dürfen; wir wünschen aber, daß diese den Leser nicht abhalten möge, den Werth des Ganzen, ungeachtet dieser Fehlerhaftigkeit, zu erkennen und es sich empfohlen seyn zu lassen. Hier eine gedrängte Übersicht des Inhalts:

Das 1ste Cap. liefert Materialien zu einer Wörternsammlung, und giebt den sehr nützlichen und mannichfaltigen Gebrauch derselben an. Die Wörter werden aus der Naturgeschichte, der Geographie, der Geschichte und Mythologie genommen, und Hr. B. giebt Übersichten dieser Wissenschaften, in welchen die Wörter, welche ausgehoben werden sollen, durch den Druck kenntlich gemacht werden. Hier finden wir die Übersicht der Geographie auffallend falsch, und zwar nicht bloß durch die politischen Veränderungen in den spätern J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

ren Jahren, sondern auch durch sehr viele andere, theils recht wunderliche und lächerliche Angaben, die nie wahr gewesen sind, und die es deutlich genug beweisen, daß der Vf. von Geographie nichts versteht. Wollte Rec. die Fehler aufzählen: so würde vielleicht ein halber Bogen dieser Blätter dazu nicht hinreichen. Er möchte daher lieber rathen, diese 26 Seiten als leer zu betrachten. Hr. B. aber hätte überlegen sollen, daß eine gute Übersicht einer Wissenschaft mehr erfordert als oberflächliche Kenntniß. — Im 2ten Cap. folgen Aufgaben zur gesellschaftlichen Beschäftigung und Belustigung; alle recht zweckmäßig, bis auf die Logogriphen, die wohl eher Langeweile als Belustigung gewähren dürften. — Das 3te Cap. enthält gesellschaftliche Spiele. Es werden sechs dergleichen angegeben: zwey derselben stehen schon in *GutsMuths* Spielen für die Jugend; eins ist als bloßes reines Hazard-Spiel nicht zu empfehlen, und eines ist als wohlbekanntes und bloßes Zielwerfen gerade nicht werth, unter diese sehr beschränkte Zahl von Spielen aufgenommen worden zu seyn. — Das 4te Cap. sorgt recht gut für die Belustigung arithmetischer Köpfe, es giebt nämlich gut gewählte Rechenkunststücke. — Das 5te Capitel liefert Anagrammen, Charaden und Räthsel sammt den Auflösungen. Hier schließt der erste Theil. Der zweyte enthält eine recht gut ausgeführte Anweisung zu Sammlungen von Natur- und Kunst-Producten. Es macht dem Verstande und dem Herzen des Vfs. Ehre, wenn seine vorgeschlagenen und vorgezeichneten Sammlungen aus guten Gründen nicht auflebendige Geschöpfe gehen. Er äußert sich darüber sehr richtig.

yn.

HALLE, in der Waisenhausbuchhandlung: *Vater Burgheims Reisen mit seinen Kindern, und Erzählungen von seinen ehemaligen Reisen, zur Kenntniß der Natur, der Kunst und des Menschenlebens*. Ein nützliches Unterhaltungsbuch für die Jugend. Von G. W. Mundt (damals Feldprediger des Dragoner-Regiments v. Irwing). Erste Sammlung. 1801. 240 S. Mit 5 Kupf. Zweyte Sammlung. Eine Reise nach Schlessien enthaltend. Erste Abtheilung. 1804. 328 S. 8.

Die erste Sammlung enthält Burgheims Spazierreisen mit seinen Kindern in die Umgebungen seines Wohnortes. Die Kohlen und das Kohlenbrennen, die Kienraupe, die Ameise, Unglücksfälle

M

durch Schießgewehr, der Schmetterling, die Schreibkunst als eine der wichtigsten Erfindungen, und die Bereitung des Papiers, ehemals und jetzt, nebst einigen schönen Naturscenen: dies ist der Stoff der gesellschaftlichen Unterhaltung. Die zweyte Sammlung enthält die erste Abtheilung einer Reise durch Niederschlesien bis Flinsberg, Meßersdorf und Liebwerda. Eine genauere Angabe des Inhalts würde uns zu weit führen. Der Stoff, zumal der ersten Sammlung, scheint sehr einfach; aber man kann ihn schwerlich lehrreicher und anziehender bearbeiten, als es der Vf. gethan hat. Seine Schrift unterscheidet sich sehr zu ihrem Vortheile von unzähligen Fafeleyen, die man der Jugend aufgetischt hat, durch munteren und reinen Vortrag, durch männlichen heiteren Ton, der die Jugend anzieht, und sie hebt, durch Faseligkeit selbst da, wo der Vf. tiefer in seinen Gegenstand eingeht, durch Gründlichkeit in der Behandlung des Stoffes, er sey technologischen oder naturhistorischen Inhalts. Daher kommt es, daß selbst der gebildete Mann diese Reisen gern liest; denn er findet, auch von aller Belehrung abgesehen, in der verständigen, kunstgerechten Darstellung des Vfs. sein Vergnügen: reisere Jünglinge aber müssen durch die Belehrung und den Vortrag gleich stark angezogen werden. Der Vf. versteht es, moralische Reflexionen so einzuweben, daß sie gleichsam von selbst aus der Sache zu fließen scheinen, und man sieht es, daß er viel im Kreise der Jugend gelebt hat, denn er zeigt überall den feinen Tact, der es verbietet, durch moralische Bemerkungen zu langweilen. Nicht selten redet er der Jugend meisterhaft ans Herz, zum Beyspiel in dem Abschiede S. 267, und da, wo er es darauf anlegt, religiöse Empfindungen anzuregen, schreibt er mit anziehender Beredsamkeit.

Sollte Rec. Etwas an der Schrift tadeln: so möchte es einige Stellen betreffen, deren Gegenstände nicht so recht in den Gesichtskreis der Jugend fallen. Vor allen gehört dahin II, S. 320 das Gespräch zwischen einem jungen und alten Herrn in der Oper zu Liebwerda. Es enthält pädagogische Beurtheilungen, die in einer Jugendschrift wohl schwerlich am rechten Orte stehen. — Wenn I, S. 230 bey der Veranlassung, daß die Urheber vieler der wichtigsten Erfindungen unbekannt geblieben, gesagt wird, selbst das vorige Jahrhundert habe sich dieses Undanks schuldig gemacht, „die Harmonika erscheint mit ihren himmlischen Tönen, als ob ein unsichtbares Wesen sie den Menschen gereicht hätte“: so muß es dem Vf. entgangen seyn, daß *Franklin* als Erfinder derselben bekannt ist, oder er muß besondere Gründe haben, dieses nicht anzunehmen. Rec. muß endlich bey dieser Jugendschrift, deren Fortsetzung er mit Verlangen entgegen sieht, noch bemerken, daß sie keineswegs für die frühere Jugend, sondern nur für die erwachsenere und gut gebildete bestimmt ist.

yn.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Ausgewählte Lesestücke aus deutschen prosaischen Mußerschriften* (.) zum Behuf für höhere Bürgerschulen und die unteren Classen der Gymnasien. (Auch unter dem Titel: *Der deutsche Kinderfreund. Zweyter Theil.* Ein Lesebuch für höhere Bürgerschulen). Von F. P. *Wilmsen*, Prediger an der Parochial-Kirche zu Berlin. 1810. XII und 378 S. 8. (12 Gr.)

Der Gedanke dieses Lesebuchs ist gut, und der Geist, in dem es gearbeitet ist, vortrefflich. Der durch so viele zweckmäßige Elementarbücher rühmlichst bekannte Vf. wollte die Jugend des Mittelstandes mit den Schätzen unserer deutschen, besonders prosaischen Literatur bekannt machen, und ihr zu dem Ende eine gute Auswahl von Lesestücken aus den classischen Werken der Deutschen in die Hände geben, um dadurch den Sinn für das Schöne und Erhabene zu bilden, und eine, besonders zu unserer Zeit so nothwendige Erhebung des Geistes und Veredlung des Gefühls zu bewirken. Allerdings geschah bisher in unseren Bürgerschulen viel zu wenig für die ästhetische Bildung der Jugend, und doch hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit auf das sittliche Leben einen so wohlthätigen Einfluß. Je mehr wir uns bemühen, den Verstand mit erhabenen und würdigen Vorstellungen zu bereichern, das Gefühlsvermögen durch veredelte Empfindungen zu schärfen, und die Phantasie mit schönen Bildernauszuschmücken: desto sicherer wird das Gemüth von der Gewalt des Instincts befreit, das Wohlgefallen am Schönen und Edlen erhöht, und die Abneigung gegen das Rohe, Schlechte und Gemeine verstärkt. Die Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Schriftstellern unserer Nation kann dazu kräftig wirken. Wenn wir nun gleich schon mehrere Sammlungen von Bruchstücken aus den deutschen Classikern von *Zumkley*, *Sulzer*, *Ernesti*, *Pöhlitz*, *Nambach*, *Fulda*, *Heinsius* und Anderen haben: so sind sie doch theils als das Erzeugniß geschmackloser Willkühr, ohne Plan und Ordnung, zusammengeſchrieben, theils für höhere Schulclassen als Declamationsübungen bestimmt. Darum war das Lesebuch, wie das vorliegende, in der That ein Bedürfnis. Die Schwierigkeiten, die mit der Abfassung desselben verbunden waren, hat der Vf. recht gut gekannt, und sie wurden für ihn noch drückender, da die Stärke des Buchs ein Alphabet nicht übersteigen sollte. Unter dem großen, unabsehbaren Vorrath von Materialien kurze und dennoch ein Ganzes ausmachende Stücke aufzufinden, zu deren Verstehn nur ein sehr geringes Maß von historischen und wissenschaftlichen Kenntnissen erfordert wird, die der Sittlichkeit nicht im Geringsten nachtheilig werden können, und doch das jugendliche Gemüth durch den Reiz des Inhalts und durch die Anmuth der Darstellung angenehm beschäftigen — dies war in der That kein leichtes Unternehmen und erforderte eine eben so vertraute Bekanntschaft mit den Schätzen unserer

deutschen Literatur als einen feinen Tact und ein richtiges Gefühl.

Der 1ste Abschnitt enthält *Natur- und Länders-Beschreibungen* aus *Storcks* Gemälden des russischen Reichs, aus *Zimmermanns* Taschenbuch der Reisen und aus *Alex. von Humboldts* Ansichten der Natur; der 2 Abschnitt *Fabeln* von *Meissner*, *Lessing*, *Fulda*, *Herder* und *Demme*; der 3 Abschnitt *Erzählungen und Gleichnisse* von *Engel*, *Liebeskind*, *Starke*, *Gesner*, *Meissner* und *Krummacher*; der 4 Abschnitt *Briefe* von *Hirzel*, *Jakobi*, *Rabner*, *Lutther*, *Thümmel* und *Zollikofer*; der 5 Abschnitt *dramatische Darstellungen* von *Engel*, *Wieland*, *Meissner* und *Roehltz*; der 6 Abschnitt *Idyllen* von *Gesner*; der 7 Abschnitt *historische Darstellungen* von *Voss*, *Archenholz*, *Hirzel*, *Moses Mendelsohn* und *Johannes von Müller*; und endlich der 8 Abschnitt *dogmatische Darstellungen*, und zwar: 1) Sentenzen, Maximen, Sittenlehren und Betrachtungen von *Hippel*, *Demme*, *J. P. Richter*, *Klinger*, *Niemeyer*, *Lafontaine*, *Gellert*, *Schleiermacher*, *Goethe*, *Garve* und Anderen; 2) zwey kleine *Abhandlungen* von *Eberhard* und *Herder*, und 3) drey *Reden* von *Zollikofer*, *Reinhard* und *Sack*. — Gegen diese Anordnung haben wir im Ganzen nichts einzuwenden; denn sie ist leicht und natürlich. Nur würden wir das Lesebuch lieber mit den Fabeln eröffnen, den ersten Abschnitt ganz weggelassen, und statt dessen hinter dem sechsten Abschnitt *Schilderungen von Naturschönheiten* gesetzt haben. Gerade diese sind es, wofür wir das Herz der Jugend am meisten empfänglich machen, woran wir ihr Gefühl vorzüglich üben und bilden, und an denen wir ihnen ein recht inniges Vergnügen beybringen sollten. *Meiners* Beschreibung des Rheinflusses bey Schaffhausen, *Hirschfelds* Gemälde der Schweizergegenden, *George Forsters* Empfindungen bey dem Anblick der offenbaren See, *Johannes von Müllers* Beschreibung der graubündner Alpen, *Goethens* Schilderungen des Eindrucks, den der wiederkehrende Frühling auf den jungen Werther machte, *Baggesens* Ansicht von Straßburg mit seinen Umgebungen von der Spitze des Münsterthurms, *Alex. von Humboldts* Beschreibung der Wasserfälle des Orinocco bey Atures und Maypures, *Matthiäus* abendliche Landschaft auf dem Genfersee — diese und ähnliche Darstellungen werden das jugendliche Gemüth mit Liebe und Bewunderung für die ewigen Schönheiten der Natur erfüllen. Auch hätten unseres Erachtens die *Aphorismen* weggelassen, und dafür noch einige kräftige und geistvolle Reden aufgenommen werden können. Es ist wahr, es liegt oft in kurzen Ausprüchen geist- und gefühlvoller Männer mehr Weisheit und Wahrheit, mehr Kraft und Lebenswärme, als in ganzen Reden und Abhandlungen; aber es gehört dann auch viel Tiefe des Gemüths, viel Schärfe des Verstandes, und ein reichbegabter Geist dazu, all das Schöne und Herrliche, das darin verborgen liegt, herauszufühlen. Und dies darf man doch wohl bey der Jugend des

Mittelstandes, ja selbst bey vielen Lehrern an Bürgerschulen nicht voraussetzen.

Was nun die Auswahl der Lesestücke selbst betrifft: so müssen wir gestehn, daß wir lauter gute und vorzügliche Sachen gefunden, ob wir gleich manches classische Stück ungern vermisst haben. Aber wie leicht kann bey einem so großen Reichthum von Gegenständen auch das Bessere übersehen werden, und wie verschieden ist die Ansicht der Einzelnen bey denselben Werken der Kunst und des Geschmacks! Unter den *Erzählungen* würden wir einige vortreffliche Novellen v. *Meissner*, *Jakobis* Gebet eines Wilden, *Herders* wüste Insel, und *Pfeffels* Geschichte des Gr. Alvarez mit aufgenommen, und dafür lieber die dritte, sechste, siebente und neunte Erzählung weggelassen haben, weil diese der Jugend aus *Gedike's* französischem Lesebuche und aus *Campes's* Kinderfreund schon hinlänglich bekannt find. — Hätten sich nicht in *Müllers* Briefen an *Bonstetten*, in *Heinze's* Briefen an *Gleim*, in *Meyers* Briefen aus Frankreich, in *Moritz*, *Lessings* und *Winkelmanss* Briefen, mehrere finden sollen, die unsere Jugend zur freudigen Erhebung des Geistes, zum ernsten Streben nach dem Höheren und zur standhaften Behauptung des Rechts und der Wahrheit kräftig aufgemuntert hätten? — Unter den *dramatischen* Darstellungen hätten wir wohl den Besuch *Alexanders* bey *Diogenes* unabgekürzt, und statt des Edelknaben den dankbaren Sohn von *Engel* lesen mögen. — Schade, daß die historischen Darstellungen auf so wenige Bogen eingeschränkt werden mußten! Gerade hier kann durch Wort und That so viel für die Erhebung und Veredlung des jugendlichen Geistes gethan werden. Die Geschichte der Entdeckung von Amerika, vom Hn. Prof. *Voss* erzählt, hat uns wenig gefallen; dem Ganzen fehlt es an Kraft und Lebendigkeit der Darstellung, so wie an Kürze und Würde des Vortrags. Wir würden dafür lieber die Geschichte des Schweizerbundes, oder das Leben *Rudolphs von Erlach* nach *Johannes Müller* gewählt, *Retzows* Beschreibung der Schlacht bey Leuthen der *archenholzischen* vorgezogen, und für *Sokrates* Charakter und Tod von *Moses Mendelsohn* das Leben und die Charakteristik *Luthers* vom Hn. Prof. *Wieland* gewählt haben. Auch hätten *Schillers* historische Schriften nicht unbenutzt bleiben sollen. — Die *Reden* find gut ausgewählt; vielleicht aber hätte die schöne Schilderung eines Jünglings, der das kostbare Kleinod der Unschuld bewahrt hat, aus *Zollikofers* Predigten über das Übel in der Welt, die Darstellung des Kampfs aller wahren Christen wider den verderbten Geist der Zeit aus *Reinhardts* merkwürdiger Predigt, die er am 1ten December 1808 in der Universitätskirche zu Leipzig hielt, und *Eugels* Lobrede auf Friedrich II, dem Zwecke des Buches mehr entsprochen. Auch hätten wohl einzelne kräftige Stellen aus *Schillers* akademischer Antrittsrede und *J. P. Richters* Sermon bey dem Grabe des armen *Bergmanns Saus* noch

ein Plätzchen finden sollen. — Aus diesen Bemerkungen mag der würdige Vf. sehen, mit welcher Aufmerksamkeit wir seine Schrift gelesen haben, und wie freundlich uns der Geist derselben angesprochen hat. Will er bey einer neuen Auflage, die bey der Zweckmäßigkeit des Buchs nicht ausbleiben wird, auf unsere Erinnerungen Rücksicht nehmen: so wird dasselbe vielleicht einige Bogen stärker werden, aber auch, wie wir hoffen, an innerem Gehalt und Brauchbarkeit gewinnen. Auch werden dann wohl die vielen Druckfehler, die in Schriften für die Jugend am sorgfältigsten vermieden werden sollten, ausgemerzt werden.

L. Th.

LEIPZIG, b. Seeger: *Sitten und Gebräuche der merkwürdigsten Nationen*. Ein interessantes Lesebuch für die Jugend. *Erstes Bändchen*. Der aufereuropäischen Nationen erste Abtheilung. 246 S. *Zweytes Bändchen*. Der aufereuropäischen Nationen zweyte Abtheilung. 1803. 218 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. J. G. Gruber, damals zu Gohlis bey Leipzig, Vf. des geographisch-naturhistorischen technologischen Bilderbuchs, hat die Vorrede zu diesem Buche geschrieben. Er macht in derselben strenge Forderungen an den Jugendschriftsteller. „Wer nicht, sagt er, die Tiefen der menschlichen Seele erforscht, das Wesen der Menschennatur in ihren mannichfaltigen Modificationen ermessen, seinen Geist mit allen den Wissenschaften genährt hat, die im Verein die Bildung zur Humanität befördern, der wird so wenig in der Pädagogik leisten, als in der Philosophie und Dichtkunst.“ Hiedurch wuchs die Erwartung des Rec. von dem Buche außerordentlich. Indess wenige Zeilen weiter bedarf die Pädagogik doch nur der *guten Köpfe*, und es wäre nach dem Vorredner Unrecht, von jedem Kinderchriftchen ein Ideal zu verlangen. Kurz die Forderungen des Vorredners sinken immer weiter hinunter, und er ist am Ende mit leichtem falschem Vortrage — ach den haben so viele elende Jugendschriften bis zum Ekel! — der nützliche Wahrheiten betrifft, schon zufrieden. Man sieht, wie er auf diese Art von seiner ersten Höhe zu dem Buche, das er bevorredet, herabsteigt. Vorzüglich nimmt er Jugendschriften in Schutz, „welche Welt- und Menschen-Kenntniß befördern wollen, und ihre Beschaffenheit nach nicht zweckwidrig befördern können“ (?). Es versteht sich nun von selbst, daß obige Schrift in diese Classe fällt.

Rec., der sie bis zu Ende durchgesehen, gesteht sehr gern zu, daß sie in einem gesetzten, munteren, durchaus nicht mit Kindereyen verbrämten Vortrage der Jugend einen bedeutenden Reichthum aus der Völkerkunde darbietet; daß die Sprache des Vfs. rein genug sey, um der lesenden Jugend bildend zu werden, obgleich II, S. 93 ein grammatischer Fehler auffällt: allein dennoch möchte

es Rec. nicht auf sein Gewissen nehmen, das Buch für die Jugend zu empfehlen. Der Vf. will Menschenkenntniß unter der Jugend verbreiten, und er muß dabey der Meinung seyn, die sein Vorredner laut werden läßt, nämlich *daß seine Schrift ihrer Beschaffenheit nach diese nicht zweckwidrig befördern könne*. Daran zweifelte Rec. schon oben, er muß jetzt angeben warum. Frage sich doch der Vf., ob es ihm sorgfame Ältern wohl zugehen würden, ihre Kinder mit hübschen Bildern zu versehen, die keinen Fehler an sich hätten, als etwa den, daß sie und dort eins darunter wäre, welches einen, wenn auch noch so oberflächlichen Blick in die Geschlechtsverhältnisse zuliefse, oder Gegenstände frey darstellte, die zwar *naturalia* sind, aber das so heilig zu schonende Gefühl der Schamhaftigkeit verletzen? Oder frage er sich, ob er wohl aufgelegt sey, einige Stellen seines Buchs in einer Gesellschaft 14jähriger Knaben und Mädchen vorzulesen? Z. B. I, S. 9: daß der Ehebrecherin von dem Manne Nase und Ohren abgeschnitten werden, und sie sich dann *allen Männern Preis geben müsse*; S. 76 und 77: daß die Negressen in Surinam ein sehr einträgliches *Nebenhandwerk treiben*, wofür sie von den Eignern, den Directeurs und Officieren sehr gut bezahlt werden; II, S. 65: daß es des Muhammedaners Pflicht ist, jeder Frau wöchentlich *zweymal beyzuwohnen*; S. 92: daß der Beduin als Bräutigam seine Braut in das zum Schlafen bestimmte Gezelt trägt, daß man beide daselbst eine Viertelstunde allein lasse — (was, nebenbey gesagt, solch ein Gedankenstreich der productiven Einbildungskraft des jungen Kopfs doch werth ist!) daß sie sich hernach mit kaltem Wasser waschen, und daß der Bräutigam hinterher die Proben der *unverletzten Jungfrauschaft aufweise*.

Rec. könnte hier sehr bitter seyn; er will aber statt dessen nur bekennen, er sey der strengen Meinung, daß solche Art von Menschenkenntniß der Jugend zu früh komme, sie aus dem Paradiese der Unkunde her austreibe, und sie zu einem Nachgrübeln veranlasse, das der Bildung des Kopfs und des Herzens nachtheilig ist. Und woher, fragt Rec., hat ein Schriftsteller das Recht, auf eine so nachtheilige Art in das Geschäft der Erziehung eingreifen zu wollen? — Auf ähnliche Art verfährt der Vf. bey anderen, wenn auch natürlichen, aber doch der Schamhaftigkeit, die man im Kinde ernstlich ehren soll, widrigen Dingen, z. B. I, S. 78, 160; II, 211, und in mehreren Stellen.

Es ist wohl sehr leicht, einzusehen, warum bey so bewandten Umständen Rec. die an sich gute Schrift nicht der Jugend selbst, sondern nur den Erziehern zum behutsamen Vorlesen empfehlen kann.

Wenn der Vf. S. 103 den Äquator *Mittagslinie*, und S. 154 den Indier *Indianer* nennt: so ist dies ein Irrthum.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 A P R I L, 1811.

Ö K O N O M I E.

WIEN, b. Beck: *Versuch einer wissenschaftlichen Anleitung zum Studium der Landwirthschaftslehre*, von Leop. Trautmann, öffentl. Lehrer der Landwirthschaft an der Universität zu Wien. Erster Band. 1810. VIII, XXIV u. 544 S. 8. (2 Rthlr.)

Vor 4 Jahren erschien zu Prag b. Widtmann ein Werk unter dem Titel: *Die Landwirthschaftskunde wissenschaftlich dargestellt*; nebst einem Abriss ihrer Elementarlehren, von Jacob Deckermann, ehemals Administrator des Gutes Schlaken in Österreich etc. (2 Rthlr.), welches sowohl wegen der darin enthaltenen vortrefflichen Darstellung der Elementarlehren der Ökonomie aus der Chemie und Physiologie, als wegen der eben so trefflichen, obwohl nur kurzen Behandlung des eigentlich ökonomischen Unterrichts, mit Recht großes Aufsehen erregte. Indess hatten sich doch in beiden Theilen, besonders aber im ersteren, hie und da offenbar falsche, unrichtige Äußerungen und Ideen eingeschlichen, welche mit den sonstigen Vorzügen des Werks in unbegreiflichem Widerspruch standen. Das Räthsel klärte sich bald auf, als Hn. Staatsrath Thaer zufällig durch einen seiner Zöglinge in Mögeln ein, von selbigem in den Vorlesungen, welche der damalige Prof. der Ökonomie, jetzige Regierungsrath Hr. Jordann in Wien, mit dem verdienstlichsten Beyfall gehalten hatte, nachgeschriebenes Heft zu Händen kam. In diesem Hefte fand Hr. Thaer das ganze *deckermannsche* Werk wieder, und erkannte folglich letzteres ebenfalls für ein in Hn. Jordanns Vorlesungen nachgeschriebenes Heft, dessen oben erwähnte Unrichtigkeiten daher rührten, daß der Nachschreiber den Lehrer nicht immer gehörig verstanden hatte. Rec., den Hr. Staatsrath Thaer früher hievon benachrichtigt hatte, machte hierauf bey Beurtheilung des *deckermannschen* Werks in der holländischen Literatur-Zeitung diese faubere Art von Schriftstellerey öffentlich bekannt; und ob er gleich das Werk nicht anders als sehr empfehlen konnte: so mußte er doch nothwendig vor dem Publicum dem Hn. Deckermann das Verdienst, der Verfasser dieses Buchs zu seyn, entreißen, und ihn eines groben Plagii anklagen.

Um so mehr war Rec. erstaunt, als er in dem gegenwärtigen anzuzeigenden *trautmannschen* Buche abermals nichts weiter, oder wenigstens im Ganzen nicht viel mehr, als ein in den Vor-
J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

lesungen des Hn. Reg. Rath's Jordann nachgeschriebenes Heft fand. Es ist, wie sich schon aus der Vergleichung der Inhaltsverzeichnisse des *deckermannschen* und gegenwärtigen Werks ergibt, nicht nur ganz nach demselben Plan, derselben Ordnung, mit derselben Darstellung und in demselben Stil bearbeitet, sondern stimmt sogar wörtlich, fast auf jeder Seite einmal, mit dem *deckermannschen* Buche überein. Nur ist hie und da der Vortrag ausführlicher und vollständiger, und mit den neuesten Beobachtungen, auch mit der vorzüglichsten Literatur bey jedem Abschnitt, ergänzt worden. Wie viel davon Hn. Tr. selbst eigen ist, ob nicht Hr. Reg. Rath Jordann diese Ergänzungen späterhin in seinen, von Hn. Tr. benutzten, Vorlesungen selbst gegeben hat, darüber kann Rec. nicht entscheiden; indess wird ihm bey so bewandten Umständen Niemand verargen, wenn er dieselben nicht geradezu als Hn. Tr.'s. alleinige Arbeit anerkennen möchte. — Allein das Verdienst will Rec. demselben nicht streitig machen, daß er den Lehrer weit besser verstanden und gefaßt hat, als Hr. Deckermann. — Hr. Tr. ist zwar selbst so gewissenhaft, die Quelle zu nennen, aus welcher er schöpfte. Denn S. VII sagt er: „Um meine Zuhörer auch mit der landwirthschaftlichen Literatur bekannt zu machen, habe ich jeder Abtheilung ein kurzes Verzeichniß der vorzüglicheren Werke vorangehen lassen, und bey wichtigen Gegenständen die Schriften, aus welchen ich selbst schöpfte, nachgewiesen. Nur die Hauptquelle, welcher ich das Meiste verdanke, war mir nicht anzuführen gegönnt, weil sie bloß in der mündlichen Überlieferung eines vortrefflichen Lehrers besteht, welche ich als eifrigen Schüler eben so getreu aufzubewahren als mir anzueignen bemüht war. Es ist nämlich mein Vorgänger im Lehramte, Hr. Regierungsrath Jordann, welchem ich meine ganze Ausbildung, so wie meinen jetzigen Beruf, schuldig bin. Wenn sich mein Werk über die Brustwehre gewöhnlicher Compendien erhebt: so gebührt ihm, als dem ersten Stifter und Urheber einer landwirthschaftlichen Schule in der hiesigen Hauptstadt, der öffentliche Beyfall. — Mir gehört nur das untergeordnete Verdienst zu, mit seiner Zustimmung, und unter seiner Mitwirkung, seine Lehren dem Sinne und Geiste nach (?) bekannt gemacht, und die Bahn weiter verfolgt zu haben, welche er mit so vielem Glück einschlug.“ Allein Rec. muß, indem er sich dabey auf das Urtheil des unparteyischen Publicums beruft, gestehen, daß diese Erklärung, auch wenn

er annimmt, daß Hr. Reg. R. *Jordann* seine Zustimmung zur Herausgabe dieses Werks wirklich gegeben, und dabey selbst mitgewirkt habe (was sonst gewöhnlich in einer eigenen Vorrede von Seiten des Zustimmungenden selbst gemeldet zu werden pflegt), Hn. Tr. doch nicht völlig rechtfertigt, und daß er allerdings mehr, oder wenn man will, auch *weniger* gethan habe, als die Lehren seines Lehrers nur dem Geiste und Sinne nach bekannt zu machen. Denn sein Vortrag stimmt gar zu häufig mit dem des Hn. *Deckermann* ganz wörtlich überein, welcher doch unmöglich einen gleichen Auftrag, oder eine gleiche Zustimmung von Hn. *Jordann* erhalten haben kann. Wenn Hr. Tr. aufrichtig hätte verfahren, und sich nicht mit fremdem Verdienst schmücken wollen: so hätte er sich auf dem Titel bloß als Herausgeber dieses Buchs nennen, und geradezu sagen sollen, daß es die Lehren des Hn. Reg. Rathes *Jordann* enthalte; er hätte seine eigenen Zusätze jedesmal mit seinem Namen bezeichnen, und überdies von Hn. *Jordann* sich eine Vorrede erbitten sollen, worin das Publicum von der wahren Entstehung des Buchs gehörig unterrichtet worden wäre. — Hat Hr. Tr. vollends schon Notiz von der Existenz und dem Gehalt des erwähnten *Deckermann'schen* Buchs gehabt: so hätte er bey der Herausgabe des seinigen um so gewissenhafter verfahren sollen, da es, wenn wir ihm auch bedeutende Vorzüge vor jenem einräumen, doch im Ganzen höchstens nur als eine neue verbesserte Auflage desselben anzusehen ist, die noch dazu erschien, ehe die erstere vergriffen war.

Rec. hat den ersten Theil des Werks (denn der zweyte ist ihm noch nicht zugekommen), sehr sorgfältig durchgegangen, und besonders sehr genau mit dem *deckermann'schen* Buche verglichen. Voran steht eine Einleitung, die bey Hn. *Deckermann* fast ganz fehlt. Sie scheint ein Zusatz des Hn. Tr. zu seyn, stimmt aber wiederum mit der in *Beckmann's* Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft so überein, daß sie zum wenigsten *ihr* nachgebildet genannt werden muß; §. 7—14 hingegen, über die verschiedenen Arten, die Landwirthschaft zu betrachten, nämlich als Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, hat Hr. Tr., wie auch angegeben ist, mehr *Seutters* Verfaß der höheren Landwirthschaft befolgt. Die Einleitung selbst handelt vom Begriff, von der Eintheilung, dem Studium, den Hülfswissenschaften und Hilfsmitteln, der Geschichte und dem Nutzen der Landwirthschaftswissenschaft.

Hierauf folgt die Vorbereitungslehre der Chemie und Physiologie in 2 Abtheilungen, deren erste einen *Grundriß der Agriculturchemie* enthält. So vortreflich, lehrreich, interessant und lehrnsworth auch dieser vorbereitende Unterricht ist: so gehört er doch, Rec. Meinung nach, durchaus nicht in ein Lehrbuch der Landwirthschaft selbst; weil eben Chemie und Physiologie nicht selbst Landwirthschaftswissenschaft, sondern nur deren Grund- und Hülfs-Wissenschaften sind. Dessenungeachtet hat

sich der Vf. dieses hier gegebenen vorbereitenden Unterrichts ein sehr großes Verdienst um die Landwirthe erworben, welche die ihnen nöthigen und nützlichen chemischen und physiologischen Kenntnisse gewiß nirgends so vortreflich, falschlich und lehrreich dargestellt finden werden, als hier. Bey der vorangeschickten allgemeinen Literatur über Chemie bemerkt Rec. nur, daß das angeführte Werk des Hn. Geh. Rath *Hermbschütz*, *Archiv der Agriculturchemie* heißt, und daß Hr. Staatsrath *Thaer* keinen Antheil an der Herausgabe desselben hat. Der Plan, die Ordnung und Darstellung im Ganzen in dieser Abtheilung sind ganz dieselben, wie in dem *deckermann'schen* Buche: nur findet sich eine andere formelle Eintheilung und Scheidung des Vortrags in Paragraphen, Capitel und Abschnitte, die aber eben nicht sehr wichtig, indess doch immer zweckmäßiger ist. Rec. giebt zwar zu, daß solche propädeutische Lehren, dem wesentlichen Inhalte nach, immer dieselben sind: allein hier sind sie auch ganz gleich, oft mit denselben Worten, vorgetragen, vgl. z. B. §. 33 und §. 2 bey D., §. 35 und §. 1, §. 39 und §. 4, §. 36 und §. 5, §. 48—53 und §. 12, §. 54 und §. 15, §. 55 und §. 16. 17. Im §. 104 finden sich unter den Elementen oder Grundstoffen bey Hn. Tr. noch der Licht- und Wärme-Stoff, die Kochsalz-, Flus- und Borax-Säure mehr, die bey Hn. D. §. 47 fehlen. Die Lehre von dem Wärmestoffe ist bey Hn. Tr. Cap. 4 etwas ausführlicher mitgetheilt, als bey Hn. D., besonders was die Geseze anlangt, nach welchen bey verändertem Zustand der Körper Wärmestoff bald gebunden, bald freygemacht wird. Dasselbe gilt bey der Lehre vom Lichtstoffe, obwohl auch hier der Vortrag vielfältig wieder ganz wörtlich bey beiden gleich lautet; eben so bey den Lehren vom Kohlenstoffe, Schwefel, Phosphor u. s. w. Man vgl. z. B. §. 291 T. mit §. 126 D., §. 296 9^{te} T. mit §. 128 D., §. 298 T. mit §. 129 D. Im 15 Cap. von den Metallen, hat Hr. Tr. 28, Hr. D. nur über 20 angegeben; Hr. Tr. hat nämlich auch die neuesten, Uranium, Titanium, Tellurium, Chromium, Palladium, Columbium, Tantalum, Nickolan, Cererium, Iridium, Ormium, Rhodium. Auch die Analyse der Pflanzen im 15 Cap. ist ausführlicher, als bey Hn. D. Im 16 Cap. von der von selbst erfolgenden Entmischung der organischen Körper (wo insbesondere §. 392 T. und §. 103 D., §. 402 T. und §. 173 D., §. 415 T. und §. 182 D. ganz wörtlich gleichlautend sind) ist der ganze Vortrag wieder ganz derselbe wie bey D.

In der zweyten Abtheilung der Vorbereitungslehre, die von der *Physiologie* handelt, enthält das *trautmann'sche* Werk in einer Einleitung vorerst nähere Erläuterungen über die Physiologie im Allgemeinen, deren Eintheilung und Literatur, die sich bey Hn. D. nicht finden; doch sind bey letzterer die Bücher zu sehr unter einander gemischt. Im 2 Cap. von den Grenzen der lebenden Körper, findet sich eine sehr gute Classification der organischen Körper und der Pflanzen namentlich, nach *Jussieu* und

Treviranus, die bey D. ganz ausfällt. Als Beyspiel wörtlicher Übereinstimmung aber führt Rec. hier nur §. 446. 47 T. und §. 203. 4 D. an. Das 12 Cap. von dem Einfluß der Zeugung auf Veredlung und Ausartung, ist im Ganzen wieder vortrefflich bearbeitet. Nur zu S. 336 und zu der Note, wo erinnert wird, daß viele Stuten einen Eselshengst gar nicht zulassen etc., bemerkt Rec., daß es ja hinlänglich bekannt ist, daß eine Pferdestute, die einen Eselshengst auf sich leiden soll, um einmal ein Maulthier zu bringen, niemals einen Pferdehengst auf sich gehabt, ja nicht einmal jemals gesehen und gerochen haben müsse. Wenn aber der Vf. hieby durchaus gegen die Vermischung der Blutsverwandten ist: so stimmt diess gar nicht mit den Erfahrungen der Engländer, und namentlich *Backewells*, überein, die auch Rec. vielfältig bewährt gefunden hat, besonders bey Schafen, Rindvieh, Hunden. Auch dem, was über das Durchkreuzen und von der Nothwendigkeit einer immer neuen Auffrischung der Race gesagt wird, kann Rec. seinen Beyfall nicht geben. Wenn nur immer dafür gefordert wird, daß bloß sehr edle und immer bellere Exemplare zur Fortpflanzung gewählt, oder wenigstens nie schlechtere, als man schon gehabt hat, genommen werden: so ist das öftere Auffrischen nicht nöthig, und selbst das Vermischen der Blutsverwandten ganz unschädlich. Allerdings aber darf man *eben darum* bey dem ersten Anfang der Veredlung durch Durchkreuzung nicht zu früh schon seine eigene veredelte Zucht zur Fortpflanzung *allein* nehmen, weil man von ihr noch keine vorzüglichen Exemplare haben kann, sondern man muß, bis sie ganz veredelt ist, immer neue und schönere Exemplare derselben edlen Race sich zu verschaffen suchen. Wenn ehemals die Spanier, um ihre feine Schafzucht zu erhalten, nach einiger Zeit dieselbe wieder durch barbarische Schafe auffrischen mußten, wie hier gesagt wird: warum haben sie diess denn neuerlich nicht nöthig gehabt? — warum hält sich jetzt ihre Schafzucht noch immer so fein, obgleich man von einer neuen Auffrischung mit barbarischer Zucht daselbst nichts gehört hat? — warum halten sich die seit 20 und 30 Jahren bestehenden sächsischen Schäferen spanischer Zucht so schön, obgleich sie keine neuen Schafe aus Spanien selbst erhalten haben?

S. 361 beginnt nun die eigentliche *Landwirthschaftslehre*, und zwar wörtlich gleichlautend mit D., vgl. z. B. §. 744 mit §. 7 bey D., §. 748 mit §. 10 D., §. 749 mit §. 11 D., §. 750. 51 mit §. 12. 13 D. u. dgl. m. Nur findet sich hier eine Übersicht der allgemeinen ökonomischen Literatur, in welcher Rec. jedoch viele der interessantesten und wichtigsten Bücher vermisst hat; besonders unter den Schriften der ökonomischen Gesellschaften u. s. w. Die S. 375 gemachte Unterscheidung der Dammerde, oder ackerbaren Oberfläche, der Krume des Bodens, in *Faulerde*, *humus*, oder die erdigen Rückstände der verfaulten Pflanzen und Thiere, und in *Stauberde*, oder die aus der Atmosphäre aufgenom-

menen Bestandtheile, welche dieselbe leichter und lockerer machen, scheint Rec. nicht ganz richtig, am wenigsten dem Sprachgebrauch gemäß zu seyn; besonders, was die Stauberde anlangt, die gewöhnlich nur als eine glückliche Mischung mehrerer Erdarten zugleich mit verfaulten vegetabilischen und animalischen Theilen angenommen wird. Auch ist es unrichtig, die Dammerde, wenn sie so viel als die Krume des Bodens, — im Gegensatz des Untergrundes — seyn soll, auch *Gartenerde* zu nennen, unter welcher man nur eine besonders fruchtbare, mit vielem *Humus* versehene Krume versteht. Dammerde in *jenem* Sinn hat jeder Boden, aber bey weitem nicht ist die Krume jedes Bodens Gartenerde zu nennen. Auch darin möchte Rec. dem Vf. nicht beystimmen, daß die Kalkerde S. 379 ganz vorzüglich die Stauberde ausmache, und daß man kalkerdigen Boden *guten* Grund nenne, weil er die Nahrungsmaterialien an die Pflanzen schnell abgebe. Man nennt ihn wohl deshalb *kitzigen* Boden. Was Cap. 3 von der Urbarmachung des wilden Bodens beygebracht worden, ist gar zu kurz und ärmlich; und es ist der bloßen Abschälung des Rasens von wilden Lehden ganz vergessen. Auch ist es unrichtig, wenn es am Ende des 793 §. heisst: „durch die künstliche Überschwemmung des morastigen Bodens mit fruchtbarem Schlamm und Sand entstanden die Schwemmwiesen,“ wie Jeder wissen wird, der letztere aus *Meyers* und *Thaers* Beschreibung kennt. In allen diesen rein ökonomischen Lehren stimmt übrigens Hn. T's. Vortrag abermals mit dem des Hn. D. meist wörtlich überein, z. B. §. 800. 801 mit §. 33 D., §. 809 Nota mit §. 54 D. u. s. w. Die S. 404 angegebene Methode, den Kalk in kleinen Gruben auf dem Felde zu löschen, ist etwas mühsam. Über den Sand, als Verbesserungsmittel des Bodens, findet sich bey *Deckermann* mehr als hier. — Im 5 Cap. von den zur Befruchtung des Bodens tauglichen Düngmaterialien und ihrer Bereitung ist Hr. T. im Anfange noch etwas kürzer, als Hr. D., allein nachher findet sich doch wieder ziemlich dasselbe: vgl. §. 838 T. und §. 65 D., §. 843 T. und §. 70 D., wo gerade dieselben Bedingungen einer guten Mistbereitung wörtlich angegeben sind, ferner §. 844 — 60 T. mit §. 71 — 85 D. Rec. freut sich übrigens, daß Hr. *Jordann* auch für die Vermischung der animalischen Theile mit vegetabilischen, oder mit Streu ist, und nicht die, jetzt so beliebte Anwendung des ersteren allein, ohne Mischung gut heisst. In der That ist diese ganze Lehre hier vortrefflich bearbeitet. Auch was von der Verschiedenheit des Düngers nach Verschiedenheit der thierischen Excremente selbst, der Qualität und Quantität der Streu, und des Fäulungsgrads §. 861 — 80 gesagt worden, ist vortrefflich, aber auch völlig dem gleich, was bey Hn. D. §. 86 — 100 sich darüber findet. Sehr wichtig ist (§. 872) der Rath, zur Streu ja nicht solche Dinge zu nehmen, deren Genuß der Gesundheit des Viehes nachtheilig seyn könnte, z. B. verschimmeltes Stroh oder Heu, sum-

pfuges, faures, verchlämmtes Heu, oder gar giftige Pflanzen, da das Vieh häufig aus Hunger oder Spielerey von der Streu frisst. Dieß wird in der That von den Landwirthen nicht genug beachtet, und man weiß daher oft nicht, woher das Vieh erkrankt. Dem §. 876, wo dem Hürden Schlag sein, von Vielen so sehr gerühmt, großer Werth abgesprochen wird, stimmt Rec. vollkommen bey.

Der Abschnitt vom Gebrauche des Düngers ist ebenfalls sehr lehrreich, aber in beiden Werken auch vollkommen gleich: nur ist §. 104 des Hn. D. in §. 893—98 bey Hn. T. weiter ausgeführt. Bey Hn. T. folgt nun noch ein Capitel von den *Reizmitteln* (bey Hn. D. fehlt dieses), worunter solche Beymischungen verstanden werden, die, ohne selbst nährend zu seyn, durch ihre Einwirkung auf die Functionen des organischen Lebens und auf die Thätigkeit des Bodens, das Wachsthum und Gedeihen der Pflanzen befördern, als Asche, Ruß, Neutralsalze, Gyps, Düngesalze: allein, Rec. Meinung nach, möchten einige derselben dem Boden doch wirklich auch nährend Theile zuführen; besonders Ruß und Asche. Er möchte hieher nur Kalk, Mergel, Gyps rechnen u. dgl. — Das 9 Cap. handelt von den zur Bearbeitung des Bodens nöthigen Instrumenten oder Ackerwerkzeugen. Auch hieby findet sich nur wenig Unterschied im Inhalt und Vortrag von Hn. D., nur daß Hr. T. die beste Literatur überall mit ange-

zeigt, und noch dieses oder jenes neuen Instruments gedacht hat. So auch im 10 Cap. von der Bearbeitung des Bodens durch Pflügen und Eggen. Alles ist sehr richtig und gut gelehrt, enthält aber nichts Neues. Dasselbe gilt vom 11 Cap. von der Brache; vom 12 Cap. von der Saatbestellung. Wörtlich gleich sind sich hier z. B. §. 974 T. und §. 128 D., §. 977 T. und §. 131 f. D. u. f. w. Das 13 Cap. lehrt endlich noch sehr kurz und unbefriedigend die Drillcultur, und findet sich bey Hn. D. nicht.

Hier schließt sich der erste Theil des *trautmannischen* Werks, und da man aus dem Inhalt des in Einem Bande fortlaufenden *deckermannischen* Buchs sicher auf das schliessen kann, was der zweyte Theil jenes enthalten wird: so haben wir darin die Culturgeschichte der einzelnen Pflanzen, und zwar der Getreidearten, Futter- und Gemüse-Pflanzen, ferner die Lehre von der Viehzucht und einen Anhang von dem Wirthschaftssysteme zu erwarten.

Wer übrigens noch zwischen dem *trautmannischen* und *deckermannischen* Werke wählen kann, dem rathen wir allerdings zu dem ersteren, ob es gleich gerade noch einmal so theuer ist als das andere. Ja wirklich darf dieß herrliche, lehrreiche und interessante Werk in keiner ökonomischen Bibliothek fehlen; nur sollte es den Namen seines wahren Urhebers, des Hn. Regierungsraths Jordann, führen! St. r. r.

K L E I N E S C H R I F T E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, b. Hitzig: *Thuisdon. Über Deutschlands Einheit*, von dem Verfasser der Gea. 1810. 69 S. 8. (10 gr.) Je inniger gewiß jeder Deutsche wünscht, daß seine Nation sich vereinigen; daß sie eins werde in Sinn und Charakter, und dadurch eine Selbstständigkeit behaupte, welche das wechselnde Glück der Schlachten ihr beynah gänzlich entzissen zu haben scheint: desto mehr wird es auch Bedürfnis, daß nur solche Männer sich mit der Untersuchung der Frage, wie diese Einheit wieder herzustellen sey, abgeben, welche dieselbe gründlich, ernst und würdig zu beantworten im Stande sind. Schriften, wie die vorliegende dagegen, welche dem Publicum unausführbare chimarische Pläne vorlegen, haben den doppelten Nachtheil, daß dadurch dem Gebildeteren dergleichen Versuche lächerlich werden, und der große Haufe alles für unausführbare Grille erklärt, und sich unthätiger Muthlosigkeit überläßt.

Unser Vf. beginnt mit dem Lobe der Eins, klagt witzelnd über den ehemaligen deutschen Reichsverband, und spricht darauf in zwey Abschnitten 1) von der Einheit des Unwandelbaren oder des Landes. Er hat seine herzlichste Freude daran, daß Deutschland durch die letzten Kriege seine natürlichen Grenzen wieder erhalten habe (wenn nur Holland, das nach unserem Vf. nothwendig mit zu Deutschland gehört, nicht Frankreich einverleibt wäre!). Wenn nur *Napoleon* die natürlichen Grenzen von Deutschland allgemein anerkennen ließe: so hätten wir dann den ewigen Frieden (und freylich bedarf dessen Deutschland gar sehr!). 2) Von der Einheit des Wandelbaren: a) des Volks. Alle fremden Ansiedler müssen entweder aus Deutschland anwan-

dern, oder durch eine durchgreifende Erziehung zu Deutschen gebildet werden. Die Deutschen sollen sich vor allen Dingen aller fremden Wörter in ihrer Sprache enthalten (beyläufig eine Episode über die Einwanderung fremder Wörter in die deutsche Sprache), vor allem aber die Färsen. Um aber den Volkgeist kräftig zu beleben, schlägt unser Vf. vor, von Deutschland aus eine große Entdeckungsexpedition ins innere Afrika, Amerika oder Neuholland, vorstreckt sich, mit einer kleinen Armee zu unternehmen, um zugleich unseren Erdball durch Hülfe der Blickfeuer genau zu messen (die verschiedenen Stationen für diese Messungen werden gleichfalls genau bestimmt). Als Fonds für diese Unternehmung sollen die für *Luthers* Denkmal gesammelten 20000 Rthlr. dienen (das Hauptschiff hiesse dann *Luther*), welche leicht durch Strafgeelder für den Gebrauch ausländischer Wörter noch vermehrt werden könnten. b) Des Staats. Alle deutschen Fürsten nehmen den Königstitel an, geben die Landeshoheit über ihre besondern Staaten auf, und versammeln sich in einer Hauptstadt, wo sie unter dem wechselnden Vorsitze eines aus ihrer Mitte als Reichsverweser über ganz Deutschland herrschen. Dann würden die stehenden Heere abgeschafft und dagegen eine Landwehr eingeführt, deren Bildung hier gleichfalls weitläufig angegeben ist. — Rec. übergeht, was über Einheit der Gesetzgebung, des Aufgabensystems, der Kreise u. f. w. gesagt ist, indem er hofft, daß die angeführten Proben zur Genüge zeigen werden, wie sehr er sich der Vf. hat angelegen seyn lassen, recht vielen Unfug auf 69 Seiten zusammenzudrängen.

A. A.

Druckfehler in No. 55 d. J. in der Recension von *Blums hildesh. Geschichte* S. 275, Z. 4 *vortheilhafter*. S. 277, Z. 4 *besitzt* ff. *befriedigt*. S. 278, Z. 20. *Manfen*. Z. 27 *umfassen* ff. *untersuchen*. Z. 31 u. 32 *danach* ff. *dennoch*. Z. 50 *ihm* ff. *ih.* S. 279, Z. 3 *grüßern* ff. *erwarten*. Z. 50 *Ant.* ff. *et*.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 A P R I L, 1811.

C H E M I E.

JENA, b. Seidler: Dr. J. F. A. Göttlings, ordentl. öffentl. Lehrers auf der Universität zu Jena, *Elementarbuch der chemischen Experimentirkunst*. Zweyter Theil, welcher die über die Säuren und Salzgrundlagen anzustellenden Experimente enthält. 1809. XXIV und 343 S. 8. (1 Bthlr. 16 gr.)

Der für die Wissenschaft zu früh dahin geschiedene Vf. hinterläßt in dem vorliegenden zweyten Theile seines *Elementarbuchs*, von dessen I Theile wir bereits in unserer A. L. Z. 1808. No. 221 eine mit kritischen Bemerkungen begleitete Anzeige geliefert haben, den Anfängern in der Chemie ein aller Empfehlung würdiges Vermächtniß. Möchte es Vielen, auch den mit der Wissenschaft schon mehr Vertrauten, aber im Experimentiren noch nicht gehörig Geübten, den beabsichtigten Nutzen gewähren, und dadurch erfüllen, was der Verewigte nicht bloß in dieser Anleitung, sondern was er während seiner ganzen Lebenslaufbahn so eifrig zu erreichen strebte!

Ehe wir es versuchen, den Gehalt dieses zweyten Theiles anzudeuten, sey es erlaubt, uns wegen einiger Vorwürfe zu rechtfertigen, die uns der Vf. S. IV in der Vorrede gemacht hat. Wir haben zu dem Ende die Haupteinwendungen aus, welche der Vf. gegen unsere Bemerkungen vorgebracht hat. 1) *Ritter's* Versuche, sagt er, hätten ihn für jetzt noch nicht geeignet geschienen, in einer für den Anfänger bestimmten Sammlung chemischer Thatfachen aufgenommen zu werden; wogegen wir erwiedern, a) daß jene zum Theil sehr interessanten Versuche zu denjenigen gehören, die *dazumal* vorzüglich dazu dienen konnten, die Aufmerksamkeit des Experimentators auf den Verkehr zwischen Galvanismus und Chemismus zu lenken, und so die Einsicht in die Natur des chemischen Processes zu erleichtern; b) daß diese Versuche ein gleiches Recht auf Glaubwürdigkeit haben, als die übrigen *ritterschen* Beobachtungen, die der verewigte G. der Aufnahme in sein *Elementarbuch* würdig hielt. — 2) Unsere Töpfer seyen nicht geschickt genug, den von *Bouillon la Grange* beschriebenen Ofen zu verfertigen; dagegen spricht unsere Erfahrung, und die mehrerer unserer Freunde durchaus. 3) Ein von uns angegebenes Stativ gestatte es nicht, die Geräthe ohne irgend eine Verrückung hoch und

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

niedrig zu stellen; doch, wenn das Stativ nur gehörig zahlreich durchlöchert ist, wiewohl wir eingestehen, daß G.'s Stativ noch bequemer, aber auch kostbarer ist. 4) Lederne Schläuche, die wir (mit elastischem Harzfirnis überzogen) zu einigen Gasentbindungen vorschlugen, ließen sich nicht gut handhaben, und ständen hierin den gläsernen Röhren nach; hierin gewiß nicht, denn sie sind weit lenkbarer, aber in der Reinlichkeit stehen sie nach, weshalb wir sie auch nur zu solchen Entbindungen empfahlen, wo es auf absolute chemische Reinheit des Gases nicht ankommt. 5) Thonklötze als Tiegelunterlagen zerprängen leicht; mit Nichten, wenn sie nur gehörig ausgebrannt sind. 6) Ypser Tiegel gebrauche der Chemiker nicht, und Tiegel von *raumurschem* Porcellan gestatten keine Anwendung. Die ersteren benutzt aber der Chemiker mit Vortheil bey Reductionen der Metalloxyde durch Kohle (ohne Salzzuschlag), bey Zusammenschmelzung einiger Metalle und Metall-Legierungen, und im Nothfall als Ersatz der Kohlentiegel, indem man sie inwendig mit Kohlenpulverteig dünne überzieht. Die letzteren dienen dem Rec. sehr vorthellhaft zur Schmelzung einiger Metallsalze, zur Ausglühhung kohlen-saurer, salpetersaurer, essig-saurer u. s. w. Metallsalze, zur Darstellung künstlicher Verbindungen des Schwefels mit Metallen und erdigen Alkalien, und zu mehreren Versuchen, bey welchen man Porcellantiegel anzuwenden, und den rauhen heßischen Tiegeln vorzuziehen pflegt. 7) Fragt *Göttling*: „wie konnte Rec. wohl hier eine Anweisung des Gebrauchs des Elektrometers und des Condensators, nebst Angabe der *haufschen* und *karstensen* Methoden die Elektricität der Fossilien, und des *ritterschen* Verfahrens, die Stufe eines Körpers (vorzüglich eines Metalls) in der elektrischen Spannungsreihe erwarten?“ Allerdings durfte dieses Rec. in einem *Elementarbuche* erwarten, da ohne diese Anweisungen die chemische Untersuchung der Körper, besonders der Fossilien, einseitig ausfällt, und da nach damaligem und jetzigem Stande der Wissenschaft die Kenntniß des chemischen Processes der meisten Stoffe sehr unvollkommen ist, wenn nicht jene Prüfungen auf eintretende elektrische und galvanische Verhältnisse vorangehen. 8) Heißt es ferner: Eben so wenig das Leuchten der Johanniswürmer und *Bitters* Rusdendriten — sind denn diese wirklich chemische Wirkungen? Ja, so gut als die vom Vf. aufgenommenen Leuchtungen der mit Schwefelsäure begossenen Magnese, der brennen-

den Körper u. f. w., und als die Niederschlagungen eines Metalles durch das andere, die Wasserzerlegung im Flintenlauf u. f. w. es sind. — Diese Einwürfe G's. beschließt ein ausöhnendes Lob des Rec., und hierauf folgt eine Nachricht von denjenigen Apparaten und Reagentien, die der Verewigte theils unter seiner Aufsicht verfertigen ließ, theils selbst darzustellen sich unterzog; und an Liebhaber käuflich abließ.

Die, wie im ersten Theile, der Vorrede folgende Inhaltsanzeige gewährt eine vollständige Übersicht der in diesem Theile abgehandelten Gegenstände; der zufolge im nächsten *funften Capitel* diejenigen Experimente beschrieben werden, welche zur *Darstellung der Säuren und (zur Kenntniss) ihrer Wirkungen auf andere Dinge* führen. Das *sechste und letzte Capitel* enthält die *über die Grundlagen der Salze und ihre Wirkungen auf andere Dinge anzu stellenden Experimente*. Für das Unternehmen selbst, und für die Käufer des Buchs wäre es zu wünschen, dass sich ein praktischer Chemiker entschliesse, einen *dritten Theil* folgen zu lassen, der die Darstellung der sämtlichen Metalle im reinen Zustande zum Gegenstande hätte, und endlich mit einem vierten Theile, welcher die aus dem Organischen abstammenden sogenannten Stoffe ausführlich würdigte, das Ganze zu beschließen.

Jetzt einige Bemerkungen über den Gehalt dieses Theiles. Wir würden die Säuren charakterisiren als *Substanzen, die durch Grundlagen* (Basen, Alkalien, Erden, Metalloxyde, Kohlenwasserstoff z. B. in den Naphten) *mehr oder weniger neutralisirbar sind oder abgesumpft werden, welche die Electricität* (als feuchte Leiter) *vorzüglich leiten*, und aus ihren tropfbaren Salzverbindungen am Oxygenpol der galv. Säule abgeschieden werden. — Der Schwefel verbrennt in der atmosphärischen Luft größtentheils nur zu schweflichter Säure, im Sauerstoffgase hingegen gleich zur geruchlosen Schwefelsäure. Schwefel mit Salpeter verpufft, giebt wegen des sich entbindenden Sauerstoffgases gleich vollkommene Schwefelsäure, und nicht das vorhandene Kry stallwasser des Salpeters verhindert das Entstehen der, Rosentinctur bleichenden schweflichten Säuren. Diese letztere bleicht jene Tinctur auch im tropfbaren Zustande, so wie mehrere Pigmente; es stützt sich hierauf das Verfahren, rothe Weinflecke mittelst Schwefeldampf, oder besser mittelst in Wasser gelöster schweflichter Säure zu tilgen. — Dem Schwefel fehlt übrigens das Kry stallwasser so wenig wie dem Phosphor. Ohne Wasser (sowohl das Kry stallwasser als auch das elektrische der Gase) möchte wohl überhaupt alle Verbrennung unmöglich seyn. Der §. 392 mitgetheilte Versuch über die Entstehung des schwefelsauren Eisens aus dem mit Wasser begossenen Gemenge von Schwefel und Eisenfeile, ist ein durchaus galvanischer, ohnerachtet der Schwefel für sich isolirt. Ubrigens entbindet sich dabey Schwefelwasserstoff, der durch Anziehung des Sauerstoffs der überstehenden Atmosphäre in Schwefelsäure über-

geht, während sich das Eisen auf Kosten des Wassers (welches den Wasserstoff hergab) oxydirte. Die eisartige Schwefelsäure ist nichts weniger als ein Gemisch von schweflichter und Schwefelsäure, sondern vielmehr wahrscheinlich eine an + E und Sauerstoff reiche vollkommene Säure; nach Rec. Beobachtungen brennen entflammte Körper eine kurze Zeit lebhafter darin, als in der atmosphärischen Luft, und sie besitzt überhaupt noch mehrere bis jetzt zum Theil unvollkommen gekannte, zum Theil übersehene merkwürdige Eigenschaften; die Rec. nächstens in einem geleseenen chemischen Journale zu beschreiben gedenkt. — Rauchende Salpetersäure mit Wasser gemischt wird anfänglich grün, dann blau, und dann erst farblos; wahrscheinlich indem nach Entwicklung des überschüssigen Salpetergases der noch rückständige Antheil derselben durch das Wasser mehr oder weniger seiner + E beraubt oder auch geradezu hydrogenirt wird. — Zu §. 420 fügen wir hinzu, dass Gummi mit Salpetersäure behandelt größtentheils in Schleimsäure (Milchzuckerläure) übergeht. Bucholz's neuere Versuche haben die Eigenthümlichkeit der Kampherläure entschieden dargethan. Es würde dem Buche zum Vortheile gereicht haben, wenn der Vf. hier die merkwürdigen Veränderungen des Satzmehls durch Salpetersäure mit aufgeführt hätte. Eine über Kohlenpulver abgezogene Salzsäure zeigte dem Rec. keine Spur von Eisen, war von ihrem eigenthümlichen Geruche befreit, hatte dagegen einen schwachen Geruch von brenzlicher Essigsäure angenommen. Zur Ätherbildung scheinen nach unseren Beobachtungen diejenigen Säuren am geschicktesten zu seyn, welche aus Metallsalzen entbunden werden; wahrscheinlich sind diese Säuren mit einem an + E reicheren Sauerstoff beladen, als die aus anderen Verbindungen getrennten oder unmittelbar erzeugten. Das *Königswasser* dürfte doch wohl nur eine innige Verbindung der Salzsäure, des Salpetergases und eines Antheils noch unveränderter Salpetersäure seyn. Rec. verschafft sich (außerdem dass er die conc. Essigsäure aus dem Bleyzucker scheidet) einen reinen concentrirten Essig auf folgende Weise. Aus einer verzinnten mit zinnernem Halse versehenen Destillirblase destillirt er guten Weinessig über Kohlenpulver ab, gießt auf den Rückstand den vierten Theil (des Gewichts des Essigs) Wasser, und zieht von diesem so viel herüber, bis das Übergende noch sauer ist; dadurch gewinnt es alle im Rückstande noch enthaltene Essigsäure; das gesammte Destillat wird jetzt vermischst starker Frostkälte ausgesetzt, und die sehr saure Flüssigkeit als starke reine Essigsäure von den Eischollen im kalten Glastrichter geschieden. G. erhielt eine concentrirte Essigsäure, als er ein Gemisch von gleichen Theilen essigsaurem Kalke und gebranntem Alaune der Destillation unterwarf. Die Eisen oder Kupfer enthaltende Weinsäure lässt sich nach Kasper (dessen *Beyträge* II. B.) durch Kohlenpulver reinigen. Ungern vermissen wir die (wenn auch

nur eine kurze) Erwähnung der reinen *Gallussäure*, der *Chinasäure*, *Lacksäure*, *Opiumsäure*, *zoonischen Säure*, *Gelbsäure*, *Amniosäure* und *Harnsäure*. *Kastner* (S. 203) beobachtete das Braunwerden der *Curcumatinctur* am *essigsauren Kupfer*, und auch unvollkommener am *Boraxsäure* haltigen salzsauren Zinn, was jedoch wohl nur von der *Boraxsäure* herrühren dürfte, indem diese, nach *Müller* (in *Wernigerode*) und *Trommsdorff*, gegen die genannte Tinctur gleich den Alkalien reagirt. Ob die *Ätzalkalien ohne alle Beymischung von etwas Säure* krystallisiren, ist noch nicht entschieden. Auch *Kastner* (§. 537) schlug Metallauflösungen sowohl in Säuren als auch in Ammoniak, mittelst Schwefel, Phosphor, und Kohle auf nassem Wege nieder, vergl. dessen *Beiträge* a. a. O. Die Auflösung des *Orleans* in *Ätzkali* (S. 239) dient unter anderen auch mit Alaunlösung vermischt, zur Darstellung einer schönen orangen Lackfarbe. G. will einst nach *Curaudau's* Methode aus dem *Baryt* ein wenig Metallloid erhalten haben, zweifelt aber selbst an der Richtigkeit dieser Beobachtung. Wahrscheinlich war die metallartige Masse *Kalimetallloid*. *Davy* hat bekanntermassen neuerlich sowohl den *Baryt* als auch die übrigen erdigen Alkalien und Erden metallisirt, und zugleich fast evident erwiesen, daß diese Substanzen wirkliche metallartige Grundlagen, und nicht, wie die französischen Chemiker und *Ritter* glaubten, Wasserstoffverbindungen sind. Wenn es *Davy* hiebey zugleich wahrscheinlich macht, daß die eigentlichen Metalle *Wasserstoff* enthalten: so erinnert dieses theils an *Stahls* Phlogiston, theils an die vor vier Jahren von *Kastner* angestellte Berechnung des Wasserstoffgehaltes im Schwefel, im Phosphor, in der Kohle, im Stickstoff, und in den Metallen (dessen *Beiträge* II). — Neuerlich hat man den *Strontian* in ziemlicher Menge im sächsischen Erzgebirge, und (den schwefelsauren) bey *Arau* in der Schweiz gefunden. *Buchholz's* todtegebrannter Austerchaalenkalk dürfte doch wohl zum Theil in einem minder alkalischen, oder mit *Winterl* zu reden, abgestumpften Zustande sich befunden haben, und sowohl durch die vollständige Salzsäure, als auch durch das basische Wasser wieder alkalisch geworden seyn. Der todtegebrannte Gyps verdiente übrigens auch wohl ein Mal eine genauere Untersuchung, um so mehr, da er wesentliche Veränderungen erlitten zu haben scheint. Rec. bereitet sich sein Schwefel-Kali, Natron, und seinen Schwefelkalk in Glasretorten über freyem Feuer, und erhält dabey gelegentlich eine große Menge Schwefelwasserstoffgas. Möchte es doch ein Mal einem praktischen Chemiker gefallen, *Lowitzens* Vermuthung, daß der *Strontian* aus dem *Baryte* und Kalke erzeugt werde, genau zu prüfen, um so *Davy's* Versuche über diese und ähnliche Stoffe von einer anderen nicht minder belehrenden Seite her zu begegnen! G's. ältere Beobachtung über die Metallisirung der Talkerde durch heftiges Glühen dürften dann auch wieder zur Sprache kommen, indem sie auf eine partielle Zerlegung der Talkerde hindeuten. *Grindels*

Beobachtungen gemäß ist die sogenannte Schwefeltalkerde eine mit Schwefelkali verunreinigte Talkerde, so wie er der reinen Talkerde auch die Löslichkeit im Wasser abspricht, und vermuthet, daß das Erglühen der mit conc. Schwefelsäure begossenen frisch bereiteten reinen Talkerde von einer unvollkommenen Verbrennung herrühre, weshalb sich dabey auch schweflichte Säure entwickle. *Scopoli* bemerkte schon eine zugleich auf Zerlegung hinweisende unvollkommene Metallisirung der Thonerde; vgl. *Kastner's* Beiträge II B. — Rec. digerirte ohnlangst die auf gewöhnlichem Wege erhaltene ausgekochte Alaunerde mit flüssigem Ätzammoniak, und erhielt dadurch eine Erde, die wieder ausgefüllt und in Salpetersäure aufgelöst, durch salpetersauren *Baryt* nicht getrübt wurde. Die Kieseelerde ist doch auch (frisch gefällt) mit Schwefel-, Salz- und Salpetersäure auf nassem Wege, und mit Arsenik- und Phosphor-Säure auf trockenem Wege, einigermaßen vereinigungsfähig, wiewohl die erstere Verbindungsweise nur mittelst Alkalien, und die letztere mit Hülfe der Thonerde vor sich zu gehen scheint. —

Dieses sind unsere Bemerkungen und Zusätze zu diesem zweyten Theile. Möchten sie Chemiker, denen mehr Muße als dem Rec. zu Theil wird, veranlassen, die Wissenschaft mit neuen Erfahrungen zu bereichern, und so zugleich dem Wunsch entsprechen, der den verewigten *Göttling* beseelte, und der unstreitig von jedem ächten Chemiker gehegt wird: die Hypothesen im Gebiete der Chemie durch reine Thatfachen, und eine dadurch begründete Theorie zu verdrängen.

H. K.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Die gemeinnützigsten und faßlichsten Sätze aus der Naturlehre und Scheidekunst*. Für Real- und Feyertags-Schulen bearbeitet von *J. G. Praendel*, Prof. der Mathematik, der Physik, der Naturgeschichte u. s. w. Zweytes Bändchen. Mit Figuren. 1809. 418 S. (1 Thlr. 8 gr.)

Die erste unablässige Pflicht eines Schriftstellers ist, seinem Werke ein festes System zum Grunde zu legen, wodurch das verwickelte Gemälde der Naturkörper anschaulich und dem Geist begreiflich gemacht werde. Wer in den heutigen Zeiten, in denen jeder Zweig der allgemeinen Naturwissenschaft durch glückliche Entdeckungen gelehrter Männer so große Ausdehnung erhalten hat, bey Verfassung eines Lehrbuches, welches sich von den Grundzügen auf höhere und zusammengesetztere Gegenstände ausdehnet, gegen diese Regel anstößt, der wird seinen Hauptzweck verfehlen. Es ist dem menschlichen Verstande so angemessen, sich von dem Einfachen zu dem mehr Zusammengesetzten, von einzelnen Vorstellungen nach und nach zu allgemeinen Begriffen zu erheben, daß man nicht lange anstehen kann, nach diesem Princip den Vortrag einer Wissenschaft zu beginnen. Diese Methode, die man die *progressive* nennt, steht der *regressiven*, die

die Sache umgekehrt betrachtet, entgegen. Die Resultate eines glücklichen Studiums der Natur, die der vereinte Fleiß der Naturforscher während Jahrhunderten machte, scheinen bey Begründung eines chemischen Systems zur Annahme jener Methode aufzufodern. Man mag indeß die eine oder die andere wählen: so muß man die angefangene Ordnung stets vor Augen behalten. Hr. P. hat dem zweyten Bändchen seines Werkes, dem chemischen Theile, die regressiv Methode zum Grunde gelegt; allein er bleibt sehr weit entfernt, sie glücklich auszuführen, wie folgende Anordnung augenblicklich zeigt. Von der Auseinanderlegung der Anfangsgründe und Vorbegriffe der Chemie geht er zu der Lehre von dem Thermometer, als einer der Chemie unentbehrlichen Geräthschaft, über; dann folgen die Salze, die Säuren, und hierauf die Hauptprocesse der Chemie, als Auflösung, Fällung, Schmelzung, Verflüchtigung, Krystallbildung, Verkalkung und Oxydation, Verglasung. Die Erklärung der chemischen Zeichen, die Gährung, die Untersuchung der Ächtheit der Weine und des Biers, und endlich die chemischen Urstoffe, beenden den Inhalt eines besonderen Abschnittes — des 13ten. — Der 14te Abschnitt enthält das Wichtigste von den Gasarten, dem Dunstkreise, dem Schalle; der 15te: die Lehre von der Wärme; der 16te: von dem Lichte; der 17te: die Elektricität u. s. w.; der 18te: den Magnetismus. Diese Abtheilung ist nicht löblich, da diese Schrift für Schulen gearbeitet ist, und wenn auch nur für solche, wie Hr. P. in der Vorrede sagt, welche aus Jünglingen bestehen, die keinen literarischen Studiumsunterricht genossen. Eben so ist nicht einzusehen, warum Hr. P. gerade jene Körper und Operationen u. s. w. abhandelt, und die übrigen Substanzen, mit welchen sich die Chemie beschäftigt, ganz wegläßt. Eine kurze Angabe der vorzüglichsten Eigenschaften derselben würde für diesen Zweck vollkommen hinlänglich gewesen seyn, und um das Voluminöse zu vermeiden, hätten manche Bemerkungen sehr gut wegbleiben können. Schwerlich läßt sich begreifen, daß das Angeführte ein Auszug der Hauptmomente der Chemie sey, welche dem Publicum vorgelegt werden könne.

Sowie aber das Nichtberücksichtigen der neueren Lehrbücher und Zeitschriften der Chemie eine Rüge verdient: so veranlassen eine Menge Unrichtigkeiten noch eine zweyte. Z. B. Fr. 37. Laugen salze giebt es nur dreyerley, nämlich Gewächsalgen salz, Mineralsalzen salz, und ein Laugen salz aus dem Thierreiche, das Ammonium. 36. Feuerbeständig ist das einzige Gewächsalgen salz, die beiden anderen sind flüchtig. Also das Natrum zählt Hr. P. dem flüchtigen Alkali hinzu! — 39. Woher stammt das Ammonium? Antw. — — — das Mineralreich betreffend, enthalten die Kalksteine dieses Laugen salz. Wahrlich etwas Neues; aber Schade, daß Hr. P. die Bereitungsart des Ammonium aus den Kalksteinen nicht mitgetheilt hat. 41. Da sich jedes der drey Laugen salze mit jeder Säure verbindet: so zählen wir, wenn man mit Gren auch nur 25 Säuren annimmt, doch schon $25 \times 3 = 75$ Neutralsalze u. s. w. — Aber bilden denn nicht viele Säuren, wie z. B. die Weinsäure mit dem Kali, nach Verschiedenheit der Quantitäten der Säure und der Basis, ganz verschiedene Arten von Salzen? — Dreyfache und mehrfache Salze, bey Aufzählung der erdigen und metallischen Salze, hat Hr. P. fernerhin ebenfalls nicht berücksichtigt. 105. Digeriren heißt das Liegenbleiben einer Substanz im Auflösungsmittel bey mäßiger Wärme. Welch' eine Definition! — Die Verfälschung des Biers durch Erden und Metalle, zu deren Entdeckung der Vf. die Behandlung des verdunsteten Biers mit Salzsäure empfiehlt, ist wohl nicht zu befürchten. 311 hält Hr. P. die Agusterde noch für einfach und eigenthümlich. — Die Metalle, welche in den letzten Jahren entdeckt sind, scheint Hr. P. gar nicht zu kennen. S. 289, wo die Rede von den künstlichen Edelsteinen ist, hat er sagen wollen: man erhält durch den Zusatz des Kobalts zur Glasfritte ein blaues Glas, nicht aber ein rothes.

Daß endlich Hr. P. der alten Nomenclatur noch so zugethan ist, wie aus dem Werke hervorzugehen scheint, ist gleichfalls nicht zu loben.

V. d. c. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Beatus und dreyzehn Gedichte*. 1810. 76 S. 8. (8 Gr.)

Wir wollen einen armen Schächer nicht krenzen, sondern uns eines Elenden erbarmen, der von Irrlichtern in einen Sumpf geführt worden ist, wo er von nichts als Tod und Verrückung sagen und singen kann. Ach, nur ein wenig frische Luft, nur einige Prisen Logik für seinen verstorbenen Verstand! Schädlich kann er übrigens nicht werden, sein Wahnsinn ist von der gutmüthigen, bloß leidenden Art. Wenn er nur jammern und klagen, den Mond zischen und das Wasser fließen sehen kann; so hält er sich friedlich und ergreift Niemanden bey'm Kragen. Seine Gedanken, oder was er als Surrogat dafür anerkennt, nimmt er aus einem mystischen Zustande, dessen sich kein Gesunder bewußt ist, und also leider nie mit ihm sympathisiren kann. Er sagt selbst davon:

By Nacht, wenn ich nicht kann schlafend seyn,
Da fällt mir im Traum noch manches ein.

Es muß ihm Jemand gestorben, und nach dem Tode nicht ganz geblieben seyn; das Zerkrümeln kann er nicht leiden. Hierher gehören die schmelzenden Zeilen:

Im Wandeln, ach im Wandeln liegt wehes Bohagen;
Sie, die so groß, daß sie konnte mich ganz umwinden,
Mußt' in so kleine, kleine, kleine Theilchen schwinden.

Daß Ameisen, Ameisen sie hin und her können tragen.
Was der *Beatus* für ein Ding sey, darüber will Rec. die Leser lieber in Unwissenheit lassen. Wahnsinn ist ansteckend, und alle Personen im *Beatus* sind verrückt. Unter anderen giebt es da einen irren Buchhändler, der S. 61 ausruft: Was giebs in der Welt für seltsame Bücher! Was ist die Welt für ein seltsames Buch! O kommt!

WA.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 A P R I L 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Eberhart: Παρέργων Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης Τόμος δεύτερος. Μύθων Αἰσωπείων Συναγωγή. Und auf einem besondern Blatte: Μύθων Αἰσωπείων Συναγωγή. Φιλοτιμῶ δαπάνη τῶν Ἀδελφῶν Ζωσιμάδων, παιδείας ἐνεκα τῶν τὴν Ἑλλάδα Φωνῇ διδασκομένων Ἑλλήνων. Εν ΑΩΛ. (1810.) 515 S. Text u. 68 S. Einleitung. gr. 8.

Dies ist die vollständigste Sammlung von Allem, was man unter dem Namen äsopischer Fabeln in griechischer Sprache kennt, mit großer Überlegung, nach einem lobenswerthen Plane angelegt, den der gelehrte Herausgeber noch zweckmäßiger ausgeführt haben würde, wenn ihm vor Anfange des Drucks die florentinische letzte Sammlung zugekommen wäre.

Die Einleitung enthält zuerst das Leben des Äsopus mit dem Abdrucke des Bildes in der albanischen Villa. Ein zweytes Bild soll den Kopf des Archilochus aus dem vaticanischen Museo darstellen. Nur die wichtigsten und wahrscheinlichsten Umstände der Lebensgeschichte sind ausgehoben. Dann folgen die Namen und eine kurze Charakteristik aller der Dichter und Schriftsteller, welche Fabeln in griechischer Sprache gedichtet, erzählt oder äsopische Fabeln angeführt haben, bis auf die neuesten Zeiten herunter; wo Rec. nur den einzigen Griechen vermisst, elcher den Slaven das Evangelium gepredigt hatte, und dessen Fabeln sich nur in lateinischen Übersetzungen erhalten haben. Bey den späteren Schriftstellern der griechischen Kirche ist Hr. Coray weit ausführlicher, und schildert zugleich den ganzen literarischen Zustand des jedesmaligen Jahrhunderts, in welchem sie lebten. Die neveletische Sammlung liegt zum Grunde, und hinter jeder Fabel sind die später bekannt gemachten Variationen alle, nebst den Tetrastichen des Ignatius Magister, ehemals Γαβρίας genannt, eingerückt, mit den Beziehungen und Anspielungen in den alten Schriftstellern, welche unten am Rande bemerkt sind. Der Text ist nach kritischen Regeln und Muthmaßungen berichtigt, wovon der Grund hinten in den Anmerkungen angegeben ist, worunter sich auch einige ästhetische Bemerkungen über die Behandlung und den Werth der Fabeln befinden. Die übrigen Änderungen sind in einer Art von vergleichender Tabelle S. 443 — 458 angegeben. Über die Anordnung der Fabeln wollen wir mit dem Herausgeber nicht streiten: aber es wäre doch zu wünschen gewesen, daß er eine Änderung darin gemacht, und dabey irgend einen andern Grundsatz und Princip befolgt hätte, als

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

die Ordnung des griechischen Alphabets nach dem Anfangsbuchstaben der über jeder Fabel geschriebenen Namen der handelnden Thiere, nach welcher in allen Sammlungen die Fabeln an einander gereiht sind. Über die gemachten Veränderungen möchte sich hie und da ein nicht ungegründeter Zweifel erheben, weil in der Sprache dieser Erzählungen das Gute und Schlechte aus verschiedenen Jahrhunderten so wunderbar und so bunt durch einander gemischt ist, daß es wohl sehr schwer seyn muß, erst einen Zeitcharakter der Fabel aus der Sprache und Composition zu bestimmen, und danach die scheinbaren Sprachfehler zu verbessern. Unter dessen ist gerade Hr. Coray der Mann, der als geborner Grieche von der Insel Chios die Sprache der meisten dieser Fabeln, so wie sie in den barbarischen Jahrhunderten von unwissenden Byzantinern und griechischen Mönchen umgesetzt und travestirt worden sind, am besten versteht und zu beurtheilen weiß. Daher war zu wünschen, daß er gleich vom Anfange den ganzen Vorrath gedruckter griechischer Fabeln vor sich liegen gehabt, und daraus eine neue Sammlung mit kritischer Genauigkeit zubereitet hätte. Darin würden, nach Rec. Urtheile, die ersten und ältesten Beyspiele der äsopischen Fabeln in rein griechischer Sprache nach der Zeitfolge aufgestellt worden seyn, so daß unter jeder Fabel die neueren und späteren Nachbildungen in Versen und Prosa nach dem inneren Werthe und den Kennzeichen der Sprache geordnet folgten. So würde er z. B. die gemeine Fabel vom Pferde und Esel No. 125 als eine ungehickte Abkürzung zuletzt stellen. Denn aus Suidas in *ὄνεια* erhellt, daß die Fabel von Babrius sey, woraus er folgende Stelle erhalten hat:

τὴν σάγγα τοῦ τοῦ κτήνους
καὶ τὴν ὄνεια προσηύθηκεν ἐκδιδράς.

Dieser Spur zufolge ist die 133 flor. Fabel die ältere profaische Nachbildung vom Esel und Maulesel. Hingegen die 24 flor. Fabel vom Pferde und Esel, welche noch Reste von zwölfßylbigen Versen hat, eine spätere Nachbildung, aus welcher die neveletische Fabel 128 abgekürzt ist. Die späteste und ungeschickteste Nachbildung ist die, welche *Roche fort* aus der pariser Handschrift bekannt gemacht hat. Hr. C. hat alle 3 Nachahmungen ohne Rücksicht auf den inneren Werth S. 327 und 328 gestellt. Jetzt stehen noch alle Fabeln, alte und neue, verworren und vermischet unter einander, und außer den wenigen, welche die älteren griechischen Schriftsteller aufbewahrt haben, haben die meisten aus Handschriften gesammelt, nur wenige Bruchstücke des Babrius aus-

genommen, so deutliche Merkmale der spätesten Composition, daß man selten eine ganz rein von Barbarismen und Solöcismen findet. Unterdeß macht auch hier die neueste florentinische Sammlung eine rühmliche Ausnahme. Sie liefert wenigstens sehr oft einen besseren Grundstoff der Sprache, in welchem sich die seltener eingeschlichenen Barbarismen und Fehler leicht durch Vergleichung mit anderen Nachbildungen auffinden und verbessern lassen. Doch dazu möchte Rec. schon um des Beyspiels willen nicht rathen; sondern er wünscht alle Nachbildungen, so wie sie sich in Handschriften finden, neben einander aufgestellt, und, wo möglich, nach der Zeitfolge geordnet zu sehen. So bleibt dem kritischen Forscher der ganze Stoff ungeschmälert und unverkümmt zum Gebrauche übrig, damit er aus den Spuren der späteren Bearbeitung dasjenige Original entdecke, welches alle die Nachahmer vor Augen hatten. Auch die neue florentinische Sammlung hat Tyrhwitts Vermuthung bestätigt, daß die meisten äsopischen Fabeln, welche die bis jetzt gedruckten Sammlungen aufbewahrt haben, durch profaische Auflösungen und Abkürzungen der Fabeln des Babrius entstanden sind. In der Sammlung des Hn. Coray kann man jetzt noch besser als sonst die Stufenfolge der Abkürzungen und Verhünzungen bemerken, und übersehen, welche elende und geschmacklose Scribler und Mönche bis auf den erbärmlichen Ignatius Magister mit den schön in Choliamben verfaßten Fabeln des Babrius vorgenommen haben. Nicht allein hat Hr. C. die in der florentinischen Sammlung aufbewahrten, aber von dem Herausgeber derselben verkannten Fabeln des Babrius erkannt und in Choliamben wieder hergestellt, sondern auch eine Mittelgattung von Abkürzungen bemerkt, welche poetisch seyn sollte, und wahrscheinlich dem Ignatius Magister zum Muster gedient hat, nach welchem er diese poetischen Mißgeburten wiederum abkürzte, und in die sonst unter dem Namen Gabrius bekannten sinnlosen Tetrasticha brachte. Hr. Coray hat alle diese barbarisch-poetischen Nachbildungen ausgezeichnet, und als Verse abdrucken lassen. Sie bestehen aus 12sylbigen Reihen ohne Metrum, bloß nach dem Rhythmus geordnet, so daß gewöhnlich jeder Vers den Sinn, wenigstens den Satz schließt. Die elenden Verfasser dieser 12sylbigen Zeilen hatten nämlich bemerkt, daß die meisten Choliamben des Babrius aus 12 Sylben bestanden; diese Zahl ahmten sie nach, als sie die Abkürzungen vornahmen; das Metrum aber kannten sie nicht, sondern zählten nur die Sylben. Man hat also, wie Rec. meint, auch an diesen zwölfstylbigen Nachbildungen ein sicheres Kennzeichen, daß die darin erzählte Fabel ursprünglich vom Babrius herstamme, so wie man dies bisher auch aus den Tetrastichen des Ignatius schloß, welche gerade in demselben Sylbenmaße verfertigt sind. Gewöhnlich ist dann der Fall, daß die profaische Erzählung richtiger ist, als die vermeinte poetische. Man sehe z. B. Fabel 56 flor. 120 vom jungen und alten Hirsche. Doch Rec. wird hernach auf diese Entdeckung des Hn. C. wieder zurückkommen. Jetzt muß er noch Einiges über die ganze Einrichtung der Sammlung be-

merken; aber zuvor die vorher abgebrochene Anmerkung über die barbarische Sprache der meisten Fabeln vollenden. Daß selbst Hr. C. nicht im Stande war, alle Dunkelheiten derselben aufzuklären, zeigt der Name zu Anfange der 77ten Fabel Βούταλις ἀνὸς τοῦ Σουίδου ἐνέματο, zu welcher sich bis jetzt noch keine Variation oder das Original gefunden hat. Den Namen des Vogels hat man verschiedentlich gedeutet auf Amsel und Nachtule. Hr. C. erklärt ihn für synonymisch mit dem älteren αἰδουλία, dem römischen *Mergus* und der Franzosen *Plongeon*, der sonst jetzt im Neugriechischen βουταμαρία oder βουταναρία heißt. Er beruft sich dabey auf die Ableitung vom Worte βουτῶν, tauchen. Aber Rec. weiß diese Erklärung nicht mit dem Inhalte der Fabel zusammenzureimen: denn da heißt es, der Vogel singe oder schreye des Nachts (ὄδει), am Tage aber verhalte er sich ruhig (ἡσυχάζει.) Die Fledermaus spricht mit ihm; und auch daraus erhellt, daß der Vogel sein Wesen des Nachts treiben muß.

Die Sammlung läuft in 426 Nummern bis Seite 278 fort; dann folgen αἱ παραλειφθέντες παρ' Ἀλφίου μῦθοι bis Seite 412, welche vorn die Nummer der ertlern Sammlung haben, worauf diese Fabeln sich als Variationen beziehen; die innere, in Klammern eingeschlossene Nummer giebt meistens die Zahl der florentinischen Nachbildungen an, welche Hr. C. nicht am gehörigen Orte vergleichen, und einschalten konnte, weil er das Buch zu spät erhielt. Diese Unbequemlichkeit muß man freylich dulden und verzeihen; ob aber alle Leser dieselbe Willfährigkeit und Nachsicht mit der selbst verfertigten Fabel No. 421 S. 275 haben werden, willen wir nicht. Wenigstens ist sie so gut und rein griechisch nach Gellius 2, 19 erzählt, als keine in den neuen Sammlungen, die vom Babrius ausgenommen. Auch hat Hr. C. nach Gellius die Lerche (κροσσάλλος) genannt, wo Babrius den Vogel Χαραδριός nennt, von welchem es wenigstens bis jetzt unbekannt ist, daß er eine Haube hat und singt. Somit geht Rec. auf die zuerst angestellten Fabeln des Babrius über, welche auch der Recensent der florentinisch-leipziger Sammlung in unseren Blättern bereits bemerkt und ausgezeichnet hatte. In der dort angeführten Probe aber wichen beide an einigen Stellen merklich von einander ab. Zuerst spricht der jetzige Rec. von der erwähnten Fabel, wo Χαραδριός die Hauptperson ist. Überall stimmt er mit Hn. C. überein, bis auf die beiden Verse

μισθὸν δὲ πᾶσι δραγματόφροις δώσειν ἔλεγε,
ὅτε Χαραδριός πᾶσι νηπίοις ὄττω;

wo jedoch Hr. C. den Fehler und Überschufs der Sylben im ersten Verse richtig bemerkt hat; nur die Verbesserung hat er nicht angegeben. Nach Anleitung des vorhergehenden μισθὸν μὲν ἀμύτροτον αὐρίον πέμψειν streicht Rec. das unnütze π-σι aus, und schreibt μισθὸν δ' ἔλεγε δραγματόφροις δώσειν; im zweyten Verse aber πᾶσι νηπίοις für πᾶσι.

Die 353 Fabel der florent. Samml. hat Hr. C. mit Einschaltung einer einzigen Sylbe so in zwölfstylbige Verse geordnet:

Ἀδόντι προσητάς ἀνός [τοῦ] ἔχρη

καταπνέει εἶναι· Χ' αὖ λέων, Τί καλῶν;
πρὸς αὐτὸν εἶπεν, ἀλλ' ἐνέχυρον δώσεις,
ταχύπτερόν σε μὴ μαθεῖναι τὴν πίστιν·
πῶς γὰρ Φίλων σοὶ μὴ μόνοντι πιστεύω;

Hier wird man versucht zu glauben, daß dieses ebenfalls eine Abkürzung des Originals von Babrius sey, und zwar im Versmase desselben, welches ein seltener Fall ist. Doch findet er sich auch, wie es scheint, bey der folgenden 360 florent. Fabel:

Λύκος τις ἀφ' ἑνὸς ἐν λυκοῖς ἐνεμήθη·
λέοντα δ' αὐτὸν ἐκάλεσε· ὃ δ' ἀγνώμων
τὴν δόξαν οὐκ ἤνεγκε· Τῶν δὲ συμφορῶν
ἀποστατήσας τοῖς λέουσιν ὤμιλοι·
Κερδὰ δ' ἐπισκώπτουσα, μὴ φρασεῖν,
ἔφη, τοσοῦτον, ὥς σὺ νῦν ἐπιφύσῃς.
σὺ γὰρ ἀληθῶς ἐν λυκοῖς λέων φαίνῃς,
εἰς δ' αὖ λέοντα σίγησιν λυκος φαίνῃς.

Ingleichen bey der flor. Fab. 359, 361, 368, 371, und einigen anderen, wo die Verse sich noch einzeln zwischen der Prosa finden. In der eben ausgestellten Fabel schlägt Hr. C. im fünften Verse vor, zu lesen μὴ κ' ὠρεώσῃ, wenn die gemeine Lesart nicht etwa so viel als φρονηματισθεῖν bedeuete. Rec. meint, daß überdies im 2ten Verse es heißen sollte αὐτὸν ἐκαλεῖν. Darauf führt das folgende τὴν δόξαν οὐκ ἤνεγκε.

Die 369 florent. Fabel scheint auch Hn. C. eine Achte vom Babrius zu seyn, wo er das Versmase durch muthmaßliche Verbesserungen wieder hergestellt hat, z. B. V. 7: [Λέγων.] τὸ λοιπὸν δικτύω τί ποιήσεις; V. 10: Τίνος μελὼ δοῦ πρὸς [τὸν] ἦχον ὑπνώσεις; durch die bemerkten Einschaltungen. Noch schlägt er V. 11 ἀφ' ἑνὸς τὸν τέρδινα, καὶ γεννητὴν ἀλεκτοράκου συλλαβὴν ἡβουλήθη für γεννητὴν vor. Ganz richtig! Und eben so fodert das Versmase, daß man im folgenden Verse εβουλήθη schreibe, wenn es nicht ein Druckfehler ist, der sich hier in den Text geschlichen hat. Aus eben der Ursache muß der erste Vers Ὀρνιθοθήρα Φίλος ἐπ' ἡλθεν αἰφνης geändert werden, und heißen: Φίλος ἐπ' ἡλθεν ἐξ αἰφνης. Im V. 14 und 15: Πόθεν μαθήσεις. πῶσον εἰς ἔω λείπει; τὸν ὠρομαθὴν ἀπολέσας; πῶς γνώσῃ u. s. w. schlägt Hr. C. vor zu schreiben: τὸν ὠρομαθὴ γ' ἀπολέσας. Aber auch so bleibt der Vers im fünften Fusse fehlerhaft, und der Sinn in ὠρομαθὴ falsch. Die selbst von Hn. C. angeführte Stelle aus Suidas τὸν ὠρονόμον θύτας με κοίτην εἰς αὐτὸν ἀφ' ἑνὸς τὸν Φίλον τὴν δόξαν οὐκ ἤνεγκε. Nur allein die letzte Vermuthung kann Rec. wegen des ganzen Zusammenhanges billigen; nicht aber das οἶδα, vielmehr wünscht er eine glücklichere Muthmaßung ausgefunden zu sehn.

Die 374te flor. Fabel hat Hr. C. richtig in die ursprünglichen Choliamben hergestellt, aber die Stelle aus Suidas nicht bemerkt καὶ τις γεωργὸς εἰς νεὺν πυρούς σπείρας φυλάττειν ἐστώς. In mehreren Stellen findet Rec. eine Verbesserung nöthig. Der Anfang lautet hier:

Πλαμάδος δυσμαὶ ἦσαν σπόρου ἐν ἄρῃ;
καὶ τις γεωργὸς ἐν κλήρῳ πυρούς σπείρας,
φυλάττειν ἐστώς.

Aber im fünften Fusse muß allemal ein Jambus stehen; und also muß es heißen:

πλαμάδος δυσμαὶ ἦσαν ἐν σπόρου ἄρῃ·
καὶ τις γεωργὸς εἰς νεὺν πυρούς σπείρας,
φυλάττειν ἐστώς.

Der 9 Vers lautet καὶ πρὶν βαλεῖν ἔφρουγον. Εὐρε δὲ τεχνὴν. Es muß aber heißen: Εὐρε δὲ τέχνην· V. 11 πρὸς εἰς διδάσκειν statt ἐδίδασκεν heißen. Im folgenden κρή γὰρ ὀρνέων ἡμᾶς σοφῶν δηλῶσαι Φίλους ist kein Sinn, der durch die Lesart Φηλῶσαι φρένας ganz herstellt zu seyn scheint. V. 17 muß εφρουγον für ἔφρουγον geschrieben werden. Eben so V. 20. In der 378ten flor. Fabel vom Frosch und Ochsen (welche Phädrus I, 24 sehr ungeschickt vorgetragen hat, da sie hier weit wahrscheinlicher vom Babrius erzählt wird), erzählt der eine junge Frosch der Mutter seines Bruders Schicksal. V. 4, 5, 6:

τέθνηκα, μήτηρ, εἶπον, ἄρτι πρὸ τῆς ἄρας·
ἦλθε γὰρ παχίστου τετράπου, ὃς οὐ καίται
χελὴ μαλαχθεῖς.

sollte es wohl πεταχθεῖς heißen. Da, wo die Mutter sich aufbläht u. fragt, εἰ τοιοῦτον ἦν τὸ ζῶον; antworten die Jungen: παῦλοι, μὴ ποῖου μήτηρ·

θάσσον σελίτην, εἶπον, ἐκ μέσου ἔχεις,
ἣ τὴν ἐκείνοι ποίηται μιμήσῃ.

Hier schlägt Hr. C. vor zu schreiben: μὴ ποιοῦ πρὸς πρὸς, und hernach πρὸς πρὸς. Die letztere Verbesserung scheint dem Rec. unbedenklich richtig. Der ersteren scheint das Versmase zu widersprechen.

Die gemeine Fabel 134 von der Ameise und Cicade ist wahrscheinlich die älteste Nachbildung in Prosa aus den Choliamben des Babrius, welche hier S. 75 eingerückt stehen. Das Tetrastichon des Ignatius S. 76 hat auch nicht die geringste Spur des Originals mehr, so wenig als die zwey anderen profaischen Nachbildungen, wozu zwey florentinische No. 195 und 198 kommen. Die letzte in 12sylbigen Zeilen ist ohne Zweifel die elendeste und ganz barbarisch.

Eben so ist von den 6 Nachbildungen der Fabel von den beiden Hähnen (S. 87 und 343) nach den von Suidas erhaltenen 2 Bruchstücken des Originals von Babrius die älteste und kürzeste die von Stephanus herausgegebene, von Heusinger und Coray S. 87 wiederholte, auf welche zunächst folgt die von Rochefort bekannt gemachte S. 344. Die neueste und schlechteste ist auch hier wiederum die 119te florentinische in 12sylbigen Zeilen. — Die 351te Fabel oder Erzählung aus der vaticanischen Handschrift der florentin. Sammlung ist das Original von Babrius, wovon die gemeine No. 187 eine ganz verstümmelte Nachbildung ist.

Θεοὶς Ἀπολων εἶπε, μακρὰ τοξέων
οὐκ ἂν βαλοῖ τις πλέον οὐδὲ τοξέεσσι·
Ὁ Ζεὺς δὲ παίζων κρῖναι τῷ Φοίβῳ.
Ἐρμῆς δ' ἔειπεν Ἄρεος ἐν κνήῃ κλήροις·
λαχῶν δὲ Φοίβος τὸ τόξον τε κυκλώσας,
τὸ βέλος ἐκίχεν ἐντὸς ἐσπέρου κήποι.
Ὁ Ζεὺς δὲ, ταῦτ' ἔμετρον διαβέας, ἔφη,
καί, ποῦ βαλῶ; καί, Φησιν, οὐκ ἔχω χάραν.
τόξου δὲ νίκην ἔλαβεν μηδὲ τοξέεσας.

Hr. C. hat die gewöhnliche Lesart βάλλῃ τι πλείον umgeändert in βάλοι τις — τοξευσοι. Die letzte Änderung war unnöthig. Im 5 Verse stand τῆξον ἐκκυκλώσας. Hr. C. hat gesetzt τοξον τ' ἐγκυκλώσας, und somit das Versmaße verletzt. Eben so war der 7te Vers fehlerhaft, wo es hieß διαβας ταυτὲ μέτρον ἔσται. Ganz zuletzt stand μὴ τοξεύσας im Texte. Nun vergleiche man damit die gemeine Erzählung: Ζεὺς καὶ Ἀπολλων περὶ τοξίας ἠρίζοντο τοῦ δὲ πολλὰ λυγρὸς ἐκτείναντος τὸ τοξον καὶ τὸ βέλος ἀφέντος, ὃ Ζεὺς τοσοῦτον διέβη, ὅσον Ἀπόλλων ἐτόξευσεν. Wie ganz ohne Verstand ist die profaische Übersetzung gemacht! Die Fabel vom Esel und Schofshündchen (218) ist eine plumpe Nachbildung von dem Original des Babrius, welches Galenus auch vor Augen hatte, und welches Hr. C. S. 371 nach der florent. Ausgabe hat abdrucken lassen, ohne die Choliamben zu unterscheiden, deren Spuren er jedoch richtig bemerkt hatte. Allerdings sind die ersten verworfen, und mehrere Fehler haben sich eingeschlichen, welche Hr. C. nicht bemerkt hat. Z. B.:

Ὁ δὲ γὰρ ὄνως τὴν μὲν νύκτα ἀλγίζων πυρὸν
Φίλης Διμήτρος, ἡμέρας δ' ἔλιν
ἦγεν ἄφ' ἑψους, εἰς ἀγροῦ σ' ὅσον χρεῖα.

wo es im dritten Verse ὄσων heißen sollte. Dann folgt:

ἔς μέσον αὐλῆς ἦλθ' αἰματρα λακτίζων,
σαίνων δ' ὅποια καὶ θάλων περισκαίρειν,

wo die flor. Ausgabe ἦλθεν hat. Nach ὅποια will Hr. C. κύων einschalten; ganz recht, aber dann muß es θάλων σκαίρειν heißen. Gegen das Ende sollte es heißen ἐκτείνων ὡς δὲ καυτὸς ὕστατ' ἐκπνεύσεν, wo steht καὶ αὐτὸς — ἐκπνεύσεν.

Die 366te flor. Fabel ist das Original des Babrius, dieselbe Fabel, welche auch Xenophon Memor. 2, 7 hat. Nach Hn. C. Verbesserungen lautet sie also:

Οἷς τις [ποτ'] εἶπε πρὸς νομέα τοιαῦτα·
Κεῖραις μὲν ἡμᾶς, καὶ πόκους ἔχεις κέρσας,
γάλα δ' ἀμέλγουντ' ἐστὶ σοι φίλον πῆξαι·
ἡμῶν δὲ τέκνα μὴλ' αἰ περισσάει.

5 πλεον δ' εἶδεν ἡμῖν· ἀλλὰ καὶ τροφὴ γῆς
πᾶσ' ἐν ὄρεσιν εὐθαλέσι γυνάται

ἀραιή βοτάνη, καὶ δρόσου γεμισθεῖσα.
Φέρβεις δ' αὖ ἡμῖν ἐν μέσοις κύνα ταύτην,
τρέφων ὅποια σπαντὸν εὐθαλεῖ σίτῃ.

10 Ταῦθ' ὡς ἤκουσεν ἡ κύων, ἔφη τοῖα·
Εἰ μὴ παρήμην καὶν μέσοις πολυθύμην,
οὐκ ἂν ποθ' ὑμεῖς ἔσχετ' ἀφθονον πόνη·
περιτρέχουσα δ' ἐγὼ πάντοθεν κυλίσω
δοροτήρα ληστὴν καὶ λύκον διωκτῆρα.

Im ersten Verse hat Hr. C. ποτ' eingeschaltet: dieß ist nicht nöthig, wenn man αἷς schreibt; aber der letzte Fuß ist fehlerhaft, wie im 1sten Verse, wo man aber nur ποιῶν schreiben darf. Im 6ten Verse stand ἐν ὄρεσιν εὐθαλές τι γυνᾶ σοι. Hr. C. wollte vermuthlich εὐθαλέσσι schreiben. V. 8 soll wohl heißen Φέρβεις δ' αὖ κύνα ταύτην ἐν μέσοις ἡμῖν. Im V. 11 soll es vielleicht παρείην — πολεούμην heißen.

Die 363 flor. Fabel ist das Original, wovon Tyrh-witt eine profaische Nachbildung bekannt gemacht hat, welche Hr. C. 237 No. 364 aufgestellt hat. Die Choliamben hat er in der Anmerk. S. 411 hergestellt, ganz nach Rec. Meinung, bis auf einige Kleinigkeiten.

Ναὺς ποτ' αὐτοῖς ἀνδράσιν βουθιθάσκη,
ιδῶν τις, ἀδίκως ὀλογὲ θεοὺς κρείων·
Ἐνὸς γὰρ ἀσεβοῦς συνεμβεβηκότος,
πολλοὺς σὺν αὐτῷ μηδὲν αἰτίους θνήσκων·
5 Καὶ ταῦθ' ἐμοὶ λέγοντος, οἷα συμβαίνει,
πολλῶν ἐπ' αὐτὸν ἰσμός ἦλθε μυρμηκῶν,
σπαίδων τὰς ἀχνας πυρίνας ἀποτρώγειν·
Ἐφ' ἐνὸς δὲ δηχθεὶς συνεπάται τοὺς πάντας.
Ἐρμῆς δ' ἐπιστάς τῷ τε βαρδίῳ καίαν·
ἄτ' οὐκ ἀνέστη, Φησί, τοὺς θεοὺς ὕμῶν
εἶναι δικαστὰς, οἷος εἰ σὺ μυρμηκῶν;

Im dritten Verse hat die Handschrift ἀσεβοῦς ἐμβεβηκότος πλείω πολλοὺς, woraus Rec. macht ἐμβεβηκότος πλοῖον. So kommt der Vers heraus, welcher in Hn. C. Leseart den letzten Fuß gelähmt hat. Im 8 Verse schreibt Rec. συνεπάτησε πάντας.

Die 364 flor. Fabel hat noch einige Spuren von Choliamben: aber es scheint eine von den älteren Nachbildungen zu seyn, wovon Rec. oben sprach. Denn einige Verse haben ein falsches Sylbenmaße; auch der Sinn am Ende ist verstümmelt. Hr. C. hat sie wie zwölfsyllbige Verse abdrucken lassen.

Über das Zeitalter des Babrius, welches Tyrh-witt so weit bestimmt hatte, daß man ihn dreist über den Phädrus hinaussetzen konnte, hat Hr. C. in der Vorrede S. 19 die Vermuthung geäußert, er möge wohl hundert Jahre älter seyn als Phädrus, und nahe an das Zeitalter von Moschus und Bion grenzen.

Über die übrigen Fabeln enthält sich Rec. aller weiteren Kritik, nachdem er bereits darüber im Allgemeinen sein Urtheil geäußert hat. Wenn einmal alle die verschiedenen Sammlungen werden gedruckt seyn, welche noch handschriftlich in den Bibliotheken verborgen liegen, wie z. B. die augsbургische, aus welcher Matthäi einige, hier wieder eingerückte, Proben gegeben hat: so wird ein Mann von Kenntniß und Geschmack dereinst eine Auswahl von solchen Fabeln machen können, welche dem Schüler und Gelehrten zur Bildung des Geschmacks und zur Erholung u. Vergnügung sicher empfohlen werden können.

Angehängt sind noch 36 Fabeln in neugriechischer Sprache, mit der Überschrift: Μύθου τοῦ Ζ. Α. von S. 497 an, welche wenigstens besser sind als die meisten in der ganzen Sammlung enthaltenen Nachbildungen und Übertragungen aus dem Babrius. In der Vorrede S. 55 sagt Hr. C., daß sie von einem seiner Freunde sind, aus dessen Sammlung er won 150 diese mit dessen Erlaubniß ausgewählt habe, ohne ihn nennen zu dürfen. Man muß dabey bedenken, daß die Hauptabsicht dieser ganzen Sammlung auf den Unterricht der neugriechischen Jugend gerichtet war. Zu diesem Zwecke dient auch die kurze Theorie der äsopischen Fabel, welche S. 56 — 60 gegeben wird, bey deren Entwerfung Hr. C. bedauert, Lessings Abhandlung entbehren zu müssen. Von den angegebenen Regeln möchte wohl die eine, daß alles der Wahrheit und Natur der Thiere gemäß erfunden und gesagt werden müsse, und also z. B. der Maulwurf nicht als blind dargestellt werden dürfe, mitunter Ausnahmen zulassen: wenigstens werden unsere Dichter und Belletristen die Forderung zu streng finden.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 A P R I L, 1811.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Vogel: *Hebräisch-deutsches Handwörterbuch über die Schriften des alten Testaments*, mit Einschluss der geographischen Namen und der chaldäischen Wörter bey Daniel und Esra. Ausgearbeitet von D. *Wilhelm Gesenius*, außerord. Prof. der Theol. zu Halle. *Erster Theil*, N—D. 1810. XXXII u. 510 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wir freuen uns, die Erscheinung eines Werks ankündigen zu können, von welchem sich für die Belebung und Beförderung eines eifrigeren und richtigen Grundsatzen gemäßerer Studiums der hebräischen Sprache mit Recht nichts Geringes erwarten lässt. Wem konnte es wohl nur bey einigem Gebrauche unserer bisherigen hebräischen Wörterbücher entgehen, daß auch in den besseren derselben bey der Erforschung des hebräischen Sprachgebrauchs noch zu wenig nach festen und mit Consequenz befolgten Grundsätzen verfahren, zu wenig Rücksicht auf die verschiedenen Verbindungen und Constructionen der Zeitwörter und auf die Verschiedenheiten der Bedeutungen in den Formen derselben genommen worden, daß sie besonders in der Sammlung und Classificirung der mit einem Worte gebildeten Phrasen und Redeformeln noch sehr mangelhaft seyen? Diese wesentlichen Mängel, an welchen die zur Erlernung der hebräischen Sprache so nothwendigen Hülfsmittel, als Wörterbücher sind, theils mehr, theils weniger leiden, sind gewiss eine Hauptursache, daß das Studium einer in ihrem Bau so einfachen, und in mehr als einem Betracht so interessanten Sprache selbst von denen verhältnismäßig weniger häufig und eifrig betrieben wurde, denen es doch ihr Beruf als Religionslehrer zur Pflicht macht, die Schriften des hebräischen Alterthums leissig zu lesen und ihren Sinn selbst zu erforschen. Der Vf. des gegenwärtigen Wörterbuchs, der sich bereits durch seine im vorigen Jahre erschienene, auch in diesen Blättern angezeigte Schrift *über die jüdische Sprache*, als einen gründlichen Sprachkenner, und als unbefangenen, scharfsinnigen Forscher gezeigt hat, versichert, „es sich bey diesem Werke zum Geschäft gemacht zu haben, mit ausdauerndem Eifer und nach richtigeren Grundsätzen, als manche seiner Vorgänger, die Untersuchungen, auf denen die Kenntniß der hebräischen Wortbedeutungen beruht, zu erneuen, und die Resultate derselben in möglichster Kürze und Klarheit darzustellen.“ Daß dieses keine leere Versicherung sey, beweiset fast jeder Artikel des Wörterbuchs; und schon der Art, wie sich der Vf. über die passende Einrichtung

und den gehörigen Umfang eines solchen Werks, so wie über die hermeneutischen Grundsätze, die ihn bey der Ausarbeitung des seinigen leiteten, in der Vorrede ausführlich erklärt, zeigt zur Genüge, daß er sein Unternehmen sehr wohl vorbereitet und mit reifer Überlegung begonnen habe.

„Vor Allem,“ sagt der Vf., „war es mein erstes und vorzüglichstes Bestreben, welches ich nie aus den Augen verloren zu haben glaube, den Sprachgebrauch des hebräischen Dialekts, als solchen, in seiner Selbstständigkeit aufzufassen, und in ein richtiges Verhältniß gegen den Sprachgebrauch der verwandten semitischen Dialekte zu setzen, ein Bestreben, welches, so einfach, natürlich und mit der Ansicht jeder Lexikographie coincidirend es ist, dennoch nicht allen meinen Vorgängern zur Leitung gedient zu haben scheint.“ Wie wenig jene so natürliche, dem Lexikographen sich von selbst aufdringende Forderung auch von solchen berücksichtigt worden sey, welche Anfängern durch Vocabularien, *Schlüssel* genannt, das richtige Verständniß der hebräischen Schriften zu öffnen versprochen, welche Verwirrung besonders der Mißbrauch in Vergleichung des Arabischen in die hebräische Philologie gebracht habe, kann keinem in der Literatur des Faches Bewanderten unbekannt seyn. Unstreitig bleibt die arabische Sprache, da sie von den übrigen mit der hebräischen verwandten Sprachen die reichste ist, wir auch zu ihrer Kenntniß die meisten und sichersten Zugänge haben, zur Erforschung der Grundbedeutungen des größten Theils der hebräischen Wurzelwörter ein sehr wichtiges Hülfsmittel; aber zur Kenntniß des hebräischen Sprachgebrauchs gelangt man durch das Arabische allein nicht. Durchaus richtig, aber von vielen neueren hebräischen arabisirenden Philologen viel zu wenig beachtet ist die Bemerkung des Vfs.: „Schon aus dem Begriffe einer einzelnen Mundart eines ausgebreiteten Sprachstammes geht es hervor, daß ein jeder dieser Dialekte seinen feststehenden, selbstständigen Sprachgebrauch haben müsse, der bey aller Verwandtschaft mit dem der übrigen Dialekte (bald nur in der Form, bald in der Bedeutung, bald in beiden) doch nur in Einzelem mit demselben völlig coincidire.“ Der Lexikograph eines einzelnen Dialekts geräth auf Irrwege, sobald er willkürlich und ohne Beweis den Sprachgebrauch des einen Dialekts dem anderen aufdringt; den individuellen Sprachgebrauch seines Dialekts zu erforschen, und den verwandten der übrigen zu vergleichen, dies liegt ihm einzig ob.“ Dilem Grundsatz zufolge ist jeder Artikel des gegenwärtigen Wörterbuchs das Resultat dessen, was eins

zweymalige sorgfältige Vergleichung aller in der Concordanz enthaltenen Stellen über den Gebrauch eines Wortes ausagte. Er bediente sich zuerst der Concordanz des *Marius Calasio* (Rom 1621, und London 1747—1749) in vier Folianten, die durch die beygesetzte lateinische Übersetzung und den grossen Druck die Übersicht Anfangs sehr erleichtert; bey jedem Artikel ist aber auch die bekannte *buxtorfische* verglichen, deren Anordnung nach den einzelnen Derivaten und Formen wieder andere eigenthümliche Vortheile gewährt, insbesondere wenn, wie dies der Fall so häufig ist, eine gewisse Bedeutung nur an einige bestimmte Formen gebunden ist. Auf diesem, allerdings sehr mühevollen Wege, bey jedem Worte den hebräischen Sprachgebrauch durch Vergleichung aller Stellen, wo es vorkommt, zu erforschen, gelang es dem Vf., das Grundlose und Unhaltbare mancher Vorstellung zu entdecken, die man eine Zeitlang irgend einem berühmten Lehrer auf blossen Glauben nachgeschrieben hat. Es ist ein Hauptverdienst dieses Wörterbuchs, mehrere durch die *schultensische* Schule, so wie durch *J. D. Michaelis* Nachbeter ziemlich allgemein verbreitete, und fast verjährte willkürliche Deutungen zurückgewiesen, und dafür die durch Zeugnisse der Alten, Context und Parallelstellen bestätigten Bedeutungen aufgenommen zu haben. Unter die durch *Michaelis* verbreiteten, aber von dem Vf. mit Recht verworfenen Bedeutungen gehören: *אֵינִי* (nach *Mich.* אֵינִי), *Quelle*; *אֲשָׁם* *Unterlassungssünde*, und *Opfer für dieselbe*, im Gegensatz von *חַטָּאת* und *אֲשָׁמָה*, *Dreyfuss der Beduinen*; *בְּרִיעַל*, *Unterwelt*; *שָׁנָה אֶחָדָה*, *Umkreisung der Tage*, Jahr; *כַּשְׁדִּים*, *nördliche Chaldäer, Curden*; *כֶּשֶׁף*, eig. *Sonne und Mond verfinstern*; *חֲלָץ*, *ausheben* (zum Kriegsdienst); *חֲסִיִּים*, *Sonnenfäulen*; *כְּחֹסֶפֶס*, *schneeförmig*. Viel mehrere Auslegungen dieser Art sind auf *A. Schultens* Ansehen in die Wörterbücher aufgenommen worden, z. B. das die eigentliche Bedeutung von *אֵין* sey: *das Auge zudrücken*; dann so viel als: *durch die Finger sehen, schonen*. Hier ist die Vorstellung der älteren Lexikographen wieder aufgenommen worden, nach welcher die Bedeutungen so geordnet sind: 1) *Mitleid haben mit jemandem*; 2) *schonen*, wie das aramäische

ܐܝܢܐ mit *ܐܝܢܐ*, vergl. das arabische *حَسَّ*, Fut. I. mit *حَسَّ*, *Zuneigung, Mitleid fühlen*. In der Vorrede zu dem zweyten Bande verspricht der Vf. die Beyspiele zu sammeln, in denen man mit Unrecht dem Hebräischen die Bedeutung eines anderen Dialekts aufgedungen hat.

Von der Einrichtung der bisherigen hebräischen Wörterbücher weicht das gegenwärtige darin ab, daß die Artikel nicht etymologisch, sondern, wie in den Handwörterbüchern anderer Sprachen, alphabetisch geordnet sind. Den Gründen, wodurch der Vf. zu der von ihm gewählten Einrichtung bewogen wurde, wird kein Unbefangener seine Zustimmung verlagern können. Die angenommene Noth-

wendigkeit der etymologischen Anordnung gründet sich vornehmlich auf die ganz unrichtige Annahme, daß alle hebräischen Wörter von *Verbis* oder *radicibus trilitervis* abzuleiten seyen. Nur eine aus dieser willkürlichen Hypothese hervorgehende pedantische Einseitigkeit konnte verkennen, daß eine Menge von Substantiven, vielleicht die Mehrzahl derselben, namentlich alle, welche die Glieder des thierischen Körpers, Thiere, Pflanzen, Metalle, Zahlen bezeichnen, wirklich *Primitiva* sind. Ohne Ausnahme gehören hieher die einsylbigen Substantiva, wie *דָּם* Blut, *בֶּרֶךְ* Berg, *אִישׁ* Mann, *יָד* Hand, *יָם* Meer, *פֶּה* Mund, u. s. w., und offenbar auch die, welche in einigen Formen ausser der Hauptform noch einen Buchstaben annehmen, wie *אָב* Vater, vor dem Genitiv *אָבִי*, *אָח* Bruder, vor dem Genitiv *אָחִי*, mit dem Pronomen *אָחִי*, welches die meisten verleitet, fälschlich auf eine Ableitung von zweysylbigen Stammwörtern zu schliessen, z. B. *אָב* von *אָבִי*, *אָח* von *אָחִי*. Solche Wörter müssen also auch in einem etymologisch geordneten Wörterbuch als *Primitiva* aufgeführt werden; und dadurch fällt der einzig triftige Grund für jene Anordnung weg. Hiezu kommt, daß bey einer andern nicht minder grossen Anzahl von Wörtern die Etymologie streitig, bey mehreren anderen aber das Stammwort für den ungewandten Anfänger sehr schwer zu errathen ist, wodurch ihm das Nachschlagen verleidet wird. Da es jedoch allerdings oft notwendig ist, bey einem Worte auch alle übrigen Derivate dieses Stammes zu übersehen und zu vergleichen: so hat der Vf. die Vortheile beider Einrichtungen möglichst vereinigt. Es ist nicht allein bey jedem Derivat auf sein gebräuchliches oder ungebräuchliches Stammwort hingewiesen; sondern es sind auch bey den Stammwörtern am Ende der Artikel diejenigen Derivate, welche vermöge der alphabetischen Ordnung nicht ohnehin zunächst folgen, angezeigt worden, so daß sie sogleich nachgesehen werden können.

Die Bedeutungen eines jeden Wortes in möglichst natürlicher Ordnung, wie sie sich aus einander entwickelt haben mögen, nach einander aufzuzählen und mit passenden Beyspielen zu belegen, ist unstreitig eine der ersten Pflichten des Lexikographen. Unter den Vorgängern des Vfs. hatte auf diesen Punkt *Stock* die meiste Sorgfalt verwandt; aber er liess seinen Nachfolgern noch viel zu leisten übrig, und er vervielfältigte öfters die Bedeutungen ohne Noth. Dieses neue Wörterbuch hält hier eine glückliche Mittelstrasse, und in der Anordnung der Bedeutungen hat es vor allen bisherigen in die Augen fallende Vorzüge. Um dieses Urtheil mit einem Beyspiele zu belegen, und als Probe der Behandlungsart, welche zugleich passenden Stoff zur Vergleichung mit andern Wörterbüchern darbietet, wählen wir den Artikel *אָב*, ein Wort, bey dem sich die verschiedenartigsten Bedeutungen durchkreuzen, die aber bisher weder gehörig gesichtet, noch nach ihrem Zusammenhang und nach ihrer Verschiedenheit gehörig ins Licht gesetzt waren. Zuvor ist noch zu bemerken,

dafs, wie bey *Coccejus* und *Moser*, die römischen Zahlen vor verschiedenen Bedeutungen einer Stammform anzeigen, dafs diese Bedeutungen offenbar oder wahrscheinlich in keinem etymologischen Zusammenhang stehen, und als zwey ganz verschiedene Stammwörter betrachtet werden müssen.

I. **לָקַח** wiederkaufen, einlösen, erlösen, befreyn, in folgenden Verbindungen: 1) ein erkaufes Grundstück wiederkaufen, gegen Erlegung des Verkaufspreises wieder einlösen (ein Recht, welches dem Verkäufer und dessen Blutsverwandten zuzustand). 5 Mos. 25, 25. vgl. Ruth 4, 4. 6; 2) einlösen, etwas gelobtes oder sonst den Priestern gebührendes. 3 Mos. 27, 13. 15. 19. 20; 3) jemanden loskaufen, der sich zum Sklaven verkauft hatte, 3 Mos. 25, 48. 49; 4) **לָקַח דָּם** das Blut (eines Erschlagenen) wiederfordern, dafür Genugthuung fordern, *sanguinem repetere*. Nur im Partic. **לָקַח דָּם**, der Bluträcher. 4 Mos. 35, 19 ff. 5 Mos. 19, 6. 12, 20. 5. 9, ohne **דָּם** 4 Mos. 35, 12; 5) überhaupt retten, befreyn.

2 Mos. 48, 16. 2 Mos. 6, 6. In den Psalmen und Propheten häufig von Gott. Pl. 19, 15. 103, 4. 106, 10. Jes. 44, 22. 48, 20; 6) Weil jenes Wiederkaufs- und Loskaufungs-Recht, so wie das der Blutrache, dem nächsten Anverwandten zuzustand: so ist **לָקַח** geradehin: Verwandter, nächster Verwandter. 3 Mos. 25, 25: **לָקַח אֶת קָרֹב** sein nächster Verwandter. Ruth 3, 12: **אֶת קָרֹב סֹפְרִי** ein näherer Verwandter als ich. 1 Kön. 16, 11. **כִּמְאֵל** der ohne einen nächste Verwandte. Ruth 2, 20. Eben so ist **אֶת קָרֹב** nächster Verwandte, und **אֶת קָרֹב** Bluträcher, wo aber

die Ordnung umgekehrt ist; 7) im Buch Ruth steht **לָקַח** von der doppelten Handlung a) der Einlösung des verpfändeten Grundstücks durch den Verwandten, 4, 4. 6; 6) von der damit (S. Cap. 4, 5) verbundenen Pflichtthe mit der Tochter des Hauses. 3, 13: **אִם יִקַּח לָךְ אִישׁ וְלָקַח לְךָ אִישׁ** Wenn er dich zum Weibe nimmt, gut so mag er nehmen, wenn er dich aber nicht nehmen will, so werde ich dich nehmen. Vergl. Tob. 3, 17: **דִּינִי תִּבְרָא** *επιβάλλει κληρονομίαν αὐτῇ*, sie zu beerben und zum Weibe zu nehmen. Das lat. *vindicare* hat die meisten dieser Begriffe: 1) ein Eigenthum zurückfordern; 2) lösen, losmachen, befreyn; 3) rächen.

Niph. eingelöst werden. 3 Mos. 25, 30. 27, 20 ff. *reflex.* sich loskaufen. 25, 49.

Storr (*Obss. ad anal. et syntax. hebr.* 8. 42) vergleicht

לָקַח für **לָקַח** herumsiehen, daher von einer Nomadenfamilie seyn, verwandt seyn (?). Völlig willkürlich. Eben so wenig kann mit *Michaelis* (*Supplem.* 8. 242) angenommen werden, dafs **לָקַח** so viel als **לָקַח** der besudelte (nach No. II) sey, in sofern man sich den Bluträcher bis zur Blutrache gleichsam mit dem Blute des Erschlagenen besudelt gedacht habe. Die Bedeutung hängt vielmehr deutlich mit den übrigen zusammen.

II. Verunreinigen, besudeln, schänden, wie im chald. **לָקַח** Hiob 3, 5. Pi. **לָקַח** Mal. 1, 7. *Py. part.* **לָקַח** unrein (levit.) v. 7. 12. *Niph. pass.* Zeph. 3, 1. Statt dessen findet sich Jes. 59, 3. Klagol. 4, 14 die Form **לָקַח** besudelt seyn, ohne weitere Analogie im bibl. Hebraismus. Bey den Talmudisten gleicht die Form **לָקַח** ebenfalls mit **לָקַח** vor den sonstigen Passivbezeichnungen; im Arab. das Passiv der 7ten Form: **لَقِيَ**. *Hiph.* mit syr. Form **לָקַח**

Jes. 63, 3. *Hithpa.* sich verunreinigen. Dan, 1, 8.

III. Verwerfen, abweisen, wie im Syr.

Aph. verwerfen, Ethp. verworfen werden, Esra 2, 62. Neh. 7, 64. **לָקַח** sie wurden abgewiesen, entfernt vom Priesterthum.

Vorzügliche Aufmerksamkeit ist in den die Verba enthaltenden Artikeln auf die *Darstellung der verschiedenen Verbindungen und Constructionen* verwandt worden, in denen ein Verbum vorkommt, insbesondere auf die *Partikeln*, durch welche ein Verbum mit der Person der Sache, oder beiden zugleich verbunden wird. Der letztere Punkt wird bekanntlich von den arabischen Lexikographen sehr sorgfältig beachtet; aber in den hebräischen Wörterbüchern war hierin noch viel zu wenig geschehen; und doch ist genaueste Kenntniss dieser Verbindungsweisen vielleicht in keiner Sprache so nothwendig als in der hebräischen und in den mit ihr verwandten, in welchen diejenigen Modificationen, welche die griechische, lateinische und deutsche Sprache durch dem Verbo vorgeetzte Präpositionen, mithin durch *Verba composita* bezeichnet, grösstentheils durch diese Constructionswiese mit Partikeln ausgedrückt werden.

Ein Hauptgebrechen unserer bisherigen hebräischen Wörterbücher ist die so sehr mangelhafte Sammlung und Classificirung der mit einem Worte gebildeten *Redensarten*. Am meisten hatte hierin noch *Coccejus* geleistet, und sein Lexikon hat deshalb weniger das Ansehen eines bloßen Vocabularium, als die meisten übrigen Wörterbücher; aber viel, sehr viel, hat er seinen Nachfolgern zu thun übrig gelassen; und von dem neuesten Herausgeber seines Lexikon war zur Vervollkommnung dieses wichtigen Theils so gut wie nichts geschehen. Das gegenwärtige Wörterbuch übertrifft hier an Vollständigkeit die älteren um Vieles, wie schon die Vergleichung der ausgehobenen Probe mit demselben Artikel in anderen Wörterbüchern lehren kann. Durch die vollständige Sammlung aller mit einem Worte gebildeten Redeformeln, und durch die geschickte Anordnung derselben, indem sich an das Gewöhnliche das Seltene und in seiner Art Einzige anschliesst, erhält manche anscheinend isolirt dastehende, und deshalb für schwierig gehaltene Stelle eine ungefachte und einfache Aufklärung. So wird zu der einzig richtigen Erklärung der von mehreren neueren Auslegern nicht verstandenen **לָקַח** 4 Mos. 11, 25 der Leser schon durch die Stellung desselben gleichsam von selbst hingeführt. **לָקַח** nämlich mit dem Infinitiv eines anderen Verbi, auch dem *Verbo finito* mit und ohne *Copula* verbunden, drückt das Wiederholen einer Handlung, Fortfahren mit derselben aus: die Handlung, deren Wiederholung angezeigt werden soll, ist aber auch zuweilen nicht ausgedrückt, und muss aus dem Vorhergehenden supplirt werden. An die Beyspiele dieser Ellipse schliesst sich nun die angezeigte Stelle an, woraus sich der ganz natürliche, auch schon von dem Alexandriner und Syrer ausgedrückte Sinn ergibt: und als sich der Geist auf sie herablies, weissageten sie, **לָקַח** **לָקַח** nämlich **לָקַח**, aber (seitdem) nicht wieder. „Gerade dieses, was die Worte einzig zu-

lassen (setzt der Vf. hinzu), ist die erwartete biblische Vorstellung, nach welcher das zwar auch in der Folge bleibende *πνεῦμα* in dem Augenblicke der Mittheilung außerordentlichere Wirkungen der Begeisterung hervorbringt, als nachher. Vergl. zunächst Apostelgesch. 2, 10. 44—46. 19, 6.“

In der Regel sind zwar, dem beschränkten Raum eines Handwörterbuchs gemäß, in die Artikel nur die Resultate der über die Wortbedeutungen angestellten Untersuchungen aufgenommen. Wo jedoch eine noch nicht hinlänglich anerkannte Bedeutung zu beweisen, oder eine angenommene als unhaltbar in Zweifel zu ziehen war, da ist in gedrängter Kürze die Untersuchung selbst vor den Augen des Lesers angestellt, damit er die Bestimmungsgründe prüfen könne. Dieß ist z. B. der Fall bey *מִזְבֵּחַ*, wo die Bedeutung *Götzenhain* verworfen, und die schon von *Selden* vorgetragene Meinung, daß jenes Wort eigentlich Statuen der syrischen Göttin *Astarte* bedeute, daher es dann für *Götzenbilder* überhaupt genommen wird, mit neuen Gründen, und durch die Induction aller Stellen, wo das Wort vorkommt, bestätigt wird. So werden bey *בֵּית* alle die Stellen durchgegangen, in welchen dieses Wort nicht *Höhe* übersetzt werden darf, sondern wo es *Altar* bedeutet. Unter *יוֹם* wird gezeigt, daß *יָמִים*, wo es hinter mehreren Zeitbestimmungen, z. B. Woche, Monat, Jahr, in Apposition steht, der Angabe nicht einen Nachdruck gebe, etwa: einen ganzen Monat u. s. w., sondern stehe, wo wir: eine Woche, einen Monat *lang* sagen, und daß *יָמִים* in solchen Fällen eigentlich: *der Zeit nach* zu übersetzen sey. Als treffendes Beyspiel des ganz analogen Sprachgebrauchs führt der Vf. aus *Callenbergs Colloquiis idiom. vulg. arab.* *شهر زمان* an, einen Monat der Zeit nach, d. i. einen Monat lang. Weiter wird bewiesen, daß *יָמִים* ohne anderen Zusatz *einige, mehrere Tage* (wie *שָׁנִים* *einige Jahre*, Dan. 11, 6. 8), dann auch: *einige Zeit, geraume Zeit* (4 Mos. 9, 22. 1 Sam. 29, 3) bedente, und zuletzt noch demselben Worte in mehreren die Bedeutung *Jahr*, gegen neuere Zweifler, gesichert, die Ursache derselben aber gegen *Michaelis*, welcher sie aus einer Ellipse (*הַקְצָתָהּ הַיָּמִים* Umkreisung der Tage) entstanden meint, richtiger daher erklärt, daß, so wie das aramäische *עֵת*, *זמן* (welches ohnehin dem *יָמִים*

in den meisten Verbindungen entspricht) erst allgemein *Zeit*, und dann *Jahr* bezeichnet, auch die unbestimmte Bedeutung von *יָמִים*, *einige Zeit*, auf die bestimmtere *Jahr* fixirt worden sey. Zu ähnlichen ausführlicheren Erörterungen fand der Vf. Veranlassung bey *בָּת-יִצְחָק*, *Strauß*, *גִּיר* *sammeln*, *רָגַל* *Fahne*, *רָגַל* 1) *erschöpft, schwach seyn*, 2) *harabhängen*, *וָיָל* *sich stolz, vermessen*, mithin *angehorsam betragen*, II. *ein Gericht bereiten*, wo die gewöhnliche Meinung, welche beide Bedeutungen so in Verbindung setzt, daß *וָיָל* eigentlich *kochen, sieden* bedente, mit Recht als grundlos verworfen wird, ferner bey *מִן*, *יָחַד*, *מִן*, *Exple-*

tiv- und Verstärkungs-Partikel, wohl zu unterscheiden von *מִן* *wo?* mit dem es jedoch fast alle Ausleger fälschlich vermengen, *גַּם*, *וְגַם*, *וְגַם*, u. a. m.

Viel genauer und schärfer, als von seinen Vorgängern geschehen ist, hat der Vf. die Grenzen der Lexikographie in Beziehung auf die oft angrenzenden Gebiete der Grammatik, Kritik und exegetischen Erläuterung in Commentarien bestimmt. In Ansehung der Grammatik machte er es sich zum Grundsatz, bey jedem Zeitworte und Nomen *alle nicht aus dem einfachsten Paradigma folgenden Formen* anzugeben, jedoch aber auch die gewöhnlichsten Formen aufzuführen, sobald sich irgend eine *doppelte Form* für eine Conjugation, ein Tempus, einen Numerus, denken läßt. Schon im regulären Verbo mußte daher bemerkt werden, ob das Futurum mit *Cholem* oder *Patach* ausgesprochen werde, ob *Piel* wie *קָרָא*, oder wie *קָרַע*, oder *קָרַר*, ob *Hophal* wie *קִטְּלָה* oder *קִטְּלָה* laute; noch nöthiger war die Angabe der vorkommenden Formen bey den irregulären Verbis, und in der Flexion der Nennwörter, wo auch die vollständigte Grammatik die in der Sprache befindlichen Mannichfaltigkeiten nicht alle erfasset; es mußte darauf aufmerksam gemacht werden, welche Formen und Tempora von einem Worte ausschließlich oder vorzüglich im Gebrauch seyen. Hier hat der Vf. das Verdienst, zuerst auf eine in der hebräischen Sprache nicht minder, als in der griechischen und lateinischen, Statt findende Erscheinung aufmerksam gemacht zu haben. Daß von vielen Verbis, insbesondere den irregulären, gleichwie einzelne Conjugationen, so auch nur einzelne Tempora gebräuchlich seyen, z. B. von *רָעָה*, *böse seyn*, nur das Präterit. *רָעָה*, von *רָעָה* *böse seyn*, nur das Futurum *יָרַע*, von *יָרַע* *gehen*, nur das Futur. *יָרַע*, Imperat. *יָרֵעַ*, Infinit. *לָרֵעַ*, Hiphil. *חֹלֵיךְ*, hätte man schon aus *Simonis* lernen können; aber noch nirgends war darauf hingewiesen; daß häufig, wie im Griechischen und Lateinischen, die von einem dergleichen Verbo *defectivo* ungebräuchliche Tempus- oder Conjugations-Form gerade in einem anderen verwandten und gleichbedeutenden Verbo vorhanden ist, wo aber wiederum jene fehlt, und daß diese Formen zusammen durch den Sprachgebrauch völlig zu einem Verbo verbunden werden, so daß das über den Gebrauch, die Construction und die Bedeutungen des einen Gesagte auch genau von dem anderen gelten könne. Eines der auffallendsten Beispiele in dieser Rücksicht geben die verwandten Verben *צָוָה* *enge seyn, eng drängen*, *צָוָה* *zusammenbinden*, und *צָוָה* *bilden*, wovon zwar ein jedes die angegebene herrschende Bedeutung hat, deren Formen aber doch so in einander greifen, daß fast für eine jede dieser Bedeutungen die Formen aus allen drey Verbis entlehnt werden. So gehören zu der Bedeutung *enge seyn* folgende Formen: *Præterit.* *צָוָה* *mir ist eng* (von *צָוָה*); *Futur.* *יָצָר*, *Plural.* *יָצְרוּ*, und *imperf.* *יָצְרָה* (mit Segol), *es wird mir eng seyn* (alle diese von *צָוָה*).

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 A P R I L , 1811.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Vogel: *Hebräisch - deutsches Handwörterbuch über die Schriften des alten Testaments*, mit Einschluss der geographischen Namen und der chaldäischen Wörter bey Daniel und Esra. Ausgearbeitet von D. W. Gesenius u. s. w.

Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Eine vollständige Zusammenstellung der Formen verschiedener Abtammung, die zu Einer Bedeutung gehören, und Beyspiele von anderen ähnlichen Veris findet man in der Vorrede S. XVII u. XVI Anmerk. Ganz besonders nöthig war bey den Zeitwörtern die Angabe der vorkommenden Formen, wenn zwey verschiedene neben einander existirende Formen sich durch den Gebrauch in verschiedenen Bedeutungen unterscheiden, wie z. B. von שׁ in der Bedeutung schneiden, bearbeiten, nur das Futurum יִשָּׁךְ, hingegen in der Bedeutung schweigen das Futurum יִשָּׁם ist; von עָר in der Bedeutung essen das Futur. יִעָר, in der Bedeutung entscheiden, יִעָר; von חָרַץ in der Bedeutung besiegen, das Futur. יִחָרַץ, in der Bedeutung hingestreckt seyn, יִחָרַץ; eben so wie im Arabischen die verschiedene Vocalbezeichnung (I, A, O,) bey einem Verbo auf verschiedene Bedeutungen desselben hinweist. Bey manchen Artikeln fand der Vf. es nöthig, etwas ausführlichere grammatische Erörterungen zu geben, die nach genau gesteckten Grenzen zwar nicht in das Gebiet des Wörterbuchs gehören, aber zur Erläuterung unumgänglich waren. Z. B. über die Pluralform מַמְחָה von מַחַם (Slavin), welche aus dem Aramäischen erklärt wird; über den Gebrauch der Conjunction וְ vor Pronominen, welche im *casu obliquo* zu übersetzen sind; über die Formen יִשְׁכַּח (Ps. 20,) und מִקְרָאָה (1 Sam. 28, 15), gleichfalls aus dem Aramäischen erläutert (unter רָשָׁן); über חָי, als Präteritum von חָיָה u. dgl. m. Einen anderen in den hebräischen Sprachlehren völlig vernachlässigten Punkt über die Formen des Infinitivi, in dem Falle, wo er verstärkend oder pleonastisch zu dem Verbo mito gesetzt wird, hat der Vf. in der Vorrede S. IX fg. abgehandelt, weil im Wörterbuche selbst darauf Bezug genommen wird.

Ein nicht zu übersehender Vorzug dieses Wörterbuchs ist, dass in demselben mehr, als bisher ge-

schehen, auf die Eigenthümlichkeiten gewisser Schriftstellerclassen, und auch einzelner Schriftsteller aufmerksam gemacht wird. Es ist bisher, wie der Vf. mit Recht erinnert, fast ganz übersehen worden, dass sich, wie in allen anderen Sprachen, so auch im Hebräischen, die Dichtersprache durch eigene Wörter, Beugungen, Formen u. dgl. von der Prosa der gemeinen Geschichtserzählung zu entfernen treibt. Eine Menge von Wörtern sind der Poesie ausschließlich eigen, und zwar so, dass die Prosa der Historiker gewöhnlich andere Synonymen hat, um denselben Begriff auszudrücken. Jene Synonymen der Prosa kommen dann auch in Gedichten vor, besonders da der Parallelismus so häufig zwey einander entsprechende Ausdrücke verlangt, aber nicht umgekehrt. So sind אֱלֹהִים אֱלֹהִים Gott, für אֱלֹהִים אֱלֹהִים Plural. מִקְרָאָה Wort, Rede, für מִקְרָאָה מִקְרָאָה Mensch, für מִקְרָאָה מִקְרָאָה Pfad, für מִקְרָאָה מִקְרָאָה Mann, für מִקְרָאָה מִקְרָאָה, bloß poetische Wörter. Dann sind aber auch gewisse Formen, neben anderen prosaischen, der Poesie eigenthümlich, z. B. die Plurale אֱלֹהִים, לִמּוֹ, קִמּוֹ, כִּמּוֹ, עַל, עַל, אֶל, עַל, עַל, für אֶל, לְ, כִּי, כִּי, כִּי, für אֶל, מִן, מִן, מִן, für אֶל, מִן, מִן, u. dgl. Auch die seltneren Wörter חָרַץ Berg, für חָרַץ, חָרַץ Sohn, חָרַץ Feld, gehören wahrscheinlich bloß der poetischen Sprache an. Schon aus den hier angegebenen Beyspielen, und aus mehreren anderen von dem Vf. beygebrachten, erhellt, dass es insbesondere der Aramäischen Sprachgebrauch ist, an welchen sich der poetische Dialekt der Hebräer anschließt; womit in Verwandtschaft steht, dass, wenn eines jener bloß poetischen Wörter noch anderwärts vorkommt, es in den späteren auch sonst mit Syriasmen angefüllten Schriften ist. Der Vf. ist jedoch nicht geneigt, hieraus etwas für eine nähere Verbindung der hebräischen Poesie mit syrischer Literatur zu folgern; er meint, man möge sich diese Erscheinung wohl richtiger so erklären, dass jene Anfangs seltneren und bloß poetischen Wörter erst nach und nach in die gemeine und historische Diction übergingen.

Mit Recht sind auch die geographischen Namen,

die sich in den Schriften des A. T. finden, und zwar alle, ohne Ausnahme, aufgenommen worden, und auch hierin übertrifft dieses Wörterbuch an Vollständigkeit die bisherigen weit; denn selbst in dem *simonisch-eichhornschen* findet sich kaum die Hälfte jener Namen. Die *Nomina propria* der Personen schloß der Vf. Anfangs von seinem Plane aus, doch überzeugete er sich später von der Nutzbarkeit ihrer Aufnahme, nicht allein, weil der Anfänger, der, wie zu wünschen, bey seiner Lectüre keine Übersetzung zu Rathe zieht, oft schwanken könnte, ob irgend ein Wort *Nomen proprium* oder *appellativum* sey; sondern auch, weil sie selbst als ursprüngliche *Appellation* ihrer Bedeutung nach zu dem kleinen Schatz des uns erhaltenen hebräischen Sprachgutes gehören, und die Existenz manches Stammwortes im Hebräischen durch sie weiter bestätigt wird. Der Vf. macht daher Hoffnung, sie in einem Anhang zum zweyten Theile nachzutragen. Diesem soll auch noch ein *analytischer Theil*, oder ein alphabetisches Verzeichniß solcher Wortformen beygefügt werden, welche durch irgend eine seltene Anomalie so verstellt sind, daß der Anfänger wegen ihrer Ableitung zweifelhaft bleiben könnte, wodurch ihm zugleich die in mehr als einem Betracht nachtheiligen *Claves* ganz entbehrlich gemacht werden.

Wir beschließen unsere Anzeige, aus welcher, wie wir hoffen, die bedeutenden Vorzüge dieses Wörterbuchs sich zur Genüge ergeben, mit einigen Bemerkungen, die wir bey dem bisherigen Gebrauch derselben zu machen Gelegenheit hatten; überzeugt, daß dem Vf. jeder wohlgemeinte Wink zur Vervollkommenung seines Werkes willkommen seyn werde. Unter *נָכַן* hätten die Redensarten *נָכַן זַחַךְ* Zach. 5, 8, und *נָכַן כְּרוֹ* Jesaj. 34, 11 angeführt und erläutert zu werden verdient; so wie unter *נֹר*, daß dieses Wort bisweilen die *Sonne* bedeute, wie Hiob 31, 25. 37, 21. Habac. 3, 4. *נֹשֵׁשׁ* Jes. 16, 7 erklärt der Vf. mit den meisten Neueren: *Grund*. Wir glauben vielmehr, es bedeute einen *Starken, Tapfern, Helden*, vergl. *הַחֲמִשָּׁה*, *beweiset euch stark*. Die Parallelstelle Jerem. 48, 31, die chaldäische Übersetzung, die Vergleichung des Arabischen *أَكْبَرُ*, und der Zusammenhang begünstigen diese Bedeutung. Bey *נָרִי* hätte auf *נָרִי* Pf. 22, 17 Rücksicht genommen werden sollen; oder noch besser wäre es vielleicht gewesen, wenn diesem Worte, welches den Kritikern und Erklärern so viel zu schaffen gemacht hat, in der alphabetischen Reihe ein eigener Artikel gewidmet worden wäre. Auch weder unter *נֹר* noch unter *נָרִי* haben wir darüber Auskunft gefunden. Unter *נָרִי* war zu bemerken, daß es *einmal*, Jon. 1, 3, mit *נָרִי (יְהוָה)* steht, vgl. 1 Mos. 4, 16, *נָרִי יְהוָה*. Entgegengesetzt ist *נָרִי יְהוָה*, 1 Kön. 17, 1. Das

in *נָרִי* Jes. 43, 14 beybehaltene Kamez scheint

darauf hinzudeuten, daß *נָרִי* ein Adjectivum der Form *נָרִי צִדִּיק* sey. *נָרִי* ist ohne Zweifel auch der Name einer Stadt, dessen Hof. 6, 8 erwähnt wird, und welche auch Eusebius noch kannte. Unter *נָרִי* hätte Pf. 111, 2 Anführung und Erläuterung verdient. Bey *Niphal* desselben Zeitworts ist bloß die Bedeutung *erhören* angegeben; aber auch die eigentliche Bedeutung: *gesucht werden* (unter mehreren anderen), kommt 1 Chron. 26, 31 vor. *נָרִי* *preiswürdig*, von Gott, würden wir auch Pf. 18, 4 angeführt und übersetzt haben, weil in der Construction etwas Ungewöhnliches ist. Unter *נָרִי* hätte *Eichhorns Biblioth. der bibl. Liter.* V B. S. 557 noch angeführt werden können. Unter *נָרִי* verdiente wohl auch *נָרִי* (in gutem Sinne) Hof. 1, 11, und *נָרִי* Hof. 2, 11 Erläuterung. Bey *נָרִי* wünschten wir, daß von *Storr's* Bemerkungen in der Vorrede zu *Mosers Lex. hebr.* p. XII Gebrauch gemacht worden wäre. Unter *נָרִי* wäre wohl auch auf 2 Chron. 30, 18 (*נָרִי*) Rücksicht zu nehmen gewesen. Die Bedeutungen von *נָרִי* würden vielleicht schicklicher mit I, II, III bezeichnet. Unter den Druckfehlern (von welchen übrigens dieses Wörterbuch ziemlich frey ist) wurde anzuführen vergessen, daß Seite 6 *נָרִי* falsch statt *נָרִי* steht. By.

NEUERE SPRACHKUNDE.

LAIBACH, b. Korn: *Grammatik der slavischen Sprache in Krain, Kärnten und Steyermark* 1808. XLVIII u. 416 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In der Einleitung giebt uns der Vf., der sich am Ende des Nachtrags *Kopitar* unterschreibt, eine kurze Übersicht des ansehnlichen slavonischen Völkerstamms, worin er vorzüglich *Schlözern* folgt. Dabei setzt er sehr richtig die Existenz der Slaven weit über das 6 Jahrhundert n. Chr. hinaus. Auch erwähnt er die 9 Classen, in welche *Schlözern* diesen Völkerstamm geographisch ordnet. Jedoch bemerkt er, daß die Slaven in Rücksicht der verschiedenen Dialekte, nach *Dobrowsky*, auf 5 Classen zurückgebracht werden können; giebt aber diesem nicht zu, daß die croatische Mundart mit der krainischen einerley sey, da (S. 207) die Krainer für keine Kolonie der Croaten gehalten werden können. Daß diese 5 Hauptarten noch allgemeiner in zwey Ordnungen classificirt werden können, darin ist zwar Rec. mit dem Vf. einverstanden; nur kann man den Grund nicht einsehen, warum er das Russische, Kroatische und Illyrische auf die eine, und das Böhmische und Polnische auf die andere Seite stellt. Denn ungeachtet das Böhmische, wie Rec. in dieser A. L. Z. 1810. No. 19, S. 323 bereits bemerkt hat, nebst dem Russischen, Kroatischen und Illyrischen, sich gegen das Polnische eben so verhält, wie das Plattdeutsche gegen das Hochdeutsche: so kann es mit dem Polnischen doch nicht in eine Classe gesetzt werden; wohl aber das Wend-

sche in der Ober- und Nieder-Laufitz, welches der Vf. für eine aus dem Polnischen und Böhmischem gemischte Mundart erklärt. Dafs auch das Krainische in die erste Classe gehöre, ist keinem Zweifel unterworfen, indem die Krainer nicht blofs in der Endung des Infinitivi *ti*, sondern auch in mehreren Wörtern, z. B. *n tele*, das Kalb, welches im Polnischen *cielo* (*schien*), im Wendischen *schelje* heilst, die Zischlaute völlig so, wie die Plattdeutschen, mit *t* vertauschen. Dieser slavische Dialekt verdient allerdings vor dem Untergange bewahrt zu werden, da es nach S. XLVII ein alter, und vielleicht der am meisten von Härten befreite Zweig des so weit verbreiteten Sprachstammes ist. Auch ist das Gebiet dieser Mundart nicht in so gar enge Grenzen eingeschlossen, denn er verbreitet sich durch den ganzen Strich Landes zwischen dem Ionzo, der oberen Drawe, zwischen Croatien und dem adriatischen Meere. Für das hohe Alter dieser Sprache spricht auch dieses, dafs, so sehr sie durch die Bewohner der Städte mit deutschen Wörtern vermischt worden ist, sie doch noch manches, den meisten andern slavischen Mundarten fremdgewordenes Wort aufbewahrt, das nur noch die altflavonische Bibel-Sprache und der heutige servische Dialekt kennen, z. B. *flana*, der Reif.

Die Abhandlung über die Orthographie der slavischen Dialekte und insbesondere über die von Zeit zu Zeit veränderte Orthographie des Krainischen ist, wenigstens für eine Grammatik, zu weitläufig. S. 2 findet man das cyrillische Alphabet, und S. 9 die neue Modification desselben, S. 13 Trubers Einrichtung des lateinischen Alphabets für die krainische Sprache, S. 20 *Dalmatins* Verbesserungen, deren Mängeln *Bohoritsch*, der Vf. der ersten krainischen Grammatik, zwar abzuheben suchte, dabei aber noch Manches zu wünschen übrig liefs. S. 58 folgt ein Verzeichnifs krainischer Bücher in grammatischer Hinsicht. Auch des *Hippolytus* Auszug aus *Bohoritsches* Grammatik und die Grammatik des *Pater Marcus* werden beschrieben. So rückt der Vf. von *Castellerjapel* und *Kummerdey*, wie von den erwähnten und anderen Schriftstellern, ganze Stellen ein, zur bessern Übersicht der Veränderungen, die sie in der Orthographie vorgenommen haben. In S. 157 wird auf einer Tabelle Luc. 10; 30 – 36 nach verschiedenen Übersetzungen und verschiedenen Schreibarten dargestellt. Als Resultat von allem diesem wird angegeben, dafs die krainische Sprache sich seit dem 16. Jahrhundert weder in der Grammatik, noch in Ansehung der Wörter geändert hat, und dafs die Orthographie derselben zwar oft in ungeweihte Hände gefallen, aber doch von ihrer natürlichen Einfachheit noch nicht so weit abgewichen ist, wie z. B. die deutsche. Überdies glaubt Hr. K. durch die Revision der krainischen Orthographien dargethan zu haben, dafs keine derselben die billigen Forderungen der Kritik in allen Stücken befriedige, aber auch keine durch den Gebrauch geheiligt und unverletztlich geworden sey. Der Vf. folgt in seiner Grammatik, die sich erst S. 161 ansetzt, der ursprünglich *bohoritschen* Schreibmetho-

de mit einigen von ihm höchst befundenen Verbesserungen. Die Buchstaben des krainischen Alphabets vergleicht er mit den gleichbedeutenden Buchstaben des Russischen, Deutschen, Französischen und Italienischen. Das Krainische hat keinen Artikel; es hat aber wie die übrigen slavischen Mundarten einen *Localis* und *Instrumentalis*, auch bey dem Nomen, so wie bey dem Verbum, einen *Dualis*. Der Vf. nimmt 4 Declinationen an, obgleich nach den 3 charakteristischen Endungen eigentlich nur 3 Statt finden würden. Freylich würden dann die Neutra von den Masculinis nicht getrennt werden können, weil die Feminina, die auf *a* und die auf einen Consonanten ausgehen, doch eine besondere Declination verlangen. Schon bey Vergleichung der regulären Declinationen mit den im grauen Alterthum entstandenen Declinationen samscrdamischer Wörter stöfsen auf unerwartete Ähnlichkeiten. Denn so, wie die samscrdamische Sprache ebenfalls einen Artikel hat: so hat sie auch den *Instrumentalis* und *Localis*, wie den *Dualis*, mit den slavischen Sprachen gemein. Ja *Na*, der Mann, endigt sich im Dat. Sing. gerade so, wie im Krainischen die Masculina, auf *a*, und *Mata*, die Mutter, hat im Voc. *a*, wie die Feminina im erwähnten Dialekte. Auch endigt sich der *Localis* von *Na* und *Mata* auf *i*, wie in einigen krainischen Masculinis und Femininis. Auch der Dat. des samscrdamischen *Dualis*, auf *am* oder *jam*, ist von der krainischen Endung *ama* und *ima* nur wenig verschieden. Der Dat. des Plur. endigt sich im Samscrdamischen völlig so, wie im Krainischen, nämlich auf *am*. *Na* hat auch im Gen. und Dat. Sing. *u*, wie einige krainische irreguläre männliche Substantive, welche der Vf. auf der Tabelle zu S. 233 anzeigt. S. 237 macht derselbe darauf aufmerksam, dafs die Unter-Krainer die Neutra auf *u*, die Ober-Krainer aber auf *o* endigen, welches er wegen Ueystimmung der übrigen slavischen Dialekte der Schriftsprache gemäfs findet. Beyläufig erwähnt er auch andere Abweichungen: z. B. dafs der Unter-Krainer statt *tretji*, der Dritte, auch *trexi* sagt. Das erstere kommt mit dem Russischen und andern mit diesem zu einer Classe gehörenden Dialekten, so wie mit dem samscrdamischen *tritija*, genau überein, wovon das andere ganz abweicht; zum Beweis, dafs die unterkrainische von der älteren Sprache sich mehr entfernt hat, als die oberkrainische. Die Pronomina personalia der Krainer stimmen zwar größtentheils mit denen der verwandten Dialekte, einige auch mit den samscrdamischen, überein. Allein das Pronomen *jest* oder *jes* weicht vom samscrdamischen *aham* ganz, von dem slavischen *ja* aber doch so sehr ab, dafs man keinen Grund dieser Abweichung sieht. Da indess in der kurdischen Sprache, welche eine Schwester der samscrdamischen und persischen ist, nicht blofs *men*, sondern auch *az*, *ich* heisst: so läfst sich kaum zweifeln, dafs *jes* aus *ja* und *az* zusammengeschmolzen sey. Darüber wird man sich desto weniger wundern, da die slavischen Sprachen sogar manche Wörter mit dieser gemein haben. Denn *zen*, die Frau, ist offenbar das krai-

nische *shena*. Das Verbum der Krainer bedarf eben so wenig, als das samscrdamische, die Pronomina person., um die Personen zu unterscheiden, weil diese im Präs. durch besondere Endungen angezeigt werden, und diese sind, die dritte Person abgerechnet, in beiden Sprachen fast ganz dieselben. Im Krainischen heißen sie im Sing. *am*, *asch*, *a*, im Plur. *amo*, *ate*, *ajo*; in Samscrdamischen im Sing. *ami*, *asi*, *adi*, und im Plur. *ama*, *atha*, *anti*. Zu der altflavonischen Bibel-Sprache, in welcher sich die 3 Person des Sing. auf *etj* und im Plur. auf *ajut* endigt, findet sich im Sing. auch das *t*, und im Plur. fehlt bloß das *n*. Die samscrdamischen Endungen des Dualis *ava* und *atha* trifft man im Krainischen unverändert wieder. Das Praet. ist, wie Hr. K. richtig bemerkt, durch Zusammensetzung eines Particip. praet. act. mit dem Verbo substantivo entstanden. Daher bedarf es im Krainischen auch nicht die Pronomina person., wie im Russischen, in welchem dieselben die Stelle des Verbi substant. vertreten. Dieß sind ohne Zweifel in den ältesten Zeiten die beiden einzigen Tempora der slavischen Sprachen gewesen. Daher findet man sie auch in den meisten derselben. Zwar hat die altflavonische Sprache statt dieses Praet. ein Tempus angenommen, in welchem die Personal-Endungen im Sing. 1 *ich*, 2 *il est*, 3 *i*, im Plural. 1 *ichom*, 2 *iste*, 3 *ischa*, oder *achu* sind. Allein dadurch ist sie von ihrer ehemaligen Einfachheit abgewichen, und nur die 2 Person, welche durch Zusammensetzung des Part. praet. act. mit *est* ausgedrückt wird, ist als Überbleibsel des alten Praet. anzusehn. Dafs das *i*, auf welches das Praet. ausgeht, von den Krainern wie *v* ausgesprochen wird, kann nicht befremden, da im Russischen das sogenannte Gerundium praet. auf *iv* im Grunde das Part. Praet. act. ist, und die Wenden in der Nieder-Laufitz in manchen Gegenden *pütal* wie *pütaw* aussprechen. Dafs man ehemals kein besonderes Fut. gehabt habe, folgt allerdings aus der Bemerkung S. 332, dafs manche Praesentia auch im Krainischen diese Bedeutung haben. Daher wurde es auch hernach in verschiedenen Dialekten verschieden ausgedrückt. Im Krainischen wird es, wie im Polnischen, durch *bom*, *ich werde seyn*, mit dem erwähnten Participium umschrieben; im Russischen aber zu dem Fut. des Verbi substantivi der Infinit. gesetzt, wie im Böhmischen und Wendischen, worüber sich der Vf. mit Recht wundert, dafs ja die Russen nicht, wie die Böhmen und Wenden, die Deutschen hierin nachahmen konnten. Rec. glaubt, dafs ihnen die in der neugriech. Sprache gewöhnliche Umschreibung des Fut. *ἔλω εχει*, *ἔλω γραψει*, dazu Veranlassung gegeben habe. Denn wenn gleich in dieser Sprache in anderen Fällen der Inf. umschrieben wird: so muß doch *εχει* und *γραφει* in dieser Zusammensetzung statt des altgriechischen *εχειν* und *γραφειν* stehn. Sagt doch auch im Deutschen der Thüringer *liebe* für *lieben*. Sehr richtig behauptet der Vf. S. 303, dafs die vielen Tempora des russischen Zeitworts durch Zusammen-

schmelzung dreier Zeitwörter in eine Conjugation entstanden sind. Die Veranlassung dazu gaben den Neueren die verwandten Verba, von denen das eine den Nebenbegriff des *Einmalthuns*, das andere den des *Vollendens* in sich schließt. So heist *dwigam* z. B. *ich beschäftige mich mit Heben*, *dwignem* aber *ich hebe wirklich*; daher ist das Verbum der ersten Form zum Ausdrucke des Imperf., die zweyte Form aber zum Ausdruck des Perfect. simplic. der Franzosen oder Italiäner geeignet, und ersetzt den Aorist der Griechen. Der Vf. nennt die Verba, die eine vollendete Handlung andeuten, *perfectiva*, die, welche eine unvollendete anzeigen, *imperfectiva*. Linds Benennung *verba actionis consummatae* und *actionis non consummatae* ist wenigstens verständlicher. Der Vf. hält zwar im Krainischen wegen der Ähnlichkeit der Formation aller Verba eine Conjugation für zureichend; er giebt aber wegen der Verschiedenheit der vor der Endung vorhergehenden Vocale 7 Paradigmata. Von dem Passivo wird bloß S. 332 das Part. Pass. *delan* u. s. w. angeführt; aber ob dasselbe in allen Temporibus mit dem Verbo substantivo zusammengesetzt werde, wird nicht gesagt. Die Verba reciproca werden nur beyläufig erwähnt, daher erfährt man auch nicht, ob die Krainer, wie andere Slaven, in manchen Fällen durch das Reciprocum das Passivum ausdrücken. Die Verba irregularia sind ausführlich angegeben. Von den Verbis impersonalibus aber ist nichts beygebracht; und die Syntax, aus welcher man den Genius einer Sprache am besten kennen lernt, und durch welche der Vf. viel zu Erhaltung der Reinheit dieses Dialekts beytragen könnte, fehlt ganz. Den Mangel an Übungs-Stücken zum Lesen und Übersetzen würden die vielen wegen der verschiedenen Orthographie eingerückten Stellen einigermaßen ersetzen, wenn nur ein Wörter-Verzeichniß angehängt wäre. Durch Ergänzung des Vermissten wird der Vf. zur Erhaltung dieser Sprache, die, wie die vom Rec. beyläufig gezeigte Ähnlichkeit derselben mit einer der ältesten Sprachen lehrt, viele Spuren des Alterthums an sich trägt, und den Ursprung der slavischen Sprachen aus der alten medischen verbürgt, sehr viel beytragen. Wenn Hr. *Vodnick*, der nebst Hn. *Debez* den Vf. bey dieser Arbeit unterstützt hat, das Publicum noch mit einem krainischen Wörterbuche beschenkt: so wird dieser Dialekt gewiß nie untergehn.

Die beygefügten Nachträge enthalten schätzbare Materialien zu einer krainischen Bibliothek, und sind aus der freyherrlich zoischen und kaiserlichen Hofbibliothek entlehnt. Nach S. 259 ist auch Linds Meinung, die Einführung eines allgemeinen Alphabets, wozu er die lateinischen Buchstaben, wenn sie nach einerley Regeln in allen Dialekten gebraucht würden, für die schicklichsten hält, werde es augenscheinlich machen, dafs die Verschiedenheit der slavischen Mundarten so groß nicht sey, als es scheint.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 A P R I L , 1 8 1 1 .

G E S C H I C H T E .

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Geschichte der kursächsischen Staaten*, von D. Christ. Ernst Weisse, Oberhofgerichtsath und ord. Prof. des Lehnrechts zu Leipzig. 6 Band. 1810. 326 S. ohne die Vorrede. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (Auch unter dem Titel: *Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen seit dem prager Frieden, bis auf unsere Zeiten*. 2 Band.)

Der vorliegende bis zum Anfang der Regierung des jetzigen Königs, in dem schon öfter angedeuteten Gange, fortrückende Theil hat, wieder die Vorzüge des vorhergehenden: aus dem inneren Zustande und von der Verfassung des Landes eine besondere reiche Umständlichkeit, die bisher noch unbekannt war. Mit diesen inneren Angelegenheiten beginnt er, und ihnen ist er fast ganz gewidmet; in den äußeren politischen Verhältnissen, namentlich bey dem siebenjährigen Kriege, ist eine lobenswerthe Kürze beobachtet, und nur das Nothwendigste besonnen ergriffen, wofurch sich die Arbeit ihrem eigenthümlichen Zweck immer mehr nähert. In die Augen fallender ist freylich das Äußere, mehr Lärm und Aufsehn machen die Kriege; aber dem stillen Bau am Glück, an der Ruhe und der Zufriedenheit des friedlichen Volks gebührt der Kranz. Hätten nicht von jeher die Schriftsteller mit jenen mehr Blätter gefüllt, als ihr Verhältniß zum Ganzen erheischte; hätten sie über den Schimmer nicht vergessen, daß er sie blende zu sehen, wie es um denselben und hinter ihm aussehe, über die hier entfaltete Kraft nicht die Ströme Bluts ganz aus den Augen verloren, die sie fodert, die stütten, die in Schutt liegen, die umgestürzten Städte; hätten sie die Fesseln und die Verzweiflung hören wollen, die den Eroberern auf dem Fusse folgten: wahrlich es hätte von Agamemnon an der Menschenquälerei gewiß weniger gegeben. Aber wenn dem edlen Zwecke des Kriegers, Vertheidigung der Verfassung, die über Alles theuer seyn soll, des väterlichen Heerdes, an dem nur er befehlen darf, solche fremdartige Ziele gesteckt werden: wie kann's anders kommen?

Die Gefühle bey dem Lesen dieses Bandes sind sehr wechselnd, oft erhebend, erfreuend, oft drückend und Bedauern erregend, oft gemischt. Wie herzlich erfreuet die Einigkeit in der Wahl der Mittel, um wieder aufzubauen, was der siebenjährige Krieg zerstört hatte, um die älteren Schäden zu heilen! Welch schönes Bild, des wechselseitigen Zutrauens des Fürsten und des Landes! Wie bereitwillig

war aber auch der Kurfürst *Friedrich Christian* in Aufopferungen, in Nachgeben, in Mittheilung aller nöthigen Nachrichten; jetzt glaubte wohl manche Regierung dadurch Schwäche zu zeigen, ihrem Ansehen zu vergeben, wenn sie sich so herabließ. Aber hohe Zweckmäßigkeit war dafür auch die glückliche Eigenthümlichkeit dieser Mittel. Dahin gehört besonders die Verwaltung der Landeschulden durch die Stände, diese acht deutsche Einrichtung, auf den Charakter der Nation berechnet; daher nie eine Regierung, die dieses Geschäft allein an sich zieht, Zutrauen haben wird, und davon ist die Folge Mangel an Credit, Fallen der öffentlichen Papiere, allmähliche Verminderung des Privatvermögens, das ohnehin so schon mächtig verringert ist. Wo die Landschaften unter einer guten Regierung (Controlle muß seyn) das Schuldenwesen leiteten, da stand es damit sehr gut. Wann hat es Sachsen, Hannover an Credit gefehlt? Die (später zu weit getriebenen und wie alle menschlichen Einrichtungen von Speculanten benutzten) Creditssysteme in der preussischen Monarchie verdankten einen großen Theil ihres Zutrauens der eigenen Verwaltung. Möge im Königreich Sachsen diese schöne, schon einmal so segenvolle Einrichtung unverändert bleiben; nur das Alte, Geprüfte, Passende sagt ja den Deutschen so schön zu! Die sächsischen Landeschulden betrugen 1763 über 29 Mill. Thaler (wie viel die Kammer Schulden?) (257). (Eine Frage. Da nach S. 172 im Jahr 1749 über 30 Mill. Schulden vorhanden waren, mithin immer abgetragen ist, wenn gleich einzelne Posten neu aufgenommen sind: bedarf es sonach nicht einer genaueren Abschätzung des Unwerthes der Finanzverwaltung des Grafen *Brühl*? Die Landeschulden waren doch also nicht erhöht? Die Kammer Schulden aber vielleicht desto mehr, auch waren die baaren Bewilligungen um so ansehnlicher (165). Überhaupt wäre etwas mehr Deutlichkeit, mehr Genauigkeit und Verständlichkeit in den Schuldenwesen sehr erwünscht gewesen.) Gleich im Anfange des Bandes sehen wir nicht weniger bey den Verhandlungen des Fürsten mit den Abgeordneten des Landes, den Ständen, über die Bewilligung der mancherley Abgaben und Forderungen, auf eine erfreuliche Weise, wenigstens doch eine willkommene Schranke der hohen Macht der Herrscher. (Wie hier, war es fast überall damals im Vaterlande, obgleich ein Herr gewaltiger, die Verfassung störender, stürzender eingriff, als der andere, in einer Versammlung mehr knechtischer oder gleichgültiger Sinn vorherrschte, als in der anderen; wir sehen auf die Grundfarbe der deutschen Verfassung

gen.) Aber bald stört unsere angenehmen Empfindungen der niederschlagende Eindruck einer unfreywilligen Vergleichung mit Zeiten, wo durch eine furchtbare politische Intoleranz, welche die verscheuchte religiöse genugsam ersetzte (als ob das Menschengeflecht zu keiner Ruhe kommen sollte, immer im Kreise umgetrieben werden müßte!), Verhandlungen wie diese, oder vielmehr der allein und einzig entscheidende Geist derselben geächtet waren, wo nicht auf die Kräfte der Besteueren, sondern auf den Willen, auf die Macht, vermeinte Bedürfnisse herbeyzuschaffen (wenn die Bedingung der Bewilligungen durch die Stände nicht auch das Recht einschließt, die Bedürfnisse selbst zu prüfen, zu untersuchen, zu beurtheilen und zu rathen, wie muß man die Form dann nennen?), gesehen, wo unbedingte Einkimmung, vielleicht gar hinterher, als Pflicht der Stellvertreter gefodert wurde, Bitten um Nachlaß, um Schonung, als Unzufriedenheit, als Widerfetzlichkeit, als Mangel an Einsicht in der Regierung heilsame Gesetze aufgenommen werden konnten. Zweytens trübt das erfreuliche Gefühl bey jenem Zustande der alten Zeit, daß man bald findet, es waren nur *Refle* des alten Geistes, der alten Rechte. Unmäßige Ausdehnung der landesfürstlichen Macht (seit hundert Jahren ist auch darin, wie in so vielen, der große Wendepunct), Vernichtung der ständischen, und also National-Gerechtfame (25), Durchlöcherung der alten Landesverträge (24), erscheinen früh genug, um die Täuschung zu zerstreuen, um uns hinzuführen auf die Punkte, wo dem Zeitalter vorgearbeitet wird, das so schwer auf uns und den Nachkommen, wer weiß, ob nicht auf der ganzen Civilisation lastet. Eingeschlummert waren freylich die Menschen, die Zeichen wollte keiner verstehen, kein großer patriotischer Kopf trat auf, und rüttelte sie aus dem Schlaf, um bey Zeiten zur Vertheidigung oder Sicherung des Höchsten, Theuersten zu wirken. Weil es im gewohnten Gleise gut ging, wars behaglicher, gehen zu lassen, als sich viel anzustrengen und aufzuopfern. Aber die Nacht hat uns überfallen, nun jammern sie. Wunderbar stößt einem die Beschränktheit, der Kasteneigendünkel auf, der auch seinen großen Theil beygetragen hat zu dem Ruin, worin wir wandeln. Die Einführung der Conscription verhinderten die Stände glücklich 1711 (28); aber was Landesvertheidigung seyn solle, davon hatten sie wohl wieder keine Ahndung, als sie die Dauer der Landmiliz nur auf den bestehenden Krieg beschränkten, im Frieden die Übung des Landvolks in den Waffen aufhören ließen (29). Welche Veränderungen im Kriegswesen vorgegangen, daß nun lange Übung in allerhand Künsten, das Schnelligkeit und Gelenkigkeit in allerhand Evolutionen, nicht mehr allein Körperkraft und Muth den Soldaten mache, nur auf wohl-disciplinirten Soldaten die Sicherheit des Landes beruhe, eine Landmiliz also, die in der Stunde der Gefahr schnell eintreten sollte, wo es keine Zeit mehr ist, zu lernen, sich zu üben, an Geschicklichkeit den stehenden Heeren nicht nachstehen dürfe, daran dachte Niemand in der Versammlung. Das Alte

wollte man nicht verbessern, weil man nicht sah, wo es untergraben war. Die Ritterchaft behauptete sogar (wie sie solche einst der Besteuerung entzogen hatte), ihre Hinterlassen müßten von diesem Kriegsdienst frey seyn. O unselige Trennung Einzelner, wo es dem ganzen Volke gilt! Hätte nur noch die Ritterchaft in Harnisch mit Schwerdt und Speer die Fehden des Herrschers und des Landes ausgemacht (hatten sie sich nicht obendrein durch ein Donativ an den Landesherrn von der ihnen besonders obliegenden Verpflichtung zum Aufsitzen zu befreyen gewußt?), hätten nur nicht jetzt die Bauern die wehrlosen Herren schützen sollen! Man sieht, die Frucht wurde leider! für die Sichel unserer Zeit reif. Verfassungen, wo nicht sorgfältig nachgebessert wird, wo man nicht auf die Zeiten wacht, auf die Stimme der Warnung, die dann und wann ein Gott erschallen läßt, hört, fallen endlich, wie ein Haus, was nicht gebessert wird, oft auf die Seite, die man für die festeste hielt. Aber jenes kann nur gelchehen bey einer *freyen* Repräsentation, regelmäßig mit Kraft versehen. Wo das nicht ist, schaden Institute dieser Art nur weit mehr als sie nutzen; wie überall, wo man mit dem Würdigen, dem Großen, Spielerey treibt!

Auch das enge Zusammenschnüren der landeshoheitlichen Bande, das in diesen Zeitraum fällt, erregt nicht wenig unangenehme Gefühle. Es ist hier der Rückschritt des Vfs. von der Überzeugung des Geschichtsforschers zu der des sächsischen Publicisten zuvörderst nicht zu übersehen. Im ersten Theil dieses Werks S. 274 (wie wir auch zu seiner Zeit bemerkt haben) erklärte er die vasallagische Anerkennungsurkunde der thüringischen großen Lehnträger von 1249, so wie man muß; erglaubte, nur ihre Deutung habe den Landassiat befestigt, was geschichtlich richtig ist; jetzt (S. 94) heisst es: die Vasallen hätten den Markgrafen Heinrich dadurch für ihren Oberherrn anerkannt (auch Heinrich in seinem neuesten Handbuch der sächsischen Geschichte sieht hier nur den Herrn im Sinn des Lehnrechts), und damit Niemand an der wahren Deutung des immer noch zweifelhaften Ausdrucks irre werden möge, setzt er gleich hinzu, daß nachher die *Untertansverbindlichkeit* wiederholt und genauer bestimmt worden sey. Wir haben schon in der Anzeige eines früheren Theils dieses nämlichen Werks uns darüber erklärt, daß wir eine solche Ansicht einem *Staatsdiener* nicht verargen können, noch wollen; aber bemerkenswerth ist eine solche *Änderung* allerdings, und um so mehr, da jetzt die *wahre* Darlegung durchaus keinen Schaden bringen, oder den bestehenden Rechten irgend nachtheilig seyn mag. Die Unterthänigkeit ist jetzt da, und Niemand wird daran denken, sich ihr deshalb entziehen zu wollen, weil die Urkunde von 1249 eine andere Auslegung erfordert, als ihr die Hofjuristen ehemals gaben. Warum will man nun nicht noch den richtigen Gefühlen des Rechts und der Unparteylichkeit rücksichtslos folgen? Der Vert. mit den Grafen zu Stolberg von 1568 ist unabhängig von jenem 1249 entstanden: warum nun so ängstlich für ihn fechten? (Daß in einem nach *Just* angeführ-

ten Vergleich von 1394 keine Bestätigung der sächsischen Landeshoheit über die einzelnen Bezirke der Grafschaft Stolberg (wie daselbst 95 gesagt wird) befindlich ist, darauf möchte Rec. eine Wette eingehen. Wird die Urkunde einst bekannt: so hofft Rec. diese Vorherfagung gerechtfertigt zu sehen. Man mußte jenes Jahrhundert, die Geschichte der Landeshoheit gar nicht kennen, um dergleichen glaublich zu finden. Wie soll nur die Landeshoheit entsprungen seyn? aus dem Lehnverhältniß doch? Wie aber dann in fremden Lehen? Wie soll nur Thüringen über stolbergische Besitzungen z. B., welche vordem anhaltisches Eigenthum, und durch Fehlen oder Kauf in die Hände der Grafen gekommen waren, die Landeshoheit erworben haben? Waren auch die Fürsten zu Anhalt Unterthanen des Landgrafen von Thüringen; oder macht der Besitz in der Hand des Unterthanen alle Güter desselben; auch wenn sie vordem frey waren, schon unterthänig, wie die Lust Leibeigene? An die alten Fabeln von den 12 Grafschaften denkt doch Niemand mehr; noch ist die geschlossene thüringische Landgrafschaft erweislich, nicht einmal lehnbar waren dieser die im Umfange der alten Markgrafschaft gelegenen Bezirke (z. B. *Orlamünde*), geschweige unterthänig; oder wollte man jenes behaupten: so müßten die Vorfahren des ludwigischen Hauses von 1130 selbst Unterthanen Hermanns von Weizenburg und der Markgrafen von Thüringen gewesen seyn. Das wird nun freylich der Ehre des Regierhauses nachtheillich achten; aber dann muß man auch nicht behaupten, wenn schönburgische Besitzungen 1394 in Meissen lagen: so sind deren Besitzer auch damals Unterthanen gewesen (116). Alle diese juristischen Bemühungen, der Landeshoheit ein recht hohes Alterthum zu geben, können keinen Erfolg haben, so wie sie dem bestehenden Recht nichts nehmen, noch abthun. Denn je höher man dieselbe hinauffschraubt: desto schneller kommt man an die Zeit, wo es von allen Hofjuristen anerkannt (ein halbes Jahrhundert mehr oder weniger macht da wenig aus) gar keine Landeshoheit gab, wo der Herzog und Markgraf dem Kaiser so unterthänig waren, als die Grafen; die Dynasten, die Bischöfe, die Äbte. Die Landeshoheit über fremde Gebiete ist späteren Ursprungs; aber sie liegt in der Natur der deutschen Verhältnisse, der Territorien, sie war genau mit der allmählichen Ausbildung des Territorialsystems verflochten; wie es gekommen ist, mußte es kommen, weil das Reich nicht ruh genug eipen Damm entgegengesetzte (weil die fallen, die mindermächtigen Nachbarn, zu unbeorgt und zu wenig umsichtig, in alter deutscher reuer Ehrlichkeit hinlebten, also keine Klagen entanden, die ein Regulativ erheischt hätten), so wenig wie das Reich auf der anderen Seite den Nachbarn begegnete, welche nach der Sprengung der rossen Herzogthümer, durch die Zerstückelung in ie kleinen reichsunmittelbaren oder reichsritterchaftlichen Güter entstehen mußten. War auch ie Landeshoheit ursprünglich und an sich, und an ielen Orten unrechtmäßig, und im Ganzen höchst schädlich, besonders durch den damit genährten

Geist der Rechtlosigkeit und Immoralität, der dann krebbsartig um sich fraß: so wird ja gar nicht geleugnet, daß die Fürsten, unter denen der Streit zum öffentlichen Ausbruch kam, nicht hie und da eben so viel für sich gehabt haben sollten. Das Band war geschnürt, ohne daß vielleicht beide Theile merkten, wie es zuzug, oder daß die Absicht war, zu entreißen, zu schaden oder zu übertragen. Dann tragen die Unachtsamen nicht ohne Ursach ihre Last; nur den Aufmerkamen sind die Gesetze günstig, es war dann ein bestehendes Recht hervorgegangen, das nun eben so wenig einseitig, weil es einmal nicht vorhanden gewesen, noch der Ursprung nachgewiesen werden kann, wieder aufgelöst werden durfte. Aber man darf doch auch nicht rückwärts (von dem Zustande, wie er 1568 bestimmt wurde, bis zu dem 1849) die Verbindlichkeit wirken lassen wollen. Rec. gesteht, daß die landeshoheitlichen Verhältnisse und Streitigkeiten, die Deutschland so oft mit ihren lauten Klagen erfüllt haben (mehrere Seufzer sind erstickt worden durch gewaltige Arme), eines seiner liebsten Studien ausmachen; wohl verzeiht man es ihm daher, wenn er mehrmals auf sie zurückgekommen, und seine Ansichten angedeutet hat. Interessant ist dieser Kampf des Kleinen gegen die Übermacht gewiss, interessant genug, wie immer weiter die Rechte der Hoheit erweitert sind, bis endlich so wenig für diese Mittelbaren übrig bleibt, als die Mediatisirten die Rechte zu behalten scheinen, welche auch ein feyerlicher Vertrag ihnen zurückliefs. Die Landeshoheit ist ein Begriff, der stets erweitert wird, und für dessen ausdehnende Erklärung bald Juristen, bald Politiker, bald die Macht sprechen, wo durch keine Obergewalt Stillstand geboten wird.

Auch die allgemeinen Klagen über das Sinken und den Verfall der städtischen Nahrung und des alten Wohlstandes kommen uns oft in den Verhandlungen dieses Theils entgegen; aber dieses lag wohl tiefer, als bloß in der Consumtionsaccise, woraus ihn die Landtschaft ableitete. Mitgewirkt mag sie haben, das beruht auf ihrer Einrichtung, auf den Steuern, die vorhergingen, denn sonst ist sie eine sehr gute Einrichtung, was auch darüber geschrieben werden mag von der Studirstube herab; die *Erfahrung* hat es jetzt wieder in vielen Provinzen bewiesen. Keine andere Steuer ist so sehr auf den wirklichen Bedarf gerichtet, keine erleichtert die Abgaben an den Staat so, wie diese. Die einzelnen Pfennige oder Groschen kann der Arbeitsmann von seinem täglichen oder wöchentlichen Gewinn leicht abgeben, nicht so die Viertel oder Drittel, oder halben Thaler, die als Grundsteuer, oder Kopfsteuer, oder Gewerbesteuer auf einmal gefodert werden, und den Lohn ganzer Tage oder Wochen wegnehmen. Wie oft ist, daß selbst der begüterte Bauer die Zeit kurz vor der Ärndte fast gar kein baares Geld mehr vorrätig hat? Wenn doch die Stubengelehrten nur nicht von Zurücklegen, Aufsparen zu diesem Zweck reden wollten: das zeugt, daß sie die zahlreichsten Classen der Mitbürger gar nicht kennen. Man darf nur einmal das Wehklagen und die wirkliche Noth gesehen haben, welche solche Steuern hervorbringen in Ländern, die vordem

vorzüglich Consumtionssteuern hatten: so wird man von der Vorzüglichkeit derselben gewiß vollkommen überzeugt werden. Aber in schimmernden Systemen liebt man selten die Wahrheit der Erfahrung. Welchen Nutzen hat nicht die Consumtionssteuer den brandenburgischen Städten vormals geschafft, als der große Kurfürst sie einführte! Wahr ist, sie hat ihre Mängel, aber immer nicht so viele als die anderen. Verderben kann man sie leicht, wenn man zu viel und zu hoch besteuert, und dadurch das Contrebandiren hervorlockt, und die Moralität zerstört. Aber darf man den Mißbrauch, der ja nur durch eure Schuld herbeygeführt wird, gegen die Nützlichkeit der Einrichtung an sich in Anschlag bringen? — Angehängt sind diesem Theil 1) der Vertrag zwischen Kurfachsen und Schwarzburg vom 17 May 1748 über die Landeshoheit in den Ämtern Heringen und Kelbra; 2) beständige Capitulation des Hochstifts Merseburg vom 31 Jul. 1731: zwey wichtige Urkunden.

H. St. F.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: Preussisches Archiv, oder Denkwürdigkeiten aus der Kunde der Vorzeit. Herausgegeben von *Karl Faber*, königl. geh. Archivar. 1810. 2 Sammlung. 277 S. 3 Sammlung. 262 S. 8. (1 Rthlr. 30 gr.)

Diese beiden Sammlungen (von denen die 3te der Ritter- und Landschaft von Lief-, Est- und Kurland dankbar gewidmet ist, weil der Vf. der von ihnen zu Theil gewordenen liberalen Unterstützung es vorzüglich beymessen kann, daß er, bey der dermaligen Lage des Buchhandels, diese Fortsetzungen so schnell folgen lassen konnte; — edler deutscher Geist, den wir verehren müssen!) übertreffen weit an Reichhaltigkeit und Interesse die erstere. Man findet hier sehr viele gute Materialien, die dem Geschichtschreiber willkommen seyn werden. Wir wollen daher nicht dabey verweilen, daß der Vf. auch hier in den schon gerügten Fehler gefallen ist, und manches Unwichtige nicht abzuschneiden wußte (z. B. 2, 21 in dem Reisetagebuche des Markgraf *Albrecht* von Anspach nach Königsberg; nur das, was die Sitten betrifft, verdiente einen Auszug, aber nicht die Entfernung der Orte auf diesem Wege, die Länge des Aufenthalts daselbst, und ob sie aufs Beste aufgenommen, freundschaftlich geschieden u. s. w., wozu können solche Sachen nutzen?), und zu oft in einen breiten, langweiligen Auszugston verfällt; daß der Verleger mit vieler Papierverschwendung hat drucken lassen: wozu den Titel jedes kleinen Aufsatzes auf ein besonderes Blatt gedruckt? man will ja kein leeres Papier kaufen: wie gut hätte sich das noch anwenden lassen!

Die zweyte Sammlung enthält: 1) des Markgrafen *Albrecht* Erwählung zum Hochmeister des deutschen Ordens. (Die öffentlichen Verhandlungen, also keine großen Aufschlüsse, Verwandtschaft mit dem polnischen Könige, Macht des Markgrafen *Friedrichs*, seines Vaters, werden auch hier als Gründe angegeben.) 2) Derselben Reise von Anspach nach Königsberg. (Mehreres zur Sittengeschichte.) 3) Hauptbegebenheiten des Krieges zwischen Polen und dem Orden. (Die Kraft war dahin, man gab brave Anordnungen,

aber es wirkte nichts mehr.) 4) Folgen des Krieges. (Ganz anschaulich zur Zeit.) 5) Verfügungen des Bischofs von Samland und des Hochmeisters 1522—1523 in Religionsfachen. (Bedeutende Aufschlüsse über den Ersteren Vorschub der neuen Lehre, und somit Erklärungen über die Stimmung der Großen und des Landes für den Schritt des Markgrafen; es war alles dazu reif.) 6) Belehnung des Herzog *Albrecht* 1525 und seines Sohnes 1569. 7) Tagebuch über *Albrecht Friedrichs* Gemüthskrankheit, nach einem Manuscript *Lucas David*. (Hass gegen die Aristokraten, die seinen Vater so schwer gedrückt hatten, und ihn in engen Fesseln hielten, Furcht vor ihrer Macht und ihren Ränken, die ihn immer hemmten, mögen diese unglückliche Stimmung erzeugt haben; so behandelt, war an keine Besserung zu denken. Herrliche Mittel hatten auch die Ärzte ausgedacht. Einer schlug süssenweise vor: dem Herzog die Eingeweide eines *schnauweisen* Hundes auf den kahl geschornen Kopf zu legen, alle Nächte, bis die Eingeweide trocken würden; Bohnenstroh, Wermuth und Hülsenholz zu Asche gebrannt einzunehmen; eine *schwarze* Henne lebendig in zwey Hälften zu schneiden, zu zerklopfen und zu zerknirschen, und dem Herzog auf den Kopf zu legen. Wenn er noch nicht verrückt war: so mußte er es werden.) 8) Nachträge zu *Seelichs* Leben und Thaten. 9) Gesetze *Paul von Ruffdorfs*. 10) Notizen aus dem Rechnungsbuche des Ordens *Trosslers* von 1399—1409.

Dritte Sammlung. 1) Nachricht von der fehlgeschlagenen Unternehmung des Zars *Iwan Wasiljewitsch*, sein Land durch Gelehrte, Künstler und Handwerker aus Deutschland zu verbessern. Des Zars Commissär, *Hans Schlitte*, kannte Rec. schon aus anderen bergmännischen Projecten, besonders den damals so eifrig nachgeforschten *Wasserkünsten*, wodurch er mit einer Gesellschaft, welche dieses Geheimniß zu besitzen glaubte, in Verbindung gekommen, und dieser goldene Berge bey seinem gnädigsten Herrn versprochen hatte. Im Sept. 1548 schrieb er an dieselbe aus Lübeck (sein Arrest muß doch also nicht so ganz eng gewesen seyn), und wollte 2000 Rthlr. erborgen, die er den Kurfürsten Joachim von Brandenburg schuldig, und weshalb er in Lübeck gefangen gehalten wäre. Die Cabalen der handelsseifertigen Liefländer und Lübecker hielten ihn fest, und das ganze Unternehmen scheiterte.) 2) Unterredungen *Gustav Adolfs* mit den Abgeordneten der preussischen Regierung über die Neutralität im schwedisch-polnischen Kriege. 3) Die Belagerung von Smolensk 1633 (nebst einem Plan). 4) Beschreibung des Turniers zu Königsberg 1518. 5) Des von 1559, wo *Heinrich II* verwundet wurde. (Von einem Augenzeugen.) 6) Salbung und Krönung König *Franz II* zu Rheims. 7) Ceremoniel bey des preussischen Gesandten Audienz, der die Annahme der Königswürde *Peter* dem Großen notificirte. 8) *Peter* der Große und der Gastwirth zu Memel, eine Anekdote (er hatte sich unverzeihlich gegen *Peters* Gemahlin, *Katharina*, vergangen, dieser verzieh ihm). 9) Historische und curiose Notizen. So viel wird genug seyn, um zum Lesen der Sammlungen selbst anzureizen.

K. P.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 A P R I L , 1811.

B O T A N I K

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Darwin's Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände, aus dessen Botanic garden gesammelt, geordnet, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von G. E. W. Crome, der Arzneygelahrth. Doctor u. s. w.* I Theil. Botanik und Zoologie. II Theil. Physik und Chemie. Physikalische Beschreibung. Astronomie. 1810 VIII u. 392 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Diese kleinen Aufsätze kamen zuerst vor etwa 20 Jahren als Anmerkungen zu einem Gedichte heraus, welches Darwin noch im späten Alter ausarbeitete, und welches uns nur dem Namen nach bekannt ist. Der Übersetzer hat sie, die im Originale ohne weitere Ordnung als die, welche die poetische Zusammenstellung der Materien an die Hand gab, vorgeragen worden, systematisch zusammengestellt, und nun findet in dem I Theile die botanischen und zoologischen Bemerkungen. So sehr wir aber bereit sind, die beste Absicht des Übersetzers bey gegenwärtiger Unternehmung anzuerkennen: so sind wir doch der Meinung, daß dieselbe ohne Nachtheil für unsere Literatur recht gut hätte unterbleiben können. Dieses Urtheil zu bekräftigen, müssen wir den Plan etwas näher darlegen. Die Bemerkungen des Vfs. sind theils allgemeine, welche den Bau und die organischen Functionen der belebten Geschöpfe überhaupt, theils besondere, welche einzelne lebende Körper zum Gegenstande haben. Wiederum sind sie entweder historischer Art, nämlich Erzählungen von Merkwürdigkeiten der Thier- und Pflanzen-Welt, oder sie sind rätsonnirend, und haben die Gesetze und Ursache dieser Erscheinungen zum Zwecke. Eine besondere Liebhaberey des Vfs. dabey ist, Vergleichen anzustellen und Parallelen zu ziehen zwischen den Erscheinungen des thierischen und des vegetabilischen Lebens und von gewissen Einrichtungen in der Thier- und Pflanzen-Welt einen vermeintlichen Nutzen anzugeben. Was nun erstens das Historische betrifft: so liest dasselbe sich allerdings ganz gut; allein die Ausbeute davon für die Wissenschaft ist doch sehr gering. Denn obgleich der Vf. einige, so viel uns bekannt, eigene Beobachtungen hat, betreffend z. B. die Tulpen- und Hyacinthen-Zwiebeln, die Blätter von *Ilex aquifolium*, die Zeugungsheile von *Collinsonia Canadensis*, *Lythrum Salicaria*, *Spartium scoparium*, *Melissa officinalis*, die Nektarien von *Apocynum androsaefolium*. J. A. L. Z. 1811. Zibeyter Band.

misol. u. s. w.: so ist doch die Masse dieses Neuen verhältnißmäßig gering gegen die Summe des Bekannten, schon zehn und zwanzig Mal Gedruckten. Auch ist der Vf. in Anerkennung der Thatfachen keinesweges mit gehöriger Strenge und Kritik verfahren. So, um ein Beyspiel aus vielen zu wählen, findet man hier die ganze, anerkannt fabelhafte Erzählung des batavischen Chirurgus Förch vom Boson-Upas umständlich nachgeschrieben. Was zweitens die rätsonnirenden Bemerkungen betrifft: so sind sie zum Theil kühn und überraschend, aber oft bey näherer Untersuchung von allen Gründen entblößt, und nur selten trifft man auf solche, die bey ihrer Neuheit zugleich vor der Kritik bestehen können. Wir wollen zum Belege dieses Urtheils einige Gedanken des Vfs. ausheben. — Blau sey die natürliche Färbung der Gewächse; allein vermöge Hinzutretens des Wasserstoffs mische das Gelb sich zu, und so entstehe das Grün derselben. Die Quelle dieses Wasserstoffs sey die Zerlegung des Wassers der Pflanzen durch das Sonnenlicht, wobey der Sauerstoff in Gasform entweiche. An einem anderen Orte sollen sie das Sauerstoffgas nicht nur aussondern auch einathmen, obgleich ersteres in größerer Menge. Noch anderswo heist es, daß sie Sauerstoffgas ein-, und Stickgas ausathmen. (Woraus man sieht, wie wenig der Vf. mit seinen Vorstellungen im Klaren ist.) — Sämmtliche Knospen eines Baumes seyen eben so viele Individuen, die auf demselben wurzeln, indem sie bey dem Aufsteigen des Nahrungsstoffes nach oben in Blätter auswachsen, nach unten zwischen Splint und Rinde zahlreiche Wurzelsafern in Gestalt von Gefäßen hinabsenden, die, wenn sie ihren Dienst verrichtet, sich verengern, erst zu Splint, und dann zu wirklichem Holze werden, und die neue Schicht bilden, welche jährlich dem Holzkörper zugelegt wird. (Diese Theorie, welche, wenn wir nicht irren, Darwin zuerst aufgestellt, und worauf er öfters zurückkommt, ist von Th. A. Knight, in verschiedenen, in den *Philos. Transact.* abgedruckten Aufsätzen, zur Genüge widerlegt worden. Auch fühlt der Vf. selber die Schwierigkeiten seiner Hypothese, wo er vom Anschwellen der Rinde über unterbundenen Stellen redet.) — Über die Saftbewegung bey den Pflanzen wird ein eigenes und neues System aufgestellt, worin es einlaugende Gefäße, Arterien und Venen, so wie auch ein Pulmonarsystem und Muskeln giebt. Sogar ein *Sensorium* will der Vf. ihnen beygelegt wissen, und einen freyen Willen, ohne dessen Aufhebung die bekannte Erscheinung ihres Schlafes

nicht gedacht werden könne. (Vergebens aber sieht man sich nach Beweisen für diese gewagten Sätze um, wenn man nicht etwa die wenigen, aber oberflächlichen und vorurtheilsvollen Beobachtungen; die der Vf. über den Pflanzenbau angestellt, dafür gelten lassen will.) — Die Spiralgefäße, welche *Grew* und *Malpighi bronchi* genannt, seyen die einfügenden Gefäße der Pflanzen. Ihr spiraler Bau gebe ihnen das Vermögen, sich zusammenzuziehen und wieder auszudehnen, wodurch die Flüssigkeiten innerhalb der Hölle aufstiegen. (Aber diese Zusammenziehungen sind ganz unerwiesen, und *tracheae* heißen die Spiralgefäße bey *Malpighi*.) — So wie die Blätter die Lungen für den Stamm: so seyen die Blumenblätter dasselbe für die Befruchtungstheile, und der Vf. findet bey ihnen zu dem Ende auch Arterien und Venen. Den Nektar, welchen er mit den Thränen vergleicht, glaubt er zur Ernährung der genannten Theile dienend, so wie das vollkommene Insect, das alle Verwandlungen durchlaufen und sich nun in der letzten befindet, sich bloß von Honig nähre. Ja er neigt sich sehr zu der Meinung eines seiner Freunde, eines Naturforschers, hin, daß die ersten Insecten vielleicht nichts als männliche oder weibliche Zeugungstheile von Blumen gewesen, die sich durch eigene Kraft von der älterlichen Pflanze losgerissen und nach und nach zur Stillung ihrer Bedürfnisse Beißzangen, Flügel und Füße bekommen hätten. (Wie sehr dergleichen Träumereyen den wahren Naturforscher verunzieren, wird der Leser, auch unerinnert, leicht einsehen.) — Die wohlriechenden Öle mehrerer Blumen, das Funkenprühen des *Tropaeolum majus* dienen denselben zum Schutze gegen die Insecten; eben diesen Zweck erfülle die sonderbare, mehrere Insecten nachahmende, Bildung der Blume bey verschiedenen Orchideen, indem jene kleinen Räuber diese schon besetzt glauben und von Raubung des Honigs ablassen. So habe auch *Dipsacus fullonum* die einander gegenüber stehenden Blätter an der Basis verwachsen, damit sich Wasser in dieser Vertiefung sammle, und der Pflanze in trocknen Jahreszeiten Nahrung gebe, die Insecten aber vom Hinaufkriechen und von Beraubung der Saamen abhalte. Hinwiederum seyen den kleineren Thieren die Farben verliehen, um vor den Augen der größeren verborgen zu seyn. Die Schmetterlinge z. B. hielten sich in den Blumen versteckt, und würden dann vermöge ihrer schönen Färbung von den Vögeln übersehen. Kleine Vögel, die in den Hecken wohnen, hätten grüne Rücken, wie die Blätter, und eine helle Brust, wie die Luft, und würden so dem Habichte, der über oder unter ihnen schwebt, minder sichtbar. (Wenn wir auch von den Unrichtigkeiten, welche hierin herrschen, abstrahiren: wozu dann diese beschränkten Ansichten? Die Weisheit des Schöpfers zu zeigen? Aber es lassen sich viele andere Zwecke jener Dinge angeben, und so ist es denn am Ende die eigene Weisheit, welche den besten auszuklügeln vermeint. Und wahrlich! darin möchte sie wohl sehr oft irren. Denn wären die obigen Einrichtungen für die angegeb-

nen Zwecke da: so würden diese in den meisten Fällen sicherlich verfehlt werden.) — Einen Ast vom Birnbaume, an welchem ein vollkommener Cylinder der Rinde weggenommen worden, sah der Vf. noch nach fünf Jahren reichliche Früchte tragen, obgleich diese, so wie die Blätter, etwas kleiner waren. (Sollte hier wirklich die Rindensubstanz mit aller Sorgfalt weggenommen worden seyn?) — Das Zusammenfallen der Mimosenblätter nach Erschütterungen, welcher Zustand ihrem Schläfe gleiche, wovon er nur ein höherer Grad scheine, sey als eine Überreizung und Lähmung zu betrachten, so wie Ohnmachten auf übermäßigen Schmerz und Anstrengungen folgen. (Damit streitet aber die Steifheit der Blätter im zusammengezogenen Zustande: vielmehr ist diese Erscheinung einem Krampfe zu vergleichen.) — Im Respirationsprocesse werde bey der Verbindung des atmosphärischen Sauerstoffs mit den pblogistisirten Theilen des Bluts auch Phosphorsäure erzeugt, welche das schwarze Roth des Venenbluts in ein hohes Scharlachroth umwandle. (Diese gewagte Behauptung möchte man wünschen durch Beweise unterstützt zu sehen.) — Da die Erscheinungen des Zitteraals und Zitterrochen denen der leeren Flasche ähnlich seyen, welche desto stärker geladen werden könne, je dünner ihr Glas; und da die Attractivkraft (womit diese Modification der Elektrizität Ähnlichkeit habe) im Verhältnisse des Quadrats der Annäherung zunehme: so sey die Quantität von Elektrizität nicht zu berechnen, die sich auf beiden Flächen einer thierischen Membran anhäufen lasse, die so dünn sey, als das Gespinnst eines Seidenwurms, nicht gerechnet, ob es auch möglich sey, sie in einen so geladenen Zustand zu versetzen, ohne daß sie berste. (Ein sehr kühner Gedanke, dessen Realität sich durch Versuche schwerlich wird ausmitteln lassen, und der deshalb unfruchtbar ist.)

So sehr aber die neuen Ideen des Vfs. dieses Gepräges tragen: so fehlt es doch nicht ganz an solchen, die scharfsinnig und eindringend zugleich sind. So z. B. wird bemerkt, daß im Vegetationsprocesse das mehligte Wesen in ein zuckerartiges umgewandelt werde; denn Wurzeln und Saamenlappen seyen mehlig, hingegen das Malz, die keimenden Zwiebeln, Kartoffeln und der im Frühjahr aufsteigende Birkenast von süßem Geschmacke. Wenn indeß damit die Verwandlung der Speisen in Milchsaft im thierischen Körper verglichen wird: so ist diese Vergleichung nicht ganz passend.

Wir kommen auf das Verdienst des Übersetzers bey diesem Werke. Im Ganzen kann man sagen, daß seine Arbeit wohlgerathen sey: doch stößt man hin und wieder auf Nachlässigkeiten der Schreibart, z. B. während des Sonnenlichts, statt im Sonnenlichte; — Befruchtungsgefäße statt Befruchtungstheile; — bedarf kein Licht statt keines Lichts; — eine Luftblase statt eine Blase mit Luft u. dergl. Ob getreu übersetzt worden, können wir in Ermangelung des Originals nicht beurtheilen: doch sind wir auf Stellen gefallen, wo wir die Meinung des Vfs. nicht errathen konnten, und wo der Sinn des Orig-

nals nicht gehörig ausgedrückt schien. Wenn aber S. 10 und 62 des süßen Wassers der Birken, des Ahorn, des Sycomorus (*Ficus Sycomorus*) erwähnt wird: so vermuthen wir, daß das Original hier vom *Sycamore* rede, welches *Acer Pseudoplatanus* L. ist, wie der Übersetzer aus *Smiths fl. Britann.* hätte ersehen können. — S. 42 ist zweymal von einem Eyerstocke der Eyer die Rede: das ist aber Unfönn, es soll augenscheinlich Dotter (*Vitellum*) heißen. — S. 78 ist die *linnäische* Meinung, daß das Mark durch seine Ausbreitung allen Pflanzentheilen den Ursprung gebe, aus der Vorrede zum *Syst. Vegetabil.* so schlecht übersetzt, daß an einigen Stellen der Sinn gänzlich verloren gegangen. Wir wissen nicht, ob diese Fehler auf Rechnung des Originals oder der Übersetzung kommen: aber auch im ersteren Falle hätte es hier einer Berichtigung bedurft. Überhaupt sind die Bemerkungen des Übersetzers, welche es vornehmlich mit den chemischen Vorstellungen *Darwin's* zu thun haben, eben nicht zahlreich und von keinem sonderlichen Belange. *Roths Conserva fugacissima* hält er mit Unrecht für die *Conf. rivularis* der älteren Autoren. Druckfehler sind uns eben nicht aufgefallen, wenn wir die Namen der Schriftsteller ausnehmen, welche öfters verstümmelt sind.

Über den IIten Theil, welcher chemische, mineralogische und physikalische Bemerkungen enthält, werden wir künftig noch etwas hinzuzufügen Gelegenheit finden. T.

LEIPZIG, b. Kummer: *Handbuch für Gartenfreunde über alle bekannten Pflanzen der Welt.* Erster Band. Enthaltend 7865 Arten Gewächse oder die zwölf ersten Classen des linnäischen Geschlechtsystems. Von *Carl Christian Adolph Neuenhahn*, herzogl. sächsl. weimar. Commerzienrathe u. s. w. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. 1803. XVI und 496 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Dieses rätsonnirende Pflanzenwörterbuch, welches im J. 1788 zum ersten Mal in der Form eines Verzeichnisses von Samen und Pflanzen erschien, ist nach der Vorrede des Vfs. nicht geeignet, Botaniker zu bilden, sondern es soll den Gartenfreunden zum Unterricht dienen, um in einer schnelleren Übersicht eine Pflanze nach den beygefügtten Zeichen kennen und behandeln zu lernen. Man darf also nicht erwarten, eine Pflanze nach diesem Handbuche bestimmen zu können. War dieß die Absicht des Vfs.: so mußte er allerdings die Pflanzen beschreiben; er mußte außer dem generischen auch den specifischen Charakter jeder Pflanze anzeigen. Der Vf. will, seinem Plane gemäß, alle Pflanzen, die auf unserem Erdball zerstreuet und wild wachsen, und die bis daher durch die Botaniker bekannt geworden, in zwey Bänden liefern; aber Rec. zweifelt an der Ausführung. Denn da in diesem ersten Bande noch mehrere von *Cavanilles*, *Desfontaines*, *Schomburgk* u. A. m. entdeckte Pflanzen fehlen, und noch überdiß von *Hn. v. Humboldt* sehr viele neue Pflanzenbekannt zu machen angefangen hat: so dürfte der zweyte Band viel stärker

werden, zumal da der Vf. Farnkräuter, Moose, Astenmoose, Flechten und Schwämme mit aufnehmen will. — Dieser vorliegende erste Band enthält folgende interessante, zur Belehrung der Gartenfreunde dienende Aufsätze: 1) Über das linnäische Geschlechtsystem oder über die Ehen im Pflanzenreiche. Der Vf. redet zuerst von der Begattung der Thiere und Pflanzen; er sucht durch Beyspiele zu beweisen, daß die Ehen im Pflanzenreiche wie im Thierreich Statt finden. Dann unterscheidet er *Genus* und *Species*, und giebt endlich dem Gärtner eine gute Lehre, die Samen der Küchengewächse vor Ausartung zu bewahren. Er sagt, der Gärtner müsse sich hüten, seine zum Samen bestimmten Pflanzen nicht von anderen der nämlichen Gattung befruchten zu lassen; er soll nie mehrere Arten von einer Gattung zum Samen tragen auf ein Beet zusammenstellen, sondern jede Art in einem Jahre allein ziehen, oder die Arten in großen Gärten weit von einander setzen. 2) Linnäisches Pflanzensystem (*Systema sexuale*). Zur Erläuterung der im nachfolgenden Verzeichnisses den Gattungen beygefügtten Classen und Ordnungen hat der Vf. das ganze linnäische Geschlechtsystem geliefert, welches um desto weniger am unrechten Orte seyn wird, da dieß Buch auch den Anfängern zur Belehrung dienen soll. 3) Über Gewächshäuser, Pflanzenbehälter und andere Anlagen zu zweckmäßiger Erhaltung der Gewächse. In der Vorrede sagt der Vf., daß die Anweisung in *Dietrichs* Lexikon der Gärtnerey und Botanik die vollständigste sey, und detswegen benutzte er die Einleitung des ersten Bandes gedachten Lexikons, um die Cultur der Gewächse danach zu bestimmen. Am meisten aber bestimmte er die Cultur der in diesem ersten Bande angezeigten Pflanzen nach ihrem Vaterlande, und nach dessen größerer oder geringerer Entfernung vom Äquator. Da aber in Rücksicht dieser Bestimmung allerdings Berge, Wälder, Thäler, Flüsse, Sümpfe, Meere u. Boden einen großen Unterschied in der Temperatur machen: so hat der Vf. bey mehreren Pflanzen die Standörter und die ihnen gebührende Wärme absichtlich schwankend bestimmt, da es seyn kann, daß sie, ungeachtet der Lage ihres Vaterlandes, ein minder warmes Klima vertragen können. Inzwischen hat der Vf. in Betreff der Bestimmung der Pflanzencultur in der That viel geleistet, mehr als man von einem Werke der Art verlangen konnte. Denn bey jeder Pflanze die Cultur genau anzugeben, ist nicht nur sehr schwer, sondern aus obigen Gründen beynahe unmöglich. 4) Erklärung der Zeichen, welche den nun folgenden alphabetisch geordneten und systematischen Pflanzennamen beygefügt sind. Der Vf. hat nämlich durch Zeichen bey jeder Pflanze angezeigt, ob es ein Baum, ein Strauch, ein ausdauerndes, ein ein-, zweyjähriges, oder ein Sommergewächs ist; ob es eine Zwiebel, ein Gras, ein Doldengewächs ist; ob es eine Sumpf- und Wasser-Pflanze, eine Alpenpflanze, eine officinelle, eine ökonomische, eine giftige, oder eine Zierpflanze ist; ob sie im Freyen fortkommt, oder ein Glas- und Treib-Haus bedarf. Die Anweisung, Pflanzen aus Samen zu ziehen, ist zweckmäßig, ohne neu zu seyn. — Was die angezeigten Pflanzen betrifft: so liefert

gegenwärtiger Band die zwölf ersten Classen des linnéischen Systems, nämlich von der Monandria, bis zu Ende der Icosandria, die 1005 Gattungen oder 7865 Arten enthalten; der zweyte Band soll die übrigen Classen liefern. Bey der Ausarbeitung dieses ersten Bandes hat sich der Vf. an die willdenow'sche Ausgabe der *Species plantarum* genau gehalten, und alle von ihm angeführten Pflanzen beybehalten. Dafs der Vf. die Artnamen, so wie die Gattungsnamen, alphabetisch geordnet hat, ist recht sehr zweckmäfsig: dadurch wird das Auffuchen, besonders bey reichhaltigen Gattungen, als *Allium*, *Erica*, *Euphorbia*, *Melastoma*, *Mesembryanthemum*, *Oxalis* u. s. w. ungemein erleichtert, Willdenow's deutsche Benennungen hat der Vf. wörtlich beybehalten, und nur da, wo sie aus Versehen weggelassen, oder doppelt vorhanden waren, hinzugefügt oder abgeändert. Diese Verbesserungen zeigen allerdings von lobenswerther Aufmerksamkeit des Vfs.; nur hätte auch ein wenig mehr Rücksicht auf die Dauer der Gewächse genommen und die Zeichen abgeändert werden sollen. *Piper verticillatum* ist nicht ☉, sondern 4. *Queria Canadensis* ist nicht 4, sondern ☉ u. s. w. Da jede Pflanze numerirt ist, und die Nummern von 1 an bis an das Ende 7865 ununterbrochen fortlaufen: so kann dieses Handbuch zugleich in den botanischen Gärten als Katalog gebraucht werden. Das Verzeichniß der in diesem 1ten Bande enthaltenen officinellen- oder Apotheker-Pflanzen, mit Hinweisung auf die systematisch-linnéische Benennung derselben durch hinzugefügte Numern, dient dazu, um den officinellen Namen nach Linné kennen zu lernen. Ein mit Fleiße zusammengetragenes Register über die allgemeinen, wie auch über die mancherley deutschen Provincialbenennungen der in diesem Bande angeführten Pflanzen erhöht den Werth dieses Handbuchs.

H ~ ch.

BERLIN, b. d. Gebr. Gädike: *Vollständiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik, oder alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse*, von D. F. G. Dietrich, Aufseher der herzogl. Gärten in Eisenach und Wilhelmsthal u. s. w. 10ter und letzter Band. Mit dem Portrait des Vfs. *Thlaspi* bis *Zygophyllum*. 1810. X u. 654 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der thätige Vf., ein wackerer Schüler des verewigten Batfch in Jena, übergiebt hiemit dem Publicum den letzten Band seines alphabetischen Lexikons, der den übrigen an Gehalt nicht nachsteht. Jedoch ist das ganze Werk erst alsdann eigentlich als geschlossen anzusehen, wenn der Vf. sowohl die in der Vorrede zum ersten Bande verheissenen Nachträge, als auch die Beschreibungen der in botanischen Gärten nöthigen Anlagen und Pflanzenbehälter u. s. w. vorgelegt haben wird. In diesem Nachtrage sollen manche Pflanzengattungen und Arten, welche in den ersten Bänden aus guten Gründen weggelassen worden sind, desto ausführlicher abgehandelt werden; und der Vf. hat dazu schon Materialien gesammelt

und zu diesem Zwecke auch eine bedeutende Anzahl neuer Pflanzen in den herzogl. Gärten bereits angeschafft. Ob nun gleich, wie Hr. D. selbst in der Vorrede sagt, in einer immer fortschreitenden Wissenschaft und bey dem ungeheuren Zuwachse an neuen Pflanzen seit acht bis zehn Jahren, Lücken und Mängel unvermeidlich sind: so müssen wir ihm doch das Zeugniß geben, dafs dieses sein Werk einen hohen Grad der Vollständigkeit erreicht habe; vorzüglich sind in den letzten Bänden viele Gattungen mit neuen Arten bereichert worden. Ohne die Namen derselben willkürlich und ohne Noth zu ändern, sind immer die älteren und gutgewählten beybehalten; nur selten kommen selbst gegebene, meist gut gewählte vor, und diese sind mit D. bezeichnet. Ganz vorzüglicher Fleiße und Sorgfalt sind auf die Angabe der Synonymien verwendet. Vom sechsten Bande an sind, zur Ersparniß des Raums, die Classen und Ordnungen, in welche jede abgehandelte Pflanzengattung gehört, nur kurz durch römische Zahlen angegeben: eben so ist auch, um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, bey der Angabe der Pflanzencultur oft auf das schon einmal Gesagte in den ersten Bänden hingewiesen. Willkommen wird auch den Garten- und Blumen-Freunden, die keine Botaniker von Profession sind, das am Ende angehängte linnéische Pflanzensystem nebst der im Zusammenhange aufgestellten Übersicht von der Anordnung und Eintheilung der Pflanzenclassen seyn. Endlich haben wir auch noch ein Generalregister und einen Nachtrag zu erwarten, in welchem die wegen der Entfernung des Druckorts unvermeidlichen Druckfehler angezeigt und verbessert werden sollen. Da der Vf. überall nach seinen Grundsätzen, Erfahrungen und eigenen Ansichten zu handeln gesucht, und so viel geleistet hat: so ist leicht zu übersehen, dafs manche ausländische perennirende Pflanzen in kalten Wintern bedeckt, oder in frostfreyen Behältern überwintert werden sollen, welche auch wohl hier und da im freyen Lande anbauen, um so mehr, da dieselben zu seiner Zeit noch angezeigt werden sollen. Eine ganz genau bestimmte Behandlung einer jeden Pflanze für ganz Deutschland liefs sich ja in der That nicht angeben, da Klima, Standort, Boden und andere Localumstände hiebey in Betrachtung kommen. Dafs Hr. D. nicht bloß ein empirischer Gärtner sey, sondern wissenschaftliche Bildung besitzt, das beweiset schon seine Anordnung in den ihm anvertrauten Gärten, die Vegetation der dortigen Pflanzen, sein Naturaliencabinet, seine Bibliothek und sein Herbarium, aber noch mehr, als alles dieses, seine Schriften, und insbesondere sein Lexikon, für dessen schnelle Beendigung wir ihm aufrichtig danken. Gewifs wird es manchen Gartenfreunden und Botanikern angenehm seyn, dafs die Verleger sich erboten haben, das ganze Werk, dessen Ladenpreis 30 Rthlr. ist, noch eine kurze Zeit für den Pränumerationspreis: 22 Rthlr. 12 gr. abzulassen. So rühmlich dieses Anerbieten ist: eben so lobenswerth ist das bessere Papier der letzten Bände.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 A P R I L 1811.

H O M I L E T I K.

ERBERT, b. Keyser: *Archiv für den Kanzel- und Altar-Vortrag, und andere Theile der Amtsführung des Predigers*, zum Gebrauch für solche, die oft im Drange der Geschäfte sich befinden. Von einigen Predigern bearbeitet und herausgegeben von J. C. Gröfse. Erster Band. 1810. VIII u. 301 S. 8. (20 Gr.)

Ohne die Frage zu untersuchen, ob neben so vielen Hülfsmitteln für Prediger, die wir schon besitzen, noch dieses *Archiv* nöthig war und bestehen werde, bemerken wir blofs, dafs S. 233 ein Mitarbeiter an diesem Archiv selbst, aller vorgeblichen Dienstfertigkeit gegen seine schwächeren und im Bedränge befindlichen Amtsbrüder ungeachtet, sich über die ihnen gewidmeten Sammlungen, Magazine, Repertorien und homiletischen Rückkammern lustig macht, und überlassen die hieraus herzuleitenden Folgerungen den Lesern. Im Ganzen gehört dies *Archiv* weder zu den besseren, noch zu den schlechteren. Es ist (wo nicht schon gedruckte Arbeiten benutzt sind) Mittelgut. Wie man in gewöhnlichen Archiven immer den einförmigen Kanzleystil findet: so ist der herrschende Ton in diesem der gewöhnliche, breite, schleppende Predigerstil. — Auch haben, wie dort die Acten, so hier die Dispositionen fast eierley Zuschnitt, und es wird bey jeder Wahrheit gezeigt, wie sie zur Belehrung, zur Warnung, zur Ermunterung und zum Troste diene. Das Ganze ist in 6 Fächer getheilt. I. Entwürfe, d. i. Predigtentwürfe, über die gewöhnlichen Perikopen. II. Entwürfe über freye Texte. III. Altarreden, d. h. solche, die vor dem Altare gehalten werden, sowohl vollständig als in Entwürfen. IV. Ausgearbeitete Predigten. V. Predigten und Vorbereitungsreden bey der Abendmahlsfeyer, und Confirmationsreden. VI. Anzeige von Hofmanns Schrift: *De verbi divini ministro ad lectulos aegrotorum commorante*. Nachrichten von Predigerbeförderungen im Königreich Sachsen. Wir machen auf folgende, theils wider, theils für die Vf. sprechende Stellen aufmerksam. S. 5 wäre wohl bey der Neujaarspredigt *Entscheidungen* und *Vorsätze* besser verbunden worden. Die Trennung derselben in zwey Theile, hat in den Unterabtheilungen a, b, d, überflüssige Wiederholungen zur Folge. S. 7 Die Idee: *sesum zum Führer wählen*, ist nicht scharf genug gefaßt. Es ist überhaupt von der Befolgung seiner Religion, und den

daraus erwachsenden Vortheilen die Rede. Wenn S. 8, c, geboten wird: *Ihn als unseren Herrn und Regierer zu verehren. und uns willig seiner Leitung und Regierung zu überlassen*: so ist zwar das Dogma biblisch; aber Rec. kann nicht leugnen, dafs, wo Gott der Vater ganz ausgeschlossen wird, die Vorstellung leicht anstößig werden kann, und zu frömmelnd klingt. Jesus selbst führte Alles auf seinen Vater zurück, und betrachtete Alles in Verbindung mit diesem. S. 19 wird über den Satz: *wie wir Träume anzusehen und zu benutzen haben*, viel Gutes gesagt. Doch könnte es mißverstanden werden, und den Aberglauben begünstigen, wenn B. a, anempfohlen wird, vorsichtig nach gehabten Träumen zu seyn. Hätte nicht auch aus der fortdauernden Thätigkeit der Seele während des Schlafes manches fruchtbare Resultat hergeleitet werden können? Unter den Predigtentwürfen über die Evangelien sind übrigens manche erbauliche und gemeinnützige, obschon nicht schwer aufzufindende, z. B.: Auf wie vielfache Art sich Altern über ihre Kinder freuen können. Von der Liebe zum öffentlichen Gottesdienste. Wie viel daran gelegen sey, in der Noth eine bessere Zukunft zu hoffen. Wie schändlich es sey, wenn man in seinem Stand und Beruf mehr von sich hält, als sich gebührt zu halten. Die freyen Texte, über welche von S. 69 an Entwürfe geliefert werden, sind die neuen sächsischen; und irrt Rec. nicht: so hat er manche vorzüglichere derselben schon gedruckt gelesen. Z. B. 83. Über den Geist, mit welchem die Apostel das Christenthum verkündigten und ausbreiteten. S. 91. Wie wir die göttlichen Erweckungen ansehen und benutzen müssen. S. 147 wird auch dem Schwachen gezeigt, wie er die hier aufgestellten Themata zu Predigten über die gewöhnlichen Evangelien und Episteln benutzen könne. Und so wäre denn auch hier eine Fundgrube zu Ideen über die schon so oft, so rasch, aber leider auch grösstentheils so schlecht bearbeiteten neuen sächsischen Texte. — Die Predigten nach einem öffentlichen Unglück S. 138, 143, zeichnen sich durch nichts aus, und sind fast die überflüssigsten in diesem *Archive*, gewissermaßen ein Formular für alle Fälle; und der Prediger, der es braucht, wird schwerlich da, wo nur *pectus disertus facit*, rühren und erbauen können. Bey der Eintheilung S. 159 mußte e vor d stehen: denn ehe ich Gott vertrauen kann, muß ich einen angemessenen Gebrauch von seinen Schickungen machen.

Unter den Altarreden ist die bey Trauung eines

Jubelpaars S. 161 noch die beste. Sie entspricht im Tone und in der Ausführung der Gemüthsstimmung der Alten. Auch billigt Rec., daß der Vf., ohne ein Formular zu brauchen, die Einfegung sogleich einwebte. Woher weiß er übrigens, daß Salomo Verfasser des 128 Psalms sey? (S. 175 vergl. S. 176) Rec. scheint er aus der Zeit nach dem babylonischen Exil herzurühren. — Die Beichtrede an die Confirmanten S. 192 hätte sich wohl, auch ohne dieses Hülfsmittel, jeder nicht ganz kopf- und herz-lose Prediger so fertigen können. Wozu vorzüglich die eingewebten alten Liederverse S. 195: *Zu dir flieh ich, verstoß mich nicht u. s. w.*; oder: *Ich will von nun an sagen ab u. s. w.*? Daskann ja jeder Schulmeister seinen Schülkinder vorbeten. — Die ausgearbeiteten Predigten, S. 197 ff., wenn sie anders in so ein Archiv gehören, sind noch das Beste darin. Sie sind gut disponirt, eben so ausgearbeitet, und recht praktisch. Die Texte sind zwar aus der Passionsgeschichte; aber es sind nicht eigentliche Passionspredigten, sondern allgemeinen Inhalts. Der Vf. der Reden bey der Abendmahlsfeyer der Prediger, macht zwar S. 230 ff. viel Aufhebens über diesen noch nicht in Magazinen berücksichtigten Gegenstand: aber Rec. gesteht, daß er ihn als Beichtvater nicht erbauen würde, und daß er von seinen fünf Beichtvätern, die er in verschiedenen Ämtern gehabt, weit mehr Zweckmäßiges, Lehr- und Trostreiches gehört. Und wozu eine besondere Beichtrede für Geistliche da, wo der *Magnificus* mit dem Küster gleiche geistige Bedürfnisse hat? Sollen sie aber dessen ungeachtet etwas Besonderes hören: so giebt ja ihr Amt, ihre Persönlichkeit u. s. w., Stoff genug dazu. Hier finden wir nichts von alledem. Die erste Rede ist eine trockene, dem Amtsbruder längst bekannte, Erzählung der Abendmahlsstiftung und eine allgemeine oberflächliche Anwendung von noch nicht einer Seite. Die zweyte ist noch allgemeineren Inhalts, und könnte jedem Anderen gehalten werden. Es ist darin nicht einmal ein Hauptgedanke vorherrschend. Die dritte, nach dem Tode des einzigen Sohns des Freundes, und vor der Niederkunft der Gattin gehaltene, sollte den Satz ausführen: Es ist euch gut —. Aber sie ähnelt mehr einer Vorberedungsrede auf den Tod, als daß sie eingreifende Trostgründe enthielte. Da müssen freylich Thränen fließen, auf welche der Vf. hinzuarbeiten versichert. Aber sind denn Thränen auch allezeit ein Beweis für die Vortrefflichkeit? Nicht besser ist die folgende Rede S. 252 bey der Confirmation eines adelichen Fräuleins. Die Sachen sind gemein, und nur die ausgedrückte Ehrerbietung gegen die erhabenen Ältern unterscheidet sie von gewöhnlichen Confirmationsreden. Tiefer eingehend, und zweckmäßiger sind S. 252 ff. die Reden an gebildete Jünglinge zur Vorbereitung auf die Abendmahlsfeyer. — So viel zu Relation.

Schließlich bittet Rec. den Herausg., in sein Archiv nur brauchbare und ächte Sachen aufzunehmen, die unnützen und ungangbaren aber, die nur den

Platz wegnehmen, in die Privatarchive zurückzuweisen, oder, wenn diese nicht zureichen wollen, zu dem gegenwärtigen Schicksale mancher Klosterarchive zu verdammen. — *ri* —

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildeten Ständen*, herausgegeben von D. Joh. Georg August Hacker, königl. sächs. Hofprediger. Sechstes und letztes Bändchen. 1809. 217 S. kl. 8. (16 Gr.)

Unsere Anzeige der ersten drey Bändchen dieser willkommenen Sammlung (Jen. Allgem. Liter. Zeit. 1808. No. 65. Vergl. 1809. No. 62) hat schon bemerklieh gemacht, welche Lücke in dem vorhandenen Vorrathe liturgischer Arbeiten durch sie ausgefüllt werde. Auch dieses Bändchen enthält brauchbare Materialien und einige vorzügliche Formulare; doch bedauern wir, daß es uns von Hn. OHP. Reinhard nur Ein Formular, und vom Herausgeber gar keine Beyträge mittheilt. Gerade die Formulare dieser Männer stellen jene religiösen Ansichten und Beziehungen auf, die wir an anderen, auch an manchen der hier mitgetheilten Formulare vermissen, und um deren willen uns die Erscheinung dieser Bändchen, zumal für eine bedeutende Classe von Christen, so willkommen war. Die Haupttribünen sind die nämlichen, wie in den früheren Bändchen. Indem wir die specielle Kritik der einzelnen Formulare den hiezu geeigneten Zeitschriften überlassen, theilen wir nur folgende Bemerkungen mit. Die erste Confirmationsrede des Hn. Past. Henneberg bey der Confirmation seiner Tochter ist sehr trocken, und enthält bloß allgemeine Ermunterungen, die hier keine Wirkung thun. Man sieht nicht ein, warum aus dem weiten Umfange der Pflichtenlehre gerade die hier vorgehaltenen Verbindlichkeiten herausgehoben wurden. Was der Vf. hier seiner Tochter vorhält, mußte er ihr Alles im Confirmationsunterrichte schon vorgetragen haben. Wufste der Vater seiner Tochter nichts Ergreifenderes zu sagen? So, ins Allgemeine gehalten sind Confirmationsreden ohne Leben und Eindruck. — Die Rede des Hn. Past. Seltenreich nach einer Civiltrauung ist wohl das erste mitgetheilte Formular dieser Art, und nicht ohne Werth. Die Abendmahlsrede von Reinhard ist wieder musterhaft und ganz den Zeitbedürfnissen angemessen. Sie zeigt, das Abendmahl gebe uns Muth, zu glauben, zu wirken, zu leiden, zu hoffen. Hr. Pastor Seltenreich erlaubt sich in der Beichtrede an einen Ordinandum einen Lehrton, den wir mit einem erhebenden Hinblick auf die Pflichten und die Wirksamkeit des Religionslehrers vertauscht wünschten. Die fünfte Beichtrede vor einer militärischen Versammlung erscheint uns, da wir diese Versammlung uns gemischt denken zu müssen glauben, zu hoch, und in ihrer Beziehung auf die geistige Waffenrüstung zu gekünstelt. Musterhaft sind die Reden und Gebete bey der Einweihung der Kirche in Wolkenburg.

Geringen Werth haben die beiden Reden bey Begrüßungen. Möchten doch solche Sammlungen uns, die wir des Gewöhnlichen jetzt im Überflusse haben, nur das Musterhafte liefern!

V. Pf.

REGENSBURG, b. Montag und Weiß: *Predigten über das moralische Christenthum* von Johann Ludwig Alexander Dumas, Prediger der reformirten Kirche zu Dresden. Aus dem Französischen übersetzt. 1810. XII u. 355 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ob diese Predigten von dem Vf. selbst in französischer Sprache gehalten, und dann von ihm ins Deutsche übertragen, oder, wie fast aus dem Titel zu erhellen scheint, aus französischen Predigten entlehnt, und von ihm deutsch bearbeitet worden sind, darüber hat er sich in der Vorrede selbst nicht erklärt. Mag das Eine oder das Andere seyn: sie sind des Drucks nicht unwürdig, und entsprechen ganz der Absicht des Vfs., seine Leser zu überzeugen, daß die Religion Jesu eine rein moralische, folglich nicht nur die einzig wahre, sondern auch eine wahrhaft göttliche, d. h., eine durch außerordentliche Veranstaltung Gottes geoffenbarte Religion sey. Wollen die vom Zeitgeiste angestreckten Ungläubigen diesen Predigten einige Aufmerksamkeit widmen: so können sie leicht zur Überzeugung des angegebenen Beweises gelangen. Nur Schade, daß gerade diese, für welche sie berechnet sind, sie nicht lesen werden. Sie werden aber doch darum ihren Zweck nicht verfehlen, denn es sind lebendige, aus der moralischen Natur des Menschen genommene Worte, die nicht ohne Wirkung auf das Gemüth bleiben können. Der Vf. findet sich laut des Schlusses der Vorrede belohnt genug, wenn sie frommen Gemüthern nur einige Erbauung gewähren: das werden sie, denn sie sind eben so lichtvoll, als sie das Herz erwärmen. Nur hätte der Vf. mehr Rücksicht auf diesen Theil der Leser nehmen und sich nicht solche Wörter und Redensarten erlauben sollen, die nicht auf die Kanzel gehören. Zwar werden viele derselben im gemeinen Leben gebraucht, wie *Genie, Harmonie, Resultat, Universum, Producte, Organisation* u. s. w., *interessant, Interesse* u. s. w., ob sie gleich die deutsche Kanzel nicht zuläßt, welche den Ausländern das Bürgerrecht verlegt, weil deutsche Prediger in rein deutscher Sprache zu dem Volke reden sollen: allein viele kommen auch darin vor, die auch sonst gebildeten Personen unverständlich seyn möchten; z. B. *öffnete er (Jesus) seinen Jüngern neue Aussichten in die Regionen der intellektuellen Welt?* Der Predigten sind übrigens zwanzig. Die 1ste vom Daseyn Gottes, über Pf. 4. 1, befriedigt Verstand und Herz. Auch die 2te über die *Liebe Gottes*, in welcher gezeigt wird, daß sie der Grund aller sittlichen Vollkommenheiten des göttlichen Wesens sey, ist nicht ohne wahre Erbauung des Gemüths ausgeführt. Um einen Beleg für unsere Behauptungen zu geben, mögen hier einige Worte

aus dieser Rede stehen. S. 19: „Die Liebe ist in Gott eine ganz moralische Eigenschaft, die mit den blinden Neigungen, mit den vorübergehenden Regungen des Mitleidens und Wohlwollens, mit den sympathetischen Bewegungen des Herzens, deren wir empfänglich sind, und die von unserer physischen Organisation herrühren, nichts gemein hat. Da Gott ein reiner Geist ist: so ist seine Liebe von allen sinnlichen Eindrücken, von aller fremden Einwirkung frey. Diese ist die moralische Güte in aller ihrer Reinheit, die bloß in Gott wohnt. Sie besteht *darin*, nichts als das Gute zu wollen und zu thun, das möglichst größte Gute, ohne durch eine äußere Ursache, durch eine Leidenschaft, oder durch ein besonderes Interesse angetrieben zu werden. Edle und uneigennützigte Liebe in ihrem Ursprung; vollkommene und unumschränkte Liebe in ihrer Natur; allgemeine Liebe in ihrem Umfang; unaufhörlich thätige und fruchtbare Liebe in ihren Wirkungen; getreue und bleibende Liebe in ihrer Dauer“: womit also zugleich die Theile der Rede angegeben sind. In der 3ten über den wesentlichen Unterschied zwischen Religion und Aberglauben ist, ungeachtet beide selbst schöne Zeichnungen erhalten haben, die Grenze nicht genug bezeichnet: denn es wird darin Mehreres zum Aberglauben gezählt, was wohl selbst die eine und andere christliche Religionspartey nicht zugeben möchte, und was auch nicht mit vollkommenem Recht hineingezogen werden kann. Es würde Rec. nicht schwer werden, dieses zu beweisen, wenn hier eine weitläufige Anzeige Statt finden könnte. Wir wollen zum Beschluß nur noch den Inhalt der übrigen angeben. No. 4. Jesus, das Muster moralischer Vollkommenheiten. 5. Jesus, der Lehrer mit göttlichem Ansehen. 6. Das Christenthum eine moral. Rel. 7. Das Evangelium, den unteren Ständen der menschlichen Gesellschaft verkündigt. 8. Das allgemeine Wohlwollen, als unterscheidendes Kennzeichen der Christen. 9. Die Achtung für uns selbst. 10. Die christliche Unerfrockenheit. 11. Die jedem Menschen gebührende Ehre. 12. Die Liebe zur Wahrheit. 13. Die Liebe zur Pflicht. 14. Unterschied zwischen der menschlichen Klugheit und der Tugend. 15. Jesus, das Muster einer tugendhaften Empfindsamkeit. 16. Maria, die Schwester Lazarus, die Füße Jesu salbend. 17. Jesus, das Muster der Anhänglichkeit an seine Pflichten. 18. Die Unsterblichkeit, durch das Evangelium zur Gewissheit gebracht. 19. Die Auferstehung der Leiber. 20. Nutzen und Schaden der Lectüre. — Druck und Papier sind gut.

Z. f. E.

- 1) GIESSEN und DARMSTADT, b. Heyer: *Sammlung verschiedener Predigten* bey besonderen Veranlassungen gehalten und zur Beförderung wohlthätiger Zwecke herausgegeben von L. J. Wetz (.) Prediger zu Biskirchen im Herzogthum Nassau. 1808 15 Bog. 8. (1 Rthlr.)
- 2) MÜNCHEN, b. Lindauer: *Auswahl einiger Pro-*

digten zur Beförderung einer reinen Hochachtung gegen das Christenthum von Franz Dedler, Cooperator zu Oberförhring. 1808. VIII u. 124 S. 8. (9 Gr.)

Beide Vff. liefern *Probefchriften*, um das Urtheil der Kritik darüber zu vernehmen, ob sie im Stande sind, eine Predigt nach den Regeln der Kunst zu liefern. Angenommen, daß die Meinung richtig ist, und keine Eitelkeit dabey zu Grunde liegt: so giebt Rec. beiden Dienern der Religion Jesu, dem Einen nach der katholischen Confession, dem Anderen nach der protestantischen, zu bedenken, was daraus werden wollte, wenn jeder Candidat oder angehende Prediger mit einer Auswahl seiner vermeinten besten Predigten aus gleichem Zwecke hervorrückte. Sollten beide keine Männer kennen, die sie um ihr Privaturtheil bitten konnten? Doch No. 1 hat dabey noch einen wohlthätigen Zweck, den Gewinn von seinen Predigten zu Erbauung einer Orgel in seiner Kirche, die nothdürftig reparirt worden ist, zu verwenden. Wären sie nur auch von der Beschaffenheit, daß er sich daraus einen beträchtlichen Gewinn versprechen dürfte! Aber wir zweifeln daran, da sie gewöhnliche, kaum mittelmäßige Arbeiten sind. Er setzt einen Werth darauf, daß er auf die besonderen Umstände der Zeit, und namentlich auf die seiner Gemeinde Rücksicht genommen: allein das thut ohnehin jeder verständige Prediger, denn darum ist er Prediger einer besonderen Gemeinde. Auf dem Lande kann fast jede Predigt eine Casualpredigt seyn. Hätte der Vff. nur auch die nöthige Klugheit und Bescheidenheit beobachtet! Es geziemt dem Prediger des Evangeliums nicht, über Mächte, die mit seinem Fürsten in Krieg verwickelt sind, verächtlich zu sprechen, wie es z. B. in der Friedenspredigt zum Andenken des tilster Friedens geschehen ist, wo es S. 158 heisst: „Nur unsere Abgaben vermehrten und vergrößerten sich, und die Kinder (Söhne) unseres Vaterlandes mußten zum Theil sich anreihen an das, auch für uns streitende Heer. Und gegenwärtig stehen sie noch gegen einen schwachen unbedeutenden Feind, der sich zu seinem eigenen Verderben zuletzt noch aufgemacht hat“; oder wie gar S. 77: „Freylich wohlthat schon ein Volk auf, um sie wieder zu vernichten, die neugeschaffene Verfassung, und, wie ich glaube, nicht

um die alte belobte wieder herzustellen; nein, um nur die Oberhand zu vertauschen. Aber durch die Kraft und Stärke der verbündeten Heere, liegt es jetzt zerschmettert *auf dem Boden*, und ist so selbst in die Grube gestürzt, die es Anderen graben wollte!“ u. s. w. Gleich in der ersten Predigt will er von der *wahren Freyheit* handeln, und der Einleitung zufolge glaubt man, er werde von der *politischen Freyheit* der Völker reden; aber er handelt von der *sittlichen Freyheit* des Christen, und das sehr unvollständig: denn es ist nicht einmal gezeigt, wie der Christ bey jeder Staatsverfallung seine bürgerliche Freyheit behaupten könne. Daß er den Großen und Mächtigen der Erde ihre Lection aufzugeben weis, davon steht S. 33, oder S. 144: „Mit diesem frommen Sinne erfülle auch alle Großen der Erde. Vereinige ihre Herzen in Liebe und Einigkeit, daß sie uns recht bald den zeitlichen Frieden wieder geben, und mehr auf die Beförderung des Guten, als auf Vergrößerung ihrer Länder denken. Erfülle damit besonders unsere hohen Souverains, den Durchlauchtigsten Herzog u. s. w.“, welchem er seine Predigten dedicirt hat. An dem Drucke und Papier ist nichts auszusetzen.

Die Predigten von No. 2 zeichnen sich vorthellhaft aus. Der Vff. mag in seinem Kreise mit seinen Vorträgen viel Gutes stiften. Die hier gegebenen 10 Predigten, auch bey besonderen Veranlassungen gehalten, dringen insgesammt auf Ausübung der Gebote des Evangeliums mit Überzeugung und Wärme für das reine Evangelium selbst; auch sind sie für katholische Leser wirklich belehrend und erbaulich: aber vollendete Arbeiten sind es nicht. Die Gesetze unseres Instituts erlauben uns nicht, in eine nähere Kritik einzugehen, und Vorlesungen über homiletische Arbeiten zu halten. Die Sprache des Vfs. ist correct, ein paar Ausdrücke ausgenommen, wie *gewunschen*, *gehorsamen* als Zeitwort. Protestantische Leser können indessen aus der letzten Predigt, welche am Sonntag in der sogenannten *Seelenoctav* gehalten ist, die Bedeutungen der kirchlichen Gebräuche bey einem katholischen Begräbniß lernen. Die Erklärung oder vielmehr die Anwendung derselben auf seine Zuhörer hat Rec. recht wohlgefallen. Mögen diese Predigten in dem Kreise des Vfs. Erleuchtung und christliche Besserung befördern!

Z. f. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Leipzig, b. Cnobloch: *Über den Seelen-Frieden.* Den Gebildeten ihres Geschlechts gewidmet von der Verfasserin. 1810. XII u. 180 S. kl. 8. (18 Gr.)

Diese wenigen Bogen, abgefaßt mit tiefem religiösem Gefühl und ergreifender Wärme, enthalten viel scharfsinnige Bemerkungen und schätzbare Rathschläge, Warnungen und Ermahnungen. Einige Übertreibungen werden die Gebildeten des Geschlechts, dem sie gewidmet sind, leicht zu berichtigen wissen. Mögen sie durch einige frommelnde Ausdrücke und Wendungen von der ernsten Beherzigung dieser lehrreichen Schrift sich nicht ablenken lassen! Das Ganze, in Abschnitte geordnet, enthält Betrachtungen und Anre-

den über die Natur des Seelenfriedens, die vorzügliche Bestimmung des Weibes zum Besitz desselben, die wahre Selbstverleugnung, die Ertödtung der Eigenliebe, die kindliche Liebe zu Gott, die Offenbarung der Tugend im Charakter und in den Sitten des Weibes, die Hindernisse in Erlangung des Seelenfriedens, und die Nothwendigkeit, unsere Temperamentschwächen und Verstandesirrtümer einzusehen. Mögen diese Aufsätze aus einer weiblichen Feder geflossen seyn, oder nicht: wir empfehlen sie den Gebildeten des Geschlechts, dessen Würde, Wirken und Anmuth so sehr durch den Seelenfrieden, den sie bewirken sollen, erhöht werden.

V. Pf.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 A P R I L, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

MAYNZ, b. Kupferberg: *Gedichte von Niklas Müller, Maler und Lehrer der Zeichnung am kaiserl. königl. Lyceum zu Maynz etc. Erster Band, mit Kupfern. 1810. 390 S. 8.*

Recht sehr lange hatte Rec. nichts mehr von diesem, vormals allgemeiner bekannten Künstler gehört, der jetzt bey uns unter die Veteranen zu zählen ist. Er muß geschwiegen haben, oder nur in unweit verbreiteten überrheinischen Blättern laut geworden seyn. Er sey willkommen; zumal wenn er recht viel Schönes mitbringt. Denn daß sich in einem Bande von einem vollen Alphabet lauter vollendete Arbeiten, lauter Meisterstücke befinden sollen, ist aus Gründen der Billigkeit nicht zu erwarten. Doch hat man Recht, von einem Dichter, der sich keinen Anfänger mehr nennen darf, zu verlangen, daß er uns nichts Gemeines, Abgedroschenes, los Hingeworfenes und Ungefeiltes bringe. Aus der langen Übung und öfteren Vergleichung seiner Geisteswerke unter einander und mit ähnlichen fremden, muß seine Einsicht und Empfindung geschärft worden seyn, und der jugendliche Dünkel einer reifen Besonnenheit und Strenge Platz gemacht haben. Ein bejahrter Dichter muß nicht alles geben, was er hat, und wie er es hat; sonst verkündigt er sich an seiner Ehre, und kann nicht zu der gewünschten Dauer, auch Unsterblichkeit genannt, gelangen. Über diesen Punkt bemerkt man eine gewisse Unruhe in der Vorrede zu den vorliegenden Gedichten. Sein Unternehmen, sagt Hr. M., sey auf das Wohlwollen und die Nachsicht der Freundschaft gestützt, und die kalte Kunsttrichterwelt könne ihn nur anmaßlich vor ihren Richterstuhl berufen. Wenn er seine Privatfreunde meint, die in ihm den Menschen schätzen und lieben: so mag er sich gern auf ihr Wohlwollen verlassen; er selbst muß sie am besten kennen. Es giebt aber außer ihnen andere Freunde, Freunde des Dichters, die von seinen anderweitigen Verhältnissen keine Kunde nehmen, und ihm doch in die Belebung und Erwärmung ihres Geistes dankbar und hold sind. Solche Freunde kann er nur durch seine, in der Kunst geoffenbarte, natürliche Berlegenheit erwerben. Als Stützen seiner Dichterschaft, sind sie ihm sicherer und werther, sind seine Freunde mehr, als jene, mit denen er umtheilt, Genüsse theilt oder Briefwechsel führt. Er hat sich ihre Herzen eigen gemacht; darum hegen

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

sie Wohlwollen, Dankbarkeit und Liebe für ihn, und haben gerne Nachsicht mit schwer zu vermeidenden Schwächen, die aus der Natur der Dichtkunst, der Sprache, des Stoffes entspringen. Unter diesen Freunden ragt besonders der Kunsttrichter hervor; er geht weiter als die übrigen. Er nennt die vortrefflichen Eigenschaften des Dichters vor aller Welt, preiset seine Liebenswürdigkeit den Unwissenden an, und putzt die Stellen auf, zeigt sie wenigstens an, die noch mehr Gefallen erregen, noch mehr hervortretend gemacht werden könnten. Kühl und unbestochen muß der Kunsttrichter seyn; sonst kann er nicht mit Besonnenheit schreiben, und man glaubt seinem Urtheil nicht. Der eiskalte Kritiker wird nicht zur Empfindung, zur Theilnahme gebracht; er büßt am Unwesentlichen her, und verführt nur matte Seelen oder Schalkszungen zum Nachsprechen.

Hr. M. hat in allerley Dichtungsarten seine Kräfte versucht. Der erste Band ist in sechs Bücher getheilt, deren jedem das Bildniß eines Dichters aus dem Alterthum vorgesetzt ist. Vor dem ersten prangt der gekrönte David, nach Raphael, und der Inhalt ist mit religiösen Gedichten angefüllt, nach Art unserer alten Poeten, wie *Opitz*, *Hagedorn* und viele andere. Die übersetzten neun Psalmen sind nicht für unseren Zeitgeschmack. Der Vf. beurkundet darin eine Rohheit und Wahllosigkeit des Ausdrucks, die mehreren seiner übrigen Gedichte zum Tadel gereicht. So nennt er die Vögel unter dem Himmel „der Lüfte Federvieh.“ Wenn im 29 Ps. Jehova die Cedern im Libanon wie ein Kalb, Libanon und Sirion wie ein junges Einhorn lecken macht: so wird dieses hier so gegeben:

Alles Lebendige Angstgepreßte
Zittert; es bebzt der Erde Veste.
Wie ein Kalb empor schauert Libanon
Wie ein Kalb erschrocken im Flurgesilde,
Und der wolkentragende Sirion
Aufsprängt wie scheues Forstgewilde.

Vermuthlich haben die Hebräer nicht bey diesem eines Butlers würdigen Bilde gelacht; im Deutschen aber ist es komisch und unedel. Widrig ist die Stimme Jehovas, die Kades Wüste so erschüttert, „daß die Hindin wirft.“ Das Lateinische hat zwar auch: *Facit ut pariant cervae*; Luther aber konnte in seiner keuschen Sprache nur sagen: Die Stimme des Herrn erregt die Hinden. Der 65 Ps. wäre als Kirchenlied singbar, wenn nicht Bombast darin wäre, wie:

X

Vest wie Gebirg gegründet
Steht ewig deine Kraft;
Der Allmacht Gürtel windet
Sich dir ums Ruderhaft.

Denn das am Schlusse Weid' auf Fröhlichkeit reimt, wäre leicht zu verbessern. Die jambische Bearbeitung einiger Stücke aus Thomas v. K. Nachahmung Christi erwecken keine Aufmerksamkeit. Der Ton der Einfachheit ist verfehlt; das sinnige Gemüth verwirft Scheltungen, wie:

Was find der kopfgebornen Weisheit Schätze?
Die Kunst des Glättezahns, Lackirerhandgriff.

Oder wenn von den „eitlen Schachtenwühlern der Weisheit,“ akademischen Lehrern der Philosophie, gefagt wird:

Einst prunkten sie im Pfauenschweif der Weisheit,
Breit lasen sie im Doctorhute, da,
Der Allmacht Affen; todt ist nun ihr Nam!
Verstoben an des Grabes dunkeln Wänden.

Es ist überhaupt Schade, daß Hr. M. den schicklichen und der Poesie angemessenen Ausdruck nicht unterscheidet. Da fängt er einen Hymnus mit den Worten an: Es ist ein Gott, ein höchstes Wesen, und versetzt uns auf einmal ins Metaphysische, wo wir dem Dichter nicht mehr glauben, sondern ganz andere Beweise fodern. Er ließt Gott klar im Wunderbuche der Natur, schaut ihn groß und mild im weiten Weltentempel. Hier ist er Dichter, hier beglaubigt er sich; denn er sieht mit seinen Augen, und wir sehen seinen Augen nach. Unsere Stimmung wird ernst mit der seinigen, bis auf die Stelle: Laut predigt dich das Firmament, durch das die Schaar der Sterne rennt. Dieses rennt bringt uns gleich aus aller Entzückung; in dem feyerlichen Gange aller Wesen unter Gott muß jeder Schritt feyerlich bleiben. Rec. weiß wohl, daß Rennen hier nicht ein gemeines Laufen anzeigen, sondern, in Beziehung auf die Rennbahnen der Alten, Wett-eifer und Lebenskraft bezeichnen soll. Aber es ist der hohen Einfalt des Ganzen nicht gemäß, hieran zu erinnern. In *Glaube und Dank* herrscht wahre religiöse Begeisterung; das bezeugen Verse, wie folgender:

Wir fühlen dich im Strahlenglanze
Hehr, einzig, unverfälscht und groß;
Wir ahnen dich im Sphärentanze.
Dich kündet an das kleinste Moos,
Der Silberfchwanz, der schwarze Adler,
Die Bienen und der Elephant,
Das Weltmeer, das du ausgespannt,
Und selbst die Seele kühner Tadler.

Vor dem zweyten bis zum sechsten Buche stehen die Hermen von Pindar, Anakreon, Alcäus, Sappho und Horaz, in netten Abbildungen. Der Dichter besingt die verschiedensten Gegenstände, und hat sich mehrere Tonarten eigen gemacht. Bald ist er *Klopstock*, bald *Gleim*, bald *Bürger*, bald *Hölty*, auch mitunter *Lessing*, *Pfeffel* und — *Schubart*. Mit dem letzteren hat er besonders die gedunfene Kraftsprache, die harten Zusammensetzungen und gesuchten Gleichnisse gemein. Er kommt seinem Muster darin freylich bey weitem nicht nach; doch sind aus

Schubart'schem Teige folgende und ähnliche Wörter gebacken: Sengeglut, Glutkeule, Blutdurftschnauben, Wogenschwälle, Satzungpfleger, Hudlerbrut, Dünkelerbgrind, Selbstvergötterungstollwuth, Spitzfundfragen, Vippernzwilling, Marmörgemeisel, friegelfix, Langweilvertreib, Cherubimewelt. Eigen ist ihm *erzettelt* f. erzittert, *knocken* f. knicken, *verglommen* f. verklommen, d. i. zu weit geklettert. Mit den Jamben weiß er sich gut genug zu behelfen; in den felteneren Versarten aber verliert er oft die metrische Bahn. Vulcan, Catull, Lucull, Algier sind ihm Trochäen; Zielscheibebahn muß man - - - , Chorengelfang, Heerpaukenklang, eben so, und Altarschrankes gar - - - scandiren.

Alcibiad wird den Epaminondas

Leichtlich verdunkeln, todt bleibt eine Corday,
Und Kleopatra lebt, wann Krachen (Graochen) mitet
Unerkant sterben.

Noch zerreisender klingen Zeilen, wie folgende:

Ärglist, Gewandtheit, wiß, laur'n beständig.

Überhaupt ist Hr. M. als *Klopstock* am unglücklichsten. Ausser daß seiner Sprache die Glätte fehlt, wird sie oft, mitten in der gekünstelten Erhabenheit, prosaisch und sogar unedel. Z. B.

Einer Bestie Dank für Wohlthat.
Geistergewalt lenkt den Schwengel der Presse.
Napoleon spielte nicht Rauferspiele.
Und dich vergnügte des Kleiderkrums buntiger Wechsel.

Ob indessen gleich Rec. hier vieles tadeln muß: so darf er doch nicht leugnen, daß ihn nicht wenig Stücke, meist aber nur stellenweise, angezogen haben. Er erkennt das Feuer und die Kraft des Dichters nicht, er mag preisen oder strafen; nur vollendet, zu einem Ganzen erbaut scheint ihm keins seiner Gedichte von der erhabenen Gattung. Gute, wenigstens starke Stellen find in allen. Auszeichnungen lassen sich nicht wohl machen; allen bleiben gleiche Tugenden und Fehler gemein. Zur Charakteristik geben wir folgenden Vers, der unter die schöneren gehört. Der Dichter singt vom Rhein:

Als die Mutter Natur Galliens Gürtel schlang,
Webt' dein Silber sie drein, Alpen und Pyrenä'n
Setzt' als Tormen sie auf, brämte mit Meeresflut
Ihren herrlichen Prunkaltar.

Besser glückt es ihm in der niederen, spielenden Poesie, in der erotischen Tändelei, dem scherzhaften Liede, auch in einigen Balladen und Fabeln. Der Balladen sind ziemlich viele; *Bürgers* Ton ist sehr gut darin getroffen, nur sind sie etwas zu lang. Rinward und Alwina erinnert an Lenardo und Blandise, womit auch der Anfang und ein großer Theil des Inhalts viel Ähnlichkeit hat. Die „Schönste der Schönen,“ den „giftigen Mo'ch“ u. dgl. hätte Hr. M. vermeiden sollen, da das Original dadurch allzu lebhaft hervortritt. Unter allen geben wir dem *Büßenden* den Vorzug. Das Stück, *die Christophe*, hat zu viele prosaische Stellen. Der Dichter vergaß sich, wenn er Zeilen einmischte, wie:

Auf solche unhöfliche Reden empfindlich
 War jeder geworden, doch freuet sich kindlich
 Der Künstler des rohen Erstaunens.

Was aber das Ding S. 265 soll, möchten wir wissen. Es fängt mit zwei Mädeln an, die im Kämmerlein vertraulich bekümmert der *Dalen* (wahrscheinlich ein Provincialismus für *Buhlen*) harren. Es spuckt ein wenig, doch ganz sanft und natürlich, um sie her; es wird ihnen bange, und nicht ohne Ursache. Denn auf einmal, ohne Zweifel vom Donner gerührt,

Der Harfner im Blute sein Leben verdampft,
 Der Ritter im Graben zerfchmettert sich krämpft.

Was S. 97 von der Freundschaft gesagt wird, kommt eigentlich nur der Liebe zu. Der Dichter verlangt etwas zu viel, wenn er noch einmal den Gottmenschen auf der Erde finden will,

Der kräftig in Weihe der Liebe sich stellt,
 Um sterbend zu heilen die Wunden der Welt.

Wieder gemein und profaisch wird er, wenn er von dem „vereinzeltten Mayne, der selbst bey dem Weine vertrauen nicht kann,“ sagt: „Geächtet von uns sey der kalte Gefelle, Ihm sitzt nicht das Herz auf der richtigen Stelle.“ Doch wir wollen nicht länger an den Fehlern haften; bey einer neuen Ausgabe wird zu viel auszumerzen und wegzuwischen seyn. Lieber wollen wir die Lieder nennen, die uns besonders gefallen haben. Obenan stellen wir *die gelbe Rose*. Alekto beneidet den Anakreon um seine Fröhlichkeit im Alter, um die schönen Rosen, womit er sich kränzt, indem sie und ihre Schwestern mit Krokus fürlieb nehmen müssen. In ihrer Wuth reißt sie dem genießenden Dichter die Rose ab, und den Becher vom Munde weg.

Ha, hu! Im Nu wird gelb die Rose,
 Von ihrem Hauch, in ihrer Hand;
 Der Wein wird Glut und Höllebrand;
 Gewürm entleigt der Blume Schoofse,
 Benagt, befudelt jedes Blatt.
 Der Sänger siehts und lacht sich satt.

Die letzte Zeile vollendet den weisen Epikürer; die ganze Erfindung ist trefflich. Sehr artig sind auch *die Hopfe* (der Hopfen), *Amors Waffenscheu*, *der Schwur*, *Hochgesang der Liebe*, *die vorsichtige Dirne*, *Tod in Trennung*. Aus dem letzteren müssen wir einen Vers herlesen.

Zwo Ulmen, die mit gleicher Bildungskraft
 Gleichzeitig ihren jungen Keim entfaltet;
 Auf einem Grund' genährt von gleichem Saft,
 Bey gleicher Pflege herrlich sich gestaltet,
 Zum Doppelbaum gedrang emporgekräft:
 Sie trennt ein Blitz; die Trennung wird Verderben,
 Den stolzen Zwilling läßt die Todeswunde sterben.

Beym Hochgesange der Liebe konnten wir uns doch der Vergleichung mit *Bürgers* Nachtfeyer der Venus nicht erwehren. Das *Knetwerk* (S. 294) und der *Kerber* (Cerberus) sind widrige Flecken. Der Hochzeitbitter S. 317 erinnert an *Hagedornus* verliebten Bauer; die vorsichtige Dirne an die Antwort, die Gabriele d'Etrées Heinrich dem Vierten gab. Als Sarkastiker bewährt sich der Vf. stark in der Rumpfcluppe, S. 373. Dafs er nicht durchaus in unserer conventionellen Büchersprache zu Hause sey, da-

von haben wir schon Proben gesehen. Er schreibt: *die Hopfe*, der Mieder, ich *schleufs* (schliesse). Während des Fortschreibens meint Rec. entdeckt zu haben, dafs der bisher beurtheilte Dichter nicht derselbe *Maler Müller*, dem wir die Niobe, Adams erstes Erwachen, und andere Gedichte verdanken, seyn könne. Auch nennt *Meusel* den Vf. der Niobe *Friedrich*, der unsere aber sich selbst *Niklas*. Es soll noch ein Band folgen, und im Sommer dieses Jahrs fertig werden. Ehre macht ihm seine Erklärung an die Subscribenten, dafs er von ihrer Verbindlichkeit alle diejenigen loszählt, die durch Sammler gemeiner Art zur Unterzeichnung gedrängt worden sind. Wir erleben wenig Beyspiele von Uneigennützigkeit. Wft.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande*, von A. von Kotzebue. Neunter Jahrgang. 1811. 392 S. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wenn es eins der ersten Erfordernisse für die ausführbar dramatische Poesie ist, dafs ihre Form und Beschaffenheit (Verknüpfung, Situationen, Dialog u. s. w.) ganz dazu geeignet seyn müsse, theatralischen Effect hervorzubringen: so gebührt in dieser Hinsicht für unsere Zeit dem oft verkänten *Kotzebue* der Preis, denn er versteht auch einem geringfügigen Stoffe das Theatralische abzusehen, dessen derselbe nur fähig ist, und kein Anderer erreicht ihn darin. Aber eine andere Frage ist es, ob er nicht zuweilen auch dem Stoffe Gewalt anthue, und mehr Wirkung herauspresse, als eigentlich von selbst daraus hervorgehen könne, ob er nicht zuweilen gesucht und blendend sey, wo er blofs wahr und natürlich seyn sollte. Hier möchte ihn wohl zuweilen ein Vorwurf treffen, den er nicht von sich abschütteln kann, der aber bey seinen glänzenden Wirkungen im Publicum leicht überhört wird. Andere Kritiker rechneten es ihm geradezu als Fehler an, dafs er auf theatralischen Effect hinarbeite; darin steckt aber wenigstens ein halber Irrthum. Was auf dem Theater erscheint, muß allerdings theatralisch wirken; aber es muß zugleich so aus der Natur geschöpft seyn, dafs es, fest in sich gegründet, nur für sich da zu stehen, und gar keinen Effect zu beabsichtigen scheint. Dieses Schöpfen aus der Natur läßt nun freylich wieder verschiedene Grade von Tiefe zu, und neue Vorwürfe erheben sich darüber gegen Hn. v. K. Indefs kann man auch zufrieden seyn, wenn jemand in seiner Sphäre, und gleichsam in der mittleren Region der Phantasie etwas Gutes schafft, und hier müßte man ganz sein Gefühl verleugnen, wenn man unserem Dichter nicht ein sehr großes Verdienst zuerkennen wollte. Zu diesem allen liefert auch der neueste Almanach wieder reichliche Belege, obgleich eine zunehmende Nachlässigkeit in der Ausführung immer mehr sichtbar wird. In der einfach rührenden oder gutmüthig naiven Gattung, die dem deutschen Charakter vorzüglich zuzagt (so verächtlich man sich auch oft dagegen äußert), hat Hr. v. K. früher schon die *Erbbschaft*, und jetzt das zu-

gemauerte Fenster geliefert, das in der zarten Zeichnung und Haltung so einfacher Verhältnisse sehr schätzenswerth ist. Das Innere des zufriedenen Correctors tritt wenigstens so weit hervor, daß wir an ihn glauben, ob wir es gleich gern sehen würden, wenn uns in ein so seltenes Gemüth der Dichter einen tieferen Blick thun ließe. — Von sehr guter Wirkung ist auf dem Theater: *Blind geladen*, obgleich der Gang des Stücks nach aufgegebenem Thema etwas Aufzählendes hat, und die nach der Schnur versuchten Täuschungen wenig Hoffnung auf Glauben behalten. Die Irreleitung, die dem Vf. gleichwohl zuletzt, auch für die Phantasie des Zuschauers, gelingt, hängt doch nur an einem schwachen Faden. Denn wenn der eine Liebhaber sich von der im Duell vorgegebenen tödtlichen Verwundung des anderen, wie er doch wohl sollte, gehörig zu überzeugen suchte: so wäre auch die letzte List vereitelt, und das Stück bliebe ohne Ende. Hie und da blickt Frivolität durch. Eine Tugend, wie z. B. Menschenrettung aus dem Feuer, kann durch bloßen Spott noch nicht ins Komische verwandelt werden. — Weniger gefallen möchte wohl die *Feuerprobe*, weil es die Delicatesse und selbst ein ganz natürliches edles Gefühl beleidigt, wenn ein Frauenzimmer sich dem

Liebhaber ihrer Freundin aufdringt, der schon für diese nicht allein verwerflich, sondern überhaupt ziemlich hassenswürdig geschildert ist. — Der arme *Minnesinger* führt den Satz aus, daß ein edler Sänger in seiner Armuth glücklicher und mächtiger seyn könne, als ein Weltbeherrscher; das Interesse ist auf einige kritische Situationen berechnet, welche vom Theater herab wohl nicht ohne Wirkung bleiben werden. — Die beiden übrigen sind wieder ein paar Schnurstücke, die ihre Reihe von Auftritten vorher verkünden. *Die Komödiantin aus I. I. I.* nimmt immer den Charakter von den Personen an, die sie gewinnen will. Diefes ist auf dem Theater schon öfters da gewesen. Das Lustspiel: *Die Glücklichen*, führt mehrere Personen auf, die sich aus Stolz und mancherley Grillen einbilden, glücklich zu seyn, und die sich zu den verlangten Gesellschaftern des jungen Prinzen anbieten. — Obgleich die komische Ader des Hn. v. K. allmählich zu versiegen anfängt: so ist doch gar kein Zweifel, daß er auch jetzt noch bey seinem vortreflichen Talent für theatralische Einkleidung weit bessere Sachen liefern könnte, wenn er sich ein Ernst seyn ließe, und sein Dichten mit mehr Fleiß und Sorgfalt und Kunststudium betriebe.

T. Z.

• K L E I N E S C H R I F T E N .

SCHÖNE KÜNSTE. Köln, b. Rommerskirchen: *Über den Rhythmus*, von N. Müller, Maler und öffentlichem Lehrer der Zeichnung am k. k. Lyceum zu Maynz. 1810. 79 S. 8. — „Michel,“ sagt Holbergs Baron Nilus zu seinem Lakayen, „Michel, du bist ein großer Mann, darum haßt du auch so große Gedanken:“ und nicht weniger dürfen wir unserm Vf. surufen, der wahrhaft große Gedanken zur Schau trägt; z. B. 8. 17: „die stärkste Ansprache an unsere Nerven wird von der Natur selbst abgekört durch Übergang oder Absteizeichen; Überladung wirft nieder, Überspannung zerbricht, Überfüllung kaltet ab in Eckel. Die tobende Glut der Wollust, die ungewechselt ihr Opfer festhält, verzehrt. Das Tummeln des bezauberten Selbstvergessens durch die empirischen Geistesirreleitet ein früheres Halt! in schmählicher Ermattung, in Schwindel und Niedersturz; jedem Sybaritentaumel, jedem Feuerschwung grenzenloser, himmlischer Begeisterung ist Maß und Ziel gesetzt, und an keinen Pocher, auch an den glänzendsten und stärksten nicht, vergiebt die Natur ihr Recht, sie, die ihren Odem in Zügen schöpft, ihr Leben in Pulschlägen abmisst, und dem Wechsel in Zeit ihr wandelbares Daseyn bloßstellt.“

Das Ganze ist ein in göttlichem Wahnsinn hervorgeprägelter Panegyricus auf den Rhythmus, und zerfällt in folgende neun Abtheilungen: 1) *Aug und Ohr*, worin der Vf., ein Maler, den Vorzug des Ohres vor dem Auge klar zu machen sucht. 2) *Gehörinn und Tonkunst*. 3) *Kraft der Musik*. Hier ergießt sich der Vf. über die Musik der Alten, die er als eine „wohlthätige Entledigung des inneren Dranges“ charakterisirt zu einer Zeit, wo man so wenig „die Kunstrecepte des Generalbasses kannte,“ als „die schweißstreibenden marterreichen Vorchriften, die das Herz unter der Sohle des Geschmacks, und der übermüthigen Kunst geklemmt halten.“ 4) *Metrum und Rhythmus*, enthält treffliche Wahrheiten, z. B. „Rhythmus ohne Metrum ist Unding, wie Honig ohne Süße.“ 5) *Rhythmus, rhetorischer Numerus*. 6) *Meinungen über die Naturen des Rhythmus*. 7) *Die acht Ordnungsgrade des prosodischen Rhythmus*. 8) *Umfang des prosodischen Rhythmus und Nachtheil der zu künstlichen Positionen*. 9) *Nähere psychologische Beleuchtung der Natur des Rhythmus*, welche Abtheilung in drey Abschnitte zerfällt, in deren einem der Rhythmus auch in ökonomischer Hinsicht empfohlen wird: „Ich bin überzeugt, sagt der Vf., daß in Fabriken und Manufacturen we-

nigstens ein Sechstel durch rhythmische Beyhülfe gewonnen wird; sey es nun durch den ermunternden Rhythmus der Volkslieder, oder selbst durch die Regelfolge in den fortreißenden Bewegungen der verschiedenen Manipulationen. Ich behaupte, daß durch kluge und aufmerksame Anwendung rhythmischer Kraft bey den meisten Entreprisen, als Strakenbau, Wasserbau, Civil- und Militär-Bau, in Webereyen etc. ein Viertel gewonnen werden könnte.“ Für diese Bemerkung wird sich der Vf. den warmen Dank aller Finanzminister verdienen, denen wir, wie den sämmtlichen Finanzrathen, geheimen und nicht geheimen, hiemit die Verbreitung des Rhythmus recht ans Herz legen.

Wie viel hätte der genievolle Vf., der über den Rhythmus und dessen Gewalt so erhaben redet, wie viel hätte er leisten können, wenn er das Wesen des Rhythmus empirisch begriffen hätte! Allein diefes ist seine schwache Seite. Vom Rhythmus, wie besonders aus dem 6 und 7 Abschnitte erhellt, von Arsis und Thesis, von Länge und Kürze, von allem Übrigen, was dazu gehört, hat er nicht die leiseste Ahndung. Der Ver-

Unter dem Nordpol lebt einst in der Gottheit Schutz, still und klein, Manas Sohn.

hat ihm, folgende Scanfion:

Seine Bekanntheit mit den Metrikern älterer und neuerer Zeit ist auch nicht groß. Von *Voss* wird allerley berichtet, da man in den Schriften von *J. Vossius* zu suchen hat; aber wo in aller Welt Folgendes? „Kupferschmiede, Schiffszimmerer, Falsbinder u. s. w. geben uns durch ihre Hammerschläge alle Arten von Versfüßen an. — *Voss*, wie wir wissen, hatte hierin ein noch feineres Abmerken, da er seinen Bartfcherer in allen bekannten prosodischrhythmischen Positionen rasiren ließ.“ — Daß *Vossius* irgendwo von den rhythmischen Schwüngen des Haarhammes redet, ist uns bekannt; daß er sich aber einem so vielseitig-rhythmischen Barbier sollte anvertraut haben, beweisen wir. Denn gewiß hätte sich die Darstellung, der anapästischen oder pönischen Syblenmasse in tiefen Naßen verewigt; und vollends beym Paukenwirbel des Gallambus, wie würden dem armen *Vossius* Lippen, Ohren und Nase vom Kopf geflogen seyn!

D. A. E.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 A P R I L, 1811.

M A T H E M A T I K.

DÜSSELDORF, b. Schreiner: *Beschreibung eines einfachen Reisebarometers. Nebst einer Anleitung zur leichten Berechnung der Berghöhen von J. F. Benzenberg.* Für Freunde von Barometer - Messungen. Mit 1 Kupfer. 1811. 158 S. 8.

Bey dem wesentlichen Interesse, das in mannichfaltiger Hinsicht gute barometrische Höhenbestimmungen gewähren, ist jeder Versuch, die Genauigkeit der Beobachtung und die Leichtigkeit der Berechnung zu vermehren, von Werth. Sehr wenig bleibt jetzt noch für die Theorie zu thun übrig, indem die in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts von *Leluc*, *Shuckburg*, *Roy* und *Trembley* gelieferten Arbeiten in diesem von *Ramond*, *Biot* und *La Place* vollendet wurden. Wie es jetzt beynahe in allen Theilen der angewandten Mathematik der Fall ist, daß durch Ausbildung der Theorie das Mühsame der numerischen Anwendung zunimmt: so war es auch hier, wo erst durch *Deluc* und dann neuerlich durch *La Place* mehrere Correctionen eingeführt wurden, die den vollständigen Ausdruck für eine barometrische Höhenmessung so zusammengesetzt machen, daß dessen Berechnung für minder Geübte allerdings einige Schwierigkeiten haben kann. Die Bearbeitung guter Hülftafeln zu Abkürzung dieser Rechnungen war daher wahres Bedürfnis der Wissenschaft, das neuerlich *Lindenau* und *Oltmanns* zu erfüllen bemüht gewesen sind. Einen ähnlichen Zweck hat auch die vorliegende Schrift, die noch besonders dazu bestimmt ist, die ganze Theorie barometrischer Höhenmessungen durch eine sehr populäre Darstellung auch für solche verständlich zu machen, die, wie Kaufleute, Fabricanten, Landprediger, vielleicht im Besitz von Barometern sind, und gute Höhenbestimmungen ihrer Umgebungen machen könnten, allein durch ihre Unkenntnis mit den seither mit diesen Berechnungen verbundenen Logarithmen daran verhindert wurden. Hienach tadelt es der Vf., daß in mehreren auch für ein vermischtes Publicum bestimmten Werken diese Methode auf eine unnöthig gelehrte Art dargestellt worden sey, und versucht es dagegen, das ganze Verfahren auf die einfachsten Rechnungsoperationen zurückzuführen.

In der Einleitung beschäftigt sich der Vf. mit der Einrichtung- und Beschreibung der Instrumente
J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

zu Höhenmessungen, und giebt hier, nebst einer Anweisung über die zweckmässigste Behandlung und die Art, barometrische Beobachtungen zu machen, auch eine kurze Notiz von der Construction eines vom Mechanicus *Loos* (in Büdingen bey Frankfurt) verfertigten Reisebarometers, das der Vf. für das vollkommenste zu halten geneigt ist. Mehrjährige Erfahrungen, die Hr. Prof. *B.* auf seinen Reisen zu sammeln Gelegenheit hatte, machen diese Bemerkungen, in deren Hinsicht wir jedoch auf die Schrift selbst verweisen müssen, für den praktischen Beobachter interessant. Der übrige Inhalt dieses Buchs zerfällt in zwey Abschnitte. Der erstere: „*Berechnung der Barometer-Messungen mit Hülfe der Luftschichten*“, macht uns mit der Art bekannt, wie der Vf. die Theorie barometrischer Höhenmessungen dargestellt wissen will. Das Verfahren, welches nicht neu ist, läuft im Wesentlichen darauf hinaus, daß die ganze Höhe der Atmosphäre in 2800 Luftschichten getheilt wird, von denen jede 0.01 Zoll der Barometerhöhe entspricht. Die Dichtigkeit in jeder solchen Schicht wird für gleich angenommen, und deren Höhen für 28,00 27,99 mit Zuziehung des bekannten mariottischen Gesetzes berechnet. Da diese Tafeln zunächst für Deutschland bestimmt sind: so wurden sie auch nur von 29 — 23 Zoll Barometerhöhe berechnet. Wie deren Werthe, die auf *Biots* neueren Bestimmungen der specifischen Schwere von Luft und Quecksilber beruhen, durch successive Summationen ohne Gebrauch von Logarithmen zu construiren sind, wird S. 36 kurz angedeutet, und dann gezeigt, wie die Differenz der in den Tafeln für zwey beobachtete Barometerstände, befindlichen Zahlen den Höhenunterschied beider Standpunkte in pariser Füßen giebt. Die nun folgende Darstellung von den thermometrischen Correctionen dieses Resultats ist etwas sonderbar. Es heist hier (S. 47), die Luft dehne sich für 1° Reaumur $\frac{1}{255}$, das Quecksilber im Barometer dagegen um $\frac{1}{2335}$ aus, und es komme bey den, wegen Temperatur anzubringenden Correctionen nur auf den Unterschied dieser Dilatationen an; dieser Unterschied sey $= \frac{1}{255} - \frac{1}{2335} = 0.00477$, und man müsse also (S. 48), wenn die Luft 1° wärmer sey, die gefundene Länge der Luftsäule um 0.00477 vermehren. Nach dieser Annahme ist S. 49 — 51, eine Tafel berechnet, die von 0.2 — 25.8 Reaumur den Factor giebt, mit dem die gefundene Höhe multiplicirt werden muß, um die Correction wegen Temperatur zu erhalten. Nach S. 54 soll für den Fall, wenn (wie es

bey genauen Bestimmungen immer geschehen sollte) mit zwey Thermometern beobachtet wird, und die Temperatur der freyen Luft anders als die des Quecksilbers ist, noch eine von dieser Differenz abhängende unmittelbare thermometrische Correction an die beobachteten Barometerstände angebracht werden, wofür auch S. 55 eine Tafel gegeben wird, deren Gebrauch jedoch bey ein paar nachher gegebenen Beyspielen nicht vorkommt. Im zweyten Abschnitt: „*Berechnung der Barometer-Messungen mit Hülfe der Logarithmen*“ zeigt der Vf., wie der Druck der Luft in einer geometrischen Reihe abnimmt, während die Höhen der Luftschichten arithmetisch wachsen, und wie vermöge dieser Verbindung arithmetischer und geometrischer Reihen die Höhendifferenz zweyer Luftschichten durch Logarithmen und einen Constanten-Factor dargestellt werden kann. Die Theorie der Logarithmen wird hier, soll anders die Darstellung dem Leser verständlich seyn, als bekannt vorausgesetzt. Da der Vf. die Einführung der *briggischen* Logarithmen, statt der zunächst damit verbundenen natürlichen, für einen Umweg anseht: so empfiehlt er den Gebrauch dieser, und giebt zu diesem Behuf eine Tafel für die natürlichen Logarithmen der Zahlen 1300 — 2900, in welchen alle auf unserer Erde zu beobachtenden Barometerstände einbegriffen sind. Nach einer kurzen Geschichte barometrischer Höhenmessungen, die wir übergehen können, da dieser Gegenstand schon in mehreren Werken vollständiger abgehandelt worden ist, giebt der Vf. S. 93 eine Tafel für die Änderung des Factor 24489 (barometrische Subtangente für 0° Reaum. und 28 Zoll Barom. nach *Biot's* Bestimmung) bey anderen Temperaturen von — 15° bis + 32° 8 Reaum. Diese Tafel ist nach der schon oben angegebenen *eigenthümlichen* Methode des Vfs. oder nach der Formel

$$24489 \left(1 + (x_{25} - x_{33}) \cdot \frac{t' + T'}{2} \right)$$

construirt, wo t' , T' obere und untere Temperatur der freyen Luft bedeutet. Die Anwendung dieser Tafel wird an drey Beobachtungen auf dem Löwenberg, dem Pic de Bigorre und dem Montblanc gezeigt, auch die schon oben erwähnte Berichtigungstafel für Ausdehnung des Quecksilbers hier noch einmal von 27 — 15 Zoll abgedruckt, und dabey S. 101 ausdrücklich bemerkt, daß diese Correction *abgezogen* werde, wenn das Barometer wärmer, und *addirt*, wenn es kälter hing, als die freye Luft. Durch Einführung der natürlichen Logarithmen werde eine große Einfachheit der Rechnung erhalten, und sehr tadelnd äußert sich der Vf. über andere Methoden und den ganzen seitherigen Gang der Untersuchungen über diesen Gegenstand. Die Correctionen wegen Modification der Schwere unter verschiedenen Breiten und Höhen, so wie die Berichtigung wegen der Haarröhrchenkraft werden S. 113, 117 und 129 in drey kleinen Tafelchen beygebracht.

Nach einigen Bemerkungen über Unzuverlässigkeit der Bestimmungen aus isolirten Beobachtungen und über Vorichtsmaßregeln bey diesen, wirft der Vf. die Frage auf, ob die von ihm gegebene Regel die genaueste für Höhenmessungen mit dem Barometer sey, und glaubt S. 139 behaupten zu können, daß diese von allen bis jetzt bekannten wirklich für die genaueste und einfachste gelten könne. Nur deren Elemente, die S. 141 aufgezählt werden, würden vielleicht noch einer neuen bestätigenden Untersuchung zu unterwerfen seyn; allein höchst unzweckmäßig sey es, aus einzelnen Beobachtungen auf eine Correction des barometrischen Coefficienten schließen zu wollen. Eine gelungene Darstellung des Interesses, das Höhenbestimmungen für den Physiker, den Geographen und den Staatsmann gewähren, und eine Erwähnung der neuerlich von *Allent*, *Oltmanns*, *Humboldt* und *Lindenau* vorgeschlagenen und entwickelten Methode, Distanzen mit Hülfe des Barometers zu bestimmen, beschäftigen den Vf. auf den letzten Blättern der vorliegenden Schrift.

Abichtlich haben wir ohne Einmischung von Discussion und ohne Lob und Tadel den wesentlichen Inhalt des Buchs hier dargestellt, um dem Urtheil aller fachkundigen Leser, das nach dem Angeführten nicht mehr zweifelhaft seyn kann, nicht vorzugreifen: allein nun erfordert es der Zweck dieser Blätter, in eine nähere wissenschaftliche Erörterung des Gegenstandes selbst einzugehen, die auch minder Geübte in Stand setzt, über den Werth oder Unwerth der von dem Vf. empfohlenen Darstellung und damit verbundenen Hülftafeln ein begründetes Urtheil fällen zu können. Wie schon Hr. B. selbst bemerkt, ist die sogenannte Schichten-Methode, deren Richtigkeit bey gehöriger Anwendung wir nicht bezweifeln, keinesweges neu, allein auch bey weitem nicht so lange in Vergessenheit gerathen, als Ersterer glaubt, indem in den von *Rosenthal* im Jahre 1782 herausgegebenen meteorologischen Beyträgen dieselbe Ansicht aufgestellt, und danach Tafeln berechnet sind, die eine vollkommene Ähnlichkeit mit den *benzenbergischen* haben. Daß sich also diese Rechnungen durch die bekannten vier Species machen lassen, darin sagt auch der Vf. nichts Neues; allein die Bequemlichkeit, die Logarithmen dabey gewähren, ließe deren Gebrauch allgemein vorziehen. Auch die Art, wie der Vf. die Verbindung barometrischer Rechnungen mit Logarithmen zeigt, ist auf demselben Wege nur vollständiger und anschaulicher von *Maier* (*pract. Geometr. II B. p. 362*) und von *Biot* (*Astron. phys. Tom. I. p. 136*) schon früher entwickelt worden, so, daß also hier nichts Neues vorkommt. Da Hr. B. die neue *biot'sche* Bestimmung der specifischen Schwere des Quecksilbers und der Luft (1:10494 für 28 Z. Bar. und 0° R.) und nach *Lavoisier*, *La Place* und *Gay-Lussac* die Ausdehnungen der Luft und des Quecksilbers annimmt: so folgt daraus barome-

trische Subtangente 4081.0 Toifen (Hr. B. hat irrig 4081.5) und dann nach der gewöhnlichen Methode der Ausdruck

$$9397 \cdot \left(1 + \frac{t' + T}{400} \right) \cdot \log. h \left(1 + \frac{T - t}{4330} \right)$$

für die Höhen-Differenzen in französischen Toifen. Wahrscheinlich ist der Coefficient 9397, der sich auf die specifische Schwere des Quecksilbers bey ganz trockener Luft gründet, etwas zu klein, indem es nicht scheint, als werde der Einfluß der Feuchtigkeit durch die von *La Place* mit dem *gay-lussac'schen* Expansions-Coefficienten ($\frac{1}{273}$ in $\frac{1}{280}$) vorgenommenen Veränderung völlig compensirt. Allein da jener Ausdruck, der mit dem von Hn. B. empfohlenen Verfahren identisch ist, von den Formeln, die neuerlich *Ramond*, *Oltmanns*, *La Place* und *Lindenau* gegeben haben, und wo die Coefficienten 9407 und 9419 vorkommen (wenn in *Ramond's* und *Lindenau's* Ausdruck die Verminderung der Schwere in der Verticale unberücksichtigt bleibt) nur so unbedeutend abweicht, daß nur bey sehr hohen Bergen eine Differenz von höchstens 2 — 3 Toifen Statt finden kann: so muß auch die Schichtenmethode nahe dieselben Resultate, wie jene Ausdrücke, geben. In wiefern daher Hn. B's. Darstellungsart und diese Methode wirklich einen Vorzug verdienen, wird sich daraus entscheiden lassen, wenn die vorliegenden Tafeln eben die Genauigkeit, und mehr Bequemlichkeit, als die schon vorhandenen, gewähren. Die Vergleichung der Rechnung und des Resultats, das der Vf. S. 100 für den Pic de Bigorre findet, mit dem aus den *lindenau'schen* oder *oltmann'schen* Tafeln (die wir in Hinsicht von Genauigkeit und Bequemlichkeit für völlig identisch halten) wird hierüber die sicherste Entscheidung an die Hand geben. Mit Weglassung der Beobachtung ist die Rechnung folgende:

D) nach den *lindenau'schen* Tafeln

	für die obere Station	für die untere
aus Taf. I	1.29763	1.43354
prop. Taf. II	26	8
	1.29789	
	1.43362	
H'		
10000 log. $\frac{H'}{H}$	1357.3 Toifen	
Correct. Taf. V	- 16.5	
- Taf. VI	- 1.1	
wahre Höhe	1339.7; trigonomet. Höhe	1340.7

Wegen Abnahme der Schwere in der Verticale wird hier keine Correction angebracht, weil diese nach einer von dem Hn. von *Lindenau* früher gemachten Bemerkung im barometrischen Coefficienten schon mit einbegriffen ist.

II) nach *Benzenbergs* Methode.

Ober. Bar.	19.845.	Unter. 27.170
Correct.	- 0.019.	+ 0.003
	19.826 Zoll	27.173 Zoll
log. 27.17	= 907284	
0.003	+ 108	
	907392	
log. 19.82	= 591862	
0.006	+ 306	
	592168	
Untersch. der Logarith.	0.315224	
Mittlere Wärme 9°.2, hienach		
gibt die Tafel den Factor	25563	
	8058 Fufs	
Correct. wegen Schwere	+ 24	
wahre Höhe	8082 Fufs.	

Das Resultat, welches die Vergleichung vorstehender Zahlenbeispiele giebt, ist folgendes: Die Berechnung nach den *lindenau'schen* Tafeln erfordert eine Addition und eine Subtraction und das Aufschreiben von 42 Zahlen; Hn. B's. Tafeln machen eine Subtraction und eine *Multiplication mit fünf ganzen Zahlen* nothwendig, und erfordern das Aufschreiben von 78 oder richtiger (die Formation des Products mit eingerechnet), von einigen neunzig Zahlen. Das Resultat der *lindenau'schen* Tafeln weicht 6 Fufs, das der *benzenberg'schen* 38 Fufs von der trigonometrischen Bestimmung ab. Also sowohl in Hinsicht der Genauigkeit als der Bequemlichkeit, steht das *benzenberg'sche* Verfahren und dessen Tafeln denen von *Oltmanns* und *Lindenau* weit nach. Auch nach dem S. 61 gegebenen Schichten-Tafeln, die in ihrer jetzigen Ausdehnung nur für Berge von 6 — 800 Toifen brauchbar sind, und eben so wie des Vfs. logarithmische Methode eine Subtraction und eine Multiplication erfordern, würde zur vorstehenden Berechnung, bey richtiger Anwendung der thermometrischen Correctionen, das Aufschreiben von wenigstens 70 Zahlen nothwendig werden, und hienach im Verhältnisse der besseren heutigen Methoden den Zeitaufwand wesentlich vermehren.

Jene Abweichung von 38 Fufs fällt jedoch keineswegs der Methode, sondern einzig der falschen Anwendung zur Last, die Hr. B. davon macht. Die ganze Darstellung, die hier von thermometrischen Correctionen gegeben wird, ist verworren und irrig. Nennt man *h* oberen Barometerstand, *t* Temperatur des Quecksilbers, *t'* die der freyen Luft, *H*, *T*, *T'*, dieselben Größen für die untere Station: so bringt Hr. B. an den oberen Barometerstand die Correction $-\frac{t-t'}{4330} \cdot h$ und an den unteren

$-\frac{T-T'}{4330} \cdot H$ an, und nimmt dagegen auf die

Correction des Barometers wegen Differenz ihrer Temperatur in der oberen und unteren Station auf eine richtige Art gar keine Rücksicht, indem

dies durch die in den barometrischen Coefficienten eingeführte Correction von $(\frac{1}{2800} - \frac{1}{4330})$, nicht geschieht. Alle Resultate, die aus Hn. B's. Methode und Tafeln folgen, werden mit dem Ausdruck

$$24489 (1 + (\frac{1}{2800} - \frac{1}{4330}) \frac{t + T'}{2}) \text{ logarith. nat.} \\ \frac{H - (T - T') \frac{1}{4330} \cdot H}{h - (t - t') \frac{1}{4330} \cdot h}$$

identisch seyn. Allein dieser Ausdruck ist falsch, denn

1) wird die Gröſſe $\frac{t - t'}{4330} \cdot h$, vorzüglich wenn die

Beobachtung auf einem höheren Berg gemacht ist, fast allemal positiv seyn (indem hier immer die Temperatur des Quecksilbers um mehrere Grade höher, als die der freyen Luft, ist) und hienach den oberen Barometerstand vermindern, während sehr oft das Umgekehrte für die untere Station Statt finden wird, wie allen Beobachtern aus Erfahrung bekannt ist, und wie man aus *Shuckburgh*, *Roy*, *Saussure's* und anderen Beobachtungen sieht.

Dafs der Vf. diese Correction wirklich auf die angezeigte Art angebracht wissen will, darüber läßt die S. 101 gegebene Regel: „sie wird *abgezogen*, wenn das Barometer wärmer, und *addirt*, wenn es kälter hing als die freye Luft“, keinen Zweifel übrig.

a) Wird durch die Vernachlässigung der richtigen thermometrischen Correction des Barometers der Werth von $\log. \frac{H}{h}$ allemal um die Gröſſe

$$\frac{T - t}{4330} \cdot h \text{ unrichtig werden, was sehr nahe so}$$

viel Toisen beträgt, als $T - t$ reaumursche Grade sind.

Oft kann daher der Fall eintreten, dafs nach des

Vfs. Verfahren der Werth von $\log. \frac{H}{h}$ um die

Summe der drey mit einerley Zeichen genomme-

nen Glieder, $\frac{t - t'}{4330} \cdot h$, $\frac{T - T'}{4330} \cdot H$, $\frac{T - t}{4330} \cdot h$,

falsch wird. Wirklich ist dies für die S. 100 gegebene Berechnung des Pic de Bigorre der Fall, denn es wird dort vom oberen Barometer

$h \frac{7^{\circ}.6 - 3^{\circ}.2}{4330}$ abgezogen, zum unteren

$H (\frac{15^{\circ}.3 - 14^{\circ}.9}{4330})$ addirt, und dagegen die

wahre additive Correction $h (\frac{14.9 - 7.6}{4330})$ für

das obere Barometer unberücksichtigt gelassen. Der Einfluß dieser irrigen und vernachlässigten Correctionen beträgt auf die Höhe des Pic de Bigorre 71 Fufs, wird aber durch die von dem Vf. in dem Factor für Expansion aufgenommene unrichtige Correction wieder auf 52 Fufs vermindert.

Dadurch nämlich, dafs statt $(1 + 0.005 \cdot \frac{t + T'}{2})$

$1 + 0.00477 \cdot \frac{t + T'}{2}$ gesetzt ist, wird das durch

jene fehlerhaften Operationen zu groß erhaltene Resultat wieder etwas verkleinert. Beide Fehler werden fast nie in einerley Sinn wirken, allein auch bey weitem sich nicht compensiren. Denn

sey z. B. die Höhe 2000 Toisen, $\frac{t + T'}{2} = 10^{\circ}$

$T - t = 15^{\circ}$: so wird durch vernachlässigte Correction des Barometers wegen Differenz der Temperatur die Höhe um 15 Toisen vermehrt und durch den kleineren Factor um 4 Toisen vermindert werden. Die S. 101 berechnete Höhe des Montblanc ist (nach Verbesserung einiger Rechnungsfehler) nur um 30 Fufs irrig, weil bey Benutzung der schon von *Saussure* verbesserten Barometerstände der

Fehler nur $\frac{t + T'}{2 \cdot 4330} \cdot 24489$ Fufs betragen kann. Al-

lein für den Chimborazo erhält Hr. B. nach seiner irrigen Methode ein Resultat (S. 118), das von der Höhe, die das richtige Verfahren giebt, beynahe 100 Fufs abweicht.

Da die in vorliegender Schrift S. 49 und 93 befindlichen Tafeln nach der hier dargestellten falschen Methode berechnet worden sind: so sieht man leicht, dafs diese für unbrauchbar angesehen werden müssen, indem ihre Benutzung allemal auf irrige Resultate führen würde. Fassen wir das Resultat der hier gegebenen Darstellung zusammen: so kann wohl darüber kein Zweifel seyn, dafs die sogenannte Schichtenmethode, so wie sie vom Vf. vorge- tragen wird, untauglich ist, allein auch bey einer richtigen Anwendung nicht die Bequemlichkeit giebt, die schon vorhandene Tafeln gewähren. Durch *Marriott's* irrige Anwendung kam diese Methode fast ein Jahrhundert in Vergessenheit, und wenn deren gleichartige Behandlung in vorliegender Schrift wieder ein ähnliches Resultat zur Folge hat: so glauben wir gerade nicht dies als einen Nachtheil für die Wissenschaft ansehen zu müssen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

F O R T S E T Z U N G E N.

Görlitz, b. Anton: *Vergnügte Abendstunden*, oder nütz- liche Belehrungen für Bürger und Landleute beiderley Ge-

schlechts. Eine Zeitschrift. Zweyter Jahrgang. 4tes Quart. 1810. S. 289 — 384. 8. S. d. Rec. 1811. No. 18.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 A P R I L , 1 8 1 1 .

M A T H E M A T I K .

DÜSSELDORF, b. Schreiner: *Beschreibung eines einfachen Reisebarometers. Nebst einer Anleitung zur leichten Berechnung der Berghöhen*, von J. F. Benzenberg etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir könnten hier unsere Beurtheilung schliessen, wenn wir uns nicht durch die Art, wie Hr. B. den ganzen Gang der seitherigen Untersuchungen über barometrische Höhenmessungen tadelt, aufgefordert fühlen, auch hierüber ein paar berichtigende Bemerkungen beizufügen. Der Vf. findet das frühere Verfahren der Physiker, den barometrischen Coefficienten und die Correction wegen Temperatur der Luft aus Beobachtungen herzuleiten, höchst unzuweckmässig, indem diese Bestimmungen weit leichter und sicherer durch unmittelbare Versuche zu finden gewesen wären, und er sagt in dieser Hinsicht S. 108: „es ist eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der Physik, dass die Naturforscher ein ganzes Jahrhundert zubrachten, ehe sie die Höhe der Berge aus Barometermessungen so genau bestimmen lernten, als durch geometrische Messungen, da sich doch das ganze Problem in vier Wochen auflösen liesse, wenn man von dem Satz ausging, dass das Barometer eine Quecksilberwage sey.“ Ungern möchten wir dem Vf. den Vorwurf machen, dass er entweder mit der Genauigkeit die *Saussure's*, *De-luc's*, *Roy's*, *Ramond's* und Anderer Beobachtungen bey einer richtigen Benutzung gewähren können, und mit den grossen Schwierigkeiten der directen Bestimmung ganz unbekannt sey, oder dass er nie den Einfluss wahrscheinlicher Fehler in den auf beiden Wegen erhaltenen Resultaten, auf barometrische Höhenmessungen, untersucht habe. Wir sprechen hier hauptsächlich von der Art, das Verhältniss der specifischen Schwere von Luft und Quecksilber zu bestimmen, was theils aus den durch Beobachtungen bestimmten barometrischen Coefficienten, theils durch unmittelbare Abwiegungen gefunden werden kann. Benutzt man für die erstere Art der Bestimmung die Barometerformeln von *Shuckburgh*, *Roy*, *Trembley*, *Ramond* und *Lindenau* (nach Correction der Verminderung der Schwere in der Verticale): so folgt für jenes Verhältniss

aus <i>Shuckburgh</i>	1 : 10498.
- <i>Roy</i>	1 : 10485.
- <i>Trembley</i>	1 : 10499.
- <i>Ramond</i>	1 : 10507.
- <i>Lindenau</i>	1 : 10512.

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

und man findet bey einer Entwicklung des hierher gehörigen Verfahrens, dass jede Toise Änderung im barometrischen Coefficienten dieses Verhältniss um eine Einheit ändert. Werden alle jetzt vorhandenen verbürgten trigonometrisch - barometrischen Beobachtungen benutzt: so wird der barometrische Coefficient höchstens in den Grenzen von 9400 und 9410 schwanken, und hienach jenes Verhältniss bis auf die Genauigkeit von wenigstens zehn Einheiten daraus bestimmt werden können. Wenn nun der Vf. dieses Verfahren ganz unzuweckmässig findet, und sich für überzeugt hält, dass die directe Abwiegun g weit leichter und sicherer in vier Wochen zum Ziel geführt haben würde: so möchten wir fast glauben, dass Hr. B. die Stelle, wo *Biot* (*Mémoires de l'Institut* Tom. VII p. 379) von den Erfodernissen, die zu dieser directen Bestimmung nothwendig sind, spricht, nicht gelesen oder nicht gehörig gewürdigt habe. Da diese *Mémoires* in Deutschland doch nur selten in Privatbibliotheken kommen: so setzt Rec. jene Stelle her. Zu Bestimmung dieses Verhältnisses heisst es hier:

„Les données fournies par l'expérience sont

- 1) Le poids de l'air contenu, sous une pression et à une température déterminées, dans un ballon d'une capacité constante;
- 2) Le poids du mercure contenu, sous une pression et une température déterminées, dans un ballon d'une capacité pareillement constante, mais moindre que le précédent;
- 3) Les rapports des capacités des deux ballons à une même température.

Mais comme ces diverses mesures ne peuvent pas être prises rigoureusement dans les mêmes circonstances, il est nécessaire de les y ramener d'après les lois connus des dilatations de l'air, du mercure et du ver. Pour cela nous admettrons comme données secondaires les résultats suivants:

- 1) La dilatation de l'air parfaitement sec, depuis la température de la glace fondante jusqu'à celle de l'ébullition, la pression restant la même, est égale à 0,375 de son volume primitif; ce qui donne 0,00575 pour chaque degré du thermomètre centigrade en comptant depuis 0 degré.
- 2) La dilatation du mercure est $\frac{1}{125}$ pour chaque degré du thermomètre centigrade.
- 3) Enfin la dilatation du verre est égale à 0,000087572 pour chaque degré du therm. centigr. dans le sens d'une seule dimension. En la triplant on aura celle du volume, qui sera conséquent égale à 0,000262716. . .

Bey der Menge dieser Hülf's-Elemente wird sich jeder Physiker überzeugen, dass nur erst in den neuesten Zeiten der Versuch möglich seyn konnte, das specifische Gewicht des Quecksilbers auf eine genaue Art durch directe Abwiegun g zu bestimmen. Wenn der Vf. mit früheren Bestimmungen dieses Verhältnisses sich bekannt machen will: so wird er finden, dass man zu den Zeiten von *Shuckburgh*, *Roy* und

Trembley auf dem directen Wege weit mehr als durch die indirecte Bestimmung gefehlt haben würde. Auch war es keineswegs Unbekannthschaft mit dem Verfahren selbst, was die Physiker im vorigen Jahrhundert abhielt, von der unmittelbaren Abwägung Gebrauch zu machen; *Shuckburgh* kannte nicht allein diese Art, den barometrischen Coefficienten zu bestimmen, vollkommen, sondern er stellte auch Versuche darüber an, wie sich der Vf. aus den im *philosoph. Transact.* (Vol. 67. p. 560) mitgetheilten Resultaten überzeugen kann. Allein eine von Theorie richtig geleitete Erfahrung gab jenen verdienten Männern die sehr gegründete Überzeugung, daß bey ihren damaligen Hülfsmitteln der indirecte Weg allemal mehr Genauigkeit als die directe Bestimmung gewähren müsse. Der Gang der Untersuchung bey Erörterung der brechenden Kraft der Luft ist mit dem vorliegenden Gegenstand so analog, daß dessen Erwähnung nicht unpassend scheint. Eben so wenig wie bey dem vorherigen Gegenstand geschah es aus Unbekannthschaft mit der directen Art, dieses Element zu erhalten, daß die Astronomen und Physiker seit *Hanksbee's* Zeiten den indirecten Weg durch astronomische Beobachtungen vorzogen, sondern weil die in den letzten Jahren von *Borda* und *Biot* gewählte directe Methode erst mit Beyhülfe aller neuesten physisch - chemischen und mechanischen Hülfsmittel möglicherweise die Genauigkeit geben konnte, die das indirecte Verfahren schon weit früher gewährte. Allein ob auch jetzt das von *Biot* für die specifische Schwere des Quecksilbers unmittelbar gefundene Resultat, das übrigens sehr nahe mit dem barometrischen harmonirt, geradezu für eine Verbesserung des Letzteren anzusehen ist, das möchte wohl noch sehr zweifelhaft seyn. Denn gewiß werden uns mathematische Physiker beystimmen, wenn wir behaupten, daß bey der Menge von Elementen, die auf jene Bestimmung influiren, eine Ungewissheit von wenigstens zehn Einheiten fast unvermeidlich ist. Die Dilatation des Glases in drey Dimensionen, die absolute Gleichheit der Schwere des Quecksilbers, der hygrometrische Einfluß und selbst die thermometrische Expansion der Luft, sind alles Elemente, deren, wenn auch kleine, Ungewissheit doch immer nachtheilig auf jene Bestimmung wirken konnte. Rec. ist mit dem Detail der Untersuchungen, aus denen *Gay-Lussac* die Zunahme eines Volumen Luft von 0—80° R. zu

$\frac{80}{213.35}$ gefunden hat, zu wenig bekannt, um mit

Bestimmtheit einen Einwand gegen die für jeden Grad Reaum. angenommene gleiche Expansion von $\frac{1}{273}$ machen zu können; allein überzeugte sich *Gay-Lussac* nicht durch specielle Versuche und mittlere Temperaturen von der Gleichheit der Expansion, sondern fand sein Resultat nur aus dem Maximo und Minimo der Wärme: so zeigt eine leichte theoretische Betrachtung, daß diese Expansion = m, aus der Gleichung

$$\left(1 + \frac{80}{213.35}\right)^{-80} = 1 - m = 0;$$

bestimmt werden muß, und dann nicht $\frac{1}{273}$, sondern $\frac{1}{271}$ ist. Bis zu *Gay-Lussac* schwankte die directe Bestimmung der berühmtesten Physiker für diese Correction $\frac{1}{275} - \frac{1}{277}$, während barometrische Bestimmungen nur eine Ungewissheit von $\frac{1}{273} - \frac{1}{277}$ übrig ließen. Also auch hier verdiente der vom Vf. getadelte Weg der empirischen Bestimmung bis zu unserem Jahrhundert den Vorzug. Rec. hat sich umständlich über diesen Gegenstand erklärt, weil ihm der Versuch, durch so voreilige ungegründete Aufserungen, wie die vorliegenden sind, die früheren langjährigen Arbeiten hochverdienter Männer in Mißcredit zu bringen, ein sehr unangenehmes Gefühl erregt hat. Hierher gehört mit die S. 106 gemachte Behauptung, wo der Vf. von der Formel

$$10000 \log. \frac{H}{h} \text{ und von dem genäherten Resultat}$$

das diese gewährt, sagt: „Oft wird die Sache aber so vorgetragen, daß ein Anfänger auf den Gedanken kommen kann, als wenn eine besondere Vorlesung dabey Statt finde, daß der Unterschied der Logarithmen die Höhe der Berge in Toisen angebe.“ Ob eine solche ganz irrige Darstellung in schlechten oder sogenannten populären Büchern vorkommt, kann Rec. nicht entscheiden; allein daß gerade alle Arbeiten von *Deluc*, *Shuckburgh*, *Roy* und *Trembley* hauptsächlich dahin gerichtet waren, die Temperatur zu bestimmen, bey der allein jene Formel ohne Correction richtige Resultate giebt, ist ja allgemein bekannt. Da wir unseren Nachbarn oft Unbekannthschaft mit ausländischer Literatur vorwerfen: so ist es doppelt wünschenswerth, daß nicht durch solche Aufserungen gegründete Veranlassung zu Erwiederung dieses Vorwurfs gegeben werden möge.

Was endlich die Art betrifft, wie die Theorie der Barometermessungen vorzutragen ist: so stimmt Rec. dem Vf. darin bey, daß dazu Rechnung des Unendlichen gerade nicht nothwendig ist, wie dieselbe *Maier*, *Biot* und Mehrere auch schon sehr befriedigend gezeigt haben. Allein da es denn doch wohl von allen mathematischen Physikern anerkannt ist, daß die von *Euler*, *Kramp* und *Laplace* genommene Ansicht, diese ganze Theorie aus der Gleichung $dp = g \cdot D \cdot dz$. (*Francoeur Traité élém. de Mec.* p. 596) zu entwickeln, die eigentlich scientificisch richtige Methode ist: so sehen wir nicht die Nothwendigkeit ein, warum in Werken, die, wenn auch für ein gemischtes Publicum bestimmt, doch wissenschaftliche seyn sollen, irgend eine andere populärere Darstellung gewählt zu werden brauchte. Ganz unmathematische Leser werden eben so wenig auf diesem Wege einen deutlichen Begriff von der Theorie bekommen, als wenn diese auf die Lehre arithmetischer und geometrischer Reihen gegründet wird, und Anfängern müssen solche schöne Anwendungen höherer Rechnungen auf interessante physisch-mathematische Gegenstände gerade zum Sporn dienen, weiter in ihren Kenntnissen vorwärts zu gehen. Mögen reisende Liebhaber beobachten, und nach Tafeln, die für ihre Bequemlichkeit construiert sind,

mechanisch rechnen; das ist für ihr Vergnügen und den Nutzen der Wissenschaft hinlänglich: allein daß man scientifische Lehren ihren Bedürfnissen gerade anpassen soll, scheint Rec. sehr unnöthig. Mangel an gründlichem Studium ist überall schädlich; allein gewiss besonders in der Mathematik, und mehr weil jede andere kann es wohl diese Wissenschaft verlangen, daß sich ihre Verehrer zu ihrer Höhe erheben, als daß sie sich an ihnen herablassen sollte. Rec. kann es nicht leugnen, daß ihm das überhandnehmende *Popularisiren* in den exacten Scienzen zuwider ist; es werden dadurch nur räsonnirende Halbwisser gebildet, wo von Hunderten kaum Einer der wahren Wissenschaft etwas nützt, und gerade heutzutage, wo Sucht nach Viel- und Halb-Willerey sehr vorherrschend ist, sollte es sich Jeder, dem das bessere Studium am Herzen liegt, angelegen seyn lassen, dieser Tendenz entgegenzuarbeiten.

Ohne irgend Hn. B. eine Bitterkeit sagen zu wollen, glaubt es Rec. doch der Wissenschaft selbst schuldig zu seyn, am Schluss dieser Kritik den Wunsch zu äußern, daß der Vf. doch erst aus *Euler*, *Kramp*, *Laplace* oder irgend einem anderen gründlichen Werk selbst eine richtige Theorie barometrischer Höhenmessungen einstudiren möge, ehe er Andere darüber belehren, und frühere verdiente Arbeiten tadeln will, indem eine Darstellung, wie die jetzt von ihm gegebene, eines Theils kein günstiges Vorurtheil für seine Bekannthschaft mit dieser Theorie erweckt, und dann auch eine solche nur dazu dienen kann, Reisenden, die barometrische Beobachtungen machen, falsche Resultate, und Anfängern irrige Begriffe zu geben.

Y. (S. b.)

HEIDELBERG u. MANNHEIM, b. Schwan u. Götz:
Karl Christian Langsdorfs, Prof. der Mathematik zu Heidelberg, *arithmetische Abhandlungen über juristische, staats- und forstwirthschaftliche Fragen, Mortalität, Bevölkerung und chronologische Bestimmungen*. 1810. 173 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Werk ist zum Leitfaden des Vfs. bey seinen Vorlesungen über politische Arithmetik bestimmt, und enthält folgende Capitel: I. Buchstabenrechnung. II. Von den Gleichungen überhaupt, und insbesondere von Auflösung der Gleichungen vom ersten und zweyten Grade. III. Von den arithmetischen und geometrischen Reihen. IV. Von den Logarithmen. V. Das Interfurium und damit zusammenhängende Berechnungen; auch das *Pactum antichreticum*. VI. Gesetze der Mortalität und Bevölkerung. VII. Leibrentenberechnung. VIII. Das *Legatum annuum* und die *Quarta Falcidia*. IV. Von den Tontinen. X. Von den Wittwencassen. XI. Von den Waisencassen. XII. Chronologische Bestimmungen.

Wer als künftiger Geschäftsmann die Mathematik als *Hülfswissenschaft* nöthig hat, wie der Cameralist, Jurist, der studirt selten die höhere Geome-

trie, die Analysis des Unendlichen und die Theorie der höheren Gleichungen. Allein wer sie *gründlich* anwenden will, muß im Besitze der wichtigsten Lehren der niederen Arithmetik und Geometrie, so wie auch der gewöhnlichen Algebra seyn. Der Vf. verdient Dank für seine Arbeit, die aber nur dem *Wohlunterrichteten*, in der *Mathematik sehr Erfahrenen*, nützlich seyn wird. Wer keine Fertigkeit in der Buchstabenrechnung, der Anwendung der Logarithmen und der Auflösung der Gleichungen vom 1 und 2 Grade hat, dem wird der Gebrauch der Formeln des Vfs. immer dunkel und unverständlich bleiben, wenn gleich die Capitel über Buchstabenrechnung, Gleichungen, Reihen und Logarithmen vorausgehen. Sie sind zwar hier an ihrem rechten Orte, nur nicht immer mit dem hohen Grade von Falschheit dargestellt, den man hätte erwarten dürfen. Unter anderen rechnet Rec. hieher: die wichtigsten Sätze von positiven und negativen Größen; die Regeln zur Auflösung der Gleichungen; die Darstellung der 10 Formeln für die arithmetischen und der 10 für die geometrischen Reihen, deren Ableitung ganz übergangen ist, u. m. dgl. Dagegen ist die Leibrentenrechnung, das *Legatum annuum* und die *Quarta Falcidia*, mit vieler Deutlichkeit und Gründlichkeit entwickelt. Die Capitel von Wittwen- und Waisencassen sind sehr zweckmäÙig ausgearbeitet; der Lehrer wird indessen bey dem Vortrage noch Manches durch Beyspiele zu erörtern haben. Seht wohl gerathen ist auch das Capitel von den chronologischen Bestimmungen, worin das Wichtigste der Zeitrechnung falschlich und genügend entwickelt wird. Bey den Gesetzen der Mortalität und der Bevölkerung sagt der Vf.: „So gerne ich die Erfahrung anerkenne, daß in den großen Städten die Zahl der jährlich Sterbenden größer, hingegen auf dem Lande kleiner ist, als die der jährlich Gebornen: so wenig kann ich die Gründe einer größeren Mortalität in Städten gelten lassen. Ein einziger Umstand giebt von jener Erfahrung vollständige Rechenschaft, der Umstand, daß nicht alle, die in großen Städten sterben, auch darin geboren sind, und also ein Theil der Sterbenden in den Todtenlisten solcher Städte vorkommt, den man nicht im städtischen Verzeichnisse der Gebornen findet. Auf dem Lande ist es umgekehrt: ein beträchtlicher Theil derer, die auf dem Lande geboren sind, stirbt nachher in den Städten. Dieser Theil wird also in die Geburtslisten auf dem Lande eingetragen, kommt aber nachher nicht in die dortigen Sterbelisten.“ Diese, von dem Vf. angeführten Erfahrungssätze sind sehr wahr; sie kommen auf Rechnung der Unrichtigkeit der bisherigen statistischen Tabellen und der Unvollkommenheit ihrer Rubriken. Dessen ungeachtet glaubt Rec., daß die Lebensweise und der Luxus in großen Städten die größere Sterblichkeit vermehrt, da im Gegenfatze Arbeit und Genügsamkeit der Gesundheit des Landmanns mehr Dauer giebt. — Viele Erfahrungssätze, auf welche sich unsere bisherigen Berechnungen stützten, werden durch künftiger richtiger ge-

führte statistische Tabellen eine höhere Zuverlässigkeit erhalten. Jeder Staat sucht hierin durch Vollständigkeit seiner Anstalten den anderen zu übertreffen. Frankreich ist durch die große Thätigkeit des *M. Coquebert de Montbret* allen vorgekommen. Jetzt wird auch in allen Staaten Deutschlands über die Grundmacht, Land und Leute, so wie vormals nur über die Einkünfte, Buch und Rechnung geführt. Würde nur überall mit gleicher Vollständigkeit gearbeitet, um eine reine Übersicht des Ganzen darzustellen zu können. Ein Fürst, der jedes Jahr eine vollständige tabellarische Ansicht der Grundmacht seines Staats vor sich hat, in welcher keine Rubrik fehlt, oder wenigstens die fehlenden Data aus den vorhandenen berechnet werden können, kann bey allen seinen Entschliessungen, die auf Beförderung des Wohls der Unterthanen Bezug haben, nie irre geführt werden, da er stets das Ganze mit klarem Blicke überschaut. Eine solche weise Einrichtung hat neuerlich der Großherzog von Frankfurt getroffen, der sich jährlich eine Generalstatistik seiner Lande durch den Generaldirector der Statistik vorlegen läßt.

Die XV Tafeln, welche der Vf. dem Werke beygefügt hat, sind zur Verständlichkeit des Textes sehr erläuternd. B. h.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Lehrbuch der mathematischen Wissenschaften; theils für den öffentlichen, theils für den Privatunterricht in denselben, besonders auf gelehrten und Bürger-Schulen eingerichtet; dann aber auch zur eigenen Belehrung zu gebrauchen. Dritter Band, welcher die Mechanik, vorzüglich die Statik fester Körper, besonders für den öffentlichen Unterricht auf den benannten Schulen enthält*, von *Johann Gottlieb Schmidt*, d. W. Mag. und Ma-

thematicus an der königl. sächsl. Landschule zu Pforta. Mit 9 Kupf. 1808. VIII u. 278 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Auch unter dem besonderen Titel: *Lehrbuch der Mechanik, vorzüglich der Statik fester Körper*, besonders für den öffentlichen mathematischen Unterricht auf Gelehrten- und Bürger-Schulen; dann aber auch zum Privatgebrauch überhaupt eingerichtet, von *Johann Gottlieb Schmidt* etc.

Der Vf. trägt in diesem Lehrbuch die ersten Anfangsgründe der Statik fester Körper sehr deutlich und falschlich vor, wesswegen dasselbe dem Anfänger mit Recht empfohlen werden kann, hauptsächlich wenn er, ohne sich des mündlichen Unterrichts eines Lehrers bedienen zu können, zu einer gründlichen Einsicht in dieser Wissenschaft zu kommen wünscht. Von Mechanik kommt jedoch, außer einigen Erklärungen und Sätzen über Ort, Ruhe und gleichförmige Bewegung, nichts darin vor. Der algebraische Calcul ist durchgehends vermieden, damit das Buch auch für diejenigen brauchbar sey, welche hievon nichts verstehen, oder die sich bloß an die Erlernung der ersten Anfangsgründe der Mathematik beschränken müssen.

Hin und wieder hätte der Vortrag, der Deutlichkeit unbefohadet, wohl ein wenig kürzer seyn können; doch hindert dies die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit des Buchs nicht, und der erste Anfänger wird sich ohnehin hieran nicht stoßen. Die Beweise sind vollständig und bündig, die mathematische Methode ist allenthalben gut beobachtet, das Buch entspricht seinem Endzweck, und der Lehrling wird gründlich und genügend unterrichtet. Druck und Papier sind übrigens gut, und der Druckfehler nur sehr wenige.

bX.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Göttingen; b. Dieterich: *De lineis spiralibus tentamen academicum auctore C. Alewyn*, Amstelodamo-Batavo. 1808. 49 S. 4. 1 Kupf. (8 gr.) Die vorliegende Schrift, welche des Vfs. erster schriftstellerischer Versuch ist, verräth viele Einsicht in den mathematischen Calcul, und handelt die Theorie der Spirallinien überhaupt oder im Allgemeinen ab, ohne sich auf einzelne Gattungen derselben einzulassen. Es wird hier zuerst auseinandergelegt, wie aus einer gegebenen Gleichung für rechtwinklige Coordinaten einer Curve eine andere Gleichung für Ordinaten, die sich alle auf einen Punkt beziehen, zu finden, ferner wie an einem gegebenen Punkt eine Tangente zu ziehen, die Frage zu erörtern sey, ob bey einer gegebenen Gleichung die Curve gegen die angemessene Axe zu hohl oder erhaben ist, ob sie Wiederkehrpunkte oder Spitzen habe, wie der Krümmungshalbmesser gefunden werden müsse u. s. w. Dann kommt das Allgemeinste über die Quadratur, Rectification und Evolute der Spiralen; endlich wird Alles durch einige Beyspiele erläutert.

Rec. hätte gewünscht, daß der Vf. nicht so ganz bey dem Allgemeinen stehen geblieben — und auch etwas in die Eigenschaften einzelner Spiralen eingedrungen wäre; aber

nicht einmal findet man hier erwähnt, welches die archimedische oder lineare, die logarithmische u. s. t. seyen, und warum man sie so nennt, geschweige denn, daß von dem Nutzen oder der Anwendung einer jeden auch nur eine Spur vorkommen sollte. Man findet sich also getäuscht, wenn man nach dem in der Einleitung befindlichen Satz: *quod auctores mathematici hanc materiam vel omnino neglexerunt, vel modo obiter et indirecte tractaverunt*, eine sorgfältigere Behandlung und umständlichere Darstellung, als man in deren Schriften trifft, hier erwartet. Im Gegentheil muß Rec. gestehen, daß er fast keine kennt, die sich mit diesen Gegenständen weniger wie diese beschäftigen, denn die meisten Untersuchungen passen, wie der Vf. selbst anführt, auch auf jede andere Curve. Man sieht, daß es ihm weniger um die Bearbeitung seines Themas zu thun war, als zu zeigen, daß er mit dem analytischen Calcul vertraut sey, und es ist schade, daß er nicht mehr geleistet hat, da er doch offenbar mehr leisten konnte. Übrigens ist in dieser Dissertation die Bedeutung von manchen im Calcul vorkommenden Buchstaben, z. B. auf der 5ten, 11ten und mehreren anderen Seiten, nicht erklärt, und das Ganze durch verschiedene unangenehme Druckfehler entstellt.

bX.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 27 APRIL, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

LEIPZIG, und DARMSTADT, b. Leske: *Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen*. In Vorträgen und Entwürfen, von Friedrich Creuzer, Hofr. u. Prof. der alten Literatur zu Heidelberg, des philologischen Seminar's daselbst Director. Mit 2 Kupfertafeln. Erster Band. 1810. XVIII und 396 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Herodot redet von einer Zeit, in welcher die spracharmen Griechen, im ersten Erwachen religiöser Gefühle, Götter anriefen ohne Namen; wenn es damals, oder überhaupt in dem ganzen Zeitraume vor der vollendeten Bildung der Sprache, ein Mittel gab, sich über Gefühle jener Art zu verständigen; so war es, nach Hn. C's. Meinung, die Kunst der Symbolik — ein bildsames Organ in der Hand früh-erleuchteter Priesterschaften. „Wie diese Zwischenperiode beschaffen war, können wir aus manchen Nachrichten desselben Geschichtschreibers schließen, z. B. aus dem willkommenen Bericht von der Gestalt der alten pelagischen Hermesbilder (II. 51) und von der daran geknüpften Lehre der Priesterschaft zu Samothrake“ (S. 3). Da Herodot weder hier noch sonst über Zweck und Inhalt der heiligen Lehre sich erklärt hat: so sehen wir nicht ab, mit welchem Recht Hr. C. eben diese als Beweis jener symbolischen Lehrart anführen könne. Dafs irgend ein alter Werkmeister, von Zufall oder Laune geleitet, den rohen Weg- und Grab - Säulen menschliche Bildung, und durch Unterscheidung des Geschlechts den Hermes und Hekateen ihren Ursprung gab; dafs man, aus Mangel eines edleren Ausdrucks, zur Bezeichnung der männlichen Schnitzbilder den Phallus wählte; dafs endlich spätere Allegoreten dem freyen Spiele einer frivolen Künstlerlaune höhere Bedeutung liehn, und in Lingam und Phallus verlorene Spuren philosophischer Reflexion fanden — Alles dieses scheint dem Stufengange der menschlichen Vorstellungsart so angemessen, dafs man schwerlich dem Vf. beystimmen wird, „ein schöpferischer Bildner habe jenen Pelasgern die Naturkraft, deren geheime Gewalt sie empfanden, in einer Herme verkörpert (S. 15)“. Und konnte jener *ἱερὸς λόγος*, aus dem man sich späterhin die seltsame Gestaltung der Hermesbilder zu erklären suchte, konnte er nicht das seyn, was der Name anzeigt, eine heilige Sage, dieselbe vielleicht, die man sich nachher ohne

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

Bedenken öffentlich erzählte, dafs Hermes jene Satyriasis durch eine lüsterne Begier nach Hekate's oder Proserpina's Umarmung auf sich geladen habe (S. Cic. de Nat. Deor. III, 79. Propert. II, 2, 10. Favor. f. *Βρημω*). Die Verbindung wenigstens, in welche beide Gottheiten, ihrem obenangedeuteten Ursprung zufolge, schon durch die samothrakischen Mytherien gesetzt wurden, ist unbezweifelt, und von der allmählichen Verbreitung der alten Priestergeheimnisse zeugt Herodot's gewissenhafte Zurückhaltung über manche historische Tempellagen, die nach der Auflösung der ägyptischen Priestercollegien allgemein ruchtbar wurden (Herodot II, c. 86, 170, 171. Vgl. Diod. I, 22). Mit gleicher Unbefangenheit läst sich Diodor (I, 3) über die Veranlassungen des ägyptischen Thierdienstes vernehmen, welche Herodot (II, 65) zu enthüllen Bedenken trug; und es verdient bemerkt zu werden, dafs unter dreierley Gründen, die der Erstere für jenen Gebrauch anführen hörte, zwey auf ein altes Historem sich gründen, und selbst der dritte keiner symbolischen Deutung fähig ist. So lag dem Verbot, dem sich die eleusinischen Mythen in Ansehung der Granatäpfel unterwerfen mußten (*διὰ τὸν ἐν Ἐλευσίνι λόγον* Artemid. I, 75), unstreitig nichts als die bekannte Sage von Persephone's Apfelkost zu Grunde (v. Meurs. Eleusin. p. 71), obgleich es die spätere Mythosophie auch an philosophischen Ausdeutungen, in Hn. C's. Geschmack, nicht ermangeln liess.

Da nach desselben Bemerkung (S. 16) die Unsterblichen selbst im Ursprung sich dem religiösen Lehramte unterzogen, bald durch Einsetzung heiliger Gebräuche, bald durch Aufstellung himmlischer Schutzbilder (*διοπετή*): so erwarteten wir zunächst an die römischen Talismane erinnert zu werden, welche Dardanus in Gestalt zweyer irdener Gefässe aus Samothrake nach Ilion, und Aneas von da nach Italien führte (Plutarch. V. Camill. c. XXI. p. 541. Reisk.), unstreitig jene, im Geheimdienste mehrerer Natur - Gottheiten gebräuchlicher Krüge (S. 301), über deren nie geahnte Bedeutsamkeit der Dionysos unseres Vfs. uns das Verständniß eröffnet hat. Verbinden wir hiemit die S. 268 durch grössere Schrift hervorgehobene Auserung: in den Sagen von Dardanos sind alte Erinnerungen aus der orphischen Periode aufbehalten, und vom Zusammenhange vorderasiatischer, samothrakischer, und hebräischer Cultur — und vergessen wir dabey, dafs jene Sagen von Dardanos italischer Abkunft sich von romaisirenden Geschichtschreibern herfschreiben: so haben

AA

wurden Schlussstein zu tausend kunstreichen Combinationen gefunden.

Unter den Beweisstellen, mit welchen Hr. C. (S. 17.) das Daseyn einer sinnbildlichen Lehrart aus dem Sprachgebrauche darzuthun sucht, ist die Stelle des Alciphron (Ep. II, 4, 328) sehr am unrechten Orte; die dort genannten *δείξεις θεῶν* sind auf keinen Fall Andeutungen, im Sinne des Vfs., sondern, wie sich aus dem Zusammenhange ergibt, theurgische Gaukeleyen einer alten Kupplerin. So auch wahrscheinlich in der Stelle des Aneas Gazäus, die wir hier nach C. Barth's Citat (ad Stat. Theb. T. II p. 1128) anführen müssen: *καίτοι κίχαινοι ταῖς τελεταῖς σοφίζονται οὐ γὰρ τὸν σὸν πατέρα. οὐ γούναϊον ἔδειξαν, ἀλλὰ χαλεπὸν τινα δαίμονα*. Mit eben so geringem Erfolge würde er die Worte bey Dionys. Hal. Ant. II. p. 91. *οἱ τὰ τῆς φύσεως ἔργα δι' ἀλληγορίας ἐπιδεικνύμενοι (μῦθοι)*, und jeden ähnlichen Ausdruck angeführt haben. Das ursprünglich jede Belehrung von sinnlichen Anschauungen ausgegangen sey, schien uns überhaupt kaum einer so ausführlichen Beweisführung zu bedürfen; auch sind bey weitem nicht in allen Stellen ältester Dichter und Prosaiker, in denen von Lehre und Unterricht die Rede ist, die ihn bezeichnenden Ausdrücke von *Zeigen* und *Weisen* hergeleitet. Und noch weniger können Ausdrücke, wie *τελετὰς καταδείξαι* bey Aristophanes (und anderen Orph. H. XXIII, 10. LXXV, 7, und Plutarch V. Alcib. XXII, p. 43) hier das Mindeste beweisen, da ja die alten Orgien in einem wirklichen Schaugepränge bestanden, wie der griechische Cultus überhaupt, und das Zeitwort *δεικνύναι* mit seinen Stammverwandten (*δαίνειν, μνησύνειν* f. Casaub. Theocr. Lect. C. IX, 94 fg.) neben der allgemeinen Bedeutung des Erfindens, Einführens (Lucill. Epigr. LXXVIII. Aristoph. Ran. 1079) insbesondere den Begriff der sinnlichen Darstellung involvirt (f. Hemsterhuf. zu Lucian Somn. I, p. 11), dem in diesem Sinne der vom geheimen Opferdienste übliche Ausdruck *τὰ δρώμενα* entspricht, wie bey Plutarch ap. Euseb. Pr. Ev. L. III, p. 83 (*τὰ συμβολικῶς δρώμενα*), Aristid. Or. de Eleuf. T. I. p. 256. Jebb. Themist. Or. IV, p. 50. Philostr. V. Apoll. III, p. 108. Sallust. de diis p. 52 Form. und verbunden *δρωμένων καὶ δεικνυμένων τῶν ἱερῶν* Plut. de prof. virt. sent. T. VI. 304. Dafs in dem Zeitalter, von welchem hier die Rede ist, aufer gewissen Ritualgesetzen, irgend eine Geheimlehre den Eingeweihten vorgetragen worden sey, ist eben so unerwiesen als unwahrscheinlich. — Überhaupt können wir nicht bergen, dafs uns Hr. Cr. auf dem Gebiete der Wortforschung ungleich weniger Genüge leistet als sonst; eine Bemerkung, von der wir namentlich gegen die nächstfolgenden grammatischen Untersuchungen über die Ausdrücke *σύμβολον, μῦθος, ἔπος* u. f. w. Gebrauch machen könnten. Er scheidet, nach Porphyrius Vorgange, das ganze Gebiet sinnlicher Darstellung in ein doppeltes Feld, des symbolisch-mythischen, und des ikonischen Vortrags (S. 28). Wenn der genannte Schriftsteller die mythische Lehrart den Pythagoräern zuweist: so erinnert Hr. Cr., dafs er ihnen hiemit den Gebrauch der

symbolischen Bezeichnungen nicht abgesprochen habe. Hier, oder im Verfolg der Untersuchung (S. 127), wo wieder von den Symbolen der Pythagoräer die Rede ist, hätten wir eine nähere Erörterung dieser eigenthümlichen Bildersprache erwartet, deren Wichtigkeit dem gelehrten Vf. nicht entgangen seyn kann. Der grösste Theil jener Paränesen giebt sich bey dem ersten Blick als ein Aggregat populärer Sprichwörter zu erkennen, die unstreitig lange vor den Pythagoräern in dem Munde des Volks umhergingen, durch sie aber eine höhere, allgemeine Beziehung erhielten. Als ein merkwürdiges Beyspiel dieser ethischen Hermeneutik, die oft an einzelnen Ausdrücken haftete, führen wir nur die Gloss des Hesychius an: *τρίψ, ὁ ὑπὸ τῶν Πυθαγορικῶν (ἢ τῶ λεγόμενος) ἐν δελφοῖς τρίπους*. eine philosophische Etymologie, welche an das dreyfache Reich der Theomantie, Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit, erinnern sollte. M. f. Schweighäuser's berichtigende Anmerkung zu Athen. XIV, 41. Derselbe Schriftsteller bemerkt, dafs die Weiber das Salakraut *ἀρνυς*, die Pythagoräer *εὐνοῦχον* nannten (II, p. 69 E), beides, die schwächende Wirkung seines Genusses bildlich zu bezeichnen. Diefs erinnert an die symbolische Nomenclatur der Pflanzen und Metalle, die den Pythagoräern und den Ägyptern wechselseitig zugeschrieben wird, wie wenn z. B. nach jenen die Stoechas Typhons-Auge hiefs (Appulej. 42), oder wenn der Eppich bey den letztern Horusblut (Appul. c. 113), das Eisenkraut Thräne der Isis, Beyfuß Herz der Bubastis (f. Schmid de Sacerd. Aeg. p. 72) genannt wurde, anderer symbolisch-theurgischer Benennungen nicht zu gedenken, die häufig bey Appulejus und den Interpolatoren des Dioskorides (48. 354 a, 108. 355 b, 31, 359 a, u. f. w.) unter dem Namen des Pythagoras vorkommen, dem in diesem Zeitalter alle Adeptenweisheit zugeschrieben wurde. Vergl. Saumaïse Exercit. Plin. F. II, p. 1097. Es wäre vielleicht nicht zwecklos gewesen, die Ausbildung dieser Namensymbolik von ihren ersten dunkeln Andeutungen in Pherekydes und Epicharmus Göttersprache, durch das Gebiet der Kunst, wo Choerilus (f. z. B. Tzetzes bey Rhinken zum Longin p. 236 Weiske), und mehr noch Philoaus Trikkä Erwähnung verdienen, (aus dessen Elegieen Galenus de Compos. Medic. p. loc. L. IX. 4. p. 608. B. T. XIII, ed. Chart. ein in dieser Hinsicht höchst wichtiges, jetzt wohl ziemlich unbekanntes Fragment anführt,) bis zu der phantastischen Bildersprache der Manichäer herab, die auch hierin mit den Pythagoräern wetteiferten, mit aufmerkamen Blicke zu verfolgen.

S. 36 können wir nicht unbemerkt lassen, dafs in der Stelle des Appulejus (Apöl. p. 309. Elm.) welche Hr. Cr. wahrscheinlich im Sinne hat, der Ausdruck *Signa et monumenta sacrorum* durch den Nachsatz: *Scitis, quid domi conditum coactis, et absque omnibus profanis tacite veneremini*, auf eine Art bestimmt wird, welche nicht erlaubt, an Einlassmarken zu geheimem Gotteedienste zu denken, wie sie Lucas Holsten. auf den Täfelchen bey Tomasin de Teller. hospit. c. XV. p. 116 zu eiken-

nen meinte, f. Scaliger zu Catull. LXIV, 9. Aber in der hier gesuchten Bedeutung, oder als Parole braucht es Plautus Mil. Glor. IV, 2. 25. *Cedo signum si harunc Baccharum es*. Dafs der Gebrauch der kirchlichen Symbole nach S. 46 fg. allein aus den heidnischen Mysterien entlehnt sey, scheint nicht entschieden. Da der Vf. von der symbolischen Bedeutung der bacchischen Nebris spricht (wofür es wohl gültigere Zeugnisse, als das Etymolog. M., giebt, f. Diod. L. I, p. 7. Vrgl. Eustath. zu Hom. p. 1910, 20. ed. Rom., und das wichtige, gewifs aus der Hierostolirik entlehnte Fragment bey Macrob. Sat. I, 18): so erinnern wir nur an die anagogischen Deutungen, die der hohepriesterliche Schmuck bey den jüdischen Lehrern veranlafste. f. Marsham Chron. p. 261—268.

Das dritte Capitel enthält Ideen zu einer Physik des Symbol's und des Mythos. Der unausgleichbare Kampf zwischen Form und Idee erzeugte den nie genügenden, stets wiederholten Versuch, das Unendliche durch das Medium des bildlichen Ausdrucks darzustellen. Schwebend zwischen jenen beiden Extremen trägt das Symbol in seiner räthselhaften Unbestimmtheit die Abzeichen seines Ursprungs an sich. Sein Charakter sey: momentane Totalität, tiefe Bedeutsamkeit bey gehaltvoller Kürze, höchste Anschaulichkeit. Aber erst durch sinnvolle Beschränkung, und auf höchste Freyheit des Ausdrucks verzichtend, erhebt sich das Symbol zu dem Range eines Kunstwerks. Von dem symbolischen, als der Wurzel alles bildlichen Ausdrucks, geht der Vf. S. 80 zur Vergleichung der übrigen Hauptzeugnisse des Ikonismus über: in der *Allegorie* besteht neben einem tiefer liegenden Sinne noch eine äufsere kyriologische Deutung, aus dem Symbol hingegen spricht uns die Idee ohne jene Stellvertretung selbst an. Sprichwort, Denkpruch, Räthsel, Gnome und Fabel sind Nebenprüfslinge desselben Stammes. Der Mythos, aus unzählbaren Anlässen erwachsen, historischen und physischen — zum Theil aus uralten Symbolen und Hieroglyphen — zertheilt sich in zwey Hauptelemente, Sage und Überlieferung, in wiefern er entweder alte Begebenheiten, oder alten Glauben und alte Lehrtart enthält. Wenn der Vf. sogar im Hesiod. (Theog. 100) Bestätigung dieser Ansicht findet: so ist dies allerdings nur unter der Voraussetzung erklärbar, dafs Homer's und Hesiod's Götterwelt nichts als ein symbolisches Gaukelspiel sey, hinter dessen mystischem Gepränge Speculationen der Weisheit sich verbargen, ethische Lehren, Glaubenssätze, mit einem Worte, Philosopheme, oder, wie sie unser Vf. aus begreiflichen Gründen lieber genannt wissen will, *Theomysien*. Was hindert dort zur Bekräftigung angeführt wird, ist — als Ansehn der Alten. Man weifs schon, welcher; sind dieselben, welche Fourmont und Bailly, Baier und Plüches, Warburton und Plessing, und war jeder für seine Meinung angeführt haben. Dagegen läfst sich Hr. Cr. beygehen, die allegorisirenden Erklärer Homer's einer schnöden Verachtung aller Gesetze gefunder Auslegung anzuklagen (S. 217),

ungeachtet er eben von diesen Allegoreten seine Beyspiele homerischer Symbole, von Herä's Züchtigung, von der Himmelskette u. s. w. entlehnt (S. 115 fg.), ohne je zu bestimmen, nach welchen Gesetzen er die Spuren uralter Philosopheme hier erkannt, dort vermifst habe. — Die meisten alten Mythen sind nichts als ausgesprochene Symbole, und als solche tragen sie den Charakter der Bildlichkeit, der Kürze, der Bedeutsamkeit an sich. Die Poesie belebte das verschlossene Symbol, gab ihm Glanz und Wohlklang und Geschmeidigkeit, und ward, indem sie Anmuth um Würde eintauchte, Schöpferin des Kunstmythus. „Der Mythos in seinem freysten Fluge, sagt Hr. Cr. (S. 123), könnte dem Schmetterlinge verglichen werden, der jetzt leicht beflügelt im Sonnenlicht mit seinen Farben spielt, das Symbol der Puppe, die das leichte Geschöpf und seinen Flügel noch unentfaltet unter einer harten Decke verborgen hält.“ In den Ambossen der Häre, im Götterschmause der Äthiopen, endlich in der goldnen Kette, an welcher Zeus Erde und Meer emporzuheben sich vermafs, glaubt er bildliche Philosopheme zu erkennen, Deutungen alter Hieroglyphen und symbolischer Bildwerke, und in ihnen zugleich den Übergang vom Symbol zum Mythos, vom Gedachten zum Geschehenen wahrzunehmen. — Wir haben unseren Vf. fast ununterbrochen angehört: am Schlufs dieses Capitels sey uns eine Frage vergönnt. „Der homeridische Hymnus auf die Demeter, heifst es hier (S. 122), beweiset zur Gnüge, wie das Mystische selbst im reinen Epos menschlich und gemässigt wird, und so zur reinen wohlgefälligen Anschauung gelangt.“ Wo fand Hr. C. in jenem Hymnus das Mystische auch nur in der entferntesten Andeutung? und wer bürgt ihm überhaupt dafür, dafs jene Feyer *ursprünglich* Geheimnisse in sich verschlofs? Alles leitet vielmehr darauf hin, dafs jene Mysterien nichts als der Gottesdienst eingewandelter Fremdlinge waren, die durch Sitten und Religion von ihren neuen Nachbarn geschieden, desto eifriger ihre väterlichen Götter ehrten, je theurer ihnen das Andenken an ihre Heimath war, und je mehr sie in ihren, oft feindlichen, Umgebungen der Obhut ihrer alten Schutz- und Haus-Götter zu bedürfen glaubten. Dies der Grund ihrer Absonderung. Diese machte die Neugier der Ausgeschlossenen rege, und diese erzeugte hinwiederum jene geheimnissvolle Zurückhaltung von Seiten der Wissenden, und endlich, wie die Einfalt den Betrug magnetisch anzieht, eine Menge erdichteter Offenbarungen. Fragt man, was späterhin ihre Tendenz, was der Inhalt ihrer Offenbarungen war? — verschieden nach dem Bedürfnisse des Zeitalters, und dem Geiste ihrer Vorsteher und Bekenner; dürftige Belehrungen, halb erdichtet, halb den Schulweisen abgeborgt, stets nach den herrschenden Begriffen sich umbildend. Priesterzünfte für Pflanzschulen der Weisheit, lichtscheue Mystagogen für Depositär's ihrer Belehrungen ausgeben: heifst das Alterthum herabwürdigen, und der Geschichte Hohn sprechen.

Viertes Capitel: Von den Arten und Stufen der

Symbole und Allegorien. Der Vf., welcher scharfe Bezeichnungen liebt, unterscheidet phonetische Symbolik und Allegorie, und aphonische. In diesen letzteren Kreis gehört vorerst die Musik und der Gesang selbst, „weil beide *bekanntlich* im Geheimdienste der Alten vorzüglich in symbolischer und allegorischer Absicht gebraucht wurden (S. 124).“ Wir wünschten den Beweis zu sehen, daß die Tonkunst bey den Mysterien in einer anderen Absicht angewendet worden sey, als bey jedem anderen öffentlichen Gottesdienste. Die Symbole sind entweder einfach oder zusammengesetzt (S. 130). Beyspiele von beiden und ihren Unterarten. Auf der äußersten Grenze bildlicher Darstellung begegnen uns die sogenannten Namenallegorien, verwerflich wegen Unbestimmtheit und Zufälligkeit; auf einer höheren Stufe steht die Zeichenallegorie (S. 144). Was der Vf. über den Gebrauch bemerkt, den die alten Künstler von Stoff und Farbe machten (S. 150 fg.), scheint uns nicht immer durch die passendsten Beyspiele erläutert. Wenn er z. B. das rothe Gewand, das Dionysos bey Philostrat (Imagg. I, 786) und in einem herculanischen Gemälde trägt, für ein Parasemon des Triumph's erklärt (S. 153): so verdient diese Deutung allerdings Winkelmann's Auslegung vorgezogen zu werden. Doch liegt uns die Sitte der bacchischen Festgewände noch näher. Tertullian (de Pall. p. 22) nennt serische und purpurne Gewände *indumenta bacchica* (man s. Saumais. Anmerk. p. 359, und Spanheim Probat. Nott. ad Jul. p. 127), serische Stoffe mit dem bacchischen Byßos verwechselnd, wie den Neueren gewöhnlich ist (s. Lips. ad Tacit. Annal. II, c. 33, p. 920. Ern.). Purpur und Hochgelb, die festlichsten Farben des Alterthums (s. Mythol. Br. II, 80), gehörten nach alterthümlicher Sitte zum bacchischen Schmucke. Wir erinnern nur an das bacchische *Κροκωτον*, in welchem Dionysos schon in der Lykurgie des Aeschylus (Aristoph. Thesm. 135) erscheint, und das goldgestickte Schleppkleid des Bacchus bey Seneca (Herc. Fur. 1212), barbarisch genannt, weil der farbige Talar und der bunte Kleiderschmuck der alten Völker, einst auch den Griechen eigen, jetzt für unmännlich galt, und nur bey festlichen Aufzügen Tempeldienern, Histrionen und Kitharoeden vergönnt blieb. — Die alte Sitte, die Schnitzbilder jenes Gottes, aber nicht jenes allein, sondern auch anderer, besonders der Naturgottheiten (der ländlichen vielmehr, meinte Voss zu Virgil Ecl. X, 26), die Bilder des Pan, des Priapos, der Satyre, roth anzumalen, führt unseren Vf., der, wie es in dem alten Skolion heisst, unter jedem Steine ein Symbol findet (*ὁ πρὸ παντὶ λίθῳ σκέρπιος*) auf die Vermuthung daß man durch diese rohe, grelle Farbengebung das volle Leben der Natur recht kenntlich machen wollte. Ob die Wilden der neuen Welt ihre unsaubern Götzenbilder zufolge einer ähnlichen, oder vielleicht noch tiefer liegenden Speculation beschmieren, bliebe demnach zu erwägen übrig. Unter den Beyspielen architektonischer Symbolik erwarteten wir wenigstens die Burg des Deïoces (Herodot. I, 92 mit der Anmerk.) und die, nach der Ordnung des Planetensystems erbauten Thore von Thebe (Nonn. V, 35, 144) angeführt zu sehn. Ausdrucksvoller, freyer, als alle jene stummen Zeichen,

Formen und Farben, ist der Ausdruck lebendiger Handlung, dessen vielseitige Anwendbarkeit für Leben und Lehre der Vf. in den letzten Paragraphen würdigt. Dies ist, nach seinen Worten S. 164, die Stufe, worauf die Menschengestalt als Ausdruck der höchsten Begriffe erscheint. Sehr richtig wird (165) die alterthümliche Sitte der Verhüllung beurtheilt; aber nicht Bekleidung, sondern selbst Kleiderprunk liebte, gleich dem asiatischen Barbaren, der älteste Griechen. Das Urtheil des Thukydides über die bunte Tracht der alten Athener ist bekannt; selbst den Namen der Pelasger leitet ein alter Grammatiker (Phot.) von ihren schimmernden Gewänden ab, und übereilt schloß Gesner (ad Orph. Argon. 1058) von dieser, allen rohen Völkern natürlichen Prachtliebe auf erhöhte Geistesveredelung. Doch eben diese Überladung in Schmuck und Attributen verschloß, nach des Vfs. Bemerkung, der ausländischen Symbolik den Weg urbildlicher Vollendung, den die Artisten Griechenlands an der Hand der Natur so früh und so glücklich zu finden wußten. Doch auch die griechische Kunst hatte ihre Anomalieen, und opferte nicht selten dem Streben nach Fülle und Ausdruck höhere Rücksichten auf; wozu außer den hier namhaft gemachten Zeugnissen das Bild der Dike ohne Kopf (Eratosth. Cat. o. XXIX), der vierhändige Apoll der Lacedämonier (Zenob. prov. Cent. I. pro. 54) und vor allen der Zeus *Βασιλοποιός* des Pamphus (Phil. Her. II, 19, p. 695), der unstreitig den Alles durchdringenden Naturgeist der Stoiker darstellen sollte, gezählt zu werden verdienten. Über die, durch religiöse Rücksichten beschränkte Wahl der Künstler s. m. Lessings Laocoon IX, S. 102 fg., so wie im Gegentheil über den Einfluß, welchen öffentlich aufgestellte Kunstwerke auf Umbildung religiöser Begriffe hatte, die classische Stelle bey Dio Chryl. Or. II, p. 397. T. I. Reisk. (Unter den symbolischen Handlungen selbst konnten noch mehrere interessante Beyspiele der neueren Zeit, z. B. des Nigelschneidens des Gufanastades (Procop. B. P. I, 5 p. 15) angeführt werden.)

Vielleicht daß wir nach Vollendung des Ganzen die Absicht erkennen, die den Vf. vermochte, den folgenden Abschnitt seinem Werke einzuverleiben. Er enthält nur die allgemeinsten Andeutungen über alten Glauben und Cultus, in kurzen abgebrochenen Sätzen, mehr erinnernd als belehrend, und, laut der Vorrede, nur zur Basis des mündlichen Unterrichts bestimmt. Wir bemerken nur, daß S. 202, wo von den griechischen Orakeln die Rede ist, das merkwürdige Beispiel ihrer frühen politischen Wirkamkeit Hom. Od. XVI, 403 unbeachtet geblieben ist. Mit desto größerem Interesse fühlen wir uns zu dem Gemälde hingezogen, das der Vf. von der griechischen Mythik entwirft. Ihre plastische Entwicklung durch Homer, in dessen Gefängen Töne alter Tempellieder nachhallen; ihre Läuterung durch die ionischen Weltweisen, die mit Ernst und Würde die alten Offenbarungen gegen die Eingriffe der Kunst vertraten; der Einfluß der Priesterorden in dem Norden des alten Griechenlandes, der Mysterien zu Samothrake und Eleusis — alles dies, in seinen Verkettungen und Wechselwirkungen, tritt hier hell und lebendig vor das Auge.

(Der Beschlufs folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 29 A P R I L, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

LEIPZIG U. DARMSTADT, b. Leske: *Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen*, von Friedrich Creuzer u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Weniger umfassend ist die nachfolgende Schilderung der mit Alexander anhebenden Periode. Das Werk des Porphyrius *περί τῆς ἐκ λογίων φιλοσοφίας*, dessen Verlust Hr. C. S. 228 beklagt, möchte wohl schwerlich über die Grundsätze der priesterlichen Institute und über den Gehalt der alten Orakelweisheit so wichtige Aufschlüsse gegeben haben, als der Vf. zu glauben geneigt ist. Diese λόγια, aus denen die Neuplatoniker das Alterthum ihres Systems zu beglaubigen suchten, hatten mit den eigentlich sogenannten Orakelsprüchen keine Ähnlichkeit, und waren insgesamt untergeschoben, wie sich aus den Bruchstücken beyrn Proculus, Pfellus und den Kirchenvätern unwidersprechlich darthun lässt. Unter den Schriftstellern über Orakel fehlen hier, um nur diejenigen anzuführen, die sich mit Delphi beschäftigten, bloß aus dem ersten Buchstaben: *Alkmaeon*, dessen *Ἱπομνήματα* über Delphi Plutarch mehrmals anführt; *Alexander* *περί τοῦ ἐν Δελφοῖς χορηγίου* f. Hemsterh. zu Poll. p. 1024, Toup in Suid. T. I. p. 7; *Anaxandrides* *περί τῶν συληθέντων ἐν Δελφοῖς ἀναθημάτων* Prov. Vatic. I, 5; *Alketas* *περί τῶν ἐν Δελφοῖς ἀναθημάτων* Athen. XIII, 591; *Apellas* *Δελφικά* Clem. Protr. p. 31. Unter den Schriften über die Mysterien tragen wir hier nur diejenigen nach, welche Meursius in seinen Eleusiniis (ad Lector.) und in den Supplementen Vol. VII. Thes. Gron. p. 7 übersehen hat: *Neanthes* *περί τελετῆς* Athen. IX. p. 376, mit der Gegenschrift des Periegeten Polemo Ath. XIII, 502. *Demon* *περί μυστηρίων* Suid. T. III. p. 356. *Stesimbrotus* *περί τελετῶν* Etym. M. p. 465 a. aus den Scholien zum Apollonius. Die Untersuchungen über die orphischen Mysterien haben bereits Fabricius Bibl. Gr. T. I. p. 141 folg. und Valkenaer Diatr. de Aristob. p. 76 angeführt. Durch die Anmerkung (S. 226) über die *Θεολογούμενα* des Aristoteles, unter welchem Namen wir bekanntlich noch jetzt ein Apokryphon besitzen, wird die Untersuchung um nichts der Entscheidung näher gebracht. Obgleich Ammonius dem Aristoteles nachrühmt, auch die Theologie erschöpfend behandelt zu haben, und sogar theologische Untersuchungen desselben nahhaft macht (de Interpr. p. 58 cf. 12): so erlaubt doch die ver-

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

kehrte Folgerung, die Macrobius dem Aristoteles in den Mund legt, nicht, an den Stagiriten zu denken; ob aber der Rhodier gemeint sey, den Proculus anführt (S. Menage zu Diog. V. c. 35), oder jener, dessen *Τέλειαι* (τέχναι) der Scholiast des Apollonius anführt (IV. 280), bleibt einer anderen Untersuchung aufbehalten, f. Casaub. ad Diog. prooem. p. 2. Neben jener Schrift hätten auch die Theologumena des Sofikles (Wower. Polym. c. X. p. 86), des Afklepiades (S. Casaub. ad Suet. V. August. c. 94), Euxemnes und Anderer Erwähnung verdient. Überhaupt möchte dieser flüchtige Abriss, der uns, nach dem Geständniß des Vfs., an den großen Umfang, den die mythische Hermeneutik unter Griechen und Römern erhielt, erinnern soll, selbst für diesen Zweck kaum hinreichend befunden werden. Wenigstens dürften die Begründer eigenthümlicher Erklärungsarten auf Erwähnung Anspruch machen: Demo, deren astronomische Deutungen so oft zum Muster gedient haben; des Charax alchemische Entdeckungen (S. Eustath. im Perieg. p. 105. Steph.), die in neueren Zeiten Ol. Borrichius, Tollius, Pernetty und Andere bis zum Abenteuerlichen ausgebildet haben, u. A. m. — Noch engere Beschränkung fand der Vf. bey der Übersicht der folgenden christlichen Jahrhunderte nöthig. Über Sinnbilder auf Grabstätten und Siegelringen, Münzen und Wappen, und was sonst hier in Betrachtung kommen kann, S. 238 bis 248, größtentheils arm an Erfindung, aber charakteristisch für ihr Zeitalter. Die Erzählung der Schicksale, die die Kunst seit der Wiederherstellung der Wissenschaften erfuhr S. 248, schließt mit einer allgemeinen Kritik der schriftstellerischen Versuche, die für die Begründung und Erweiterung der Kunstsymbolik unternommen wurden. Zuletzt noch eine kurze Übersicht der verschiedenen Behandlungsarten der alten Mythologie, seit eben jener Periode, von dem nüchternen Boccaccio bis auf das calendarisch-mythologische System des kühnen und originalen Kanne, von welchem indess unser Vf. keinen Gebrauch zu machen scheint. Dafs übrigens, auf dem beschränkten Raum von vier Seiten, hier nur das Allgemeinste berührt werden konnte, ergibt sich von selbst. Selbst für die Beantwortung der von Heeren aufgeworfenen (Gesch. des Stud. d. class. Lit. Einleit. 195), die Geschichte der Allegorie unmittelbar betreffenden Fragen, hat Hr. C. keinen Raum gefunden.

Die ersten Abschnitte des zweyten Buchs enthalten wieder aphoristische Bemerkungen über den Ursprung der griechischen Religionsinstitute, B b

und ihren Urquell, ägyptische Mythologie. So wenig wir uns befugt glauben, mit dem Vf. über die Wahl seines, auf mündliche Ausführung berechneten Vortrags zu rechten: so sehr müssen wir bedauern, daß es ihm nicht gefallen hat, seine eigenthümlichen Resultate aus der Masse fremder Wiederholungen stärker hervorzuheben. Diese Behandlungsart, wobey oft an das Alte erinnert, und das Einzelne, wenn auch Interessantere, beseitigt werden mußte, wobey endlich jede tiefer dringende Untersuchung des Ebenmaßs des Ganzen gestört haben würde, benimmt uns zugleich die Gelegenheit zu beyläufigen Erörterungen. Ausführlicher, eigenthümlicher sind die Untersuchungen der letzten Capitel, aber auch desto reichhaltiger an kühnen Combinationen und Paralogismen, die außer unserem Gesichtskreis liegen. Vielleicht daß ein Anderer von der Ächtheit der indischen und persischen Religionsbücher und von dem Alterthume der ägyptischen Astronomie und Theologie, wie sie Plutarch und Spätere kannten, genauer unterrichtet, oder wenigstens geneigter ist, die unglückliche Feyerlichkeit in Anschlag zu bringen, mit welcher Hr. C. auch die geringfügigsten Umstände zu behandeln pflegt. Wie leicht er sich aber über die Gültigkeit seiner Zeugen täuschen lasse, mögen zwey auffallende Äußerungen bemerklich machen. Zuerst (S. 184) führt er ein gehaltenes Fragment, das seit Bentley, allgemein als unächt anerkannt ist (Fragm. Soph. T. IV. 683), als eine *classische Stelle* des Sophokles an. Und den Verfasser der orphischen Hymnen, diesen geistlosen Liedler, mit seinen unerträglichen Pariosen und Tautologien, giebt er uns (212) für einen Sänger aus der Blüthenzeit des athenischen Staats, verleitet vielleicht durch Valkenaers günstiges Vorurtheil (Herodot. IV. p. 296).

Überzeugt, daß ein Werk, wie das vorliegende, seine Empfehlung an der Stirne trage, haben wir uns jeder Anpreisung überheben können; es wird genug seyn, zu bemerken, daß uns der Glanz des Vortrags und die Fruchtbarkeit der Resultate der Wichtigkeit des Gegenstandes im Ganzen zu entsprechen schien. G. St.

SCHÖNE KÜNSTE.

CHEMNITZ, b. Mauke: *La vita nuova e le rime di Dante Alighieri*. Riscontrate coi migliori esemplari e rivedute da G. G. Keil. 1810. (Auch unter dem Titel: *Biblioteca Italiana*. Vol. V.) IV und 299 S. 8. (16 gr.)

Die mit tadelswerther Auswahl und mit noch verwerflicherer Ausführung im Jahr 1804 in Gotha begonnene italienische Bibliothek scheint von einem bessern Geist beseelt zu werden, seitdem Hr. Keil sich ihrer Fortsetzung unterzogen hat, und öffentlich als Herausgeber aufgetreten ist. Ihm verdanken wir schon einen gefälligen und correcten Abdruck des Dekameron: aber noch größere Erkenntlichkeit verdient die vor uns liegende Ausgabe von *Dante's vita nuova*, die dem sinnvollen Lieblingskind seiner

Jugendliebe, und von allen seinen kleineren Poesien, mit Einschluß der drey Canzonen aus dem *Convito*, der sieben Bußpsalmen und des Credo; woran sich noch eine *Giunta* schließt, Sonette des *Cino da Pistoja*, *Guido Cavalcanti*, *Dante da Majano* an *Alighieri*, nebst seinen Erwiderungen: Manches freylich, wie der Herausg. selbst fühlt, S. 294, zweifelhaft, wo nicht geradezu unächt. Indels ist die Menge des einzig Schönen und durchaus Vortreflichen, wie es nur aus *Dante's* Brust hervorgehen konnte, so überwiegend groß, daß man es Hr. Keil gern verzeiht, wenn er das Geschäft des sondernden Kritikers ganz veräußert hat: denn ihm bleibt das Verdienst, diese selbst in ihrem Heimathslande seltenen Dichtungen zuerst, und correcter und vollständiger als in allen italienischen Ausgaben, in Deutschland verbreitet zu haben. Denn nur Wenigen möchte bis jetzt der reiche Schatz von Poesie und Liebe zu Gebot gewesen seyn, der besonders in *Dante's* Sonetten und Canzonen ruht, und den wir unbedenklich neben *Petrarca's* ewige Gefänge zu stellen wagen, wenn man zwey auf so ganz entgegengesetzten Gipfeln der Menschheit ragende Naturen anders vergleichen darf. Die *Vita nuova* muß überdies zu einer Zeit, wo geistreiche Männer unserer Nation sich edel erkühnen, die in Italien längst vergessenen akademischen Lehrstühle über die *divina Comedia* in Deutschland wiederherzustellen, von doppeltem Interesse seyn, da sie als das anmuthige und bedeutungsreiche Vorspiel erscheint, das gefällig einleitet in jenes hohe Werk, dessen wundervolle Offenbarungen gegen das Ende der *Vita nuova* geheimnißvoll verkündigt werden, weil er sich dem hohen Beginnen, würdig von solcher Himmels Herrlichkeit zu handeln, noch nicht gewachsen fühlte, so daß also beide Werke wieder Epochen seines großen Lebens bezeichnen, und Eines über das andere die anziehendsten Aufschlüsse giebt. In den für sich bestehenden kleineren Gedichten bewegt sich die strenge Geist allerdings mit höchster Leichtigkeit und Anmuth, so wie denn solche Kraft jede Schranke zu brechen wußte, die der Verherrlichung seiner Beatrice entgegenstand. Auch sind manche, wie das vielgepriesene: *Deh pellegrini che pensori andate*, S. 80, von einer rührenden Schönheit, mit der sich nichts vergleichen läßt: doch dünkt uns, sein Geist hat sich nicht ganz einheimisch gefühlt in diesen engeren Formen, die unter seinen Händen ein eigenes, überall an den riesenhaften Stil der mächtigen Terzinen erinnerndes Pathos gewinnen, aber an subjectivem Interesse nichts dadurch verlieren. Da Form und Gegenstand den petrarchischen Liedern so nah verwandt ist, daß die Ähnlichkeit von selbst hervortritt: so wollen wir als Hauptmomente der Unähnlichkeit herausheben die in der italienischen Sprache kaum begreifliche Kürze und Gedrängtheit des *Dante*, wogegen *Petrarca* wortreich erscheint, und die vollendete Abgeschlossenheit jedes Bildes und Gedankens bey *Dante*, während sich bey *Petrarca* kein einzelnes Gedicht aus dem Canzoniere reißt

läßt, ohne das herrliche Ganze zu vernichten: denn die vielen lateinischen Wortformen, die jenem einen so würdig alterthümlichen Charakter geben, gehören unstreitig zum grössten Theil der Zeit, nicht dem Dichter an. Um jeden unserer Leser anzureizen, sich selbst von der Wahrheit alles dessen zu überzeugen, was wir Bewunderndes über diese Sammlung gesagt haben, folge hier das erste, das beste dantische Sonett, dem wir eine Uebersetzung beyfügen, um nicht bloß abzuschreiben, und Andere zu glücklicheren und grösseren Versuchen zu veranlassen, deren große Schwierigkeiten jedes einachtigen Richters Nachsicht verdienen werden:

Sonettò XXVI. S. 98.

*Quando la notte abbraccia con forch' ale
La terra, e l' di dà volta e si nasconde,
In cielo, in mare, in boschi e fra le fronde,
Si posa, e sotto tetto, ogni animale.*

*Perchè l' sonno il pensier mette in non cale,
Che per le membra si distende e n' fonde,
Fin che l' aurora con sue trecce bionde
Rinova le fatiche diurnale.*

*Io misero mi trovo fuor di schiera,
Che l' sospirar nimico alla quiete
Mi tien aperti gli occhi e desto il core?*

*E come uocello avvilluppato in rete,
Quanto più cerco di fuggir maniera,
Più mi trovo intricato e pien d' errore.*

Wann Nacht das Land mit dunkler Schwing' umschlinget,
Der Tag gewandt ist und sein Licht verlohren,
Dann ruht in Luft, Meer, Wald und Laubessprossen
Und unterm Dach, was Lebensgeist durchdringt:

Weil Schlummer dann den Geist in Ruhe singet,
Der durch die Glieder sich ringsher ergossen,
Bis Eos, hell vom Gold, gelockt umflossen,
Des Tages Sorg' und Mühe zurückebringet.

Ich Armer seh mich dieser Schaar entnommen:
Denn Seufzensqual, die Seelenruh' entrückt,
Hält offen mir die Augen, wach die Seele;

Und gleich dem Vögelein, im Netz verstricket,
Je mehr ich such' ein Mittel zu entkommen,
Seh ich mich mehr umgarnt von Irr' und Fehle.

Aber Hn. K.'s Verdienst beschränkt sich nicht darauf, uns einen fehlerfreyen Text gegeben zu haben: wir finden noch, was der bescheidene Titel verschweigt, von S. 237 an zweckmäßige literarische Notizen über die *Vita nuova* und die *Rime*, besonders aber eine Sammlung der verschiedenen Lesarten, so weit des Herausgebers Hülfsmittel hinreichten, und erklärende Anmerkungen, deren Verdienstlichkeit um so grösser, da hier wenig zu compiliren vorhanden war. Diese ganze Zugabe ist italienisch geschrieben, und zeugt aufs rühmlichste von dem Fleiss und der Einsicht ihres Vfs. Dafs er in der *Vita nuova* die zwar unbefritten von *Dante* herrührenden, aber den zusammenhängenden Genuss der Darstellung überall unterbrechenden, den eingewebten Gedichten vorgesetzten Expositionen aus dem Text in die Anmerkungen gerückt hat, verdient unbedingte Billigung. Im Ubrigen ist die venetianische Quartausgabe von *Zatta* mit Recht zum Grunde gelegt: doch wäre zu wünschen, dafs man

bey den Varianten die Quelle einer jeden kurz bezeichnet hätte. In der Schreibung vermissen wir hie und da die nöthige Consequenz. So finden wir S. 22, 6 *voi*, das sich auf *lui* reimen soll, und dazu S. 244 die Bemerkung, man müße hier *vui* aussprechen: Da aber das allen Gesetzen der italienischen Pronunciation entgegenläuft, und Hr. K. sonst dergleichen Archaismen, wie *preco*, *lignó*, *lumbi*, nicht scheut: so wäre unbedenklich (wie Einmal durch eine merkliche Inconsequenz, Ball. 2, 10. S. 100, geschehen ist, da in demselben Gedicht auch das fehlerhafte *voi* zu lesen ist) überall, wo der Reim es heisst, *vui* zu schreiben gewesen. Der Commentar empfiehlt sich durch seine Zweckmäßigkeit, indem er die Schwerer zu verstehenden, in den Wörterbüchern nicht zu findenden alterthümlichen Wortformen, und Bedeutungen kurz angiebt, und nur bey Sacherklärungen verweilt, die zum Theil ohne Vorgänger und sehr gut ausgeführt sind. Wenn Manches dennoch dunkel bleibt: so ist das unstreitig mehr Schuld der Sache, als des sorglosen Herausg. *Idlers* meisterhaften Commentar zum *Donquixote* bey weitem nicht erreichend, steht er doch unbezweifelt neben den *fernowschen*. Denn *Fernow*, eben so einseitig und beschränkt als Künstrichter, denn vortrefflich und wahrhaft groß als Grammatiker, wußte eigentlich an seinen italienischen Dichtern nur die Sprache zu schätzen: worauf es aber bey Erklärung des *Dante* und *Petrarca* eigentlich ankam, ahndete er nicht. Das können wir Hn. K. nicht Schuld geben, und darum wird man ihm den Mangel der trefflichen und reichen Sprachbemerkungen, die die grösste Zierde von *Fernows* Ausgaben sind, gern nachsehen.

Wir wünschen, dafs nicht bloß der Beyfall jedes Freundes der italienischen Poesie ihn, sondern auch die thätige Unterstützung des Publicums den Verleger anfeuern möge, ein so rühmliches Bestreben rasch und ununterbrochen fortzusetzen, und uns so wenigstens noch die äusserst seltenen kleinen Gedichte des *Boccaccio*, so wie die göttliche *Fiammetta* und *Ariostos* Elegieen und Satiren zu geben.
P.

BERLIN, b. Maurer: *Der Herr Nachbar*. Eine Sammlung Erzählungen, herausgegeben von *Karl Stein*. I Bändch. 1809. 270 S. II Bändch. 1810. 324 S. I Bändch. 2te vermehrte Auflage. 1811. 323 S. 8. (Jedes Bändchen 1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Sammlung von Erzählungen, welche mit dem Titel in gar keiner Verbindung stehen, enthält drey längere, wie es scheint, Originalerzählungen (nicht *originelle*), eine sogenannte komischdramatische aus dem Französischen, dreyzehn kleinere Erzählungen und Anekdoten, und einen Schwank in gereimten Versen. Sie scheinen sämmtlich für Leser gewöhnlicher Zeitschriften, wo wir sie auch zum Theil schon gelesen zu haben glauben, geschrieben und berechnet zu seyn.

Die drey ersten sind von ganz gewöhnlicher

Erfindung, ohne Motivirung und interessante Charakterzeichnung, profaisch, und doch voll romanhafter Unwahrscheinlichkeiten und Unnatürlichkeiten, gedehnt und in einem empfindsamen Tone geschrieben. Letzterer wird zuweilen durch pretiöse Ausdrücke und Wendungen unterbrochen, wie z. B. in der ersten Erzählung, welche auf eine simple Erkennungsscene hinausläuft. Hier sagt die ihre Leiden erzählende Dame: „*Auch hier stand mir das Schicksal mit einem Palliative bey*,“ und der Wiedergefundene: „*Im Grabe glaubte ich, Trostloser, dich!*“ u. s. w. Die zweyte Erzählung ist durch die Situation pikant, daß ein Mädchen, welche liebt, und sich — freylich unweiblich — erboten hat, den Geliebten, der ein anderes Mädchen in der Ferne anbetet, zu gewinnen, diesem, der des Vaters Befehl nachgiebt und mit ihr vermählt wird, jedoch in vollkommener ehelicher Vertraulichkeit nicht umgeht, durch Geduld und Sanftmuth endlich seine Bewunderung und Liebe abzwingt, so daß er sich der Gattin nicht ohne Beschämung nähert, und in ihrer Liebe völlig glücklich fühlt. Die Einleitung zu dieser Situation aber könnte kürzer seyn. Über das Ende derselben läßt sich die Glückliche in folgendem Raisonement vernehmen: „*Er wählte nur zu lieben, ich aber liebte wirklich. Die Wirklichkeit ist etwas anderes als Schwärmerey: so wie ein guter Roman verschieden ist von einem gehaltleeren.*“ Die dritte Erzählung ist aber ohne Zweifel die schlechteste, und fast widrig.

Der *unruhige Morgen* giebt eine Reihe interessanter Situationen, indem ein Schauspieler, der ohne Empfehlung ist, und sich bey einem Schauspieldirector zu engagiren wünscht, diesem an einem Morgen mit solcher Geschicklichkeit mehrere Rollen hinter einander vorspielt, daß er in keiner erkannt, die Täuschung aber für reine Wirklichkeit genommen wird. Aber auch dieses Stück hat einen uninteressanten, oft bis zur Mattigkeit ausgesponnenen Dialog. Der Witz ist zuweilen etwas forciert, wie z. B. im Eingange: „*Das Schauspiel hatte den Reiz verloren, da man andere Spectakel sah, Trauerspiele in der Wirklichkeit, und das große Orchester vor den Thoren 24pfündige Harmonieen in die Stadt schleuderte.*“ Der Schwank ist nicht ohne Laune.

Unter den kleineren Erzählungen sind mehrere bekannte; einige aus Besenvals Memoiren, nicht uninteressant, so wie auch die Erzählung, überschrieben *Nationalstolz*; andere, z. B. der edle Wettkampf, scheinen dem Beyworte: „*wahre*“ Erzählung, ein Interesse verdanken zu sollen.

Mit größerem Vergnügen, als den ersten Theil, haben wir den zweyten dieser Sammlung gelesen. Denn ob wir zwar auch hier keine Originalität der Erfindung, Bedeutsamkeit der Charaktere, Witz und Gewandtheit in der Verbindung fanden: so bemerkten wir doch keinen so abstoßenden Stoff, als in dem ersten Bändchen wir erfreuten uns der leichten Fassung und des anspruchslosen Vortrags so mancher interessanten Scene, ja wir zeichneten sogar einige Stücke als vorzüglich gut aus (nämlich: *Die Frauen von Elbing*, kräftig und effectvoll; *den Geburtstag*, gemüthlich und angenehm geschildert, ferner *den Huth*, eine artige Kleinigkeit, und den *zwiefachen Irrthum*, eine zwar schon oft, aber hier recht scherzhaft erzählte Anekdote), und entdeckten, daß der Vf. eine Anlage zu erzählen besitze, welche angenehm unterhalten könne, wenn er sich theils seines widerlichen Strebens und Jagens nach Laune und nach dem Auffallenden enthalten, theils sich bemühen könnte mehr Fleiß auf die Bildung seines Stils zu verwenden. Das Erstere kört besonders in der sehr gedehnten Anekdote *der Quälgeist*, in der langweiligen *Wette*, welche, so wie der *Glücksjäger*, doch gar zu gewöhnlich ist. Die *Falle*, ein Lustspiel in 2 Acten, enthält einige recht komische Situationen; doch ist die Einleitung überflüssig lang und die Entwicklung sehr gedehnt, die Auflösung aber, eben so wie in der Erzählung *das unerforschliche Mädchen*, ziemlich undelicat. Die *Günstlinge* und *Liebe und Entfugung* haben nur als Anekdoten Interesse. Was das Letztere anlangt: so störte uns in der sehr natürlichen Erzählung *die Frauen von Elbing* S. 64 ein unnatürlicher Anbruch. Der Stil prallt gern mit fremden Ausdrücken, wie: *mystificiren*, *Disparition*; auch findet man: „*ich freue mich zu der Vesie, hassend, erreckte, die Muthverlorenen*,“ und Ähnliches.

H . . . t . . . e

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Salfeld: *Jonathan, Sauls Sohn, ein Freundschaftsgemälde*, nach den heiligen Urkunden entworfen, aus dem Alterthume erläutert von Johann Christian Friedr. Kühnau, der WW. Dr. und Lehrer am königl. Friedr. Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, 1810. 102 S. gr. 8. (15 gr.) Wir betrachten diese Bearbeitung der Geschichte Jonathans, die der Bibel ziemlich treu nach erzählt ist, als eine löbliche Übung eines für das Schöne und Edle glühenden Gemüths, das einiges Talent mit Geschmack ver-

bindet, dessen Kraft aber der Arbeit nicht ganz gewachsen war. Man liest die Geschichte hier, wie in der Bibel, ganz ihr Inhalt zieht unmittelbar an: aber die Wahl der Hexameter läßt ihrer Natur nach eine größere Ausführlichkeit erwarten, worin man getäuscht, und daher von diesem kleineren Werke nicht bis zum völligen Genuße befriedigt wird. Die Verse sind sehr mangelhaft und unvollkommen, die Bemerkungen besonders reich an Parallelstellen.

T. Z.

Monatsregister

v o m

April 1811.

I. Verzeichniß der im Monat April in der J. A. L. Z recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A** bendstunden, vergütete, 2 Jahrgang 4 Quartal 94, 175.
Alewyn, I. M⁹on.
Alewyn de lineis spiralibus 96, 187.
Ammon all-emeines Vieharzneybuch 80, 62.
 Auswahl neuer Charaden und Räthsel zur angenehmen Unterhaltung bey müßigen Stunden 75, 23.

B.

- B**artels Physiologie der menschlichen Lebensthätigkeit 75, 17.
Barthez nouveaux Elémens de la science de l'homme. T. I — III. 75, 17.
Batz theologische Zeitschrift. 2 Bdes. 4 — 6 Hefte. 3 Bdes. 1 — 3 Hefte 78, 48.
Beatus und 13 Gedichte 86, 111.
Becker die Geheimnisse des weiblichen Geschlechts, seine Krankheiten und Mittel dagegen 80, 60.
 — — über Pollutionen und die untrüglichen Mittel dagegen 80, 60.
Benzenberg Beschreibung eines einfachen Reisebarometers 94, 169.
Bibliotheca Italiana. Vol. V 97, 195.
Bröder Magazin gemeinnütziger Belustigungen und Beschäftigungen für die Jugend. 1. 2 Th. 84, 89.
Burdach die Physiologie 75, 17.

C.

- C**reuzer, Symbolik der alten Völker, besonders der Griechen. Erster Band 96, 185.
Crome, I. Darwin.

D.

- D**arwins Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände, aus dessen Botanio garden gesammelt von *Crome*. 1. 2 Th. 91, 145.
Dedler Auswahl einiger Predigten zur Beförderung einer reinen Hochachtung gegen das Christenthum 92, 158.
Dietrich vollständiges Lexikon der Gärtnerey u. Botanik. 10 Bd. 91, 151.
Dumas Predigten über das moralische Christenthum. A. d. Franz. 92, 157.

E.

- E**zechiel. Latine verit et annot. perpetua illustravit *Rosenmüller*. Vol. I. II, 73, 1.

F.

- F**aber preussisches Archiv. 2. 3 Sammlg. 90, 143.
Flek die Gefetzlichkeit in der Moral 82, 75.

G.

- G**esenius hebräisch-deutsches Handwörterbuch über die Schriften des A. T. 88, 121.
Göttlings Elementarbuch der chemischen Experimentirkunst. 2 Th. 86, 105.
Grofse, J. C., Archiv für den Kanzel- und Altar-Vortrag. 1 Bd. 92, 153.
Grofse, J. R., Magazin des Criminalrechts. 1 Bd. 1 Hefte 74, 11.
Grammatik der Slavischen Sprache in Krain, Kärnthen und Steyermark 89, 132.

H.

- H**acker Formulare und Materialien zu kleinen Amtreden an Personen aus den gebildeten Ständen. 6 Bächen. 92, 156.
Hagemanns praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit. 5 Bd. 74, 12.
Hain medicinische prager Ephemeriden von den J. 1803 u. 1804. 80, 59.
Herrnschwand über die Mittel, den öffentlichen Credit in einem Staate herzustellen. Deutsch herausgegeben von v. *Maffenbach* 83, 81.

K.

- K**eil, G. G., La vita nuova e le rime di Dante Alighieri 97, 195.
 v. *Kotzebue* Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. 9 Jahrgang 93, 166.
Kühnau, Jonathan, Sauls Sohn 97, 199.
Kunst-Cabinet, physikalisch-ökonomisches u. chemisches. 3 Bächen. 80, 63.

L.

- L**angsdorfs arithmetische Abhandlungen über juristische, staats- und forstwissenschaftliche Fragen u. s. w. 95, 181.

M.

- M**émoire sur la conduite de la France et de l'Angleterre à l'égard des neutres 74, 9.
Müller Gedichte. 1 Bd. 93, 161.
 — — über den Rhythmus 93, 167.

Mundt Vater Burgholms Reisen mit seinen Kindern. 1. 2 Samml. 1 Abthl. 84, 90.
Μύρων Διγωσιών συναγωγή 87, 113.

N.

Neuenhahn Handbuch für Gartenfreunde über alle bekannten Pflanzen der Welt. 1 Bd. 2 Aufl. 91, 149.

O.

Oberthür biblische Anthropologie. 4Bd. 1. 2 Abth. 73, 7.

P.

Παρίργων Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης τομος δεύτερος. 87, 113.
Prändel die gemeinnützigsten u. fälschlichsten Sätze aus der Naturlehre u. Scheidekunst. 2 Bdchen 86, 110.
Prochaska Lehrsätze aus der Physiologie des Menschen. 1 Bd. 3 Aufl. 75, 17.
Pütter auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Deutschland üblichen Rechtsgelchrksamkeit. 4 Bdes. 3 Th. 74, 15.

R.

Rathgeber, der erfahrene 80, 64.
Richerand nouveaux Elémens de Physiologie. 4 éd. T. I. II. 75, 17.
Rosenmüller Schoffa in Vetus Testamentum. P. VI. Vol. I. II. 73, 1.
Rumpf der preußische Staatssecretär 83, 87.

S.

Salat die Religionsphilosophie. 81, 65.
— — von den neuern Ursachen eines neueren Kaltfinns gegen die Philosophie auf deutschem Boden 82, 77.
— — von einer schönern Hoffnung, welche der Philosophie aus dem neueren Wechsel u. Sturz der Systeme aufblüht 82, 77.
Sander vermischte Beyträge zur praktischen und gerichtlichen Thierarzenykunde 80, 61.

Schmidt Lehrbuch der mathematischen Wissenschaften. 3 Th. 95, 183.
— — Lehrbuch der Mechanik, vorzüglich der Statik fester Körper 95, 184.
Schäbler Experimenta quaedam influxum electricitatis in sanguinem et respirationem spectantia 80, 61.
Simonde de Sismondi du papier monnoie et des moyens de le supprimer 78, 47.
Sitten und Gebräuche der merkwürdigsten Nationen. 1. 2 Bdchen 84, 95.
Stein der Herr Nachbar. 1. 2 Bdchen. 1 Bändchen 2 Aufl. 97, 198.
Sully's Geist der Staatsverwaltung 83, 87.

T.

Taschenbuch, gemeinnütziges, für Jedermann. 2 Bdchen 80, 63.
Thuiskon. Ueber Deutschlands Einheit 85, 103.
Tiffots Heimlichkeiten des weiblichen Geschlechts, von Decker 80, 60.
Trautmann Versuch einer wissenschaftlichen Anleitung zum Studium d. Landwirthschaft 1 Bd. 85, 97.

U.

Ueber den Seelenfrieden 92, 159.

W.

Walther Physiologie des Menschen mit durchgängiger Rücksicht auf die comparative Physiologie der Thiere. 2 Bd. 75, 17.
Weisse Geschichte der kurländischen Staaten. 6 Bd. 90, 157.
— — neueste Geschichte des Königreichs Sachsen seit dem prager Frieden bis auf unsere Zeiten. 2 Bd. 90, 137.
Wetz Sammlung verschiedener Predigten bey besonderen Veranlassungen gehalten 92, 158.
Wilmsen auserwählte Lesestücke aus deutschen prosaischen Musterschriften 84, 92.
— — der deutsche Kinderfreund. 2 Th. 84, 92.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchh. in Marburg 74.
Anonymer Verleger 82.
Anton in Görlitz 94.
Barth in Leipzig 73.
Beck in Wien 75, 85.
Cnobloch in Leipzig 92.
Crapart, Caille u. Ravier in Paris 75.
Craz u. Gerlach in Freyberg 75.
Dieterich in Göttingen 95.
Eberhart in Paris 87.
Ernst in Quedlinburg 75.
Gädiche, Gebr., in Berlin 91.

Galland in Paris 74.
Gallert in Ansbach 80.
Göbhardt in Bamberg u. Würzburg 78.
Goujon u. Brunot in Paris 75.
Gräff in Leipzig 80 (2).
Haase in Prag 80.
Hahn, Gebr., in Hannover 74, 84, 91.
Hammerich in Altona 85.
Hartknoch in Leipzig 92.
Hartmann in Leipzig 93.
Hayn in Berlin 83.
Heyer in Gießen u. Darmstadt 92.

Hinrichs in Leipzig 90. 95.
 Hitzig in Berlin 85.
 Keyfer in Erfurt 92.
 Korn in Laibach 89.
 Krall in Landshut 75.
 Kummer in Leipzig 91.
 Kunst- u. Industrie-Comptoir in Amsterdam 83.
 Kupferberg in Maynz 93.
 Landes-Industrie-Comptoir in Weimar 78.
 Leske in Leipzig und Darmstadt 69.
 Lindauer in München 86. 92.
 Mauke in Chemnitz 97.
 Maurer in Berlin 97.
 Mohr u. Zimmer in Heidelberg 86.
 Montag u. Weiss in Regensburg 92.
 Nicolovius in Königsberg 90.

Realschulbuchhandlung in Berlin 80. 84.
 Reis u. Schmid in Tübingen 80.
 Rommerskirchen in Cölln 93.
 Salfeld in Leipzig 97.
 Schreiner in Düsseldorf 94.
 Schwan u. Götz in Heidelberg u. Mannheim 95.
 Seeger in Leipzig 84.
 Seidler in Jena 86.
 Stettin in Ulm 80.
 Thomann in Landshut 81. 82 (2).
 Vandenhoek u. Ruprecht in Göttingen 74.
 Vogel in Leipzig 88.
 Waisenhausbuchhandlung in Halle 84.
 Waldeck in Münster u. Leipzig 73.
 Weidmannsche Buchh. in Leipzig 75.

III. Intelligenzblatt des April.

Ankündigungen.

Albanus in Neufrelitz Verl. 22, 175.
 Arnoldsche Buchh. in Dresden Verl. 27, 215.
 Andot u. Comp. in Paris, Subscriptionsanzeige 25, 197.
 Barth in Leipzig Verl. 27, 211.
 Dunker und Humblot in Berlin Verl. 22, 175.
 Gadiche, Gebr., in Berlin Verl. 22, 175.
 Hartknoch in Leipzig Verl. 28, 223.
 Hitzig in Berlin Verl. 24, 189.
 Koch in Stettin, die Schule d. Humanität 22, 175.
 Krieger in Marburg Verl. 27, 211.
 Levraut in Straßburg Verl. 23, 181.
 Nerr in Weissenfels Verl. 24, 191.
 Reclam in Leipzig Verl. 27, 211.
 Schott und Winzer in Wittenberg, neue lateinische Uebersetzung des A. T. 27, 213.
 v. Ulmenstein Geschichte und Beschreibung der Stadt Wetzlar. 5 Band 27, 214.
 Vofs in Leipzig Verl. 22, 175. 174.
 Wagner in Heidelberg, mathematische Philosophie 24, 190.
 Winzer, L. Schott.

Gruner in Berlin 24, 187.
 Heerwagen in Berlin 22, 170.
 Heringa in Utrecht 24, 186.
 Kapp in Bayreuth 24, 187.
 Kruse in Oldenburg 23, 181.
 Kunzen in Kopenhagen 24, 187.
 Lang in Ansbach 24, 187.
 Lindner in Leipzig 24, 186.
 Malling in Kopenhagen 24, 187.
 Martini in München 24, 187.
 v. Massenbach in Polen 27, 209.
 Miller in Ulm 24, 187.
 Moldenhawer in Kopenhagen 24, 187.
 v. Münchow in Jena 28, 221.
 v. Mulzer in Wetzlar 23, 181.
 Niemann in Kiel, 24, 187.
 Olshausen in Glücksburg 24, 187.
 Platner in Leipzig 24, 186.
 v. Ranzau in Kiel 24, 187.
 Rosenmüller in Leipzig 24, 186.
 Schettler in Wedlitz 22, 170.
 Schulz in Neubrandenburg 27, 209.
 Schumacher in Kopenhagen 24, 187.
 Schweigger in Bayreuth 24, 187.
 Senff in Halle 27, 209.
 Stolz in Bremen 22, 170.
 Warberg in Kopenhagen 24, 187.

Nekrolog.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.
 Adler in Schleswig 24, 187.
 Ahrens in Schloß-Walbeck 27, 209.
 v. Alten in Augsburg 27, 209.
 v. Baader in Ulm 24, 186.
 v. Beeck-Calcoen in Utrecht 24, 186.
 Brandis in Kopenhagen 24, 187.
 v. Bonin in Mecklenburg-Strelitz 28, 222.
 de Châteaubriand in Paris 22, 170.
 Dampmartin in Paris 27, 209.
 Eichstädt in Jena 27, 209.
 Emmerich in Altdorf 24, 187.
 Fischer in Kiel 24, 187.
 Fontaine zu Paris 27, 209.
 Götz in Altdorf 24, 187.

Backhoff v. Echt in Altenburg 24, 188.
 v. Brühl in Seizersdorf 22, 171.
 Careno in Wien 22, 171.
 v. Einem in Genthin 22, 170.
 Grimm in Annaberg 24, 187.
 Graber in Wien 22, 171.
 Gnacco in Turin 22, 171.
 v. Hörmann in Innsbruck 22, 171.
 Langner in Mascan 24, 188.

Lüders in Havelberg
Meister in Bremen
Peron in Carthage
Riedel in Berlin
Stampeel in Leipzig
v. Wahrs in Harnhagen

22, 171.
22, 171.
22, 171.
22, 171.
22, 171.
24, 187.

Oesterreich, Hombergs Lehrbuch für israeli-
sche Schulen 23, 198.
Perouse, Restauration der alten Universität 22, 170.
Straßburg, Installation der Akademie am 10
Jan. 22, 169.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Bordeaux, Preis der Société philomatique 25, 194.
Brüssel, Preisvertheilung in der Kunstakademie 24, 189.
Hanau, jährliche Rente und Zuwachs der weteranischen Gesellsch. für die gesammte Naturkunde 25, 195.
Königsberg, Krönungsfeier der königl. deutschen Gesellschaft am 18 Jan. 22, 171.
Kopenhagen, Bestätigung der königl. dänischen Gesellsch. für Vaterlandsgeschichte u. Sprache 24, 188.
— — Fortgang der Gesellsch. zur Beförderung des inländischen Kunstfleisses 24, 188.
— — Preisvertheilung d. Land - Haus- haltungs- Gesellsch. 22, 172.
— — Versammlung der königl. medic. Gesellschaft. 24, 189.
— — Versammlung der Scandinavischen Literatur- Gesellschaft. 24, 188.
— — Vorlesungen in d. kön. Gesellsch. d. Wissenschaften — Arbeiten derselben, d. Char- ten über die dänischen Lande und das dänische Wörterbuch betr. 24, 188.
Paris, Preise bey Gelegenheit der Entbindung der Kaiserin von Frankreich 25, 193.
— Versammlung der Société d'encouragement pour l'industrie nationale den 20 Febr. 25, 193.
Stockholm, Preisvertheilung der schwedischen Akademie der Wissenschaften. 22, 171.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Duisburg, Promotionen — die Universität ist nicht aufgehoben 22, 169.
Göttingen, Antrittsrede 22, 169.
Halle, Preisvertheilungen unter die Studirenden 24, 185.
Jena, Disputationen, Lectionskatalog, Promotionen, neue Sternwarte, Erweiterung der naturwissenschaftlichen Anstalten 28, 217.
Kriegsmus., neue Verbesserungen der Ritterakademie 24, 185.
Marburg, Verzeichniß der Vorlesungen im Sommerhalbenjahre 23, 177.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

Auction der beireisfischen Sammlungen von Kunst- werken u. s. w. 24, 191.
Bordeaux, Entdeckung eines römischen Grab- mals 27, 210.
Beygang in Leipzig, allgemeine Beforgungs- und Commissions- Anstalt 22, 183.
Bücherauction in Heilmstadt 24, 191.
— — — in Straßburg 27, 216.
Christ in Basel entdeckten neuen weissen Marmor Directorium der J. A. L. Zeitung, Erklärung 27, 210.
Fiedler in Jena, Bücher zum Verkauf 26, 201.
Hager in Mayland, Anmerkungen über den neuen chinesischen Streit zwischen Montucci u. Klaproth 24, 196.
Italien, Generaldirection des Buchhandels 24, 196.
Köpke in Berlin, zur Nachricht 24, 192.
Laffrey, an dem See von, wird eine goldene Medaille gefunden 27, 209.
Leister in Hanau, naturhistor. Entdeckung 23, 181.
Marburg, die baldingerische Bibliothek ist im Ganzen verkauft 24, 196.
Minet in Mannheim Verkauf eines Bächer- und Kunst- Verlags 24, 200. 28, 223.
Musée français par Peronville et Laurent, 78 Lieferung 22, 172.
Neapel, zollfreyer Einfuhr der Bücher in fremden Sprachen 22, 174.
Oberlandesgericht, kön. preuss. in Schlesien, Anzeige für Münzenliebhaber 22, 176. 27, 216.
Orta, die Nachgrabungen sind suspendirt — seitherige Entdeckungen. 22, 172.
Pompeji, Entdeckung eines Gebäudes 22, 172.
Paris, die Zahl der Buchdrucker ist auf 80 ge- setzt 22, 174.
— — Vertheilung von Gemälden in mehreren Kirchen Frankreichs 24, 196.
Rom, Arbeiten, die alten Kunstwerke wieder herzustellen 22, 172. 24, 196.
Statue Napoleons 22, 174.
— — Kunstinrichten 24, 196.
Westphalen, königl. Censur- Decret 27, 212.
Wichelhausen in Mannheim, Erklärung 28, 224.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 M A Y 1 8 1 1.

BIBLISCHE LITERATUR.

KIEL, in der neuen akademischen Buchhandlung:
Erklärung aller dunkeln Stellen des neuen Testaments, in einer treuen Übersetzung, mit eingeschalteten Erklärungen, von Dr. J. C. R. Eckermann, ordentl. Professor der Theol. zu Kiel. Dritter Band. (Auch unter dem Titel: Erklärung aller dunkeln Stellen in den paulinischen Briefen an die Korinther, Galater, Epheser, Philipper, Kolosser und Thessalonicher, an Timotheus, Titus und Philemon und an die Ebräer, in den katholischen Briefen und in der Offenbarung Johannes.) 1808. XII und 516 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Mit diesem dritten Theile, auf dessen Erscheinung wir schon bey der Anzeige der beiden ersten Theile (1808. No. 26. 27) die Erwartungen des Publicums rege machten, hat nunmehr dieses Werk, dessen Zweck, Studirenden und gebildeten Laien bey dem Lesen des N. T. zu einem brauchbaren Hilfsbuche zu dienen, im Ganzen für erreicht angesehen werden kann, seine Vollendung erhalten. Obgleich Hr. E. bis ans Ende in gleicher Manier fortgearbeitet hat: so scheint er doch in diesem letzten Theile mehr nach Kürze gestrebt zu haben, was wir, einen einzigen Fall ausgenommen, gar nicht mißbilligen wollen. Die Einleitungen nämlich, welche vor den einzelnen Schriften stehen, sind offenbar zu dürftig und zu karg ausgestattet; besonders vermißt man bey den paulinischen Briefen eine genaue und umständliche Angabe ihrer Veranlassung und Beziehung, wodurch mehr als durch alles andere das Verständniß derselben eröffnet wird. Auch sind wir in diesen Einleitungen auf Unbestimmtheiten gestossen, die nicht anders als junge und ungelehrte Leser verwirren können. Der sogenannte Brief an die Epheser und der an die Kolosser, sagt Hr. E., ist während Pauli Gefangenschaft in Rom im J. 61 oder 62 geschrieben; bey dem Briefe an die Philipper heist es nun: Diesen Brief schrieb Paulus während seiner Gefangenschaft in Rom. in den J. 62 bis 65; endlich heist es S. 29: Den zweyten Brief an den Timotheus schrieb Paulus um das J. 66 aus Rom, zu einer Zeit, da seine drohende Gefangenschaft ihn schon voraussehen liefs, da er sich nicht anders als mit seinem Tode endigen werde. Diesen drey Angaben zufolge, müßte also Paulus von dem J. 61 bis zum J. 66 ununterbrochen in Rom als Gefangener gelebt haben: allein

J. A. L. Z. 1811, Zweyter Band.

dies ist die Meinung des Vf. gewifs nicht; er hat sich nur das zweyte Mal allzuschwankend ausgedrückt.

In der Erklärung der Apokalypse geht der Vf. fast ganz seinen eigenen Weg, und in der Vorrede macht er seine Beurtheiler selbst darauf aufmerksam. Da die Bearbeitung dieses Buches das meiste Eigenthümliche darbietet: so wollen wir uns in dieser Anzeige bloß allein darauf einschränken, und es in der Kürze ausheben und würdigen. Der Vf. glaubt sich durch wiederholte Prüfungen überzeugt zu haben, daß Johannes nicht bloß den Sieg des Christenthums über Judenthum und Heidenthum, sondern den ganzen, bis in die Ewigkeit sich erstreckenden Endzweck, welchen Gott durch Jesum Christum erreichen wollte, in Bildern darzustellen, zur Absicht hatte. Man fürchte aber nicht, daß sich Hr. E. vielleicht gar in die Labyrinth der Apokalyptik verirret habe; dieser Ansicht unerachtet findet er doch keine *historischen Offenbarungen*, keine Vorherverkündigungen einzelner Begebenheiten der Welt - oder Kirchen - Geschichte, in diesem Buche. Ergiebt demselben lediglich seine Tendenz auf Christi *unsichtbares Reich* der Wahrheit, Tugend und Seligkeit, von dem man nicht sagen könne: hier ist es, oder: da ist es. Diesem nach betrachtet also der Vf. die Apokalypse als prophetisch-symbolische Gemälde, die außer aller speciellen historischen Beziehung stehen, und bloß eine universelle, idealisch - moralische Ansicht erlauben. Es ist daher auch, so lange diese irdische Verbindung der Dinge dauern wird, der Zeitpunkt unerreicher, wo man sagen konnte, die große Weissagung dieses Buches sey erfüllt: denn sie steht mit dem Zeitenlaufe in gar keiner Verbindung und geht über das Ende der Zeiten hinaus. „Erst nach Erschaffung eines neuen Himmels und einer neuen Erde als des Aufenthalts-orts der, durch Beständigkeit im Glauben und in der Tugend Seligen, erst nach dem Tode und Gerichte erscheint ein neues himmlisches Jerusalem, als das Bild der Gesellschaft aller wahren Christen.“ Ob nun gleich nach dieser Ansicht nichts in dem Buche auf irgend eine einzelne Begebenheit gedeutet werden darf: so läßt sie doch allgemeine Beziehungen zu, und deswegen kann also doch poetische Verfinnlichung des Sieges des Christenthums über das Judenthum und Heidenthum zum Zwecke desselben gemacht werden; nur darf man hierauf nicht den ganzen Zweck des Buches einschränken, und man darf nicht bloß das palästinensische Judenthum, und das römische Heidenthum, wie die übrigen Ausleger thun, im Auge haben, sondern das Judenthum und Heiden-

thum überhaupt ohne alle Verhältnisse der Localität und Zeit. Wir wollen nun sehen, ob und wie dem Vf. die Durchführung dieser Idee gelungen ist.

Im Cap. VI — VII, 17 findet der Vf. die Idee dargelegt, daß der Untergang des jüdischen Staates die Folge haben werde, daß sich unzählige Menschen aus allen Völkern und Staaten in dem Glauben an Jesus vereinigen, und in diesem Glauben Alles finden werden, was ihren Geist ewig beseligen kann, während die unglaublichen Juden dem mannichfaltigsten Drucke und Elende entgegen gehen würden. Hätte sich der Vf. bloß auf Judenchriften beschränkt: so würde gegen seine Interpretation weniger einzuwenden seyn. Er hat sich aber mit anderen Auslegern durch Cap. VII, 9 einen falschen Gesichtspunct aufdringen lassen. Der ὄχλος πολλός, der in den Himmel einziehet, sind bloß die vorher aufgezählten 144,000, also Judenchriften. Zwar wird diese Schaar bezeichnet als ἐκ παντός ἔθους καὶ φιλῶν καὶ λαῶν καὶ γλωσσῶν, und dies scheint auf Individuen mehrerer Völker, und da im Vorhergehenden der Judenchriften schon gedacht ist, auf *Heidenchriften* hinzudeuten: allein in diesem ganzen Abschnitt liegt nichts, das eine Beziehung auf diese hätte, und Johannes hat jene, ihm aus dem Daniel geläufige, Formel nur in dem eingeschränkten Sinne gebraucht, um wiederholt anzugeben, daß diese 144,000 aus *allen* zwölf Stämmen des jüdischen Volkes, oder mit anderen Worten, daß *alle* Judenchriften zu verstehen seyen; oder er wollte mit dieser Formel nur die Idee der Vielheit ausdrücken, wie unten XI, 9. Cap. VIII — IX, 21 find nach Hn. E. furchtbare Begebenheiten geschildert, welche die *heidnischen* Völker und Staaten treffen, um sie aus ihrer Sicherheit und Lasterhaftigkeit zu wecken: auf die Juden scheint ihm das Alles gar kein Absehen zu haben. Allein der Vf. liefs sich abermals durch eine wörtliche Erklärung von IX, 20 irre leiten. Johannes spricht hier wieder mit ihm geläufigen alttestamentlichen Worten uneigentlich und bloß in dem Sinne: ohnerachtet der schrecklichen Calamitäten, welche die Juden treffen, bleiben sie doch mit unbiegsamer Hartnäckigkeit an ihrer, gegen das Christenthum gehaltenen, *höchst unvollkommenen und mangelhaften* Religion hängen. — Cap. X setzt Hr. E. abermals bloß in Beziehung auf die *Heiden*, und in den 7 ersten Versen ist ihm das Bild des Gedankens gezeichnet, daß Gott noch andere Strafmittel habe, die *Heiden* zu wecken, die nicht in diesem Buche aufgezeichnet seyen. Allein, der Verbindung dieses Capitels mit dem vorhergehenden, wo bloß von den Juden die Rede ist, nicht zu gedenken: so deutet die Stellung des gigantischen Engels (ἔθηκε τὸν πόδα αὐτοῦ τὸν δεξιὸν ἐπὶ τὴν θάλασσαν, τὸν δὲ ἐξωκνησεν ἐπὶ τὴν γῆν V. 2) ganz deutlich auf das von dem mitteländischen Meere bespülte jüdische Land, also auf Juden hin. — Bey Cap. XI muß Hr. E. freywillig zugeben, daß von *Juden*, nämlich von der Zerstörung Jerusalems und des Tempels und von dem Untergange des jüdischen Staates, die Rede sey. Die symboli-

sche Handlung des Ausmessens des Tempels bedeutet nach dem Vf., daß dieser Tempel zu klein sey für die Menge der neuen Anbeter Gottes, daß ein neuer Tempel für sie erbauet, oder ohne Bild, daß eine neue, nicht an einen Ort und Tempel gebundene Religion, worin sich alle Menschen aller Zeiten und Weltgegenden vereinigen können, für dieselben gestiftet wird. Die *zwey Zeugen* deutet der Vf. ganz richtig auf keine bestimmten Personen; und wir stimmen ihm vollkommen bey, wenn er sagt, daß der Apostel an Warnungen durch christliche Lehrer (welche und wie viel? darf nicht gefragt werden) gedacht habe. — Das *gebärende Weib*, Cap. XII, erklärt der Vf. richtig von der israelitischen Kirche, aus welcher sich, aller Widerstreben des Satans (der Macht des Bösen) ungeachtet, die christliche siegreich erhob. Cap. XIII nimmt derselbe das erste θηρίον ἐκ τῆς θαλάσσης ἀναβαῖνον als das Symbol der *Abgötterey*, als welches es ja deutlich genug bezeichnet sey (ἐπὶ τὰς κεφαλὰς αὐτοῦ ὄνομα βασιλείας). Allein dieser Beweis scheint von der Lesart ὄνομα abhängig zu seyn, gegen welche wohl die, von Griesbach auch in den Text aufgenommene, Plurallesart ὀνόματα geltend gemacht werden muß. Die κεφαλὰ καὶ ἐπὶ καὶ κέρατα δὲνα sind ihm bloß das Bild großer Macht, welche die Abgötterey schon in den ältesten Zeiten erlangt hatte, und welche auch durch die Stiftung der mosaischen Religion nur wenig verringert wurde, ob ihr gleich dadurch eine tödtliche Wunde geschlagen worden zu seyn schien. Denn in diesem Sinne faßt Hr. E. V. 3 — 8. Rec. kann in diese Ansicht nicht eingehen und er hält mit Eichhorn und Anderen dieses θηρίον für ein Symbol des *römischen Reiches*; die ἐπὶ κεφαλὰι aber für die Symbole der *sieben ersten Imperatoren*: in dem Text selbst liegt der Grund dazu; denn nicht umsonst giebt Johannes den Hörnern, die für sich selbst nichts Verschiedenes bezeichnen, sondern bloß Bild der Macht find, die Insignien der Herrschwürde (διαδήματα). Bey V. 2 deutet er aber die μύνη (statt πρωτὴν vgl. IX, 12. Joh. XX, 19 τὸν κεφαλῶν ὡς ἐσφραγισμένην εἰς θάνατον nicht auf Nero, sondern auf *Julius Cäsar*, der der Sache nach schon als der erste römische Imperator angesehen werden kann, und durch dessen Tod die von ihm begründete *Alleinherrschaft* wieder vernichtet zu seyn schien. Der Grund, aus welchem sich Rec. diese Deutung rechtefertigt, liegt in Cap. XVII, 10, wo Johannes offenbar den *Julius Cäsar* als den ersten römischen Kaiser (βασιλεὺς) mitzählt. Das ἄλλο θηρίον ἀναβαῖνον ἐκ τῆς γῆς V. 11 ist Hn. E. das Symbol der *römischen Philosophie und Gelehrsamkeit*, welche gemeinsbraucht worden sey, das Volk durch Wunder zu täuschen V. 14 (z. B. durch die Elektricität! Blitze hervorzubringen V. 13), welche durch Mechanismus Götzenbilder reden gemacht habe V. 15, und ohne welche sich Keiner Ehre und Ansehen und Herrgervorthelle erwerben konnte V. 17. Wir wollen hier gegen nur die einzige Bedenklichkeit laut werden lassen, daß es uns sehr zweifelhaft scheint, ob Johannes, dieser ἀνθρωπος ἀγραμματος καὶ ἰδιώτης (Act

IV, 15); von der römischen Philosophie und Gelehrsamkeit auch nur einige Notiz gehabt habe. — Cap. XIV ist βαβυλὼν ἡ πόλις ἡ μεγάλη Hn. E. nicht das Symbol der Stadt Rom, sondern, was das πρώτον Θηρίον XIII, 1 schon bezeichnet hat, der *Abgötterey*, und er findet in diesem ganzen Capitel weiter nichts als Bilder der *Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden*, ohne alle localen Beziehungen. Allein, wenn beide eines und dasselbe symbolisirten, wie konnte denn der dritte Engel, nachdem der zweyte schon den Untergang der Abgötterey (ἐπισεν, ἔτεσε βαβυλὼν) ausgerufen hatte V. 8, es noch für nöthig finden, vor der Abgötterey zu warnen (εἰ τις τὸ Θηρίον προσκυνεῖ κ. τ. λ. V. 9), und warum kehrte denn Johannes hier wieder zu dem vorhin gebrauchten Symbole zurück, und wie konnte unten XVI, 19, ἡ πόλις ἡ μεγάλη (sc. βαβυλ.) den πόλεις τῶν ἐθνῶν (den Provincialstädten des römischen Reiches) entgegengesetzt werden? — In dem symbolischen Gemälde Cap. XV und XVI, findet Hr. E. den Gedanken entwickelt: „Alle Übel, welche Gott von nun an über die Erde verhängt, haben den Zweck, die Menschen zum wahren Glauben an Gott und Jesum Christum, zu wahrer Religiosität, Frömmigkeit und Tugend zu erwecken. Möge es auch noch so lange währen, endlich müsse und werde dieser Endzweck Gottes erreicht, und das Reich alles Wahns und alles Bösen zerstört werden. Das vorzüglichste Mittel aber, welches Gott gebrauchen wird, die Menschen aus dem Wahn und Verderben, der Irreligiosität und Lasterhaftigkeit, zu wecken, sind schreckliche, überall Elend verbreitende, Kriege. Diese erregen drey aus der Hölle stammende Geister: der Geist teuflischer Bosheit (ὁ δράκων) XVI, 13), der Geist der Irreligiosität und Abgötterey (τὸ Θηρίον ebend.) und der Geist einer irreligiösen Philosophie und Gelehrsamkeit (ὁ ψευδοπροφήτης ebend.). Man darf aber nicht fragen: von welchen Kriegen die Rede sey? Alle ungerechten Kriege werden auf Antrieb dieser drey teuflischen Geister (πνεύματα δαιμόνων V. 14) angefangen.“ Die jüdische Christologie, aus welcher Johannes so viele Farben zu seinen Gemälden in diesem Buche entlehnt hat, giebt über diesen Abschnitt mehr Licht, als diese Bemerkungen unseres Verfassers. Hätte man auch sonst keinen Beweis, daß Johannes nicht so ins Breite hinein phantastirt, sondern ein bestimmtes Subject (das römische Reich) vor Augen gehabt habe: so liegt er in Cap. XVI, 10, wo von dem θρόνῳ τοῦ θηρίου und der βασιλείᾳ αὐτοῦ die Rede ist, und in V. 19, wo βαβυλὼν ἡ μεγάλη von Gott erhält τὸ ποτήριον τοῦ οἴνου τοῦ θυμοῦ τῆς ὀργῆς αὐτοῦ. In welchem Sinne liefse sich wohl dieses von einer abstracten Idee (der Abgötterey) sagen? Bey dieser Stelle hat auch Hr. E. ganz sichtbar die Härten seiner Erklärung selbst gefühlt; denn er mußte sich entschließen, ἡ πόλις ἡ μεγάλη durch: *eine große Stadt* zu übersetzen, als ob Johannes ohne den Artikel geschrieben hätte. — Weil es keinen Berg Magiddo, sondern nur ein Thal dieses Namens gab; so erläutert Hr. E. den τόπος ὁ καλούμενος

ἐβραϊστὶ Ἀρμαγεδδὼν nicht aus Jud. IV, 16. V, 19. II Reg. XXIII, 29. II Paral. XXXV, 22; sondern er hält den Namen für eine erdichtete symbolische Benennung. Wie es scheint, erklärt er sich also denselben aus 710 אַבְרָם abundanter dedit; denn er setzt dem angebliehen Nennworte 717 אֲבְרָם (cum term. augment.) die Bedeutung: *große Vergeltung* bey. — In Cap. XVII ist Hn. E. ἡ πόρνη ἡ μεγάλη das Symbol Roms, aber nicht Roms an sich; sondern Rom selbst ist wieder als Symbol des ganzen Heidenthums gesetzt. Das Θηρίον κόκκινον, ἔχον κεφαλὰς ἑπτὰ καὶ κέρατα δέκα ist ihm dann das Symbol der *blutdürstigen Verfolgungsfucht* Roms unter Nero, unter welchem Johannes die Apokalypse schrieb. Dieses Θηρίον ἦν καὶ οὐκ ἐστὶ V. 8, diese Verfolgungsfucht war unter Nero, und ist nicht, sie hatte aufgehört zu der Zeit, als der Apostel schrieb; καὶ μελλεῖ ἀναβαίνειν ἐκ τῆς αβύσσου, d. h. zwar wird sie wieder aufs Neue wüthen, καὶ εἰς ἀπώλειαν ὑπάγειν aber endlich, wenn das Heidenthum im römischen Reiche aufhört, auch aufhören. Eben so faßt nun der Vf. am Ende des 8 V. das βλέποντες τὸ Θηρίον, ὅτι ἦν καὶ οὐκ ἐστὶ, καίπερ ἐστὶ, καίπερ ἐστίν: verwundernd werden die Heiden sehen, daß die Verfolgungsfucht wüthete, aber wieder aufhörte, gleichsam von der Erde verschwand, ob sie gleich in der Hölle, d. h. im bösen Willen aller abgöttischen Menschen, noch immer im Verborgenen ist. In V. 9 nimmt Hr. E. βασιλεῖς nach dem Sprachgebrauche im Buche Daniel in der Bedeutung: *Regentenreihen, Dynastien*, und die ἑπτὰ κεφαλαὶ symbolisiren ihm alle bis auf den Zeitpunkt, da Johannes schrieb, existirenden größeren abgöttischen und die *Anbeter des wahren Gottes drückten* und *verfolgten Monarchien oder Königreiche*. V. 10. Οἱ πέντε ἑπτα, fünf sind schon zu Grunde gegangen (das ägyptische, assyrische, babylonische, persische und griechische), καὶ ὁ εἰς ἐστίν, aber eins ist noch (das parthische, obgleich von den Römern unterjocht), ὁ ἄλλος οὐπω ᾔλθῃ καὶ ὅταν ἔλθῃ, ολίγον αὐτὸν δεῖ μένειν, ein anderes abgöttisches und verfolgungsfüchtiges Reich mag etwa noch entstehen, aber es wird nicht lange abgöttisch und verfolgungsfüchtig bleiben können. V. 11: Καὶ τὸ Θηρίον, ὃ ἦν καὶ οὐκ ἐστὶ, καὶ αὐτὸς ὄγδοῦς ἐστὶ, καὶ ἐκ τῶν ἑπτὰ ἐστὶ, das Ungeheuer selbst (das römische Reich), welches war und nicht ist, kann man als das achte betrachten, das, wie die sieben vorigen Reiche, abgöttisch ist, und die Verheerung des wahren Gottes verfolgt, καὶ εἰς ἀπώλειαν ὑπάγει, aber es wird nicht mehr lange bestehen. Ganz unvermerkt hat also Hr. E. hier das Θηρίον κόκκινον, welches ihm vorher die Verfolgungsfucht Roms symbolisirte, zum Symbol des römischen Reiches selbst gemacht. Überhaupt können wir nicht bergen, daß seine Erklärung dieses Capitels gar zu sehr in das Spielende falle. Um so weniger ist daher durch die Rec. in seiner Überzeugung erschüttert worden, daß das Θηρίον κόκκινον das römische Kaiserreich, die ἑπτὰ κεφαλαὶ desselben die sieben ersten Imperatoren, und die πόρνη μεγάλη die Stadt Rom

Symbolisire. In der Erklärung des 8ten, 10ten und 11ten Verses weicht aber Rec. von der gegenwärtig am meisten beliebten Auslegung ab. Man wird das, was Johannes in diesen Versen sagt, nie richtig auffassen können, wenn man übersieht, daß er die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, in Bezug auf das römische Kaiserreich, in genauen Grenzlinien von einander abscheidet, d. h. daß er die Imperatoren Roms, die damals schon regiert hatten, den, unter welchen er schrieb, und die, welche in der Folge noch den Thron besteigen könnten, abge sondert von einander bezeichnet. Von diesem Standpunct aus erklärt sich nun Rec. die genannten Verse also: V. 8. Das Thier war und ist nicht mehr (das ist die *Periode der Vergangenheit*; bis jetzt hat das römische Reich fünf Kaiser verloren, V. 10, und erscheint in so fern als nicht mehr existirend. Johannes dachte sich, wie die folgenden Ausdrücke deutlich auslagen, das römische Reich mit jedem gestorbenen Kaiser in den Abgrund hinabgefahren, nach Jes. XIV, 9, wo der unbekannte Dichter auch das babylonische Reich mit seinem letzten Regenten in das Scheol hinabstürzen läßt); aber es wird wieder aus dem Abgrunde heraufsteigen, (doch wird auch nach dem Tode dieser fünf Kaiser das Reich fortexistiren, nämlich unter dem sechsten V. 10, dieß ist die *Periode der Gegenwart*), wird aber doch noch zu Grunde gehen (es wird also zwar auch noch eine *Periode der Zukunft* für das römische Reich geben, aber eine sehr kurze; denn (V. 10, 11) schon unter und mit dem siebenten Kaiser wird es zu Ende gehen). Darüber werden sich nun die Heiden wundern, wenn sie sehen, daß das Thier war und nicht mehr ist (daß das römische Reich nach dem Tode der fünf ersten Kaiser ein Ende genommen zu haben scheint), ob es gleich noch ist (ob es gleich unter einem sechsten Kaiser noch fortexistirt), oder nach der Lesart: καὶ πάρεσται und daß es doch noch seyn wird (daß es doch noch unter einem sechsten und siebenten Kaiser fortexistiren wird). V. 9. Hierin liegt für den Weisen ein geheimer Sinn (nunmehr folgt gleichsam der Commentar über den 8 V.): die sieben Köpfe bedeuten sieben Imperatoren (βασιλεῖς); die fünf (ersten Imperatoren) sind gestorben (Julius Cäsar, Augustus, Tiberius, Caligula, Cajus), einer regiert gegenwärtig (Nero, unter welchem Johannes nach den sichersten äußeren und inneren Gründen die Apo-

kalyptse geschrieben hat); der sechste ist noch nicht vorhanden; wenn er aber zum Vorschein kommen wird: so wird er nicht lange regieren. (Johannes dachte sich den Untergang des römischen Reiches sehr nahe, welches auch aus anderen Äußerungen desselben in der Apokalypse ersichtlich ist. Unter dem sechsten Kaiser, unter Nero, schrieb er; und nur noch Einer, der Siebente, glaubte er, würde nach ihm das Reich beherrschen. Mit und unter diesem werde das Reich zu Grunde gehen. Ein achter Kaiser werde also gar nicht zum Vorschein kommen. Dieß sagt Johannes ganz bestimmt in dem folgenden Verse:) V. 11. Das Thier, das ist der achte selbst (ein achter Imperator wird nicht zum Vorschein kommen, aber das römische Reich selbst kann man als diesen zählen), denn es gehört den sieben an (weil diese sieben über dasselbe geherrscht haben: so kann es also mit ihnen in gleiche Reihe treten, und gleichsam als der achte gezählt werden) und wird (unter dem siebenten Imperator, dem Nachfolger Nero's) zu Grunde gehen. Wenn auch nach dieser Erklärung manche kleinliche Spielerey in der johanneischen Darstellung zurückbleibt: so vergleiche man nur den Typus des Apostels, die ähnlichen spielenden Expositionen in dem Buche Daniel. — Cap. XVIII sieht Hr. E. wieder βαβυλων als Symbol der Abgötterey an, die hier vornehmlich in ihrer Eigenschaft, als der Sinnlichkeit schmeichelnd und fröhnend, und den sinnlichfrohen Lebensgenuss fördernd, gezeichnet sey. In der Erklärung der folgenden Capitel bieten sich keine Eigenthümlichkeiten von sonderlicher Erheblichkeit dar, die sich nicht schon aus der Ansicht des Vfs. von dem Zwecke des ganzen Buches von selbst erkennen ließen.

Sollen wir zum Schlusse dieser Anzeige noch ein Wort über den Charakter dieser neuen Auslegung der Apokalypse sagen: so müssen wir gestehen, daß sie uns mit den *allegorischen* Deutungen dieser Schrift in Eine Classe zu fallen scheint. Sie hat noch außerdem das Nichtempfehlende, daß sie die innere Ökonomie des Buches zerrüttet, und dasselbe zu einem Gemengsel unzusammenhängender prophetisch-symbolischer Rhapsodien macht. Und doch ist Plan und strenger Zusammenhang darin so deutlich und schön vor die Augen gelegt!

1041.

e. o.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Kleine Privatagende oder Auszug (aus) der Kirchenordnung, zum Gebrauch bey Haustausen, Privatcommunions und Begräbnissen, nebst einigen neuen Formulare bey der Taufhandlung*, in diese bequeme Form gebracht von C. J. Mühle. 1806. 46 S. kl. 8. (4 Gr.)

Eine ganz unbedeutende Schrift, welche gar keine Anzeige verdiente, wenn nicht Mancher, durch den Titel verführt, etwas Neues zum liturgischen Gebrauch in derselben suchen dürfte, und daher eine Warnungs-Anzeige nöthig wäre. Hr. M. (vermutlich ein Glöckner), fand es unbedeutend, daß Prediger bey Privatamtsverrichtungen neben den Hostien und Weingefäßen sich mit dem Priesterrock und auch wohl noch mit dem schweren Kirchenbuch tragen sollten,

und liefs daher diese Bogen drucken. Es kommen darin außer den alten Formulare bey der Taufe, Privatcommunion, und Begräbnissen, noch 2 neue, aber schon bekannte, Taufformulare vor. Gewiss eine vergebliche Mühe, die Hr. M. auf sich nahm, ob er gleich hofft, es werde jeder Pastor, Prediger, Diakonus, Cantor, Glöckner u. s. w. ihm für diese Arbeit danken. Dem Rec. ist nicht ein einziger Prediger bekannt, der einer solchen Erleichterung bedürfte. Übernimmt denn nicht gewöhnlich jene Geschäfte der Glöckner, Küster, Schuldiener, und andere Personen, welche dafür ein kleines Accidens erhalten? Und was haben denn diese bey dergleichen Amtsverrichtungen viel zu thun, wenn sie auch der Mühe, das Kirchenbuch zu tragen, überhoben seyn wollen?

Ker.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 M A Y, 1811.

J U R I S P R U D E N Z.

CASSEL, in d. königl. Druckerey: *Bulletin des Loix du Royaume de Westphalie. Tome III.* Contenant les Decrets rendus pendant le deuxième semestre 1809. No. 33 — 52. XIX. 16 u. 615 S. — *Tome I* de l'an 1810. Contenant les Loix et Decrets rendus pendant le premier trimestre 1810. No. 1 — 16. XIX. 20 u. 685 S. — *Tome II* de l'an 1810. Contenant les Decrets insérés depuis le 1 Avril — 31 Aout 1810. XXVII. 40 u. 524 S. — *Tome III.* Contenant les Decrets rendus pendant les quatres derniers mois de 1810. XXVII. 23 u. 542 S. 8 — Auch mit gegenüberstehendem deutschem Titel und Texte. (Der Jahrgang Subscription bey den Posten und General-Ernehmern in dem Königreiche Westphalen 12 Franks.)

(Vgl. Jen. A. L. Z. 1810. No. 51. 52.)

Rec. fährt fort, durch eine kurze Anzeige der merkwürdigsten, dem westphälischen Gesetzbulletin einverleibten Gesetze und k. Decrete, das auswärtige Publicum von den Fortschritten der Legislation in dem Königreiche Westphalen zu belehren.

(No. 97.) Der Tod *Johannes von Müller*, welcher, seitdem er von dem Posten eines Minister-Staats-Secretärs abgegangen war, das wichtige Amt eines Generaldirectors des öffentlichen Unterrichts bekleidet hatte, erfüllte mit Trauer jeden denkenden Westphalen, vorzüglich aber die Vorsteher und Mitglieder öffentlicher Unterrichtsanstalten. Nach einem solchen Vorgänger war ein Nachfolger schwer zu finden. Der König fand ihn, unter dem Beyfalle eines jeden gelehrten Staatsbürgers, in der Person des Staatsraths Baron von *Leist*, und ernannte diesen durch ein Decret v. 1 Jul. 1809 an *Müllers* Stelle wiederum zum Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. Nicht leicht ist eine Erwartung mehr erfüllt, als die, welche das Publicum sogleich von dieser Ernennung hegte. Anderthalb verfloßene Jahre lassen jetzt bereits darüber urtheilen. Der Baron von *Leist*, selbst einst berühmter akademischer Lehrer, und als solcher genau mit unseren höheren gelehrten Bildungsanstalten bekannt, deren Geist und Einrichtung der Mehrzahl der Ausländer noch stets ein Räthsel blieb, nahm sich des öffentlichen Unterrichts, besonders des höheren, mit einer solchen Thätigkeit an, daß Resultate entstanden, von denen, selbst in ruhigen und in jeder Hinsicht glücklichen Zeiten, in dem Mafse keine, oder wenige Beyspiele vorhanden waren. Neue

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

berühmte Lehrer wurden berufen; den vorzüglichsten der älteren wurden erhöhte Befoldungen und öffentliche Ehrenbezeugungen zu Theil; talentvolle Jünglinge wurden unterstützt und der Militärconscription entzogen; Bibliotheken wurden vermehrt und ihr Local verschönert; der Bau einer neuen Sternwarte zu Göttingen angefangen und die nöthigen Fonds zu ihrer Vollendung zugesichert, und vor allem anderen, die bisherigen fünf Universitäten des Königreichs wurden, ohne daß man sich an ihren geheiligten Fonds vergriffen hätte, in drey vereinigt. Auch die, den gelehrten Blättern des Inlandes zugesicherte Postfreyheit ist, selbst in solchen Blättern, deren Vertrieb durch das erhöhte Porto leider erschwert worden ist, dennoch dankbar zu erwähnen. — Diese und mehrere Einrichtungen sind gewifs den Vorträgen des Staatsraths von *Leist* besonders zu verdanken, und gern wird sein Name neben dem eines *Münchhausen*, der um die gesammte europäische Cultur so große Verdienste sich erwarb, von der Nachwelt genannt werden. Wenn erst eine gleiche Sorgfalt, wie den höheren Bildungsinstituten zu Theil wurde, auch auf die niederen Schulen, besonders der Mittel- und Districts-Städte, deren Lehranstalten hin und wieder in dem schlechtesten Zustande sind, verwendet seyn wird: so wird gewifs das Königreich Westphalen jedem anderen Staate, in Hinsicht der Größe und Trefflichkeit der Unterrichtsanstalten, gleich und sogar vorgefetzt werden müssen. Möge Hr. v. *Leist* sich bald dieses neue Verdienst um Westphalen zu erwerben!

(No. 105.) Sehr merkwürdige Dispositionen enthält das k. Decret v. 27 Jul. 1809, wodurch *das die Leibeigenschaft aufhebende Decret* v. 23 Januar 1808 erklärt wird. Als eine Folge der constitutionsmäßigen Abschaffung der Leibeigenschaft, wurden durch das letztere Decret alle persönlichen Dienste für aufgehoben erklärt, welche nicht in Rücksicht der Überlassung eines Grundstücks geleistet werden mußten; unter den Diensten aber, die zu der Kategorie derjenigen gehörten, die in Rücksicht der Überlassung eines Grundstücks oblagen, wurden diejenigen, ohne irgend eine Entschädigung, aufgehoben, welche dadurch, daß sie völlig willkürlich waren, das Schicksal der Dienstpflichtigen, ohne alle Einschränkung, hätten härter machen können. Da nun die Erklärung mehrerer Ausdrücke in dem Decrete v. 23 Jan. 1808 Schwierigkeiten fand: so wurde dasselbe durch das gegenwärtige Decret erklärt, und genau bestimmt, welche Frohdienste als noch bestehend, und welche

D d

hingegen als aufgehoben zu betrachten sind. Nur jene Hand- und Spann-Dienste sind beybehalten, die als eine Folge und der Preis der geschehenen Überlassung eines Grundstücks oder Einräumung eines dinglichen Rechts betrachtet werden können. — Ausnahme machen Gemeinde-Frohn, Landes-Frohn oder Landfolge. — Der Dienstherr kann indess nicht mit dem Beweise der geschehenen Überlassung eines Grundstücks oder dinglichen Rechts belastet werden; vielmehr wird dieselbe aus dem Besitze, worin sich der Dienstpflichtige befindet, vermuthet, selbst wenn der gegenwärtige Dienstherr das Grundstück oder dingliche Recht nicht sollte überlassen haben. — Folgende Frohndienste sollen in Zukunft nicht mehr gefodert werden können: 1) Diejenigen, welche wegen der Lehnsvorbindung oder des verliehenen Schutzes geleistet werden mußten. 2) Die Jagdfrohn, ohne alle Einschränkung. 3) Die ungemessenen Dienste. Als solche werden *nicht* betrachtet diejenigen, welche durch ihre Quantität oder durch die Anzahl der Tage bestimmt sind; diejenigen, welche es dadurch sind, daß die Größe der Grundstücke bestimmt ist, von welchen die Dienstfähigen zu dienen verpflichtet sind. Aufgehoben sind die Baudienste, Baufrohn, Burgfeste, es sey denn, daß bey denselben die Anzahl der Tage bestimmt wäre. — Vielleicht wäre es nicht unbillig gewesen, wenn das Gesetz, statt die unbestimmten Dienste, ohne alle Entschädigung für den Dienstherrn, aufzuheben, solche auf bestimmte, nach einem billigen Maßstabe, reducirt hätte. Rec. sind Beyspiele bekannt, wo von zwey benachbarten Gutsbesitzern der eine wöchentlich vier Spanndienstage, der andere aber unbestimmte Spanndienste von seinen Dienstpflichtigen zu fordern berechtigt war. Der letztere konnte also, wenn er hart und unbillig seyn wollte, *sechs* Dienstage fordern. Nie machte er aber von diesem Rechte Gebrauch, sondern er foderte selten mehr als zwey Dienstage. Sollte er jetzt sich nicht zu beklagen haben, daß er sein Recht, *sechs* Dienstage zu fordern (denn auf eine mehrere Tage konnte doch kein unbestimmter Dienst ausgedehnt werden), verlor, während sein Nachbar das Recht, *vier* Dienstage wöchentlich zu fordern, behielt? Sollte es nicht ganz der wohlthätigen Absicht des Gesetzgebers entsprochen haben, wenn alle Dienste, bestimmte und unbestimmte, auf das *Maximum* von zwey wöchentlichen Diensttagen, in sofern sie solches überschritten, reducirt wären? Rec. hält dafür, daß hiedurch mehrere Dienstpflichtige an der Wohlthat des Gesetzes Theil erhalten hätten, ohne daß ein Dienstherr bedeutend in seinen Eigenthumsrechten gekränkt wäre. Vielleicht ist eine Modification dieser Gesetzgebung von der Weisheit der Regierung noch zu erwarten.

(No. 109.) Nicht leicht ist eine gesetzliche Verfügung mit größerer Sehnsucht von den Staatsbürgern erwartet, und nicht leicht war eine solche dringenderes Bedürfnis, als eine *Sporteltaxe* für die Friedensgerichte und Tribunale erster Instanz in dem Königreiche Westphalen. Zahllos und unerhört waren die Mißbräuche, welche der Mangel solcher gesetz-

lichen Bestimmungen herbeyführte. Das gegenwärtige Decret v. 21 Jul. 1810 setzt die *Sporteltaxe* für die Friedensgerichte fest, und *anderthalb Jahre* nachher ist auch eine Taxe für die Tribunale erster Instanz erschienen. Bey Befehl werden wegen Überschreitung der Taxe bewirkt der Präsident des Districttribunals entweder selbst, oder durch einen von ihm dazu beauftragten Richter, die Festsetzung, und verordnet nöthigenfalls die Zurückzahlung des zu viel Bezahlten. Die Sporteln selbst fließen in eine Casse, deren Betrag so vertheilt wird, daß der Friedensrichter $\frac{1}{3}$, und sein Greffier $\frac{2}{3}$ davon erhält. — Vielleicht wäre es zweckmäßig gewesen, dieses Sporteln-Emolument, wie bey den Districttribunalen geschehen ist, auf ein *Maximum* festzusetzen. Denn nicht allein erhalten die Friedensrichter in den größeren Städten durch die Sporteln eine ganz unverhältnißmäßig hohe Einnahme, sondern der eigene Vortheil reißt auch Manchen, aller Wachsamkeit der königl. Procuratoren ungeachtet, zu einem gesetzwidrigen Sportuliren hin, obgleich dieses im Wiederholungsfalle mit Suspension und Absetzung bestraft wird. Die Sporteltaxe selbst sind außerst billig, und werden sie stets gehörig befolgt: so kann sich gewiß Niemand über kostspielige Justiz bey den Friedensgerichten beschweren, eine Klage, die man so allgemein hört. So wird z. B. das Protocoll, worin die Klage enthalten ist, nebst der Vorladung mit 1 Frank 30 Cent. (1 Fr. = 6 gr. 2 pf. Conv. G.) bezahlt. Eine öffentliche Audienz mit 2 Fr. Ein interlocutorisches Urtheil mit 2 Fr. Ein Endurtheil, auf den Vortrag beider Theile, mit 4 Fr. In Processfachen von 20 Fr. und darunter wird für die ganze Verhandlung, nebst dem Erkenntnis und den Schreibgebühren, nur 1 Fr. 50 Cent. bezahlt. Die Hälfte der ordinären obgedachten Sätze hat Statt, wenn der streitige Gegenstand 20 bis 148 Fr. beträgt; das Doppelte, wenn der Gegenstand 3000 Fr. und darüber, und das Dreyfache, wenn er 10000 Fr. und darüber beträgt.

(No. 110.) Das k. Decret v. 1 Aug. 1809 errichtet eine *Verwaltung der Brücken, Chaussees und öffentlichen Gebäude*. Es ist diese mit der Generaladministration der Berg- und Hütten- Werke in der Person desselben Generaldirectors vereinigt.

(No. 114.) Das k. Decret v. 10 Aug. 1809 enthält die Bestimmungen, daß alle gelehrten *Zeitung*en und alle *Monats-* und *Zeit-Schriften*, welche ein- oder zweymal des Monats oder in größeren Zeiträumen und in Hefen von mehr als zwey ganzen Bogen erscheinen, sowohl von den Buchhändlern als von der Post abgesetzt werden können.

(No. 117.) Das k. Decret v. 17 Aug. 1809 erkennt die *gerichtlichen* und *Pupillen-Deposit*en, die in den Jahren 1806 und 1807 aus den öffentlichen Cassen an die *französischen Armeen* verabsolgt sind, für Staatsschuld an.

(No. 121.) Das k. Decret v. 18 Aug. 1809 bestimmt die Art und Weise, wie die nicht aufgehobenen *Dienste* und *Grundabgaben* sollen abgelöst werden können. — Nach der in diesem Decrete enthaltenen, *nachher in Hinsicht der Zehnten* durch fer-

vere gesetzliche Verfügungen sehr modificirten Legislation, können alle nicht aufgehobenen Dienste, Zinsen, Zehnten und alle übrigen Arten von Grundabgaben von den Pflichtigen unter folgenden Bedingungen abgelöst werden. *Geldzinsen* oder *Geldrenten* werden durch Erlegung des zwanzigfachen Betrages abgekauft, es sey denn, daß die Größe des Capitals in der ursprünglichen Urkunde bestimmt wäre. Alle *Fruchtzinsen* und *Fruchtprästationen* Tollen nach den Durchschnittspreisen, welche aus den an den Districtshauptorten Statt gefundenen Marktpreisen hervorgehen, abgeschätzt werden, so daß bey Formirung des Durchschnittes die letzten dreißig Jahre vor demjenigen Zeitpunkte, wo der Abkauf verlangt wurde, zum Grunde gelegt werden. Die aus dieser Rechnung sich ergebende Summe eines Jahres soll durch Erlegung des 25fachen Betrags derselben abgelöst werden können. Die nicht aufgehobenen *Dienste* Tollen von drey Sachverständigen, welche von den Dienstherrn, Dienstpflichtigen und Tribunalspräsidenten ernannt werden, abgeschätzt werden. Die Sachverständigen müssen bey Bestimmung des Werthes derjenigen Dienste, die zur Cultur und Benutzung der Grundstücke geleistet werden, die gerechte und verhältnißmäßige Schadloshaltung zum Grunde legen, welche dem Dienstherrn gebührt, um denselben wegen der Kosten, die er in Zukunft für die durch Dienste bisher verrichteten Arbeiten aufzuwenden wird genöthigt seyn, entschädigen. Die durch diese Berechnung herauskommende jährliche Summe soll, gegen Erlegung des 25fachen Betrags derselben, abkäuflich seyn. Doch sind die Dienstpflichtigen nicht verbunden, das Capital selbst zu erlegen, sondern es steht ihnen frey, es mit 5 Procent zu verzinsen. — Die in dem gegenwärtigen k. Decrete vorgeschriebene, äußerst gerechte und billige Methode, wie bey der Ablösung der Fruchtzehnten zu Werke gegangen werden sollte, ist durch ein späteres k. Decret (v. 7 Sept. 1810) größtentheils wieder aufgehoben, da jene ersten Dispositionen nur einen geringen Erfolg zeigten. Rec. beschränkt sich daher, zur Ersparung des Raums, nur kürzlich die letzteren, *jetzt geltenden Verfügungen* anzuzeigen. Zum Behuf der Ablösung der Zehnten und anderer Grundabgaben, soll in jedem Departement ein Ausschuss errichtet werden, welcher aus dem Präfecten und dem Präfecturrathe besteht. Diejenigen, welche von der Ablösungsbefugniß Gebrauch machen wollen, haben sich an diesen Ausschuss zu wenden, dessen Pflichten sodann darin bestehen, auf irgend eine Art eine gütliche Vereinbarung unter den Partheyen zu bewirken. Über den Durchschnittspreis des Korns, Stroh, der Thiere etc., wovon der Zehnte zu entrichten ist, soll für jeden District eine Tabelle von dem Unterpräfecten, dem Maire des Districtshauptortes und den Mitgliedern des Districtsrathes, welche sich daselbst aufhalten, verfertigt werden. Diese Tabelle soll nach dem Durchschnittspreise gemacht werden, den in dem Districte die den Zehnten unterworfenen Gegenstände während 30 Jahren gehabt haben. Die beiden theuersten und die beiden

wohlfeilsten Jahre werden abgezogen. Können die Partheyen über die Ablösung des Zehntens sich nicht vereinigen: so geschieht dieselbe nach Anleitung der gedachten Tabelle, und zufolge eines von Sachverständigen darüber auszustellenden Gutachtens, auf welche Quantität von Korn, Stroh, Vieh u. s. w. der Zehntherr, ein Jahr in das andere gerechnet, sich Hoffnung machen konnte. Ist der Zehnten, welcher abgelöst werden soll, seit 30 Jahren verpachtet gewesen: so geschieht die Ablösung lediglich nach dem Durchschnittspreise der Pachtcontracte. Der Ablösungspreis besteht in dem 25fachen jährlichen Betrage des Zehntens, so wie solcher entweder durch Sachverständige oder durch die Pachtcontracte bestimmt wurde. *Die Zehntherrn können das Ablösungscapital nicht baar fodern.* Es wird in eine Rente verwandelt, welche dadurch entsteht, daß es jährlich mit 5 Procent verzinst wird: diese Rente wird zwischen Martini und Weihnachten, entweder in Geld oder in Korn, nach dem Marktpreise entrichtet. Sie hat den Vorzug vor allen übrigen Schulden, mit alleiniger Ausnahme der Grundsteuer. Jeder Zehntpflichtige kann für seine Person die Ablösung des Zehntens und die Verwandlung desselben in eine Rente verlangen, ohne daß er deshalb mit den übrigen Zehntpflichtigen derselben Feldmarkt sich zu vereinigen hat. — Es steht nun zu erwarten, welche Folgen dieses Decret im Königreich Westphalen haben wird. So viel ist nicht zu leugnen, daß es viel vortheilhafter für den Zehntpflichtigen als den Zehntherrn ist, indem nicht nur durch die Zerstückelung eines Zehntens, durch einzelne Ablösungen, demselben ein bedeutender Theil des Werthes entzogen, sondern auch selbst der Rente dadurch Vieles von ihrem Werthe genommen wird, daß sie von dem Pflichtigen willkürlich in *Getreide* entrichtet werden kann, welches in der Regel das möglichst schlechteste seyn wird. Doch vielleicht findet der höchste Gesetzgeber Westphalens, daß er den Zehntpflichtigen zu viel einräumte, und modificirt eine Verfügung, wodurch eine große Classe von Eigenthümern einen großen Verlust an ihrem Vermögen leidet.

(No. 125.) Das k. Decret v. 9 Sept. 1809 schafft die bisherige *Rittersteuer* ab.

(No. 128.) Das k. Decret v. 27 Sept. 1809 erhöht den Preis des *Salzes* um $\frac{1}{3}$.

Das k. Decret v. 16 Oct. 1809 verordnet die Prägung von einer Million Franken in *Billan und Kupfermünzen*. Die öffentlichen Cassen können bey ihren Zahlungen ein Procent in Kupfergelde und ein Procent in Billan bezahlen.

(No. 135.) Das k. Decret v. 13 Oct. 1809 enthält Verfügungen über das Schicksal der *Nonnen, welche dem Klosterleben entsagen*. Es steht den Äbtissinnen, Priorinnen und Laienschwestern der aufgehobenen Klöster frey, dem Klosterleben zu entsagen, und sich einen schicklichen Wohnort im Königreiche zu wählen. Finden sie keinen schicklichen Wohnort: so sind sie verbunden, das Klosterleben in einem Kloster ihres Ordens fortzusetzen. (Nachher sind jedoch

stämmtlichen Klöster im Königreiche Westphalen aufgehoben.) Zur Pension erhalten: eine Äbtissin jährlich 1200 Fr., eine Priorin 700 Fr., eine Nonne 600, eine Laienschwester 300 Fr. Ob eine katholische Nonne, welche dem Klosterleben entsagt hat, heirathen könne, ist nicht bestimmt. Rec. sollte glauben, daß eine solche Heirath unbedenklich sey, da das Gesetzbuch Napoleons klösterliche Gelübde nicht unter die Ehehindernisse zählt, und es im Königreiche Westphalen (außer für das Militär) keine anderen Ehehindernisse giebt, als die sind, welche der C. N. aufzählt.

(No. 138.) Das k. Decret v. 27 Oct. 1809 hebt die *militärischen Specialtribunäle* auf, welche bisher im Königreiche bestanden.

Das k. Decret v. 16 Nov. 1809 enthält einen neuen *Codex der Militärconscription*, in 276 Artikeln, worin die bisher in mehreren königl. Decreten und Gutachten des Staatsraths zerstreut gewesene Legislation in Conscriptionsfachen, doch in manchen Puncten modificirt, zur großen Bequemlichkeit des Publicums vereinigt ist. Im Ganzen sind natürlich wieder dieselben constitutionsmäßigen Grundsätze in diesem Codex aufgestellt, welche das k. Decret v. 25 April 1808 (S. Jen. A. L. Z. 1809. No. 6) bereits vorschrieb; jedoch werden die Staatsbürger Westphalens mit Vergnügen bemerkt haben, wie sehr es sich die Regierung angelegen seyn liefs, alle diejenigen Rücksichten eintreten zu lassen, welche, ohne daß das Princip selbst angegriffen würde, irgend Statt haben konnten. So z. B. kann eine vorläufige Befreyung von der Conscription ertheilt werden: 1) solchen Individuen, die sich durch ihre Talente und erworbenen Kenntnisse auszeichnen, besonders wenn sie zu der Classe derjenigen gehören, welche sich dem öffentlichen Unterrichte und dem geistlichen Stande widmen; 2) denjenigen, welche sich durch irgend eine Art von Kunstfleiß dergestalt auszeichnen, daß großer Nutzen für den Staat davon zu erwarten ist. An das Ende der Reserve werden die Arbeiter in den königl. Fabriken, Manufacturen und den Bergwerken gestellt, und an das Ende des Depots einzige Söhne 60jähriger Ältern, welche zu deren Unterhalte nothwendig sind; der älteste Bruder vater- und mutterloser Kinder unter 18 Jahren; jeder, dessen Bruder sich, nur nicht als Officier, in wirklichem Dienste bey der Armee befindet. Ubrigens ist in diesem Codex die Procedur bey Verfertigung der Listen, der Untersuchung der Conscribirten durch den Unterpräfecten und den Recrutirungsrath mit der äußersten Deutlichkeit und Bestimmtheit vorgeschrieben, so daß Irrthümer in der Form von den bey der Conscription mitwirkenden Staatsbeamten, bey einiger Aufmerksamkeit, wohl nicht leicht Statt haben können.

(No. 145.) Das k. Decret v. 29 Nov. 1809 erfüllt den feyerlich gekußerten Wunsch der Stände des Königreichs, und bewilligte den Mitgliedern der *Gerichtshöfe* und *Tribunäle*, v. 1 Jan. 1810 an gerechnet, bedeutend *erhöhte Befoldungen*. Es erhalten nach diesem Decrete bey dem Appellationshofe zu

Cassel: der erste Präsident 12000 Franken, die beiden anderen 9000, die 6 ersten Richter jeder 7000, die 12 folgenden jeder 6000, der Generalprocurator 9000, seine Substituten jeder 6000. Bey den Criminalgerichten der Präsident 6500, die Richter 4000, der Generalprocurator 5000. Bey den Tribunälen erster Instanz, nach der Verschiedenheit der Gröfse des Aufenthaltsorts des Tribunals, der Präsident 6500 (zu Cassel), 6000 und 5000, die Richter 4000, 3500, 3000 und 2500. Die Procuratoren des Königs 4500 und 4000. Im Hannöverschen sind nachher die Befoldungen der Justizbeamten auf eine gleiche Art bestimmt worden; doch erhalten die Mitglieder des Appellationshofes zu Celle nicht ganz dieselbe Befoldung als die des Appellationshofes zu Cassel. So erhält z. B. der erste Präsident zu Celle nur 9000 Fr., und der zweyte, wie auch der Generalprocurator, nur 8000 Fr. jährlich. Eine Vergleichung dieser Befoldungen mit den französischen ergiebt das Resultat, daß die oberen Justizbedienten, die Präsidenten und Generalprocuratoren der Appellationshöfe in Frankreich ungleich höher als in Westphalen, dahingegen in Westphalen die unteren Justizbehörden ungleich höher als in Frankreich besoldet werden.

(No. 146.) Das k. Decret v. 29 Nov. 1809 bestimmt die *Eigenschaften, welche erforderlich sind, um zu einer Stelle in einem Gerichtshofe oder Tribunale ernannt zu werden*. Es kann bey einem Appellationshofe Niemand zum Richter oder Generalprocurator ernannt werden, welcher nicht das 30 Jahr zurückgelegt, und wenigstens drey Jahr als Richter oder Generalprocurator bey einem Criminalgerichte, oder als Richter oder Procurator des Königs bey einem Tribunale erster Instanz, oder als Substitut des Gen. Proc. bey einem Appellationshofe gedient hat. Um Richter oder Generalprocurator bey einem Criminalhofe, oder Richter oder Procurator des Königs bey einem Tribunale erster Instanz zu werden, muß man 25 Jahr alt seyn, und zwey Jahr als Assessor gedient, oder als Friedensrichter oder Advocat sich ausgezeichnet haben. Alle Justizbedienten, selbst die Friedensrichter, müssen drey Jahr die Rechte auf Universitäten studirt haben. Es wird Niemand vor einer strengen Prüfung angestellt. Wer Mitglied eines Appellationshofes werden will, wird nochmals von einer Section dieses Gerichts geprüft, obgleich er schon bey einem Criminal- oder Civil-Gerichte, als Präsident, Richter oder Procureur des Königs (wie nothwendig ist), gedient hat. — Dieses k. Decret wird von den wohlthätigsten Folgen seyn; es wird verhindern, daß junge unerfahrene Männer sich nicht in die Gerichte drängen, und wird dazu beytragen, die studirenden Jünglinge, welche sich dem Richterstande widmen wollen, mit einem neuen Eifer zu erfüllen. Fing man doch schon an zu glauben, daß gründliche Kenntniß der römischen Jurisprudenz im Königreiche Westphalen entbehrt werden könne!

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 M A Y, 1811.

J U R I S P R U D E N Z.

CASSEL, in der königl. Druckerey: *Bulletin des Loix du Royaume de Westphalie* etc.

Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

No. 148.) Das kön. Decret v. 10 Dec. 1809 betrifft die bekannte *Vereinigung einiger Universitäten* und anderer Lehranstalten. Göttingen, Halle und Marburg sind künftig die einzigen Universitäten des Königreichs. Halle und Rinteln wurden mit ihnen *verunigt*. Die beiden Institute zu Klosterbergen und Liddagshausen traf ein gleiches Schicksal. Das Collegium Carolinum zu Braunschweig wurde durch eine Militärschule ersetzt. So hart diese Mafsregeln den Mitgliedern der aufgehobenen Anstalten zum Theil scheinen mochten: so nothwendig waren sie. Offenbar waren *fünf* Universitäten für den Umfang des Königreichs zu viel, und so war es nothwendig, als einige das stets harte Schicksal der Aufhebung erweisen mußte. Unter diesen wird *Helmstädt*, die Wiege von so manchen grofsen Gelehrten, gewifs am meisten beklagt: so wie durch die Aufhebung des Seminariums zu Riddagshausen am wenigsten verloren ist. Ubrigens versteht es sich von selbst, dafs sich der Staat nichts von den Gütern der aufgehobenen Institute ungeeignet hat: *Alles* ist von Neuem dem Zwecke geheiligt, dem es von den ersten Stiftern be-
nimmt war.

(No. 149.) Durch das kön. Decret v. 25 Dec. 1809 wird ein Ritter-Orden, unter der Benennung: *Orden der westphälischen Krone*, zur Belohnung der militärischen und Civil-Verdienste gestiftet. Der Orden hat zehn Groscommandeurs, von welchen drey Groscommandarien haben, dreyfsig Commandeurs und zweyhundert Ritter. Der König ist Grosmeister des Ordens. Der Gehalt der Groscommandeurs, welche eine Commendarieen haben, und der Commandeurs besteht jährlich in zweytausend Franken. Die Ritter empfangen jährlich zweyhundert funfzig Franken. Es sind dem Orden bedeutende Güter ausgesetzt, welche von einem General-Schatzmeister, der den Rang eines Staatsraths hat, verwaltet werden.

Tom. I. 1810. Das kön. Decret v. 21 Jan. 1810 ernennet eine *Commission für die Bittschriften*, von welchen die Supplicanten wünschen, dafs sie vor die Augen des Königs gebracht werden. Diese Commission besteht aus einem Staatsrathe, welcher den Titel General-Requtenmeister führt, und zwey
J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

Staatsraths-Auditoren. Diese letzteren verfertigen aus den Bittschriften Auszüge, und statten Vorträge daraus an den ersten ab. Der General-Requtenmeister legt wöchentlich einmal dem Könige die eingegangenen Bittschriften vor, und empfängt darüber dessen Befehle. Schwerlich giebt es im Königreiche ein wichtigeres und ehrenvolleres Amt, als das eines General-Requtenmeisters; welches bis jetzt der Hr. Graf von Meerveldt bekleidet.

(No. 15.) Das Gesetz v. 7 Febr. 1810 enthält das *Staats-Budget*. Die Contributionen für das J. 1810 sind folgendermassen festgesetzt: Grundsteuer 10 Mill. Frank. (die ehemaligen drückenden Additionalcentimen sind aufgehoben); Personensteuer 4 Mill. Fr.; Patentsteuer 1 Mill. 400tausend Fr.; Consumtionssteuer 7 Mill. Fr.; Stempelsteuer 1 Mill. vierhunderttausend Fr.; Salzregal neunhunderttausend Franken. Der provisorische Credit für das Jahr 1810 besteht in Folgendem:

Für die öffentliche Schuld	4,500,000 Fr.
— die Civilliste	5,000,000 —
— den Staatsrath	320,000 —
— das Ministerium der Justiz	1,902,466 — 68 Cent.
— das Ministerium des Staatssecretariats und der auswärtigen Angelegenheiten	1,090,000 —
— das Ministerium der Finanzen, des Handels und des Schatzes	7,450,000 —
— das Ministerium des Krieges	10,500,000 —
— das Ministerium des Innern	3,809,419 — 58 Cent.
Summe	34,571,886 Fr.

(No. 16.) Das kön. Decret v. 31 Jan. 1810 enthält Verfügungen über die *Dotation des Ordens der westphälischen Krone*, über die Verwaltung seiner Güter und Einkünfte, und über das zur Erziehung der Töchter von Mitgliedern des Ordens bestimmte kön. Haus. Dieses letztere soll zu *Kauffungen* eingerichtet werden, und die Einkünfte des bisherigen Capitels daselbst, in sofern sie die jährlichen Ausgaben übersteigen, sind zur Begründung des königl. Hauses angewiesen. Die Zahl der Zöglinge besteht aus 25, und kann bis auf 50 vermehrt werden. Sie erhalten einen Brautchatz von 12,000 Fr. Die Erziehung wird von besonders ernannten Damen besorgt. Das Ganze steht unter der Aufsicht des Groskanzlers des Ordens.

(No. 18.) Das kön. Decret v. 5 Febr. 1810 enthält die *Statuten des westphälischen Ordens*. Rec. übergeht ihren Inhalt, da sie von mehreren Journalen in Deutschland vollständig bekannt gemacht sind. Das bertuchtsche *Modejournal* hat auch (freylieh sehr
Ee

schlecht gerathene) Abbildungen, sowohl von den alten als neuen Ordenszeichen, mitgetheilt.

(No. 23.) Das Gesetz v. 14 Febr. 1810 enthält die revidirte *correctionelle Processordnung*, welche der Gegenstand einer besondern Recension seyn wird.

(No. 36.) Das kön. Decret v. 15 März bestimmt die *Personalsteuer* für das Jahr 1810. Die durch diese Steuer aufkommenden Summen fließen lediglich in die Amortisationscasse, und werden gewissenhaft einzig und allein zur Bezahlung der Staatsschulden und ihrer Interessen verwendet. Diese Steuer theilt sich in zwey Abtheilungen. I) Die *eigentliche Personalsteuer* soll nach Köpfen und monatsweise von allen westphälischen Unterthanen und im Königreiche wohnhaften Fremden, welche das 16 Jahr zurückgelegt haben, bezahlt werden. Sie wird in 10 Classen erhoben. In der 1ten Classe bezahlt Jeder für sich, seine Frau und Kinder 1 Fr. 34 Cent. monatlich, in der 2ten 1 Fr. 17 Cent., in der 5ten 66 Cent., in der 9ten 25 Cent., in der letzten 17 Cent. Für die Domestiken wird in der 1ten und 2ten Classe 34 Cent., und in den übrigen 25 und 17 Cent. bezahlt. Rec. muß gestehen, daß es ihm scheint, als wenn der Umstand, Frau und Kinder zu haben, in den jetzigen Zeiten eher der Maßstab zu einer *Verminderung* als zu einer *Erhöhung* der Steuer seyn müßte. Er möchte daher vielmehr vorschlagen, die sich jetzt, besonders in den höheren Ständen sehr mehrenden *Hagestolzen* mit besondern Steuern, anzusetzen. Gewiß wäre die Verordnung: *Jeder Hagestolz der 4 ersten Classen soll so besteuert werden, als wenn seine Familie aus fünf steuerpflichtigen Mitgliedern bestünde*, im höchsten Grade gerecht. II) Die *Einkommensteuer* ist gänzlich unabhängig von der Personensteuer, und unendlich schwieriger aufzubringen. Sie wird von dem reinen Ertrage der Grundstücke, Renten, Gefälle, Appanagen, Pachtungen, Domänen, Befoldungen, bestimmten Remissen, Sporteln, Pensionen und überhaupt Einkünften aller Art erhoben, doch nur von denen, welche ein Einkommen von mehr als 1000 Fr. haben.

Die Steuerpflichtigen bezahlen jährlich nach dem Mittelanfatz:

von 1000 Fr.	bis 2000 Fr.	—	30 Fr.
— 2000 —	bis 3000 —	—	50 —
— 3000 —	bis 5000 —	—	80 —
— 5000 —	bis 8000 —	—	130 —
— 8000 —	bis 12000 —	—	200 —

u. s. w., bis endlich

von 200,000 bis 300,000 — — 5000 Fr.

Die Einzeichnung geschieht freywillig; doch, wird ein Betrug vermuthet: so haben Nachforschungen Statt. — Diese erhöhte Steuer wurde nothwendig, weil die bisher übliche, da Niemand höher als zu 50 Fr. taxirt werden konnte, die nöthigen Resultate bey weitem nicht hervorbrachte. Auch die gegenwärtige Steuer soll in der Ausübung Schwierigkeiten finden; doch hat sie bewirkt, daß die Amortisationscasse ihre Verpflichtungen pünktlich zu erfüllen im Stande gewesen ist.

(No. 37.) Enthält die Fortsetzung der besondern beurtheilten *bürgerlichen Processordnung*.

T. II. 1810. (No. 50.) Das k. Decret v. 12 April 1810 enthält die Verfügung, daß Jeder, welcher einen *un- derpfenfigen Conscripten oder Deferteur* in seinen Dienst, oder aus welchem Grunde es sey, bey sich *aufnimmt*, wenn er ihn nicht zuvor dem Canton-Maire vorgestellt hat, um seine Papiere und Pässe untersuchen zu lassen, mit *einjähriger Gefängnisstrafe* und einer Geldbusse von höchstens 5000 Fr. belegt werden soll.

(N. 55.) Das kön. Decret v. 2 May 1810 verordnet, daß, vom 1ten Jan. 1810 an, die von den ehemals *steuerfreyen Grundstücken* zu entrichtende *Grundsteuer* der von den so genannten steuerpflichtigen Grundstücken zu leistenden gleich gesetzt seyn solle.

(No. 57.) Das kön. Decret v. 23 May 1810 setzt die *Bedingungen* fest, um zum *Advocaten oder Procurator* ernannt zu werden. Advocat kann Niemand werden, wer nicht 22 Jahr alt ist, drey Jahre die Rechte auf einer Universität studirt, ein Jahr bey einem Advocaten gearbeitet hat, und ein Examen bestanden hat. Die Prüfung geschieht vor dem Gerichte, bey dem sich der Candidat meldet. Procurator kann Niemand werden, der nicht bereits Advocat gewesen ist. Hierin weicht also die westphälische Verfassung sehr wesentlich von der französischen ab, nach welcher der Stand eines Advocaten unendlich ehrenvoller als der eines Procuratoren (*avoué*) ist, so daß sich gewiß nicht leicht Jemand entschließen würde, den ersten mit dem letztern zu vertauschen. Der Advocat ist in Frankreich der gerichtliche *Redner*, der Procurator nur der einen bestimmten Mechanismus befolgende Instruent.

(No. 74.) Das kön. Decret v. 7 Jul. 1810 enthält die Verordnung und den bedeutend erhöhten Tarif über die Erhebung der *Stempelsteuer*. Der gewöhnliche Stempel, welcher zu jedem einzelnen Bogen gerichtlicher Verhandlungen, oder solcher, welche den Gerichten präsentirt werden können, anzuwenden ist, beträgt 25 Centimen. Auch der Erbschaftsstempel ist erhöht.

(No. 89.) Das kön. Decret v. 4 Aug. betrifft die Errichtung einer *Oberrechnungskammer* für das ganze Königreich. Die Rechnungen der höheren Rechnungsbeamten des Königreichs sind der Revision dieser Kammer unterworfen, welche nach der in Frankreich eingerichteten *chambre des comptes* organisiert ist und eine fast gerichtliche Einrichtung hat. Doch ist in Westphalen nicht, wie in Frankreich, ein *Ministère public* (Procureur des Staats) bey der Rechnungskammer angestellt. Sie besteht aus einem Präsidenten, sechs Rechnungsräthen und zwölf Referendarien. Die Kammer versammelt sich regelmäßig einmal in der Woche, um auf die Relationen der Rechnungsräthe über die definitiven Absolutorien der Rechnungsbeamten, oder über die Summen, welche ihnen zur Last bleiben, abzusprechen. Diefes Collegium hat seinen Sitz zu Cassel. Zum Präsidenten ist der Staatsrath

von Patje (ehem. Geh. Cabinetsrath zu Hannover) ernannt.

(No. 96.) Das kön. Decret v. 7 Aug. 1810 organisiert die *Gerichtsverfassung*, ganz auf den bekannten westphälischen Fuß, in den aus den ehemaligen hannoverschen Provinzen gebildeten Departements. Es werden bey dieser Gelegenheit die allgemeinen Wünsche der ehemaligen Hannoveraner von dem Könige erfüllt, und, statt des bisherigen Ober-Appellationsgerichtes zu Celle, an demselben Orte ein *Appellationshof* errichtet, welcher seine Gerichtsbarkeit über die Departementer des Norden, der Aller, der Ocker, der Elbe und der Nieder-Elbe erstreckte, von welchem Bezirke jetzt ein bedeutender Theil, nämlich die Districte *Haarburg, Nienburg, Brennerörde, Stade* und *Lüneburg* (fast gänzlich), durch die Vereinigung mit Frankreich, verloren gegangen sind. Der Appellationshof zu Celle besteht, außer den Präsidenten der Criminalhöfe des Ressorts, welche Mitglieder desselben sind, aus zwey Präsidenten, zwölf Richtern, einem Generalprocurator, und einem Substituten desselben. Das Gericht theilt sich in zwey Sectionen. Fast sämmtliche Mitglieder des ehemaligen Oberappellationsgerichtes sind wieder Mitglieder des Appellationshofes geworden, mit Ausschluss der Präsidenten, zu welchen der Canzleydirector *Rumann* zu Hannover und der Präsident *von Strombeck* zu Einbeck ernannt wurden. Die Criminalhöfe, Districts-Gerichte und Friedens-Gerichte sind ganz auf die bekannte westphälische Art, welche sich nur in Hinsicht der Criminalhöfe, die in Frankreich durch die *Cours d'assises* ersetzt sind, von der französischen unterscheidet, eingerichtet.

(No. 111.) Das kön. Decret v. 29 Aug. 1810 verordnet, dass die *öffentliche Schuld der vormals hannoverschen*, durch den pariser Vertrag vom 14 Januar 1810 mit Westphalen vereinigten Provinzen, bis durch ein Gesetz anders darüber verfügt seyn wird, von der öffentlichen Schuld der alten Departementer abgefordert verwaltet werden soll. Die Zinsen dieser Schuld sollen für das laufende Jahr mit zwey Procent bezahlt werden, welches auch wirklich, zur großen Freude der Staatsgläubiger, geschehen ist. — Man muß mit gerechter Ehrfurcht für eine Regierung erfüllt werden, welche, selbst in so schwierigen Zeiten, als die gegenwärtigen sind, statt darauf zu denken, sich ihren Verpflichtungen zu entziehen, nur darauf sinnt, wie sie erfüllt werden können.

(No. 119.) Das kön. Decret v. 29 Aug. 1810 bestätigt das *Landesökonomie-Collegium zu Celle*, welches bereits, durch veranlaßte und regulirte Gemeintheilungen, so viel Gutes stiftete. Es wäre unendlich zu beklagen, und als ein wahrer Landesverlust anzusehen gewesen, wenn ein so nützliches Institut in dem allgemeinen Strudel hätte untergehen sollen. Präsident dieses Collegii ist der durch Kenntnisse und Patriotismus ausgezeichnete ehemalige Landeshauptdirector *von Lenthe*.

T. III. 1810. (No. 115.) Das kön. Decret v. 4

Sept. führt für die Mitglieder der *Oberrechnungskammer* und der sämmtlichen *Gerichte* ein *Costüme* ein, welches genau dasselbe ist, dessen sich diese Behörden seit Jahrhunderten in Frankreich bedienen. Jemand, der jetzt einer westphälischen Gerichtssitzung beywohnt, glaubt sich in die Zeiten Ludwigs XI versetzt. Es läßt sich nicht leugnen, dass das Ganze einen sehr imponirenden Eindruck macht, und also für öffentliche Sitzungen zweckmäfsig ist.

(No. 138.) Das kön. Decret v. 30 Sept. 1810 enthält eine neue Organisation der Generalverwaltung der *Posten*, und erfüllet einen der gerechtesten Wünsche des Publicums dadurch, dass es das Brief- und Paquet-Porto auf eine sehr bedeutende Art heruntersetzt. Künftig kostet im Königr. Westphalen der einfache Brief (v. 12 Grammen) für die Entfernung von einer Meile 10 Cent., — bis 2 M. — 15 Cent., bis 6 M. — 20 Cent., bis 10 M. — 30 Cent., bis 15 M. — 40 Cent., bis 20 M. — 50 Cent. u. s. w. bis 100 M. — 1 Frank. 20 Cent. Gewiss läßt sich gegen das Porto für die *entfernteren* Distanzen nichts Bedeutendes einwenden; sollte es aber wohl ganz zweckmäfsig seyn, einen Brief, welcher nur 1 Meile zu gehen hat, mit 10 Cent. (8 Pf.) bezahlen zu lassen? Jemand, der z. B. einen dreyfachen Brief abzusenden hat, und Antwort erwartet, handelt weit vortheilhafter, wenn er mit seinem Briefe einen expressen Boten absendet, der ihm, in den meisten Gegenden, nicht mehr als 4 Gr. kosten wird. Nicht zu gedenken, dass die durch das Zusammentreten Mehrerer zur Absendung eines gemeinschaftlichen Boten Statt habende Defraude nicht zu verhindern steht; Rec. glaubt, dass das Porto für kleine, durch Boten leicht zu beschickende Distanzen das möglichst Geringste seyn muß, um solchergehalt den besondern Boten das Handwerk zu verderben. Ein Brief für 1 Meile sollte billig nicht mehr als drey Pfennige kosten; dann würde sich kein Bote mit Defrauden befassen, und der Staat würde, durch eine 10 und 20fache Menge der Briefe, für die geringen Entfernungen hinlänglich entschädigt werden, und zugleich sich den Dank des Publicums erwerben. — Acten, Manuscripte, Documente, welche über 60 Grammen (4 Loth) wiegen, werden mit der fahrenden Post versendet, und bezahlen, bis zu 8 Loth, 2faches; bis zu 16 Loth, 3faches; bis zu 24 Loth, 4faches; bis zu 1 Pfund, 5faches Briefporto. Noch schwerere Paquete sind *verhältnißmäfsig* noch wohlfeiler. Eine Inconvenienz, welche aus dieser Einrichtung entsteht, ist, dass ein drey- oder vierfacher Brief, da er noch mit der reitenden Post geht (welches oftmals dem Absender völlig gleichgültig ist), ein höheres Porto als ein Paquet von 4 oder 8 Loth (welches mit der fahrenden Post abgesendet wird) kostet. Hiedurch wird veranlaßt, dass die Briefe mit gleichgültigen Effecten beschwert werden, um sie mit der fahrenden Post absenden zu können. Es dünkt Rec., dass diese Inconvenienz dadurch hätte vermieden

werden können, daß man jedem Abfender freigestellt hätte, seine doppelten, drey und vierfachen Briefe mit der fahrenden Post gegen einfaches Porto abzuschicken. Diefes, vielleicht scheinbaren Unvollkommenheiten ungeachtet, ist dieses neue Reglement als eine dem Publicum erzeugte große Wohlthat zu verehren.

(No. 154.) Auch durch das kön. Decret vom 11 Nov. 1810 wird einer der heifsesten Wünsche des Publicums dadurch erfüllt, daß den Gerichtshöfen und Tribunalen eine Sporteltaxe vorgeschrieben wird. Die Taxe ist sehr mäßig, und richtet sich größtentheils nach der Größe des streitigen Objects. In das Detail hineinzugehen, erlaubt der Raum nicht; doch glaubt Rec. mit Recht behaupten zu können, daß diese Taxe im Ganzen gewiß bedeutend niedriger, als die bisher in den meisten Gerichten des Königreichs üblich gewesen, sey. Jetzt wird mit gleicher Sehnfucht, als bey der Sporteltaxe der Fall war, eine Taxe für die Procuratoren, Advocaten und Huissiers erwartet, für welche die jetzige Ungewissheit, inderh die alten Taxen keinesweges auf den neuen Proceß anzuwenden sind, eine wahre Fundgrube ist. Es läßt sich erwarten, daß ein Gouvernement, welches so Viel in so kurzer Zeit ordnete und schuf, und welches so unendliche Verdienste, besonders um das Justizwesen, hat, diesen Zustand der Ungewissheit bald zur Endschafft bringen wird.

(No. 164.) Das kön. Decret vom 26 Nov. 1810 hebt ein Urtheil des Tribunals zu Heiligenstadt auf, welches, ohne vorhergegangene kön. Autorisation, einen Huissier absetzt. Jenes Urtheil war dem 20 Art. des kön. Decret v. 11 März 1809 gänzlich entgegen, und konnte daher keine andere als die erlittene Folge haben. In Frankreich würde ein solches nichtiges Erkenntnis auf den Antrag des Generalprocurators bey dem Cassationshofe cassirt seyn. In Westphalen versteht der Staatsrath die Functionen des Cassationsgerichts; doch ist kein Generalprocurator dabey angestellt.

(No. 170.) Das kön. Decret v. 1 Dec. 1810 ist eines der merkwürdigsten, welche bis jetzt in Westphalen erlassen sind: es werden nämlich durch dasselbe alle *Capitel, Klöster und geistlichen Stiftungen* im ganzen Umfange des Königreiches *aufgehoben*. Von dieser allgemeinen Aufhebung sind lediglich ausgenommen: die dem öffentlichen Unterrichte ausschließlich gewidmeten Stiftungen, das Stift Wallen-

stein, dessen Fortdauer in den Statuten des königl. Ordens der Krone bestimmt ist. Die Capitel der Domstifter, an deren Spitze ein Bischof steht, werden neugebildet. Alle Güter der aufgehobenen Stiftungen sind mit den Staatsdomänen vereinigt. Sie werden zum Theil zum Besten der Schuldenadministration des Königreichs allmählich verkauft.

(No. 175.) Das kön. Decret verordnet im Wesentlichen, daß v. 1 Febr. 1811 an gerechnet die Instructionen der *Appellationen*, welche in den alten Sachen bey den Appellationshöfen zu Cassel und Celle anhängig sind, nach den Regeln des neuen, mündlichen Verfahrens geschehen sollen, wenn kein anderes Actenstück, als die Deductions- oder Beschwerden-Schrift, gegen das Erkenntnis beygebracht worden. Dieses Verfahren ist ganz der französischen Jurisprudenz angemessen, welche den Proceß in der Appellationsinstanz für ein ganz neues, mit dem Verfahren, welches in erster Instanz Statt hatte, in keiner Verbindung stehendes Verfahren ansieht. Da jedoch nach der gegenwärtigen Verordnung die Acten der Gerichte erster Instanz bey der Instruction und den Entscheidungen in der Appellationsinstanz, *nach wie vor*, benutzt werden sollen, eine solche Benutzung sich aber nicht anders gedenken läßt, als daß ein Referent ernannt wird, der einen Vortrag daraus thut: so läßt sich nicht leugnen, daß, da nun zu diesem Vortrage aus den Acten noch die gerichtlichen Reden der Sachwalter hinzukommen, die Arbeiten der Gerichte durch diese neue Verfügung vermehrt werden. Statt, daß sonst in der Appellationsinstanz durch Relationen in einer Sitzung oft zwey oder drey Sachen definitiv entschieden wurden, wird jetzt jeder Sache, in der Regel, wenigstens eine ganze Sitzung gewidmet werden müssen. Vielleicht findet in der Folge eine Veränderung dieser Legislation Statt.

Rec. schließt hier die Anzeige einer Gesetzsammlung, welche unter die merkwürdigsten Europäer gehört, mit dem Bedauern, nur so Weniges, und dieses Wenige oft so unvollständig haben sagen zu können, und fügt den heißen Wunsch hinzu, daß das Schicksal ein Königreich in seinen Schutz nehmen möge, dessen Regierung in so wenigen Jahren so Viel zum Wohl seiner Bürger that, und, welches ganz belebt von dem Geiste der schönsten Humanität, eine der erfreulichsten Erscheinungen unseres Jahrhunderts ist.

F k.

K U R Z E A N Z E I G E N .

BUCHSCHRIFTEN. Altona, b. Hammerich: Ein Hilfsbuch für Altern und Erzieher, die Jugend in den Erholungsstunden angenehm und nützlich zu beschäftigen. Erstes Bändchen. 1805. XXVI und 146 S. Zweytes Bändchen. 1807. 269 S. 8. (14 Gr.)

Der Herausgeber dieser Unterhaltungen hat sich unter der Vorrede zum zweyten Bändchen zu erkennen gegeben, und ist Hr. H. H. W. Arendt. Sie enthalten Angaben von Spielen, und kleinen, leicht zu bewerkstelligenden physikalischen Experimenten, magischen und anderen Kunststücken, ferner Räthsel und Charaden, unterhaltende Erzählungen von Thie-

ren und Menschen, Gedichte zum Declamiren, Auswendiglernen u. s. w., Kinderschauspiels und Anekdoten. Man findet also hier fast für jede Art der Unterhaltung, mit der man Kindern beykommen kann, Materialien. Die unter dem Vielen, was hier eine Stelle finden könnte, getroffene Auswahl ist gut, besonders auch, weil sie hauptsächlich mit auf die früheren Jahre der Kindheit berechnet ist. Die kleinen Kinderschauspiele erfordern zwar schon ein gereiftes Alter, sind aber doch so beschaffen, daß sie wenigstens durch Lesen der kleineren Jugend eine Unterhaltung gewähren können.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 M A Y, 1811.

M E D I C I N.

ERFURT, b. Müller: *Die neuesten Systeme deutscher Geburtshelfer seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts*, kritisch beleuchtet von A. F. Nolde, Hofrath und Prof. zu Halle. Zweyte Ausgabe. 1811. VI u. 362 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese zweyte Ausgabe des im J. 1808 bey Hennings zu Erfurt erschienenen zweyten Stücks von den *Beiträgen zur Geburtshülfe* hat in dem, was uns das Wesentlichste dünkt, keine Veränderung erlitten. Diefes berechtigt zu der Voraussetzung, daß der Vf. noch jetzt seine hier niedergelegten Ansichten, besonders über Methodologie der Geburtshülfe, für die erspriesslichsten, und die Gründe dafür für die sichersten halte. Bey einem Manne, wie Hr. N., der seine eigenen Meinungen mit gleicher Strenge und Unbefangenheit, wie die fremden, prüft, verdient dieser Umstand wohl Berücksichtigung, und macht es uns, bey der großen Wichtigkeit des hier behandelten Gegenstandes, zur doppelten Pflicht, mit Eifer die früher unterbliebene Beurtheilung nachzuholen. Man erwarte jedoch nicht, die Verdienste des Vfs. hier erhoben zu finden; sie sind allgemein anerkannt. Durch seine Scheidung der Geburtshülfe in einen physiologischen, pathologischen und therapeutischen Theil brach er die Bahn zur besseren systematischen Bearbeitung dieser Doctrin. Seinem Beyspiele folgten mehrere berühmte Männer, die insgesammt ihre Lehrbücher in einer zweckmäßigen Form erscheinen ließen. Ist nun auch das erwünschte Ziel noch nicht erreicht: so haben doch alle diese Bemühungen den Erfolg gehabt, daß jetzt unter allen Zweigen der Heilkunde der Geburtshülfe, in Rücksicht des wissenschaftlichen Gewandes, der erste Rang gebührt. Zur besseren Übersicht unseres Wissens in diesem Fache und zur klareren Erkenntniß des noch Mangelhaften war es Bedürfnis, eine sorgfältige Vergleichung aller neueren systematischen Bearbeitungen vorzunehmen. Der Vf. unterzog sich dieser Arbeit, und erwarb sich ein neues großes Verdienst. Doch das genigte ihm nicht: er entwarf auch nach den bestimmten Grundsätzen, die ihm zu jener Prüfung dienten, eine richtigere Norm, als die bisherige, für die systematische Anordnung aller geburtshülftlichen Gegenstände. So entstand vorliegende Schrift, der diesem nach ein zwiefacher Zweck zum Grunde liegt. Da wir aber die Grenzen dieser Recension überschreiten wurden, wenn wir das in dieser doppelten Hinsicht

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

vom Vf. Geleistete mit gleicher Ausführlichkeit vorlegen wollten: so schränken wir uns bloß auf die letzte ein, wonach sich denn auch jedem Kundigen der Werth der ersten von selbst ergeben wird.

Um Wiederholungen zu vermeiden, senden wir eine allgemeine Bemerkung voraus, die sich auf das vom Vf. im Eingange aufgestellte oberste und allgemein gültige Princip bezieht, nach welchem bey Gründung eines Systems der Geburtshülfe alle vorhandenen Materialien zu einem in sich selbst zusammenhängenden Ganzen verbunden werden müssen. Er folgt hiebey, aber bey weitem nicht so streng, als die Sache foderte, den Ansichten, die ein Rec. des *Sieboldschen* Lehrbuchs in der *Lucina* aufstellte. Es ist allerdings das Heilsamste, das hier geltende regulative Princip nach dem Zweck der Doctrin, der einzig in der Hülfsleistung besteht, zu bestimmen; was aber alles hieher zu rechnen sey, wie weit man diesen, und also die Grenzen ausdehnen müsse, um nicht Lücken in dem System und im Lehrvortrag zu veranlassen, ist eine andere Frage, deren Beantwortung der Vf. schuldig geblieben ist. Denn keineswegs genügend ist es, wenn er sagt, der Zweck müsse sich auf Erhaltung der Gesundheit durch Verhütung unangenehmer Ereignisse und auf Wiederherstellung derselben durch Entfernung abnormer Verhältnisse beziehen. Dieser Mangel an Bestimmtheit ist nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die folgenden Darstellungen gewesen. Wenn einerseits, vermöge dieses Grundsatzes, aus dem System manches ganz Unzweckmäßige verbannt wurde: so verleitete eben derselbe andererseits den Vf. zu einer gewissen ängstlichen Beforgnis, die ihn Vieles ausschließen liefs, was doch nach einer richtigeren Ansicht unumgänglich erforderlich ist. Wir werden im Verlauf unserer Kritik Gelegenheit finden, diesen Tadel zu rechtfertigen.

Wenn, wie billig, nur diejenigen Geburtshülfe studiren sollten, welche sich mit den einzelnen Zweigen der Heilkunde schon innig vertraut gemacht haben: so fällt von selbst die Bedenklichkeit weg, daß die gewöhnlichen Einleitungen Sachen enthielten, die dem Lernenden unverständlich waren. Wer ein System der Geburtshülfe entwerfen will, ist berechtigt, obiges Erfodernis vorauszusetzen; und Rec. würde demnach des Vfs. wiederholte Bekämpfung der leichten Behauptungen, die *Anna* gegen das Zweckmäßige der Einleitungen erhob, für ganz überflüssig halten, wenn es nicht in Rücksicht der einen Tendenz dieser Schrift, jede Meinung zu prüfen, gewissermaßen Pflicht für ihn gewesen wäre, auch

F f

Anna's Äußerungen nicht unbeachtet zu lassen. Zunächst folgt eine Rechtfertigung der Benennung Geburtshülfe, und hoffentlich werden des Vfs. Gründe hinreichen, selbige der Doctrin auf immer wiederzugeben zu haben. Es ist wirklich lächerlich, zu lehren, wie weit die Sucht, das Alte zu verwerfen, gegangen ist. Übrigens ist auch hier der Begriff, Zweck und die Grenzen der Geburtshülfe nicht mit der an dem Vf. sonst gewohnten Umsicht und Klarheit bestimmt worden. Aber mit vollem Recht giebt er auch jetzt noch der Eintheilung des Ganzen in einen physiologischen, pathologischen und therapeutischen Theil den Vorzug vor jeder anderen, und namentlich vor der in einen theoretischen und praktischen; auch müssen wir es rühmen, daß er jeden dieser Theile richtiger anzudeuten versucht hat, und zwar durch jedesmalige Hinweisung auf den Zweck der ganzen Lehre, die Hülfsleistung. Wenn er aber deshalb auch die einmal eingeführte Bezeichnung abändern, und den ersten eine Theorie der Normalverhältnisse, den zweyten eine Theorie der Abweichungen, den dritten eine Theorie der Hülfsleistung in Beziehung auf das Geburtsgeschäft genannt wissen will: so hat, unseres Bedünkens, die Wissenschaft nichts dadurch gewonnen, auch nicht einmal der physiologische Theil, obgleich er, nach dem Vf., gewissermaßen mehr, als bloße Physiologie, nämlich eine obstetricische Naturlehre der Schwangerschaft und des Geburtsgeschäfts enthalten soll. Alles dies umfaßt sehr natürlich der Begriff Physiologie, und des Vfs. Bezeichnung ist nichts als bloße Umfchreibung, wobey sich auch noch Manches gegen das Verhältniß der drey Theorien erinnern ließe.

Da es um eine gründliche Theorie der Hülfsleistung zu thun ist: so stellt der Vf. am Eingange des ersten Theils es als einen Grundsatz auf, daß diese ohne eine *vollständige Kenntniß aller* auf diesen Zweck sich beziehenden *Normalverhältnisse* des weiblichen Organismus nicht gegeben werden könne. Man hätte daher erwarten sollen, daß diese Darstellung auch recht umfassend seyn würde; Rec. hat dies aber nicht gefunden. Alles Aufgenommene ist zwar in drey Abschnitten musterhaft geordnet; aber von der oben schon gerügten Besorgniß, das System zu weit auszudehnen, und von der Unbestimmtheit der Hauptbegriffe finden sich hier die deutlichsten Spuren. Bey Gründung des Systems nehme man nur weniger auf die Bedürfnisse der Lernenden, wie sie sich leider nur zu häufig finden, als vielmehr auf das Interesse einer nicht wissenschaftlichen Bearbeitung der Doctrin Rücksicht: so wird man unvermerkt den Dürftigen zu sich heraufziehen, ohne dem gehörig Vorbereiteten Langeweile zu verursachen. Der erste Abschnitt handelt von den Verhältnissen der weiblichen Geschlechtstheile im ungeschwängerten Zustande, und die 1. Abth. von den auf Schwangerschaft und Geburt influirenden Normalverhältnissen des weiblichen Beckens, die zweyte von den weichen Geburtstheilen. Dies soll nun die für so höchst nöthig erachtete vollständige Kenntniß aller hieher gehörigen

Normalverhältnisse des weiblichen Organismus umfassen! Was der Vf. also kurz vorher so schön über die Nothwendigkeit einer ausführlichen zweckmäßigen Darstellung dieser Momente vorbrachte, dürfen wir ganz unberücksichtigt lassen, da es auf die Ausführung gar keinen Einfluß gehabt hat, was doch so sehr zu wünschen gewesen wäre. Wenn er nun aber vollends sagt, die weiblichen Geschlechtstheile sollen hier nur in sofern betrachtet werden, als sie einigen Einfluß auf Schwangerschaft und Geburt haben: so raubt eine solche Behandlung dem System jede Möglichkeit einer dauerhaften Begründung, die nur, ohne anatomische Subtilitäten und physiologische Spitzfindigkeiten mit einzumengen, durch eine ausführliche, doch ganz auf den vorliegenden Zweck berechnete Betrachtung aller weiblichen Verhältnisse und Bildungsstufen gegeben werden kann. Sie müssen, soll das System nicht aller Basis ermangeln, früher und tiefer angefaßt, und weiter hinausgeführt werden, als der Vf. nach seiner ängstlichen Berechnung auf die Geduld und Aufmerksamkeit der Zuhörer will. Sind diese von wahren Eifer befeelt: so wird es sie gewiß nicht ermüden, bey dem Lehrvortrag von den wichtigen Resultaten zu hören, zu welchen *Calza's, Reil's, Meckel's, Jörg's* u. A. Untersuchungen geführt haben. Oder haben diese Männer nichts als Hypothesen geliefert? Im Übrigen berufen wir uns auf die trefflichen Andeutungen, die *Jörg* in dieser Beziehung theils in der Vorrede zu seinem *Handbuche der Krankheiten des m. W.*, theils in dem neuesten *Journal der Erf., Th. und W.* gab. Damit haben wir denn auch zugleich unser Urtheil über die Gründe ausgesprochen, welche den Vf. bestimmten, die Betrachtung der weiblichen Brüste gänzlich auszuschließen. Weil sie in gar keiner unmittelbaren Relation zur Hülfsleistung bey dem Geburtsgeschäft stehen, und die Aufmerksamkeit des Geburtshelfers nur in sofern verdienen sollen, als sie ihm einige nicht einmal ganz zuverlässige Kennzeichen für die Gegenwart einer Schwangerschaft oder einer besonderen Abart derselben darbieten: soll ihnen auch keine Stelle hier vergönnt seyn!

Der zweyte Abschnitt betrachtet nun die Normalverhältnisse der Schwangerschaft in 4 Abtheilungen, wovon die erste die Veränderungen, welche die Schwangerschaft in dem Körper der Mutter hervorbringt, die zweyte den während der Schwangerschaft in der Gebärmutter befindlichen Körper, die dritte die Zwillingsschwangerschaft, wie sie sich in Rücksicht ihrer Normalität zu der normalen Schwangerschaft verhält, und die vierte die Diagnose der Schwangerschaft nebst der Zeitrechnung derselben zum Gegenstande hat. Der dritte Abschnitt, welcher die Theorie der normalen Geburt liefert, giebt zu eben so vielem Tadel als Lobes Veranlassung. Sehr scharfsinnig ist der eigentliche Gehalt dieses Abschnitts angedeutet, und eine Bearbeitung desselben, nach des Vfs. Idee ausgeführt, müßten wir für eine wahre Bereicherung der Doctrin erklären. Was bisher synthetisch angegeben und dargestellt wurde, muß

hier gleichsam in einem Puncte concentrirt, und so zu einer sicheren und gründlichen Theorie der normalen Geburt vereinigt werden, daß man es in umgekehrter Ordnung wieder analytisch aus ihr entwickeln kann. Was aber die Schattenseite dieses Abschnitts betrifft: so läßt Alles auf die schon gerügte Beschränktheit der Grenzen der Geburtshülfe und auf die einseitige Ansicht hinaus, die der Vf. sich von dem Begriffe *normal* gebildet hat. Normal ist ihm das, was in der Regel ist, und als Regel am häufigsten vorkommt; das Seltener und Ungewöhnliche dagegen gilt für Abweichung, folglich für abnorm. (Wie kam demnach aber schon im ersten Theile von der Zwillingschwangerschaft die Rede seyn?) Diese auf das Geburtsgeschäft angewandt, sind normale Geburten, solche, die zu den häufig vorkommenden gehören, und daher die Regel constituiren; diesen Begriffen zufolge, ist ihm eine normale Geburt eine jede am Ende des zehnten Monats, mit allein vorliegendem, verhältnißmäßig großem und richtigem Kopfe eines lebenden und normal gebildeten Kindes, durch die Kräfte der Natur allein, ohne sonderliche Erschöpfung der Mutter bewirkte Geburt. Mit dieser Definition (die der Geburt überhaupt fehlt gänzlich) ist für die Wissenschaft nicht viel gewonnen. Daß der Vf. zwischen Normal und Natürlich unterscheidet, ist lobenswerth; auch, daß er die Fuß-, Knie- u. a. Geburten nicht, wie Einige es gethan haben, zu den normalen rechnet. Dergleichen fordert er mit Recht, die Normalgeburt als einzig in ihrer Art, und als eine solche zu betrachten, die keine weitere Eintheilung erlaubt. Aber in dem Ausdruck *normal* liegt ein weit tieferer Sinn, nach welchem denn auch die Bestimmung der Erfordernisse und Bedingungen zur normalen Geburt weit vortheilhafter für das System ausfallen würde. Auch die Erfahrung muß sie uns an die Hand geben, aber nicht bloß, in sofern diese uns lehrt, unter welchen Verhältnissen die Geburten sich am häufigsten ereignen. Eben so unnatürlich ist die Angabe des Verlaufs der normalen Geburt. Der Vf. nimmt nur vier Perioden an, und trennt davon die Ausstoßung der Nachgeburt und den Abgang der hundertischen Haut, was er als Erscheinungen nach der Geburt betrachtet. Er sagt, es sey widersprechend, zur Geburt zu rechnen, was man doch, der Bezeichnung zufolge, als etwas charakterisire, was erst nach der Geburt erfolge. Unser Augenmerk müsse auf den Zweck des Gebärens — die Fortpflanzung der Gattung — gerichtet seyn, dieser sey erreicht, sobald das Kind geboren ist u. s. w. Diese Gründe werden schwerlich Jemanden überzeugen. Eine so gewaltsame Trennung dessen, was nach einer mehr physiologischen Ansicht, die in dem ersten Theile die richtigste ist, unzertrennlich sich folgt, kann weder der bessern systematischen Übersicht, noch der Technik einigen Vortheil gewähren. Das Geburtsgeschäft muß viel weiter ausgedehnt werden, und zwar so weit, als der Uterus noch nicht zum ungeschwängerten Zustande zurückgekehrt ist. Wahr ist es freylich, daß das sogenannte Nach-

geburtsgeschäft in den allermeisten Fällen erst nach vollendeter Geburt, und oft sogar lange nachher eintritt, und daß man da, wo die Nachgeburt erst nach fünf, sechs u. m. Tagen abgeht, von einer Frau, die schon ihr Kind geboren hat, eigentlich nicht mehr sagen kann, sie befände sich in der Geburt. Aber was bestimmt denn auch den Vf., einzig die Herausbeförderung des Kindes und den Zweck, den die Natur beabsichtigt, zum nächsten Ziel der Geburtshülfe zu setzen, und die Eintheilung der Geburt danach zu begründen? Eben weil, wie er sehr richtig sagt, eine vollständige und genau detaillirte Exposition des ganzen Verlaufs der Geburt als Fundament für die ganze Doctrin betrachtet werden muß, indem hierauf nicht allein die Theorie der normalen Geburt, sondern auch die Theorie der Hülfsleistung im Wesentlichsten beruht: eben deshalb muß *das Ganze zur bessern Einsicht aufgefasset werden*. Hätte er den hieby zu beachtenden dynamischen und mechanischen Verhältnissen, die in der neueren Zeit so sehr aufgeklärt worden sind, eine größere Aufmerksamkeit gewidmet: so würde gewiß das Hauptfundament bey ihm eine andere Gestalt erhalten haben. In dem letzten Capitel dieses Abschnitts soll nun von den Veränderungen, welche nach der eigentlichen Geburt an dem Körper der Mutter und des Kindes sich zu äußern pflegen, und zwar in Rücksicht der ersteren von der Lösung und Ausstoßung der Nachgeburt gleichsam nur nebenbey die Rede seyn. Hierauf folgt in der Ordnung zunächst das, was den Lochienfluß und die Excretion der hundertischen Haut betrifft; dann soll aber auch etwas (!) von dem Milchsieber gesagt werden.

Im zweyten Theile, der die Theorie der Abweichungen enthält, und zu weit weniger Erinnerungen Anlaß darbietet, sind mit Recht die Verhältnisse der gehinderten Conception weggelassen, und in drey Abschnitten bloß die Abnormitäten der Schwangerschaft, der Geburt und ihrer Folgen aufgenommen worden. Zu ersteren rechnet er die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter, die falsche und die scheinbare Schwangerschaft. Dieser Abschnitt würde nichts zu wünschen übrig lassen, wenn nicht der Vf. diejenigen Krankheiten, welche den normalen Verlauf der Schwangerschaft stören können, z. B. abnorme Lagen des Uterus, aus diesem in den folgenden verwiesen hätte, was eine bedeutende Lücke veranlassen muß. Die vorgebrachten Gründe sind durchaus unbefriedigend, und Rec. bedauert, daß die dem Vf. anderwärts schon gemachte treffende Widerlegung seinem unparteyisch prüfenden Blicke entgangen ist. Sicherlich würde er sich überzeugt haben, daß diese abnormen Fälle der pathologischen Lehre der Schwangerschaft nicht entzogen werden dürfen, wenn es daran liegt, zu einer vollständigen Kenntniß der Hülfsleistung vorzubereiten. Der zweyte Abschnitt wird mit einer Einleitung über den Begriff der regelwidrigen Geburt eröffnet, welcher sodann in zwey Capiteln die Aetiologie und Semiotologie und die Classification der regelwidrigen Ge-

burtsfälle folgen. Im dritten Abschnitt wird die Haupteintheilung nach den krankhaften Erscheinungen an dem Körper der Mutter und des Kindes, sofern sie für den Geburtshelfer Interesse haben können, entworfen, und in einer jeden dieser beiden Abtheilungen werden die einzelnen Fälle und Krankheiten nach ihren Ursachen, ihrer Diagnostik und der auf dieselben sich beziehenden Geognosis charakterisirt.

Am vorzüglichsten ist unstreitig der dritte Theil gerathen, dem man unbedingt nachrühmen kann, was der Vf. sich dabey zum Ziele setzte, nämlich daß er in einer möglichst vollendeten Form erscheine, und den Zweck der ganzen Doctrin vollständig entwickelt darlege. Noch nie ist eine auf so festen Gründen beruhende Theorie der Hülfsleistung gege-

ben und so gründlich und vollständig durchgeführt worden, als hier geschehen ist. Die bescheidene Äußerung des würdigen Vfs., daß diese ganze Darstellung nur als bloßer Versuch betrachtet werden dürfe, geben wir unserer Seite mit der Versicherung zurück, daß nur auf diesem Wege die Schwierigkeiten dieses Theils zu beseitigen sind, und mit Berücksichtigung obiger Erinnerungen das System der Geburtshülfe seiner Vollendung näher gebracht werden könne.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, in welchen gewiss alle wahren Verehrer der Wissenschaft einstimmen werden, daß es dem Vf. gefallen möge, die ärztliche Welt recht bald mit dem versprochenen Compendium der Geburtshülfe zu beschenken.
D. E. H.

K L E I N E S C H R I F T E N.

MEDICIN. *Cassel u. Marburg, b. Krieger: Philipp Jacob Piderits, der kaiserl. Akademie der Naturforscher, und der lateinischen Gesellschaften zu Jena und Karlsruhe Mitglied, Versuch einer Darstellung der ausländischen Arzneimitteln, in Rücksicht ihrer Ent- oder Unentbehrlichkeit.* 1810. 92 S. 8. (8 gr.) Der Vf. will, laut der Vorrede, nicht alle von ihm in dieser Schrift als entbehrlich angegebenen ausländischen Arzneimitteln als völlig verbannt angesehen wissen, sondern nur an die Stelle der theuern, und daher bey ärmeren Kranken nicht anwendbaren unter ihnen, wohlfeilere in Vorschlag bringen; eine Absicht, deren Güte nicht zu verkennen ist. Allein wir zweifeln, ob sie nach Wunsch erreicht werden wird, bey der Verschiedenheit der Meinungen, welche bis jetzt überhaupt noch über die Ent- oder Unentbehrlichkeit irgend eines Mittels aus unserem Arzneyvorrath unter den Ärzten obwaltet. So lange uns nicht eine über die gewöhnlichen Gebrechen erhabene medicinische Theorie auf einen Standpunct führt, von welchem aus wir einem jeden Arzneimittel seine bestimmte Stelle einer jeden specifischen Krankheitsform oder Erscheinung gegenüber anweisen können, und so lange daher die Wahl eines Mittels in jedem besonderen Falle von dem subjectiven praktischen Gefühle des Arztes abhängt: so lange wird sich über diese Angelegenheit überhaupt kein entscheidendes Resultat erwarten lassen. Dazu kommt, daß es überhaupt kein Arzneimittel giebt, dessen Stelle durch ein anderes vollkommen ersetzt werden könnte, es seyen übrigens seine Heilkräfte in Relation zu einem anderen noch so gering von der heutiges Tages currenten Theorie angeschlagen (so möchten wir z. B. der Graswurzel an ihrer Stelle nicht weniger Heilkräfte zusagen, als der so gepriesenen Chinarinde). Wer wollte nun unter solchen Umständen von einem einzigen Mittel sagen, es verdiene seine bisher eingenommene Stelle als Heilmittel nicht mehr, oder es könne durch andere ersetzt werden, ohne mit dem ganzen *Corpus medicorum* in Widerspruch zu gerathen? So werden sich z. B. gewiss die meisten unter ihnen nicht den Moschus, die *Quassia*, *Serpentaria virginiana*, *Cascarilla*, die *Tamarinden* u. s. w. nehmen lassen, welche Mittel der Vf. unter die entbehrlichen stellt, und lieber andere, welche er den unentbehrlichen beyzählt, als *Borax veneta*, *Catua*, *Catechu* u. s. w., missen wollen. So finden das *Asphaltum*, welches *Thilenius*, *Lentin* und *v. Siebold*, Männer, denen man zutrauen kann, daß sie die wahre Lungenfucht nicht mit der schleimichten Engbrüstigkeit verwechselt haben, besonders in der ersten Krankheit empfehlen; ferner, der *Balsamus Copivae*, der nach Rec. Erfahrungen bey dem Nachtripper

durch den Terpentin keineswegs entbehrlich gemacht wird; der *Bals. peruv. nig.* gegen äußerliche Übel; der *Lacoutches* zur Vorfertigung elastischer Katheter und Klystier-Röhre u. s. w. gewiss ihre warmen Vertheidiger. Da der Vf. so viele Mittel unter den entbehrlichen aufgezählt hat, welche schon längst ganz außer Gebrauch gekommen sind, oder doch nur selten angewandt werden: so ist nicht abzusehen, warum er andere, die und da noch gebräuchlichere, als *Rad. Zedoariae*, *Thya bohea*, *Faba Picharim*, *Faba Ignatii*, *Contra Winteranus*, *Gummi hederac* und *Opopanax* u. s. w., mit Stillschweigen übergangen hat.

Die Schreibart des Vfs. ist nicht die beste. Wir stießen häufig auf Fehler, wie folgende: die *besondere(n)* Eigenschaften; der ausländischen *Mitteln* s. *Mittel*; *Blat* s. *Blatt*; *Känntuiss*; *flüssende* Hämorrhoiden; *diesen* Balsam s. *dem* Balsam; *Würme* s. *Würmer*; *schlägt* s. *schlägt* u. s. w. Hbbm.

Berlin, b. Hitzig: Von der Wassersucht des Gehirns. Von Ludwig Formey, königl. preull. Geheimem Rath, Leibarzt und Professor. Aus *Horns* Archiv für medicinische Erfahrung besonders abgedruckt. 1810. 32 S. 8. (6 gr.) Ohne Nachtheil der früheren Lehren über die Entstehung der Wassersucht überhaupt in Beziehung auf ihre nächste Ursache, leitet Hr. F. die Wassersucht des Gehirns, welche hauptsächlich das kindliche Alter befällt, von der Excentricität der Reproduction in jenen Organen ab, in sofern jene Krankheit in genanntem Alter meistens mit einer förmlichen Hirnentwicklung coexistirt, und richtet darum bey dem Heilverfahren sein Hauptaugenmerk auf die Verminderung jener ausschweifenden Reproduction, sowohl überhaupt, als durch Ableitung nach anderen Regionen des Organismus. Zu welchem Ende er Blut- und Darm-Ausleerungen, magere Diät u. s. w., unter den Arzneyen aber das Quecksilber, als den Reproductionsproceß wahrscheinlich vorwaltend beschränkender Thätigkeit empfiehlt. Übrigens wird von Hn. F. so wenig als früheren Schriftstellern und Ärzten in Abrede gestellt, daß die Krankheit alles ärztliche Wirken verwehre, wenn sie erst bey schon vorgerücktem Grade, und nicht in den früheren Perioden ihrer Entstehung bekämpft wird. Was übrigens der Abhandlung des Hn. F., die allerdings einen besonderen Abdruck verdiente, zum Hauptverdienste gereicht, ist das von der Erfahrung entlehnte diagnostische Bild der Krankheit, das jeder praktische Arzt, welcher das Übel zu beobachten Gelegenheit hatte, als willkommenen Leitstern am Krankenbette zu erkennen wissen wird.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 M A Y, 1 8 1 1.

P H I L O S O P H I E.

HERBORN, in der hohen Schulbuchhandlung: *Lehrbuch der allgemeinen Menschenwissenschaft*, für gebildete Altern und für Erzieher, für alle Volksschulen, und für die Lehrer an allen Schulen, so wie für alle denkenden Menschen, von K. G. D. Manderbach, Prediger zu Ferndorf, im Siegenischen, Verfaller der Entwürfe zu Reden über die gesammten Pflichten des Menschen, und mehrerer anderer Schriften. 1809. 388 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Nach obigem Titel dürfte man eine *allgemeine Anthropologie* erwarten, wenn nicht der Vf. in der Vorrede erklärte: „Man suche hier nichts, als was der Mensch, als Mensch, wer er immer seyn mag, für sich, als Vernunftwesen, wahr, wichtig und nothwendig finden muß. Alles, was einzelne Meinungen, besonderen Sectenglauben, oder Systemsurtheile angeht, ist demnach ausgeschlossen.“ Das Buch zerfällt in drey Theile, deren erster die Lehre vom Menschen, der Natur außer dem Menschen, und vom höchsten Wesen, der zweyte die Sittenlehre, der dritte eine Geschichte der Menschheit, und zwar a) *a priori*, nach Vernunftbegriffen, b) die wirkliche Geschichte der Menschheit enthält.

So vielversprechend der Titel ist: so zweifeln wir doch keinesweges an der Versicherung des Vfs., daß dieser Entwurf seit mehreren Jahren von ihm und seinen Jugendlehrern mit großem Nutzen bey der Jugend, in intellectueller und moralischer Rücksicht, gebraucht worden ist, und werden kann, wenn ein geschickter Lehrer Alles mit den nöthigen Beyspielen zu erläutern, das Unrichtige zu berichtigen, das Unbestimmte näher zu bestimmen versteht, auch Manches übergeht, was gewiss nicht für Alle, oder kürzer faßt, was zu weitläufig gesagt ist. Denn zu Verbesserungen dieser Art giebt es überall Gelegenheit. So ist z. B. die Erklärung des *Verstandes*, im Unterschied von der *Vernunft* §. 45; Er sey die Kraft des Geistes, sich deutliche Vorstellungen von den *einzelnen Dingen* zu machen, welche er durch die Sinne wahrnimmt, und viele Kenntnisse in *sein* (vielleicht: *ein*) Bewußtseyn zu bringen, weder deutlich noch charakteristisch genug. So ist es auch mit der Erklärung des sittlichen *Gefühls* und *Gewissens*. Was S. 17 und 18 über die ins Unendliche gehende Perfectibilität des Menschen, und den darauf gebauten Beweis für die ewige Fortdauer nach dem Tode gesagt wird, ist

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

zu kurz, und hätte dabey auf die einem Jeden so leicht beygehenden Zweifel von der Abnahme aller Geisteskräfte im hohen Alter, und ob jene Perfectibilität aufs Individuum, oder nur auf die Gattung gehe, so daß die folgenden Generationen immer weiter kommen können u. s. w., Rücksicht genommen werden sollen. Auch möchten wir nicht sagen: der Mensch würde das elendeste unter allen Erdenwesen seyn, wenn die Dauer seiner Bestimmung nur bis an das Grab ginge. Wer seine Zeit und Kräfte in seinem Wirkungskreise treu gebraucht hat, ist gewiss im Stande, am Abend seines Lebens seinem Gott ungeheuchelten Dank zu sagen, für das Glück, auch gewesen zu seyn, auch am Wohl seiner Brüder gearbeitet zu haben, wenn ihm auch keine Gewissheit ewiger Fortdauer zur Seite stünde. Sein Daseyn müßte ihm dennoch theuer und werth seyn. Die Hypothese von einem feinen Körper, welcher schon jetzt unter dem gröberen verborgen liege, und von unserer Verletzung auf andere Weltkörper §. 135 und 136, dünkt uns nicht in eine allgemeine Menschenwissenschaft zu gehören. Eben so wenig, was §. 156 vgl. 250 vermuthet wird. Ist es gewiss, daß alle Thiere einen Geist haben §. 177, oder daß alle Pflanzen aus einem Saamen entstehen? §. 189 soll es wohl statt *Steinen* heißen: *Mineralien*. Gegen das, was §. 203 über die Luft gesagt ist, möchte der Chemiker Vieles einzuwenden finden. Aber was soll man zu §. 111 sagen: Die Erde sey in der freyen Luft, welche sie umgiebt, gleichsam aufgehängt, und werde von ihr sanft getragen; oder zu 220: Das innere Feuer in der Erde werde von der inneren Luft ausgedehnt, und verursache Erdbeben, feuerspeyende Berge u. s. w.

Die Religionslehre im 3ten Hauptstück des ersten Theils handelt vom Daseyn, von den Eigenschaften, Handlungen und dem Verdienste dieses Wesens (d. i. was es verdiene). Sie ist *Physikotheologie*, verbunden mit *Kants Moraltheologie*, giebt übrigens wohlgeklärte, und doch falsche Begriffe. Von außerordentlicher Offenbarung, von Wunderwerken, u. dgl. konnte nach der Absicht des Vfs. hier nicht die Rede seyn.

Den größten Theil des Buchs nimmt die Sittenlehre ein. Aber bey aller, oft unnöthigen und ermüdenden Weitläufigkeit und Wiederholungen, ist doch noch Vieles undeutlich und unbestimmt gelassen. Was über das Wesen der Sittlichkeit und über den kategorischen Imperativ gesagt wird, liesse sich weit kürzer fallen. Die sonderbare Combination S. 91: Wer wohl-

G g

thätig ist, aus Achtung für die Vernunft, aber, um wohlthätig seyn zu können, *Anderes Bestiehl*, der handelt — nicht sittlich gut, kann sich Rec. in *concreto*, selbst in der Person des heil. Crispin, nicht denken. Ob eine Maxime vernünftig sey, sagt Kant, und mit ihm unser Vf., kannst du daran erproben, daß du zusehst, ob du solche als ein allgemeines Naturgesetz denken kannst, bey welchem eine Natur bestehen kann. Um nun diess wieder zu erproben, giebt der Vf. §. 627 No. 1 das Kennzeichen an: Wenn sie sich so verhält, wie der Satz, daß 2 mal 2 4 sey; welches z. B. der Fall sey bey dem Gesetze: du sollst nicht stehlen; da im Gegentheil ein Gesetz zu stehlen sich verhalte, wie, 2 mal 2 sey fünf. Wie sich der Vf. diess gedenke, ist schwer zu errathen; und eben so wenig, wenn es §. 825, No. 4 unter den Collisionsregeln heisst: Wenn aber der Fall wäre, daß du *gleich ungerecht* gegen dich und Andere seyn müßtest: so dürftest du wenigstens gegen Andere keine Ungerechtigkeit begehen.

Von den Beförderungsmitteln der Sittlichkeit handelt der Vf. gut und praktisch. Wenn er aber von Hülftugenden redet, und darunter z. B. Sympathie mit anderen Menschen, ja mit allen lebendigen Wesen, rechnet: so muß das Wort Tugend sehr weitläufig und uneigentlich genommen werden.

In der angewandten Sittenlehre fällt ein gewisser Zuschnitt oder Leisten auf, nach welchem die verschiedenen Classen der Pflichten abgehandelt werden, ein Zuschnitt, welcher nicht nur ewige Wiederholungen und unnöthige Weitläufigkeiten mit sich führt, sondern auch zuweilen etwas Gezwungenes verursacht. Nur einige Beyspiele: Die *unmittelbare*, aber *bedingte* Verehrung Gottes §. 922 bezieht sich auch auf die Gottheit selbst, und ist in sofern *unmittelbar*; aber sie ist *bedingt*, d. i. sie ist nur unter der Bedingung Pflicht und Verehrung Gottes, daß sie *unbedingte Verehrung* des höchsten Wesens hervorbringen, erhalten und befördern kann, und wirklich hervorbringt, erhält und befördert, daß sie lediglich um dieses Zweckes willen, und also als Mittel zu diesem Zwecke angenommen und beobachtet wird, und daß sie anderen unbedingten Pflichten nicht zuwider ist. Sie ist eine *innere* oder *äußere*. Zu der ersten gehört 1) *öftere* — *vernünftige Betrachtung der Gottheit*. Nun wird bewiesen: a) sie ist Pflicht; b) aber nur bedingte Pflicht; c) aber doch eine wichtige Pflicht; d) sie muß daher so oft vorgenommen werden, als es geschehen kann, ohne andere Pflichten hintanzusetzen. e) Sie muß stets vernünftig seyn. f) Ihre Absicht muß eine reinvernünftige seyn, d. i. keine andere, als die unmittelbare unbedingte Gottesverehrung immer mehr zu befördern; g) sie muß nur so weit, und nicht weiter angestellt werden, als sie dienen kann, jenen Zweck zu erreichen. Nun wird zur unmittelbaren, aber bedingten Verehrung Gottes weiter gerechnet: *die öftere vernünftige Betrachtung unserer Gesinnungen und Handlungen, der Begebenheiten in der Welt und in unsern Leben, aus dem Gesichtspuncte der Religion*. Und hier werden

nun alle jene sieben Stücke wiederholt; da sich doch alles das aus dem Begriffe einer *unmittelbaren*, aber *bedingten* inneren Religionspflicht von selbst versteht.

Über das Gebet, seinen Werth und Absicht sehr gereinigte Begriffe. Nur der Ausdruck: Gott etwas darinnen *vortragen*, gefällt Rec. nicht; doch ist durch die übrige Belehrung allen falschen Nebenbegriffen, welche dieser Ausdruck erwecken könnte, vorgebeugt. Auch über das äußere Religionsbekenntnis, und den ächten Religionseifer gut und bestimmt. Ganz gegen die gewöhnliche Bedeutung der Wörter: *Gerechtigkeit* und *Güte*, werden, nach dem Beyspiel Anderer, nicht nur die Pflichten gegen andere Menschen, sondern auch die Selbstpflichten unter diese beiden Rubriken gebracht, woraus zuweilen eine sonderbare Sprache entsteht; statt der eben so deutlichen und allgemein verständlichen Ausdrücke der *Erhaltung* und *Vervollkommnung*, oder *Erhöhung* und *Erweiterung* unserer und fremder Vollkommenheit.

Die Fälle, wo es Pflicht ist, mein Leben gerne und freywillig aufzuopfern, sind nicht bestimmt genug angegeben. Die einzige allgemeine Regel ist nach Rec. Urtheil diese: Wenn ich die Erhaltung meines Lebens nicht anders, als mit Verletzung einer auf mir habenden unerlässlichen Pflicht erkaufen könnte, also nur auf Kosten der Sittlichkeit. *Summi erede nefas, animam praeferre pudori — Et propter vitam vivendi perdere causas*. In Absicht auf die Collision der Selbsterhaltung mit der Erhaltung des Lebens des Anderen, erkennt der Vf. als den einzigen Fall, wo die Erhaltung des Lebens des Anderen hintangesetzt werden darf: *die unverschal-dete Nothwehr*. Ohne Zweifel begreift der Vf. auch darunter die Fälle im Kriege. Auf den bekannten Fall, wo entweder Beide zu Grunde gehen, oder Einer nur sein Leben auf Unkosten des Anderen erhalten kann, d. h. wenn im Schiffbruch zwey zu gleicher Zeit sich an Etwas halten, welches Beide nicht tragen kann u. s. w., hat er sich nicht eingelassen. Bey der Pflicht der Wahrhaftigkeit scheint es zwar, als ob der Vf. in dem Fall, wo mir Verschwiegenheit unerlässliche Pflicht ist, nur das bloße *Schweigen*, *Nichtreden*, erlaube. Aber er muß doch bemerkt haben, daß das *bloße Schweigen* oft Alles verrathen würde. Daher setzt er §. 1607 hinzu: Um aber stets auf seinem schönen Wahrheitsweg fortgehen zu können, erwirbt er sich die erforderliche *Klugheit*, um auch in dem Fall; wenn er die Wahrheit herauszureden nicht verpflichtet ist, oder wohl gar, sie zu verschweigen, die Verbindlichkeit auf sich hat, dessen ungeachtet seiner himmlischen Gebieterin, der Wahrheit, treu zu bleiben. Worin *diese Klugheit* bestehe, hätte bestimmter angegeben werden sollen. Über den Eid findet man richtige und gekläuerte Begriffe. Nicht so befriedigend ist das, was über die Pflicht der Wiedererstattung S. 302 — 304 gesagt ist. Der Vf. spricht von der Erstattung frey, wenn man den Schaden ganz ohne Wissen und Willen des Anderen zugefügt hat. Kann ich denn aber nicht auch selbst in diesem Fall Schuld haben, also zum Schaden-

ersatz verbunden seyn? So spricht er uns auch vom chadenserersatz los, wenn dadurch unsere Selbsterhaltung vernichtet würde. Dies könnte abermals zu ganz nrichtigen Anwendungen Anlaß geben, und scheint nicht mit §. 825 No. 4 zu harmoniren. Aber noch gefährlicher ist §. 1737 die Lehre: So wie die Regierung auch nur ein Staatsglied willkürlich behandle, und in seinen Rechten kränke, oder seine Zwecke einträchtige, verliere sie *alles Recht auf Achtung*, und auf die *Fortsetzung ihres Geschäfts*. So rasch glaubt nicht einmal die Klugheit zu Werke zu gehen, eschweige denn die Sittenlehre. Bis zum Überdruß t der am Schluß jedes speciellen Abschnittes der flichten, einige 20mal wiederkehrende Refrain: Wohl dem — Heil dem — wohl Jedem — wohl der Menschheit u. s. w., wenn diese Pflichten beobachtet werden.

Die Geschichte der Menschheit stellt der Vf. erst

a priori auf, d. i. er untersucht bloß nach Vernunftbegriffen, d. i. nach den reinen Begriffen von der Natur und Bestimmung eines vernünftigen Wesens überhaupt, und des Menschen insbesondere, und dann von der Gottheit, als dem obersten vernünftigen Wesen, wie es wohl mit unserem Geschlecht *gegangen haben* müsse, und ferner gehen werde; und sucht dann die Übereinstimmung der wirklichen Geschichte damit *a posteriori* zu zeigen. Es werden *a priori* 4 Perioden bestimmt: der *Stand der Natur*, der *Kindheit*, der *Stand der Wildheit*, und endlich der *Sittlichkeit*.

Wie sich der Vf. jeden dieser Zustände denkt, und wie er die wirkliche Geschichte damit in Übereinstimmung findet, muß man bey ihm selbst nachlesen. Uns hat dieser Abschnitt am allerwenigsten gefallen, so wie er auch den Vf. selbst nicht befriediget.

EL9.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIK. Landshut, b. Krüll: *Grundriss der Vorlesungen über das Naturrecht*, von Dr. Friedrich Köppen, Königl. bairischer. wirkl. Hofrath und Prof. zu Landshut. 809. 56 S. 8. (6 Gr.)

In 43 kurzen Paragraphen sind hier die Grundlehren des Naturrechts, nach seinem ganzen Umfang, mit Inbegriff des allgemeinen Staats- und Völker-Rechts, ja selbst Einiges, was, nach anderer Ansicht, in die Politik, als eine vom Staatsrecht unterschiedene Wissenschaft, gehörte, in einem ortlaufenden Vortrage zusammengedrängt. Die Wissenschaft des Rechts ist eine ursprünglich philosophische. Denn Philosophie ist die Wissenschaft der *Ideen*, und das *vernünftige Wollen*, folglich auch die Regel, das *Rechtsgesetz*, wird durch *Ideen* bestimmt. Dem rechtlichen *Sollen*, als einer Gesetzgebung nach der Idee, entspricht ein äußeres *Müssen*, als *positive*, durch Zwang unterstützte *Gesetzgebung*. Im Gegensatz gegen das *positive Recht* spricht man von einem *Naturrecht*. *Jenes* ist die Darstellung in der Wirklichkeit, *dies* enthält die Principien, woraus, und wonach die Darstellung hervorging. Die *Moral* hat es mit der Schlichtung des inneren Kampfs der Vernunft mit der Leidenschaft zu thun. Die Rechtslehre bezieht sich auf Schlichtung eines äußeren Streits unter sinnlich vernünftigen Wesen. Die Vorlesungen des Rechts sind ursprünglich mehr *negativer* als *positiver* Art. Das Rechtsverhältnis, als *Idee*, welches bey dem Viderstreit der Wirksamkeit vernünftiger Wesen unmittelbar in Anwendung gebracht, und durch Zwang aufrecht erhalten werden soll, muß durch *bürgerliche Verfassung* unter den Menschen wirklich eingeführt werden. Über den Unterschied des *reinen* und *angewandten* Naturrechts, so wie der *Politik*, erklärt sich der Vf. so: das *reine Naturrecht* handle von der Gesetzgebung für die menschliche Gesellschaft, *nach der Idee eines Reiches der Zwecke*; das *angewandte* beschäffige sich mit Anwendung dieser Principien auf wirkliche bestimmte Verhältnisse, und positive Gesetzgebungen — um diese sonach nach den Principien des reinen Naturrechts zu beurtheilen. *Politik* ist ihm die Lehre von der Einführung des idealen Rechtszustandes in der menschlichen Gesellschaft. Sie bezieht sich auf das *reine Naturrecht* durch die allgemeine Angabe der Mittel, diese Einführung zu bewerkstelligen; aber zugleich auf die positiven Gesetzgebungen; in wiefern sie die Maßregeln der Einführung für bestimmte Fälle mittheile. Der Vf. will von keinem *rechtlichen Naturstand* etwas wissen. Denn es wäre dies ein rechtlicher Zustand der Gesellschaft, (warum schon der *Gesellschaft*? denn wenn ich mir bloß mehrere Menschen, welche bey und neben einander sind, und seyn sollen, denke: so ist das noch keine *Gesellschaft im juridischen Sinn*) außer der bürgerlichen

Verfassung. Sein *Besitzen* sey nicht denkbar, weil die *Bürgerschaft* fehle. Dies kann doch wohl nicht so viel heißen, daß es vor der bürgerlichen Gesellschaft keine Rechte und kein Rechtsverhältnis unter den Menschen gebe. *Bürgerschaft* setzt doch schon ein zu verbürgendes Recht voraus. Also muß es auch schon vor der bürgerlichen Gesellschaft Rechte geben, welche diese verbürgt. Menschen müssen auch schon im Naturstand Etwas *streng* von einander fordern, erzwingen dürfen. Warum soll ich mir nicht, um in der Wissenschaft von dem Einfachen anzufangen und mir dadurch das Besondere zu erleichtern (so wie der Physiker von der Betrachtung der *einfachen Bewegung* anfängt, ob es gleich keine *einfache Bewegung* giebt), endlich mehrere von einander ganz unabhängige Menschen (damit auch das Verhältnis zwischen Altern und Kindern ausgeschlossen bleibe), bloß als Menschen, im Verhältnis gegen einander denken (d. i. im *absoluten Naturstand*, ohne noch Vertrag, Beleidigung, oder eine *Gesellschaft im juridischen Sinn* voraussetzen), welche etwas Anderes ist, als bloß *Umgang* mit Menschen), und untersuchen, was diese von einander *streng* fordern dürfen; wobey weiter nichts vorausgesetzt wird, als, daß Menschen bey und neben einander seyn bestehen können? Warum soll ich nicht untersuchen können, was schon außer der Gesellschaft ein Vertrag für rechtliche Wirkungen, was für Einfluß der Irrthum auf seine Gültigkeit habe? Damit wird nicht geleugnet, daß in der bürgerlichen Verfassung eine *größere Bestimmtheit und Sicherheit* der Rechte Statt finde, und daher die Vernunft mich verbinde, in eine solche Verfassung zu treten. Gabe es kein rechtliches Verhältnis außer einer Gesellschaft, und insbesondere der bürgerlichen: so gäbe es auch kein rechtliches Verhältnis unter freyen Staaten und Völkern, so lange sie noch nicht besondere *Verträge* mit einander geschlossen, oder in *Staatenvereine*, *Staatenbund*, oder einen *zusammengesetzten Staat*, sich *zusammengesetzt* hätten. Keine *Besitznehmung* ist, nach unserem Vf., gültig, welche nicht durch *gesetzliche Übergabe* begründet sey. Wenn ich nun aber Etwas occupire, was noch Niemand vorher occupirt hat, und meinen Willen, Eigenthümer zu seyn, (es bedarf keiner *Worte*) durch die *That*, durch Bearbeitung, Einschließung, Umzäunung u. s. w., zu erkennen gebe: sollte diese Besitznehmung nicht gültig, und jeder nun verbunden seyn, sich nicht daran zu vergreifen? Das bloße Vorgeben eines Anderen: Er habe auch, und noch vor mir, den Willen gehabt, es zu besitzen, ist nicht hinlänglich; weil gar kein äußeres Zeichen davon vorhanden ist. Ja es würde daraus folgen, daß jeder Entdecker eines unbekannten, schon mit einem Völkchen besetzten Eylandes, wenn er nur Macht hätte,

diesem den Besitz freitig machen dürfte, wenn es nicht schon vor aller Verabredung, ausdrücklicher oder stillschweigender Einwilligung, und gesetzlicher Übereinkunft, einen gültigen Besitz und Eigenthumsrecht gäbe. Freylich giebt ein Völkerverein, Völkerbund, oder Völkerstaat, auch mehr Bestimmtheit und Sicherheit der Rechte, und ein solcher allgemeiner Völkerverein, wenn er einmal gehörig organisiert wäre, würde der Weg zum ewigen Frieden seyn.

Mit Recht schränkt der Vf. den Begriff des Verbrechens auf solche Übertretungen eines Gesetzes ein, wodurch unmittelbar der ganze Rechtszustand gefährdet wird, oder, welches dasselbe ist, wo *absichtlich und wesentlich* Anderen geschadet wird, oder werden sollte, *absichtlich und vorsätzlich* das Recht Anderer verletzt wird; wodurch der Criminalcodex sich um ein Ansehnliches vermindert.

Über die Gründe des Strafrechts, und den Zweck der Strafen sind die Gedanken des Vfs. diese: Der reine Begriff der Strafe sey kein politischer, wie ein Verbrechen zu verhalten sey; die Strafe solle nur ein Beweis seyn, daß eine Bürgerschaft das Recht, wie sie von einer bürgerlichen Verfassung gefodert wird, Statt finde. Sie folge dem Verbrechen, gehe nicht vor demselben vorher. (Aber doch die Androhung. Oder ist die androhte Strafe keine Strafe?) Von der Strafe im juristischen Sinn unterscheidet er die Züchtigung, welche zu irgend einem politischen oder moralischen Zweck geschehe. Beide sind Anwendung physischer Gewalt auf Übertretung des Gesetzes durch bösen Willen, jene zur Aufrechterhaltung des Rechtszustandes, diese zur Besserung des Übertretenden, oder anderen ihm ähnlich gesinnter Individuen. Erstere sey Sache des Staats, diese Werk des Erziehers. In wiefern sich der Staat als Erzieher ansehe, können bey Criminalfällen Zwecke der Züchtigung eintreten. Weder die Präventionstheorie, noch die Theorie der Abschreckung, auch nicht der Retaliation, wie er sich S. 33 §. 37 ausgedrückt, hat des Vfs. Beyfall. Doch giebt er zu, daß die positive Criminalgesetzgebung eine doppelte Tendenz habe — eine rechtliche und eine politische. Beide müssen mit einander verbunden werden. Der Staat thue ein Übriges, wenn er mit Strafe zugleich die Züchtigung des Verbrechers, und seine moralische Besserung ins Auge fasse. Rec. erlaubt sich hiebey die Frage: Was heißt es: durch die Strafe verbürge der Staat den Rechtszustand? und wie geschieht das durch die Strafe (nicht durch den gefoderten Schadenersatz)? Rec. denkt, auf keine andere Weise, als dadurch, daß die Vorstellung erhalten wird: Wer den Rechtszustand verletzt, dem folgen Übel auf dem Fuße nach — Übel, welche der Art und dem Grade der Übel, welchen der Verbrecher durchs Verbrechen zu entgehen sucht, oder der Art und dem Grade der Vortheile, welche er sich dadurch zu verschaffen gedachte, angemessen sind, um den Reizen zum Verbrechen ein gehöriges Gegengewicht zu geben. Und was ist das andere, als gehörige Abschreckung. Androhung und Vollziehung der Strafe sucht also den Rechtszustand zu sichern durch Abschreckung: denn ohne Vollziehung der Drohung würde diese nicht abschrecken. Was hat man also gegen diese Theorie vom Zweck der Strafen? Aus dem Zwecke der Abschreckung, in Verbindung mit Betrachtung über die Quellen und Reize zum Verbrechen, über die Denkungsart derer, auf welche die Strafe wirken soll u. s. w., läßt sich auch sehr wohl die Art und der Grad der auf die besonderen Arten der Verbrechen anzudrohenden Strafen bestimmen.

Verbindung der physischen Gewalt mit der Idee des Rechtszustandes ist eine bürgerliche Verfassung, und eine Gesellschaft, in welcher der Rechtszustand durch eine bürgerliche Verfassung gesichert ist, ist ein Staat, respublica. Andere Zwecke, heißt es S. 17, außer jener Erhaltung des Rechtszustandes, z. B. Sicherung des Eigenthums gegen äußere Gewalt, Betöderung der Cultur u. s. w., liegen nicht im reinen Begriff des Staats. Doch heißt es S. 34 §. 22: der Staat habe nicht nur für die Zuteilung des Eigenthums, sondern auch für die Sicherung desselben sowohl innerhalb seiner Grenzen, als gegen einer äußeren Angriff, zu sorgen. Auch schließt der Vf. die Sorgfalt für die Bildung und den Wohlstand der einzelnen Staatsbürger nicht von dem Augenmerk der Regierung aus. Nur könne das nach dem bloße rechtlichen Be-

griff derselben nicht gefodert werden. (Sollte aber wohl der höchste Staatszweck selbst, Sicherung des Rechtszustandes, ohne Sorge für die Cultur, und den Wohlstand der Bürger (Blindheit, und Aberglauben, Noth und Armuth sind furchtbare Quellen der Verbrechen) durch bloße Strafen, physische Gewalt, gesichert werden können?) Was für Bildung und Wohlstand in physischer Hinsicht geschehe, gehöre zur Polizey (im engeren Sinne des Wortes, denn sonst würde dieser Begriff nicht erschöpfend seyn); was in geistiger Hinsicht geschehe, zur Culturanstalt. Wir übergehen, was über die Ehe, S. 41, über das Verhältniß der Kinder zu den Eltern, §. 35. S. 49, 2, §. 27, über die Gültigkeit der Testamente, S. 43, §. 28, zum Theil etwas unbestimmt gesagt wird, und zeichnen nur noch die paradoxe Behauptung des Vfs. §. 51, S. 54 aus. Vom Rechte im Krieg und zum Krieg könne philosophica nicht die Rede seyn. Denn eben der Krieg beweise die Aufhebung des Rechtszustandes.

EA9.

Gießen, b. Müller: Die Ewigkeit der Seele. Ein Versuch von Georg Horn. 1811. 50 S. 8.

Die immer wiederholten Versuche, die Unsterblichkeit auf eine die Vernunft befriedigende, und das Herz beruhigende Weise darzuthun, beweisen das hohe Interesse, welches mit dem Gedanken an unsere Fortdauer verknüpft ist. Der Vf. dieser Schrift unternimmt über seinen neuen Versuch mit vieler Bescheidenheit, indem er sich wegen der Mängel desselben mit seinen ungünstigen Verhältnissen entschuldigt, die ihm bey vielen Berufsarbeiten nur wenig Nebenstunden übrig lassen, um sie denjenigen Studien zu widmen, die er lieber zum ausschließenden Gegenstande seiner lebenslänglichen Beschäftigung hätte machen mögen. Unter solchen Umständen darf es die Kritik freylich nicht allgenu nehmen. Der Beweis selbst, welchen der Vf. für die Ewigkeit der Seele zu führen sucht, ist eigentlich der alte, vom Begriffe der Substantialität hergenommene, bloß mit einigen aus dem Systeme der absoluten Identität, zu welchem sich der Vf. bekennt, entlehnten Modificationen, wiewohl der Vf. S. 19 sich das Ansehen giebt, als wenn sein Beweis von jenem alten ganz verschieden wäre. Kurz zusammengefaßt lautet der Beweis des Vfs. auf folgende Hauptätze hinaus: Die Sinnenwelt ist die Welt des Endlichen und Veränderlichen, und hat nur ein scheinbares Seyn. Die ideale Welt aber, als die Welt des Absoluten, ist keinem Wechsel unterworfen; sie ist über alle Zeit erhaben und ewig. Alle Dinge sind ihrem Wesen nach im Absoluten gegründet; sie haben also in dieser Hinsicht einerley Seyn mit demselben, sie sind gleich dem Absoluten ewig. Kein Ding kann daher seinem Wesen nach verändert werden oder gar aufhören; nur die Accidenzen wechseln, die Substanz bleibt. Das Wesen der Menschen ist die Seele, wiewohl sie das Princip des idealen oder geistigen Lebens des Menschen ist; der Leib aber ist nur die Form oder die äußere Erscheinung desselben. Folglich ist auch nur dieser der Veränderung und Zerstörung unterworfen; die Seele hingegen muß als erhaben über alle Veränderung und Zerstörung, mithin als ewig gedacht werden. — Auf diese Art beweist also der Vf. die Unsterblichkeit der Seele in der That aus ihrer vorausgesetzten Substantialität; an die wichtigsten Einwendungen aber, die gegen diesen Beweis gemacht werden können, und schon so oft gemacht worden sind, denkt er wenig oder gar nicht. Er schlägt sie gleichsam alle mit der Behauptung (S. 35) nieder, die Seele gelange nur durch zum Bewußtseyn ihrer Ewigkeit, daß sie sich zur Erkenntniß des Absoluten erhebe, also nur, wiewohl sie einfache, daß Alles dem Wesen nach aus dem Ewigen, als dem Centrum alles wahren Seyns und Lebens, hervortrete und in dasselbe zurückkehre. Rec. will daher auch mit dem Vf. über seine Demonstration nicht weiter rechten, sondern ihm die Beruhigung, die er dabey zu finden scheint, von Herzensgründen. Übrigens finden sich in dem Buche mehrere bedeutende Druckfehler. Ob dazu auch Periphetismus statt Perihelion (S. 44) gehöre, wollen wir unentschieden lassen. Doch hat der Vf., der in dem vor uns liegenden Exempare die Druckfehler handschriftlich verbessert hat, jenen Fehler nicht bemerkt.

U4.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 M A Y, 1811.

G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Vogel: *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung*. Von Friedrich von Schiller. *Vierter Theil*. (Auch unter dem Titel: *Der niederländische Revolutionskrieg im 16 und 17 Jahrhundert. Als Fortsetzung der schiller'schen Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung*. Von Karl Curths. *Dritter Theil*.) 1810. 568 S. gr. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Dieser Theil geht (wie die Annalen des Grotius) aus auf den zwölfjährigen *Waffenstillstand*, und schließt die Darstellung. Wir haben daraus noch einige Belege für unser über die ersten Bände J. A. L. Z. 810. No. 66 bereits gefälltes Urtheil zu geben.

Dafs die Abfonderung der Kriegereignisse von den politischen, im strengen Sinne, besonders bey dieser Geschichte, nicht wohl Statt finde, zeigt schon der erste Abschnitt, indem einige Blätter über die Staatsverfassung der jugendlichen Republik, und besonders über das Verhältniß ihrer ersten Autoritäten vorausgeschickt werden, welches der Vf. selbst eine lange, aber nicht unnöthige Abschweifung nennt. Nach seinem eigentlichen Plane sollten Stücke, wie Jo. 11 von den Navigations- und Handels-Ereignissen, No. 15 von Entstehung der ostindischen Compagnie, mit einer Einleitung über die Geschichte des hind. Handels von den ältesten Zeiten an, ferner die Veränderungen auf dem spanischen und englischen Thron, No. 9. 16, und ähnliche politische Gegenstände, wenigstens nicht in eigenen, ausführlichen Abschnitten abgehandelt seyn, sondern nur, in wie weit sie auf den Krieg Einfluß hatten, oder dieser auf sie. Diese unwillkürliche Überschreitung beweist aber inreichend unsere Bemerkung. Auch wenn der Vf. im Schlusse sagt: „Dieses war das Entstehen und die Gründung der Republik etc.“: so sieht man, dafs er in Ganzen mehr Schillers, als seinen eigenen Plan vor Augen hatte, wie er denn auch die Manier der Überschriften von ihm beybehalten hat, nur dafs er mehr vereinzelte Scenen giebt, die, weil dann die Hauptverbindung fehlt, nur nach Jahrgängen und Feldzügen, also mehr chronikalisch, zu beschreiben waren. Dabey blieb es noch eine besondere Schwierigkeit, bey Verfolgung der Hauptbegebenheiten zugleich die Nebenergebnisse im Auge zu behalten, ohne zu wiederholen, oder zu anticipiren.

Für militärische Leser sind, nach der Absicht des J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

Vfs., vorzüglich unterrichtend folgende Stellen, zugleich als Belege zu Hoyer. S. 111 die Disposition zum Sturm auf Cambrai. S. 202 die Verbesserung der Militärverfassung unter Erzherzog Albrechts, und neue Bewaffnungsart. (Gegenüber von diesem Fürsten wäre zu zeigen gewesen, wie Moriz von Oranien hauptsächlich durch die Römer sich gebildet hatte.) S. 29 der erste Gebrauch der Aufsenwerke; S. 318 der Contraapproschen; S. 335 der Beutelkartätschen; S. 344 Feuerpfeile mit Widerhacken, aus der älteren Kriegskunst wieder aufgenommen; auch mörderische Leuchtkugeln mit Granaten. S. 359 der Gebrauch der flüchtigen Sappe. Ob „Vorzug“ für Avantgarde ein guter Ausdruck sey, S. 274, zweifelt Rec.

Hin und wieder sind, ob es gleich nicht zum Zweck gehört, kritische Erörterungen mit namentlicher Anführung der Geschichtschreiber gegeben, S. 348 nach *Meteoren*, als Augenzeugen; S. 410 *Hume*; S. 421 f. *van der Vinkt*.

Allgemeines Interesse wird es finden, dafs der Vf. durchaus darauf bedacht gewesen ist, das Charakteristische der Zeit und der Menschen recht herauszuheben: die damals selbst von den Regierungen häufig begünstigten Meuchelmorde S. 82 ff. Des spanischen Hofes treulose Politik, die auch bey den augenscheinlichsten Gegenversicherungen kein Zutrauen mehr fand, S. 182 und sonst. Der beständige Hang zur Rebellion unter den Soldaten, die sich oft zu selbstständigen Corps losrissen; eines davon sich die italienische Republik nannte, S. 85. Das Aufhängen der gefangenen Seesoldaten, Annageln und Versenken der Fischer, S. 242; überhaupt die Gewohnheit, die meisten Gefangenen niederzumetzeln. Zweykämpfe zwischen ganzen Trupps, mit Bewilligung der Hauptleute, S. 249. Mordbrenner, mit Strohwischen auf den Hüten, selbst angrenzende deutsche Staaten durchziehend, S. 457. Überall, neben herrlichen Zügen von Edelmuth und Heroismus (der lieber alles Elend und alle Greuel über sich ergehen liefs, als dem Feinde sich zu ergeben), schreckliche Barbarey und Brutalität; soldatische Grausamkeiten, fast ohne Beyspiel in der Geschichte, S. 211. (Die häufigen Ausbrüche der Pest veranlafsten die Aufstellung eigener Pestmeister; aber sonderbar, dafs zu Rheinbergen nach der Explosion eines Pulvermagazins die Pest auf einmal nachliefs.)

Unter die vorzüglich lezenswerthen Stücke zählen wir des Herzogs von Parma und Philipps II Tod, No. 2 und 9. Verschiedene Stellen, wie die deutsche Nation von den kriegführenden Mächten sich misshandelt sah.

handeln hieß S. 213, und wie schlecht die Reichsmafsregeln waren S. 225. Ferner, die Seefchlacht vor Gibraltar S. 469 f. Die dreyjährige Belagerung von Ostende, wobey gegen 150,000 M. von Freund und Feind umkamen, vor einer Stadt, die 1706 und 1745 in etlichen Tagen erobert wurde; „lehrreich, sagt der Vf., für eine kraftlosere Nachkommenchaft.“ No. 14 vergl. S. 461. So auch die Schlacht bey Nieuwpoort, No. 12, wenn nur des Vfs. Erzählung nicht so häufig zwischen dem Imperfectum und Präsens, oft mehrmals auf Einer Seite, wechselte! vgl. S. 208. 220. 223. 257 u. f. f. Ausserdem finden wir die Geschichte der Friedensunterhandlungen im letzten Stück besonders klar und fließend. (Eine *Fluth* von *Flugblättern* S. 543 ist wohl nur übersehen worden.)

Dafs der zwölfjährige Waffenstillstand ein sogar sonderbares historisches Phänomen wäre, S. 366, möchten wir nicht sagen. Schlofs nicht, um eines der nächsten Beyspiele zu geben, das Haus Oesterreich ganz ähnliche Stillstandsverträge mit der Schweiz? und war es überhaupt nicht redlich, einen Stillstand auf selbstbestimmte Zeit einzugehen, als einen immerwährenden, ewigen Frieden, der schon im nächsten Jahr wieder gebrochen werden konnte? — Nach *Spittler*, Staatengeschichte I. S. 391, war es Plan des schlaunen *Jeannin*, dafs nur ein Waffenstillstand eingeleitet werden sollte; nach unserem Vf. noch das einzige Mittel, die Parteyen überhaupt einander wieder zu nähern. — Endlich könnten wir noch fragen, warum Hr. C. die Geschichte dieser Kriege nicht bis zum westphälischen Frieden fortgeführt hat?

— C. —

HALLER u. LEIPZIG, in der russischen Verlagshandl.: *Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts*, von *Ludwig von Bacsko*, Prof. der Geschichte bey der Artillerie-Akademie zu Königsberg und verschiedener gel. Gesellschaften Mitglieder. *Vierter und letzter Band*. 1810. IV u. 404 S. 8. (Auch als Fortsetzung des *mangelsdorffschen Hausbedarfs aus der allgemeinen Geschichte der alten und neuen Welt*. XIV Theil, oder der *allgemeinen Geschichte neuerer Zeit*. IX Band.) (1 Rthlr. 12 gr)

Der achtungswerthe Vf. vollendet mit diesem Bande seine Darstellung der Geschichte des 18 Jahrhunderts. Er endigt nicht gerade mit dem Schlusse desselben, sondern, was Niemand tadeln wird, mit dem Frieden von Amiens, als der Epoche allgemeiner Hoffnungen. Seinem Plane, — bey beschränktem Umfang die möglichst vollständige Zusammenstellung der Begebenheiten, mit treffender Auszeichnung des Wesentlichsten, zu geben, — ist er durchaus getreu geblieben. Wenn wir aber die Schwierigkeiten betrachten, welche der Stoff des hier dargestellten letzten Decennium nicht blofs durch seine Reichhaltigkeit darbot: so haben wir um so mehr zu bestaunen, was wir bereits in diesen Blättern (J. 1810. No. 95) zu Gunsten der drey ersten Bände gesagt haben.

Der Vf. ist des Stoffs Meister. Seine Ansichten

zeigen, dafs er sich immer höher zu stimmen gesucht hat. Ein vorzügliches Verdienst ist es, dafs er, je näher er der Gegenwart kommt, die möglichste Unparteylichkeit mit bescheidener Freymüthigkeit klüglich zu verbinden gewußt hat. Von seiner Anordnung geben wir, gemäß der früheren Anzeige, eine um so weniger überflüssige Skizze, als dem Buche selbst nichts der Art beygedruckt ist.

Von S. 1 — 169 ist die Geschichte der franz. Revolution und des Kriegs, von *Erklärung der Republik* bis zum *basler Frieden*, zusammengedrängt. Die ersten glücklichen Krieguunternehmungen und die inneren Parteyungen; *Ludwigs XVI* Tod S. 27. Fortsetzung des Kriegs. *Dumouriez* und *Custine*. Deutschlands allgemeine Bewaffnung. Prinz *Coburg*. Eindruck von *Ludwigs XVI* Tod, bey den Mächten, wie im Inneren Frankreichs. Maßregeln in den eroberten Ländern S. 40. — Kriegserklärung gegen Holland, England, Spanien S. 46. Russische Kriegserklärung S. 48. Der Krieg in den Niederlanden und in Deutschland, bis zum Wechsel des Glücks S. 59. Innere Gährungen bis zur Schreckensregierung S. 76. *Coburg* Aufkündigung des Waffenstillstandes. Krieg gegen Spanien, England, die Chouans. *Rabespierre*. Fortwährende Hinrichtungen und Greuelscenen. Das Unglück von Lyon S. 91. — Neue gegenseitige Anstrengungen im Felde. Bey den glücklichen Fortschritten der Franzosen innere Zerrüttung, und daraus entspringende neue Hoffnung für die Allirten, wenn diese wahrhaft gewesen wären S. 106 f. Kriegsglück der Engländer. Steigende Schreckensregierung und erneuerte Anstrengungen in Frankreich. Die Rückkehr des Kriegsglücks macht jedoch zugleich den Enthusiasmus verschwinden, der bisher alle Greuel des Terrorismus über dem Zwecke der Erhaltung des Vaterlandes übersehen hatte. Der 9 Thermidor. Nach Stillung des inneren Aufstandes nur noch Kampf der Parteyen S. 139. *Sieyes*. Standhaftigkeit des Convents unter allen Stürmen, und die darunter zu Stande gekommenen Einrichtungen, bis S. 146. — *Napoleon Bonaparte*. Seine frühere Geschichte, in einer kurzen, nicht blofs das Bekannteste wiederholenden Episode S. 153 — 157. Die dritte Constitution S. 157. Fortgang der franz. Siege S. 159 — 169. — Nach dem basler Frieden leitet *Proussen* den Blick auf die politischen Angelegenheiten. Diese folgen nun von *Koscusko's* Erhebung bis zum Tode des Königs, S. 178 wo auch des Schicksals des Herzogs von Kurland gedacht ist. Russlands Allianz mit Oesterreich und England (kurz vor dem Tode der *Katharina II*) führt wieder auf den ersten Hauptgegenstand zurück. Friede mit Holland und Spanien S. 180 f. (hätte auch bey den erstgedachten Friedenshandlungen stehen dürfen). Der Seekrieg S. 183 f. Westindien, die Neger S. 189. Ostindien, holländische Besitzungen S. 193. Wiener Vertrag S. 196. Trotz der französischen Finanzen und der noch übrig gebliebenen Unzufriedenheit die lebhafteste Wiedererweckung des Continentalkriegs, dessen abwechselnde Scenen in Deutschland und Italien mit ausgebreiteter Belesenheit nach

den Hauptresultaten fortgezählt werden, bis zur Ankunft *Malmebury's* S. 254. Rückblick der franz. Armeen auf das Innere. Der 18 Fructidor S. 259. Friede von Campo Formio S. 262. Frankreichs Macht und die neuen Verhältnisse in Helvetien, Rom, Holland S. 270. Expedition nach Aegypten; ihr Zweck und die ersten Erfolge bis zu *Bonaparte's* Wiedereinschiffung S. 281. Die indess veränderte Lage Frankreichs, im Inneren, zu den Mächten; Ausgang der rastadter Friedensunterhandlungen, und der Verlauf des neuen Kriegs bis zum 9 Oct. 1799, da *Mafsen* die Befreyung der Schweiz vollendet und *Bonaparte* nach Frankreich zurückkommt S. 331. Der 18 Brumaire. Constitution vom 22 Frimaire S. 333 bis 337. Innere Beruhigung. — Nach vereitelten Friedenshoffnungen energische Fortsetzung des Kriegs S. 337 f. Die Waffenstillstandsverhandlungen S. 352, und der weitere Erfolg bis zum lüneviller Frieden S. 359. Frankreichs Verbündete S. 368. Innere Sicherheitsvorkehrungen und Fortsetzung des englischen Kriegs S. 369. Rückblick auf Aegypten S. 371 f. Verhältnisse mit den nordischen Mächten S. 383, mit Spanien S. 395. Blick auf Ost- und West-Indien. Friede zu Amiens.

Aus dieser kurzen Übersicht werden die Leser leicht abnehmen, wie der Vf. die *chronologische* mit der *Sach-* Ordnung zu vereinigen bemüht gewesen ist. Vorzüglich hat er auf das *Ineinandergreifen* der Begebenheiten gesehen; so dafs, was wir schon bey den ersten Bänden in Rücksicht des durch das Ganze ununterbrochen fortlaufenden Drucks bemerkten, gewissermaßen auch vom Inhalt selbst gilt. In Ansehung der Zusammendrängung des Stoffs hat der Vf., wie uns dünkt, das rechte Mittelmafs beobachtet; er hat nicht blofs das Allgemeine herausgesucht, sondern dieses zugleich mit den individuellsten und anziehendsten Zügen ausgestattet. Das Eigenthümliche seines Stils und die zuweilen ans Unverständliche gehende Fülle seiner Perioden haben wir ebenfalls bereits bemerkt, ohne jedoch die Lebhaftigkeit und das Blühende seines Vortrags zu verkennen.

Dafs der Vf. die verschiedenartigsten, und oft ganz specielle, Quellen genau verglichen hat, sieht das geübte Auge auf der Stelle, wenn gleich keine genannt, und meist nur die Resultate angegeben sind. Manchmal stellt er aber auch vor den Augen des Lesers die Abwägung der Wahrscheinlichkeiten an; hie und da läfst er blofs die Umstände entscheiden (wie beym Gefandtenmord), höchstens hat er durch ein Beywort oder einen sonstigen kleinen Zusatz die nöthigen Winke gegeben. Bey den wichtigsten Phänomenen findet man hinreichende Aufschlüsse und Erklärung der Art und Weise, wie es kam; aber nie soll man blofs sein Urtheil hören. Damit hat er sich auch als *Preusse* glücklich durchgewunden. Wir könnten, wenn es nöthig wäre, mehrere treffliche Stellen auszeichnen, welche der Darstellung, wie dem Gefühl des Vfs., zur Ehre gereichen. Wir verweisen kurzlich auf die *Revolutionsszenen*; *Ludwigs XVI* Ende S. 26; *Charlotte Corday* S. 85; *Danton* S. 111.

Robespierre's Ende S. 128; *Toussaint Louverture* S. 194. An verschiedenen Stellen Hinweisungen auf eine unleugbare Nemesis.

Immer wird dies Werkchen ein bequemes, sehr unterrichtendes und anziehendes Handbuch bleiben, auch bey seinem ungeschicklichen Ausseren. Von allem Übrigen, was sonst noch an einer Geschichte des 18 Jahrhunderts zu wünschen übrig bleibt, kann nach dem Zwecke des Vfs. und der Verlagshandlung hier nicht die Rede seyn. — Mit Bewunderung, aber auch zugleich mit Wehmuth erfüllt es uns, wenn der Vf. in der Vorrede bemerkt, dafs er jederzeit den redlichsten Eifer angewendet habe, dafs der Leser nie missfällig an seine Blindheit erinnert werde, und dafs er schon bey der Ausarbeitung dieses vierten Theils nicht mehr ganz in der günstigen Lage gewesen sey, den ganzen Tag hindurch ein fremdes Auge einigermassen belohnen zu können. Ungern würden wir dieses als das letzte Werk des Vfs. betrachten, und wir wünschen aufrichtigst, dafs er auf eine reelle Art aufgemuntert werden möchte, seine bereit liegenden Materialien wirklich mittheilen zu können, bey der noch in ihm wohnenden Geisteskraft, verbunden mit tiefgefühltem Interesse an dem Begebenheiten der Zeit. — C. —

GÖTTINGEN, gedr. b. Röwer (Selbstverlag): *Commentatio II de Archidiaconatu Nortunensi, qua continuatur dioecesis Moguntina in archidiaconatus distincta, XI commentationibus illustrata a Steph. Alex. Würdtwein etc. Joannis Wolf, Nortenaë ad S. Petrum canonici. 1810. 72 u. 124 S. 4. (1 Rthlr. 1 gr.)*

Schneller, als wir bey der Anzeige der ersten Abhandlung (J. A. L. Z. 1809. No. 252) erwarteten, ist diese Fortsetzung durch die achtungswerthe Regsamkeit des Vfs. und seine höchst rühmliche Aufopferung (nur 57 Subscribenten haben sich laut des Verzeichnisses gefunden), die immer seltener bey den Gelehrten wird, gefolgt. Sie begreift den mit der Probstey des Petersstifts in Nörten verbundenen Archidiaconat. Alles Lob, das wir der ersten Abhandlung zutheilen mußten, gehört auch dieser. Ein unermüdlicher, umsichtiger Fleiß im Zusammentragen schon vorhandener Nachrichten, ein Reichthum ungedruckter Urkunden (79 Stück werden hier wieder mitgetheilt; welcher Schatz liegt doch in Deutschland noch verborgen, und wie Vieles wird noch verloren gehen, das man retten könnte!) und eine besonnene Zusammenfassung sind auch diesmal die Ausstattung.

Was nun die Grenzen und die innere Abtheilung des Archidiaconats nach den *sedes* betrifft: so wurde der Vf. zwar auch diesmal durch keine alten Verzeichnisse, welche das Ganze umfassten, unterstützt und geleitet; nur allein eine alte Angabe der *ecclésiæ synodales* in einem Copialbuche, das zwar erst um 1607 geschrieben, aber doch keine späteren Urkunden als von 1521 enthält (S. 7 f.), fand er, und in ihnen die Hauptorte der *sedes*, worüber wohl kein Zweifel seyn kann, da zu den S. 8 als anderwärts her in sol-

cher Eigenschaft erwähnten noch Geismar (No. 27 der Urk.) und Hohnstadt (bey *Leukf. ant. Nordh.* 147) kommen. Die Zahl der *sedes* stände also fest, nur sind in dieser Angabe zugleich die eimbeckischen *sedes* beygemischt, wahrscheinlich aus dem vom Vf. S. 8 angeführten Grunde, weil beide Bezirke oft, und vielleicht gerade zu der Zeit, als die Notiz niedergeschrieben wurde, den nämlichen Archidiakon hatten. Doch für den letzteren kleinen Archidiakonat können nur die drey Capitel abgegeben werden, die der Vf. abscheldet, da sich von den meisten angrenzenden *sedes* die Angehörung an Nörten nachweisen läßt. Schwieriger war es nun auszumitteln, welche Ortschaften zu jeder *sedes* gehörten. Nur ein in den Geschichten des Landes so bekannter, in historischer Kritik geübter Mann konnte, mit einiger Hoffnung auf Erfolg, das Wagstück beginnen und mit Verstand glücklich ausführen, wo nur so wenige Hülfsmittel, als etwa das Verzeichniß aus der *sedes* Seeburg (No. 38 der Urk.), von Hohnstadt (*Leukfeld a. a. O.* und No. 55 der Urk.), zu Statte kamen. (Beyläufig, der Vf. löset das Räthsel nicht, wie der Pleban von Moringen, (eine eigene *sedes*) in der Urkunde No. 70 von 1474, unter den Priestern des Kalands Hohnstadt genannt werden kann. Entweder die Kalande waren nicht bloß auf eine *sedes* beschränkt, aber warum dann die bestimmte Bezeichnung: Kaland des oder des *sedes*? oder es gab in der *sedes* Hohnstadt noch ein Moringen, das eingegangen ist.) Und doch wird diese Eintheilung, läßt sich gleich zu weiteren Folgerungen nicht überall fest darauf felsen, gewiß den Beyfall aller Kenner erhalten. Von den einzelnen Theilen konnte also nicht mit Genauigkeit auf den Umfang des Ganzen zurückgeschlossen werden. Indes auf der östlichen und südlichen Seite waren durch die früheren Aufklärungen die Grenzen gezogen; westlich, wo der Archidiakonats Eimbeck anstößt, mußten sie freylich in Ungewissheit bleiben, und auch wo der hildesheimische Sprengel Nachbar wird, liegt viel Dunkelheit, da für Hildesheim noch nichts geschehen ist, *Ludwigs* und *Heinrichs* alte Grenzbestimmungen an sich so verwittert, und durch die Abschreiber corruptirt, nur die Qual der Ausleger sind und wenig lichte Punkte zeigen, daher auch mit Recht vom Vf. einstweilen unbenutzt gelassen sind. Doch gerade nördlich gaben die hildesheimischen Grenzen ein paar unstreitige Punkte, und dann die deutlichere halberstädtische Sprengelgrenze Mittel zur sicheren und genaueren Bestimmung des Umfangs des nörtenischen Archidiakonats und seiner Begrenzung in den Gebirgen des Harzes. Wir wundern uns, daß

der Vf. die halberstädtische Scheidungslinie gar nicht verglichen hat, was doch nöthig war, und die Aufzählung vollständig gemacht hätte. Denn ohne Zweifel gehört St. Andreasberg und mehrere kleine Orte (mögen sie immerhin ihre Kirchen und Pfarren, ja selbst ihre Existenz, erst nach der Reformation durch den größeren Betrieb des Bergbaues und der Hütten erhalten haben) in das nörtenische Gebiet und nicht zu Jechaburg. (Die Lage verlangt es so, und das alte und daher glaubwürdige jechaburgische Register endet viel früher östlich.) Die Bergstadt Grund war bis 1505 zu der Kirche in Gittelde gehörig. (Schreiber von Ankunft der Bergwerke an und auf dem Harz S. 5. Die Fundation der eigenen Pfarre steht in *Arend* Antrittspredigt zu Grund S. 43. 48.) Münchhof (Kemnade) gehörte zum Theil, nach der *Ludwigschen* Grenzbestimmung, zu Hildesheim. Da nun die Grenzen der *sedes* durch keine Urkunde genau bestimmt sind: so hätten wir gewünscht, es wäre überhaupt, besonders an der Grenze der Sprengel und Archidiakonate, die Beweise hervorgehoben, wodurch sich die Angehörung eines Ortes an das Archidiakonats, oder den maynzer Sprengel ergibt. Die bloße Anzeige der Urkunde, woraus das hervorgehen mag, genügt nicht immer, es kann nicht Jeder alle diese Werke nachschlagen, und doch liegt bey Untersuchungen, die ins Einzelne gehen, oft viel an der vollständigen Gewisheit und klaren Übersicht, wenigstens erleichtert es die Arbeit sehr. Dies für diejenigen, welche sich künftig mit ähnlichen Erörterungen beschäftigen möchten; es soll kein Vorwurf für den Vf. seyn, der so viel gethan hat.

In der Vorrede läßt sich der Vf. noch auf die Angehörung der *sedes* Duderstadt und Beuren zum Archidiakonats Heiligenstadt, worüber wir in unserer vorigen Anzeige mehr Licht wünschten, ein. Nach mehreren Urkunden, welche er aus seiner Geschichte des Eichsfeldes beybringt, wird die Sache außer Zweifel gesetzt; auch wir würden nicht schwankend gewesen seyn, wenn der Vf. gerade hier, wo es sich darauf eingelassen, und die dort schon geführte Widerlegung des *wenkischen* Zweifels erwähnt hätte. Je mehr man von einem Factum erfüllt ist: desto leichter setzt man oft die gleiche Kenntniß, dieselbe Überzeugung, bey Anderen voraus! Merkwürdig ist die Sache immer, und wenn mit Duderstadt keine spätere Veränderung vorgegangen ist (der Vf. kann den Beweis nur bis 1305 führen): so ergibt sich daraus, daß man bey Austheilung der kirchlichen Kreise auf die politischen Verhältnisse nicht durchaus Rücksicht nahm.

H. St. F.

BESONDERE ABDRÜCKE UND FORTSETZUNGEN.

Berlin, b. Hitzig: *Der Arsenik als Fiebermittel. Erfahrungen über den Nutzen und Anweisung zu einer zweckmäßigen Anwendungsart desselben.* Von D. E. L. Heim. 1811. 30 S. 8. (6 gr.) (Aus *Horns Archiv für medicinische Erfahrung* besonders abgedruckt.)

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Theologische Zeitschrift, in Verbindung mit einer Gesellschaft Gelehrter, herausgegeben von D. Joh. Joseph Batz.* Dritten Bandes 4—6 Hef. 1810. S. 283—532. Vierten Bandes 1 u. 2 Hef. 1811. 183 S. 6 (1 Rthlr. 16 gr.) 8. die Rec. Jahrg. 1810. No. 200.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 M A Y 1 8 1 1 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

DRESDEN, in der waltherischen Hofbuchhandlung:
System einer vollständigen Criminal-, Polizey- und Civil-Gesetzgebung von H. E. v. G. Erster Theil. Criminal-Codex. LXX und 192 S. Zweyter Theil. Polizey-Codex. XVI u. 166 S. Dritter Theil. Civil-Codex. XXII u. 580 S. 1809. gr. 8. (4 Rthlr.)

Der verdienstvolle Vf., welcher in keinem Verhältnisse seines Lebens die Wissenschaft aus dem Auge verliert, die er einmal mit Liebe umfaßt hat, hat durch dieses reichhaltige Werk, welches so viele Spuren des eigenen Forschens, einer reichen Erfahrung und eines edlen Eifers für Gerechtigkeit und Menschenglück an sich trägt, den Gesetzgebern und Redactoren von Gesetzbüchern gleichsam vorarbeiten, das Fachwerk des grossen Gebäudes einer neuen Gesetzgebung aufstellen, und in demselben die Materialien niederlegen wollen, aus denen mit verständiger Rücksicht auf Zeit, Ort und Umstände das Gebäude selbst zu Stande gebracht werden kann. Der nicht zu verkennende Nutzen eines solchen idealischen Gesetzbuchs würde für die jetzigen Zeiten, wo man sich so viel mit neuen Gesetzgebungen beschäftigt, noch grösser seyn, wenn den Bestrebungen der Fürsten Deutschlands bey diesem Gesetze ein ganz freyer Spielraum zustände, und ihnen nicht ein wirkliches, für einen anderen Staat mit vieler Weisheit gegebenes Gesetzbuch als Leitstern diene, welchem man hier mehr, dort weniger sklavisch zu folgen bemüht ist. Für den Zweck des Vfs. ist es denn auch ganz angemessen, daß er seine Ideen ohne die wirkliche vollendete Einkleidung mitgetheilt hat. Doch kann Rec. ihm nicht beystimmen, wenn er glaubt, daß es vielleicht rathsam wäre, ein wirkliches Gesetzbuch in dieser concentrirten Manier zu publiciren. Da der wahre Sinn und der Umfang einer vollständig ausgesprochenen Satzung, wobey doch jedes Wort erwogen und erst nach genauer Prüfung gewählt worden ist, so oft verkannt, und von Mehreren, die solches anzuwenden haben, verschiedentlich gedeutet wird: so würde dieses gewiss noch öfter der Fall seyn, wenn bloß der Gedanke gegeben, und wenn zur Auffindung der ganzen Quantität desselben noch eine Vergleichung und Zusammenstellung mit den vorhergehenden und nachfolgenden Sätzen erforderlich wäre. Wie wenige Richter dürften z. B. den Abschnitt 2 und 3 der ersten Abtheilung des Crimi-

nal-Codex, in welchem — vielleicht zu viele — Regeln und Grundsätze über die Gradation der moralisch-gesetzlichen und physisch-gesetzlichen Zurechnung aufgestellt sind, begreifen, sich bis zu einer fruchtbaren Einsicht zu eigen machen und richtig anwenden, wenn ihnen nichts als das Skelet gegeben würde, und wenn es ihnen überlassen bliebe, durch eigenes Nachforschen das Ganze zu bilden und zu beleben! Gewiss nicht gross ist die Zahl solcher Geschäftsmänner, welche die Mühe anwenden wollen und können, über den Buchstaben einer Gesetzgebung hinauszugehen und in den Geist derselben einzudringen, welche aus der Wissenschaft — die übrigens durch keine Gesetzgebung überflüssig gemacht werden darf — zu schöpfen im Stande sind, um die Idee des Gesetzes zu beleben und zu ergänzen.

Zu den Vorzügen dieses Werkes gehört es hauptsächlich, daß der Vf., fern von allen excentrischen idealischen Vorstellungen, und von dem, was er jasonische Träume nennt, was man aber eigentlich *sonnia aegri* nennen sollte, den Menschen und die Gesellschaft nimmt, wie sie ist, und wie sie, aller der gewaltsamen Operationen ungeachtet, denen sie sich unterwerfen muß, ewig bleiben wird. Er erwartet daher weder von einzelnen Menschen, noch von der ganzen Gesellschaft, am wenigsten aber von einzelnen Instituten, oder spitzfindigen einseitigen Theorien die Wunder, welche die Schöpfer und Anbeter derselben der Welt verheissen, und lange genug ohne Erfolg verheissen haben. Er hat, wie es sich für einen Gesetzgeber ziemt, gleich fern von der empfindsam weinerlichen, und von der außervernünftigen Parthey, das Gute, wo er es gefunden, und ohne Vorurtheil für das Neue oder das Alte, aufgesucht und benutzt. Er verkennt es dabey durchaus nicht, daß es die Weisheit, ja, wenn man dem Menschen nicht Gewalt anthun will, die Nothwendigkeit erfordere, bey der Gesetzgebung auf Zeit, Ort, und auf den ganzen physischen, moralischen, und um so zu sagen, ökonomischen Zustand der Gesellschaft Rücksicht zu nehmen, und daß eine allgemeine Gesetzgebung, welche keine Gewohnheit, keine statutarische Satzung zulassen will, mit einer Gerechtigkeit, die in dem Menschen noch etwas Anderes als den Unterthanen sieht und respectirt, nicht zu vereinigen stehe; daß es überhaupt etwas ganz Anderes sey, einer Gesellschaft, welche schon lange bestanden, und bereits eine Verfassung, Gesetze und Rechte gehabt hat, eine neue Gesetzgebung zu ertheilen, als eine sich erst

aus einer rohen Masse bildende Gesellschaft mit der ersten Gesetzgebung auszustatten.

Da es bey einem Werke, wie das vorliegende, unnöthig ist, den Inhalt desselben anzugeben, die Heraushebung und Beurtheilung desjenigen, worüber sich Etwas sagen liesse, aber ein weit größeres Buch erfoderte, als das Werk selbst: so wollen wir uns auf einzelne Bemerkungen, welche, wie billig, und wie das Werk selbst, eine legislatorische Tendenz haben, und die eine weitere Prüfung veranlassen können, einschränken.

Der erste Theil enthält den Criminal-Codex. Es ist unverkennbar, daß der Vf. mit diesem Theile der Gesetzgebung am innigsten vertraut ist, wie es denn auch bekannt ist, daß er mit demselben sich mehr als ein Menschenalter ununterbrochen beschäftigt, und in den neuesten Zeiten die wichtigen Materien von der Wahrscheinlichkeit, dem Beweise, und von der gesetzlichen Zurechnung mit einer fast mathematischen Genauigkeit, und mit Erwägung und Zusammenfassung so mannichfaltiger, dabey in Betrachtung kommender Rücksichten und Collisionen abgehandelt hat, daß, wenn sich durch Schriften der Art die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen ließen, welche in der Sache und in der menschlichen Natur — deren Stärke und Unergründlichkeit sich eben so oft bey dem Verbrecher zeigt, als ihre Schwäche und Beschränktheit bey dem Richter sichtbar wird — selbst liegen und ewig liegen werden, man sich einigermaßen für berechtigt halten könnte, zu glauben, daß sich die Sache, ohne der richterlichen Willkühr einigen Spielraum zu gestatten, abthun liesse. Da inzwischen die Verkettungen der Dinge unendlich, die Kenntniß der Thatfachen, die Einsicht in den Zusammenhang des Willens und der Neigungen mit den äußeren Handlungen, und dieser hinwiederum mit den Wirkungen, nicht auf festen unabänderlich nothwendigen Gründen beruht; da das Urtheil darüber von Menschen, deren Geist und Gefühl so höchst verschiedenartig ist, abhängt: so läßt sich von solchen Bestimmungen und Kriterien, welche auf allgemeine Wahrnehmungen gegründet und als Folgerungen anzusehen sind, selbst dann nichts Vollkommenes erwarten, wenn jene Wahrnehmungen und diese Schlüsse auch noch so richtig und logisch bündig sind. So schätzbar daher auch die Bemühungen der Gelehrten bleiben, welche durch ihre Forschungen hier ein größeres Licht zu verbreiten sich bemühen: so wird doch der Staat, wenn er nicht die Wahrheit und Strafbarkeit von gewissen äußerlich bemerkbaren Bedingungen und von gewissen genau vorgezeichneten Formen abhängig machen, oder den gerade entgegengesetzten Weg einschlagen, und dem Gefühl und der Einsicht verständiger und redlicher Männer allein das Richteramt übergeben, sondern auf der bisher in Deutschland üblich gewesenen Mittelstrasse — welches im Ganzen wohl das Beste seyn dürfte — fortwandeln will, eine gute Criminal-Justiz mehr durch weise Wahl von Criminalrichtern, als durch eine zu subtile und zu tief in das Innere der

Handlungen eindringende Legislation zu begründen bemüht seyn müssen.

Bey der Festsetzung der Strafe sowohl im Allgemeinen als in besonderen Fällen auf den Grundsatze einer analogischen Erwiderung Rücksicht zu nehmen, hat zwar auf den ersten Anblick etwas Empfehlendes. Doch wird man im Ganzen nicht weit damit kommen. Es ist nicht nur, wie auch der Vf. nicht unbemerkt läßt, oftmals unter der Würde des Staats, mit denselben Waffen zu sechten, deren sich ein brutaler, ruchloser Mensch bedient hat; es ist nicht nur bey manchen Verbrechen, z. B. bey dem Diebstahl, dem häufigsten von allen Verbrechen, höchst selten möglich, den Thäter am Eigenthume zu strafen, sondern die Übel, welche die Gesellschaft, ohne höhere Zwecke zu verletzen, als Strafen anzuwenden im Stande ist, sind sowohl ihrer Natur als ihrer Mannichfaltigkeit nach mit den Handlungen, welche als Verbrechen notirt zu werden pflegen, zu wenig gleichartig, als daß der Grundsatz einer analogischen Erwiderung in sehr vielen Fällen sich als fruchtbar bewähren dürfte. Ueberdies würde die Größe der Strafe sehr häufig von Zufällen und von der Willkühr dritter Personen abhängig werden, wie z. B. in dem Falle, wenn nach §. 68 und 71 eine Verwundung mit Arrest auf die doppelte Zeit der Heilung bestraft werden soll. Es dürfte doch ohne Zweifel besser seyn, bey solchen Verbrechen, die von einer so höchst verschiedenartigen Qualität und Quantität sind, die Bestimmung der Strafe und deren Dauer von dem vernünftigen Ermessen einsichtsvoller und redlicher Richter, als von den Operationen eines vielleicht ungeschickten, ungewissenhaften Wundarztes und dem Verhalten des Verwundeten abhängig zu machen. Nach Rec. Dafürhalten muß der Gesetzgeber bey Bestimmung der Strafen zwar zuvörderst auf die Gefährlichkeit der Gattung von Handlungen für die Rechte der Gesellschaft und ihrer Mitglieder Rücksicht nehmen; aber er muß auch ausserdem noch Manches in Betrachtung ziehen. Besonders sollte er, da die Criminaljustiz doch nur zu oft das traurige Geschäft hat, *afflictis addere afflictionem*, die Denkart und Lage des hülflosesten, niedrigsten und rohesten Theils der Nation kennen zu lernen bemüht seyn, um die Strafen den Motiven und Ansichten, welche der große Haufe von gewissen Verbrechen hat, desto besser anpassen und entgegenzusetzen zu können. Denn Verminderung der Verbrechen durch Züchtung des Bösen im Menschen ist und bleibt doch einziger vernünftiger Zweck aller Strafen. Es zeugt daher von einer nicht tiefen Einsicht in das Criminalwesen, wenn man voll von idealischen Vorstellungen über die Würde und den Adel der Menschheit, mit einer schonenden Rücksicht auf Gefühle, welche nur Folgen einer glücklichen Lage und einer feineren Erziehung und Bildung sind, oder gar mit der mehr als Schwärmerischen Idee, durch die Criminalgesetzgebung auf die Gesellschaft positiv wirken, und sie dadurch veredeln und verbessern zu wollen, an die Composition eines Criminal-Gesetzbuchs geht, und dadurch, wie in einem der neuesten

Entwürfe wirklich geschehen ist, sich verleiten läßt, das Gebiet der Strafen, welches ohnehin viel zu enge und zu arm ist, noch weit mehr zu verengen, daß man körperliche Züchtigungen, öffentliche Ausstellungen, Geldstrafen, als Strafen, die auf den Charakter des Volks nachtheilig wirken, verwirft, und geringe Gefängnißstrafen, Verweise u. s. w. als zu gering für den Ernst des Criminalwesens gänzlich ausschließt. Daß unser Vf. von dieser schiefen Ansicht ganz frey ist, braucht wohl nicht bemerkt zu werden. Er hat es zu gut gefühlt, daß eine höchst complicirte Sache, ohne in eine schädliche Einseitigkeit zu verfallen, nicht einfach behandelt werden kann. Rec. würde aber noch weiter gehen, und z. B. das Brandmarken nicht gänzlich verwerfen, und er ist in seinen Ideen über diesen Gegenstand durch die äußerst lehrreiche Schrift des Präsidenten *Rebmann — Damian Hessel und seine Raubgenossen*, zweyte Ausgabe — noch mehr bestärkt worden. Damit, daß man gewisse Arten von Strafen und Maaßregeln sanctionirt, ist ja nicht gesagt, daß man solche alle Tage anwenden soll. Dieses scheinen aber alle die unberufenen Eiferer, welche sich über das Criminalwesen so oft vernehmen lassen, in der Einfalt ihres Sinnes gleich zu fürchten. Möchten nur nicht die Gouvernements durch andere Verfügungen das Verderben des Charakters des Volks und eine allgemeine Immoralität befördern; was durch die Wahl der Criminalstrafen verdorben wird, würde sich leicht verantworten lassen.

Bey dem großen Umfang, welchen das Polizeywesen in unseren, vielleicht zu künstlich ausgebildeten Staaten erhalten hat, bey der Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die in dasselbe gezogen sind, scheint es Rec. unmöglich, einen einzigen allgemeinen Charakter, wodurch sich Alles, was dazu gehört, bezeichnen läßt, anzugeben. Es sind daher bis jetzt die Grenzen zwischen Criminal-, Polizey- und Civil-Sachen und Vergehungen äußerst unbestimmt und verschiedenartig. In Deutschland war dieses bis hieher deshalb ziemlich unschädlich, weil in sehr vielen Staaten alle diese Sachen von einer und derselben Behörde geleitet wurden. Wenn es daher von der einen Seite nachtheilig werden mochte, daß Männer, welche sich vom Schlendrian führen ließen, die eine Gattung zu sehr wie die andere behandelten: so war es von der andern Seite wiederum nützlich, weil eine gewisse Willkühr, die bey der Lage unserer Criminalgesetzgebung unvermeidlich war, einen Anschein von Legalität erhielt, und weil die Art, wie Civilsachen angesehen und behandelt werden, hiedurch da der Willkühr in Polizeysachen auf eine sehr wohlthätige Weise Einhalt that. Bey einer neuen Legislation und Vertheilung der Geschäfte, würde es nach Rec. dasürhalten rathsam seyn, das Gebiet der, zwischen der Criminalität und dem Civile in der Mitte liegenden Polizey eher auf Kosten der ersteren als des letzteren zu erweitern. Dieses wird dann besonders weniger bedenklich seyn, wenn man den falschen Weg verläßt, die Polizeysachen als geringfügige Nebensachen zu betrachten, und solche höchst ge-

meinen, oft sehr unreinen Händen anzuvertrauen, und dagegen die richtigere Bahn betritt, eigene Polizeygesetze zu etabliren, und diesen in Fällen, wo ganz besondere aggravirende Umstände hinzukommen, zur Pflicht macht, gewisse Sachen an die Criminalbehörde, abzugeben. Eine solche Grenzbestimmung würde, auf dieser Seite am besten dadurch bewirkt werden, wenn man genau festsetzte, was zur Criminalität gehören soll, und der Polizey, diesem ohnehin unbestimmten Wesen, Alles überliesse, was nicht namentlich zur Feinlichkeit gezogen wäre. Die Anzahl der eigentlichen Verbrechen würde sehr vermindert werden, wenn man alle diejenigen strafbaren Gesetzesübertretungen, der Polizey überliesse, welche die allgemeine Ordnung, nicht gerade in ihren wesentlichen Stücken verletzen, aus denen sich fast nie auf eine Gefährlichkeit der Gefinnung bey denjenigen, die solche begehen, schließen läßt, und welche, der Erfahrung und der Natur der Sache nach, nie mit gleicher Strenge und gleichem Ernst untersucht und bestraft werden können, sondern bey welchen gewisse Rücksichten auf Personen, auf Verhältnisse genommen, und bey denen oft ein Auge zugedrückt werden darf und muß: wie dieses z. B. bey allen sogenannten Verbrechen gegen die Sittlichkeit, bey manchen Gattungen von Entwendungen, z. B. des Holzes aus Waldungen zum eigenen Bedarf, des Wildes aus Jagdliebhabe, bey der Verhehlung gefundener Sachen, vielleicht selbst bey dem Zweykampf, sobald solcher keine wichtigen Folgen gehabt hat, bey verschiedenen Gattungen von Fälschungen, Injurien u. s. w., der Fall seyn kann. Wie ist es nur möglich, wie ist es wünschenswerth, daß ein jedes Verbrechen dieser Art mit dem scharfen eindringenden Blick ausforscht, mit der Blindheit beurtheilt werde, welche dem Criminalrichter eigen seyn muß! Mit der Polizey ist es eine ganz andere Sache. Das Auge derselben ist weit mehr, oder wenigstens eben so sehr mit dem Auge eines Vaters, und Erziehers, als mit dem eines Richters zu vergleichen; es darf daher oft zugleich sehen und nicht sehen, hier schweigen und dort sprechen. Die Polizey kann, ohne ihre Würde zu verletzen, umhererschleichen, beobachten, den Ausgang abwarten, darf Winke geben, warnen und rathen, sie darf bald klug, bald dumm seyn, ohne den Makel und die Blame auf sich zu laden, welche den Criminalrichter, der allein der Wahrheit zu huldigen, den Grundsatz *sic ut justitia sit, periret mundus* zu befolgen, und ein jedes Factum mehr isolirt zu betrachten und zu beurtheilen hat, unausbleiblich treffen würde, wenn er auf diesem Wege einherginge. Unser Vf. hat im Ganzen auch die Idee, das Gebiet der Polizey zu erweitern: doch hat er es nicht überall gewagt, sie geltend zu machen. Über den Gedanken, die Grenzen zwischen Polizey- und Criminal-Verbrechen nach der Quantität der Strafe festsetzen zu wollen, urtheilt er S. LV der Einleitung sehr richtig. Es liegt diesem Gedanken durchaus nichts Haltbares zum Grunde, sondern er ist ein bloßer Einfall; und eine Classification der strafbaren Handlungen nach demselben, ist um nicht Vieles bes-

fer, als eine Classification der Menschen in einem Staate nach dem Alter, das sie erreichen werden. Auch scheint es Rec. sehr ausgemacht, daß gewisse Gattungen von Verbrechen, wenn gleich einzelne Fälle, die dazu gehören, nur sehr geringe Strafen nach sich ziehen mögen, doch nientals, ohne einen wesentlichen Nachtheil, und ohne die Ansicht, welche das Volk von denselben hat, auf eine höchst schädliche Weise zu verrücken, der Criminalität entzogen werden dürfen. Hieher gehört namentlich und hauptsächlich der eigentliche Diebstahl, dieses gemeinste, gefährlichste, und in den Augen des besseren Theils des Volks entehrendste Verbrechen mit dem, was ihm anhängt, der Diebshehlerey. Freylich darf man nicht jeden gemeinen Diebstahl, wie Hr. von Eggers in dem Entwurfe eines Gesetzbuchs für Schleswig und Holstein will, mit einer Zuchthausstrafe von 2 — 6 Monaten belegen. Aber dieses wird ohnehin keinem Gesetzgeber in den Sinn kommen, der es richtig zu schätzen weiß, was es mit dem Zuchthause auf sich hat, und der es lebendig fühlt, daß jede Bestrafung ein Übel für den Staat ist, zu welchem er nur aus Noth greift.

Wenn der Vf. darauf, ob durch ein Verbrechen angeborne oder erworbene Rechte verletzt werden, keinen großen Werth legt: so mag solches alsdann richtig seyn, wenn bloß von Rechten der Privatpersonen die Rede ist. In sofern jedoch manche Verbrechen Verletzungen solcher Güter und Rechte enthalten, die dem Unterthanen selbst zustehen, oder die doch auf seine Existenz und seine Sicherheit einen sehr großen Einfluß haben, andere hingegen nur in Verletzungen gewisser positiver Landeseinrichtungen und Anstalten bestehen, welche den Unterthanen directe nur wenig nützen, die vielmehr nicht selten die Freyheit desselben, oder doch einzelner Classen, einschränken und von ihnen Opfer fodern: so dürfte doch in mancher Hinsicht ein Unterschied nicht unangemessen seyn. Denn eines Theils scheint es zweckmäßig, daß der Staat mehr durch Aufsichtsanstalten als durch Strafgesetze den Verletzungen dieser Art vorzubeugen suchen müsse, anderen Theils dürfte es hart seyn, wenn er besonders diejenigen, welche um Verbrechen dieser Art Mitwissenschaft haben, eben so behandelt, als diejenigen, die um ein gemeines Verbrechen wissen. Denn die Ansicht, welche die Nation von Übertretung der Finanz- und Handels-Gesetze, der Conscriptiionsverordnungen u. s. w. hat und vielleicht ewig haben wird, ist nicht nur sehr wesentlich von der Ansicht verschieden, die sie von den Verbrechen gegen das Eigenthum, gegen das Leben der Mitbürger, und gegen die Sicherheit der Gesellschaft sich bildet, sondern das Denunciiren wird in dem ei-

nen oder dem anderen Falle ganz verschieden angesehen und beurtheilt. Überhaupt dürfte die ganze Lehre von der Theilnahme, von der Mitwissenschaft und von der Verpflichtung der Unterthanen zum Denunciiren und Zeugnisablegen eine genaue Revision nöthig haben. Bey dieser Revision dürfte man sich nicht allein von dem Eifer, Verbrechen zu vermindern, zu entdecken und zu bestrafen, leiten lassen, sondern man müßte den ganzen Menschen und die ganze menschliche Natur mit der ihr gebührenden großen Achtung ins Auge fassen, man müßte dem häuslichen Leben, den Familienverhältnissen, nicht nur die ihnen gebührenden Rechte zugestehen, sondern man müßte selbst gegen manche Schwächen, die sich hier zeigen, eine verständige und menschenfreundliche Schonung beweisen. Unser Vf. hat an mehreren Stellen gezeigt, daß ihm dieser Gesichtspunct nicht ganz fremd sey, z. B. S. 30; aber er glaubt, man könne ohne wesentlichen Nachtheil noch weiter gehen, Unterschiede unter verschiedenartigen Verbrechen machen, und besonders den Familienverhältnissen eine weit größere Heiligkeit beylegen, als bisher geschehen ist. Auch fürchtet er den Einwand nicht, daß hier ein irriger Schluß von dem, was unter gebildeteren Classen Statt findet, auf die niedrigeren Stände obwalte. Denn es gehet aus Criminalacten nicht selten hervor, daß grobe Verbrecher und wirklich ruchlose Menschen gegen die Ihrigen eine wahrhaft rührende und musterhafte Liebe, Vorforge und Zärtlichkeit hegen. Und was helfen denn am Ende viele solche Strafgesetze? Glaubt man dadurch den älterlichen Sinn zu verändern, daß man hier einen Vater, dort eine Mutter bestraft, weil sie *den* einem harten Gesetze zu entziehen suchte, den sie mit Schmerzen gebar, und unter tausend Sorgen und Anstrengungen auferzog, und der sich gegen die Unterwerfung unter das Gesetz sträubt? Kann man selbst eine solche schauderhafte Legalität wünschen? Kann man Liebe und Zutrauen gegen den Staat erwarten, der dieses fodert? Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß die verdienstvollen Männer, denen Sachsens edler König, ein tugendhafter und glücklicher Familienvater, die Entwerfung eines neuen Criminalgesetzbuchs anvertrauet hat, diese Gedanken prüfen, daß sie überhaupt sich hüten mögen, den Criminalanstalten nicht einen größeren Werth beyzulegen, als sie wirklich haben. Sie sind nur ein Zweig der großen Staatsverwaltung, sie sind nur ein Mittel, nie Zweck, und nur ein Mittel, zu welchem sich der Staat aus Noth zu greifen gezwungen sieht. Dieses wird von Legislatoren, welche ganz von dem Gegenstände, mit dem sie sich beschäftigen, für den sie sinnen und sorgen, ergriffen sind, so leicht verkannt. (Die Fortsetzung folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

Riga, b. Deubner und Trény: Ist das fiste Fortschreiten der Menschheit ein Wahn? Sendschreiben an Hn. Professor

Dr. Heeren von Dr. G. Merkel. 2te Auflage. 1811. 98 S. 8. (10 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 M A Y, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

DRESDEN, in der waltherschen Hofbuchhandlung:
*System einer vollständigen Criminal-, Polizey-
und Civil - Gesetzgebung*, von H. E. v. G. u. f. w.
(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Diesen Betrachtungen, zu welchen uns die spezielle Einleitung zum Criminalcodex Veranlassung gegeben hat, mögen noch einige Bemerkungen über einzelne Materien folgen. In der ersten Abtheilung finden sich die allgemeinen Bestimmungen und Grundsätze. Besonders ausführlich sind der zweyte und dritte Abschnitt, welche von der Imputation und von der Theilnahme handeln. So sehr Rec. den Fleiß und Scharfsinn schätzt, der hier sichtbar ist, und so nützlich es für jeden Criminalisten seyn wird, diese Materien zu durchdenken: so bleiben ihm doch erhebliche Zweifel darüber, ob es rathsam sey, ein solches Detail in ein Gesetzbuch aufzunehmen, und ob es überhaupt zweckmäßig sey, logischen Wahrheiten und Regeln, welche von dem, was gewöhnlich zu geschehen pflegt, abstrahirt sind, ein gesetzliches Ansehen zu ertheilen. Erschöpfend kann eine solche Sammlung doch nie seyn, und für den Richter kann es oft äußerst nachtheilig werden, wenn er sich in seinen Nachforschungen und in den Operationen seines Geistes durch Vorschriften gehemmt fühlt, welche im Allgemeinen auf guten Gründen beruhen mögen, aber in einzelnen Fällen höchst trügerisch seyn können; endlich kann es selbst den Verbrecher zu einem planmäßigen Betragen verleiten, wodurch er mehr noch, als bis jetzt geschehen konnte, den Richter irre zu leiten bemüht ist. Diese Gefahr wird dadurch nicht gehoben, daß der Criminalcodex kein Volksbuch seyn soll: denn dieses verhindert doch nur, daß er nicht unter öffentlicher Autorität in die Hände derjenigen gebracht wird, denen die Benennung *armer Sünder* so ganz eigentlich zukommt, und die für die Gesellschaft nicht gerade die gefährlichsten sind. — Wenn im vierten Abschnitt, S. 32, gesagt wird: alle willkürlichen Strafen sind aufgehoben: so ist dagegen in sofern nichts einzuwenden, als dem Richter nicht zu sehen soll, Strafgattungen, die nicht gesetzlich sind, anzunehmen; allein die richterliche Willkühr auch bey der Quantität gänzlich zu verbannen, hält Rec. je länger je mehr für unmöglich und für schädlich. Daß Züchtigung als selbstständige Strafe S. 34 nur gegen Menschen von der niedrigsten Classe gebraucht werden soll, ist sehr

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

gerecht; Rec. würde noch hinzufügen, daß sie gegen Personen weiblichen Geschlechts, wie gegen Männer, die als Väter noch Kinder zu erziehen haben, wenigstens nicht ohne große Noth und nicht öffentlich vollzogen werden dürfe. Höhere Rücksichten scheinen ihm dieses zu verlangen. Im Übrigen ist Rec. nicht gegen alle öffentliche Vollziehung der Strafe und nicht gegen das öffentliche Arbeiten der Züchtlinge, wofür sich auch unser Vf. S. 35 und 46 erklärt. Doch müßte Öffentlichkeit immer eine Erhöhung der Strafe seyn. Die Satzung S. 40, daß dem Bauer und Bürger nicht erlaubt seyn solle, zu Aufbringung von Geldstrafen seine Grundstücke zu veräußern, dürfte doch wohl zu allgemein seyn. Wie, wenn er deren mehr besitzt als gut ist? Daß die Grausamkeit, mit welcher ein Verbrechen ausgeübt ist, nach S. 49 die Strafbarkeit nicht erhöhen solle, kann Rec. nicht einlenchten. Grausamkeiten dürfen nicht durch Grausamkeiten erwidert werden; aber es dürfte doch eben so gerecht und billig seyn, die Unterthanen gegen grausame Behandlungen durch Strafandrohungen und erhöhte Strafen zu schützen, als gegen andere Mißhandlungen. Wenn S. 53 *absolut unersetzliche* Beschädigungen für *unverjährbar* erklärt werden: so kann Rec. zwar dem Vf. nicht ganz beystimmen, doch würde er nie einem solchen Verbrecher den Aufenthalt in dem Kreise gestatten, in welchem er sein Verbrechen begangen hat, von welchem er vielleicht die Früchte noch genießt.

In der zweyten Abtheilung kommen zuerst die Privatverbrechen. S. 64 heißt es: Die Tödtung eines lebendigen Kindes bald nach der Geburt — in sofern solche die traurige Folge des unehelichen Beyschlafs, der Furcht vor Strafe und Schande desselben ist — kann nicht als Mordthat, sondern nur als Todtschlag, d. h. als eine Tödtung aus leidenschaftlicher Hitze betrachtet werden. Wie aber, wenn es ausgemacht ist, daß die Thäterin mehrere Monate die Absicht gehabt hat, ihr Kind zu tödten, dieser Absicht gemäß gehandelt, jede, auch noch so liebevolle Zuredung von sich gewiesen, und ihre Schwangerschaft verheimlicht und hartnäckig geleugnet hat? Soll man hier, wo eine prämeditirte That erwiesen ist, dennoch eine aus Leidenschaft begangene That annehmen? Wenn die Schule, oder die Praxis sich manchmal genöthigt gesehen hat, durch dergleichen Interpretationen und Suppositionen eine unzweckmäßig scheinende Gesetzgebung zu verbessern: so läßt sich solches begreifen und entschuldigen. Für einen Gesetzgeber hingegen, dem es frey steht, die

K k

Verbrechen nach ihrem wahren Gehalt zu schätzen und zu bestrafen, ziemt es sich nicht wohl, zu dergleichen Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen. Ihm kommt es zu, gerade heraus zu sprechen. — Bey der Brandstiftung, S. 114, würde es Rec. nicht zum Erfoderniß machen, daß gerade für mehrere Personen Gefahr des Lebens und des Güterverlustes entstehen müsse. Dieses Verbrechen hat, so dünkt uns, jederzeit und schon dann, wenn es nur einer einzigen Person gefährlich werden kann und Verlust droht, den ganzen Charakter seiner Gefährlichkeit. Es ist ein leicht ins Werk zu setzendes, schwer zu entdeckendes Mittel, den Wohlstand eines Menschen schnell zu vernichten, und zeugt immer von einer gewissen Ruchlosigkeit. Überdies ist bey einsam und abgeforderten gelegenen Wohnungen, z. B. Mühlen, die Verübung dieses Verbrechens noch viel leichter, und die Androhung und Befürchtung dieser Art von Beschädigung ist nicht selten das Mittel, etwas Widerrechtliches zu erhalten und zu bewilligen. Eine härtere Bestrafung dürfte daher sehr Vieles für sich haben. — Billig wird S. 129 der bloße Gehorsam gegen die Befehle des Feindes, welcher das Land schon im Besitz hat, nicht als Landesverrätherey angesehen; doch ist auch der Zusatz, daß in moralischer Hinsicht der Grad des Gehorsams mehr oder weniger Lob und Tadel verdienen kann, sehr wahr; und es wäre zu wünschen, daß der Feind nie diese Wahrheit verkännte. Aber gehört dieses in den Criminalcodex? Über den Zweykampf, welcher S. 137 mit Recht als eine Art der unerlaubten Selbsthülfe angesehen wird, sind sehr billige Grundsätze. Der Zweck der Strafe bey dem Zweykampfe kann, so lange die tief eingewurzelte Meinung nicht geändert ist, nicht ganz den Zweck haben, den die auf andere Handlungen gesetzte Strafe hat. Denn der Zweykampf hat in den allermeisten Fällen für diejenigen, die sich dazu verstehen, etwas Unangenehmes, und er wird nie seiner selbst wegen unternommen. Eigentliche Bekämpfung dieses Übels, welches ohnehin so groß nicht ist, als man manchmal vorzustellen gesucht hat, kann und darf auf diesem Wege nicht gesucht werden. Der Wilddiebstahl, welchem vielleicht ohne genugamen Grund unter den Staatsverbrechen ein Platz angewiesen ist, wird gleichfalls billig behandelt. Vielleicht wäre hier eine Rücksicht auf den Stand nicht unzweckmäßig. Jeder Mensch, dessen Gewerbe ununterbrochenen regelmäßigen Fleiß erfordert, sollte durch alle möglichen Mittel von der Jagd, und also auch vom Wilddiebstahl abgehalten werden. Die auf den Ehebruch S. 176 gesetzte Strafe, — zehnjähriger Strafarrrest auf den doppelten, die Hälfte auf den einfachen, und ein Viertel für den ledigen — scheint Rec. doch zu hart. Man wird von Zeit zu Zeit einem armen Tropf die ganze Last des Gesetzes fühlen lassen, und gegen viele Andere bis zum Empörenden blind seyn. Denn die schlimmste Folge zu harter Strafen ist nicht sowohl darin zu suchen, daß ein Schuldiger mehr leidet, als er nach einem richtigen Gerechtigkeitsgefühl leiden sollte, sondern darin, daß das Gesetz nun ganz

unerfüllt bleibt. Jenes läßt sich allenfalls noch rechtefertigen, denn der Schuldige hat es doch sich selbst zuzuschreiben, wenn ein strenges Gericht über ihn verhängt wird; dieses hingegen setzt das ganze Justizwesen herab, und veranlaßt nothwendigerweise eine Ungleichheit, die zur wahren Ungerechtigkeit wird. Es gehört daher unstreitig mit zu den Reflexionen, welche der Gesetzgeber bey seinen Arbeiten zu machen hat, ob das Richteramt auch stark genug seyn werde, um seine Satzungen überall unparteyisch ins Werk zu setzen.

Der zweyte Theil enthält den Polizeycodex. Der Vf. hat hier nicht nur sehr Vieles aufgenommen, was man bisher gewöhnlich der Staatswirthschaft zuzueignen pflegte, sondern auch, sehr Vieles, was man bisher zu den Civilsachen zählte. Beides, besonders das Letzte, dürfte doch manche Bedenklichkeiten haben. So würde z. B. nach Rec. Dafürhalten das Vormundchaftswesen in seinem ganzen Umfange sich in den Händen der Civilbehörden besser befinden, als in den Händen einer Polizeybehörde, wenn es gleich richtig ist, daß das ganze Vormundchaftswesen eine Regierungsmaßregel ist. Aber man darf doch nicht Alles, was dieses Ursprungs ist, zur Polizey verweisen; sonst würde Alles, was einige Civilisten, z. B. *Thibaut*, mit wenigem Grunde Regierungsrecht nennen, dahin gezogen werden können. Wobey Bedächtlichkeit, Vorsicht angewandt werden muß, wobey sehr leicht *jura quae sita* in Frage kommen, dieses muß alles der Civilbehörde bleiben. Auch dürfte die Sorge für die Verbesserung des Nahrungsstandes der verschiedenen Volksklassen und die dahin einschlagenden Verfügungen von den gewöhnlichen Polizeyobrigkeiten schwerlich mit Nutzen geführt werden; es kommt hieby auf gar zu viele besondere Umstände an. Die Ansicht, welche sich der Vf. S. V der Einleit. von einem Handelsgesetzbuch macht, dürfte auch wohl dem Wesen und Zwecke eines solchen Codex nicht entsprechen: denn die eigentliche Polizey des Handels macht doch dessen Gegenstand nicht aus; vielmehr hat derselbe mit denjenigen bürgerlichen Geschäften zu thun, er setzt die Rechte und Verbindlichkeiten fest, welche aus den Geschäften entspringen, die entweder nur allein unter Kaufleuten, oder doch am meisten bey ihnen vorkommen, und die bey ihnen eine besondere Gestalt haben. Es ist ein wahres Civilgesetzbuch für Kaufleute und kaufmännische Geschäfte.

Daß die Polizey — diese Staatserzieherin — in demselben Grade, als ihr Umfang erweitert wird, sich es angelegen seyn lassen müsse, die physische und moralische Lage der Gesellschaft zu berücksichtigen, leuchtet Jedem ein. Gleichwohl wird dieses nicht immer erwogen. Am wenigsten wird dieses von den Privatpersonen erwogen, welche sich über dieses Fach eine Stimme anmaßen, und deren Zahl Legion heißt. Sie kennen allenfalls das Übel seiner äußeren Gestalt nach: aber sie erwägen nicht, daß die Mittel dagegen oft noch weit ärgere Übel seyn würden; sie erwägen nicht, daß das Publicum in demselben

Grade, als es in seinen Forderungen an die Polizey streng und gebieterisch ist, sich gegen die sich nöthig machenden Mafsregeln widerspessig zeigt. Jeder will, dafs der Staat und die Anderen sich nach ihm fügen; aber keiner will sich selbst fügen. Es ist daher sehr richtig, dafs die Polizey, wie der Vf. S. 6 sagt, nicht Alles, was gemifsbraucht und unter gewissen Umständen schädlich werden kann, gleich dem Verbot unterwerfen müsse, es wäre denn, dafs ein Mißbrauch in einem überwiegenden Grade wahrscheinlich, und ein wahrer Nutzen gar nicht erfindlich sey.

Die erste Abtheilung des Werks enthält allgemeine Bestimmungen über den Begriff und die Grenzen der Polizeygewalt, über das Zwangsrecht in Polizeysachen und über Ermunterungsanstalten. Wir enthalten uns aller Bemerkungen über diese Gegenstände, über welche so viel geschrieben ist, und über welche noch viel geschrieben werden kann, ohne dafs man darüber ins Reine kommen wird. Nur den Vorschlag empfehlen wir, dafs aus den einkommenden Geldstrafen ein Fonds zu Geldbelohnungen gemacht werde. Alles das, was durch die Abgaben eingeht, welche auf Gegenstände des Luxus gelegt sind, hiezu zu verwenden, würde in jetzigen Zeiten schwerlich auszuführen seyn.

Hienächst folgen die Verordnungen zur Beförderung der Sicherheit. Mit Recht wird eine genaue Aufsicht über geheime Gesellschaften hieher gerechnet. Billig sollte der Staat, auch abgesehen von der Gefahr, die der Sicherheit dadurch zuwachsen kann, in der Duldung der geheimen Gesellschaften äufserst vorsichtig seyn. In der Regel bringen dergleichen Cirkel, in welchen sich verschmitzte, herrschsüchtige Menschen an die Spitze der Schwachen und Eiteln zu stellen wissen, keinen Nutzen; sie begründen im Gegentheil meist immer verkehrte Verhältnisse zwischen Obern und Untergebenen, zwischen Freunden und Feinden; sie sind der Grund von Collisionen, in welchen nur zu oft der Staat, die allgemeine Gerechtigkeit, die gute Sache, der geheimen Verbindung nachstehen und dienen muß. Mit gleichem Recht wird S. 23 dem Staat eine Aufsicht über alle auswärtige Correspondenz in Kriegszeiten zugestanden. Es ist wohl nicht zu leugnen, dafs die Maximen, nach welchen man häufig bey der Beobachtung des Briefwechsels zur Zeit des Krieges und des Friedens verfährt, sehr willkürlich sind; aber es zeigt auch im Gegentheil von großer Beschränkung, wenn man dem Briefwechsel und den Posten eine Heiligkeit beylegen, und dem Staate nicht gestatten will, sich von dem Gange und Inhalt verdächtig scheinender Correspondenz zu unterrichten, und auf den Briefwechsel solcher Personen, welche bereits irgend einen Verdacht auf sich geladen haben, ein wachsam Auge zu führen. Weder für Personen noch für Sachen darf im Staate irgend ein Asyl seyn, und es ist doch etwas zu viel verlangt, dafs der Staat den guten Urias machen soll. Die Rechte, welche einer unehelich Geschwächten, hauptsächlich zur Verhütung des Kindermordes, S. 33 gegeben werden, con-

trafiren sehr mit der Satzung des Code Napoléon: *La recherche de paternité est interdite*, welche den Sinn nicht hat, den ihr Hr. Erhard durch Einschlebung des Worts *Amthalber* giebt. Gewiss ist es wohl, dafs man in Deutschland die Sorge für die unehelich Geschwängerten zu weit getrieben hat; aber bey der Aufnahme der französischen Legislation müßte man doch wohl untersuchen, ob nicht die Seltenheit des Kindermordes in Frankreich, und dann die öffentlichen Findelanstalten, eine Satzung rechtfertigen, die doch im Ganzen etwas durchgreifend ist. — Unsere Aufgeklärten und die ungerufenen National-Aufklärer werden es dem Vf. übel nehmen, dafs er S. 36 bey dem Begräbnis der Selbstmörder alle Feyerlichkeiten unterlagt; aber verständige Männer pflichten ihm ohne Zweifel bey, wenn er demjenigen, dessen letzter Act eine gewaltsame Unterbrechung der höheren Gesezte war, und der in seinen letzten Augenblicken der Gesellschaft wenigstens ein böses Beyspiel gab, eine öffentliche Ehrenbezeugung nicht zugesteht.

Im zweyten Abschnitt werden die Anordnungen zur Beförderung und Erhaltung der Sittlichkeit aufgestellt. Das Meiste, was hier vorkommt, soll durch die weltliche Obrigkeit geschehen. Es wäre zu wünschen, dafs man den Geistlichen wieder mehr Antheil an der Mitwirkung gestattete, oder dafs vielmehr diese sich diese Sache wieder mehr angelegen seyn ließen, und die weltlichen Obrigkeiten eine dem Ganzen nachtheilig werdende Eifersucht aufgaben. — Ob irgend eine Rücksicht einer weisen Gesetzgebung gestatten kann, die Ehe zur linken Hand gesetzlich zu machen, bezweifelt Rec. sehr. Die Ehe gehört, nach seiner Ansicht, zu denjenigen Anstalten, die um keiner Convenienz willen an ihrer Heiligkeit und Würde gekränkt werden dürfen, und es ist vielleicht besser, in einzelnen Fällen ein unerlaubtes Verhältniß, den Concubinat — der ohnehin nie ganz verbannt werden wird — zu dulden, als eine solche Unregelmäßigkeit gesetzlich werden zu lassen. Und soll denn das Gesetz so gefällig seyn, jedem Vorurtheile der Großen huldigen, jede Unbequemlichkeit, welche ihre vorzügliche Lage in der Gesellschaft mit sich bringt, gutwillig vertilgen? — Die *cura sexus* S. 61 ist nicht nur eine unnütze, sondern in vieler Hinsicht schädliche Formalität, welche nicht ferner beybehalten werden sollte. — Dafs der Vf. den Ehemännern kein Recht giebt, ihre Frauen zu züchtigen, versteht sich von selbst, und folgt aus einer richtigen Ansicht dieses Verhältnisses. Aber auch den Dienstherrn, S. 67, würde Rec. es nie gesetzlich gestatten, ihr Gefinde zu züchtigen. Der Staat thut nicht wohl daran, wenn er das, was immer nur aus und mit Leidenschaft geschieht, zu einer gesetzlichen Befugnis macht, und wenn er zwischen den Beglückteren und minder Beglückten einen solchen Unterschied statuirt. Auch vermag keine Einschränkung das innere Unrecht einer solchen Satzung ganz zu vertilgen. Entschuldigen, selbst freysprechen mag der Richter den Herrn, der sich hinreißen läßt, sein widerspessiges tückisches Gefinde zu züchtigen; aber

das Gesetz darf nicht sagen: Sey dein eigener Richter und züchtige ihn! Ohnehin wird das Gefinde, welches von seiner Herrschaft, so solche übrigens gesinnt ist, wie es der Apostel will, einmal verdiensterweise gezüchtigt wird, sich nicht beschweren; und soll man denn um der rohen brutalen Menschen willen, welche oft nur prügeln, weil sie geprügelt wurden, eine Satzung machen, die so leicht mißbraucht werden kann, und den Menschen dem Thiere gleich setzt? — Bey der Bücherzensur ist wohl unter ernsthaften wissenschaftlichen Schriften und Blättern, und zwischen solchen, die für den grösseren Haufen bestimmt sind, ein wesentlicher Unterschied. Denn wenn die Censur bey jenen nicht liberal genug, und vielleicht ganz unthätig seyn kann: so ist hier eine strenge Aufsicht nothwendig. Unter dem Deckmantel von Eifer für Wahrheit und Recht werden hier nicht selten Sachen vor das große Publicum gebracht, die vor dasselbe gar nicht gehören, Menschen, Stände, Verfassungen, Einrichtungen an den Pranger gestellt, welche diese Begegnung gar nicht verdienen. In Deutschland war man ehemals in diesem Punct auf einem ganz falschen Wege, und liess diesen Blättern ein Wesen treiben, das nicht wenig zum Verderben der Nation gewirkt und nichts reelles Gutes gestiftet hat.

In der dritten Classe folgen die Ernährungsanstalten. S. 105 in der Note glaubt der Vf., die Verbindlichkeit eines jeden Orts, seine Armen zu ernähren, könne erst dann eintreten, wenn die Staatseinkünfte nicht hinreichen. So ist es aber in den meisten Staaten nicht. Aber besser wäre es freylich, wenn es so wäre. Denn da in den nahrungslosesten Orten natürlich die meisten Armen zu seyn pflegen: so ist die Last der Armenversorgung nach Grundsätzen vertheilt, welche dem, was die Vernunft gebietet, geradezu entgegenstehen. Dafs übrigens strenge Gesetze gegen das Betteln Grausamkeiten sind, wenn man nicht Jedem Arbeit verschafft, ist sehr richtig; eigentlich sind sie Befehle zum Stehlen. Gehören die Armen dem Staat, nicht den Communen an: so wird sich viel mehr Arbeit finden lassen. — Die Legislation über das Zunft- und Innungs-Wesen ist nicht nach dem Niederreisungssystem unserer Weisen, deren Werk jedoch noch zur Zeit von keinem Theile gesegnet werden will. — Hücken und Trödler verdienen besondere Aufsicht; sie sind von der einen Seite unentbehrlich, von der anderen Seite eine Geißel für den armen Bedürftigen. Sollte es nicht gut seyn, wenn der Staat oder die Commune dazwischen träte, und den Detailhandel mit den nothwendigsten Bedürfnissen übernehme? Die Gründe für eine solche Anstalt hätten wenigstens eben so viel für sich, als die Leihhäuser. Mit diesen könnte ein solcher Handel förmlich verbunden, und diese könnten vielleicht angewiesen werden, auf gar zu geringe Unterpächter kein baares Geld, sondern nur unentbehrliche Bedürfnisse vorzustrecken. Dafs man bey dieser Anstalt nicht im Geist eines Monopolisten zu Werke gehen müsse, ver-

steht sich von selbst; aber hart ist es doch, wenn der Arme, der nicht im Stande ist, sich im Großen mit Holz, Hülsenfrüchten, Butter u. s. w. zu versehen, das Doppelte und Dreyfache bezahlen muß, und wenn auf einer anderen Seite der Staat gegen ein paar Hemden oder Betten das Geld hergiebt, für welches ins Schauspiel gegangen wird.

Die Gesundheitsanstalten kommen in der vierten Classe. Wie genau der Vf. ist, kann man daraus sehen, dafs er die Wäße nicht auf Kirchhöfen trocknen lassen will, damit nicht durch die Ausdünstung der Gräber ein Krankheitsstoff mitgetheilt werde.

Im fünften Abschnitt wird von den Bevölkerungsanstalten gehandelt. Der Satz, dafs die Stärke eines Staats in der Volksmenge bestehe, wird natürlich bestritten und gehörig gewürdigt. Auswanderungsverbote, um die Verbreitung von Manufacturgeheimnissen zu verhindern, möchten wohl noch seltener, als der Vf. glaubt, Grund haben. Was der Mensch erfunden und hervorgebracht hat, pflegt nicht lange ein Geheimniß zu bleiben, auch wenn es Niemand verräth, und Fabriken können ihr Aufblühen und ihre Dauer nicht leicht auf einen schlechteren Grund bauen, als auf Geheimnisse, die gewöhnlich nur das Streben nach Verbesserungen unterdrücken. Das Recht, auszuwandern, wird, wie billig, wenig beschränkt; aber es ist nicht weniger billig, dafs der Auswandernde eine Abgabe an die Gesellschaft gebe, die er verläßt. In unserem Zeitalter findet man in dieser Forderung unserer Vorfahren etwas Unweises und Hartes, und läßt sie leicht fallen; gleichwohl liegt darin, dafs man den Unterthanen nicht gestattet hinzugehen, und zu leben wo sie wollen, ungleich mehr Hartes. Dieses sollte man Jedem gestatten, dagegen aber Jeden, der von dieser Freyheit Gebrauch macht, anhalten, gewisse Procente an die Gemeinde abzugeben, aus welcher er sein Vermögen zieht.

Der sechste Abschnitt hat es mit den Anstalten zur öffentlichen Zierde, Bequemlichkeit und Belustigung zu thun. Der einsichtsvolle Vf. fängt mit Recht diesen Abschnitt mit der Bemerkung an, dafs diese Anstalten dem Nahrungsbedarf untergeordnet seyn müssen, dafs mithin die Versorgung der Kranken und Armen allen öffentlichen Zierrathen und Belustigungen, und allen aus öffentlichen Mitteln zu diesem Zweck getroffenen Anstalten vorgehen müsse, und er läßt sich hier, wie überall, von der größten Rechtlichkeit leiten. Aber freylich geht die Schmeicheley, die Eitelkeit, die unter mannichfaltigen Vorwänden sich gern zeigen und sich gern ein Denkmal setzen will, von ganz anderen Grundsätzen und Gesichtspuncten aus, und nicht selten gleichen unsere grösseren und kleineren Gesellschaften gewissen Geschöpfen, denen es um ein Hemd und um ein Bett nicht zu thun ist, wenn sie nur einen Shawl und einen Platz im Schauspiel haben können.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 M A Y, 1 8 1 1.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

DRESDEN, in der waltherschen Hofbuchhandlung:
*System einer vollständigen Criminal-, Polizey-
und Civil-Gesetzgebung von H. E. v. G. u. f. W.*

(Beschlafs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Civil-Gesetzgebung, welche sich im dritten Theile findet, ist von der Criminal- und Polizey-Gesetzgebung sehr wesentlich verschieden. Wenn der Staat hier es sich mit einer bald größeren, bald geringeren Willkühr angelegen seyn läßt, gewisse Äußerungen und Ausbrüche des menschlichen Willens, menschlicher Neigungen und Leidenschaften einzuschränken, zu verhindern, oder den Bürger zu gewissen Handlungen zu leiten, kurz, wenn er hier ganz eigentlich als Gebieter und Verbieter auftritt: so erscheint er bey der reinen Civil-Gesetzgebung ganz anders. Das gesellige und bürgerliche Leben mit seinen Geschäften führt von selbst das Meiste von dem herbey, womit sie es zu thun hat. Die menschliche Vernunft, die ganze Absicht, welche bey dem Verkehr unter den Menschen sowohl im Ganzen als in besonderen Fällen zum Grunde liegt, die Zwecke, zu welchen alles dieses geschieht, geben bey weitem in den meisten Fällen das an die Hand, was hier mittelst der Kraft des Gesetzes zur Regel erhoben werden soll. Da nun der Staat auch nur in sehr wenigen Fällen ein Interesse dabey haben kann, hievon abzugehen, und etwas Anderes festzusetzen: so ist es natürlich, daß es hier weit mehr auf eine richtige Kenntniß des Wesens und Zweckes der Dinge und Geschäfte, als auf tiefe politische Einsichten ankomme. Dagegen ist aber die größte Bestimmtheit und entschiedene Gewisheit hier weit nothwendiger. Denn eine administrationsmäßige Behandlung darf hier, wo bloß von Rechten der Unterthanen, die auf gänzlich gleichen Schutz Anspruch zu machen haben, die Rede ist, durchaus nicht Statt finden. Aus diesen Gründen zusammen genommen folgt, daß diejenige Civil-Gesetzgebung, welche einmal einen gewissen Grad von Vollkommenheit erhalten hat, auf eine immerwährende Dauer Anspruch machen kann, und daß alle späteren, sie mögen aus derselben geschöpft haben oder nicht, doch in sehr wesentlichen Punkten mit derselben übereinstimmen müssen. Was den gegenwärtigen Entwurf anbetrifft: so muß Rec. bezweifeln, ob er das leistet, was man jetzt erwarten kann, und der sachkundige Leser wird die-

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

sem einigen Glauben beymessen, wenn er erfährt, daß der Vf. es selbst sagt, dieser Entwurf stimme in vielen Stücken mit dem preussischen Landrechte überein. Überhaupt wird es sehr sichtlich, daß der Vf. mit dem ganzen Gebiet des Privatrechts, mit dem wahren Geiste desselben, bey weitem nicht so vertraut ist, als mit dem peinlichen Rechte, und daß er sich hauptsächlich die Fortschritte, welche sowohl die Wissenschaft als die Gesetzgebung gemacht haben, nicht genugsam zu eigen gemacht habe. Dieses zeigt sich sowohl in der Anordnung des Ganzen als in der Behandlung und Stellung einzelner Materien und in der Fassung einzelner Sätze. So ist z. B. der allgemeine Theil für ein Gesetzbuch viel zu weitläufig, und noch viel weitläufiger als in manchen Compendien des römischen Rechtes, die doch eines Theils eine bloß wissenschaftliche Bestimmung haben, anderen Theils aus einem Gesetzbuche gebildet sind, welches zu wenig allgemeine Grundsätze und gar keine Ordnung hat, sondern sich bloß durch seine materielle Güte empfiehlt. Bey Materien, wie die von der *culpa*, von den Bedingungen, von Entschädigungen, geht der Vf. viel zu sehr ins Detail, giebt zu viele Vorschriften, mehr wie sie in ein Promtuarium oder in eine Casuistik passen, als in ein Gesetzbuch, welches mehr fruchtbare Grundsätze als einzelne Bestimmungen enthalten muß.

Übrigens enthält dieses Gesetzbuch außer dem eigentlichen Civilrechte auch das Lehnrecht, und Alles, was man zum deutschen Rechte zählt; nur Einiges, was im Kirchenrecht vorkommt, gleichwohl eigentlich ins Privatrecht gehört, ist, wie Rec. glaubt, ohne hinlänglichen Grund weggelassen, z. B. die verbotenen Grade bey der Ehe, und was bey diesem Institut sonst auf religiösen Gründen beruhet. Der Raum erlaubt uns nicht, ins Detail einzugehen; doch wollen wir, um zu zeigen, daß wir das Buch aufmerksam gelesen, noch ein paar Bemerkungen machen. Die Ordnung bey der Intestat-Erbfolge regulirt der Vf. nach der muthmaßlichen Liebe. Der Staat dürfte jedoch wohl noch andere Rücksichten dabey haben, z. B. das Vermögen, so viel als möglich, zu vertheilen, es in die Hände derer zu bringen, die es hauptsächlich bedürfen. Ist dieses: so wird die Gleichsetzung der Kinder verstorbener Geschwister mit noch lebenden Geschwistern, und überhaupt der Vorzug, den sie nach röm. Rechte, und noch mehr nach preussischem Rechte haben, sich sehr empfehlen. Die Erfahrung lehrt ja fast in jeder größeren nicht sehr reichen Familie, daß diejenigen, die uns

respectum parentalem schuldig sind, — die Kinder unserer Geschwister — unsere älterliche Hülfe nöthig haben, wohingegen unsere alten Onkel und Tanten unserer Hülfe in der Regel nicht bedürfen. Auch die Gründe, aus welchen der Vf. die römischen Verordnungen wegen der intercedirenden Weibspersonen verwirft, wollen Rec. nicht einleuchten. Es kostet Männern von Einsicht und Festigkeit oft viel, eine Bürgschaft, um welche er gebeten wird, und welche als eine Namensunterschrift, als eine Formalität dargestellt wird, und es oft auch nur ist, von sich abzulehnen. Es ist daher sehr weise, dem abhängigeren, unerfahrenen und gutmüthigeren Weibe hier einen Schutz zu geben. Endlich kann es Rec. nicht mit Stillschweigen übergehen, was der Vf. vom Adelstande, und von den ihm gebührenden Rechten sagt. Er sieht solchen nicht nur als ein gänzlich geschlossenes Corps an, sondern er sagt geradezu — S. 501 — es sey die höchste Volksclasse, welche zu den obersten Staatswürden, und zum Besitz gewisser Güter *ausschließlich* bestimmt sey. Das erste von diesem wenigstens war noch nirgends Gesetz, und das so viel verschrieene preussische Gesetzbuch geht lange so weit nicht. Also soll es erst Gesetz werden! Und das will man jetzt, da so viele Erfahrungen noch ganz neu vor uns liegen! Doch es wäre in jeder Hinsicht unnütz, ein Wort weiter zu sagen.

Noch muß Rec., um sich einer Pflicht zu entledigen, eines älteren Buches in diesem Fach erwähnen:

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Grundsätze der Gesetzgebung* von J. S. Beck, Professor der Philosophie in Rostock. 1806. 853 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. dieses Werkes fängt *ab ovo* an, und durchläuft dann das ganze Gebiet des Rechts und der Gesetzgebung. Nach einer Einleitung, in welcher mehrere, die moralische Natur des Menschen betreffende, und in das Recht eingreifende metaphysische Begriffe metaphysisch, mit vielem Wortschwall entwickelt, und je nachdem es kommt, dem gefunden Menschenverstande deutlich gemacht oder vor ihm verdunkelt werden, folgt im ersten Hauptstück das Recht im Naturzustande. Dann kommt das öffentliche Recht im zweyten Hauptstück. Das dritte Hauptstück begreift in drey Abschnitten das Privatrecht. Der erste Abschnitt handelt von der Unterthänigkeit der Staatsgenossen, der zweyte enthält das Civilrecht, der dritte das Criminalrecht. Man sieht hieraus, daß der Vf. zum Privatrecht mehr rechnet, als man gewöhnlich dazu zu rechnen pflegt, und als hinein gehört. Das vierte Hauptstück, welches das Völkerrecht in sich faßt, macht den Beschluß. Das Ganze ist in der Manier und Sprache vorgetragen, welche vor der neuesten Periode in der Philosophie an der Tagesordnung war, und es ist daher eine herkulische Arbeit, dem Vf. zu folgen, besonders da die Ausbeute die Mühe gar nicht lohnt. Eine nähere Anzeige würde ganz überflüssig seyn. Die Wenigen, welche den Muth,

die Zeit und die Lust haben, ein solches Buch zu studiren, werden es längst gethan haben, und Andern es bekannt zu machen, würde wenig Nutzen haben.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch's E.: *Ideen über öffentliche Arbeitshäuser und ihre zweckmäßige Organisation*, von Johann Friedrich Eusebius Lotz, herzoglich-sachsen-hildburghäusischem Kammer-Rathe und Centbeamten zu Heldburg. 1810. 291 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. zeigt in einer lezenswerthen Vorrede, daß der Grund des Nichtgelingens so mancher öffentlicher Anstalten in der Willkürlichkeit ihrer Gesetze liege. Es sey nothwendig, bey allen Anstalten den allgemeinen Willen für das Gesetz zu gewinnen, welches auf einem *negativen* und *positiven* Wege geschehen könne. Beynahe durchgängig sey der erstere Weg eingeschlagen worden, der in der Abschreckungsmethode bestehe, und woraus denn, nach der Natur des Menschen, jene Unwirksamkeit der Gesetze zu erklären sey. Der Vf. zeigt nun, daß die Ideen seiner Schrift auf jenen Grundsätzen positiver Mittel beruhen. Die Schrift zerfällt in 8 Abschnitte. Der Gang der Ideen ist folgender. 1. *Über den Charakter öffentlicher Arbeitshäuser*. Die Regierungen müssen sich bey diesen Anstalten nicht bloß als rechtliche, sondern als sittliche Wesen zeigen. Gewöhnlich betrachtet man erstere allein als öffentliche Straf- oder Sicherheits-Anstalten. Beide Ansichten sind falsch. Sie gehören vielmehr so gut wie Industrieschulen und Werkhäuser zu den öffentlichen Erziehungsanstalten. Aus diesem Begriff entwickelt sich die Beschaffenheit der anzuwendenden Mittel: in der Darbietung nützlicher Arbeitszweige, und in zwangloser Gewöhnung zur Arbeit selbst; um burgerlich, nicht moralisch zu bessern. Es ist unwürdig und verderblich, mit solchen Anstalten Straf- und Sicherheits-Anstalten zu verbinden. 2. *Allgemeine Grundsätze für die Behandlung der verwahrten Subjecte*. Die Verbindung der beiden oben angezeigten Zwecke erschwert die Organisation jener Anstalten. Dabey ist zuvor die Frage über das Recht zu erörtern. Es liegt in dem burgerlichen Vereine durchaus kein Grund, aus dem sich ein Zwangsrecht des Staats auf nützliche Thätigkeit überhaupt ableiten ließe. Nur auf Mafsregeln wider den leichten Übergang von Unthätigkeit zur Widerrechtlichkeit wird man sich beschränken dürfen. Daraus entwickelt sich das Grundgesetz, daß das Correctionshaus über das, was die öffentliche Sicherheit fodere, nicht hinausgehen, mithin einen Zwang zur Arbeit selbst nicht zulassen dürfe. Das Motiv zur Hervorbringung einer freyen Thätigkeit sey das *Bedürfnis* und der *Nutzen*. Jeder Correctionär muß sich selbst unterhalten, und nur Gelegenheit finden, seine Kräfte für den Zweck in nützliche Thätigkeit zu setzen. 3. *Personen, welche zur Ausnahme sich eignen*. Die Ansichten darüber von Wagnitz, Gruner und von Arnim werden geprüft. Nachdrücklich wird der Meinung

widerprochen, Verbrecher nach ausgestandener Strafe zur Sicherheit in solche Anstalten aufzunehmen. Bloß Bettler, Spieler von Profession, herumziehende Betrüger, liederliche Dirnen, Kuppler, Verbrecher, bey denen ein verständiger Wille unerwiesen ist, entlassene Verbrecher, die kein ehrliches Fortkommen suchen, Schleichhändler von Profession! — Gemeine Diebe und Betrüger aus Leichtsinne, Müßiggang, Armuth, Hang zum Wohlleben: jedoch nur im ersten Betretungsfall. Überhaupt nur Leute, deren Gefährlichkeit durch Gewöhnung zur Arbeit beseitigt werden kann, die aber auch einer in den Gesetzen verpönten Widerrechtlichkeit sich schon wirklich schuldig gemacht haben. Die Gründe für die Verwahrung jeder dieser Classen werden dargelegt. 4. *Art und Weise der Verwahrung und Behandlung der Individuen.* Die Verwahrung muß so gelinde als möglich seyn, und mehr durch Aufsicht als Gefangenhaltung bewirkt werden. Jeder Correctionär muß seinen eigenen Verwahrsam zur Nachtzeit, sonst aber völlige Freyheit des Aufenthalts haben. Jedoch sind alle möglichst zu isoliren. Eine Classificirung ist dabey nicht nöthig. Die Geschlechter werden den Etagen der Verwahrsame nach, nicht aber in den Arbeitsställen getrennt. Die Arbeiten der Correct. sind mit solchen Hinweisen zu wählen, daß sie nach ihrer Entlassung sie fortsetzen können. Auf die zuvor erlernten können sie nicht allein sich beschränken. Einzelne Arten der Arbeiten werden aufgeführt. Jeder Correct. wählt sich seine Arbeit. Dabey giebt es keine Arbeitspena. Die Materialien und Werkzeuge werden von der Anstalt angeschafft, und den Arbeitern für einen bestimmten Preis eigenthümlich überlassen. Die Administration macht sich nach und nach von dem Arbeitsverdienste bezahlt, der den Correct. baar in die Hände gegeben wird. Gegen etwanige Verschwendung aus dem Hause hinaus sind etwa Münzen einzuführen, die nur einen Nennwerth haben, und bloß im Hause gelten. — Nachtheile der Ueberlassung des Gewerbbetriebs an Privatpersonen, oder gar an die Hausofficianten selbst. Zulässiger ist die Arbeit auf fremde Rechnung. — Die Beköstigung ist den Correctionärs selbst überlassen, und es wird nur dafür gesorgt, daß das Nöthige im Hause zubereitet zu empfangen sey. Eben so mit der Bekleidung. Zweck der Wirthschaftlichkeit. Für Wohnung, Licht und Heizung wird ein Theil von dem Arbeitsverdienste zurückgehalten. 5. *Disciplin.* Jeder verdächtige Verkehr mit Fremden ist untersagt. Es muß Ruhe und Ordnung im Hause herrschen. Von 5 — 12 und von 1 — 7 wird im Sommer, und von 6 — 12 und von 1 — 8 im Winter gearbeitet; doch steht es Jedem frey, nach Willkühr auch im Hofe, oder auf seinem Verwahrsam verschlossen, die Zeit zuzubringen. Das Tabacksrauchen ist untersagt. Pünctlichkeit beym Aufstehen und Schlafengehen. Morgenandachten. Brantwein darf nur beym Frühstück und in einem sehr geringen Maße, von den Mannspersonen getrunken werden. Kaffee ist ganz verbannt. Ausser den bestimmten Zeiten darf nicht

Speise und Trank verabreicht werden. Jeder Correctionär muß wenigstens mit zwey Hemden versehen seyn, die er sonntäglich wechselt. Die Wäsche wird von dem Hause, nach einer billigen Taxe, besorgt. Ein Tauschverkehr ist den Correctionärs nicht zu gestatten. Über den Verkehr zwischen dem Institute und jedem einzelnen Correct. wird genau ein Buch geführt. Am Sonntage wird eine katechetische Andacht mit den Correctionärs gehalten. Geldspiele sind nicht gestattet. Für äußerste Reinlichkeit wird gesorgt. Strafmittel. Bey bloßen Vergehen Entfernung von der Arbeit und Einsperrung, jedoch nicht über drey Tage. Auch Geldstrafen. Zuletzt körperliche Züchtigung. Größere Verbrechen entfernen den Correct., und führen ihn zu einer Strafanstalt über, besonders wenn es dieselben sind, die ihn in die Anstalt gebracht haben. Leichtere werden wie oben bestraft. 6. *Von der Entlassung der Correctionäre.* Ein schwieriger Punct. Das moralische Verhalten kann nur negativ berücksichtigt werden. Es kommt hauptsächlich auf die Überzeugung an, ob der Correct. sich redlich ernähren könne. Wer daher entlassen seyn will, muß nachweisen, daß er durch seinen ersparten Verdienst im Stande sey, sich außer dem Hause zu etabliren. Daher ist es unmöglich, zum Voraus bestimmte Fristen festzusetzen. Auch nach der Entlassung wird eine entfernte Aufsicht von dem Hause noch fortgesetzt. 7. *Von der architektonischen Einrichtung eines Arbeitshauses, und der Auswahl des Orts zur Anlegung.* Ein länglicht viereckiges, massives, drey Etagen hohes Gebäude, das auf allen Seiten frey steht. Ein großer Hof mit einer 10 — 12 Fuß hohen Mauer, etwa nur von Lehmputzen. Zwey Nebenanlagen für den Oberaufseher und das Magazin der Waaren und Materialien. Außerdem ein Wohnhaus und eine Feuerungsremise. Jedes Verhältnis der Correctionäre ist wenigstens 15 Schuhe tief und 10 Schuhe breit. Nur einzelne für gefährlichere Correct. sind mit einer stärkern Befestigung versehen. In jedem Gewahrsam befindet sich ein Tisch, ein Stuhl, ein Schrank und eine Bettstelle mit einer Matratze und einem Kopfkissen, mit Moos oder Heu gefüllt, und eine wollene Decke. Für Kranke und Schwächliche giebt es einige Zimmer mit Öfen. Keine Krankenstuben. Das Haus ist in der Nähe einer beträchtlichen Stadt anzulegen. Nie sollte eine Anstalt solcher Art auf weniger als 50 und auf mehr als 200 berechnet seyn. 8. *Verwaltung des Hauses.* Von den Officianten. Festigkeit des Charakters, Achtung für die Würde der Menschheit, Sinn für Recht und Sittlichkeit, Anstand im Äußeren, Uneigennützigkeit, Ordnung, Nüchternheit und Mäßigkeit: diess sind die Eigenschaften, welche keinem Officianten fehlen dürfen. Sie müssen durch ihr Beyspiel wirken. Personale derselben. Ein Aufseher des Hauses, ein Speisewirth, vier Werkmeister, die zugleich Conciergen mit seyn können; das Wachpersonale, etwa aus zwey Personen bestehend. Die Obliegenheiten eines Jeden werden genau aus einander gesetzt. Behandlung der subalternen Officianten. Die Werk-

meister und Conciargen sollten aus der Classe vom Dienstgefinde des Instituts in die Classe eigentlicher Staatsdiener hinaufgehoben werden. Oberaufsichtsbehörde, die sich am angemessensten in dem Polizey-directorio vereinigen wird. —

Es ist der Geist ächter Humanität, in welchem diese Schrift verfaßt ist, man mag nun die allgemeine Idee betrachten, welche zum Grunde liegt, oder die Ausführung selbst. Wer wird dem Vf. in dem Grundsatz nicht beystimmen, daß die Arbeitsanstalt als solche für sich bestehen, und kein fremdartiger Zweck dabey sich einmischen dürfe? Sehr wahr ist es gesagt, „daß durch die Verbindung einer Strafanstalt mit der Arbeitsanstalt der Verbrecher geehrt, der Nichtverbrecher aber geschändet werde.“ Wer aber wird nicht auch die große Treue ehren, womit durchgängig in der Bearbeitung jener Gesichtspunct im Auge behalten, und danach bis ins kleinste Detail Alles gezeichnet ist? In der Anlage herrscht Ordnung, und in dem Vortrage Deutlichkeit; vielleicht hin und wieder etwas auf Kosten gedrungener Kürze. Bey einem so wichtigen Zwecke, und bey so regem Eifer in der Verfolgung desselben, muß es denn allerdings so genau nicht genommen werden, wenn der ruhige Blick in die Praxis nicht alles das finden kann, was die Theorie gewöhnlich mit einer gewissen Zuversichtlichkeit wahrzunehmen meint. Der Vf. will hauptsächlich durch Glimpf einwirken, und die freye Thätigkeit der Correctionäre durch die eigene Fürsorge für ihren Unterhalt zuwege bringen. Es ist nicht zu zweifeln, daß dadurch viel Gründlichgutes werde gestiftet werden. Indess wenn man in die Menschenklassen schaut, aus denen, nach S. 98 u. f. w., das Haus seine Zöglinge nehmen soll: so dringt sich doch die Beforgnis auf, daß das Gewicht dieses edleren Mittels für diesen Fall etwas

zu hoch angeschlagen sey. Und wenn dazu in Betracht gezogen wird, daß ein Zögling von seinem Verdienst gar Mancherley, dem Plane nach, abzugeben hat: so mag wenigstens die Frage entstehen, ob die Kräfte Vieler zu dem Grade von Erwerbsfleiß hinan zu führen seyn dürften, wie es durch alle diese Bedürfnisse nöthig wird. So gehaltvoll dabey der Grundsatz in Hinsicht der Entlassung der Zöglinge auch ist: so dürfte doch bey einer strengen Befolgung desselben das Haus bald überfüllt werden u. s. w. Das Resultat scheint immer das zu bleiben, daß ein rein sich darstellendes Institut überall nicht in Praxi vorhanden ist; daß aber allerdings es nothwendig und rühmlich sey, das Ideal des Instituts so rein als möglich zur Anschauung zu bringen. Was der Vf. S. 100 über den Spielunfug, insonderheit unter den Staatsbeamten, was er S. 103 über öffentliche Dirnen und Kuppler, was er S. 112 über jugendliche Criminalverbrecher, was er S. 266 über den Geist der Kargheit bey öffentlichen Anstalten sagt, ist mit vielem Anderen vortrefflich, und Rec. aus der Seele geschrieben.

Sollte aber nicht auch ein eigener Garten der Anstalt vielfachen Nutzen gewähren? Sollte eine weibliche Aufsicht in vielen Fällen nicht an ihrer Stelle seyn? Sollte die öffentliche *Katechisation* an den Sonntagen *überwiegende* Vortheile haben? Sollte das Tabacksrauchen, wenigstens im Hofe, nicht gestattet werden mögen? Sollte die Freyheit, auf dem eigenen Verwahrnam nach Gefallen zuzubringen, nicht einer Einschränkung bedürfen? Sollte die Zahl von vier Werkmeistern für den Umfang des Hauses hinreichend seyn? — — Diese und manche ähnliche, das Speciellere betreffende Fragen möchten vielleicht noch aufgeworfen werden.

Hst.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Erfurt, in d. müllerschen Buchdr.: *Von dem wichtigen Einfluß eines Gymnasiums auf das Wohl des Staats.* Bey Gelegenheit der den zweyten und dritten May 1808 im evangel. Gymnasio anzukellenden Prüfung. Von Johann Friedrich Müller, Director des evangel. Gymnasiums. 1808. 48 S. 8.

Dieserjenige Stände, die in einer besonders genauen Verbindung mit dem Wohl des Staats stehen, und auf den Zustand desselben den wichtigsten Einfluß haben, nennt Hr. M. die bildenden und wirkamen Stände der bürgerlichen Gesellschaft. Da aber die Geschäfte dieser Stände einen Grad von Ausbildung des Geistes voraussetzen, der nur durch eine sorgfältige und zweckmäßige Cultur der verschiedenen Seelenkräfte erworben werden kann und muß: so ergiebt sich hieraus von selbst die Wichtigkeit der Anstalten, wo die Individuen die hiesu nöthige Bildung des Kopfs und Herzens erhalten, und mit den erforderlichen Kenntnissen versehen werden sollen. Dergleichen Anstalten sind nun Schulen (im engeren Sinne, so viel als Trivialschulen), Gymnasien und Universitäten. Von diesen dreyen haben aber wiederum die Gymnasien das meiste Gewicht, weil sie die zu bilden-

den jungen Menschen in dem Alter aufzuehmen, wo sich das Meiste für ihre Bildung thun läßt, und wo es sich offenbar entscheidet, ob das hier aufgenommene Subject dereinst zu einem Taugenichts, oder zu einem brauchbaren Manne sich gestalten werde. Auch sind es diese Anstalten, wo die Strahlen des Genies zuerst hervorbrechen u. s. w. Von diesen und ähnlichen Gedanken, welche zweckmäßig und gut ausgeführt sind, geht der Vf. aus, um die Wichtigkeit der Gymnasien darzuthun. Auf die Darstellung hätte bisweilen mehr Sorgfalt verwendet werden sollen. S. 3. „In diesen Ständen circulirt, so wie in den sarten Canälen des menschlichen Körpers, die man Nerven nennt, und welche, nach der Meinung mancher Ärzte und Philosophen im Kopfe ihren Vereinigungspunct haben, der feinste und edelste Lebenssaft, der zur Belebung und dem Wohlbefinden des ganzen Staatskörpers, besonders zur Verrichtung aller der Geschäfte, an denen der Geist vorzüglichem Antheil hat, höchst heilsam und unentbehrlich ist.“ S. 11 ist in der Periode, die sich mit „läßt sich nun von einem solchen jungen Menschen“ anfängt, nach den Worten „einen Vorwand zu geben wußte“ etwas ausgelassen. Cf.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 M A Y, 1811.

P Ä D A G O G I K.

KIEL: Zufällige Ergießung über Schulmethode und Schulgeist. Amtsbericht vom verfloffenen Schuljahre, (von) Ostern 1810 bis Ostern 1811. Gezielte Einladung zum Frühlingsexamen der kieler Stadtschule (.) von H. J. Stubbe, Prof. und Rector. 1811. 7 Bogen. 4.

Diese, ohne Zweifel in ihrer Art einzige, Schulschrift würde eigentlich gar keinen Anspruch auf eine Anzeige in unseren, der Literatur gewidmeten, Blättern zu machen haben. Denn sie hat in der That, Papier und Druckerfschwärze abgerechnet, mit der Literatur nichts gemein. Da aber das Interesse der literarischen Bildung in so enger Verbindung steht mit der Literatur selbst; da eine jede Lit. Zeit. sich durch Mittheilung von Thatfachen und Materialien zu einer mehr als oberflächlichen Kenntniß des deutschen Schulwesens den Dank ihrer Leser verdienen kann: so ist der folgende Bericht über eine der ungewöhnlichsten Thatfachen gewiß auch hier nicht an unrichtiger Stelle.

Nachdem Hr. St. in einer, mit Sprachfehlern reichlich versehenen, Vorerinnerung (man liest hier zweymal in Einer Zeile: *hatt ich das; hatt es mir gesagt*; ferner: Beziehung mit jenen beiden; *die Beykommenden im Publicum*; und Vieles dgl.) Allerley vor- und nachgeredet, und erklärt hat, daß er den Fuchs- und Hyänen-Blick nicht habe (den Andere haben?), daß er *Jeden* (m), mit dem er zu sprechen habe, gerade ins Gesicht schaue, und wie Bruder Waldrechter, Luther, gerade durch den Wald hinhaue; nachdem er ferner von Nagel, Kalb, Kalbsauge, von *seinem Genius*, vom Parallelogramme u. f. w. gelprochen: beginnt das Werk selbst, und zwar (S. 5) folgendermaßen: „Es geht (sagt der Hr. Rector) mit der Methode, wie mit dem Geiste; Jedermann spricht davon; *Keiner hat sie gesehn*. Methoden genug, *aber keine Methode*. Geister genug — versteht sich Geistererscheinungen — *aber kein Geist*! Selbst der Befessene wähnt, den wahren Geist zu besitzen, nicht befeßen zu seyn vom unsauberen Dämon. (Ja wohl!) Die bekannten Thoren, die 1800 Jahre Zeit gehabt haben, ihren Thorheitsrausch im Grabe abzukühlen und zu verschlafen, sie, die bald hier, bald dort (.) einem falschen Messias entgegenharrten oder nachliefen — sind — — todt, freylich! Aber hört denn das Messiasrufen damit auf? O Messiasse in solcher Menge, daß man den einzigen längst nicht
J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

mehr herausfindet . . . Die Thorheit geht einmal nicht zu Grabe, es sey denn mit unserm Geschlechte. So schwatzten (schwatzten) und — — irten (man denke sich beliebigst von dem irten hinzu, z. E. *idealif, spintif, radot, delir, reform* etc.) Afterweise im aufgeklärten Jahrhundert — wo die Affen den Wald in Brand steckten, ums hell zu machen; so schwatzten sie fort im Zeitalter der Lügen und Bajonette. Wie vom Veitstanz ergriffen (.) springen sie heute besonders, jauchzend und posannend, endlich, endlich den so lange gesuchten Pädagogenstein gefunden zu haben. Bis dahin lag er vor dem heiligen Grabe, und das Menschen-Ideal drinnen. Kund seys aller Welt: Nun ist er entstanden! Frohlocke, Menschheit; dein Heiland ist da!“ — Von hier aus wirft sich der Vf. zuvörderst mit der ganzen Stärke seines Ingrimms auf die „*Philologia*“, den „*Humanism*“ und *Niethammer*. S. 6: „Ja, ohne die Griechen und Römer kein Heil!!! (*sic*). So schreyen selbst Solche, die mit der Humanität herumwerfen, *wie der Teufel mit dem Evangelium*. Classische Bildung! — donnerts einem (Wem? Ihm selbst?) entgegen aus Menschen, die lebendige *Pasquille* auf classische Bildung sind; mythologische Besehreiber der Grazien, und leibhäftige *Schmutzklumpen*, mit welchen Blütenblättern bedeckt; *Säue* im Heiligthum; *Pferdeäpfel*, die unter den Baumäpfeln sich spreizen. Wie? ist denn ein *Kothhaufen* ein Blütenbaum? haltet ihr denn welke, mark- und herzlose Unheilige; deren *Besialität* mit dem schimmernden Namen der Humanität sich bekleistert, haltet ihr solche Menschen für Classischgebildete? *Und diese führen so oft auf Schulen und Universitäten die Jugend!*“ — Der Hr. Rector ist, nach dieser Ergießung, im Begriff, sich über die Gelehrsamkeit zu ärgern. S. 7: „Die Gelehrsamkeit allein versteht schlecht, trotz allem Verstehen ihrer Verständigkeit. Steht doch schon die gesunde Vernunft *hoch vor* (*sic*) aller Gelehrsamkeit.“ Glücklicherweise behält er noch so viel Besinnung, um daran zu denken, daß er einer *gelehrten Schule* vorstehen soll. „Hoffentlich schreyt man nicht Zeter, daß ich die Gelehrsamkeit verschreye; ich, der ich sie, als Mensch und Christ, erstrebe, und der ich sie, schon als Beamter, angeltrengt befördere.“ (Wirklich?)

Der Vf. läßt sofort den „*Humanism*“ und *Niethammer* fahren, und ergießt sich mit dem Strom seiner Bede über „den Retter der Menschheit, den Heiland der Jugend, *Pestalozzi*.“ Hier giebt es den vorigen völlig gleiche Ergießungen. S. 8: „*Pestalozzische* Schulen! Sie (.) sie sind es!! So schwankt das

M m

pädagogische Schankel- und Gaukel-Spiel unablässig hin und her. O ständ es doch einmal in der Mitte still. (4). Fort in den Hungerthurm mit den gefrässigen, Zeit und Kraft und Geld — und Kinder — weg-fressenden *pädagogischen Fingerfixen*. Hat man doch längst seinen eigenen freyen Gang nicht mehr vor dem *zutäppischen pädagogischen Trödlergeschmeißs*, das aus seinem *Windjack* Schneeflocken herbeytreibt, die — auf schlammigem Boden zerrinnen. *Handelt, ihr Wichte*, und laßt das vermaledeyte Schreiben und Schreyen!“ Und dieses Alles folgt unmittelbar auf den Namen *Pestalozzi*, und wird gedruckt zu einer Zeit, wo man in Kiel, auf höhere Veranlassung, damit umgeht, das Gute der *pestalozzischen* Lehre auf ein vom Staate gepflegtes, wichtiges Institut anzuwenden!

Auf derselben Seite (8) erstreckt sich der Guß des Vfs. über alle *Philosophieen*, vor denen man nicht zur Weisheit gelangen könne (an wem liegt es, wenn Er nicht dazu gelangt?), über alle die alten und neuen *Religionen* (*sic*), Religionstheorien und Systeme und Lehrbücher, vor denen es („Gott seys geklagt!“) nachgerade keine Religion, keinen Religionsunterricht mehr giebt. (Auch in Kiel nicht?) „Aber wahrlich, es giebt eine *Methode* (von Methoden war bisher noch mit keiner Sylbe die Rede), die so weit über alle Methoden erhaben ist, als der Himmel über die Erde. In jenem *göttlichen Jüngling*, in *Jesu*, wohnte das heilige Dreyeyns: Methode, Philosophie, Religion; Weg, Wahrheit, Leben; Weisheit, Heiligkeit. Das heist: in Ihm wohnte der göttliche Geist. . . Das ist der *Schulgeist*, den ich meine. Wo er ist, da ist die Schulmethode, die ich meine. *Beide sind eins; sie sind der Gottesgeist*.“ Es folgt ein Dialog (S. 9) zwischen dem Vf., der als *Lucifer* spricht, und seinen Lesern (worunter wir uns leider! befinden). Er legt darin die Maske des Lichtbringers bald bey Seite: denn alles Folgende; von S. 10 an bis (man denke!) S. 33, hat mit dem Lichte durchaus nichts gemein; es sey denn, daß man annehmen will, *Lucifer* habe sich mittlerweile in einen *Nucifer* verwandelt, wobey man aber freylich bloß an taube Nüsse zu denken hätte. Viel Taubes giebt es sogleich S. 10, wo der Vf. gesteht: „Ich suche mich selbst.“ Er hatte sich da in eine Abschweifung verirrt, die er aber auf der Stelle rechtfertigt. „Nun zurück zu unserm Wege. Doch — die *Abschweifung* war unser *Weg* selbst.“ Man irrt nicht, wenn man glaubt, hierin einen Vorschmack von des Vfs. Schulmethode zu erhalten. „Keine neue Methode bring ich; bloß das einfältige Glaubensbekenntniß: *Es darf bey der Jugendbildung durchaus nicht von einer Methode die Rede seyn*. Die Methode ist es, der Geist ist es. Es ist die alleinige Methode, die Weise, die Weisheit, das Menschheits-Eldorado selbst.“ Wo liegt aber dieses Eldorado, und auf welchem Wege kommt man hinein? Nach dem Vf. bedarf es gar keines Weges. „Die Schule ist im Kleinen, was das *Christenthum* im Großen ist. Die Schulmethode, der Schulgeist läßt sich von Keinem, und nach Keinem nennen. Seyn und Wesen und

Wirkung des Schulgeistes ist allein Gottes. Und ihr sucht ihn in den Büchersammlungen, in Schulen und Instituten? (Der Schulgeist also nicht in Schulen zu suchen!) Und dieser Schulgeist sollte durch Methodologien und *Schulordnungen* sich weisen und lehren?“ Bey dem Gedanken an die *Schulordnungen* (Holstein, und also auch Kiel, hat eben jetzt die Publication einer neuen Schulordnung von seiner landesväterlichen Regierung zu erwarten), vergeht dem Hn. Rector gleichsam Hören und Sehen, und er scheint wirklich ganz außer sich zu gerathen. „Hat *Treviranus* Biologie irgend ein Leben gemacht? Scholastikos! (Wer? Doch nicht der Verfasser einer neuen Schulordnung?) eher gilt, daß deine pädagogische, deine gesammte erstaunliche Bibliothek — deine Weisheit; deine Krücke — dein Bein; dein Augenglas — deine Sehkraft ist. Dann ist auch der (*sic*) Gängelband — Gang. Dann der *Esel*, weil er bey der Laute steht, ein Lautenist, kein Esel mehr. Dann ist die *Sau im Judentempel* — eine *Gottesbeterin*, eine *Mantis religiosa*. Wunder über Wunder, beynah verwundr ich mich selbst!“ — Leser, die nicht gern ihren Unwillen vergenden, mögen allenfalls es auch ihrer Seits bey der bloßen Verwunderung bewenden lassen. Die Behörde jedoch, welche über Wohl und Ehre der kieler Stadtschule zu wachen hat, dürfte sich allerdings bewogen finden, noch einige Schritte weiter zu gehen.

Der Vf. hat bereits einen großen Theil des gesammten Thierreichs, von der Hyäne bis zur Sau citirt, er hat einen guten Theil seiner vermeintlich originellen, im Grunde aber bloß ungeschlachten Redensarten ergossen, und wir befinden uns nichts desto weniger erst auf der 11 S. dieser *gerühmten* Einladung. Von hier an, wo man denkt, der Vf. wird nun einmal auf die Sache kommen, beginnt, statt dessen, eine Art Wörter-Scharmützel, ein zweckloses Spiel mit zusammengewürfelten Formeln und Ausdrücken, welche die Sprache besitzt, das Heiligste und Höchste, das Wichtigste und Ehrwürdigste zu bezeichnen, deren Gemenge aber, ohne Spur von Ordnung und Klarheit, wie es von dem Verächter der Methode (nach Obigem) zu erwarten ist, hier nur dazu dient, das Heilige zu entweihen, das Ehrwürdige herabzuwürdigen, und überhaupt *fumum ex fulgore* zu machen. Und wenn denn einmal durch den Schwall ungemessener Phrasen ein Gedanke durchzubrechen, oder eine gute Meinung sich erklären zu wollen scheint: so läßt doch die unordentliche Gemüthsverfassung des Mannes (er gesteht selbst S. 26, daß er noch nicht reif sey, er, in mehr als reifen Jahren!), und das unaufhörlich lodernde Strohfeuer seiner verstorren Einbildungskraft niemals zu, daß ein Gedanke wirklich bey ihm zum Durchbruch komme, oder eine Meinung, auf die Art, wie sie etwas fruchten kann, sich wirklich erkläre. Und was dann das Sprechen aus dem Herzen betrifft, wovon der Vf. hier so viel Redens macht: so ist es damit so gewiß, wie mit allem Übrigen, eine Täuschung. Der Vf. träumt und *spricht*, er spreche aus dem Her-

zen: aber Alles, was ihn treibt, ist nichts als eine Gluth im Gehirn, ein Brand im Oberstübchen. Trauriger Gemüthszustand eines Jugendlehrers, eines Schulkorrespondenten, eines gelehrten Schulmannes, wir wollen sagen, eines Mannes an der gelehrten Schule; ein Zustand, zunächst (aber auch nur zunächst) für die Aufmerksamkeit seines Arztes! Und bey einem solchen Zustande muß denn nothwendig auch folgen, daß da, wo der Vf. einen *sammelnden Rückblick* zu Stande bringen will, er nichts zu Stande bringt; daß in den gleich darauf folgenden sogenannten *Grundideen* (S. 21) weder Grund noch Ideen zu finden; daß das nachherige *Resultat aller obigen Betrachtungen* (S. 22), in Ermangelung der obigen Betrachtungen selbst, völlig leer bleibt, so wie das von S. 27 auslaufende *Resultat aus Obigem noch ferner* (wie es heißt): ein Resultat, woraus abermals nichts resultirt, das aber, von anderer Seite betrachtet, nur um so reichhaltiger erscheint, nämlich in charakteristischer oder psychologischer, und selbst in juristischer Hinsicht. Kurz zuvor (S. 26) sprach er noch vom *Geschmack*, wie er von allen Dingen spricht: „Kaum brauch ich endlich, nach dem Gefagten, noch eigends zu erörtern: daß die *Läuterung* und *Verfeinerung des Geschmacks* unablässig fortlebt. (Begreiflich, unter einem Führer, wie der Hr. Rector ist!) Der Geschmack! (welcher?) daß der jüngere Mensch früh schmecke und sehe das Schöne: *Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!* der Geschmack! in welchem alles Schöne verschönert sich (spiegelt — diese holdselige Himmelskind, das *klarbesonnen* schwelgt im Hoch- und Voll-Genusse“ u. s. w.

Das hierauf (den Worten nach) folgende *Resultat noch ferner* führt, wider alles Vermuthen, einen neuen Paroxysmus, die eigentliche Krisis, herbey, einen Zustand heftiger und gefährlicher, wo möglich, als alle vorigen. Der Vf., der sich bisher mit Schmähungen und Ausfällen jeder Art noch ziemlich vorsichtig hielt, wird nun über die Mäsen *persönlich*, nennt Namen, oder bezeichnet handgreiflich, und scheint es recht eigentlich darauf anzulegen, Injurienprocesse in Menge zu bekommen. Heilige Namen auf die unbesonnenste, unheiligste Art gemißbraucht (*Jesus* S. 27, wie 26, und noch unzähligmale, allenthalben mitten unter den widerlichsten Ausbrüchen eines oft ganz exorbitanten Muthwillens), Thiere, zwey- und vierbeinige, ohne Zahl (Krähen, Schmeißfliegen, Meerkatzen, Affen) neben dem Erzzvater Abraham, S. 28; edle Ausdrücke durch Zusammenstellung mit den niedrigsten verhunzt, abenteuerliche Phrasenschöpfungen, Unfläthe, Gedankenstriche, Ausrufszeichen, Sprachschneider, alles das, und dergleichen, wimmelt vor den Augen des mehr als erkannten Lesers. Die gehäutten Persönlichkeiten gegen Genannte und Ungenannte machen eine besondere Rubrik. S. 27 „einfältige pädagogische Scribler — gekrönt; was sah man nicht unterm Monde schon gekrönt?“ — S. 28: die mimische Affin, die Mariens Verklärung, der pantomimische Affe, der den Erzzvater Abraham —

„*pasquillirt*.“ (Die Frau Professorin Schütz, Hr. Patrik Peale, mit ihren Darstellungen.) — Die beiden Gelehrten, Dr. *Dissen* und Prof. *Paffow*, auf die ehrenrührigste Weise namentlich beschimpft, durch unflätige Gassenreinemereyen den Buben auf der Straße preisgegeben, S. 30. — Ein Hr. *Prömmel*, der wahrscheinlich in der Nähe des Vfs. ein Privatinstitut einzurichten willens war, förmlich injuriert; Altern verspottet, die, aus Furcht vor Verderbnis, hoffnungsvolle Söhne (mit großen Kosten in einer verarmenden Zeit!) auswärtigen Lehranstalten anvertrauen, S. 34. — Das Verdienst des verstorbenen Amtsvorfahren im Rectorat zu Kiel mit schnöder Liebloßigkeit angetastet, S. 33. — Ehemalige Lehrlinge, längst immatriculirte Studierende, jetzt erst (und nach welcher Moral überhaupt?) an den Pranger gestellt. Von dem Einen: „der aus der lateinischen Classe weggelaufene Mensch . . . studirt jetzt in *Kopenhagen*, wo ein *Manuductor* höfentlich ihn dermaleinst zum und durchs Examen geleitet. Man sieht, was nicht zum *Tertianer* taugt, taugt dennoch zum *Studenten*“ (in Kopenhagen), S. 33. — S. 40, Note, beschreibt der Vf. die Menge der größeren und kleineren *Stylübungen*, die er wöchentlich corrigiren muß. „Wahrhaftig, der knauserig besoldete Schulmann liegt nicht auf der Bärenhaut, wie *so mancher Tagedieb* auf *mancher Unversität*, der sogar dafür von *manchem Staate* geehrt und bezahlt wird, daß er eins ums andre schläft (als Faulpelz im Faulpelze) und sich mästet als Bauchdiener — bisweilen fast ein Menschenalter hindurch. So les ich vor einiger Zeit von einem *nichtwürdigen Akademiker* in Samarkand, ehemaligen Mundschenken des Dalai-Lama, der schon Jahre lang das Doppelte des Gehalts fleißiger und gründlicher Gelehrter verzehrt. — Wie würd es solchen Unholden ergehen, wenn die *Bucharey Dänemark* wäre?“ — Weiterhin S. 46 Beschwerde über den schlechten Zustand der Elementarschulen „in so vielen Städten, besonders unseres Herzogthums.“ Er war eben im Begriff, die vielen Städte, wo der Unterricht so gar kläglich bestellt ist, mit Namen zu nennen; schont aber noch, wenigstens „für diese Mal.“ Das „besonders“, vorausgesetzt, daß der Mann weiß, was er will, zwingt, an eine Allgemeinheit zu denken. Es mußte also, seiner Meinung nach, wenigstens im andern dänischen Herzogthum, Schleswig, mit dem Schulunterrichte nicht viel besser bestellt seyn; worüber der Vf. wahrscheinlich nur *für diese Mal* nicht weiter sagt. Dieser so reichen, leicht noch ansehnlich zu vermehrenden, Rubrik ungeachtet, will er es (Vorerinnerung, S. 4.) durchaus nicht Wort haben, daß er Seitenblicke und Ausfälle thut, und schwört, daß seine *harmlosen* Blätter keine kriegerische Tendenz haben. „*Dank seys meinem Genius* und meinem Berufe; beide vertragen sich schlecht mit Gezänke.“ — Der Vf. will ferner erlauben, daß man die Alten *immerhin* ehre; „wohlverstanden, da, wo und in *sofern* sie ehrwürdig sind.“ Er (als Meister!) braucht sie „als Gehülfe, wenn ich einfahre,

sagt er, in den innersten *Grubenschacht* des wunderreichen Bergwerks, das Schätze birgt für Erd und Himmel: in *mein* und meiner Zöglinge Innerstes. Und wer so mit mir an der Hand der *leuchtenden* Alten Gold und *Schlacken* erspäht in den Tiefen der Menschennatur — in *dessen Schule giebt's reiche Ausbeute, classische Bildung.* Da mit dem Vf. schwerlich noch ein Anderer in den besagten Grubenschacht einfährt: so wird auch das Gold sammt den Schlacken (letztere wohl am häufigsten!) ganz allein in der Stadtschule zu Kiel heraufgeholt. Was die *ausländischen Gymnasien - Professoren und Directoren* treiben, ist ohnehin, nach S. 31 — *Narrentheidung!* — Vorher sahen wir, *dafs* (freylich nicht *wie?*) die *Läuterung und Verfeinerung des Geschmacks* auf der Schule des Vfs. *unablässig fortgeht.* S. 30 erfahren wir, *dafs* er (ohne alle Anweisung dazu: denn diese erklärt er für *Geckerey*) *untadelige griechische Verse* erhält von Zöglingen, die sie „aus ihres Genius Selbstkraft“ hervorbringen. (O, möchten sie bekannt werden, diese *untadeligen griechischen Verse*! Sie sind heutiges Tages überall eine Seltenheit.) — Die alten Sprachen lehrt der Hr. Rector und Professor, wie man sich leicht, nach allem Obigen, einen Begriff macht, mit außerordentlicher Gründlichkeit. Für das Hebräische kennt er nur bis jetzt kein lexikalisches Hülfsmittel: denn „*Gesenius* tappt, wie sein heidelberger Recensent, im Finstern,“ S. 40. Ihm selbst aber hat das *Wurzelgraben* in den drey alten Sprachen von jeher (d. i. von der Zeit an, wo er, aus Urflachen, von ferneren Gesuchen um eine Predigerstelle abstand) Freude gemacht; „es fordert eine scharfe Spitze“, und — „man späht oft da, wo die *Wurzel nicht liegt*“, S. 41. Er ist sich „ohne Selbsttäuschung“ bewußt, „*dafs philosophischer Geist* in seinem Unterricht herrscht, dieser Geist also auch geweckt wird.“ Die logischen Begriffe in einigem Zusammenhange trägt er zwar nicht vor. Allein, der in seinem ganzen Unterricht herrschende *philosophische Geist* „hält dem Unterrichte in der *scholastischen Propädeutik der philosophischen Theorie völlig die Wage*“, S. 43. Mit dem historischen Unterrichte steht es, wo irgend möglich, noch herrlicher: denn hier „stehen, seit geraumer Zeit, die beiden colossalischen Hauptfiguren im Gemälde der europäischen Völkerwelt, England und Frankreich, wie einst Griechenland und Rom, stark hervorgehoben und beleuchtet im Vordergrund.“ Der Hr. Rector verdankt es „einem — *Spittler, Schlözer und Heeren*, *dafs* es ihm gelingt, die Ausbeute eines *zöjährigen Quellenstudiums* lichtvoll und gediegen seinen Schülern so darzulegen, *dafs* sie von *hellen Höhen* die *geordnete Masse* *stationenweis* übersehen, und *unterwegs* ins *Innerste* der Charaktere und Ereignisse *einschauen.*“ Glückliches Kiel, aus dessen Stadtschule, nicht etwa ein Professor der Geschichte (wie

würde der an solche Wunderthaten auch nur denken können?), sondern ein Rector, ein Professor aller Sprachen und Wissenschaften, durch seinen „*psychologisch-plutarchischen Geschichtsvortrag*“ (keine Worte) lauter junge *Polybe* und *Gibbons* hervorgehen läßt! Freylich, noch nicht ganz glücklich, wenn dort keine geistliche oder weltliche Schulaufsicht den Mißbrauch von Geschichtsbüchern, wie die genannten, in den Schulclassen verhindert! Unvergleichlich, wie mit allem Übrigen, geht es mit den *deutschen* Aufsätzen; sie bewirken „*harmonische Allseitigkeit.*“ Es wird, in Ansehung dieser, auf alles Mögliche hingearbeitet, *besonders* „auf Sprachrichtigkeit, Präcision, Klarheit, Ordnung, Verhältniß, Anmuth, Kraft, *Vollständigkeit*, Einheit und — *Haltung des Mannichfaltigen*“; — und Alles dieses *ohne Methode*, bloß durch den *Geist!* (M. f. oben.) Der „*Schulencyklopädie*“ allein fiel ein trauriger Loos; der Hr. Rector hatte „3 Bogen im größten Atlasformat eng gefüllt mit *allen bisherigen encyclopädischen Systemen* der Deutschen, Engländer und Franzosen“; die 3 Bogen hat ihm ein Dieb entwandt; also fällt die Schulencyklopädie weg! (Das Bisherige auf S. 42 und 43.)

Die Anzeige dieser (wir hoffen es zur Ehre des Zeitalters) beypfehllosen Erscheinung hat nothwendig, nicht ohne Aufopferung von Seiten des Rec., ausführlicher werden müssen, weil sie von der Art ist, *dafs* man, bey einer bloß allgemeinen Beschreibung, oder bey nur sparsam ertheilten Proben, von ihrer wahren Beschaffenheit sich gar keine Vorstellung würde machen können. Der Mann, der gegenwärtig in Kiel solchen Unfug treibt, in derselben Stadt, die er selbst hier, S. 47, das Muster der schleswig-holsteinischen Städte nennt (er also auch wohl das Muster für die schleswig-holsteinischen Schulmänner?), war uns seit längerer Zeit durch ähnliche Schulchriften bekannt, welche er, in gleichem Geiste, alljährlich von Hufum ausgehen ließ. Manche haben damals Mitleid mit seiner Thorheit gehabt, und sie den Neckereyen des bösen Dämon zugeschrieben, der alljährlich wenigstens einmal, um Ostern, über ihn käme. Durch die vorliegende, aus nicht weniger als 56 Quartseiten bestehende, Druckchrift ist aber nunmehr ein Etwas, das jeder bedachtame Leser für sich benennen mag, so augenscheinlich für den gesunden Blick, und so vollständig beurkundet, *dafs* ferneres Mitleid nicht anders als in den Verdacht vorfätzlicher Begünstigung bringen kann. Das *Muster* wäre schrecklich, das aus der *Musterstadt* fernerhin so ausginge! Wir haben pflichtmäßig angezeigt, und nur Weniges mit Wenigem gerügt. Die wirklichere Rüge komme daher, woher sie am ersten verdient war; die Abwendung größeres Unheils von daher, woher sie am meisten erwartet werden muß!

M. E. G.

NEUE AUFLAGEN.

Notiz, in d. Schulbuchhandlung: *Nähere Ausarbeitung des Schulplans der Elementarschulen zu Rotweil.* Erste Abtheilung, enthält die Anleitung zum Kopfrechnen. Zweyte

vermehrte Auflage. Ohne Jahrsahl. 96 S. 8. (6 gr.) — Auch unter dem besonderen Titel: *Anleitung zum Kopfrechnen für die Schulen des Kreises Rotweil.*

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 M A Y, 1811.

P Ä D A G O G I K.

GÖTTINGEN. b. Dietrich: *Kurze Anleitung für Erzieher die Odysee mit Knaben zu lesen* von *Ludolf Georg Dissen*. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von *Johann Friedrich Herbart*, nebst zwey Beylagen. Erste Beylage. Bemerkungen über die Lectüre des Herodot nach der des Homer von *Friedrich Thiersch*. Zweyte Beylage. Über den Gebrauch des alten Testaments für den Jugendunterricht und Probe einer neuen Bearbeitung desselben zu diesem Gebrauch von *F. Kohlrausch*. 1809. 160 S. 8. (12 Gr.)

Die pädagogischen Zeitalter so wie einzelne Schulen und Pädagogen hat von jeher der bey ihnen als Zweck vorherrschende Realismus, Formalismus oder Idealismus charakterisirt. Man drang entweder auf sogenannte Realkenntnisse, und benutzte selbst die Werke des classischen Alterthums bloß zu diesem Beuf, oder man bezog Alles auf Übung der Geisteskräfte, und betrachtete auch das Studium der alten Sprachen für weiter nichts, als für ein formelles Bildungsmittel, oder man hob endlich aus allen Unterrichtsgegenständen nur ihre idealische Tendenz hervor, und setzte die Jugend über die Schwierigkeiten der Sprache hinweg, und, wie man meinte, geradeu in den Geist der Classiker hinein, um sie darin, so früh wie möglich, idealisch leben zu lassen. So lange die Schule sich noch nicht bis auf den Standunct erhoben hat, der diese drey Zwecke des Unterrichts in sich harmonisch verbindet, so lange wird der Schulunterricht überhaupt, und der philologische insbesondere, mangelhaft bleiben, und sein höchstes Ziel, harmonische Entwicklung und Ausbildung der Menschen zu einem wissenschaftlichen und thätigen Vernunftleben, verfehlen. Wir wollen sehen, wiefern die Anleitung des Hn. D. uns diesem Standuncte näher führt.

Dafs die Odysee mit der Jugend zweckmäfsig gelesen werden könne, ist keinem Zweifel unterworfen; aber es fragt sich, mit welcher Jugend, und auf welche Art es geschehen müsse. Hr. D. läßt die Lectüre mit Kindern anfangen, die noch keine fremde Sprache gelernt haben, ja die noch nicht einmal die Redetheile und die ersten grammatischen Begriffe kennen. Er stellt daher zuvor grammatische Vorübungen über die Redetheile der Mutter Sprache an, und geht von diesen, zum griechischen Paradigma

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

über, zu dessen Übung er mit Recht die vortrefflichen Tabellen des Hn. Prof. *Thiersch* empfiehlt. Nachdem nun die Paradigmen der Declination und der Conjugation des τρω and des Verbum in μι, nebst den Pronominen, auswendig gelernt sind: so erklärt er, was ein Satz sey, läßt den einfachen Satz erweitern, und endlich mehrere Sätze in mannichfaltigen Verhältnissen gegen einander zu einer Periode verbinden. Mit diesen grammatischen Übungen verknüpft er zu gleicher Zeit geographisch-historische. Er verzeichnet einen rohen Umrifs von den drey Theilen der alten Welt, und vom ägeischen Meer, und giebt bloß die Lage von Troja, Ithaka und Sparta gegen einander und gegen Deutschland an, um sich über Griechenlands Anbau, Bevölkerung und Hauptstämme, über die Geschichte des Volks und seiner allmählichen Cultur desto ausführlicher auszulasen; wobey er zugleich die Art kennen lehrt, wie sich das Alterthum einfach, wahr, ohne Umschweif und gesuchte Höflichkeit ausdrückt.

Nach diesen Vorbereitungen, für welche er, um nicht zu rasch zu seyn, höchstens drey bis vier Wochen aussetzt, geht er zur Lectüre der Odysee selbst über, zu deren Behandlung er folgende Anleitung giebt. Der Lehrer übersetzt vor nach der Construction, erklärt Alles, was den Sinn verdunkelt, und läßt am Ende eines Stücks die Kinder wiederholen, bis sie, welches nach Beendigung des ersten Buchs der Fall seyn soll, gleich selbst übersetzen können. Wo die durch den Inhalt erzeugte Gemüthsstimmung abgebrochen werden kann, müssen die Wortformen analysirt, und abwechselnd auch synthetisch construiert werden. Für das Vocabellernen empfiehlt der Hn. Prof. *Herbart's* Vorschlag, die Stammwörter eines Buchs vorher aufsuchen und auswendig lernen zu lassen. Übrigens wird immer ohne Vorbereitung und mit beständiger Nachhülfe des Lehrers übersetzt, und erst späterhin wird denjenigen Knaben, die es verstehen, das Selbstsuchen und Vorbereiten als etwas Nützliches gestattet. Dies ist die Anleitung für die philologische Behandlung der Odysee, in welcher Rec. gar nichts Neues, und die Behandlung der Odysee speciell Charakterisirendes findet, welche aber auch der Vf. als die minder wichtige Seite des zu behandelnden Gegenstandes kürzer abfertigt, um sich über dasjenige, was ihm die Hauptsache ist, über die Bildung der Knaben durch classische Menschheit, über die Bildung der Theilnahme an den einzelnen homerischen Personen und an der Gesellschaft durch Schilderung der Ausernen

N n

homerischen Welt, durch Charakteristik der Hauptpersonen und der homerischen Staatsverfassung weitläufiger zu erklären.

Wir befinden uns jetzt auf dem Standpuncte, von welchem wir Hn. D.'s Anleitung übersehen und beurtheilen können. Wenn die Bildung der Knaben durch classische Menschheit die Hauptsache und der einzige Grund ist, warum schon die zarte Jugend in die homerische Welt der Odyssee geführt werden soll: so hat der Vf. für diesen einzelnen Zweck, und von der philologischen Behandlung der Urschrift abgesehen, durch seine scharfsinnige Auffassung und Darstellung der wichtigsten dahin gehörigen Momente eine sehr lehrreiche Anleitung gegeben. Aber ist diese Bildung durch classische Menschheit möglich ohne eine vollkommene Kenntniß der Sprache dieser Menschheit? Können wir eine wahre, innige Theilnahme haben an den Gemüthszuständen jener Menschen, wenn wir nicht ihre Gefühle und Gedanken unmittelbar durch ihre Sprache in unser Gemüth aufnehmen, und mit ihnen in ihrer Sprache empfinden und denken können? Rec. hält dieses für unmöglich, und findet eben darin den Grund, warum er der, von Hn. D. angegebenen Methode, mit Knaben, die von der griechischen Sprache noch nichts als die Paradigmen kennen, die Odyssee zu dem von ihm aufgestellten Hauptzweck zu lesen, nicht seinen Beyfall geben kann. Denn angenommen, es bedürfte zu jenem Bildungszweck nicht einer vollkommenen Sprachkenntniß: so wäre eine unvollkommene Kenntniß derselben ja noch weniger nöthig; und muß der Lehrer erst durch seine Übersetzung und Erklärung den beabsichtigten Eindruck auf die Seele des Knaben bewirken: so ist nicht abzusehen, warum die griechische Urschrift ganz und gar zur Hand genommen werden soll. Wenn solche Knaben doch einmal schon durch deutsche Worte zur Theilnahme an griechischen Gemüthszuständen gestimmt werden sollen: so würde sich ja dieses durch das Vorlesen einer guten deutschen Übersetzung weit besser und wirksamer erreichen lassen, als durch die nach der Construction geordnete, und auf jeden Fall doch nicht so gefeilte freye Übersetzung des Lehrers. Anstatt daß also dieser Bildungszweck bey solchen unkundigen Kindern durch die Urschrift gefördert werden sollte, würde er im Gegentheil in mehrerer Rücksicht gehindert werden. Gehört dagegen zur Bildung durch die classische Menschheit eine vollkommene Kenntniß ihrer Sprache: so folgt schon aus diesem Zwecke, daß man die griechische Lectüre nicht mit demjenigen Buche anfangen kann, durch welches jener Zweck erreicht werden soll, sondern daß der Knabe schon mit hinlänglicher Sprachkenntniß ausgerüstet zur Lectüre eines solchen Werkes schreiten muß. Rec. will einräumen, wogegen er doch sehr triftige Gründe hat, daß der erste Unterricht im Griechischen auch mit der Odyssee anheben könnte; aber wenn aus der Odyssee erst die Sprache erlernt werden soll, dann wird dieselbe, wenigstens so lange, als bis eine hinlängliche Sprachkenntniß erworben ist, auch nichts mehr, als ein anderes zweckmäßiges

Lesebuch wirken, und der vom Vf. beabsichtigte Hauptzweck der Bildung zur Theilnahme an der classischen Menschheit bis dahin unerreicht bleiben.

Uns scheint die Anleitung des Hn. D., die doch offenbar eine Erleichterung und Verbesserung des philologischen Unterrichts bezweckt, aus einer Verkennung des wahren Wesens der Alterthumswissenschaft und namentlich des Sprachstudiums als eines humanistischen Bildungsmittels hervorgegangen zu seyn. So lange noch nicht das Studium der griechischen und römischen Sprache an und für sich selbst als Bildungsmittel für die Jugend gehörig erkannt und zweckmäßig benutzt wird: so lange wird man noch immer alle Bildung durch die Classiker von der in ihnen dargestellten classischen Welt herleiten, dadurch aber auch nicht dem Vorwurf entgehen, daß alsdann die Erlernung dieser Sprachen für die Jugend überflüssig sey. Wir halten diese classischen Sprachen für eben so zur classischen Welt gehörig, als die classischen Menschen selbst, weil die Sprache der lebendigen Abdruck des inneren Menschen ist, und eben deshalb halten wir auch schon an und für sich die zweckmäßige Erlernung der lateinischen, und noch mehr der griechischen Sprache für ein treffliches Bildungsmittel des jugendlichen Geistes, ohne alle Rücksicht auf die in jenen Sprachen sich ausdrückende Menschheit. Aus diesem Grunde sehen wir aber auch nicht ein, warum zur griechischen Odyssee der darin lebenden Welt wegen geeilt werden soll; ja wir halten dieses der trefflichen Bildung durch die Sprachübung selbst sogar für nachtheilig, weil der Knabe, anstatt auf die Formen und den Bau der Sprache zu reflectiren, und seinen Geist an dem schönen und vollkommenen Ausdruck reiner Empfindungen und wahrer Gedanken zu weiden, welches gleichfalls schon ein wahrhaft geistiges Leben ist, durch halb verstandene Worte auf die darin geschilderte Welt abgezogen, und in seinen geistigen Reflexionen durch die Phantasie gestört wird. Rec., der seit 18 Jahren gelehrten Schulen vorsteht, und sich im öffentlichen und Privat-Unterrichte vielfältig versucht hat, fängt das Sprachstudium in seiner Schule gleichfalls mit der griechischen Sprache neben der Muttersprache an; aber eben weil er die Sprachübung selbst schon als ein wirksames Bildungsmittel für den jugendlichen Geist bewährt gefunden hat: so übt er auf der untersten Classe die griechischen Paradigmen, und macht davon eine Anwendung auf Jakobs ersten Cursus, setzt die grammatischen Übungen in der nächstfolgenden Classe fort, und wendet sie auf Jakobs zweyten Cursus an; wodurch seine Schüler sowohl durch die Sprache, als auch durch den Inhalt dieses mit wahrhaft philologischem Geiste verfertigten Lesebuchs auf die griechische Welt vorbereitet werden. Erst in der folgenden dritten Classe verbindet er mit Jakobs Attica Homers Odyssee, wo dann seine Schüler, mit der Sprache vertraut und durch selbige schon gebildet, nun auch in dem Sinn unseres Vfs. durch die classische Menschheit gebildet werden. — Wir halten es für nützlich, dem Gange des Vfs. den unfriegen ge-

genüber zu stellen, um dadurch bey Schulmännern und Erziehern eine Prüfung und Vergleichung zu veranlassen, weil uns der philologische Schulunterricht von besonderer Wichtigkeit, und die Methode, welche dabey angewendet wird, keinesweges gleichgültig scheint. Gegen die kurze Zeit von vier Wochen, welche Hr. D. nur für die sehr bedeutenden Vorübungen einräumt, gegen das anfängliche Vorüberfetzen des Lehrers ohne eigene Vorbereitung und Selbstversuche der Schüler, so wie gegen die Behauptung, daß die Knaben immer unvorbereitet übersetzen müssen, und daß sie dieses schon nach Beendigung des ersten Buchs werden leisten können, möchte der größte Theil der Jugendlehrer wohl viele gegründete Zweifel hegen. Wir übergehen diese Nebensachen mit Stillschweigen, um über die gedankenreiche und schön geschriebene Beylage des Hn. Thiersch noch einige Worte zu sagen.

Hr. Thiersch setzt die Anleitung des Hn. D. fort, und theilt uns seine Gedanken darüber mit, wie der Weg, der durch die homerischen Gefänge geöffnet ist, nun weiter geebnet werden müsse, um die Knaben, welche mit dem Homer bereits vertraut sind, durch jene Welt ursprünglicher Bildung und Schönheit zu leiten. Wir sind mit dem Vf. vollkommen einverstanden, daß durch die unverkündigte Zusammenstellung von Lesebüchern und Autoren, und durch die geschmacklose Behandlung derselben bisher nur sehr Wenige durch das Alterthum Bildung gefunden haben. Ob aber der Weg, den er nun die Jugend, nach dem Homer, vom Herodot bis zur Republik führen will, der richtige sey, müssen wir bezweifeln. Wir würden diesen Gang einem jungen Gelehrten empfehlen, der mit der griechischen Literatur schon bekannt ist, und der nun noch ein Mal die Entwicklung, Umgestaltung und Cultur der Sprache und der Nation in ihren allmählichen Fortschritten an den schriftlichen Denkmälern genetisch und historisch verfolgen wollte; aber nicht solchen jungen, unwillenden Kindern, mit denen der Vf. noch Übungen, wie *ποιμος, ὁ πολεμὸς, μέγας πῆλεμος, μέγας τις πόλεμος, πολεμος τις μέγας* u. t. l. anstellen muß. Diese Knaben sind doch ganz gewiß nicht empfänglich für den Entwicklungs- und Bildungs-Gang der Sprache, und für die großen, erhebenden Ansichten, die der Vf. uns über die im Herodot sich erweiternde Welt eröffnet; abgerechnet, daß der Weg von der ionischen zur attischen Sprache bey weitem schwerer ist, als der entgegengesetzte. Hr. Thiersch weiß es selbst nur gar zu gut, daß Schüler, für welche jene Welt voll hoher Weisheit und Kunst bildend werden soll, nicht mehr müssen mit der Sprache zu kämpfen haben. Er scheint daher das durch Hn. D.'s Anleitung Versäumte nachholen zu wollen, wenn er S. 62 sagt: „die Einleitung (in den Herodot.) werde eröffnet durch erneuerten Sprachunterricht“ u. s. w. Wir wissen wohl, daß die herodotische Sprache eine andere ist, als die homerische, und finden es natürlich, die Schüler mit dieser Umgestaltung der Sprache bekannt zu machen; aber die von dem Vf. zur

Probe angegebenen Übungen durch Aufstellung des Subjects, durch Verknüpfung des Subjects mit dem Prädicat zu einem Satze, durch Erweiterung des Satzes, und endlich durch freye Verbindung mehrerer Sätze enthalten, doch in der That wieder die ersten Anfangsgründe, und müßten bey Schülern, die den Homer lesen wollen, und noch mehr bey solchen, welche die Odyssee schon beendigt haben, und den Herodot anfangen wollen, doch wohl vorausgesetzt werden. Indessen scheint Hr. T. dieses bey den Schülern, die ihm Hr. D. liefert, nicht zu können, und bestätigt dadurch selbst, daß eine solche Lectüre der Odyssee und mit solchen Schülern durchaus nicht zweckmäßig sey. Man höre ferner, was der Vf. noch von seinen Schülern verlangt und urtheilt. Er sagt S. 66: „Übrigens mag der Knabe sich üben, kleine Sätze aus dem Deutschen ins Griechische zu übertragen — (dies läßt Rec. schon auf der untersten Classe neben den Paradigmen thun) natürlich nicht um griechisch schreiben zu lernen, sondern um vor dem Griechischen die Scheu zu verlieren, und wie in Kleinigkeiten, als Accente, Flexionen, so in den Fügungen selbst Sicherheit zu gewinnen“ u. s. w. Also Knaben, die schon 23 Gefänge der Odyssee unvorbereitet haben übersetzen können, sollen noch in Kleinigkeiten unsicher seyn, sollen noch Scheu vor dem Griechischen haben, und diese durch Übertragung kleiner Sätze ins Griechische erst überwinden lernen? Nun wahrlich, wenn es mit diesen Schülern noch so beschaffen ist, dann hat die Lectüre der Odyssee doch sicherlich wenig gefruchtet, und dann müssen wir durchaus behaupten, daß solche Schüler sich noch gar nicht für die Lectüre des Herodot eignen; und wenigstens nicht durch den griechischen Herodot für alles das Große und Erhabene, das Marathon, Thermopyla und Salamis verkündigt, werden begeistert werden. Es liegt also auch hier, so wie bey Hn. D.'s Anleitung, bloß an der mangelhaften Sprachkenntniß und Vorbereitung der Schüler, mit denen diese Lectüre begonnen werden soll, daß wir nicht mit dem Vf. übereinstimmen können, obgleich wir übrigens seine Idee über die Behandlung des Herodot ganz vorzüglich finden.

Die zweyte Beylage des Hn. Kohlrausch über den Gebrauch des A. T. für den Jugendunterricht übergehen wir, weil Hr. K. seitdem sein vollständiges Werk über diesen Gegenstand der gelehrten Welt vorgelegt hat; wir glauben aber dem berühmten Namen des Herausgebers eine Beurtheilung seiner Vorrede schuldig zu seyn. Hr. Herbart übernimmt es noch ein Mal zu entwickeln, was eigentlich mit der Behauptung gemeint sey, man müsse, bey dem erziehenden Unterricht, das Studium der Alten von den Griechen, das Studium der Griechen aber von der Odyssee anfangen. Zu dem Ende unterscheidet er den erziehenden Unterricht, der in seiner ganzen Vollkommenheit nur von Hauslehrern im Schooße der Familien geleistet werden können, von dem Schulunterricht, die Erziehungsanstalten von den Schulen,

den Zögling von dem Lehrling, und behauptet, daß der erziehende Unterricht eine Sprache oder Wissenschaft nach seinen eigenen Gesetzen, der Schulunterricht dagegen nach der Natur der Sprache oder Wissenschaft selbst behandeln müsse. Wenn der Vf. darunter versteht, daß jede Disciplin zu einem doppelten Zweck, entweder zur Bildung und Erziehung des Lernenden, folglich nach pädagogischen Principien, oder zur Vervollkommnung der Disciplin selbst, folglich nach der objectiven Natur derselben, betrieben werden könne: so sind wir mit ihm einverstanden; wir finden aber die Anwendung dieser entgegengesetzten Behandlungsarten einer Disciplin auf den Erziehungs- und Schul-Unterricht, auf die Erziehungs- und Schul-Anstalt, auf den Zögling u. Lehrling ganz unrichtig, weil die Begriffe von Erziehungsunterricht, Erziehungsanstalt und Zögling mit den Begriffen von Schulunterricht, Schule und Lehrling, d. i. Schüler, in keinem Gegensatz stehen, sondern in einander enthalten sind. Jeder wissenschaftliche Unterricht, welcher der Jugend ertheilt wird, kann und muß erziehend seyn, also auch der Schulunterricht; jede Schule ist während der Schulzeit eine Erziehungsanstalt und jeder Lehrling ein Zögling. Kann der Erzieher in einer Familie, oder in einer Erziehungsanstalt durch sein immerwährendes Zusammenleben mit seinen Zöglingen mehr für eigentliche Erziehung leisten: so liegt ja dieses ganz außer dem Unterricht, und verändert also auch gar nicht die Natur desselben. Uns scheinen den Äußerungen des Vfs. unrichtige Begriffe von der wahren Natur und Bestimmung einer Schule zum Grunde zu liegen, woraus auch die unrichtigen Begriffe und die ungegründeten Entgegenstellungen von Erziehungs- und von Schul-Unterricht fließen. Rec. hat oben das höchste Ziel des Schulunterrichts aufgestellt, aus welchem von selbst der Begriff einer Schule fließt. Nach seiner Ansicht muß jede Schule es darauf anlegen, die Geisteskraft der Schüler durch den Unterricht aufzuregen, zu entfalten, zu stärken, und bis zu einem idealischen Vernunftleben auszubilden, d. h. jede Schule muß eine Bildungsanstalt der Menschheit seyn, wenn sie den ehrwürdigen Namen einer Schule verdienen soll. Ihr Zweck ist also, durch den Unterricht in ihren Schülern ein subjectiv wissenschaftliches Vernunftleben, ein Leben in den Vernunftideen zu bewirken, nicht aber die Wissenschaften objectiv anzubauen und zu vervollkommen, welches sie der Universität und Akademie überläßt. Demnach ist der Unterricht einer wahren Schule im eigentlichen Sinn ein Erziehungsunterricht und für alle Schüler gleich, weil Alle als Menschen erzogen werden müssen; sie mögen nach-

mals einen Stand ergreifen, welchen sie wollen. Es bey dem Privatunterricht sowohl, als bey dem Schulunterricht auf einen besondern Stand anlegen zu wollen, bevor die allgemeine humanistische Bildung vollendet ist, wäre eine wahre Verfündigung an der Menschheit, und es wäre ebenso unzweckmäßig von einer Schule, als von einem Hauslehrer, gehandelt, wenn sie bey ihren Schülern auf einen *Rektor* oder *Professor eloquentiae* hinarbeiten wollte. Dazu muß der junge Mann sich auf der Universität, oder vielmehr nach beendigem Universitätsstudium bilden; und wenn er nicht in seiner Schulzeit zum Menschen gebildet ist; so wird er vielleicht ein gelehrter Rektor und Professor werden, aber nicht ein Mann, der sich als Mensch selbst genügt, und an dem die Menschheit einen Gewinn macht. Hieraus folgt auch, daß Lehranstalten nach dem Vorschlage des Vfs., welche Conservatorien gewisser bestimmter Studien, z. B. der Philologie oder Mathematik, seyn sollen, die dort in größter Vollkommenheit getrieben werden, ganz aus dem Begriff einer Schule in das Gebiet der Universität oder eigentlich der Akademie übertreten, ganz unzweckmäßig seyn, und die allgemeine humanistische Ausbildung ihrer Schüler gänzlich verfehlen würden. Rec. sieht nach seinen Grundsätzen von Erziehung und Unterricht durchaus nicht ein, mit welchem Grunde der Vf. das Erziehen und Lehren für heterogene Elemente halten, vor der Mischung beider auf Schulen warnen, und die Nothwendigkeit verschiedener Unterrichtsweisen auf einer und derselben Schule behaupten kann. Namen und Orte verändern nicht das Wesen einer Sache. Die ganze Jugendbildung durch Unterricht und Erziehung hat einen und denselben allgemeingültigen Zweck. Überall, wo die Schuljugend unterrichtet wird, muß es dem Culturgrade der Schüler angemessen, gleich gründlich und gleich vollkommen geschehen. Dasselbe gilt auch von der Odyssee. Diese werde bey dem Privatunterricht oder in einer Schule gelesen: so muß sie in beiden Fällen mit Schülern von gleicher Vorbereitung, zu einem gleichen Zweck und auf eine gleiche Art gelesen werden, wenn sie die beabsichtigte Bildung bewirken soll.

Rec. hat die feste Überzeugung, daß der gelehrte Vf. sowohl durch die Herausgabe dieser Abhandlungen, als auch durch seine Vorrede, zur Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung beitragen wollte, und daß ihm also der Gewinn, den Schulmänner und Erzieher aus einer Vergleichung verschiedener Ansichten ziehen können, nicht anders als erwünscht seyn wird.

XV.

NEUE AUFLAGEN.

Gießen, b. Heyer: Erstes Lesebuch für Anfänger in der lateinischen Sprache, von C. H. Hänle, Prof. und Director

des Pädagogiums zu Lahr im Großherzogthum Baden. Zweite verbesserte Auflage. 1810. 159 S. 8. (8 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 M A Y, 1811.

M A T H E M A T I K.

BERLIN, b. d. Vf. und in Commission b. Hitzig:
*Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1813, nebst
einer Sammlung der neuesten, in die astronom.
Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen,
Beobachtungen und Nachrichten.* Von J. E.
Bode, Astronomen und Mitglied der Akademie.
1810. Mit 2 Kupfern. 268 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieses Jahrbuch liefert den Astronomen zwey in
unsern Gegenden sichtbare Finsternisse: eine Son-
nenfinsternis den 1 Februar, und eine Mondfinsternis
den 12 August. Ausserdem sind 23 in Berlin
sichtbare Sternbedeckungen, worunter eine des Al-
debaran, angezeigt; auch einige nahe Zusammen-
künfte des Mondes mit Regulus und Aldebaran, wel-
che sich in anderen Gegenden in wirkliche Bedeckun-
gen verwandeln werden, und deshalb die Aufmerk-
samkeit des Astronomen verdienen.

So wie unsere Anzeigen der beiden letzten Jahr-
gänge (J. A. L. Z. 1809. No. 218 und 1810. No. 259):
so eröffnen wir auch die des gegenwärtigen mit einer
Anführung dessen, was er über den grossen Kometen
von 1807 enthält; die Acten scheinen hiemit geschlos-
sen zu seyn, und sehr Weniges möchte noch nachge-
liefert werden. Wir finden eine, von Hn. Oltmanns
aus Paris mitgetheilte Reihe von Beobachtungen, die
der, den Astronomen durch seine Ortsbestimmungen
bekannte, Don Josi de Ferrer, in Havanna anstellte
und selbst berechnete; — er benutzte zu den Obser-
vationen einen schönen 12zölligen Spiegelkreis, der
ihm aber, wie die hier beygebrachte Vergleichung
mit den Elementen zeigt, nicht so gute Resultate gab,
als man durch das Kreismikrometer zu erhalten pflegt,

wenn man es mit *Sachkenntniss und Sorgfalt* anwen-
det. Rec. ist überall der Meinung, dass die Distanz-
messungen eines Kometen, von grössern Fixsternen,
nie sehr befriedigende Resultate geben werden: er
wünscht im Gegentheil die Kreismikrometerbeobach-
tungen noch mehr eingeführt, und durch die darauf
zu verwendende Voricht vervollkommenet zu sehen.
So wie *einige* Astronomen sie ausführten, namentlich
bey dem Kometen von 1807, lassen sie alle anderen Ar-
ten ähnlicher Observationen weit hinter sich zurück,
und haben noch überdies den Vortheil, die Örter
der Kometen selbst dann zu geben, wenn man diese
mit den Spiegelinstrumenten nicht mehr sehen kann.
Ferrer's Beobachtungen gehen vom 10 Oct. bis zum
1 Dec. — In den vorigen Bänden des Jahrbuchs führ-
ten wir die *besselschen* Untersuchungen der Theorie
dieses Kometen an: noch einmal ist davon hier die
Rede, indem der Herausgeber einen Auszug eines
Briefes von *Bessel* eingerückt hat, worin die-
ser Astronom seine Enduntersuchungen mittheilt.
Er berechnete den Kometen mit der genauesten
Rücksicht auf seine *Perturbationen*, und wurde da-
durch zu merkwürdigen Resultaten geführt, wo-
von Rec. nur die wahrscheinliche Wiederkehrzeit,
in etwas über 1500 Jahren, hier angiebt; er geht
nicht in ein näheres Detail ein, da er hofft, in
diesen Blättern bald eine Recension einer, von
Bessel über diesen Kometen ausgearbeiteten Schrift
zu lesen.

Wie gewöhnlich, enthält auch der vorliegende Band
des astronomischen Jahrbuchs mehrere Register astro-
nomischer Beobachtungen, aus welchen Rec. die ver-
schiedensten Angaben der Planetenoppositionen zusam-
menstellen wird, indem sie zu einigen, vielleicht zu
beherzigenden, Bemerkungen Anlass geben.

Gegensehein des Uranus.

M. Z. in Paris.			Hel. Länge.		Hel. Breite.		Geoc. Breite.		
1809.	Apr.	27.	21 ^h	32' 52"	7 ^h	7'	38' 56"	4	
		—	21 ^h	35' 45"	—	—	38' 54"	1	Bode.
		—	21 ^h	57' 38"	—	—	39' 12"	7	Berg.
		—	21	37' 21"	—	—	38' 39"	0	Bugge.
		—	21	35' 17"	—	—	38' 45"	0	Sniadecki.
		—	21	33' 27"	—	—	38' 45"	5	Derflinger.
							26' 47"	0	Littrow.

Gegensehein des Saturna.

Geograph. Loc. Catalogue.											
May	21.	14 ^h	55' 27"	8 ^h	0' 32'	44"	5	—	—	2° 10' 22", 8	Bode.
—	—	—	62' 56"	—	0 32'	47	8	1° 57'	9", 6	2° 10' 21, 9	David.
—	—	—	55' 52"	—	0 32'	49	0	1° 57'	13. 2	2° 10' 27, 2	Trisnecker.
—	15	10	53 ^h	—	0 33'	9	2	—	—	2° 10' 26, 3	Bugge.
—	14	59	53	—	0 32'	42	5	—	—	2° 10' 32, 0	Sniadecki.
—	—	54	33	—	0 32'	40	0	1° 57'	16"	2° 10' 32, 0	Derflinger.
—	—	49	12	—	9 32'	47	8	—	—	—	Littrow.

M. Z. in Paris.			Gegenſchein des Mars.			Hel. Breite.			Geoc. Breite.				
			Hel. Länge.										
Apr.	8.	13 ^u	6' 18"	—	—	—	—	—	—	—	—	Bode.	
—	—	—	7 56"	6 ^z	18° 45'	56", 0	0°	54'	15", 5	2°	23'	10", —	David.
—	—	—	11 39"	—	18 45	55 . 5	0	54	24 . 9	2°	23'	28 . 1	Trinecker.
—	—	—	18 14"	—	18 46	1 . 0	—	—	—	2°	23'	32 . 1	Bugge.
—	—	—	10 15"	—	18 45	42 . 6	—	—	—	2°	23'	6 . 0	Sniadecki.
—	—	—	10 49"	—	18 45	55 . 0	0°	54'	23", 0	2°	23'	25 . 0	Derſinger.
—	—	—	9 55"	—	18 46	16 . 4	—	—	—	—	—	—	Littrow.

Hr. B. giebt nur die Zeit, nicht den Ort des Gegenſcheins; Rec. hat dieſen für Uranus und Saturn zu ſuppliren geſucht. — Hn. Bugges Beobachtungen ſind aus der Mon. Cor. Febr. 1810 genommen, die ſie mit mehr Detail, als das Jahrbuch, enthält. — Bey allen dieſen Oppositionen finden ſich Unterſchiede von einer halben Minute, die bey dem heutigen verfeinerten Zuſtande der Aſtronomie eine auffallende Erſcheinung ſind. Dieſe Unſicherheit hat ihren Urfprung in zwey Urfachen, der Beobachtung ſelbſt und der Berechnung; ſie wird ſo lange ſtatt finden, ſo lange es Aſtronomen giebt, die ihre Zeit auf dieſe Beobachtungen verſchwenden, ohne für den jetzigen Zuſtand der Wiſſenſchaft paſſende Inſtrumente zu beſitzen, oder Umſicht genug, die Fehler der ihrigen zu erkennen und zu vermeiden. Die Aſtronomie, ſo wie ſie iſt, gebraucht nur *vortreffliche* Beobachtungen; und ungenutzt läßt der, der die Theorie der Planeten unterſuchen will, Alles, was ſich nicht als ſolches auszeichnet. *Wie* ſoll man nun unter den angeführten Oppositionen wählen? — Die beſten Inſtrumente ſind ohne Zweifel die *wiener*, mit welchen *Sniadecki* beobachtete, und doch weichen ſeine Reſultate bedeutend von andren ab, die von Aſtronomen herrühren, welche wegen ihrer Sorgfalt und Genauigkeitsliebe rühmlich bekannt ſind, wie z. B. die *wiener*. Rec. möchte mehr Gewicht auf einen genauen, einſichtsvollen Beobachter, als auf ein genaues Inſtrument legen; obgleich er allerdings der Meinung iſt, daß der gute Erfolg nur durch das *Zuſammentreffen beider* verbürgt werden kann. Alle neueren Beſtimmungen der Aſtronomie ſind auf in Greenwich, Palermo, Seeberg und Paris angeſtellte Beobachtungen gegründet; das Heer der Anderen, einzelne ausgenommen, iſt der Vergeſſenheit übergeben, und nur der Wiſſenſchaft zum Nachtheil würde es wieder hervorgezogen werden. Es iſt allerdings eine traurige Erſcheinung, auf einigen ſchlechten Sternwarten Aſtronomen zu ſehen, die beſſerer würdig wären; allein es iſt zu hoffen, daß bald die Klagen der Wiſſenſchaft *allgemeiner* gehört werden, und daß die von einigen Regierungen jetzt gegebenen Beyſpiele eine rühmliche Nachahmung erwecken. — Rec. möchte indeß nicht *allein* auf die Beobachtungen die Schuld der angezeigten Unterſchiede ſchieben; ein Theil davon iſt eine Folge der ſorgloſen Rechnung oder eines Mangels an Einſicht. — Um dieſes mit einem Beyſpiele zu belegen, führt Rec. die Art an, wie die kopenhagener Beobachtungen (Mon. Cor. Febr. 1810) benutzt wurden: Nachdem die Zeit und der Ort des Gegenſcheins, mit der vorausgeſetzten v. *zackſchen* Sonnenlänge, be-

ſtimmt worden iſt: geht der Beobachter zurück, berechnet für die gefundene Zeit wieder die Sonnenlänge, und hält ihre nahe Übereinkunft mit dem gefundenen Orte des Planeten + 180°, für einen *Beweis der Richtigkeit der Sonnentafeln*. Rec. würde dieſen ſchönen Schluß nicht erwähnen, wenn der Rechner nur *genau* die vorausgeſetzten Sonnenörter wieder herausgebracht hätte; da aber dieſes nicht der Fall iſt: ſo wird dadurch ein Rechnungsfehler erwieſen, der die Stelle zu der jetzigen Erwähnung qualificirt. — Was ſoll man aber von einem Aſtronomen erwarten, der ſolche Schlüſſe zu machen im Stande iſt? —

Bey Gelegenheit der Beobachtungen im Jahr 1809, auf der berliner Sternwarte, giebt uns Hr. B. die Nachricht von der Wiederherſtellung der zerbrochenen Waſſerwage des 2fußigen *troughtonſchen* Kreiſes; allein noch einmal wurden die nun regelmäßig angefangenen Beobachtungen zur Beſtimmung der berliner Polhöhe durch das Zerreißen eines Spinnenfadens im Fernrohre unterbrochen, deſſen neue Aufſpannung die vorher angeſtellten unbrauchbar machte. Rec. benutzte dieſe Gelegenheit, etwas über die Conſtruction eines *troughtonſchen* Kreiſes, ſo wie die berliner Sternwarte einen beſitzt, zu ſagen, da dieſes zum Verſtändniſſe der Beobachtungen des Hn. B. nothwendig iſt. Ein ſolcher Kreis iſt an einer horizontalen Axe unwandelbar befeſtigt, ſo daß ſeine Axe der Ebene parallel iſt; die Axe ruht, ſo wie die des Mittagsfernrohres, in Pfannen, und wird eben ſo nivellirt. Die Conſtruction des Inſtruments erlaubt nun, den Kreis auf beiden Seiten der Axe in eine Verticalebene zu bringen: einmal rechts von der Axe, dann durch eine Drehung um die Axe, links von derſelben. Man beobachtet die Höhe eines Geſtirns mit dem um den Mittelpunct des Kreiſes beweglichen Fernrohre in der *einen* Lage, wendet dann das Inſtrument um, und wiederholt die Meſſung, wodurch ſie vom Collimationsfehler frey wird. Indeß iſt das ſo erhaltene Reſultat nur richtig, wenn die Cylinder der Axe, auf welchen das Inſtrument ruht, genau gleich dick ſind; iſt dieſes nicht der Fall: ſo wird man nicht die Höhe über dem wahren Horizonte erhalten, ſondern über einer falſchen Horizontallinie, die durch den Mittelpunct der beiden Cylinder geht, deren *Oberfläche* man nivellirt hat. Um ſich von der gleichen Dicke der Cylinder zu überzeugen, oder den aus der ungleichen entſtehenden Fehler zu vermeiden, muß man die Axe in den Pfannen umlegen, ſie wieder nivelliren, und die Beobachtungen wiederholen; wodurch man den gleichen Fehler im entgegengesetzten Sinne wirken läßt, und

ihn bey dem Mittel aus allen 4 Beobachtungen aufhebt. — Da die Umwendung eines solchen Instruments einige Schwierigkeit macht: so wird man schwerlich bey Einer Culmination eines Gestirns die beiden ersten Beobachtungen machen können; werden sie aber durch ein längeres Zeitintervall von einander getrennt: so verlieren sie an Sicherheit; indem dann der Beobachter den Collimationsfehler länger unveränderlich voraussetzen muß. Auf jeden Fall ist der Gebrauch eines solchen Kreises nicht so bequem, als der eines *ramsdenschen*, dessen Ebene der Axe senkrecht ist; denn dieser erfordert zur vollständigen Bestimmung der Höhe des Gestirns und des Fehlers des Instruments nur zwey Beobachtungen, die, wenigstens beym Polarstern, während Einer Culmination gemacht werden können; jener setzt dazu 4 voraus. Man könnte indess, wenn man die Fehler des Instruments nur ausgleichen, nicht bestimmen wollte, mit zwey Beobachtungen ausreichen, deren zweyte denn bey umgewandter Lage des Kreises und umgelegter Axe gemacht werden müßte. Selbst die am neuen Niveau angebrachte Stellschraube könnte man entbehren, wenn man auf die Bestimmung der Fehler des Instruments Verzicht leisten, und sich mit den Höhen allein begnügen wollte. — Rec. hofft, im nächsten Bande des Jahrbuchs Hn. B's. Kreisbeobachtungen in Extensio zu finden. — S. 104 — 114. Formeln zur Rechnung der geocentr. Orte der Planeten, vom Prof. *Littrow* in Krakau. Einige Betrachtungen über die von *Gauss* vorgeschlagene Art, die geocentrischen Orte gleich in Beziehung auf den Aequator zu finden. Der Vf. kannte bey ihrer Apsarbeitung noch nicht die *Theoria motus etc.*, wo diese Methode so weit ausgebildet ist, daß sich nichts Wesentliches mehr darüber sagen lassen wird. Hn. *Littrow's* Bemühungen verdienen Lob, da sie zeigen, daß er der Sache selbst nachgedacht hat. Die Formeln für d. h. (S. 108) sind nur dann richtig, wenn der Fehler des Radius Vectors = 0 ist; der Natur der Sache nach, kann man den Fehler des heliocentrischen Orts (specielle Fälle ausgenommen) aus dem des geocentrischen nicht bestimmen, da man nicht den Fehler des Radius Vector kennt. Was die angehängten Tafeln betrifft: so können sie allerdings die Einführung dieser Vergleichungsart der Beobachtungen mit den Tafeln begünstigen; allein der größeren Allgemeinheit wegen, wäre die Beyfügung der Correctionen von A. B. C, Sin. a, Sin. b, Sin. c, für kleine Veränderungen in der Länge des Knotens und der Neigung der Bahn wünschenswerth. Rec. hofft, daß Hr. L. diese Correctionen nachliefert, und bey der Gelegenheit die Tafeln für den wahren, durch die Nutation veränderten Aequator umarbeitet. S. 115 bis 129. Beobachtete Scheitelabstände der Sonne und Sterne, Jupiterstrab. Finsternisse u. s. w. im Jahr 1809 vom *Ononicus David* und Adj. *Bittner* in Prag. Schon in der Anzeige des vorigen Bandes des Jahrbuchs hat Rec. etwas von den *dauidischen* Refraktionsbeobachtungen, und dem Geiste, der auf ihnen ruht, gesagt; die hier vorkommenden sind in jeder Rück-

sicht eine Fortsetzung der vorigen. Wir müssen es immer mehr bedauern, daß *David* seine Beobachtungen mit so wenig Umsicht anstellt, und das schöne Instrument so mißbraucht: er kennt es noch gar nicht, und ist himmelweit entfernt, den wahren Nutzen eines Repetitionskreises auch nur zu ahnden. Die ganze Stelle vom KrySTALLwürfel ist — unbegreiflich, und giebt uns eine Idee von *David's* Gründlichkeit; — wer sollte aus dieser Beschreibung wohl das *prismatische Ocular* erkennen, oder ihr, so wie der Angabe der Berichtigungen des sogenannten KrySTALLwürfels, einen Sinn unterzulegen vermögen? — wer endlich findet einen Zusammenhang in der in Rechnung gebrachten Correction von 2''? — Es ist schwer zu begreifen, wie ein Astronom, der doch in der Schule der Mathematik gewesen seyn sollte, so ganz ohne Grund von einer Sache sprechen, und sich selbst nicht strengere Rechenschaft abfordern kann. Die Beobachtungen der Nachtgleichen und Sonnenwenden zeigen auch, daß die prager Astronomen den jetzigen Zustand der Astronomie nicht kennen. — S. 130 bis 140. Verbesserung des *piazzi'schen* Sternverzeichnisses; astronom. Beobachtungen in Wien im Jahre 1809, und über die Bahn der Ceres, von *Trismacher*. Sehr willkommen werden den Astronomen die im Titel erwähnten Verbesserungen gewesen seyn; sie rühren von *Piazzi* selbst her, der ununterbrochen an seinem großen Kataloge feilt, und dieses vortreffliche Werk noch ganz von seinen wenigen Fehlern zu reinigen hofft. Ausser den oben gegebenen Oppositionen erhalten wir hier noch Finsternisse und Sonnenbeobachtungen, die den Fehler der *trismacher'schen* Tafeln im Juny 1809 = + 2'',0 und im September = 0'',0 geben. Die Berechnung der Ceresbahn ist ein Versuch, die 6 Oppositionen von 1802 bis 1808, mit Hülfe der von *Gauss* entwickelten Störungen, durch Eine Bahn genauer darzustellen. — S. 141 — 147. Astronom. Nachrichten und Bemerkungen von Dr. *Benzenberg* in Düsseldorf. Die Beschreibung einer kleinen, von Hn. B. eingerichteten astronomischen Kuppel seines Hauses zeigt, wie wenig Aufwand und Mühe es kostet, eine Sternwarte zu errichten, die nicht zur Beobachtung der absoluten Orte der Himmelskörper bestimmt ist; die *benzenberg'sche* enthält Alles, was man zur Erfindung der geographischen Lage und zur Ortsbestimmung eines Kometen gebraucht. Der Vf. begleitet diese Beschreibung mit einigen sehr zu beherzigenden Worten an die Astronomen, die einen so argen Mißbrauch mit ihren Beobachtungen treiben. — S. 147 — 158. Beschreibung und Abbildung des *mayer'schen* Wiederholungskreises, von demselben Vf. Das beschriebene Instrument ist von *Baumann*; ganz dem ähnlich, welches Dr. *Pottgießer* im vorigen Bande des Jahrbuchs beschrieb: jedoch gehen beide Aufsätze von verschiedenen Gesichtspuncten aus, und stehen deshalb als Ergänzungen neben einander. — S. 161 — 163. Berechnung der Sonnenfinsternisse den 16 Juny 1806 von *van Beek-Calkoen* in Utrecht. Das Resultat ist, Meridianunter-
schied zwischen Utrecht und Paris = 11' 6'',4, voll-

kommen übereinstimmend mit der Bestimmung durch Pulversignale. — S. 169—176. Reihen zur Berechnung der Elemente einer Planetenbahn, vom Prof. *Pfaff* in Nürnberg. Dieser Aufsatz giebt uns *P's* Ansicht und Behandlung eines von *Gauß* in der *Theoria motus* etc. aufgelöseten Problems. Der Eifer des Vfs., der ihn veranlafte, auf noch eine andere als die *gauß'sche* Entwicklung zu denken, ist lobenswerth; allein für das Publicum gehörte diese Arbeit wohl eigentlich nicht. — S. 189—194. Astronomische Beobachtungen, und eine Formel für die Mittelpunctsgleichung einer Planetenbahn, vom Prof. *Littrow* in Krakau. Die Oppositionen hat Rec. schon oben angeführt. Der Vf. machte ein paar Beobachtungen des Uranus, um daraus die Neigung seiner Bahn zu bestimmen; er wählte dazu die Zeit des Eintritts der Sonne in den Knoten der Planetenbahn, wovon der Grund nicht einzusehen ist. Da die Breite des δ jetzt viel geringer ist, als die Neigung seiner Bahn: so sind diese Bestimmungen jetzt gefährlich. Die Polhöhe von Krakau setzt *Littrow* jetzt $50^{\circ} 3' 40''$, 3. Die Formel für die Mittelpunctsgleichung ist sehr von Druckfehlern entstellt; Vorzüge vor anderen bekannten Ausdrücken hat sie nicht. — S. 185—186. Beobachtung der Bedeckung des Jupiters den 8 Febr. 1810, vom Bergrathe *Seyffert* in Dresden. Wir führen eine nicht unwichtige Bemerkung, die der Beobachter bey dieser Erscheinung machte, an: Kurz vor dem Eintritte wurden die Trabanten plötzlich weit heller und glänzender, und verschwanden denn momentan. — S. 199—209. Astronomische Nachrichten und Bemerkungen, ein neuer Sternkatalog u. s. w., vom Prof. *Oltmanns*, aus Paris eingesandt. Der Vf. macht hier aufmerksam auf die Nothwendigkeit, bey der Berechnung von Mondsbeobachtungen, die auf sehr hoch gelegenen Orten angestellt werden, die Elevation der Orte über dem Niveau des Meers mit zu berücksichtigen; bey Observationen an den hohen Puncten von Südamerika kann der Einfluß auf ein paar Secunden in der Parallaxe gehen, und darf allerdings bey sehr delicaten Beobachtungen, z. E. Sternbedeckungen, nicht vernachlässigt werden. — Die große Verschiedenheit zwischen den Angaben der Declinationen der Fundamentalsterne von *Maskelyne* und *Piazzi* veranlafte den Vf., diesen Punct aus einigen Jahrgängen der greenwicher Beobachtungen selbst zu untersuchen, und diese auf eine etwas verschiedene Weise zu benutzen. Er bestimmte die Declinationen der Sonne aus ihren Ascensionen, und nun die Declinationen der Sterne aus ihren Unterschieden mit der Sonne; seine Arbeit wurde durch die nahe Übereinstimmung mit *Piazzi* belohnt. Es ist klar, daß diese Art, die Beobachtungen zu benutzen, legitim ist, wenn die Sterne, deren Ort man bestimmen will, in der Nähe des Aequators stehen; indess ist damit noch nicht Alles geschehen. Man hat zwar andere Resultate erhalten; allein wie soll man sie rechtfertigen, wenn die Abweichungen größer sind, als die möglichen Unsicherheiten

der Polhöhe, des Collimationsfehlers und der Refraction? Rec. darf sich hier über diese wichtige Materie nicht weiter äußern, obgleich er es darthun könnte, daß nur die Bestimmungen der Declinationen der Sterne in der Nähe des Aequators auf Sicherheit Anspruch machen können. — S. 209—217. Über die von *Bouvard* angegebene Verbesserung seiner Jupiters- und Saturns-Tafeln und über Formeln desselben, im astron. Jahrb. 1812. S. 226 vom Major *Rohde* in Potsdam. Bekanntlich entdeckte *Laplace*, nach der Vollendung der *bouvard'schen* 4. und 5. Tafeln, daß ein Glied der großen Ungleichheit dabei mit verkehrtem Zeichen angebracht war: der Vf. sucht hier den Einfluß dieses Fehlers zu zeigen, und weicht darin von *Bouvard's* eigener Vorschrift merklich ab. Es ist leicht einzusehen, daß Hn. *Bouvard's* Verbesserung nicht in aller Strenge richtig ist, denn die fehlerhafte Gleichung wird auch auf andere Elemente der Bahn (nicht allein auf die mittlere Bewegung und die große Ungleichheit) Einfluß gehabt haben; allein die Fehler, die nach ihrer Anbringung übrig bleiben, werden aus Gründen, die man nicht leicht entwickeln kann, sehr unbedeutend seyn. Hr. *Rohde* würde ganz Recht haben, wenn *Laplace* und *Bouvard* die große Ungleichheit nach der analytischen Bestimmung in die Tafeln gebracht hätten; allein das ist nicht der Fall, und sie gebrauchten den analytisch gefundenen Werth nur, um mit seiner Hülfe die Massen der Planeten zu bestimmen. Obgleich nun die große Ungleichheit wirklich geändert werden muß: so kann doch dadurch in den Massen des Jupiters und Saturns eine Verbesserung erzeugt werden, die eine entgegengesetzte Correction hervorbringt. Um ganz sicher über diese Sache urtheilen zu können, müßte man *Bouvard's* Rechnungen ganz kennen; Rec. hofft und glaubt aber, daß *Bouvard* selbst das seinem Calcul angemessene Verbesserungsverfahren vorgeschlagen hat, und würde daher auch dieses vorziehen. Sollte es nicht legitim seyn: so werden *Rohde's* Bemerkungen ihn vielleicht zur Zurücknahme veranlassen. Man sieht übrigens aus diesem Beyspiele, wie nothwendig das strengste Examen bey astronomischen Rechnungen von größerem Umfange ist. Hn. *Rohde* scheint übrigens bey seiner Verbesserung die nothwendige Correction der *Epoche* entgangen zu seyn. Über das, was Hr. R. von den, im Jahrb. 1812 erwähnten *bouvard'schen* Formeln sagt, kann Rec. nicht urtheilen, da er *Bouvard's* Tafeln nicht bey der Hand hat; indess bemerkt er, daß die Formel bey *Bouvard*

$$\frac{r}{D} = \frac{r}{\cos. (\odot - G) + \sqrt{r^2 - \sin. (\odot - G)^2}}$$

mit der *rohde'schen* identisch ist, wenn das r bey *Bouvard* dem $\frac{r}{R} \cos. \lambda'$ bey *Rohde* gleich ist, oder wenn, wie es wahrscheinlich ist, beide unter nicht dieselbe Quantität verstehen.

(Der Befchluß folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 M A Y, 1811.

M A T H E M A T I K.

BERLIN, b. d. Verf., und in Commission b. Hitzig: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1813, nebst einer Sammlung der neuesten, in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten.* Von J. E. Bode u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S 217 — 223. Astronomische Nachrichten und Beobachtungen aus *London und Paris*. Auszüge aus den *Philosophical Transactions* 1808 u. 1809, u. der *Conn. des Tems* 1810 und 1811. *Herschel* fand den Durchmesser des Kerns des Kometen von 1807 = $2\frac{1}{2}$ ", oder 38 engl. Meilen (nicht $2\frac{1}{2}$ ", wie im *Jahrbuch* steht); den des Nebels 445". Es ist also bey diesem Kometen eine ähnliche Verschiedenheit zwischen den Messungen der Astronomen, wie bey den neuen Planeten, die *Schroeter*, eben so wie den Kometen, ungleich größer mafs, als *Herschel*. Eine neue Bemerkung über eine Unregelmässigkeit der Gestalt des Saturns, der Hn. *Herschel* nun am Südpole etwas hervorstehend zu seyn scheint, lässt sich vielleicht eben so leicht auf Rechnung einer optischen Täuschung schreiben, als auf eine Strahlenbrechung in der Atmosphäre des Ringes, die *Herschel* als die Ursache davon angiebt. Die Titel der übrigen astronomischen Aufsätze in den *Philosophical Transactions* machen auf den Inhalt dieser Schriften begierig, und Rec. bedauert, hier nicht etwas mehr davon zu finden. Die Auszüge aus den beiden Bänden der *Conn. des Tems*, übergehen wir hier, da wir den früheren Band schon in unserer Zeitung vom 13 July 1810 anzeigen, und auch den neu hinzugekommenen bald anzeigen werden. — S. 226 — 227. Auszug aus einem Schreiben des Dr. *Pottgießer* in Elberfeld. Es enthält das Versprechen eines Anhangs zu der im *Jahrbuch* 1812 gelieferten schönen Beschreibung des *Lamann'schen* Kreises. — S. 228 — 234. Neue Vorschläge zu einem natürlichen Mafsystem von *Hauff*, Director des physisch - technischen Instituts in Augsburg. Man schlug zur Bestimmung der Gröfse eines Mafsystems bekanntlich die Länge des einfachen Secundenpendels, und die des 10,000000 Theils des Quadranten des Erdmeridians vor, aus Gründen, die zu bekannt sind, als dafs wir sie hier wiederholen dürften; in Frankreich nahm man das *mètre* nach der letzten Bestimmung, und zwar, um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden, erklärte man,

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

dafs es der 10,000000te Theil des, aus den in Frankreich gemessenen Graden bestimmten, Erdquadranten seyn solle. Hr. *Hauff* sieht hierin grofse Unbequemlichkeiten, Unsicherheiten und Gefahren; allein er reist nicht blofs ein, sondern er baut auch wieder auf! — und welch ein Gebäude! — er verlangt, dafs man die Länge des Secundenpendels unterm Aequator beobachten, davon ein Drittheil nehmen, dieses mit dem Sinus des aus der Sonne gesehenen Durchmessers der Erde ($17''\cdot 4$) multipliciren, und das Product ($= 0,01235$ parisi. Linien) als die Länge der Basis des Mafsystems ansehen soll, welche, 12000 mal genommen, er einen Fuß genannt wissen will. Von diesem Mafsystem meint der Vf., dafs es aus der Natur selbst hergenommen sey, und dafs es dem schlichten, gefunden Menschenverstande entspreche. Wir sehen hier eine neue Erklärung des Worts Menschenverstand, an einem Beyspiel deutlich gemacht; sie wird höchstens auf Hn. *Hauff* selbst passen. *Montucla* macht in seiner berühmten *Histoire des Mathématiques* die Bemerkung, dafs die meisten Erfinder der Kreisquadratur im Frühjahr aufgetreten sind; da das Datum der Einsendung dieses Vorschlages nicht angegeben ist: so kann man nicht beurtheilen, wieviel davon auf Rechnung der Jahreszeit kommt. — S. 234 — 235. Beobachtungen der Venus im J. 1810, und über den veränderlichen Stern im *Sobieskyschen* Schilde, von Dr. *Koch* in Danzig. *Pigot* gab des erwähnten Sterns Periode = 63 Tage an; allein *Koch* findet fast das Doppelte davon, 132 Tage. — S. 241 — 245. Tafeln zur Berechnung der wahren Culmination und Höhe des Polarsterns von *Bode*; — sie sind aus von *Zachs* Aberrations - und Nutations - Tafeln genommen.

Unter den kürzeren astronomischen Nachrichten zeichnen wir Folgendes aus: *Seyffer* in München fand den Meridianunterschied zwischen München und Paris aus einer Sternbedeckung $37^{\circ}5'56''$. — Dem Dr. *Pansner* in Petersburg ist die trigonometrische Vermessung des petersburger Gouvernements aufgetragen. — Prof. *Jungnitz* bestimmte die geographische Lage einiger Orte in Schlefien

Wilkau	L = $34^{\circ}23'19''\cdot 5$	B = $51^{\circ}4'23''$
Altjauer	. . $33^{\circ}50'12''\cdot 0$. . $51^{\circ}4'53''$

Ein Hauptmann *Knitlmayr* hat sich noch einmal die Mühe gegeben, die vor einigen Jahren so viel Aufsehen machende vermeintliche Progression in den Planetenabständen zu retten; — auf dem Wege, den er betritt, ist indess kein Heil zu finden. — Es wird hier eine neue Arbeit von *Herschel* über die bekannt-

Pp

ten, von *Newton* bemerkten gefärbten Ringe, die sich zeigen, wenn man zwey convexe Glaslinsen u. f. w. zusammenbrückt, angezeigt; Rec. hofft von *Hn. Bode* im nächsten Bande des Jahrbuchs etwas Näheres darüber zu lesen. — Ein Vorschlag von *Burkardt*, die Compensationspendel aus Kupfer und Zink zu construiren, um dadurch dem Einflusse des Magnetismus auszuweichen, scheint eine zu große Vorlicht zu verrathen. — Prof. *Harding* entdeckte einen sein Licht verändernden Stern 6ter Gr. in der Jungfrau; wahrscheinlich No. 243 *Bode*.

J. W.

BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *Sammlung von Aufgaben aus der Theorie der algebraischen Gleichungen*, von *Meier Hirsch*, Privatlehrer der Mathematik. Erster Theil. 1809. XII und 360 S. 8. Mit 4 gedruckten Tabellen. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Werk ist die Fortsetzung der im J. 1804 erschienenen *Sammlung von Beyspielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra*. Der Vf. setzt aber hier nicht, so wie dort, bloße Anfänger voraus. Wer ihm in seinem Ideengange folgen, oder sich auch wohl neue Ansichten öffnen will, muß sich das Wichtigste der combinatorischen Analysis eigen gemacht haben; auch darf er in den Elementen der Differentialrechnung kein Fremdling mehr seyn. Es ist also diese Schrift nicht den Unmündigen, sondern den Eingeweihten in die Wissenschaft gewidmet, die in dem großen und häufig noch ungebauten Felde der Algebra ihre Kenntnisse erweitern wollen. Der Vf. zeigt sich auch hier, wie in seinen früheren Schriften, die wir in diesen Blättern (1808. No. 67) angezeigt haben, als einen helldenkenden Kopf, der mit den wichtigsten Methoden der älteren und neueren Analysten vertraut ist, und seine eigenen Ideen mit vieler Präcision und Klarheit darzulegen versteht. Um unseren Lesern eine Übersicht dessen zu geben, was sie in diesem gehaltreichen Buche zu erwarten haben, bemerken wir, daß der Vf. seine ganze Darstellung auf die Lehre von den symmetrischen Functionen stützt, worunter er diejenigen versteht, in welchen die unbestimmten Größen auf solche Art mit einander verbunden sind, daß, unabhängig von den besonderen Werthen dieser Größen, keine Änderung in dem Werthe der Functionen vorgeht, man mag diese Größen mit einander vertauschen wie man will. Zuerst wird daher von den Wurzeln der Gleichungen, den Summen ihrer Potenzen und der Producte dieser Potenzen, und von den symmetrischen Functionen überhaupt gehandelt, worauf die vollständige Entwicklung der symmetrischen Functionen von den Wurzeln einer Gleichung folgt. Wir können der Darstellung dieser Lehren unseren Beyfall nicht versagen, und der Vf. hat durchgehends seine Sätze in voller Allgemeinheit erwiesen. Dann schreitet er zu den Werthen der nicht symmetrischen Functionen der Wurzeln einer Gleichung, und bestimmt die Art, diese Werthe von Gleichungen ab-

hängig zu machen. Diese Gleichungen, welche sich für alle Functionen der Art finden lassen, nennt der Vf. schicklich, in Bezug auf die gegebenen, die *umgeformten* oder *transformirten* Gleichungen. Für viele Functionen werden diese transformirten Gleichungen von höheren oder von gleichen Graden mit den gegebenen. Allein es giebt auch Functionen, für welche sie von einem niedrigeren Grade erscheinen, und in diesem Falle bahnen sie bisweilen den Weg zur Auflösung der gegebenen Gleichungen. Hierauf geht der Vf. zu den Eliminationen über, wobey einige Anwendungen auf die Reduction der Gleichungen gemacht werden. Was hierüber bemerkt ist, fanden wir zweckmäßig. Nur ist die Darstellung dieses so wichtigen Gegenstandes allzu kurz ausgefallen, und wir wünschten zum Besten der Leser eine etwas erweiterte Abhandlung darüber. Nach diesem betrachtet der Vf. die Eigenschaften der Wurzeln von der Gleichung $x^n - 1 = 0$, und handelt sehr reich von ihrem Gebrauche bey dem Wegschaffen der Wurzelgrößen aus den Gleichungen, so wie von der Methode, durch sie auflösbare Gleichungen zu finden. *Waring* und *Euler* sind dabey als Führer benutzt worden. Sodann wird zu allgemeinen Untersuchungen über die Umformung der Gleichungen geschritten. Sie sind nach *Lagrange* (aus den *Mém. der berl. Akad.*) bearbeitet und mit vieler Ausführlichkeit dargelegt. An diese schließt sich eine allgemeine Methode, aus dem bekannten Werthe einer gegebenen Function der Wurzeln einer Gleichung den Werth einer jeden anderen Function dieser Wurzeln zu finden. Wir haben dieses Capitel mit besonderer Aufmerksamkeit durchgesehen, und müssen dem Vf. das Lob einer originellen und strengen Darstellung ertheilen. Die fernere Anwendung dieser Methode soll im folgenden Theile, bey Zerlegung der Gleichungen, gezeigt werden. In der letzten Abtheilung spricht der Vf. von seinem Lieblingsthema, der *allgemeinen Auflösung der Gleichungen von jedem Grade*. Dieses schwierige analytische Problem wird auf zwey Bedingungen gestützt: 1) auf die Erfindung solcher Functionen der Wurzeln, wodurch die Gleichung, in welche man die gegebene umgeformt hat, zur Auflösung geschickt wird; 2) auf die Bestimmung der Wurzeln aus dem bekannten Werthe der angenommenen Functionen. Von diesem Erforderniß wurde im vorletzten Capitel, von jenem wird im letzten gehandelt. Das Sinnreiche der neuen Theorie des Vfs. erkennend, enthalten wir uns für jetzt eines entscheidenden Urtheils über ihren theoretischen und praktischen Werth um so mehr, als in der letzten Abhandlung diese Methode nur *skizzirt* ist, und der Vf. deshalb selbst auf den *nachfolgenden* Theil seiner Schrift (der uns noch nicht zu Gesicht gekommen) verweist. Wir werden zu anderer Zeit in diesen Blättern, oder anderswo, Gelegenheit finden, uns ausführlicher darüber zu erklären. Soviel scheint uns jedoch auf jeden Fall ausgemacht, daß selbst die wirkliche Lösung dieses gordischen Knotens ein bedeutender Gewinn für das reine System der Wis-

fenschaft, als für das Bedürfnis der Praxis seyn werde.

Δ.

BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *Integraltafeln, oder Sammlung von Integralformeln* von Meier Hirsch. 1810. 302 S. kl. 4. (3 Rthlr.)

In diesen, auf sehr sauberes Papier, mit vieler Correctheit gedruckten Tafeln wird zuvor die Zerlegung der gebrochenen Functionen in einfache gezeigt. Hierauf kommen die Reductionsformeln für das Integral $\int x^m - 1 \, dx (a + bx^n + cx^{2n} + dx^{3n} \dots)^p$, dann Tafeln für die Integration der rationalen Differentiale, der gebräuchlichsten Binomien und Trinomien, auch Producten aus binomischen, trinomischen und polynomischen Factoren in specieller und genereller Form. Nun folgen die Integrale der am häufigsten vorkommenden irrationalen Differentiale, wobey der Vf. sich grösstentheils auf solche beschränkt, worin quadratische Wurzelgrößen vorkommen, weil die vollständige Integration bey den andern Wurzelgrößen nur in wenigen Fällen ausführbar ist. Die allgemeineren Methoden und Formeln sind jedoch am Ende angeführt. Hierauf folgen

die Bedingungen, unter welchen ein Differential von irrationaler Form sich rational machen läßt, dann Integraltafeln für transcendente Differentiale. Alles sehr ausführlich und vollständig. Zuletzt ist ein Druckfehlerverzeichnis angehängt, in welchem jedoch ein Auslassungsfehler auf der letzten Seite nicht angemerkt steht. Es fehlen nämlich nach: *erfordert wird*, die Worte: *klein ist*. Der Druckfehler sind übrigens überhaupt nur wenige.

Der Vf. verdient für die Mühe, welche er sich bey Berechnung dieser Tafeln gegeben hat, allen Dank. Jeder Mathematiker wird sich ihrer mit Nutzen bedienen, sie werden ihn in den meisten vorkommenden Fällen die gesuchte Auskunft geben, und ihm hiedurch oft mühsames und weitläufiges Rechnen ersparen. Rec. zweifelt daher nicht, daß sie bald in Jedermanns Händen seyn werden. Übrigens hätte er gewünscht, daß es dem Vf. gefallen hätte, auch die aus mehreren veränderlichen Größen bestehenden, und solche Differentialien, wo Logarithmen vorkommen, mit in sein nützliches Buch aufzunehmen, und ihre Integration, wo sie angeht, zu bey.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Hamburg, b. Gundermann: *Peter Rießels Beschreibung und Abbildung der von ihm erfundenen großen Kraft- und Hebe-Maschine, mittelst welcher in wenig Zeit Bäume von ansehnlicher Größe sammt ihren Wurzeln aus der Erde gehoben, und ungeheure Lasten von der Stelle geschafft werden können, wie solches im Jahr 1806 in Gegenwart Sr. Maj. Friedrichs VI Königs von Dänemark u. s. w. und vieler angesehener Zuschauer nahe bey Kiel öffentlich bewiesen und ausgeführt worden ist*. Mit 3 Kupf. 1810. 5 S. Text. gr. 4. (4 Mrk. cour.)

Dem Titel nach sollte man Rießels selber für den Autor seiner Beschreibung halten; allein der Context giebt, daß dem nicht also ist. Die Hauptsache der Idee beruht auf einem längst nach der Mitte verzahnten Laufbaum, welcher durch ein Gerieb aus seiner ihn umgebenden Umschließung herausgetrieben und mittelst eingreifender Sperrkegel bey jedem Ruck festgestellt werden kann, damit, wenn man zu drehen aufhört, der Laufbaum nicht wieder zurückweichen könne. Die Maschine wird unter einem schiefen Winkel an einen Baum gestellt, unten mit Ketten befestigt, daß sie beym Gebrauch nicht weiter vom Baum abwärts rutschen kann, und oben hält sie ein Gestell mit Haken fest, das den Baum umschließt. Wird nun das Räderwerk in Bewegung gesetzt: so drückt der Laufbaum mit seinem Kopf den umzustützenden Baum in schiefer Richtung vorwärts, und hebt ihn zugleich. Der Erfinder schätzt die Kraft, welche der Maschine durch 4 Menschen gegeben werden kann, auf 50000 Pf., welches nach ihrer Structur wohl immer möglich seyn mag. Sie scheint übrigens dem Rec. etwas zusammengezetzt, und eben darum in ihrer Ausführung kostbar; indessen dürfte sie sich leicht simplificiren lassen, ohne ihrer Wirkung zu schaden. Wenn man bedenkt, wie viel Holz in den Waldungen durch das Baumfällen auf die gewöhnliche Art unbenutzt zu Grunde geht: so wäre die Einführung einer solchen Baumfallungsmaschine wohl immer wünschenswerth.

bX.

Frankfurt a. M., b. Diets: *Neue sehr einfache Theorie, krummlinige Flächen zu quadriren, auf Summa-*

tion unendlicher Reihen gegründet. Mit 1 Kupf. 1806. 24 S. 8. (4 Gr.)

Ebend.: *Fortsetzung der neuen Theorie durch Summation unendlicher Reihen krummlinige Flächen zu quadriren*. Mit 1 Kupf. 1808. von S. 15 bis 36. Zweyte Fortsetzung u. s. w. 1809. von S. 37 — 57. 8.

Der Vf., welcher sich in der Zueignungsschrift *Joh. Franz Theodor Fresenius* nennt, wollte statt der Differential- und Integral-Rechnung die Anwendbarkeit der Summen unendlicher Reihen an einigen Beyspielen zeigen, und hiedurch eine neue Ansicht der Sache geben (§. 4), weil die Differentialtheorie, wie Jedermann wisse, ganz auf die Voraussetzung gegründet sey: daß unendlich kleine Theile verschwinden. „*Läßt man es hiebey*, sagt er in der Vorrede: *so ist es leicht, die ganze Lehre leichtvoll und vollkommen befriedigend zu beweisen. Geht man aber weiter, will sich Differentiale, an denen gar nichts weggelassen sey, denken, und glaubt, auch dann noch überzeugende Beweise liefern zu können: so weiß ich nicht, woran es liegt, daß es mir so schwer fällt, diesen Beweisen völligen Beyfall zu geben*“. Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er in der freseniuschen Theorie gar viel Ähnliches mit der alten cavalieri'schen Methode erblickt, auf welche Wallis seine *arithmetica infinitorum* gebaut hat, die aber Pasquich, I. dessen Unterricht in der mathematischen Analysis und Maschinenlehre 2ter B. §. 259, als sehr schwankend und unmathematisch verwirft. Die freseniusche Theorie trifft dieser Vorwurf ebenfalls, auch alsdann, wenn sie das Beywort *neu* in vollem Maße verdienen sollte: denn die Annahme der unendlich vielen Abschnitte der Figur gewährt für das Zutreffen des Ganzen, wegen der allenthalben übrigbleibenden und außer Acht gelassenen Ecken oder Stücke — deren Gehalt im Ganzen vererbt noch darzuthun, und zu zeigen bliebe, warum man ihn außer Acht lassen dürfe — nicht die geringste Befriedigung, wenn man Letzteres zu thun nicht im Stand ist — worüber aber der Vf. mit Stillschweigen hinausgeht. — Wäre man es aber im Stande: so gewährt sie nicht mehr Befriedigung, als auch die schlechteste Darstellung der Grundsätze, worauf die Differentialrechnung etwa beruhen könnte, ebenfalls gewähren würde. — Leicht ist des Vfs. Verfahrungsweise auch nicht; denn die Summation der Reihen hat bekannte

lich manchmal ihre Schwierigkeiten; und bey den wenigen Sammlungen, die der Vf. für seine paar Beyspiele zu brauchen hat, bleibt er schon den Beweis der sechsten Sammlung schuldig. — Man sieht übrigens, daß er sich von den Gründen der Differentialrechnung eine falsche Vorstellung machte, weil er glaubt, sie sey auf die Voraussetzung gebaut, daß unendlich kleine Theile verschwinden. Diefes ging ihm zwar mit Mehreren also; aber darin ist er originell, wenn er sagt: Läßt man es dabey: so ist es leicht, die ganze Lehre vollständig und vollkommen befriedigend zu beweisen. Denn gerade dieser Umstand machte Anderen die meiste Schwierigkeit, und Rec. möchte doch wohl sehen, wie dann Hr. Fr. die Überzeugung, z. B. der rein geometrischen und durch die Integralrechnung aufgelösten Aufgabe, den Inhalt eines Dreiecks zu finden, nach seiner Ansicht der Differentialrechnung lehrvoll und vollkommen überzeugend darthun würde. — Rec. kann sich indessen hier über die Sache nicht weiter verbreiten, er verweist aber den Vf. auf Klügels vortreffliches und nie genug zu rühmendes *mathematisches Wörterbuch* von Artikel: *Differenzen* bis *Differentialgleichung* einschließend. Hier wird er vollkommene Befriedigung über die Grandsätze der Differentialrechnung finden, welche zu geben von anderen bedeutenden Männern so oft fruchtlos unternommen wurde. Hier wird er also auch sehen, was es für eine Verwandtschaft mit dem aus dem vermeintlich vollständigen Differential weggelassenen Theil hat.

Die in der 2ten Fortsetzung gelieferte Logarithmentheorie hat nichts besonders Empfehlendes, und Rec. kann nicht finden, daß sie lichtvoller, falscher, oder besser wäre, als die Darstellungen eines *Lagrange*, *Pasquich*, *Schulz*, *Vega* u. s. w., welche die Theorie ebenfalls aus dem binomischen Lehrsatz, ohne die Differentialrechnung zu Hülfe zu nehmen, entwickeln. Dals letztere, wenn man sie aus unrichtigen Principien herleitet, in den Resultaten, die sie liefert, ob diese gleich wahr sind, nicht befriedigt, ist ihre Schuld nicht. Man denke sich aber unter Differentialverhältniß ein Verhältniß, welches die Relation oder Beziehung der Größen gegen einander in den absoluten Veränderungen, die man diesen Größen geben kann, ohne Rücksicht auf die Quantität dieser Veränderungen bezeichnet: so wird alles klar und deutlich, und kein Zweifel mehr darüber seyn, daß z. B. $d(xy) = xdy + ydx$ seyn müsse, und daß es darum nicht $xdy + ydx + dxdy$ seyn könne, weil der letztere Theil nicht mehr auf die absolute Veränderung der Größen selbst, sondern bloß auf die Quantität dieser Veränderung geht, wie an diesem Beispiel selbst der Augenschein lehrt, wenn man sich das dazu gehörige Parallelogramm entwerfen will.

b x.

Leipzig, b. Salfeld: *Diophantus von Alexandria über die Polygonalzahlen*. Übersetzt mit Zusätzen von *Friedrich Theodor Poselger*. 1810. IV und 60 S. 8. (12 Gr.)

Der Übersetzung ist, wie die Vorrede sagt, die zu *Toulouse* 1670 erschienene mit *Bachet's* Commentar begleitete Ausgabe von *Diophantus* Werken zum Grund gelegt. Ob sie gleich mit dem hinzugefügten Auszug aus *Theon's* von *Smyrna* mathematischen Schriften nur 31 Seiten ausmacht: so reicht sie doch hin, um sich ungefähr von dem Gang einen Begriff zu machen, welchen die Alten einschlugen, um allgemeine arithmetische Aufgaben mit geometrischer Anschaulichkeit aufzulösen: in welcher Hinsicht dann dieses überfetzte Buchstisch recht interessant ist. Von Seite 32 an folgt nun des Vfs. eigene Arbeit, welche von den Polygonalzahlen, als arithmetischen Reihen, bloß der zweyten Ordnung, zu den figurirten Zahlen, als Gliedern arithmetischer Reihen aller Ordnungen überhaupt übergeht, und ihren Nutzen in der Analysis, besonders da, wo die Glieder eines allgemeinen Ausdrucks mit Zahlencoefficienten versehen sind, um diese eben-

falls unter allgemeine Formen zu bringen, an verschiedenen Beyspielen sehr schön und lehrreich zeigt.

Die Darstellung ist keines Anspruchs fähig, daher Rec. dem sie bey ihrer Durchgehung, so wie aus Vfs. Ansicht über den binomischen Lehrsatz in seiner höchsten Allgemeinheit, und den taylorischen Lehrsatz, viel Vergnügen gewährt, auf diese wenigen gehaltreichen Blätter selbst verweist. Sie enthalten, wie man sieht, mehr, als der Titel verspricht, welchen Rec. daher passender eingerichtet wüßte.

b x.

Meissen, b. Erbstein: *Anleitung zur Berechnung einer arithmetischen Artillerie-Maßstabes von größter Genauigkeit und Bequemlichkeit als der gemeine geometrische, als dessen Grundlage und Berichtigungsmittel, nebst den Regeln, den letzteren zu zeichnen und zu gebrauchen*, von *Gottfr. Nik. Leonhardi*, Souslieut. b. d. kurl. sächsischem Feldartilleriecorps 1805. XII und 91 S. 8. (10 Gr.)

Daß es dem Vf. auf bestimmten Ausdruck eben so genau nicht ankomme, zeigt schon die Benennung *arithmetischer Artilleriemassstab*, als worunter weiter nichts gemeint ist, als die Berechnung eines Kugeldurchmessers bey gegebenem specifischer Schwere der Materie, woraus sie besteht. Die Berechnung, nebst Auflösung der umgekehrten Aufgabe: aus dem gegebenen Durchmesser der Kugel von bekannter specifischer Schwere ihrer Materie das Gewicht derselben zu finden, auch wie schwer oder groß eine Kugel von einer gewissen Materie seyn müsse, wenn die Schwere oder Größe einer anderen verschiedenartigen gegeben ist, findet man hier in ziemlich umständlicher und breiter Schreibart auseinander gesetzt; zugleich ist eine Zeichnung für ein Instrument beigefügt, welches zur Absicht hat, den Durchmesser einer Kugel genau zu messen, das aus einer in zwei Nuthen, durch Hülfe einer Schraube verschiebbaren Stange, gegen eine auf dem unter liegenden Block fest gemietete besteht, und neben der einen Nuth ein Maßstab angebracht ist; auch wird §. 14 noch angegeben, wie man den Inhalt und Durchmesser einer Kugel durch derselben Einsenken in Wasser erhalten könne. Diefes ist kürzlich der Inhalt der angegebenen Schrift, in welcher übrigens Rec. nichts Neues gefunden hat, obgleich der Vf. in der Vorrede von eröffneten neuen Ansichten spricht, und dabey versichert, über seinen Gegenstand Jahre lang nachgedacht zu haben. Auch ist derselbe sehr im Irrthum, wenn er glaubt, die Kugeldurchmesser dadurch am genauesten zu erhalten, indem er aus der verschiedenen Schwere von bleiernen und reinernen Kugeln für den Caliber eines und desselben Geschützes nun den Durchmesser der eisernen Kugel sucht, ihn mit der Größe, die sie nach der specifischen Schwere des Eisens haben soll, vergleicht, und einen mittleren Durchmesser hieraus nimmt. Besser würde er verfahren, wenn er die specifische Schwere des Metalls, woraus die Kugeln gegossen werden sollen, mit möglichster Genauigkeit ausmache, so für sorgte, daß die Kugeln durchaus recht rund und gleichförmig gegossen würden, und endlich sie nach der noch vorhandenen Verschiedenheit fortirte. Es ist ja nichts weniger als Einerley, ob eine Kugel schwerer oder leichter sey, so wohl der Vf. §. 16 es für Einerley hält. — Wenn dies nicht wäre: so würde seine ganze Anleitung, die Kugeldurchmesser genauer, wie gewöhnlich geschieht, angeben zu können, in der Ausübung von gar keinem Nutzen seyn. — Rec. übergeht das Übrige, es bliebe dabey noch gar Manches zu sagen und zu berichtigen, wenn die ganze Abhandlung nicht so unbedeutend wäre, welche dem ersten Anfänger unverständlich, dem geübten Mathematiker aber durchaus unbekannt vorkommen muß.

b x.

NEUE AUFLAGEN.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Religionsvorträge meistens über Episteltexte, nebst einer Untersuchung über das Wesen der Be-*

reissamkeit, von *Joh. Ernst Blühdorn*, 2te vermehrte Ausgabe. VIII u. 380 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) 8. die Rec. Jahrg. 1809. No. 2.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 M A Y 1811.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Anatomie und Naturgeschichte des Drachens* von Dr. Friedrich Tiedemann, Prof. der Anatomie und Zoologie zu Landshut. Mit drey Kupfertafeln. 1811. 54 S. 4. (1 Rthlr.)

Eine erfreuliche Erscheinung für einen so lange vernachlässigten Theil der Zoologie! Von einem Manne, der sein Talent der Beobachtung bereits so vollgültig durch die zwey Bände der anatomischen Zoologie bewiesen hat, läßt uns diese Probe viele und unerwartete Aufklärungen über den äußeren und inneren Bau der Amphibien erwarten; wenn auch gleich der gelehrte Vf. bey den allermeisten derselben sich in demselben Falle, wie hier, befinden sollte, daß ihm zur Zergliederung nur Thiere in Weingeist aufbewahrt zu Gebote stehn, welche freylich keine so genaue Untersuchung der weichen und feineren Theile, als frische Thiere, gestatten. Unterdeß werden wir uns lange an solchen Zergliederungen begnügen lassen müssen; und es wird immer ein seltener Glücksfall seyn, wenn sich gelehrte, und der Zergliederung kundige Naturforscher finden, welche die fremden Thiere in ihrem Vaterlande zu beobachten und zu zergliedern Lust und Gelegenheit haben.

Es ist hier die Rede von der fliegenden Eidechse, welcher Linné den unschicklichen Namen *Draco volans* gegeben hat, und wovon man bisher nur eine Art, aber auch diese nicht einmal genau, kannte. Voraus geht die Beschreibung des äußeren Körperbaues sammt dem Vaterlande und der Lebensart des Thierchens. Dann folgen die inneren Theile. Die drey Kupferplatten stellen F. I das ganze männliche Thier, Fig. II doppelt den geöffneten Leib mit den inneren Theilen, Fig. III die Flügelribben mit ihren Muskeln, die Hoden u. s. w. Fig. IV das Gehirn, Fig. V die Zunge, Fig. VI die Lungen, Fig. VII den ganzen Speise- und Darm-Canal, Fig. VIII die Eyerstöcke sammt den Eyerwegen, Fig. IX das ganze Gerippe vor.

Zuerst werden die Kennzeichen der Gattung angegeben, wovon das erste ist die zwey häutigen Flügel, durch die verlängerten Ribben unterstützt; das zweyte 4 Füße mit fünf langen nicht verbundenen Zehen und scharfen Nägeln daran; das dritte der herabhängende Kehlsack; das vierte der sehr lange Schwanz. Dann heist es: Es ist bis jetzt mit Gewißheit nur eine Art bekannt: drey andere Arten sind

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

noch zweifelhaft; von diesen werde ich späterhin reden. Die bekannte Art, welche ich beschreiben will, ist der grüne Drache, *Draco viridis*, F. 1, das Männchen. Dieser specielle Name ist von Daudin angenommen, welcher aber das Thier schlecht beschrieben und abgebildet hat, so daß man außer der Farbe keine Ähnlichkeit in den beiderley Beschreibungen und Abbildungen finden kann.

Die speciellen Kennzeichen giebt Hr. Tiedemann also an. 1. Die Flügel setzen sich hinten an den Oberschenkeln fort, oder sind damit verbunden. 2. Der Kehlsack ist lang, und läuft spitzig zu. 3. Die Oberschenkel und Unterschenkel sind nach hinten durch eine gezackte Haut verbunden. 4. Hinter dem Scheitel läuft auf dem Halße eine feine gezackte Hautfalte oder ein Kamm herab. 5. Die schuppige Haut des Körpers ist grünlich, die Flügel sind bräunlich und haben vier braune Querbänder.

Die Beschreibung bemerkt noch den rundlichen Kopf mit sehr großen Augen an den Seiten, die kleinen Ohröffnungen durch das Trommelfell verschlossen, am vorderen Rande des spitzig zulaufenden Kehlsacks kleine häutige Spitzchen; auf dem Scheitel hinter den Augen 2 kleine harte Vorsprünge oder Erhabenheiten. Die Flügel werden auf jeder Seite durch sechs falsche Ribben, nach hinten zu allmählich kürzer, unterstützt. Der sehr lange Schwanz ist am Anfange dick und durch Reihen von vorspringenden Schuppen eckig. Zwischen dem Oberschenkel und Unterschenkel befindet sich nach hinten im Gelenk eine kleine längliche und vorspringende Hautfalte, die fein gezackt oder gezahnt ist. Die hackenförmigen Nägel sind von den Seiten zusammengedrückt.

Die Schuppen werden hier ganz anders beschrieben, und stimmen nicht mit Daudins Angabe, nach welcher sie oben glatt, unten aber am Leibe so wie auf den Gliedern und am Schwanz gekielt seyn sollen. Die Farben waren an den von Hn. T. untersuchten Exemplaren im Weingeist fast ganz verloschen; daher Rec. fast zweifeln möchte, ob die beschriebene Art zu Daudins grüner Art gehöre.

Denn folgt S. 5 die Ausmessung der einzelnen Theile und Glieder. Daß in Amerika sich Thiere dieser Gattung aufhalten, wird mit Recht nach den vorhandenen Zeugnissen bezweifelt. Eben so S. 7, daß diese Thiere schwimmen können; wobey bemerkt wird, daß die Flügel, in horizontaler Richtung stehend, nicht nach Art der Flossen bewegt werden können, sondern nur nach oben und unten, nicht aber in perpendiculärer Richtung nach vorn und hinten, wie

die Flossen. S. 8 u. w. folgt die Zergliederung des Männchens, und Weibchens, welches um einen Zoll größer war, bis S. 31, wo eine Abhandlung: *Von den Drachen der Alten*, folgt, bis S. 52. Den Beschluß macht die Erklärung der 3 Kupfertafeln.

Nach geendigter Zergliederung spricht Hr. T. S. 28 u. fg. von den anderen Arten von Drachen, welche man hin und wieder angegeben findet. Die amerikanische, von *Seba* beschriebene und daher von *Linne* aufgenommene Art, *Draco praepes*, soll die Flügel mit den Vorderfüßen verbunden haben. Diese leugnet Hr. T. geradezu, vorzüglich aus dem Grunde, weil dadurch die freye Bewegung der Vorderfüße nach vorn bey dem Klettern gehindert werden würde; auch könnte das Thier die Flügel nicht nach hinten bewegen.

Zwey andere von *Daudin* beschriebene Arten hat Hr. T. hier wiederholt. Die gestreifte hat einen grossen ründlichen Kopf mit kleinen Augen. Die Flügel sind von den vorderen und hinteren Füßen ganz getrennt. Die Schuppen am Bauche und an den Gliedern sind rautenförmig und gekielt; die am Schwanz sechseckig und gekielt. Hr. T. nennt *vorspringend*, was *Daudin* *carendes*, und Rec. gekielt nennt. Die braune Art unterscheidet *Daudin* von der sonst sehr ähnlichen grünen, ausser der Farbe, durch den dickeren Leib, breiteren Flügel, viel kürzeren Schwanz, und durch die fast ganz glatte Haut; die kleinen rautenförmigen Schuppen sind nämlich bloß auf dem Rücken und dem Schwanz gekielt.

In der Zergliederung werden zuerst die Organe der Empfindung, das Gehirn mit seinen Theilen und den Sinneswerkzeugen beschrieben, S. 8 fg. Von den Organen der Bewegung S. 10, und zuerst vom Skelet. Beyläufig wird die große Mannichfaltigkeit der Bildung des Skelets in der ganzen Classe von Amphibien bemerkbar gemacht. Da, wo von den Ribben die besondere Richtung bey dem Drachen erwähnt wird, wovon die ersten sich mit dem Brustbein gekrümmt verbinden, setzt der Vf. hinzu: Eine ähnliche Bildung der Ribben kommt bey keinem anderen Thiere vor! Rec. meint doch den Bau der vordersten Ribben bey der Brillenschlange damit vergleichen zu können. Denn diese fügen sich nicht, wie die folgenden, in die Bauchschilder, welche gewissermaßen das Brustbein zu vertreten scheinen, sondern liegen lose, sind länger, weniger gekrümmt, und spannen die lose Haut des Halses aus, wenn das Thier in Leidenschaft geräth und den Hals aufbläht. Die dicke, vorn abgerundete Zunge wird hinten breiter und gabelförmig. Zwischen der Gabel liegt die Mündung des Kehlkopfs, und hinter dieser geht der Kehlsack herab. Dieser hängt an dem Unterkiefer und an dem Halse herab, ist oben weit, und läuft unten auf eine Spitze aus. Er besteht aus der äusseren Haut, aus einer Muskelhaut und aus der Schleimhaut des Rachens. Überdies wird er durch die 2 hinteren Hörner des Zungenbeins, welche sich hineinziehen, unterstützt. An den Lungen finden sich vorn 2 cyförmige, zwey Linien lange Anhänge, eben-

falls aus kleinen Bläschen bestehend; wie die beiden Lungenflügel selbst, deren Endzweck und Gebrauch unbekannt ist. (S. 27) Die männlichen Zeugelieder bestehen in 2 Warzen in der Kloake liegend; auf welche sich die zwey Saamengänge endigen. (S. 28) Vorher S. 22 hiefs es in der Beschreibung der Kloake: An der oberen Wand derselben erblickt man bey dem Weibchen zwey runde, stark gefaltete Mundungen, die zu den Eyerleitern führen. Bey dem Männchen sah ich an dieser Stelle zwey Erhabenheiten, jede mit einer Öffnung versehen, welches die männlichen Ruthen sind. Der linke Eyerleiter enthielt 3, der rechte kürzere nur 2 Eyer im trächtigen Weibchen.

Der beträchtliche Anhang vom *den Drachen der Alten* geht die verschiedenen Bedeutungen der Worte *δράκων* und *draco* durch, und sucht zu zeigen, wie nach und nach in der Folge der Zeit der dadurch bezeichnete Begriff abgeändert, erweitert, und die verschiedenen, mit diesem Namen angedeuteten Thiere zum Theil ganz von der Phantasie, dem Aberglauben und der poetischen Fabel ausgebildet worden sind, zum Theil aber der Gattung der Riesenschlangen angehören. Vorzüglich aber scheint der linneische Name (*Draco volans*) die Veranlassung zu diesem Anhang gegeben zu haben. Es zeigt sich bey näherer Prüfung der alten Nachrichten von den geflügelten Schlangen in Arabien, welche giftig seyn sollten, daß damit schwerlich die fliegenden Eidechsen gemeint seyn konnten, wenn nicht sammt dem Geburtsorte alle Data der Beschreibung durch die Phantasie der alten Reisebeschreiber, von welchen Herodotus die Nachricht empfing, gar große Veränderungen erlitten haben. Es läßt sich überhaupt kein Augenzeuge für die gegebene Nachricht nachweisen.

Da Hr. T. gleich zu Anfange der Abhandlung sagt: *Es ist bis jetzt mit Gewissheit nur eine Art bekannt; drey andere Arten sind noch zweifelhaft: von diesen werde ich späterhin reden*; und da aus dem, was er über diese 3 Arten beygebracht hat, nicht erhellt, wiefern Hr. T. diese für zweifelhaft hält, ob überhaupt, oder nur als verschiedene Arten: so wird es Rec. erlaubt seyn, diese Frage hier etwas genauer zu erörtern. An der Existenz der drey anderen fliegenden Eidechsen, wenigstens der 2 letzten, läßt sich wohl nicht mit Grunde zweifeln. Denn *van Ernst* und *Daudin* hatten die Thiere vor sich, welche sie beschrieben. Jedoch dasselbe war der Fall bey *Seba* oder dessen Arbeiter, welcher die Art beschrieb und abbildete, welche die Flügel mit den Vorderfüßen vereinigt haben soll. Daneben sah, beschrieb und bildete er die 2te Art ab, welche die Flügel mit den Hinterfüßen vereinigt haben soll. Dagegen führt Hr. T. an, daß durch die Verbindung der Flügel mit den Vorderfüßen das Klettern auf den Bäumen verhindert würde. *Daudin* meinte, daß die Verbindung der Flügel mit den Vorderfüßen den Flug des Thiers verhindern würde. S. 294. Dieser Einwand scheint Rec. eben so wenig trüffig zu seyn, als alle anderen Gründe und Gegengründe, welche in der Naturgeschichte aus teleologischen Prin-

cipien abgeleitet werden. Er würde vielleicht mehr Bedenken machen, wenn von einer Art die Rede wäre, welche die Flügel mit allen 4 Füßen verbunden haben sollte, so wie wir nun durch *Daudin* wissen, daß ein Thier alle 4. Füße ganz getrennt von den Flügeln hat. Daher scheint Rec. jetzt nur die Frage davon zu seyn, ob es mehrere Arten von fliegenden Eidechsen gebe, und ob sich Kennzeichen von verschiedenen Arten auffinden lassen, oder ob die in den verschiedenen Beschreibungen sich vorfindenden von der Art sind, daß man dadurch berechtigt wird, verschiedene Arten anzunehmen. In dieser Absicht will Rec. hier kurz die ersten methodischen Beschreibungen, außer denen von *Seba*, durchgehen, und darauf einige ältere Nachrichten folgen lassen.

Linne's erste Beschreibung in den *Amoenit.* lautet so: Der Kopf uneben; gegen die Backen steht ein Kamm aus 4 zusammengedrückten erhabnen Stücken (*segmentis*) mit einem schwarzen Flecke, dem zur Seite 2 Schuppen auf beiden Seiten hervorstehn; die Nasenlöcher rund, convex; die Ohrlöcher rund, concav, in der Mitte höckrig (*gibba*). An der Kehle stehn 3 Kämme, wovon die beiden an den Seiten mit einem nach hinten gekehrten Winkel herabhängen; der mittlere grössere ist gefaltet, und in der Mitte mit einem rückwärts gekehrten Lappen (*lobo*) versehen. Den Hals machen vorstehende Winkel rau; der Leib ist von beiden Seiten mit stumpfen Schuppen, wie mit Ziegeln, bedeckt, ohne deutliche Abschnitte (*segmentis*), bläulich, mit schwarzen Flecken. Den After bildet eine Quersalte. Der Schwanz, anderthalb mal so lang als der Leib, ist mit gekielten Schuppen wie mit Ziegeln bedeckt, welche gegen den Leib zu mehrere Ecken bilden als gegen die Spitze. Von den vorderen ganz gespaltenen Zehen sind die 3te und 4te länger. Hinten ist die 4te die längste, und die 5te tiefer gespalten und angesetzt: alle Krallen sind spitzig. Die Flügel an den Seiten des Leibes sind von den Armen getrennt und entfernt, hängen aber mit den Hüften zusammen, und bestehn aus Strahlen. Im System that *Linne* nichts hinzu, als die Merkmale der eigenen Gattung, welche er für die Eidechse bestimmte, und wozu er die aus *Seba*, mit den Flügeln an die Arme gesetzt, gesellte. *Gronov* sah an seinem Exemplar die Gegend oder Stelle der Ohröffnung mit einer dünnen runden Schuppe bedeckt, und die Flügel mit den Hüften bis auf eine gewisse Strecke zusammenhängend. Eben so fand es Rec. an 4 Exemplaren der vormals *block'schen* Sammlung. Auch *Huttuyn* hat den Mangel der Ohröffnung bemerkt; aber *Stat. Müller* hat diese Stelle in seiner Übersetzung ausgelassen. Sie lautet also S. 70: *De plaats van 't Gehoor vertoonen zig neet duidelyk van oven is is de kop wel knobbelagtig doch niet gehoornd. — vorn in de Onderkaak hat het Diertje eenige Tandem - de Bovenkaak - is geheel ongetand. De tong dik en vleezig aan 't end rond.* Dem Rec. ist aber noch kein Exemplar vorgekommen, wo die obere Kinnlade ganz ohne Zähne gewesen wäre.

Laurenti hat durchaus nichts zu den *linne'schen*

Bestimmungen hinzugesetzt; und fast sollte man zweifeln, ob er ein Exemplar in der Natur gesehen habe. *Lacépède* hat in seiner Beschreibung wenig Detail und einzelne Angaben, außer daß über den Rücken der Länge nach 3 Reihen mehr oder weniger hervorstehender Warzen stehn sollen, wovon die beiden äußersten Reihen sich etwas nach Außen krümmen sollen. Gerade dieses Merkmal, welches auch die Abbildung deutlich ausgedrückt hat, hat Rec. noch an keinem Exemplar gefunden. *Johann Hermann* (*Comment. ad Tab. Affnit.* S. 249) führt das Werk von *Robinet, Vues philosophiques* c. 46, an, wo der Vf. versichern soll, daß er 3 verschiedene Arten von fliegenden Eidechsen kenne, alle mit freyen Flügeln, und eine 4te amerikanische aus *Seba* anführt. Rec. kennt diese Schrift nicht, kann also nicht sagen, ob wirklich die 3 Arten durch deutliche Merkmale unterschieden sind. *Daudin* versichert, 13 Exemplare von fliegenden Eidechsen untersucht und darunter 3 verschiedene Arten ausgefunden zu haben; aber das von *Lacépède* angegebene Kennzeichen hat er nirgends in seinen Beschreibungen angegeben. Rec. fand es an dem vorher erwähnten Exemplaren auch nicht. Eins davon hatte die Ohröffnung, oder vielmehr die Trommelhaut ganz mit kleinen Schuppen bedeckt, den Kopf selbst weniger rau, und fast gar keinen Kropf. Die übrigen drey hatten die Trommelhaut frey und deutlich, den Kopf und Hals stachlich, einen großen Kropf in drey Lappen gefaltet, aber durch keinen knöchernen Strahl unterstützt. Das eine Exemplar mit dem großen Kehlsack hatte auch am hinteren Rande der Hüften einen langen, gezähnelten Kamm, welcher bey den übrigen viel kleiner war.

Daudin hat diesen Kamm oder gezähnelten Rand der Hüften nirgends erwähnt, so wenig als die anderen, dem Rec. bekannten Naturforscher, außer Hr. *Tiedemann*. Ja *Daudin* (S. 305) verwirft *Shaws* Abbildung (*Naturalist's Miscellany* No. 3. Pl. 8) bloß deswegen, weil sie die Eidechse mit stachlichem Kopfe und Halbe darstellt, dergleichen er noch nie gesehen habe. *Valentyn* in seiner Beschreibung von Ostindien nennt einen fliegenden *Chamaeleon* (S. 284), dessen Flügel an den Vorderfüßen und an den Seiten des Leibes befestigt seyen, mit 4 Rippen. Er halte im Sitzen die Flügel zusammengelegt an den Leib, wie ein Vogel. Davon unterscheidet er die fliegende Eidechse (*Stagedies*), die er aber nur kurz berührt (S. 284). *Marsden* von Sumatra (S. 137) giebt der fliegenden Eidechse herabhängende Ohren (vermuthlich durch einen Fehler des Übersetzers), sagt aber, daß die Flügel nicht mit den Füßen verbunden seyen. *Turpin* (*Histoire civile et naturelle de Siam* 1p. 311) giebt 3 Blasen an, eine längliche unter dem Kinn, und 2 runde nahe bey den Vorderfüßen, welche das Thier aufblasen soll, sobald es von einem Baume auf den anderen springen oder fliegen will. Ausserdem soll es wenig zu sehen seyn. Die Kinder sollen mit dem Thiere spielen, weil es häufig sich in den Gärten von Siam aufhalte. — Nach *Billardiere* (*Relation du voyage à la recherche de la Pérouse* 1799)

bedient die fliegende Eidechse sich der Flügel nicht zum wirklichen Flattern, wie die Fledermäuse, sondern nur statt eines Fallschirms, um einen weiten Sprung von der Höhe herab wagen zu können.

Wenn man diese Nachrichten mit den in den Sammlungen vorhandenen Exemplaren sorgfältig vergleicht: so muß man durchaus auf die Vermuthung gerathen, daß es mehrere Arten von fliegen Eidechsen gebe, welche man bisher mit einander verwechselt hat. Immer sah man nur auf das Hauptkennzeichen der Flügel; höchstens merkte man noch die Verschiedenheit der Farben an. Nur sehr wenige haben andere Verschiedenheiten im Baue der übrigen Theile angegeben, auf welche die folgenden Naturbeschreiber zu wenig geachtet haben. Rec. gesteht gern, daß ihn Hn. T's. Zergliederung zuerst auf die Spuren und Merkmale der verschiedenen Arten geleitet hat, da er vorher sich die so widersprechenden Beschreibungen nicht vollkommen zu erklären wußte. Auch hatte er die beiden ersten Exemplare, welche er skeletirte (weil sie im Weingeist eingetrocknet waren), für eine einzige Art genommen, ohne sie mit anderen besser erhaltenen vergleichen zu können. Daher ist er jetzt nicht im Stande, die Art nach den äußeren Kennzeichen zu bestimmen, welcher die beiden Skelette gehören, die er sich davon bereitet und jetzt vor sich hat. Nur so viel fand er bey Vergleichung derselben mit Hn. T's. Angaben und Zeichnung, daß sie einer und derselben Art beide zugehören müssen. Um die durch die Vergleichung mit des Hn. T's. Zergliederung und Beschreibung entdeckten Spuren so weit zu verfolgen, als es die Umstände erlaubten, nahm Rec. 4 Exemplare aus einer anderen Sammlung zur Hand, und versuchte die Kennzeichen der verschiedenen Arten daran auszufinden. Mit der einen, von Daudin als neu beschriebenen, meint er auch, daß es ihm über Erwartung geglückt sey: Daher erlaubt er sich hier diese Entdeckung dem naturhistorischen Publico mitzutheilen. Es ist die von Daudin S. 296 — 300 unvollständig genug beschriebene, und *Dragon rayé* genannte Art. Seine Kennzeichen sind: *colore coeruleo et griseo supra pulchre variegatus, alis fuscis, albo longitudinaliter multifasciatis*. Daß die Flügel von allen 4 Füßen völlig getrennt sind, macht bey ihm kein Merkmal aus. Nur allein die Beschreibung der Hinterzehen paßt nicht auf das Exemplar des Rec., wo nämlich der Daumen von den übrigen Zehen entfernt stehen, und diese hingegen an ihrer Basis untereinander verbunden seyn sollen. Hingegen fand Rec. die zwey äußersten Zehen abgetrennt, und die äußerste noch tiefer angesetzt als den Daumen, welcher an den vorderen Füßen in gleicher Tiefe mit der äußeren Zehe angesetzt steht. Dieselbe Einrichtung fand er bey den 3 anderen Exemplaren; aber diese haben alle viel kürzere Füße und Zehen.

Rec. würde die beiden folgenden Merkmale für hinlänglich halten, diese Art von den anderen zu unterscheiden. Erstlich endigen die Flügel hinten ge-

rade an der Stelle, wo die Hüften eingelenkt sind, statt daß bey allen übrigen von ihm untersuchten Exemplaren die Verbindung der Flügelhäute mit den Hüften bis auf die Hälfte derselben auf der vorderen oder inneren Seite geht. Die Grundfarbe der Flügel ist oben braun, mit weißen Längstreifen nach hinten gekehrt, welche am hinteren Ende sich in 2 und 3 kleinere Streifen theilen, so wie auch Daudin sagt. Das zweyte Merkmal ist die mit kleinen Schuppen, wie die Umgebungen, bedeckte Trommelhaut: so daß man die Gegend derselben nur aus der Vergleichung mit den anderen Arten errathen kann.

Außerdem aber fand Rec. noch folgende Verschiedenheiten. An den Seiten des Kopfs, der Kehle, auf dem Halse (den Kehlbeutel ausgenommen, welcher ganz weiß ist), Rücken und den 4 Füßen oben, stehen weiße Flecke auf braunem Grunde, die an den Seiten des Kopfs, der Kehle, auf dem Halse und Rücken rundlicht sind, auf den Füßen aber mehr eckig; zum Theil bilden sie da auch Querbänder. Ueber ist die Farbe durchaus schmutzig weiß.

Die Bedeckung des Kopfs besteht nicht aus Schuppen, die einander decken, sondern aus vieleckigen harten Stücken, womit die Oberfläche gleichsam gepolstert ist, und daher rauh, nicht eben, aussieht. Einige von diesen Stücken sind größer; aber vorzüglich zeichnen sich darunter 3 aus. Erst vorn auf der Schnautze gleich über den Nasenlöchern in der Mitte liegt ein großes convexes langes Stück, welches mit 3 allmählich kleineren zusammen gesetzt scheint. Dann liegt an beiden Seiten auf der vorderen Seite des oberen Randes der Augenhöhle ein langes und breites Stück, wie eine Rinne in der Mitte der Länge nach ausgehöhlt; die Vertiefung senkt sich unten nach außen. Über unter diesem großen Stücke liegen andere etwas kleinere Längsstücke, mehr platt. Der Rand der Augenlider ist ringsum mit doppelter Reihe von größeren vieleckigen Stücken eingefaset. Im Nacken zeigt sich ein kleiner niedriger Kamm, der gleich hinter dem Ansatz der Schultern aufhört. An den Seiten des Halses zeigen sich links und rechts an drey verschiedenen Stellen drey größere weiße, eckig hervorstehende Stücke unter den kleinen, und zwar an der hintersten Stelle stehen drey größere Stücke in der Länge nach hinten neben einander. Die Bedeckung des Halses, Rückens und der Flügel besteht aus flachliegenden, glatten Stücken, mehr den Schuppen ähnlich. Die auf dem Rücken in der Mitte liegenden sind am größten; nach den Flügeln zu nehmen sie allmählich an Größe ab. Alle sind fast sechseckig. Auf den Flügeln sieht man nur langgezogene Stückelängs den weißen Linien; in den dazwischenliegenden Falten ist die Haut ganz glatt.

Die sechseckigen Schuppen der vorderen Seite von den vier Füßen sind, bis auf die Oberfläche der Zehen herab, gekielt; die auf der hinteren viel kleiner und glatt. Die rautenförmigen Schuppen am Unterleibe sind alle scharf gekielt.

(Der Beschluß folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 MAY, 1811.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Anatomie und Naturgeschichte des Drachens*, von Dr. Friedrich Tiedemann u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der von Hn. Tiedemann bemerkte zackige Saum an dem hinteren Rande der Hüften oder der Oberschenkel war allein da, nicht aber der am Unterschenkel. Dagegen sind die grösseren rautenförmigen Schuppen dieses Unterschenkels auf der unteren Fläche alle stark gekielt, da sie am Oberschenkel kleiner und glatt sind. Am Unterarme sind die Schuppen oben und unten gleich groß und gekielt.

Der Schwanz hat mehr als zweymal die Länge des übrigen ganzen Körpers, ist vorn bis auf $\frac{1}{2}$ seiner Länge am Anfange dicker, oben convex, unten mehr flach; dann aber nimmt er eine breite, von beiden Seiten zusammengedrückte Gestalt an, und behält sie bis an das Ende. Die oberen sechseckigen Schuppen des ersten Sechstheils haben einen flachen Kiel, die unteren rautenförmigen einen stärkeren. Ausserdem zeigt sich bald hinter dem Anfange des Schwanzes an beiden Seiten am Rande des ersten Sechstheils ein zackiger Saum, welcher von dem höheren und schärferen Kiele der Randschuppen gebildet wird.

Das schon vorher erwähnte vierte Exemplar würde Rec. für Daudins braunen Drachen halten, wenn D. genau alle Kennzeichen angegeben hätte, welche diese Art wirklich von der vorigen, und den zwey übrigen Exemplaren, welche zur grünen Art gehören, deutlich unterscheiden. Das Exemplar ist am falsche sehr beschädigt: daher die Charakterisirung nicht ganz vollständig seyn kann. Im Allgemeinen sind die Merkmale folgende. Die Bedeckung des Kopfs ist oben mehr gleichförmig, eben und glatt, hie die bey voriger Art angegebenen grösseren Stücke. Die Farbe durchaus braunbläulich, mit zwey andern schwarzen Flecken, einem vorn zwischen den Augen, dem anderen am Hinterkopfe. Der Schwanz ist etwas länger als der übrige Körper, an Gestalt und Bedeckung der vorigen Art gleich. Die unteren Füße haben nicht allein den zackigen Rand an hinteren oder äusseren Rande der Hüften und Schenkel, sondern ausserdem noch am vorderen Rande der Schenkel einen zackigen Saum, wie vorn an den Seiten des Schwanzes, welcher von dem hohen Kiele der Schuppen entsteht. Die Schuppen auf der vorderen Seite der Hüften und Schenkel sind grösser

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

und gekielt; auf den Schenkeln sind aber auch alle übrigen Schuppen der Oberfläche grösser, als auf den Hüften. Die Schuppen auf dem weissen Bauche sind die kleinsten, rautenförmig und gekielt. Die grössten stehn auf dem Rücken, meist rautenförmig; doch einige sind vorn an der Spitze mehr abgestutzt. Nicht alle haben einen Kiel, sondern nur einige, ohne eine bestimmte Ordnung oder Reihen. Der Kiel selbst ist sehr flach. Alle Schuppen decken einander wie Dachziegel, da bey den drey übrigen Arten sie wie Pflastersteine eingesetzt stehn, und ungleich kleiner sind. Die braungewölkten Flügel haben nur an ihrem vorderen und oberen Anfange längliche Schuppen: auf dem grössten Theile derselben konnte Rec. durchaus keine Spur davon entdecken. Dadurch, so wie durch die grossen, fast ganz glatten, einander deckenden Schuppen des Rückens, unterscheidet sich diese Art sehr merklich von den übrigen.

Die zwey übrigen Exemplare stimmen mit dem vorigen am Schwanze und an den Hinterfüssen ganz überein. An den vorderen Füßen sind die Schuppen auf der vorderen und oberen Fläche des Ober- und Unter-Arms gekielt, doch auf dem Oberarme durchaus; die hinteren auf dem Unterarme nicht. Nur das eine Exemplar hatte einen deutlichen, aber niedrigen Kamm auf der Mitte des Halses. Die Bedeckung des Kopfs ist mehr gleichförmig und eben; im Nacken stehn einzelne Stücke spitzig empor, wie Zacken. Die Schuppen um den Hals herum sind die kleinsten, die am Bauche klein, rautenförmig und gekielt. Die auf dem Rücken sechseckig und glatt, decken einander nicht, sondern bilden ein Tafelwerk. Die Flügel haben bey beiden am meisten Schuppen unter allen vier Exemplaren. Ausserdem haben beide auf dem Rücken auf jeder Seite der Flügel eine auswärts gebogene Reihe von grösseren, sanft gekielten Schuppenstücken zwischen den kleineren stehn. Lacépède hat drey Reihen hervorstehender Warzen auf dem Rücken angegeben, und die Zeichnung drückt dieselben deutlich aus. Es mag also wohl in der Zahl der Reihen eine Abänderung Statt finden. Diese Reihen scheinen also der sogenannten grünen Art eigen zu seyn, und könnten daher mit unter die specifischen Kennzeichen aufgenommen werden.

Wahrscheinlich ist es Rec., daß die drey hier bezeichneten Arten auch im Baue des Inneren von einander abweichen, sogar bis auf das Skelet. Wenigstens fand er bey Vergleichung seiner beiden Skelette mit der Beschreibung des Hn. Tiedemann merkliche Abweichungen, welche er hier noch an-

Rr

führen muß, mit dem Wunsche begleitet, daß andere Naturforscher nun durch die Zergliederung und Vergleichung der anderen Arten die von Rec. angegebenen Merkmale derselben bestätigen oder berichtigen mögen.

Erstlich fand Rec. in der oberen Kinnlade vorn nur 3 Schneidezähne, und auf jeder Seite 14 Backenzähne. Hr. T. giebt vorn 4, und hinten 13 an. In der unteren fand Rec. nur 2 Schneidezähne, und 14 Backenzähne; Hr. T. giebt deren 4 und 13 an. Die Backenzähne beschreibt Hr. T. so, daß die vorderen klein und spitzig, die 6 hinteren stärker und aus kleinen zusammenfließenden Kronen oder Zacken bestehen sollen, von denen die mittlere die längste und schärfste sey. Rec. hat beide Exemplare mit der schärfsten Loupe untersucht und an keinem Backzahn eine Spur von Zacken gefunden. Er fand sie alle dreieckig, von den Seiten zusammengedrückt, und dabey, wie alle übrigen, hohl. Überhaupt sind die Zähne nur Verlängerungen der Kinnladen; wovon die obere das Eigene hat, daß ihr Rand hinter den Eckzähnen sehr stark einwärts gebogen ist. In der Beschreibung des Schädels mögen wohl einige Irrungen von Seiten Hn. T's. vorgefallen seyn. Denn wo es S. 13 heist: *Hinter dem Kronenfortsatze des Unterkiefers befindet sich eine längliche ausgehöhlte Gelenkfläche, die an einem Vorsprunge des Schläfenbeins beweglich eingelenkt ist*, will der Vf. vermuthlich von dem viereckigen Knöchelchen sprechen, welches hier, wie bey den Vögeln, die Bewegung zwischen dem Hinterkopfe und dem Unterkiefer vermittelt. Auch findet Rec. nirgends der auf den Gaumenbeinfortsätzen aufstehenden Säulchen gedacht, welche alle Eidechsen haben, den Krokodill ausgenommen.

In Ansehung der Wirbelsäule und der Rippen findet ebenfalls eine Verschiedenheit Statt. Die 5 Halswirbel treffen zu; eben so die für die 6 achten Rippen bestimmten Wirbel: aber darauf zählt Hr. T. 12 Wirbel bis an das Becken, wovon die letzten 4 nicht abgerundete Querfortsätze mit Rippen, sondern spitzige ohne Rippen haben sollen. Hingegen fand Rec. an allen 4 Lendenwirbeln runde Querfortsätze mit kleinen Rippen. Die Querfortsätze der Flügelrippen sind ungleich länger als die der vorderen achten. Von den vorderen oder achten 6 Rippen verbinden sich nur die 4 hintersten mit dem Brustbeine, so daß sie einen Bogen bilden, und mit dem weicheren knorplichen Theile sich an das Brustbein fügen. Der Bogen der 6ten achten Rippe ist der größte, und reicht bis an die 4te Flügelrippe, und dann steigt er aufwärts und zurück, um sich an die untere oder hintere Spitze des Brustbeins zu fügen. Der knorpliche Theil hängt in dem scharfen Winkel an, welchen der Bug der achten 4 gebogenen Rippen macht. Das eine Exemplar hatte hinter den Wirbeln der achten 6 Rippen 13, das zweyte nur 12 Wirbelbeine.

Nach will Rec. die Vermuthung beyfügen, daß, wo neben dem Kehlsacke an beiden Seiten sich noch eine kleine häutige Vorrugung findet, diese von den hintersten herabgezogenen Hörnern des Zungenbeins

gebildet, oder wenigstens unterstützt werde, so wie der mittlere Sack von den vorderen unterstützt wird.

P H Y S I K.

QUEDLINBURG, b. Bolle: *Neue physikalische Ansichten*. Von L. P. G. Happach, Prediger und Inspector zu Mehringen bey Aschersleben. Erster Band. 1809. VIII u. 207 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieser Band enthält zwey Aufsätze: I. Über die Beschaffenheit des künftigen Lebens nach dem Tode, aus Ansichten der Natur. II. Einzige Ursache des Winterschlafs mancher Thiere. Wir wollen daher jenen zuerst, und nachher diesen beurtheilen.

Wer aus richtigen Ansichten der Natur wirklich mit logischer Bündigkeit darthun könnte, daß der Tod nichts weiter, als der Übergang zu einem neuen Leben ist, in welches wir die hier in diesem Fleische erlangten Kenntnisse und Geistesfähigkeiten mit hinübernehmen, der würde sich unstreitig um die gesammte Menschengattung, insbesondere aber um alle Selbstdenker und Zweifler überaus verdient machen. Denn man sage, was man wolle: der kategorische Imperativ an sich ist nicht hinlänglich, reine Moralität bey denen zu begründen, welche überzeugt zu seyn glauben, daß nach diesem Erdenleben für sie nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten sey. Sie wären ja verachenswerthe Thoren, wenn sie nicht ihr ganzes Thun und Lassen nur allein auf ihre zeitliche Wohlfahrt abzuwecken ließen, wenn sie nicht alle Fähigkeiten ihres Verstandes bloß dazu cultivirten und gebrauchten, um ungestraft, oder wohl gar vor der Welt geachtet und geehrt, sich *per fas et nefas* alle diejenigen Güter zu verschaffen, die ihnen den frohen Genuß des Lebens bis ans Ende gewähren. Nur für diejenigen ist also jener Imperativ ein unverbrüchliches Gesetz, welche von ihrer Unsterblichkeit nicht nur überzeugt sind, sondern auch wohl wissen, daß der mehr und minder selige Zustand nach dem Tode aus dem von hier mitgenommenen beglückenden Bewußtseyn der strengen Erfüllung des gedachten Gesetzes hervorgehen muß. Woher eine solche Überzeugung und ein solches Wissen entstehe, ob aus Autorität heiliger Schriften oder aus richtigen Ansichten der Natur, das dürfte in Hinsicht auf das zeitliche und ewige Wohl der Menschen freylich eben keinen wesentlichen Einfluß haben. Allein da der selbstdenkende Mensch nun einmal mit bloßen Autoritäten sich nicht begnügen kann, sondern Überzeugung sucht: so wird ein solcher allerdings die Beweise, die aus richtigen Ansichten der Natur fließen, den bloßen Autoritäten vorziehen. Rec. freute sich daher schon auf einige wichtige Aufschlüsse dieser Art, als er das Buch zur Hand nahm, fand aber leider gar keine, sondern an deren Statt bloß Meinungen und Phrasen, die wohl auf der Kanzel zur Überredung ganz gute Wirkung thun mögen, den denkenden Mann aber nicht befriedigen. Die Art und Weise, wie Hr. H. jene große Wahrheit auf seine Ansichten der Natur gründen will, besteht kürzlich in Folgendem.

Da die Natur nichts untergehen lasse, was einmal ihrer Pflege anvertraut sey: so könne sie am allerwenigsten den Menschen, nicht etwa bloß als Gattung, sondern als Individuum (*sic?*) untergehen lassen, da dieser als das heiligste Depot in ihrem Schoße ruhe, und über welchen sie die größte Verantwortung habe, wenn sie ihn vernachlässigen wollte. Daher sey der Tod nur eine veränderte Scene, eine neue Modification, durch welche die Natur dem Menschen einen neuen Wirkungskreis eröffne, wohin er mit seinen constitutionalen Eigenschaften beym Sterben übergehe, und wo er hernach immer noch als Mensch geistig und sinnlich fortwirke. Dieses zu glauben, nöthige uns die in der Natur liegende Erziehungsanstalt, nach welcher unsere hier auf Erden schon entwickelten Geisteskräfte nicht vernichtet werden können. Dort, in der jetzt uns unsichtbaren Welt, hat aber die Natur, da sie keinen Sprung thut, auch ihre Kinderclassen, wo wir nach dem Tode in ihrer Schule zur höheren Seligkeit erst so zubereitet werden müssen, daß wir endlich Abraham auch unseren Vater nennen können. Beym Sterben nehme uns die Natur bloß das Kleid wieder ab, welches wir auf dem gegenwärtigen Theater nöthig haben, lasse uns aber deshalb doch nicht nackend dahin fahren, sondern habe schon in ihrer Werkstätte ein neues ganz feines luftartiges Organ für uns zubereitet, welches als Brautkleid unter dem groben irdischen Körper verborgen liege, wie Hr. H. schon in dem ersten Stücke seiner Materialien für die Erfahrungsseelenkunde ausführlicher lehre. Gleich nach dem Tode halten wir uns als luftartige geistig-sinnliche Wesen in der Atmosphäre nahe an der Erde auf, und wirken oft noch auf die Lebenden zurück, wodurch Geistererscheinungen entstehen. Nach und nach werden wir uns aber vielleicht bis zur Sonne und zu anderen Himmelskörpern erheben, und solchergestalt allmählich von Stufe zu Stufe zur höheren Seligkeit gelangen. Das Gesetz der Vernunft begleite uns in das künftige Leben hinüber; wir nehmen unseren Verstand, unser Herz, unseren Charakter, ja selbst unsere politische Lage, in sofern sie zu der vernünftigen Idee von der Ausbildung des politischen Systems auf Erden paßt, ebenfalls mit. Dort giebt es also auch Gute und Böse, Vorgesetzte und Untergeordnete, Regierer und Regierte, Lehrer und Lernende. Der höchste Regent aber sey Gott selbst, oder die höchste Intelligenz (und folglich ist dort die Regierungsform theokratisch, wie man leicht erachten kann). Sogar Häuser von feiner luftartiger Materie werden wir dort haben, und zwar werde ihre Bauart in der Luft sich eben so nach dem verschiedenen Klima richten, wie solches unten auf Erden geschieht. Auch müsse es dort einen Areopagus geben, wo bloß die reine Vernunft präsidire, und ein Sibirien, wo die Erzböfewichter ihren Lohn finden: denn was hier in der Idee geschehen solle, das müsse dort in der wirklichen Erscheinung immer heller hervortreten. Die Beweise dieser Sätze gründet Hr. H. hauptsächlich auf Sagen von den Geistererscheinun-

gen, wovon er einige anführt, welche gar keine vernünftigen Widerlegung fähig seyn sollen, und wohin er auch sogar die *nicolaischen* Phantasmen zählt. Analogisch sucht er dergleichen Erscheinungen aus der Natur des elektrischen Funkens und aus dem Magnetismus zu erklären, welcher letztere die Grundkraft der menschlichen Constitution seyn soll, dessen Pole aber sich umkehren, sobald unser grober, durch irgend einen Umstand geschwächter, Organismus seine Wirken verliere. Vermöge ihrer abtösenden Kraft wandere daher auch sogar bey annoch lebenden Menschen die Seele zuweilen mit ihrer feinen Hülle aus dem groben Körper heraus, bis auf einen Punct, wo sie sich fixire: vermöge ihrer anziehenden Kraft hingegen gehe sie auf eben dem Wege wieder zu ihrem gröberen Körper zurück, weil sie da noch mit ihm in Verbindung stehe. Als eine Art elektrischen Funkens könne sie daher während ihrer Abgeschiedenheit von den gröberen Organen plötzlich viele Meilen weit fortgehen, und in der Ferne eben so gut Resonanzböden zer Sprengen, oder andere Wirkungen dieser Art hervorbringen, als die Veränderungen der Atmosphäre manche Tischplatten zer Sprengen.

So innig nun auch Rec. von der Unsterblichkeit vernünftiger Wesen selbst aus physischen Gründen überzeugt ist: so gewissenhaft muß er doch bekennen, daß er durch den Geist der Naturphilosophie des Hn. H. noch nicht wiedergeboren genug ist, um aus dessen Ansichten der Natur einen stringenten Beweis dieser Darstellung unseres Zustandes nach dem Tode finden zu können. Auch ist er überhaupt der Meinung, daß man diese Sache aus Ansichten der Natur nicht eher zu einer gewisheitähnlichen Wahrscheinlichkeit bringen werde, bis das System der Dynamisten vollkommen demonstirt, das System der Materialisten hingegen durchaus widerlegt ist, oder daß wir den Vorhang, welcher das verbirgt, was hinter der Auflösung unserer Sinnesorgane liegt, nicht werden lüften können, so lange wir noch Leib und Seele, Körper und Geist, Materie und Kraft, als wesentlich verschiedene Dinge zu betrachten gewohnt bleiben. Da sich Hr. H. selbst nur einen Dilettanten der Naturlehre nennt: so sind ihm seine oft ziemlich crassen Begriffe von manchen dahin gehörigen Sachen freylich wohl zu verzeihen. Allein sein Vortrag sollte doch, auch als auf der Kanzel gehalten betrachtet, weit mehr stringent und viel minder weit-schweifig, auch der Würde des Gegenstandes angemessener und grammatikalisch richtiger seyn. Daß wir nach dem Tode als geistig-sinnliche, mit sehr feinen Organen ausgerüstete, Wesen noch fortwirken werden, wie jetzt, sagt er wohl hundertmal, wiewohl mit veränderten Wendungen der Worte, da es doch an zwey Malen genug wäre. Auf die Frage, S. 58, wie der Mensch an einen anderen Ort des Universums kommen könne, wenn er dahin versetzt werden soll, antwortet er komisch: „ob er hinschiffen, hinkutschen oder hingehen muß, weiß ich nicht.“ Erwidern könnte man hier: die Katzen gehören doch auch zur Natur, und fressen dennoch ihre eigenen

Kinder oft! An eben dieser Stelle heist es ferner: „Am wenigsten wird sie (die Natur) sich an die (denen) vergreifen, welche ihr endlich die größte Ehre machen sollen.“ An mehreren anderen Orten steht „ohne dem“ statt ohnedies oder ohne welches u. f. w.

Aus dem zweyten Aufsatze, welcher von S. 153 bis 207 reicht, kann man freylich sogleich selbst abnehmen, daß Hr. H. ein bloßer Dilettant in der Naturlehre ist, ohne daß er es vorher erst zu sagen nöthig gehabt hätte. Die physisch-mathematische Classe des ehemaligen Nationalinstituts zu Paris hatte vor ethischen Jahren einen Preis auf die Auflösung folgender Aufgabe gesetzt: „Durch anatomische und chemische Versuche und Erfahrungen die Ursachen der Erstarrung zu bestimmen, welche gewisse Thiere, z. B. das Murmelthier, im Winter in Hinsicht auf den Blutumlauf, das Athmen und die Irritabilität erleiden, und zu untersuchen, warum dieser Winterschlaf nur gewissen Thieren eigen sey.“ Da nun Hr. H. diesen seinen Aufsatz damals dem Institut zwar zugesandt, aber den Preis nicht, und überhaupt nicht einmal Antwort erhalten habe: so theile er ihn hier der gelehrten Welt selbst mit. Hierin behauptet er nun aufs Neue, daß der Magnetismus das allgemeine Agens der Natur, folglich das Lebensprincip, folglich das Agens des Winterschlafs bey dem Murmelthiere sey, gesteht aber dabey doch, daß die Temperatur der Atmosphäre ihn bewirke, woran die Herren Mitglieder des Instituts auch wohl noch nie gezweifelt haben werden. Was indessen Hr. H. unter der Temperatur der Atmosphäre verstehe, das ist gar nicht leicht zu dechiffriren. S. 172 u. f. sagt er: Die Ursachen der Abspannung des Organismus wären die Veränderungen der Atmosphäre, die in der Nacht und im Winter vor sich gehen, bloß deswegen, weil da der Lichtstoff in der Luft gebunden werde; wie er sich aber hier binde, so binde er sich auch in jedem Individuum, welches er durchströme, und wovon er schon ein reflectirter Bestandtheil sey. Verdüstere und verdunkle sich nun der Lichtstoff in

der Atmosphäre: so verdüstere und verdunkle er auch seine reizende Kraft im Murmelthiere, und mache es daher zum Schläfe geneigt. Allein diese Temperatur, oder dieses Verdüstern des Lichtstoffs im Winter komme, S. 178, lediglich von dem Nährungsriicken der Erde an die Sonne her (*sic*). Denn dadurch werde der Luftraum der Erde im Winter verengt, folglich die Luft um die Erde herum verdichtet. (Welch ein Chaos von Verständnissen und Mißverständnissen!) Dadurch werde der Lichtstoff in dieser verdichteten Atmosphäre noch mehr gebunden, und könne folglich bey dem Durchströmen der Luft durch die lebendigen Geschöpfe im Winter nicht so thätig seyn, wie im Sommer, oder müsse sie in dieser seiner gebundenen Gestalt wohl gar schwächen. (Ob wohl Hr. H. nicht wissen mag, daß auf der südlichen Hemisphäre Sommer ist, wann wir hier Winter haben, und daß also dort im Sommer wegen der von der Sonnennähe zusammengedrückten Luft, wie er meint, seine Murmelthierarten auch, wie bey uns im Winter, schlafen?) Wenn die Temperatur der Atmosphäre, S. 197, kalt (niedrig) sey, und man kalte Hände bekomme, wenn man draussen gehe: so rühre dieses letztere nicht von der Kälte der Atmosphäre her, sondern die erste Ursache der Kälte liege in der allgemeinen Atmosphäre, welche auf die inneren Theile der Hände wirke, und sie zur Kälte disponire. Wenn man nun S. 182 bedenke, daß bey dem Entstehen und Entwickeln jedes Thieres verschiedene specifisch dazu gehörige Stoffe, z. B. $a + b + c + d$, zusammentreten; so könne man finden, warum nicht alle Thiere dem Winterschlaf unterworfen wären. Daß aber diejenigen, die im Winter schlafen, sich in einen Knäul zusammenballen, das komme von dem Magnetismus her, welcher an sich zwar geradlinig wirke, hernach aber, wann er ein bestimmtes Volumen an sich gezogen habe, divergirend werde und sich kreuzweis um sein Object schliesse, folglich das Thier nothwendig in einen Knäul zusammenziehe.

V & H.

K L E I N E S C H R I F T E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Breslau*, im Kunst- und Industrie-Comptoir: Für die Frauen. Eine Sylvesters-Abendrede an die Männer. Von Dr. G. Dritte unveränderte Auflage. 1811. 89 S. 8. — Gallenbitter muß den Getroffenen der böse Scherz dieser Abendrede schmecken. Es sind darunter die aus der französischen Gefangenschaft heimkehrenden Preußen, in engerem Begriffe, die Schlesier gemeint, die, nach einer ziemlich langen Abwesenheit, von ihren Nachbarn erfahren, daß ihre Rolle bey ihren Weibern derweilen von den siegreichen Franzosen fortgespielt worden sey. Sie scheinen sich darüber ungeberdig gestellt, und die Faust dabey rasch und derb gebraucht zu haben. Hier wird ihnen dieses als Unrecht vorgeworfen, und sie mit anscheinendem Ernst unterrichtet, daß die Weiber als rechtmäßige Beute den Eroberern zufallen mußten. Es werden folgende Sätze behauptet: die Gesellschaft hat kein Recht, eine Frau auch wegen einer wirklichen Untreue zu hängen; das Weib hat nur ein Geschlecht, aber weder Nationalität noch Patriotismus, also kann es sich so gut einem Franzosen, als einem Preußen, er-

geben; das Höchste des Weibes ist ihre Neigung, nur von dieser einzigen Seite besitzt sie Freyheit, und die muß man ihr lassen; der Franzose sucht im Weibe nur das Weib, darum wird er billig dem idealisirenden Deutschen vorgezogen. Der Vf. versteht sich nicht schlecht auf die Sophistik; er verbrämt seine Beweise mit historischen Beyspielen und schönen Versen aus *Goethe* und *Schiller*. Sein Spott ist allzu verwundend, weil ihm kleine Wahrheiten im Hinterhalte die Pfote spitzten. Wir wundern uns nicht darüber, daß ein so schelmisches Werkchen die dritte Auflage, vermuthlich in kurzer Frist, erlebt hat, und halten diese nicht für die letzte. Die Symbolik des Vfs. ist gröber, als sein Stil. Auf dem Umschlage sieht man ein Medaillon mit einem großen Hirschgeweihe, mit der Umschrift: Wir bringen frank und frey den Männern das Geweih. Auf der andern Seite erblickt man auf einem Tischchen einen umlorbten Pantoffel, und unten hingeworfen liegen Waffen, mit einem Trauerflor umwunden. Aus dem Motto, das dem Juvenal abgeborgt ist, passen die Worte: *Victum ulciscitur orbem*, nicht gut nach Schließen. Ch.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 18 MAY, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. d. Gebr. Gädike: *Für Reisende nach Paris*. Aus den Papieren des Herrn Grafen S. Herausgegeben vom Kriegerath Reichard. Mit einer Reise-Charte. 1810. 130 S. gr. 8. (20 Gr.)

Alles drängt sich jetzt nach der Hauptstadt des europäischen Continents, die eine wahre Goldgrube für unsere reise- und schreiblustigen Federmänner geworden ist, wie das fast zahllose Heer der Reisebeschreibungen nach Paris beweist — aus welchen aber leider hervorgeht, daß ihre Vf. das Schreiben für eine bey weitem leichtere Kunst halten, als das Sehen und Beobachten. Überdies leuchtet aus den vielen Reisen, wie aus ihren Beschreibungen, der große Vortheil unserer hochcultivirten Zeit hervor, daß Mancher, der in der Heimath nichts zu wagen hat, dennoch große Wanderungen zu machen im Stande ist, und zwar nicht etwa, wie vormals die Barden, auf Hospitalität vertrauend, sondern mit mehr Gewissheit auf die gutmüthige Lesefucht der Zeitgenossen, und auf die speculirende Gewinnfucht irgend eines Verlegers rechnend. Wie billig, muß dann auch, wenn nicht die Qualität, doch die Quantität der Mittheilungen von dem Reisevorschuß abhängig werden.

Rec., der auf eigene Kosten eine Reise nach Paris machte, wollte sich vorläufige Erfahrungen sammeln, über die neue Welt, der er entgegen ging; er las daher fast alle damals schon in nicht geringer Anzahl vorhandenen Reiserelationen seiner Vorgänger, und zwar mit den beschränktesten Anforderungen, und Verzicht thuend auf den größten Theil der Leistungen, welche die Kritik mit Recht von dem Reisebeschreiber verlangt; aber auch in den besseren fand er gerade dasjenige nicht, was er suchte. Überzeugt, daß Beschreibungen der Herrlichkeiten einer Stadt oder eines Landes durch den todten Buchstaben die lebendige Vorstellung eigener Anschauung, deren er sich bald zu erfreuen hoffen durfte, nicht erreichen können, sah er sich bloß nach Aufschlüssen, nach Notizen, zweckmäßigen Fingerzeigen und Anleitung um, bald und ohne nutzloses Zeit- und Geld-Zerplittern, in diesem Wirbel des Neuen, in diesem Wirrwarr der sich Drängenden und Bedrängten, der Lustigen und der Trauernden, der Hochgebildeten und Verbildeten, der Herrschenden und Gehorchenden, mit einem Worte, in dem rauschenden Strome der wild durch einander treibenden Elemente des Trefflichen und des Schlechten, sich orientiren zu können.

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

nen: allein die Ausbeute war höchst unbedeutend; auf allgemeine Nützlichkeit fand er keine einzige dieser Reisebeschreibungen berechnet.

Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke von dem Herausgeber der Schrift, welche uns zu diesen Bemerkungen veranlaßt, die nützlichen Reiseresultate eines sehr erfahrenen und hochgebildeten Mannes zur öffentlichen Kunde zu bringen, und dadurch jedem Reisenden nach Paris ein treffliches Noth- und Hülfsbuch in die Hand zu geben, das Wenig zu wünschen übrig läßt. Jeder, der von Deutschland aus seinen Weg über Mainz, Coblenz, oder Straßburg nimmt, muß die sorgfältige Genauigkeit, mit welcher auf alles Wesentliche, was dem Reisenden erspriesslich ist, aufmerksam gemacht wird, und besonders die Anweisungen und Nachweisungen über das Leben und Weben in Paris und seinen Umgebungen, dem würdigen Vf. recht herzlich danken.

Für eine neue Auflage, die dieses Buch wohl recht bald erhalten dürfte, will Rec. nur noch einige vervollständigende und berichtende Bemerkungen hinzufügen. — Der Vf. sagt mit Recht: „die Stadt Metz ladet zu einem Ruhetage ein;“ allein unter dem Interessanten der Umgebungen hat er das Merkwürdigste, wie es scheint, nicht kennen gelernt; — nämlich die eine Stunde von der Stadt belegene große römische Wasserleitung, deren wohlerhaltene Ruinen sich auf beiden Moselufern befinden. Ausser in Italien und in Spanien giebt es schwerlich noch ein Überbleibsel der gigantischen Kraft der weltbeherrschenden Roma, das diesem architektonischen Monumente gleichgesetzt werden könnte. Von dem Volke wird es *le pont du Diable* genannt. — Auch verdienen die öffentlichen Anstalten, welche durch die edlen Gefinnungen des jetzigen Präfecten des Moseldepartements (Hn. von *Vaublanc*, Vf. des schätzbaren historischen Werks: *Rivalité de la France et de l'Angleterre, depuis Guillaume duc de Normandie jusqu'à nos jours*, Paris 1803) so sehr gewonnen haben, und ganz besonders das von Ludwig XIV mit wahrhaft königlicher Pracht erbaute, und durch seine treffliche Lage und innere Einrichtung sich so sehr auszeichnende, große Militärhospital, die Aufmerksamkeit des Reisenden. — Dem Abschnitt über Hazardspiele zu Paris sollte ein anderer noch hinzugefügt werden, über die Gauner und Gaunerstreiche, deren Schlingen der unbefangene Reisende so schwer entgehen kann, und durch die schon so mancher redliche Fremdling ins Unglück gestürzt ward. Rec. könnte merkwürdige Beyträge zu

diesem Capitel liefern, wenn es ihm der Raum und der Zweck dieser Blätter erlaubten. — Die Anweisung, wo man auf der Reise Nachtlager halten soll, wird auch nicht immer der Erwartung entsprechend befunden werden. Der Vf. nennt größtentheils nur die Nachtquartiere, wo die Deligencen Halt machen. In solchen Häusern werden aber die Gäste gewöhnlich als nicht weilende Zugvögel betrachtet; denen man wenig Aufmerksamkeit beweist. Am besten ist es da, wenn man die Wirthe über die Dauer des Aufenthalts in Ungewissheit läßt; wenigstens erhält man dann bessere Zimmer und Betten. — Für Verbesserung der Druckfehler, besonders in französischen Benennungen, fordern wir die Verlagshandlung auf, bey künftigen Auflagen zu sorgen; S. 78 steht *bonsomme* statt *consommé*. S. 79 *pecles* statt *pêches* u. m. dgl. — Die Reisecharte der beiden Hauptstraßen über Metz und Straßburg ist sehr zweckmäfsig entworfen; in Rücksicht des Sticks und des Abdrucks hätte aber mehr Sorgfalt angewandt werden sollen.

Rec. erlaubt sich nicht, seine Muthmaßung über den Namen des Vfs. dieser Schrift auszusprechen. Wer aber in Paris war, wird mit ihm bald auf den hochgeachteten und würdigen Mann von altdeutschem Schrot und Korn rathen, — der seit langen Jahren in der Hauptstadt Frankreichs den Wissenschaften, der Kunst, dem geräuschlosen Wohlthun lebt, und dessen Papiere hoffentlich Schätze anderer Art enthalten, deren Mittheilung ein heiliges Geschenk den Zeitgenossen und der Nachkommenschaft seyn würde,

A *** S ** F ***.

BRESLAU, b. Korn d. Ält.: Reise von St. Petersburg nach den Gesundbrunnen zu Lipezk am Don. Nebst einem Beytrag zur Charakteristik der Russen von D. R. 1809. 334 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

In einem ruhigen, anständigen und gebildeten Tone erzählt D. Raupach zu Liegnitz, ein Zögling des jetzigen k. r. Hofraths und Professors der Staatswirthschaft auf der Universität Charkow, Hn. L. H. Jakob, dem auch das Werk als Denkmal der Dankbarkeit gewidmet ist, das, was er auf der Reise von Petersburg nach Lipezk, was er zu Lipezk sah, und über die Russen überhaupt beobachtete. Im neuen Journal der Reisen sind Auszüge aus demselben mit Beyfall aufgenommen, und überall hat der Vf. ihn auch so weit zu verdienen gesucht, daß er nur das hinschrieb, was ihm wahr, und mit dem dieser, wo nicht zweyten, aber doch in Beziehung auf ihr Aufstreben sehr bedeutenden europäischen Nation schuldigen Anstand vereinbar schien. So muß man auch sein Motto erklären: *Quid verum atque decens curo et rogo*. Entfernt von der frechen Beobachtungs- und Erklärungs-Sucht eines Masson, und unverfucht von Schmeicheley, die manche Schriftsteller so breit und lang macht, verbreitet er sich über alle Seiten, die den Menschen und Staatsbürger an den Russen interessiren können; und das Werkchen könnte daher eben so gut *Beytrag zur Charakteristik der Russen nebst Skizze einer Rei-*

se nach den Gesundbrunnen zu Lipezk heißen. Denn diese gab zu jenem Gelegenhcit.

Rec. theilt sie in drey Abschnitte: 1) *Reise nach Lipezk*; 2) *Aufenthalt zu Lipezk*; 3) *Bemerkungen als Beytrag zur Charakteristik der Russen*. Diese Eintheilung wird bloß durch den Inhalt gerechtfertigt, der, in Briefform gekleidet, dem Verlangen des Hn. Hofr. Jakob, einige Nachrichten von dem Verf. über Rußland zu erhalten, entsprechen sollte, und zum Drucke nicht bestimmt war, hernach aber fünf Jahre später von dem Vf. herausgegeben wurde, um seinem Lehrer öffentlich zu sagen, wie sehr er ihn liebe und verehere. Aber warum macht der Vf., der sich am Ende der Dedication Fr. Raupach schreibt, dieses durch die Zeichnung der Briefe, die die Buchstaben L. S. W. haben, zweifelhaft? Sollen die drey Buchstaben die Vornamen seyn, warum gab er sie sich nicht am Schlusse der Dedication?

Die Reise geht von Petersburg aus über Sophia, Sarskoje Selo, Ischora, Nowogorod, Broniz Kresty, Walday, Wischnoi Wolotschock, Dorfschock, Tschornaje gräs, Moskau, und dann nicht den kürzesten, aber den interessanteren Weg durch die Statthalterchaften Tula und Orell über Podolk, Serpuchov, Tula, Orell nach Lipezk. Die Bemerkungen über Gegenstände auf und an dem Wege sind zwar nur flüchtig, wie sie aus dem Wagen ohne langen Aufenthalt gemacht werden können, und nur vom Jahre 1804, aber auch jetzt nicht ganz ohne Interesse. Sarskoje Selo nennt er mit Recht den Sammelplatz durch unglaubliche Mühe und Kunst errungener Schönheiten; aus Ischora theilt er Nachrichten über die Art zu reisen, über die Bewohner des Landstrichs mit; und wenn ihn hier die Lebendigkeit der Landstraßen anzieht, so fesselt ihn in Nowogorod die Erinnerung an die Vorzeit, und der Hinblick auf die übrig gebliebenen Reste alter Pracht und Herrlichkeit, wie zu Wischnoi Wolotschock die Vereinigung der Twerza und Msta, die das baltische und kaspische Meer paart. Eine russische Göttin der Schönheit ist ihm ein derbes, kugelförmiges carminwangiges Weibchen, und er sieht das Letztere als das Charakteristische an, da die russische Sprache für Roth und Schön nur *Einen* Ausdruck hat. Interessant und unbekannt ist die Anekdote von Peter dem Großen, als er sich zu Wischnoi Wolotschock aufhielt. Während er sich nach seiner Gewohnheit mit einer Menge dortiger Bauern unterhielt, bemerkte er ein artiges weibliches Wesen, das neugierig und schüchtern hinter einem Hause bald hervorlief, bald verschwand. Auf seine Frage, wer dieses Mädchen sey, schlugen die Bauern ein lautes Gelächter, und einer derselben sagte ihm: wir lachen, weil du ihr den unrechten Namen giebst; sie ist weder Weib noch Mädchen. Das Mädchen ward vorgeführt, und gestand Peter mit Thränen, daß sie der Spott dieser Menschen wäre, weil sie von einem seiner Officiere verführt, und Mutter sey. Peter tröstete und küßte sie, schenkte ihr Geld, ihrem Kleinen ein Officierspatent, versprach ihr, für sie weiter zu sorgen, und zu den Bauern sagte er: ihr Schufte, wenn ihr noch einmal über sie lacht,

so breche ich euch allen die Hälse! Moskau wird nach seiner Ansicht, vom Ein- und Austritt, und nach den Hauptmerkwürdigkeiten beschrieben; unter letzteren kommt dann auch die $\frac{1}{2}$ Million Pfund schwere Glocke und die große Kanone von 12 Fuß Umfang vor. Der Vf. weils auf die Frage: Warum eine *solche* große Glocke? nur mit der (angeblichen) Äußerung eines Erfurters zu antworten: Gustav Adolf habe gesagt, große Narren wollen große Schellen haben. Wir bezweifeln die Wahrheit dieser Angabe, da Gustav Adolf wohl wufste, daß große Glocken zu der großen Harmonie gehörten, die die Kirchen mit ihren großen Orgeln, den colossallischen Chören, und dem gregorianischen Gesang erregten, und die den Geist in dem durch gemalte Fenster verdüsterten Aufenthalt zur schauerlich erhabenen Andacht stimmte. Tula ist die wahre Mustercharte des architektonischen Geschmacks vieler Jahrhunderte, und die Gegend um Orell eine der köstlichsten; aber die Menschen sind noch zurück.

Lipezk hätte schon längst zu einer trefflichen Anlage gedeihen können, denn Peter der Große entdeckte schon die starke eisenhaltige Quelle mit fixer Luft. Er gab sogar einen eigenen Ukas heraus, der in seiner Art merkwürdig ist. „*Wir Peter Alexitsch*, heißt es, *von Gottes Gnaden Zaar, und Selbstherrscher aller Russen*, befehlen hiermit einem Jeden, der das lipiezker Waller braucht, 1) einen Tag vor dem Gebrauche desselben sich den Magen und Unterleib durch die gehörige Arzneymittel zu reinigen, und zur Kur vorzubereiten; 2) mit Zuversicht und Andacht sich dem Heilquell zu nahen, bey frühem Morgen einige Gläser langsam auszutrinken, und sich dabey Bewegung zu machen“. Allein da ein Kind in dem Brunnen ertrank: so blieb er bis 1802 fast unbesucht. Die Herstellung des Staatschirurgen Philoppowitsch brachte ihn 1803 wieder in Ruf. Die Stadt liegt auf einem himmelhohen Berge, und man muß eine Art Höllensfahrt machen, um zum Brunnen zu gelangen. Sie hat nur hölzerne Häuser, kaum ein erträgliches Zimmer. Die russische Schauspielergesellschaft hatte in aller Geschwindigkeit ein Theater von Holz, Stroh, Lehm zusammengeklebt; aber ehe Thaliens Tempel ganz unter Dach war, hatte schon eine Kuh durch starkes Reiben an einer seiner Ecksäulen seinen Schwerpunkt beträchtlich erschüttert. Das hölzerne Haus, worin Peter wohnte, ist noch ziemlich unverfehrt, es enthält einige wenige Zimmer, und diese einige plumpe Sessel. Der Vf. geräth (S. 117) in eine Art Ekstase: „Hier möchte ich hinknien und anbeten. Peter bleibt mir einzig und unerreicht, sagt er. Eine Kraft kann ich nur nach der Stärke der überwältigten Hindernisse schätzen (allein es giebt eine Kraft, die wenigstens nach der Stärke sichtbar überwältigter Hindernisse nicht geschätzt werden kann, wie große Regenten, die dadurch groß sind, daß sie nichts sichtbar thun), und die Größe des menschlichen Geistes berechne ich nicht nach dem, was er gethan, sondern durch welche Mittel und in welchen Umständen er es gethan; und so ragt Pe-

ter über alle Kraftmänner der Vorzeit, wie ein Riese“ (seiner Art, möchte Rec. hinzufügen, denn nirgends ist sich die Größe der Kraft überall gleich, und alle Vergleichen, wenn sie völlig decken sollen, sind schielend).

Der langweilige Aufenthalt in Lipezk giebt ihm Gelegenheit, sich über den Nationalcharakter der Russen in seinen wohl- und unwohlthätigen Seiten, über einige Adiphora, über den wahren Charakter der Leibeigenschaft, das Erziehungswesen, russische Sprache, Literatur, Priesterthum und religiöse Ideen, und über die in Rußland sich befindenden Ausländer von S. 125 bis zum Schluß zu verbreiten: gut gesagt, und meistens richtig beurtheilt, obgleich nichts Neues. Um den Charakter der Russen zu zeichnen, zählt er die guten und schlimmen Eigenschaften auf, wodurch der Russe sich auspricht. Unter jene rechnet er den Patriotismus, die Duldsamkeit in Glaubenssachen, Gastfreyheit, Wohlthätigkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit, Unerfrockenheit, und zum Theil Reinlichkeitsliebe; zu diesen Mangel an feinem Gefühle für Ehre und Pflicht, Haug zum übermäßigen Genuße geistiger Getränke, und einen hohen Grad von Leichtfinn. Mit dem Patriotismus steht freylich die Geringschätzung sehr ab, womit der Russe den Russen behandelt; der Vf. erklärt diese Erscheinung aus dem Hange zum Ausländischen, Rec. findet sie in der verschiedenartigen Composition der den russischen Staat bildenden Völker. Die schroffen Seiten hat der Vf. zu schonend benannt. Denn List und Betrügerey aller Art, und die Gewissenlosigkeit im Worthalten, die der Vf. S. 185 selbst zugesteht, hätten eine andere Benennung verdient. Unter den Adiphoren ist die Lust zum Wetten, der Geschmack an Zwergen und Narren, die Lebendigkeit bey dem Sprechen und die Kunst der In- und Expiration, die den Sprecher bey den längsten Perioden nicht aus dem Oden kommen läßt, bemerkt. Der Vf. dringt nicht tief genug in den Charakter der Leibeigenschaft und ihrer Arten ein (wo Storchs Rußland unter Alexander Manches hätte berichtigen und ergänzen können), so wahr er auch das Grelle derselben bis zum ertödtenden Gefühl aller Persönlichkeit, ja selbst sogar Mutterliebe, und dem Gefühle für Bildung darstellt. „Ich erinnere mich, sagt er S. 220, daß ein Bauerweib ihrem Vogt (Prikaschtschock) auf seine Drohung, ihr den Buckel einzuschlagen, ganz gelassen antwortete: was geht das mich an, mein Buckel ist herrschaftlich“. Er unterscheidet richtig die Frage: Was ist Rechtens? von der Frage: Wie ist der Zustand des Leibeigenen? und da er in diesem Zustande die abhärtende Gewohnheit und Gefühllosigkeit mit in Anschlag bringt: so kann er auch das Auffallende darin mildern. In Ansehung des Erziehungswesens gilt die Maxime: scheinbar zu Viel zu thun, um nicht zu Wenig gethan zu haben. Die Universitäten können, sagt er S. 251, vor der Hand ihren Zweck noch nicht erfüllen, aber es ist auch nicht nöthig. Sie müssen von Innen Selbstständigkeit erhalten, und nicht gleich jede Sache muß nach dem

Marktpreis beurtheilt werden. In der Skizze der russischen Literatur fehlen die russischen Bildner (Architekten, Bildhauer, Steinschneider, Maler); in der Darstellung des kirchlichen Ritus hätte *Beller-mann* zur Berichtigung dienen sollen; zu gering ist die Anzahl der Mönche und Nonnen, jene auf 3000, diese auf die Hälfte angeschlagen; und das, was er über russische Sprache sagt, so interessant es sonst gesagt ist, so geht es doch nicht über den Gesichtskreis von *Rodde* und *Heym*. Mit Dank wird Jeder die Schilderung der um Wissenschaften verdienten beiden Fürsten Kurakin, des Ministers Novosilzof, des Fürsten Prosorowsky, des in der Moldau gestorbenen Generalissimus Michelson, des Grafen Kamensky, und der Fürstin Datschkow annehmen, und eben so dankbar wird jeder Deutsche die Stelle erkennen, die er ihm anweist. Die Deutschen, sagt er S. 313, machen die zahlreichste Classe aus; sie genießen das Vertrauen der Nation, wenn von festem Willen, Ausdauer, Gradheit die Rede ist. — Von der Art des Vfs., seine Empfindungen auszusprechen, geben wir folgende Probe. S. 36 drückt er sich über die Ruinen Nowogorods so aus: „Es ist in der That ein großes Gefühl, das Gefühl des Erhabenen, selbst sich unter den Resten der alten Welt auf dem Schauplatze vergangener Herrlichkeiten zu befinden. Wenn ich bedenke, wie viel Freude und Glück, wie viel Kummer und unsägliche Mühe hier begraben liegen mag, wie viel Weisheit und Thorheit hier in Staub zerfiel, seit dem die verschwenderische Natur ihr Spiel des Schaffens und Zerstörens erneuerte: so denk ich, haſche den Genuß, eh' er vergeht; ich begreife alsdann das Glück der epikuräischen Götter, die eine ungestörte Ruhe in ihrem ewigen Anschauen genossen. Blicke ich aber in meine moralische Natur: so fliegt der Gedanke von dem menschlichen Nichts, das sie demüthigen will, zu dem Unendlichen hinüber, und der Morder, die Verwesung selbst, auf der ich stehe, wird mir der Quell eines neuen Lebens.“ Das am Schlusse angehängte Gedicht, die Erinnerung an meine Lieben, ist diesem Gefühle analog.

H. P. E.

ALTONA, b. Hammerich: *Geographisches Handbuch für Jugendlehrer, oder Beschreibung der wichtigsten Städte und Orte fremder Welt (Erd-) theile*. Aus den neuesten Reisebeschreibungen gezogen und nach *Gasparis* zweytem Cursus geordnet von J. C. Möller. Erster Band, welcher Asien und Afrika enthält, 1806. XVI und 366 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Titel bestimmt den Inhalt hinlänglich. Der Grund, vermöge dessen sich der Vf. zu dieser Sammlung entschloß, ist gerade nicht zu verwerfen. Er will den Lehrern der Erdbeschreibung über die Städte fremder Erdtheile vollständigere Auskunft geben, als sie in ihren Compendien — *Gasparis* zweyter Cursus ist hiebey zum Leitfaden angenommen — finden, um sie in den Stand zu setzen, ihren Schülern mehr zu seyn, als das Compendium selbst. Den Lehrern wird die Schrift willkommen seyn; nur mögen sie sich das *medium tenuere* etc. empfohlen seyn lassen, und des Materials nicht zu viel geben. Denn nach der Meinung des Rec. ist es bey keiner Schulwissenschaft leichter der Fall, daß man durch Anhäufung des Materials den Fundamentalzweck des Unterrichts untergräbt oder gar vernichtet, als bey der Geographie.

Rec. läßt übrigens dem Fleiße des Vfs. Gelegenheit widerfahren. Er leistet selbst mehr, als er im Titel verspricht; er nimmt häufig Rücksicht auf die Geschichte und Regierungsveränderung des Landes oder Staates, dessen Städte er anzuführen hat; z. B. vergleiche man den Staat von *Myſore*. Aber sehr Schade ist es, daß der Vf. seine Quellen nicht angiebt. Er berührt diesen Umstand S. V, er äußert, daß er Willens gewesen sey, die Quellen anzugeben; „allein — fügt er hinzu, — da die wenigsten Lehrer sich diese kostbaren Werke anschaffen können oder mögen, und ihnen also die Titel dieser Reisebeschreibungen nichts nützen würden: so habe ich solches unterlassen.“ Rec. erinnert dagegen, daß dieser Grund gar nicht zur Sache gehört, und daher ganz ohne Gewicht ist. Nicht um des Ankaufs willen sind ja die Quellen bey einem solchen Sammelwerke zu nennen, und darum will sie ja auch Niemand genannt haben; sondern um theils zu wissen, welche Quellen der Vf. benutzte, und welche nicht; ob er überall die wichtigeren vorzog; ob unter seinen *neuesten Reisebeschreibungen* dennoch nicht auch solche vorkommen, welche durch spätere Veränderungen in einzelnen Stellen unwar geworden, und durch noch neuere zu berichtigen seyn möchten. — Auf jeden Fall hätte das Buch dadurch am Werthe gewonnen. Und wie leicht war es nicht, die Titel der benutzten Reisebeschreibungen numerirt voranzustellen, und im Texte durch Ziffern darauf hinzuweisen! — Wir wünschen übrigens dem nützlichen Buche eine zweyte Auflage unter Benutzung der neuesten Reisenachrichten und Berücksichtigung unserer Winke.

yn.

K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Oldenburg, in d. schulischen Buchhandlung; *Skizzen zu einem Gemälde edler Seelen* Von L. A. Freyhorn von S. 1809. 211 S. 8. (20 Gr.)

Der Vf. wünscht, durch diese Briefe — denn in dieser Form sind die Skizzen gegeben — einen nicht ganz unwillkommenen Beytrag zur Skizzirung des Edlen, Schönen und Großen zu geben, und das verwandte Gemüth zu rühren, zu ergrei-

fen und zu begeistern. Das letztere wird ihm schon deswegen nicht vollkommen gelingen können, weil es nur Skizzen sind, was er giebt; aber die Fähigkeit zu rühren, geklärt wir diesen Briefen gern zu. Es ist ein edles Gemüth, das sich in denselben ausdrückt: nur dem Ausdruck wäre bei weilen etwas mehr Bildung zu wünschen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 M A Y, 1811.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Treuttel u. Würtz: 要簡文漢

Hhán-wen-kiên-yáo, ou Essai sur la langue et la littérature Chinoise, suivi de notes et d'une table alphabétique des mots Chinois. Par J. P. Abel-Rémusat. 1811. X u. 160 S. 5 Pl. 8.

Dieser Versuch über die chinesische Literatur muß für alle Kenner derselben eine sehr erfreuliche Erscheinung seyn, weil der Vf. durch die That das allgemein angenommene Vorurtheil widerlegt, daß es in Europa fast unmöglich sey, die chinesische Sprache und Schrift zu erlernen. Hr. Abel-Rémusat hat sich nämlich erst seit fünf Jahren damit beschäftigt, und das hier vorliegende Werk ist ein Beweis, daß er in dieser Zeit eben so weit darin gekommen ist, als es ein Anderer in eben dieser Periode im Arabischen oder Persischen hätte bringen können. Und dennoch hatte Hr. R. nur sehr geringe Hülfsmittel; denn Umstände verhinderten ihn, die Wörterbücher in der kaiserlichen Bibliothek zu benutzen, und in der Vorrede gesteht er, daß er nie ein von den Missionarien verfaßtes gesehen habe: was fast unglaublich scheint, denn aus der bloßen Ansicht rein chinesischer Wörterbücher, ohne europäische Erklärung, dürfte es doch wohl nicht möglich seyn, die Bedeutung der Charaktere kennen zu lernen. Es sey denn, daß Hr. R. sich selbst durch die Vergleichung übersetzter Werke mit dem Texte ein Lexikon angefertigt habe, das aber doch immer sehr unvollkommen seyn muß. — Nur Leute, die arbeitstheue sind, können glauben, daß es unmöglich sey, die vier oder fünftausend chinesischen Buchstaben im Kopfe zu behalten, die zum Verständniß eines gewöhnlichen Buches nöthig sind. Ist es denn nicht eben so schwer, sich eine gleiche Anzahl fremder Wörter zu eigen zu machen, und muß nicht ein Botaniker weit mehr Pflanzennamen auswendig wissen? Die Menge von Ideen in einem historischen Werke übersteigt selten die Anzahl von fünftausend, und jede Idee hat im Chinesischen ihren Buchstaben, wie sie in anderen Sprachen ihr Wort hat; denn chinesische Bücher kann man übersetzen, ohne die Sprache zu verstehen, und das ist doch der einzige Zweck, den Europäer bey diesem Studium haben können. Stößt man nun bey der Lectüre auf Charaktere, deren Bedeutung man nicht weiß: so kann man sie in den rein chinesischen Wörterbüchern nachschlagen, und ihre Bedeutung aus J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

der dabey befindlichen Erklärung kennen lernen. Um also die chinesische Literatur in Aufnahme zu bringen, wäre es nur nöthig, daß eine Regierung oder irgend ein reicher Privatmann ein Wörterbuch von achttausend bis zehntausend Buchstaben mit lateinischer Erklärung drucken liesse, in welchem die Phrasen, nicht so wie in den jesuitischen Lexicis mit lateinischen, sondern mit chinesischen Lettern geschrieben wären. Hr. R. ist hierin anderer Meinung, denn er will (S. 53), daß ein Wörterbuch für Europäer 35,000 Charaktere enthalten soll; worauf Rec. aber antwortet, daß man nur einige hundert Exemplare

des sehr wohlfeilen Wörterbuchs 彙字 *Cü-goéy*, aus Canton kommen zu lassen brauchte, um sie mit dem Chinesisch-Lateinischen zugleich auszugeben, von dem wahrscheinlich nicht mehr Exemplare abgesetzt werden dürften. Die Buchstaben also, die man in

diesem nicht fände, würde man im *Cü-goéy* nachschlagen, und ihre chinesische Erklärung übersetzen. Ferner sind fast alle historischen und wissenschaftlichen Werke mit Commentaren versehen, in welchen die ungewöhnlichen und selten vorkommenden Buchstaben erklärt werden, was schon eine sehr große Erleichterung für den Leser ist.

Der Vf. giebt in diesem Werke kurze Stellen aus verschiedenen älteren und neueren Büchern, unter welchen No. IV, aus dem *Kiang-xue*, und No. VIII, aus dem *Li-ki*, die beträchtlichsten sind. Die Übersetzung ist wörtlich lateinisch, und an anderen Orten französisch paraphrasirt und gewöhnlich gelungen; doch würde Rec. in No. IV zu Anfang die drey

Buchstaben 位圖觀 *Kuón-thù-guéy* lieber *mirabilis tabulae dispositio* statt *respice tabulae situm* übersetzen, denn *kuon* mit dem dritten Accent bedeutet *digna quae videantur*, und der Imperativ *vide* oder *respice* wird gewöhnlich durch 見 *kiên* ausgedrückt. Eben so hat auch Hr. R. in No. VIII die

Worte 也器之禮帛玉豆籩 *Pien-téu-yü-pa-li-chi-ki-yè*, nicht ganz richtig durch *Vasa arundinacea, vasa, gemmae, serica, rituum utensilia* gegeben; denn *pien* bedeutet zwar *cista arundinea*, *qua in sacrificiis utuntur*, aber *téu* sind nicht bloß Gefäße im Allgemeinen, sondern *vasa lignea*,
T t

quibus in sacrificiis carnes coctas offerunt, und *pe* ist nicht allein *serica*, sondern der allgemeine Name von seidenem und leinenem Zeuge.

Der Vf. nimmt mit den *chinesischen Grammatikern* und Hn. Dr. *Montucci* (*Remarq. philol.* p. 142), wie billig, nur vier Töne oder Accente an, denn die bisherigen fünf sind aus einem Irrthum der Missionäre entstanden, welche die beiden Abtheilungen des ersten Tons *Phing-xing* für zwey verschiedene Accente hielten. Bey dieser Gelegenheit giebt der Vf. Nachricht von einer, in den gewöhnlichen Ausgaben der classischen Werke gebräuchlichen Accentuation, die *Bayer* und *Fourmont* nicht gekannt zu haben scheinen. Diese Ausgaben werden 畫點韻正

Ching-yün-tien-hoe (*cum veris tonis et interpunctionatione*) genannt. Sie besteht in kleinen Halbcirkeln, die den Buchstaben angehängt werden, und deren verschiedene Stellung den verschiedenen Ton bezeichnet. Steht der Halbcirkel unten an der linken Ecke: so bezeichnet er den ersten Accent *phing*, oben an derselben Seite den zweyten *xang*, oben an der rechten Ecke den dritten *khü*, und unten an dieser Seite den vierten Accent *shi*. Hr. R. bemerkt indeß doch die alten fünf Accente auf den chinesischen Wörtern, welches billig nicht hätte geschehen sollen, weil es den Anfänger irre leiten kann. Auch in seiner Orthographie kann ihm Rec. nicht beystimmen. 1) Weil er niemals die aspirirten Consonanten unterscheidet, welches durch die Einschlebung eines *h* sehr leicht gewesen wäre, wenn etwa in den französischen Druckereyen die doppelten Accente nicht vorhanden seyn sollten. Dafs diese Aspirationen wirklich existiren, daran ist kein Zweifel, und die Mandshu haben sie ebenfalls, z. B. ʃ ist *pa*

oder *ba* und ʃ ist *pha* oder *p'ha*; ʈ ist *ta* und ʈ ist *tha* oder *da*, ʒ ist *ke* und ʒ ist *khe* oder *ge* u. s. w. Diesem bedeutenden Mangel wird der Vf. gewifs in künftigen Schriften abhelfen. 2) Ist er über die Aussprache der Wörter, die sich auf *ü* endigen, sehr im Irrthume, indem er dies durch *eu* ausdrückt, da dieser Schall doch dem französischen *u* (*ü*) am nächsten kommt. So wird 字 in China *dsü* und 四 — *szü* ausgesprochen, aber etwas zischender, weshalb auch die Mandshu ʃ und ʈ schreiben. Es ist das russische *Jerrü*, und läßt sich nur hören, nicht beschreiben.

Bey vielen Gelegenheiten hat der Vf. interessante literarische und andere Notizen geliefert, die seine Kenntnisse in der chinesischen und mandshuischen Literatur bewähren; doch kann Rec. nicht mit ihm

über den Ursprung des tatarischen Kaisertitels *Chä-kan* einerley Meinung seyn; denn es scheint, als ob das neuere *Chän* nur eine Zusammenziehung der beiden Sylben *Cha* und *kan* sey. Einen Beweis dafür geben die Mongolen, die noch jetzt

Chakan schreiben und *Chän* aussprechen. Zuerst kommt dieser Titel in der Geschichte der Chinesen, die ihn 汗可 schreiben, und *Khò-hhan* aussprechen (weil sie kein Zeichen für *kha* haben), im Jahre 402 n. Chr. vor, als ihn der Beherrscher, der 然柔 *Shèu-shén* annahm, nachdem er sich im Norden der Wüste *Gobi* ausgebreitet hatte. (*Thung-kiên-kang-mu. Kiu XXIII meae edit.* p. 16 verso).

In den chinesischen Geschichtsbüchern wird ferner *Dshingis-chän* bald *Khò-hhan* bald *Hhan* genannt, wie bey den übrigen Asiaten; und *Chä-kan* ist bey den Türken und Persern mit *Chäkan* gleichbedeutend, wie dies die Münzen von *Mangu* und *Hulagu-chä* beweisen. Der Unterschied zwischen *Chäkan* und *Chän* scheint bey den Mohammedanern späteren Ursprungs zu seyn; denn bey den Persern ist *Chän* Fürst im Allgemeinen, und bey den Türken *hän* noch ein Titel des Kaisers, den man fast auf allen ihren Münzen liest. Z. B. *Efsfulthän* überein *Chäkan* übahrein *efsfulthän ibn üfsfulthän*. Der Beherrscher der Länder und *Chäkan* der Meere, der Herrscher Sohn eines Herrschers.

Da der Vf. sich auch mit dem Mongolischen zu beschäftigen scheint: so muß Rec. erinnern, dafs diese Sprache nicht, wie die mandshuische, eben so gelesen als geschrieben wird; z. B. das angeführte Wort ʃʊʊʊʊ wird zwar *Chakan kubachan* geschrieben, aber *Chan köböhn* ausgesprochen. Über diese Zusammenziehungen haben die Mongolen besondere Regeln.

Was Hr. R. S. 25 aus der Encyclopädie *Sin-çdi-thü-höi*, über die sechs Grundstriche und ihre sechs und fünfzig Abänderungen beybringt, scheint eben so eine chinesische Spitzfindigkeit zu seyn, als die *Yung-çü-pa-fa* (S. 21), von der man in andern grammatischen Werken nichts findet; und es wäre wohl der Mühe werth gewesen, diese 56 Striche zur weiteren Beurtheilung abstecken zu lassen. Auch hätte der Vf. besser gethan, statt ein und zwanzig verschiedener kurzer Texte, einen längeren zusammenhängenden zu liefern; denn so kurze Sätze können doch keinen richtigen Begriff von der Construction und dem Ideengang einer Sprache geben. Auf vier Kupferplatten hätte beynahe das ganze zweyte Buch des Confucius mit kleiner Schrift Platz gehabt. Zu bewundern ist es übrigens, dafs man Hn. *Abel-Rémusat* nicht bey der Herausgabe des zu Paris erscheinenden chinesischen Lexikons angefallt

nat, da er doch bey weitem gründlichere Kenntnisse besitzt, als *de Guignes der Jüngere*, der bloß als Kaufmann in China war, und sich dort wenig oder gar nicht mit der Literatur beschäftigt hat, wie dieß eine Reisen und der Verfasser der *Remarques philologiques* bewiesen haben.

J. v. K.

WIEN, b. Beck: *Grammatica linguae hebraicae*. Autore *Johanne Jahn*, Philos. et Theol. Doct. Ecclef. Metropol. ad S. Stephanum Viennae Canon. cap. Archiepisc. Consistorii Consil. olim LL. OO. Archaeol. bibl. Introd. in V. T. et Dogmat. Prof. Caes. Reg. P. et O. Editio tertia, retractata, aucta, et in latinum sermonem conversa. Cum tabula aenea. 1809. LXXVI u. 504 S. 8. (3 Rthlr.)

Der um die orientalische Literatur überhaupt und um die hebräische Literatur insbesondere so verdiente Vf. gab im J. 1792 eine kurzgefaßte *hebräische Sprachlehre für Anfänger* heraus, welche im J. 1799 zu einem *Elementarbuch der hebr. Sprache* in zwey Theilen (der zweyte Theil enthielt ein Wörterbuch) umgearbeitet wurde. Nachdem auch dieses Werk vergriffen war, wurde vom Vf. eine hebräische Grammatik in *lateinischer Sprache* verlangt. Er beschloß daher, da er sich zu einer bloßen Übersetzung einer früheren Grammatik nicht entschließen konnte, ein ganz neues Werk auszuarbeiten, und dieses hält das Publicum unter gegenwärtigem Titel. Offenbar hat durch diese Umarbeitung das grammatische Werk des Vfs. gewonnen, und wir tragen kein Bedenken, dasselbe als ein vorzüglich brauchbares Hülfsmittel zur Erlernung der hebr. Sprache zu empfehlen. Auch der Kenner wird überall den gelehrten, selbsttönenden Sprachforscher finden, und vielen eigenhümlichen Bemerkungen, wodurch Hr. J. das hebr. Sprachstudium zu erleichtern sucht, seinen Beyfall nicht versagen können. In Ansehung der Ordnung, worin die einzelnen Redetheile abgehandelt werden, behauptet der Vf. seine frühere Selbstständigkeit, und ändert früher vom Pronomen und Nomen als vom Verbum. Was er hierüber S. VI u. VII sagt, verdient alle Aufmerksamkeit. Das der zweyten Ausgabe beygefügte Wörterbuch ist weggelassen; doch verspricht er Vf. die Ausarbeitung eines neuen: „*Quodsi desiderari audiero, scribam hebraico-germanicum, et videm methodo prorsus nova, qua tiranibus multo melius consultum iri puto.*“ Die Erfüllung dieses ersprechens wird gewiß erwünscht seyn. Sehr schätzbar ist der Anhang S. 443 ff., worin eine Menge von Beyspielen von der Art, wie die Griechen und Lateiner das Hebräische aussprachen, mitgetheilt wird. Rec. erinnert sich nicht, etwas so Vollständiges hierüber in irgend einer Grammatik gefunden zu haben. Die S. XI—LXXVI abgedruckte *Disputatio de necessitate studii linguarum biblicarum, et dialectorum hebraicae cognatarum, atque de difficultate et facilitate, et methodo hujus studii* — enthält zwar, kannte, aber wichtige Wahrheiten, an welche zu innern zu keiner Zeit, am wenigsten aber in der gegenwärtigen und in dem Verhältnisse des achtungwürdigen Vfs., überflüssig seyn kann.

N.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

DRESDEN, b. Arnold, auch PARIS u. CASSEL, b. Tournaisen dem Sohne: *Gespräche für das gesellschaftliche Leben. Zur Erlernung des richtigen Ausdrucks und der feineren Wendungen der französischen und deutschen Sprache*, von Franz Beauval. Zweytes Bändchen. Tagesgespräche. 1809. 216 S. Drittes Bändchen. Abendgespräche. 204 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Oder: *Dialogues pour la vie sociale, propres à se former au ton de la conversation en Français et en Allemand*, par F. Beauval. Tome second. Dialogues de journées. Tome troisième. Dialogues de soirées.

Zweyte verb. und wohlfeilere Aufl. 1811. I Bdch. Morgengespräche. 192 S. II Bdch. Tagesgespräche. 196 S. III Bdch. Abendgespräche. 188 S. 8.

Was in No. 25 unserer A. L. Z. v. J. 1809 zur Anpreisung des ersten Bandes dieser Gespräche gesagt worden, gilt auch von den beiden folgenden, die ohne Zweifel die letzten sind. Es herrscht darin eben die reine, blühende, natürliche Sprache. Doch ist bey weitem nicht so sehr für Mannichfaltigkeit gesorgt, und manche Ereignisse sind zu individuell aufgefäßt worden. Damit wollen wir nicht behaupten, daß für erwachsene Leser nicht eben so viel daraus zu lernen wäre; viele Materien sind umständlich genug behandelt, und Wiederholungen möglichst vermieden. Es scheint uns auch mehr für die Gedrungenheit des deutschen Textes gesorgt. Allemal aber liegt er auch in diesen beiden Bändchen dem französischen Original nicht knapp genug an, wie folgende Anmerkungen über einige Stellen aus dem zweyten Bändchen zeigen werden. S. 16, wo von einem verlorenen Rubber die Rede ist, sagt der Gewinnende zu dem Gegenspieler: *J'en avois perdu un tout aussi piquant dans la même séance*. Hier zu deutsch: Ich hatte in der nämlichen *Partie* einen eben so wichtigen verloren. *Séance* ist nicht *Partie*; es ist die Spielzeit, worin, nach ihrer längeren oder kürzeren Dauer, mehrere Partien gespielt werden können. Wir haben im Deutschen keinen bequemen Ausdruck dafür; man würde etwa sagen: Dasselbe Mal. *Talon*, S. 20, für das franz. *Talon* ist nicht deutsch; wir pflegen es *Stock*, auch wohl *Stamm*, zu nennen. S. 34. Dieß Huhn macht sehr gute Miene. Welch ein roher Gallicismus für: Es sieht sehr gut aus. S. 56. Fragen Sie sie darum. franz. *Demandez le lui*, hätte heißen müssen: Fordern Sie sie von ihr. Wenn ein deutsch sprechender Nationalfranzose die Begriffe des Verbums *demandar* verwechselt: so ist es ihm zu verzeihen; einem Deutschen macht es Schande, seine in diesem Stücke präcisiere Muttersprache zu radebrechen. Rec. hörte neulich in einem Kaffeehause einen gebornen Deutschen, der einigen Umgang mit Franzosen hatte, zu dem Wirthsagen: Ich habe Kaffee gefragt, st. verlangt. S. 72. Lassen Sie dergleichen Moden, st. Gewöhnen Sie sich das ab. *Défaites vous de ce usage*. Es ist von einer Unart die Rede. S. 94 wird vom

Tanzen gehandelt, und gesagt, daß es in vorigen Zeiten Körper, Fuß und Schultern gebildet, Anstand und gute Stellung gelehrt habe. Jetzt aber, fährt der Deutsche fort, tödtet es nur. Freylich ist übermäßiges Tanzen der Gesundheit und oft dem Leben verderblich; der Zusammenhang aber zeigt, daß hier davon nicht gesprochen werden soll. Der Franzose sagt: *Autrefois la danse formoit le corps, la jambe, plaçoit les épaules — aujourd'hui elle tue. Tuer*, in diesem Begriffe, wird in den erklärenden Wörterbüchern lateinisch durch *conficere*, und französisch durch *accabler, fatiguer*, gegeben. *Abmatten* war der Ausdruck. Die deutsche Prose leidet das Übertreibende nicht. Dasselbe gilt S. 95 von *mourir en carême*. Es ist die Rede von dem unbändigen Walzen der jungen Leute während der Ballzeit, nach welcher ihre körperlichen Kräfte schwinden. *Ils finissent par mourir en carême*; hier übersetzt: Sie legen sich nach Fastnachten hin und sterben. Ist das Scherz oder Ernst? Der besonnene Deutsche sagt bloß: Sie können nicht mehr; höchstens: Sie sind hin. S. 164. *Si nos ancêtres avoient voulu être aussi égoïstes*, wenn unsere Vorfahren Egoisten hätten seyn wollen. Wo bleibt denn das *Aussi*? *Egoïstes* ist hier ein Adjectiv. So selbstfüchtig. Etwas undeutlich ist auch S. 182: mein Bruder, dieser große und freygebige Charakter, *f. mon frère, ce caractère grand et généreux*. Man hat sich hier bey dem Bruder eine angemessene Freygebigkeit, diese Tugend nur als Rolle, zu denken. Er tritt als groß und freygebig auf. S. 193 in Neustadt, *à la ville neuve*, muß heißen: in der Neustadt, nämlich von Dresden. S. 210 ist *office* durch *Offiz* gegeben. In allen Wörterbüchern findet man *Speisekammer* dafür. Js.

WIEN, b. Rötzel u. Kaulfuß: *Taschenbuch zum Studium der französischen Sprache* (.) enthaltend eine vollständige Übersicht aller Sprachregeln, im Sinne der französischen Akademie, und der Herren *de Wailly, de Levisac, Caminade, Debonale* etc. grammatisch nach *Mozin* bearbeitet, und mit zahlreichen, dem Geiste der Sprache eigenen Redensarten bereichert von *Johann von Vogtberg*, Lehrer der franz. Sprache. 1810. 270 S. kl. 8. (16 gr.)

Was der Zweck des Vfs. bey diesem Buche sey, zeigt er selbst in folgenden Worten an. „Der Zweck dieses Werks ist nicht nur allein dieser, dem Sprachkundigen, dem Lehrer und dem schon mehr gebildeten Schüler ein Buch zu liefern, welches wegen seiner Vollkommenheit und der geordneten Eintheilung der darin enthaltenen, und bis auf die kleinsten Subtilitäten erschöpften Regeln ihm bey jedem Zweifel und Anstöße zur Vermeidung grammatischer Fehler sowohl, als auch in Ansehung der reinsten und besten Rechtschreibung das gehörige Licht zu verschaffen im Stande ist, sondern auch hauptsächlich jener, um den Lehrern, die sich bey ihren Schülern irgend unvollkommener Sprachlehren bedienen, den Leitfaden an die Hand zu geben, die in denselben vorkommenden unvollkommenen Regeln vervollkomm-

nen, Fehler und Barbarismen verbessern, die unrichtige Schreibart richtig abändern, und auf diese Art das darin für Schüler enthaltene Gift unschädlich machen zu können, der Schüler aber selbst wird, wenn er bey den Fehlern seiner Sprachlehre zugleich auf ihre Verbesserung aufmerksam gemacht wird, bey vorkommenden ähnlichen Fällen sich der ihm beygebrachten Regeln erinnern. und um so leichter Barbarismen zu vermeiden im Stande seyn.“ Wie schleppend ausgedrückt! und wie viel versprochen! Ob geleistet? Höchst unvollkommen, da sich der Vf. durchaus nur an die französischen Grammatiker gehalten hat, die von den Bedürfnissen des deutschen Schülers nichts ahnden, und deren Definitionen der Redetheile ihm unverständlich sind. Am auffallendsten ist dieß im eilften Capitel, wo von den grammatischen Figuren und den Fehlern gegen die Sprachlehre gehandelt wird. Was wäre da nicht einem Deutschen Alles zu sagen gewesen! Durchgehen kann Rec. das ganze Buch nicht; er will nur Einiges ausheben, um zu zeigen, wie weit der Vf. von jener gerühmten Vollkommenheit entfernt ist. S. 17: „J wird fälschlich von einigen *i consonne* genannt.“ Nicht fälschlich, da es aus dem Vocal entstanden ist. S. 21: „Steht *i* vor *l, ll*: so lauten *l, ll* weich oder *mouillés*, und verliert das *i* seinen Laut.“ Völlig unwahr. Rec. wüßte Wörter, wie *civil, facile, Lille, tranquille, illustre*, gar nicht auszusprechen, wenn in denselben das *i* den Laut verlieren sollte. Auch will der stüchtig abschreibende Vf. das *l* in *poumon* verschwiegen haben. Es ist ja kein *l* in *poumon*. Freylich ist dies Wort das lateinische *pulmo* mit einem *i*; dessen aber erwähnt Hr. v. V. nicht. S. 22: „T vor *ie* lautet wie *fs* in vielen Wörtern.“ Auch in *tiens, entretien*! In einer vollständigen Übersicht aller Sprachregeln hätte die Ausnahme erwähnt werden müssen. S. 25: „*Ai* lautet wie *a* in den Sylben *ail, aill*.“ Damit ist dem Rechte des *ai* noch keine Genüge geschehen. *Ailleurs* wird nicht *allöhr*, sondern *aljöhr* ausgesprochen. „*Ai* lautet nicht in *satisfaisant*.“ Als wenn es ganz verschwiegen würde! Wieder eine Regel, wie die S. 21. Wir wissen wohl, was der Vf. meint, er hat es aber nicht gesagt. S. 24: „*Le* hat den Laut eines langen *i*.“ Auch in *rien, maintien, grossier*? So lahm sind viele Vorschriften des Vfs. in Ansehung der Aussprache. S. 31: „*Le* wird in *la* vor den Nenn- und Für-Wörtern weiblichen Geschlechts in der Einzahl verwandelt.“ Wie so, verwandelt? Der Artikel, *la* kommt den Fömininen ohne Verwandlung so regelmäßig zu, wie *le* den Masculinen. „Das Nennwort des lateinischen Vocative ist auch als *Sujet* zu gebrauchen.“ Leider verstehen wir den Vf. nicht, und hoffen, genug angeführt zu haben, um seine Ohnmacht in einer Unternehmung zu zeigen, die gar viel mehr Logik und Kritik verlangt, als wir ihm, nach Durchsicht seines Buchs, zuzuschreiben befugt sind. Hätte er sich begnügt, eine bloße Grammatik, nach dem Muster so vieler Anderen, zu schreiben: so hätte er vielleicht eine unnöthige Arbeit gethan, wäre aber nicht so weit hinter seinem Ideal geblieben. Übrigens ist das Format bequem und der Druck artig. Js.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 31 M A Y 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

VENEDIG, τύποις Μιχαήλ Γαυκού τοῦ ἐξ Ἰωαννίνων. Ἀνθίμου Γαζῆ Λεξικὸν Ἑλληνικὸν πρὸς χρῆσιν τῶν περὶ τοὺς παλαιούς συγγραφεῖς ἐνασχολουμένων. Ἐκδόσις πρώτη. Ἐπιστάσις καὶ διορθώσις Σπυρίδωνος Βλαντιῆ. Τόμος πρῶτος Α — Θ. 1809. XX und 1994 S. gr. 4.

Dies ist der Anfang einer grossen und für die Ausbildung und Wiederherstellung des alten Nationalgeistes der unter fremder Herrschaft so tief gesunkenen griechischen Nation höchst wichtigen und nöthigen Unternehmung, von dem ehrwürdigen und gelehrten Archimandriten *Anthimus Gazes* unternommen und ausgeführt, in Verbindung mit mehreren gelehrten und patriotischen Mitgliedern der Nation, welche, vielleicht auch durch politische Aussichten und Hoffnungen belebt, den grossen Plan der geistigen Regeneration ihrer Nation durch Herbeyfchaffung und Erleichterung der Mittel des Unterrichts durch die Buchdruckerey betreiben. Welche andere Einrichtungen damit verbunden worden sind, oder in Zukunft bey eintretenden günstigeren Zeitumständen zugleich getroffen werden sollen, um den grossen Plan auf dem Wege der Erziehung und des Unterrichts zu erreichen, ist dem Rec. unbekannt, und gehört nicht zur Absicht dieser Anzeige. In der Vorrede, datirt von Wien am 1 Januar 1809, gesteht der Vf. ganz offen, daß er die ste Ausgabe des *schneider'schen* Wörterbuchs zur Grundlage des seinigen gemacht habe, mit dem Zusatze: ἐπηξήσα καὶ ἀνεπλήρωσα αὐτὸ μεταχειρισθεῖς ὁδηγοὺς τοὺς πίνακας τῶν ἀρίστων Ἐκδόσεων τῶν Ἑλλήνων Συγγραφέων, ὥστε προκύπτει τὸ ἡμέτερον πλέον ἐπηξηγούμενον, ἐπιδιωρθούμενον καὶ ἐντελεστερον. In dieser Versicherung liegt der Grund unserer Anzeige; und Rec. will sich bemühen, durch Beyspiele aus dem Buchstaben Z zu zeigen, in wiefern sie gegründet, und also dieses Wörterbuch nicht allein Zuwachs, sondern auch wahrer Gewinn für die griechische Literatur sey. Von einer Seite insonderheit versprach sich Rec. viel von dieser neuen Bearbeitung des griechischen Sprachschatzes von einem gelehrten Neugriechen, weil er wufste, daß sich in der heutigen Sprache der griechischen Nation viele Stammworte, Formen und Bedeutungen erhalten haben, welche zur Aufklärung der alten Sprache, die wir in vielen Theilen so mangelhaft aus Schriften kennen, höchst erwünschten Anfschlufs geben können,

wie vormals *Hemsterhuis* und neuerlich *Coray* bewiesen haben. Freylich, was nur aus einheimischen Sitten und Gebräuchen seine Erläuterung erhalten kann, darf man in dem heutigen Griechenland nicht mehr wiederzufinden hoffen: denn nur ein geringer Theil der alten Sitten und Gebräuche hat sich an einzelnen Orten durch besondere Ursachen und Mittel erhalten; das Ganze ist mit der politischen Verfallung und mit der Erziehung verschwunden. Aber in der Localität ist so Vieles und so tief, was Ausdruck und Colorit der Sprache betrifft, gegründet, daß man es gewiss noch jetzt in denselben Gegenden und in denselben Ständen und Beschäftigungen der Menschen wieder finden und erkennen muß.

Gleich zu Anfange des Buchstaben Z fand Rec. das Versprechen des Vfs. erfüllt, indem über das Wesen und die Aussprache dieses Buchstabens der sehr mangelhafte Artikel des *schneider'schen* Wörterbuchs ganz umgearbeitet ist. Unterdeffen ist die Untersuchung über die Aussprache doch noch nicht aufs Reine gebracht. Der Vf. legte hier *Hermanns* Bemerkungen *de emendanda ratione graecae Grammaticae* S. 55 fg. zum Grunde. Nach der Stelle des *Dionysius Halic.*, daß von allen Doppelconsonanten das Zeta allein einen dem Ohre angenehmen zischenden Laut in der Aussprache gebe, schaltet er folgende Worte ein: ὁ ὁποῖος καὶ τὴν σήμερον παρατηρεῖται ἀναμεταξὺ εἰς τοὺς Γραικοὺς, παρομοιάζων μὲ ἐκεῖτον ὅστις ἀκούεται ἐν τῇ προφορᾷ τοῦ Σ μεταξὺ δύο φωνηέντων εἰς τοὺς Γελλοὺς καὶ Γερμανοὺς καὶ ἐντεῦθεν γίνεται δῆλον ὅτι ἡ τοῦ Δ προφορὰ εἶναι ἑλίγον τι τραχυτέρα τοῦ Θ, καὶ οὐχ ὡς ἐκεῖνη τοῦ D τῶν Λατίνων, ὡς τινὲς αὐτῶν θέλουσι, ὥστε ἡ τοῦ Δ μετὰ τοῦ Σ, ἢ καὶ ἀπαλιν, προφορὰ, ἀποτελεῖ τὸν τοῦ Ζ Φθόγγον καὶ γλυκύν διὰ τῶν ὀδόντων συριγμὸν, καὶ ὅτι οἱ παλαιοὶ τὸ Δ ὡς τραχυτέρον Θ ἢ Σ δασύτερον ἐπρόφερον. Wenn die Dorer und Aoler σδ für ζ brauchten: so sey dieser Gebrauch so zu erklären, daß man annehme, sie gebrauchten im Schreiben die Buchstaben σδ immer fort, nachdem der Doppelconsonant ζ als Zeichen dieser eigenthümlichen Aussprache längst erfunden und von anderen Stämmen angenommen worden war, oder ἤκούετο δασύτης τις τοῦ Δ ἐν τῇ προφορᾷ αὐτῶν, καθὼς π. χ. καὶ τὴν σήμερον μεταξὺ τῶν Ἑπειρωτῶν καὶ τῶν λοιπῶν Ἰραϊκῶν ἀκούεται καὶ τις διαφορά τῆς προφορᾶς τοῦ Σ. Hier sagte *Hermann*: si quid etiam in pronunciatione mutarunt, id in eo consistisse credibile est, quod paulo magis, quam aliae Graecorum gentes, utramque litteram, Uu

σ et δ, voce exprimerent. Es bleibt also immer die vorige Ungewissheit wegen der alten Aussprache! und aus schriftlichen Denkmälern und Zeugnissen wird sie sich nun noch schwerlich ausfinden lassen. Diefes bringt die Natur der Sprache mit sich. Die letzte Bemerkung in diesem Artikel soll beweisen, ότι η προφορὰ τοῦ Ζ συνίσταται ἐκ τοῦ Σ καὶ Δ. Dazu werden mehrere abgeleitete Wörter, wie παῖζω, παῖδός, angeführt, und dann die aus den verschiedenen Mundarten ὀσμῇ, ὀδμῇ und ἰσμεν, ἰδμεν. Das letzte Beyspiel scheint dem Rec. nicht zu passen, sondern nur allein ὀσμῇ, ὀδμῇ. von ἰζω, ἰδω abgeleitet. Dem Rec. ist die von Hermann geäußerte zweyte Muthmaßung in Ansehung des dorischen und äolischen Stammes die wahrscheinlichste. Wenigstens läßt sich daraus am leichtesten die Erscheinung erklären, daß selbst einige Zweige des dorischen Stammes, wie z. B. die Lacedämonier, den in σδ hörbaren Laut des δ mehr ausdrückten, und μουσιδῶ für μουσιδω d. i. μουσιζω schrieben; daß der ionische Stamm die weiche Aussprache ὀδμῇ vorzog, und andere wiederum den Laut des σ mehr hören ließen, und allein mit Buchstaben ausdrückten. Der letzte Fall muß schon in der ältesten Sprache der Griechen bey einigen Stämmen gewesen seyn, wie die beiden homerischen Stellen οἱ δὲ Λάκωνες ἔχον und ἱερὴς αἰς ἄστυ Ζελεῖης zeigen: denn in den übrigen Stellen muß man die verschiedene Aussprache annehmen, welche beide Buchstaben σδ mehr hören ließen; wodurch es denn auch geschah, daß der vorhergehende kurze Vocal mit seiner Sylbe lang ward, wie in ἐπιζαφελῶς und mehreren Worten. So bedenklich übrigens im Homer dieser abweichende doppelte Gebrauch ist: so zeigt er uns doch deutlich den Grund des späteren Gebrauchs, welcher erst unter der Herrschaft der Römer in die Sprache, wenigstens in die geschriebene, der Griechen eingeführt worden ist, und sich bis auf unsere Zeiten in der Nation erhalten hat, wo man ζύρινα, ζυάραδος, ζυρίλιον, ζυρίνη, ζυρίγμα, ζυῶσαι und ζεῶσαι u. dgl. für σμυρινα, σμαράγδος u. l. w. schrieb. Das älteste Zeugniß über diesen Gebrauch findet sich bey Sextus Empiricus *adv. Grammaticos* S. 169. Dann in Lucians *Judicium vocalium* I, S. 67 Zw., wobey Hemsterhuis einen sehr gegründeten Zweifel über die Stelle im Commentar des Eustathius über Ilias β, S. 217 geäußert hat, welche dem Buchstaben ζ in der Schreibart ζυκρός, ζύρινα u. l. w. ein Vorrecht des älteren Besitzes einräumen will, als dem Sigma, wodurch die Natur des Doppelconsonanten und die Ursache seiner Erfindung ganz aufgehoben wird. Diefes suchte Herodianus in der Untersuchung dieser Streitfrage geltend zu machen, ob er gleich nur den Namen σμύρινα anführt. (*Fragmentum Herodiani* von Hermann herausgegeben *de emendanda ratione* p. 305.) Dem Beyspiele des griechischen Grammatikers folgte, wie überall, so auch hier, Priscianus I p. 564, dessen Stelle schon Hemsterhuis benutzt hat. Diesen historischen Umstand hat Hr. Gazes sowohl als Schneider ganz übergangen, Hermann aber nur kurz berührt. Dagegen hat Hr. G. den

Fehler in Schneiders Angabe, daß ζ aus δα entstanden sey, richtig verbessert. Denn alle Zeugnisse der Grammatiker stimmen für die Aussprache und Schreibart σδ, nicht δσ, welche jedoch in der Lehrart bey den Deutschen überhand genommen hat. Buttmann scheint dem Rec. auch zu nachsichtig für den neuen Gebrauch zu sprechen, S. 13; wenn man nicht etwa hier eine Auskunft in der Vergleichung der anderen Doppelconsonanten finden kann. Denn es findet sich, daß die Äoler die Laute in den Buchstaben ζ u. ψ ebenso wie in ζ versetzten, und σίψος σπύλλον, ἀσπίθιο, schrieben und sprachen, wo andere Stämme ἑψος, ψάλιον, ἀψήσιοι, schrieben, und κίψος, πάλιον ἀπσίνδιον, lat. *absinthium*, sprachen. So findet man die Spuren der äolischen Aussprache noch in κυπος, κυπελλον, verglichen mit σκύφος wie in ἑρπός, ἑρρος, verglichen mit σκηρός, σχερός. in ζαν, verglichen mit dem lateinischen *scabo*. Ja es kommen Fälle vor, wo die Äoler den Doppelbuchstaben brauchten, die anderen Stämme aber einen von den beiden einfachen. Z. B. ζιμβη, wo andere σση, σιβδη, σίμβη sprachen. Eben so scheint aus ψίος, gemacht zu seyn ἀσβολος. Ja in Worten, wo sonst nur ein Sigma gehört ward, setzte manche Mundart ein ψ. So κήψυχος statt κήσσυφος, und ψιττακός für σιττακός. Vielleicht also könnte man daher mit mehrerem Rechte sagen, daß die jetzt gewöhnliche deutsche Aussprache des ζ die härtere, einer gewissen Mundart, vielleicht der attischen, welche die härtere Aussprache überall angenommen hatte, eigene sey, welche nach der ähnlichen Verschiedenheit der neueren europäischen Sprachen mit vollem Rechte abwechseln könne.

Noch aber sollte bemerkt werden, was Schneider doch gethan hat, daß die Arkader ζ für β brauchten, und ζελλω, ζερεθρον für βέλλω, βερεθρον setzten. Von diesem Gebrauche hat sich ἐπιζαρίω im Euripides erhalten.

Die Verwechselung des ζ mit σ und δ in der neueren Sprache, wie ζαρίων für σαίρων, σαρίων, ζυγος für σόγγος; ferner μαζι für σμ δι, μαζεύω für σμδευω, endlich auch mit σδ, wie in ζητῶνιον für στήζωνιον würde gewiß den Landesleuten des Vfs. sehr nützlich gewesen seyn.

Es folgt in der Reihe der verstärkende Voratz ζα, welcher hier mit ἐρι und ἀρι verglichen wird; richtiger aber würden die Laute α, in ἀρύλος, ἀσπετος und ähnlichen Worten, λα und δα in ζαρεος, ζυκλος, und in δάκρυος, δαφνιδός verglichen worden seyn. Zwar sind die beiden letzten Zusammensetzungen, (deren es überhaupt nur wenige von der Art giebt), verschiedentlich bezweifelt, und anders abgeleitet worden; doch aber scheint die vorher angedeutete Verwandtschaft des ζ u. δ für den Laut δα in der Zusammensetzung zu sprechen; und im Etymol. M. S. 248 L. 18 findet sich eine ähnliche Bemerkung, welche δα von ζα nach äolischer Aussprache ableitet. Für die Behauptung, daß ζα bisweilen für δα gesetzt worden sey, wird hier das Verbum ζαβάλλειν als äolisch angeführt, und hinzugefügt, daß wahrscheinlich

aus diesem Gebrauche das neugriechische *Ζαβάλλης* f. v. a. *διαβεβλημένος, ἐξηπαγμένος, τλήμην*, entstanden sey. Die neugriechischen Wörterbücher geben nur die letzte Bedeutung an. Man könnte noch hierher rechnen das im Etym. M. als äolisch angeführte *καρζαι* für *καρδία*; aber das *καρζία* der Paphier bey Hesychius kann doch einige Bedenklichkeit erregen. Sonst liesse sich der spätere Gebrauch der Lateiner vergleichen, welche *apophlegmatidiare* sagten für *apophlegmatizare*, und so mehrere Verba endigten.

Unter *ζῆγκη* findet sich der Zusatz, daß in der neueren Sprache *ζῆγκη* und *ζεγκλα* f. v. a. *σκολιός, ἀγκυλωτός, κυρτός* bedeute. Das Wort *ζαθεός* wird eben so unvollständig u. unrichtig, wie bey *Schneider*, durch *ἀγαν θεός, σαυμαστός* abgefertiget. Dabey noch die einzige Citation *Hesiodi Theog.* 2 welche auf den falschen Gedanken leiten muß, als habe Hesiodus das Wort zuerst gebraucht. *Schneider* hat gar nur die Erklärung göttlich gesetzt, welche durchaus nicht auf die Stellen im Homer paßt, wo dieses Beywort Städten, Gegenden, Bergen und Flüssen gegeben wird, wie im Hesiodus. Nur in den Fröschen des Aristophanes V. 382 *ζαθεῖαις μολταῖς κελαδοῖτε* findet sich die Spur oder der Schein von einem moralischen Begriffe mit dem Worte verbunden.

Ζακεατίδες, αἱ, ἐσφαλμ. ἀτὶ Ζακυνθίδες ist *Schneider* nachgeschrieben: aber bey Athenaeus 9 p. 369 steht so geschrieben ohne Variante, und wird von Rüben oder Kürbissen erklärt; dagegen hat Hesychius *Ζακυνθίδες, κολοκύνται*. So gerade zu läßt sich doch gewiß nicht behaupten, daß die erstere Lesart aus der zweyten durch einen Fehler entstanden sey, bloß weil wir die Ableitung derselben nicht willen.

Unter *ζαμενέω* findet sich die richtigere Erklärung von der Stelle des Hesiodus Theog. 928 als ein Zusatz. Unter *Ζαφελής* (welches jedoch nirgends vorkommt, sondern nur *ἐπιζ. φελός* und *ἐπιζαφός λῶς*), findet sich daneben sogleich *ζήφαλος*, welches aber vermuthlich ein Druckfehler ist. Woher mag in Suidas die Glosse *ζαφελής, ὁ φελής, καὶ ζαφελῶς, παρὰ φελῶς* stammen, die einzige in dieser Art?

Unter *ζάψ* wird hinzugesetzt, daß daher das neugriechische *ζάψω* stamme, in der Bedeutung von *σφ. ὀρεῖς κτυπῶ, δέρω τινα*, und auch für *ρουφῶ*, *πιῶ* gebraucht. Den Zusatz unter *Ζαω* als No. 2) καὶ ἀντὶ τοῦ πολιτεύομαι. περὶ τὴν ζωὴν μου. *Ἰσοκρ.* versteht Rec. gar nicht. Unter *Ζεὺς* steht als Zusatz die Bemerkung: *κυρίως κατ' Ἀριστοτέλην ὁ θεός*. Dann folgt die Stelle aus dem unächten Buche *de Mundo cap.* 7, 1, welche auf eine falsche Etymologie, oder auch auf einen falschen Begriff von der ältesten griechischen Religion leiten kann. Unter *Ζέφυρος* wird mit demselben Buche eine Stelle als Zusatz eingerückt. *Ζηλα, ἡ, ταῦτεν τῷ Ζηλοῖσι* steht in der Reihe aufgeführt, ist aber bloß der neueren Sprache eigen. Unter *ζῆλος* ist die stoische Definition der Leidenschaft hinzugefügt. Unter *ζορκάς, ζορξ* ist nichts als das neugriechische *ζορκάδι* hinzugefügt, welches Andere *ζαρκάδι* schreiben. Über die

Bedeutung wird weiter nichts gesagt. Gleichwohl findet sich in Plutarchs Romulus Cap. 27 die Stelle: *περὶ τὸ καλούμενον αἶγος ἢ ζορκός ἐλος*; aber Cap. 29 *εἰς τὸ τῆς αἶγος ἐλος* zweymal, womit die Gegend zu Rom *Caprilia, appellatur ager, qui vulgo ad Capraepaludes dici solet*, nach Festus bezeichnet wird. Wonach man annehmen muß, entweder daß Plutarch selbst über die Bedeutung von *ζορξ* zweifelhaft war, oder daß in der ersten Stelle die Worte *ἢ ζορκός* ein fremder und falscher Zusatz sind.

Unter *Ζυγκλέω* wird am Ende als Zugabe beygefügt *Ἀραγε, δεῖ ἔχει συγγένειαν τινὰ μετὰ τῷ Ζάγκῃ*; aber diese Vermuthung verdiente durch Gründe gerechtfertiget zu werden. Rec. scheint sie unwahrscheinlich. Das Wort *Ζυγνίς, ἡ*, der Name einer Eidechsenart bey Aristotel. H. A. 8, 23, wofür Hesychius *ζίγυς*, Andere *δυγίς* haben, ist auch hier, wie von *Schneider*, ausgelassen. Die Form *ζωαγράφω* aus Herodot. 4, 68 ist aus einer falschen Lesart entstanden, wie *Schäfer* über Dionys. Hal. S. 289 gezeigt hat. *Ζωοστασία* hat *Stephanus* ohne Beryptiel, Eustathius aber braucht *ζωοστάσιον*. Ferner *ζωοπῶλης* wird aus Hesychius als Thierhändler aufgeführt, da Hesychius doch ausdrücklich sagt, der ζ. handle mit Opferthieren; derselbe setzt hinzu, der Marktplatz, wo die Thiere feil standen, heiße *ζωοπῶλις*, verstanden *ἀγορά*. Dieses letztere Wort hat *Schneider* wie *Gazes* ausgelassen; dieser aber hat dafür *ζωοπωλεῖν* ohne Autorität hinzugefügt.

Dies ist das Bemerkungswürdigste, was sich dem Rec. beym Durchsehen des Buchstaben Z dargeboten hat. Im dem folgenden Buchstaben H findet Rec. gleich zu Anfange eine Bemerkung über die Aussprache dieses Buchstabens bey den Neugriechen als ein langes I, welche der Vf. aus der lateinischen Orthographie und Aussprache zu vertheidigen sucht. Ein großes Mißverständniß fand Rec. unter *ἡδυνῶπια* aus Hesiod. Theog. 965, wo neben die fehlerhafte Erklärung *γλυκεῖα οἰμῖα, γλυκὸς ὕμνος* aus den Verbesserungen des zweyten Theils die einzig wahre Erklärung der Stelle eingerückt ist. Unter *ἡῖων* findet man als Zusatz: No. 2. *Καὶ ὁφθαλμῶν τὰ υποκῆτω, διὰ τὸ κατ' αὐτῶν φέρεσθαι τὰ δάκρυα, ὡς καὶ κατὰ τῶν τῆς θαλάσσης ἀγγιάδων τὰ δάκρυα. Ἡσύχ.* So steht hier durch einen Druckfehler, denn es soll zuletzt *τὰ κύματα* heißen, wie im Hesychius steht. Dieselbe Glosse hat auch das Etymol. M.; aber so wie sie hier wiederholt ist, wird sie nicht leicht Jemand verstehen, oder den Zusammenhang der Bedeutungen einsehen. Wenigstens mußte noch aus Hesychius die Glosse *ἡῖον — παρειᾶν, γιάθον* hinzugesetzt werden. Damit vergleiche man *παρήιον* f. v. a. d. profaische *παρεῖα*, so sieht man, daß *ἡῖον* und *ἡῖων* den Thränenweg unter den Augen, zwischen Wange und Nase, bezeichnet; daher *παρήιον* die Wange. Dieses leitet auf die Bedeutung *ἡῖων* als Bette des Flusses, auf welche die Erklärung im Hesychius allein paßt *ὡς κατὰ τῶν τῆς θ. αἰγιαλῶν τὰ κύματα*. Später oder abgeleitet ist die Bedeutung der Weg neben dem Meeresbette oder das Ufer. Für die erstere Bedeutung hat Rec.

bis jetzt die einzige Stelle im Aristoteles Meteorol. 1, 14 gefunden, wo es vom Bosporus heisst: ὅτε γὰρ ἀπὸ τῆς Ἀσίας ἡῖονα ποιήσκειν ὁ ῥοῦς, τὸ ὀπισθεν λίμνη ἐγένετο, σμικρὰ τὸ πρῶτον, εἰς ἐξήρανθῃ μετὰ δὲ τοῦτο ἄλλη ἀπὸ ταύτης ἡῖων καὶ λίμνη ἀπ' αὐτῆς, wo *Gaza* falsch übersetzte: *quando interceptionem faciebat fluxus*. Von αἶον, ἡῖον als Bette des Flusses lässt sich die Bedeutung des Verbum αἰονάω, benetzen, befeuchten, begießen, bequemer ableiten.

Eine neue merkwürdige Form ἡλικιάζω führt der Vf. an, und dazu aus Stobäus die Worte τὰ σώματα ἡλικιάζεται. Schade, dass die Stelle nicht genauer angezeigt ist, um sich von der Richtigkeit zu überzeugen. Ἡλόκεντρον, τὸ, welches *Schneider* für Sporn erklärt, und weil er keine Autorität dafür fand, mit zw. bezeichnete, steht hier ohne dieses Zeichen durch κεντρὶ ἀπὸ καρφὶ erklärt. Ἡμέρωμα — τὸ ὁμοῖον ἡμερώσει, παρὰ Θεοφρ. δὲ καὶ ἀντὶ τοῦ Ἡμέρωσις. Wörtlich aus *Schneider* übertragen. Es muss aber dafür heissen: Bey Theophr. c. pl. 5, 7, ἡμερώματα cultivate Pflanzen. Unter Ἡμιονίτης steht: Παρ' Ἀριστοτέλ. καὶ Θεοφρ. Ἡμιονίτης Συρία, εἶδος ἵππου, *Equus Hemionus Pallas*. Etwas Anderes, als bey *Schneider*, wo dieser Artikel durch einen hässlichen Irrthum des Setzers von Ἡμίονος weggenommen, und an eine unrechte Stelle versetzt seyn muss.

Θαυμασιότης, ἡ, wird erklärt *θαυμαστὴ ἰδιότης, τὸ ἀξιοθαύμαστον*. Das letzte ist verschieden von *Schneiders* Bewundernswürdigkeit. Folgende Stelle Aristot. Topic. 4, 5 ἢ ἐκκληξίς ὑπερβολὴ ἐστὶ θαυμασιότητος zeigt, dass Beide, wo nicht Unrecht, doch eine Bedeutung ausgelassen haben. Θύρωμα, wird durch τόπος, οἰκοδομή, δωμάτιον ἢ ἄλλο τι τὸ ἐποῖον ἔχει θύραν, εἰσόδον aus Herodot. 2, 169 erklärt, wie von *Schneider*, aber in der angeführten Stelle sind θύρωματα διὰ Doppelthüren, wie aus 3, 16 erhellt. Die angegebene Bedeutung lässt sich durchaus nicht erweisen.

In Θυρωρεῖον, τὸ, sagte *Schneider* Aufenthaltsort eines θυρωρός, Thürhüterzelle, f. v. a. μέσσυλος Vitruvii 6, 9. Daraus ist hier geworden: Θ. τόπος ἢ εἶκημα, ἐν ᾧ κατοικεῖ καὶ διατρίβει ὁ θυρωρός. 2) Ταῦτον τῷ Μίσσυλος. Vitruv. 6, 9. Vorerst ist die Vergleichung von μέσσυλος bey *Schneider* ganz falsch, und zweytens die Citation; denn es sollte 6, 10, oder nach der neuen Ausgabe 6, 7, 1 heissen. Hier ist der Irrthum noch vergrößert worden! Unter Θύσθλα ist folgende Stelle eingeschoben: Ἀπολλ. Λεξ. Χειρόγρ. Θύσθλα, τοὺς θυρούους ἢ κλάδους, οὓς αἱ βαρχαὶ κρατοῦσιν. Ἐνιοὶ δὲ τὰ ἐπὶ τὴν οὐσίαν ἐκφερόμενα· οἱ δὲ τὰ φύλλα τῆς ἀμπέλου. Allerdings kann die Stelle die Verschiedenheit der Auslegung des homerischen Worts lehren; aber das homerische Wörterbuch von Apollonius ist nicht mehr Χειρόγραφον, wie es noch in *Alberti's* Anmerkung zu Hesychii Θύσθλα hieß, sondern ist jetzt zweymal gedruckt; und die angeführte Stelle steht dort richtiger: denn es muss θυ-

σταν für οὐσίαν heissen. Θύσθα, ἡ, ταῦτον τῷ Θυσίας, findet Rec. aufgeführt, und wirklich steht bey *Schneider* Θυσίας, ἡ, d. i. θύσθα. Aber θύσθα ist gar kein griechisches Wort, und θυσίας selbst nur aus einer zweifelhaften Glosse des Hesychius genommen. Vermuthlich sollte es bey *Schneiders* θύας oder θύουσα heissen. Unter Θύη ist eine Stelle aus Eustathius eingeschaltet, die gerade nichts weiter lehrt, als schon gesagt war, und dabey eine (richtig bemerkte) Unrichtigkeit enthält. Θύη für θαυμαστὴς wird als ionisch ohne Autorität, wie von *Schneider*, aufgestellt; aber in der einzigen Stelle Hesiodi Scutum v. 165 haben die besseren Handschriften θαυμάτῃ ἔργα. Aber auch dieses Wort, welches in den homerischen Hymnen vorkommt, hat der Vf., wie *Schneider*, ausgelassen. Unter Θῶς ist ganz schicklich die letzte Citation und Verweisung bey *Schneider* weggelassen worden, auch die homerische Stelle Il. N, 103 hinzugefügt, da *Schneider* den Homer gar nicht angeführt hatte; aber die Hauptstelle Il. 11, 474 musste vor allem bemerkt werden. Die Stellung unseres Vfs. ist so zweydeutig, dass der unkundige Leser auch glauben könnte, das Thier θῶς heiße auch bey Homer τίγρις. Eine ähnliche Zweydeutigkeit findet sich in Θωρήσσω, wo No. 2 lautet: Ταῦτον τῷ μέλι καὶ μέθυσκομαι, ἰωνικῶς, πίνω ἀκρατον οἶνον. Dies gilt nur vom medio θωρήσσομαι, nicht vom activo, obgleich in Rufi Fragm. p. 208 steht: ἐδιδουκέναι τε θωρηκόντα. Aus diesem Buchstaben will Rec. noch ein paar Bemerkungen hinzufügen, welche er in dem vorliegenden Buche unter θρυλίσσω und θρύπτω ungern vermisst hat. Des Vfs. Landsmann und Freund Coray über Heliodorus S. 63 und 95 hat das Stammwort θρύω von θρύπτω in dem Neugriechischen nachgewiesen, wovon θρύμμα kommt. Davon machten die Neugriechen θρύβαλον, θρύβαλιζω; und für θρυλίσσω sagen sie jetzt θρουλλίζω. Dieser Gegenstand führt den Rec. auf den Buchstaben T zurück, wo gleich zu Anfang Hr. G. das Wort Γαβαζόν, τὸ Τρυβλίον, γαβάθα aus Hesychius eingeschaltet hat. *Schneider* hat das Wort nicht aufgenommen, weil er es nicht mit Autoritäten belegen konnte, und weil sich sonst kein verwandtes in der griechischen Sprache findet. Hr. Gazez hingegen, der für die Neugriechen schrieb, musste allerdings alle diese Worte aus den alten Glossarien aufnehmen, welche sich in der neugriechischen Sprache, obgleich in etwas veränderter Bedeutung, erhalten haben. Hier aber bey diesem Worte vermisst Rec. die Bemerkung, welche Coray über Plutarchi Timoleon S. 394 gemacht hat, dass bey den Bewohnern der Insel Chius Γαβιζόν den Trunk, Γαβαθίζειν zusammen trinken; und Γαβαθάριον den ἀκρατον οἶνον bezeichnet, wie κωθων und κωθωνίζεσθαι den beiden ersten Worten entsprechen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 M A Y, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

VENEDIG, τύποις Μιχαήλ Γλυκού του εξ 'Ιωαννίνων 'Ανθίμου Γαζή Λεξικόν Ἑλληνικόν — Ἐπιστάσια καὶ διορθώσεις Σπυρίδωνος Βλαντιή. Τόμος πρῶτος etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Unter Γαγγάμη hat Hr. G. die Stelle aus Pollux 10, 132 eingerückt, woraus erhellet, daß γάγαμον auch die Stelle am Leibe um den Nabel herum hiefs, weil sie dem Geschlechte des runden Netzes γάγαμον gleicht. Aber die angeführte Stelle steht nicht im 10, sondern im 2 Buche. Dazu fügt Hr. G. noch die gute Bemerkung, daß noch jetzt in einigen Gegenden von Griechenland denselben Namen ein Werkzeug führt, womit man die Aestern fischt. Es besteht aus einem langen Stück Holz, mit einem scharfen Eisen an der Spitze, von welchem ein kleines sackförmiges Netz herabhängt. Auch Hesychius unter Γαγγάμη führt diesen Gebrauch an. Aber noch verdiente bemerkt zu werden, daß die Form γάγαμων zweifelhaft sey, wenigstens in der ersten Stelle bey Pollux 2, 169 aus einer falschen Lesart, der Stelle Aeschyli Agam. 369 γάγαμον ἀτῆς παλάτου entstanden sey.

Der Artikel Γάγγλιον ist durch Wegnahme und Zusatz sehr verändert worden, jedoch, wie es dem Rec. scheint, nicht zum Besseren. Wenigstens kann das Ganglion nicht ἀπόστημα genannt werden. Daß auch Missdeutungen des deutschen abgekürzten Ausdrucks mit unterlaufen, kann man in Δα sehen, wo Schneider sagte: soll als unzertrennliches Vorwort verstanden, z. B. δάσκιος, sehr schattig, wiewohl dies andere aus δασύσκιος, dickschattig, zusammenziehen; vgl. δαφινός, dafür steht hier: Μόριον ἐπιτατιδὸν τὸ πολὺ σημαῖνον, οἷον δάσκιος, ὁ πολύσκιος, μὲν ὅτι ἐν τῷ δασύσκιός, τὸ πυκνὸν σημαίνει, ὅπερ ὑνωσὺμ. τῷ δαφινός. Rec. übergeht die Abkürzungen und Auslassungen von Citationen, Nachweisungen von Autoritäten und kritischen Behandlungen, welche nicht in den Plan des Vfs. zu gehören scheinen. Er wollte kein kritisches Wörterbuch liefern, schrieb für Neugriechen, denen zum Nachschlagen schwerlich alle die angeführten kritischen Commencements zu Gebote stehen, und deren Bedürfnisse für etzt wenigstens von ganz anderer Art seyn müssen, als daß sie durch eine bloße Übertragung des Schneider'schen Wörterbuchs ganz befriedigt werden könnten. Vorzüglich möchten wohl mehrere Phrasen,

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

Beyspiele und genauere Bestimmung der Wortfügung ein wesentliches Stück seyn, wodurch Hr. G. seinem Wörterbuche den Vorzug einer grösseren Brauchbarkeit in den noch zu erwartenden 2 Theilen geben könnte. Den Preis des vollständigen Werks bestimmt die auf dem beygelegten Blatte gedruckte Anrede an die Landsleute des Vfs. zu 55 γρόσια τῆς Κωνσταντινουπόλεως auf Pränumeration. Rec. kennt diese Geldsorte nicht, weiß also auch nicht genau den angegebenen Preis zu bestimmen.

S. P. F.

HIRSCHBERG, b. Thomas: *Dialekte und Prosodie der griechischen Sprache*. Zur gründlichen etymologisch-grammatischen Auslegung der griechischen Schriftsteller. Für Lehrer und Schüler der obersten Classe unserer Gelehrtenschulen. 1809. VI u. 174 S. 8. (12 gr.)

Der ungenannte Vf. dieses Büchleins scheint zu den dienstbaren Geistern zu gehören, welche, sobald irgend ein wichtiges grösseres Werk erscheint, sogleich zum Gebrauch der Jugend einen Auszug daraus machen, ohne selbst recht zu wissen, wie sie es anzufangen haben. Kaum war die vortreffliche Überarbeitung des *maittaire'schen* Werks von Sturz erschienen (vgl. J. A. L. Z. 1810. No. 24), als unser Vf. daraus sein Lehrbüchlein entwarf, ohne, wie es scheint, eine besondere Kenntniß des behandelten Gegenstandes zu besitzen. Der Zweck des Vfs., durch Benutzung jenes Werks eine genauere Kenntniß der Dialekte bey der Schuljugend zu befördern, ist keineswegs zu tadeln; es kommt nur auf die Art an, wie er zur Erreichung seines Zieles hinarbeitete. Das *sturzi'sche* Werk ist als eine Art Wörterbuch zu betrachten, welches in einer kurzgefaßten Anweisung für die Schuljugend mehr die Gestalt einer Sprachlehre gewinnen muß. Diese gab auch der Vf. seinem Entwurfe; ob und in wiefern er aber den rechten Weg einschlug, wird das Folgende lehren.

Unserem Bedünken nach muß 1) ein populärer Schriftsteller, welcher mehr auf gründliche Deutlichkeit und falsche Darstellung, als auf vielumfassende Vollständigkeit seines Vortrags zu sehen hat, zuvor die Sphäre des Begriffs seines vorzutragenden Gegenstandes genau bestimmen, ehe er es sich anmessen darf, als Lehrer darüber aufzutreten. Dem Vf. schwebt auch diese Nothwendigkeit vor, wie ein aus Cicero angeführtes Motto beweist; er begann daher seine *Einleitung*, welche er, die schlecht befolgten Motto's aus Cicero und Seneca ausgenommen, ihrem ganzen Inhalte nach aus einem Satze zu *Maittaire's*

Xx

Werke von Sturz entlehnte, mit einer etymologischen Entwicklung des Wortes *διαλέκτος*, welcher die geschichtliche Entwicklung der griechischen Hauptmundarten folgt. So wenig aber die letztere irgend Einen befriedigen kann, welcher das, was Buttmann zu Anfange seiner Grammatik erinnert, mit den philosophischen Resultaten der allgemeinen Sprachenkunde zusammenhält: so wenig durfte der Vf. mit Sturz bloß dabey stehen bleiben, daß er aus der Grundbedeutung des Wortes *διαλέκτος* die bestimmteren Bedeutungen dieses Wortes bis auf diejenige herunterführt, in welcher er das Wort nahm. Es bedurfte noch einer genaueren historisch - philosophischen Bestimmung dessen, was der Vf. unter griechischen Dialekten versteht, nebst der Scheidung aller verwandten Begriffe, damit man nicht, wie der Vf. zu thun pflegt, Archaismen mit späteren Dialekten, und eine Mundart mit der anderen vermengt, oder besondere Provincialismen und Idiotismen einzelner Schriftsteller als Eigenthümlichkeiten ganzer Dialekte behandle, oder gar Barbarismen und allerley Sprach- und Sprech-Fehler in den Kreis hellenischer Mundarten ziehe. Der Vf. betrachtet, den Äußerungen des Hn. Sturz und den Bemerkungen griechischer Kritiker und Grammatiker blindlings folgend, als Stammsprache der Hellenen die, deren sich die Thessalier und Macedonier bedienten, und leitet daraus zwey Hauptdialekte, den dorischen und attischen, ab, von deren erstem späterhin der aeolische, so wie von dem zweyten der ionische Dialekt, ausgegangen seyn soll. Er zählt daher im Allgemeinen sowohl, als in allen einzelnen Punkten der griechischen Grammatik und Prosodie die Abweichungen der vier genannten Dialekte von der gemeinfamen Mundart auf, und verbindet damit noch die dichterischen Freyheiten als eines besonderen Dichterdialekts. Man sieht hieraus leicht, wie der Vf. die altgriechische Ursprache mit der-später hervorgegangenen, allgemein gewordenen, Bücher Sprache verwechselt, und die Eigenthümlichkeiten eines Homers, Hesiods und anderer Dichter, welche als Folge des verschiedenen metrischen Bedürfnisses, des Locals und der Zeiten, eine eigene Behandlung erfordern, ohne alles gesunde Urtheil als gemeinsamen Dichterdialekt unter einander wirft. Ihm ist die homerische Sprache, einer Stelle aus Plutarch zufolge, noch eine Mischung aus allen Dialekten, die sich damals schon entwickelt und bestimmt geschieden hatten, und Homer erlaubt sich nur gewisse Freyheiten, die mit ihm fast alle späteren Dichter theilen. Im ersten, kaum einen halben Bogen umfassenden, Haupttheile, von den Dialekten im Allgemeinen, welcher aus Maittaire's und Gedike's Bemerkungen, und aus unbedeutenden, meist unzweckmäßigen Zusätzen des Vfs. erwachsen ist, werden zwar die Charaktere der Hauptdialekte nach Gedike's Schilderung kurz angegeben; allein wir vermissen die historische Entwicklung derselben, und die Durchführung der angegebenen Charaktere in den Einzelheiten, welche uns der zweyte, fast durch das ganze Buch hinlaufende, Haupttheil namhaft

macht. Uns scheint der Grund zu den verschiedenen Hauptdialekten der Griechen schon durch die verschiedenartige Einwanderung derselben in das eigentliche Griechenland, und durch die darauf sich gründende Lebensweise gelegt zu seyn. Abgesehen von der Unterscheidung zwischen Pelasgern und Hellenen, die sich, sofern Griechen beide Namen führen, nicht auf eine Sprachverschiedenheit, sondern auf politische Verbindung gründet, findet man bey näherer Untersuchung bald, daß diejenigen Völkerstämme, welche den nordwestlichen Theil von Griechenland besetzten, nicht nur über den Hellespont zu Lande durch Thrakien kamen, sondern auch aus den früher gebildeten Ländern an der Nordostgrenze ihre Cultur empfingen; diejenigen hingegen, welche sich im südöstlichen Theile von Griechenland ansiedelten, über das ägäische Meer von Insel zu Insel schifften, und durch Kreta vorzüglich ihre höhere Ausbildung erhielten, bis Attika zuletzt beide Culturzweige in sich vereinigte, und durch seine Vielseitigkeit sich über alle anderen Griechen empor schwang. Die Mundarten der Völkerstämme im nordwestlichen Theile von Griechenland, unter denen der äolische und dorische classisch geworden sind, tragen offenbar die Spuren einer Gebirgssprache in rauhen Kehl- und Hauchlauten, und in breit und voll austönenden Vocalen, während der ionisch - attische Dialekt, mit welchem nach den Angaben der Alten das Achäische des Peloponneses verbrüdet war, in seinen Lippenlauten, in dem freyeren Gebrauche der Zunge, und in sanft und zart austönenden Vocalen die Eigenthümlichkeiten der Sprachen von Küstenvölkern und von Bewohnern freyer Ebenen verräth. Wenn sich hiedurch der allgemeine Sprachcharakter der beiden Hauptdialekte erklärt: so muß hernach wieder das Eigenthümliche in den Sprachen jeder einzelnen Landschaft aus dem besonderen Local, und aus der besonderen Ausbildung ihrer Bewohner, wie sie theils eigene Genialität, theils der Verkehr mit Auswärtigen schuf, nach den verschiedenen Lagen und Zeiten erläutert werden.

Es kann daher 2) vom Verfasser eines Lehrbuchs über griechische Dialekte gefodert werden, daß er Zeiten und Völkerchaften wohl unterscheide, und nicht, wie unser Vf., Alles, was griechische Kritiker und Grammatiker in verschiedener Hinsicht mit mehr oder weniger umfassender Gründlichkeit bemerken, unter wenige Hauptrubriken zusammenwerfe, welche mehr zur Verwirrung des Ganzen als zur gründlichen Belehrung über das Einzelne beytragen. Es kann dem zufolge nicht die rechte Methode seyn, wenn man, wie unser Vf., aus dem maittaire'schen Werke eine Menge von Beweiskstellen sammelt, die sich zu einer beliebigen Zusammenstellung eignen, und die willkürlich und ohne Wahl zusammengeraffen und planlos zusammengeschmolzenen Äußerungen griechischer Sprachschriftsteller für eine gelehrte Beyspielsammlung ausgiebt, aus welcher sich alle Regeln über die griechischen Dialekte praktisch herleiten lassen. Wie wenig man von der Methode unseres Vfs. eine gründliche Belehrung erwarten dürfte, er-

setzt schon daraus, daß der Vf. selbst keine deutlichen Vorstellungen von dem Gebrauche dialektischer Formen durch die Abfassung seines Werkchens erhielt. Welche Vertrautheit mit den dialektischen Formen verräth es z. B., wenn er beym Beschlusse seiner Anweisung hinzusetzt: „Den trefflichen Gedanken ἡ πενία μὴν τὰς τέχνας συρίσσει würde ein ionischer Dichter etwa also ausgedrückt haben: ἡ πενία μὴν τὰς τέχνας συρίσσει.“ Ein gründlich belehrendes Lehrbuch über griechische Mundarten, Provincialismen und Idiotismen darf sich nicht bloß auf Citate aus Sprachschriftstellern gründen, welche oft nur für besondere Fälle gelten, die man nicht zur allgemeinen Regel erheben darf, oft aber auch von dem Mangel eines gefunden Urtheils zeugen; sondern muß auch seine Beweise aus den classischen Schriftstellern, um derentwillen wir vorzüglich die Dialekte studiren, selbst hernehmen, welche durch die Bemerkungen der Sprachschriftsteller wohl bekräftigt, aber nicht ersetzt werden können. Es muß daher eine besondere Grammatik über alle Classiker einzeln verfaßt seyn, ehe man ein vollkommenes Werk über griechische Dialekte erwarten kann. In dieser Hinsicht haben die zerstreuten Anmerkungen über die Dialekte in *Buttmann's* griechischer Grammatik einen größeren Werth, als jedes noch so vollständige Lehrbuch über die Dialekte, dem es an gehöriger Unterscheidung der Schriftsteller nach Gattungen und Zeiten mangelt. Unser Vf. hätte besser gethan, wenn er den vierten und fünften Theil der bekannten hallischen Grammatik, die wir auch in einer Anmerkung zu den Vorbegriffen des zweyten Haupttheils benutzt finden, mit den nöthigen Abänderungen nach den besseren Kenntnissen unserer Zeit, und mit den belehrendsten und wichtigsten Beyspielen aus *Maittaire's* Werke, besonders hätte abdrucken lassen, als daß er sein Geschreibsel, dem er doch, den prosodischen Theil ausgenommen, bey aller scheinbaren Verschiedenheit, im Ganzen dieselbe, wenn gleich minder zweckmäßige und zu allerley Unrichtigkeiten führende, Einrichtung gab, in den Druck beförderte.

Ein Lehrbuch über die griechischen Dialekte zum Gebrauche der Schuljugend sollte sich 3) bloß auf die Abweichungen beschränken, welche zum Verstehen der Classiker dienen, und die Hauptdialekte, in welchen wir noch ganze Werke oder Bruchstücke von Classikern besitzen, im Ganzen oder im Einzelnen charakterisiren. Statt dieser Beschränkung auf classisches Griechisch finden wir bey unserem Vf. Alles nach blinder Willkühr unter einander gemischt, was ihm zum Aufschreiben geeignet schien. Er nahm dabey weder Rücksicht auf den Bedarf der Schüler, für welche er schrieb, noch auf eine zweckmäßige Methode, die das Auffassen und Behalten des Einzelnen durch allgemeine Winke erleichtert; sondern er begnügte sich, das Einzelne, welches er aushob, als Beyspielsammlung über besondere Theile der Grammatik an einander zu reihen, und hinterher die Jugend oder die Lehrer derselben immer aufzufodern,

bey eigener Lectüre der Schriftsteller mehrere Beyspiele zu sammeln, und daraus für jeden Dialekt allgemeine Regeln zu abstrahiren. Er überläßt also denen, die sein Buch gebrauchen, zu notiren, was er selbst hätte geben sollen, und zieht aus seinen mehr oder weniger verdrehten Beyspielen nur einige allgemeine Regeln ab, welche theils in fruchtloser Aufzählung aller Arten von Veränderungen bestehen, wonach *Maittaire* seine Bemerkungen geordnet hat, theils allgemeine Bemerkungen über jeden Dialekt enthalten, wie sie jede noch so schlechte Grammatik liefert. Das Beste im ganzen Buche ist die dialektische Flexion (so schreibt der Vf.) oder Formenlehre, weil hier die Abweichungen aller vom Vf. aufgenommenen Dialekte in besonderen Schematen des Artikels, der Declinationen, und gewissermaßen auch der Conjugationen und Contractionen, tabellarisch dargestellt, und dann durch einzelne Beyspiele aus den Classikern oder Grammatikern erläutert sind, um Regel und Übung mit einander zu verbinden. Bey der dialektischen Conjugation und in mehreren anderen Theilen seines Buchs beruft sich der Vf. auf eine praktische griechische Sprachlehre, dergleichen wir noch gar nicht haben, welche aber der Vf. schon im Manuscript gefertigt zu haben scheint. Wir verkennen den Nutzen einer solchen Sprachlehre so wenig, daß wir den Vf. zu ihrer Herausgabe ermuntern würden, wenn uns nur die Beschaffenheit des vorliegenden Buchs, aus dessen Brauchbarkeit wir auf jenes Buchs Nutzen schließen sollen, zu der Erwartung berechtigte, daß er die Zweckmäßigkeit und Falschheit eines *Bröder* bey besseren grammatikalischen Begriffen erreichen würde. In der aus der praktischen Sprachlehre eingeschalteten Formation der Verben vermissen wir, bey aller Klarheit der tabellarischen Darstellung, zur Zeit noch die geläuterten Begriffe eines *Buttmann*; so auch in mehreren Anmerkungen, wenn es gleich in einer derselben zu der aus Hom. II. V, 5 f. genommenen Stelle „Λαμπρον πάμφανησι (für φαίνσι) ασηρ σκωριος“ heisst: „Möchte doch diese Anweisung zur dial. Conjugation ebenfalls so hell leuchten, wie der herbstliche Stern (Sirius) λεουμνος Ωρεα νοιο!“ Vergl. *Maitt.* S. 464 und *Buttm.* S. 249. Das Allersonderbarste in diesem Buche ist die Prosodie des dritten Haupttheils, welche dazu dienen soll, die dialektischen Abweichungen von der Regel desto eher zu verstehen und zu behalten. Nach einer weitläufigen, deutschen und lateinischen, aber nichts desto weniger mangelhaften und unrichtigen, ja zum Theil grundfalschen, Aufzählung der Regeln über Quantität, Versglieder und Versarten, nebst einer nach *Gottbold* ausgeführten Hauptregel über das mechanische prosodische Lesen des Griechischen, der die Zusätze des Vfs. schnurgerade widersprechen, liefert uns das zweyte Capitel, welches die Abweichungen von jenen prosodischen Regeln verspricht, nichts als einige Beyspiele dichterischer Elisionen und Dialysen, welche mit den gegebenen prosodischen Regeln in ganz und gar keiner Verbindung stehen.

Sollte nach allem diesem der Unwerth dieses Büch-

leins noch zweifelhaft bleiben: so machen wir 4) noch auf die besondere Einrichtung desselben aufmerksam, die ihm der Vf. mehr zum Scheine einer Abweichung von *Maittaire*, als aus besserer Überzeugung, gab. *Maittaire* ordnete sein Werk nach den Hauptdialekten, deren Eigenheiten er durch alle einzelnen Rubriken der Grammatik durchführte; unser Vf. ordnete das Seinige, gleich der hallischen Grammatik, nach einzelnen Sprachtheilen, deren verschiedenen Ausdruck er dann in allen Dialekten verfolgte. *Maittaire* belegt jeden einzelnen Satz mit Beweisen in den Noten, die Sturz mit ängstlicher Genauigkeit und stätigem Streben nach Vollständigkeit anführt; aus diesen stöppelt der Vf. auf eine sinnlose Weise eine Beyspielsammlung zusammen, woraus er am Ende ein allgemeines Resultat zieht oder ziehen läßt. Dafs der Vf. fast durchaus den Gang umkehrte, welchen *Maittaire* nahm, mag zum Theil seinen Grund in der Idee einer praktischen Sprachlehre haben; dafs aber einzelne Abänderungen nur die Entstehungsart des Buchs verdecken sollten, erhellt daraus, dafs sie nur zu Anfang befolgt worden. So sind blofs zu Anfang die Veränderungen in den Vocalen den Veränderungen in den Consonanten vorgeordnet, und so sind blofs zu Anfang der dorische und äolische Dialekt von einander geschieden. Wie wenig aber auch der Vf. den äolischen Dialekt vom dorischen zu scheiden verstand, lehren die dialektischen Declinationstabellen, wo ihm *Maittaire*, zumal beym Artikel, keine genauen Bestimmungen lieferte. Daher hat er denn auch bey der anfänglichen Scheidung Dorisches mit Äolischem und Äolisches mit Dorischem verwechselt, und die Syrakuser, Eretrier, Lakonier, Böotier, Theßalier u. a. bald zum äolischen, bald zum dorischen Dialekte gezogen. Bey dem dorischen Dialekte finden wir unter anderem auch Arkadisches, Pamphylishes, Archaismen, Barbarismen, Traulismen, ja Formen, die nur im Kopfe eines Etymologen oder im Munde eines Falschredenden existirten, kurz Alles aufgeführt, was *Maittaire* unter die Dorismen ordnete, weil er es nirgends besser anzubringen wußte. Hätte der Vf. nur immer angedeutet, aus welcher besonderen Mundart seine Beispiele genommen seyen: so würde ihre falsche Anordnung wenigstens nicht schaden; allein er verstümmelt gewöhnlich, ohne jemals seine Quelle anzugeben, der Kürze halber die Beweisstellen so, dafs die ganz besonderen Fälle dadurch zur allgemeinen Regel erhoben werden. Meistens schmelzt er verschiedene Citate von *Maittaire* und Sturz, die er nach Belieben abkürzt, oder auch nach *Maittaires* lateinischen Vorerinnerungen griechisch erweitert, in einen Satz zusammen, wodurch er nicht nur bey dem dorischen, sondern selbst bey dem io-

nischen Dialekte gar vieles verfälscht hat. Den macedonischen Dialekt zählt er so unbedingt den Dorismen zu, dafs er mehrere Stellen, worin von Macedoniern die Rede war, mit anderen Stellen in Eins zusammenwirft, welche ganz verschiedene Theile des dorischen Stammes betreffen. Bey solcher Vermischung der Dialekte konnte sich denn freylich der Vf. der Mühe überhoben glauben, auch das Capitel von vermischten Dialekten zu seinem Zwecke zu benutzen. Dafs der Vf. bey seinem planlosen Abschreiben auch solche Citate aufnahm, die er weglassen mußte, z. B. aus Athen. XI, 14. Σκυρος, οὐκ ἐκείνος, διὰ τοὺς Σκυθὰς περαιτέρω τοῦ ἑσπέρου μετέσκησεν, fogar mit Hinweisung auf das horazische: *Natis in usum laetitiae pugnare scyphis, Thracum est*; dagegen andere nicht aufnahm, welche aufgenommen zu werden verdienten, brauchen wir wohl nicht weitläufig zu erweisen. Wir bemerken nur noch das Unzweckmäßige in einem Lehrbuche für die Jugend, besonders wo bloße Dialektverschiedenheiten in einzelnen Wörtern angeführt werden, deren Sinn sich nicht aus dem Zusammenhange ergibt, das Griechische ohne Accente und *Spiritus* (*lenes* wenigstens) zu schreiben, wiewohl sich auch hierin der Vf. zuweilen vergaß, und manchen Accent aus *Maittaire* (man glaube ja nicht, aus Absicht) durchschlüpfen liefs. Den Gebrauch der deutschen Interpunction in griechischen Sätzen halten wir einer eigenen Theorie zu Gute; aber die Weglassung der Accente schreiben wir unbedenklich der Verlegenheit zu, in welcher sich der Vf. oft befinden mochte, wenn er selbstgemachtes Griechisch schrieb.

Dazu kömmt die Fahrlässigkeit, dafs der Vf. nicht erst in seinem Exemplare des *maittaire'schen* Werkes die angezeigten Druckfehler verbesserte, ehe er sie, wie *οὐκ* für *ἐν* statt *ὅτι* in sein Büchlein übertrug; ja gar solche Druckfehler, worauf Sturz in einer unmittelbar beygefügtten Note aufmerksam macht, als Eigenthümlichkeiten eines Dialektes aufnahm, wie das herodotische (παρ)έδωσαν, die der Vf. dann noch mit eigenen Schreib- und Druck-Fehlern vermehrte. Von Verdrehungen der letzten Art führen wir nur die Stelle an, welche das Etymologikon aus Kallimachos anführt, τοῖς μικροῖς μικρὰ δίδουσι θεοί, welche der Vf. also abgeändert hat: τοῖς μικροῖς μικρὰ Σικελὸν δίδουσι θεόν (σ μικροῖς σ μικρὰ). Das Wort Σικελὸν floß vermuthlich aus einer bald darauf angeführten Stelle, wo der Vf. folgende zwey Citate: Σικελὸν τὴν χύτραν κύτραν λέγουσι, καὶ τὸν χιτῶνα κιτῶνα, und Θετταλοὶ τὰς ἀπῆνας καπῆνας ἔλεγον, also zusammensetzte: Τὸν χιτῶνα κιτῶνα λέγουσι, καὶ Θετταλοὶ τὰς ἀπῆνας καπῆνας ἔλεγον.

VI — VII

N E U E A U F L A G E N.

Paris b. Klotzermann d. Sohn; *Essai de Géométrie analytique appliqué aux courbes et aux surfaces du second ordre.* Par J. B. Biot, Membre de l'Institut de France, etc. Qua-

trième édition. 1810. VIII und 330 S. 8. mit 9 Kupferst. (Siehe die Recens. der 5ten Auflage Jahrgang 1810. No. 25.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 M A Y, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN, auf Kosten des Vfs., u. LEIPZIG, b. Gleditsch in Commission: *Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend*. Herausgegeben von *Wilh. Gottlieb Becker*. 1808. Zweyter Band, oder 4 — 8 Heft, mit 108 S. Text nebst Vorrede und Kupfertafeln, von No. XXXV bis XCIV. Fol.

Schon ist in diesen Blättern 1804. No. 18 des ersten, und 1806. No. 240 des zweyten und dritten Hefts vom *Augusteum*, welche zusammen den ersten Band ausmachen, umständliche Erwähnung geschehen; die richtigen Abbildungen der antiken Denkmale, der saubere Stich, der elegante Druck, erhielten ihr verdientes Lob, und mit gleichen Eigenschaften ausgestattet sind auch die fünf nachgefolgten, zum zweyten Bande gehörigen Hefte, deren Anzeige wir gegenwärtig beabsichtigen.

Wenn man auf die Zahl der Kupfertafeln und der abgebildeten Monumente merken will: so ist dieser zweyte Band viel reichhaltiger als der erste ausgefallen. Er enthält nämlich nicht nur eine beträchtliche Anzahl Kupfertafeln mehr als jener, sondern hat auch, fast möchten wir sagen, an Gehalt Vorzüge; nur eine einzige Statue erscheint noch auf zwey Platten, in verschiedenen Ansichten dargestellt, womit also besetzt ist, was Manchem am ersten Bande überflüssig erschienen.

Hr. B. giebt in der Vorrede zu verstehen, das Publicum habe seinem Unternehmen nicht die lebhafteste Theilnahme bewiesen, die wohl erwartet werden durfte, läßt aber dessenungeachtet weitere Fortsetzung und Beendigung des Werks hoffen; welche Nachricht alle diejenigen, die sich für die Alterthümer interessieren, gewiss mit Vergnügen vernehmen werden. Eine so zahlreiche, mit vielen höchstmerkwürdigen Stücken versehene Sammlung, wie die dresdner ist, verdiente wahrlich durch gute Abbildungen und angemessene Erklärung sowohl der Bedeutung als des Kunstverdiensts der Monumente bekannter zu werden, als sie es bisher gewesen: denn Niemand wird leugnen wollen, daß die *Marbres de Dresde* in jedem Betracht unzulänglich sind.

Sollten wir alle in dem nun anzuzeigenden zweyten Bande des *Augusteum* gestochenen Antiken besonders nennen: so würde solches weiltäufig, und darum nicht unterrichtender seyn; wir beschränken uns deswegen lieber nur auf diejenigen Stücke, welche entweder als Kunstwerke von hoher Vortreflichkeit

auszeichnen, oder in Betracht der Gegenstände, die sie darstellen, besonders merkwürdig sind.

Zur ersten Art möchten folgende gehören: Kupfertafel XXXV. Bruchstück, oder eigentlich das obere Theil bis unter die Brust von einer Statue, die man für eine Wiederholung des vortreflichen Achilles in der Villa Borghese zu halten befugt ist. Die Kpft. XXXVII u. XXXVIII stellen den bewundernswürdigen Sturz eines Ringers dar, welchen Hr. B. mit Recht für das Hauptstück der dresdner Sammlung will angesehen wissen; der Kopf und der rechte Arm fehlen, das rechte Bein, wie auch der linke Vorderfuß sind ergänzt. Die Kunst an den antiken Theilen giebt selbst berühmten Meisterstücken nichts nach; zarter als der borghesische Fechter und edler in den Formen als der Gladiator Moribundus; von größerem Stil als der ruhig stehende Discobolus, behauptet dieser herrliche Sturz einen ehrenvollen Platz zwischen ihnen. Zwey schöne antike Nachahmungen in gleicher Größe findet man im Pallast Petto zu Florenz, eine dritte ist aus Rom nach England gegangen, und die Gemme von Cnejus, welche *Bracci* in seiner *Memorie degli Lucifori* Tab. LI bekannt gemacht, kann ebenfalls für eine Nachahmung angesehen werden, wobey aber ja nicht an Copieen im heutigen Sinne gedacht werden darf: denn Hr. B. erinnert S. 9 selbst ganz richtig, daß weder jene Gemme noch die angeführten Statuen mit dem dresdner Sturz in allen Theilen genau übereinstimmen. Die Alten erlaubten sich in der Nachahmung von Kunstwerken mehr Freyheit, als wir pflegen, wie durch die Venusbilder, die jungen Faune und andere oft wiederholte Figuren erweislich zu machen ist. — Kpft. XLI enthält die Abbildung einer leicht einhereschreitenden hübsch drappirten Minerva, deren Kopf vornehmlich viel Lob verdient; er gehört indessen nach Hr. B.'s Meinung der Figur nicht an. — Kpft. XLIII. Venus, eigentlich nur der Körper einer solchen, aber von außerordentlich schöner Arbeit; der Kopf gehört nicht zur Figur, Arme und Füße sind sogar modern, und das Gewand von dunkelgrauem Marmor, welches, von der Schulter herabfließend, Schenkel und Beine bedeckt, wird für eine antike Restauration gehalten. — Kpft. XLV. Diana, im langen Gewand; diese Statue soll schön gearbeitet und ungemein wohl erhalten seyn. — Kpft. L. Sturz einer jugendlichen männlichen Figur, woraus der Ergänzer unbefugter Weise einen Alexander gemacht hat; antik ist bloß der Körper und der linke Schenkel, diese aber von unschätzbbarer Kunst, und nach unserem Ermessen eines der aller schönsten

Stücke der Sammlung. — Reizender noch, wie auch nicht geringer an Kunstverdienst, erscheint Kpft. LIII die vom Ergänzer zur *bacchischen* Nymphe umgeschaffene Figur unter Lebensgröße, welche nach Hr. B. eine junge Diana seyn wird; sie trägt ein junges Reh im Fell. Die Wendung dieser kleinen Figur, deren Kopf, beide Vorderarme, die Füße mit dem größten Theil der Beine verloren ging; die Brust, die Kniee, das Gewand, ist Alles von bezaubernder Schönheit und Anmuth. — Kpft. LIV. Eine, dem jetzt in Paris befindlichen sogenannten Antinous von Belvedere ähnliche Figur, woran der Torso nur alt, aber wirklich schön ist. — Kpft. LV. Die sogenannte Tuccia; gut bewegt und gut drappirt, auch hat sie einen reizend schönen Kopf. — Kpft. LVII enthält zwey einzelne Köpfe: nämlich einen schönen männlichen Kopf, welcher Juba genannt wird, und einen weiblichen über Lebensgröße, welcher unter der etwas misslichen Benennung Cleopatra bekannt, aber in Hinsicht auf die Kunst ein großes Meisterstück ist. — Kpft. LXI zeigt den Kopf einer Venus, beynahe unbeschädigt erhalten, und einer der allerschönsten, die uns von dieser Göttin übrig geblieben sind. Er gehört nicht zu der mittelmäßigen Statue, die ihn trägt, welche daher mit guter Überlegung im Kupfer weggefallen worden. Leider muß man es beklagen, daß der Kopf des Amor, den man auf eben dieser Kupfertafel erblickt, so sehr beschädigt, ja ein bloßes Fragment ist: denn die noch wohl erhaltenen Theile an demselben sind von ganz außerordentlicher Schönheit. Hr. B. sagt von ihm sehr treffend: „Er verwundet mit den Augen, wie der Amor des Praxiteles.“ — Kpft. LXIV. Amor und Psyche; Gruppe von der bekannten Art. Diese hier würde übrigens eine der allerschätzbarsten seyn, wenn nicht die antiken Köpfe, wie auch die Arme und die Beine zum Theil verloren, und durch schlechte moderne Arbeit ersetzt wären. Kpft. LXXI. Silen; ein vortreffliches Werk, voll Ausdruck und Charakter, nur die Beine sind restaurirt, wie auch der linke Vorderarm. Kpft. LXXVII Kopf mit oben über den Scheitel gelegter Hand und Arm. Hr. B. ist geneigt, in diesem Denkmal die Ariadne zu erkennen; Andere hingegen halten solches für das Bruchstück einer Statue des Bacchus: alle Stimmen aber vereinigen sich dahin, daß die Arbeit ganz vortrefflich sey. — Kpft. LXXIX enthält die Abbildung von einem tanzenden Satyr, welcher so schön gearbeitet seyn soll, daß ihm der Vf. noch den Vorzug vor der berühmten florentinischen Statue dieser Art, deren Stellung jedoch etwas verschieden ist, einräumt. — Kpft. LXXXVII. Statue eines jungen Athleten, welche durch Ergänzung zu einem Meleager gemacht worden. Die antiken Theile haben sehr viel Verdienst; unterdessen ist nach unserem Dafürhalten der andere, Kpft. LXXXVIII dargestellte junge Athlete noch vortrefflicher, und eines der edelsten Denkmäler, deren sich die dresdner Sammlung zu rühmen hat; auch kann er zu den am besten erhaltenen gezählt werden, weil bloß die Nase und beide Vorderarme restaurirt sind.

Sehen wir uns nun nach solchen Monumenten um, welche neben der Kunst sich auch noch als antiquarische Merkwürdigkeiten auszeichnen: so wären in dieser Eigenschaft etwa die folgenden zu empfehlen.

Kpft. XL. Statue des Neptun, kaum halb lebensgroß, aber trefflich gearbeitet und überdies wohl erhalten. Bilder dieser Gottheit gehören bekanntlich unter die Seltenheiten, und in solchem Betracht ist auch eine andere, etwas größere Statue derselben, von welcher Kpft. XLVII die Abbildung mitgetheilt wird, ein schätzbares Stück. Unbedenklich zählen wir zu den merkwürdigen Stücken ebenfalls das erhobene aus dunkelgrünem Jaspis gearbeitete, und auf Marmor aufgelegte weibliche Profilgesicht, Artemisia genannt. Von der Haarbedeckung, aus weißlich grünem Kalkstein, und dem Schleyer, aus gelb und bräunlich geflecktem Marmor bestehend, vermuthet Hr. B. mit Grund, sie seyen moderner Zusatz. — Venus mit Amor und Psyche; Gruppe, von welcher Kpft. LXII die Abbildung liefert, ist eine in ihrer Art einzige Darstellung und zugleich gut gearbeitet. — Denselben doppelten Werth wird man auch der weiblichen Figur, Kpft. LXVI, zugestehen müssen, welche sich an einen Priapus anlehnt. — Auch des Kopfs der, Kpft. LXXX abgebildeten, aus verschiedenen Bruchstücken bestehenden Figur ist hier zu gedenken. Derselbe stellt nämlich eine Satyra dar mit spitzen Ohren, geistreich ausgeführt. Kpft. LXXXIV enthält die Abbildung eines erhobenen Werks mit drey Masken; auf der Rückseite der Tafel werden flach gearbeitete Bilder wahrgenommen. Wir führen dieses Werk an, theils weil solche auf beiden Seiten bearbeitete Basreliefs wirkliche Seltenheiten sind, theils weil hier am schicklichen Ort des verewigten *Zoozoo's* wahrscheinliche Meinung von der ursprünglichen Bestimmung dieser sonderbaren Denkmäler kann in Erinnerung gebracht werden. Dieser gelehrte Forscher vermuthete nämlich *Bassirilievi Ant. di Roma* Tom. I. p. 69, sie seyen Überbleibsel (Seitenwände) von Kisten, welche zum Aufbewahren *bacchischer* Geräthschaften dienten. Rec. hat noch vor Kurzem in Privathänden eine gut in Hautrelief gearbeitete Maske gesehen, welche das Bruchstück von einem ungefähr ähnlichen Werk seyn muß: auf der flachen Rückseite bemerkt man einen nur schwach angedeuteten Pferdekopf; die Maske selbst ist ehemals bemalt gewesen. Da auch die Denkmäler von rothem Marmor (*rosso antico*) nur selten vorkommen: so verdient der unter dem Namen Ptolemäus Philadelphus gehende schöne Kopf, Kpft. LXXXV, daß man seiner hier gedenke. Der Vf. hat sich nicht bestimmt geäußert, ob er die bisherige Benennung wahrscheinlich finde; wir indeß wären nicht abgeneigt, das Werk für ein Bild des jungen Herkules zu halten, welches auch allenfalls mit *Visconti's* wahrscheinlicher Vermuthung (*Mus. Pio-Clement.* Tom. I. p. 85), daß die Denkmäler von solchem rothem Marmor nicht früher als zu Hadrian's Zeit gearbeitet seyen, besser übereinstimmt, als wenn dasselbe gedachtemassen für ein Bildniß des Ptolemäus Philadelphus gelten soll.

Die Kpft. XCII, XCIII u. XCIV mit Abbildungen von vier antiken Gemälden, welche von Mauern der alten Stadt Antium abgenommen worden, und sich nun in der dresdner Antiken-Sammlung befinden, beschließen den Band. Das erste von diesen Gemälden stellt den Herkules dar, die Alceste aus der Unterwelt wieder heraufführend. Das zweyte eine Figur, welche sich auf die Verehrung der Cybele zu beziehen scheint. Das dritte und vierte besteht jedes aus einer einzelnen verzierten Maske.

In Beziehung auf den Text sey uns eine vielleicht unbedeutende Berichtigung erlaubt, die wir aber dessenungeachtet nicht zurückhalten wollen. Kpft. LXXVIII nämlich stellt einen stark ergänzten, jugendlichen, auf der Flöte spielenden Satyr dar, und Hr. B. urtheilt ganz richtig, daß dergleichen Flötenspieler in ziemlicher Anzahl vorhanden seyen. Die schönsten darunter wären der capitolinische und der borghesische etc.: welches zwar wahr seyn mag, allein es befinden sich im capitolinischen Museo zwey dergleichen Figuren von beymahe gleichem Verdienst, und im Pallast der Villa Borghese stunden sonst auch zwey sehr gute, von denen besonders Eine hochgeschätzt wird. Hr. B. sagt ferner: „Sie scheinen alle einem berühmten und beliebten Originale nachgebildet zu seyn, in welchem man den schönen Satyr des Praxiteles wiederzufinden geglaubt hat.“ Daß sie einem vor Alters berühmten Originale nachgebildet sind, ist wohl gewiß; doch nicht von diesen jungen Satyrn, oder, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, Faunen, die auf der Flöte spielen, vermuthen die Alterthumsforscher, sie seyen dem schönen Satyr des Praxiteles, zubenannt Periboetos, nachgebildet: diese vermuthlichen Nachbildungen sind Figuren, die noch bey weitem häufiger wiederholt vorkommen, als die besagten Flötenspieler; sie stehen angelehnt an einen Baumstamm, die eine Hand in die Seite stützend, in der anderen die Flöte haltend, ihre Bildung ist auch entwickelter, mehr Jüngling als knabenhaft.

W. K. F.

BERLIN, b. Hitzig: *Omasis*, oder: *Joseph in Aegypten*. Ein historisches Drama in fünf Aufzügen. Aus dem Französischen des Hn. Baour-Lormian, im Versmaße des Originals übersetzt von Robert. 1808. 103 S. 8. (12 gr.)

Diese Übersetzung hat das Merkwürdige, daß sie ein neuer Versuch ist, ein französisches Drama in dem Versmaße seines Originals, in Alexandrinern, zu geben, wobey die allgemeine Übersetzungsregel befolgt ist, daßs man bey der Übertragung eines ausländischen Products dieselbe Form beybehalten müsse, worin es hervorgebracht worden. Wenn man indeß diesen Grundatz näher prüft: so findet man, daßs er nicht ganz richtig, oder, daßs das Richtige darin nicht bis zur völligen Klarheit durchgedrungen und ausgesprochen ist. Man meint damit eigentlich, daßs eine Übersetzung auch der Form nach so erscheinen müsse, daßs sie auf uns denselben Eindruck, wie das Original, mache. Dabey nimmt man nun schon als erwies-

sen an, daßs dies vornehmlich durch Beybehaltung desselben Versmaßes bewirkt werde, welches aber zum Theil ein Irrthum ist, weil jedes Versmaß nicht in jeder Sprache dieselbe Wirkung hervorbringt. Es ist also die Regel dahin genauer zu berichtigen, daßs man in einer Sprache von den vorhandenen und möglichen Formen und Versarten gerade die ausforschen und herausheben müsse, welche sich dem Stoffe am besten anschmiegt, und auf uns, wo möglich, eben so vortheilhaft wirkt, als die Versart des Originals bey dem anderen Volke. Häufig thut dies nun dieselbe Form, dieselbe Versart, aber nicht immer, und in den meisten Fällen doch nur mit minderer oder größerer Annäherung. Zuweilen erreicht sogar ein ganz anderes Mittel denselben Zweck. Der Grund davon liegt, wie bekannt, in der großen Verschiedenheit der Sprachen, die mehr oder weniger einen herrschenden Ton, eine gewisse Melodie und einen bestimmten Umfang haben, und den Ausdruck im Voraus bedingen, wie die verschiedenen Instrumente, auf denen nicht dieselben Stücke ohne alle Veränderung hinüber und herübergespielt werden können. — Bey den französischen Trauerspielen nun bleibt die Rücksicht auf den Vers allerdings sehr wichtig, und für den poetisirenden Rednergang, der darin herrscht, der äußere Schmuck des Verses und des Reimes eben so nöthig, als dem Staatsmann sein Staatskleid. Sind sie einmal in ein strahlendes Schimmergewand eingehüllt, und ihre Wirkung mit darauf berechnet: so müssen sie auch bey uns eben so erscheinen, wenn sie uns in dieselbe Täuschung verlesen sollen. Es fragt sich aber, ob dies bey uns der gereimte Alexandriner, worin obiges Drama wiedergegeben ist, wirklich thun wird, und wir müssen dies sowohl aus Gründen als nach dem Erfolge bezweifeln. Der deutsche Alexandriner ist nicht allein mit seiner bestimmteren Sylbenquantität und festeren Betonung reifer und schleppender als der französische, worin viel Freyheit und Bewegung herrscht, sondern sein pathetischer Gang macht an die deutsche Poesie weit größere Forderungen, als jener, und verlangt die vollste Würde und Erhabenheit, wenn er anders uns nicht entweder *lässig* oder *lächerlich* werden soll. Eben dieser Ansprüche wegen ist er so leicht zum Komischen zu gebrauchen, wo seine gemächliche Feyerlichkeit oft persiflirend wirkt, und dasjenige durch eine vornehme Verhüllung bewerkstelligt, was in andern Verhältnissen der gesprächsähnliche Knittelvers durch Naivetät hervorbringt. Wie klingen z. B. solche Verse S. 7:

Noch sieben Jahren nun der Fall' und Fruchtbarkeit
Ist eingetreten jetzt die dürre, theure Zeit.

Werden wir dabey nicht statt des Ernstes an den Scherz erinnert? Und so geschieht es bey dieser Übersetzung oft. Daran ist aber nicht bloß der Übersetzer, dessen guten Willen in solchen Versuchen man wenigstens loben muß, sondern vorzüglich auch das Stück selbst Schuld, das weit erhabener und pomphafter seyn mußte, wenn es den deutschen Alexandriner in Ernst sollte vertragen können. In

dem Vorbericht wird zwar die edle Einfalt des Originals und die bescheidene Prunklosigkeit seiner gefälligen Sprache gerühmt; aber dieß hätte gerade den Übersetzer eher abhalten als bewegen sollen, damit einen Versuch in deutschen Alexandrinern zu machen. Wenn der deutsche Dichter einmal den Mund so voll nimmt: dann erwarten wir auch etwas recht Würdiges und Erhabenes, und sind nicht, wie der Franzose, der schon das Kleinste pathetisch zu sagen geneigt ist, mit leeren Ausrufungen und Fragezeichen zufrieden. Hat nun die Rede vollends selbst im Französischen Einfachheit: dann bekommen wir in unseren deutschen Alexandrinern gewiß die Mattigkeit. Und so ist es denn hiemit auch ergangen. Dahey — wie profaisch sind manche Stellen nicht ausgedrückt! Z. B. S. 5:

Nicht rührte sie mein Schmerz, nicht meine Zärtlichkeit,
Wie ich mich auch benahm, es wuchs ihr blinder Neid.

S. 8: Gott selbst befahl es mir, mich Sirene zu betragen,
Und wie er mir gebot, mußst' ich sie nun befragen!

Besonders häufig bedient sich der Übersetzer in den Wendungen der Nachlieferung des Reimwortes, worin der Alexandriner noch fühlbarer seine Fessel nachschleppt.

S. 13. Pharaon selber hat beschlossen meine Schande.

S. 17. Der stolze Sklave wähnt, mit eitelen Entwürfen,
Zu unserm Königsstamm erheben sich zu dürfen.

S. 18. Im Kerker leb' ich hier; nur eure Menschlichkeit
Hat mir erleichtert oft mein drückend - schweres Leid.

Auch braucht er nachpolternde Reime, wie *vertheidigen, beleidigen, Verübtes, giebt es*.

Vom Werth des Stückes ist ebenfalls nicht viel zu rühmen. Einige Scenen zwischen Joseph und Benjamin sind innig und zart, wie auch der Übersetzer im Vorbericht besonders anführt. Etwas Großes und Rührendes hat auch die Scene, wo nach Jacobs Ankunft in Aegypten die Kinder umher ihn zu trösten suchen, so wie zum Theil die Erkennungsscene. Aber wenn Jacob bey dem Lobe, das man dem fremden Statthalter beylegt, gleich ausruft:

Das ist dein Bild, mein Sohn, den ich so früh verloren!
So verräth dieß schon deutlich die Ungeschicklichkeit, womit der Vf. seinen Gegenstand poetisch zu machen sucht. Das Meiste ist nur rhetorisch oben weggeschöpft.
T. Z.

HIRSCHBERG, b. Thomas: *Alfred*. Ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen, von Christian J. Salice Contessa. 1809. 126 S. 8. (18 gr.)

Was man im Allgemeinen von einem Drama, das ganz besonders für die Bühne bestimmt ist, zu fordern pflegt, wird man bey diesem Schauspiel, wenn man vornehmlich den sogenannten Effect berücksichtigt, nicht vermissen. Es fehlt ihm nicht an ei-

ner interessanten Handlung, die sich erst am Schlusse, wenn gleich nicht ganz unvermerkt, völlig entwickelt, auch nicht an frappanten Gegensätzen und theatralischen Scenen im engeren Sinne; die Sprache ist gewählt, zuweilen anmuthig, und bewegt sich in angenehmen Versen; auch der Stoff ist von der Art, daß er für die Gegenwart ein besonderes Interesse hat. Bey dem Allem hat dieß historische Schauspiel wenig oder keinen wahren Kunstwerth, denn es fehlt ihm das Wesentlichste, ein poetisches inneres Leben; es ist durchgängig in der Manier gearbeitet, die man die kosmopolitische oder philanthropische nennen könnte. Nach dieser ist die Menschheit das ewige Stichwort, aber Menschen treten nicht auf; alles verschwimmt ins Allgemeine, und statt einer Idee, eine sich ruhende und aus sich selbst hervorgehende Welt darzustellen, wird bloß ein abstracter Gedanke ohne alle wesentliche Eigenthümlichkeit, lediglich in solche Modificationen gehüllt, wie gewisse historische Thatfachen sie gerade an die Hand geben, in dramatischer Form abgehandelt. Da können denn, um diese Leblosigkeit zu verdecken, schön klingende Reflexionen, erhabene Betrachtungen, weise Lehren, empfindsame Ergüsse und dergleichen nicht genug angebracht werden, und es gelingt auch, mit ihnen den, der an der Oberfläche haftet, aufs Beste zu täuschen. Es kann nicht fehlen, daß diese blendenden Redekünste öfters auch da angewandt werden, wo sie kaum den Schein für sich haben, und hier muß ihre Nichtigkeit selbst der entdecken, der nicht geradezu alles auf Treu und Glauben sich gefallen läßt, und bey den vielen Gedanken, die ihm vorgedacht werden, noch etwas eigene Kraft und Lust zum Denken übrig behält. Diesem muß es z. B. an dem Helden dieses Stückes sehr auffallend seyn, wenn dieser, nachdem er ein Langes und Breites über die Kleinmüthigkeit seines Volks gesprochen, und als er fast alle Hoffnung aufgegeben hat, daß es sich aus seiner Erniedrigung wieder zu einem männlichen Kampf um die Freyheit erheben werde, endlich das Volk neuen Muth fassen sieht, wenn dieser unter solchen Umständen in einem ziemlich langen selbstgespräche die Frage untersucht, ob ihm die Menschlichkeit gestatte, eine Schlacht zu liefern oder nicht, eine Schlacht überdies, wozu er vom Feinde sogar genöthigt wird. Davon konnte allenfalls die Rede seyn, ob die Klugheit nicht riethe, die Schlacht noch zu vermeiden; aber die Menschlichkeit ist hier offenbar nur herbeygezogen, um einige schöne Sentenzen über Menschenwerth und Menschenglück anzubringen, und gegen den blutdürstigen Ehrgeiz eines Eroberers zu declamiren. — Wir bemerken nur noch, daß der erste Aufzug in Hinsicht der geschickten Anknüpfung und befriedigenden Andeutung des Ganzen vor den übrigen als der beste sich auszeichnet. Ha. Ha.

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Theoretisch - praktische Anweisung Landschaften nach Kupferstichen, Gemälden, und nach der Natur zu zeichnen und zu coloriren*, von C. Eberlin. Mit 19 Kupfertafeln. Zweyte verbesserte Auflage. 1806. VI u.

64 S. gr. 4. (2 Rthlr.) Nach der Vorrede zu schließen, die von 1804 datirt ist, ist dieß nur ein altes Buch mit einem neuen Titelblatte, wovon in unseren Blättern Jahrg. 1806 No. 301 die Recension nachgesehen werden kann.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 M A Y, 1811.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

HALLE, b. Schimmelpfennig und Comp.: *Einzig mögliche Ursachen des unmöglich geglaubten Falls der preussischen Festungen im Jahre 1806, und sichere Mittel (.) keine Festung ohne Vertheidigung dem Feinde zu übergeben.* 1810. 174 S. 8. (16 Gr.)

Alles, was in diesem Buche steht, ist sehr wahr und richtig, aber das ist auch Alles, was sich davon sagen läßt: denn es sind lauter so allgemein bekannte Wahrheiten, daß sie des großen Aufwandes von Worten, um sie aufzufinden und zu begründen, gar nicht nöthig haben, und sehr bequem auf 3 Seiten vorgetragen werden könnten.

Der Vf. versteht die Kunst, es sich und seinen Lesern sauer zu machen. Er geht weit über das Gebiet der positiven Geschichte hinaus, um in dem ersten gefelligen Zustande des Menschengeschlechts auch die Entstehung roh befestigter Schutzorte als wahrscheinlich darzustellen, und aus ihrem Zweck durch eine lange Kettenreihe von Beobachtungen die Pflichten eines preussischen Festungs - Commandanten abzuleiten. Er weiß mit gleicher Weitfichtigkeit, ohne jedoch jemals seinen Gegenstand zu erschöpfen, alle Bedürfnisse einer Festung, alle einem Commandanten nothwendigen Eigenschaften aufzuzählen. Alles wird mit Gründen und gewichtigen Raïsonnements unterstützt, das Für und Wider mit ängstlicher Genauigkeit abgewogen: aber nirgends kommt ein Resultat zum Vorschein.

Die auf dem Titel angegebenen Probleme müssen bey dieser Art der Unterfuchung am Ende gelöst werden, wie dergordische Knoten, und so erfahren wir denn (S. 31), daß „die wahren Ursachen des Falls der preussischen Festungen nur allein und gewiss denen bekannt sind, durch die sie fielen“. Das *sichere Mittel, keine Festung ohne Vertheidigung dem Feinde zu übergeben*, kann nach dem Sinn der angeführten Worte des Titels nur darin bestehen, daß man sie nicht übergiebt; der Vf. meintes aber redlich, er will Mittel angeben, wodurch eine solche Übergabe verhütet werden soll, und diese bestehen mit kurzen Worten darin, daß man die Festungen stets im besten Zustande erhalte, sie mit allem Nöthigen hinlänglich versehe, ihre Werke nicht als Domainen benutzen laßt, ihnen tüchtige Commandanten gebe, diesen geschickte Gehülfen zuordne, und sie sämmtlich so bezahle, daß sie mit Anstand leben können. — Wer hat das nicht längst gewußt! Kf.

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

WEIMAR, im Industrie - Comptoir: *Fragmens militaires extraits des Campagnes du Maréchal Prince C. de Ligne.* 1810. 286 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Herausg. dieser Fragmente sagt in der Vorrede, daß der Prinz de Ligne ein Journal von 5 Bänden über seine Begebenheiten in den Kriegen Österreichs mit Preußen geschrieben, woraus er diesen Band zusammengetragen hätte. Die Reflexionen des verstorbenen Marschalls, so trocken sie auch an und für sich wären, würden doch gewiss für die Zeitgenossen des Prinzen Interesse haben, da sie darin eine Menge von Thatfachen fänden, welche in ihnen angenehme Rückerinnerungen an ihre eigenen Begebenheiten erregen müßten. Es käme hinzu, daß der Prinz der Freund von Laszy, und ein Bekannter von Laudon gewesen, deren er oft erwähne, und die nur zu sehr Epoche in der österreichischen Kriegsgeschichte gemacht hätten. —

Der Herausgeber hat ganz Recht. Diese gut erzählten Fragmente, Reflexionen und Anekdoten von einem österreichischen Veteran, der in den Jahren 1756 bis 1790 hinreichend gebildet war, um einen scharfsinnigen Beobachter zu machen, werden seine Zeitgenossen in Preußen, Österreich und Sachsen gewiss unterhalten, und auch spätere Generationen interessieren, die an den Begebenheiten ihres Zeitalters einen Ekel empfunden haben.

Für den Vf., den Prinzen selbst, interessiert man sich, wenn man in seiner Vorrede liest: *Voici ce que je disois, lorsque je comptois mettre ce petit Ouvrage dans mes Oeuvres posthumes. On verra un pauvre diable de petit Capitaine d'Infanterie qui n'est intéressant que par sa bonne volonté.* Ferner: *C'est une terrible chose, que les Contemporains. Ce n'est pas assez qu'on n'en dise pas de mal, il faut encore qu'on en dise du bien. Ah! comme l'on mentiroit souvent!* Jetzt sollte der Prinz erst Denkwürdigkeiten schreiben, da würde es ihm erst einleuchten, wie selten ächte Materialien für den künftigen Geschichtschreiber gesammelt werden.

Über den siebenjährigen Krieg sind folgende Beobachtungen wichtig. Über Winterfelds Tod sagt der Prinz Folgendes: Wir hatten es mit Manteufel und Treskow zu thun, als wir den Hölzberg erstiegen. Ich habe nie mehr Kühnheit bemerkt. Winterfeld wurde an der Spitze seiner Truppen getödtet, da er wie ein Rasender auf uns eindrang. Er erstieg mit seinen Leuten die eine Seite des Berges, unterdes-
Zz

wir die andere hinapkletterten. Als wir in demselben Augenblick, wo der Feind ankam, die Spitze des Berges erstiegen hatten, entstand ein momentanes Hin- und Herschwanzen, wie unter einer Versammlung im Parterre der Oper. Die erste Linie der Preußen und der übrigen war sich so nahe, daß ihre Gewehre sich kreuzten. Jetzt wurde das Gefecht schrecklich, das Lager stand in vollen Flammen. Der Rauch hinderte Jeden, seinen Feind zu erkennen, und jeder Schuß traf, ohne einen zu fehlen. Ich sah meine Leute wanken, als ich mit voller Stimme rief: *Es lebe Maria Theresia, die Wallonen und die Bajonette!* Diefes entschied u. s. w.“ Wegen des Überfalls bey Hochkirch S. 56 ist es bemerkenswerth, wie sehr oft selbst die größten Feldherrn betrogen und irregeleitet werden. „Laudons Stellung machte ihm Lust, die Armee des Königs in den Rücken zu nehmen, und solche im Lager zu überfallen. Er beredete daher einen Wallonen, Namens Alexander, zu desertiren, und da er ihm nicht völlig vertraute, machte er ihn glauben, unser linker Flügel sey so situirt, daß es den Truppen schwer würde, ihr Lager zu verlassen, wenn sie auch dazu Lust hätten. Er sagte ihm, da man angegriffen zu werden fürchte: so sey es sehr wünschenswerth, den König zu überreden, es sey ihm vortheilhaft, auf dieser Seite nicht anzugreifen, besonders da man alle Tage sich mehr verschanze. Alexander berichtete an Friedrich diese falsche Nachricht, und bestimmte ihn, sich sicher zu glauben. Laszy war es, der bey Hochkirch entschied. Er hat die meisterhafte Disposition zu diesem denkwürdigen Überfall gemacht, er hat ihn projectirt, er hat die Schlacht gewonnen, und den Sieg entschieden. Er setzte sich an die Spitze von 6 Compagnien Grenadiere zu Pferde, durchstreifte mit ihnen die Strafen von Hochkirch, überwand fast unübersteigliche Hindernisse, nahm eine Menge Fahnen, und warf Alles über den Haufen, was ihm in den Weg kam.“ Der Prinz fragt bey dieser Gelegenheit: Diese für die Österreicher so wichtige Schlacht: Warum that unsere Cavallerie auf dem rechten Flügel so wenig? Warum suchte sie auf der Landstrasse nach Budissin den geschlagenen Feind nicht abzuschneiden? Warum avancirte unser Centrum nicht? Man möchte hierauf antworten: Weil die Österreicher sich zu schlagen, aber nicht zu siegen verstanden. Vom König sagt der Prinz: Friedrich, an keinen Überfall denkend, sey beym ersten Schuß an dem Regiment Itzenblitz vorbeysgeritten, ohne den Angriff für etwas mehr als eine Neckerey der Panduren zu halten; da aber das Gefecht ernsthafter geworden, habe er selbst die Truppen, welche links dem Dorfe gestanden, befehligt, mit Zügen rechts zu schwenken, um diesen wichtigen Posten zu vertheidigen. Der Prinz schließt seine Reflexionen über diese Schlacht mit den Worten: „Man würde die feindliche Armee vernichtet haben; man war aber zu sehr davon überrascht, daß man die Feinde überrascht hatte. Hätte diese Armee versucht, ihr schlecht gewähltes Lager zu vertheidigen: so war sie verloren; aber sie formirte sich in einer beträchtlichen Entfernung von demselben, und zog

sich in so guter Ordnung rechts, daß ich nicht weiß, was aus uns geworden wäre, wenn Laszy's rascher Angriff nicht den Sieg für uns entschieden hätte. Sieben oder acht abgebrannte Dörfer waren die einzigen Folgen dieser Schlacht, und unterdeß die Kroaten von Vehlra zur Unzeit auf dem rechten Flügel plünderten, schlugen sich die übrigen an meiner Seite sehr brav.“ Zuletzt erzählt der Vf. noch eine interessante Anekdote. „Montazet (ein französischer General in des Marschalls Daun Gefolge), sehr dienstfertig und neugierig, näherte sich unseren Cürassieren, und wollte sie anfeuern, als sie ihm die Nase herunterhaute, und jemeher er ihnen zurief, er sey französischer General, jemeher haute sie auf ihn ein. Seine Lebhaftigkeit erhitze die Phantasie des Marschalls Daun sehr zu seinem Vortheil, und er war es, der ihm den vom p. Laszy entworfenen Überfall sehr vortheilhaft darstellte.“ — Über den Streifzug nach Berlin heist es S. 136: „Tottleben, der Alles angewendet hatte, um Berlin zu nehmen, indem er viele Bomben hineingeworfen, trachtete nicht nach dem Ruhm der Einnahme, sondern nur nach dem baaren Gewinn. Mein Regiment besetzte das hallische Thor, und war begierig die Fahnen wegzunehmen, welche die Preußen in ihren gewonnenen Schlachten erobert hatten. Sie nahmen sie nebst 15 Kanonen, und überließen Tottleben sehr gern die Plünderung. Alle seine Soldaten waren betrunken, sie verkauften die gestohlenen Sachen drey oder viermal, aber die getreuen Unterthanen des Königs kauften alles wieder. Die eroberten Gewehre wurden in die Spree geworfen, von Patrioten aber wieder aufgefischt.“ Müchte man hier nicht billig ausrufen: *Tempora mutantur etc.* — S. 138: „Potsdam hatte Tottleben vergessen. Esterhazy nahm es, schützte des Königs Eigenthum, rettete Sans Souci, und nahm nur ein Gemälde, ein Schreibzeug für den Feldzeugmeister, eine Flöte für Odonell, und eine Hutfeder für mich. Die Kosaken hatten endlich erspähet, daß ein Potsdam in der Welt wäre, und versügten sich etwas zu spät dahin. Sie verlangten, wir sollten es ihnen übergeben, wir lachten sie aus. Charlottenburg war nicht so glücklich wie Potsdam, die Kosaken hieben hier Alles in Stücken. Man schritt bis an's Knie in zerschlagenem Porcellan und Krystall.“ Von Torgau heist es S. 144: „Alles stand auf dem Spiel, es herrschte kein Zusammenhang mehr. Der Marsch. Daun erschien. Korinsky, vom Regiment Daun, machte in seiner Gegenwart und mit ihm den schönsten Angriff. Daun avancirte ihn auf der Stelle zum Obristen. Er machte den zweyten Angriff und fiel. Alles war wider uns gewesen, bis auf die kühnen Schritte des Marschalls. Er schalt auf die Generale, welche auf dem rechten Flügel Terrain verloren hatten. Er bemühte sich, in die Verwirrung wieder Ordnung zu bringen, und befand sich 6 Minuten zwischen zwey Feuern, ohne es zu bemerken, als die bedeutende Blessur, welche er erhalten hatte, indem er sich an die Spitze des Regiments Kinsky setzte, ihn zwang, sich zurückzuziehen. Es entfernten sich mit ihm viele Leute. Man machte ihm Complimente über die gewonnene Schlacht, und

während dem verlor man sie. Sie sind bleibend, sagte ihm Montazet, da er sah, daß ihm das Blut aus dem Stiefel quoll. Schon seit 2 Stunden weiß ich dies, antwortete Daun, aber sprechen Sie nicht davon. Viele Artillerie und Cavallerie ging schon über die Elbe, ohne daß man wußte warum? Schlechte Mannövers auf dem linken Flügel hatten die Infanterie von einem Ort zum anderen gezerrt. Auf diese Weise entblößten sie die spitze Höhe. Dies war der Schlüssel unserer Position u. s. w.“ Hieraus sieht man, daß Daun alles Tadels ungeachtet, der ihn so vielfach getroffen, doch ein sehr tapferer Feldherr war.

Die Reflexionen über den Marsch nach den Niederlanden 1786, den Türkenkrieg u. s. w., wird der Leser, der sich jener Zeiten erinnert, ebenfalls mit Vergnügen lesen, sollte es auch bloß deshalb seyn, um sie mit der jetzigen zu vergleichen.

Kn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Hayn: *Das Orakel.* Ein tägliches Hülfsbuch zur Erinnerung merkwürdiger Nachrichten aus der Welt-, Erd-, Staaten- und Natur-Kunde für Gesellschaftsleben und Umgang. Von *Justus Abel*. 1810. 244 S. 8. (18 Gr.)

Das Wort *Orakel* soll, nach der Bestimmung des Vfs., hier nur ein Buch bedeuten, aus dem man sich bey mancherley Sachen des Gedächtnisses sogleich Auskunft verschaffen und Rath erhalten kann. Es enthält daher eine große Menge von *Memorabilien*, die nur sehr selten dem seltneren Gedächtnis-Genie gegenwärtig bleiben. Rec., der den Lesern Auskunft über den *Inhalt* geben muß, da er sich nicht von selbst versteht, kann ihn um des Raumes willen hier nur abgekürzt aufstellen. Die Leser finden von S. 1 bis 27 vielerley über das Münzwesen nebst Münztabelle; von S. 27 bis 34 folgen die verschiedenen Arten des Gewichts; von S. 34 bis 45 das Längenmaß; S. 45 ff. das Getreide- und Wein-Maß, die Quantitätsbestimmungen bey Papier, Holz, Garn, Fischen, Pelzwerk, Leder u. s. w.; S. 48 ff. die Zeitrechnung; S. 50 ff. Berechnung über Geld- und Zeit-Verlust; Rabat- und Interesse-Tabellen; sogar ein Verzeichniß von Messen und Jahrmärkten in Deutschland; S. 63 Überblick der Größe und Bevölkerung der Erde, Bevölkerung, Sterblichkeit; S. 67 beginnt der Vf. eine sogenannte kleine Weltstatistik (Größe, Volksmenge, Zahl der Städte und Dörfer, Einkünfte, Schulden, Militär der Staaten), von den *hasselschen* Tabellen sehr abweichend und theils in den Angaben gewis falsch; warum mag sich der Vf. nicht an *Hassel* gehalten haben? S. 89 Vergleich der Bevölkerung mancher Länder in Europa. Jetzt folgen Angaben über die Höhe merkwürdiger Berge, und der Atmosphäre, über die Tiefe des Meers und die Länge der größten Ströme, über die Zahl der Häuser und Einwohner von 220 Städten, unter denen unbedeutende stehen und größere nicht selten fehlen. Ferner giebt der Vf. zum Besten eine Liste über die Entfernung europäischer Hauptstädte von Berlin und von einander selbst,

und beschließt seine geographisch-statistischen Notizen mit einer sehr gedehnten und ins Einzelne gehenden Reihe von Gesichtspuncten und Fragen für Reisende in Ansehung der Landes- und Staaten-Kunde. Rec. begreift nicht, welchem Reisenden sie nützlich seyn soll: denn das Ding setzt Reisende voraus, die in dem Wahne stehen, Alles umfassen zu können. Offenbar ist es aber weit vernünftiger, sich auf Reisen nur auf die Auffassung dieser oder jener Gegenstände einzulassen, denen man mit seinem individuellen Kopfe gewachsen ist. — Wäre nicht schon so Manches durch einander geworfen: so würde Rec. sagen, von hier gehe der Vf. zu naturhistorischen Merkwürdigkeiten über; er giebt nämlich die Zahl der Geschöpfe unserer Erde an, geht dann zum Ertrage der Gold- und Silber-Bergwerke über, giebt Notizen über Wachstum, Alter und Tragzeit mancher Thiere, über Wachstum und Alter der Bäume, und über die Geschwindigkeit des Windes, Schalles u. s. w. Seine historischen Merkwürdigkeiten fassen 20 Hauptmomente der Weltgeschichte; Universitäten, Akademien und gelehrte Gesellschaften, flüchtig zusammengelesen, springen dazwischen; historische Data über Vulcan-Ausbrüche und Erdbeben folgen; jetzt treten allerley Notizen über die Erfindungen der Deutschen, Franzosen, Engländer, Italiäner in die Reihe. An diese schließen sich Entdeckungen, Erdumseglungen, eine chronologische Kaiser- und Königs-Tabelle, eine dergleichen über die brandenburgischen Regenten. Endlich machen Kalender-Erläuterungen und ein hundert-jähriger Kalender den Beschluß.

Die Leser sehen aus diesen Angaben von selbst, daß der Stoff dieses Buchs schon tausendmal gedruckt ist, und in unzähligen Kalendern und Taschenbüchern steht. Und was hat nun der Vf. bey dieser Compilation gethan? Hat er ohne Prüfung aufgenommen, was er fand, oder sorgfältig geprüft, und die Data berichtigt, welche sich in der Zeit ändern? Hat er Ordnung in den Stoff gebracht? Rec. muß diese Fragen zum Nachtheil des Buchs beantworten. Es kann die Sache keines Rec. seyn, ein solches Buch durchzucorrigiren; es ist genug, nur Einiges zum Beleg aufzustellen. S. 36 ist die Seemeile mit der geographischen Meile von gleicher Größe; S. 74 werden dem Rheinbunde 5000 Q. M. mit 12 Mill. Einwohnern gegeben, dies war schon falsch für das Jahr 1809; geschweige für 1810. S. 101 werden die Universitäten in Deutschland (Deutschlands) angegeben, und unter ihnen erscheinen Cöln, Löwen, Bonn, Trier, Mainz, Basel, Königsberg, ferner auch Dillingen, Altdorf, Helmstadt zwar als aufgehoben, aber Rinteln noch als bestehend, so auch Bamberg, Fulda, Duisburg. Bey Frankreich werden die ehemaligen Universitäten als ehemalige aufgeführt, aber der einzigen, wenn man will, Universal-Universität wird nicht gedacht; Turin wird dagegen als Universität, statt kaiserl. Akademie, genannt. Bey Spanien werden 15 Universitäten genannt; erinnern wir uns recht: so waren deren 22, die aber im Jahr 1807 auf 11 reducirt worden sind. Überhaupt ist in diesem Capitel der wissenschaftlichen Anstalten auf die neuere Zeit so gut als

gar nicht Rücksicht genommen, und der Vf. darf nur die Intelligenzblätter dieser A. Lit. Zeitung benutzen, so wird er sehr viel zu berichtigen und nachzutragen finden. Wenn aber gerade in diesem Capitel, welches allgemein bekannte Gegenstände umfaßt, so grobe Fehler vorkommen: welche Begriffe soll man sich von des Vfs. Sachkenntnis und prüfendem Fleiße machen?

Rec. kann daher die Schrift nicht einmal als sicheren Führer beym Nachschlagen empfehlen, geschweige gar zu dem ernstlichen Zwecke, den der Vf. in der Vorrede angiebt, nämlich *an seinen Angaben das Gedächtniß zu üben, um sich die merkwürdigsten und wichtigsten Gedächtnißsachen seines Buchs einzuprägen*. Nicht einmal Alles das, was wahr ist, verdient, ins Gedächtniß aufgenommen zu werden; aber das Falsche kann gar keine Ansprüche darauf machen. yn.

1) HAMBURG, b. Nestler: *Archiv für Theater und Literatur*. Herausgegeben von Carl Reinhold. Erster Jahrgang. 1809. Juli bis Dec. 4. (4 Rthlr.)

2) Ebendasselbst: im Verlage des Herausgebers und in Commission bey Bohn: *Archiv für Literatur und Kunst*. Herausgegeben von Carl Reinhold. Erster Jahrgang. 1810. Januar bis Dec. 4. (4 Rthlr.)

Wie ein echter Schauspieler nicht zur Befriedigung seiner Eitelkeit, sondern aus Liebe zur Kunst spielen muß: so muß auch ein rechter Dramaturg nicht sowohl zur Belehrung der Schauspieler (womit es ihm schwerlich gelingen möchte) als zum Besten der Kunst und des Geschmacks überhaupt schreiben. Aber wie schwierig ist ein solches Unternehmen, da es von Seiten des Publicums leicht an Lesern, und von Seiten des Unternehmers auch wohl an der gehörigen Kenntniß fehlen kann! Denn keine Wissen-

schaft hat einen so großen Umfang, als die Dramaturgie. Alle anderen Künste stehen mit ihr in Berührung, ja es ist fast nichts im Menschen und in der Welt, das nicht ein Gegenstand ihrer Betrachtung werden könnte. Deshalb muß man aber auch mit den Schauspielern Geduld haben, deren Verschllossenheit an der großen Menge von Dingen, die sie eigentlich wissen sollten, von selbst folgt. Denn woher sollten sie den Muth nehmen, aufzutreten, wenn sie von den Kenntnissen eine Ahnung hätten, die die Ausübung ihrer Kunst zu verschönern und zu vervollkommen im Stande wären! Und eben deshalb darf man auch wohl mit dem Dramaturgen einige Nachsicht haben. Hr. R., der sich mehr die Belehrung der Schauspieler, als die Kunst selbst in ihrer höchsten Reinheit zum Ziel gesetzt hat, verdient wegen seines Muthes, ein solches Unternehmen auf Neue zu wagen, wohl einige Aufmerksamkeit, auch hat er hie und da Manches beygebracht, das den Geschmack der Schauspieler, wenn auch nicht ganz berichtigen, doch einigermaßen befördern kann. *Kügemann, Raslmann und Sievers* unterstützen ihn dabei nach Maßgabe ihrer Kräfte. Aber zu leugnen ist auch nicht, daß er sich noch lange nicht genug mit Kenntnissen und mit tüchtigen Mitarbeitern versehen hat, um einem solchen Geschäft gewachsen zu seyn. Wenn auch mancher Aufsatz lesenswerth ist: so bleibt doch noch eine große Summe von dem zurück, was Aufklärung über das Theaterwesen verbreiten könnte. Indes — so lange ein *Lessing* fehlt, oder die *Aufopferung* schent, so lange ein *Iffland* sich nur wenige Stunden zur allgemeinen Betrachtung abmühen kann — muß man zum Troste denken: besser Etwas, als gar Nichts! L. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. 1) Dresden, b. Arnold: *Ideen zur Begründung einer großen stehenden Armee, und deren zweckmäßigste Benutzungsart in Friedenszeit*. 1810. 25 S. 8. (4 Gr.)

2) Mannheim, b. Kaufmann: *Plan zur Errichtung öffentlicher Lehrstühle für Kriegswissenschaft auf Universitäten*. von K. Freyherrn von Esleben, großherzoglich badenischem Premierlieutenant. 1810. 14 S. 8. (4 Gr.)

3) Ebendasselbst: *Kritik der Kriegsgelchrtheit, in Absicht auf wissenschaftliche Cultur*, von K. Freyh. v. Esleben. Erste Abtheilung. 1810. 31 S. 8. (8 Gr.)

Da nach den jetzigen politischen Verhältnissen ein Staat von 20 Millionen Menschen wenigstens 300,000 Soldaten besolden müsse, und ein kleiner Staat nach Verhältniß eben so viel zu stellen habe, welche Armee aber unerquickliche Kosten verursache, und dem bürgerlichen Leben zu viele Arbeiter entzöge: so will der Vf. von No. 1 das Recrutirungs- und Conscriptioens-System zugleich benutzen, um eine Armee auf die Beine zu bringen. Das erstere, um dem bürgerlichen Leben keine nothwendigen Mitglieder zu entziehen; das andere, um die gebildeten Stände unter die Waffen zu bringen, und das Heer dadurch zu voredeln. Zu diesem Zwecke schlägt er vor: 1) Parade-Soldaten, 2) Dienst-Soldaten, 3) Feld-Soldaten. Die der ersten und zweyten Classe sollen recrutirt, die der dritten conscriptirt werden. Jene sollen eigentlich das stehende Heer, diese die Landwehr bilden. Das nach der Idee des Vfs. eingerichtete Heer (Parade- und Dienst-Soldaten) soll in Friedenszeiten ins bürgerliche Leben dadurch übergehen, daß solches gebraucht wird: 1) zu Jägern und Forstbedienten, 2) zum Postfuhrwesen, 3) zu den reitenden Posten, 4) zum Bauwesen. — Wer von den Prämissen des Vfs. ausgeht, wird seine Vorschläge vortreflich und leicht ausführbar finden, wenn sie nur von unsern Staats-Administratoren beachtet, und den stehenden Heeren der Grundsatz einge-

prägt würde, daß sie in Friedenszeiten nur dadurch aufrecht, drückend für die Moralität und für die Nationalindustrie schädlich zu seyn, wenn sie ins praktische bürgerliche Leben verwerbt werden, mit Hand anlegen und nicht müßig gehen. Schon hat *Bülow* in seiner Taktik der Nothwendigkeit dieser Maßregel bewiesen, wurde aber von militärischen Laien und Literatoren deshalb mit Unrecht verspottet, die nicht Lust hatten, von dem hohen Pferde herunter zu steigen, welches sie leider nur zu lange gemein haben. Wir sind aber nicht mit dem Vf. in dem Hauptgrundsatz einig, von dem er ausgeht, indem wir, wenn das Föderativsystem, wie es scheint, durchgeführt werden wird, gar nicht sehen, wozu stehende Heere dienen sollen, die das politische Gleichgewicht in die Welt setzen, welches zerstört ist. Ist man das Ziel erreicht, wißt man den Wanderslab bey Sem.

Der Vf. von No. 2 und 3 bemüht sich in der ersten, der Kriegswissenschaft ihren Platz unter den übrigen Doctrinen anzuweisen, welche auf den Universitäten gelehrt werden, und zeigt dann sehr gründlich, daß sie ein Theil der Staatslehre sey, insofern sich diese auf Gegenstände außerhalb des Staats erstreckt. Er löst diese Wissenschaft in ihre Grundtheile auf, weist jedem einen Platz in der Wissenschaft an, und giebt dem Lehrer den Rath, gefühllos zu seyn für das, was geschieht, und zu lehren, was geschehen solle. Die Kritik der Kriegsgelchrtheit fängt damit an, die Grundsätze der reinen Strategie von *August Wagner* zu erwägen — Wir müssen bey Gelegenheit dieser Schriften bemerken, daß es doch höchst sonderbar sey, jetzt Lehrstühle für die Kriegsgelchrtheit in Deutschland voranzuschlagen, da wir ehemals keine gehabt haben. Denn nach den jetzigen politischen Conjunctionen dürfte doch wohl nichts überflüssiger seyn, als gelehrt Kriegsgelchrtheit, es wären denn militärische Geschichtsschreiber, welche die Nachwelt unsern Verlaß künftigerer erzählen. Ka.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 M A Y, 1811.

G E S C H I C H T E.

Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers: *Darstellung des Feldzugs vom Jahr 1809.* Von einem Augenzeugen. 1811. 182 S. 8. (18 Gr.)

So viele Beschreibungen dieses merkwürdigen Feldzugs auch schon im Publicum umlaufen: so dürfte diese doch wohl deshalb eine der interessantesten seyn, weil sie ein halb officiellcs Gepräge hat, und die Vertheidigung des Generalissimus, des Erzherzogs Karl, wegen des Rückzugs von Regensburg, wegen des unterlassenen Übergangs über die Donau nach der Schlacht von Aspern, wegen der schlecht ausgeführten Disposition zur Schlacht bey Wagram, und wegen des geschlossenen Waffenstillstandes im Augenblick des Siegs bey Znaim, übernimmt. Sonst ist dieß Buch unwichtig, da es die längst bekannten officiellen Berichte über die Schlachten, von neuem, und zwar ohne Schlachtpläne, wiedergiebt, und von den geheimen Ursachen zu diesem Kriege so viel wie gar nichts sagt. Dafs aber diese Vertheidigungsschrift des Generalissimus halb officiell ist, sieht man auf jeder Seite: noch hat sein Vertheidiger, vielleicht ohne es selbst zu ahnen, in verschiedenen Stellen ihm grössere Vorwürfe gemacht, als sonst geschehen ist. Wir werden daher nur aus dem Gesichtspuncte einer Vertheidigung des Generalissimus diese Schrift beurtheilen, und die Gründe erwägen, welche zu diesem Zweck angeführt sind.

I. Bey den Schlachten von Regensburg und am Tagliamento. Es kann dem Erzherzog Karl zur Last gelegt werden, dafs, während der Kaiser Napoleon seine grösste Stärke auf das Armeecorps des Erzherzogs Ludwig bey Regensburg warf, solches schlug und dadurch die Linie der Oesterreicher trennte, jener nicht mit seiner Hauptstärke die zwey Divisionen des Herzogs von Auerstadt angegriffen, und sie erdrückt hat, welches bey ihrer Schwäche geschehen mußte: wodurch denn Napoleon in eine verzweifelte Lage gekommen wäre. Was hierauf zur Vertheidigung des Generalissimus gesagt wird, dürfen wir nur wörtlich anführen, um unsern Lesern die Überzeugung von der Unbedeutendheit der Vertheidigungsgründe zu verschaffen. Es heist S. 29: „Gewöhnlich sieht man nach einer vollbrachten Handlung ein, wie man sie hätte besser machen können, und wir wollen daher obigem Urtheil nicht widersprechen. Allein so sehr man es gewohnt, und auf ein überraschendes Manövre des Kaisers Napoleon selbst gefast war: so konnte der Erzherzog im

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

Augenblick des Treffens von Abensberg unmöglich annehmen, dafs Napoleon es wagen würde, seine grösste Stärke auf den einen Flügel seines Gegners zu concentriren, während die Hauptmacht des letzteren in seiner Flanke operirte.“ Darin (könnte man repliciren) liegt das Charakteristische Napoleons, dafs er seinen Operationsgegenstand unverrückt verfolgt, ohne auf seine Flanken zu achten. Im *Wagen* liegt Alles, wenn man einen Gegner vor sich hat, der Alles, selbst jeden Brodwagen, decken will, und der schon in der blofsen Voraussetzung, er könne in der Flanke genommen seyn, retrograde Schritte macht. Dieß letztere pflegt bey allen Feldherrn zu geschehen, die unter dem Einflufs ihres theoretischen Generalstabs stehen; das *Wagen* ist aber nur bey solchen Feldherrn zu finden, die ihren Generalstab als ein untergeordnetes Organ commandiren. — Ein zweyter, fast der wichtigste Fehler, der während des ganzen Kriegs gemacht worden, war die Zurückberufung des Erzherzogs Johann aus Italien, wo er siegreich gewesen, da Tyrol in österreichischen Händen war. Darüber heist es S. 88: „In Italien war der Erzherzog Johann, nach dem Treffen bey Fontana fredda, weiter über die Brenta vorgedrungen, hatte Vizenza, Treviso, Padua u. s. w. besetzt, und eine Abtheilung seiner Truppen gegen Venedig detachirt, als die Nachricht von den Unfällen in Baiern anlangte, und derselbe sich dadurch genöthigt sah, alle offensiven Operationen einzustellen, und seine Armee zurückzuziehen, und zur gemeinschaftlichen Vertheidigung der Erbstaaten mit der Hauptarmee des Erzherzogs Karl in nähere Verbindung zu treten.“ Hätte der Erzherzog Johann keinen Feind vor sich gehabt: so liesse sich dieser Grund hören; da aber das Gegentheil Statt fand: so war es doch offenbar gegen alle Kriegskunst gehandelt, sich ohne Noth aus der Offensive in die Defensive zu werfen, weil man dadurch seinem Feinde alle Vortheile selbst in die Hände gab. Dadurch, dafs Johann retirirte, verlor er die Hälfte seiner Armee, und zog den verfolgenden Feind in die Erbstaaten hinein. Der Vf. gesteht dieß am Ende selbst (S. 115): „Ein anderer Fall, welcher eine solche Unternehmung begünstigt haben würde, war der, wenn die Armee des E. H. Johann in Italien festen Fuß behalten, sich des Passes Pontaffel gegen Tyrol versichern, und mit der Insurrection daselbst in Verbindung hätte bleiben können. Dadurch würden nicht nur der Vicekönig und der Marschall Marmont zurückgehalten, und folglich die Armee des Kaisers Napoleon um beynahe 50,000 Mann schwächer geblieben seyn, man konnte auch Tyrol

Aaa

besser unterstützen, und dem General Chasteller Gelegenheit verschaffen, durch einen Einfall in Baiern auf die Operationslinie der französischen Armee zu wirken. Da dieß aber, wie es scheint, nicht möglich war, und der E. H. Johann sich außer Stand gesehen hat, dem Vicekönig von Italien Widerstand zu leisten: so mußten die Sachen bleiben, wie das launische Schicksal sie gefügt hatte, und vergebens stemmte der E. H. Karl sich ihm entgegen." — Hierauf könnte man ausrufen: War der E. H. Johann denn geschlagen, daß er sich zurückziehen mußte? Der Vf. sagt selbst (S. 18), er habe gesiegt. Was war es denn, was den E. H. Johann in die Unmöglichkeit setzte, in der Offensive zu bleiben? Nichts anderes, als der Befehl seines Bruders Karl, die errungenen Vortheile aufzugeben, und in die Erbstaaten zurückzueilen. Wir glauben, daß man den Staat, dem man dient, besser vertheidigt, wenn man vorwärts, als wenn man zurück geht, wenn man es vermag, wie dieß in Italien der Fall war.

II. *Bey der Schlacht von Aspern.* — Der Vf. wirft sich selbst die Frage auf (S. 105): „Warum der Erzherzog Karl seinen Sieg von Aspern nicht verfolgt, und durch eine Diversion auf das rechte Donauufer den Kaiser Napoleon genöthiget habe, Wien und Österreich zu räumen?“ — Diese Diversion wird anfänglich als unthunlich verworfen, am Ende aber doch als möglich anerkannt. Denn 1) habe die Verfolgung des Feindes in die Lobau nicht Statt finden können, weil die Franzosen Eslingen behauptet, und dadurch den Rückzug gedeckt hätten. 2) Sey zwischen Krimms und Haimburg (wo nur ein Übergang über die Donau nützlich gewesen), außer Wien und Nussdorf oder der schwarzen Lake, kein einziger Ort vorhanden, an welchem der Übergang vom linken auf das rechte Donauufer, mit einer Armee, im Angesicht des Feindes, möglich wäre, denn das rechte Donauufer sey außer jenen beiden Punkten dominirend, der Hauptstrom fließe daselbst, und alle Inseln näherten sich dem linken Ufer. 3) Wären die Streitkräfte zu verschieden, und auf der französischen Seite überwiegend gewesen. Napoleon habe außer den 60,000 Mann, welche detachirt worden, noch 120,000 Mann ins Treffen führen können, der Erzherzog habe aber nur 90,000 Mann zu seiner Disposition gehabt. 4) Habe es an Munition gefehlt. 5) Hätte der Übergang entweder mit der Hauptstärke der Armee, oder mit einem ansehnlichen detachirten Corps geschehen müssen. Im ersten Fall hätte man Gefahr laufen müssen, daß Napoleon mit 40,000 Mann Mähren überschwemmt hätte. Im letzteren Fall hätte es leicht geschehen können, dieses Corps zwischen zwey Feuer zu bringen. — Alle diese Gründe halten keine Prüfung aus. Denn ad 1) kann man fragen, warum ging denn E. H. Karl nicht bey der schwarzen Lake über? Ad 2) kennen wir zwar das Terrain nicht genug, um über die Behauptung des Vfs. abzusprechen zu können; aber man kann hier wie ad 1) fragen:

warum gingen die Österreicher nicht an den Punkten über, wo es der Vf. selbst für möglich hielt? Ad 3) ist es kaum glaublich, daß die Franzosen nach einer Detachirung von 60,000 Mann, und einem (S. 87) angegebenen Verlust von 44,000 Mann in der Schlacht von Aspern, noch 120,000 Mann stark gewesen seyn sollen, da sie schon in den Affairen bey Regensburg (nach S. 36) ein Drittheil ihrer Armee verloren hatten, und (S. 15) nur von Hause aus 200,000 Mann stark waren. Rechnet man dazu 50,000 Mann aus Italien, 10,000 aus Dalmatien: so giebt dieß 260,000; diese wären nach österreichischer Angabe bey Regensburg um $\frac{1}{3}$, also auf 173,000 Mann, durch Detachirung von 60,000 und durch den Verlust bey Aspern von 44,000 auf 69,000 Mann geschmolzen. Ad 4) konnte der Erzherzog sehr leicht bis zum 22 May von Königgrätz, 40 Meilen weit vom Schlachtfelde, und 36 Meilen auf der fahrbaren Kaiserstrasse die Armee mit Munition versehen. Ad 5) könnte man einwerfen: Wenn man denn nicht wagen wollte: so wäre es besser gewesen, den Krieg gar nicht anzufangen. Hätten die Österreicher nach der Schlacht von Aspern den Donauübergang bey der schwarzen Lake erzwungen, Wien genommen, und die Franzosen auf der Lobau umzingelt: so würde sich Napoleon wohl durchgeschlagen und nach Italien zu kommen versucht, aber schwerlich an eine Überschwemmung Mährens gedacht haben. Endlich muß aber der Vf. selbst gestehen (S. 14), daß ein Übergang möglich gewesen. Er sagt: „Indessen war ein mit guten Folgen begleiteter Übergang dennoch einen Augenblick möglich, wenn es der Zusammenfluß der Umstände erlaubt hätte, diesen aufzufassen. Dieser war der 22 May, in der Schlacht bey Aspern selbst, als Napoleon alle disponiblen Truppen aus Wien gezogen hatte. Das 5te Corps d'Armee, welches der Schlacht nicht beywohnte, hätte bey der schwarzen Lake übersetzen, sich der Stadt Wien versichern, und die Passagen über die Donau von hier aus öffnen müssen. Allein im Gewühle der Schlacht konnte der Erzherzog diesen Zeitpunkt nicht nur leicht übersehen, sondern es mußte auch das Corps d'Armee selbst dazu concentrirt gewesen seyn, und das war es nicht. Am 24 war zwar ein Angriff auf die Lobau angeordnet, welchen der Fürst Rosenberg mit dem 4 Armeecorps in der Nacht auf den 25 ausführen sollte; allein der jähe Anlauf des Wassers, wodurch alle Inseln und Auen angeschwemmt wurden, machte die Unternehmung ganz unmöglich, und die bereits bis zum Ufer des Stroms anmarschirten Truppen mußten unverrichteter Sache wieder zurückgezogen werden.“ Die hier zur Rechtfertigung des Erzherzogs angeführten Gründe können ihn wohl entschuldigen, aber nicht rechtfertigen. Denn warum war das 5te Corps nicht concentrirt? Erwartete Karl einen 2ten Schlachttag, wie früher behauptet worden: so mußte er sich doch auf den Fall des Siegs vorbereiten, und auf dessen Benützung; dann mußte ihm doch wohl jener Übergang und die deßfalls nöthige, in der Nacht vor der Schlacht

mögliche Concentrirung des 5ten Armeecorps einfallen.

III. *Wegen der Schlacht von Wagram.* Hier sind die zwey Hauptpunkte, von denen die Schlacht von Wagram lediglich abhing, fast ganz übergangen: 1) Von der zu späten und schlecht ausgerichteten Concentrirung des rechten Flügels, und dessen Aufmarsch in die Linie. Darüber steht 137: „Da obige Disposition des E. H. Karl in der finstern Nacht etwas spät an die Generale des rechten Flügels überbracht worden war: so konnten solche nicht in der vorgeschriebenen Stunde aufbrechen u. s. w.“ 2) Dafs der E. H. Johann zu spät an der March erschienen. Darüber heifst es S. 150: „Das bisher so sehnlich erwartete Corps von Presburg, welches aus seiner in den Auen und Inseln zerstreuten Aufstellung erst um Mitternacht aufbrechen und auf einem Wege von 10 Stunden nicht früher anlangen konnte, war während des Zurückzugs des 4 Armeecorps Nachmittags um 4 Uhr bey Siebenbrunn erschienen, kehrte aber, nachdem die Schlacht bereits zum Vortheil der Franzosen entschieden war, unbemerkt wieder über die March zurück.“ Hieraus geht wohl so viel hervor, dafs der Vf. weder dem E. H. Karl noch dem E. H. Johann hat zu nahe treten wollen: denn unter diesen beiden liegt die nicht zur rechten Zeit ausgeführte Diversion des E. H. Johann, die auf alle Fälle die Schlacht von Wagram für Österreich entscheiden mußte.

IV. *Wegen der Schlacht von Znaim.* Wenn man die gegebene Beschreibung der Schlacht von Znaim durchgeht, die noch nirgends vollständiger erschienen: so begreift man österreichischer Seits den Waffenstillstand nicht. Der Vf. sagt über das Ende der Schlacht Folgendes: „In dem Augenblick des gewaltigen Platzregens, wo das Feuer schwieg, und die Gegenstände selbst auf kurze Entfernung nicht mehr sichtbar waren, führte Graf Leiningen seine Grenadiers anfänglich im Doppelschritt, dann im vollen Rennen gegen die in gedrängter Colonne auf der Chaussee gestandenen gegenseitigen Truppen, und rifs sie wie ein Sturmwind mit sich fort. Zwey Generale und mehrere Officiers wurden an der Tete gefangen, und Graf Leiningen drang bis zur zweyten Brücke. Eine große Anzahl französischer Tirailleurs ward in den Weingärten abgeschnitten, warf die Gewehre weg und bat um Gnade. Das Beyspiel dieses Grenadier-Bataillons, und der gelangene schnelle Angriff begeisterte jetzt alle Truppen, und es war nicht möglich, die Reservirten länger zurückzuhalten. Alles lief vorwärts, und alles wollte Theil nehmen an dem blutig erkaufen Siege, als plötzlich einige Hundert französische Cuirassiers aus einer Seitengasse hervorsprengten, der in übermäfsiger Hitze vorgedrungenen österreichischen Colonne in die linke Flanke fielen, und sie in der Mitte ab schnitten. Dieser Zufall hatte die Folgen, dafs ein Theil der Grenadiere niedergemacht oder gefangen, zwey Kanonen, die diesen gleichfalls aus freyem Antriebe gefolgt waren, eine Beute der Franzosen, und die vom Graf Leiningen desarmirten Generale und Officiere wieder befreyt wurden. Derjenige Theil

der Colonne, welcher sich nun in möglichster Eile auf Znaim zu replüiren suchte, ward bis an das Stadthor verfolgt, wo man kaum so viel Zeit gewann, den Schlagbaum herabzulassen und den Anlauf der Franzosen dadurch zu hemmen. Major Salis rückte jetzt mit dem fünften Bataillon der wiener Freywilligen aus der Stadt, und warf die Stürmer auf der nämlichen Strasse, auf welcher sie gekommen waren, zurück. Bald nachher, als das Feuer wieder auf der ganzen Linie verbreitet war, überbrachten französische und österreichische Officiere die Nachricht des abgeschlossenen Waffenstillstandes. Beide hatten die Fatalität, von den gegenseitigen Truppen, denen sie die zur Einstellung der Feindseligkeiten bereits gegebene Ordre communiciren sollten, mit einer Decharge empfangen und desarmirt zu werden. Die Begleitung des letztern, die nach der empfangenen Decharge schnell gegen Znaim zurückeilte, ward von einer ganzen franz. Colonne verfolgt, und diese würde mit jener in die Stadt gedrungen seyn, wenn nicht die Grenadiere des Regiments Kerpen sich ihr augenblicklich entgegen geworfen hätten. Die erbitterten Truppen konnten beiderseits nur sehr langsam aus dem Feuer gezogen werden.“

Über den Waffenstillstand heifst es: „Dieser unermuthete Waffenstillstand in dem Augenblick eines Treffens, in welchem die österreichische Armee mit einer Anstrengung focht, von welcher sie sich die günstigsten Erfolge versprach, indem sie alle bis dahin unternommenen noch so heftigen Angriffe der Franzosen durch zwey Tage blutig zurückgewiesen hatte, noch mehr aber die Punkte der Übereinkunft selbst, erregten das lauteste Mißvergnügen, wovon man bis jetzt in dieser Armee nicht leicht ein Beyspiel hatte. Diefs gab Anlafs zu einem Generalbefehl, in welchem der Erzherzog den Truppen Bescheidenheit empfahl, und erklärte, dafs der Waffenstillstand durch die vom Kaiser Napoleon selbst zuerst gemachten Anträge zur Existenz gekommen sey. Aber gerade diefs war um so weniger geeignet, die Unzufriedenheit vieler Individuen zu vercheuchen, indem es schien, als wäre man auf französischer Seite genöthigt gewesen, der Armee einen Triumph zuzugestehen, den man ihr durch die Vergleichspunkte selbst wieder zu entreifsen sich bemüht hätte, und wobey man durch zu leichte Bewilligung dieser Punkte selbst entgegen gekommen wäre. Dem Einzelnen war es in manchen Fällen gefährlich, hierüber seine Meinung laut werden zu lassen. Man durfte sagen und beweisen, dafs nach den Vorfällen vom 2 bis zum 11 July, in welchen die Armee einen Verlust von mehr als 30,000 Mann erlitten hatte, — dafs besonders in Hinsicht auf die feindlichen Bewegungen der Russen wenigstens eine temporäre Waffenruhe äußerst wünschenswerth gewesen sey, um die Regimenter wieder zu ergänzen, und sie in den Zustand zu versetzen, wodurch sie dem Andringen zweyer feindlichen Armeen, im Süden und im Norden, mit Wahr'scheinlichkeit einigen Erfolgs Einhalt zu thun vermöchten, — dafs die abgetrennten zweyen Kreise von Mähren, bey dem beabsichtig-

ten Rückzuge von Böhmen, ohnehin von den Franzosen bald würden besetzt worden seyn, — daß die Übergabe der Bergschlößer Grätz, Sachsenburg und Spielberg in keinen Betracht kommen könne, nachdem solche nicht nur an und für sich selbst von geringer Haltbarkeit, sondern auch theils wegen ihrer Lage, theils wegen der Schwäche ihrer Garnisonen, gar nicht geeignet seyn, dem Feinde einige Unruhe zu verursachen — daß die Reorganisation und Verstärkung der Armee das vorzüglichste Augenmerk des Generalissimus und der Regierung in den gegenwärtigen Umständen seyn müsse, da in ihr das einzige Mittel liege, durch welches man dem Feinde furchtbar bleiben und einen respectablen Frieden erzwingen könne. — — Alles dies half nichts, und reizte beynahe nur noch mehr. Wer demnach nicht Lust hatte, in den allgemeinen Ton einzustimmen, oder bey Gelegenheit seine Privatmeinung mit dem Degen zu vertheidigen, der war schlechterdings genöthigt, sich aller Discussionen über den Waffenstillstand zu enthalten. Diese allgemeine Stimmung der österreichischen Armee, so entgegengesetzt sie dem zweckmäßigen Gang der Sa-

che immer gedacht werden kann, beweist, welcher Geist in ihr herrschte, und wie wenig sie gesonnen war, die, in manchen öffentlichen Blättern als gewis angenommenen Zerstückelung der Monarchie unbedingt zuzugeben. Und wenn das Genie des französischen Helden vermögend war, diese Armee zu besiegen: so hat sie doch auch bewiesen, daß sie zu sechten, und den Sieg theuer genug erkaufen zu lassen verstand. Sie erwarb sich die Achtung des Kaisers Napoleon und seines Heeres — den Dank ihres Monarchen und Vaterlandes — setzte ihrer Tapferkeit eine unvergängliche Ehrensäule, und trat in einer Haltung vom Kampfsatze, die ihren bisherigen Gegnern den Wunsch einflößte, nie mehr gegen sie, wohl aber vereint mit ihr gegen Europa's Feinde kämpfen zu dürfen. —

Die Nachwelt wird es so wenig begreifen, wie es die Mitwelt begriffen hat, daß der E. H. Karl in dem Augenblicke eines Siegs einen Waffenstillstand schloß, den ihm (wie er in der Proclamation an die Truppen selbst sagt S. 178) Napoleon angetragen hatte. Kn.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: Sammlung der Pläne und Nachrichten von den beiden Hauptschlachten von Groß-Aspern und Deutsch-Wagram auf dem Marchfelde bey Wien, zwischen der französischen und österreichischen Armee im Jahr 1809, bis zur Beendigung dieses Kriegs, durch den Frieden von Wien, am 14ten Octob. 1809. Deutsch und Französisch. 1809. XXIV u. 74 S. 4.*

Das weimarische Landes-Industrie-Comptoir hatte sich schon im Kriege vom J. 1806 das Verdienst erworben, durch Pläne und Beschreibungen der vorgestellten Hauptschlachten, geschöpft aus den ersten officiellen Nachrichten, die zu erhalten waren, die Neugierde des Publicums zu befriedigen, und seine Ansichten der Zeitbegebenheiten zu berichtigen. Dies ist auch wieder in der vor uns liegenden Sammlung vom Jahr 1809 geschehen.

Es ist sehr natürlich, daß diese auf frischer That gesammelten Nachrichten manche Unrichtigkeiten enthalten müssen, welche die Zeit berichtigt; besonders ist dies bey dem Raisonnement der Fall. Aber die Hauptfacta bleiben immer die nämlichen, und in sofern behält auch diese Sammlung ihren Werth. Die uns vorliegende enthält die Pläne der Schlachten von Aspern und Wagram, deren Beschreibung, die Waffenstillstands-Urkunde, einen Extract aus dem wienener Frieden, und eine Generalcharte der österreichischen Monarchie.

Im Eingange dieser Sammlung heist es: „Das Resultat des Feldzugs in Baiern war nach den entscheidenden Siegen, welche die Franzosen vom 19 bis zum 23 April zwischen der Donau und der Isar erfochten, weit unter den Erwartungen, die der Vortheil großer Anstrengungen und eines übermächtigen Angriffs für Österreich zu erregen schien. Die gesammte Heeresmacht Napoleons war vereinigt: der größte Theil der österreichischen Armee, in der linken Flanke umgangen, ward über die Donau nach Böhmen geworfen, und ihr alle Verbindung mit der rasch vordringenden italienischen Armee abgeschnitten, deren Rückzug dadurch notwendig wurde. Das schwache Corps des F. M. L. Hiller, welches von der Hauptmacht getrennt, auf dem rechten Donauufer zurückblieb, vermochte nicht, den voraneilenden Sieger aufzuhalten, der den nächsten Weg nach der Hauptstadt des Reichs zu wählte.“ —

Wir müssen darüber bemerken, daß die Siege der Franzosen bey Abensberg und Eckmühl nicht durch die Nothwendigkeit, sondern durch die ihnen folgenden verkehrten Operationen der Österreicher entscheidend waren. Eine Armee, welche, wie die des Erzherzogs Karl nach ihrem von Regensburg bis auf den Bilamberg und Gegend vollzogenen Rückzug, den Feind schlagen kann, wie es bey Groß-Aspern der Fall war, konnte noch ihr Schlachtfeld wählen, und durfte es nicht im Angesicht der Residuen erkiesen. Da die Österreicher nach den Schlachten von Abensberg und Eckmühl Herrn

des linken Donauufers waren, Regensburg inne hatten, und ihre Armee auf dieser Seite bis Hemmau vorgedrungen war, da Tyrol erobert, Johann in Italien siegreich war, und die Erbstaaten nicht durch Ein, sondern durch drey Armeen, auf dem rechten Donauufer vertheidigt wurden: so konnte Karl auf dem Schlachtfelde von Höchst, wo sein großer Vorfahr Eugenius siegte, sich aufstellen und erwarten, ob sein Gegner noch nach Wien marschiren würde. Statt dessen war der projectirte Marsch auf das rechte Donauufer, um sich mit Hiller vereinigt, dem Feinde *en front* entgegen zu stellen, und Johann zurückzurufen, wodurch man in die Defensive geworfen wurde, die traurigste aller Operationen.

Bey der Darstellung der Schlacht von Aspern, bezieht sich der VI. mit Recht auf die Kritik derselben in der *Volks-As*, welche man als classisch ansehen kann.

Eben so wahr schließt er diese Darstellung mit der Bemerkung: „Allerdings mag man sich bey der Vergleichung der Lage beider Heere kaum einer Befremdung erwehren, wenn man auf allen Punkten der österreichischen Linie die Vertheidigungsmaßregeln und leuchtendes Verhalten gewahrt wird; wenn man keine Spur von kräftvoller Verfolgung, keine Benützung der gewonnenen Vortheile, keine ernstlichen Maßregeln zur Erichwerung des Rückzugs sieht, welchen die Franzosen durch ihre concentrirte Bewegung vorbereitet hatten, und durch die standhafte Vertheidigung von Essling deckten. Die Nacht ward unthätig zugebracht von Seiten der Österreicher, und doch konnten sie kaum sichere Bürgschaft haben, daß es dem Gegner unmöglich seyn werde, die bedeutenden Hülfsmittel, welche auf dem rechten Stromufer bereit waren, während dieser Nacht herüber zu holen, um den Kampf zu entscheidender Übermacht zu erneuern. Sie nahmen Abens die Stellung wieder ein, welche sie bey dem Angriff verlor hatten, während die Franzosen die ihrige auf dem Schlachtfelde bis zum Anbruch des folgenden Tages behaupteten, wo sie mit ihren Verwundeten und dem demontirten Gelächter über den schmalen Donauarm gingen, und mit Behauptung der Brückenköpfe, sich in der Lobau aufstellten, die seitdem zu einem verschanzten Lager gebildet ward.“

Über die Schlacht von Wagram sind beide Berichte der Franzosen und Österreicher, abgedruckt, und man kann mit Bedauern daraus das Resultat ziehen, daß die physische Kraft der Deutschen an diesem Tage von keiner geringen geleitet, durch isolirt kämpfende Armeecorps vereinzelt, und ohne Zusammenhang war, besonders aber, daß das am 4. Le angekommene Corps des Erzherzogs Johann, statt dem Feinde in den Rücken zu fallen, unverrichteter Sache wieder abzog. Der Waffenstillstand und der Friede kritisierten sich selbst. Kn.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 M A Y, 1811.

KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Joh. Matth. Schröckh's*, ehemal. ord. Lehrers der Geschichte auf der Universität Wittenb., *christliche Kirchengeschichte seit der Reformation*, fortgesetzt von D. *Heinr. Gottlieb Tzschirner*, ord. Lehrer der Kirchen- und Dogmen-Geschichte auf der Universität Leipzig. 1810. IX Theil. 670 S. 8. (2 Rthlr.)

Der verewigte *Schröckh* wollte sein Werk, dessen einzelne Theile wir insgesammt bald nach ihrer Erscheinung angezeigt und beurtheilt haben, mit dem neunten Bande schließen. Die Geschichte der griechischen Kirche, der Taufgesinnten, der *Socinianer* und der *Quäcker* im Zeitraume von 1649 bis 1806, welche noch zu erzählen übrig war, sollte nur einen kleinen Raum dieses Bandes füllen; Zeittafeln aber und ein allgemeines Register sollten einen desto größeren einnehmen. Im Jahre 1809 hoffte der Vf. Alles zu beendigen. Allein der Tod überfiel ihn, als er erst mit den Vorbereitungen zu diesem letzten Bande beschäftigt war. Hr. T. versichert, daß sich in dem Nachlasse des Verstorbenen nichts Ausgearbeitetes und auch nicht einmal Materialien zu diesem Bande gefunden haben. Man weiß auch sonst, daß *Schröckh* seine Geschichtsbücher nicht schriftlich vorzubereiten pflegte. Einer seiner Freunde, welcher ihm ein würdiges Denkmal gestiftet hat, sagt von ihm: „Sobald er gelesen und geprüft hatte, arbeitete er dem Drucker in die Hand, ohne vorläufig auch nur zu excerpieren, oder etwas zum Versuch auf Nebenpapieren aufzusetzen. Höchstens waren es kleine Skizzen, bloße Winke und einzelne Worte, was er auf ein Nebenblatt hinwarf. Wenn er sich für sein kirchenhistorisches Werk vorläufig Schriften oder Schriftstellen anmerkte: so geschah dies auf seinen Collegienheften, die er jedesmal, so weit das Werk über sie hinausgerückt war, zu verbrennen, und, zum Beauf seiner Vorlesungen, durch Randbemerkungen in Lehrbuche zu ersetzen pflegte.“ *Nitzsch* über *Schröckh's* Studienweise und Maximen S. 17. Um sich zu erklären, wie er bey dieser Methode doch noch so gut, so lehrreich, so interessant schreiben konnte, muß man sich erinnern, daß er ein äußerst kräftliches Gedächtniß hatte, und schon vorher mit der Geschichte, welche er nun schriftlich ausarbeitete, durch langes Studium und oft wiederholte Vorträge innig vertraut war. Übrigens sollte man nach dem Berichte denken, daß doch seine Collegien-

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

hefte bey der Ausarbeitung dieses Bandes hätten benutzt werden können. Der Fortsetzer sagt darüber nichts, und hat daher wohl ganz frey aus eigener Hand gearbeitet. Jedoch hat er den Plan des ersten Urhebers strenge befolgt, und sich auch seiner Methode, seiner Manier und seinen Principien, so viel möglich, angeschlossen. Wenn übrigens in dem *Schröckh'schen* Werke der protestantische Schrifttheolog überall hervortrat: so tritt in dieser Fortsetzung mehr der protestantische Rationaltheolog hervor. Wenn man dort mehr den historischen Nestor erzählen hörte, der auf eine lange, von ihm durchwanderte Laufbahn zurückschaut, und sich dem Ende seiner Tage nähert: so sieht man hier mehr den lebhaften jungen Mann, welcher seine Laufbahn mit Muth, Entschlossenheit und Anstrengung angetreten hat. Wenn jener über manche neue Erscheinungen einer ganz veränderten Welt staunt und erschrickt, und sich nicht darein zu finden weiß: so läßt sie dieser mit unerschrockenerem Blicke vor sich vorübergehen, und weiß sich derselben mehr zu bemächtigen. Wenn jener diese letzten Stücke der Kirchengeschichte nur in einer kurzen Übersicht gegeben hätte, weil er fühlte, daß sein Tag sich zum Ende neige, und doch sein Tagewerk noch selbst vollenden wollte: so liefert uns dieser nicht nur, was *Schröckh* selbst noch geben wollte, in weit größerer Ausführlichkeit, sondern er schenkt uns noch außerdem die neueste Geschichte der christlichen Kirche von 1806 bis 1810, freylich nur in einer kurzen Darstellung. Die Folge davon ist, daß nun ein zehnter Band hinzukommen wird, welcher die Zeittafeln und ein Hauptregister über das Ganze, sammt einer Lebensbeschreibung *Schröckh's* enthalten soll.

Daß Hr. T. vorher mit Fleiß und Mühe gesammelt, und alle ihm zu Gebote stehenden Quellen und Hilfsmittel zu Rathe gezogen habe, ist nicht zu verkennen. In der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit folgt er seinem Vorgänger nach. Dies thut er auch darin, daß er die Geschichte nicht mit Urtheilen und philosophischen Rasonnements überladet oder gar darein verwandelt. Wir billigen dies sehr, und können in gewissen neuen Geschichtsbüchern, deren Verfasser uns mehr mit ihren eigenen Urtheilen, mit ihrer Schulphilosophie und mit ihrer eigenen Person, als mit der Geschichte, unterhalten, und welche, gleich als Allwissende, die Ursachen, Triebfedern, Umstände, Folgen, Wirkungen, ja die Nothwendigkeit der Begebenheiten und Handlungen und ihren Zusammenhang mit dem Weltganzen aufs genaueste bestimmen.

B b b

men wollen, nichts weniger als den wahren Pragmatismus finden. So schrieben die *Griechen* und *Römer*, welche noch immer Muster der Geschichtschreibung sind, nicht. Schöne historische Kunst konnte freylich der Vf. um so weniger zeigen, da er durchaus, selbst in der beygefüigten Übersicht, nach einem fremden Plane fortarbeitete, und das *schröckhische* Werk sie nach seiner ganzen Anlage, Entstehung und Einrichtung nicht wohl vertrug.

In der Geschichte der *griechischen* Kirche ist besonders viel mühsamer Fleiß und pünktliche Sorgfalt gezeigt. Es ist Vieles aus neueren Reisebeschreibungen gezogen, und im Ganzen sind öfterer Werke gebraucht, welche sich zunächst nicht mit der *griechischen* Kirche und ihrer Geschichte beschäftigen, als solche, welche ihr ausschließend gewidmet sind. Übrigens sieht der Vf. selbst ein, daß er keine eigentliche Geschichte derselben geliefert hat, daß nach allen seinen Bemühungen Vieles unbestimmt geblieben ist, und daß nicht eher ein künftiger Geschichtschreiber diesen Gegenstand genügend werde bearbeiten können, bis sich mehrere *einheimische* Quellen werden eröffnet haben. Am ehesten ist dies noch von *Rußland* und für die dortige Kirche zu erwarten. Die neuere Geschichte der *Taufgesinnten* zu erzählen, ist keine leichte Aufgabe, weil sie sich in so viele Secten getheilt haben, deren Ursprung und Unterschied schwer zu bestimmen ist, weil die speciellere Geschichte in einer Menge kleiner Schriften, besonders aus dem Schosse der Secten selbst, unter anderen in ihren sehr zahlreichen Glaubensbekenntnissen zu suchen ist, und weil es große Schwierigkeiten hat, ihre Geschichte zweckmäßig anzuordnen und interessant darzustellen. Hr. T. ist wirklich hier unter unserer Erwartung geblieben. Mehr hat er in der Geschichte der *Quäker* geleistet, wiewohl wir gewünscht hätten, daß er hier minder freygebig mit der Anschuldigung der Schwärmerey, der Verirrung, der Sonderbarkeit gewesen wäre; und den Ursprung, so wie die großen originellen Ideen, welche diese in ihrer Art einzige, ehrwürdige Gesellschaft, mitten unter dem Kampfe mit lauter entgegengesetzten Meinungen und Gewohnheiten, aufgestellt und durchgesetzt hat, tiefer ergründet und gerechter gewürdigt hätte. In der Geschichte der *Antitrinitarier* sind die Nachrichten von ihren theologischen Schriftstellern vorzüglich schätzbar. In der *Übersicht der neuesten Kirchengeschichte* hat der Vf. nicht nur den Zweck, die Geschichte von 1806 bis 1810 fortzusetzen, und ein Bild vom gegenwärtigen Zustande der Kirche zu entwerfen, sondern auch die *schröckhische* Erzählung von den Ereignissen der späteren Zeiten selbst, worin manches Wichtige entweder gar nicht berührt oder nur kurz angedeutet wurde, zu ergänzen. Er gesteht jedoch selbst, daß er diesen letzten Zweck nur sehr unvollständig habe erreichen können, weil er bald eingesehen habe, daß er, um alles Wichtige ergänzend nachzutragen, die ihm gesetzten Grenzen würde überschreiten müssen. Übrigens haben wir in dieser Übersicht verschiedenes Geringfügige be-

merkt, namentlich in der Anführung und Belobung mehrerer unbedeutender theologischer Schriftsteller, wofür Bedeutenderes hätte aufgenommen werden können. Wir wollen aus dieser Übersicht Einige theils auszeichnen, theils mit Bemerkungen begleiten, um dieses Werk noch mehr im Einzelnen zu charakterisiren. S. 585 führt der Vf. an, daß auch der *Janfenismus* zugleich mit dem Parteygeiße, welchen er erzeugte, und mit dem Parteyhaffe, der ihn verfolgte, in dem neuen *Frankreich* fortduere. Er beruft sich auf des edlen *Gregoire Ruines de Portroyal*, die Ausgabe von 1809, welche Schrift er jedoch nur aus der Anzeige einer deutschen Zeitschrift, nicht aber aus eigener Ansicht kenne. Da diese Schrift, welche, besonders in der zweyten Ausgabe, von hoher Wichtigkeit ist, und in *Frankreich* wegen gewisser Stellen großes Aufsehen gemacht hat, in *Deutschland* wenig bekannt geworden ist: so wollen wir diese Gelegenheit ergreifen, etwas aus derselben über den gegenwärtigen Zustand des *Janfenismus* überhaupt, wovon in dem vorliegenden Bande, außer dem Angeführten, nichts vorkommt, auszuzeichnen. Von dem besonderen Zustande desselben in *Frankreich* findet sich darin keine ausdrückliche Nachricht; man kann aber allerdings aus dieser Schrift schließen, daß *Gregoire* selbst ein ächter *Janfenist*, nach der Weise der *Portroyalisten*, ist, daß es auch an anderen Anhängern nicht fehlt, und daß sie eine sehr starke Partey wider sich haben. Sonst findet man folgende Nachrichten. In *Holland* zählt man, bey einer Bevölkerung von ungefähr 1,800,000 Seelen, wenigstens 300,000 Katholiken, theils *Janfenisten*, theils *Molinisten*; die letzten sind weit zahlreicher, sie befinden sich gewissermaßen außerhalb der Grenzen der katholischen Hierarchie, und werden theils durch Mönche, theils durch Weltgeistliche, unter der Oberaufsicht eines Nuntius, geleitet. Seit langer Zeit sind die Weltgeistlichen und viele Laien dieser Anarchie müde. Sie haben zu verschiedenen Malen dringende Vorstellungen zu *Rom* gemacht, um Bischöfe zu erhalten; aber diese Bemühungen waren vergeblich, welches man dem Einflusse der Mönche zuschreibt, die das Episkopat so viel möglich hintertreiben. Wenn man in *Holland* in eine katholische Kirche kommt: so sieht man sogleich, welcher Partey sie gehört. Wenn nur Ein Altar, gemäß dem Gebrauche der ersten Kirche, welcher sich auch unter den *Griechen* erhalten hat, da ist; wenn bey der Abingung des Officiums durch einen abwechselnden Chor von beiden Geschlechtern sich eine tiefe Andacht, eine ruhrende Frömmigkeit offenbart: so ist man bey den *Janfenisten*; freylich kommt ihnen dieser Charakter nicht ausschließend zu, aber doch auf eine ausgezeichnete Art. Die Mehrheit der Capellen, die Musik, die überfüllte Feyer der Messe, kleinlichte und durch die Kirche nicht bestätigte Gebräuche kündigen eine *molinistische* Kirche an. Von den *molinistischen* Priestern erhalten auch weit leichter unwillende Kinder die Communion, und unsittliche Menschen die Absolution. In der Diöcese von *Utrecht* wird die Ent-

haltbarkeit, selbst von Eyern, während der Fastenzeit bey den *Jansenisten* streng beobachtet, indem die andere Parthey zuweilen den Genuß des Fleisches erlaubt. Die Schlafheit von der einen und die evangelische Strenge von der anderen Seite hat die Zahl der *Molinisten* vermehrt und die der *Jansenisten* vermindert. Die *französischen* Emigranten, welche sich zur Zeit der Revolution nach *Holland* begaben, theilten sich unter beiden Partheyen. Die Katholiken auf der *dänischen* Insel *Nordstrand* stammen gleichfalls aus *Holland*, wie denn auch daselbst ein verdorbenes *Holländisch* geredet und in dieser Sprache gepredigt wird. Auch sie theilen sich in *Molinisten* und *Jansenisten*. Im J. 1794 liefs die Propaganda durch den Nuntius zu *Wien* dem *dänischen* Gesandten daselbst ein Memoire überreichen, um die *Jansenisten* auf *Nordstrand* anzuschwärzen und sie um ihre dortige Kirche zu bringen. Der Versuch mislang. Die Regierung erhielt von dem *lutherischen* Amtmann auf der Insel die vortheilhaftesten Zeugnisse von der angeklagten Parthey, und der *jansenistische* Priester auf der Insel veranlafste den Erzbischof von *Utrecht*, die Documente vorzulegen, auf welchen seine geistliche Jurisdiction beruht. *Gregoire* führt noch die mancherley Bedeutungen an, welche man dem Worte: *Jansenist* beygelegt hat, und immer noch beylegt; er wünscht, daß der Namen verschwinde, daß über den *Jansenismus* nicht mehr dogmatisch, sondern nur historisch geredet, geschrieben und gestritten werden, und daß die alte, ächte katholische Wahrheit siegen möge. Wir kehren zu dem vorliegenden Werke zurück. S. 600 f. hält Hr. T. dem Territorialsysteme, welches sich durchgängig in der Praxis behauptet habe, indem das Collegial- und Einheits-System eine auf die Schule eingeschränkte Theorie geblieben seyen, eine große Lobrede; doch mäßiget er es, und legt dabey dem Staate solche Verbindlichkeiten auf, daß man sagen möchte, das Territorialsystem werde dadurch collegialisch. S. 622 redet er von den neueren Werken, in welchen einzelne Theile der Kirchengeschichte von *lutherischen* Theologen sehr glücklich behandelt worden seyen. Da hätte er aber wirklich mehr anführen können, z. B. nicht nur, wie er wirklich thut, die von ihm oft und fleißig gebrauchte *kirchliche Geographie und Statistik* von *Stäudlin*, sondern auch desselben Verfassers *Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften*. S. 633 f. wird die Verschiedenheit des theologischen Rationalismus von dem Naturalismus so beschrieben: „Der Naturalismus verwirft die Idee einer übernatürlichen Offenbarung als Wahn und Trug, der Rationalismus hält sie fest oder kann sie doch wenigstens mit seinem Systeme vereinigen; jener leugnet die Wahrheit der heiligen Geschichte, dieser nimmt die Thatfachen des Christenthums an; jener findet in der Bibel ein bloß menschliches Buch, dieser erklärt sie für Offenbarungsurkunden, und leugnet nur, daß man ihnen unbedingt folgen dürfe; jener betrachtet die christliche Kirche als eine durch den Zufall entstandene Ver-

bindung, diesem aber ist sie ein von der Vorsehung veranstaltetes, auf die Beförderung der Sittlichkeit abzweckendes Institut; jener hebt das Christenthum auf, dieser versucht den Primat der Vernunft mit dem Glauben an den göttlichen Ursprung desselben zu vereinigen.“ Solche Naturalisten und Rationalisten hat es allerdings gegeben und giebt es noch, und es ist sehr richtig, daß der Rationalismus der neueren Theologen sehr von dem Naturalismus verschieden ist: aber es kann keineswegs als wesentlicher Theil des Rationalismus betrachtet werden, daß man die übernatürliche Offenbarung und die Thatfache des Christenthums annehme. — Wir wollen noch anführen, wie der Vf. das *schröckhische*, von ihm vollendete Werk schließt, und damit zugleich eine Probe seines sich hier freylich mehr als sonst hebenden Stils geben: „Das ist dann die neueste Geschichte, das ist der gegenwärtige Zustand der christlichen Kirche, welche sich mitten unter fallenden Reichen und untergehenden Systemen länger als achtzehn Jahrhunderte behauptet, und, obgleich oft bald der Wahn, bald die Leidenschaft ihre Lehren entstellte und ihre Institute mißbrauchte, doch zu allen Zeiten und unter allen Formen wohlthätig auf die Völker gewirkt hat. Sie sah *Jerusalem* untergehen, *Rom*, die Weltgebieterin, fallen, die meisten Reiche, welche die *germanischen* Völker auf *Roms* Trümmern bauten, zusammenstürzen; aber sie alterte nicht, wie die Staaten altern und vergehen, und dauerte fort in ewig neuer Jugend und Kraft. Zwar im Oriente, als sich hier erst das Chaliphat erhob, danach die *Mogolen* und zuletzt die *Türken* christliche Völker bezwangen, ward sie hart bedrängt; doch ging sie nicht unter, und was sie im Osten verlor, gewann sie im Westen, denn auch in der neuen Welt ward der christliche Glaube gepflanzt und gegründet. Sie hat die *jüdische*, wie die *griechisch-römische* Weisheit überlebt, die Schulen zahlloser Weltweisen alter und neuer Zeiten sind geöffnet und wieder geschlossen worden; sie aber besteht bis auf diesen Tag, und ihre Lehre wird in allen Theilen der Welt verkündigt. Das wird begreiflich, wenn man erwägt, daß sie keinem Zeitalter, und doch allen Zeiten angehörte und auf alle Völker, die sie in ihren Schooß aufnahm, wohlthätig wirkte. Die Juden führte sie von dem Ceremoniendienste zu der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit und zu edleren Erwartungen vom Retter, auf welchen die Väter gehofft hatten; zu den *Griechen* und *Römern* rief sie den Glauben, der aus der cultivirten Welt geflohen war, zurück; die rohen Völker, welche sich im Mittelalter über *Europa* ausgebreitet hatten, leitete sie zur Bildung und Menschlichkeit, und ihr verdanken die gebildeten Nationen der neueren Zeiten das Dafeyn heilsamer Institute, welche die Erhaltung des Glaubens und die Beförderung der Sittlichkeit bezwecken. Die Kirche ist auf das Unvergängliche im Menschen, auf das Bedürfnis des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe gegründet, und darum wird sie fortdauern und bestehen bis an das Ende der Tage.“

Warum schreibt der Vf. immer *Menge* und den berühmten Theologen *Buddens* S. 296 *Buddäus*?
S. C. R. F.

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchhandlung: Dr. H. P. K. Henke's *Grundriss der Kirchengeschichte zu Vorlesungen*. Beendigt von Dr. Joh. Sev. Vater, ord. Prof. der Gottesgelahrtheit und Bibliothekar in Königsberg. 1810. 216 S. 8. (14 gr.)

Wir haben uns in unserer Erwartung von diesem Buche sehr getäuscht gefunden. Wir erwarteten ein ordentliches, zusammenhängend abgefaßtes, für den akademischen Unterricht zweckmäßig eingerichtetes, mit Literatur versehenes Lehrbuch. Statt dessen fanden wir eine Art von *Inhaltsverzeichnis* über das größere Werk des Vfs., wovon gleich der Anfang der Einleitung und der Geschichte selbst zur Probe hier stehen mag. 1) *Religionsgeschichte überhaupt*. Begriff, Umfang und Gehalt dieser Wissenschaft. Schwierigkeiten, Methode und Hülfsmittel ihres Studiums. 2) *Geschichte der christlichen Religion und Kirche*. Ihr Zweck, vielfacher Werth und Nutzen u. f. w., und S. 5. 1) *Zustand des römischen Reichs*: a) politischer; GröÙe und Zusammenhang desselben, Alleinherrschaft, friedliche Zeit; b) stüllicher, in der Ausstattung; Volksreligionen, Duldsamkeit, Freydenkerei unter den Gelehrten u. f. w. So geht es durch das ganze Buch fort. Die Zeitfolge ist, wie in dem größeren Werke, beobachtet — eine Methode, welche anerkanntermäÙen, besonders für den akademischen Unterricht, nicht passend ist. Von der Literatur ist nur das Allgemeine zu Anfang jeder Periode flüchtig beygefügt. Wahrscheinlich hat Henke diesen Grundriss in der Schnelle zu entwerfen angefangen, als er endlich einfah, daß er die Kirchengeschichte nicht länger nach seinem größeren Werke vortragen und durch mehrere Jahre hindurch fortschleppen könne, besonders als sich die Zeit näherte, daß er auf eine andere Universität veretzt werden sollte. Mit S. 185, d. i. gegen das Ende des siebenten

und letzten Zeitraums ist Hr. D. Vater eingetreten. Er versichert, daß sich in dem Nachlasse des Verstorbenen nur einzelne unvollendete Paragraphen zu der Fortsetzung gefunden haben. Ihm, dem Verfasser *kirchenhistorischer Tabellen*, konnte die Fortsetzung um so weniger schwer werden. Wir erfahren hier zugleich, daß er auch das größere Werk fortsetzen wird. Wir wünschen, daß ihm dazu eine eben so gute kirchenhistorische Bibliothek, als dem ersten Urheber, zu Gebote stehen möge. Aus der Vorrede theilen wir noch einige Nachrichten über den Zustand der *Janjenisten* in *Holland* mit, welche Hr. V. von einem der ersten dortigen Gottesgelehrten erhalten hat, und fügen sie zu demjenigen hinzu, was wir oben in der Recension von dem letzten Bande der *schröckhischen Kirchengeschichte* angeführt haben. Bey der jüngst erfolgten Erledigung des Erzbisthums Utrecht hat der König von *Holland* die Wahl eines neuen Erzbischofs unter sagt, und diese, von dem Papste getrennte Kirche hat bloß die beiden Bischöfe von *Harlem* und *Deventer*, von welchen letzterer nur diesen Titel führt, indem dort gar kein diesen Grundsäßen ergebener Katholik sich befindet, und zu *Rotterdam* die Geschäfte eines gewöhnlichen Predigers verieht, ersterer aber seinen Sitz zu *Amsterdam* hat. Die Geschäfte des Erzbischofs von Utrecht werden von zwey General-Vicaren verwaltet, denen das Metropolitancapitel zur Seite steht, welches sie auch wählt: es besteht aus Stadt- und Land-Priestern, und hat einen Decan an seiner Spitze. 32 Kirchen mit ungefähr 5000 Seelen gehören dahin. Das Bisthum *Harlem* ist davon fast unabhängig: überhaupt scheint der Erzbischof nur als *primus inter pares* betrachtet worden zu seyn, und nur in außerordentlichen Fällen einen über seinen Sprengel reichenden Einfluß gehabt zu haben. Zu *Harlem* scheint kein Capitel zu seyn, noch weniger ist eins zu *Deventer*. Unter den Bischöfen stehen Erzprießer, unter diesen gewöhnliche Priester.

S. C. R. F.

K U R Z E A N Z E I G E N.

GESCHICHTE. Altona, b. Hammerich: *Weltgeschichte in Tabellen*, nebst einer tabellarischen Übersicht der Literaturgeschichte, von G. G. Bredow. Dritte verbesserte und zum Theil umgearbeitete Ausgabe. 16 Bog. in Landchartenformat. (1 Rthlr. 16 gr.) Unfreitig die vorzüglichsten historischen Tabellen; äußerst reichhaltig, und doch eine leichte Übersicht darbietend! Die erste Tabelle giebt einen schönen Überblick der Weltgeschichte in zehn Zeiträumen, die 1) die älteste Sagen Geschichte; 2—4) die assyrisch-babylonische, die persische, die macedonische Monarchie; 5) den römischen Weltstaat; 6) die fränkische Monarchie; 7) die Macht der Päpste und die Kreuzzüge; 8) das Wiederaufleben der Wissenschaften, die französische Obergevalt in Europa, und 10) das Gleichgewicht der fünf mächtigsten Staaten Europa's, und die Revolution in Frankreich (bis 1806) zum Gegenstande haben. Jeder dieser Zeiträume wird auf einer Tabelle besonders dargestellt. Die eilfte Tabelle, eine Folioseite, enthält die Folgen der französischen Revolution (System der Präpotenz) von 1806—1809, und auf eben diesem Bogen findet

man, auf der zwölften Tabelle, die Geschichte der vornehmsten außereuropäischen Völker, und zwar Persiens, Indiens, China's, Japans. Die vier folgenden Tabellen sind der Literaturgeschichte gewidmet. Auf einer Folioseite befindet sich noch ein allgemeiner Überblick der Literaturgeschichte. Schon diese Anordnung der Tabellen beweist ihre Zweckmäßigkeit. In Ansehung der einzelnen Angaben möchte wohl wenig Bedeutsames zu erinnern seyn. Vielleicht findet jedoch Hr. B. folgende Bemerkungen seiner Aufmerksamkeit nicht unwerth. Celsus wird von ihm zum Jahre 1656 gelebt; aber nach der parischen Marmorchronik fällt seine Erscheinung auf das Jahr 1582, oder, nach *Euseb. praepar. evang.* p. 490, 189 Jahre nach der ogygischen Fluth, das heißt auf das Jahr 1570. *Ninus*, der Gemahl der *Semiramis*, lebte nach den Untersuchungen *Gatterers* und *Schlözers*, die der Chronologie des *Herodot* folgen, wohl erst um 1400; 550 Jahre vor dem Sardanapal. Sollts nicht Pelops bey dem Jahre 1550 angesetzt seyn? Bey Solon könnten eben so, wie bey Servius Tullius, die Bürgerclassen angemerkt werden. Jg.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 M A Y 1811.

C H E M I E.

LEIPZIG, b. Mittler: *Von den Mitteln und Wegen, die mannichfaltigen Verfälschungen sämtlicher Lebensmittel ausserhalb der gesetzlichen Untersuchung zu erkennen, zu verhüten, und wo möglich wieder aufzuheben.* Eine durch die königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag genehmigte Preisschrift. Von Franz Wilh. Knoblauch, Philos. Mag. Medicin. Baccalaur. in Leipzig. Auf Kosten der Gesellschaft mit einer Vorrede gedruckt, und dem Vf. als Belohnung überlassen. *Ersten Theils erste Abtheilung.* Einleitung, Dunstkreis, Werkzeuge und thierische Nahrungsmittel. XXIV u. 574 S. *Ersten Theils zweyte Abtheilung.* Vegetabilien, Salze, Farben, Getränke. 462 S. *Zweyter Theil.* 1014 S. 1810. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Die königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften machte im Jahre 1804 die Preisfrage bekannt: Durch welche Mittel und Wege können die mannichfaltigen Verfälschungen sämtlicher Lebensmittel ausserhalb der gesetzlichen Untersuchung aufgehoben, oder vermindert werden? Um diese Frage näher zu erklären, wurde noch beygesetzt, die Gesellschaft sey der Meinung, daß zwar durch eine vollständige Sammlung der in verschiedenen chemischen Schriften bereits vorhandenen Entdeckungsmittel schon ein grosser Schritt zu diesem Zwecke geschehen würde; jedoch sollten die einfacheren, leichteren und wohlfeileren ausgewählt, deutlich und faßlich vorgetragen, und überhaupt so beschrieben werden, daß diese Schrift jedem Stadt- und Land-Bewohner unbedenklich in die Hände gegeben werden könne; übrigens ward es den Vfn. überlassen, auch noch andere Mittel zu diesem Zweck in Vorschlag bringen.

Ausführlicher erklärt sich die königl. böhm. Gesellschaft hierüber in der Vorrede, und ertheilt zugleich auch Nachrichten von den eingegangenen Preisschriften.

Sowohl der Umstand, daß die gesetzliche Untersuchung ausgeschlossen worden, als auch die beygefügte Erklärung, daß die Schrift jedem Stadt- und Land-Bewohner unbedenklich in die Hände gegeben werden könne, zeigen deutlich, „daß die Gesellschaft nur solche Vorschläge und Mittel bezweckte, welche durch eine höhere und allgemeinere Ansicht diesen Gegenstand mehr befördern könnten, als die gesetzliche Untersuchung, die erst auf die That erfolgt.“

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

scheint an und für sich nicht unmöglich zu seyn, daß der Zweck: *Verhütung, Verminderung und Aufhebung* der Verfälschungen größtentheils schon dadurch erreichbar sey, wenn der natürliche und unverfälschte Zustand sämtlicher Lebensmittel bestimmt und genau angegeben, die Ursachen und Umstände, wodurch sie verderben, und der Gesundheit nachtheilig werden, durch eine populäre Schrift zur Kenntniß des gemeinen Mannes gebracht würden; da gewiss in den meisten Fällen die Quellen der Verfälschungen nicht in Unmoralität oder Gewinnsucht zu finden sind, sondern weit öfter in dem Mangel an Kenntniß der zweckmäßigen und unschädlichen Bereitungs- und Behandlungs-Arten gesucht werden müssen. — Der Producent bedarf eines Unterrichts über die Rücksichten, welche bey der Herstellung und Zubereitung einzelner Nahrungsmittel nöthig sind, damit keine schädlichen Stoffe weder entstehen noch eingemischt werden. Der damit Handel treibende muß wissen, wie jedes Nahrungsmittel aufzubewahren und zu behandeln sey, um unschädlich zu bleiben, insbesondere aber, was für Nachtheile durch fehlerhafte Aufbewahrung, Behandlung oder Einmischung fremder Dinge entstehen, wodurch sowohl der eigene Vortheil leidet, als auch das allgemeine Menschenwohl gefährdet wird.

Den meisten Unterricht braucht die verzehrende Classe, erstlich über die Beschaffenheit, welche jede zur Befriedigung unserer Lebensbedürfnisse dienlichen Substanzen haben müssen, wenn sie der Gesundheit unschädlich und brauchbar seyn sollen; dann wie sie behandelt und mit welchen Stoffen sie vermischt werden können, um gesunde Nahrungsmittel zu bleiben. Einer solchen Belehrung ist der größte Theil des Publicums nicht nur bedürftig, sondern auch empfänglich.

Unter den eingegangenen Preisschriften, deren 10 waren, fand die Gesellschaft nur zwey ihrer Aufmerksamkeit würdig. Die eine enthielt eine vollständige und reichhaltige Sammlung der Verfälschungen sämtlicher Lebensmittel aus dem Pflanzen- und Thier-Reiche, und aller natürlichen oder durch Kunst bereiteten Getränke; sie gab die Kennzeichen ihres guten und unverfälschten Zustandes an, zeigte, wie sie durch Unvorsichtigkeit oder durch Nachlässigkeit verderben, und der Gesundheit schädlich werden können u. s. w. Die Gesellschaft bedauerte aber, daß ihr wissenschaftlicher Vortrag sie mehr für gelehrte Leser, als zur Belehrung der Stadt- und Land-Bewohner und des gemeinen Mannes, brauchbar machte,

Ccc

Die zweyte Preisschrift zeichnete sich vor den übrigen durch einen leicht verständlichen Vortrag aus; sie enthielt Entdeckungsmittel der Verfälschungen, die wenig Vorkenntnisse, nicht viel Zeit, Mühe und Aufwand foderten; dagegen vermifste man in derselben die nöthige Vollständigkeit und Bestimmtheit; in beiden Schriften fand man auch Manches zu berichtigen. Die Gesellschaft machte den Antrag, diese beiden Vf. einzuladen, daß sie ihre Abhandlungen umarbeiten, und besonders dasjenige abändern möchten, was durch die neueren Fortschritte der Chemie eine andere Gestalt gewonnen hatte; sie machte sich dagegen verbindlich, ihre Arbeiten auf Kosten der Gesellschaft drucken zu lassen, und jedem der Verfasser die Auflage seines Werkes als Geschenk zu überreichen.

Der Vf. der zweyten Preisschrift foderte sie aus dem Grunde zurück, weil er bey seinen Amtsgeschäften und anderweitigen literarischen Arbeiten sich mit dieser Umarbeitung, und dem Verschleisse der angebotenen Exemplarien nicht befassen könne. Der Vf. der ersten hingegen, dessen Schrift hiemit das Publicum erhält, nahm diesen Antrag an, und in dieser umgearbeiteten Gestalt erscheint nun dieses Werk. — Rec. hat dasselbe mit Aufmerksamkeit gelesen, und manchen glücklichen Gedanken darin gefunden, muß aber aufrichtig gestehen, daß er leider! befürchtet, der Vf. möchte den Zweck der Gesellschaft doch nicht erreicht haben. Mit der unerträglichsten Weitläufigkeit, die auch wohl den geduldigsten Leser ermüden dürfte, behandelt der Vf. seinen Gegenstand; überall mangelt es an Präcision und an Deutlichkeit, und oft, wo der Vf. sich recht populär zu machen glaubt, verfällt er in ein leichtes Gewäsch. Dazu kommt noch ein unnatürlicher, geschräubter, äußerst widriger Stil, der jedem gebildeten Leser diese Lectüre verleiden wird. Das Ganze erscheint in zwey Theilen, wovon der erste in zwey Bände getrennt wird. Um den Gang des Vfs. zu bezeichnen, wollen wir hier die Übersicht des Inhalts von dem ersten Abschnitt liefern. Zuerst handelt der Vf. in der 96 Seiten langen Einleitung von dem Begriff und der Allgemeinheit der Lebensmittel, deren Eintheilung, von dem wechselseitigen Einfluß aller Naturkörper auf einander, von dem Einflusse der Atmosphäre, der übrigen Nahrungsmittel und der Verdauungswerkzeuge auf die Thiere, von dem Einflusse des Klima's und der Cultur des Bodens. Von der Weingährung, der Essiggährung, der Fäulniß, der Dammerde. Von den Giften u. s. w. Durchaus ohne alle logische Anordnung. Dann folgt im ersten Abschnitt die Lehre vom Dunstkreise, Atmosphäre, allgemeinste Eigenschaften derselben, nähere Bestimmung. Von den nachtheiligen Einflüssen der Atmosphäre auf das animalische Leben durch ein Mißverhältniß der in derselben verbreiteten unwägbaren Potenzen, Lichtmaterie, Regeln über das Licht als Nachtrag. Wärme, Elektricität und Magnetismus. Ungeachtet der gesuchten Popularität dürften die hier abgehandelten Gegenstände einem großen Theile der

Leser unverständlich bleiben. — Von den nachtheiligen Einflüssen auf das animalische Leben, welche aus Mißverhältnissen der in der Atmosphäre befindlichen wägbaren, nothwendigen oder zufälligen Materien entstehen. Atmosphärische Luft. Sauerstoffgas. Stickstoffgas. Atmosphärische Feuchtigkeit. Kohlenstoffsaure. Resultat über die luftförmigen Verbindungen der Kohlenstoffsaure. Kohle als Reinigungsmittel verdorbener Flüssigkeiten. — Von den nachtheiligen Einflüssen der Atmosphäre auf das animalische Leben, durch Aufnahme schädlicher, fremdartiger Lüste und Dünste. Wasserzeugende Luft nebst ihren Verbindungen, Regeln und Hülfsmittel. Von der Verbreitung schädlicher gemischter Lustarten und Dünste durch Fäulniß und Verwesung u. s. w. Räucherungen mit Säuren. Schwere und Elasticität.

Ein Register, welches bey dieser voluminösen Schrift äußerst nothwendig war, fehlt leider! und dadurch verliert sie noch mehr von ihrer Brauchbarkeit. CE.

FRANKFURT A. M., in der herrmannschen Buchhandlung: *Grundriß der chemischen Analyse mineralischer Körper.* Von Dr. Joh. Heinrich Kopp, Landphysikus im Oberfürstenthum Hainau u. s. w. 1805. II u. 100 S. 8. (12 Gr.)

Der als Arzt und Chemiker rühmlichst bekannte Vf. entwickelt hier, auf die Erfahrungen eines Bergmann, Klaproth, Vauquelin, Fourcroy, Kirwan, Wefstrumb, Lampadius, Rose u. A. sich stützend, die Grundzüge der chemischen Zerlegungskunst anorganischer Körper auf eine für den Anfänger sehr instructive Weise. Was bis zur Zeit der Herausgabe dieser Anleitung die Erfahrungen der genannten Analytiker darboten findet sich hier mit Fleiß und Einsicht zusammengestellt, und es bleibt nur noch zu wünschen übrig, daß der Vf. bey einer etwanigen zweyten Auflage die Beschreibungen ausführlicher geben, und die neueren Entdeckungen (wie sich dieses nicht anders erwarten läßt) sorgfältig prüfend benutzen möge. In der Einleitung charakterisirt Hr. K. die chemische Analyse der Mineralkörper, führt die dazu nöthigen Hülfsmittel und Hülfstudien auf, und entwirft dann ein Verzeichniß (in welchem wir die frisch bereitete Lösung des mineralischen Chamäleons vermissen) der Reagentien, nebst kurzer Anleitung ihres Gebrauchs. Der erste Abschnitt ist überschrieben: *Eintheilung der chemischen Analyse und Regeln bey ihrer Anwendung*; er zeugt von des Vfs. selbsteigenen ausgezeichnet-praktischen Kenntnissen. Außer Lampadius Handbuch zur chemischen Analyse der Mineralkörper würden wir hier unter anderen vorzüglich auf Göttings praktische Anleitung zur prüfenden und zerlegenden Chemie, Klaproth's Beyträge, Black's Vorles. über die Chemie, herausg. von Robinson, 2. d. Engl. von v. Crell, Thomson's System d. Chemie, 2. d. Engl. von Wolff, und jetzt auch noch auf John's Laboratorium gleich anfänglich verweisen. Der zweyte Abschnitt handelt von der Charakteristik und Scheidung der Bestandtheile mineralischer Körper. — Das ge-

kohlte Wasserstoffgas (S. 35) in einigen mineral. Wassern Italiens dürfte wohl eher ein mit Bergöl geschwängertes, vielleicht etwas Stickgas enthaltendes Wasserstoffgas seyn. Das Curcumäpigment ist unter allen ähnlichen Reagentien für Alkalien das unsicherste; vorzüglicher sind in dieser Hinsicht das Pigment der Rhabarber, die geröthete Lakmus-, Blaukohls- und Hyacinthblüthen-Tinctur. Die Thonerde und Beryllerde schliessen sich der metallartigen Zirkon- und Yttererde an, indem sie schwache Anziehung zum Tannin, und gleich mehreren Metalloxyden starke Anziehungen zu den Pigmenten besitzen. Die Beschreibungen der Metalle sind durch die neueren Entdeckungen ziemlich unvollständig geworden, und bedürfen bey einer neuen Auflage vor allem sorgfältige Berichtigungen. Die Charakteristik der Alkalien, wie die der Säuren, ist unvollständig; ohnerachtet Hr. K. bey der letzteren noch hinzufügt: Säuren machen den Eyweissstoff gerinnen (conc. Säuren lösen ihn mehr oder weniger zerstörend auf, und Weingeist bringt ihn ebenfalls zum Gerinnen), scheiden den Schwefel aus den Schwefelalkalien, und das Öl aus der (alkalischen) Seife. — S. 98 vermissen wir die Erwähnung von dem dazumal schon bekannten *weßrumb'schen* Schwefelharze der Schwefelquellen, worüber neuerlichst *Creve* (dessen Beschreibung der Gesundbrunnen zu Weilbach im Nassauischen) sehr interessante Beobachtungen angestellt hat. — Zum Beschlusse folgen *drey Tabellen*: 1) über die einfachen Wahlverwandtschaften der vorzüglichsten Bestandtheile und Reagentien mineralischer Körper auf dem nassen Wege; 2) über die Menge der wahren Säure in 100 Theilen der Schwefel-, Salpeter- und Salz-Säure nach ihren verschiedenen Dichtigkeiten; und 3) über das Verhältniß der Bestandtheile in den bekanntesten Mittelsalzen. Das Mineralien-, Tausch- und Handlungs-Comptoir in Hanau legt vorliegenden *Grundriss* seinen käuflich abzulassenden tragbaren Laboratorien bey. H K.

P H Y S I K.

HANNOVER, b. Hahn: *System der atomistischen Physik*, nach den neuesten Versuchen und Erfahrungen dargestellt von *Georg Wilhelm Munké*, Inspector am Georgianum. 1809. X und 278 S. 8. (18 Gr.)

Hr. M. sagt S. 5 der Vorerinnerung: „Billig sollte aus dem nämlichen Grunde, welcher den Solon zu dem Gesetze führte, daß bey öffentlichen Unruhen Niemand neutral bleiben solle, in der Republik der Gelehrten der Grundsatz herrschen, daß nie ein System allein und ausschliesslich die Herrschaft erhalten dürfe. Beynahe hat das System der dynamischen Physik sich bald nach seiner Gründung durch den unsterblichen *Kant* ein solches Ansehen [der Alleinherrschaft] erworben; denn wo wagt es noch jemand, das atomistische System zu vertheidigen? Und doch schien es mir eines Versuches werth, die Ansprüche, welche eine so alte und so lange gangbare Theorie [wie die der Atomisten] für sich hat, aufs neue zu prüfen.“ Hiebey hätte Hr. M. nur auch den in der Republik der Gelehrten längst herrschenden Grundsatz, daß Niemand eine Lehre prüfen oder gar ein Buch darüber

schreiben darf, die er selbst nicht versteht, beherzigen sollen. Nach dem Titel dieser Schrift und nach ihrer Vorerinnerung, wovon jener sie ein System, diese aber nur einen Versuch nennt, sollte man doch wohl neue Stützen zur Aufrechthaltung des atomistischen Systems, und neue Fingerzeige auf die Mängel und Lücken des dynamischen erwarten. Gleichwohl findet man in ihr weder das Eine, nach das Andere. Hr. M. nimmt bloß die Atomen geradehin als existirend an, und fragt nicht erst, warum oder woher sie sind, sondern ist zufrieden, zu wissen, daß Gott sie geschaffen hat. Auch nimmt er am Ende der Vorerinnerung sein Versprechen, das eine oder das andere System zu prüfen, selbst wieder zurück. Denn da sagt er: „Meine Absicht im Ganzen ist weder zu polemisiren, noch viel weniger die tiefdenkenden Vertheidiger des dynamischen Systems zu widerlegen, indem mein Versuch bloß dahin gehet, zu zeigen, daß sich die atomistische Ansicht gleichfalls auf die Erklärung mancher bedeutender Naturbegebenheiten, z. B. des Verdampfungsprocesses, des Regens, der Meteorsteine, des Höhenrauchs, der Sternschnuppen u. s. w. anwenden läßt.“ Das wäre nun freylich gut und löblich, wenn Hr. M. diese Begebenheiten wirklich nach dem atomistischen System, oder auch nach irgend einem anderen, verständlich erklärt, und nicht fast Alles, was die Physiker schon längst klar aus einander gesetzt haben, wieder ins Dunkle gestellt hätte. Daher wird sein Buch weder einen Atomisten in seiner Ansicht der Dinge bestärken, noch einen Dynamisten von seinem Glauben abwendig machen. Denn es ist im Ganzen nur ein aus den neuesten Journalen der Physiker beider Confessionen zusammengesetzter Galimathias, dem es alenthalben an einem verständigen Sinne und richtigem Ausdrucke sowohl, als an einsichtsvoller Beurtheilung vieler längst allgemein als richtig anerkannter physikalischer Lehren, und an erforderlicher Bestimmtheit gebricht. Natürlich müssen wir diese unsere Behauptung aus dem Buche selbst mit Anführung einiger Stellen desselben erhärten. Der Vf. hat es in 7 Capitel abgetheilt: von der Attraction, von dem Lichte, der Wärme, der Elektricität, den Meteoriten, dem Schalle und dem Magnet. S. 6 liest man: „Wenn man den Flüssigkeiten die Cohärenz absolut absprechen wollte, wiewohl bey dem Ausdrucke, daß die kleinsten Theile sich ohne Mühe trennen lassen, verstanden werden könnte [was denn?], indem daraus hervorzugehen scheint, daß eine Trennung derselben wirklich ohne alle Mühe, ohne alle Kraftäusserung geschieht [geschehe]: so würde man sehr in Irrthume seyn, und schwerlich die bekannte Wirkung erklären können, daß die Flüssigkeiten Mühlsteine zu sprengen vermögen.“ Das würde man ja aus der Attraction der Wasser- und Stein-Atomen erklären, auch wenn man thöricht genug wäre, jenen die Cohärenz absolut absprechen zu wollen? S. 14. Es läßt sich allerdings eine Einwirkung der Himmelskörper auf einander nicht leugnen; allein sobald man dieselbe auf bestimmte vergleichende Größen zurückbringt: so ist sie äußerst unbedeutend, und muß es bey der weiten Ent-

fernung derselben der Theorie nach eben so seyn, als die Erfahrung dieses bestätigt. Gesezt, der Mond zöge den ganzen Erdball mit irgend einer meßbaren Kraft an: was würde denselben hindern, dieser Anziehung zu folgen? Nichts als die Trägheit, und da diese, sobald man nicht eine größere Geschwindigkeit verlangt, durch eine unendlich kleine Kraft überwunden werden kann: so müßte durchaus die Erde aus ihrer Bahn gezogen werden, welches um so weniger möglich ist, da sie alsdann vielmehr den Mond an sich ziehen würde, und der Fall dann wirklich eintrete, den *Lichtenberg* sehr naiv durch sein *vielleicht auch nicht* abfertigt. Auf welche bestimmte vergleichende Größen mag wohl Hr. *M.* die Einwirkung der Himmelskörper auf einander gebracht haben? und was möchte *Lichtenberg*, wenn er lebte, zu diesem unerhörten Räsonnement sagen? Der Vf. hat also weiter von keiner Attraction etwas gelesen oder gehört, als nur von der chemischen, die den specielleren Namen der Affinität führt, und weiß nicht einmal aus *Lichtenberg* oder *Erxleben*, daß mit längst genau abgemessener Attraction, die hier Centripetalkraft heißt, alle Satelliten gegen ihre Hauptplaneten, diese aber mit jenen zugleich stets gegen die Sonne fallen, so, wie die Sonne stets gegen sie alle und jeder Hauptplanet gegen seine Satelliten fällt, oder daß auf diesem steten Fallen aller Himmelskörper gegen einander und auf der Trägheit derselben der ganze Mechanismus des Himmels beruhet? S. 15: „Um sich sinnlich eine möglichst anschauliche Vorstellung von der Ebbe und Fluth durch den Wechsel der gegenseitigen Anziehung der Theile des Erdballs zu machen, darf man nur die Versuche mit einem isolirten Elektrophor anstellen, und die abwechselnd eintretende Bindung und Freywerdung der elektrischen Anziehung aufmerksam beobachten. Eben das Nämliche, was hier geschieht, finden wir bey der Attraction der einzelnen Theile des Erdballs wieder, denn genau wie das E. der Form durch die auf den Kuchen gelegte Trommel aufhört in der vorigen Stärke an den Kuchen gebunden zu seyn, verliert auch die Attraction des Erdballs gegen das Meer der abgewandten Seite, sobald der Mond durch seinen Einfluß die Fluth auf der ihm zugewandten bewirkt.“ Hr. *M.* kann nämlich nur auf diese Weise begreifen, daß die Fluth auf der von dem Monde abgewandten Erdhemisphäre so hoch, wie auf der ihm zugekehrten steigt, und weiß freylich auch nicht, wie sich die Höhe derselben unter jeder geographischen Breite und Länge am Ocean aus den gegebenen Ständen des Mondes und der Sonne zwar nicht nach den Gesetzen des Elektrophors, wohl aber nach den Gesetzen der Massen und Centripetalkräfte dieser Himmelskörper auf alle Tage und Stunden voraus genau berechnen läßt, ausgenommen was heftige Winde und andere zufällige locale Ursachen zuweilen über und unter der Meeresfläche bewirken. S. 41: „Das Licht als ein materielles (?) höchst feines und ins Unendliche theilbares [die Atomen des

Hr. *M.* sind also ins Unendliche theilbar] Wesen erscheint uns in mehrfacher Gestalt!!! Zuerst bemerken wir das Licht der Fixsterne, dann das Licht der Sonne, wovon die mannichfachen Arten des erborgten Lichtes kommen, welches von anderen Körpern zurückgestrahlet wird, und endlich das Licht der Feuerflamme, welches wieder als ein eigenthümliches angesehen werden muß. [Auch wohl nicht von anderen Körpern reflectirt wird?] Das Licht der Fixsterne ist wegen seiner Stärke und des weiten Raums, den es bis zu unseren Augen zurücklegt, höchst fein, sehr rein, und von nicht gemessener Geschwindigkeit, aber eben deswegen nicht von dem Einflusse des Sonnenlichts. Dieses zeigt der bloße Anblick, und die Beobachtung, daß ein Zerlegen desselben im Prisma nicht Statt findet.“ Hr. *M.* hat also den Sirius noch durch kein schlechtes Fernrohr in farbigem Lichtglanze gesehen? S. 43. Wir haben demnach schwache und starke Lichtquellen [kleine und große Fixsterne], die wir ohne bemerkbaren Durchmesser sehr gut unterscheiden können. Beide haben in der Entfernung, in welcher wir sie beobachten, verhältnißmäßig und also verschieden abgenommen. Wo aber eine solche Abnahme Statt findet, sind wir berechtigt zu schließen, daß das Licht des einen [der einen Gattung] früher als des anderen [der anderen], beide aber endlich ganz verlöschen werden.“ Woher doch Hr. *M.* die Nachricht haben mag, daß die Fixsterne im Allgemeinen jetzt nicht mehr so hell glänzen, wie ehemals, und S. 44: „das Licht hält sich, nach dem Attractionsgesetz, um den dunkeln Körper der Sonne, genau wie die Atmosphäre der Erde um diesen ihren Körper, und ist an denselben gebunden.“ Welch einen Begriff mag Hr. *M.* wohl von der Erdatmosphäre haben? S. 47: „Jeder leuchtende Körper ist die Basis eines Lichtkegels, dessen Spitze in unserem Auge liegt.“ So verdreht Hr. *M.* den Satz: Jeder leuchtende Punkt ist für das Auge die eine Spitze eines doppelten Lichtkegels, dessen gemeinschaftliche Basis die Pupille ist, und dessen andere Spitze auf die Retina fällt. S. 48: „Alle seitwärts gehenden Lichtstrahlen sind für uns Null, können aber sogleich durch einen spiegelnden Körper zum Theil in unser Auge gebracht werden, woraus man zugleich die Existenz eines gleichen Lichtkegels nach allen Seiten hin, als derjenige ist, welcher unser Auge trifft, abnehmen kann. Wenn daher nicht so viele, ja alle Gegenstände, und die Luft selbst, das Licht zurückschießen: so würden wir allerdings das Bild [die Bilder] der leuchtenden Körper sehen, aber zugleich von vollkommener Dunkelheit umgeben seyn. Daher ist die Dunkelheit der Nacht möglich, obgleich der ganze Sonnenraum mit Licht erfüllt ist.“ *Ohe, jam satis!* Bald werden uns die neuesten Physiker alle Naturbegebenheiten (samt und fonders nicht etwa bloß aus dem Galvanismus und Magnetismus, sondern gar aus Jakob Böhm's sieben Quellgeistern) demonstrieren!

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 29 M A Y, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALBERSTADT, im Bureau für Literatur u. Kunst: *Klopstock und seine Freunde.* Briefwechsel der Familie Klopstock unter sich, und zwischen dieser Familie, Gleim, Schmidt, Fanny, Meta und anderen Freunden. Aus Gleims brieflichem Nachlasse herausgegeben von Klamer Schmidt. 1810. Erster Band. LXIV u. 414 S. Zweyter Band. 396 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Nur weit getriebene Parteyfucht, nur höchste Kälte gegen den literarischen Ruhm unseres Vaterlandes, kann die sehr großen Verdienste des 1803 aus unserer Mitte getretenen, einst fast allgemein gefeyerten Dichters verkennen oder gar beflecken wollen. Von seinen Werken werden viele noch lange geschätzt und bewundert bleiben, wann schon Sprache und Geschmack manche zufällige Veränderung erlitten haben. Der erste glühende Enthusiasmus, welchen sie bey ihrer Erscheinung erregten, ist indessen abgekühlt, und so auch das einst lebhafteste Interesse für ihren Vf., der von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an über dreyszig Jahre von unzähligen Menschen, nicht Deutschen allein, wie ein Heiliger, wie ein Wundermann, betrachtet und verehrt wurde. Mit dem Verfall des sogenannten orthodoxen Systems der lutherischen Dogmatik sank auch allmählich die unbegrenzte Ehrfurcht für Klopstocks grösstes, wir sagen nicht, bestes Werk, den Messias; und er wird seitdem nur von den wenigen Edeln, den Gerechten (nach seiner eigenen Benennung), in der Stille gelesen. Weniger, als seine Schriften, hat er persönlich das Schicksal großer Männer erfahren. Die Freunde seiner Jugend waren durch Entfernung des Orts oder durch den Tod von ihm getrennt; aber sein Ruhm und seine Verbindungen erweckten jüngere Freunde, die sein Alter versüßten, und ihm den Verlust jener fast unfühlbare machten. So verging sein ganzes Leben in Genüssen des Herzens, unter erhabenen und zärtlichen Empfindungen, in dem ungestörten Bewusstseyn seines eigenen Werths für die Welt, sein Vaterland und für Würdige. Glücklicher, im Loos der ausseren Mittelmässigkeit, ist vielleicht nie ein Dichter gewesen. Früh gestattete ihm sein Schicksal die seltene Gunst, sich in seiner Kunst nach Wunsch ausbilden zu können; früh und spät bewarben sich die ersten Köpfe der Nation um seine Bekanntschaft; und solche Freunde, die mit einander wetteiferten, seinem Verlangen immer zuvorzukommen, erhielten

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

seine Menschenliebe in ihrer ursprünglichen Wärme, so daß die Bitterkeiten des Lebens ihn weniger trafen, daß ungestüme, rohe Leidenschaften sich seiner nicht bemächtigten. Darum konnte er vieles von seinem jugendlichen Feuer, von seiner ersten Menschheit bis in sein hohes Alter bewahren. Darum wagte er sich auch nicht gerne über den Kreis seiner lieben Getreuen heraus, wohl mehr ahnend, als deutlich wissend, daß er draussen auf Dinge und Meinungen stolsen würde, die den inneren Gang seiner Ideen zerrütteten oder doch entkräften mußten. Hierher haben wir nicht einmal gerechnet, was billig obenan stehen sollte, seinen Glauben an eine ganz besondere Vorsehung, die eigens über ihm walte, weil er den Menschen den Rath Gottes von ihrer Seligkeit sang, und den Versöhnungstod gewissermassen mitlitt, der das Ziel seiner Gefänge war. Was sich ein solcher Mann in Stunden der Weihe vorgesagt haben mag! wie erhaben er sich selbst vorgekommen seyn muß! Hätte ein solcher Mann Selbstgeständnisse schreiben können: diese würden der Mühe zu lesen werth gewesen seyn. Statt deren erhalten wir Briefe von ihm und seinen Freunden, die vielleicht die Stelle der Selbstgeständnisse vertreten sollen. Ach! aber wie flach, unbedeutend und sogar hohl sind ihrer viele! Daran ist Klopstock nicht Schuld, sondern seine Freunde, die den Staub seiner Füße mit seiner Asche vermischen. Der arglose Mann konnte, bey jedem letzten Briefchen, das er ausliegen liefs, nicht vermuthen, daß es aufgehoben, und ihm einmal ans Monument geklebt werden sollte. So auch seine übrigen Freunde.

Auf die Frage, ob Hr. K. S. vollkommen befugt gewesen sey, diese Briefe drucken zu lassen oder nicht, kann sich Rec. nicht einlassen. Hatte er von einigen der Betheiligten keinen Auftrag dazu: so kann ihn doch seine Versicherung, S. XII der Vorrede, in einigem Grade entschuldigen. „Ich bin mir keiner Zeile in dieser Sammlung bewußt, woraus sich Galle oder Gift saugen liesse.“ Gewiss nicht; höchstens sind Molken darin. Rec. muß mehr als lächeln über die Einbildung des Herausgebers, der, nach S. VI, „den Abend seines Lebens durch den Gedanken, nun erst habe er seinem Vaterlande ein nicht unwillkommenes Opfer(?) gebracht, verschönert zu haben“ meint. Sagte ihm sein Genius nichts, als er folgende Stelle aus Gleims Briefe an Kl. Th. II. S. 282 abdrucken liefs? „Lessings Briefe lieft man hier (in Halberstadt) nicht; sie scheinen jedem unerheblich; nicht einmal als gut geschriebene Briefe, sagt man,

D d d

hätten sie müssen gedruckt werden. Zu Hamburg kennt man die Personen; da mögen sie gefallen.“ Wenn nun das Publicum, unser aller Richter, Recht hat, nicht die sparsam gestreuten Einwohner weniger Städte: so mußten auch diese Briefe nicht gedruckt werden. An die *lessingischen* kommen sie noch lange nicht. Doch scheint auch Hr. K. S. sie nicht für das große Publicum bestimmt zu haben. Er beglückt nur damit „*Klopstocks* Verehrer, und vor Allen die wenigen Edeln, denen er seinen *Messias* zugeeignet hat.“ Diesen wenigen Edeln, die im *Messias* ihren Hochgenuss finden, dürfte doch dieser Nachlaß ein kaltes, unschmackhaftes Gericht dünken. Der große Dichter ist nur allzu oft ein ganz gewöhnlicher Mensch darin. Mehr Vergnügen möchten noch die gelassenen Geister daraus schöpfen, die nicht immer den Liebling der Musen auf dem Parnas herumtrotzen, sondern ihn auch zuweilen in der Nachtmütze sehen wollen. Aber diesen ist der Vorrath knapp zugeschnitten, zumal da der Herausgeber gütlich Manches weggelassen hat, was den inneren Menschen charakterisirt. So ist z. B. der Streit mit *Bodmer*, der *Kl.* in die Schweiz gerufen hatte, durchaus nicht erwähnt. Er würde interessanter zu lesen gewesen seyn, als manche andere Vorfälle, die wir der Breite nach gemeldet finden. Hr. K. S. hatte den Voratz, „ja nichts stehen zu lassen, was dem verewigten Manne bey seinem Leben hätte empfindlich seyn können.“ Was einem Manne empfindlich ist, deutet genauer auf seine Schwächen. Von *Klopstocks* Schwächen sollte also nichts vorkommen, weil es den wenigen Edeln anstößig geworden wäre. Dabey haben die ruhigen Forscher wieder nicht gewonnen. Aber wir müssen unsere Leser mit dem Inhalt des Ganzen näher bekannt machen.

Nach einer Vorrede, die mehrere Beweggründe für die Herausgabe der Sammlung anzeigt, liefert Hr. K. S. ein Etwas über die Freunde und Freundinnen, von denen hier Briefe vorkommen. Er klagt, daß er aus Mangel an Nachrichten nicht alles Wünschenswürdige geben könne. Manches Datum, sogar Geburts- und Sterbe-Jahre, selbst einige Vornamen, hat er nicht mit Sicherheit erfahren können. Die hier geschilderten Freunde sind: *Klopstocks* Vater, der Dichter selbst, *Fanny Schmidt*, *Meta Klopstock*, *Windeme*, *Klopstocks* Bruder, *Rahn*, *Schmidt* aus Langensalza, *Fanny's* Bruder, *Gleim*, *Cramer*, *Sulzer* und *Schultheiss*. Von den meisten werden nur kurze Notizen ausgegeben, verschiedene sind ganz übergangen. Darauf folgen die Briefe selbst. Ihrer sind 176. Der erste ist vom 9 May 1750, der letzte vom 5 Febr. 1803. Der Herausgeber hat sie in drey Abschnitte getheilt. Der erste enthält: *Klopstocks* und seiner Freunde Briefe, bis zu seinem Berufe nach Dänemark, 1750 bis 1751. In diesem Abschnitte befinden sich 34 Briefe. Die vorzüglichsten, wenigstens die, worin ein ordentlicher Zusammenhang sichtbar ist, sind die zwischen *Schmidt* und *Gleim* gewechselten. *Klopstock*, der schon ein berühmter Mann ist, giebt sich hier oft als Jüngling, trinkt gern Rhein-

wein aus Römern, und dahl mit Mädchen, wo er sie finden kann. Er reiset nach der Schweiz, und hält unterwegs mit seinen Begleitern, *Sulzer* und *Schultheiss*, eine Art Journal in Briefen, die an mehr als zwanzig namhaft gemachte Bekannte gerichtet sind. Sie haben wenig Inhalt, selbst ihr scherzhafter Ton belustigt nicht sehr. Die Herren bespötteln einander, machen es aber gleich durch Complimente wieder gut. So neckt *Sulzer* seinen Freund mit seiner Müdigkeit, und behauptet, daß er von vier und zwanzig Stunden wenigstens siebzehn und eine halbe verschlafe. Aber gleich setzt er hinzu: „Er stellt sich nur schlafend, damit ihn Niemand in seinen Gedanken störe. *Klopstocksche* Gedanken! o, könnte ich euch hören!“ Wir bemerken in dieser Stelle einen sichtbaren Fingerzeig, daß das Gespräch unter ihnen eben nicht lebhaft, und ihre wechselseitige Zufriedenheit nicht so groß könne gewesen seyn, als sie uns überreden möchten. Überhaupt findet man in der Mehrzahl der Briefe dieses und des folgenden Abschnitts eine Süßlichkeit ohne eigentliche Vertraulichkeit, eine Empfindsamkeit des Ausdrucks ohne innige Mittheilung. Im Grunde hat keiner dem andern viel zu sagen; daher ihre unablässigen Betheuerungen von Liebe, ihre Klagen, daß ihre Liebe nicht erwidert werde. Sie halten einander die leeren Herzen hin, und bitten, sie mit Freundschaft zu füllen. Dieser Ton ist allen so eigen geworden, daß ihn einer dem anderen abgelernt zu haben scheint. Der beste Weltmann unter ihnen, *Schmidt* in Langensalza, macht ihn nicht nur, besonders gegen *Gleim*, mit, sondern übertreibt ihn nicht selten. *Sulzer*, der Schulheld, wird beynahe lächerlich, wenn er zwischen Nürnberg und Gunzenhausen mit dem Monde liebäugelt, und von sich erzählt: „Ich küßte die Strahlen des Mondes, damit sie im Zurückprallen meine Freunde und Freundinnen von mir wiederküßten möchten.“ Daß *Klopstock* die Schweiz genossen, weiß man, erfährt aber keine von den Ursachen, die ihm seinen Gönner *Bodmer* verhasst machten. Nur eine mystische Stelle findet sich über ihn in einem Briefe an *Gleim*, Th. I. S. 176: „Und *Bodmer* — ich will noch gegen Sie, mein *Gleim*! Schweigen: ich habe mir in Betrachtung seiner ein System von Großmuth gemacht, von dem ich, wenn ich nicht aufs Äußerste getrieben werde, nicht abgehen will.“ In die Periode des ersten Abschnitts fallen *Kl.*s Erklärungen seines Herzens gegen seine Geliebte, *Fanny Schmidt*, dem Publicum durch seine bekannte ruhende Ode an *Fanny* im Andenken. *Fanny* unterzeichnet sich als seine ergebene Dienerin. *Kl.*s traurigster Zustand über die verschmähte Liebe gehört in den folgenden Abschnitt; in dem vorliegenden wird die Wunde noch nicht reif. Sonst könnte *Schmidt* von ihm nicht S. 196 schreiben: „*Kl.* scheint in seinem letzten Briefe sehr vergnügt, und prahlt gewaltig mit dem Ansehen, in dem er bey allen Mädchen der Schweizerischen Cantons stehen will. Mich dünkt aber, als wenn er mit seiner Unsterblichkeit sich begnügen, und die Mädchen, die eben sein Be-

auf nicht zu seyn scheinen, uns lassen könnte.“ *Kl.* wird mit einem Gehalt von 400 Thalern (S. 127 Reht nur hundert Thl.) von dem Könige von Dänemark nach Kopenhagen gerufen, um den Messias zu vollenden. *Schmidt* hält dieses für eine Kleinigkeit, S. 137. Ganz natürlich. Er sah mit seiner Schwester höher hinaus. Obgleich selbst Dichter, und von *Klopstock*, *Schmidt*, der mir gleich ist,“ gepriesen, obgleich mit lauter Brüdern in Apoll im Verkehr, wußte er viel zu gut zu rechnen, als daß er seine Schwester einem Manne hätte geben sollen, dessen Tilch zwar im Olymp gedeckt stand, hienieden aber mit spärlichen Brocken besetzt war.

Im zweyten Abschnitte stehen *Kl.*s. und seiner Freunde Briefe während seines Aufenthalts in Dänemark, von 1751 bis 1770. Ihrer sind 90. Es geht ihm in Kopenhagen recht wohl; er genießt Ehre und Vertrauen. Aber solche Mädchen, wie die in der Schweiz, muß er nicht haben antreffen können, oder er ist über die Spieljahre hinaus, oder er meint, in der Nähe des Königs und seiner ihm wohlwollenden Minister, *Bernstorff* und *Moltke*, eine geradere Poesie halten zu müssen. Doch sein Herz will beschäftigt seyn, und der Stoff seines heiligen Gedichts heischt unaufhörliche Rührung. Ein Mädchen, das er in Hamburg kennen gelernt hatte, *Margarete Moller*, hat seine Empfindung ergriffen, besonders, weil sie so herzlich über sein betrübtes Verhältniß zu *Fanny*, womit er (der offenerzige Schwätzer!) sie unterließ, mit ihm geweint hat. „Was muß sie für ein Herz haben!“ ruft er aus. Er glaubt indessen, sei-er *Fanny* noch nicht ungetreu zu seyn. *Gleim*, der nach Langensalza reiset, soll seine Geliebte prüfen; er will wissen (der Kurzsichtige!), ob sie ihn liebt oder nicht. Seine beständigen Klagen, seine immer fließenden Thränen, über deren Vergeblichkeit ihm einer seiner Freunde reinen Wein einschenkt, manen am Ende seinen alten Vater böse. Dieß ist ein Iana nach altem Schlage, hartsinzig, starkgläubig, die Welt für ein Jammerthal, auf Erscheinungen, auf Offenbarungen haltend. „Warum, schreibt er an *Gleim*, will mein Sohn sich selbst herniedersetzen wider das unbewegliche Naturrecht, selbst verachten, die Reinigkeit eines Triebes verschwenden, wo sie abgesehen, unbemerkt ist? Die irdische Glückseligkeit ist ohnedem ein Widerspruch. Sie gehört mit rechten in das rauhe Klima dieses Lebens.“ *Schmidt* ist ihm nach der Schweiz, nach Kopenhagen hin noch keinen Brief geschrieben; *Gleim* schreibt ihm, daß er ihm nicht schreiben könne. *Kl.* faßt sich nicht, er verzehrt sich in Thränen und Wehklagen. Unterdeß correspondiren *Sch.* und *Gl.* weidlich, ihren Briefen ist von *Kl.*s. Angelegenheit die Rede nicht. Sogar ein neckischer gevierter Brief kommt ihm vorfschein, woran *Ramler* Antheil nimmt. Die verbundenen mögen leicht viel dabey gelacht haben, der Leser thut es ihnen nicht nach. Hin und wieder gehen berliner Klätschereyen durch. Alle Welt will kopiren machen, wie *Klopstock*; daher *Ramler* sagte: „Es wird noch dahin kommen, daß er eine

Schande seyn wird, ein Heldengedicht gemacht zu haben, und keins gemacht zu haben.“ *Kl.* wimmert noch eine Weile, und ist auf einmal in Hamburg bey seiner *Meta* (*Margareta*). Was *Fanny*! Die ist so gut als nicht da gewesen. *Meta* ist jetzt die geliebteste unter allen geliebten Mädchen, S. 377. Jene *Fanny*, ihrem klugen Bruder gehorsam, heurathete einen Kaufmann zu Eisenach; den *Schmidt* so charakterisirt, und die, wahrscheinlich von ihm geleitete, Wahl seiner Schwester rechtfertigt: „Es ist ein gutgearteter und verständiger Mann, und von einem sehr artigen Ansehen. Mehr, deucht mich, gehört nicht dazu, um ein Frauenzimmer, das *Reflexions* macht, zu bewegen, daß sie einem solchen Manne ihr Herz nicht versagt.“ Wie ganz das Gegentheil *Meta* war, sagt ein sehr warmer Brief von ihr, Th. II. S. 8. Jetzt correspondirt *Schmidt* wieder frisch mit *Gleim*, auch einmal in rechtem Ernst mit *Madam Gleim*, die nie existirt hat. Der deutsche Anakreon schäkerte mit allen Nymphen, war aber in der Wahl seiner Einzigsten so wählerisch, daß er am Ende allein blieb. Für diesen Ekel sieht man ihn späterhin bestraft, wann er, der in der Freundschaft edler Männer Ersatz genug für ein mangelndes Eheband erwartet hatte, vergebens nach seinen Freunden, ihrer Gegenwart, ihrer Theilnahme seufzt, und selten den gewünschten Gleichton zurückerhält. *Kl.* betritt die Dornenbahn der Autorschaft; er spricht in seinen Briefen von Subscription auf seinen Messias, von 10 Procent für die Sammler. Man sollte ihn schon für verheuratet halten, aber er ist erst im Begriffe dazu. Zwischen ihm und *Schmidt* hat alle Correspondenz ein Ende. *Gl.* schickt der Braut *Kl.*s. Portrait zu. Die Ehe wird vollzogen, und das Paar reiset nach Quedlinburg, *Kl.*s. Geburtsorte. Die hier mit *Gl.* gewechselten Briefe sind bloß Billette ohne Inhalt. Der alte *Klopstock* ist sehr ergrimmt auf die Gegner der Messias, S. 74. „Diese Spötter, sagt er, sind nicht Christen; Saugel ohne Religion sind sie, die vom Ungeziefer im Finstern leben.“ Er fodert *Gl.* auf, mit ihm die „Trampelmännchen“ zu entlarven. Das ließ *Gl.* wohl bleiben. *Kl.* sieht in einem Briefe an seine Ältern das Erdbeben zu Lissabon, welches er das große europäische Erdbeben nennt, als ein überaus merkwürdiges Gericht des allmächtigen Regierers der Welt an. Das im neunten Gesange der Messias befindliche Gleichniß von einem Erdbeben ist ein paar Monate vor jenem Ereigniß geschrieben, also nicht nach dem lissabonschen copirt. Er ist seitdem bald in Hamburg, bald in Kopenhagen; er und seine Frau beschreiben wechselsweise ihre Reisen und deren Gefahren. Der Briefwechsel mit *Gl.* reißt ab. *Kl.*s. Vater kränkt und stirbt; Klagen und Beyleid an die Wittwe. Der Sohn wünscht, zur Erziehung seiner Geschwister etwas beytragen zu können, ist aber selbst in eingeschränkten Umständen. Zwischen 1756 und 1759 fehlen die Briefe. *Meta* war ihm 1758 gestorben; ihres Todes, ihrer Tugenden wird mit keinem Worte erwähnt. *Kl.*s. Briefe in den Jahren 1759,

1762 und 1763 sind aus Braunschweig, Quedlinburg und Blankenburg datirt. An dem letzteren Orte hat sich zwischen ihm und einem dortigen Mädchen, das er poetisch *Done* nennt, eine neue Liebschaft entsponnen; er kann es aber, nach langen vergeblichen Versuchen, nicht zur Heurath bringen, weil ihm ihr Vater zuwider ist. Er glaubt zwar, daß ihm sein frisch erhaltener Titel eines Legationsraths beförderlich seyn werde; allein die Wirkung bleibt aus. Umsonst singt er seiner *Done* vor: „Du zweifelst, daß ich Dich wie *Meta* liebe; wie *Meta* lieb' ich, *Done*, Dich. Dieß saget Dir mein Herz voll Liebe, Mein ganzes Herz!“ Wieder nur Billette. *Kl.* will den *Crebillon* und von *Corneille* den Theil lesen, worin *Nicomede* steht. Er verlangt eine Schnepfe von *Gl.* für den dritten Act seines *David*; für jeden der beiden ersten hat er von ihm ein Rehbuhn erhalten. Et was literarisch fängt der Briefwechsel zwischen *Kl.* und *Gl.* 1764 zu werden an. Da ist doch die Rede von *Winkelmanu*, von den griechischen Sylbenmaßen, aber ganz kurz. *Gl.* setzt seinen Freund *Kl.* weit über *Milton*, und läßt keine Gelegenheit, ihn als Dichter zu loben, vorbeigehen. Aber er wird grämlich, und beschwert sich über das Stillschweigen aller seiner Freunde. *Kl.* rath ihm das Schrittschuhlaufen an. Einige Nachrichten über *Mengs* aus Madrid von einem der Brüder *Klopstock*. *Gl.* hat seines Freundes *Adam* verhöcirt; *Kl.* hat dieß ungern gesehen, aber nicht gewagt, ihm die Erlaubniß dazu rundweg zu verlagern, wegen *Gleims* Kricklichkeit. Dieser Unart zieht er ihn ohne Hehl in einem Briefe, worin er ihm zugleich Nachricht von *Gerstenbergs* *Ugolino*, seiner eigenen *Hermanns Schlacht*, und der umgearbeiteten Ode *Wingolf* Nachricht giebt. Weich und schonend ist *Gl.*s Antwort; man sieht es ihr ganz an, wie sehr Ernst es ihm mit seinem Freunde ist. In einer Reihe von Briefen i. J. 1768 ft. an seine Mutter und an *Gleim* wiegt sich *Kl.* mit der ihm nicht zweifelhaften Hoffnung, daß der Kaiser *Joseph* in Wien etwas ganz Besonderes für die Wissenschaften thun wolle. Er preiset Gott dafür, und schreibt dem

Vornehmen einen wichtigen Erfolg zu. Er schickt dem Kaiser seine *Hermanns Schlacht*, mit einem Briefe, aus welchem hier ein Fragment eingerückt steht. Was mag *Joseph* mit diesem ihm leicht ganz unverständlichen Briefe gethan haben! Was bildete sich der, trotz seinem Aufenthalte in Kopenhagen, in der politischen Rechenkunst durchaus ungewanderte Mann doch ein! Man stößt hier auf Aufserungen, wie folgende. „Der Erzbischof von Wien ist unter anderen mein sehr guter Freund. — Ich kann meinen Dank gegen die Vorsehung, die gewisse Sachen so weit geleitet hat, nicht oft genug wiederholen. — Daß mich der Kaiser liebt, schmeichle ich mir ein wenig; besonders weil man mir erzählt, daß ich noch viel besser bey ihm stünde, als ich dachte. — Zwischen dem Kaiser und dem Könige von Preußen scheint es wirklich bis zur Freundschaft kommen zu wollen.“ Er glaubt es als ein Zeichen der allerhöchsten Huld ansehen zu müssen, daß er eine ihm zugesandte goldene Medaille mit dem Bildnisse des Kaisers tragen darf, welches nur dem Lieblinge der Kaiserin, dem Leibmedicus *van der Swieten*, vergönnt sey. Aus dem ganzen Project ward nichts, und dem guten *Kl.* mußten wohl die Augen aufgehen, als bald nachher zwey holsteinische Pferdeleranten, darunter einer ein Jude war, eine gleiche Medaille erhielten. *Kl.* giebt *Gl.* Nachricht von seinen weidmannischen Lustwandlungen in den germanischen Sprachen, und seiner Correspondenz mit *Macpherson*, der ihm einige Melodien von Ossians Gefängen schicken soll. Auch mit *Angelica Kaufmann*, die ihm großmüthig eine Scene aus dem *Messias*, und sich selbst als *Thusnelda* gemalt zuzuschicken verspricht. Die Deutschen sollen aus keiner Sprache, als zur Noth aus der griechischen, übersetzen. *J. G. Jacobi* hat zu viel fremde Bildung. Er bemüht sich um *Gl.*s Gesundheit, und will ihm China schicken. Daß ihm seines Freundes Verse eben nicht gefallen, ist augenscheinlich, ob er sie gleich aus Gefälligkeit ein wenig loben muß,

(Der Beschlus folgt im nächsten Stück.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, b. Schöne: *Liebe und Ehe, oder Vergnügen ohne Ehe, welches ist das Beste?* geschildert und abgewogen von einem Wahrheitsfreunde. 1810. Zwey Bände. 453 u. 208 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) Das Resultat dieser ungebührlich in die Länge gezogenen Untersuchung ist: es ist weit vorzüglicher in der Ehe zu leben, als außer der Ehe sein Vergnügen und seinen Lebensgenuss mit Maitressen zu suchen. Der Vf. hat allerdings wohl daran gethan, daß er die Sinnlichkeit fleißig mit in Anspruch genommen; aber die Art und Weise, wie es geschehen, hat nicht unferen Beyfall. Die Schilderung einer keuschen Hochzeitsnacht, welche die ersten 34 S. einnimmt, hat für ein feiner fühlendes Gemüth etwas Abstoßendes, und könnte leicht das ganze Buch zuwider machen. Es ist ja auch die größte Entweihung der Sache, sie profanen Lesern und einer lusternen Phantasie Preis zu geben. Die folgenden Capitel enthalten Plaisanterieen mit einer Maitresse, *Dama Winigali*, welche zwar wohl ganz richtig copirt seyn mögen, aber

eigentlich ganz vergebens da stehen. Der bessere Mensch ist über diese Maitressenwelt erhaben, den schlechteren wird eine solche Darstellung derselben, wie sie hier gegeben, nicht vertreiben, derselben zu entkommen. Daß der Vf. tief in das Gewirre des menschlichen Lebens gesehen habe, geht aus dem ganzen Buche hervor, und es ist deswegen um so mehr zu verwundern, daß er die Wirkungen dessen, was er schreibt, nicht richtiger berechnet hat. Die zweyte Abtheilung des Buchs, welche sich mit der Abwägung der zärtlichen Liebe in der Ehe und der Vergnügen ohne Ehe beschäftigt, giebt manche neue und interessante Bemerkung und Anekdote. Besonders sind es das vierte und fünfte Capitel, über die Kunst zum Maitressenhalten, und über die Verunstaltungen an Geist und Körper, welche durch buhlerische Umarmungen entstehen, denen aufmerksame Leser zu wünschen sind. Der Stil des Vfs. ist etwas nachlässig, und seine Orthographie nicht immer die richtige. So schreibt er Kapittel, heugeln u. s. Die angeführten Verse sind ohne allen Werth.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 31 M A Y, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAIBERSTADT, im Bureau für Literatur und Kunst:
Klopstock und seine Freunde. Herausgegeben
von Klamer Schmidt, u. f. w.

Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der dritte Abschnitt, welcher 52 Briefe in sich be-
reift, enthält die während *Klopstocks* Aufenthalt in
Lainburg, bis zu seiner Vollendung, von 1770 bis
1803 geschriebenen. Die Gegend wird schon wußt,
weht schon Wind über die Stoppeln. Einige Freun-
de sind todt, die meisten durch häuslichen oder lite-
rarischen Zwiespalt entfremdet. Was nicht der un-
glückselige Batteux allein für Schuld tragen muß!
Die Correspondenz schmachtet und schleicht zwischen
H. und K. allein fort, wenige Briefe von K's. Bruder
und Windemen, K's. letzter Gattin, abgerechnet.
Unerklärbar und unerklärt ist es, wie er, der sich im-
mer G's. Vorfatze, seine Gedichte herauszugeben,
widersetzt hat, plötzlich dazu rathen kann. Von
Kopenhagen ergehen an ihn folgende Fragen: 1) Wie
alt er sey; 2) nach welchen Verdiensten, und aus
was für Ursachen er eine Pension habe; 3) wie sein
Vermögen beschaffen sey. Er hätte den Muth, auf
in ungefragtes No. 4 hinzuzusetzen, daß er keine fer-
ere dänische Pension begehre, wenn seine Freunde
um nicht abriethen. Ja, das leidige: *Il faut que
vive! Bernstorff* stirbt. Kleiner Zwist mit *Jacobi*.
Der *Messias* wird vollendet. K. hat seine Freunde
ber G's. rothes Buch (den *Halladat*, jetzt in Kin-
derschriften übergegangen). Zwischen 1774 und
1789 nur ein Brief von G., der über K's. Nichtkom-
men nach Braunschweig einige Jahre mit ihm maul-
t; zuletzt besucht er ihn in Hamburg. Hermanns
od. „Wie ist es möglich, ruft der naive G., daß
er Kaiser, wie es scheint, Friedrichs Herzensfreund
acht ist?“ *Matthias Claudius* wird ein Unhold ge-
nannt, und gargewöhnt, er zwingt sich zu seinem
unigen Charakter. K's. Vater unser. Große Lü-
ten. Die Freunde erfahren nichts von einander. G.
bietet sich, K's. neue Oden zu verlegen, wenn
Nicolovius sie nicht nach Würden bezahlen wolle,
er aber giebt 1000 Thaler dafür. G. soll reiten; er
nicht zu alt dazu: Juba ist noch in seinem 95ten
Jahre zu Pferde gewesen. K's. zwey Worte über die
antike Philosophie. Seine grammatischen Gesprä-
che. Viele Briefe, mit Lobsprüchen auf K's. Oden
gefüllt. „*Klopstock!* Du bist nicht Horaz, nicht
Vindar, bist Eloa!“ Zu Asperstadt wird ein Denk-
mal errichtet, mit der Aufschrift: *Klopstock* hat aus
dieser Quelle getrunken. Zum Andenken von *Gleim*.
K. schickt ihm eine Feder, womit er eine Strophe
seiner Oden abgeschrieben hat; G. verwahrt sie in
einem goldenen Kästchen. Auch einen Hut schickt er
ihm, den G. neben dem Hute seines Einzigen ver-
wahrt. G. läßt sich am linken Auge operiren; er
will seine Gedichte in 24 Bändchen herausgeben,
kann keinen Vorleser finden, da er so gut als blind
ist, und ihn die Langeweile plagt. In schlaflosen
Nächten macht er noch immer Verse. K's. Freude
über das Monument, wovon ihm G. eine Zeichnung
geschickt hat. Vom 24ten Jan. 1803 ist G's. letzter
Brief. „Ich sterbe, lieber *Klopstock!* Als ein Ster-
bender sag ich: In diesem Leben haben wir für und
mit einander nicht genug gelebt; in jenem wollen
wir's nachholen. Die Muse hat mich bis an den Rand
des Grabes begleitet, und steht noch bey mir. —
Ich lasse mich in meinem Garten begraben. Um das
Grab herum stehen in Marmor die Urnen meiner mir
vorangegangenen Freunde.“ Er starb den 18ten Fe-
bruar, 24 Tage vor seinem *Klopstock*. Beide waren
sie über ein halbes Jahrhundert treu geblieben.

Der Herausgeber hat beiden Bänden hinten An-
merkungen beygefügt, worin er einige, gelegentlich
vorkommende, Dinge erläutert, und Stellen auslä-
ndischer Dichter, womit besonders *Schmidt's* Briefe
gespickt sind, übersetzt liefert. Dessenungeachtet sind
manche Dunkelheiten geblieben, auch einige Irrthü-
mer aufgestellt. Z. B. *J. G. Alberti* ist nicht in Han-
nover, sondern in Hamburg gestorben. Die Druck-
fehler müssen wir wohl Hn. K. S. zur Last schrei-
ben, da er dem Druckorte so nahe war, und selbst
hätte corrigiren können. Besonders auffallend und
widrig sind sie in den Namen und fremden Wörtern.
Da findet man *Knyhsler* f. *Keisler*, *cunigue* f. *runi-
que*, *Kowe* f. *Rowe*, *Stollingen* f. *Stellingen*, *Hom-
merde* f. *Hemmerde*, *Geid* f. *Gnid* (os), *Leyhniß*
f. *Leisching*, *dreidisch* f. *druidisch*, *Wielrad* f. *Wie-
land*. Anderer, die Rec. nicht zu enträthseln weiß,
nicht einmal zu erwähnen.

Wk.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Die Leidensgeschichte Je-
su, eine belebende Darstellung des Triumphes
religiöser Tugend.* In einer Reihe von Pas-
sionspredigten ausgeführt von M. Samuel Gott-
sche.

Iob Frisch, Prediger an der Domkirche zu Freyberg. 1810. XVI u. 256 S. 8. (20 Gr.)

In den sogenannten *Fasten* über die Leidensgeschichte Jesu zu predigen, ist eine in der evangelischen Kirche allgemein eingeführte Gewohnheit, die man aber in der neueren Zeit immer mehr zu verdrängen gesucht hat. Möchten doch die Prediger der evangelischen Kirche sich nicht von dem Geiste der Zeit hinreißen lassen, und ein Mittel verschmähen, das auf die religiöse Bildung des Christen einen so wohlthätigen Einfluß hat! Aus Furcht vor dem Volke, das ungern von der einmal eingeführten Ordnung abweicht, fügt man sich zwar noch hie und da in diese Gewohnheit: allein die sogenannten Passionspredigten (die man auch wohl mit dem unschicklichen Namen Fastenpredigten belegt, da diese doch eine ganz andere Tendenz haben, und mehr an eigentliche Buß - als an Passions-Predigten erinnern) tragen oft weiter nichts als den leeren Namen an sich. Der eigentliche Gegenstand der Geschichte wird ganz aus der Acht gelassen, und man beschäftigt sich mit allgemeinen moralischen Wahrheiten, die eben so gut zu jeder anderen Zeit vorgetragen werden können. Höchstens werden die moralischen Charaktere, die in der Geschichte liegen, entwickelt. Rec. kann daher dem Vf. sowohl in Rücksicht des Zwecks als der so schön gelungenen Ausführung dieser Predigten seinen Beyfall nicht versagen. Seine Absicht war, die Verehrung Jesu bey seinen Zuhörern zu beleben, und durch Darstellung der religiösen Tugend Jesu, welche ihn zum Gegenstand der tiefsten Verehrung macht, die religiöse Erhebung des Gemüths, und die Gewöhnung nach sitlichen Grundsätzen zu befördern. Zu dem Ende liefert er in 13 Predigten ein treues und anziehendes Gemälde der religiösen Tugend Jesu, die das christliche Gemüth zum freudigen Aufsehn auf Gott und zur Nachfolge erweckt. Diese Predigten verdienen nicht nur überhaupt als ein christliches Erbauungsbuch für Gebildete in allen Ständen, welchen die Christusreligion noch theuer ist, und die in Jesu den von Gott beglaubigten Mann sehen, der ihnen zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht ist, empfohlen zu werden, sondern auch angehende Prediger und Candidaten können daraus lernen, wie die heilige Geschichte des Evangeliums für seinen großen Zweck, die Menschen aus ihren engen Grenzen zum Unsichtbaren und Ewigbleibenden zu erheben, sie zufrieden mit ihrem Schicksale zu machen und an Gesinnungen zu veredeln, benutzt werden soll. Das Thema selbst ist durch alle Predigten hindurch trefflich ausgeführt worden, obgleich jede für sich ein Ganzes ausmacht. Die Sprache ist correct, einen einzigen Fehler (Vorr. S. 7) ausgenommen, wo der Vf. sagt, daß er schon vorher den Gedanken gehabt habe, in seinen Vorträgen über die Leidensgeschichte Jesu nach seiner Größe als Mensch darzustellen, wo es doch unstreitig als Menschen heißen muß, da Mensch sich auf den Vf. und nicht auf Jesum beziehen würde. Die Diction ist schön und edel, und die ganze Darstel-

lung nach dem Versprechen des Titels für das fromme Gemüth wirklich belebend.

Der Inhalt dieser lehr- und erbauungsreichen Predigten ist folgender. 1 Pred. Entwicklung der Begriffe des Hauptsatzes (Tugend — religiöse Tugend). 2 Pred. Jesus wird durch den Gedanken an den gewaltsamen Tod heftig bewegt. Religiöse Tugend stärkt ihn in dem Entschlusse zu sterben. 3 und 4 Pred. Jesus hat eine solche Verfassung des Gemüths erlangt, daß er für die Art des Todes und die beste Benutzung der letzten Lebensstunden sorgen kann. 5 Pred. Heftiger Kampf Jesu mit sich selbst kurz vor seiner Verhaftung. Sieg durch religiöse Tugend. 6 Pred. Triumph der religiösen Tugend Jesu bey seiner Gefangennehmung. 7 Pred. Die religiöse Tugend Jesu verwirft standhaft die dargebotenen zweydeutigen Mittel der Rettung. 8 Pred. Ein lebhafter Sinn für die Religion und Wärme des Herzens reichen nicht hin, um über die Versuchung zur Sünde zu triumphiren. (Eine Parallele zwischen Petro und Jesu). 9 Pred. Triumph der religiösen Tugend Jesu bey dem erfahrenen (erlittenen) größten Unrechte vor Gericht. 10 Pr. Erkenntniß und Gefühl von Recht und Pflicht reichen nicht aus zum siegreichen Kampfe gegen Versuchungen. (Parallele zwischen Pilato und Jesu). 11 Pred. Triumph der relig. Tugend Jesu über körperlichen Schmerz. 12 Pred. Triumph der relig. T. J. bey der ihm zugefügten Schmach und dem Übermuth des Volks. 13 Pred. Triumph der relig. T. J. in der Todesstunde. Der Text dazu ist die harmonische Leidensgeschichte von *Bugenhagen*, die freylich mit keiner strengen Ordnung ausgeführt ist, und auch den Vf. nöthigte, in seinen Vorträgen davon abzuweichen, um in den Gang der Begrenztheit mehr Licht und Ordnung zu bringen. Es wäre zu wünschen, daß ein Mann von anerkannten Verdiensten und Zutrauen der Prediger, die nun einmal an gewohnte liturgische Formen gebunden sind, so viel als möglich mit den Worten der sonst trefflichen lutherschen Bibelübersetzung eine bessere lieferte, welche freylich von den Repräsentanten der Kirche, wenigstens stillschweigend, genehmigt werden müßte. Rec. hat eine, 1810 in Marburg und Cassel herausgekommene vor sich, die nach seiner Überzeugung dieser Forderung einbüßen thut.

Wir bitten den Vf., seinen so wohl gelungenen Predigten bey einer 2ten Auflage auch im Einzelnen noch mehrere Vollkommenheit zu geben, um den dankenden Leser ganz zu befriedigen. So hat er in den Begriff der relig. Tugend unstreitig zu viel hineingetragen. S. 10 und 11 heißt es: „in ihm — [nämlich dem, welcher, nach den Worten des Vfs. bey seinem pflichtmäßigen Verhalten eine beständige Rücksicht auf Gott nimmt — thut das nicht der Fromme auch? und wie unterscheidet er sich von dem Religiösen?] sind niemals die Gefühle der Dankbarkeit und Liebe gegen Gott, der Ehrfurcht und des Gehorsams, der Demuth, des Vertrauens und der Ergebung ganz geschwächt und unterdrückt, wohl aber sind sie oftmals sehr lebendig, und werden bald durch

den Anblick der Natur, bald durch Betrachtungen der menschlichen Vorzüge, bald durch besondere Wohlthaten und väterliche Leitungen Gottes, bald durch das Nachdenken über die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist, angeregt und unterhalten u. s. w.“ Aber giebt es nicht auch religiöse Juden und Heiden? So war der römische Hauptmann Cornelius (Ap. Gesch. 10) gewiss ein religiöser Mann. In der Folge hat auch der Vf. dieses Kennzeichen weg gelassen. Doch tadeln ist leichter als besser machen. Wir danken ihm für die Unterhaltung, die er uns durch sein Buch gewährt hat. Papier und Druck sind gut.

Z. f. E.

ERFURT, b. Keyser: *Neue Festpredigten*. Herausgegeben von Johann Wirsing, Pfarrer zu Puffelsheim im Großherzogthum Würzburg. Erster Jahrgang. 1810. 220 S. 8. (14 Gr.)

Der Festprediger, besonders der katholische, hat, wie Hr. W. sehr richtig erinnert, zwey Fehler zu vermeiden, wenn er die sich darbietende Gelegenheit zur Beförderung wahrer Erbauung benutzen will: 1) übertriebenen Lobeserhebungen der Heiligen, und Erzählungen der Legenden-Wunder; 2) bloßes Moralisiren, ohne Hinsicht auf den Festtag, und ohne Benutzung seines lehrreichen und erbauenden Gegenstandes. Zwischen diesen beiden Klippen hat sich Hr. W. glücklich hindurch gefunden. Denn obgleich einige Themata besonders auf den Heiligen des Festes hinzuweisen, andere bloß moralischen Inhalts zu seyn scheinen: so hat er doch dort immer manchemoralische Ansichten hervorzuheben, hier die Geschichte des Festes als Beleg zu moralischen Wahrheiten zu benutzen gewußt. Z. B. am Feste des Kirchenpatrons Aquilin: *Der h. Aquilin lehrt uns die Güter der Erde gehörig schätzen und gebrauchen*. Am Feste Petri und Pauli: *In welchen Stücken sollen wir den heiligen Aposteln Petrus und Paulus vorzüglich nachfolgen?* Am Feste Johannes des Täufers: *Unsere erste häusliche Erziehung ist oft Schuld, daß Kinder das nicht werden, was sie werden sollen, verständige und gute Menschen*. Am Feste des heiligen Kilian: *Man muß der Tugend getreu bleiben, sie mag uns zeitlich glücklich oder unglücklich machen*. Da die Predigten sehr kurz sind: so hat zwar keine Materie gehörig ausgeführt werden können, indess ist darüber immer manches Gute und Beherzigenswerthe gesagt. Eben es wegen zeichnen sich diese Predigten weder durch eine künstliche Disposition, noch durch Beredsamkeit aus. Hingegen ist der Stil größtentheils rein, der Vortrag populär und herzlich, auch der biblische oder Predigt als Motto vorgelesene Spruch, womit die katholischen Prediger ihre Vorträge zu eröffnen pflegen, jedesmal glücklich gewählt. Protestanten werden also in diesen Predigten wenig Neues, und überhaupt nichts finden, das nicht von ihren Kanzelrednern weit besser gesagt worden wäre; dagegen werden sich Katholiken auf eine vernünftige und weckmäßige Art dadurch erbauen.

— 11 —

BERN, b. Haller: *Religiöse Vorträge und Lieder*. Von Jakob Schweizer, Provisor in Murten. Für die Privat-Erbauung herausgegeben. 1807. VI und 283 S. gr. 8. (20 Gr.)

Blätter, die der speciellen Beurtheilung homiletischer Schriften gewidmet sind, möchten durch diese Predigten Veranlassung zu mannichfaltigen kritischen Bemerkungen erhalten. Es ist schwer, über sie ein kurzes, treffendes Urtheil für die allgemeine Lesewelt zu fällen. Sie sind mehr als andere gerade nur für das Publicum ihres Vfs. bestimmt, und so vielen Segen sie bey der Wärme, mit der sie abgefaßt, und den örtlichen Beziehungen, nach welchen sie bearbeitet sind, unter den Zuhörern auf der Stufe ihrer religiösen Ansicht bewirkt haben mögen: so können wir doch eine ähnliche Wirkung auf ein anderes gebildetes Publicum uns nicht von allen versprechen. Sie sind in der Art der Bearbeitung sehr verschieden von einander, und haben manche Eigenheiten. Einige, wie z. B. gleich die erste, welche in der Form eines homilienartigen praktischen Commentars über einen Abschnitt aus der Auferstehungsgeschichte bearbeitet ist, sind in lauter kurzen, obgleich zusammengehörenden Sätzen abgedruckt; andere ganz mit poetischen Stellen durchwebt, andere trocknen dogmatischen Inhalts. Zu diesen gehören zwey Predigten über die Gottheit Christi, eine über die Auferstehung der Todten, und eine über das künftige Gericht und das Ende der Welt. In den beiden ersten sind unter No. I, II und III, und den dazu gehörigen Unterabtheilungen A, B, C, D, die gewöhnlichen Beweise für die Gottheit Christi im Compendientone so gutmüthig und unbefangen vorgetragen, daß man meinen sollte, es wären gegen sie nie Schwierigkeiten irgend einer Art erhoben worden. In der zweyten Predigt sollen zwar die Einwürfe der Vernunft gegen diese Lehre beseitigt werden, und der Vf. folgt hierin Döderlein, aus dessen deutscher Bearbeitung der Dogmatiker, jedoch mit Anzeige dieser Quelle in der Vorrede, einige kräftige Stellen eingewebt hat: allein auch diese Beweisführung befriedigt den tiefer forschenden Leser nicht, wenn gleich tausend Andere aus diesen Predigten Befriedigung und Erbauung schöpfen mögen. Wie glücklich der Vf. Zeitereignisse zu benutzen versteht, beweist die wirklich tief ergreifende Predigt am Bettage über den Text: *Wachet, ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommen wird*; aus Anlaß des Unglücks bey Goldau.

V. Pf.

LANDSHUT, b. Thomann: *Das Ganze der christlichen Sitten und Glaubens-Lehre anbequem dem christlichen Kirchenjahre*, in drey vollständigen Jahrgängen von Sonntags- und Fest-Predigten bearbeitet und vorgetragen durch P. F. A. Furthner, Stadtpfarrprediger an der St. Martinskirche in Landshut, Zweyter Jahrgang. 1809. 536 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. darf sich auf seine Anzeige des ersten Jahr-

gangs in dieser A. L. Zeitung (J. 1809. No. 99) beziehen, da er die Bearbeitung des vorliegenden jenem gleich gefunden hat. Der Plan ist fortgeführt. Vom ersten Advent bis zum ersten Fasten - Sonntag handeln die Vorträge von dem Reiche Gottes überhaupt, von seinem Zweck, seiner Veranstaltung und seinem Geiste. Die folgenden bis zum Pfingstfeste betrachten die göttliche Gesetzgebung in der Religion, und dabey zunächst die Selbstpflichten; in den Sonntagen nach Pfingsten die Pflichten gegen den Nächsten. Dieses Erbauungsbuch empfiehlt sich vornehmlich durch das Wohlmeinende, Andringende und Herzliche seiner Sprache. Die historischen Vorträge, welche sich auf merkwürdige Geschichtsbegebenheiten aus der kirchlichen und politischen Welt beziehen, haben unseren vorzüglichen Beyfall. Die Legende der Heiligen wird größtentheils mit Vorsicht und einem richtigen praktischen Sinn behandelt. Wohl thun würde der Vf., wenn er hie und da seinen Wortreichthum einschränkte, und sich weniger Wiederholungen erlaubte. Auch verführt ihn seine Beredsamkeit nicht selten zu Tiraden, die ein gereinigter Geschmack sich nicht erlauben würde. Dergleichen finden sich sogleich in den ersten Vorträgen S. 7, 14 u. a. — Durch die fremden leicht zu vermeidenden Ausdrücke, als: *Fanatismus* — *fanatisch* — *Tabernakel* — *Zisternen* der menschlichen Vielwissetey u. s. w. wurden wir noch immer gestört, so wie wir die veralteten und provinciellen Formen: *Geschwiferte*, *sonderheitliches* Gesetz u. a. ebenfalls hinwegwünschten.

ST. GALLEN, b. Huber und Compagnie: *Geschenk für junge Christen, welche das Liebesmahl Jesu zum erstenmal begehren wollen*. Allen zärtlichen Ältern, denen das wahre Wohl geliebter Kinder innig am Herzen liegt, geweiht. 1810. 176 S. 8. (8 Gr.)

Dieses Büchelchen ist so ganz aus der Seele des Rec. geschrieben, daß er dem Vf. dafür von Herzen dankt. Es sind Worte voll Geist und Kraft. Es enthält Unterhaltungen in den Stunden des Nachdenkens während der Nachtmahlsunterweisung; Beschäftigungen eines religiösen Nachdenkens am Tage der Communionandacht kurz vor und nach derselben; Auswahl einiger passender Lieder für Con-

firmanden, Denkprüche aus der Religions- und Tugend Lehre, als Stoff zu Betrachtungen während der Nachtmahlsunterweisung. Alles ist so kraftvoll gesagt, Alles zeigt von so geläuterten Begriffen und von so gutem Geschmacke, daß Recens. jedem guten christlichen Vater, und jedem jungen Christen, auch wenn er schon confirmirt ist, zuruft: Komm, und lies! Lange hat Rec. kein so reines Seelenvergnügen genossen, als bey der Lectüre dieses Büchelchens.

Ganz das Gegentheil davon ist folgende Schrift:

LEMGO, in der meyerschen Buchh.: *Wollt ihr auch weggehen?* Eine Confirmationsfeyer für Confirmanden von J. F. C. Dreeses, Predigerin Detmold. 1809. 64 S. 8. (3 Gr.)

Eine gewöhnliche Confirmationsfeyer, für eine gewöhnliche Dorfgemeinde gut und erbäulich genug; aber für Zuhörer von Geist und Geschmack ist sie nicht geeignet. Das Gebet am Altare ist an Jesus Christus gerichtet. Wo mag wohl der Spruch stehen, daß wir unsere Gebete an Jesus richten sollen? Oder welcher Apostel hat seine Gebete an ihn gerichtet? Der bescheidene Mann, wenn er noch auf Erden lebte, würde gewiß diese selbst verbiten. Ist denn Gott nicht Vater genug, um zu ihm beten zu können? Das Ganze verräth ungeläuterte Religionsbegriffe, und der Vortrag bey aller seiner Herzlichkeit, ist doch geschmacklos, und auf die zu confirmirenden Kinder fast gar nicht berechnet: denn was nützen diesen die Spielereyen mit Worten, und die zwecklosen biblischen Anspielungen? Das Einsegnen nimmt kein Ende, und ist immer dasselbe. Und daß die Kinder nach der Reihe gewisse Sprüche oder Liederverse herlesen, mag ganz erbäulich seyn, wenn sie gut hergesagt werden, und die verschiedenen Stimmen keinen unangenehmen Effect machen. Aber überall ist dies nicht zu empfehlen, Rec. scheint es eine andächtige Tändelei zu seyn. Man rede kurz und kraftvoll, und nicht gar zu weinerlich zu Ältern und Kindern, in einer männlichen, herzlichen Sprache: dies wird mehr Wirkung thun, als lange Reden und Gebete in einer fast - und kraftlosen Sprache.

φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Frankfurt an der Oder, in der akadem. Buchh.: *Zwey öffentliche Religionsvorträge* am Geburtstage Sr. Maj. des Kön. Friedrich Wilhelms III und bey der Todtenfeyer Ibro Maj. der hochsel. Königin Louise von Preussen gehalten, und zum Besten des Waisenhauses und der Armenkasse dem Druck übergeben, von C. W. Spieker, Prof. der Theologie und Pred. an der Oberkirche. 1810. 40 S. 8.

Der Vf. hat Recht, wenn er in der Vorrede behauptet, daß der lebendige Ausdruck der Gedanken und Empfindungen, die Gewalt der Rede, gehoben durch Sprache, Ton, Blick und Gebärden, der richtige Gebrauch der Stimme und des Zeitmaßes, sich in der gedruckten Rede nicht wieder geben lassen; indessen müssen wir ihm doch für die Herausgabe dieser zwey, dem Andenken einer allgemein verehrten Königin gewidmeten Reden, deren Ertrag noch außerdem für einen wohltätigen Zweck bestimmt ist, recht herzlich danken. Es spricht darin nicht nur ein

gefühlvolles Herz, sondern auch ein lichter Verstand in einer edlen populären Sprache, wie sie ein Religionsvortrag gebietet. Die Rede am Geburtstage des Königs ist unter freyem Himmel vor 2 Bataillons Krieger gehalten, kräftig und männlich. Die 2te ist eine eigentliche Predigt über Pred. Sal 7, 2 — 4. Der Eingang macht mit frommem Gemüthe auf die Ablicht der Versammlung aufmerksam, und der Text, der trefflich, auch die Predigt hindurch, benutzt ist, den Übergang zu dem Thema: *Der Gewinn den wir aus der Trauer über den Tod unserer Königin für unser Herz ziehen können*. Die einfache Ausführung ist schon gerathen. Wir glauben es dem Vf. gern, daß er in den Druck dieser wohlgelungenen Reden gegeben worden ist. Sie verdienen es, und nicht nur der Poesie kann sich daran erbauen, sondern auch Jeder, dem gute Menschen das Herz erheben und den Glauben an Gott und Menschen bestärken. Auch und sie schön gedruckt.

Z. L. R.

Monatsregister

May 1811.

I. Verzeichniß der im Monat May in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

A.

- Abel** das Orakel 118, 365.
Anleitung zum Kopfrechnen für die Schulen
des Kreises Rotweil 107, 280.
Ausarbeitung, nähre, des Schulplans der Ele-
mentarschulen zu Rotweil. 1 Abth. 2 Aufl. 107, 279.

B.

- v. Bacsko** Geschichte des 18 Jahrh. 4 Bd. 103, 243.
Baour-Lormian Omasis oder Joseph in Aegypten. A. d. Franz. von **Robert** 117, 557.
Batz theologische Zeitschrift, 3 Bd. 4 — 6 H. 103, 243.
4 Bd. 1 — 2 H. 103, 243.
Beauval Dialogues pour la vie sociale. Gespra-
che für das gesellschaftliche Leben. 2. 3. Th. 114, 334.
2 Aufl. 1 — 3 Th. 106, 267.
Beck Grundriss der Gesetzgebung 106, 267.
Becker Augusteum, Dresdens antike Denkmä-
ler enthaltend. 2 Bd. 117, 353.
Biot Essai de Géométrie analytique appliqué aux
courbes et aux surfaces du second ordre. 4 éd. 116, 351.
Blähdorn Religionsvorträge meistens über Epi-
keltexte. 2 Ausg. 110, 303.
Bode astronomisches Jahrbuch für d. J. 1813 109, 289.
Bredow Weltgeschichte in Tabellen. 3 Ausg. 120, 333.
Bulletin des Loix du Royaume de Westphalie.
1809. Tome III. 1810. Tome I — III 99, 209.

C.

- Contessa**, f. **Salice Contessa**.
Curths der niederländische Revolutionskrieg im
16 u. 17 Jahrh. Als Fortsetzung der **schiller-**
schan Geschichte. 5 Th. 103, 241.

D.

- Darstellung des Feldzugs vom J. 1809. Von ei-
nem Augenzeugen 119, 369.
Dialekte u. Profodie der griechischen Sprache 116, 346.
Diophantus von Alexandrien über die Polygo-
nalzahlen. Uebersetzt von **Pöfseger** 110, 303.
Dissen kurze Anleitung für Erzieher, die Odysee
mit Knaben zu lesen. Herausg. v. **Herbart**, nebst
zwey Beylagen von **Thiersch** u. **Kahlrausch** 108, 281.
Dreves Wollet ihr auch weggehen? 123, 408.

E.

- Eberlin** theoretisch-praktische Anweisung, Land-
schaften nach Kupferstichen, Gemälden u. nach
der Natur zu zeichnen u. zu coloriren. 2 Aufl. 117, 339.
Eckermann Erklärung aller dunkeln Stellen d.
N. T. 3 Bd. 98, 201.

- Eckermann** Erklärung aller dunkeln Stellen
in den paulinischen Briefen an die Korinther,
Galater, Ephäser u. s. w. 98, 201.
v. Esleben Kritik der Kriegsgelahrtheit, in Ab-
sicht auf wissenschaftliche Cultur. 1 Abth. 118, 367.
— — Plan zur Errichtung öffentl. Lehrstühle
für Kriegswissenschaft auf Universitäten 118, 367.

F.

- Formey** v. d. Wassersucht der Gehirnhölen 101, 232.
Fragnens militaires extraits des Campagnes du
Maréchal Prince C. de Ligne 113, 362.
Fresenius, f. Theorie.
Frisch die Leidensgeschichte Jesu, eine beleben-
de Darstellung des Triumphs religiöf. Tugend 123, 403.
Für die Frauen von G. 3 Aufl. 112, 319.
Für Reisende nach Paris. Aus den Papieren des
Hn. Grafen S. Herausg. v. **Reichard** 113, 321.
Furthner das Ganze der christl. Sitten- u. Glau-
bens-Lehre, anhequmet dem christl. Kirchenjahr.
2 Jahrg. 123, 406.

G.

- Γεζή, Ανσίμου, Αξιμόν Έλληνοδύ, Επιστολὴ
καὶ διορθώσις Σπυρίδονος Βλαυεῆ. Τόμος
πρῶτος 115, 337.
Geschenk für junge Christen, welche das Lie-
besmahl Jesu zum ersten Mal begehen wollen 123, 407.

H.

- Hänte** erstes Lesebuch für Anfänger in der latei-
nischen Sprache. 2 Aufl. 108, 287.
Happach neue physikalische Ansichten. 1 Bd. 112, 316.
Heim der Arsenik als Fiebermittel 103, 247.
Henke Grundriss der Kirchengeschichte zu Vor-
lesungen, Beendigt von **Vater** 120, 383.
Herbart f. **Dissen**.

- Hirsch** Integraltafeln, oder Sammlung von Inte-
gralformeln 110, 301.
— — Sammlung von Aufgaben aus der Theorie
der algebraischen Gleichungen. 1 Th. 110, 299.
Horn die Ewigkeit der Seele 102, 240.
Hülfsbuch, ein, für Aeltern und Erzieher, die
Jugend in den Erholungsstunden angenehm u.
nützlich zu beschäftigen. 1. 2 Bändchen 100, 223.

I.

- Jahn** Grammatica linguae hebraicae. Ed. 3 114, 333.
Ideen zur Begründung einer großen stehenden
Armee, und deren zweckmäßige Benutzungs-
art in Friedenszeit 113, 367.

K.

- Klopstock** und seine Freunde. Herausgege-

<i>Pador zu Jenkau bey Danzig</i>	29, 227.
<i>Radloff in St. Petersburg</i>	29, 227.
<i>v. Raineri in St. Petersburg</i>	33 u. 34, 261.
<i>Reinbeck in Stuttgart</i>	33 u. 34, 261.
<i>Reiffig in St. Petersburg</i>	29, 225.
<i>Scheffner in Königsberg</i>	31, 243.
<i>Schilling in Maulbronn</i>	29, 226.
<i>Schubert in St. Petersburg</i>	33 u. 34, 261.
<i>Spitzner in Wittenberg</i>	33 u. 34, 260.
<i>Stephani in Augsburg</i>	29, 226.
<i>v. Völderndorf in Bayreuth</i>	29, 226.
<i>Veichert in Wittenberg</i>	33 u. 34, 260.
<i>Wilhelmine, Prinzessin von Nassau-Oranien</i>	33 u. 34, 263.
<i>Zeller in Königsberg</i>	31, 245.

Nekrolog.

<i>Behrends in Frankfurt a. M.</i>	29, 228.
<i>Brückner in Leipzig</i>	29, 227.
<i>Dorange in Paris</i>	33 u. 34, 262.
<i>Heeren in Bremen</i>	29, 228.
<i>v. Kielmannsegg in Güstrow</i>	29, 227.
<i>de Lamerville in La Perille</i>	33 u. 34, 262.
<i>Meyer aus Stettin</i>	29, 228.
<i>v. Murr in Nürnberg</i>	35, 273.
<i>Roger in Prag</i>	29, 228.
<i>Runge in Hamburg</i>	29, 228.
<i>v. Schittlersberg in Wien</i>	29, 228.
<i>Seidelin in Kopenhagen</i>	33 u. 34, 262.
<i>Semler zu Kloster Heilsbrunn</i>	29, 227.
<i>Trout in Heilsbrunn</i>	33 u. 34, 262.
<i>Wohlens zu Stotel</i>	29, 227.
<i>Wülfen in Malchin</i>	29, 227.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

<i>Berlin, neue Mitglieder der königl. Akademie der Künste</i>	33 u. 34, 263.
<i>Harlem, Preisfragen der teyleyschen Gesellschaft</i>	31, 241.
<i>Holland, das königl. Institut erhält den Namen holländisches Institut</i>	29, 232.
<i>Kopenhagen, Sitzung am 4 Jan. und Preisfragen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften</i>	29, 229.
<i>— — Sitzungen der Scandinavischen Literaturgesellschaft</i>	29, 239.
<i>Landshut, Preisfrage der dasigen Universität</i>	29, 228.
<i>Paris, öffentliche Sitzung, Preisvertheilung und Preisaufgaben d. Classe der französ. Sprache u. Literatur des Instituts am 11 April</i>	33 u. 34, 262.
<i>Petersburg, Errichtung einer Gesellschaft für russische Sprache und Literatur</i>	33 u. 34, 264.
<i>Stockholm, Preisfragen der königl. Akademie</i>	

<i>der Inscriptionen, schönen Wissenschaften u. Alterthümer</i>	35, 273.
<i>Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten</i>	
<i>Bauzen, Gedächtnisfeyer und Schulprüfung am 18 — 20 März</i>	35, 273.
<i>Erlangen, Universitätschronik</i>	33 u. 34, 259.
<i>Gießen, neue Fonds zu Gehaltserhöhungen u. f. w. Promotionen</i>	33 u. 34, 259.
<i>— — Examen im Pädagog. am 30 Jan.</i>	33 u. 34, 259.
<i>Göttingen, Verordnung, die Preisvertheilungen unter die Studirenden betr.</i>	35, 273.
<i>Jena, Verzeichniß der Vorlesungen für das Sommerhalbejahr</i>	30, 233.
<i>Spanien, königl. Commission zur Entwerfung eines allgemeinen Schulplans</i>	29, 223.
<i>Wittenberg, Universitätschronik</i>	33 u. 34, 257.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

<i>Anfrage des Archidiaconatsregister des Stifts Merseburg betr.</i>	35, 230.
<i>— — die von Mausfeld versprochene Literatur der deutschen Geschichte betr.</i>	35, 230.
<i>— — die Fortsetzung von Webers Literatur der deutschen Staugeschichte betr.</i>	35, 230.
<i>— — Mannerts geographisches Lexikon betreffend</i>	29, 232.
<i>Bücherauction in Heidelberg</i>	32, 253.
<i>Bücher - Landkarten - und Kupferstich - Auction in Jena</i>	35, 230.
<i>Hahnemann Antikritik nebst der Antwort des Recensenten</i>	33 u. 34, 264.
<i>Holland, das Institut der Wissenschaften und Künste wird beygehalten und die königl. Bibliothek nach dem Haag verlegt</i>	29, 232.
<i>v. Klaproth in Petersburg an Hn. D. Hager</i>	31, 247.
<i>Mauckelsche Buchh. in Chemnitz, wohlfeiler Bücherverkauf</i>	32, 252.
<i>Mineralien-Handlungs-Comptoir zu Hanau Mineralienhandel</i>	30, 240.
<i>Minot in Mannheim Verkauf des Bücher- und Kunst-Verlags des allgemeinen Plänumerationen- und Subscriptions-Comptoirs</i>	32, 253.
<i>München, Beendigung des neuen botanischen Gartens</i>	33 u. 34, 264.
<i>Paris, kais. Decret, den Verbrauch des Zuckers u. des Indigo entbehrlich zu machen</i>	33 u. 34, 264.
<i>Pfizer in Tübingen Antikritik</i>	32, 251.
<i>Preußen, historische Uebersicht der Verbreitung der zellerschen Unterrichtsmethode im Königreiche</i>	31, 240.
<i>Heinbach in Stuttgart Anzeige</i>	33 u. 34, 263.
<i>Zeller, f. Preußen.</i>	

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 J U N I U S , 1 8 1 1 .

T H E O L O G I E .

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Christliche Symbolik oder historischkritische und dogmatisch-comparative Darstellung des katholischen, lutherischen, reformirten und Socinianischen Lehrbegriffs, nebst einem Abriss der Lehre und Verfassung der übrigen occidentalischen Religionsparteyen, wie auch der griechischen Kirche.* Von Phil. Marheinecke, der Theol. öffentl. ordentl. Professor zu Heidelberg (nunmehr zu Berlin). 1 Theils 1 Band. 1810. 475 S. 8.

(Auch unter dem Titel: *Das System des Katholicismus in seiner symbolischen Entwicklung.* Erster Band.) (2 Rthlr. 8 gr.)

„**W**as vormals unter dem Namen *Polemik* die Form und Farbe einer eigenen theologischen Wissenschaft trug, und sich nach und nach zu Tode gestritten hat — dieß ist es, was dem *Wesen* nach und mit Abtrennung aller bisherigen Form als *Symbolik* wieder erweckt und hier als *eigene theologische Wissenschaft* aufgestellt werden soll.“ Das Wort *Symbolik* nimmt der Vf. in einem bisher ganz ungewöhnlichen Sinne. Wir wollen nicht darüber streiten, ob die Benennung richtig und passend sey, sondern ohne weiters und zunächst anzeigen, was er damit meine, und wiefern er durch sie die alte *Polemik* in erneuerter und verbesserter Beschaffenheit und Gestalt wiederherstellen wolle. Die *Symbolik* ist ihm eine historisch-dogmatische Entwicklung des einer jeden der getrennten Kirchenparteyen eigenthümlichen Lehrbegriffs, wie er in ihren Symbolen ausgesprochen ist. Sie muß 1) *kritisch* verfahren, um die Lehrbegriffe rein und wahr darstellen zu können; 2) *historisch* im höchsten Sinne, d. i. sie muß Alles auffuchen, was auf den wahren Glauben einer Partey führen und ihn beleuchten kann, sie muß ihre Lehren in ihrem Zusammenhange mit sich selbst und mit dem Allgemeinen und Ewigen darstellen, sie muß die ganze Reihe hier vorkommender religiöser Erscheinungen als eine Offenbarung Gottes auffassen, sie muß unpolemisch, wie die *Historie* seyn, sie muß zu dem Ursprunge und der früheren Geschichte der in den Lehrbegriffen vorkommenden Dogmen zurückgehen; sie muß 3) *dogmatisch vergleichend* seyn, d. h. die Ähnlichkeit, Verwandtschaft und Identität, so wie die Divergenz und Abweichung der Dogmen verschiedener sich unmittelbar entgegengesetzter Confessionen genau bezeichnen; 4) *geographisch* und *statistisch* seyn, in-

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

dem alle Geographie und Statistik der christlichen Kirche, im Zusammenhang theologischer Disciplinen, nur ein Theil der *Symbolik*, und nichts für sich, ohne diese, ist. Nach vollendeter Exposition des Lehrbegriffs der verschiedenen Glaubensarten muß sie daher auch die Ausbreitung ihrer Anhänger in den verschiedenen Ländern der Erde, ihre kirchliche Einrichtung, Verfassung und Polizey, ihre religiösen Sitten und Gebräuche, sofern sie aus ihrem Lehrbegriff fließen, auch das Verhältniß derselben zum Staat, den vormaligen und gegenwärtigen Standpunkt ihrer Cultur genau bezeichnen. Sie muß endlich 5) auch *theologisch* seyn, d. h. sie darf niemals den Zusammenhang aufgeben, durch welchen sie mit dem inneren Wesen der Theologie selbst verknüpft ist, und zwar theils durch die Form der *Historie*, die ihr wesentlich ist, theils durch die Materie der Dogmen, deren Geschichte und symbolische Constitution ihre Aufgabe ist. Was der Vf. unter dem Namen der *Symbolik* aufstellt, war bisher theils in der Kirchen- und Dogmen-Geschichte, theils in der Dogmatik, theils in der symbolischen Theologie, theils in der *Polemik* vorgekommen, aber, wie er sagt, in jeder einseitig, unvollkommen, ja meistens sehr zerrüttet. Was insbesondere die *Polemik* betrifft, so heist es S. 37: „Obgleich dem *Schein*, aber nicht der *Wahrheit* nach, war der Gegenstand unserer *Symbolik* bisher fast allein bey der *Polemik*. Denn, wenn jene in treuer Darstellung der verschiedenen Systeme besteht, ohne Rücksicht darauf, ob es ein eigenes oder fremdes, ob es für wahr zu halten oder für falsch: so bestand hingegen jene *Polemik* allein in der Kunst, den fremden Lehrbegriff mit Voraussetzung seiner absoluten Verwerflichkeit durch den eigenen zu überwinden. Da- bey mußte sie dann zwar nothgedrungen die fremden Systeme so gut, wie das eigene, zur Sprache bringen: aber es geschah dieß von ihr nie aus rein-historischem Interesse, und ihr *eigentlich Wesen* bestand weder in treuer Exposition der verschiedenen Systeme, noch in der Relation derselben, oder der genauen Vergleichung, sondern in etwas ganz anderem, eigentlich reindogmatischem, nämlich in der Kunst, mit dem eigenen Lehrbegriff den fremden zu bestreiten, zu welchem Zwecke ihr selbst jene Exposition und diese Vergleichung nur dienendes Mittel war. Dieß ist der Geist nicht nur aller jener einzelnen Controverschriften, sondern auch jener polemischen Arbeiten, die einen künstlich dialektischen und wissenschaftlichen Anstrich haben, und deren man aus der katholischen, lutherischen und reformirten

Fff

Kirche so viele hat.“ Wenn dem wirklich so ist, wenn die Polemik der Wahrheit und dem Wesen nach so sehr von der Symbolik verschieden war: so sehen wir nicht ein, wie der Vf. gleich Anfangs verheissen konnte, er wolle dem Wesen nach, und nur mit Abtrennung der Form, die alte Polemik als Symbolik wieder auferwecken, und so scheint dies nur eine Tirade zu seyn, welche mit dem Bestreben zusammenhängt, im Gegensatze gegen die neuere Theologie die alte *scheinbar* wiederherzustellen. Doch wenn der Vf. die Geschichte der Polemik und jene polemischen Arbeiten, von welchen er redet, genauer und vollständiger gekannt hätte: so würde er allerdings auch Werke angetroffen haben, welche nicht alle jene Vorwürfe in dieser Masse verdienen und seiner Idee von Symbolik näher kommen. Was aber diese Idee selbst betrifft: so können wir nicht anders urtheilen, als das sie eines Theils zu weit und umfassend, anderen Theils aber nicht bestimmt genug ist. Die Geographie und Statistik der christlichen Kirche steht freylich in Verbindung mit der Symbolik, sie kann, mit gewissen Einschränkungen, als ein Theil derselben betrachtet werden. Sie zeigt, wie die Symbole sich national beweisen, wie der Charakter des Lehrbegriffs mit dem Nationalcharakter zusammenhängt, wie er sich äusserlich ausdrückt, was er für Wirkungen bey ganzen Gesellschaften und Völkern hervorgebracht hat. Aber deswegen sie ganz in die Symbolik zu versetzen, zu sagen, das sie für sich, ohne diese, nichts im Zusammenhange theologischer Disciplinen sey, und das es sich einzig um der Symbolik willen der Mühe verlöhne, nach ihr zu forschen, das ist zu stark. Die kirchliche Geographie und Statistik hat von vielen Erscheinungen zu reden, welche nicht von den kirchlichen Symbolen abhängen, der kirchliche und religiöse Zustand der Völker ist nicht bloß eine Wirkung der Symbole, sondern einer Menge anderer Ursachen und Umstände. Und wenn man auch in jener Geographie nicht vom Symbol oder Lehrbegriff ausgeht: so kann man doch diese ehren und über das Äusserliche hinaufsetzen, und auch so ein religiöses Gemüth offenbaren. Das Interesse dieser Wissenschaft nur vom Symbole abzuleiten, ist beschränkt und einseitig, sie hat ein höheres Interesse, und dies ist das allgemeine religiöse; sie hat ausserdem, wie die Geographie und Statistik überhaupt, noch ein mannichfaltiges anderweitiges Interesse, welches nicht verachtet zu werden verdient. In der Ausführung der Idee der Symbolik haben wir aber auch umsonst eine Bestimmung darüber gesucht, nach welchen Principien der Vf. die Symbole beurtheilen und würdigen will. Er will sie doch mit einander vergleichen, er will die Symbolik theologisch behandeln, er will sie im Zusammenhange mit dem inneren Lebenspunkte der Theologie auffassen, er will auf alle näher oder entfernter liegenden Punkte ihres Gebiets von jenem Mittelpunkte wahrhaft theologische Erkenntniß ausströmen lassen S. 33. Kann dies ohne Principien geschehen? Und konnten wir Leser nicht fordern, das diese uns angezeigt würden?

Wir lesen zwar S. 4: „Zwar nicht mit sinnlichem Auge zu fassen oder mit Händen zu greifen, aber dem Geiste doch klarer und dunkler offenbar *ziehet der ewige Geist der Religion* durch alle Systeme, und wohnt oft still und verborgen in jenen Lehrgebäuden, die einer bloß äusserlichen Ansicht nicht viel versprechen: hier kommt es, wie in allen Dingen, vornehmlich darauf an, den Geist zu erfassen und zu beschwören, das er nicht von dir weiche“; und S. 5: „Es ist ein *besonderer Trieb des Geistes der Religion*, eigenthümlich zu seyn und sich immer neu zu gestalten; jede Art, Form und Wendung zu versuchen, ob er so oder so vielleicht wahrer und sicherer sich an die Menschen bringen möchte. Und *es ist ganz derselbe Trieb*, der ihn oft mit hartnäckiger Beharrlichkeit heftet an eine bestimmte Form, entschlossen, sie nicht eher wegzuworfen und zu verlassen, als bis er sich und sie von allen Theilnehmern daran verlassen sieht, so das sodann nichts als die entseelte Form noch übrig bleibt. *Dies ist der erhabene Standpunkt wahrer und heiliger Historie, in allen Formen dem ewigen Geiste nachzugehen*, und seine Spuren selbst da noch aufzusuchen und anzuerkennen, wo er schon gänzlich scheint erloschen zu seyn.“ Dies ist allerdings etwas, aber nicht genug. Was ist dann Religion? Was ist ihr Geist? Wieweit ist er ewig? Wie beschwört man ihn? Darüber wäre um so eher eine Erklärung nöthig gewesen, da gerade jetzt diese Fragen so verschieden beantwortet werden, und die Bekenner der Philosophie, welcher der Vf. zu huldigen scheint, selbst hierin uneins mit einander sind.

Wenn schon die Anlage des Werks zu weit gemacht ist, und der wirklichen Vollendung desselben große Schwierigkeiten in den Weg legen wird: so geht auch die Ausführung, so weit sie in diesem Bande enthalten ist, selbst noch über jene Anlage hinaus. Wir erhalten, ausser der Einleitung in die Symbolik überhaupt, nur eine *Geschichte der Sanction des katholischen Lehrbegriffs*, und in derselben eine *Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung*, welche den größten Theil des Bandes einnimmt, und von S. 132—475 fortgeht. Hier kommt sehr Vieles vor, was nicht zur Geschichte der Ausbildung und Sanction des katholischen Lehrbegriffs gehört oder damit nur in entfernter Verbindung steht. Diese Geschichte ist nicht nur, wie der Vf. meint, in Vergleichung mit der früheren Geschichte des Lehrbegriffs, sondern auch an sich zu ausführlich, und wenn bey den anderen Lehrbegriffen nach demselben Masse verfahren und sonst alles Verheissene erfüllt wird: so haben wir nicht nur ein sehr voluminöses, sondern auch überladenes und unförmliches Werk zu erwarten. Der Vf. entschuldigt sich zwar mit der Wichtigkeit der dogmatischen Resultate; aber diese konnten auch ohne eine solche Weitläufigkeit aus der Geschichte jener Synode abgeleitet werden. Er entschuldigt sich ferner damit, das er eine, mit Benutzung der Actenstücke von *le Plat* und *Plans*, noch nicht versuchte kritische Vergleichung des *Palavicini* und *Sarpi* angestellt habe. Allein diese Ver-

gleichung wenigstens ist schon von Mehreren vorhergestellt, und fast Keiner, der seitdem über die Geschichte jener Synoden geschrieben hat, hat sie vernachlässigt. Übrigens verkennen wir das Verdienst dieser Geschichte an sich eben so wenig als des Werks überhaupt. Wir haben uns über den Math und Enthusiasmus, womit ein junger Mann sich an eine so schwere Aufgabe macht, über seinen braven Fleiß, über die Eigenthümlichkeit seiner Darstellung, welche freylich oft an Declamation und Poesie grenzt, über manche neue Ansichten, über das warme religiöse Gefühl, welches sich in vielen Stellen ausdrückt, gefreut, und ihm in seinem Eifer gerne zu gut gehalten, daß er oft auf die, die vor ihm waren, und auf uns andere, bald mitleidig bald erzürnt herabblickt.

L. β. V.

MANNHEIM (ohne Angabe der Verlagshandlung):

Die Geschichte und Lehre von den Erscheinungen Jesu nach seinem Tode. Nebst einem Anhang für Verehrer der allgemeinen Religion. Von *Johann Friedrich Descôtes*. 1809. VIII u. 278 S. 8. (16 gr.)

Wenn der Vf. versichert, diese schon im Jahre 1794 fertig gewordene Schrift nicht länger zurückhalten zu können, sondern sie nun bey freyeren Verhältnissen als sein Glaubensbekenntniß dem Publicum übergeben zu müssen: so kann ihm das Recht allerdings nicht abgesprochen werden, das Resultat seiner fünfzigjährigen Forschungen und Untersuchungen öffentlich mitzuthellen. Die Absicht der ganzen Schrift geht nämlich auf nichts Geringeres, als zu beweisen, Jesus habe nach seinem Tode nicht wirklich mehr auf der Erde gelebt, sondern die sogenannte Auferstehung und Auferweckung desselben sey bloß von einer Versetzung desselben in einen neuen ewigen Lebenszustand nach dem Tode zu verstehen. „Das ist es, heißt es S. 2, worüber ich zur Rettung Jesu und einer Schüler (?) etwas niederschreiben werde. In meinen Jahren kann ichs wohl mit aller Freymüthigkeit thun, da Niemand vermuthen wird, daß irdische Betrachtungen noch irgend einen Einfluß bey uns haben werden. Ich gebe bloß das, worin ich endlich Beruhigung wider alle alte Zweifel und Unentschiedenheit — nicht an der Sache, sondern an der Erzählung der Sache — gefunden habe, in der lauteften Absicht hin, — gleiche, mir wenigstens ganz unschätzbare Beruhigung auch bey anderen zu befördern. Und das ist, denke ich, eine Schuld, die ich noch abtragen muß.“ Erstes Capitel. Auferstehung Jesu. Der Vf. findet in 1. Cor. 15, 3—11 den gewünschten Aufschluß über die ganze Sache. Nach Paulus Erzählung hätten nämlich Petrus, die übrigen Apostel, und mehr als fünfthundert Christen den auferstandenen Jesus in seinem neuen Lebenszustande nach dem Tode auf eben die Art gesehen, wie ihn Paulus selbst gesehen habe. Denn ὡφθῆναι sey das Wort, welches er durchgehends brauche. Nun wäre aber Jesus in dem neuen Lebenszustande nach dem Tode unverläßlich für den Paulus kein Gegenstand der leib-

lichen Sinne mehr gewesen. Das *Sehen* desselben in diesem neuen Zustande könne also nichts anderes bedeuten, als eine von Gott in den Seelen der Apostel und anderer Christen bey ihrer moralischen Beschäftigung mit den Schicksalen Jesu gewirkte, lebendige und über alle Zweifel siegende Überzeugung von dem Übergange desselben durch den Tod in diesen neuen Zustand des Lebens und der Wirklichkeit. Man sieht leicht, was diesem Schlusse des Vfs., auf den er alles Nachfolgende bauet, entgegengesetzt werden kann: Zugegeben, werden die Gegner sagen, daß Paulus Jesus nicht körperlich gesehen hat: folgt daraus, weil dasselbe Wort ὡφθῆναι gebraucht wird, daß ihn nicht Andere gesehen haben, die mit ihm gegessen und getrunken haben? Konnte Paulus nicht auch von sich selbst sagen: ὡφθῆναι ἐμοί, indem er in dem Donner Jesu Gegenwart vermuthete? Wird, kann man weiter fragen, der Aoristus ὡφθῆναι im ganzen neuen Testamente jemals von moralischem Sehen, von bewirkter Überzeugung gebraucht? Liegt nicht allemal eine äußere Erscheinung in dem Begriffe desselben? Brauchen ihn die Alexandriner nicht da, wo sogar im Hebr. נִרְאָה kommen steht, z. B. 1 Kön. 3, 16 τῶν ὡφθῆναι δύο γυναῖκες πόρνοι τῷ βασιλεῖ, d. h. sie kamen zum König, so wie Act. 7, 26? — Um nun die Erscheinungen Jesu nach seinem Tode zu erklären, stellt der Vf. folgende Regeln auf: 1) Eigene Entschlüsse und Handlungen der Menschen, besonders wenn sie gut und zweckmäßig sind (also auch, wenn sie nicht gut sind?), werden in der Bibel so vorgestellt, als wären deshalb von Gott ausdrückliche Befehle ergangen. 2) Das, was der Erfolg die Menschen gelehrt, wird so gelehrt, als hätte Gott es ihnen voraus bekannt gemacht. 3) Erkenntnisse, wozu die Menschen durch Nachdenken gelangen, werden als Offenbarungen Gottes beschrieben (stiehet ziemlich mit No. 2 zusammen, denn ohne Nachdenken belehrt der Erfolg auch nicht). 4) Jemand(en) sehen, heißt eine deutliche richtige Erkenntniß von ihm haben, und innerliche Vorstellungen, wobey die Einbildungskraft zur sinnlichen Ausmalung derselben geschäftig ist, heißen Erscheinungen. Wir zweifeln, ob Jedermann diese aufgestellten Regeln so ohne alle Bedingung und Modification gelten lassen wird. Freylich mit ihnen läßt sich Alles wegexegisieren, was man will. Genug, dem Vf. wird nun damit alles Unerklärbare sehr leicht. Das Erdbeben Matth. 28, 2 hat nicht nur den Stein vom Grabe weggewälzt, sondern auch den Leib Jesu so verschüttet, daß weder seine Freunde ihn fanden, noch seine Feinde ihn vorzeigen konnten. Hier hätte aber doch der Vf. außer jenen vier Regeln noch eine neue aufstellen sollen; denn mit den genannten ist in Matth. 28, 2 doch noch nicht der Umstand zu finden, daß der Leichnam verschüttet war. Vielmehr konnte man ja noch den Platz sehen, wo er gelegen hatte. V. 6 heißt es ja: δεῦτε, ἴδετε τὸν τόπον, ὅπου ἔκειτο ὁ Κύριος. Alle darauf folgenden Erzählungen, nach welchen Jesus mit seinen Jüngern gegangen, gesprochen, gegessen hat, erklärt er für Täuschungen der

Phantasie, durch welche Gott in ihnen die Überzeugung von seinem Fortleben bewirken wollte. „Denn, heist es S. 24, bey physischen Erscheinungen wäre der Eindruck auf die Sinne, und durch diese auf die Seele nothwendig, und also keinem Zweifel unterworfen gewesen.“ Aber zweifelte denn, wird man einwenden, späterhin einer von den Aposteln? Und mußten sie nicht Anfangs zweifeln, Einen, den sie für todt hielten, unter den Lebendigen zu sehen? Eben dafs sie zweifelten, war ja ein Beweis, dafs sie sich gegen Täuschungen verwahren wollten. „Woher, fragt der Vf., dafs die Jünger ihn nicht an seiner Bildung, sondern nur an dem Brodbrechen, an seiner Anrede, an den Nägelmalen erkannten?“ Eben daher, weil sie sich ihn gar nicht lebendig vorstellen konnten und von aller Täuschung frey waren. — Doch auch dieser Erklärungsversuch beweiset zur Genüge, dafs man besser thut, lieber alles Positive und Factische ganz abzuleugnen oder dahingestellt seyn zu lassen, als sich in solche Widersprüche zu verwickeln. Ist es denn weniger wunderbar, dafs Gott auf einmal in so vielen und mehr als 500 Seelen, die daran gar nicht dachten und denken wollten, eine moralische Überzeugung von Jesu Fortleben gewirkt habe, als dafs er Jesu Fortleben wirklich bewirkt habe? Besser, man sage: alles Factische gehört nicht zum Wesentlichen der Religion, ist blofs sinnliche Einkleidung religiöser Wahrheiten, als dafs man den Erzählungen solche Gewalt anthut. „Aber so machst du ja, wendet sich der Vf. selbst ein S. 28, die Evangelisten zu Lügner? Das nicht! Sie haben ja selbst nach dem ersten Pfingstfeste keine physische Erscheinungen geglaubt noch erzählt (aber doch so viele vor dem Pfingstfeste geschehene auch nach dem Pfingstfeste erzählt!), sonst würden sie in ihren Erzählungen die auffallenden Dunkelheiten und Widersprüche gewifs vermieden haben, die bisher noch Niemand aufklären konnte.“ — Man sieht, wie schwer es dem Vf. wird, die Evangelisten zu entschuldigen, sonst würde er gewifs die Dunkelheit dieses Satzes vermieden haben. Denn wie das: sie haben u. s. w. mit dem; sonst würden sie u. s. w. zusammenhängt, das mag uns Jemand enträthseln. Die ganze Erscheinungsgeschichte in den Evangelisten ist und sollte nach dem Vf. nichts anderes seyn, als ehrliche, gerade und offenerherzige Erzählung der letzten allmählich (allmählig) abnehmenden und erlöschenden pharisäischen Traumbilder in den Aposteln von Jesu und seinem Reiche. — Und doch berufen sie sich späterhin darauf und behalten sie bey. Am auffallendsten heist es S. 32: „Aber mitten unter die-

sen Traumerfcheinungen in der Einbildungskraft der Schüler Jesu bekamen sie auch wichtige Winke von der Wahrheit, die in ihrem Innersten verborgen war, z. B. von der rechten Art, zur religiösen Überzeugung zu kommen Joh. 20, 29: Weil du mich gesehen hast, Thomas, weil mich dir deine Einbildungskraft leibhaftig und mit allen Zeichen meiner Kreuzigung dargestellt hat, so glaubest du. (Man verstehe wohl die Einbildungskraft spricht hier mit der Einbildungskraft! Erst hat Gott die Täuschungen in ihrer Seele veranstaltet, und nun macht er ihnen wieder Vorwürfe über dieselben!) Aber das ist nicht die rechte Art des Glaubens; selig sind, die nicht also sehen und doch glauben! — Aber es war ja nach des Vfs. Erklärung moralisches Sehen. Ist das auch verwirlicher Art?? Zweytes Capitel. Himmelfahrt Jesu. Genau genommen, gehört dies Capitel und die folgenden nicht zum Titel des Buchs: denn die Himmelfahrt war ja keine Erscheinung Jesu, sondern eine Entfernung. Indessen werden hier die gewöhnlichen Gründe angeführt, dafs alles die Phantasie der Apostel gewirkt habe. „Endlich, heist es S. 33, bekamen seine Jünger Erscheinungen, die allen ihren vorhergehenden Erscheinungen ein Ende zu machen begetragen mußten.“ Also Erscheinungen machen Erscheinungen ein Ende!! Drittes Capitel. Sitzen Christi zur Rechten Gottes. Viertes Capitel. Sendung des heiligen Geistes. Warum der Vf. über das Reden in anderen Sprachen hinweggeht, ohne es zu erklären, wissen wir nicht. S. 46 heist es: „Der mit dem Blute verbundene Donnererschlag hatte einen grossen Zusammenlauf nach dem Versammlungsorte der Jünger Jesu veranlaßt. Verborgen konnten sie nicht mehr bleiben, da man sie in anderen Sprachen, als der hebräischen, Lobgesänge anstimmen hörte. Das war nach jüdischen Begriffen Entheiligung Gottes. Hier wäre Schweigen gefährlicher gewesen, als Reden. (Aber sie hatten ja schon, und noch dazu in anderen Sprachen, gesprochen.) Petrus trat also öffentlich vor u. s. w.“ Der zweyte Theil soll zur Erläuterung des ersten dienen, und des Vfs. Ideen noch weiter begründen. Wir können uns dabey um so weniger aufhalten, je länger schon diese Anzeige geworden ist.

Angehängt ist: *Mein Jubiläum, ein Beytrag zu meinen Verhältnissen*, worin man den Vf. als einen ehrwürdigen, aber mit etwas zu viel Redseligkeit erzählenden Greis kennen lernt. Traurig ist es, wenn er S. 221 klagt: „ich mußte funfzig Jahre wider die Angriffe des lutherischen Kirchenthums kämpfen, das kein Mittel unversucht liefs, meine Gemeinde und ihre Gottesverehrung zu zernichten.“ — R —

K L E I N E S C H R I F T E N.

ERBAUUNGSCHRIFTEN. Leipzig, b. Hinrichs: *Predigt und Introductionsrede bey der Investitur des Herrn Pastors M. Martius gehalten zu Pouch von Jo. Friedr. Poyda*, Superintendent. zu Bitterfeld etc. 1810. 40 S. 8. (4 gr.) Diese Vorträge, denen die Lebensgeschichte des Hn. M. Martius

angehängt ist, können wohl nur in dem Kreise, in welchem sie gehalten sind, einiges Interesse haben. Denn sie zeichnen sich durch nichts aus, lehren aber übrigens den Vf. als einen redlichen Prediger und Superintendenten kennen, dem seine Geschäfte Herzenssache sind.

Dfr.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 J U N I U S , 1 8 1 1 .

J U R I S P R U D E N Z .

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Das Staatsrecht der rheinischen Bundesstaaten und das rheinische Bundesrecht*, erläutert in einer Reihe von Abhandlungen, von Dr. Karl Salomo Zachariä, öffentl. ordentl. Rechtslehrer auf der Universität zu Heidelberg. 1810. XII u. 289 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wohl mit Recht nennt es der Vf. in der Vorrede ein gewagtes Unternehmen, in einer Periode, wie die gegenwärtige, mit Abhandlungen über die rechtlichen Verhältnisse der rheinischen Bundesstaaten hervorzutreten. Jeder Tag erzeugt neue, die Berechnungen des Staatsrechtslehrers und Politikers vernichtende Erscheinungen. Wenn sonst Staatsgebäude, für eine lange Reihe von Generationen aufgeführt, im Wechsel der Jahrhunderte erschüttert, oft erst nach einem Jahrtausend im Strom der Weltgeschichte untergingen: so ist jetzt die Geburt, die Ausbildung und der Untergang einer Verfassung und eines Reichs das Werk weniger Jahre. Charakterlos, wie die Menschen und der Zeitgeist, sind die von ihm erzeugten Constitutionen. Im gehaltlosen öffentlichen Dichten und Trachten gebietet nur ein kraftvoller Mann, unerschöpflich und abwechselnd in den Mitteln, unerschütterlich und unentzweifelnd im Zwecke, als Repräsentant des geheimnißvollen Fatum über das unter den Wehen seiner Wiedergeburt kreisende Europa. Wer will und kann es in diesem Augenblick wagen, den Rheinbund, die Rechte seiner Fürsten, der Standesherrn, das zarte und unbestimmte Verhältniß zwischen dem Protector und den Protegirten, zwischen dem nämlichen Protector und dem Kaiser der Franzosen, zwischen dem Rheinbund und den auswärtigen Mächten zu bestimmen, und die Theorie eines öffentlichen Rechts darzustellen, welches noch nicht da ist, und auch wohl in der flüchtig hingeworfenen Skizze der Bundesacte nie zu finden war? Wer vermag es, ein positives Völkerrecht zu beschreiben, für welches neue Verhältnisse jeden Augenblick neue Gesetze zu Tage fördern? Scheint nicht dieses Wagstück ein Eingriff in Napoleons politische Schöpferrechte? Hr. Z. hat es indessen bestanden, und die Kritik wird nicht leugnen, daß er seinen undankbaren und schlüpfrigen Stoff mit Geist aufgefalist, fixirt und benutzt habe. Überall findet man Selbstständigkeit des Urtheils in einer gediegenen Darstellung; ob aber auch überall eine strenge Gerechtig-

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

keitsliebe, welche unbekümmert um das Factisch-wirkliche sich nur an das Moralischmögliche hält? ob überall jene strenge Trennung politischer von rechtlichen Rücksichten, ohne welche die Jurisprudenz sich nicht zur Würde einer Wissenschaft erheben kann? — ob der Vf. überall die von ihm aufgestellten Grundansichten durchgreifend benutzte? — dies ist eine andere Frage. — Die Anzeige des Inhalts der Abhandlungen wird ein Urtheil darüber vorbereiten.

I. Von dem rechtlichen Gesichtspuncte, aus welchem die den Standesherrn durch die rheinische Bundesacte zugesicherten Rechte zu betrachten sind. — Hr. Z. räumt den Standesherrn nach dem Geiste der Bundesacte weiter nichts vor anderen Unterthanen ein, als widerrufliche Privilegien. Sein Raisonement ist folgendes: Verträge verbinden und berechtigen nur die Paciscenten. Dies waren die Standesherrn nicht. Man kann auch nicht sagen, daß der Protector oder die Bundesfürsten sich selbst die Aufrechterhaltung der standesherrlichen Rechte hätten zusagen lassen. Die Hoheit der Standesherrn ist außerdem mit der Machtfülle der durch die Bundesacte geschaffenen Souverainetät nicht vereinbar. Jene untergräbt diese, und stiftet, wenn die Souverainetät nichts abändern dürfte, einen Staat im Staate. Soll die Bundesacte mit sich selbst und mit ihrem Princip übereinstimmen: so muß man den darin enthaltenen Vorbehalt zum Besten der Standesherrn, als ein bloßes *Privilegium* betrachten. Er wurde von den Contrahenten aus Humanität nicht eigentlich wechselseitig *stipulirt*; es wurde nur *erklärt*, daß man die in Art. 27 — 31 der Bundesacte ausgedrückten Rechte den Standesherrn *einstweilen* einräumen wolle. Durch diese Erklärung wollte man den Contrast des Übergangs mildern. Man wollte diejenigen, welche man noch den Augenblick vorher als Landesregenten und Standesgenossen neben sich geachtet hatte, über das Gefühl ihres Untergangs beruhigen. Sie sollten wenigstens nicht auf einmal den Kelch der Bitterkeit leeren. Aber dauernde Verbindlichkeiten konnten und wollten Fürsten, welche sich zum Besitz der Souverainetät emporgeschwungen hatten, sich nicht auflegen. Dies läßt sich ohne Verletzung des Zweckbegriffes einer monarchischen Verfassung, ohne Störung des ihr zum Grunde liegenden Einheitsprinzips nicht denken. Alle Privilegien sind ihrer Natur nach Gesetze, und als solche widerruflich — mit Ersatz, wenn der Privilegirte dafür in Geld oder Diensten einen Preis entrichtet hat, ohne Ersatz im entgegenge-

letzten Falle. Nun läßt sich aber nicht behaupten, daß die Standesherren ihre Privilegien *titulo oneroso* erhalten hätten. Sie sind daher keine Entschädigung von demjenigen Souverain zu verlangen berechtigt, welcher sie wieder aufzuheben für gut findet; doch räumt Hr. Z. ein, daß dasjenige, was die Standesherren als Privateigenthum besaßen, eben so heilig sey, als das Privateigenthum anderer Unterthanen. Er theilt daher die Rechte, welche die Bundesacte den Standesherren zusichert, in zwey Classen, in solche Rechte, welche sie mit anderen Unterthanen gemein haben, und in solche, welche sie vor anderen Unterthanen auszeichnen. Er zählt zu jenen als *Beyspiel* das Eigenthumsrecht an Grundstücken, zu diesen als *Beyspiel* die Gerichtsbarkeit. — Der Vf. hatte wohl gute Gründe, sich auf diese beiden Beyspiele zu beschränken; es ist nur zu bedauern, daß er sämtliche standesherrliche Rechte, wie sie die Bundesacte namhaft macht, nicht nach diesem Eintheilungsgrunde classificirt. Aber der Eintheilungsgrund selbst scheint Rec. falsch, und die ganze Theorie in rechtswissenschaftlicher Hinsicht nicht haltbar. *Grundherrlichkeit* war der Elementarstoff der Urverfassung Deutschlands. Aus dem *Privatrecht* der Freyen hatte sich das *öffentliche Recht* der Nation gebildet. Aus der Grundherrlichkeit war die *Reichshoheit* emanirt. Aus beiden stieg seit dem 13ten Jahrhundert allmählich die *Landeshoheit* als eine zu einem staatsrechtlichen Zweck potenzierte Grundherrlichkeit empor. Nun gab es a) eine *Grundherrlichkeit*, b) eine *Landeshoheit*, c) eine *Reichshoheit*; der deutsche Boden hatte seinen *Grundherrn*, seinen *Landesherrn*, seinen *Kaiser*. Auf dem dreifach getheilten Eigenthum beruhte die Verfassung, wenn schon der Kaiser zugleich Landesherr, und der Landesherr sehr häufig zugleich Grundherr seyn konnte. So stand der deutsche Staatenstaat bis zum 12ten Jul. 1806. Die Landesherren besaßen *Landeshoheit* als *Regenten*, *Grundherrlichkeit* als *Privatberechtigete*; Kaiser und Reich übten über beide die *Oberaufsicht* aus. Der Staatenstaat wurde zertrümmert, die *Reichshoheit* verschwand; die *Landeshoheit* fand in der Bundesacte und der neu erschaffenen Souverainetät ihr Grab. Aber die *Grundherrlichkeit* blieb den *souverainen* und *nicht souverainen* Fürsten, dem *hohen* und *niedern*, *mittelbaren* und *unmittelbaren* Güteradel. Das Eigenthum ihrer Ahnen, das uralte Staatsfideicommiss ihrer Familien, aus welchem sie mit und sogar ohne die Hülfe der Steuern die Lasten der Halbsouverainetät bestritten hatten, wollten sich die Fürsten nicht entziehen. Sie sicherten diese nämlich der Souverainetät unterworfenen Grundherrlichkeit ihren vormaligen Standesgenossen im 27 und in den folgenden Artikeln der Bundesacte *comme propriété patrimoniale et privée* ausdrücklich zu. Wie konnte Hr. Z. diese bedeutungsvollen Worte übersehen? Sie brechen der ganzen willkürlichen Distinction zwischen dem, was die Standesherren als Eigenthum, und dem, was sie als Privilegium besitzen sollen, den *Stab*. Sie stellen ihre Gerichtsbarkeit, ihre

Zehnten, ihr Patronatrecht u. s. w. als *Privatrechte* oder als *Eigenthumsrechte* dar, welche die Heiligkeit eines Staatsvertrags garantirt. Man hebe diesen Staatsvertrag auf; man vernichte ihn nach eben den Ansichten, getrieben durch eben die Nothwendigkeit, aus welcher die Bundesacte selbst und die Auflösung der Reichsverfassung hervorgegangen ist, und die Standesherren müssen schweigen. An der Fellenkraft des Fatum scheitern Staatsverfassungen und die durch sie begründeten Rechte. Aber so lange die Bundesacte steht; so lange sie betrachtet wird als das Palladium der deutschen Souverainetät: ziemt es keinem ihrer Besitzer, die standesherrlichen Rechte nach den Grundsätzen des Vfs. zu behandeln. Beide ruhen auf der nämlichen rechtlichen Grundlage, und der Souverain, welcher die Rechte der Standesherren als widerrufliche Privilegien aufhebt, heiligt das Princip seiner eigenen Vernichtung. Welcher Privatmann, fragt Hr. Z. (S. 15), vermag in die Geheimnisse der Politik einzudringen, die zur Aufnahme des oft erwähnten Artikels in die rheinische Bundesacte Veranlassung gab? — Aber der müßte den Forderungen des Rechts und der Humanität keine Stimme einräumen, oder den Fürsten, welche die Bundesacte unterzeichneten, keinen Sinn für diese Forderungen zutrauen, der hier *bloß* ein Geheimniß sehen wollte. Die Standesherrn wurden widerrechtlich ihres *staatsrechtlichen* Daseyns beraubt, sie wurden Opfer eines Zustandes, den sie nicht verschuldet hatten. Das ihnen zugefügte Unrecht konnte nur jener *Nothstand* rechtfertigen, der unter Staaten, wie unter Einzelnen, die Möglichkeiten eines *Rechtszustandes* aufhebt. Weiter als der *Nothstand* geht auch das *Nothrecht* nicht. Die deutsche Staatsverfassung mußte fallen, und mit ihr das ganze öffentliche Recht. Aber das Privatrecht, und was als Privatrecht gerettet werden konnte — mußte bleiben. Hier gab es keinen Nothstand, keine Pflicht der Selbsterhaltung: das Recht mußte aufrecht erhalten werden, weil es aufrecht erhalten werden konnte; von Politik war dabey nicht die Rede. Doch was fragen wir nach der Politik des 27ten und der folgenden Artikel? der Buchstabe steht da und spricht deutlich. Er nennt die standesherrlichen Rechte *propriété privée et patrimoniale*. Welcher Publicist ist berechtigt, sie in ein *Standesprivilegium* zu verwandeln? Wer kann die Gesetze von dem, was *titulo oneroso* oder *lucrativo* gegeben wurde, da anwenden, wo nicht gegeben, sondern *gelassen*, wo nicht *bewilligt*, sondern von der durch Noth abgedrungenen und verfassungswidrigen Occupation *ausgeschlossen* wurde? Wäre Hr. Z. bey der ganzen Deduction einen Schritt weitergegangen; hätte er die Rechte der Standesherren im Verhältnisse zum C. N. geprüft: so hätte es ihm unmöglich entgehen können, daß der C. N., welcher alle Grundherrlichkeit verwirft, neben dem 27ten Artikel der Bundesacte unmöglich bestehen kann. Diefes hätte dann aber auch ihn auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen müssen, den C. N. auf eben dem Wege einzuführen, auf welchem die

Bundesacte errichtet wurde, durch einen Zutritt des Protector's und der Souveraine. Es gehört zu den traurigen Zeichen des charakterlosen Zeitalters, daß deutsche Gelehrte diese *wissenschaftliche* Wahrheit nicht sehen, oder wenn sie sie sehen, daß sie sie nicht sagen, oder endlich, wenn ein Dritter sie gesagt hat, daß sie sich nicht darüber erklären wollen.

II. Die Einführung des Code Napoléon in den Staaten des rheinischen Bundes, betrachtet aus dem Gesichtspunct des Staatsrechtes. — Diese Abhandlung ist sehr wichtig, sehr reichhaltig und eben dieser Reichhaltigkeit wegen kaum eines Auszugs fähig. Sie verbreitet sich über die Beziehungen des C. N. zum Staats- und Völker-Recht. Hr. Z., der in seinem Handbuche des französischen Civilrechts (Th. 1. XLV) die Unabhängigkeit des Civilrechts von dem öffentlichen (dem Verfassungs- und Regierungs-Rechte) für das Grundprincip einer jeden wahren Civilgesetzgebung und für dasjenige erklärt hatte, von welchem der C. N. ausgehe, Hr. Z., welcher die Einführung des C. N. in einem auswärtigen Staate für möglich erklärte, ohne unmittelbare Umgestaltung der Gerichtsverfassung nach dem Muster der französischen — eben dieser Schriftsteller sagt in der vorliegenden Schrift S. 93 und 94: „Das französische Civilrecht stehe mit dem einheimischen deutschen Civilrechte in dem auffallendsten Widerspruche, und dieser Widerspruch gründe sich auf die Verschiedenheit der politischen Principien, von welchen das eine und das andere Recht ausgehe; die unbedingte Einführung des C. N. in den Staaten des rheinischen Bundes und die strenge Beybehaltung der bisherigen deutschen Territorialverfassung wären daher zwey schlechterdings unvereinbare Aufgaben“; er sagt S. 45: „es könne Niemand an der Unmöglichkeit, den C. N. ohne Weiteres und ohne Umänderung der Gerichtsverfassung in den deutschen Staaten einzuführen, zweifeln“. — Der Vf. findet sich hienach offenbar auf einem andern als auf demjenigen Wege, auf welchem er bey Abfassung seines Handbuchs wandelte. Eben so offenbar ist seine jetzige Ansicht die richtige. Warum erklärt er dies nicht unbefangen? Ist denn ein Irrthum entehrend für einen denkenden Geist? Ist nicht der freye, offene aus besserer Überzeugung entspringende Widerruf die schönste Huldigung, welche der Schriftsteller der Wissenschaft und der Würde seines Geistes darbringen kann? Entspringt er nicht aus einer edleren Quelle, als die kleinliche Sorge für den Ruf schriftstellerischer Unfehlbarkeit? — Der Vf. zählt nun die wichtigsten Berührungspuncte des C. N. mit dem öffentlichen Rechte auf. Er rechnet dahin *erstens* den Art. 11. Er wird nach Rec. Einsicht richtig als eine gesetzliche Verfügung erklärt, welche zwischen Franzosen und Fremden eine rechtliche Ungleichheit stiftet, die man in deutschen Staaten nie kannte. Es wird richtig aus der Geschichte der Redaction gezeigt, daß er die Regel und daß Art. 726 und 912 die Ausnahmen begründen. Es wird richtig gefolgert, daß die Einführung jenes Artikels in den Bundesstaaten die

Trennung unter den deutschen Völkern nicht aufheben, sondern bedeutend erweitern würde. — Rec. muß noch weiter gehen als der Vf. Der auch von Hr. Z. zum Grunde gelegte Unterschied zwischen Civilrechten im engeren und weiteren Sinne, die Behauptung, daß Art. 11 die Fremden nur von jenen, nicht von diesen ausschliesse, ist gesetzlich nicht begründet, und läßt sich aus dem C. N. selbst mit nichts beweisen. Es läßt sich von der Distinction weiter nichts sagen, als: nach der Praxis und der Doctrin schwebt darüber ein Helldunkel von Wahrheit und Trug. Aber das läßt sich bestimmt behaupten: der Art. 11 spricht das glänzende Indigenat des französischen Volkes und der französischen Bürger aus. Er zieht die Scheidelinie zwischen Frankreich und Allem, was nicht Theil nimmt an dem großen Kaiserreich. Es wäre Thorheit, ihn in den einzelnen Bundesstaaten gegen einzelne Bundesstaaten einzuführen. Es wäre noch größere, ihn gegen Frankreich geltend zu machen. Aber der Würde der Sache wäre es entsprechend, ihn im Einverständniß mit Frankreich bey der Totalaufnahme des C. N. in der Totalität der Bundesstaaten als ein Unterpfand der Vereinigung mit allen Bewohnern des Föderativstaates, als politische Grenzscheide gegen Alles, was nicht zum Föderativsysteme gehört, zu sanctioniren. — Ein neuer Beweis für die Rathslichkeit, und selbst für die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens der deutschen Regierungen bey der Einführung des C. N. — Zu den Artikeln des C. N., welche ins öffentliche Recht eingreifen, rechnet der Vf. zweytens, daß die Urtheile auswärtiger Gerichte in Frankreich keine rechtliche Wirkung haben. Den Grundsatz selbst spricht der C. N. nicht aus. Aber Folgerungen daraus sind Art. 2123, §. 4, und Art. 14. Nach jenem müssen die im Auslande gefällten Urtheile erst von französischen Tribunälen durch ein neues Urtheil für executorisch erklärt werden, um eine Hypothek zu erzeugen. Nach diesem wird der Ausländer, auch wenn er in Frankreich sich nicht aufhält, von Franzosen bey französischen Tribunälen belangt. Hr. Z. glaubt S. 76, der Grundsatz streite mit dem Völkerrechte, und wünscht, daß er dem deutschen Staatsrechte immer fremd bleibe. Rec. theilt weder jenen Glauben, noch diesen Wunsch. Freylich leisteten deutsche Gerichtshöfe unter einander sich Rechtshülfe, und erkannten die Rechtskraft der Entscheidungen auswärtiger deutscher Gerichtshöfe an. Sie glaubten dabey nach einer völkerrechtlichen Maxime zu handeln, und fanden sich doch mitten im Gebiete der ehemaligen deutschen Reichsverfassung. Die Gerichtsverfassung war im ganzen deutschen Reich ein organisches Ganzes, jede Territorialinstanz der kaiserlichen Jurisdiction unterworfen, und die Oberappellationsgerichte nichts anders als ein Ausfluß der letzteren. Die Achtung, welche ein deutsches Gericht dem Ausspruch eines anderen auswärtigen deutschen Gerichtes widerfahren liefs, war Achtung gegen den Staatsorganismus, der ihm selbst Daseyn und Haltung gab, und gegen die gemeinschaftliche Obergewalt, welche beide Ge-

richte nach der Theorie der Grundverfassung gemeinschaftlich verband. So stellte der Grundsatz: *Actor sequitur forum rei* eine staatsrechtliche, und durchaus keine völkerrechtliche Maxime dar. Er war zwar aus dem römischen und kanonischen Rechte entlehnt; aber bekanntlich existirte der römische Proceß nur für das römische Reich, so wie das kanonische Recht nur für die päpstliche Monarchie. Wollte man dagegen die nämliche Ansicht aus dem Gebiete des Staatsrechts in das Gebiet des Völkerrechts verpflanzen: so würde jener Grundsatz offenbar die Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts verletzen, ohne das Völkerrecht zu ehren. Jeder Staat ist seinen eigenen Bürgern Schutz, nicht bloß gegen fremde Staaten, sondern auch gegen die einzelnen Mitglieder derselben schuldig. Er kann diesen Schutz nicht abhängig machen von dem, was die Organe der auswärtigen Macht unterlassen oder thun. Er kann seinen Unterthanen nicht zumuthen, den Schutz, den er selbst zu geben vermag, erst im Auslande zu suchen. Statt sie, wenn sie Rechtshülfe gegen Fremde bedürfen, an auswärtige Gerichte zu verweisen, ist er verpflichtet, sie ihnen, so weit es in seiner physischen Macht steht, selbst widerfahren zu lassen; es versteht sich daher von selbst, daß die Wirksamkeit der Richtersprüche gegen Fremde bedingt sey durch die Möglichkeit, sie innerhalb des eigenen Gebietes zu vollziehen. Damit sie aber gerecht sind, muß der Fremde natürlich erst gehört werden, und damit er gehört werden könne, muß er geladen werden. Nach dieser Ansicht ist der Art. 14 des C. N. durchaus völkerrechtlich, und das Gegentheil desselben wäre Verletzung des allgemeinen Staatsrechts. Mit dem Grundsatz, daß auswärtige Urtheile und Notariatsurkunden in Frankreich nicht vollziehbar sind, verhält es sich eben so. Die Handlungen der Staatsbehörden sind mit einem Charakter von Heiligkeit und Rechtlichkeit nur für die Staatsbürger selbst bekleidet. In einem auswärtigen Staat erscheinen sie als Handlungen einer physischen Person, deren Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit erst untersucht werden muß. Der Staat würde ungerath an seinen Bürgern handeln, wenn er in ihnen ein auswärtiges Urtheil seiner Rechtskraft wegen vollziehen wollte. Er würde dadurch den Handlungen auswärtiger öffentlicher Behörden einen Charakter von Heiligkeit beylegen, welcher nach einem Postulat des allgemeinen Staatsrechts nur seinen eigenen Handlungen, im Inneren des Staatsgebietes, zukommt.

Diese Theorie wird darum auffallen, weil man in Deutschland nicht gewohnt war, sie zur Anwendung zu bringen. Man würde aber selbst darauf gekommen seyn, wenn man von einem deutschen Gerichte die Vollziehung eines chinesischen oder marokkanischen Urtheils an einem deutschen Unterthanen verlangt hätte. Die gesunde Vernunft würde vor allen Dingen nach den geschriebenen oder nicht geschriebenen Acten, oder nach dem Factum gefragt, und was in Peking oder Mequinez abgeurtheilt war, noch einmal abgeurtheilt haben. „Aber“, sagt Hr. Z. — „einem auswärtigen Urtheile kann doch wenigstens nicht die Gültigkeit eines schiedsrichterlichen Ausspruchs verlaget werden.“ — Auch dies ist falsch. Die rechtliche Gültigkeit und Vollziehbarkeit des schiedsrichterlichen Ausspruchs liegt in der Verbindlichkeit des ihm vorausgehenden Vertrags. Der Richter dagegen, bey welchem der Kläger, wenn er anders Recht erlangen wollte, aufzutreten, und der Beklagte sich vertheidigen mußte, ist kein Schiedsrichter. — So völkerrechtlich aber auch nach dieser Ansicht Art. 14 und 2123. §. 4 des Cod. Nap. erscheinen: so ist doch nicht zu leugnen, daß die Einführung derselben abermals zwischen Frankreich und Deutschland und zwischen den einzelnen Staaten des letzteren unter einander den Bruch und die Trennung erweitern würde, welche doch durch die nämliche Mafsregel aufgehoben und ausgefüllt werden sollte. Es ist nicht zu leugnen, daß das alte Princip der deutschen Gerichtsverfassung nicht in jene Artikel hinein modificirt werden kann, wenn nicht, wie im vormaligen deutschen Reiche, Frankreichs und Deutschlands Gerichtsverfassung ein organisches Ganzes bilden, wenn nicht der C. N. als organisches und organisirende, objective und subjective Totalität durch den Zusammentritt aller Interessenten eingeführt wird, und wenn nicht die nämlichen Artikel unter den beiden Nationen wechselseitig aufgehoben, nur gegen das Ausland ihre Wirkungen äufsern. Irrig hatte Hr. Z. die Art. 11, 14, 726, 912 und 2123, §. 4 als Berührungspunkte zwischen dem französischen Civil- und Staats-Rechte dargestellt, da sie doch dem Völkerrechte angehören. Auch ist die Stellung, wie Rec. oben durch die Analyse der Artikel 14 und 2123 §. 4 gezeigt hat, nicht gleichgültig, und die Verwechslung des Staats- und Völker-Rechts für die Wissenschaft sehr schädlich.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Glogau, in der neuen gütherschen Buchhandlung: *Über die Sagacität als herrschendes Princip der Zeit.* Eine Vorlesung (.) gehalten am 2ten December 1807 von Karl Grattenauer, Doctor der Rechte, u. s. w. 1808. 70 S. kl. 8. (8 Gr.)

In jeder Rücksicht ein unbedeutendes Product. Lob der Franzosen, als derjenigen Nation, welche die vom Vf. gerühmte Sagacität im höchsten Grade besitze. Mit einer schulgerechten Definition will der Redner seine Zuhörer und Leser nicht belästigen, daher erfahren wir denn auch nirgends, was eigentlich der Vf. unter Sagacität versteht, sondern nur einzelne Merk-

male, woran man den, welchem Sagacität zu Theil geworden ist, erkennen soll. Leider sind diese hier angegebenen charakteristischen Züge wohl kaum von der Art, der Sagacität viele wahre Bewunderer zu verschaffen! Für Alles ist hier das bewunderte Volk der Franzosen als Muster aufgestellt. Das Lob des Kaisers fällt einen großen Theil der Rede aus, welche mit vollem Rechte den Namen einer Declamation verdient. Die Juden erhalten wie billig einige Seitenhiebe. Wer sehen will, wie weit es Deutsche in der Kunst bringen können, alles Fremde anzupreisen und vortreflich zu finden, der mag das Machwerk selbst lesen! P. d. G.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 J U N I U S , 1 8 1 1 .

J U R I S P R U D E N Z.

HEIDEIBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Das Staatsrecht der rheinischen Bundesstaaten und das rheinische Bundesrecht u. s. w.*, von Dr. Karl Salomo Zachariä u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hierauf kommt der Vf. *drittens* S. 79 auf eine höchst folgenreiche, vom C. N. stillschweigend vorgelegte Lehre, welche wirklich dem Staats- und Civil-Recht zugleich angehört, und gleichsam das Verbindungsglied zwischen beiden Disciplinen ist. Die ganze deutsche Territorialverfassung ist nämlich auf das *getheilte* Eigenthum gebaut, und diese nämliche Grundlage bringt im deutschen Privatrecht das ganze ihm eigenthümliche *dinglich persönliche* Recht hervor. Die Einführung des C. N. kürzt dagegen unausweichlich das deutsche Territorialsystem, sie erschüttert die Basis aller Privatinstitute, welche das getheilte Eigenthum voraussetzen oder welche aus ihm ausfließen. Sie giebt dem Grund und Boden im Verhältniß zum Grundeigenthume und zur obersten Staatsgewalt in allen deutschen Staaten eine durchaus neue Gestalt. Hr. Z. hat den herrlichen Stoff reichlich benutzt. Die Ansichten drängen sich hier so sehr, daß die kritische Anzeige dem Buche durch einen Auszug nicht folgen kann. Aber dennoch hat er nicht alles gesehen, was hier zu sehen war. Der *Hauptgefahrpunkt* ist seinem Blicke *ganz* entgangen. Die deutsche Territorialverfassung stellte im Staat eine rollose Privathaushaltung, im Fürsten einen großen Güterbesitzer, in den Unterthanen seine Hausgefinde und Arbeiter dar. Alles lebte von seinem Gut. Aus dem Güterertrag wurden die Kosten der Hofhaltung und des Hausregiments bestritten, und dieser Ertrag wurde aus unveräußerlichen Kammergütern und achtgefallen und den Früchten des Obereigenthums bezogen. Die Staatssteuern waren erst in neueren Zeiten als *Anomalie* hinzugekommen, und die Reichs-erfassung war zur Aufrechterhaltung dieses Zustandes da. Mit anderen Worten: der Staat war durch Privaterevenüen dotirt. Diesen Zustand hat die Bundesacte nicht aufgehoben. Aber sie hat ihn untergraben, das Staatsfideicommiss stillschweigend für erloschen erklärt, die Fesseln des Besteuerungsrechts zerbrochen, und den Souverainen *freigegeben*, die Kammergüter und Patrimonialerevenüen als *Privateigenthum* zu behandeln. Weiter ist sie nicht gegangen. Die *Droits féodaux et seigneuriaux* selbst hat sie

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

nicht vernichtet. Indem der 27 Artikel sie den Ständeherrn zufließt, sind sie auch für die Souveraine beybehalten. Nur ihre *Eigenschaft* hat sich verändert. Unter der Reichsverfassung hatten die *Droits féodaux* eine *staatsrechtliche* Natur: durch die Bundesacte nehmen sie die Natur eines bloßen *Privateigenthums* an; dort waren sie *unveräußerlich*, wie der Staat selbst: durch die Bundesacte werden sie in einen Gegenstand der Privatwillkühr und des Güterverkehrs verwandelt. Der C. N. geht noch weiter. Er duldet gar keine *droits seigneuriaux et féodaux*; er läßt sie durch die Einwirkung des 530 und 1911 Artikels nach einem nothwendigen Mechanismus untergehn. Nach der Bundesacte konnte der Souverain die Staatshaushaltung auf *Steuern* gründen. Der 26 Artikel gab ihm dazu die *volle* Befugniß. Nach dem C. N. *mufs* er das Steuersystem zur unbedingten und unumschränkten Herrschaft erheben. Er *kann* die Patrimonialhoheit und das Territorialsystem; auch wenn er es wollte, *nicht* beybehalten. So scheint der C. N. die Besteuerungswillkühr, diese Volksplage unseres Zeitalters, diese Geißel der öffentlichen Zufriedenheit, in das innere Leben des Staats zu verpflanzen. Ein trauriger Zustand! Wenn auch der persönliche Edelinn des Souverains geneigt seyn möchte, die Steuererhöhung auf die nothwendigsten Staatsbedürfnisse zu beschränken, wer bürgt für die Zukunft? Was ist schrecklicher als der Alleinherrscher, der, was seine Launen, seine Privatleidenschaften fodern, für Staatsbedürfnisse erklärt, und was er für Staatsbedürfnisse erklärt hat, sofort durch Steuern erheben kann? Aber ein innigeres geistvolles Aneignen des C. N. hebt auch diese Gefahr auf. Der C. N. setzt stillschweigend die Regierung der Gesetzgebung, z. B. in Art. 145. 164. 169, entgegen. Wenn jene dem Monarchen ausschließend zukommt: so nimmt an dieser das durch Stände repräsentirte Volk Antheil. Er erklärt ebenfalls stillschweigend die Besteuerung für einen Act der Gesetzgebung. So erscheint im C. N. und *durch* ihn der steuerfordernde Monarch controllirt und umgeben von einer Steuern bewilligenden Volksrepräsentation. In dieser unsichtbaren, aber unausweichlichen Verkettung erhebt sich der C. N. zu seiner höchsten Würde. Jetzt erst zeigt sich die Aufhebung der Grundherrlichkeit und die Entfesselung des Eigenthums von seiner wohlthätigen Seite. Beruhigt tritt nun der Staatsbürger in den seiner Patrimonialeinkünfte und seiner uralten Dotation beraubten Staat. Er besteuert sich selbst durch seine Repräsentanten, und wagt durch sie das öffent-

H h h

liche Bedürfnis gegen seine Privatkraft ab. Dies alles hat Hr. Z. nicht gesehen. Aber, wenn Rec. nicht alles täuscht: so war es *unter allem*, was hier zu sehen war, gerade das Wichtigste. — Am Schluss der Abhandlung zeigt Hr. Z., auf welchem Wege der Widerspruch zwischen der deutschen Territorialverfassung und dem französischen Civilrecht aufgehoben werden kann. Es läßt sich über seine Vorschläge wenig sagen. Jedem sieht man die Verlegenheit an, in welcher sich ihr Urheber befindet. Den C. N. dem Territorialsystem aufzuopfern und nach den Forderungen desselben zu modificiren, scheint durchaus gegen den Geist der Sache. Die Umbildung der ganzen Staatsverfassung nach dem Muster der französischen, welche die consequente Einführung des C. N. unausweichlich fodern würde, ist den meisten souverainen deutschen Staaten schlechterdings unmöglich. Eben so unglücklich ist der dritte Ausweg, der das Territorialsystem und den C. N., das öffentliche deutsche und französische Civilrecht zugleich schonen und beide vereinigen will, um es am Ende mit beiden zu verderben. — Das Einzige, was hier geschehen kann, das Einzige, was — wenn wissenschaftliche Ansichten mehr als politische, mitunter sehr kleinliche Bedenklichkeiten gelten — geschehen *muss*, hat der Vf. gar nicht berührt. Der C. N. enthält ein organisches Ganzes, und kann nur im Geist und in der Wahrheit, in seiner organischen Totalität auf die rheinischen Bundesstaaten übertragen werden. Modificationen, wie sie der Geist der Sitten und der deutsche Nationalinn fodern, werden dadurch keineswegs ausgeschlossen. Aber die dem C. N. höchst wesentliche Grundverfassung, Gerichtsverfassung, Steuerverfassung darf man nicht umstossen. Vermag kein souverainer Staat, dessen Gebiet 10, 100 oder 200 Quadratmeilen umfaßt, jene Verfassung in seinem Schooß aufzunehmen: so müssen mehrere, vielleicht *alle* zusammentreten. Soll der C. N. Deutschlands getrennte Völkerstämme wieder verbinden: so muß er sie *organisch* vereinigen. Die mit dem C. N. unauslöschlich verbundene Gerichtsverfassung, deren treffliche Maschinerie nicht einmal in einem Großherzogthum Raum findet, muß, wenn nicht der Samen zu ärgeren Übeln ausgestreut werden soll, *alle* Staaten des Rheinbundes umschlingen. Das Repräsentativsystem, welches auch im kleinsten Staate eingeführt, aber nur in einem großen gesichert werden kann, muß in jener Gerichtsverfassung die Bürgschaft seiner Fortdauer finden. Die Bundesacte, welche in ihren wesentlichsten Bestimmungen neben dem C. N. unmöglich bestehen kann, muß durch den Zusammentritt der Mächte, die sie constituirt und sanctionirt haben, abgeändert und definitiv bestimmt werden. Rec. sieht keinen anderen selbstständigen und ehrenvollen Weg zum Ziel, als diesen einzigen. Er will nicht vermessen den Schleyer der Zukunft und die Geheimnisse der Politik enthüllen. Er schöpft seine Resultate aus der reinwissenschaftlichen Totalauffassung des C. N. und seiner organischen Umgebungen. Er stellt sie dem durch die Bundesacte modificirten Territorialsystem gegenüber, und spricht, getrieben durch

inneren Beruf, als Priester der Wahrheit, nicht als Diener der Politik.

III. Über die Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in den Gerichten der rheinischen Bundesstaaten. Die Gründe für und wider das öffentliche Verfahren werden abgewogen mit sichtbarem Übergewicht für die Vorzüge des letzteren. Rec. will sich über diesen wichtigen Gegenstand nicht verbreiten. Eingedenk der Beziehung der vorliegenden Abhandlungen auf das Staatsrecht der rheinischen Bundesstaaten, beschränkt er sich auf die Untersuchung einer nicht begründeten und nicht zu begründenden Behauptung des Vfs. Er sagt S. 101, daß, „wenn man schon den unveränderten C. N. nicht ohne den französischen Process einführen könne, dennoch die Einführung des mündlichen Verfahrens in den deutschen Gerichten nicht nöthig sey.“ — Zu den Fundamentalprincipien der französischen Gerichtsverfassung gehört 1) absolute Trennung der Justiz von der Administration, 2) collegialische Verwaltung derselben gleich in der ersten Instanz. In dieser doppelten Hinsicht weicht sie von der deutschen Gerichtsverfassung ab, welche in der ersten Instanz einen mit Polizey-, Finanz- und Regierungs-Geschäften überladenen Justizbeamten darstellt, der ohne collegialische Discussion instruiert und entscheidet. Nach den Forderungen der französischen Gerichtsverfassung muß die Rechtsache *gleich* in der ersten Instanz *viele* Richter finden, und diese Richter müssen sich ihrem erhabenen Beruf, frey von *allen* administrativen, mehr oder weniger in den Rechtsgang und in die Rechtsentscheidung einwirkenden Beschäftigungen, *ausschließend* widmen. Will man diese Forderung mit der deutschen Gerichtsverfassung und mit dem schriftlichen Verfahren verbinden: so muß der deutsche Amtmann von allen Justizgeschäften befreit, es muß in jedem Amte ein *Richtercollegium* angestellt werden. Dies werden die Finanzbehörden schlechterdings, und wohl nicht mit Unrecht, für unmöglich erklären. Es bleibt also nichts als die Errichtung der ersten Instanzgerichte im Sinne der französischen Gerichtsverfassung, und die Verpflanzung der ersten Instanz in den Schooß der jetzigen Hofgerichte übrig. Diese müßten gleich von der Klage an den Process schriftlich instruiren, schriftlich darüber handeln und vom Referenten schriftlich vortragen lassen. Eine solche Einrichtung zeigt sich bey dem ersten Blicke eben so unausführbar. Von zehn Sachen kommt kaum eine im Wege der Appellation von den Ämtern an die Obergerichte. Und dennoch sind diese mit Arbeiten überladen. Sollen sie alle Sachen in erster Instanz an sich ziehen: so wird man das Richterpersonale entweder um das Fünffache vermehren, oder auf die Hoffnung, mehr als ein Fünftheil der anhängigen Klagen entscheiden zu sehen, verzichten müssen. Über beide Alternativen läßt sich nichts weiter sagen. Das französische erste Instanztribunal versammelt sich fast täglich. Es wird alles erledigt, weil der Richter bloß hört, denkt, spricht und selten schreibt. So hängt der Grundsatz des französischen Staatsorganismus: *beau-coup de juges et peu d'administrateurs*, mit der Plai-

doirie innig zusammen. Er hat nicht bloß den Sinn, daß man viele Richter bedürfe, sondern den, daß eine Rechtsfache durch viele beurtheilt, und daß viele administrative Angelegenheiten durch einen erledigt werden. Er fodert kein so zahlreiches Richterpersonale, als man es in einem nach deutschen Grundsätzen administrirten Staate findet; allein er vereinigt viele Richter zu einer Behörde, und setzt diese durch die *Plaidoirie* in den Stand, in wenigen Stunden so viele Rechtsfachen zu erledigen, als der deutsche Richter dazu Wochen bedarf. So findet sich die *Plaidoirie* im C. N. wesentlich *a posteriori*. Sie ist aber auch darin gegründet *a priori*. Rec. will nicht vom Ehescheidungsproceß und davon reden, daß Art. 256 der *Audience publique* ausdrücklich erwähnt; er hat eine lange Reihe von Artikeln im Sinne, welche stillschweigend die Thätigkeit des *Huissier* und die außergerichtliche Instruction und Execution voraussetzen, z. B. A. 1242, 1244, §. 2. 1257, 1258, 1259, 1264, 1298, 1690, 1944, 1961, 1962, 1963, 1978, 2244, 2246, nebst dem ganzen Titel *de l'expropriation forcée*. So wesentlich ein den Richter auf bloßes Rechtsprechen beschränkender Proceßmechanismus in den C. N. verflochten ist: eben so wesentlich ist die *Plaidoirie* wieder in einen solchen Proceßmechanismus verflochten. Wenn der Richter bloß in der *Audience* sichtbar wird, wo weder instruiert noch exequirt werden kann, wenn außer der *Audience* gar keine Richterbehörde existirt, wenn alles das, so wie sich das Richteramt in jedem einzelnen Acte constituirt, schon geschehen ist, was der deutsche Proceß vom decretirenden Richter fodert, wenn alles *Factische* in den zur Kunde des Richters kommenden *Exploits* schon enthalten seyn muß, wenn alles *Rechtliche* in die zur Urtheilsformation wesentlich erforderlichen *Considérans* gehört: so bedarf es weiter nichts, als daß dem Richter durch mündliche Darstellung die Structur der Sache lebhaft dargestellt und vergegenwärtigt werde. Schriftliche Ausführung wäre durchaus überflüssig, und würde den Zweck der außergerichtlichen Instruction vereiteln.

IV. Über die auswärtigen rechtlichen Verhältnisse des rheinischen Bundes. Diese lange Abhandlung ist zu keinem Auszuge geeignet. Was in der Bundesacte entweder gar nicht oder höchst unbestimmt begründet ist, sucht der Vf. aus einer Reihe von Thatfachen und aus dem Inhalt des tilster und wiener Friedens zu erklären. Ein ganz vergebliches Unternehmen! Der Rheinbund ist der Anfang einer Schöpfung; vollendet ist sie nicht. Wenn einst der genialische Künstler von seinem Werke die bildende Hand abzieht, wenn es für beendet erklärt worden ist: dann mag der Rechtslehrer einen Stoff wie den gegenwärtigen bearbeiten. Bis dahin kann nur der Geschichtschreiber erzählen, was geschehen ist. —

V. Über die französischen Majorate in Deutschland zur Erläuterung des k. k. Decrets vom 28 October 1808. Beynahe ein gleiches Urtheil muß Rec. über diese Abhandlung fällen. Sie ist gehaltreich und der Gegenstand höchst wichtig. Die im Herzen deutscher Staaten gestifteten französischen Majorate bilden

ein durchaus eigenthümliches Verhältniß; sie beschränken die Souverainetät noch weit bedeutender als der 27 Artikel der Bundesacte. Die Entwicklung dieser Beschränkung, die Opfer, welche sie herbeiführen wird, gehören der Zukunft, nicht der Rechtslehre an. Wenn der Vf. S. 193 sagt, daß in dem Majorate alle wesentlichen Merkmale eines Lehens enthalten seyen, daß mithin die französische Majoratsverfassung eine Lehnverfassung, und das französische Majoratsrecht eine Art von Lehnrecht sey: so scheint er den Grund, den Zweck und die Wirkung des Instituts zu miskennen. Noch weniger kann man ihm beypflichten, wenn er das Majorat als ein „Lehn beschreibt, welches bloß zur Benutzung unter der Verbindlichkeit, Kriegsdienste zu leisten, und mit Vorbehalt des Obereigenthums verliehen werde.“ — Auf das Lehnssystem war das Kriegssystem des Mittelalters gebaut. So wie der Lehnsherr bey dem Heerbanne mit seinem eigenen Gute diente: so diente bey dem Aufgebot des Lehnsherrn der Vasall mit dem ihm zum Lehn hingebenen Gute; dort wie hier stellte er die Reisigen und Kriegsleute auf eigene Kosten ins Feld, und sorgte selbst für ihre Pilege. In diesem System hängt der Lehnsherr mehr vom Vasallen, als der Vasall vom Lehnsherrn ab. In diesem System borgt jener mehr von diesem als dieser von jenem seinen Glanz. In diesem System ist kein stehendes Heer, und eben darum die dauernde Unterjochung einer Nation durch die andere nicht möglich. Dieses nämliche System wurde seit der Erfindung des Schießpulvers durch die eingeführte Lohnmiliz unwiederbringlich gestürzt. Der Staat oder das Oberhaupt desselben besoldete und verpflichtete die Krieger aus seinen eigenen Einkünften. Hiedurch wurde der Vasallendienst überflüssig und unbrauchbar, und das Lehnrecht verwandelte sich in eine zwecklose Form. Auch diese Form ging im Zeitgeist und im revolutionären Strudel unter. Wer wird glauben, daß Napoleon, der Begründer einer neuen, dem Zeitgeiste auch in den Formen huldigenden Ordnung, ein längst von ihm verurtheiltes, und mit der Idee der Begründung eines weltherrschenden Reichs durchaus unvereinbares Institut werde ins Leben zurückrufen wollen? — Nur derjenige, der Worte mit Sachen vermischt und in den Formen den Geist aufzufassen nicht im Stande ist. — Die Bewaffnung und Vertheidigung des Kaiserreichs ist nicht auf Majorate, wie im Lehnssystem auf Vasallendienst, basirt. Das stehende und von oben herab, nicht von unten herauf besoldete Heer schützt noch jetzt und nach der Einführung der Majorate den Kaiserthron. Die *Militairconscription* schafft die Personen der Krieger, und die *Bejeurung* schafft ihre Bedürfnisse herbey. Der Inhaber des Majorats ist zu Kriegsdiensten verbunden, aber nicht zum Vasallendienst, und trägt nicht die Kosten der Bewaffnung; er ist geborner und ehrenvoll berufener Soldat; aber dies sind auch alle seine mit Majoraten nicht versehenen Mitbürger und Waffenbrüder. An ein lehnsherrliches Obereigenthum ist vollends gar nicht zu denken. Erinnernte sich denn Hr. Z., als er dieses Wort niederschrieb, nicht, daß die im Herzen von Deutschland gestifteten Majorate durchaus

den in Frankreich errichteten gleich sind, daß *feyeralich* bey Errichtung der Majorate erklärt wurde, es sollte in den Majoraten das Lehnssystem nicht wieder auferstehen, daß der Erhaltungsenat durch die *Grundverfassung* verpflichtet ist, gegen die Rückkehr desselben zu wachen? Und wo findet sich denn auch nur eine Spur von *Obereigenthum* bey dem ganzen Institut? Bey denjenigen Majoraten gewiß nicht, welche der Kaiser aus den außerordentlichen Kron-domainen bildet. Hier wird bloß ein *erblicher* Usufruct ohne alles Eigenthum übertragen. Das Eigenthum behält der Kaiser bis zur Erlöschung der Stiftung, wo der Usufruct von neuem wieder damit vereinigt wird, selbst. Noch viel weniger findet sich Obereigenthum bey den von unten herauf auf das Gefuch der Eigenthümer gestifteten Majoraten, und welche der Vf. — sonderbar genug — *feuda oblata* nennt. Hier wird nichts als eine *eigenthümliche Successionsart* begründet; es ist eine vom Staat garantirte *Familienstiftung*. Nach Erlöschung der erbfähigen Descendenz tritt gemeinrechtliche Erbfolge ein; dagegen giebt es hier nicht, wie bey *feudum oblatum*, einen Rückfall an einen nicht vorhandenen Obereigenthümer. Das Majoratsinstitut hat einen ganz anderen Zweck als die Begründung eines dem Lehnwesen nachgebildeten Militärsystems. Es schafft eine neue und zahlreiche Classe *großer Güterbesitzer*. Es fesselt sie durch erblichen Rang und Glanz an die herrschende Dynastie; es identificirt ihr politisches und rechtliches Daseyn mit dem Fortbestand der neuen Ordnung, lauter Zwecke, welche das Lehnssystem nicht zu erreichen wußte und auf welche es nicht berechnet war.

VI. Über die heutige Anwendbarkeit des deutschen Privatfürstenrechts. — Durch eine Reihe mühsamer Distinctionen, Abtheilungen und Unterabtheilungen, gegen deren wissenschaftliche Begründung sich sehr Vieles würde einwenden lassen, will der Vf. die Frage, ob und in wiefern das ehemalige deutsche Privatfürstenrecht seinem Inhalt nach mit der dormaligen Verfassung der deutschen Staaten vereinbar sey (S. 265), beantworten. — Nach Rec. Einsicht wird die Frage durch ihre Stellung gehalten und müßig, auch steht sie mit der Überschrift und dem Zweck der Abhandlung im Widerspruch. Die Bundesfürsten sind Souveraine. Sie sind als solche nur durch die Bundesacte und ihr Verhältniß zum Protector beschränkt. Was sie mit Rücksicht auf diese Beschränkungen aus dem vormaligen Privatfürstenrechte für die Bestimmung der Personalrechte ihrer Familienmitglieder schöpfen, ist *vereinbar* mit der neuen Verfassung. Aber die Vereinbarkeit fließt aus der Bundesacte, und aus der Natur der durch sie geschaffenen Souverainetät, *nicht aus dem vormaligen Privatfürstenrechte selbst*. Von den aus eigener Willkühr geschöpften oder den Familienstatuten anderer Herrscherstämme nachgebildeten Bestimmungen würde das Nämliche gelten. Dadurch, daß sich der Vf. im Eingange seiner Abhandlung ein Ziel vorsetzt, welches er im Fortgange der Untersuchung wieder aus den

Augen zu verlieren scheint, nimmt letztere einen so schwerfälligen unbestimmten Charakter an; daß eine referirende Darstellung des Ideenganges fast ganz unmöglich ist. Die eigentliche Frage ist folgende: *Ist das vormalige Privatfürstenrecht in Fällen, welche der Souverain durch neue Familienstatute nicht bestimmt hat, noch anwendbar, und in wiefern?* Nach Rec. Einsicht ist diese Frage schlechthin und ohne alle weitere Distinction *verneinend* zu beantworten. Diese Behauptung ist sehr leicht zu beweisen, wenn man nur den Begriff und Umfang des vormaligen Privatfürstenrechts *scharf* bestimme. Es umfaßte nichts mehr und nichts weniger, als die *eigenthümlichen Privatrechte* des hohen Adels. Es gehörten nicht dazu seine *Herrscherrechte*, z. B. seine gesetzgebende Gewalt, es gehörten nicht dazu die *Privatrechte*, welche er mit jedem anderen Un-erhalten gemein hatte, z. B. sein Recht, über Gegenstände der Privatwillkühr Privatverträge abzuschließen. Die Basis seiner eigenthümlichen Privatrechte war einzig und allein das deutsche *Staatsrecht*. Die Landeshoheit gehörte, wie Hr. v. Leiß sehr richtig behauptet, als Privateigenthum der regierenden Familie; auf der anderen Seite war das Privateigenthum der letzten, wie Hr. Posse es bewiesen hat, *Staatsgut*. Die Successionsordnung und Successionsfähigkeit, die Titel und der Volljährigkeitstermin war durch Gesetze der öffentlichen Ordnung bestimmt. Was die Autonomie der Fürsten darüber festsetzen konnte, floß aus der *Reichsstaatsverfassung* und wirkte auf die *Landesverfassung* zurück. Oder mit anderen Worten: die Autonomie der regierenden Familie war in dem öffentlichen Rechte selbst begründet. Ist diese *Grundlage* des Privatfürstenrechts in der Bundesacte untergegangen: wie kann denn von der Anwendbarkeit einzelner Sätze desselben noch soviel die Rede seyn? Vergeblich sagt der Vf. S. 268: Dieses sey in sofern der Fall, als es nach *allgemeinen* Rechtsgrundsätzen angenommen werden könne. Was sind das für Grundsätze! Noch vergeblicher sagt er S. 246 in der Note: das Privatfürstenrecht beruhe auf einem *einzigem* Princip, nämlich darauf, daß die Privatverhältnisse der regierenden Familie auf *dem Interesse* ihrer Staaten angemessene Weise bestimmt werden. Damit kommt man wieder nicht weiter. Die Anwendung eines solchen Principis hängt so gut von der Weisheit, als von der Willkühr und Laune eines deutschen Souverains ab. Im positiven Staatsrecht — denn auf das allgemeine Staatsrecht allein kann ewig keine Verfassung gebaut werden — ist ein solches Princip dem Mangel aller Principien vollkommen gleich. Der Vf. scheint vom Gefühl dieser Wahrheit sehr ergriffen zu werden, wenn er am Schlusse der Abhandlung S. 287 den Souverainen anrath, ihre Hausverträge schleunigst einer Revision zu unterwerfen und sie zu *Staatsgrundgesetzen* zu erheben. Was heisst das, und was wäre damit gewonnen? Die Bundesacte legt alle Souverainetät (subjective und objective) bloß und ausschließend in die Hände des deutschen Herrschers nieder. Diefes ist unter der Ägide des Protectors und unter den in der Bundesacte enthaltenen Beschränkungen bis jetzt das *einzigste* Staatsgrundgesetz. Der physische Wille des Herrschers ist der rechtliche des Staats. Was könnte daher den Souverain oder seinen Nachfolger hindern, es heute als sogenanntes *Staatsgrundgesetz* erlassenes Hausgesetz morgen wieder aufzuheben? Und was könnte ein Mitglied der herrschenden Familie in staatsrechtlicher Hinsicht dagegen einwenden? Überhaupt kann ja unmöglich der einstige, und eben darum immer widerrufliche Wille des Oberhauptes des Staats den Charakter eines *Staatsgrundgesetzes*, von welchem weder er noch seine Nachfolger wieder abgehen können, annehmen. Wohl aber könnte dies die dem Hausgesetz ertheilte Sanction und Genehmigung des Protectors. Aber diesen einzigen Ausweg hat Hr. Z. nicht angedeutet.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 J U N I U S , 1 8 1 1 .

M E D I C I N .

BERLIN, b. Schmidt: *Über die Natur, Erkenntnis und Cur der Krankheiten des reproductiven Systems*, im Geiste der geläuterten neuen Heilkunde und nach eigenen Grundsätzen, von Friedrich Wilhelm Wolf junior, praktischem Arzte und Privatdocent(en) zu Berlin. 1811. 256 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. einer Schrift kann bey Abfassung derselben nur einen zweifachen Zweck haben. Entweder soll durch dasselbe der abgehandelte Gegenstand selbst vervollkommenet, näher bestimmt, weiter gebracht werden. oder der Vf. will das bereits Vorhandene durch einen wohlgeordneten, lichtvollen Vortrag auf eine falsche Weise denen mittheilen, die sich mit ihm bekannt zu machen gedungen fühlen. Im ersten Falle ist man berechtigt, etwas Neues zu fordern, wodurch die Erkenntnis des Gegenstandes wahrhaft gewinnt; im anderen kommt Alles auf eine verständige Auswahl, richtige Beurtheilung und zweckmäßige Zusammenstellung der vorhandenen Materialien an. Weder die eine noch die andere Forderung hat der Vf. berücksichtigt. Er bewegt sich in einem äußerst engen Kreise, ohne Freyheit und Umsicht, beurtheilt die höheren Ansichten des Lebens und die scharfsinnigen Ideen unserer ersten Köpfe ganz schief, spricht von eigenen Erfahrungen, ohne davon auch nur den geringsten Beweis zu geben, und ist mit einem grossen Theile von Materialien, die nothwendig zu seinem Gegenstande gehören, völlig unbekannt. Wir würden die Gesetze des Instituts und die Achtung verletzen, welche wir besseren Werken schuldig sind, wenn wir einen bedeutenden Raum dieser Blätter mit einer speciellen Kritik dieses Buchs anfüllen wollten. Um jedoch dem Vf. zu beweisen, daß wir unsere Behauptungen zu vertreten wissen, wollen wir Einiges, was uns gerade bey dem Aufschlagen des Buchs in die Augen fällt, anführen: denn sonst liefert fast jede Seite des Buches zu obigem Urtheile den Beweis. — Welche beschränkte irrige Ansicht der Vf. von Leben, Organisation, Kraft und Materie habe, wie wenig bekannt er mit den neueren Ideen sey, und wie wenig er sie verstehe, erhellt zur Genüge aus folgender Stelle (S. 9): „Sonderbar ist es, daß, da die Medicin durch die Chemie mehr Aufklärung erhielt, auch die Ärzte zu neuen Irrthümern verleitet wurden; denn nun wirkten alle äusseren Einflüsse desoxydierend auf den belebten thierischen Körper, und da nach Schelling und Röschlaub Sauerstoff und Wasserstoff die Repräsentanten der Attractiv- und Repulsiv-Kraft seyn, und die Gesundheit durch einen Oxydations- und Desoxydations-Process wirklich werden, und wirklich fortdauern solle (sollten nicht Schelling und Röschlaub meinen, das ganze Leben, und jeder Zustand desselben, der gesunde wie der kranke, werde wirklich durch einen Wechsel von Oxydation und Desoxydation?): so war nun bald Ueberschuss, bald Mangel an Sauerstoff, nach Anderen bald wiederum verletzte Mischung der thierischen Materie die nächste Ursache der Krankheit.“ (Welcher Unsinn! Ist Disproportion zwischen Oxydation und Desoxydation denkbar ohne verletzte Mischung der thierischen Materie?) „Statt dem einfachen Naturgesetze, nach welchem der thierische lebendige Körper sich richtet, nachzugehen (wie der Vf.?), statt die verschiedenen Verhältnisse aufzufuchen, in welche derselbe durch eine und die nämliche Ursache könnte verletzt werden, bauet man Hypothesen auf Hypothesen, wo eine irriger als die andere ist.“ (Ein solches Gebäude ist allerdings grundlos. Sollte aber eins, aus verwiterten Materialien des Brownianismus und der mageren Erregungstheorie aufgeführt, haltbarer seyn?) „Hr. Reil hat sich Mühe gegeben, das Leben und den Grund desselben in einer besonderen Mischung der thierischen Materie zu suchen, und alles nach chemischen Gesetzen zu erklären.“ (Der Vf. scheint jetzt erst die Schriften zu studiren, die Hr. Reil vor 15 Jahren herausgegeben hat.) „Jeder thierische lebende Körper (man höre!) besteht zwar auch aus Materie (hat schon Jemand daran gezweifelt?), nicht bloß aus Lebenskraft; allein da mit dem Aufhören der Lebensfähigkeit die Organisation sich nicht verliert, (welchen Begriff der Vf. wohl von Organisation haben mag!) letztere aber von der eigenthümlichen Mischung der thierischen Materie unzertrennlich ist: so scheint die Lebenskraft die Rectrix (!) der Materie zu seyn; sie ist daher nicht mehr eine solche Materie, wie wir sie ohne diese Kraft uns denken können; sie ist lebendig geworden, und folgt nun den Gesetzen des Lebendigseyns.“ Rec. glaubt, der Leser werde aus dieser einen Stelle zur Genüge schließen können, was er von einem Buche zu erwarten habe, dem solche schiefe physiologische Begriffe zum Grunde liegen.

Der Classification, welche der Vf. von den Krankheiten des reproductiven Systems macht, liegt gar kein Eintheilungsprincip zum Grunde. Er nimmt zwey Classen an: 1) allgemeine Krankheiten des re-

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

und da nach Schelling und Röschlaub Sauerstoff und Wasserstoff die Repräsentanten der Attractiv- und Repulsiv-Kraft seyn, und die Gesundheit durch einen Oxydations- und Desoxydations-Process wirklich werden, und wirklich fortdauern solle (sollten nicht Schelling und Röschlaub meinen, das ganze Leben, und jeder Zustand desselben, der gesunde wie der kranke, werde wirklich durch einen Wechsel von Oxydation und Desoxydation?): so war nun bald Ueberschuss, bald Mangel an Sauerstoff, nach Anderen bald wiederum verletzte Mischung der thierischen Materie die nächste Ursache der Krankheit.“ (Welcher Unsinn! Ist Disproportion zwischen Oxydation und Desoxydation denkbar ohne verletzte Mischung der thierischen Materie?) „Statt dem einfachen Naturgesetze, nach welchem der thierische lebendige Körper sich richtet, nachzugehen (wie der Vf.?), statt die verschiedenen Verhältnisse aufzufuchen, in welche derselbe durch eine und die nämliche Ursache könnte verletzt werden, bauet man Hypothesen auf Hypothesen, wo eine irriger als die andere ist.“ (Ein solches Gebäude ist allerdings grundlos. Sollte aber eins, aus verwiterten Materialien des Brownianismus und der mageren Erregungstheorie aufgeführt, haltbarer seyn?) „Hr. Reil hat sich Mühe gegeben, das Leben und den Grund desselben in einer besonderen Mischung der thierischen Materie zu suchen, und alles nach chemischen Gesetzen zu erklären.“ (Der Vf. scheint jetzt erst die Schriften zu studiren, die Hr. Reil vor 15 Jahren herausgegeben hat.) „Jeder thierische lebende Körper (man höre!) besteht zwar auch aus Materie (hat schon Jemand daran gezweifelt?), nicht bloß aus Lebenskraft; allein da mit dem Aufhören der Lebensfähigkeit die Organisation sich nicht verliert, (welchen Begriff der Vf. wohl von Organisation haben mag!) letztere aber von der eigenthümlichen Mischung der thierischen Materie unzertrennlich ist: so scheint die Lebenskraft die Rectrix (!) der Materie zu seyn; sie ist daher nicht mehr eine solche Materie, wie wir sie ohne diese Kraft uns denken können; sie ist lebendig geworden, und folgt nun den Gesetzen des Lebendigseyns.“ Rec. glaubt, der Leser werde aus dieser einen Stelle zur Genüge schließen können, was er von einem Buche zu erwarten habe, dem solche schiefe physiologische Begriffe zum Grunde liegen.

Der Classification, welche der Vf. von den Krankheiten des reproductiven Systems macht, liegt gar kein Eintheilungsprincip zum Grunde. Er nimmt zwey Classen an: 1) allgemeine Krankheiten des re-

iii

productiven Systems, 2) örtliche der einzelnen Theilorgane desselben. Zur ersten Classe gehören Auszehrung, Harnruhr, Bleichsucht, Lungenfucht, englische Krankheit, Skropheln, Scharbock, Gicht, Wasserfucht, Hautwasserfucht, Bauchwasserfucht, Brustwasserfucht, Hirnwasserfucht, Gelbfucht, Wechselieber, flechtenartige Ausschläge, Krätze. Nun folgen auf einmal die Krankheiten der Schleimdrüsen, zu welchen er die Schleimlungenfucht, die Blenorrhöe des Darmkanals, Blenorrhöe der Mutterscheide, Blenorrhöe der Harnblase und Harnröhre, und die Blasensteinbeschwerden rechnet; endlich die Krankheiten der vielkörnigen Drüsen, als da sind: Scirrhus Verhärtung, Krebs, Scirrhus und Krebs der weiblichen Brüste, Scirrhus und Krebs der Gebärmutter. Die örtlichen Krankheiten begreifen folgende verschiedene Zustände unter sich: asthenische Gebrechen des Magens, hektisches Erbrechen, Krankheiten der Därme, habituelle Diarrhöe, Lienterie, Leberbauchfluß, Milchsaftdiarrhöe, Gallenruhr und Ruhr. — Nicht minder offenbart sich die Einseitigkeit des Vfs. in seinen physiologischen und pathologischen Ansichten bey der Behandlung der einzelnen Krankheitszustände. Die nächste Ursache der Harnruhr ist gestörte Assimilation, so dals der Desassimilationsproceß prädominirend wird, wovon der Grund zunächst in einer gemischten Asthenie der verschiedenen Gebilde des reproductiven Systems zu suchen ist. Demnach beruht die Heilung auf dem normalen Vorstattengehen des Assimilations- und Reproductions-Processes. Man muß daher den zur normalen Function des Assimilationsystems erforderlichen Grad von Erregung in demselben, und die normale Thätigkeit des Hautorgans wieder herzustellen suchen. — Alles dreht sich bey dem Vf. um Reizen, Stärken und Nähren. Was Curie, Frank, Rollo, Knebel und Andere über die Heilung dieser Krankheit uns mitgetheilt haben, davon hat der Vf. keine Notiz genommen, ob es gleich bey dieser Krankheit, die uns in Rücksicht ihrer Eigenthümlichkeit noch so unbekannt ist, hauptsächlich auf Erfahrungen ankommt: denn schwerlich möchte einem Arzt die Heilung dieses Übels gelingen, wenn er es auf die vom Vf. vorgeschlagene Weise behandeln sollte. — Auch bey der Behandlung der Chlorosis dreht sich bey dem Vf. Alles um Stärken und Nähren. „Die Cur der Chlorosis“, sagt er, „beruht auf dem normalen Vorstattengehen (darauf beruht nicht die Cur, sondern die Gesundheit) des höheren Assimilations- und Reproductions-Processes und demjenigen Grade der Erregung, der durch die proportionale Wechselwirkung der Erregbarkeit und der habituellen erregenden Potenzen bestimmt wird. Nutrientia und Roborantia sind daher auch in dieser Cachexie die Hauptsache.“ Alles, was nun folgt, bezieht sich auf einige ganz gemeine Cautelen bey der Anwendung dieser Mittel, die auf jede andere asthenische Krankheit eben so gut passen, als auf die Chlorosis. Die pathologischen Ideen des Vfs. beweisen auch nicht die geringste Einsicht in das innere Wesen dieser Krankheitsform. Von dem pathologischen Verhältnisse, das

hier zwischen der individuellen Sphäre des Organismus und der Geschlechtsphäre Statt findet, und worin eigentlich das Wesen dieser Krankheit gegründet sey, davon scheint der Vf. auch nicht die geringste Ahndung zu haben. Allgemeine Schwäche und gestörter Reproductionsproceß sind die Formeln, mit welchen Alles erklärt wird, die wässrigen Quellen, aus welchen des Vfs. therapeutische Ideen sich ergießen. — Wir empfehlen dem Vf., *Mende's* und *Siebold's* Werke über Frauenzimmerkrankheiten zu studiren, wenn er sich einen tiefern Blick in das Wesen dieser Krankheitsform verschaffen will. Nach der Weise des Vfs. ist es nicht schwer, eine Therapie zu schreiben. Welche Schwierigkeiten hat nicht den gelehrtesten Ärzten und Schriftstellern die Erkenntniß der eigentlichen Natur der Gicht und ihre Behandlung gemacht, und wie weit sind sie damit trotz aller Bemühungen gekommen! Der Vf. kommt damit bald aufs Reine. Ihm steht Asthenie der Erregung, Innormalität des Assimilations- und Reproductions-Processes zu Gebot. Was braucht man mehr, um Alles erklären zu können? „Die nächste Ursache der Gicht (S. 95) liegt nicht bloß in Asthenie der Erregung überhaupt, sondern in Schwäche des reproductiven Systems. Dieses ist in der Gicht mehr angegriffen, als in der Rheumatalgie, daher auch in jener der Chemismus mehr hervortritt, und bey einem höheren Schwächegrade vorzüglich die kleinen Gelenke, die wegen der weiten Entfernung vom Herzen schon von Natur ein schwaches Leben haben, angegriffen werden.“ Nun wird der Leser bald errathen, worauf es bey der Heilung der Gicht ankommt. „Sie beruht (S. 97) auf der Wiederherstellung der Normalität des Assimilations- und Reproductions-Processes. Man strebe daher die Energie der Erregung des reproductiven Systems und der dazu gehörigen Theilorgane wieder herbeyzuführen.“ — Den Leberbauchfluß fertigt er mit folgenden Zeilen ab (S. 202): „Der Leberbauchfluß ist eine Art Durchfall, mit welchem zugleich eine blutige wässrige Feuchtigkeit abgeht, und entsteht von Erosionen der Schleimhäute des Darmkanals, von Geschwüren der Eingeweide, des Gekröses varicöser Ausdehnung der Gefäße, Fehlern der Leber und Milz, und ist nicht leicht zu heben.“ — Heißt das nicht gründlich über die Natur, Erkenntniß und Cur des Leberbauchflusses, „in Geistes der geläuterten neuen Heilkunde, und nach eigenen Grundätzen“ sprechen? Um die neuen Verhandlungen über diese Krankheitsform, über ihre Existenz, ihren Charakter und ihre Behandlung hat der Vf. vermuthlich unnöthig gefunden, sich zu bekümmern. — Wir finden noch Ideen über die Wirkungsart und die Anwendung der vorzüglichsten Heilmittel dem Buche angehängt. Etwas Armseliges und Trivialeres kann man in unseren Zeiten nicht leicht lesen. S. 225 heisst es: „So wie es nur Krankheiten aus zu vieler (!) Thätigkeit, und nur solche aus verminderter Thätigkeit giebt, so kann es auch nicht Arzneymittel gegen Schwäche oder Übermaß an Kräften geben, oder vielmehr, es giebt nur Mittel, welche die Ursachen der Schwäche und aller ihrer Symptome,

und nur solche, die die Ursache des Uebermaßes und aller ihrer Symptome heben.“ — Glaubt man sich nicht in die Zeiten des orafesten Brownianismus verſetzt, wenn man ſo etwas liest? — Der Vf. erklärt ſich nun auf eine ganz gemeine Weiſe, was er unter ſtärken, nährenden, reizenden Mitteln verſtehe, und verwahrt ſich ſorgfältig gegen den etwanigen Vorwurf, laſſe er die Exiſtenz ſpecifiſcher Mittel geſtatte. „Ein ſpecifiſches Mittel, ſagt er, wäre ein ſolches, das nur in einer Krankheit, oder nur auf einen beſonderen Kranken Theil wirke, ohne im letzteren Fall zugleich einen allgemeinen Einfluß zu haben, ſondern lediglich allein auf dieſe individuelle Wirkung eingeſchränkt wäre, welches aber nicht Statt haben kann, da jeder Theil nicht anders, als in Verbindung des Ganzen gedacht werden kann, alſo auch alles Wirken auf einen Theil nothwendig aufs Ganze Einfluß haben müſſe.“ Der Vf. verbindet einen ſo eigenhümlichen und irrigem Begriff mit dem ſpecifiſchen Mittel, daſſ es ſolche Mittel allerdings nicht geben kann. Wir können aber den Vf. verſichern, daſſ alle Mittel ſpecifiſch wirken, und daſſ es eben ein Beweis von den groſſen Mängeln unſerer Kunſt iſt, mit der Erkenntniß ihrer ſpecifiſchen Wirkungen noch ſo weit zurück zu ſeyn. Wenn der Vf. ſagt: Die Natur der ſogenannten auflöſenden und ausleeren Mittel iſt von der Natur der reizenden Mittel nicht verſchieden, und daſſ ihr Reiz vorzüglich auf die Capillargefäße wirkt, und die Se- und Excretionen vermehrt: ſo räumt er eben damit die Exiſtenz ſpecifiſcher Mittel ein. Vom Opium behauptet er, laſſ es keine narkotiſche Eigenſchaft beſitzen, ſondern laſſ es das ſtärkſte flüchtige Reizmittel ſey. Man braucht nur die Behauptungen des Vfs. über die Wirkungen der einzelnen im Anhang angeführten Mittel zu leſen, um ſich zu überzeugen, daſſ derſelbe noch 10 Jahre zurück iſt, um überhaupt ſeine ganze wiſſenſchaftliche Exiſtenz ſich auf einen Zeitraum von etwa 5 Jahren (von 1796 — 1800) beſchränkt. Wir athmen dem Vf., der mitunter eine Anlage zu etwas beſſerem blicken läßt, künftig erſt Verſuche im Kleinen zu machen, ehe er ſich mit einem ſo groſſen und ſchwierigen Thema befaßt, zu dem die Kräfte gröſſerer Ärzte wohl kaum hinreichen möchten. Wir raten ihm, ſich den Felleſen des gemeinen Brownianismus und der flachen Erregungstheorie zu entwinden, die Natur mit Sorgfalt zu beobachten, und durch Erforſchung ihrer höheren und höchſten Geſetze ſie verſtehen zu lernen.

I. M. PF.

LEIPZIG, b. Barth: *Pharmacopoea extemporanea* oder *Handbuch für ſelbſtdiſpenſirende Ärzte am Krankenbette* von Dr. Johann Balthaſar Wollkopf, praktiſchem Arzte zu Sorau in der Niederlauſitz. Ein Requiſit der Reiſe-Apotheke. 1811. XVI u. 323 S. 8. (20 Gr.)

Der Zweck des Vfs. bey Ausarbeitung dieſes Buches war nach ſeiner eigenen Angabe: „dem praktiſchen Arzte eine kleine Schrift in die Hände zu geben, in welcher er die hauptſächlichſten Grund-

ſätze und Regeln des ärztlichen Selbſtdiſpenſirens am Krankenbette aufgeſtellt findet, um bey dem Verordnen und Zubereiten der nöthigen Arzneymittel Fehler, ſowohl in therapeutiſcher als chemiſcher und pharmaceutiſcher Hinſicht, möglichſt zu vermeiden.“ In dieſer Abſicht handelt er zuerſt von der zweckmäßigen inneren und äußeren Einrichtung und dem praktiſchen Gebrauch der Reiſe-Apotheke des Arztes, indem er zuvörderſt einige allgemeine Grundſätze entwickelt, die dem Arzte bey der Auswahl der nöthigen Arzneystoffe der Reiſe-Apotheke in Hinſicht der Anzahl, der einzelnen Quantitäten, der Güte u. ſ. w. leiten ſollen, dann zur äußeren und inneren Conſtruction der Reiſe-Apotheke ſelbſt übergeht, und endlich die allgemeinen Grundſätze des ärztlichen Selbſtdiſpenſirens aufſtellt. Zweytens giebt er eine tabellarische Überſicht der gebräuchlichſten Heilſtoffe in Hinſicht ihrer Anwendung, Wirkung, chemiſchen Eigenſchaften, Gabe, Miſchung, Form u. ſ. w., wobey die alphabetiſche Ordnung befolgt iſt.

Entfernt von einer guten Apotheke iſt der Arzt allerdings in die Nothwendigkeit verſetzt, ſelbſt zu diſpenſiren. Aber die Selbſtdiſpenſur muß, nach unſerer Meinung, ſich auch lediglich nur auf dieſen Fall eingeſchränken. Weiter ausgedehnt iſt ſie illegal und dem Kranken nachtheilig; denn es dürfte doch der den ſelbſtdiſpenſirenden Ärzten gemachte Einwurf, als nähmen ſie es mit der Auswahl der Arzneystoffe nicht immer ſo genau, wohl nicht ſo ganz grundlos und hämlich ſeyn, als der Vf. behauptet. Schwerlich möchte ein ſelbſtdiſpenſirender Arzt alle die Arzneystoffe immer vorrätig haben, zu deren Anwendung er bey einer ſtarken Praxis Veranlaſſung findet. Wo ihm alſo das Mittel, welches ein ihm vorkommender Fall vorzugsweiſe fodert, fehlt, wird er ganz natürlich ein wenig indicirtes anwenden, das er zur Hand hat; was er ſich nicht leicht erlauben wird, wenn er gewohnt iſt, alle Arzneyen für ſeine Kranken aus einer wohl eingerichteten Apotheke zu verſchreiben, und dieſer das Diſpenſiren zu überlaſſen. Wie darf man aber hoffen und fodern, daſſ eine Apotheke wohl eingerichtet ſeyn ſolle, wenn die Ärzte höchſtens nur die Arzneyen aus derſelben verſchreiben wollen, welche ſeltner gebraucht werden? Was der Vf. S. 5 über die Quackſalbereyen mancher Apotheker ſagt, iſt wohl nicht ganz unwahr; aber es beſtätigt nur die traurige Wahrheit, daſſ ſo viele den Apotheken vorgeſetzte Phyſici nicht ihre Schuldigkeit thun, und nicht thun können, ſobald ſie ſelbſt diſpenſiren und dem Apotheker den Verdienſt entziehen, der ihm von Rechtswegen zuſteht. Das zu weit ausgedehnte Selbſtdiſpenſiren der Ärzte aber kann darin keine rechtliche Entſchuldigung finden.

Ubrigens iſt die Anlage dieſes Werkchens gut, auch die Ausführung im Ganzen gelungen. Einiges will Rec. noch erinnern. Der Umfang der Reiſeapotheke, deren Länge zu 26 Zoll und die Höhe zu 12 Zoll angegeben wird, iſt zu groſſ und unbequem; der Arzneyen, die darin aufgenommen werden ſollen, ſind zu viel. Warum z. B. neben dem *Ammonio carboni-*

co und dem *aceto concentrato* auch den *Liquorem animonii acetici*? Wozu den *Crocus* in eine Reise-Apotheke? wozu das *Ferrum pulveratum* in einem Apparate, der vorzüglich nur schnell wirkende Mittel enthalten muß? Wozu das ganz entbehrliche *Ferrum oxydulatum nigrum* neben dem *Ferro pulverato*? Warum nicht statt des Olzuckers lieber die Ole und den Zucker jedes besonders, da letzterer ein vielfaches Bedürfnis ist? Warum das *Acidum sulphuricum conc.* in einem der größern Fächer? Warum neben demselben noch das *Acid. sulph. dilutum*, das allenthalben gleich bereitet werden kann? Warum den *Aether sulph.* in dem größern Fachwerk und in einem 2 bis 3 Unzen haltenden Glase? Er wird zweckmäßiger in einigen ganz kleinen wohl verschlossenen Gläsern aufbewahrt. Warum nicht statt des *Ol. amygd.* bloß das *Oleum lini*? Warum nur das *Oxym. scillit.* und nicht das *Oxym. simpl.*? *Gumi Guaj.* kann aus der Reiseapotheke füglich wegleiben. Warum *Serpentaria* und *Valeriana* neben einander? Über die S. 31 aufgenommene *tinctura antispasmodica composita* findet man nirgends weitere Auskunft. In dem

oberen Fachwerke des Kastens müssen nothwendig die nöthigsten Stücke des Rettungsapparates einlogirt werden, deren der Vf. nicht gedacht hat. Der Abschnitt, in welchem einige allgemeine Grundsätze, die Zubereitung und die Selbstdispensation der Arzneyen am Krankenbette betreffend, aufgestellt werden, enthält manches für junge ungeübte Ärzte recht Brauchbare, was auch wohl ältere Ärzte nicht selten übersehen. Und durch die tabellarische Übersicht der gebräuchlichsten Arzneystoffe, in Hinsicht ihrer Wirkung, Anwendung, Form, Gabe, Mischung u. s. w., in welcher die Arzneyen ganz zweckmäßig ausgewählt und deren weit mehr zusammengestellt sind, als in der Reiseapotheke aufgenommen werden, wird die *Pharmacopoea extemporanea* zu einem guten Handbuche beym Recipiren überhaupt. Kleinigkeiten, die sich, wie z. B. der nicht zweckmäßige Zusatz des *oxymel* zu dem *Liquor. Münd.*, bemerken ließen, übergeht Rec. Sie können dem Vf. selbst bey einer genauen Revision seiner Schrift nicht entchlüpfen.

D. Fl.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Halle, in der rengerischen Buchhandlung: *Bitte an deutsche Ärzte, ihre Kranken nicht arm zu machen, nebst einer Beygabe von praktischen Notizen.* 1810. 79 S. 8. (8 Gr.)

Der Vf. dieser gehaltreichen Schrift sucht die Aufmerksamkeit der Ärzte hauptsächlich auf die Mißbräuche und den Usung im Verordnen der Arzneyen zu erregen, der dem Vielen ungeachtet, was hierüber bereits geschrieben wurde, leider noch immer zum Verderben der häuslichen Verhältnisse des Kranken zu allgemein herrscht, und den Apotheken Schäden zuwendet, für welche der Leidende nicht nur durchaus keine Linderung, sondern vielfältig sogar noch offenbaren Nachtheil andeutet. Er rechnet hieher die bunten Mischungen der Arzneyen, wo eine Zuthat die Wirkung der anderen hebt oder stört und entkräftet, dann den aus früheren Zeiten herkömmlichen Schlandrian der Arzneyvehikeln der *Corrigentien*, *Adjuvantien* u. s. w., welche den Kranken meistens theurer zu stehen kommen, als das eigentliche Heilmittel selbst. Ferner die überberechneten Quantitäten der verordneten Arzneyen, unnützte Theilung durch den Apotheker u. s. w., welche Mißgriffe nur zu oft den Vortheil wieder heben, den das Auffuchen einheimischer Surrogate für theure ausländische Arzneyen gewährt. Wenn der unbekannte Vf., in seinem übrigens gerechten Eifer, die Schuld unnützer Verschwendung im Verordnen der Arzneyen, die für das verarmte Deutschland allein jährlich mehrere Millionen Gulden verschlinge, lediglich den Verordnenden zur Last legt: so mag er insofern Recht haben, als der Arzt Kranke vor sich hat, die sich seinen Verordnungen entweder aus Vernunftgründen unbedingt unterwerfen, oder auch solche, die für den Genuß freyer Pflege sich alles gefallen lassen müssen, keineswegs aber da, wo ihm Vorurtheil, kindischer Sinn, Rohheit, Idiosynkrasie u. s. w. im Wege stehen, und in den ärztlichen Verordnungen bald das sorgfältigste Verstecken des Arzneyschmacks, bald obendrein noch die Aufgabe der Köche und Zuckerwasaren - Bereiter verlangen, eben so wenig in den Fällen, wo der Kranke zur Nahrung seines Vertrauens auf den Arzt nur Recepte sehen, nur Gaben der Apotheke kosten will, sollten letztere auch nur in Quellwasser oder in Brodkrumen, die sein Haus ihm eben so leicht gewähren könnte, bestehen. Bey dem vielen längst Bekannten, was wir von dem Vf. überhaupt nur wiederholt hören, und was im Ganzen weniger dem einfichtsvollen Arzte, als dem blinden Diener des herkömmlichen Schlandrians zur Last fallen kann, enthält das Werkchen manche treffliche, bisher noch zu we-

nig oder gar nicht gewürdigte Lehre, vorzüglich für jene Ärzte, welchen die Armen- und Hospital-Praxis obliegt. Aus welchem Grunde das Ganze allein schon gelesen und beherzigt zu werden verdient. Wenigstens verspricht Rec. sich davon unendlich mehr Vortheil, als von dem bisherigen einseitigen, und in den meisten Fällen trüchtigen Jagen nach wohltheligen Surrogaten für theure Arzneyen. Bey dem anpruchlosen, mitunter lakonischen Stile, der dem Werkchen zur Empfehlung gereicht, würde Rec. von ihm noch mehr beehrdigt worden seyn, wenn der Vortrag hin und wieder unterbrochen, und jedem Gegenstande ein besonderes Capitel gewidmet worden wäre.

Ap.

Hamburg, b. Gundermann: *Der Hausarzt. Ein Freund und Rathgeber bey Nothfällen, wo die Hülfe des Arztes fehlt, oder in solchen Krankheiten, welche ohne dessen Beyhülfe geheilt werden können.* Für Hausväter und Landwirthe, von einem praktischen Arzte (Dr. P. Boye in Mölln). 1810. 72 S. 8. (4 Gr.)

Schriften, wie die vorliegende, deren Vf. und Verleger es gewöhnlich darauf anlegen, durch die angehängten Recepte Käufer anzulocken, und damit auch selten ihren Zweck verfehlen, sollten in Staaten, in welchen der medicinischen Polizey hinreichende Wirksamkeit gestattet ist, unter die verbotenen verwiesen werden. Denn so erspriesslich auch in Nothfällen, wo die Hülfe des Arztes fehlt, ein guter Rath den Leidenden oft ist, er komme auch woher wolle: so oft kann er auch am unrechten Orte und zur unrechten Zeit von den schlimmsten Folgen begleitet seyn. Kein Mittel ist da zu klein und zu gering, das es nicht großen Schaden bringen könnte. Der Leidende ist daher in den meisten Fällen besser beraten, wenn er die Natur seinen Hausarzt seyn läßt, als wenn er den schriftlichen nachschlägt; um so mehr, wenn dieser selbst seiner Kunst nicht gewachsen ist, wie es an mehreren Stellen dieser Schrift sichtbar wird. So befällt nach S. 4 der Scharlach den Menschen nur einmal; die Krätze (S. 11) ist eine äußerliche und örtliche Hautkrankheit und muß also auch bloß durch äußerliche Mittel geheilt werden; vom Blitz getroffene Personen (S. 45) sind wie Erhängte und Erwürgte zu behandeln; S. 59 befiehlt sich eine Verordnung von 3 Granen Brechweinstein in 3 Unzen destillirten Wassers, wovon Kinder alle Viertelstunden einen halben Eßlöffel bekommen sollen, ohne daß das Alter der Kinder dabey bemerkt wäre!! u. s. w.

Mbm.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 J U N I U S 1 8 1 1 .

P H I L O S O P H I E .

KÖNIGSBERG, b. Göbbels und Unzer: *Wilhelm Traugott Krug's*, Prof. der Philos. in Königsberg (jetzt in Leipzig), *System der theoretischen Philosophie. Zweyter Theil.* 1808 VIII u. 463 S. *Dritter Theil.* 1810. XII und 624 S. 8.

(Auch unter den Titeln: *Erkenntnißlehre oder Metaphysik* und *Geschmackslehre oder Ästhetik* von *W. T. K.*) (5 Rthlr. 16 gr.)

Der erste Theil dieses Systems, der die Logik enthält, erschien im J. 1806, und ist in dieser A. L. Z. 1809. No. 56 recensirt worden.

Der Vf. bestimmt die Metaphysik durch folgenden Begriff: „Sie ist eine Willensschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes, in Ansehung derjenigen Thätigkeit, welche das *Erkennen* genannt wird, und heist darum auch *Erkenntnißlehre*; sie beschäftigt sich nicht mit dem bloß *Physischen*, d. h. dem Empirischen, oder demjenigen, was *a posteriori* zur Erkenntniß gegeben ist, sondern mit dem *Transcendentalen*, d. h. dem Ursprünglichen oder demjenigen, was in Ansehung unserer Erkenntniße *a priori* bestimmt ist, und daher jenen zum Grunde liegt.“ Dieser Begriff ist nicht derjenige, den die früheren Bearbeiter der Wissenschaft im Auge hatten. Nicht auf die Möglichkeit der Erkenntniße *a priori*, d. i. Transcendentalphilosophie, sondern auf die Erkenntniße *a priori* selbst, und zwar so weit sie aus bloßen Begriffen geschöpft werden können, und auf Gegenstände gehen, die von dem menschlichen Verstande verschieden sind, war ihr Bestreben gerichtet. *Kant* zählte die ersten Grundsätze der Sittenlehre auch zur Metaphysik, und hat damit diesen Begriff nicht im Geringsten gestört. Der Tadel des Vfs., dem die Einführung dieser praktischen Philosophie in die Metaphysik mißfällt, ist ungegründet. Die in diesem Werke abgehandelte Metaphysik besteht aus einer Ontologie, welche hier auch reine Metaphysik heist, und aus einer angewandten Metaphysik, welche in niedere und höhere zerfällt. Die Transcendentalphilosophie in der Kritik der r. V. ist der Inhalt der Ontologie. Die transcendente Dialektik dieses Werkes ist des Vfs. höhere Metaphysik, und seine niedere Metaphysik giebt zum Theil in verkürzter, zum Theil in ausgedehnter Form die Anfangsgründe der Metaphysik der Natur, und aus der Kritik der Urtheilskraft, was von der teleologischen Beurtheilung der Natur darin enthalten ist. Das E. J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

genthum des Vfs. in diesen Abhandlungen wird die Recension bemerklich machen.

Die Ontologie geht von dem Satze aus: „*Ich erkenne*“, welcher als Thatfache des Bewußtseyns unmittelbar gewiß ist. Dieser Satz ist gleichgeltend mit dem Satze: Es giebt ein Reales, dem gewisse Vorstellungen in uns entsprechen, und welches eben durch diese Vorstellungen von uns erkannt wird. — In einer systematischen Theorie muß die Kategorie der Realität allen übrigen vorausgeschickt, und als erste, oder Urkategorie an die Spitze derselben gestellt werden. In der *kant'schen* Kritik des Erkenntnißvermögens spielt bekanntlich diese Kategorie eine sehr untergeordnete Rolle. Dieser einzige Mißgriff hat in der Kritik eine Menge von Inconsequenzen veranlaßt.“ Das Bewußtseyn unser selbst und anderer Dinge würde sich zum Postulat, das der Transcendentalphilosophie an die Spitze zu stellen, und das Datum für die philosophische Analyse ist, wohl besser eignen, als das: *ich erkenne*, des Vfs. Mag indessen die eine oder die andere Formel beliebt werden: *ich erkenne ein Ding*; oder, *ich bin mir eines Gegenstandes bewußt*: so ist doch dieser Gegenstand das transcendente Object unserer Erkenntniß, also keinesweges das Reale der Erscheinung, das die *kant'sche* Kategorie der Realität bezeichnet. Wie anders kann der Faden der Untersuchung und des Vortrags angefangen und fortgeführt werden, als indem man auf das Bewußtseyn der Objecte, auf dieses Datum der vernünftigen Natur leitet, den Gedanken an die Bedingungen dieses Bewußtseyns herbeyführt, und auf diese Weise den Begriff von Erscheinung, als von dem Gegenstande unseres Bewußtseyns, unter Bedingungen des Erkenntnißvermögens, entstehen läßt? Des Vfs. Verbesserung ist; oder Rec. müßte sich sehr irren, ein Mißgriff, der leicht Verwirrung veranlassen kann. Das Bewußtseyn eines Gegenstandes, wie das Postulat es ausdrückt, und das Bewußtseyn eines Realen in der Erscheinung, sind nicht zu verwechseln. — Der Begriff von einem Dinge an sich ist nach dem Vf. kein realer Begriff. Dieser Ausspruch ist übereilt, und widersprechend dem Postulate des Vfs.: *ich erkenne*. (Beyläufig merkt Rec., daß er, und nicht der Vf., diesen Spruch ein Postulat nennt. Postulate heißen nämlich das bloße Bewußtseyn der Objecte, von welchen sie nichts ausfagen. So sind in der Geometrie: der Körper, die Fläche, die Linie, selbst die Kreislinie, in der Arithmetik die Zahl, Postulate).

Die Ontologie läßt der Vf. in Analytiken der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft bestekkk

hen. „Die *Wahrnehmung* eines Gegenstandes ist nichts anderes als eine unmittelbare Vorstellung desselben gemäß einer vorhergegangenen Affection des Gemüths. Je nachdem wir nun dabey mehr auf das Objectiv, oder auf das Subjectiv in der Wahrnehmung reflectiren, je nachdem heist dieselbe *Anschauung* oder *Empfindung*.“ Der Vf. ordnet also die Anschauung und die Empfindung dem Begriffe der Wahrnehmung unter, und über die Wahrnehmung geht ihm die *Vorstellung*. Ist es aber nicht besser, das Bewußtseyn auf das Bewußtseyn selbst zu leiten, das freylich unauslösbar im Begriffe ist, aber doch das Charakteristische der Menschheit sogleich vorhält, welches die Bezeichnung: Vorstellung, gewiß nicht so gut leistet? Rec. würde jene Begriffe lieber so exponiren: Das Bewußtseyn des Subjectiven (der Empfindung) in unseren Anschauungen ist die Wahrnehmung (Empfindung und Bewußtseyn der Empfindung sind nämlich nicht einerley); aber das Bewußtseyn eines Gegenstandes heist Anschauung, sofern an die Bedingungen des Erkenntnißvermögens gedacht wird, unter welchen es möglich ist. Dieser Gegenstand heist sofern Erscheinung, Ding an sich, sofern von diesen Bedingungen in dem Bewußtseyn des Gegenstandes abstrahirt wird. Sollte wohl mit Grund der Ausspruch: Wir sind uns zwar der Dinge an sich (einer intelligibeln Welt) bewußt, aber wir schauen sie nicht an, zu mißbilligen seyn? — Raum und Zeit werden nun als die Formen der Sinulichkeit vorgestellt, unter welchen dieselbe die Dinge außer uns und in uns anschaut. Da wir, lehrt der Vf., in den Vorstellungen des Raums und der Zeit die bloße Einheit eines unendlichen Mannichfaltigen neben und nach einander uns vorstellen: so können R. und Z. nicht seyn wirkliche, außer uns vorhandene selbstständige Dinge, auch nicht Eigenschaften solcher Dinge, noch Verhältnißbegriffe, noch Erdichtungen, sondern sie müssen Vorstellungen seyn, die sich auf etwas Ursprüngliches im Gemüthe selbst in Ansehung des sinnlichen Vorstellens überhaupt beziehen. Dafs wir von der Erfüllung eines bestimmten Raums, und einer bestimmten Zeit absehen können, und uns nun doch noch dieses bestimmten Raums und dieser bestimmten Zeit bewußt bleiben, hätte wohl gesagt werden müssen. Denn dieses ist es doch, weshalb Raum und Zeit Anschauungen, und zwar *reine* Anschauungen sind. Kant nennt Raum und Zeit Anschauungsformen, und der Vf. tadelt diese Benennung. *Formale* Anschauung würde andeuten, dafs der angeschaute Gegenstand sich in die Anschauung selbst auflöst, und Rec. würde diese Benennung vorziehen. Aber der Vf. bedient sich bald darauf selbst dieses Wortes: „Wenn, sagt er, die Vorstellungen von Raum und Zeit die ursprünglichen *Anschauungsformen* des Gemüths ausdrücken: so sind sie 1) reine Vorstellungen, 2) sinnliche Vorstellungen oder Anschauungen, 3) allgemeine und nothwendige Vorstellungen.“ Das Letzte darzuthun, sagt er mit der Kritik: Wenn Raum und Zeit nicht von uns rein, d. h. ursprünglich angeschaut würden: so könnte

der Mathematiker nicht im Stande seyn, apodiktische Urtheile über die Gröfsen aufzustellen. Diese Behauptung bedarf wohl einer Erörterung. Die Anschauungsart *a priori* macht es der Vernunft allerdings möglich, das Allgemeine zu übersehen, und allgemeine Erkenntnisse müssen vorhanden seyn, wenn das, was wir nach ihnen erkennen, apodiktisch heissen soll. Der Vf. abstrahirt aus diesen reinen Anschauungen die Begriffe: Räumlichkeit, Zeitlichkeit, und räumliche Zeitlichkeit, welche er als Kategorien der Sinulichkeit vorstellt. Zu der Methode Kant's, der die transcendente Ästhetik von der transcendentalen Logik zu scheiden für nöthig hielt, welcher doch der Vf. folgt, und zu dem ganzen Geiste dieser Transcendentalphilosophie, scheinen uns diese neuen Kategorien, und ihre Beygefellung zu der Verstandeskategorien nicht zu harmoniren. Kant auch spricht vom Begriff Raum; er giebt eine metaphysische Erörterung der Begriffe Raum und Zeit. Dafs er gleichwohl diese Begriffe nicht als Kategorien aufzählt, war wohl kein Fehler, wie der Vf. meint, sondern hatte den Grund, dafs in der transc. Ästhetik Raum und Zeit als reine Anschauungen, als ein Bewußtseyn bestimmter Objecte vorgestellt werden mußten. Die Thätigkeit des Verstandes aber, der dieses Bewußtseyn hervorbringt, und welche keine andere ist, als die Synthesis des Gleichartigen, dasjenige also, was der Begriff *Gröfse* denkt, darzustellen, das gehörte in die transc. Logik. Gründlich und befriedigend erklärt sich der Vf. über den Unterschied analytischer und synthetischer Urtheile. Ob sich etwas aus dem bloßen Begriff eines Dinges, oder nicht aus diesem bloßen Begriff, vielleicht aber doch auf anderem Wege erkennen lasse, das geht die Erkenntniß und nicht das bloße Urtheil an; diesen wahren Gesichtspunct scheint der Vf. im Auge zu haben. Von den Urtheilsformen der Logik werden auch in dieser Ontologie die Verstandeskategorien abgeleitet. Aber die Qualitätskategorien heissen hier: Position, Negation und Limitation. Diese Ableitungen sind von folgender Art: „Wiefern ein individuelles Urtheil als objectiv gültig gedacht wird, wird das Subject des Urtheils als ein einzelnes Object gedacht, dem Einheit zukomme. Wiefern das particuläre Urtheil als objectiv gültig gedacht wird, wird das Subject des Urtheils als ein Object gedacht, dem Vielheit zukomme. — Wiefern ein positives Urtheil als objectiv gültig gedacht wird, wird im Subjecte des Urtheils als einem Objecte der Erkenntniß etwas (eine Qualität) als ein Gesetztes oder Positives gedacht u. s. w.“ Bey den Qualitätskategorien macht der Vf. die Anmerkung, dafs Kant unrichtig die erste dieser Kategorien Realität genannt habe, da der Begriff der Realität eine viel höhere Dignität hat, indem er die Grundlage, und gleichsam der Centralpunct aller übrigen Kategorien ist, und z. B. von Einheit, Vielheit, Allheit der Objecte, überall nicht die Rede seyn könnte, wenn nicht ursprünglich ein Reales, das ich nach diesen Begriffen denken könnte, vorausgesetzt, mithin von jedem Erkenntniß-object zuerst Realität prädicirt würde, ehe sonst etwas von demsel-

prädicirt wird. Das Realein der Urkategorie Realität des Vfs. ist die Dingheit, oder Gegenständlichkeit. Allerdings wenn wir uns der Verstandesformen des Bewusstseyns der Gegenstände bewußt werden wollen: so setzt dieses voraus, daß wir uns der Gegenstände bewußt sind, welches der Satz der Kritik ist, daß Erscheinungen nicht ohne Etwas sind, was erscheint. Aber diese bloße Objectivität konnte *Kant* nicht eine Kategorie heißen, weil dieser Begriff noch gar nichts am Gegenstände denken läßt. Mit ganz gleichem Grunde hätte der Vf. seine Urkategorie auch Substantialität heißen können. Da aber die Kategorien bloß an Erscheinungen, Bestimmungen denken lassen: so wird doch, nach dem Sinne der *kantischen* Deduction der Kategorien, auf das transcendente Object der Erscheinung sich weder die eine, noch die andere Kategorie beziehen lassen. In der Lehre von dem Schematismus der reinen Verstandesbegriffe ist der Hauptgedanke der Kritik nicht genug hervorgehoben, daß das Schema eines Begriffs nicht das Bild desselben selbst, sondern bloß die *Methode* ist, einem Begriffe ein Bild zu verschaffen. Zwar sagt auch *Kant*: das Schema der Größen ist die Zahl. Aber seine Meinung war nicht, daß wir einer GröÙe anders nicht, als wenn wir sie zählen, bewußt seyn können, sondern bloß, daß dieses Bewußtseyn eine Synthesis, die in der Zeit fortschreitet, eben so wie jede Zahl, enthält. Fast aber sollte man glauben, der Vf. meine, daß eine Zahl nothwendig sey, um etwas als eine GröÙe zu finden, auch wohl, daß aus seiner Vorstellung dieses GröÙenschema's: „Quantität als etwas in der Form des Mannichfaltigen, nach einander Bestimmbaren gedacht, giebt den Begriff des *Ganzes in der Zeit* (ZeitgröÙe) oder der *Zahl*“, der Begriff der Zahl hervorgehen soll. Mit Fleiß und Genauigkeit entwickelt, und gut bestimmt, sind die den Kategorien untergeordneten Begriffe, von extensiver und intensiver GröÙe, von stetiger GröÙe, — freyer und unfreyer Ursache, von Zweckbegriffen, der Handlung, der subjectiven und objectiven Zweckmäßigkeit eines Dinges, innerer und äußerer Zweckmäßigkeit, der Kraft, todter und lebendiger Kraft, vom Einfluß, der logischen und realen Gemeinschaft, u. s. w. Von den Kategorien selbst sagt der Vf., daß sie nicht definiert werden können, weil sie, als ursprüngliche Begriffe, allen übrigen Realerklärungen zum Grunde liegen, und daß es schwer zu begreifen ist, wie *Kant* sagen konnte: „Der Definitionen der Kategorien überhebe ich mich in dieser Abhandlung gessillentlich, ob ich gleich im Besitz derselben seyn möchte.“ Der Vf. definiert indessen wirklich diese Begriffe, und das ist auch nicht gut zu begreifen. So sagt er: Wenn zwey Dinge in einem solchen Verhältnisse stehen, daß das zweyte in seiner Folge auf das erste, als durch diese bestimmt gedacht werden muß: so heißt das Bestimmende die Ursache, und das Bestimmte die Wirkung. Raum und Zeit sind allerdings einfache Begriffe, weil sie aus reinen Anschauungen unmittelbar hervorgehen. Aber die Kategorien sind, nach der *kant'schen* Deduction,

Methoden des Verstandes, die synthetisch objective Einheit hervorzubringen. Wie also die Synthesis in der einen Kategorie von der in der anderen sich unterscheidet, wird doch nicht allein angegeben werden können, sondern auch angegeben werden müssen. Die Grundsätze der transcendentalen Urtheilskraft, wie sie *Kant* nennt, trägt auch der Vf. vor, gründlich und in dem Geiste der Kritik der reinen Vernunft. In der Analytik der Vernunft werden aus dem Begriffe dieses Vermögens, welches Principien, um danach zu erkennen, und die Bedingungen sucht zu demjenigen, was der Verstand als bedingt erkennt, die transcendentalen Ideen von der Seele, von der Welt und von Gott entwickelt. Sie entstehen, indem das Unbedingte entweder bloß auf das Subjective, oder bloß auf das Objective, oder auf beides zugleich bezogen wird. Der Ursprung der dritten Idee erklärt sich auf diesem Wege nicht befriedigend genug. Denn welchem Bedingungen steht die Idee dieses Unbedingten gegenüber?

Seine niedere Metaphysik theilt der Vf. ein in metaphysische Hylologie, metaphysische Organologie, und metaphysische Teleologie. In der Hylologie folgt der Vf. den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft. Daß der Urzustand der Materie nicht Gestaltlosigkeit gewesen seyn könne, weil keine Materie anders als mit einer Gestalt existiren könne, wird nur allzu weit-schweifig gesagt. Die Bewegung als Ortsveränderung vertheidigt der Vf. gegen die *kant'sche* Erklärung: Bewegung eines Dinges ist die Veränderung der äußeren Verhältnisse desselben zu einem gegebenen Raum. Aber in phoronomischer Hinsicht, in welcher allerdings das bewegte Ding, nicht, wie der Vf. will, als ein unendlich kleiner Raum, sondern bloß als mathematischer Punct genommen werden muß, ist die letzte Definition nicht beliebig, sondern nothwendig, indem die Construction einer zusammengesetzten Bewegung (phoronomisch) nur unter diesem Begriff möglich ist. Das Bleiben eines Dinges an demselben Orte ist nach dem Vf. *Ruhe*. Der Körper muß länger als einen Augenblick sich an einem Orte befinden. Mit *Kant* verwirft er die sonst gewöhnliche Erklärung: Ruhe ist Mangel der Bewegung, weil, setzt er hinzu, man sonst auch von nicht räumlichen Dingen, als von einer Vorstellung, Begierde u. s. w., sagen müßte, daß sie ruhen. Dagegen läßt sich erinnern, daß, wenn von nichts Anderem die Rede ist, als von Materie, diese doch ruhen müsse, wenn sie sich nicht bewegt. *Kant* tadelt eigentlich diese Erklärung, weil sie kein positives Merkmal ihres Begriffs angiebt, und dieses setzt er sehr richtig, in die *beharrliche Gegenwart* eines Dinges an einem Orte. Aber beharren, und beharrlich gegenwärtig seyn an einem Orte, ist zweyerley. Das Letzte findet Statt, wenn die Geschwindigkeit = 0 ist. Ein Körper kann demnach an einem Orte ruhen, obgleich kein endlicher Zeittheil angegeben werden kann, während dessen er ihm gegenwärtig gewesen wäre. Der Construction der zusammengesetzten Bewegung hätten sich, nach der Meinung des Vfs., die

metaphysischen Anfangsgründe *Kants* enthalten sollen, weil für den Metaphysiker sie ihm eine Ausschweifung in fremdes Gebiet zu seyn scheint. Aber aus Begriffen thut diese Lehre die Möglichkeit der Construction der zusammengesetzten Bewegung dar, und diese Entwicklung ist rein philosophisch. Mit Einfachheit und Deutlichkeit sind die Lehrsätze der Dynamik, Mechanik und Phänomenologie vorgetragen. Mangelhaft aber scheint dem Vf. eine metaphysische Naturlehre, die, wie die *kant'sche*, bloß von der Materie als solcher handelt, und auf die organische Natur gar keine Rücksicht nimmt, da der Natur der Organismus so wesentlich ist, daß selbst die ganze Natur als organisch betrachtet werden kann, und es eine bloße zum Behuf der wissenschaftlichen Darstellung gemachte Abstraction ist, wenn wir zuvörderst die Materie isolirt, d. h. als etwas ganz Unorganisches in Erwägung ziehen. Rec. befremdet es nicht, in des Vfs. Metaphysik auch diese Lehre zu finden, da es ihm einmal gefallen hat, unter dem Namen der reinen Metaphysik, *Kants* Transcendentalphilosophie abzuhandeln. (Weniger würde sich erinnern lassen, würde diese Lehre der transcendenten Bedingungen unserer Erkenntnisse in die allgemeine Logik verwebt. Denn eine Lehre der Gesetze des Verstandes, die vom Bewußtseyn der Gegenstände absteht, wie dieses die bisher sogenannte allgemeine Logik thut, da sie das Transcendentale unserer Erkenntniß nicht in sich aufnimmt, ist wirklich mangelhaft.) Die Zufälligkeit der Organisation an gewissen Körpern (dieser Begriff bestimmt, als eine, Zweckbegriffen durchgängig entsprechende Wirksamkeit ihrer Natur) wird der Vf. vergeblich wegzudemonstrieren sich bemühen. Dieser Zufälligkeit wegen, dürfte die Wissenschaft von den, der Materie wesentlichen Bestimmungen nicht mit einer Untersuchung vermengt werden, die gänzlich wieder transcendent wird, weil sie die Frage aufzulösen sucht, wie Wesen, welchen wir Naturnothwendigkeit beylegen, zugleich teleologisch von uns beurtheilt werden können. Der Vf. trennt die Organologie von der Teleologie. Von der Bildungskraft der Natur in ihren Krystallisationen und Organisationen wird in der ersten geredet. Was den Vf. zu dieser Scheidung bewogen hat, wird aus folgendem Begriff, den er von der Organisation giebt, erhellen sollen: „Sie ist die Hervorbringung solcher Körper, deren Theile als zu einander gehörige, und sich wechselseitig auf einander beziehende Glieder eines *in sich selbst vollendeten Ganzen* erscheinen, und welche sich durch innige Anseignung und Verähnlichung gewisser Stoffe in ihrer

einmal bestimmten Form erhalten.“ Rec. ist nicht im Stande, an dem, in dem Begriff eines organisierten Wesens liegenden Ganzen ein anderes als das einer Zweckseinheit zu finden, und diese Dinge von bloß regelmäßigen Naturproducten, wie dieses Krystalle sind, anders zu unterscheiden, als durch die, diesen Naturwesen eigene, Zweckbegriffen stets entsprechende Wirksamkeit. Dann aber ist, zum mindesten in philosophischer Hinsicht, Organologie und Teleologie ganz und gar nicht verschieden. Die der Natur, von dem Vf. anfänglich zugeeignete *wesentliche* Organisation scheint ihr nachher zum Theil wieder genommen zu werden. Denn, sagt der Vf. „Alles verläßt uns, was wir bis jetzt von dieser Wirksamkeit kennen, und was wir davon unserer eigenen Wirksamkeit unterworfen haben, wenn es darauf kommt, den Ursprung des Organischen zu erklären, oder etwas Organisches selbstthätig hervorzubringen, sondern der Charakter der *Zufälligkeit*, der in der eigenthümlichen Gestalt jedes organischen Wesens liegt, nöthigt uns, ein eigenthümliches höheres Principium sie anzunehmen.“

Die höhere Metaphysik theilt der Vf. ein in metaphysische Psychologie, metaphysische Kosmologie und metaphysische Theologie. Einige Stellen abgerechnet, welche den Rec. nicht befriedigen, muß er sie als eine falsche Darstellung der *kant'schen* Kritik dieser Ideen, und als eine gründliche Prüfung nach eben diesen Grundsätzen auch noch einiger anderer Behauptungen rühmen. Den kosmologischen Satz, daß die Welt grenzenlos ist, will der Vf. damit widerlegen, weil eine solche Welt nicht anders gedacht werden könnte, als durch successive Synthesis ihrer Theile, indem wir die coexistirenden Dinge in Gedanken durchzählen, es aber widersprechend ist, zu denken, daß in der Durchzählung aller coexistirenden Dinge eine unendliche Zeit nach und nach verfloßen wäre. Dieser Widerspruch ist gewiß nicht vorhanden. Die Welt ist dem Raume nach unendlich groß, und nur durch Apprehension ihrer Theile, die ohne Ende fortgeht, können wir uns diese Welt bewußt werden, — das ist kein Widerspruch. Der Vf. scheint zu übersehen, daß die Widerlegung dieses Satzes und der übrigen kosmologischen Annahmen, durch die Aufweisung eines Widerspruchs, nur unter der Voraussetzung möglich ist, daß die Welt ein Ganzes *von Dingen an sich* ist. Denn ist sie das: so muß sie in Ansehung ihrer Bestandtheile uns zählbar seyn.

(Der Beschlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Sigmaringen*, in d. Hofbuchhandlung: *Gemeinnütziges Lesebuch* (Gemeinnützige Lesebücher) zu Vorschriften für Stadt- und Land-Schulen in *Württemberg*, *Baden* und in der *Schweiz*. Nach *Bacher* und *Andern*. Ohne Jahrzahl. VIII und 85 S. 8. (3 Gr.)

Eine genaue Stufenfolge, nach den verschiedenen Graden der Bildung, ist in diesen gemeinnützigen Lesebüchern nicht zu finden; sie sind vielmehr alle für die niedrigeren Stufen der Volks-

bildung berechnet, Indes ist unter dem Mancherley, was hieher gehört, eine gute Auswahl getroffen, aus der Sinn- und Pflichten - Lehre, aus der Gesundheits- und Klugheits - Lehre, aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Erdgeschichte, Sternkunde und Zeitrechnung. Wo es noch gänzlich an Materialien für kalligraphische Vorschriften fehlt, werden diese Sätze für den ersten Anfang ausreichend seyn.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 J U N I U S , 1 8 1 1 .

P H I L O S O P H I E .

KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Wilhelm Traugott Krug's u. f. w., System der theoretischen Philosophie u. f. w.*

(Befchluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

„Die Ästhetik oder Geschmackslehre, sagt der Vf., ist eine Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in Ansehung derjenigen Thätigkeit, vermöge welcher ein Gegenstand in seiner Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust erkannt, und dem zufolge als Geschmacksobject beurtheilt wird.“ Er vertheidigt den Ausdruck *Geschmackslehre* gegen diejenigen, welche die Ästhetik lieber eine Geschmackskritik genannt wissen wollen. Denn, sagt er, jede wissenschaftliche Darlegung gewisser Grund- und Folge-Sätze heisst eine Lehre, und wie die Ethik eine Tugendlehre, die Religionsphilosophie eine Religionslehre ist, eben so unbedenklich ist die Ästhetik eine Geschmackslehre, ob sich gleich so wenig der Geschmack, als Tugend und Religion, im eigentlichen Sinne lehren lassen. Geschmacksurtheile sind aber nicht nach Grundsätzen erkennbar, wie es die Erkenntnisse der Pflichten sind. Und ob die Dogmen einer Religion dem moralischen Bedürfnis des Menschen zusagen, auch das ist eine Erkenntnis von gleicher Art. In diesem Verhältnis steht die Ästhetik zu einzelnen Geschmacksurtheilen nicht. In *reine* und *angewandte* Geschmackslehre wird die Ästhetik eingetheilt, die erste als die Wissenschaft der transcendenten Bedingungen des ästhetischen Wohlgefallens und der davon abhängigen Geschmacksurtheile, und die letzte als Wissenschaft von den empirischen Arten und Gegenständen dieses Wohlgefallens, und wie dieselben zu produciren sind, d. i. als Wissenschaft der schönen Künste, beschrieben. Die reine Geschmackslehre lässt der Vf. in einer ästhetischen Ideologie und in einer ästhetischen Krimatologie bestehen. Die Ideologie zerfällt in die Lehre vom Schönen, vom Erhabenen und von den Eigenschaften der Dinge, welche theils mit Schönheit, theils mit Erhabenheit verwandt sind, welche drey Lehren hier genannt werden: Kalleologie, Hypseologie und ästhetische Syngeneiologie. Um das Wohlgefallen am Schönen von anderen Arten der Lust zu unterscheiden, werden die Begriffe des Angenehmen, Nützlichen, Wahren und Guten angegeben. „*Angenehm* ist, was unseren Trieben und Neigungen Befriedigung gewährt, *nützlich*, was als Mittel des Ange-

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

nehmen betrachtet wird. Das Wohlgefallen am Angenehmen und Nützlichen ist folglich durch sinnliche Begierden bedingt, von welchen das Wohlgefallen am Schönen unabhängig ist. *Wahr* ist, was in Ansehung unserer Vorstellungen und der davon abhängigen Erkenntnisse, und *gut*, nämlich *schlechthin gut*, was in Ansehung unserer Bestrebungen und der davon abhängigen Handlungen allgemein gültig, oder durchaus harmonisch ist. Das Wohlgefallen am Wahren und Guten ist also durch die Überzeugung von der theoretischen oder speculativen und moralischen Gültigkeit dessen, was man für wahr und gut hält, bedingt, da hingegen das Wohlgefallen am Schönen auch unabhängig von jener Überzeugung Statt finden kann.“ Wird die Lust, die aus Äußerungen des Erkenntnisvermögens entspringt, von derjenigen, welche andere Objecte, die uns afficiren, hervorbringen, unterschieden: so lassen sich, wie Rec. glaubt, die Arten der Gefühle leichter übersehen, und diese Classification wird die Begriffe des Schönen und Erhabenen leichter finden lassen. Man ist der Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, ohne alle Äußerung des Erkenntnisvermögens, und auch das vernunftlose Thier ist derselben theilhaftig. Das Wohlgefallen am Nützlichen oder Guten heisst *Billigung*, und diese Freude fühlt derjenige, der sich bewusst ist, dass ihm sein Zweck gelungen ist. Die *moralische* Billigung steht unter demselben Begriff, und nur das vernünftige Wesen ist derselben, so wie des Wohlgefallens an Vollkommenheit (dessen der Vf. gar nicht erwähnt) fähig, zu welchem die reine Lust an Erkenntnissen gehört (am meisten sofern die Überzeugung durch Gründe, die wie die geometrischen dem Bewusstseyn der Wahrheit genau zusagen), hervorgebracht wird. Die Erklärungen des Vfs. vom Angenehmen und Nützlichen sind nicht richtig. Denn *Alles*, was uns eine Lust gewährt, das begehren wir. Die Kritik der Urtheilskraft lehrt: das Schöne gefällt ohne alles Interesse. Der Vf. widerlegt diesen Satz, aus seiner Definition des Interesse: „Interesse ist die Beziehung eines Gegenstandes auf uns selbst, wiefern er dadurch eine gewisse Theilnahme unseres Gemüths erregt.“ In sinnlicher und intellectueller Hinsicht, lehrt der Vf., ist das Wohlgefallen am Schönen uninteressirt, aber in ästhetischer Hinsicht ist es interessirt. Der gedehnte Vortrag des Vfs. lässt seine Meinung doch nicht klar erblicken. Vermuthlich will er sagen, dass unser Begehungsvermögen rege machen, und uns ein Interesse einflößen, einerley sey, und dass, da das Wohlgefallen am Schönen, nicht aus dem Ge-

nufs eines solchen Object's, sondern aus der Betrachtung desselben entspringt, wir auch nur an dieser Contemplation ein Interesse haben können. Die Kritik d. U. widerspricht dieser Auslegung keineswegs, und ihre Behauptung bedurfte schwerlich der ausführlichen Berichtigung des Vfs., um so weniger, da sie ihre Meinung auf die treffendste Art erläutert, indem sie ein *empirisches*, aus den gesellschaftlichen Verhältnissen entspringendes Interesse, schöne Gegenstände zu besitzen, und ein gewisses *intellectuelles* Interesse an Naturschönheiten einräumt, von welchem letzten sie sagt, daß Naturschönheiten ein moralisch gestimmtes Gemüth, auf den überfinnlichen Grund der Natur zu reflectiren, veranlassen, und diesem daher das Daseyn solcher Objecte über alles werth ist. Eben so wenig getroffen scheint dem Rec. die Berichtigung der *kantischen* Exposition der freyen und anhangenden Schönheit. Der Vf. glaubt, die Kritik der U. habe davon nicht ganz richtige Vorstellungen, weil sie sonst nicht Blumen, bloß *viele* Vögel, das Laubwerk zu Einfassungen und auf Tapeten, und musikalische Phantasieen zu den freyen Schönheiten, die Schönheit eines Menschen, eines Pferdes und eines Gebäudes aber zu den anhangenden gezählt haben würde. Vielleicht nimmt der Vf. diesen Tadel zurück, wenn er seine eigene, der Kritik nachgesprochene Erklärung des Schönen, daß dasselbe als bloße Form der Zweckmäßigkeit erscheint, und dadurch gefällt, sich mehr verständlich. *Kant* nennt dieselbe die Zusammenstimmung einer Anschauung zu einem *Begriff überhaupt*. Die Zusammenstimmung eines Gegenstandes zu einem bestimmten Begriff ist die objective oder materiale Zweckmäßigkeit. Das aber, daß eine Anschauung falschlich für den Verstand gefunden wird, der zu gegebenen Anschauungen Begriffe sucht, darin besteht jene subjective oder formale Zweckmäßigkeit. Jene genannten Gegenstände können bloß freye Schönheiten seyn, weil sie entweder durch gar keinen bestimmten Begriff gedacht werden, oder der Begriff doch sehr unbestimmt ist, der noch auf sie bezogen wird. Dagegen bewirken die steten Anschauungen von Menschen und Pferden einen sehr bestimmten Begriff, und da können diese Gegenstände keinem Menschen, dessen Verstand die Bestimmtheit ihrer Begriffe erreicht hat, anders als bloß adhärende Schönheiten erscheinen. Das Schöne theilt der Vf. in das *äußerlich Schöne* und *innerlich Schöne*: das erste ist Gegenstand des äußeren, das zweyte Object des inneren Sinnes. Bloß hörbare und sichtbare Gegenstände können äußerlich schön seyn. Was das hieher gerechnete hörbare Schöne betrifft: so ist es doch nicht die im Raum vorhandene Ursache der Gehörsempfindungen, sondern diese Empfindungen selbst, sind das Mannichfaltige, von welchem Schönheit prädicirt wird. Was aber bloß in der Zeit ist, ist ein Object des inneren Sinnes. Vom Ideale der Schönheit giebt der Vf. den Begriff: „Ein Maximum der Schönheit von der Vernunft gedacht, das bloß dadurch anschaulich werden kann, daß die Einbildungskraft

ein Bild von einem einzelnen Dinge, das jener Idee angemessen ist, entwirft, und die Darstellungskraft dieses Bild an irgend einem äußeren Stoffe realisirt. — Unter allen Formen der Erfahrungsgegenstände bietet die *Gestalt des Menschen*, als des vollkommensten Naturproducts, sich auch dem menschlichen Geiste als die zur Bildung und Darstellung eines Ideals der Schönheit tauglichste an.“ Da andere organisirte Wesen nicht weniger als der Mensch eine durchgängige Naturzweckmäßigkeit darlegen, folglich in ihrer Art nicht weniger vollkommen sind: so kann diese Erklärung schwerlich genügen. Die Kritik der U. bemerkt: „Die Schönheit, zu welcher ein Ideal gesucht werden soll, kann keine *vage*, sondern sie muß eine durch einen Begriff von objectiver Zweckmäßigkeit *fixirte* Schönheit seyn, und sie kann keinem Object eines ganz reinen, sondern zum Theil intellectuirten Geschmacksurtheils angehören, d. i. in welcher Art von Dingen ein Ideal Statt finden soll, da muß irgend eine Idee der Vernunft nach bestimmten Begriffen zum Grunde liegen, die *a priori* den Zweck bestimmt, worauf die innere Möglichkeit des Gegenstandes beruht. Ein Ideal schöner Blumen, eines schönen Amöblements, einer schönen Ansicht läßt sich nicht denken. Aber auch von einer bestimmten Zwecken anhängenden Schönheit, z. B. einem schönen Wohnhause, einem schönen Baume, schönen Garten u. s. w. läßt sich kein Ideal vorstellen; vermuthlich weil die Zwecke durch ihren Begriff nicht genug bestimmt und fixirt sind, folglich die Zweckmäßigkeit beynahe so frey ist, als bey der vagen Schönheit.“ Unser Vf. nennt diese Voraussetzung grundlos, und behauptet dagegen, daß die Schönheit des Ideals vielmehr durchaus frey oder selbstständig sey, und daß es zur Beurtheilung der eben keineswegs der Beurtheilung eines bestimmten Zwecks bedürfe, auf welchen die menschliche Gestalt erst zu beziehen wäre, um an ihr ein Wohlgefallen zu finden. In der Lehre des mathematisch Erhabenen sagt der Vf. richtig, daß es die durch die Anschauung eines großen Naturobjects in uns aufgeregte Idee der absoluten Totalität ist, die das Gemüth erhebt, und das Gefühl des Erhabenen erweckt. Zu der Reflexion auf den überfinnlichen Grund der Natur veranlassen uns diese Anschauungen, und so wird diese unbedingte Totalität auszulegen seyn. In der ästhetischen Syngeneologie entwickelt der Vf. die Begriffe des Hüblichen, Reizenden, Anmuthigen, Niedlichen, Zierlichen, Großen, Kolossalen, Edlen, Feyerlichen, Prächtigen, Pathetischen, Rührenden, Wunderbaren, Furchtbaren, Gräßlichen, Tragischen, Hässlichen, Niedrigen, Lächerlichen, Naiven, Burlesken und der Karrikatur. Die ästhetische Krimatologie handelt von den ästhetischen Urtheilen, und entwickelt den Grund der subjectiven Allgemeingültigkeit dieser Urtheile, nämlich der Annehmung des Urtheilenden an Jedermann, das auch für schön zu halten, was er dafür hält, und zeigt, daß der Geschmack der Cultur fähig ist. Sie handelt von den Mustern des Geschmacks. Die angewandte Aesthetik,

welche der Vf. Kalleotechnik nennt, zerfällt in eine allgemeine und eine besondere Kalleotechnik. In der ersten wird vom Unterschiede der freyen und gebundenen Künste geredet, vom Kunstgenie, von der Einheit und Mannichfaltigkeit, der Vollständigkeit und Präcision, der Proportion und Schicklichkeit, der Deutlichkeit und Correctheit, als wesentlichen Eigenschaften eines schönen Kunstwerks, von der Natürlichkeit, Wahrheit und Sittlichkeit, als von Eigenschaften, die nur unter gewissen Einschränkungen und Bedingungen schönen Kunstwerken nothwendig sind. „Die schöne Kunst ist schon durch die ursprüngliche Handlungsweise des Gemüths, von welcher die Erfahrung selbst nach ihrer Gesetzmäßigkeit abhängt, *a priori* auf gewisse Darstellungsarten angewiesen und beschränkt. Es müssen sich daher auch diese Darstellungsarten vollständig ausmitteln, und so classificiren lassen, daß daraus ein abgeschlossener Kunstkreis oder ein System der schönen Künste hervorgeht“, und dieses System darzulegen, das beabsichtigt die besondere Kalleotechnik. Die schönen Künste werden hier in tonische, plastische und mimische Künste eingetheilt, und diese Classen Kunst-eiche genannt. Diese Eintheilung zu begründen, wird gesagt, daß die schöne Kunst Inneres durch Aeußeres darstellen soll, aber die Darstellungsmittel sich auf hörbare und sichtbare Dinge beschränken, welche nun entweder bedeutungsvolle Töne oder bildsame Gestalten, oder ausdrucksvolle Bewegungen sind. Jedes dieser Kunstreiche schließt zwey Ordnungen in sich: an und für sich schöne Künste, und beziehungsweise schöne Künste. Dichtkunst, Tonkunst, Malerkunst sind an und für sich schöne Künste; die schöne Baukunst, schöne Münzkunst, Schönschreierkunst sind bloß relativ schöne Künste. Jede dieser Ordnungen classificirt sich in die beiden Gattungen der einfachen und der zusammengesetzten schönen Künste. Ein Gedicht, ein Gemälde sind Producte einfacher schöner Künste; aber ein Gefang, ein Schauspiel sind Producte einer zusammengesetzten schönen Kunst. Die einfache schöne Kunst bedient sich entweder solcher Darstellungsmittel, welche die Natur selbst unmittelbar an die Hand giebt, oder solcher, die von der menschlichen Willkühr auf gewisse Weise hängen. Diefes giebt zwey Arten, in welche die einfachen schönen Künste zerfallen. Bildhauerkunst gehört zur ersten, Maler- und Zeichen-Kunst zur zweyten Art. Die schöne Kunst, die sich unarticulirte Töne der menschlichen Stimme zur Darstellung des ästhetisch Wohlgefälligen bedient, gehört zur ersten Art; die, welche sich der articulirten Töne bedient, zur zweyten Art. Dieser letzte Eintheilungsgrund scheint dem Rec. nicht ganz klar. In drey Hauptstücken handelt die besondere Kalleotechnik die tonische, plastische und mimische Kalleotechnik ab, und sie beschreibt die schönen Künste, die unter diesen Begriffen stehen.

Zum Selbstunterricht in theoretischer Philosophie laubt Rec. dieses Werk empfehlen zu können. Die vielen ziemlich kräftigen Zurechtweisungen anderer

Philosophen, und den entscheidenden Ton gegen sie, hätte sich der Vf. nicht erlauben sollen, weil sie dem Denker, der nur die Wissenschaft im Auge hat, nicht geziemen. Ein System der praktischen Philosophie vom Vf. ist vermuthlich zu erwarten. Unstreitig wird ein körniger Vortrag, als der in dieser angezeigten theoretischen Philosophie, den Werth der Arbeit des verdienten Vfs. erhöhen. Za.

P A D A G O G I K.

MAINZ, b. Zabern: Publication meiner Privatschule, worin die französische Sprache nach sokratischer (sokratischer) Methode in einem neuen Lehrsysteme der Vereinfachung gelehrt wird, nebst Belegen über dessen Erfolg von Andreas Wafferburg. 1806. 146 S. 8.

Es war dem Vf. vermuthlich darum zu thun, seine zu Ober-Ingelheim, unfern Mainz, angelegte französische Schule durch diese Schrift in der umliegenden Gegend bekannter zu machen und in Gang zu bringen; dieser Zweck wird auch dadurch erreicht werden. Nach allem, was er vom Schulwesen, dem Zwecke des Unterrichts und den Pflichten des Lehrers vorträgt, zu urtheilen, muß es ein verständiger, wohlwollender, gewissenhafter Mann seyn, der weniger zu glänzen, als zu nützen sucht. Zum Schriftsteller aber fehlt es ihm an Gewandtheit und manchen nöthigen Kenntnissen. Er schreibt wunderlich, und mag wohl nicht viel Belesenheit besitzen; daher sein oft überraschender, neugeprägter, fremdartiger Ausdruck für ganz bekannte Gegenstände und richtige Gedanken. Wir wollen nur hören, was er über Privatschulen im Allgemeinen sagt. S. 12 heist es: „Nebst der Schul- und Haus-Erziehung giebt es noch *drittere* Anlagen, ich meine Privatschulen. Ihr Zweck ist kein *Mittelding*, wie ihr Name. Sie ergänzen die Väter, denen sie ihre Existenz danken. Würden sie den Staat ergänzen, würden sie nicht gedeihen. Eine *Exercierschule* könnte einer *freyen Reichsstadt*, eine Kaufmannsschule den *Ältern* einer Handelsstadt willkommen seyn. *Leipzig* ist eine *freye Reichs-* und Handels-Stadt. Man versuche eine Privat-Exercierschule und eine Privat-Kaufmannsschule anzulegen, und die Erfahrung wird die *Sage* begründen. Ich habe eine französische Schule zu Ober-Ingelheim angelegt. Das *Intressen* der Ältern, und nicht das des Staats gab ihr Gedeihen. Eine Privatschule darf nicht gegen das *Intressen* des Staats seyn; aber sie muß für das *Intressen* der Ältern seyn.“ Eine ganz eigene Verfahrungsart hat dieser ehrliche Mann in der Bestrafung seiner Schüler; für die meisten Vergehungen weist er sie auf eine Zeitlang aus der Schule. In seinem Schulgesetzbuche, aus welchem er hier einen Theil hat abdrucken lassen, befinden sich Aussprüche, wie folgende: Wer mich belügt, wird von der Schule freigesprochen. Die Kinder sind sich einander Liebe und Dienstfertigkeit schuldig. Wer dieses Gebot übertreißt, muß alle Tage eine Woche lang geschrie-ben bringen: Was du willst daß dir die Leute thun

sollen, das thu ihnen auch. Wer sich halsstarrig zeigt, muß einen halben Tag aus der Schule gehen. Gegen die Grobheit der Kinder weiß Hr. W. kein besseres Mittel, als, selbst höflich zu seyn, und — „das Spielen von *Komedien*, in denen man ihnen Sprache, *Thon*, Muth und Sitte geben kann.“ Auch vertreibt er die Unachtsamkeit durch folgende, leider unverständliche, Vorchrift: „Der, welcher unachtsam ist, *sielt sich*; ist er zum zweytenmal unachtsam, so *sielt er sich frey*; und bey dem drittenmale geht er nach Haus.“ Allen Kindern ist geboten, rein deutsch zu *reden*. (Nämlich solch Deutsch, wie sie von Hn. W. gelernt haben.) „Der Lehrer, und jeder Schüler wird den Fehlenden auf der Stelle *bereden*.“ Nach Despotismus schmeckt folgendes Gesetz: „Es ist den Schülern der Umgang mit *jenen* (solchen) Kindern verboten, welche nicht rein deutsch reden, so wie ihnen, sobald sie französisch reden, der Umgang mit *Jenen* verboten ist, welche nicht französisch reden.“ Etwas unbegreiflich ist ein anderes: „Die Schüler müssen in allem reinlich seyn. Wer etwas Unreines hat, soll so lange in der Schule bleiben, bis es rein ist.“ Andere Lehrer würden gerade einen solchen Schüler aus der Schule weisen. Die Methode des Vfs. besteht vorzüglich darin, daß er die einfachen Regeln erst lange vorher vorträgt und ein-

schärft, ehe er seine Schüler mit den Ausnahmen bekannt macht; daß er das Gedächtniß, wie das Nachdenken, jede Seelenkraft besonders, erweckt und übt. Er stellt die sokratische Lehrart der pestalozzischen entgegen, und fällt den Ausspruch: „Der sokratische Schüler giebt *ein* Vieldenker, der pestalozzische Schüler *ein* Vielwiffer.“ — Bey allen diesen und vielen anderen Verkehrtheiten in der Sprache äußert Hr. W. doch so viele gesunde Begriffe, probenhaltige Grundsätze, und ein so reines Herz, daß es Schade um ihn wäre, wenn er aus Eigensinn und Mangel an Selbstkenntniß sich nicht einige Zeit dem Studium seiner Muttersprache ganz widmen, und so zu schreiben versuchen wollte, wie andere Schulmänner diesseits des Rheins. Da er, laut den zum Lobe seiner Schule beygefüigten Zeugnissen seiner Gönner und Freunde, noch jung ist, und ein aufstrebender Geist zu seyn scheint: so könnte sein Beyspiel nicht nur für seine Zöglinge, sondern auch für andere Anfänger im Schreiben leicht gefährlich werden; wir würden dann von unseren, dem französischen Reiche einverleibten, Mitdeutschen Schriften erhalten, die von den in Deutschland geschriebenen ungefähr so abstächen, wie das Hellenistische vom Griechischen.

Dvl.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. Lüneburg, b. Niemann u. Comp.: *Über Wissen, Glauben, Mysticismus und Skepticismus*. Eine Vorlesung in der literarischen Gesellschaft zu Ratzeburg, am ersten Jahrestage ihrer Stistung, gehalten von Johann Christian Friedrich Dietz. 1808. 32 S. 8. — In einer Anmerkung giebt der Vf. von dem Entstehen der auf dem Titel genannten literarischen Gesellschaft einige Nachricht. In dem sie zunächst umgebenden Publicum hat diese Gesellschaft eine Opposition gefunden, die sich selbst als Mittel erlaubt haben soll, ihren Zwecken entgegen zu arbeiten. Die Gesellschaft, sagt der Vf., ist in Berührung gerathen mit schwachen Menschen, die Anstöße fanden, wo man ihn nicht zu geben glaubte. „Welch ein interessantes Gemälde, ruft er aus, würde eine geübte Hand daraus entwerfen können! Und welche lehrreiche Resultate für die Menschenkunde ließen sich nicht daraus ziehen!“

Eine zureichende Erörterung der Begriffe, von welchen die Vorlesung handelt, läßt ihre Kürze nicht erwarten. Ihre Hauptgedanken sind folgende. „Wir wissen, im eigentlichen und höheren Sinne, wenn wir uns vollständige Rechenschaft geben können, warum wir etwas gewiß annehmen. Das Bemühen, etwas zu wissen, treibt uns unumgänglich in uns selbst zurück und zur Betrachtung der Organisation unseres Geistes. Allein nicht Alles kann Gegenstand des Wissens werden; auch der *Glaube* hat sein Gebiet. Gerade das Weiten der Vernunft, jedes Urtheil nur in so fern gelten zu lassen, als es auf zureichenden Gründen beruht, und gerade dieses Urtheil, daß Alles auf Gründen beruhen soll, läßt sich durch nichts Anderes begründen, als dadurch, daß die Vernunft einmal diese Forderung thut. Jeder Versuch, hier Gründe anzugeben, setzt schon die Gültigkeit der Forderung voraus.“ Ist nun ein jedes Gewißseyn, welches kein Wissen ist, ein *Glaube*: so ist auch die Annahme, daß die Vernunft verdiene, uns zu leiten, als Quelle und Prüfstein aller Wahrheit verehrt zu werden, ein *Glaube*, und all unser Wissen beruht zuletzt auf *Glauben*. Es giebt eine wahre philosophische *Mystik*, denn

wir kommen bey unserm philosophischen Forschen dahin einzusehen, daß ohne *Glaube* an ein Über sinnliches auch Sinnenwelt und Vernunft, das Gewisseste, was wir haben, für uns aufgehoben wären. Aber wir sind genöthigt, das Unbegreifliche mit Gedanken zu denken, die von dem Begreiflichen hergenommen wurden. Die *Mystik* wird *Mysticismus*, sobald uns das Bewußtseyn verläßt, daß die Bilder die Sache nicht erreichen, und in unserer Vorstellung Bild und Sache in einander schmelzen. Des *Skepticismus* wahrer Charakter ist nicht *Leugnen*, selbst nicht *Zweifeln*, sondern *Forschen*. So ehrwürdig und göttlich aber auch die Wissenschaft ist: so ist sie doch nicht als das Göttlichste und Höchste zu preisen. *Handeln* ist die wahre Bestimmung des Menschen; aber der edlere Mensch zeichnet sich dadurch aus, daß er strebt, von seinem Handeln zu wissen, und nach seinem Willen zu handeln.“

Za.

PÄDAGOGIK. Stuttgart, b. Metzler: *Die königlich-württembergischen Verordnungen in Schulsachen*, für evangelisch-lutherische Kirchen- und Schul-Lehrer zur Erleichterung ihrer Amtsführung, in einem alphabetischen Auszuge dargestellt von M. Phil. Heinrich Schuler, Superintendenten und Stadtpfarrer in Freudenstadt. 1810. 57 S. 8. (6 gr.) Diese kleine Schrift ist zunächst für das Königreich Württemberg, um das treuen und gewissenhaften Lehrern in Kirchen und Schulen ihre obliegenden Berufspflichten durch Bekanntmachung mit den allmählich gegebenen Provinzialgesetzen zu erleichtern. Aber auch außer dem Württembergischen wird dieselbe von Nutzen seyn können, wenn man sie dazu gebraucht, was fehlt, und wie dem abzuhelfen sey, daraus kennen zu lernen, denn nicht leicht wird ein Staat so gute Schulgesetze aufzuweisen haben, als der württembergische. Der Vf. ist Willens, auf eine ähnliche Weise auch die Kirchengesetze herauszugeben. Wir wünschen ihm dazu vom Herzen die nöthige Unterstützung.

P.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 J U N I U S , 1 8 1 1 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Sander: *Über König Friedrich II und die Natur, Würde und Bestimmung der preussischen Monarchie.* Öffentliche Vorlesungen, gehalten zu Berlin im Winter 1810, von Adam Müller. 1810. 349 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Vorlesungen, welche wir hier als ein Ganzes erhalten, sind in der Hauptstadt Preussens zu einer Zeit gehalten worden, als Jedermann voll von Erwartungen über die Dinge war, welche da kommen sollten, und jeder damit umging, Pläne zu entwerfen, wie einer dringenden Noth abzuhelpen, und wie ein dauerhafter besserer Zustand zu begründen sey. Natürlich äufserten Furcht und Hoffnung, Haß und Liebe, und was sonst das menschliche Gemüth bewegt, und den Verstand und das Urtheil der schwachen Sterblichen besticht, hier ihren Einfluß um so mehr, weil in den preussischen Staaten eine gewisse Unruhe sehr allgemein verbreitet war, und die unglückselige leidenschaftliche Schreibseligkeit so manches wahre und vermeintliche Gebrechen an das Licht gezogen hatte, von dem es besser gewesen, wenn es mehr verborgen geblieben und aus dem Dunkel geheilet worden wäre. Unter solchen Umständen vor einem Publicum aufzutreten, welches bloß dadurch, daß es sich zu einer solchen Unterhaltung vereinigt, auf eine sehr thätige Weise zu erkennen giebt, daß es sich zu dem gebildeten Theile der Nation rechne, und eine warme Theilnahme an den Angelegenheiten der Gesellschaft in seinem Busen trage, ist in der That eine sehr schwierige Sache. Reine ungeschminkte Wahrheit, offene Darstellung des Guten und Bösen, unumwundene Geständnisse und Äußerungen über die eigenen Überzeugungen sind, sobald solche Vorträge Angelegenheiten zum Gegenstande haben, welche das Gemüth lebhaft afficiren, und der Redner nicht etwa, wie der geistliche Redner, einen heiligen Beruf, einen höheren Gewährsmann für sich anführen, und seinen Reden eine göttliche Weihe geben kann, nicht zu erwarten. Dagegen ist die Anwendung und Benutzung kleinerer Künste, damit das Gemüth gewonnen, der Verstand überrascht, frappirt, oder umnebelt werde, gar nicht zu vermeiden. Hieraus ergibt sich denn von selbst, daß die Schriften dieser Gattung an und für sich zur Begründung und Verbreitung von Wahrheiten sehr wenig geeignet sind. Sie sind es aber um so weniger, wenn die Vf. noch mehr, als es die Gattung mit sich bringt,

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

einen Gefallen daran finden, den Weg des einfachen gefunden Verstandes und Geschmacks zu verlassen, dagegen darauf ausgehen, bald durch hohe und excentrische Schwünge, bald durch tiefsinnige mystische und poetische Darstellungen ihre Werke zu schmücken, und durch ungewöhnliche Worte, durch paradoxe Ausprüche und Zusammenstellungen oder durch grelle Antithesen, durch Taschenspielerereyen jeglicher Art, ihren Producten den Schein von Neuheit und das Ansehen einer außerordentlichen Tiefe und ächter Originalität zu geben. Auch das Vergnügen und die Unterhaltung, welches sonst geistreiche Declamationen gewähren können, wird dadurch gar sehr unterbrochen und vermindert. Ohne im Mindesten das schöne ausgezeichnete Talent unseres Vfs. zu verkennen, ohne gegen den besseren richtigeren Sinn, der vielfältig hervorleuchtet, ungerecht zu seyn, glaubt Rec. doch behaupten zu können, daß das vorliegende Buch durch die eben bemerkten falschen Strebungen gar sehr an dem Werthe, den es hätte haben können, verloren hat, daß insbesondere der Genuß, den es hätte gewähren können, sehr vermindert worden ist. Es ist daher sehr zu wünschen, daß der Vf., welcher zu den von der Schriftstellerey Gewerbe machenden *hommes des lettres* gehört, und mit so manchen trefflichen Eigenschaften für einen Schriftsteller von Profession begabt ist, nicht ohne große Besonnenheit und Vorsicht eine Manier weiter verfolge, welche an sich zu den schlechteren gehört, und welche nicht lange ohne nachtheiligen Einfluß auf den Geist und auf das Gemüth verfolgt werden kann. Nur zu oft wird aus dem, der den Charlatan spielt, ein wirklicher recht widriger Charlatan, und die Sophisterey, welche heute ihr Spiel mit dem Unheiligen treibt, fällt, wenn sich eine reizende Einladung darbietet, leicht in Gefahr, morgen sich an das Heilige und Ehrwürdige zu machen. Schon sind hie und da die Zeichen davon in diesem Buche vorhanden, und noch öfter dringt sich der niederschlagende Verdacht auf, daß der Vf. nur als Sophist für oder gegen eine Angelegenheit aufträte, für oder gegen welche nur aus dem edleren Gemüthe und dem reineren Verstande gesprochen werden sollte. Auch als Stifter oder Sprecher einer eigenen Partey, welche sich unserer Verfahren annimmt, welche für das Bestehende die Gerechtigkeit in Anspruch nehmen will, die ein, durch die Wohlthaten desselben übermüthig gewordenen Zeitalter ihm verfaßt, die dem Geiste und dem Gemüthe des Menschen eine höhere Kraft als den toten Institutionen und dem leblosen Mechanismus bey-

M m m

legt, die endlich dem ganzen Menschen eine Stelle anweist, auf welcher der Einzelne noch etwas mehr gilt, als ein die Zahl vermehrendes Stück der großen Herde, hat sich der Vf. wohl zu hüten, daß er in seinem an sich sehr lobenswerthen Streben nicht zu weit gehe, daß er die Grenzen nicht außer Acht lasse, welche hier wie überall vorhanden sind, daß er es nicht vergeße, daß, so gröblich auch der Irrthum seyn mag, der dem entgegengesetzten Systeme zum Grunde liegt, und so fürchterlich die Folgen sind, die solches nach sich gezogen hat, dennoch manches Einzelne desselben auf gutem Grunde beruhet oder doch wenigstens zu den nothwendigen Übeln gehört, denen der Verständige, im Gefühl der menschlichen Schwäche, sich nicht mehr entgegenzusetzen, sondern die er zu mindern und zum Besten zu kehren bemüht seyn muß. Die Gefahr, welche der deutschen Literatur droht, wenn der übrigens geistreichen Schriften, in einer Manier, die sich von dem geraden einfachen Wege zu sehr entfernt, zu viele werden, ist so bedeutend, ist besonders für den Ruf, den wir Deutschen bey den Ausländern bekommen, so nachtheilig, daß es Pflicht eines jeden deutschen Mannes ist, dagegen zu reden, und durch die Gefahr, für einen gemeinen höchst profaischen Kopf gehalten zu werden, sich nicht abhalten zu lassen, vor Abwegen zu warnen, vor welchen sich die großen Ausländer, — die unser Vf. mehr durch Lobpreisungen in Worten, als durch Benutzung ehrt, und die er, wie es oftmals scheint, mehr rühmt, als er sie durch eigenes Studium kennt, — bey aller Lebhaftigkeit und bey allem Glanze des Vortrags, sehr sorgfältig zu hüten bemüht waren.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Manier, wollen wir, ohne des Anstößigen in der Darstellung weiter viel zu erwähnen, mit einigen der Hauptgedanken des Vfs. uns beschäftigen, ohne uns in das kaum mögliche Geschäft, der Gedankenreihe, oder vielmehr den Gedankensprüngen des Vfs. zu folgen, einzulassen. Das Lehrreiche, welches die zwölf Vorlesungen, die dieses Buch in sich faßt, enthalten, ist es übrigens nicht nur für Preußen, sondern für jeden Staat und für jedes Volk. Es ist aber mehr brauchbar für ein in seinem Inneren veraltendes und morsch werdendes, und deshalb dem Verderben oder einer großen Revolution entgegenreisendes Volk, als für ein Volk, das wirklich bereits in das Verderben gerathen ist. Wäre es möglich gewesen, es dahin zu bringen, daß die preussischen Behörden und die preussischen Völker vor der letzten Katastrophe den Wahrheiten ihr Ohr geliehen hätten, die hier niedergelegt sind, und die es jetzt willig anhört und anerkennt; wäre es möglich gewesen, sie dadurch aus einem gewissen Wahne, der sich ihrer bemächtigt hatte, herauszureißen, und die Ideen in ihnen zu wecken, welche hier empfohlen werden: so würde wahrscheinlich ein solcher Sturz nicht erfolgt seyn. Jetzt hingegen, wo es darauf ankommt, sich aus recht dringenden höchst irdischen Verlegenheiten schnell herauszureißen, und in einem höchst krampf-

haften unnatürlichen Zustande ganz außerordentliche Anstrengungen zu machen, kann von höheren Mitteln, welche langsam wirken, welche, weil sie auf Freyheit gegründet sind, Freyheit erfordern, nicht so viel erwartet werden, obwohl es gut ist, wenn man über der Sorge für das, was zunächst liegt, den Blick in das Höhere, Entferntere nicht ganz und gar aufgibt.

In der 1 Vorlesung wird gegen die Idee gesprochen, daß den Übeln, unter welchen Preußen leidet, nur durch einen großen Mann abgeholfen werden könne, und daß ein solcher Wunder zu thun vermöge. Bis zum Erstaunen geht jedoch, wie die Geschichte lehrt, das, was ein wirklich großer Mann zu Stande zu bringen vermag; und wenn sie freylich auch lehrt, daß die Curarten großer Männer eine Constitution voraussetzen, welche großer Anstrengungen fähig ist: so sollte doch nie ein Mann, der mit der Menschheit bekannt ist und es gut mit ihr meint, herabwürdigend von der Wirksamkeit großer und guter Männer sprechen. Hierauf wird ein anderer Gedanke, daß nämlich die Abirrung von nationalen Ideen und Gefühlen, und von der Nationalität überhaupt, und ein zu großes Hinneigen zum Privatleben auf der einen, und zum Kosmopolitismus auf der anderen Seite, zu den Übeln unserer Zeit gehöre, gut dargestellt und durchgeführt. Falsche Begriffe von der Humanität, von den Kräften und von der Bestimmung des Menschen, besonders unter einer Zunft, die sich durch Wort, Schrift und That zu Erziehern der Nation aufwarf, führten zu dem unglücklichen Kosmopolitismus, der alle lebendigen thätigen Gefühle für das Einzelne tödtet. Der Egoismus, ein Luxus, der stets neue Bedürfnisse und Vergnügungen mit sich führt, leitete zu der ersten Abirrung. Noch mehr aber verschuldete der Staat selbst und dessen Bildner dabey. So wie die monarchischen Staaten mehr zu einer Maschine gebildet wurden, die ganz ihren eigenen Gang ging, und welche jedes Eingreifen und Mitwirken derjenigen abwehrte, die nicht als Theile der Maschine anzusehen und bey ihr anstellt waren, die hinwiederum dafür sorgte, daß jeder seinen Weg gehen, seinen Zweck ungehindert verfolgen konnte: so nahm die Zurückziehung auf das Privatleben, die Gleichgültigkeit gegen das Ganze zu, die endlich sogar in eine Art von Opposition ausartete, als der Staat — das Abstractum — immer mehr eine Stelle einnahm, vermöge welcher sein Wohl von dem Wohl der Einzelnen ganz verschieden war, und zu dessen Beförderung Mittel und Wege einschlug, die nicht selten den Ruin einzelner und ganzer Classen von Unterthanen gerade zu mit sich führten.

In der 2 Vorlesung werden jene Ideen weiter verfolgt; es wird dabey die Armeligkeit gewisser Vorstellungen vom Staate, von den Vorstehern desselben und ihren Verhältnissen sehr lebendig geschildert; dann wird zu zeigen gesucht, wie Friedrich das öffentliche und Privat-Leben mit einander zu verflechten gewußt habe, und wie weit ihm dieses für seine Zeit gelungen sey. Doch nimmt der Vf. weit mehr

eine Phantase als die Wirklichkeit zur Führerin, und läßt den großen König fühlen, denken und andern, wie er es für gut findet, und wie es zu neuen Ansichten und exaltirten Darstellungen, wodurch er bezaubern will, paßt. — Gegen den Einwurf, daß es jetzt, da der Sturm noch immer ob, noch nicht Zeit sey, Hand an das große Werk der Rettung und Verbesserung zu legen, eifert der Vf. deshalb noch mit mehrerem Rechte, weil das Mittel, das er zur Hebung vorschlägt, nicht gewöhnlicher irdischer Art und nicht von bestimmter Form und gemessenem Umfang ist, sondern in einer Idee, in einem Princip höherer Art besteht, welches in mannichfaltiger Gestalt sichtbar zu werden, jegliche Form zu beleben und zu ersetzen im Stande ist, welches kurz, und in einer allgemein verständlichen Sprache ausgesprochen, darin besteht: Regierungen und Völker müssen in die innigste gegenseitige Verbindung treten, das Privatleben und Privatinteresse muß mit dem öffentlichen Leben und öffentlichen Interesse zusammenschmelzen. Freylich ein wirkames Mittel: denn da, wo eine so schöne Harmonie vorhanden ist, wo Völker und Regierungen einander mit aufrichtigem, mit bereitwilligem Herzen entgegengehen, wird auf die Art und Weise, auf die Form wenig ankommen, so wie, im Gegentheil da, wo von einer solchen Harmonie nichts zu finden ist, wo vielmehr Mißtrauen und eine gewisse Verdrossenheit, die allenthalben nur durch Zwang gebändigt und bewegt werden kann, vorherrscht, die schönste Form wenig zu wirken vermag. Allein dessenungeachtet ist doch mit der Erweckung eines solchen Sinnes noch nicht Alles gethan; es wird vielmehr, um diesen schönen Sinn zu leiten und zweckmäßig zu benutzen, immer noch hohe Weisheit nöthig seyn; es wird auf die Auflösung der gegebenen Formel sehr Vieles ankommen, da es bey der Lage der Dinge nicht hinreichend ist, die stillen Wirkungen einer solchen neuen Stimmung abzuwarten, sondern da sofort und vor allen Dingen das Problem zu lösen ist, wie ein Staat, der bereits sehr geschwächt ist, der bereits so ziemlich von allen den Kräften, welche, ohne das Leben zu vernichten, benutzt werden können, Gebrauch gemacht hat, und dessen beste Adern noch dazu in ihren Operationen gehemmt sind, wie ein solcher Staat in den Stand gesetzt werde, ein recht gemeines irdisches Bedürfnis zu befriedigen. Es möchte deshalb sehr Vieles von dem, was der Vf. als seiner Curmethode unwürdig bald verschreyet, bald jedoch als nicht so ganz verwerflich wieder annimmt, nicht zu entbehren seyn. Denn wenn auch das Beginnen und Treiben der gemeinen Politiker und Statistiker, die durch Zahlen und durch den gemeinen Calcul Alles abthun und abmessen, und durch das Körperliche, das gemessen und gezählt werden kann, das Geistige und die wahre Kraft aufs Haar bestimmen wollen, über allen Ausdruck erbärmlich und lächerlich ist: so giebt es doch einzelne Lagen, wo es auf Zahlen und Quantitäten und auf Herbeyschaffung der körperlichen Masse vor allen Dingen ankommt. Aber freylich

konnte sich jene Harmonie nicht schöner und ehrwürdiger zeigen, als gerade hier: denn jene Scheidung des öffentlichen Lebens vom Privatleben ist ja nirgends sichtbarer, als gerade bey der Herbeyschaffung der öffentlichen Bedürfnisse, da, wie der Vf. richtig bemerkt, jeder der vielen Finanzpläne das Eigene hat, daß die Urheber sich, ihre Genossen und ihre Gewerbe zu eximiren suchen. — In der 3. Vorlesung stellt der Vf. unter anderen, zwar nach seiner Phantase, aber doch sehr schön und nicht ohne Wahrheit dar, wie *Friedrich* am Ende seines Lebens zu einer gewissen Schwermuth und Menschenverachtung kam und kommen mußte, wohin die Doctrin vom Fortschreiten des Menschen, welche in und durch ihn entstanden, ihn gebracht. Dann zeigt er in ziemlich mystischer, höchst paradoxer Manier, wie die Perfectibilität so manche Hemmung habe und haben müsse, wie namentlich die Menschheit und das größte Talent ewig abhängig seyn und bleiben werde von dem Grundeigenthum, von den Frauen, von den Ideen des Rechts, der Wahrheit, der Treue und der Dauer, die als dunkle Gegenkräfte den Weltlauf der sichtbaren Kräfte aufhielten und hemmten. Diese ewigen, von der Natur hervorgebrachten Gegenkräfte müßten daher der allzu begünstigten Kraft des Talents wieder entgegengestellt werden, wenn von Herstellung und Erhebung der Monarchie die Rede seyn sollte. — Vieles von dem, was hier ziemlich hieroglyphisch gesagt worden ist, erhält in der Folge zwar seine Deutung; inzwischen würde manche zum Grunde liegende, an sich richtige Idee durch eine natürlichere Darstellung unendlich gewonnen haben. Wie manche richtige Behauptung würde aber dem Schicksal einer Seifenblase nicht entgehen, wenn ihr nichts Reelleres zu Grunde läge und zur Empfehlung diene, als das, womit sie der Vf. verbrämt! — Als Hauptsymptome der Krankheit des Staats werden angegeben: Zerrüttung des Grundeigenthums, Corruption des gesellschaftlichen Lebens und der Erziehung, des eigentlichen Gebiets der weiblichen Wirksamkeit, und der Verfall der Ideen von Staat, Gemeinwesen, Recht, Ehre und Religion. Zuerst soll vom Grundeigenthum, das heißt vom Adel, das heißt von der Ständeverfassung — so findet sich S. 76 wörtlich — gehandelt werden, und hieraus kann man sehen, was dem Vf. die hergebrachten Worte sind. Denn wegn man auch die Beziehung, in welcher jene Dinge zu einander stehen, wohl einsieht: so können sie doch nicht für identisch gehalten werden. Rettung des wahren Adels ist dem Vf. die erste Bedingung der Monarchie, wahrscheinlich weil er an sein Auditorium dachte. Aber was es eigentlich ist, was damit gerettet werden soll, davon mögen wohl manche der Zuhörer wenig begriffen haben, und kein Theil mag wohl ganz damit zufrieden gewesen seyn. Wahr mag es seyn, daß dadurch, daß jeder Einzelne vom Adel die Rechte des ganzen Standes geltend machen wollte, hauptsächlich der Druck und der Reiz entstand; allein eine andere Frage ist es, ob jenes eine Folge da-

von war, daß der Staat in der persönlichen Auszeichnung dieses Standes nachgelassen habe, oder nicht vielmehr Folge davon, daß jene Rechte und diese Auszeichnung zu der Form, die der Staat erhalten, und zu der Bildung, welche die Gesellschaft bekommen hatte, nicht mehr paßte. Was in Zeiten, wo der Adel allein das hatte, was man als Bildung forderte und gelten ließ, wo er allein im Besitz des Rechts, der Mittel und des Vermögens war, so zu fühlen und so zu handeln, wie ein freyer liberaler Mensch fühlen und handeln muß, Regel seyn konnte, und, ohne daß man etwas dabey künstelte, Regel wurde, das konnte es nicht bleiben, und hätte es nicht bleiben sollen, als sich alles dieses änderte, als sich Bildung, Reichthum ausbreitete, und auch nicht-ritterbürtige Menschen in eine gleiche Haltung mit den ritterbürtigen traten. War es doch selbst im Mittelalter, aus welchem die heutigen Rechte des Adels herkommen, ganz anders. Was Ritterbürtigkeit gab, konnte ja durch den Doctorhut erworben werden. — Der Verkehr mit dem Grundeigenthum, wie mit gemeinem beweglichen und fungiblen Eigenthum wird, nicht ohne Grund, aber doch auch nicht ohne Übertreibung, getadelt. Es müsse so behandelt werden, daß auch der Enkel noch ärndten könne, daher im Ganzen nicht einzelnen Personen, sondern Familien übertragen werden, die Bewirthschaftung müsse nicht fabrikmäßig, sondern mit höheren Rücksichten geschehen, und die Besitzer müssen möglichst enge an den Staat geknüpft werden. Auf sie falle ja zur Zeit der allgemeinen Gefahr das Meiste. Alles richtig; aber warum deshalb gewisse Systeme der Landwirthschaft, die Bemühungen, den Ertrag zu erhöhen oder zu berechnen, getadelt und lächerlich gemacht werden, kann Rec. nicht einsehen. Denn alles dieses kann doch geschehen, ohne daß jener höheren Ansicht Abbruch geschieht. Innige Verbindung mit dem Grundeigenthum, eine Ehe der Familie mit dem Gute, sey Grundlage des Adels. Sein Streben und seine Bestimmung sey Zusammenhaltung des Staats, so wie die Bestimmung des lebendigeren, regsameren, dem männlichen Geschlechte zu vergleichenden Bürgerstandes dahin ziele, zu bewirken, daß der Staat nicht in Versteinerung übergehe, sondern ewig neues Leben und neue Jugend behalte. Beide Stände hätten durch diese Wechselwirkung das Verdienst, den Staat zu erhalten und zu stützen, gemein, also gleiche Ehre; aber zarter werde die des Adels seyn, so wie die des weiblichen Geschlechts, dessen Stelle in dieser seltsamen Ehe dem Adel angewiesen wird, zarter sey als die des männlichen. Was würde herauskommen, wenn man diese Vergleichung weiter verfolgte und ernstlich anwendete! Dem Muthen, und allem, was mit ihm zusammenhängt, den schwachen Resten des alten ritterlichen Sinnes, die immer noch die schönsten Parthieen in unserer Nationalbildung ausmachen, würde man alsdann beym Adel Hohn sprechen dürfen. Denn wer macht dem weiblichen Geschlechte einen Vor-

wurf, wenn es Furcht zeigt? — Durch innige Verbindung des Grundeigenthums — so etwa geht es in der 4. Vorlesung fort — mit Familien werde erst die Thätigkeit des einzelnen Arbeiters recht nützlich. — Vieles müßte bey dem Ackerbau mit Rücksicht auf fernere Geschlechter geschehen, aber er fodere auch viele gegenseitige Hülfsleistungen der neben einander stehenden Felddbauer. Es sey daher gegen diesen Grund, wenn die mancherley persönlichen Leistungen alle auf Geldprästationen gesetzt würden, weil das Metall bey vielen landwirthschaftlichen Arbeiten seine Kraft verliere, und nicht leisten könne, was lieberlicher Beystand und persönliche Unterstützung der Nachbarn zu leisten vermöge. — Also, möchte man fragen, soll der minder begünstigte Nachbar, der mit seinem mehr begünstigten Nachbar ein gleiches Gewerbe treibt, das Seinige den Ereignissen, welchen die landwirthschaftlichen Arbeiten ausgesetzt sind, Preis geben, um dem mehr begünstigten Nachbar lieberlichen Beystand zu leisten? Denn daß der Grundherr den Frohnpflichtigen hinwiederum helfe, davon ist doch bey den jetzigen Verhältnissen die Rede nicht! O der Sophisten, wie sie mit Allem ihr buhlerisches Spiel treiben! Keck klagen sie selbst die gute schuldlose Natur an, welche doch mit bewundernswürdiger Weisheit die Arbeiten, die der Mensch anwenden muß, um ihrer mannichfaltigen Gaben und Segnungen theilhaftig zu werden, so vertheilt hat, daß dieselbe Hand säen, gäten, ärndten und dreschen kann. Wäre das wahr, was der Vf. von der Nothwendigkeit großer persönlicher Hülfsleistungen sagt: so wäre die Landwirthschaft längst zu Grunde gegangen; denn leider gehört Gleichgültigkeit bey den Begegnissen der Nachbarn zu den charakteristischen Zügen des Bauern. Und kann man sich die Arbeit des Fröhners, dem das Seinige hinter seinem Rücken verdirbt, unter dem schmeichlerischen Bilde einer liebevollen Hülfsleistung denken? — Ungeachtet der Unveräußerlichkeit des Grundeigenthums müßten, das giebt der Vf. zu, jetzt freylich wohl manche Veräußerungen gestattet werden, der Staat könne auch dergleichen Dispensationen um so eher ertheilen, weil vieles Grundeigenthum solche Besitzer habe, die in keiner wahren Verbindung mit demselben ständen. Übrigens sey die Veräußerlichkeit nur bey beweglichen Sachen ein Kennzeichen des Eigenthums. Das einzige sichere Kennzeichen des Eigenthums überhaupt sey: „die lebhafteste Wechselwirkung zwischen dem Eigenthümer und seinem Besitz, zwischen der Frau und dem Manne, zwischen dem Bauer und dem Grundherrn, zwischen dem Adel und dem Bürgerstande.“ So heist es S. 115 wörtlich, und Rec. kann versichern, daß dergleichen sublime Stellen in dem Buche sich sehr viele finden, wovon sich aber freylich in einer Recension, wenn sie nicht zu einem noch dickeren Buche werden soll, als das Buch selbst, kein Gebrauch machen läßt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 10 JUNIUS. 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Sander: *Über König Friedrich II und die Natur, Würde und Bestimmung der preussischen Monarchie.* Öffentliche Vorlesungen, von Adam Müller u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der 5 Vorlesung wird die Materie vom Adel weiter verfolgt. Nicht alle die Gründe, mit denen die Gegner des Adels, welche freylich auch nicht bloß der Wahrheit und Gerechtigkeit huldigen, dieses Institut angreifen, werden berührt, nur einige der schwächern, und hier, wie bey den Gründen dafür, ist so viel Willkürliches, so viel Phantastisches, daß sich ein Auszug nicht geben läßt, eine Prüfung der Ideen aber viel zu weit führen würde. Mit dem Adel es nicht zu verderben, und doch zugleich in die Acht adelichen Ideen nicht einzugehen, das ist sehr sichtbar das Hauptstreben. Es soll Adel bleiben, er soll da stehen, wo er steht; aber es soll nicht derselbe Adel bleiben, er soll nicht so da stehen, wie er da steht, das ist die Hauptsumme. Viel Richtiges ist in dem Raisonement über die Folgen, welche die Vertauschung eines vornehmen Lebens mit dem nicht adelichen Leben, und die Ausbildung der sogenannten Societé nach sich gezogen hat; doch muß dieses dem Publicum des Vfs. nicht gefallen haben, denn in der folgenden Vorlesung folgen Erläuterungen und Capitulationen. — Zur Einleitung in die Betrachtungen über die ständischen Verhältnisse wird mit großer Wärme gegen die Weisheit gesprochen, welche in der Theilung der Gewalten so selbstgefällig als thöricht die wahre Quelle alles Heils gefunden zu haben glaubt, und die, weil Großbritannien bey diesem Staatsmechanismus glücklich und groß ist, sich in ihrer Beschränktheit einbildet, daß durch ihn Völker groß, glücklich und frey werden müßten. Den Geist, welcher dort lebt und wirkt, und die Maschine dort bewegt und lenkt, kann und will man nicht sehen; darauf, daß, wie der Vf. sagt, es nicht bloß Luft, sondern die öffentliche Meinung ist, welche die Minister Englands einathmen, achtet man nicht. —

Die 6 Vorlesung hat es mit der künftigen preussischen Ständeversammlung ganz eigentlich zu thun. Sie soll nicht nach dem Leisten, sondern im Geist der englischen seyn. Repräsentation sey nothwendig, denn nicht alle Individuen können erscheinen. Über die Repräsentation durch Wahlen, nach den

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

Ideen des Tages die einzige, von welcher soll Heil gehofft werden können, wird verständig gesprochen. Wenn man erwägt, wie es mit den Wahlen ausfieht, wie alles so artig, so lenksam, so geschmeidig ist: so kann man nicht einmal sagen, daß die Laune des Augenblicks durch sie repräsentirt werde, wie der Vf. will, wenigstens nicht die Laune der Wählenden. Soll diese gelten: so sind gewisse Zügellosigkeit und Unarten, wie solche sich bey den Wahlen in England zeigen, nicht gut zu vermeiden, und es zeugt von einer großen Einseitigkeit der politischen Urtheiler, wenn sie in dergleichen Auftritten nichts als das Ärgernisse, das darin liegt, sehen, und solche als ganz unverträglich mit ihrem wohlgeordneten Staat betrachten. Es ist daher gewiß nicht zweckwidrig, neben der Repräsentation durch Wahl, auch die durch Geburt bestehen zu lassen, da es unmöglich ist zu leugnen, daß, wer sein Recht nicht bloß der schwankenden *auras populari* oder *aulicae* zu verdanken, sondern solches von seinen Vorfahren überkommen und seinen Nachkommen wieder zu überlassen hat, ein ganz anderes Gefühl, *von* und *für* seine Bestimmung, und eine ganz andere Ansicht von sehr vielen Dingen haben müsse, und namentlich, wie der Vf. bemerkt, dem Bleibenden und Festen das Wort reden werde. Eine solche gemischte Repräsentation wird daher dem preussischen Staate als höchst nöthig empfohlen, weil ohne sie die Verwaltung, welche von Tausenden auf die verschiedenartigste Weise angegangen, und mit den widersprechendsten Petitionen überladen, nach den entgegenstehendsten Grundsätzen beurtheilt werde, nicht vermögend sey, etwas Reelles zu Stande zu bringen, und die göttliche Lust zu behalten, mit welcher alles Große auf Erden gethan werden müsse. Nur eine Weile könne der Wille des allgewaltigen Befehlshabers da schalten, wo eigentlich das Gemüth des Staates walten solle, und eine Zeitlang könnten zwar dessen höchst endliche Zwecke mit den ewigen seiner Nation verwechselt werden, aber ungestraft könne es nicht geschehen. Auf achten Feudalismus müsse die Repräsentation gegründet werden: denn ein neugeschaffener und neugebildeter Stand vermöge nicht eine feste Grundlage abzugeben zu einem soliden Gebäude. Die Wahlen seyen sehr leicht, und allmählich würden auch die Repräsentanten durch Wahl zu dem Gefühl gelangen, daß sie nicht bloß den Moment und dessen Launen zu repräsentiren hätten. — An den bestehenden ständischen Verfassungen setzt der Vf. mit Recht aus, sie seyen provincial, nicht national, sie seyen zu sehr zu ständi-

Nnn

schen Verwaltungsbehörden herausgesunken, hätten überhaupt nicht die gehörige Stellung gegen die Administration, welcher sie diametral entgegenstehen mußten, wenn sie etwas wirken sollten. Ob dieses die rechte Stellung sey, daran ließe sich doch auch wohl zweifeln; wenn es gleich richtig ist, daß die Stände - Versammlung das Recht haben muß, sich der Administration in sofern entgegenzustellen, daß sie, ohne daß dem Individuum und dem Ganzen daraus ein Vorwurf gemacht werden kann, jeden Schritt der Administration beurtheilen, und nach dem Interesse des Ganzen beleuchten darf. Dieses scheint auch die Idee des Vfs. zu seyn, der auch natürlich nicht will, daß sich die Stände in die eigentliche Administration mischen, sie sollen nur *indirecte* auf solche wirken.

Die 7 Vorlesung stellt die Verhältnisse der Frauen zum politischen Leben dar. — *Friedrichs* Leben außer aller Familie sey der Bildung des Staats für die Ewigkeit nicht günstig gewesen. Die Gedanken über den Einfluß, den die Frauen auch dann, wenn sie nicht intriguen, auf die Äußerungen der Herrschaft haben können, sind allerdings, bey mancher Paradoxie, die nicht ausbleibt, genialisch und nicht ohne Interesse. Denn wenn sich auch, was der Vf. gleichfalls zugiebt, nicht zeigen läßt, wo dieser Einfluß Statt finde, was und wie weit er jederzeit wirke: so ist es doch gewiß, daß das durch die Frauen begründete Familienleben eine große Veränderung in der ganzen Stimmung des Menschen und in der Ansicht der Dinge hervorbringen könne. Durch dasselbe werden die Götter der Erde recht eigentlich wieder in die Menschheit zurückgeführt. Hier wird ihnen so manche Veranlassung, die Hinfälligkeit und die Abhängigkeit einer jeglichen menschlichen Kraft schmerzlich und rührend zu fühlen, hier wird ein eiserner Wille oft durch eine namenlose Kleinigkeit gelähmt und gebrochen. Wie muß, um die Sache etwas näher zu betrachten, derjenige, der mit theilnehmendem, mit fühlendem Herzen den unendlichen Sorgen zugehört hat, welche die Erhaltung und Auferziehung eines Menschen von der ersten Stunde seiner Geburt an nöthig macht, den Menschen und dessen Werth überhaupt betrachten, wie muß er die älterlichen Verhältnisse, besonders die der Mutter zu ihren Kindern, ganz anders schätzen, als ein Anderer, der alle jene Gefühle und Sorgen höchstens nur von Hörensagen kennt! Was es wirken mußte, daß nach einer langen gänzlichen Entfernung alles weiblichen Einflusses auf einmal dieses Einflusses in dem preussischen Staate so viel wurde, wird trefflich angedeutet. Auch ist schön, was zur Entschuldigung der Abneigung *Friedrichs* gegen das Deutsche, über die Lage und Stimmung des Gemüths gesagt wird, in welche er durch diese Abneigung, wie durch die Entfernung von den Frauen, in der er sein Leben hinbrachte, versetzt ward.

Die 8 Vorlesung enthält zuerst Betrachtungen über die Ehre und die Liebe, welche dem Anschein nach einander gegenüber stehen, indem die ei-

ne darauf hinzielt, seine Eigenheit zu behaupten, die andere hingegen, sie hinzugeben. Die den Glauben an Menschen und das Vertrauen auf Menschen so sehr schwächende Erscheinung unserer Tage, daß dieselben Menschen, sich immer auf die Ehre berufend, Alles gewagt haben für eine Angelegenheit, gegen welche bis dahin ihr ganzes Leben gerichtet gewesen, oder gegen eine Sache, für die sie bisher gelebt, lasse fast glauben, als ob das, was man im gemeinen Leben Ehre nenne, eigentlich gar kein Object habe, und mit öffentlichen Dingen in gar keiner Beziehung stehe, und also nur durch reine Persönlichkeiten verletzt werden könne. Ganz anders sey es in den Ritterzeiten gewesen. Für die Frauen, für den Lehnherren, für die Religion, für Ideale sey der Ritter Alles zu opfern stets und stündlich bereit gewesen. Auch mahne uns alle eine höhere Idee von Ehre, die man eine *geistige*, eine *öffentliche* Ehre nennen könne, und bey uns die *deutsche* Ehre heißen müsse, die eine Galanterie gegen alles Heilige, Unsichtbare, anscheinend Schwache, gegen Ideen, gegen Vaterland und Religion haben, und dadurch männlich werden müsse. Der Sinn für eine solche Ehre gebe erst durch die Frauen in uns auf, und wo sie nicht sey, fehle es dem Staate besonders dann an aller Stütze, wenn ihm das Glück den Rücken wende. Das Adel müsse vor allen Anderen ein solcher Sinn auszeichnen. — Eben so sey es mit der Liebe — worunter der Vf. nicht die gemeine Geschlechtsliebe versteht. — Es gebe eine Privatliebe, die man eben, wie die Privatehre, daran erkennen könne, daß sie ihren Gegenstand nach Art und Weise schlechter Dienstboten wechsele, und gleichwohl in den Augen des großen Haufens Liebe bleibe. Aber es gebe auch eine höhere Liebe, die Liebe, welche jegliches Werk veredle, verkläre und Wunder thue. Wer fühlt es nicht, daß hier sehr schöne Ideen zum Grunde liegen, Ideen, welche, wenn sie gemein würden, ein jedes Volk zu erretten und groß zu machen vermöchten, und es ist kein Compliment für unser Zeitalter, daß der Vf. sich darein ergiebt, für einen Schwärmer gehalten und für völlig unpraktisch erklärt zu werden. Aber er hat darin leider vollkommen Recht. Jede Zeit großer Krisen hat uns große Beyspiele von außerordentlichen Anstrengungen und Aufopferungen gegeben, hat Märtyrer hervorgebracht, die lieber Alles über sich ergehen ließen, als daß sie der Sache untreu wurden, der sie sich ergeben hatten, welche Gott mehr fürchteten denn den Menschen. Hat man aber in unseren Tagen dergleichen unter uns aufzuweisen? Hat man nicht im Gegentheil allenthalben gesehen, wie dem gemeinsten, unbedeutendsten Eigenthum die Ehre preis gegeben, hat man nicht zu oft ein Drängen und Laufen wahrgenommen, um gleichsam das wieder gut zu machen, was man durch eine entgegengesetzte Gesinnung verschuldet zu haben glaubte? — Auch das ist schön, was über die Erziehung gesagt wird, durch welche man, sich und seine Generation aufgebend, eine bessere Zukunft — ein schlechter Trost — begründen will. In dem Wah-

ie, genug gethan zu haben, wenn man für die Verbesserung der Erziehung durch die Schulmeister for- te, denke man an die Schule des gesellschaftlichen Lebens und deren Verbesserung gar nicht, da doch eine Veredlung der Frucht ohne die Veredlung des Stammes gar nicht Statt finden könne. Eben so wird er Wahn, in den Wissenschaften, ohne alle Beziehung auf etwas Heiligeres und Näheres, Ersatz zu finden, gehörig geschätzt.

Die 9 Vorlesung handelt von der Staatsgewalt und ihren Beziehungen auf die Nationalität. — Wenn auch einzelne außerordentliche Menschen, sagt der Vf., fähig wären, ohne irgend Etwas weiter nöthig zu haben, eine Nation zu regieren, wie sie regiert werden solle: so wäre doch eine eigentliche Verfassung, und die öffentliche Meinung nothwendig, weil man eines Theils auf solche außerordentliche Menschen nicht rechnen dürfe, anderen Theils auch selbst dann, wenn solche erfunden wären, doch die Sache noch ihren vielfachen Nutzen habe. Administration und Ständeverfassung müßten durchaus getrennt seyn: denn diese solle äußerlich und sichtbar seyn, und nur innerlich und unsichtbar herrschen, ganz anders die Administration. Eben so falsch sey eine Administration, die bloß von oben herab, als sie so bloß von unten herauf wirke, wie die französischen Constitutions-Fabricanten sie hätten construiren wollen. Wenn *Friedrich* als Administrator deshalb gelobt wird, weil er königlich das Schicksal der Nation im Ganzen gelenkt, nie sich aber zum Vormund, Verforger und Wächter der Einzelnen herabgelassen habe: so möchte dieses wohl weder wahr noch gerecht seyn. Denn er ging oft genug von einer einzelnen Wahrnehmung, von einem einzelnen ihm bekannt gewordenen frappanten, oder ihm als frappant vorgetragenen Fall aus, und verlor selbst darüber das Ganze zuweilen zu sehr aus dem Auge, wie dieses beynahe bey einem Herrscher, der, wie *Friedrich*, selbst herrschen will, der Fall seyn muß. Das Glück und Unglück des Ganzen ist nie so in die Augen fallend, spricht nicht so schreyend an, als das Glück des Einzelnen, der es geltend zu machen sucht, und es geltend zu machen weiß. Und was ist denn das Ganze, und wohin führt es, wenn man immer nur für das Ganze sorgt, und den Einzelnen niedertritt? Sonst ist in der Schilderung der Lage *Friedrichs* als Administrators viel Wahres. Wenn der Vf. es tadelt, als *Friedrich* die Functionen wie gemeine Fabrikarbeit, nach dem Princip der Theilung der Arbeit, ausgetheilt, dem einzelnen Functionär keine Rücksicht auf das Ganze zu nehmen gestattete, wenigstens im Sinne für solche Rücksichten keine Nahrung ließ, welcher doch durch eine Religion der Dienstlicht besonders da nicht ersetzt werden kann, wo die Religion überhaupt nichts gilt, daß er vom Geyßsam das erwartete; was nur die Liebe gewähren kann: so stimmt Rec. ihm völlig bey; und hätte nicht die gewisse Begeisterung für den König und für den alten Preußen eine Zeitlang wohlthätig gewirkt, hätte nicht Preußen im Ausland einen gewissen Re-

spect genossen: dieser Fehlgriff würde sich noch weiter gezeigt haben. Die erste Forderung, welche vom Vf. an eine wahre Administration gemacht wird, ist, daß sie lebendig sey; doch fordert er Lebendigkeit auch oft da, wo nach dem Wesen der Dinge und nach der ganzen Art, wie die menschliche Kunst zu wirken vermag, solche gar nicht möglich ist: denn der Mensch muß, sowohl im Denken als Handeln, wenn er etwas Festes hervorbringen will, einen festen Punct haben, und nur die Phantasie kann die Dinge im Fluge ergreifen und behandeln.

Die 10 Vorlesung — vom National-Credit — hebt mit einem Ausfall gegen die zarte Manier an, mit welcher hie und da der Staat von seinen Unterthanen Opfer zu fordern pflegt, welcher dem Rec., gelinde gesprochen, nicht gerecht zu seyn scheint. Es ist allerdings ganz schief, wenn man, sobald einmal gegeben werden muß, und allgemeine Opfer gefordert sind, mit einem jeden Einzelnen Complimente macht, jede Entschuldigung, die der Eigennutz zu erfinden weiß, um sich von dem Geben frey zu machen, oder wenigstens einige Erleichterung zu erhalten, für vollgültig hält: aber unmöglich verdient es getadelt zu werden, wenn man es sagt und fühlen läßt, daß man keine Freude daran habe, Opfer fordern und nehmen zu müssen; und wenn es auch wahr ist, was *Macchiavell* sagt, daß wir nicht nur die lieben, die uns Wohlthaten erweisen, sondern auch diejenigen, welchen wir dergleichen erweisen und die uns etwas kosten: so kommt es dabey nicht nur gar sehr auf das Maß an, sondern Wohlthaten und Opfer sind zwey ganz verschiedene Dinge, wie sich beides aus dem nicht einmal passenden Beispiele der Liebe der Ältern gegen ihre Kinder zeigen läßt. Denn auch die Liebe der Ältern, welche übrigens ihre ganz eigenen Gründe hat, hat ihre Grenzen, und ermüdet, wenn das Kind der Opfer zu viele fordert, oder schlecht anwendet. Die Sätze des Vfs. sind daher wenigstens sehr leicht einer Mißdeutung oder eines Mißbrauchs fähig. Auch wird der Sinn, daß ein Jeder von seiner Ausgabe und Einnahme gern und willig dem Staate gebe, was ihm gebührt, daß er sogar *gutwillig* eine *communio bonorum* zwischen seinem Sackel und dem Staats-Sackel Statt finden lasse, schwerlich jemals allgemein werden, und man wird zufrieden seyn können, wenn ein Jeder nur *ehrlich* giebt, was zu geben ist. Die Urtheile eines *Novalis* können auch nicht wohl in einer so ernsthaften Sache als Axiome gelten. Was über das Papiergeld gesagt wird, ist sehr grundlos. Es ist hier weder der Ort, noch die Sache des Rec., dieses auszuführen; aber so viel ist doch gewiß, daß nichts delicateser ist als der Credit, und daß weder Demonstrationen noch Declamationen, weder Bitten und Versprechungen noch Drohungen und Zwang eigentlichen Credit hervorzubringen, oder demselben und dem Papiergelde eine reelle und dauernde Basis zu verschaffen im Stande seyn werden. Hier muß etwas Unsichtbares vorhanden und wirksam seyn, was den Verstand und die Gemüther Aller auf ei-

ne gleichmäßige Weise anpricht. Auch möchte nach den Erfahrungen des letzten Jahrhunderts jede Operation, die nicht einen höchst soliden, sichtbaren Grund hat, sehr schwierig, und es möchte selbst das, was *Law* zu bewirken im Stande war, nicht mehr möglich seyn. Die Erscheinung, daß ein einzelnes Handelshaus mehr Credit hat, als der Staat, ist auch nicht so toll. Denn nicht gerechnet, daß es Zeiten giebt, wo das Privateigenthum weit mehr Garantie findet, als das des Staats: so ist gegen ein Handelshaus die Justiz mit dem Exequirer da, und man kann glauben, daß ein verständiger Privatmann, der dieses weiß, und die Folgen davon kennt, keine Engagements eingehen werde, die er nicht zu erfüllen im Stande ist. Überhaupt ist es mit dem Schuldenwesen und dem Banquerott eines Staats etwas ganz anderes, als mit dem eines Particuliers. Der Banquerott des Staats schadet im Wesentlichen den Gläubigern allein, nicht dem Staate, vielmehr bekommt der Staat, der Banquerot macht, d. h. seine Schulden los wird, ohne sie zu bezahlen, seine Einnahmen aber behält, neue Kraft, so daß er im Anfange des Credits, den er auf eine Zeitlang verliert, nicht bedarf, da hingegen ein Particulier durch ein Fallissement in eine höchst unglückliche, oft völlig hülflose Lage versetzt wird. — Wenn *Friedrichs* Finanzadministration so lange eine vollständige und innerlich consequente genannt werden kann, bis die höhere Kunst nicht existirt, sich von der Slavery des Metallgeldes dadurch loszumachen, daß man ihm ein wahrhaftes National-Creditgeld gegenüberstellt, und eines durch das andere garantirt und bündigt — S. 282: so möchte sie wohl ewig diesen Ruhm behalten. Denn nach der einmal Statt findenden Beschaffenheit und Lage der Dinge, und nach dem, was Metallgeld und Credit ist, — was es wenigstens denen ist, welche bis jetzt über dessen Wesen ernstliche Untersuchungen angestellt haben, — ist das Metallgeld die Basis alles Credits und aller zur Erleichterung und Erweiterung desselben erfundenen Mittel, dergestalt, daß alle Hülf- und Erleichterungs-Anstalten keine Realität und Dauer haben, wenn nicht die Sicherheit vorhanden ist, mit dem Surrogate auf jegliche Weise das ins Werk setzen zu können, was sich mit dem baaren Gelde thun läßt, und am Ende wirkliches Geld dafür zu erhal-

ten. Eine Wechselwirkung der Art, daß das Metallgeld durch ein Papiergeld an Solidität sollte gewinnen, oder an seinem wirklichen inneren Ansehen sollte verlieren können, ist gegen das Wesen und die Natur beider Gattungen von Geld. Denn wie sollte das Fundament an dem eine Stütze finden, dem es zum Fundament dient? Es ist daher auch das Streben, so viel edles Metall als möglich in ein Land hereinzuziehen, allerdings ein verständiges Streben, aber man muß nur nicht glauben, daß damit Alles geschehen sey. Unverständiger hingegen ist es, durch gewaltsame unnatürliche Operationen das edle Metall im Lande behalten zu wollen, und alles Geld, das man fremden Nationen bezahlt, für weggeworfen zu halten. Spanien und Holland — auf welche sich der Vf. S. 289 beruft, — können übrigens zum Beyspiel dienen, daß mit dem Einbringen des edlen Metalls in ein Land nicht Alles geschehen ist, und daß die Ausführung allein nicht nachtheilig wirke. Daß aber des Holländers Papier und dessen Wort so gut als Metallgeld war, rührte doch lediglich daher, weil man die Überzeugung hatte, daß man damit eben so weit als mit dem Metallgelde kommen, und dafür leicht Metallgeld erhalten konnte. — Die folgende Lehre des Vfs., der Staat müsse, um seine Versprechungen zu realisiren, so zu dem in seinem Umfange befindlichen Eigenthum greifen, wie ein Kaufmann zu dem seinigem, er müsse sich mit den gemeinen Hypotheken, Domainen, Regalien und Revenüen nicht begnügen, hebt alle Garantie des Privateigenthums auf. Was dieses wirkt, und wohin ein solches System führt, haben uns die terroristischen Zeiten in Frankreich gelehrt, und lehren uns die orientalischen Despotieen lange schon. Die Liebe zum Privateigenthum mag zu weit getrieben seyn, die Sorge für dasselbe mag Einzelne, die Schonung gegen dasselbe mag den Staat je zuweilen irre geleitet haben; aber dessen ungeachtet bleibt Heilighaltung des Privateigenthums eine der ersten und nothwendigsten Stützen des Staats, und eine Gleichgültigkeit gegen dasselbe, die so weit geht, daß auch nur einige Wenige sich in ein solches System willig fügen sollten, läßt sich in der That nicht erwarten, auch verständigerweise nicht wünschen.

(Der Beschlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Dresden, in der arnoldischen Buchhandlung: *Das neue Dresden.* — Ideen zur Verschönerung dieser Stadt. — Nebst einem wahren und einem eingebildeten Grundriß von Dresden. 1809. 24 S. 8. (16 Gr.)

Ein Erzeugniß der Zeit, welches bald nach dem Beschlusse, daß die Festungswerke von Dresden abgetragen werden sollten, im Druck erschien. Unstreitig enthält diese kleine Schrift, bey manchen nicht genug erwogenen Aufseerungen und nicht probhaltigen Projecten, überaus nützliche Winke und Vorschläge, und zeigt in dem Vf. einen unter-

richteten, hellsehenden, von seinem Gegenstande tief durchdrungenen Mann. Die beygefügtten zwey Kupferblätter haben beide ihren Werth, das erste als ein sehr guter Grundriß von Dresden; das zweyte dient dazu: des Vfs. Vorschläge mehr ins Licht zu setzen, und ist ebenfalls seinem Zwecke ganz angemessen.

Zu bedauern ist es, daß ein harter und absprechender Ton der Wirkung des vielen Guten dieser Schrift, vielleicht hie und da den Weg vertritt, wo es außerdem wohl Eingang hätte finden können.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 J U N I U S , 1 8 1 1 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Sander: *Über König Friedrich II und die Natur, Würde und Bestimmung der preussischen Monarchie* u. s. w., von Adam Müller u. s. w. (Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die 11 Vorlesung, überschrieben vom nationalen Heere und von der kriegerischen Erziehung der Nation, hat es zuerst mit einer Schilderung der verschiedenen Arten von Staatsmännern zu thun. Da nur ein Staatsmann nach Ideen ein tüchtiger, für die Zeiten passender Staatsmann wäre, ein solcher aber selten sey: so müsse eine Staatskunst nach Ideen ihn ersetzen, eine Staatskunst natürlich, wie die des Vfs. Bey den Betrachtungen über das Militärwesen geht der Vf. von dem in den *Elementen* weiter ausgeführten Satze aus, man müsse nicht bloß den Friedenszustand für den natürlichen Zustand des Staats betrachten, sondern auch den Kriegszustand mit hineinziehen. Für Preußen hätte man diesen Satz nicht so vergessen dürfen, wie er dort, ungeachtet des drückenden Übergewichts des Militärs, vergessen war. Ob es übrigens so ganz wahr sey, daß Preußen jetzt weniger als je einen Krieg voraussehen habe, ob durch die Conscription, die jetzt allgemein werde, der Jugend eine unbestimmte Kriegslust beygebracht werde, mag Rec. nicht entscheiden, so wie er die Art von militärischer Erziehung, wie sie der Vf. will, und den Geist der Selbstvertheidigung, der allenthalben um sich greifen müsse, nicht zu fassen vermag. Aber richtig ist, daß damit, daß man den Menschen die Waffen in die Hand giebt, nicht Alles, nur das Wenigste gethan sey. Der Geist, der in dem Waffenführer lebt, macht Alles aus, dieser muß geweckt werden, dieser muß die ganze Nation zu einem Heere machen, welches wohl aus dem Felde getrieben, aber nicht besiegt werden kann. So lange freylich ein Jeder, der Große wie der Kleine, hauptsächlich nur darauf denkt, sich mit dem kleinen Seinigen so gut als möglich aus der Affaire zu ziehen, wird nichts Großes hervorgebracht werden; wenn aber ein Jeder fühlt, daß das ganze Leben eines freyen Menschen nichts anders seyn müsse, als ein beständiges Hingeben des Geringeren, um das Größere zu erlangen, und dieses Größere dann gehörig begriffen ist: so können freylich Wunder geschehen.

Die 12 Vorlesung hat es mit der Nationaljustiz zu thun. Die Justizpflege sey als das eigentliche Heiligthum, als der Kern angesehen, alles Übrige hingegeben als Hülle. Sie habe man von der Gewalt des Sou-

verains eximiren wollen, und nur bey der Execution habe man seinen Arm nicht verschmäht. Aus dieser Ansicht folge, die Macht sey welche sie wolle, wechsle so oft sie wolle: so sey doch, sobald sie nur jener Justiz ihren Arm blind leihe, das Wesentliche des Staats schon vorhanden. Die Beschützung des gemeinen Krams sey ja da, und dieses sey genug. Gegen diese Ansicht declamirt der Vf. mit großem Eifer, und sucht den Rang und die Heiligkeit der Justiz durch herabsetzende Worte und Vergleichen zu schwächen. Es braucht jedoch kaum bemerkt zu werden, daß daraus, daß man die Justiz den Händen des Souverains entwenden will, und ihr eine ganz eigene Stellung einräumt, keineswegs das folge, was der Vf. daraus herleitet. Überdies erhält ja auch nicht nur das gemeine Eigenthum, sondern die ganze Existenz, das Leben, die Freyheit und die Ehre, durch die Justiz Garantie und Schutz. Und ist denn nicht selbst das gemeine Eigenthum, so hochherzig eine geringschätzende Behandlung desselben auch klingen mag, die erste Bedingung unserer Existenz? Wenn der Vf. sagt, daß man in den großen Stürmen der Revolution gelernt habe, daß der einzelne Mensch außer dem gemeinen Kram des Mein und Dein noch ein höheres Eigenthum, also ein höheres Verlangen brauche, ohne welches aller gemeine Besitz keinen Werth habe: so scheint dieses zwar auf den ersten Anblick wahr; aber wenn man der Sache weiter nachdenkt, und die Formel auflöst: so wird man finden, daß darin, daß die Justiz ihre Kraft, ihren eigenen heiligen Wirkungskreis verlor, daß Schwärmer und Schurken über die Gerechtsame, das Eigenthum, die Persönlichkeit Anderer, welche unter dem Schutze einer heilig gehaltenen Justiz unverletzbar gewesen seyn würden, nach ihren gut oder böse gemeinten Ansichten decretirten und disponirten, der letzte Grund von allen Übeln, von allen schauderhaften Erscheinungen lag. Höhere edlere Gefühle können und müssen den einzelnen Menschen freylich bestimmen, sein Eigenthum und seine Persönlichkeit aufzuopfern; aber dieses muß freywillig geschehen. Ein Staat kann nicht bestehen, diese höheren und edleren Gefühle für einen Staat, für eine Verfassung, für einen Regenten und dessen Stamm werden schwerlich je hervorgebracht werden, wenn die Maxime, dieses alles sey ein Plunder, der es nicht verdiene, daß man so für ihn forge, ihn so schon und so schätze, zur Anwendung kommt, und wenn man in Justizsachen je den Werth des Principis nach dem pecuniären Werth des Objects, bey welchem es angewandt wird, schätzen will. Daß andere Zweige

auch ihren Werth haben, wer hat das je geleugnet? Wo ist es ferner allgemein gebilligt, daß es ein Gesetzbuch gebe, welches für alle Völker und Länder passe? Selbst das römische Recht, wie hat es sich nicht fügen müssen in die deutschen Gewohnheiten! Und wie kann, was gegen ein allgemeines Gesetzbuch gilt, gegen ein allgemeines Maß, Gewicht und Münze vorgebracht werden, wobey alles auf Übereinkunft und Willkühr beruhet, wobey man von mathematischen Grundsätzen und Berechnungen ausgeht, welche allenthalben gleich sind und gleiche Resultate geben? — Die Vergleichung der Justiz mit dem Magen, wodurch sie herabgesetzt werden soll, spricht gegen den Vf. Denn ist nicht der Magen in der menschlichen Organisation und zu deren Erhaltung wichtiger, als jeder andere einzelne Theil der menschlichen Maschine? Was darüber gesagt wird, Alles zum geschriebenen Recht machen, dem Herkommen sein Daseyn und seine Kraft ganz nehmen zu wollen, ist wohl richtig; aber es ist auch unmöglich, der Gesetzgebung selbst eine Bewegung zu geben, wie der Vf. will. Dieses geht über die menschliche Kraft und ist auch nicht nöthig. Der einzelne Mensch kann und muß sich und seine Bewegung nach dem geschriebenen fest stehenden Buchstaben richten und bilden. Das Gesetzbuch ist — um das Bild des Vfs. bezubehalten — der Stern, und der Mensch das Instrument in der Hand des Beobachters. Wie dieser seine Bewegung nach der Stellung des Sterns einzurichten hat: so muß der einzelne Bürger seine Bewegung nach dem Stande des Gesetzbuchs einrichten, nicht, wie der Vf. will, umgekehrt. PN.

LEIPZIG, b. Gräff: *Handbuch für deutsche Gendarmen, und Lesebuch für Landesbewohner, um Erstere die schweren Pflichten ihres Amtes, und Letztere die Würde und Autorität dieser polizeylichen Staatsbeamten kennen zu lehren.* Von C. v. Perrin-Parnajon, kais. französ. Capitain en réforme. Nebst einem illum. Kupfer. 1810. XVI u. 240 S. kl. 8. (18 gr.)

Die Errichtung der königl. sächs. Gendarmerie im leipziger Kreis hat die nächste Veranlassung zu dieser Schrift gegeben. Der Vf. hatte die löbliche Absicht, eine Einrichtung, ihren Zweck und Nutzen näher bekannt zu machen, die uns in Deutschland vor den französischen Kriegen fremd gewesen; und da das Institut der Gendarmerie in Frankreich auf einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit gebracht worden ist: so konnte ein damit bekannter Mann, wie der Vf., allerdings viel Nützliches über diesen Gegenstand sagen.

Er hat seiner Schrift die Einkleidung von Gesprächen zwischen einem erfahrenen französischen Gendarmen und einem k. sächsischen neu angehenden gegeben, die auch das illuminierte Kupfer vorstellt. Diese Einkleidung hat den an sich weitläufigen Vortrag des Vfs. noch umständlicher gemacht. Er setzt Subjecte voraus, die man nicht zu Gendarmen nehmen sollte, wenn man mehrere Seiten braucht, um ihnen zu beweisen, daß sie das nicht selbst thun dürften,

was sie Anderen verbieten sollen, wie z. B. S. 17 ff. das Tabacksrauchen an Orten, wo es schädlich ist, der vielen Recapitulationen u. dgl. nicht zu gedenken. Sein Vorschlag zu Führung eines Tagebuchs und überhaupt der zu vielen Schreiberey wird nicht leicht ausführbar seyn. Im Ganzen dürfte der Vf. das Ideal eines Gendarmen für die mögliche Nachahmung zu hoch gestellt haben. Er macht sie zu einer Art militärischer Mönche mit den strengsten Ordensregeln die nach S. 28 nie einen Gang zu ihrem Vergnügen gehen, fast ganz isolirt leben, nie an ihres Wirths Tische essen, keinen Kindtauffchmaus geben sollen u. s. w. Dessen ungeachtet enthält das Buch viele nützliche Bemerkungen, zum Theil durch Beyspiele eindringlicher gemacht, und von S. 80 an eine Erläuterung der 49 §§. der Instruction für die k. sächs. Gendarmerie, so daß es wenigstens in die Hände der Obergendarmen zu kommen verdiente, um die Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit des Instituts zu beleben. Eben diese Wichtigkeit und die Rücksicht auf die jetzt in mehreren Ländern des Rheinbundes zum Vorschein kommende Gendarmerie wird hofentlich dem Rec. zur Entschuldigung dienen, wenn er noch einige Bemerkungen über diesen Gegenstand als Zugabe mittheilt. Die k. sächs. Gendarmerie weicht in ihrer Bestimmung von der französischen auch darin ab, daß ihr ein noch weiterer Wirkungskreis, fast das ganze Gebiet der Landespolizey, mit zugetheilt ist. Der sächs. Gendarme hat einen umfaffenden, und gegen Diebe und Landstreicher gefährlichen Posten. Dies setzt die Wahl von Subjecten von Kopf, Muth und Waffenübung sowohl als Amtsgewalt voraus. In wiefern die ersten Bedingnisse bey der Organisation berücksichtigt worden, kann Rec. nicht sagen; aber die letztere scheint in dem 18 Art. der sächs. Instruction S. 181 zum Nachtheil der Sicherheit des Publicums gelähmt zu seyn. Die empfohlene Schonung im Gebrauch der Gewehre gegen widerpenstige Diebe u. dgl. Personen; die zu ängstliche Vorschrift, nach den Beinen zu schießen, und wo möglich, nicht nach dem Kopfe zu hauen, die angefügte Warnung wegen dieserhalb zu befürchtender Untersuchung und Verlust von Freyheit und Leben; die Vorschrift, nur in *dringendster Lebensgefahr* die Gegner zu verletzen, — so sehr sie dem Menschlichkeitsgefühl Ehre macht — ist gerade geeignet, den Dienst des Gendarmen in dem wichtigsten Theile nutzlos zu machen. Weit consequenter scheint das französische System, nach welchem man mit Maleficanten nicht so viele Umstände macht. Dort ist, wie der Vf. S. 182 bemerkt, der Gendarme eine geheiligte Person; wer ihn angreift, dessen Leben ist unbedingt in seinen Händen. Wie ist in der Hitze des Handgemenges auch möglich, bey Schuß und Hieb lange zu zielen, zumal wenn man den Gendarmen weder Schießen noch Fechten lehrt; und warum soll der ehrliche Staatsbediente Complimente mit Verbrechern machen, während sie keine mit ihm machen, und oft die Stärkeren an Zahl sind? Aber es ist nicht der einzige Fall, wo das deutsche Criminalwesen aus übel verstandener Philosophie dem Schurken zu viel

Gunst, und dem Publicum zu wenig beweiset. Immer kommt man darauf zurück, für Stellen, die dem Staate mit ihrer Klugheit und ihrem Leben nützen sollen, *rechte brave Leute* — allenfalls auf bürgerschaftliche Zeugnisse rechtlicher Mitbürger auszulesen, und diesen in gefährlichen Fällen nicht im voraus durch die Perspective peinlicher Verantwortlichkeit Luft und Muth zu nehmen, für uns das Äußerste zu wagen. Setzt man nicht den ganzen Credit der Justiz und Polizey aufs Spiel, wenn der püßige Gauner merkt oder gedruckt liest, daß ihn der Gendarme nur, so zu sagen, mit Sammtpfötchen angreifen soll?

Eben so wichtig ist, daß man mit der Errichtung, mit dem Anlassen der Maschine nicht Alles für gethan halte. Nur stete Aufsicht, Beobachtung des Ganges, fortgehende Verbesserung kann aus der Maschine nach und nach etwas Lebendiges machen, und einen Geist hineinbringen, ohne welchen sie zu einer Alltäglichkeit herabzinken muß, ehe noch die erste Montur abgenutzt ist. — *Esprit de Corps*, Ehrgefühl in den Gendarmen zu wecken, sie selbst ehrenwerth halten, müßte ein Hauptaugenmerk seyn. Aber dann wähle man erst auch Ehrenwerthe!

Daß der Vf. — ein Elsässer von Geburt — seiner Schrift ein kleines Wörterbuch über mehrere gebrauchte fremde, und meist französische Wörter angehängt hat, wollen wir noch bemerken.

F. J.

BERLIN, b. Schmidt: *Der Bauernstand politisch betrachtet*. Nach Anleitung des königl. preuss. Edicts vom 9 Oct. 1807. Mit einer Beylage. 1810. 147 S. 8. (16-gr.)

Auf eine sonderbare Weise widmet der Vf. den Fürsten, Grafen, Freyherren, Burgherren, Rittern und Knappen der preussischen Monarchie diese Blätter, die nach seinem Vorgeben aus einem vaterländischen Gefühle „geboren wären“, um jene zu vermögen, dem Dienste des Landes die Sorgen, Arbeiten und Opfer zu bringen, die die Zeit von ihnen fodert, und ein Land nicht zu verlassen, das mit dem „besten Blute“ der Väter und Großväter getränkt, einstens das „genannteste“ in Europa war, und in dessen Bewohnern noch heute die alte Kraft, Treue, Redlichkeit, Biederkeit und Bravheit lebt. Wenn der Vf. keine anderen Gründe hat, als das *infandum, regina, jubes*, um für das Edict der k. p. Regierung, welches zunächst zu dieser Flugschrift Veranlassung gab, eine Geneigtheit zu bewirken: so wird das (S. 10) „eigene aufgegangene Licht deutscher Gerechtigkeit und Mäßigkeit, was das Edict aufsteckt“, bald verlöschen. Allein bey diesem bleibt der Vf. nicht stehen. Aus einer Höhe, worin uns schwindelt, leitet er die neue Gesetzgebung her, die die „Menschen nicht wie Strümpfe und Tücher (S. 14) machen“, sondern „zugleich nach Oben und nach Unten, nach Innen und nach Außen“ bilden soll (S. 39), weil ein „vollkommener harmonischer Mensch nur derjenige ist, bey welchem Leib und Seele im glücklichen Gleichgewichte sind; und da das Geschlecht, je mehr es durch Geist und Kunst nach oben gerissen und ver-

flüchtigt wird, desto mehr durch Leib und Natur unten befestigt und geschwert werden muß“: so entspringe hieraus für das Leben und den Staat, für die Einrichtung und Verwaltung beider das klare Gesetz: „Je unendlicher (S. 33) du oben zu seyn begehrest, desto mehr beschränke dich unten; je geistiger du nach dem Himmel empor strebst, desto irdischer binde dich unten an die Erde“; und hieraus gehe für den Staat die Nothwendigkeit hervor, „eine Masse von Bürgern in der Naturkraft und Natureinfalt zu erhalten, daß sie den Vergeistigten und Verflüchtigten gegenwiegen, die durch das Feuerement des Geistes Geschwächten und Verzehrten erneuen und ersetzen können.“ Nachdem auf diese Art der Vf. das Hochland an die Niederlande des Menschen und des Staats in das gehörige Gleichgewicht gesetzt hat: so redet er den Bauern das Wort, und er geht fast so weit, Alles verbauern zu wollen, weil die „Donnerstimme des Zeitgeistes (S. 55) die eiserne Nothwendigkeit erklärt, daß erbliche Privilegien und Vorrechte der Personen aufhören müssen.“ Unter anderen Gründen, die er für seinen Satz anführt (S. 27 u. f.), sind auch folgende: „Der Bauer steht als die feste unvergängliche Regel da, woran der gebildete Mensch sich messen und richten kann, was und wie er seyn soll; das Leben des Bauern mit der Natur, die freye Luft und das freye Licht, der unaufhörliche Kampf mit den Elementen, die tüchtige Arbeit und der tüchtige Genuß erhalte das innere und äußere Urbild des ächten alten Menschenstammes, die ewigen Gefühle und Ahnungen, die unvergänglichen Triebe und Kräfte, welche den Urnaturen inwohnten, als sie aus ihrem Garten Eden über die Länder zerstreuet wurden.“ Er will daher auch die „Ackergesetze“ (S. 21) eingeführt wissen, weil sie die „Sicherung der Freyheit und des Gleichgewichts des Staats wären“, und dann soll die Hälfte „fast aller Grundstücke (S. 43) von freyen Bauern bewohnt werden.“ Dieses Opfer sey ein Opfer dem neuen Zeitraum (S. 12) gebracht, der durch uns, durch „das Volk der Idee“ beginne. — Der Vf. muß durch die neue Philosophie sich auf eine Art verflüchtigt haben, daß er der Erde, und zwar einer tüchtigen Portion derselben, bedarf, um ihn wieder zur Sphäre der Menschen herabzuziehen. Darin spricht sich selbst sein Satz lebendig aus: als Bauer würde er sich nicht so entbauert haben. Denn er bleibt nicht bloß bey der Welt der Erscheinungen stehen; er kennt nicht bloß das Allgemeine und Nothwendige, sondern auch die „Polarität, die Träger des Lichts“, und (S. 118) den Menschen, als die „lebendige Poesie und in ewiger Poesie leben sollend.“ In der Beylage, die er eine Nachrede nennt, und die er (S. 109) „gehelmt und gepanzert wünscht“, weil sie Streit und Hader meint, hat er es vorzüglich mit *Adam Müllers* „Elementen der Staatskunst“ (nicht Staatskunde, wie er sagt) zu thun. Nachdem er sich durch die „zwey Weltsonnen“, das Alte und das Neue, durchgearbeitet hat, kommt er auf diese Elemente. *Müller* hatte behauptet: „In der Bewegung will der Staat betrachtet seyn.“ Das Wort Bewegung ergreift den Vf. sieberartig, und wenn gleich mit dieser

Hauptidee einverstanden: so folgert er auf eine ihm und den Göttern allein verständliche Art doch Sätze, die den *müllerischen* entgegen sind. Eine Paraphrase ist wirklich merkwürdig: „Auch soll der Mensch (S. 113) als Bürger, und der Staat als eine Masse von Bürgern rastlos der Sonne zurollen, die vorwärts lockt; denn der Staat ist ein Leib, und der Mensch als Bürger ist leiblich, und soll leiblich gewogen werden. Leiber aber schlafen oder sind todt, wenn sie nicht bewegt werden. Eine Bewegung rückwärts bey einem lebendigen Dinge ist keine — die des Krebses wird ja nicht gerühmt — also muß es vorwärts gehen.“ Wenn nun Einer, nach dem gewöhn-

lichen Sprichwort, seinen Verstand zu Hause gelassen hat, und er holt ihn wieder: so wäre das nach dem Vf. auch keine Bewegung! — In dem Hochflug seiner Ideen ist er nicht nur unbefangen genug, „das Christenthum zu belasten (S. 12), weil es dadurch, daß es den Geist zum Himmel hintrieb, die Erde vergessen läßt, sondern er schafft sich auch eine neue Sprache, z. B. S. 111 „es sind Nebler und Schwahler“; S. 118 „grieffachende Schelmenmemmen, die aus der Gegenwart immer wild herauslaufen wollen.“ Rec. kann dem Vf. nichts als einen *bon retour* wünschen, da er sich so weit aus der Gegenwart entfernt hat.

H. P. E.

KURZE ANZEIGEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Siegen, b. Jordan: Über öffentliche Armenanstalten auf dem Lande. Ein Versuch von Friedrich Wilhelm Emmermann, fuldaischem Finanz-Rathe. 1809. XIV u. 171 S. 8. — Folgendes sind die Gegenstände, die der Vf. in seine Schrift gezogen hat: I. Allgemeine Grundsätze bey Organisation der Land-Armenanstalten. II. Von Amts-Armencommissionen und deren Verwaltungspersonale, wie auch von der äußeren und inneren Form dieser Behörde und deren General- und Special-Aufsicht. III. Gegenstand und Zweck dieser Anstalten. IV. Obforgen zur Verhütung der Armuth. V. Besondere Obforgen zur Verhütung der Armuth zur Zeit des Kriegs und in anderen Nothfällen. VI. Aufsicht auf fremde Arme und herumschweifendes Gesindel. Anstalten zur Verhütung der Betteley. VII. Von der Obforgen zur Verhütung und Einschränkung des Supplicirens um Unterstützung und um Erlaß schuldiger Abgaben und anderer Gelder. VIII. Classification der inländischen Armen und Unterhaltung derselben. IX. Quellen der Amts- und Orts-Armencaffen, desgleichen von der Rechnungsführung. X. Erhebung der Armenbeyträge und deren Verwendung an Dürftige. XI. Grundsätze bey Bestimmung der Unterstützungen. XII. Von der Krankenpflege. XIII. Conscription der contribublen Geber der Armenbeyträge. XIV. Von der Verbindlichkeit der Armencommission gegen das Publicum.

Des Vfs. Absicht war, diesen Gegenstand nach den eigenen Erfahrungen seines Geschäftskreises zu bearbeiten. Er hat auch die neueren Schriften sorgfältig verglichen, um Vorschläge aufzustellen, welche unter gebührender Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse überall Anwendung finden könnten; besonders wollte er Selbstständigkeit und Dauer solcher Anstalten, auch ohne reelle Unterstützung der Volksclassen, begründen helfen. — Als Leitfaden für angehende Polizeybeamte betrachtet, enthält diese Schrift eine nützliche Zusammenstellung der jetzt meist allgemein angenommenen Grundsätze und Ansichten dieses wichtigen Gegenstandes; auch ist in den Noten auf manche neuere gute Schrift verwiesen, und das Ganze in einer guten Schreibart vorgetragen. Würde der Vf., der einen löblichen Eifer für seinen Gegenstand verräth, bey einer zweyten Bearbeitung die Eigentümlichkeiten der Dörfer und ihrer Bewohner schärfer ins Angefaßen: so ist kein Zweifel, daß ihn dieses auf die Modification mancher Vorschläge, so wie auf die Auffindung neuer Standpuncte führen müßte. — S. 15 ist richtig gesagt, daß der Geist und Eifer der Verwaltung Alles thut; aber diesen Geist giebt keine Schrift, ihn wirkt keine Organisation. Daher steht es bey allem Schreiben, ja bey allem Handeln noch nicht besser mit unseren Verbesserungen. Talente, Verstand, Berühmtheit suchen wir bey den Dienstcandidaten; aber wir fragen nicht nach Amtstugenden, womit unsere biedereren Vorfahren so Manches leisteten. — Die Vorschläge im 2 Cap. zur Zusammensetzung einer Amts- und einer Special-Dorfarmencommission und Aufsicht gehen auf ein fast zu mühsames Detail. Rec. ist der Meinung des H. v. Noßitz (Armenversorgung in Dörfern S. 148), daß Dorfarmenanstalten nicht genug vereinfacht, nicht genug von alledem Landmann lästigen Schreiberey u. dgl. können befreit werden. S. 17. 18. Rec. ist ganz mit dem obersten Grundsatz einverstanden, daß nicht bloß die Armen versorgt, sondern, was noch nöthiger, die Ursachen (so viel es Menschen möglich)

weggeräumt werden müssen, aus welchen Elend, Betteley und Verbrechen entstehen; aber die Folgerung, daß Arbeitsanstalten dieses erschöpfen, kann er nicht zugeben. Arbeitsanstalten umfassen und fördern schwerlich alle dazu nöthige Arbeit; andere Rücksichten zu geschweigen. S. 25. Die Regel, daß jeder Ort seine Armen ernähren müsse, leidet Ausnahmen, die man in *praxi* zu wenig berücksichtigt, um gleichwider fertig zu seyn. S. 27 kann es wohl des Vfs. Meinung nicht gewesen seyn, eine bürgerliche Freyheit und eine schöne Tugend durch Verbiethen der Privatwohlthaten zu unterdrücken. Zu S. 58. Das Zuorkommen der Armuth (Verarmung) ist, wie der Vf. selbst sagt, eine schwere Aufgabe, und eine stete Aufsicht auf den Mittelstand ohne Despotie fast unmöglich. Man bedenke nur, daß die Beamten, bey allem Verstand, auf den man bey ihrer Annahme sieht, Menschen mit Leidenschaften sind, die diesen weitgehend senden; und in die Heimlichkeiten des häuslichen Lebens einschneidenden Wirkungskreis gar zu leicht mißbrauchen können. In großen Ländern, wo die entfernten Klagenorte selbst bis zum Throne schallen, gerade am leichtesten. Conduitenlisten, Klatscherey und kleinliche Chikanen sind hier kaum zu vermeiden. S. 94. Mit Recht rügt der Vf. den fortdauernden Leichtsinne bey Ausstellung der Pässe für die niederen Classen, und der Kundschaften. Rec. sind dergleichen falsche, oft in den größten Städten vürfte, genug vorgekommen. S. 98. Richtig; daß bis jetzt mehr für Aufgreifen als das Unschädliche der Landstreicher gesorgt werde. Der Vorschlag ist nicht übel, sie als Matrosen und Seesoldaten aufs Meer zu schiffen, von wannen sie nicht gleich wiederkommen können. Es wähen aber auch noch viele liederliche Dirnen umher, die nach Port-Jakson wünschen möchte. S. 113 wird mit Recht auf die mit Zunder, kleinem hölzernen Geräthe u. dgl. als Platz der Landleute herumziehende Krämer anmerksam gemacht, und vorgeschlagen, nur Einheimische zu privilegiren. Der Landmann kann diese kleinen Bedürfnisse nicht entbehren, und aber bey der Gelegenheit die oft gefährlichen Verkäufer halb ernähren. — Nun noch so viel im Allgemeinen. Daß bey der Armuth im Staate, die h. z. T. leicht in Armuth des Staats übergehen könnte, dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierungen verdient, ist wohl keine Frage. Aber nach Rec. Meinung ist man mit den Grundsätzen der Behandlung schwerlich so aufs Reine, als man bis und da, nach den Ansätzen zu urtheilen, zu glauben scheint. Im Durchschnitt wird es Land, wo die Natur den stillen Fleiß belohnt, und der Reize zu Verderben weniger sind, immer das kleinere Armencontingent liefern. Eure Städte behaltet im Auge, ihr Oberpolizeyen! — Der Gegenstand des Übels zieht uns noch zu viel von seiner Quelle ab, wo edlere und einfachere Mittel mehr wirken könnten, als die vielen Künsteleyen, durch die wir jedes Individuum zu einer Garmaschine machen möchten u. dgl. w. Man muß nicht bloß den Fleiß der Hände wecken, und dabey Faulheit der Seele, Mangel der Selbstthätigkeit und Umlacht; in den Armen einreisen lassen. Wolte man, bey einer Revision unserer Grundsätze der Armenversorgung, sie mit der Natur des Menschen, mit dem Standpunct unserer jetzigen Civilisation genau vergleichen: so würden wir eine moralische Lücke zu verstopfen finden: eine Arbeit, die vielen Ursachen der Verarmung am leichtesten begegnet könnte, aber leider! unserer Verwöhnung so schwer vorkommt.

F. J.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 J U N I U S 1811.

ASIATISCHE LITERATUR.

ST. PETERSBURG, im akademischen Verlage: *Archiv für asiatische Literatur, Geschichte und Sprachkunde*. Verfaßt von Julius von Klaproth. Erster Band. Herausgegeben auf Befehl der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1811. VIII u. 224 S. in 4. Mit 5 Kupfertaf.

Die Erscheinung dieses Archivs berechtigt zu der Hoffnung, daß für das in Rußland bisher so sehr vernachlässigte Studium der asiatischen Literatur in diesem Reiche endlich einmal eine günstigere Periode eintreten dürfte. Von dem Eifer und den ausgebreiteten Sprachkenntnissen des Hn. von Klaproth läßt sich viel erwarten; und daß die jetzige liberale Regierung es ihm an Aufmunterung und Unterstützung nicht werde fehlen lassen, darf man um so weniger bezweifeln, je wichtiger es für sie selbst seyn muß, den Welttheil, in welchem die größere Hälfte des Reichs liegt, genauer kennen zu lernen. Untersuchungen über die Literatur und die Geschichte der zahlreichen, und großen Theils noch wenig bekannten Völker Asiens sind unstreitig das sicherste Mittel, durch welches eine gründliche und genaue Kenntniß von diesem Welttheile und seinen Bewohnern erlangt wird. Indem dadurch unsere Kenntniß erweitert, und die Wissenschaften bereichert werden, darf auch die Politik auf Resultate rechnen, deren Benutzung für Rußland von bedeutendem Vortheil seyn könnte.

Eine *Parallele der vorzüglichsten Schriftarten Asiens mit dem deutschen Alphabet* eröffnet die Reihe der in diesem Bande befindlichen Aufsätze, welche sämmtlich von Hn. von Klaproth herrühren. Die asiatischen Alphabete weichen der Form, Ordnung, dem Gehalte und der Anzahl ihrer Buchstaben nach bekanntlich von den europäischen sehr weit ab. Es ist, wie der Vf. sehr wahr bemerkt, und wie auch schon öfter gerügt worden, einer der unangenehmsten Übelstände in den Büchern, die Asien und seine Literatur betreffen, daß die Verfasser derselben, ohne die nöthige Einförmigkeit zu beobachten, die fremden Wörter bald auf diese, bald auf jene Art, immer aber mit verschiedenen Buchstaben schreiben. Mit Recht hielt es daher der Vf. für erforderlich, beym Anfange dieses Archivs eine unveränderliche Parallele zwischen den vorzüglichsten asiatischen Alphabeten und dem deutschen festzusetzen. Es ist ein Kanon für das arabisch - persisch - türkische, dann für

das mandschuische, für das chinesische, und für das doppelte (gemeine und kirchliche) georgische Alphabet aufgestellt. Bey dem chinesischen bemerkt der Vf., daß die Sylben, welche sich nach seiner Schreibart auf *nn* endigen, in anderen Werken gewöhnlich mit *ng* ausgedrückt werden; dieses sey aber durchaus unrichtig, indem man am Ende weder ein *g*, noch ein *n nasal* höre, sondern ein wirkliches *n*, stark, und fast doppelt ausgesprochen. Wichtig nicht allein für die Sprachkunde, sondern auch für die Geschichte und Völkerkunde ist die zweyte Abhandlung über die kaukasischen Sprachen. *Güldenstädt*, dessen Verdienste um die Kenntniß des Kaukasus der Vf. volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, hat zwar die zahlreichen Völkerschaften, welche dieses Gebirg bewohnen, nach ihren Sprachen geordnet; allein da Sprachkunde nicht eigentlich sein Fach war: so konnte er sich auf keine weiteren Untersuchungen über ihre Ähnlichkeit mit anderen asiatischen Sprachen einlassen, die auf Resultate über den Ursprung und die Verwandtschaft jener Völker geführt haben würden. Den Hn. von Klaproth setzte eine in den Jahren 1807 und 1808 in das kaukasische Gebirg unternommene Reise; und eine Sammlung hinreichender Hülfsmittel in den Stand, das, was *Güldenstädt* angefangen, zu vollenden; und seine Untersuchungen dürften, wenn sie vollständig vor uns liegen werden, auf eine ganz neue Ansicht des Kaukasus und seiner Bewohner führen. Jetzt erhalten wir nur den ersten Abschnitt, welcher sich sehr ausführlich mit den *lesgischen* Völkerschaften beschäftigt. Diese bewohnen den östlichen Theil des Kaukasus, von den türkisch - iatarischen und anderen asiatischen Nationen *Daghestan* oder *Lesgistan* genannt. Da die in Lesgistan wohnenden Völker sehr verschiedenen Ursprungs sind, und gewöhnlich abge sondert von einander leben: so benennen sie sich selbst auch nicht mit einem gemeinschaftlichen Namen. Das Wort *Lesgji* ist ihnen zwar bekannt; allein sie bedienen sich desselben bloß als Accommodation gegen Fremde, und können keine Bedeutung davon angeben. Dem Vf. ist wahrscheinlich, daß es vom kaszickumukischen Worte *Les*, Mann, abstamme. Diejenigen, welche Dialekte der awarischen Sprache reden, nennen sich gewöhnlich *Marulal*, Bergbewohner, vom Singular *Marul*, der wieder von *Mehr*, Berg, abgeleitet ist. Man muß also ganz von der Meinung zurückkommen, daß die *Lesgji* eine Nation ausmachen, und diese Wort nur so nehmen, wie man sich ehemals der Namen Scythen und Tataren bediente, um alle Nordasien zu be-

zeichnen. Dafs Daghestan schon vor Alters von mehreren verschiedenen Völkern bewohnt worden sey, erhellt aus *Strabo*, der in Albanien sechs und zwanzig Sprachen zählt, weil die diesen Landstrich bewohnenden Stämme wenig Umgang mit einander hatten. Bey *Abulfeda* heisst der östliche Kaukasus *Dschebal-ellissani*, d. i. Berg der Sprachen, weil die denselben bewohnenden Völker dreyhundert Sprachen reden sollen. *Güldenstädt* nahm in Lesgjistan acht Hauptdialekte an; Hr. v. *Klapr.* fand aber bey genauerer Untersuchung, dafs der Hauptsprachen dieses Landes nur vier sind. Die erste derselben nennt der Vf. die *awarische*, welche in den Districten zwischen den Flüssen Akkai und Koissu, und den Bergen *Endery* und *Schad*, oder *Schadagh*, in sehr abweichenden Dialekten herrscht. Der mächtigste unter allen lesgjischen Fürsten ist der Chan der Avar, der in der Landessprache *Chunfag - Nuzahl*, d. i. Beherrscher von Chunfag, von den Tataren und Persern *Lesgi-chan* genannt wird. Seine Unterthanen heissen bey ihnen nach dem Hauptstamme Avaren, persisch *Avdr* (*injustitia, iniquitas, tyrannus*), und kommen schon im *Send* unter dem Namen *Auyr* vor. Sie zeichnen sich vor allen Bewohnern Lesgjistans durch bequemere und bessere Lebensart und Gastfreundschaft aus. Der Vf. vermuthet, sie seyen Überbleibsel der *Ouap* und *Xourvi*, Uarchoniten, oder Pseudo-Awaren der Byzantiner, die nach Theophilus Simocatta Stämme der *Ogor* waren, und nördlich vom Kaukasus am kaspischen Meere wohnten. Dafs diese aber auch von den wirklichen östlichen Awaren, die von Chagan 597 n. Chr. überwunden wurden, abstammen, ist sehr wahrscheinlich. Da diese sowohl in der Sprache als in der Kleidung den Hunnen ähnlich gewesen seyn sollen: so ist es nicht befremdend, dafs der Vf. mehrere hunnische Namen, z. B. *Uldin*, *Attila*, *Budach*, *Eska*, bey den jetzigen Awaren im Kaukasus wiederfand. Eben so merkwürdig ist die bedeutende Ähnlichkeit der awarischen Wurzelwörter mit denen der samojedischen, ostiakischen und anderen sibirischen Sprachen, wodurch viel Licht über den Ursprung dieses Volks verbreitet wird. Der Vf. zeigt jene Ähnlichkeit ausführlich an fünf und sechzig Wörtern. Er bemerkt indessen selbst, dafs es jetzt noch zu früh sey, auf diese Data Hypothesen zu bauen, und er macht Hoffnung, dafs eine bald zu unternehmende zweyte Reise in den Kaukasus und nach Sibirien noch interessantere Resultate liefern werde. Die awarische Sprache ist übrigens, wie alle im Kaukasus gesprochenen, ausserordentlich rauh, und zeichnet sich besonders durch ungewöhnliche Consonanten-Verbindungen, Buchstaben-Zusammenhiehungen, und dumpfe, breit und im Halbe ausgesprochene Vocale und Diphthongen aus. Man findet hier die widerstrebendsten Consonanten, und oft dreyfach verbunden, wie *ktl*, *htl*, *ttl*, *thl* u. dgl. Die Buchstaben *k*, *ch*, *h*, *n*, *t*, *m*, *z* und *tsch* werden häufig tief in der Gurgel ausgesprochen, und zwar so dunkel, dafs ein ungeübtes Ohr sie kaum auffassen kann. Die mehresten Wurzeln sind einsylbig, z. B.

tschi, Mensch, *hor* oder *or*, Fluß, *uas*, Knabe, *za*, Feuer, *tschnu*, Fische, *zad*, Regen, *za*, Salz, *tschel*, Brod, *hö*, Wachs, *ryach*, Milch, *bäck*, Sonne. Die Nomina haben kein Geschlecht, und die ihnen beygefügtten Adjectiva und Pronomina bleiben unverändert: so sagt man z. B. *herau tschi*, der alte Mann, *herau tschushu*, die alte Frau, *dür otz*, mein Ocul, *dür ahä*, meine Kuh. Hr. v. *Kl.* giebt zwey vollständige Paradigmen der Declination, in welchen es befreymdet, dafs in den Pluralen ganz andere Stammwörter als im Singular gebraucht werden. So ist im Singular *Tschi*, der Mensch, Genitiv und Dativ *Tschiat*, im Plural *adamal*, die Menschen (offenbar aus dem arabischen *أدم*), Genit. und Dat. *adamet-tul*. Von *Tscheshu*, Genit. und Dativ. *Tscheshul*, die Frau, ist der Plural *rutschabe*, Genit. und Dat. *rutschabatul*, die Frauen. Die Adjectiva werden den Substantiven bald vor - bald nachgesetzt. Sie endigen sich häufig in *ab* oder *aw*, z. B. *dahab*, wenig, *madshab*, gelb. Über die Conjugation der awarischen Verba, die sehr verwickelt ist, konnte der Vf. in der kurzen Zeit, die ihm zu diesen Untersuchungen vergönnt war, wenig Ausführliches erfahren. Sie ist sehr irregulär, und man braucht selten das Futurum, sondern setzt statt desselben das Präsens. Viele Verba werden aus Substantiven, Adjectiven und Adverbien mit dem Hülfswort *seyn* gebildet, dessen gewöhnliche Formen, so wie das Präsens und Präteritum des Verbum *sprechen* (*avila*, ich spreche, *avila*, du sprichst, *dos avila*, er spricht), letzteres aus dem Munde eines chungasischen Fürsten, sich S. 35 befinden. Ausserdem hat der Vf., um den Bau dieser Sprache zu zeigen, die Übersetzung des Vaterunsers im chungasischen Dialekt mit einer grammatischen Zergliederung beygefügt, und dann noch mehrere längere und kürzere Redefätze in der Sprache der südlichen Awaren und der Andi, um die Abweichung beider von einander zu bestimmen, und ihre wesentliche Verschiedenheit deutlich zu machen. Weniger ausführlich sind die Nachrichten von den drey übrigen Hauptsprachen in Lesgjistan, dem *Ckadhi* (oder *Ckaszi*) — *Ckumukischen*, *Akuschnischen* und *Kurdischen*; doch werden auch von den beiden ersten mehrere Sprachproben neben einander gestellt und analysirt. Im folgenden Bande verspricht der Vf. ein grosses lesgisches vergleichendes Vocabular, so wie die Fortsetzung der kaukasischen Sprachen zu liefern. Die dritte Abhandlung über den Ursprung der *Aghvanen*, oder *Afghanen*, eines Volks, welches jetzt das östliche Persien beherrscht, und besonders die gebirgigen Gegenden der Provinzen *Kabul* und *Chandahar* bewohnt, giebt zuerst eine Übersicht der von denselben bekannten historischen Nachrichten, so wie der Sagen und Vermuthungen über die Abstammung derselben; hierauf beweist der Vf. aus mehreren von ihm mitgetheilten Proben der Sprache dieses Volks, dafs es zum medischen Stamme gehöre, welcher sich aus der grössten Ähnlichkeit der Sprache mit dem Neu-Persischen dem *Send*, *Pehlvi*, *Kurdischen*, *Ossetischen*, den *slavischen* und

germanischen Dialekten ergibt. „Ob man indessen“, sagt der Vf., „darum dieses Volk aus Medien und der Gegend des kaspischen Meeres herleiten kann, ist noch sehr die Frage, weil uns bey einer solchen Hypothese kein einziges historisches Datum zu Hülfe kommt. Im Gegentheil dürfte es wohl immer in den Gebirgen zwischen Persien, Hindostan und Bactrien gewohnt haben; und wäre so in der großen indisch-medisch-avasisch-germanischen Völker-Kette, die vom Ganges bis zu den britannischen Inseln reicht, als ein Glied anzusehen, das an seinem rechten Platze in derselben steht. 4) *Babur Nameh* (Baburs-Buch) oder *Buch des Raths*, ein interessantes Werk, in türkisch-tatarischer Sprache aus dem sechzehnten Jahrhundert, worin Sultan Babur, Stifter des mongolischen Reichs in Hindostan, seine eigenen Feldzüge und Thaten beschreibt. Es wird hier eine Übersetzung des ersten Abschnitts geliefert, welcher eine Beschreibung der Landschaft *Ferghānah* enthält, deren Beherrscher Babur selbst einige Jahre lang war, bis er von Schaipek, dem Chan der Urbeck, vertrieben, und nach Indien zu fliehen genöthigt wurde. In dem folgenden Bande des Archivs soll aus demselben Werke die Beschreibung der Stadt und des Gebiets von *Samar-kand* folgen, die, mit der hier mitgetheilten Beschreibung von *Ferghānah* verbunden, sehr zur Erweiterung der geographischen Kenntniss jener Gegend dienen wird. 5) *Sir George Stauntons chinesische Abhandlung über die Kuhpocken-Impfung*, von dem englischen Verfasser zu Canton im Jahr 1805 herausgegeben. Sie besteht aus sieben Blättern in groß Octav, und führt den Titel: *Inn — gü — li — gü — rin — tschü — dshunn — deu — ki — schü*, d. i. *Buch von den Wundern der neuen im englischen Reiche erfundenen Pockeninoculation*. Hr. v. Kl. giebt einen kurzen Auszug aus dieser Abhandlung, deren Zweck ist, diese nützliche Erfindung in China bekannt zu machen und zu empfehlen. Der Stil des Buchs ist sehr einfach, verräth aber doch den ausländischen Verfasser, dem man das Bemühen ansieht, nach chinesischer Manier vorzutragen. 6) *Excerpta ex libro Stephani, Syrensis Archiepiscopi, scripto ubi finem seculi XII, cui titulus est: Badmuthiun Orbeleanz, Historia Satraparum Orbelensium, in regione Armenia, a M. V. La-Crozio Bayero transmissa*. Diese Excerpte sind, welches Hn. v. Kl. unbekannt gewesen zu seyn scheint, bereits in dem *Thesauro Epistolico La-Croziano* T. III. p. 5, und 11 — 14 abgedruckt. 7) *Historische Fragmente über Awa und Pegu, nebst einem Wörterverzeichnis der bomanischen Sprache*. Die verbreitetste Sprache in Hinterindien ist die *awaische*, die auch die *omanische* oder *birmanische* genannt wird, und in den Reichen *Awa* und *Pegu* zu Hause ist. Sie wird von den Ufern des Meeres an, tief in das Land hinein, bis an die Grenzen der chinesischen Provinz *ün-nän* gesprochen, und ist als eine eigene Stammprache anzusehen, obgleich mehrere, dem Chinesischen ähnliche Wurzeln auf eine gemeinschaftliche Quelle beider schließen lassen. Das Volk, welches

diese uns bisher nur sehr wenig bekannte Mundart spricht, nennt sich selbst *Mran — Md*, oder *Myan — md*, woraus *Mien* gemacht worden, unter welchem Namen es *Marco Polo* kennt. Die ziemlich ausführlichen Nachrichten, welche dieser Reisende im II B. C. 42, 43, 44, von dem Reiche der Mien, und den zu seiner Zeit daselbst vorgefallenen Begebenheiten erteilt, hat Hr. v. Kl. aus *Ramusio's* Ausgabe vollständig abdrucken lassen, um seinen Lesern die Vergleichung derselben mit den hier von ihm zuerst bekannt gemachten, jenes Reich betreffenden Auszügen aus den chinesischen Annalen zu erleichtern. Die Übereinstimmung der letzteren mit den Berichten des italienischen Reisenden ist merkwürdig, und bewährt auf das Neue die Glaubwürdigkeit jener so lange verkannten Reisebeschreibung. Die aus den chinesischen Annalen gezogenen Nachrichten über die Nation der Mien gehen bis zum J. C. 1396, in welchem sich dieselbe den Chinesen freywillig unterwarf. Doch führten in der Folge beide Völker häufig Kriege mit einander. Von einem im J. 1767 von den Chinesen gegen die Mien unternommenen Feldzug, der aber für die ersteren höchst unglücklich ausfiel, gab der Engländer *Symes* in seiner Gesandtschaftsreise nach Ava Nachrichten, welche Hr. v. Kl. aus der französischen Übersetzung von *Castéra* mittheilt. Die Mien- oder bomanische Sprache ist einsylbig; allein ihr Stil ist sehr schwülstig und weiterschweifig. So darf man z. B. nicht sagen *ein Mensch*, *ein Krug*, u. dgl.; sondern *Mensch eine Person*, *Krug eine Rundung*. Nur bey Maß und Gewicht wird ordentlich gezählt. Eine Declination ist in dieser Sprache nicht zu finden, so wenig als in anderen Sprachen desselben Stammes. Der Plural, wenn er ausgedrückt wird, pflegt durch die Sylbe *do* oder *to* bezeichnet zu werden. Das Verbum hat nur eine Conjugation in vier Modis, *Interrogativus*, *Imperativus*, *Gerundium* und *modus communis*. Zeiten giebt es drey: Präsens, Präteritum und Futurum. Den Mangel an Wörtern ersetzt diese Sprache theils durch Umschreibungen, die dann wie Zusammensetzungen aussehen, theils durch Tropen. *Sü* heißt *Licht*, und figurlich die *Schönheit*, und *pak* der *Mund*; daher *Sü-pak* die *Lippen*, weil sie die Schönheit des Mundes ausmachen. *Der Ruhm des Holzes* bedeutet die *Blüthe*. Wie das chinesische *dsü*, so ist auch hier das Wort, welches *Kind* bedeutet, ein gewöhnlicher Anhang anderer Substantive, und bildet Diminutiva; ein *kleines Gewicht* heißt daher *Gewicht-Kind*. Hr. v. Kl. theilt S. 143 sqq. dem Publicum ein chinesisch-bomanisches Wörterbuch übersetzt mit, welches vor ungefähr siebenzig Jahren von einem Dollmetscher, der die Gesandtschaft von Mien-dian nach Peking begleitete, verfaßt worden ist. 8) *Sprachenproben von Lieu-Kieu*, ein zwischen Japan und Formosa gelegenen Inselgruppe. Dieser aus 36 Inseln bestehende Staat wird von einem Könige beherrscht, der unter chinesischer Oberherrschaft steht, und zum Zeichen derselben ein aus Peking erhaltenes Siegel mit chinesischen und mandschuischen Charakteren führt. Das von Hn. Kl.

hier übersetzt gelieferte Wörterbuch der Sprache dieser Inseln ist gleichfalls von einem Dollmetscher, der Gefandte von da nach Peking begleitete, aufgesetzt. Es beweiset, dals diese Sprache ein Dialekt der japanischen ist, der viel Chinesisches aufgenommen hat. 9) *Bemerkungen über die chinesisch-russische Grenze*, gesammelt auf einer Reise an derselben im Jahr 1806. Dieser Aufsatz enthält zuerst Nachrichten von dem Verkehr zwischen Rußland und China im siebzehnten Jahrhundert, und von den Ereignissen, durch welche die Abschließung des Tractats von 1727 herbeygeführt wurde, in welchem die Grenze zwischen beiden Reichen zuerst genauer bestimmt wurde. Dann folgt der eigentliche Friedens- Tractat, hier zum erstenmale aus dem Original, welches in mandschuischer Sprache abgefaßt ist, übersetzt, weil die vorhandene lateinische und russische Übersetzung, nach Hn. v. Kl's. Versicherung, fehlerhaft ist, und in mehreren Stücken, besonders in der Rechtschreibung der Namen, sehr von dem Original abweicht. Da nach Abschluß dieses Tractats dennoch hin und wieder Zwistigkeiten entstanden, die vorzüglich durch das Übertreten der Grenze, und die nicht immer erfolgte Bestrafung der Entflohenen verursacht wurden, und hierüber wirklich im Tractat Manches unbestimmt gelassen worden war: so wurde im Jahre 1767 durch Revidirung und Verbesserung jenes Tractats den Beschwerden völlig abgeholfen. Das Resultat dieser Unterhandlungen liefert der Vf. gleichfalls aus dem Mandschuischen übersetzt. Längs dem ganzen Strich vom Flusse *Buchtorma* bis an das ochotzkische Meer geht nun eine ausgezeichnete Grenzlinie in einem Zwischenraum, der nach Beschaffenheit der Gegend fünf, zehen, und dreyszig Klafter breit, und von allem beiderseitigen Anspruch befreyt ist. Diese soll, ausser den besonders bestimmten Durchgängen niemals betreten, sondern nur beschützt werden, und macht die eigentliche Grenze beider Reiche. Sie wurde, je nachdem die Lage des Landes, oder seine grössere und kleinere Einwohnerzahl, es erforderte, mit mehr oder weniger entfernten Grenzposten besetzt, die sich alle auf Gesichtswerte einander gegenüber stehen, und auf fünf, zehen bis zwanzig Werste längs der Grenze von einander entlegen sind. Täglich müssen diese die obgedachte Linie genau untersuchen, und alle unerlaubte Gemeinschaft der beiderseitigen Völker, so wie die Übertretung der Grenze verhindern. In dem Friedenstractat von 1727 war festgesetzt worden, dals an dem Bache *Kjachta*, 91 Werste von der Stadt Selen-

ginsk, der erste Handlungsort, und am Flusse *Gan*, der sich mit dem *Argus* vereinigt, in der *Zuruchaitu* genannten Gegend, der zweyte angelegt werden solle, damit die russischen und chinesischen Kaufleute eine beständige Niederlage ihrer Waaren zum Austauschen haben könnten. Im Jahr 1728 wurde auch der erste Grund zu den beiderseitigen Handlungsplätzen von *Kjachta* gelegt, welche Hr. v. Kl. sehr ausführlich beschreibt. Der Handelsverkehr zwischen Russen und Chinesen ist hier sehr lebhaft, welches bey dem andern Handelsplatze, *Zuruchaitu* am Flusse *Argus*, der Fall nicht ist. Die Lage dieser Orts ist nicht so vortheilhaft für die Kaufleute als die von *Kjachta*, wohin die Waaren aus Rußland zu Wasser geführt werden können. Der Weg nach *Zuruchaitu* hingegen geht über raube Gebirge, und ist sehr beschwerlich, daher die chinesischen Kaufleute nie eine starke Zufuhr von Waaren dahin brachten. Obgleich im Grenzvertrage der Abgang einer *Karawana* nach Peking auf alle drey Jahre festgesetzt ist: so ist dies doch nie ganz genau beobachtet worden. Nur von den Jahren 1727 bis 1755 sind *Karawanen*, and zwar nicht mehr als sechs dahin abgegangen. Da aber auch bey diesen für Rußland- Handel wenig Gewinn war: so untersagte die Kaiserin *Catharina* im J. 1763 alle Krons- *Karawanen* nach China, und überhiefs den Privatkauflenten den ganzen Handel in *Kjachta*, der dadurch in bedeutende Aufnahme kam, so dals jetzt gar keine *Karawanen* nach Peking mehr gehen.

Von den fünf bey diesem Bande befindlichen Kupfertafeln enthalten drey chinesische und andere Schriftproben. Auf der vierten befindet sich das Bildniß des *Gesfür- chan*, eines unter die Halbgötter versetzten mongolischen Feldherren, den die jetzt in China herrschende mandschuische Familie für ihren Schutzgeist erkennt. Ihm ist in dem chinesischen Handlungsorte bey *Kjachta* ein prächtiger Tempel gewidmet. Wenn man in diesen hineintritt: so erblickt man gleich vor dem Haupteingange einen mit Früchten, Speisen und Zuckergebäcken besetzten Altar, der mit gelbem Seidenzeuge behängt ist, und auf demselben eine Tafel mit der chinesischen Inschrift: *Dem erhabenen Kaiser der Tdi- zinn* (der Name der mandschuischen Dynastie in China), *zehntausend zehntausend Jahre!* Die chinesischen Charaktere dieser Inschrift sind nebst den aus Drachen bestehenden Verzierungen auf der fünften (Tab. II bezeichneten) Kupfertafel abgebildet.

A. P. L.

K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Neuer Volkskalender auf das Jahr 1811. Oder Beyträge zu einer nützlichen und angenehmen Unterhaltung, besonders für den Bürger und Landmann*; herausgegeben von F. J. Kuschner, Prediger zu Haien und Grohnde. 196 S. 8. (9 Gr.)

Ein vieljähriger Freund in seiner gewöhnlichen Umgebung. Mit Sorgfalt und Überlegung hat Hr. K. auch für dieses Jahr den Stoff seiner Unterhaltungen und Belehrungen gewählt. Unter den gemeinnützigen Bemerkungen und Vorschlägen für Haushaltungen in der Stadt und auf dem Lan-

de verdienen die Bemerkungen eines erfahrenen Bienenvaters über die Nachtheile, die durch das Füttern der Bienen entstehen, besonders Berücksichtigung. Die Faulbrut entsteht nach diesen Bemerkungen aus der Herbstfütterung, die Entvölkerung aber durch das Füttern im Frühjahr. Die vorgeschlagene Fütterungsart, wobey beide Nachtheile vermieden werden, ist mit wenig Umständen verbunden, und kann auch in der strengsten Kälte angewendet werden. Der Empfang des Landesherrn, S. 195, ist wohl für das J. 1811 ganz etwas zu alte Anekdote.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 J U N I U S , 1 8 1 1 .

G E S C H I C H T E .

ALTONA, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Dritter Band.* 1806. Ausgearbeitet von Dr. *Karl Venturini*, herausgegeben von *G. G. Bredow.* 1809. VI u. 616 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.) *Vierter Band.* 1807. Von *Ebendenselben.* 1810. 640 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die verhängnißvollen Jahre 1806 und 1807. — Die gänzliche Auflösung des alten Reichs. Das Unglück des Norden. Das neue französische Kaiserreich über den Trümmern von Westeuropa. Continental- und See-Herrschaft im höchsten Gegensatz. Anfang der spanischen Revolution und des russisch-türkischen Kriegs. Welch eine Reihe von Thatfachen in zwey Jahren, und welche Aufgabe auch nur für eine Chronik! Wir können uns bey dieser Anzeige um so weniger auf die der ersteren Theile der *bredowschen* Chronik berufen, da es nicht mehr der erste Vf. allein ist. Wenn die Leser ohnehin schon auf die Fortsetzung begierig waren: so möchten sie es nun noch mehr in Aufsehung der Frage seyn, was die Chronik durch den Beytritt des Hn. Dr. *Venturini* gewonnen habe.

Nach des Herausgebers eigenem Zeugniß konnte sie nur gewinnen. Da die Umstände Hn. *B.* weder Zeit noch Neigung genug ließen, eine so mühsame, nicht immer dankbare Arbeit selbst fortzuführen: so war es nach seiner Versicherung um so erfreulicher, daß ein Mann von geistvollem Fleiß, Offenheit und Freymüthigkeit die eigentliche Anarbeitung übernahm. Wir finden dieses Zeugniß ganz gegründet. Der neue Vf. brachte neuen Muth zu einer an Materialien, wie an Schwierigkeiten aller Art zunehmenden Arbeit mit. Wir sehen ihn, um der Umsicht seines Vorgängers nicht nachzusehen, mit größter Sorgfalt sammeln und zusammenstellen, was öffentliche und Privat-Berichte und Schriften bis jetzt nur immer gewähren konnten; eben so sorgfältig finden wir die Resultate geprüft, und zugleich durch neue Übersichten, wie durch besondere Nachweisungen, Alles auf gründliche Belehrung des Lesers angelegt. Wo der Herausgeber eine Lücke, oder bey der Vielseitigkeit der Gegenstände eine Unbestimmtheit zu bemerken glaubte, da hat er seinerseits theils Anmerkungen beygefügt, theils mit Erlaubniß des Vfs. den Text selbst geändert. Da beide in den Ansichten der politischen Begebenheiten nicht einerley Maßstab haben (man sehe das Urtheil über den König von Schweden, 1806, S. 371, und über *Haugwitz* S. 395):

J. A. L. Z. 1811. *Zweyter Band.*

so ist auch der Vorwurf der Einseitigkeit entfernt, so weit dieser je von einem unter den gegenwärtigen Zeitumständen verfaßten geschichtlichen Werk entfernt werden kann. Hier wäre der Gewinn unbezweifelnd. Dabey hat die Chronik auch an freymüthiger Darstellung, welche die Leser bisher vorzüglich gefreut hat, nichts verloren. In der Einleitung bemerkt der neue Vf., da bey einem Entwurf der Geschichte unserer Zeit Ausmittlung der Wahrheit unter lauter Parteyen, unter dem Schleyer des Geheimnisses und bey der niedrigen Furcht oder Schmeicheley der Darsteller selbst, bey weitem das Schwierigste sey, besonders für den Deutschen: so müsse der Analyst sich darauf beschränken, den Referenten (nicht den eigentlichen Beurtheiler) zu machen; die Wahrheit zu geben, wie die Zeit sie gab, oder wie sie in den Köpfen der Zeitgenossen sich spiegelte, und nach dem eigenthümlichen Tone des Zeitalters. Pflicht des Referenten sey aber möglichst genaue und vollständige (Erforschung und) Darstellung der Thatfachen. Nach diesen Grundsätzen hat er seine Arbeit größtentheils eingerichtet, und nach derselben wünscht er wohl auch vom künftigen Geschichtschreiber beurtheilt zu werden. Wir bitten, damit unsere Einleitung zu der Recension der ersten Bände zu vergleichen; 1808. No. 289. Hier bemerken wir noch, daß, um freymüthig zu heißen, es eben nicht gerade eines auffallenden Tones bedarf, sondern nur des Resultats gesunder, über alle Parteyfucht erhabener Kritik, in den Thatfachen, wie in den Meinungen. Den Vortheil gewähren wenigstens die in so mancher Hinsicht ungünstigen Zeitverhältnisse, daß Gegenstand öffentlicher Untersuchung und Darstellung seyn darf, was nur nicht mehr in das wirklich Bestehende unmittelbar eingreift, und das ist dem raschen, oft betäubenden Gange der Begebenheiten unserer Tage besonders eigen, daß sie, durch andere verdrängt, in kurzer Zeit nicht mehr neu sind, und also bereits zur Sprache kommen dürfen, während noch die näheren Aufschlüsse darüber interessiren. Bey solchen Verhältnissen und der angezeigten Methode kann der Referent ganz offen verfahren, ohne daß er nöthig hat, die wahre Ansicht der Dinge in halblauten Urtheilen und geschraubten Wendungen zu verstecken. Er würde besser schweigen, als auf diese Weise die Würde der Geschichte entweihen.

Was die Schreibart betrifft: so hat der bereits durch seine braunschweig. Geschichte rühmlichst bekannte Vf. auch hierin so viel geleistet, daß wir in Betreff der Leichtigkeit und Gewandtheit, oft auch

der Stärke und Gedrängtheit des Ausdrucks wenig Unterschied von der Darstellungsart seines Vorgängers bemerken. Noch eine besondere Schwierigkeit, mit der die Chronik zu kämpfen hat, hat der Vf. nicht ausdrücklich genannt. Diese besteht in der geschickten Anordnung so vieler sich drängender und durchkreuzender Begebenheiten. Da auch bey diesen zwey neuen Bänden ein besonderes Inhaltsverzeichnis vermisst wird, wonach der befolgte Plan leichter übersehen werden könnte: so wollen wir hier die Hauptmomente auszeichnen, um die Leser einerseits mit den Schwierigkeiten der Anordnung, andererseits aber auch zugleich mit der Reichhaltigkeit und dem Anziehenden dieser Fortsetzung näher bekannt zu machen. Im Allgemeinen ist die Anlage der ersten Theile beybehalten. Es wird abwechselnd die *ethnographische* und die *chronologische* Methode befolgt, letztere bey größeren, mehrere Staaten zugleich betreffenden Begebenheiten oder Hauptkriegen. Die Chronik des Jahrs 1806 zerfällt nach dieser Rücksicht nur in 2 Haupttheile. Von S. 6—447 geht die Übersicht der einzelnen Staaten nach ihren inneren und äußeren Verhältnissen zu Anfange des genannten Jahrs, nebst den vorgekommenen Veränderungen und Anordnungen im Verlauf desselben; bey den Landmächten meistens bis zum Ausbruch des preussischen Kriegs, auf den auch gleich in der Einleitung Rücksicht genommen ist. Zuerst steht *Großbritannien*, als der Hauptfeind Frankreichs, bis daher unbefiegt. Urtheile über brittische Politik und Nationalgröße. Volksstimmung. *Nelsons* Todtenfeyer. Neue Minister. Parlementsverhandlungen des Jahrs 1806. Angehängt eine aus guter Quelle herrührende Schilderung der Parteyen und ihrer geheimen Triebfedern. Zustand der auswärtigen englischen Besitzungen, worunter zuerst Irland ist, dann Ost- und West-Indien. Übergang auf den Seekrieg mit den Franzosen. Auswärtige Verhältnisse Großbritanniens mit den europäischen Mächten, worunter besonders die gegen Preußen, wegen Hannover, ausführlich; und mit Nordamerika. Friedensunterhandlungen mit Frankreich. Zuletzt *Fox*, sein Tod und Verdienst, und Lage Großbritanniens am Schluß 1806. (Hier mußten die unten folgenden Resultate des Landtags allerdings anticipirt werden.) S. 14—121. *Frankreich*. S. 122—205. *Napoleons* Geist und System. Ein alter Nationalzug der Franken. Innere Lage und Verwaltung, nach der ministeriellen Darstellung, mit Anmerkungen. Neue Organisation des Staatsraths. Finanzenbudget. (*Nos besoins sont nos ressources*.) Handel. Judenverfammlung. — *Napoleons* Dynastie. Föderativsystem. Kaiserl. französches Familiengesetz. Frankreichs auswärtige Verhältnisse. Entstehung der Rheinconföderation. Preußens Zurücksetzung. Unterhandlungen mit Rußland und England. *Italien*, als Bestandtheil des großen Reichs, S. 205—276. Königreich Italien. Organisation der neu erworbenen Provinzen, Venedig, Krieg in Dalmatien; Etrurien; Rom. Neapel, vor dem Krieg; Franzosen in Neapel. Neue Organisation. Geschichte des neap. Kriegs; am Schluß auch die Na-

turphänomene. Blicke auf Sicilien, Sardinien, Corsika. *Holland*, S. 276—303. Stimmung und Zustand mit Anf. 1806. Monarchie. Neue Verfügungen in den Finanzen und im Militär. Lage am Schluß des Jahrs. Kolonien. Verlust des Caps. *Schweiz*, S. 303—311. Vortheile durch den preßburger Frieden in Betreff der Lage. Innere Einrichtungen und Verbesserungen. Der Bergsturz. — *Spaniens* Verhältnisse zu Frankreich und schwache innere Lage. Auswärtige Besitzungen. Buenos Ayres. S. 311—323. *Portugal*, noch weniger selbstständig als Spanien. — S. 327. *Deutschland*, in zwey Hauptmassen zerfallend: *Süd-West-Deutschland* und *Österreich*. Gestalt des ersteren durch den preßburger Frieden. Der Rheinbund; weiter ausgeführt, was schon oben unter Frankreich vorkam, mit einer Schlußbemerkung *Bredow's*. (Auch Wiederholungen sind bey der ethnographischen Übersicht unvermeidlich, wie die Ernennung des Cardinal *Fesch* zum Coadjutor des Kurzerzkanzlers, S. 194 und S. 343; die gegenseitigen Verhältnisse der Staaten müssen häufig zweymal berührt werden.) Von Österreich wird theils die Erholung überhaupt nach dem Krieg, theils das Neue der Anordnungen im Militär und in den Finanzen ausgehoben, S. 356—366. Dann *Norddeutschland* mit *Schweden*, *Dänemark*, *Preußen*, S. 367—447, in folgender Ordnung. Kurhessen, Hannover, Schwedens Verhältnisse zu Deutschland. Dänemark und Holstein. Sachsen. Braunschweig. Preußen vor dem Krieg. Der König und seine Umgebungen. Innere Cultur. Militär. Wiener Vergleich und Verhalten des berl. Cabinets nach demselben. Finanzen. Spannung mit Frankreich und Rüstungen; Geist derselben. *Rußland*, S. 409. Polit. System. *Alexander*. Inneres. Recrutirung und Geist des Militärs. Vorrücken gegen den Westen, gegen Persien und die Turkey. *Turkey*, S. 425—436. Innere Zerrüttung. Servischer Krieg. Ägypten. Arabien. Aufruhr wegen *Nizami Gedid*. Von den Raubstaaten geht der Vf. über auf die *nordamerikanischen* Freystaaten. Innerer Zustand. Kritische Verhältnisse mit England, Frankreich, Spanien. *Burr's* Plan. St. Domingo. Schluß: Krieg und Noth in der neuen, wie in der alten Welt. Der zweyte Haupttheil dieses Bandes erzählt den Krieg im J. 1806 bis zum Schluß des Jahrs. *Preußen* und *Rußland* gegen *Frankreich* und den *Rheinbund*. Zuerst der preussische Krieg bis zu den Waffenstillstandsunterhandlungen, S. 447—525, nach folgenden Hauptmomenten. Verhandlungen. Ausbruch. Preussische Strategie und Diplomatie. Operationsplan; Verwirrung schon bey dem Anfang der Feindseligkeiten. Die Schlachten und Gefechte, nach ihrer Ordnung (Zeitpunkt, in welchem *Napoleons* Schreiben an den König abgeht und eingehändigt wird.) Rückzug der Preußen. Besetzung Kurhessens. Anordnungen für die eroberten preuss. Länder. *Blücher*. Magdeburg. Hameln. Übersicht der Eroberungen. Waffenstillstandsunterhandlungen und Ursachen der Nichtratification nebst den dazu gehörigen Actenstücken. Hierauf der Krieg in *Polen*, *Schlesien*, *Preußen*, S. 525 bis zu Ende.

Französische Rüstungen in Berlin und mit preussischen Hülfsmitteln. Polnische Insurrection. Anmarsch der *Russen*. Polnische reguläre Truppencorps. Allgemeine russische Landmiliz. Kriegsvorfälle in Schlesiens. Organisation eines neuen preuss. Heeres jenseits der Weichsel. Friede mit Kurlachen und den sächsl. Herzogen. Aufruhr in Hessen. Allgemeine Nationalgarde in Frankreich. Der Franzosen Betragen gegen Schweden. Machinationen in Konstantinopel. Russisch-türkischer Krieg (steht zwar nicht in der Aufschrift, gehört aber des Zusammenhangs wegen auch hieher). Fortsetzung des Kriegs in Polen bis zum Treffen bey Pultusk und Golymin. Resultate. Fürstenwanderungen. Die Klarheit in der Aufzählung der Kriegseignisse wird von dem Herausgeber besonders ausgezeichnet. Als Nachträge enthält dieser Band noch einen Auszug aus dem preuss. Kriegsmanifest im J. 1806 mit verschiedenen Anmerkungen; ein Gedicht aus Veranlassung der tödtlichen Verwundung des Herzogs von Braunschweig; ein Schreiben *Conrings* (2 May 1762), die von Frankreich bezogene Pension und *Ludwigs XIV* Plane auf die deutsche Kaiserkrone betreffend.

Die Chronik des Jahrs 1807 wechselt öfters in der chronologischen und ethnographischen Darstellung ab. Zuerst Fortsetzung der abgebrochenen Kriegsgeschichte. *Bennigsen*. *Malachowsky*. Belagerung von Breslau. Heftige Insurrection. *Schills* Corps. Treffen bey Mohrungen. *Mortier*. Vorspiele der Schlacht bey preussisch Eylau, und die Schlacht selbst mit ihren Resultaten. Nebenacte. Anstrengungen des Prinzen von *Anhalt-Pléss*. *Lefevre*. Die Pause in den Hauptbegebenheiten nach der Schlacht von Eylau giebt dem Vf. Anlaß, eine Übersicht der polit. Angelegenheiten von Europa in den ersten Monaten des Jahrs, nach der verschiedenen Lage der Staaten, einzuschalten. S. 46—185. Besser wäre mit dieser Übersicht der neue Jahrgang angefangen worden, um die Kriegsgeschichte weniger zu unterbrechen. Allein es ist auch hier unsere frühere Bemerkung bestätigt, daß sich nicht immer bequem mit dem Schluß eines Jahrs abbrechen lässe. Diese Darstellung fängt an mit *Englands* Finanzplan, Landmacht, Unterhandlungen mit Nordamerika. *Pophams* Anklage. Montevideo. Repressalien gegen Frankreich in Betreff der Schifffahrt. Sklavenhandel abgeschafft. Neues Ministerium. *Paoli's* Tod zu London. Der Gleichzeitigkeit wegen wird auch der Tod von *Elfi Bey* und *Paswan Oglu* hier angemerkt. Hierauf *Frankreichs* innere Verhältnisse, S. 66—95. Conscription von 1807 und 1808. Stillstand in den Administrationsgeschäften während *Napoleons* Abwesenheit. Einzelne Verordnungen desselben. Religionsanstalten. Großes Sanhedrin. Sehr zweckmäßig sind von S. 83 an Bemerkungen des Herausgebers zur Charakteristik des französischen Volks, auf einer Reise im J. 1807 entworfen, beygefügt worden. Etwas mehr, als gewöhnliche Reisebeschreibungen geben. Sodann Frankreichs *Föderativstaaten*. *Holland*. Nationalreichtum. Staatsschuld. Unglück zu Leyden. Seeorcan.

Abtheilung des Reichs in Departements. Nationalgarden. Künste und Willensschaften. Finanzplane. *Italian*. Anordnungen in *Neapel*, Rede des Königs vom 31 März. Verchwörung. Treffen bey Mileto. Königreich *Italian*. Conscription. Finanzen. Handel. Gefährliche Stimmung des Volks. Unruhen in Dalmatien. *Rom*. *Etrurien*. *Schweiz*, schleunige Stellung der schweiz. Regimenter. Innere Administration. Tagtatzung. *Süddeutschland*. Geist des rhein. Bundes; einzelne Staaten desselben; ihre gegenseitigen Verhältnisse und neuen Anordnungen. *Norddeutschland*. Lasten desselben, besonders in Sachsen. Coburg zum Rheinbunde. Kriegscontributionen der eroberten Länder. Hansestädte. Elend in den besetzten preuss. Provinzen. (Hier könnte schon der Übergang zu Fortsetzung des Kriegs gemacht werden; es ist aber noch zuvor ein Blick auf Österreich und Rußland zu werfen, S. 156—185.) *Österreichs* Politik zu Anfang 1807. Staatsmacht, nach Freyh. v. *Lichtenstein*. Innere Einrichtungen. Ungarischer Landtag. Neutralität. Vergeblich angebotene Friedensvermittlung. Tod der Kaiserin. *Rußlands* Macht, Politik und innere Administration, um die Resultate eines mit seltener Anstrengung fortgeführten Kriegs aus dem wahren Gesichtspunct zu beurtheilen; auch Charakteristik der russischen Heerführer. Verhältnisse mit Schweden und England; zuletzt, als Übergang, traurige Lage des preussischen Monarchen. Nun folgt der Fortgang des Kriegs in *Polen*, *Schlesien*, *Pommern*, bis zum tilster Frieden, S. 185—255. Rückzug nach der Passarge. Besondere Gefechte bey Marienwerder und Ostrolenka. Insurrection in *Polen*, Fortgang derselben. Gefechte bey Braunsberg. Stellung der Armeen im März und gegenseitige Stärke. Danzig. *Kamenzkoy's* Landung. Gefecht bey Sierock. Krieg in Schlesiens. Kofel, Neille, Glatz capituliren, Graudenz nicht. Krieg in Pommern. Colberg, der glänzendste Punct in der neuesten preuss. Kriegsgeschichte. Kriegsscenen in Schwedisch Pommern bis zum Waffenstillstand bey Schlattow. Um den Faden der Hauptbegebenheiten in *Polen* und *Preußen* nicht noch einmal abzubrechen, wird auch der russisch-türkische Krieg in Serbien, der Moldau und Wallachey hier eingeschaltet. Endlich die letzten Kriegsscenen in *Preußen*. Einnahme von Königsberg. Einen besonderen Abschnitt macht mit Recht der tilster Friede mit seinen nächsten Folgen aus, S. 255—281. Nach dem gedrängten Auszug der Friedensurkunden bemerkt der Herausg., daß über die Geschichte der Unterhandlungen nur so viel bekannt geworden sey, daß alles persönlich durch *Napoleon* ging. Es wird noch der Friedenstractat zwischen England und Preußen (28 Jan.) damit in Parallele gestellt, und eine Tabelle des preuss. Länderverlustes und des Bestandes der Monarchie nach dem Frieden gegeben. *Englands* fortgesetzter Kampf (eigentlich vom Anfang des Jahrs an) wird nun ebenfalls in einem eigenen Abschnitt aufgezählt. Eroberung von Montevideo, 3 Febr. (kam schon oben, in der Übersicht der politischen Angelegenheiten,

S. 54 vor; hier etwas ausführlicher und mit bestimmteren Angaben). *Duckworth* vor Konstantinopel. Alexandrien capitulirt, 20 März. Englische Niederlage bey Rosetta. Aufkündigung des *schwedischen* Waffenstillstands. Stralsund von den Franzosen besetzt. Rügen von den Schweden geräumt. *Gustav Adolphs* und *Brüne's* Charakter. Englands Belorgnisse wegen *Dänemark*. Desselben innere Verfassung und Flotte. Erscheinung der engl. Flotte. Landung auf Seeland. Das Bombardement von Kopenhagen sammt allen seinen Folgen; auch auf die Politik Dänemarks. Verlust der Engländer bey Buenos Ayres und Räumung von Ägypten. Stimmung in England. Seemacht. Unruhen in Irland. Spannung mit Nordamerika. Zustand im Inneren des Landes. Ankunft der Herzogin von Braunschweig. Hier ist bereits der Übergang zu der Übersicht der einzelnen Staaten gegen Ende des Jahrs 1807. *Frankreich nach dem tilfiter Frieden*. Ausdehnung. Disponible Eroberungen. Vorgeführte Grenzen. Die Armeen. Belohnungen der Befehlshaber. Gründung eines neuen Adels. Aussicht zu neuen Kriegen in Portugal und Spanien. Stand der Armeen am Schlusse 1807. Darstellung der Lage des Inneren; schließt mit dem Handel und den letzten Schlägen für denselben. *Napoleon in Italien*. Die Lage der verschiedenen Staaten dieses Landes. Dann folgt *Holland* und die *Schweiz*. Die einzige noch übrige Republik Europas vielleicht zur Probe ihrem eigenen Genius überlassen, S. 409. Von Neuchâtel wird bemerkt (S. 407): während der Fürst desselben mit *Napoleon* das Schicksal Europas leitet, und blutige Siege erringt, genießt dies Ländchen einer paradisißchen Ruhe (S. 407). Königreich *Westphalen*. Schöpfung und Bestandtheile desselben. (Des Kurf. von Hessen letzte Hoffnungen, S. 410.) Vorige Lage und Stimmung der verschiedenen Provinzen Westphälische Regierungscommission. Erste Aufbruchscenen. Constitution. *Hannovers* ungewisses Schicksal. Mecklenburg-Schwerin. Erschöpfungen. Schwedisch Pommern. *Sachsen* und *Warschau*. Neue Verfassung des Letzteren. Danzig. Der Hansestädte traurige Lage. *Süddeutschland*. Die Charakteristik der rhein. Bundesstaaten etwas ausführlicher, als oben in der ersten Übersicht, bis S. 478. *Österreichisches Kaiserthum* (S. 478—494). System und Malsregeln

nach dem tilfiter Frieden. Militär und Finanzen. Organisation von Salzburg. Stimmung in Ungarn. Ob schon jetzt der Krieg von 1809 vorbereitet worden, wird, wie oben S. 164 wiederholt angedeutet (S. 478), mit Verweisung auf das wichtige Memoire in *Voss's* Zeiten, J. 1807, VIII Stück. Preussische Monarchie, S. 494—515. Lage nach dem Frieden. (Bey der summarischen Wiederholung des erlittenen Verlusts wird auch der anderwärts widerlegten Behauptungen von *Archenholz* gedacht, mit der Bemerkung, daß derselbe seit 1806 seinen bekannten Titel: vormals preuss. Hauptmann, hinweggelassen.) Unglückliche preussische Beamte in den abgetretenen Provinzen. Reorganisation des Heers und des Inneren. Minister *Stein*. Pfand- und Tresor-Scheine. Malsregeln gegen den englischen Handel. *Russland*, S. 515—526. *Alexanders* Versprechen, Preussen auch nicht um ein Dorf verringern zu lassen. Verbindung mit *Napoleon*. Deckung der Ostseeküste. Türkenkrieg. (Hieher hätte die obenbemerkte Episode eher gehört, oder auch nach dem gleich Folgenden.) *Alexanders* Erklärung gegen England. *Turkey*, S. 526—551. *Selims* Charakter und Sturz. Acht türkische Erklärung darüber an die Hüfe. Folgen der Thronrevolution. Seeschlacht bey Lemnos gegen die Russen. Innere Zerrüttung. Servische Insurgenten. Die Raubstaaten; ihr Krieg unter einander. Marocco's Bündniß mit Frankreich. *Perisien*, S. 551—559. Zur Erklärung der neuesten Ereignisse eine kurze Beschreibung der letzten Thronrevolutionen, so weit sie bekannt sind. *Fath Aly*, *Napoleons* Freund. Was von einer Landunternehmung auf Ostindien zu halten? Mehreres darüber wird für den folgenden Jahrgang der Chronik aus einer noch unbekannten orient. Quelle versprochen. *Nordamerika*, S. 559—579. Handel, Ausfuhr. Vorfall mit der Fregatte *Chesapeake*, und Stimmung darüber. In der Anmerkung eine sehr interessante Skizze von *Jeffersons* Leben, aus dem polit. Journal. Congress. *Burr's* Entwürfe und Procesa. *Westindien*. Englische Eroberungen. Wohlthätig contrastirend mit den Greueln unter *Pezion* und *Christophe* folgt die Beschreibung der durch *Don Juan Monteverde* entdeckten friedlichen Inseln in der Südsee.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stck.)

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. Berlin, b. Schöne: *Allgemeine Weltgeschichte und kleine Erdbeschreibung für Lehrer und Lernende*, von K. A. G. Becker. 1810. 210 S. 8. (16 gr.) Eins von den vielen historisch-geographischen Lehrbüchern, die täglich ungedruckt bleiben konnten! Nach der Absicht des Vfs. soll es bey dem Privatunterrichte zum Leitfaden dienen. Die Weltgeschichte ist, nach dem eigenen Geständnisse, ganz nach der Ordnung von *Schröckhs* allgemeiner Weltgeschichte für Kinder abgefaßt, das heißt, ein Auszug aus derselben. In einem kleinen Buche, das so häufige Beweise von des Vfs. Unbekanntschaft mit der Geschichtskunde liefert, Fehler zu be-

richtigen, würde eine undankbare Arbeit seyn. Was sollen wir aber von der S. 115 anfangenden Erdbeschreibung sagen? Sie hat, im Jahre 1810, noch völlig den Zuschnitt, als wenn sie vor fünf Jahren gedruckt worden wäre. Es kommt noch eine batavische Republik vor; Deutschland ist noch in zehn Kreise getheilt; bey Italien werden noch sardinische Staaten angeführt. Dagegen findet man keine Spur von einem Königreiche Italien, von einem rheinischen Bunde, von einem französischen Kaiserthume. Ist das Hässelchen etwa nur ein alter, liegen gebliebener Abdruck mit einem neuen Titel?

Jg.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 J U N I U S, 1 8 1 1.

G E S C H I C H T E.

ALTONA, b. Hammerich: *Chronik des neunzehnten Jahrhunderts* u. s. w. Ausgearbeitet von Dr. Karl Venturini, herausgegeben von G. G. Bredow u. s. w. (Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Beschluss und Übergang zum folgenden Theil macht Portugal und Spanien in der letzten Hälfte von 1807. Parteyen am portugiesischen Hofe. Junots Vorrücken. Die gegenseitigen Täuschungen (genau auseinander-gesetzt) bis zur wirklichen Flucht des Hofes. Einrücken der Franzosen. Besetzung von Madera durch die Engländer. Stimmung in Spanien. Karl IV, seine Familie und der Günstling, alles sehr interessant. (In seiner Jugend hieß Karl der stärkste Mann im Königreich: unter seine Lieblingsbelustigungen gehörte, einen andalusischen unbändigen Hengst fürchterlich zu spornen, und dabey so mächtig im Zaume zu halten, dass das Thier vor Wuth und Angst zusammenstürzte, oder in einem verschlossenen Lustgarten große Säue allein niederzuwerfen und abzustechen. Beym Spiel fiel er oft seinen Gegner an; eine heiße Tasse Chocolate warf er seiner Gemahlin ins Gesicht. Doch wurde alles dieses durch seine Gemahlin endlich be-
steigt.) Der geheime Tractat wegen Portugal; er steht allein ausführlich in dem berichtigten, confiscirten Buche des Don Pedro Cevallos: *Authentische Darstellung der Begebenheiten in Spanien etc.* — Vorbereitung der Revolution. Wie weit die franz. Politik sich nicht verrechnete? — Zum Schluss einige Fürstentsetzungen während des J. 1807.

Außer den gelegentlich angebrachten Bemerkungen verbietet uns der Raum in das Einzelne des Inhalts weiter prüfend einzugehen. Dass nicht Jeder jedes Urtheil unterschreiben werde, versteht sich von selbst; es ist ja der Zweck, die verschiedenen Ansichten der Zeitgenossen zu geben. Der Herausgeber bemerkt, Venturini sehe bey den Staatshandlungen die sogenannte Politik als die einzige Richtschnur der Beurtheilung an, namentlich bey dem preuss. Cabinet. Allein hier gilt wohl besonders der Anspruch, dass Jedem nur mit seinem Mafse zu messen sey. Einige Stellen, an denen etwas anzusetzen wäre, können wir doch nicht ganz unberührt lassen. Z. B. Jahr 1806. S. 193 und 198 die Wiederholung der schon Einmal hinlänglichen Bemerkung Mirabeaus, „dass die kleine Moral die große tödte.“ — Ebendasselbst S. 385. heisst es: „nie habe ein ehrlicherer Mann die Krone getragen, als Friedrich Wilhelm III.“ Dagegen wurde J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

S. 304 vom deutschen Kaiser gesagt: „es seyen nur schöne Worte gewesen, mit welchen derselbe verführt habe, dass Er, wenn Frankreich die Neutralität der Schweiz anerkennen und beobachten werde, das Gleiche mit gewohnter Treue zu erfüllen bereit sey.“ — Beym Eingang zur Geschichte der Turkey im J. 1806. S. 425 ist der Ausdruck gebraucht: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler!“ — Nachdem von Gujavi Adolph J. 1807. S. 299 gesagt worden, „kein dargebotener eigener Vorthail hätte ihn bewegen können, einen Verbündeten im Stich zu lassen“, schließt die Schilderung S. 300: „sein Ich war ihm mehr, als seines ganzen Reiches Wohlfahrt.“ (Über das Adjectiv von Baden scheint man noch nicht einig zu seyn. Der Vf. sagt S. 298 die Baiern und Badener; Andere schreiben Badenser, Baden'sche, Badische.) — J. v. Müller ist von dem Herausgeber gegen bekannte niedrige Angriffe in Schutz genommen (J. 1807. S. 472), doch nicht mit ganz statthaften Gründen. Actenstücke, die nun in Händen des Bruders sind, werden Alles einft besser darthun. — Rec. will aber auch mit diesen Bemerkungen nur seine Achtung gegen Vf. und Herausg. an den Tag legen. Besonders haben wir noch des Ersteren glückliche Bemühungen in Vergleichung der Kriegsberichte und der vielen Schriften über Preußens Schicksal, so wie von dem Letzteren manche auch dem Gemüth des Beobachters zuzufugende Andeutungen, die aber selbst gelesen werden müssen, anzurühmen. Wollte man am Ganzen noch etwas aussetzen: so wäre es eher zu viele als zu wenige Pragmatie. Indessen ist bey der genauen Vorlegung der Quellen Jedem die eigene Prüfung nicht nur vorbehalten, sondern auch sehr erleichtert.

In der Schlussnachricht verspricht der Vf., das Jahr 1808 bald nachzuliefern, jedoch ohne Übereilung. Wir wünschen dieses selbst: denn dadurch zeichnet sich die Chronik aus, dass sie eine etwas reifere Vorarbeit für den künftigen Geschichtschreiber aus den Tag- und Flug-Blättern zu geben bemüht ist. Leiste Jeder nur treu, was er kann! Die Nachwelt wird gewiss richten: — sie wird auch nicht undankbar seyn. — C. —

ULM, in der stettinischen Buchh.: *Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch anderer interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.* Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung
R r r

dargestellt von Samuel Baur, Prediger in Göttingen und Alpeck bey Ulm. 1 B. 1810. 440 S. 11 B. 1811. 392 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unter diesem Titel kann Hr. B. sich fast die ganze Geschichte aneignen. Denn die *Revolutionen* greifen in die ganze Vergangenheit ein, worin sie heranreiften; den *Empörungen* und *Verschwörungen* gehört der Moment der Gegenwart, der sie zu Tage förderte, und wenn die *wichtigen Staatsveränderungen* mit ihren Wurzeln und Verästelungen so weit reichen sollten, als die *Revolutionen*, wenn die *Kriegsscenen* oft nur so weit, als die *Empörungen*, sich erstrecken: so fällt den *interessanten Auftritten* alles Übrige zu, was von jenem ausgeschlossen den Kreis des Lebens der Geschichte berührt. Der Titel beweist, daß Hr. B. seines Stoffs in philosophischer Hinsicht nicht mächtig war, und der Inhalt widerlegt dieses Urtheil nicht. Von dem geschichtlichen Werthe werden wir im Einzelnen und im Ganzen, dort bey Aufzählung der verschiedenen Nummern, hier am Schlusse, sprechen. Zunächst gab *Duports du Ferte histoire générale des conjurations, conspirations et révolutions celebres tant anciennes que modernes*, (Paris 1754—1761, in 10 Bänden), zu der Bearbeitung dieses Werks Veranlassung; aber der Vf., der schon durch mehrere historische Schriften bewiesen hatte, daß ihn mehr das Geschichtliche, als das Romanenhafte, wodurch man dem Leben der Geschichte nachhelfen will, interessirte, mußte sich bald veranlaßt sehen, der Leitung eines solchen Führers zu entgehen, dem es nur darum zu thun war, die Darstellung auf Kosten der Forschung zu verschönern. Er hat daher nur einen Theil des Titels von ihm beybehalten, und die Lücken, die auch dieser läßt, durch die angegebenen Beysätze zu ergänzen gesucht. Ausser diesem Titel hat Hr. B. sich wenig zugeeignet, und nur da, wo die Materialien ihn zur Verwandtschaft mit ihm führten, kann eine Vergleichung zwischen beiden angestellt werden. Rec. leugnet nicht, daß sowohl die Darstellung, als Auswahl und Forschung, dem deutschen Bearbeiter den unbestrittenen Vorzug geben; allein da Hr. B. fast ohne Plan, und bloß zum Nutzen und Frommen des Geschichtliebhabers, diejenigen Begebenheiten aufnehmen wollte, die sich als außerordentlich und folgenreich charakterisiren, und da er dabey auf jede Ordnung, sowohl in Ansehung der Zeit als der Sache, und auf Studium der Quellen verzichtete: so hat sein Werk als solches für die Geschichte wenig Werth. Indessen ist der Vf. bescheiden genug, es zu gestehen. Der Inhalt ist dieser. In der *Einleitung* giebt er eine Ansicht der mancherley Veränderungen, die sich auf dem Erdball und unter Menschen ereignen. Mehreren Stellen dieses Aufsatzes, wobey der Vf. die Weltgeschichte von *Schlözer* und *Bredow*, von *Zimmermanns* Taschenbuch etc. hätte benutzen können, wünschen wir eine bessere Rundung: z. B. *den Menschen hebt er über das Thier hinaus wegen des tief in seine vernünftige Seele vom dem Schöpfer gelegten Triebes zur Geselligkeit, welcher Ungleichheit und die Vervollkommenung des Menschen*

hervorbrachte. Der Trieb zur Geselligkeit, der auch vielen Thieren eigen und nicht in die vernünftige Seele gelegt ist, kann nur durch den Antagonismus, worin er mit dem Triebe zur Vereinzelung steht, die gerühmten Vollkommenheiten gewähren. *Empörungen, Revolutionen, Verschwörungen und Kriege sind freylich keine Bilder der Freude, wobey der Menschenfreund mit Wohlgefallen verweilt. Es sind meistens traurige Gemälde menschlicher Verwirrung und Ausartung, welche wehmüthige Empfindungen, Schmerz und Unwillen erregen*. Gesezt, daß alle diese Erschütterungen zu einer Kategorie gehörten: so hätte der Vf. dabey wenigstens bey dieser Ansicht nicht vergessen sollen, was er gleich nachher sagt: *es ist der Wille und die Einrichtung der Natur, daß die erhaltenden und die verderbenden Kräfte einander das Gleichgewicht halten sollen*. *Heeren*, von dessen vermischten Schriften er S. 13, ohne ihn zu nennen, den Begriff der Revolutionen in ihren Folgen entlehnt, verwechselt diese nicht mit Verschwörungen und Empörungen, und wie palst zu der obigen Stelle die Aufforderung: *Stellen wir uns auf diesen Standpunct, und betrachten wir die großen Revolutionen, welche die Menschheit in allen Ländern der Erde erfuhr, mit unbefangenen Blicke, und dann kann es uns auch nicht entgehen, daß auch durch sie das Beste der Welt befördert wurde*. Nach der Einleitung folgen 1) *Empörung des Spartakus gegen Rom 73 vor Christi Geburt*. Von ihrer Entlebung bis zum Tode ihres Urhebers. — Die neuere Seite, die manche Orden dieser Geschichte abgewonnen haben, ist nicht berührt, daher kann man sich auch zum Theil erklären, warum der Vf. sie Empörung nannte. 2) *Catilinas Verschwörung gegen Rom im Jahre 64 vor Chr. Geb.*, meistens nach *Sallust*, *Meiners* und *Montesquieu* erzählt. Cicero's erste Rede, die Rede Catilinas, Cäsars, Cicero's und Cato's Vorschlag über die Bestrafung der Verschworenen sind mit aufgenommen. 3) *Verschwörung gegen das Leben des Cajus Jul. Cäsar im Jahre 44 vor Chr. Geb.* Cäsars Jugendgeschichte und sein öffentliches Leben, seine äußeren und inneren Kriege gehen als Einleitung vorher. Der Mißbrauch, den Cäsar von seiner Gewalt machte, ist mit Ausbeugung der historischen Untersuchung vorgetragen. 4) *Empörung der Deutschen gegen die Römer unter Arminius im Jahre 9 nach Chr. Geb.* Nicht nur zu weit ausgeholt (von Deutschlands ältesten Bewohnern an) und doch zu wenig (von Ariovist und Marbod fast gar nichts), sondern auch vieles unhistorisch: z. B. allgemeine Raubsucht reizte die Cimbren, ihre Wohnungen zu verlassen; ihre Nachbarn die Teutonen; der Teutonen König Teutobochus (Teutobochus) ward mit 150,000 Mann geschlagen; Drusus Feldzug bis an die Elbe; die Mißhandlung der römischen Advocaten endigte sich nicht spöttisch: zischen nun Natter, sondern mit dem Ausdrucke der befriedigten Rache: höre nun auf zu zischen, Natter. 5) *Empörung zu Konstantinopel im Jahre 1204*. Die Einleitung ist viel zu grell und schreyend, da der Vf. seit der Gründung des

Kaiserthums zu Konstantinopel kein ausgezeichnetes Geistesproduct im Laufe der 10 Jahrhunderte seiner Dauer anerkennen will, und die Kraft des Geistes so rtödtet anseht, daß selbst die Religionsstreitigkeiten (die doch selten der Anzeiger von Geisteskraft sind) ungehört hatten. — Es lag, wie der Vf. behauptet, n Gregors VII Plane, durch die Kreuzzüge sich zum Herrscher des Orients aufzuschwingen; einem Manne, wie ihm, und solchen Zeiten mußte der Occident villkommener seyn. — Die Auflösung des Reichs war nit der Eroberung von Konstantinopel noch nicht ollendet. 6) *Die sicilianische Vesper* 1288. Die Geschichte des Besitzes von Sicilien hätte hier voran-ehen, und der Vf. das, was in dem *Journal encyclopédique* von dieser Begebenheit gelagt wird, ver- leichen sollen. 7) *Unruhen, Empörungen und in-erliche Kriege in Böhmen in den Jahren 1378 — 1436*. Hier ist der Gesichtspunct ganz verfehlt. Der Vf. ätte von dem Verhältnisse Böhmens zu dem deut- chen Reiche, von der Verfassung Böhmens, und be- onders von Karls IV Regierung ausgehen sollen, um uf die Regierung Wenzel's zu kommen; er würde ann auch gerechter gegen Wenzel und gegen Sigis- und gewesen seyn. *Royko und Lenfant* hätten bey ler Geschichte des Conciliums zu Constanz benutzt werden sollen. — Der Hussitenkrieg kann in sei- em Entstehen nicht als von Religionsmeinung ver- nalfast, sondern er muß mehr als ein politischer Ra- hekrieg betrachtet werden, wozu sich Religionsfa- tismus gesellte. Die Secten der Hussiten, worauf o viel ankommt, sind nicht genau unterschieden; aboriten, Calixtiner, Utraquisten und Hussiten im igentlichen Sinne. — 8) *Bauern-Empörung in Schw- len 1542*. Meistens nach *Tegel* erzählt, weniger nach *Ola Celsius*; aber in der Geschichtsdarstellung hätte der Vf. mehr die Hauptkrisen der neuen Königsregie- ung beachten sollen. 9) *Meutereyen, Gewaltthaten und Strafe Wilhelms von Grumbach in der Mitte des echzehnten Jahrhunderts*. Der Archivar *Stumpf* hat us dem würzburgischen Archive dieser Geschichte ine ganz neue Ansicht abgewonnen, die der Vf. gar icht gekannt hat. 10) *Heroismus der Bürger von S- ean de Saone*. — *Eine Kriesscene vom Jahre 1636*. — Die Geschichte dieser Vertheidigung läßt sich in hrer Entstehung nicht begreifen. Denn der Krieg, en Frankreich gegen Österreich (sollte mehr heißen panien) führte (seit 1635), erklärt die Ursache die- er Vertheidigung nicht. 11) *Empörungen in Russ- und und Verschwörungen gegen das Leben des Czars eters des Ersten gegen das Ende des siebenzehnten ahrhunderts*. Meistens nach *Stöver*, mitunter nach ählins Originalanekdoten. 12) *Bürgerliche Unru- en zu Florenz* betreffen die Jahre 1207 — 1248, und nd von so weniger Bedeutung, daß des Communi- tskrieg aller italischen Städte hienach einen Platz in iefem Werke haben sollte.

Der zweyte Band: 1) *Die Belagerung von Tyrus urch Alexander den Großen im Jahre 333 vor Chr- eburt*. Das Gemälde von Phönicien und der Indu- rie seiner Bewohner, das als Einleitung vorhergeht,

ist weder umfassend noch treu, und dann sind fol- gende Behauptungen: *die Unfruchtbarkeit ihres Bo- dens machte sie zu Seeräubern; Sidon ist die älteste Stadt der Welt*, unhistorisch. 2) *Die Belagerung von Sagunt durch Hannibal im Jahre 218 vor Chr. Geb.* Auch in dieser Einleitung, die sich über Kar- thagos blühenden Handel und die Rivalität der Rö- mer verbreitet, ist der Gesichtspunct nicht gehörig aufgefaßt. Statt daß der Vf. eine allgemeine Ansicht über die Gröfse Karthagos, besonders über die Bezie- hung zu allen den Staaten, worin es mit den Römern in Berührung kam, hätte geben sollen, findet man hier nur einzelne Bruchstücke, und die Rivalität bei- der Staaten wird nur aus dem Neide abgeleitet. Die Belagerung von Sagunt — ein Gegenstück zu der Be- lagerung von Saragossa — ist sehr gut dargestellt. 3) *Bürgerkriege und Empörungen in Rom unter Marius und Sulla im letzten Jahrhundert vor Chr. Geburt*. Sie gehen von Marius Erhebung bis zu Sulla's Tode; und Marius Siege über die Cimbern und Teutonen; der Bundesgenossen Krieg, der Krieg gegen den Mi- thridates von Pontus sind mit eingeschaltet. — Mit gleichem Rechte kann der Vf. die ganze Geschichte der Triumvirate, ja der ganzen französischen Revolu- tion aufnehmen. 4) *Empörung der Juden gegen die Römer im Jahre 70 nach Chr. Geb.* Die Darstellung ist recht gut gelungen. 5) *Empörungen und Unru- hen unter der Regierung Kaiser Ludwigs des From- men in den Jahren 814 — 840 nach Chr. Geb.* Lud- wig dem Frommen kann man nicht mit Recht kurz- sichtige Ergebenheit gegen Pfaffen und Pfafferey vor- werfen; die Pfaffen waren, außer seinen Söhnen, seine ärgsten Feinde, weil er von ihnen strengen mo- ralischen Lebenswandel foderte. Sein Hauptfehler war Argwohn, woher auch meistens die schwanken- den Maximen entsprangen. 6) *Kriege der italiänischen Freystaaten im zwölften Jahrhundert*. — Die Einlei- tung schildert die Kriegsverfassung der italiänischen Republiken, statt daß sie den die Communitätsrechte so sehr begünstigenden Zeitgeist darstellen sollte. Mayland und Como sind hier besonders abgehandelt; allein warum verallgemeinert sich hier der Vf., da er im ersten Bande No. 12 nur das Specielle von Florenz vortrug? 7) *Patriotismus der Bürger von Calais in Frankreich. Eine Belagerungsscene vom Jahre 1346*. Wie viele ähnliche hat die neuere und alte Zeit nicht hervorgebracht! 8) *Schwedische Krourevolutionen im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts*. König Chri- stiern und der Erzbischof Trolle, Gustav Erichsons Thronbesteigung und Christierns letzte Schicksale werden treu dargestellt. — Warum hat der Vf. wohl diese Geschichte dem zweyten, und die spä- tere dem ersten Bande (No. 8) zugeeignet, da die des ersten Bandes erst nach der des zweyten Bandes folgen sollte? Diese nämliche Frage kann man in Rückficht No. 2 des ersten und No. 3 des zweyten Bandes thun. Der Vf. scheint durchaus jede Verbindung der Theile unter einander vermeiden zu wollen. 9) *Rettung des Vaterlandes durch den Ritter Bayard im Jahre 1521*. Solche Züge der Be-

sonnenheit sind zahllos; aber warum diese aufnehmen, und das weit interessantere Ritterleben mit Stillschweigen übergehen? 10) *Unruhen und Empörungen in Deutschland zur Zeit der Reformation in den Jahren 1517—1525.* Die Zeit der Reformation wird von so vielen Schriftstellern, und auch von Hn. B. die Zeit der Unruhen genannt — eine Bezeichnung, die wir der Würde der Reformation um so weniger angemessen finden, da man die Zeit der erwachenden Regsamkeit nicht für Unruhe, und die Zeit der Stagnation nicht für Ruhe nehmen darf. In der Stagnation ist ebenfalls physische Unruhe — dem chemischen Proceß bey'm Verfaulen ähnlich. — Sehr wäre zu wünschen, daß der Vf. in dem, was er über Luthers Charakter (er nennt ihn meistens fromm, ein Ausdruck, der nicht ganz anwendbar ist) und über die Reformation sagt, sich durch *Plank* hätte leiten lassen. Warum hat er die wiedertäuferischen Unruhen nur bis zur Entfernung Münsters aus Wittenberg fortgeführt, hier abgebrochen, Münsters Ende mit dem Bauernkrieg verwebt, die Geschichte dieser Unruhen im Münsterischen ganz übergangen, und bey dem Bauernkrieg nicht meistens sich an *Sartorius* gehalten? 11) *Der Überfall von Cremona durch den Prinzen Eugen, während des spanischen Successionskrieges im Jahre 1702,* verdiente hier eben so wenig als die Einleitung, welche die Ursachen des spanischen Successionskrieges enthält, eine Stelle. Wie

viele solche Überfälle, die mißglücken, und die, wenn sie gelingen, mehr Interesse als dieser fehlgeschlagene haben, bietet nicht die Geschichte fast jedes Kriegs dar, und wer will, um den fehlgeschlagenen Überfall von Cremona zu verstehen, die Ursachen des spanischen Successionskriegs begeben.

Der Vf. hat durch einen fließenden Vortrag, den wir schon in seinen früheren Schriften nach Verdienst würdigten, das Interesse der Thatfachen sehr erhöht, allein durch Vernachlässigung der Quellen eben so sehr geschwächt. Zwar will er das Werk für keine Historiographen geschrieben haben; allein auch selbst Geschichtsliebhaber fordern unverstellte Reinheit der vorgetragenen Thatfachen, und der Vf. einer solchen, diesem Zwecke gewidmeten Schrift kann sich bloß deswegen, weil er nur für Liebhaber schrieb, nicht von der Vergleichung der Quellen, wohl aber von der Wahl der Thatfachen und der Wahl in dem Inhalte dieser Thatfachen losagen. Sein Werk würde durch Nachweisung der benutzten Hülfsmittel gewonnen haben. — Die Frage: wo soll dieses Werk endigen? besonders da Scenen aufgenommen sind, die wir hier nicht erwarteten, wird nur dann aufgelöst werden können, wenn dieses historische Wundermagazin wegen seiner anschwellenden Bänderzahl keine Liebhaber mehr findet.

H. P. E.

K U R Z E A N Z E I G E N.

GESCHICHTE. Leipzig, b. Schumann: *Historisches Gemälde der Lage und des Zustandes des weiblichen Geschlechts unter allen Völkern der Erde von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten*, entworfen nach *Meiners* von *Johann Joseph Abel*. Ein Lesebuch für Töchter der höheren und mittleren Stände. 1803. XII u. 420 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Da die Erscheinung dieses Buchs vor den Anfang dieser A. L. Z. fällt: so begnügen wir uns um so mehr mit einer kurzen Anzeige, da eine weitläufige Recension in keinem Fall nöthig seyn würde. — Hr. A. verlebte in dem Kreise einer edeln Familie auf dem Land einige glückliche Tage. Die Frau des Hauses wünschte auf die langen Winterabende für sich und ihre erwachsenen Töchter ein Buch, unterhaltend und lehrreich. Hr. A. überlieferte ihr nach seiner Zurückkunft *Meiners* verdienstliches Werk, in welchem die Geschichte der Weiber erzählt ist. Die Frau sandte ihm dasselbe indess bald wieder: „angenehm und lehrreich sey es schon; aber den Augen der jüngeren Welt müsse es mancher Stellen wegen entzogen werden. Überdies scheine es ihr mehr für den eigentlichen Gelehrten und Geschichtsforscher, als für den Dilettanten, und am wenigsten möchte es für das Geschlecht seyn, dessen Geschichte es darstelle. Wenn ein Mann, von Geist und Geschick, sich einer Ueberarbeitung unterzöge, der könne zuverlässig auf den stillen Druck manches Vaters und mancher Mutter rechnen, die ihren Töchtern gern ein Buch in die Hand geben möchten, anziehend und nützlich zugleich, und unschädlich für Verstand und Herz.“ Da antwortete Hn. A's. Genius ihm zu: „verdiente Du dir diesen Dank!“ Gedacht, gethan! und so entstand dieses Buch. Die Arbeit war nicht schwer; und wie sie auch ausgefallen seyn mag: Rec. würde Bedenken tragen, selbst dieses Buch seinen Töchtern in die Hände zu geben. Auch muß er gestehen, daß er nicht recht

begreift, wozu den Töchtern und Frauen gerade die schmutzige Parthie der Geschichte besonders mitgetheilt werden soll. Über den Zustand ihres Geschlechts bey anderen Völkern und in anderen Zeiten etwas zu erfahren, mag heutzutage seyn: aber das weibliche Geschlecht ist doch nicht zu den Höfen allein, wo es so oft nur die schändlichste Rolle gespielt hat. Warum sollen Töchter und Frauen eingeweiht oder auch nur bekannt gemacht werden mit den Bacchanten, die der Herzog von Orleans feyerte, und mit der gespenstlichen Entartung des weiblichen Geschlechts?

Φ. A. z.

Magdeburg, in Commission b. Heinrichshofen: *Geographische Tabelle zum ersten Unterricht.* 1810 (in zwey Blättern). Auf dem ersten Blatte findet man Europa, auf dem zweyten die übrigen Welttheile. Auf der Columnne der Einwohner wird auch der Charakter derselben geschildert. Von dem französischen heist es: lahmhaft, ungestüm, heiter, leichtsinnig, sehr gebildet. Auffallende Unrichtigkeiten sind uns nicht häufig aufgefallen. Bey Helvetien sind 700, bey Holland 500 Quadratmeilen eine zu geringe Angabe des Flächeninhalts. Manche Angabe, z. B. bey dem Herzogthume Württemberg, ist nun veraltet.

Zwey andere Blätter bilden eine *historische Tabelle*. Die erste stellt die Staatsgeschichte vor der christlichen Zeitrechnung dar; die zweyte setzt sie bis auf unsere Zeiten fort. Sowohl diese, als die vorige Tabelle, ist zu einer schnellen Übersicht bey dem Schulunterrichte brauchbar. Unstreitig aber gewähren, nach der vieljährigen Erfahrung des Rec. solche Tabellen, die die Schüler selbst verfertigen, einen größeren Nutzen.

Jg.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 J U N I U S , 1 8 1 1 .

E R D B E S C H R E I B U N G .

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Gemälde von Griechenland*, entworfen von F. A. Ukert. Mit 6 Kupf. 1810. XVI u. 378 S. in Almanachsformat. (1 Rthlr. 8 gr.)

Jeder, dem griechische Literatur und Geschichte einigermaßen am Herzen liegt, wird sich von dem jetzigen Zustande Griechenlands Kenntniß zu verschaffen wünschen, das zugleich, abgesehen von dem Interesse des Alterthumsfreundes, unter die Länder gehört, die dem Beobachter der Natur, der Menschen und Sitten vorzüglich viel Stoff darbieten. Aber nicht Jeder hat Zeit, die vielen und vielartigen Berichte der Reisenden, von älterer Zeit her bis jetzt, sich alle bekannt zu machen und zu vergleichen. Der Vf. des vorstehenden Gemäldes hat ihnen diese Mühe erspart, indem er das Wichtigste aus der großen Menge der Reisebeschreibungen mit großem Fleiß und richtigem Blick zusammengelesen, und in gedrängter, leicht und angenehmer Darstellung in Eins gearbeitet hat. Wir haben oft gewünscht, daß jemand dieser verdienstlichen Mühe unterziehen möchte, nicht allein um der Griechenfreunde, besonders junger Studirender wegen, sondern auch weil es uns dünkte, durch eine sorgfältige Vergleichung würde sich das Wahre in den Schilderungen unverkennbar hervorheben, das Widersprechende sich auflösen, und das Einseitige erkannt werden; wir freuen uns daher sehr, daß jenem Bedürfnis nunmehr abgeholfen, und dieser Zweck, nach unserer Einsicht, glücklich erreicht ist. Wer nur einige der Reisebeschreibungen auf Gerathewohl liest, kann leicht ein erworrenes und unvollständiges Bild erhalten; wer sich aber an den neuen Auszug aus allen hält, wird eine anschauliche, zusammenhängende und inhaltsreiche Kenntniß des Landes und seiner Bewohner davon mit zurückbringen. Wir dachten uns freylich, daß bey der Bearbeitung der hieher gehörigen Quellen der Leser, ohne daß man die Prüfung und Vergleichung (die hauptsächlich nur in Hinsicht des Einrucks, den Klima und Natur in verschiedenen Gegenden und Zeiten machen, und der Charakterschilderung der Einwohner Statt finden müssen) vor seinen Augen anstellte, durch kurze Nachweisungen in Stand gesetzt werden könnte, das Urtheil des Abfassers leicht zu prüfen. Hr. Ukert hat sich damit begnügt, nur wenn er einzelne charakterisirende Vorzüge und Züge anführt, den Reisenden zu nennen, J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

dem sie aufstießen, und hat auf diese Weise einen guten Theil derselben, besonders der neueren, erwähnt. Erst in einem größeren, mit gelehrtem Apparat versehenen Werk über Geschichte und Geographie von Griechenland verspricht er eine Beurtheilung aller mitzutheilen. Rec. bekennt, daß er für seine Person im Voraus keinen Zweifel hegt, daß diese Würdigung gründlich und treffend ausfallen werde. Dafür bürgt ihm die Auffassung des Individuellen und Lebendigen in dem Gemälde, worin ein schönes Talent zu charakterisiren sichtbar ist, und diejenigen Punkte, die am meisten Umsicht erfordern, und am häufigsten zweydeutig oder falsch genommen oder übersehen werden, im gehörigen Licht stehen. Daß sich einzelne Angaben finden, die wir bezweifeln würden, wie die Scene S. 321 aus Stephanopoli, den eine gewisse kurzzeitige Begeisterung oft treibt, die Wirklichkeit nach seinen wohlgemeinten Idealen zu verkehren, oder manche Züge einer allzu frechen und bestialischen Grausamkeit türkischer Unterbeamten gegen die Griechen u. dgl., beschränkt, als Ausnahme, unser Lob der kritischen Treue des Vfs. im Wesentlichen keineswegs. Zu wünschen wäre allerdings, daß er vor dieser Arbeit, oder vielmehr zwischen ihr und ihrer öffentlichen Erscheinung Griechenland selbst bereist hätte. Es fehlt namentlich noch sehr an guten Beschreibungen der verschiedenen griechischen Gegenden. Geschriebene Landschaften hat man leicht genug und zuviel. Dergleichen meinen wir nicht; sondern daß die Hauptcharaktere der Natur, oder wenn man will, die Ideen und Poesien, die sie für einen gefühlvollen denkenden Menschen enthält, bey längerem und vertrautem Verweilen gleichsam ausgeforscht würden. Dies wäre auch für die Geschichte interessant; denn im Allgemeinen entgehen diese Ideen einem lebendig gebildeten Volke nicht, sie gehen vielmehr unvermerkt und unbewußt in dasselbe über. Man müßte suchen (seine Einsamkeit oder andere Verhältnisse in Anschlag und Abzug gebracht), diese Einwirkung an sich selbst zu erproben, und indem man sich der Natur mit freyer Hingebung überliesse, versuchen, welche unauslöschliche Bilder, von welchem Grundton und von welchen Anklängen sie uns mittheilte, was man zuweilen erst ganz zu bestimmen vermag, nachdem man von einer geliebten Gegend lange Zeit wieder getrennt war. Auch in der Menschenwelt bietet sich, obgleich die Hauptzüge sicher getroffen sind, ohne Zweifel noch sehr viel zu bemerken, zu individualisiren und zu nuanciren dar; ja eben, weil

man die Hauptzüge weiß, lassen sich nun schneller viele feine und Neben-Züge kennen lernen, an denen ein Volkscharakter unerschöpflich ist. Die Auffassung, wie wir sie hier meinen, ist selbst bey den ersten Reisenden in Griechenland nur als Nebensache behandelt worden; denn sie reisten entweder zu schnell, um irgend etwas zur Hauptsache zu machen, oder hatten speciellere gelehrte Absichten zu verfolgen. Diese Bemerkungen können inzwischen kein Vorwurf für den Vf. seyn, der, wenn er gleich nicht in Griechenland war, doch verschiedene Nationen, aus unmittelbarer Beobachtung kennt, und dadurch in den Stand gesetzt ist, das Fremde treuer zu zeichnen, als Manche, die in Griechenland und Italien selbst immer Alles eher sehen, als Griechen und Italiäner.

Der Beschreibung schickt der Vf., um sie einzuleiten und verständlicher zu machen, einen Abriss von der Geschichte des Verfalls von Griechenland voraus, von der Zeit nach dem peloponnesischen Krieg bis auf die unsrige, den Auszug einer Geschichte, die freylich größtentheils noch fehlt. Es ist natürlich, daß man die Völker lieber in ihrem Aufsteigen zur Cultur, als im Herabsinken beobachtet, und daß der Anblick von dem Elend und der Verwirrung, die das lange Altern und den Tod der Reiche begleiten, eben so sehr als eingewisser oft schwächlicher moralischer Ekel die Meisten abhält, auf sie das größte Studium zu richten. Auch sind diese Zustände weit schwieriger zu entwickeln, als die Jugend eines Volks, die weniger zusammenwirkende Einflüsse kennt, und gleichsam rein aus und für sich selbst emportreibt, eine allgemein erfreuende Erscheinung, die auch als Lehr- und Muster für die Welt dankbarer für den Geschichtschreiber ist. Je mehr die Menschen und die Völker in vielfaches Verkehr mit der Welt treten, streiten und wirken, versuchen und aufgeben, erkranken und genesen: desto schwieriger die Beobachtung für den Historiker, wie für den Physiologen und Ethiker die der ungewöhnlichen und krankhaften Zustände. Auf die zweckmäßige historische Vorbereitung läßt dann der Vf. eine äußerst gewöhnliche geographische Übersicht folgen, worin natürlich die einzelnen Orte nicht vollständig beschrieben sind. Doch würde man von manchen, wie von Athen, dessen Ruinenpracht man aus S. 78-79 nicht leicht errathen kann, von Mykenä, wo das alte Thor mit Stadtmauer nicht genannt ist u. s. w., gern etwas mehr lesen, und überhaupt die Überreste aus dem Alterthum in der Kürze vollständiger angegeben wünschen. Endlich von S. 107 an kommt die Beschreibung der Menschen und ihres Thuns und Treibens (statt aller Abtheilungen und Abätze mit einem alphabetischen Register versehen), in folgendem Zusammenhang: Über die jetzigen Griechen im Allgemeinen und in den verschiedenen Provinzen, Albanier und Türken, moralisch und physisch (dieser wichtige Abschnitt ist besonders befriedigend), Lebensweise der Frauen, Wöchnerinnen, Kinderpflege, Taufe, Erziehung, Gymnastik, Heirathen, Hochzeiten, allerley Aberglauben, Tanz, Tanalieder, Mimik, Derwische, Musikanten,

herumziehende Dichter, Sprache, Volkspoesie, mit Proben aus Bartholdy und Anderen, Spiele, Luxus, Trachten, Gewerbe und Arbeiten der Männer, Einrichtung der Städte, der Häuser, Getränke, Speisen, Sitten der Mahlzeit, Bauart, Bildhauerey und Malerey, Leben der Frauen, Handel, Literatur, Klöster, Geistliche, Religion, Kirchenverfassung und Cultus, Feste und Fasten, Begräbniß, Trauer, Gespenster, Luft, Krankheiten und Mittel dagegen, Strassen, Art zu reisen, türkische Verwaltung und Tyranny, Producte, Landbau, Wein, Botanik, Viehzucht, Wild, Vögel und Fische, Fabricate, Handel, Münzen, Einfuhr. In Ansehung der Sitten und Vorstellungen ist, wie billig, häufig auf die Vorzeit hingewiesen; oft ist auch unterlassen. Das Ausstrecken der Arme beym Gebet z. B. (S. 138), Manches in den Brautgebräuchen, wie daß immer die Väter für die Söhne freyen, daß in Arkadien die Braut auf einem mit Ochsen bespannten Wagen nach dem Hause des Bräutigams geführt wird (S. 144), daß die Trauung gegen Abend ist, daß die Verlobten eine Procession begleitet, und daß manches Symbolische bey der Gelegenheit vorkommt, ist ohne Zweifel aus dem Alterthum geblieben. (Vrgl. Böttigers aldobrandinische Hochzeit Not. 17—23 im Anhang.) So auch die Sitte der Arkadier, außerhalb der Städte und Dörfer an freundlichen Stellen zu begraben (S. 230). Im Car-naval klingt noch Io Io, und Maskenziehen mit Thyrsusläben (S. 232). Keine Mahlzeit ohne Lieder, wie vormals (S. 230); noch füllen sie, wie antike Köche (Aristoph. Frösche 134) in Weinblätter (S. 225), noch gilt bey ihnen saure Wochen, frohe Feste (S. 224, 268), sauer ehemals zwar nicht durch Arbeit so sehr als durch Kasteyung. Ein Grieche wird da noch satt, wo ein Esel Hungers stirbt, sagt das Sprichwort; und wie schwärmen und toben sie nach der Fastenzeit, nachdem Genuß und Jubel gleichsam ausgespart ist, und die lustige Natur wie erneut hervorbricht. (Wohl ihnen, daß eine uralte Sitte ihnen zum Vorurtheil gemacht hat, ein Volk müsse sich einmal oder einigemal im Jahr von der Lustigkeit schütteln lassen; von selbst würden sie vielleicht in ihrem Druck und Leiden nicht immer darauf geführt werden.) Auch in dieser Hinsicht dürfte eine große Nachlese von Bemerkungen in Griechenland selbst zu machen seyn. Man müßte mit dem Theophrast und einem Potter *in nuce* eben so gut wie mit dem Pausanias in der Hand in Griechenland reisen. Übrigens wünschten wir, es hätte dem Vf. gefallen, die Küste von Kleinasien, Kreta, Kypem und die sieben Inseln mit in seinen Plan aufzunehmen. Dadurch würde zwar der gedrängte geographische Abschnitt beträchtlich, das Ganze aber nicht außerordentlich vergrößert worden seyn, das so eigentlich erst ein Ganzes geworden wäre. Denn die gegenwärtige Länderabtheilung kann hier nur ein untergeordneter Gesichtspunct seyn. Das Gegentheil wäre so, als ob man unter Italien jetzo nur das Königreich Italien verstehen wollte. Ionien gehörte den Griechen, und gehört denen an, die Griechenland kennen lernen oder bereisen wollen. In Ansehung der

jetzigen Zeit für Griechenland hat der Vf. die Ansichten und Hoffnungen, welche die Meisten mit ihm theilen werden: „Die Zeit scheint nicht fern, sagt er, da Griechenland in eine andere Lage wird versetzt werden; möge sie glücklicher seyn für das herrliche Land als die jetzige, und für die Bewohner, denen die Kraft, sich selbst zu heben, fast geraubt ist, durch das langsame Ausfaugen, das wie ein schleichendes Fieber verzehrt, gefährlicher, als plötzlich einbrechende Verwüstung und Zerstörung. — Die Menschenmenge hat zugenommen, der Unternehmungsgeist ist bey den Griechen erwacht, besonders bey den handeltreibenden Inselbewohnern u. s. w. Die Erinnerung an die großen Vorfahren, an die schöne Vergangenheit ist noch lebendig unter dem gesunkenen Geschlechte, und wie die Steine und Ruinen, als stumme Zeugen, von dem Glanze der Vorwelt und der Herrlichkeit des Hingeschwundenen reden, so ändert der aufmerksame Beobachter auch in den jetzigen Griechen Vieles, was seine Abstammung von dem cultivirtesten Volke der Vorwelt bekrundet, und für die Folge zu frohen Erwartungen berechtigt. Noch ist sie nicht da die erwartete und von Einigen schon verkündete Zeit der Erneuerung; aber vorbereitet ist sie, und hie und da erwachen Einige aus dem langen Traume und ahnen Verbesserung. — Der Druck, unter welchem die Griechen leben, ist fürchterlich. In den meisten Gegenden, wo er geringer ist, finden wir sie auch besser, und ihren Vorfahren ähnlicher. — Ein neuer Geist ist durch den Handel seit einiger Zeit in ihnen erregt, sie interessieren sich für Alles, was im Auslande geschieht, haben einsehen gelernt, daß ihre Unterdrücker nicht unüberwindlich sind, und gewinnen Vertrauen zu sich.“ (S. XIV, 52, 108, 110, 149.) Schon *Ocellus* (bey Stob. Ecl. I, 21, 5) sagt: Oftmals schon ist Hellas barbarisch geworden und wird es werden, nicht durch Menschen allein verwüstet, sondern auch durch die Natur selbst, ohne größser oder kleiner zu werden, aber immer erneuten Anfang nehmend. — Die Kupferchen enthalten den Thurm der Winde, und die Ruinen von dem durch Hadrian erbauten Tempel in Athen, den altdorischen Tempel zu Korinth, das Theater zu Sparta, ein paar alte Steine auf Samos und ein Grab auf Siphanto.

W.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Bildergeographie. Eine Darstellung aller Länder und Völker.* I Band. Asien, mit 21 Kupf. und 1 Charte. 1810. 354 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Zu welchem Zwecke der Vf. diese Bildergeographie bestimmt habe, läßt sich nur errathen, da er sich nirgends darüber erklärt hat. Als Bildergeographie, die mit Asien anfängt, die in illuminirten (nicht ganz mittelmäßigen) Kupfern *Kirgisen, Armenier, Türken, Beduinen, Peguenser, eine Molukin, Japaver, Turkestaner, einen Schamaneen, Jakuten*, und in theils illuminirten theils schwarzen Kupfern die *Kirche zum heiligen Grabe, die Hachery in Ostindien* und einen *Götzenwagen, eine Oper und das Götzenopfer*

in *Kochinchina*, den *Porcellanthurm in Nanking*, den *Aufzug des chinesischen Kaisers*, ein *chinesisches Dorf auf einem Flusse*, ein *Kalmückenlager*, *Tschuktschis Wohnungen*, *kamtschatkadalische Hundschnitten*, eine *Winterwohnung auf Unalafschka* darstellt, eine kleine illuminirte Charte damit verbindet, nur die Oberfläche der Länderkunde berührt, desto länger bey der Darstellung der Sitten, Wohnheiten und des gesellschaftlichen Lebens der Völker verweilt, und weit entfernt, sich hier in mühsame Vergleichen von Nachrichten einzulassen, nur das aushebt, was zunächst zu Tage ausgeht — ein solches Werk kann nur zur Unterhaltung bestimmt seyn, und insofern hat es wenigstens in der Beziehung einer nützlichen Unterhaltung Einen Zweck mit so vielen anderen gemein, die der Lectüre frivoler Schriften eine gesündere Kost substituiren wollen. Als solche erfüllt sie denselben zwar nicht auf eine ausgezeichnete, aber auch nicht auf eine ganz mittelmäßige Weise. Daß aber der Vf. und sein Werk nach dieser Ansicht beurtheilt werden müssen, davon mag Folgendes als Beweis dienen. Die ganze Einleitung von Asien überhaupt nimmt kaum 8, die von der Türkei kaum 4, die von Persien kaum 2, die von Rußland kaum 5 Seiten, die Darstellung des religiösen, sitzlichen, gesellschaftlichen Charakters der Türken 24 S., der Araber 10, der Perser 10, der Hindus 17, von Rußland 90 Seiten ein. Die Angabe des Länderbestandes ist die gewöhnliche der gewöhnlichsten Handbücher; und dann, wenn man sich die Bearbeitung eines geographischen Werks zum Gegenstand gewählt hat: so sollten doch wohl der Nationalbestand jedes einzelnen Landes, die gehörige Eintheilung, die geographische Lage, die charakteristischen Theile, die Manufacturen und Fabriken mit aufgenommen, und in den statistischen Daten die gehörige Genauigkeit und Bestimmtheit, zugleich aber auch die Angemessenheit berücksichtigt werden. Wenn nun der Vf. die Verschiedenheit asiatischer Völker nach Gestalt und Farbe gar nicht kennt, und den Nationalbestand kaum in den einzelnen Theilen, woraus Asien besteht, berührt; wenn er die Eintheilung z. B. von Natolien in Paschaliks gar nicht angiebt, und bey Syrien sagt: *es wird wieder in 4 Paschaliks eingetheilt*, ohne nach der Eintheilung selbst zu verfahren; wenn er die charakteristischen Theile, z. B. von Kleinasien, nur in die Städte und Schlösser Bursa, Ismid, Skutari, den Dardanellen, Smyrna, Tokat, Tarabosan setzt, und die beträchtlichste Stadt Kutajeh vergißt, Angora, Bergamot, Sart, Tschesme, Gusehlissar, Scala nuova, Sinope mit fast gar keiner Sylbe berührt, als daß er von letzterer sagt: *man treibt zu Ismid starken Schiffbau, welches auch in dem mit 60,000 Einwohnern bewohnten Sinope der Fall ist, wo die Küsten sehr holzreich sind*; wenn er die geographische Länge und Breite fast überall verschweigt; wenn er unter den Gebirgen Asiens den Ural, unter den Seen den Balchas, den Sacfan, Kologol, Terkiri, Kukoreor, Tontingu, Poyan-Hu, unter den Flüssen den Hoang-ho, Gantse, Kamhadtscha, Pegu, Alos, nicht erwähnt; wenn

er von der Vorzeit Afiens nichts weiß, als daß die ältesten Reiche hier begründet, die drey Hauptreligionen hier entstanden, mancherley Erfindungen, wie die Verfertigung des Glases, die Schreibkunst, und mancherley Erzeugnisse (namentlich Äpfel, Birnen, Aprikosen, Kirschen, wälsche Nüsse) zu uns gekommen, manche Völker aus diesen Gegenden zu uns hervorgebrochen, und von der Pracht und Herrlichkeit, seiner ehemaligen Zeiten noch hie und da kostbare Trümmer übrig geblieben sind; wenn er die Bedeutung eines Landes und einer Stadt nicht nach Manufacturen, Fabriken und Handel, noch der Regierung und Lebensweise würdigt; wenn er von *Griffiths* Reisen, von *Kinsbergen*, von *Gardan*, von *Deschamps* Reisen bey Südasien fast gar keinen Gebrauch gemacht hat, und das Übrige meistens diesem entspricht: so läßt sich wohl an keinen höheren Plan als den angezeigten denken, und doch scheint der Vf. hierauf Anspruch zu machen, da er in der Vorrede verspricht: *daß eine allgemeine Einleitung, z. B. mathematische Geographie u. s. w., zu seiner Zeit erfolgen soll, daß auch zu seiner Zeit ein paar Worte über die Art (Methode), Geographie zu lehren, und worauf es dabey hauptsächlich ankomme, folgen müssen.* Ehe dieses erfolgt, und ehe der Vf. nicht anders wird, werden wir in der Beurtheilung nicht anders werden können.

H. P. E.

BRESLAU, b. Korn d. Ält.: *Breslau*. Ein Wegweiser für Fremde und Einheimische. Von *Karl Christ. Nenke*, königl. preuß. Kammerdirector. Mit einem neu aufgenommenen Plan der Stadt und der Festungswerke vor der Belagerung 1806. 1808. 338 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

In einer Übersicht der Landesgeschichte, womit dieses Buch, das weiter keine Vorrede hat, anfängt, werden 6 Epochen derselben angenommen; von den Sueven und Slaven im sechsten Jahrhundert bis auf Friedrich II i. J. 1740, bis zu welcher Zeit vom 12ten Jahrhundert an Schlesiens an 200 einzelne Regenten zählte. In der Geschichte der Stadt findet der Vf. es wahrscheinlich, daß sie schon im 7ten Jahrhundert von Fischern bewohnt gewesen sey. Zu Breslau leben jetzt 60,531 Menschen in 3096 Häusern in und außer der Stadt. In der Topographie derselben macht sich der Vf. nur mit der Nomenclatur der Gassen, Plätze, Thore u. s. w. und mit einer genauen Grenzbestimmung derselben zu thun. Bey der Beschreibung der Kirchen, Klöster und Schulen wird er, wie billig, ausführlicher, erwähnt die zum Theil merkwürdigen Kunstfachen in denselben, und trägt manches Historische nach, unter anderen vom breslauer Bisthum. Es ward vom Herzog Mieszislav in Polen gestiftet. Der erste Sitz desselben war zu Smogra, und Gottfried, ein Römer, der erste Bischof i. J. 699. Es ward 1052 nach Breslau verlegt, und der jetzige Fürstbischof ist der 55te. Feyerlich hat Friedrich II dem Recht entsagt, die Einkünfte des Bisthums während einer Vacanz einzuziehen, wie vordem der

österreichische Hof öfters gethan hatte. Mehrere Kirchen und Klöster schreiben sich von dem Grafen Peter dem Dänen her. In einem Nonnenkloster heist die jetzige Priorin *Nepomucena Teufel*, in einem andern *Innocenza Engel*. Der den Katholiken gehörigen Kirchen sind 26, die Lutheraner haben 7, die Reformirten nur eine Kirche. Erst i. J. 1790 ward durch den Rector *Scheibel* der erste Blitzableiter in Breslau gesetzt. Die Universität hat den 18 Aug. 1803 ihr erstes Jubiläum gefeyert. Die Katholiken haben 13, die Lutheraner 5, die Reformirten 2, die Juden auch 2 große und kleine Schulen in Besiz. Bey Gelegenheit des Gymnasiums zu St. Elisabeth streut der Vf. seinem Lehrer, dem gelehrten Rector *Arletius*, einen wohlverdienten Weihrauch. „Das von *Lieberkühn* eingeführte Lectionssystem wird wenig mehr befolgt“. Hiernächst werden die königlichen und städtischen Gebäude ganz kurz angeführt, und nur bey einigen, z. B. dem Rathhause, den Stadtwagen, kleine Notizen beygefügt. Belehrender ist der Abschnitt über die Landescollegien, so wie, was über die Münzen, Maß und Gewicht angeführt wird. Karg abgemessen sind die Nachrichten über den Handel der Breslauer. Schon 1214 hatte die Stadt einen Jahrmarkt, und wenige Jahre später errichteten ihre Kaufleute eine Niederlage zu Novogrod, dem nordischen Tyrus. Ohne Zweifel muß, wie der Vf. meint, einst, bey freyem Verkehr, die Güte der schlesischen Leinewände über ihre Mitwerber, besonders die Irländer, obliegen. Der Handel mit der Schweiz ist nicht zu Schlesiens Vortheil. Man berechnet das ganze jährliche Handelsgeschäft von Breslau überhaupt auf 30 Millionen Thaler. Die vorzüglichsten Banquiers werden genannt, und die Rechte der Waarenhändler angeführt. Die Reichkrämer machen eine besondere Innung aus; ihrer sind 49. Die handeltreibenden Juden werden zu 27 general-privilegirten, und zu 160 Incolats-Familien gezählt. Unter den Manufacturen zeichnen sich 19 Sitz- und Cattun-Druckereyen, welche 1200 Personen beschäftigen, aus. Ferner giebt es Fabriken in Breslau von feinerem und gröberem Tuche, von Leder, türkischem Garn, Gold und Silber, Haarfieben, Scheidewasser, Nähnadeln; eine Zuckerfederey, eine Glaschleiferey und eine Spiegelmanufactur. Diesem Abschnitt folgt eine Aufzählung der Künstler, Professionisten und Niederlagen. Breslau bedarf jährl. 500,000 Thlr. Brennmaterial. Wir übergehen, was der Vf. weiterhin über allerley wohlthätige Einrichtungen, Legate, Stipendien, Bibliotheken, gelehrte Gesellschaften, Bildergallerieen, Privat-Erziehungsanstalten, öffentliche Lustbarkeiten, Gärten, Kaffeehäuser u. dgl. vorbringt, und fügen zur allgemeinen Empfehlung des Buchs unser Urtheil hinzu, daß es seinen Zweck auf eine zwar nicht erschöpfende, doch immer genügende Art erfüllt. Die Schreibart ist rein, und der Vortrag seinem Gegenstande angemessen. Der Stich des beyliegenden Plans ist sauber, man erkennt darauf die Stadt mit ihren Abtheilungen, und die nächsten Gegenden derselben an beiden Seiten der Oder.

Cht.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 JUNIUS, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

1) PARIS, b. Nicolle: *P. Lambinet Origine de l'Imprimerie, d'après les titres authentiques, l'opinion de Mr. Daunou, et celle de Mr. Van Praet, suivie des établissemens de cet art dans la Belgique; et de l'histoire de la Stéréotypie; ornée de calques, de portraits et d'écussons.* 1810. Tome I. XXX u. 434 S. Tome II. XV u. 424 S. 8.

2) STRASBURG u. PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Initia typographica, illustravit Jo. Fried. Lichtenberger, Gymn. Argent. Professor.* 1811. VIII und 259 S. 4.

Es ist sehr erfreulich, daß seit kurzer Zeit so viele neue Werke über den Ursprung der Buchdruckerkunst erscheinen. Dieses giebt uns Hoffnung, viele Zweifel über diesen wichtigen Theil der Literaturgeschichte allmählich verschwinden zu sehen, und durch den Fleiß unverdrossener Forscher in den Besitz neuer merkwürdiger Nachrichten zu kommen. Wo diese fehlen, müssen uns schon neue Ansichten willkommen seyn.

No. 1 liefert uns in beiderley Hinsicht schätzbare Notizen. Aber schon im Allgemeinen kann man dem Vf. den Vorwurf machen, daß sein Buch im Verhältniß zu dem Neuen, das es enthält, viel zu zeitläufig ist, und daß mehr als 99 Hunderttheile desselben aus bloßen Wiederholungen bestehen. Rec. will den eigentlichen Gewinn, den die Geschichte aus diesem Werke erbeutet, getreu ausheben, und den übrigen Theil desselben kurz anzeigen.

In der Einleitung geht der Vf. verschiedene Nachrichten durch, die von 1459 an bis jetzt über die Entstehung der Buchdruckerkunst gegeben worden sind. Er fängt mit der Nachricht des Paulus Pragensis an, aus welcher man die Meinung begründen wollen, daß Albrecht Pfister die 36 zeilige (sogenannte pfisterische) Bibel innerhalb 4 Wochen gedruckt habe. Mit Recht bestreitet er diese Meinung, und geht dann auf andere Schriftsteller über, wobey er viele der merkwürdigsten, unter andern Trithem, und den Verfassern der cöllner Chronik, ganz mit Stillschweigen umgeht. So kommt er endlich bis auf „die wichtige, im J. 1803 zu Paris von dem berühmten Van Praet gemachte, und seit dieser Zeit so gut als ganz unbekannt gebliebene Entdeckung eines Donatfragments, mit der Unterschrift *Peter Schöffers*, und mit den J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

Typen der 42zeiligen, bisher dem Gutenberg zugeschriebenen Bibel gedruckt.“ Diese äußerst wichtige Entdeckung gab dem Vf. Veranlassung, das gegenwärtige Werk auszuarbeiten, wovon der erste Theil allgemein, der zweyte aber größtentheils speciell und auf Belgien eingeschränkt ist.

Das 1 Cap. handelt von den druckähnlichen Manipulationen der Alten. Im 2ten werden die verschiedenartigsten Materialien zur Geschichte der Schrift zusammengetragen. Im 3ten sucht der Vf. zu zeigen, wie die Holzschneidekunst aus China nach Europa gekommen; er berührt bey dieser Gelegenheit sogar die *Nautae Parisiensis*. Im 4ten rückt er seinem Zwecke näher, und giebt Nachricht von den xlographischen Werken, z. B. der *ars moriendi*, *ars memorandi* u. s. w. Bisher überall nichts Neues, wohl aber Wiederholung vieler alter Irrthümer. Das 5te Cap. enthält die Beschreibung und Abbildung des höchst merkwürdigen *Donatfragments von Schoiffer*, welches folgende Unterschrift hat: *Explicit donatus. Arte nova imprimendi seu caracterizandi. per Petrum de gerusheym. in urbe Moguntina. cu suis capitalibus absq; calami exaratione effigiatus.* Aber hier hat der Vf. ein unverantwortliches Versehen begangen, indem er das gelehrte Publicum durch die Behauptung täuscht, die Typen dieses Fragments seyen die nämlichen, mit welchen der von Prof. Fischer herausgegebene Kalender vom J. 1457 gedruckt ist. Diese Behauptung wird durch das mitgetheilte Fac-Simile geradezu widerlegt. Denn hieraus zeigt sich, daß das Fragment nicht mit obigen Kalender-Typen (die auch mit dem von Aretin herausgegebenen Kalender von 1456, und mit den sogenannten pfisterischen Lettern vollkommen übereinstimmen), sondern mit den Lettern der 42 zeiligen Bibel (wie der Vf. auch zur Vermehrung der Irrung selbst eingesteht) gedruckt ist. Wir werden nun die Corollarien sehen, die der Vf. aus dieser Entdeckung zieht, und unsere Bemerkungen beysügen.

Das 6te Cap. nämlich entwickelt das neue System des Vfs., wodurch *Peter Schoiffer* als der wahre Erfinder der Buchdruckerkunst angegeben wird. Um dieses zu beweisen, stellt der Vf. folgende Sätze auf: 1) Schoiffer hat die Patrizen und Matrizen, und die Gussform u. s. w., also die wesentlichsten Erfordernisse zur Buchdruckerrey, erfunden. 2) Gutenberg und Faust haben nie eine Bibel miteinander gedruckt. 3) Die bisher für ein guttenbergisches Product gehaltene 42 zeilige Bibel ist von P. Schoiffer mit den Typen seines Donats, und des Kalenders von 1457 gedruckt.

druckt. 4) Die 36 zeilige sogenannte Schelhornische Bibel ist ein Product Albert Pfisters von Bamberg.

Hier ist Wahres und Falsches bunt durch einander geworfen. Schoiffer hat nach dem Zeugniß Trithems, der noch immer hier die Hauptquelle für uns bleibt, nicht die Patizen und Matrizen u. s. w., sondern nur eine leichtere Art, die Lettern zu gießen, erfunden. Ungeachtet des aufgefundenen schoifferischen Donatfragments ist doch noch nicht erwiesen, daß Gutenberg mit Fuß keine Bibel gedruckt habe. Das Zeugniß Trithems ist zu klar, und das Donatfragment von Schoiffer nennt in der übrigens merkwürdigen Unterschrift den Schoiffer nicht Erfinder der Druckerkunst, in welcher Eigenschaft doch Gutenberg in mehreren Unterschriften vorkommt, selbst in solchen, die von Schoiffer herrühren. Wir müssen also vermuthen, daß Schoiffer diesen Donat, welcher unleugbar mit den Typen der 42 zeiligen Bibel gedruckt ist, erst nach der Trennung von Gutenberg, der seine Typen dem Fuß und Schoiffer überlassen mußte, gedruckt hat, indem der Name des Druckers noch keinen sichern Schluß auf das frühere Datum machen läßt; und von diesem Gesichtspunct betrachtet, wird die Entdeckung dieses Fragments keine so große Umwälzung in der Geschichte der Buchdruckerkunst veranlassen, als Hr. Lambinet voraussetzen scheint. Es ist auch zu glauben, daß andere mehr erfahrene Gelehrte, z. B. Hr. Van Praet, dem Fragment diese außerordentliche Wichtigkeit nicht beylegen; sonst würden sie schwerlich so viele Jahre hindurch gänzlich davon stille geschwiegen haben. Wäre das Donatfragment wirklich mit der Typen des Kalenders von 1457 gedruckt, wie der Vf. irrig angiebt: dann freylich wäre die dabey befindliche Unterschrift Schoiffers von der äußersten Wichtigkeit, indem sie die bisherigen Behauptungen der gelehrtesten Forschern durchaus vernichten würde. — Hier auf folgen die übrigen Producte der ersten mainzischen Drucker. Ob Rewich von Utrecht, dessen Namen die bekannte breitenbachische Reisebeschreibung von 1486 trägt, wirklich ein Buchdrucker war, ist noch nicht hinlänglich erwiesen. Im 7 Cap. widerlegt der Vf. aus bekannten Gründen die Ansprüche anderer Städte (Straßburg, Harlem) auf die Erfindung der Buchdruckerkunst, und im 8 Cap. wird die weitere Verbreitung dieser Kunst erzählt. Den Schluß machen einige Nachrichten über den Zustand der Literatur im 15. Jahrhunderte. Als Anhang ist die vortreffliche Abhandlung von Daunou (die man auch in *Arctins Beyträgen* in einer deutschen Übersetzung findet) beygedruckt.

Der II Band enthält eine zweyte Auflage der bekannten *Recherches* cet., welche der Vf. vor 10 Jahren zu Brüssel über die Geschichte der *Buchdruckerkunst in Belgien* herausgegeben hat. Sie erstreckt sich bis S. 312, und ist jedem Bibliographen unentbehrlich. Hier ist der Vf. in seinem Element, und seine Nachrichten sind um so schätzbarer, als er kein einziges Product anführt, das er nicht entweder durch eigene Ansicht oder durch die gültigsten Zeug-

nisse verbürgen kann. Auf diese Nachrichten folgt eine *Conclusion générale*, von welcher wir sogleich sprechen werden. — Den Beschluß des ganzen Werkes macht ein gedrängter Auszug aus der Abhandlung von Camus über die Geschichte der Stereotypie.

In der erwähnten *Conclusion générale* stellt der Vf. folgende Hauptresultate seiner Untersuchungen auf: 1) Das Wesen der Buchdruckerkunst besteht nicht in der Beweglichkeit der Lettern, sondern in der Leichtigkeit der Vervielfältigung, *folglich allein* in den Patizen und Matrizen. 2) Der Pfalter von 1457 hat zweyerley Typen. Über die Typen der Psalmen selbst läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, ob sie von Holz geschnitzt sind, oder ob ihre Ungleichheit von der unvollkommenen Gussart herkömmt, da beides möglich ist, wie die Geschichte der Stereotypie am deutlichsten zeigt. Aber die Hymnen und Responsorien sind von Schoiffer, und die nämlichen, mit welchen sein Donat gedruckt ist.

Nach dem, was wir oben erinnert haben, ist es nicht schwer, in diesem weitläufigen Werke das Wahre von dem Falschen abzufondern. Kleinere Irrthümer, z. B. daß der Vf. *gegoßene Matrizen* annimmt, welche an sich unmöglich sind, daß er dem Israel von Mecheln viele *Holzschnitte* zuschreibt, daß er Burgmaiers Triumphwagen zu den xylographischen Werken zählt, und über den Theuerdank höchst unvollkommene Nachrichten giebt, wird der erfahrene Leser leicht selbst verbessern, so wie er auch einige auffallende Auslassungsfünden des Vfs., z. B. sein Stillschweigen über die merkwürdigen Worte Trithems: *Quos prius manibus sculpebant*, seine Nichterwähnung des ersten datirten Products von Ulrich Zell, seine Nichtkenntniß des wichtigen Aufschlusses über die ersten Gusslettern im *Magazin encyclopédique* Tom. II, p. 314 u. s. w., von selbst ergänzen wird.

No. 2 muß von Neuem den Wunsch rege machen, daß doch endlich statt der vielen Compilationen und Wiederholungen längst bekannter Dinge vielmehr *kritische Bearbeitungen* der verschiedenen Nachrichten, die wir über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst haben, bekannt gemacht werden möchten. Hn. Lichtenberger's Werk führt uns dem Zwecke nicht viel näher. Wir finden hier dieselben Hypothesen, dieselbe Ungewissheit, wie in anderen Schriften über diesen Gegenstand. Es ist uns leid, sagen zu müssen, daß unerachtet des großen Fleißes, welchen Hr. L. sichtbar angewendet hat, sein ganzes Buch durchaus überflüssig ist. Da er nichts Besseres geben konnte, und auch wirklich nicht gab, als wir in der vortrefflichen Darstellung von Daunou besitzen: so hätte er sich durchaus beschränken sollen, dieses Werk, welches keinem Literateur fehlen darf, zu ergänzen, und die neuesten Schriften nachzutragen, welche Daunou noch nicht benutzen konnte. Aber eben die neue Literatur ist der schwächste Theil in Hn. L's. Werke.

Auch die Ordnung, die er gewählt hat, ist nicht

obenswerth. Er fängt zwar sehr richtig mit den Vorbildern der Buchdruckerkunst, nämlich den xylographischen Werken an, und geht sodann über auf die ersten Versuche *Guttenbergs*, *Faußs* und *Schoifers*. Aber nun beschreibt er die Werke der bamberger, strassburger, und hagenauer Officinen, und erst in 14 Abschnitt behandelt er die Frage, welche gleich in zweyten hätte vorkommen sollen, ob die ersten Versuche mit gegossenen, oder mit geschnitzten Buchtaben gedruckt waren. Sodann beschäftigt er sich mit dem *Speculum Salvationis*, und mit der vorgeblichen Druckerey *Lorenz Koflers* zu Harlem, und nach diesem erst mit den sogenannten *Prenters* (Druckern) in Holland, worauf er fortfährt, von den übrigen holländischen, und von den italiänischen, deutschen, französischen und englischen Officinen Nachricht zu geben. Man sieht überhaupt nicht ein, wo hier die Nachrichten von den verschiedenen Officinen nützen sollen. Der Vf. durfte nur Weniges hierbeybringen, um sein Buch nicht zu einem bänereichen Werk auszudehnen. Er wollte und konnte also nicht den Plan fassen, die grösseren Werke über diesen Gegenstand entbehrlich zu machen. Der grösste Fehler aber, der diesem Werke, wie allen bisher über die Buchdruckerkunst erschienenen, anhängt, besteht darin, daß nicht eine deutliche Beschreibung der Manipulation des Buchdruckens und Schriftgießens vorangesetzt ist. Man findet sogar Spuren, daß der Vf. sich hievon nicht einmal die nöthige Kenntniß zu verschaffen gesucht hat. So lange wir nicht eine solche Vorarbeit (so wie auch die Beschreibung des eym Karten- u. Bilder-Drucken beobachteten Mechanismus) von einem Mann erhalten, dem alle Meinungen über die allmähliche Ausbildung der Buchdruckerkunst bekannt sind, werden wir immer in Unwissenheit schweben. Eine richtige und genaue Beschreibung von jenen Mechanismen aber wird uns den Stand setzen, mehrere Behauptungen und Hypothesen sogleich zu verwerfen; und es ist schon sehr viel gewonnen, wenn wir auch nur ein halbes Duzend unrichtiger Meinungen auf ewige Zeiten aus der Geschichte der Buchdruckerkunst verweisen können. Allein dieser kritische und negative Untersuchungsgang ist bisher zu wenig eingeschlagen worden; und wenn man ihn noch ferner vernachlässiget, so wird man mit jedem Jahrhundert in diesem Theil der Geschichte dunkler sehen, ohne daß uns Preisaufgaben und mühsame Compilationen nur im Mindesten weiter bringen werden.

Wir wollen nun den Inhalt des Werkes im Einzelnen beleuchten. In der Vorrede sucht der Vf. zu beweisen, daß Gutenberg noch in Strassburg die Kunst so weit gebracht habe, um mit beweglichen Typen rucken zu können. Die Gründe dafür bestehen in losen Vermuthungen, und machen dem Patriotismus oder Localstolz des Vfs. mehr Ehre, als seiner Unparteylichkeit. Das 1 Cap. handelt von den Vorzügen der Buchdruckerkunst. Der Vf. zeigt richtig, wie der Erfindung dieser Kunst der Druck der Heiligen-Bilder und der Spielkarten vorausgegangen. Von

jenen sagt er jedoch zu Wenig. Auch wäre bey dieser Gelegenheit eine Beschreibung des beym Kartendruck üblichen mechanischen Verfahrens sehr zweckdienlich gewesen, weil die ältesten Tafeldrucke oder xylographischen Producte alle auf diese Weise gedruckt wurden. Bey der Abtheilung der xylographischen Werke in solche, wo der Text gleich bey den Figuren, und in solche, wo derselbe auf einem eigenen Blatte steht, ist der Entkrift mit Unrecht unter die letzteren gesetzt worden, wie aus der Nachricht erhellt, die der Vf. selbst 3 Seiten weiter unten von diesem Werke giebt. Man sieht überhaupt, daß der Vf. diese xylographischen Werke, in deren Aufzählungen er sehr unvollständig ist, nur aus Beschreibungen kennt. Die Figuren bey der *ars memorandi* verrathen nicht, wie der Vf. glaubt, die fromme Einfalt jenes Zeitalters, sondern gründen sich auf die in allen Jahrhunderten beobachteten Vorschriften der Mnemonik. Übrigens beruft sich der Vf. mit Anderen auf die Menge und Verschiedenheit der xylographischen Werke, um die längst entkräftete Behauptung *Meermanns* zu widerlegen, daß alle diese Producte aus Koflers Officinen zu Harlem hervorgegangen seyen. — Im 2 Cap. giebt der Vf. Nachricht von Guttenbergs Druckversuchen zu Strassburg. Er will durch das bekannte Zeugenverhör vom J. 1439 beweisen, daß Gutenberg schon damals bewegliche Typen von Bley gehabt habe. Allein die Ausdrücke in diesem Zeugenverhör sind so schwankend, daß Einige sogar schon die Frage aufgeworfen haben, ob hier überhaupt von der Buchdruckerey die Rede gewesen sey, und ob sich das Verhör nicht auf eine der anderen Künste, welche Gutenberg und Dreyzehn mit einander trieben, deuten lasse. Viele aber, welche das Erstere auch zugestehen, behaupten, daß sich die Ausdrücke nur auf den Tafeldruck und nicht auf bewegliche Lettern beziehen lassen. *Fournier*, selbst ein Schriftgießer, hat diese Meinung weitläufig zu beweisen gesucht. Gegen dieselbe haben sich erklärt *Heinecker*, *Lambinet* und *la Serna Santander*. — Das 3 Cap. erzählt, wie die Kunst zu Mainz vollendet worden. Hier hat der Vf. mit grossem Fleisse die vorhandenen Nachrichten mit einander verglichen. Die Hauptstelle von Trithemius hätte aber vollständig und nicht verstümmelt angeführt werden sollen, um so mehr, da sich der Vf. im Verfolge auf Ausdrücke beruft, die in seinem Auszuge aus Trithemius nicht vorkommen. (Hier erhalten wir auch nebenher in 6 Zeilen eine Beschreibung des Schriftgießens.) Trithems Stelle hat die Schwierigkeit, daß er von gegossenen Matrizen spricht, da doch die Matrizen durch die Stempel (Punzen, Patrizen) geschlagen werden, und nicht gegossen werden können. Diese Schwierigkeit sucht der Vf. dadurch zu heben, daß er annimmt, Trithem habe die Matrizen mit den sie umfangenden Modeln verwechselt, welche allerdings gegossen werden, und zur Eingießung des geschmolzenen Metalls dienen müssen. Es ist aber möglich, daß hier ein Schreibfehler einschlich, oder daß Trithemius gleich allen älteren Schriftstellern die Worte *fundero* und *sculpero* mit einander ver-

wechselte. Noch ist übrig, die Stelle „*Aeneos characteres ad omnem pressuram sufficientes, quos prius manibus sculpebant*“ zu erklären. Der Vf. nimmt mit *Fournier* und *Schönflin* an, daß Gutenberg vom Tafeldruck gerade zu auf die Schriftgießerey übergegangen sey, und daß daher die obigen Worte: „*quos prius manibus sculpebant*“, die Bedeutung hätten, daß die gegossenen Typen, bevor sie zum Druck tauglich waren, noch ausgeschnitzt werden mußten. Es ist hier der Raum nicht, diese Erklärung weitläufig zu prüfen. Rec. hat dies bereits an einem anderen Orte gethan. Er will hier nur die Fragen aufstellen, welche beantwortet werden müssen, um in dieser schwierigen Sache ins Reine zu kommen. 1) Kann man Drucke mit beweglichen Lettern vorzeigen, welche vor dem Daseyn der Schriftgießerey ihre Entstehung erhalten haben? Und ist es erweislich, daß irgend ein Druck mit nicht gegossenen beweglichen Lettern vollbracht worden ist? Waren diese nicht gegossenen Lettern von Holz, oder von Metall, oder gab es von beiderley Art? 2) Konnten nicht selbst nach Erfindung der Schriftgießerey Anfangs noch viele Unvollkommenheiten Statt haben, welche es nöthig machten, die Typen zuzuschneiden? Ist dieses hinlänglich, die Ungleichheiten zu erklären, die wir in den ältesten Drucken wahrnehmen? 3) Da die Matrizen die Form sind, in welche das flüssige Metall gegossen wird, und die Punzen der Stempel, welcher den Matrizen ihre hohle Gestalt einprägt: so fragt sich: ist es denkbar, daß die Matrizen erfunden werden konnten, ohne zugleich die Punzen oder Stempel mit zu erfinden? — Wenn diese Fragen einmal bestimmt beantwortet werden können: dann bleibt über den Gang der Erfindung nicht der mindeste Zweifel mehr übrig, und dann wird ein ganzes Gefolge von Hypothesen und Fabeln aus der Geschichte verbannt werden.

Das 4. Cap. beschäftigt sich ausschließend mit der Bibel, welche man bisher für das älteste aller gedruckten Bücher hält. Der Vf. hat die weitläufige und genaue Abhandlung des *Custos Bernhard* in München, welche in v. *Arctius* *Beyträgen zur Gesch. u. Lit.* zu finden ist, erst im Supplement seines Werks angeführt, und wie es scheint, sie nur dem Titel nach gekannt. Seine Untersuchungen und Nachrichten halten mit denen des *Custos Bernhard* den Vergleich nicht aus. Er äußert dabey die Meinung, daß wohl die sogenannte pfisterische Bibel die eigentlich gutenbergische älteste seyn könne. Hätte er die Schrift des Secretärs *Bernhard* (eines Bruders des obigen) unter dem Titel: *Meine Ansicht von der Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst* (München 1805. 8) gekannt: so hätte er dort zur Unterstützung dieser

Behauptung Gründe gefunden, die um so mehr Aufmerksamkeit verdienen, als *Bernhard* selbst die Buchdruckerey erlernt und getrieben hatte. — Im 5. u. 6. Cap. kommt der Vf. auf die Pfalterien von 1457 und 1459, den *Durandus* von 1459, und das *Catholicone* von 1460. Er führt die Nachrichten an über Gutenbergs Trennung von Faust, und über die von jenem hierauf besonders errichtete Druckerey. Den faustischen Officinen schreibt er die ersten drey der oben angeführten Werke zu der gutenbergischen das letzte, wie dieses schon vor ihm von Anderen aus guten Gründen geschehen ist. — Im 7. Cap. werden Fausts Drucke von 1460 — 1466, und im 8. Cap. Schoifers Drucke angeführt, welchen auch die von *Fischer* und *Arctin* bekannt gemachten zwey Kalender von 1455 und 1456 unrichtig beygezählt werden. — Das 9. Cap. handelt von Albrecht Pfister, und der ihm zugeschriebenen Bibel. Hier macht der Vf. in Bezug auf das 3. Cap. aus mehreren Gründen wahrscheinlich, daß Pfister diese Bibel nicht gedruckt habe. — Im 10. — 13. Cap. zeigt der Vf. die ersten Drucke von Mentel und Eggestein, dann von den übrigen Straßburger und hagenauer Druckern an, wobey er verschiedene Irrthümer in Rücksicht Mentels und Eggesteins berichtet. Erst im 14. Cap. untersucht er die verschiedenen Nachrichten und Angaben über die geschnitzten Lettern. Hier beruft er sich auf mehrere Beyspiele, um zu beweisen, daß man sich durch die in den alten Druckdenkmälern vorkommenden Ausdrücke *Litterae sculptae* nicht irre machen lassen soll, da man damals unter *sculpero* durchaus *fundere* verstand. Daß man es mit diesen Worten so genau nicht genommen, erhellt auch daraus, daß, wie wir oben gesehen, Trithem sich des Ausdruckes bediente: *fundendi formas quas matrices nominabant*, anstatt *sculpendi*, wenn anders dies nicht ein Schreib- oder Druck-Fehler war. Die Ursache dieser Vermischung der Ausdrücke liegt nach des Vfs. Meinung darin, daß man das Schneiden der Patizen o. er Patzen als die Hauptsache betrachtete, und in den ersten Zeiten die Buchdrucker außerdem noch zugleich Schriftgießer und Punzenschneider waren. — Dann untersucht der Vf. weiter, wie denn die Ungleichheit der Buchstaben zu erklären sey, wenn sie durchaus nicht von geschnitzten Lettern herkommen soll. Er behauptet, diese Ungleichheit finde sich in allen Drucken, selbst in solchen, die allgemein als mit gegossenen Typen gedruckt anerkannt seyn (wie schon *Henscher* bemerkt hat). Eine eigentliche Ursache dieser Ungleichheit weiß er aber nicht anzugeben, und somit sind wir nicht weiter, als zuvor.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: Neues Sprachbuch oder Sammlung aus-
erlesener Bibelstellen über die gewöhnlichen Sonntags- und

Fest-Evangelien, mit kurzen Erklärungen für Volksschulen.
4te Aufl. 1811. 120 S. 8. (4 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 J U N I U S, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

STRASBURG u. PARIS, b. Trenntel u. Würtz: *Initia typographica*, illustravit Jo. Frid. Lichtenberger etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die hölzernen und metallenen beweglichen Lettern erwirft der Vf. gänzlich nach weitläufiger Aufzählung der hieher gehörigen verschiedenen Behauptungen. Die Hypothese *Schellhorn's*, dass im J. 1455 nach Aufhebung der Gemeinschaft zwischen *Gutenberg* und *Faust* die Buchdruckergefellen sich zerstreut, und zuerst die Kunst, mit geschnitzten Lettern zu drucken, verbreitet hätten, und dass hierauf die eigentliche Buchdruckerkunst nach den mainzer Unruhen im J. 1462 in andere Länder übergeführt worden, widerlegt der Vf. durch den Ablassbrief von 1454, wodurch auch *Schellhorn* selbst zum Widerruf einer Meinung bewogen ward. — Sodann kommt er auf die von *Meermann* angenommenen *typos sculptos*, welche er ebenfalls unter die *non entia* setzt. Im Ende dieses merkwürdigen Capitels: *de Literis culptis ex mente veterum*, theilt der Vf., der hier, wie im ganzen Buch, Alles bunt durch einander wirft, eine merkwürdige Stelle aus dem *Magazin encyclopédique* mit (1806. I, 74), worin die Ursachen der Ungleichheit der ersten Gusslettern von einem Sachkundigen sehr befriedigend angegeben werden. Rec. glaubt den Lesern dieser Blätter einen Dienst zu erzeigen, wenn er ihnen diese ganze sehr wichtige Stelle mittheilt:

Les irrégularités que nous avons remarquées dans l'impression de la Bible de Saint-Wast, avoient fait conjecturer à quelques bibliographes que cette bible étoit imprimée avec des caractères mobiles en bois. Mais outre que je crois avoir démontré l'impossibilité d'une semblable impression, je vais prouver encore que toutes ces irrégularités peuvent exister dans un caractère fondu. 1) Il n'est guère vraisemblable que les matrices employées dans le principe fussent en cuivre, et que l'on ait trouvé du premier abord l'art de tremper un poinçon de manière à ce que la couche d'oxyde qui se forme nécessairement au feu sur l'osil de la lettre, n'en emportât pas une partie: sans doute il est plus naturel d'imaginer, qu'on ne tremoit jamais les poinçons, et que les matrices se frappaient dans une matière moins dure que le cuivre. Fischer pense qu'on se servoit de la terre glaise; la fonte des cloches devoit n'être qu'une idée. Mais on renonça bien vite à une manière de fonder qui ne pouvoit être employée que pour de très-gros caractères, dont elle ne conservoit même pas les déliés, et on put faire servir au même usage l'étain ou le plomb. Je sais par expérience, qu'en se servant du mélange ordinaire, on peut couler dans une matrice de plomb jusqu'à 120, 150 Lettres, sans que la matrice soit fondue; seulement après les 50 ou 60 premiers jets elle paroît un peu altérée, et les traits les

plus fins des caractères disparaissent pour faire place à d'autres traits plus durs. On peut donc fournir cette première raison des différences que présentent les mêmes lettres dans une même page. 2) Pour que les caractères passés à la fonte portent à plomb dans l'impression, il est nécessaire avant tout que la matrice ait été justifiée, sans quoi, comme disent les imprimeurs, la lettre n'est plus en ligne; et il n'y a aucun moyen d'empêcher qu'elle ne soit tantôt plus haute et tantôt plus basse que celles qui la touchent. 3) Les moules qui servent à fonder ont pu, dans l'origine, n'être point assez parfaites pour donner constamment un écartement tel, que l'épaisseur des caractères ne varie jamais. Ces Observations suffisent pour expliquer les défauts que j'ai fait remarquer dans la Bible de Saint-Wast.

Das 15 Cap. handelt von den ersten belgischen Officinen, größtentheils nach *Lambinet* und *la Serna*. Im 16 Cap. beschäftigt sich der Vf. ausschliessend mit dem *Speculo humanae salvationis*, und im 17 Cap. sammelt er mit grosser Belesenheit die Beweise, welche uns berechtigen, die Officinen *Lorenz Koflers* als nicht existirend anzusehen. Offenbar sollte dieses, so wie das 14 Cap., nicht hier, sondern gleich am Anfang des Werks stehen. — Das 18 Cap., welches von den Prenters oder Briefmalern handelt, die vor Erfindung der Druckerkunst Karten und Heiligenbilder druckten, hätte ebenfalls zu Anfang des Werks gesetzt werden sollen. Hier wird die Hypothese von *Des Roches*, dass die Buchdruckerey schon im J. 1312 von einem Brabanter, Namens *Vaelbek*, erfunden worden sey, aus hiplänglich bekannten Gründen widerlegt, und zugleich von einigen früheren Manieren, Bücher mit Stempeln zu schreiben, gehandelt. — Nun folgen im 19—32 Cap. die Buchdruckereyen von Brüssel, Subiaco, Rom, Venedig, Cölln, Augsburg, Nürnberg, Paris, Basel, Mayland, Florenz, Bologna, Neapel, Leipzig und Frankfurt. Den Beschluss machen die englischen und spanischen Officinen. Bey den englischen, welche der Vf. im Capitelverzeichniss aufzuführen vergessen hat, wird die bekannte Behauptung von *Athyns* der Prüfung unterworfen. Dieses hätte, da es hauptsächlich auf *Lorenz Kofler* Bezug hat, schon früher angeführt werden sollen. — Die Zusätze S. 254—256 betreffen vornehmlich das Zeugniß *Schoiffers* für *Gutenberg* im deutschen *Livius* von 1505, 1514 und 1523, sodann einige Berichtigungen, die der Vf. aus *Aretins neuem literarischen Anzeiger* und eben desselben *Beyträgen* geschöpft hat. — Der Anhang enthält: 1) die bekannte Nachricht über *Conrad Henlis*, *Peter Schoiffer* und *Johann Faust* aus dem *Necrologio* der Abtey St. Victor zu Paris. 2) Einen Auszug aus dem strasburger Protocoll vom J. 1439 die früheren Versuche *Gutenbergs* betreffend.

U u u

Der eigentlichen Geschichte der Erfindung sind nur ungefähr 90 Seiten dieses weitläufigen Buchs geweiht. Mehr, als zwey Drittel sind mit Nachrichten über einzelne Officinen angefüllt, über deren Unzweckmäßigkeit schon oben gesprochen worden, und welche der Vf. noch hie und da durch ganz fremdartige Auszüge aus einigen der ersten gedruckten Bücher auf unnöthige Weise weitläufiger gemacht hat. Hätte sich Hr. L. darauf beschränkt, seine mit vielem Fleiße gesammelten Notizen über die Erfindung der Buchdruckerkunst lediglich in Bezug auf die vortreffliche Abhandlung von *Daunou* zu bearbeiten: so würden wir ein sehr brauchbares Werk erhalten haben. In seiner gegenwärtigen Gestalt aber gewährt es nur geringen Nutzen, den der Leser nicht anders als mit vieler Anstrengung und nach mühsamer Durchlesung fremdartiger Nachrichten, die das Buch unnöthig vertheuren, sich aneignen kann. Ou.

FRANKFURT A. M., b. Wilmans: *Borkhausens Ringen nach dem schönsten Ziele des Mannes*. Ein Denkmal der Freundschaft von *Röhling*. Mit einem Kupfer. 1808. XIV u. 162 S. 8. (18 gr.)

Die Freunde des verst. *Borkhausen* nicht nur, sondern auch das ganze naturhistorische Publicum werden es Hn. A. Dank wissen, daß er das Geschäft übernommen hat, sie in vorliegender Schrift mit den Lebensumständen des vortrefflichen Mannes, und mit seinen sämmtlichen Schriften, von denen nur die wenigsten nach Verdienst verbreitet worden sind, näher bekannt zu machen. Nicht minder verdient die Wärme der Freundschaft, die der Vf. darin zu Tage legt, Achtung. Wenn wir aber nach dem Werthe dieser Biographie, als Product historischer Kunst, fragen: so müssen wir leider bekennen, daß das Andenken *Borkhausens* in dieser Hinsicht nicht leicht unfähigeren Händen hätte anvertrauet werden können. Man kann nämlich diese Schrift sehr füglich in zwey ganz entgegengesetzte Theile zerlegen, von denen der eine, anmaßungslos und einfach, von S. 15—42 die äußeren Lebensumstände *Borkhausens* erzählt, und von S. 93—113 ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften aufstellt; — der andere hingegen, zu welchem auch noch der Titel mitgerechnet werden muß (unter der Aufschrift: „Charakter“, von S. 43 bis 92, und: „Denkmal“, von S. 114—124), ein geschmackloses Gemisch von steifem Leichenpredigerton, moderner Romanensentimentalität und hohlem Bombast über das einfache Wesen des der Natur geweihten Mannes kündig ausliest. Rec. kannte *Borkhausen* genau, und hing, früh als Schüler, später aus immer mehr sich entwickelnder Erkenntniß seines Werths als Naturforscher, mit inniger Liebe an ihm. Es hat ihn daher geschmerzt, zu sehen, wie *B.* hier unter den Händen des wohlwollenden, aber unbühlichen Panegyriker's sich bald wie ein leichter Schwärmer und Phantast geberden, bald ein, seiner ganzen Natur widersprechendes Wortgepränge führen, bald selbst zu Plattheiten herabfinken muß. Und darum sollen hier noch einige Worte über *B.*, als Na-

turforscher, stehen, um daraus abzunehmen, ob er als Mensch so von sich selber habe differiren können. Der Natur ursprünglich, und wie durch einen inneren Instinct, mit dem *Gemüthe* zugekehrt, möchten wir ihn einen *kindlichen* Naturforscher nennen. Erst gab es mehrere dieser Art; aber so wie die Systematik sich immer weiter unter uns entwickelt und ausbildet, scheinen sie seltener zu werden, und drohen auszusterben. Und doch ist nur in diesen die lebendige Berührung der freyen Natur im Besonderen und der Genuß der Betrachtung. Sammler bis ins Kleinste, doch nie kleinlich, ist ihnen jedes neue Naturproduct ein freundlicher, vielversprechender Blick der Mutter, nach dem sie in der Luft geheimer Ahndung haften, und von jedem zu neuer Sehnsucht fortgezogen werden. Aber nicht der Reiz des Neuen allein, noch die unendliche Mannichfaltigkeit der Objecte, sondern das Leben der Natur selbst, in seiner Unmittelbarkeit, ist ihr Element; — das Jahr nach den Entwicklungs- und Erscheinungs-Perioden der Thier- und Pflanzen-Welt zu messen, die bekannten Standörter seltener Pflanzen, die Lagerstätte eines wichtigen Gesteins, jährlich und immer mit gleicher Lust zu besuchen, ist ihnen zum vorzugsweisen Genuß der Naturbetrachtung gegeben. Was dieser Sinn, früh oder spät, für das Höhere leisten werde, kommt hier nicht in Anschlag; seine nächste Anordnung des Besonderen geht aus ihm selbst hervor und strebt nach der Besonderheit. (Man vergleiche *B.'s Tentamen dispositionis plantarum* und dessen Versuch einer obercattischen Flora im ersten Bande des rheinischen Magazins.) Wer möchte aber einem Geiste, der so von dem Leben des Besonderen mit Liebe durchdrungen ist, das Vermögen absprechen, sich zu den allgemeinsten Ansichten der Natur selbst thätig zu erheben? Aber freylich *voll* und *real* müßten diese Ansichten seyn, und leere Formeln und übermüthige Anmaßung der Aetherphilosophie sind ihm ein Grauel. An seinem Geiste aber entzündet sich die Jugend zur Nachfolge im wahren Naturdienste, und die Wärme, die von solchen ausgeht, möge das gänzliche Erstarren der Wissenschaft in Nomenclatur und Systematik verhüten! Wir kannten nur noch Einen, den wir als Geistesverwandten *B.'s* hier nennen möchten, zugleich als Beyspiel, was günstigere, den Blick erweiternde Verhältnisse von diesem Natursinne erwarten lassen. Auch er ist der Wissenschaft zu früh entrissen worden; aber wer den sel. *Batsch* kannte, und den rechten Geist seiner Schriften zu verstehen weis (man sehe besonders die botanischen Unterhaltungen und die Excursions-Taschenbücher), wird uns gewiß hierin beystimmen; auch war dieser unter den damals lebenden Naturforschern derjenige, gegen welchen *B.* die meiste Bewunderung an den Tag legte.

Es war unsere Absicht nicht, die Schrift des Hn. A. ausführlich zu kritisiren, und wir begnügen uns daher mit der gegebenen kurzen Charakteristik, wozu jeder die Belege in dem Buche selbst auffuchen mag. — Unter der Aufschrift: *Denkmal*, erhalten wir, zwischen einer Eingangs- und Schluß-Tirade, die weit-

auftrige Beschreibung der *Borkhauseria lucida* Roth, *Suppraria lucida* Willd. Dieses Denkmal scheint jedoch noch nicht hinlänglich begründet, da *Rudolphi* dieselbe Gattung etwas früher unter dem Namen *Fedia* aufgestellt — und *Perjoon* sie so in seine Synopsis aufgenommen hat. *B.* hat also in der That noch keine bestimmte, ihm geweihte Gattung (denn die *Borkhauseria* der wetterauer Flora, aus *Fumaria* *ava* und *solida* gebildet, so wie die, aus mehreren Arten der Gattung *Crepis* von *Mönch* errichtete Gattung *Borkhausia*, scheinen nicht den Beyfall der Botaniker gefunden zu haben), und diels dürfte fast Wunder nehmen, wenn man die Namenliste derer durchsieht, die durch die neueste Sitte der Botaniker im System verewigt worden sind. — Das beygegebene Kupfer enthält eine gelungene Abbildung der *Borkhauseria lucida*, von *Sturm*. — Seltam genugschließt sich an diese Schrift ein *systematisches Verzeichniß der auf dem braubacher Gebiete* (von Hn. R.) *gesammelten Laubmoose*, welches 37 S. füllt. — Druck und Papier sind gut.

Da wir oben Veranlassung fanden, der Schriften *B.'s* zu erwähnen: so glauben wir uns bey dieser Gelegenheit noch eine kleine Berichtigung erlauben zu dürfen. *B.* gab nämlich im J. 1792 ein: *Tentamen dispositionis plantarum Germaniae seminiferarum etc.*, genau unter demselben Titel, und desselben Inhalts, wie dasjenige, welches im Jahr 1809 als *Opus posthumum* verbreitet worden ist, heraus. Wahrscheinlich ist diels letztere von jenem gar nicht verschieden, sondern nur mit einem neuen Titel versehen, da Inneres und Äusseres so genau übereinstimmt. Hiedurch, so wie durch die Bemerkung, daß *B.* bey diesem Werk eigentlich den Plan seiner ober-sächsischen Flora, nach welchem nicht bloß die in der Obergraffschaft Katzenellenbogen wildwachsenden, sondern auch alle, in Gärten und Lustgebüschensospitirenden Pflanzen aufgenommen werden sollten, vor Augen hatte (wie er ihn auch nachher in einzelnen Bruchstücken, und zwar I. in seinem *rheinischen Magazin*, 1 Bd. 1793, mit einem Theile der ersten Classe, ersten Ordnung und ersten Cohorte, nämlich dem ersten *Geschlechte*, die Pflanzen mit einfacher Blüthe enthaltend; II. in der *compendiösen Bibliothek der gemeinnützigen Kenntnisse für alle Stände*, Abtheilung: der Botaniker, Heft 13 — 15 und 16 — 18, mit Ausdehnung über die Umbellaten, Gräser und grasartigen Gewächse; III. in *Römers Archiv für die Botanik*, Band I. Heft 3. S. 1 — 36 mit den Farrenkräutern, realisirte), lassen sich mehrere Zweifel und Einwendungen des Recensenten dieser Schrift in untern Blättern, 1809, No. 241. S. 110 theils heben, theils verbessern.

* * *

P H Y S I K.

JENA, b. Etzdorf: *Fasliche Naturkunde für Schüler, und diejenigen, welche sich selbst von der Natur unterrichten wollen*. In zwey Theilen, nebst Abbildungen. 1806. VIII u. 286 S. 8. (20 gr.) Der ungenannte Vf. hatte bey dieser Schrift die

sehr lobenswerthe Absicht, allen denen des Volks, die in ihrer Jugend im Unterrichte vernachlässigt wurden, die über die *Natur* der Dinge, ihre *Eigenschaften* und *Wirkungen* keine Belehrung erhielten, und später das Bedürfnis fühlen, diesen geistigen Mangel zu ersetzen, einen leichtfalslichen Unterricht zu ertheilen, und dadurch Vorurtheilen, irrigen Vorstellungen und abergläubischen Meinungen zu begegnen.

Rec. hat seine Arbeit prüfend gelesen, und, ungeachtet einiger Fehler und Irrthümer, durchaus gefunden, daß der Vf. seine Absicht mit ernstlichem Fleisse verfolgte, und daß er Fähigkeiten besaß, sie zu erreichen. Sein Vortrag ist durchaus ernst, sehr einfach, ungeschmückt und leicht verständlich. Nur selten stößt man auf Stellen, wo den Gedanken Zusammenhang fehlt, z. B. S. 5, wo ein *also* ohne Bindung vorkommt, und S. 43, wo einige Verworrenheit in denselben merklich auffällt. Es versteht sich von selbst, daß bey einer Volkschrift der Art alle mathematischen Ansichten fehlen dürfen; dagegen ist im Ganzen alles so folgerecht gestellt, wie man es von einem populären Vortrage fordern darf. Hie und da sind gleich im Texte erläuternde Holzschnitte eingeschaltet; überall, wo es möglich und nöthig war, den Lehrsätzen verständliche Beyspiele, gleichsam als erklärende Experimente, beygefügt, und warnende Winke gegen abergläubische Vorstellungen mild und schonend eingemischt, so wie nicht selten Hinweisungen auf den Urheber der Natur. Ein Buch von solchem Gepräge darf auf Billigkeit der Kritik rechnen. Rec. nimmt daher keinen Anstand, es als ein recht nützliches Werkchen zu empfehlen. Vorzüglich möchte er Prediger und Schullehrer aufmerksam darauf machen, damit sie es in ihrem Kreise allen Wissbegierigen empfehlen, die nach deutlichen Ansichten der Natur Verlangen tragen. Schullehrer werden es nicht ohne Belehrung gebrauchen, wenn sie es als Vorbereitungsbuch zu ihrem Unterrichte benutzen wollen.

Die Schrift ist in zwey Theile und 12 Capitel getheilt. Die 10 Capitel des ersten Theils handeln 1) von der Naturlehre und dem Nutzen überhaupt; 2) von der Beschaffenheit und Eintheilung der Körper; 3) von ihrer Bewegung, 4) und deren Gesetzen; 5) von der Schwere; 6) vom Waller; 7) von der Luft; 8) von dem Winde, dem Schalle etc.; 9) vom Feuer; 10) von der Elektricität. Erfahrungen, die selbst der gemeine Mann kennt, werden als Erläuterungen beygebracht, und die bekanntesten Maschinen und Instrumente, z. B. der Heber, die Pumpe, die Feuerspritze, das Thermometer und Barometer, die Luftpumpe u. s. w. nebst ihren Wirkungen beschrieben und erklärt. Der zweyte Theil handelt im 1 Cap. von den Lustercheinungen aller Art; im 2ten von den Weltkörpern. Es kann nach Obigem die Meinung des Rec. nicht seyn, die Schrift herabsetzen zu wollen, wenn er einige von den Fehlern hier aufstellt, die er beym Durchlesen bemerkt hat.

Bey der Figur S. 25 fehlt der Buchstabe L, und die Linie LA ist gar nicht da. Anschaulicher würde dem gemeinen Verstande die senkrechte Linie geworden

seyn, wenn sie ihm durch den Gegensatz, die *schiefe* Linie, ins Licht gebracht worden wäre. S. 27 machen jene fehlenden Buchstaben noch stärkere Irrung und Schwierigkeit. Ebendasselbst möchten die Ausdrücke *oben* und *unten* wohl schicklicher gewesen seyn, als *hoch* und *niedrig*. — S. 42 ist es falsch, wenn von dem Meere gesagt wird, es nehme fast die Hälfte der Erdoberfläche ein; es hätte vielmehr heißen müssen: fast *drey Viertel*; denn das feste Land mit Neuholland zusammen ist nur zu rechnen auf 2,304,000 Q. M., hiezu noch die kleinen Inseln sogar mit 200,000 Q. M. gesetzt, kommen für die ganze Land-Oberfläche 2,504,000 Q. M., und es bleiben dem Meere 6,778,600 Q. M. als Fläche übrig. S. 43 sollte ganz umgearbeitet werden, weil die da mitgetheilten Gedanken dem Vf. selbst nicht klar gewesen seyn mögen, folglich auch verwirrt erscheinen. Es soll das Meer so viel Wasser ausdünsten, als sich durch die Flüsse hinein ergießt. Es ergiebt sich von selbst, daß dies falsch sey. „Es fällt zwar auch“, wird hinzugesetzt, „ein großer Theil des ausgedünsteten Wassers durch Regen und Thau in das Meer wieder zurück.“ Statt nun zu folgern: folglich geht das ausgedünstete Wasser nicht sämmtlich durch die Flüsse zurück zur See; wird vielmehr gesagt: „aber man weiß auch, daß die Winde eine ungeheure Menge Dünste von der See wegführen und über das feste Land bringen.“ Kurz, hier erscheinen die Gedanken

wie im Traume. — S. 98 glaubt der Vf., daß die aus Sümpfen in Blasen aufsteigende Luft allemal brennbar sey. Dies ist keineswegs immer der Fall. Ebendasselbst scheint der Vf. zu glauben, die's Gas entzündet sich unvermischt durch den elektrischen Funken auf einmal mit einem Knalle, auf andere Weise angezündet, brenne es dagegen still ohne Detonation ab; bekanntlich macht aber die Art des Anzündens hier keinen Unterschied, sondern nur die Vermischung, z. B. mit atmosphärischer Luft. — S. 119 führt der Vf. die Erfahrung an, daß man einen Kessel mit siedendem Wasser vom Feuer herab auf die bloße Hand setzen kann, ohne sich zu verbrennen. Er sucht dies dadurch zu erklären, daß das Feuer sich stets nach dem kälteren Orte bewege, folglich im gegebenen Falle nach oben hinausstreben müßte, da das obere Wasser stets von der zutretenden Luft abgekühlt werde. Er versuche es einmal, und gieße das kochende Wasser in einen noch nicht vom Ruß überzogenen glatten Kessel, und wage es, diesen auf die Hand zu setzen; die Folge wird ihn lehren, daß der Grund anderswo liege, als wo er ihn sucht. — S. 133 gedenkt er wohl des Spiritus-, aber nicht des Quecksilber-Thermometers, und nennt dieses Instrument — vielleicht ist es bloß ein Druckfehler — *Wetter*- statt Wärme-Messer. — Im 2ten Theile ist die Zahl der Planeten und der Trabanten überall unrichtig. yn.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Pest*, b. Eggenberger: *Fragmenta veteris typographiae Magno-Varadinensis, collecta a Jacobo Ferdin. de Miller, complurium inclitorum Comitatum ad Tabulam Judicariam allessore, et Bibliothecae Hungarico-Széchenyianae Regnicolarum a custodia. 1803. 4 Bog. gr. 8. (6 gr.)* Offen war unter den Städten Ungarns im 15 Jahrhundert die erste, wo die Typographie geübt wurde, und wo Andr. Hess das *Chronicon Hungarorum*, wovon bis jetzt nur 4 Exemplare bekannt sind, 1475. fol. (und vielleicht schon vorher *Basilium de legendis poetis cum praefatione Leonardi Aretini f. a. fol.*) gedruckt hat. Ihr folgten, aber erst im 16 und 17 Jahrh. die Orte: Nemeth-Ujvár (Giesing), Uj-Szigeth (Neaness in der eisenburger Gespanschaft), Nodelischa, Carlsburg, Debreczin, und endlich Großwarden, dessen Druckdenkmale von 1557 bis 1660 Hr. v. M., von dem man noch eine allgemeine Beschreibung der Typographie Ungarns zu erwarten hat, in dieser Schrift mit Einlicht und mit dem größten Fleisse gesammelt und chronologisch beschrieben, ja auch den Ort genannt hat, wo sie jetzt vorgefunden werden. Die meisten dieser Bücher sind theologische oder Lehrbücher für Schulen, und einige wenige historische in ungar. und lat. Sprache, welche nie eine solche Celebrität erhalten haben, daß sie im Auslande anderen Literatoren bekannt, und von ihnen aufgezeichnet worden wären, und daher auch, weil sie die Zeit und die Fortschritte der Wissenschaften unbrauchbar gemacht, und andere bessere verdrängt haben, so selten, daß nur noch einige wenige Exemplare von denselben sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Es verdienen aber, wenn auch nicht alle, doch viele in eine allgemeine, vorzüglich in eine specielle Literaturgeschichte Ungarns aufgenommen, und in derselben sorgfältig aufbewahrt zu werden. Be-

seiden nennt der Vf. seine Schrift *Fragmento*, weil er selbst zweifelt, ob er alle großwardenischen Druckdenkmale aufgefunden habe, und fordert jeden Freund der ungar. Literaturgeschichte auf, Nachträge zu liefern, und die noch dunkle Typographiegeschichte anderer Städte seines Vaterlandes aufzuklären, und dadurch den Weg zu einer allgemeinen Geschichte zu bahnen und vorzubereiten. In der Mitte des 14 Jahrh., wo die Einwohner der Stadt Waradein zur reformirten Religion übertraten, wurde auch eine neue Schule nebst einer Typographie angelegt, aus welcher die ersten Bücher abgedruckt hervorgingen. Es sind aber in diesem Jahrhundert daselbst nur 7 bis jetzt bekannte Bücher, 4 in ungar. und 3 in lat. Sprache von den beiden Buchdruckern, Rudolph und Raphael Hoffhalter, gedruckt worden, welche meistens unter die größten Seltenheiten, besonders das *Kalendarium Julianum* vom Jahre 1585, gerechnet werden. Das 16 (17) Jahrh. lieferte von 1604 bis 1660 48 Bücher, 20 in latein., die übrigen in ungar. Sprache, von Abraham Szenzi gedruckt, alle, obgleich nicht ihres Inhalts, aber doch der wenig vorhandenen Exemplare wegen, sehr selten, und fast keinem Bibliographen außer Ungarn bekannt. Jöcher führt zwar bey Georg Becker den *orator extemporaneus* auf, aber ohne den Druckort Großwarden, und das Format desselben zu nennen; irrt auch in der Jahrzahl 1655, da er erst 1656, 12, erschienen ist. Von L. Petr. Pifator, Teisf. Paul Medgyessi, Francis. Borfatus, Georg. Comarinas (Komaroni) und Bisterfeld mit seiner *Logica in usum scholas Albenfis* 1649. 8 weißt er nichts; welche Gelehrte also mit ihren Schriften aus diesen Fragmenten in einer neuen Auflage nachgetragen werden können.

H. i. k.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 J U N I U S 1811.

Ö K O N O M I E.

LEIPZIG, b. Gleditsch: *Miscellen der deutschen Landwirthschaft*. Herausgegeben vom Ökonomie-Inspector Friedrich Pohl. Erstes und zweytes Heft, mit Kupfern. 1810. 198 S. 8. Brotschirt (1 Rthlr.)

Eigentlich eine Fortsetzung der, seit 1793 bis 1808 unter dem Titel: *Ökonomische Hefte für Stadt- und Landwirthe* u. s. w. — und seit 1809: *Archiv der deutschen Landwirthschaft* — erschienenen Zeitschrift, deren Redaction nunmehr Hr. P. übernommen hat. Von seinen Kenntnissen und vieljährigen Erfahrungen in diesem Fache hat das ökonomische Publicum viel Gutes zu erwarten, und der Inhalt der vor uns liegenden zwey Hefte bürget uns dafür, daß der Herausgeber, seinem Versprechen zufolge, sich bestreben werde, dieser bejahrten Zeitschrift eine Tendenz und Energie zu geben, wie sie dem höheren Grade und dem edleren Geiste der neueren Landwirthschaft, und der besseren Ausbildung ihrer Hülfswissenschaften entsprechen. An der Spitze des I Hefts befindet sich der Plan dieses Archivs, worin Hr. P. besonders die Frage berührt: *Was haben wir als Landwirthe jetzt zu thun, um die Mißsverhältnisse zu heben, die sich durch die niedrigen Preise der erzeugten Producte und den fast gänzlichen Mangel an Nachfrage so drückend gemacht haben?* Die Auflösung dieser Frage ist, besonders unter den gegenwärtigen Umständen, von großer Wichtigkeit. Denn was hilft alles mühsame Fortschreiten in der Ökonomie, wenn wir nicht die Kraft haben, die Rente von unserer Gewerbs-Sphäre zu bestimmen? No. II enthält eine Zufchrift an den Herausgeber von Hn. von Steindel, über die gegenwärtigen Verhältnisse der Landwirthschaft, nebst einem Beytrage (No. III) vom Herausgeber. Beide liefern nur allgemeine Bemerkungen über die bisherige Cultur der ökonomischen Wissenschaft, und über die Mittel, geschickte Landwirthe zu bilden. IV. *Beytrag zur Kenntniß und Benutzung des Kalks für Ökonomen*. Diese chemische Abhandlung verbreitet sich mit vieler Kenntniß über die Natur und Bestandtheile des Kalks, und giebt die Mittel an, durch welche die Güte des gebrannten Kalks geprüft werden kann. V. *Die Seile oder Getreidebänder, in Rücksicht ihres verschiedenen Materials und ihrer Brauchbarkeit* [von Pohl]. Mit Recht eifert der Vf. gegen die noch an vielen Orten übliche Gewohnheit, zum Binden des Wintergetreides das

Getreide selbst zu gebrauchen, wodurch viele Körner verloren gehen. Der in manchen Gegenden gewöhnliche Gebrauch der Ruthen von Birken, Weiden, Fichten u. s. w. zu Getreidebändern ist den Holzungen überaus schädlich, und daher eben so wenig zu empfehlen. Die Bänder von Hanf, Flachs und Werg sind zwar die dauerhaftesten, aber zu kostbar. Daher bringt der Vf. die Hopfenranken, die ohnehin zu nichts gebraucht werden, in Vorschlag: diese könnte man nach der Hopfenärndte in Stücken schneiden, den Winter über rösten, und zu einem Gespinste zu Stricken zubereiten, die ungemein haltbar seyn würden. Die gewöhnlichsten, und auch die wohlfeilsten sind wohl die Strohbander, die jeder Hauswirth im Winter verfertigen lassen und bis zur Ärndte aufbewahren kann. Auch glaubt der Vf. in dem Balte der Linden ein sehr schickliches Material zu Bändern entdeckt zu haben, und giebt über deren mühsame Zubereitung ausführlichen Unerricht. Sie übertreffen zwar eine jede andere Art an Haltbarkeit; aber die wenigsten Landwirthe werden davon Gebrauch machen, weil die Linden nicht überall in so großer Menge wachsen. VI. *Beschreibung einer Handdrill- oder Säe-Maschine und ihr (es) äußerst zweckmäßiger (n) Gebrauch (s)*. Von dieser Maschine, deren Erfindung wir den Engländern verdanken, liefert der Vf. (Hr. Pohl), nebst der ausführlichen Beschreibung, zugleich auch auf der beygefügt Kupfertafel eine getreue Abbildung nach allen ihren Theilen, wofür ihm jeder Landwirth Dank wissen wird. Über den Gebrauch und über den Nutzen der Maschine verbreitet er sich mit vieler Gründlichkeit; es läßt sich aber davon nicht wohl ein Auszug machen, weil Vieles, ohne die beygefügte Kupfertafel, nicht verständlich genug seyn würde.

II Heft. I. *Die Schafräude. Ihre gesunde wahre Ursache und darauf gegründete sichere Curart*. Von Hn. Landthierarzt G. H. Walz. Ein Auszug aus der in unserer A. L. Z. 1810. No. 74. S. 589 bereits angezeigten Abhandlung: *Natur und Behandlung der Schafräude* (Stuttgart b. Steinkopf 1809), die ihrer Gemeinnützigkeit wegen allerdings in gegenwärtiger Zeitschrift auszugsweise aufgenommen und in größeren Umlauf gebracht zu werden verdiente. II. *Der Kalmus in mehreren landwirthschaftlichen Rücksichten betrachtet* (von Hn. P.). Neben dem medicinischen Nutzen des Kalmus werden hier besonders dessen Blätter zu Getreidebändern empfohlen. Dieser Gebrauch schränkt sich freylich nur auf ei-

X x x

nen kleinen Landstrich an der schwarzen Elſter ein, wo das Seilmachen aus den Kalmusblättern gewerbmäßig betrieben wird. III. *Praktische Bemerkungen bey'm Zwiebelbau.* Enthält sehr richtige, aber auch in der Gärtnerey allgemein bekannte, Anweisungen über das Säen und die Verpflanzung der Zwiebel. IV. *Wie läßt sich die Ackerkrume vortheilhaft tiefer legen? Nebst Angabe eines dazu zweckmäßigen Ackergeräths.* Von Fr. P. Der Vf. geht bey Erörterung dieser Frage von dem sehr richtigen Grundsatz aus, daß die Einwirkung der atmosphärischen Luft auf die Fruchtbarkeit des Erdreichs den größten Einfluß habe. Es ist daher unbedingt nöthig, den Eindrang dieser Luft durch Bearbeitung des Erdreichs so weit wie möglich zu befördern, weil ein Acker, der viele Erdkrume hat, oder, was dasselbe sagen will, der tief bearbeitet worden, für das Einwirken der atmosphärischen Luft empfänglicher ist, als die unter einer feichten Erdkrume liegende feste Roherde, die der Landmann mit dem Namen des todtten Bodens bezeichnet. Es ist aber dennoch immer gefährlich, eine feichte Erdkrume durch Tieferpflügen auf einmal mächtiger zu machen, weil das Hervorackern der unfruchtbaren Roherde einen gänzlichen Ausfall oder eine Verringerung der Ärndte zur Folge haben würde. Man muß also den Acker nur *allmählich* tiefer legen, und dies darf nicht in der Brache, sondern in dem künftigen Haferfelde geschehen, wo die Winterstoppeln gleich nach der Ärndte so tief, als die Erdkrume bereits ist, aufgebrochen und die Roherde, den Winter über, der Einwirkung der atmosphärischen Luft ausgesetzt wird. Außerdem empfiehlt der Vf. ein noch weit sichereres Mittel zum Tieferlegen der Erdkrume. Es bestehet in einem Hakenpfluge, wodurch der untere Boden bloß durchwühlt und die Roherde nicht so weitherauf gebracht wird, daß sie in Vermischung mit der Erdkrume dem Pflanzenwuchse nachtheilig werden könnte. Ddadurch aufgelockerte Roherde wird für die Einwirkung der atmosphärischen Luft vorbereitet und allmählich zur Fruchtbarkeit belebet. Diese Verfahrensart ist unstreitig die zweckmäßigste, und wir können sie dem Landwirth um so zuverlässiger empfehlen, da es eine ausgemachte Wahrheit ist, daß von einem tief gepflügten Boden ungleich mehr Vegetation zu erwarten ist, als von einer feichten Erdkrume. Von dem hiezu in Vorschlag gebrachten Hakenpfluge hat der Vf. eine deutliche Beschreibung beygefügt, und durch eine Zeichnung verfinnlicht. — Am Schlusse eines jeden Hefes findet man, unter der Aufschrift: *Ökonomische Zeitung*, manche gute und brauchbare Nachrichten, die für jeden Landwirth nicht ohne Interesse bleiben werden. A. S.

RIGA, b. Hartmann: *Abhandlungen der liefländischen gemeinnützigen ökonomischen Societät.* Hauptsächlich die Landwirthschaft in Liefland betreffend. *Erster Theil.* Mit 5 Kupfern. 1802. 399 S. *Abhandlungen der liefländischen, gemeinnützigen und ökonomischen Societät, Hauptsächlich*

lich u. s. w. *Zweyter Band.* Erstes Stück. 1802. 202 S. *Zweytes Stück.* 1803. 195 S. *Dritter Band.* 1805. 214 S. 8.

Wir dürfen wohl als bekannt voraussetzen, daß der Titularrath und riga'sche Kaufmann, P. H. Bienenhagen, vor seinem Absterben ein beträchtliches Capital zu gemeinnützigen Zwecken verordnet hat, dessen Zinsen die obige Societät, welche großen Theil aus liefländischen Landedelleuten besteht, zur Beförderung der Industrie, vornehmlich des Ackerbaues, anwendet. Dieselbe bestrebt sich unter anderen, durch Preisaufgaben und Belohnungen, durch unentgeltliche Vertheilung nützlicher Schriften an das Landvolk, durch Versuche mit Ländereyen und Maschinen u. dgl. m. sowohl den Güterbesitzern nützliche Anleitung zu geben, als auch den Wohlstand der Bauern zu befördern. Ihre Zusammenkünfte hält sie in Riga. Das gegenwärtige Werk, von welchem vermuthlich mehrere Bände allmählich an das Licht treten werden, enthält theils Nachrichten von ihren Arbeiten, theils Abhandlungen und Aufsätze, deren etliche von ihren Mitgliedern herrühren, andere überschickt und der öffentlichen Bekanntmachung von ihr würdig befunden worden sind. Sie betreffen, wie schon aus dem Titel erhellt, hauptsächlich Liefland, doch auch Ehstland; inzwischen kann in Kurland und Ingermanland gleichfalls davon Gebrauch gemacht werden, als wo die wirtschaftlichen Einrichtungen viele Ähnlichkeit mit den liefländischen zeigen. In allen jenen Provinzen ist bisher noch kein Überfluß an einheimischen, dem Klima und der Verfassung angemessenen, ökonomischen Schriften gewesen.

Zur näheren Würdigung des Inhalts wird es genug seyn, die in den ersten beiden Bänden gelieferten Abhandlungen und Aufsätze bloß namhaft zu machen. Solche sind im ersten Theile: 1) Über die Reinigung des Wassers durch Filtration, wobey der Vf. zunächst eine Rücksicht auf das oft sehr unreine Düna-Wasser genommen hat. Eine dazu gehörende Kupfertafel stellt die Filtrirmaschine dar. 2) Des Kunstgärtners Schmidt's Vorschlag, 2 Kornarten in Liefland anzubauen, nämlich den türkischen Hafer (*Avena orientalis*), und die Himmelsgerste (*Hordeum coelestis*). 3) Der Pisé-Bau für Landgebäude. Die Societät empfiehlt denselben. 4) Über die Feuerpritzen. Die Absicht geht auf die möglichst beste Benutzung des Wassers, wozu eine besondere, durch einen Kupferstich abgebildete Spritze empfohlen wird. 5) Rettungsmittel in plötzlichen Landverheeren, zum Gebrauche des Landvolks. 6) Über verschiedene Gegenstände der Landwirthschaft. 7) Unterricht und Aufmunterung in wirtschaftlichen Sachen, für den Landmann. 8) Beschreibung eines neuen Strohschneiders. Zwey Kupfer machen dieselbe Hächselmaschine anschaulich. 9) Beschreibung eines Knäulwicklers; gleichfalls nebst einem Kupfer. 10) Nachricht über Versuche mit einem Stubenotter. 11) Versuche über das Verhalten der gläsernen und

unglaskurten Kacheln, bey dem Heitzen: 12) Über Essigausdünstung in Krankenhäusern, in Rücksicht auf (die) Luftreinigung. 13) Erfahrungen über die Wirksamkeit der Dünggattungen auf verschiedenartigem Boden; vom kurländischen Pastor Hn. *Klappmeyer*. 14) Etliche Versuche über die Verbesserung der Wiesen; vom Hrn. Landrathe von *Sievers*. Von diesen Abhandlungen sind No. 1, 4, 8, 9, 10, 11 und 12 aus der Feder des damaligen beständigen Secretärs der Societät, und jetzigen Professors in Dorpat, Hn. *Parrot's*, welcher auch die angeführten Maschinen erfunden zu haben versichert.

Im ersten Stücke des zweyten Bandes findet man nur zwey Abhandlungen: die erste und weitläufigste rührt von Hn. *Friebe* her, welcher durch viele gekrönte Preisschriften, auch als liefländischer Geschichtschreiber, bekannt ist, und nach *Parrot* die Stelle des beständigen Secretärs der gemeinnützigen Societät übernahm. Sie enthält sehr brauchbare Grundsätze und Anweisungen zu einer theoretischen und praktischen Verbesserung der liefländischen Landwirthschaft. In der zweyten handelt der rigaische Apotheker, Hr. *Grindel*, von den Mitteln, die atmosphärische Luft zu reinigen. Dieser Aufsatz ist, wenn Rec. sich recht erinnert, nachher in einer vermehrten Gestalt an das Licht getreten. — Im zweyten Stücke findet man unter anderen die Nachricht, daß die Societät ein Landgut gepachtet hat, um daselbst allerley Versuche anzustellen. Darauf folgt eine gekrönte Preisschrift über die Verbesserung der Viehzucht in Liefland; und dann der Anfang zu einer landwirthschaftlichen Chronik des 19ten Jahrhunderts für Liefland: sämmtlich aus der Feder des namhaft gemachten Hn. *Friebe*. Sehr weislich hat er S. 35 die Stallfütterung im Sommer nicht unbedingt angepriesen; sondern den Gebrauch der Weideplätze in Hinsicht auf das Locale gebilligt.

Etwas auffallend ist es, daß die Titelblätter des ersten, zweyten und dritten Bandes nicht völlig mit einander übereinstimmen; überhaupt aber scheinen sie auch dem Inhalte nicht ganz zu entsprechen. H.OP.

GMÜNN, b. Ritter: *Über die Verfälschung der Victualien und technischen Producte, und über die Mittel sie zu entdecken . . .* von A. von R. Drey Bändchen. 1807. 112, 110 und 72 S. 8. (48 Kr. rhein.)

Unter den vielen Sammlungen ähnlicher Art, welche das Publicum seit zehn Jahren erhalten hat, zeichnet sich diese zu ihrem Vortheil aus. Der Vortrag ist gut, und die Auswahl ist größtentheils aus neueren Werken gezogen. Der Pharmaceut und der Ökonom können Manches daraus lernen, und zumal kann letzterer dadurch gewöhnt werden, seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände des Gebrauchs zu richten, über welche sonst meistens sorglos hinweggesehen wird. Über Verfälschungen der Weine hat der Vf. die besseren Prüfungsvorschriften mit sichtbarem Fleiß gesammelt. — Die Bemerkungen über Ole verschiedener Gattungen nehmen nur eilf Seiten ein; die über gewöhnliche Fleischspeisen des Tisches ungefähr eben so viele. Darüber sollten mehr ausgeführte Belehrungen beygebracht werden. Systematische Ordnung findet sich kaum in irgend einer Sammlung dieser Art. Es sollte daher durch Real- und Alphabet-Register nachgeholfen werden. Die Inhaltsanzeige auf 8 Seiten ist nicht zulänglich, ob sie gleich mit Fleiß gemacht ist, und leistet, was sie leisten kann. — In dem Anhang (im dritten Bändchen) werden allerley Mittel, gewisse Victualien lange zu erhalten, und gegen Verderben zu schützen, auch gefrorne Gemüse wiederherzustellen, u. dgl. m. gelehrt.

Sollte dieses Buch fortgesetzt werden, oder eine zweyte Auflage erleben: so würde der Vf. ein verdienstliches Werk thun, wenn er literarische Notizen beyfügte, welche den Leser in den Stand setzten, über die Gegenstände der Prüfung weiter nachzuschlagen, und die Quellen einzusehen, aus welchen geschöpft worden. Sollten hie und da eigene Erfahrungen und Wahrnehmungen, welche nicht in Büchern vorkommen, von dem Vf. hier vorgetragen worden seyn: so würde Bezeichnung der Stellen, wo sie vorkommen, von eigenem Interesse seyn. Auch wäre wohl der Rath zu verbessern, nach welchem gestattet wird, das durch Schwenken und Sieben abgefonderte Mutterkorn, vor dessen Gefährlichkeit (S. 31 im 1 B.) gewarnt wird, unbedingt zum Brantweinbrennen zu benützen. Denn es ist noch lange nicht erwiesen, daß von den der Gesundheit des Menschen nachtheiligen Grundstoffen des Mutterkorns beym Überziehen und bey der geistigen Gährung nichts in den Weingeist übergehe, das einen widrigen Einfluss haben könne. Ar.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Bamberg, b. Vf.: *Kurzer Unterricht in der Obstbaumaucht* verfaßt von Agidius Baumann, ehemaligem Conventuale zu Langenheim, für Schullehrer auf dem Lande. 1809. IV und 96 S. 8. (6 Gr.)

Die Obstcultur hat in unseren Tagen mehr Liebhaber gewonnen, und es ist angenehm zu sehen, wie dieser wichtige Zweig der Landwirthschaft durch Schriften befördert und durch zweckmäßige Einrichtungen der Baumschulen von erfahrenen und sachkundigen Männern auf eine höhere Stufe der Ausbildung erhoben wird. In dieser Hinsicht hat sich der Vf. vorliegender Schrift rühmlich ausgezeichnet, und deswegen wurde ihm, nach der Aufhebung seines Klosters, von der königlichen Regierung die Oberaufsicht über die Schul- oder sogenannten Indulzie-Gärten des Landgerichtes Lichtenfels

anvertraut. Dadurch fühlte er sich bewogen, seine, in diesem Fache gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen schriftlich darzulegen, theils um das ihm geschenkte Zutrauen zu rechtfertigen, theils den wenig bemittelten Schullehrern ein Lehrbuch zu überreichen, in welchem sie die vorzüglichsten Culturmethoden der Obstbäume kurz und gut abgehandelt finden. Der Vortrag ist deutlich, die Anordnung der abgehandelten Gegenstände gefällig, und die Beschreibung der verschiedenen Veredelungsmethoden hat der Vf. durch beygefügte Zeichnungen anschaulicher zu machen gesucht.

Die Einleitung enthält eine kurze Übersicht der Veredelungsarten der Obstbäume, welche schon die alten Griechen und Römer gekannt und angewandt haben, und eine allgemeine Betrachtung über das Vaterland, die Entstehung und

Fortpflanzung der Obstsorten, wobey Hr. B. bemerkt, daß die obheimer Weichsel nicht ursprünglich aus Italien abkamme, wie der deutsche Obstkärtner irrig angiebt, sondern daß Sierra Morena in Spanien ihr Vaterland sey, woher sie durch den Dr. Klinghammer, der bey den kaiserlichen Truppen im spanischen Successionskriege diente, zuerst nach Obheim gebracht wurde. — Nach der vorausgeschickten Geschichte der Obstkunde lehrt der Vf. die Obstkultur in vier Hauptstücken. Das I Hauptstück handelt in vier Abschnitten von der Ausfaat des Saamens, von der Veredlung der jungen Obstbäume und von der Erziehung und Fortpflanzung durch Wurzeln, Stecklinge und Ableger. Das Verletzen der aus dem Saamen entstandenen Obstpflänzchen unternimmt der Vf., sobald sich einige Blätter an den Stämmchen gebildet haben, und beschattet sie mit Fichtenzweigen, welche er zwischen die gepflanzten Reihen steckt. Allein Fichtenzweige trocknen bald, und die Nadeln derselben, welche Schatten verbreiten sollen, fallen ab; weit besser eignen sich hiezu trichterförmige, von Weiden geflochtene Schattenkörbe, welche in heißen Tagen über die Pflanzen gestellt werden und die man mehrere Jahre bey neuen Pflanzungen zu diesem Zwecke benutzen kann. Die mannichfaltigen Veredlungsmethoden und verschiedenen Formen zu oculiren sind vortreflich abgehandelt und zeugen von guten Kenntnissen des Vfs. Er redet von zweyerley Art zu oculiren, vom Oculiren auf das treibende und auf das schlafende Auge. Oculiren auf das treibende Auge nennt man es deswegen, weil dieses Geschäft im Frühlinge verrichtet wird, und das eingesetzte Auge noch in diesem Sommer sich entwickelt und in seiner Ausbildung fortschreitet; das schlafende Auge hingegen, welches vom Julius bis September auf den Wildling gesetzt wird, entwickelt sich im künftigen Frühjahr. Richtig wird bemerkt, daß der wilde Stamm, sobald das eingesetzte Auge zu treiben anläßt, dicht über denselben abgechnitten werden muß: der Nutzen davon besteht hauptsächlich darin, daß der Rindenwulst sich früher schließt, das Holz bedeckt und auf diese Weise die durch den Schnitt entstandene Wunde oft schon im ersten Sommer heilet. Eben so zweckmäßig und belehrend sind in diesem Buche die übrigen Veredelungsarten, nämlich das Pfropfen und Copuliren der Obstbäume angegehem. Nur darin kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten, daß er S. 34 bey dem Copuliren die zwey auf einander gefügten Reiser mit einem Streifen Bast zu binden empfiehlt: der Bastfaden trocknet, wird alsdann locker und die Reiser verrücken sich aus ihrer Lage; daher benützt Rec. statt des Bastes ein Band von Leinwand, das bekanntlich auf einer Seite mit Baum- oder Pfropf-Wachs bestrichen wird und die Reiser besser zusammenhält. S. 44, wo von dem Pfropfen in Spalt die Rede ist, hätte bemerkt werden sollen, ob der wilde Stamm horizontal oder schräg durchgeschnitten werden muß; die meisten Baumgärtner schneiden aus guten Gründen den Wildling schräg, oder, wie sie sich auszudrücken pflegen, rehfußartig zu, und bedecken die Wunde, nachdem das Pfropfgesetz eingesetzt ist, mit Baumwachs. Das Pfropfen auf Wurzeln, wovon der Vf. im zweyten Abschnitte handelt, und S. 55 bemerkt, daß dieses Geschäft auch im Zimmer verrichtet werden kann, wird keinen großen Beyfall finden. Das II Hauptstück verbreitet sich über die Behandlung der Obstbäume nach dem Veredeln. Der Vf. giebt die Hauptregeln bey dem Verletzen und Beschneiden der Bäume an und lehrt dann die zweckmäßige Erziehung und Behandlung der Spalierbäume. Im III und IV Hauptstück handelt der Vf. kürzlich von den verschiedenen Krankheiten der Bäume, von den monatlichen Verrichtungen in Baumgärten und endlich von der Zubereitung der Baumkitten und Salben.

Viel Neues enthält zwar diese Schrift nicht, aber der Vf. hat dasjenige, was in seinen Plan paßt und andere Schriftsteller weitläufig abgehandelt haben, selbst erprobt und verbessert. Rec. kann daher versichern, daß der Vf. aus Erfahrung spricht und daß sein Buch nicht allein den Schullehrern in Franken, für die er es zunächst bestimmt zu haben scheint, einen unverkennbaren Nutzen gewährt, sondern auch den angehenden Pomologen, Schullehrern und Landleuten in anderen Gegenden von Deutschland sehr angenehme Belehrungen darbietet.

D D. — h.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Hamburg, b. Gandermann: Berechnung bey der Abgabe und Annahme des Prediger-Dien-

stes auf dem Lande, von C. A. Valentiner. Proben zu Einshorn. Aufs neue herausgegeben und mit Zulätzen vermehrt von V. A. Valentiner, Pastor zu Pernflorf, in der Segeberger Probfrey. 1810. 70 S. 8. (8 Gr.)

Die Geistlichkeit des Herzogthums Holstein wird es Hr. V. Dank wissen, daß er ihr eine so gründliche, und fast in alle Zweige der Abrechnung eingehende Anleitung zu Vergleichen bey Amtsveränderungen geliefert hat. Rec., der Auswegen schon viele Vergleiche zu Stande gebracht, weiß aus Erfahrung, wie viele Differenzen, Mißheiligkeiten zwischen Vorfahrern und Nachfolgern die Unbekanntschaft mit den Gesetzen zur Folge hat, und wie besonders der angehende Prediger, der nicht sogleich die volle Einnahme beziehen kann, oder gar noch herauszahlen muß, sich fast allemal beeinträchtigt glaubt. Um allen Streitigkeiten vorzubeugen und allen Vorwürfen zu entgehen, setzte sich Rec. bey Abschließung der Pfarrvergleiche folgende zwey Hauptregeln fest: 1) so genau an das Gesetz und die vorhandenen älteren Vergleiche (so viel es bey letzteren die Verschiedenheit des Abrechnungs-termins gestattete) zu halten; 2) stets darauf zu sehen, daß durch die Abrechnung das Pfarrgut, als das Hauptbefoldungsstück, nicht deteriorirt würde. Hr. V. hat diese beiden Punkte nicht allzeit gehörig berücksichtigt. In Absicht des ersten gesteht er selbst, daß er vorzüglich auf die Wittwe des Vorfahrers sehe. So human auch dieser Grundsatz ist: so wird er doch dabey schwerlich mit dem Nachfolger aufs Reine kommen, dieser wird sich vielmehr auch in anderen, ganz nach dem Gesetze entschiedenen Punkten beeinträchtigt glauben. So scheint es z. B. Rec. unbillig, wenn §. 59 die Einnahme von Holscapitalien nicht *praenumerando*, sondern *postmerando* gezahlt werden soll, da die Regel: *ligna dantur in futurum*, hier oben so anwendbar bleibt, als bey dem Holcdeputat, das *in natura* geliefert wird. Eben so unangenehm scheint es, wenn da, wo das Land verpachtet gewesen, nach §. 34 ff. die Abrechnung nach dem Pachte, und nicht nach dem Ertrage des Landes geschehen soll. Verpachtung ist eine Privatangelegenheit des Vorfahrers, an die der Nachfolger nicht gebunden ist, selbst nicht durch eine Confirmation der höhern Behörden gebunden werden sollte: dieser balst bey der Abrechnung nach dem Pachtgelde, wie jeder Wirtschaftsvorstandige weiß, allezeit ein. Muß aber der Annahmer nach §. 39 dem Pächter noch überdies den Dünger bezahlen: so behält er auf seinen Antheil oft gar nichts. Überhaupt wird mit der Düngerberechnung §. 41 dem Nachfolger sein Antritt nicht bloß erschwert, sondern ihm auch oft Unrecht gethan. Denn womit will Hr. V. beweisen, daß der Dünger jedesmal im ersten Jahre die Hälfte, im zweyten ein Viertel, und im dritten noch ein Viertel Nutzen bringe müsse? Kommt es nicht schon auf die Beschaffenheit des Düngers an? Ist nicht ein großer Unterschied zwischen Stroh- und Laub-Dünger, welcher letztere kaum das zweyte Jahr Nutzen bringt? Kann die Kraft des Düngers nicht schon im ersten Jahre erschöpft seyn, wenn z. B. Rüben geläst, oder vor der Roggenausfaat in dem dazu gedüngten Lande geläst worden ist? Und warum sollte man sich nicht (wie §. 42 untersetzt wird) nach dem im vorigen Contracte festgesetzten billigen Preise des Düngers richten können? Der Vorfahrer hat ihn ja auch für diesen Preis bezahlt; und hat er mehr Dünger erzeugt: so hat er auch von dem Pfarrgut mehr Vortheil gehabt. Was die Berücksichtigung der Pfarrgüter bey Vergleichen betrifft: so sollte nicht nach §. 22 irgend einem Theile freygestellt bleiben, seinen Antheil an Stroh und Futter in andere Hände zu verkaufen. Vielmehr sollte der Vorfahr gehalten seyn, es dem Nachfolger für einen billigen Preis zu lassen, dieser aber, es dafür anzunehmen und in das Pfarrgut zu verwenden. Das angeführte Gesetz entscheidet hier wirtschaftlicher, als Hr. V. etwas dankel gestellte Auslegung. Wo er die Nähe findet, sollten diese dem Nachfolger nicht bloß nach §. 25 und wie sich von selbst versteht, gratis, sondern auch in ganz Zustande zu überlassen seyn. Am sichersten würde dieser Zweck erreicht werden, wenn mit eisernen Kuben auch jedesmal ein eisernes Kalb verbunden, und so immer junges und nutzbares Vieh hervorgezogen würde. Noch hätte Rec. Anmerkungen z. B. wegen der Obstkulturberechnung §. 65, zu erinnern: schon das bisher Gesagte wird keine Aufmerksamkeit auf die im Ganzen recht brauchbare Schrift verdienen.

— 11 —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 J U N I U S , 1 8 1 1 .

GRIECHISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Demosthenis Oratio pro Corona, Aeschinis in Ctesiphontem*. In usum praelectionum recensuit Ern. Car. Frid. Wunderlich, Prof. Philos. in Academia Gottingensi. 1810. 8. — Auch unter den besonderen Titeln: 1) *Demosthenis Oratio pro Corona*. In usum praelectionum rec. E. C. F. Wunderlich. 1810. L u. 206 S. 8. (16 gr.) 2) *Aeschinis Oratio in Ctesiphontem*. In usum praelectionum rec. E. C. F. Wunderlich. 1810. VIII u. 232 S. 8. (16 gr.)

Der Herausgeber hat, da, wie er sagt, in *his orationibus edendis temporibus nostris servandum esse videretur*, die Einrichtung getroffen, daß die eine dieser Reden auch ohne die andere gekauft werden kann, wodurch allerdings einige Wiederholungen in den Prolegomenen oder historischen und rhetorischen Einleitungen zu beiden Reden entschuldigt werden. Auf die *Prolegomena ad orationem pro corona*, die sich an die *Praefatio editoris* anschließen, folgen des Libanios *ὑπόθεσις τοῦ περὶ στεφάνου λόγου*, und *τέρα ὑπόθεσις τοῦ περὶ στεφάνου λόγου*, vor der Rede des Aeschines aber geht erstlich ein *summarium*, dann *argumentum ex libro M. T. Ciceronis de optimo genere oratorum* (nämlich aus dem 7 Cap.) weiter *ὑπόθεσις τοῦ κατὰ Κτησιφώντος λόγου*, endlich *πρότασις τοῦ κατὰ Κτησιφ. λόγου* und *περὶ Αἰσχίνου* vorher. Unter dem Texte des Demosthenes stehen kritische Anmerkungen, größtentheils ganz kurz, die entweder die Abweichungen des Herausgebers von dem *reiskischen* Texte anzeigen, oder Verbesserungsvorschläge enthalten. Damit muß man die *praefatio editoris*, worin er mehrere Stellen beider Redner kritisch behandelt, und den *Appendix* nebst den *Adiudicandis* und *Corrigendis*, worin Mehreres zur Berichtigung des Textes nachgeholt wird, verbinden. Unter dem Texte des Aeschines sind die Anmerkungen ausführlicher; aber auch hier fehlt es nicht an *Adiudicandis*, welchen noch *Accessio variarum lectionum*, wie sich in der aldinischen und stephanischen Ausgabe des Aeschines finden, und in den Variantensammlungen übergegangen worden sind, angehängt ist. Der Herausgeber, welchen uns diese seine Arbeit als einen achtungswürdigen Philologen kennen lehrt, geht selbst Praef. p. XII, daß er für den Aeschines mehr als für den Demosthenes gethan habe, weil er u. der Herausgabe des ersteren theils mehr Zeit ge-

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

habt, theils eine vertrautere Bekanntschaft mit dem Sprachgebrauche der Redner mitgebracht habe; in dem Demosthenes habe er aus Furchtsamkeit mehrere Fehler stehen gelassen. Vorzüglich bedauert er, dem *reiskischen* Texte in Ansehung der Elision und der Wortstellung zu sehr gefolgt zu seyn. Doch hat er ein Verzeichniß der von *Reiske* eingeführten Elisionen angehängt, mit dem angenehmen Versprechen, die bey profaischen Schriftstellern zu befolgenden Gesetze der Elision genauer zu untersuchen, und seine Bemerkungen darüber bey einer anderen Gelegenheit mitzutheilen. Die Veranlassung zu dieser Ausgabe des Demosthenes ist folgende: Hr. W. wollte, da die neue westphälische Staatsverfassung zum Studium der Beredsamkeit auffodert, diese Rede des D. in akademischen Vorlesungen erklären, aber *inter initium praelectionum ipsum*, wie er sagt, *exemplaria, quibus uterentur audituri, deesse nunciatum est*: er entschloß sich daher, eine Handausgabe von dieser Rede zu bearbeiten, wurde aber genöthigt, sie, *cum fieri non posset, ut praelectionum initium Academicarum indictum differretur, profligare, non parare*. Also ist diese Ausgabe des Demosth. mehr die Frucht des Zufalles als eines lang vorhergefaßten Entschlusses. Die Rede des Aeschines aber fügte er, nach der Aufsehung praef. p. XI, deswegen bey, *quod hac legenda illam multum illustrari intelligebam, et ut, Demosthenes quantum ceteros virtutibus oratoriis praecemeret, exemplo uno, ab oratore petito, cui proximum fore a Demosthene locum Antiquitatis cultores assignare solent, audituris planum reddere possem*. Schon Cicero hatte diese *ex Atticis duorum eloquentissimorum nobilissimas orationes inter se contrarias* in einer lateinischen Uebersetzung mit einander vereinigt.

Der Zweck des Herausgebers bey beiden Reden ging dahin, einen nach den bereits bekannt gemachten Hilfsmitteln so viel möglich kritisch berichtigten Text zu liefern; daher auf dem Titel: *recensuit*; aber man darf dabey das hinzugefügte *in usum praelectionum* nicht übersehen, und keine vollständig kritische Ausgabe erwarten. Hr. W. giebt zwar bisweilen genauer an, in welchen Handschriften sich eine Lesart finde, bisweilen aber erinnert er bloß, daß Codices so lesen, oder sagt gar nicht, ob er eine Lesart aus Handschriften aufgenommen, oder die Vulgata zurückgerufen habe. Z. B. bey Dem. §. 28 *ἀνάγκη, καὶ μετὰ πρὸς ἕκαστα τῶν κατηγορημένων μικρὰ ἀποκρίναςθαι* stehen die Anmerkungen: *καὶ μετὰ προ καμὸι*, und: *ἀποκρίναςθαι, Reiske ἀποκρίναςθαι*.

Y y y

Dafs Hr. *W.* beides aus Handschriften entlehnt habe, und *Reiske* mit *Taylor* übereinstimme, erfährt man nicht. Bey §. 39, wo Hr. *W.* die Vulgata wieder hergestellt hat, sagt die Note nur: ἀποδομένων. *Reisk. ed.* ἀποδομένων. Bey §. 60 bemerkt er: ἐξαπιστάλη. *Male vulgo* ἐξαπιστάλη μὲν, allein nur *Reiske* hatte aus Mißverständnis μὲν eingeschoben. Dagegen liest man §. 12 nicht blofs bey *Reiske*, sondern auch bey *Taylor* ἐμέ πως. Hr. *W.* hat πως weggelassen. In der Rede des Aesch. ist dieses gewöhnlich sorgfältiger angegeben. Um seinen Zweck zu erreichen, bemüht sich der Herausg., den Text von *Reiskes* falschen oder unnützen Conjecturen zu reinigen, durch bessere Lesarten aus der *reiskischen* Variantensammlung zu berichtigen, und durch correctere Interpunction zu verbessern. Und diese seine Bemühungen sind keineswegs fruchtlos gewesen. Wir heben nur Einiges aus dem Demosthenes aus. §. 3 ist mit Recht die gemeine Lesart ἔπερον δ', ὃ φύσει πᾶσιν ἀνθρώποις ὑπάρχει der *reiskischen* Veränderung des ὃ in α vorgezogen worden, da es einleuchtet, dafs hier ὃ die Stelle des vorhergehenden ὅτι vertritt. Von dieser Stelle handelt Hr. *W.* auch Praef. p. XXIV. — §. 9 ist erstlich stillschweigend, wie sehr oft, die Interpunction verbessert, so dafs das Komma, das in anderen Ausgaben nach μέ steht, nach ἀφέντα gesetzt worden ist, dann aus Handschriften τρέψασθαι statt τρέψεσθαι geschrieben worden. Hr. *W.* spricht Praef. p. XV f. über die im Aoristos anzuerkennende Bedeutung des Futurum, wo er jedoch, wie aus dem Zusammenhange zu ersehen ist, nur den Infinitivus des Aoristos meint (vgl. *Matthias* ausf. gr. Gramm. §. 506), und glaubt folgenden Unterschied zwischen dem Aoristos und Futurum bemerkt zu haben: *Observasse mihi videor, ubi de re agitur, futura quidem, sed quae continuo aut incipit aut eventum habet, aoristi vel praesentis infinitivum significatione futuri poni.* (Eine ähnliche Bemerkung führt *Fischer* in den *Anim. ad Weller.* Vol. III. P. II. p. 19 an.) Hr. *W.* zieht hieher auch die Worte aus §. 4: Οἶμαι δ', ὑμᾶς πᾶσας ἀνὸς ὁμολογῆσαι, κοινὸν εἶναι τουτονὶ τὸν ἀγῶνα ἐμοὶ τε καὶ Κτησιφῶντι, und macht darüber S. XVIII folgende Anmerkung: *Demosthenes, de assensu judicum, ut de re praesente, cogitans, modestiori forma loquendi utitur ἀνὸς ὁμολογῆσαι pro ὁμολογῆσαι.* Uns scheint hier nicht etwas Zukünftiges, sondern etwas bereits zu Stande Gebrachtes und Fortdauerndes angedeutet zu werden, und der Sinn zu seyn: dafs ihr alle wohl bereits darüber einig geworden seyd, d. i. einig oder einverstanden seyd. Seitdem Aeschines den Ktesiphon angeklagt hatte, mußten sie wohl darüber einig seyn. — Ebend. hat Hr. *W.* πομπίας ταύτης τῆς ἀέδην οὕτως γεγενῆμεν geschrieben, statt ἀναιδην, welches schon der Scholiast *Wolf*, *Taylor* und *Schneider* im griech. Lex. dem ἀνέδην nachgesetzt hatten. — In der schweren Stelle §. 10 hat Hr. *W.* nichts verändert, ausser dafs er statt der zwey *reiskischen* Emendationen ἐμοῦ nach προσηλακισμὸν und ὃ οὔτε vor μὰ τοὺς θεοὺς die Vulgata wieder eingesetzt, und ἐστὶν nach οὔτε ὀκταῖον

als verwerflich eingeklammert hat. In der Vorrede erklärt er sich weitläufig über diese von *Taylor* so sehr angefochtene Stelle, und bemerkt erstlich, dafs Demosthenes in den Worten: Τὰ μέν οὖν κατηγορημένα — τὰ τοιαῦτα, einen Unterschied mache zwischen den grossen vom Aeschines gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen, auf welche die Gesetze die härteste Strafe gesetzt hätten, und zwischen der bösen Absicht der Anklage selbst. Dann vertheidigt er den Satz: Τῶν μέντοι — οὐδ' ἐγγύς, welchen *Taylor* als eine bloße Wiederholung des vorhergehenden Τὰ μέν οὖν — τιμωρίας herausgeworfen wissen wollte, als einen angehängten Satz, wo μέντοι gleiche Bedeutung mit *quauquam* (wiewohl, καίτοι?) habe. Da ferner D. in der folgenden Periode Οὐ γὰρ ἀφαιρέσθαι — γραφόμενον anfangs darzuthun, wie feindselig die Absicht der Anklage sey: so weise die Partikel γὰρ im Eingange dieser Periode auf das vorhergegangene τοῦ δὲ παρόντος — τοιαῦτα zurück; denn der eingeschobene Anhängelsatz τῶν μέντοι — ἐγγύς könne diese Verbindung nicht stören. In dieser Periode selbst aber sieht Hr. *W.* die Glieder Οὐ γὰρ — τυχεῖν, und οὐδ' ἐν — ποιεῖν, wo er τοῦτο auf προσελθεῖν — τυχεῖν bezieht, als entgegengesetzte an, denn οὐδὲ bezeichne den Gegensatz von dem hier ausgelassenen μέν. Diesem οὐδὲ entspreche dann wieder das folgende Adverbativum ἀλλὰ, so dafs der Sinn sey: *sed accusatio intentanda non est, ut alteri contumeliosa infectatione noceas et invidiam concites, sed Aeschinis erat ἀλλ' ἐφ' οἷς κ. τ. λ.* Weiter supplirt er in ἀλλ' ἐφ' οἷς — χρῆσθαι das Imperfectum εἶσι (αὐτὸν) aus dem obigen εἶσι. Endlich dürften auch die Worte Οὐ γὰρ δήπου — ἐγράψατο nicht aus ihrer Stelle gerückt werden, denn D. deute hier zwar kurz, aber passend, den Übergang zu dem anderen ungerechten Verfahren des Aeschines an, dafs dieser, ob er sich gleich eigentlich an ihm selbst habe rächen wollen, den Ktesiphon angeklagt habe. Hr. *W.* würde sich um die Erklärung dieser Stelle noch mehr verdient gemacht haben, wenn er eine vollständige Übersetzung davon mitgetheilt hätte. So aber scheint er den Satz τῶν μέντοι — ἐγγύς von dem Vorwurfe der müßigen Wiederholung nicht ganz befreit zu haben. Mehr würde dieser gehoben, wenn man übersetzen dürfte: „Wiewohl die vorgetragenen Beschuldigungen schon an und für sich selbst, wenn sie wahr wären, der Staat nicht hinlänglich bestrafen kann.“ Doch erlaubt dieses nicht die gegenwärtige Beschaffenheit des Textes. Dann wünschten wir den Gebrauch des οὐδὲ, das, an die Spitze des Gegensatzes gestellt, allein — nicht (*sed — non*) bedeuten soll, durch mehrere Beispiele bewiesen zu sehen. Zwar könnte man schon aus Homer. *Iliad.* 1, 318. 536 und 5, 674 anführen; allein in unserer Stelle scheint doch die Schärfe des Gegensatzes mehr ἀλλ' οὐκ ἐν als οὐδ' ἐν zu fordern; wesswegen auch schon *Taylor* und *Reiske* dieses οὐδ' für verdorben hielten. Ausserdem scheint uns das Verfahren, εστιν nach οὔτε ὁ καιὸς geradezu ohne die Autorität einer einzigen Handschrift wegzuwurfen, etwas zu rasch zu seyn, wiewohl nicht zu leugnen

ist, daß man es, nach der jetzigen Beschaffenheit des Textes, wegwünschen muß, wenn man nicht mit *Lambinus* und *Reiske* ὁ οὐτε μὰ τοὺς θεοὺς zu schreiben geneigt ist. — §. 17 sind nach ψευδόμενος und ζήλοισιν bloß Kommata gesetzt worden. — §. 18 hat Hr. *W.* die gemeine Lesart ὥστε πολὺ beybehalten, und rechtfertigt sie in der Vorrede; schon *Taylor* hatte sie vertheidigt. — §. 32 ist λέγε δ' αὐτὴν ἐπιτολὴν geschrieben; aber Hr. *W.* wünscht in der Vorrede die von *Markland* mit Recht empfohlene Lesart einer Handschrift λέγε δ' αὐτὴν τὴν ἐπιστ. aufgenommen zu haben. Schon *Taylor* schrieb αὐτὴν. Ebenso bedauert Hr. *W.*, daß er §. 42 nach *Reiske* λέγε τὴν γραφὴν ταύτην statt des gemeinen αὐτὴν drucken ließ. — §. 41 steht Παρηνώχλησε δὲ καὶ ὑμεῖς ἰσως ἴ, καὶ πρὶν ἐμὲ εἰπεῖν ὅτιοῦν, εἰδότες τὴν τούτου τότε μισθαρῖαν. Aber in der Vorrede p. XXXIX wird bemerkt, daß καὶ zwischen δὲ und ὑμεῖς hätte weggelassen, und ὅτιοῦν εἰπεῖν hätte beybehalten werden sollen, denn *Reiske* schrieb bloß nach einer Handschrift εἰπεῖν τιούν. Hr. *W.* erinnert: *praeponeunt fere scriptores verbis suis vocabula* ὅτιοῦν et οὐδοτιούν. Indessen finden sich doch Beyspiele vom Gegentheil, wie *Xenoph.* Memor. 1, 1, 14. *Cyropaed.* 8, 3, 16. *Demosth.* n. Philipp. II. p. 65. C. παθεῖν ὅτιοῦν ὑπομείναντας, und auch in unserer Rede §. 187, freylich nur in *Reiske's* nach einer Handschrift verändertem Texte, welchem Hr. *W.* auch hier gefolgt ist. καὶ aber in unserer Stelle auszustreichen, halten wir nicht für nothwendig, weil uns der Satz παρηνώχλησε — μισθαρῖαν in Verbindung zu stehen scheint mit dem vorhergehenden καὶ περὶ — εἰρησθαι „Ich glaube genug davon gesprochen zu haben. — Lästig aber ist auch auch vielleicht mein Vortrag geworden.“ Überhaupt ist dieses Bindewörtchen von *Reiske* und von Hn. *W.* oft und nicht immer mit vollem Rechte in Anspruch genommen worden. In den Worten des Decretes der Cherronesier §. 72: χάριτος βιωμὸν ἰδρύνονται καὶ δήμου Ἀθηναίων, hat Hr. *W.* καὶ vor δήμου, ohne sich auf Handschriften berufen zu können, eingeklammert; wir glauben mit Unrecht, da der Sinn zu seyn scheint: errichten einen Altar der Dankbarkeit und dem Demos der Athenäer“, wesswegen auch mit *Taylor* Χάριτος und Δήμου zu schreiben ist. Dasselbe Schicksal hat in Hn. *W.'s* Texte §. 122 das zweyte καὶ erfahren, in den Worten εἴτα μέντοι καὶ, ὅσον καθ' ἐνα ἑτέρα, καὶ δι' ἐμέ. Daß er ihm aber hier Unrecht gethan habe, erkennt Hr. *W.* selbst in den *Corrigendis* an. Dagegen hat er ebendasselbst kurz vorher in den Worten ἐρρώσθαι φράσας πολλὰ καὶ κίρραῖοις καὶ λοκροῖς das erstere καὶ von den reiskischen Klammern mit Recht befreiet; denn nur ein augsburger Codex läßt es weg: wiewohl *Reiske's* Verfahren einigermaßen entschuldigt werden könnte durch *Aeschin.* c. Ctesiph. §. 93: πολέμειν κίρραῖοις καὶ Ἀκραγαλλίδαις, und durch §. 146 in unserer Rede τὰς πεζὰς καὶ τὰς πικρὰς δυνάμεις, wo Hr. *W.* nach einigen Handschriften καὶ vor τὰς πεζὰς setzen möchte. §. 124 hat Hr. *W.* richtig bemerkt, daß καὶ vor τὸν στρατηγὸν τὸν ἡρημένον gestilgt werden müsse; denn daß *Scotlyphos* selbst unter den Verwundeten gewesen

sey, läßt *Aeschin.* c. Ctesiph. §. 107 nicht vermuthen. Schon *Wolf* fand hier καὶ überflüssig, und *Reiske* wünschte es weg. §. 36 hatte *Reiske* nach zwey augsb. Handschr. καὶ vor οὐδὲ Φωνὴ ἤκουον weggelassen, Hr. *W.* hat es wiederhergestellt; wir würden das Afyndeton vorziehen. §. 107 will er in ὡς προεἰλεσθε κακείνην καὶ κυρίαν τοῦ πράγματος ἐποιήσατε statt κακείνην setzen ἐκείνη. *Wolf*, der ebenfalls an κακείνην anstieß, suchte der Stelle dadurch zu helfen, daß er προεἰλεσθε in προσεἰλεσθε verwandelte. Inzwischen scheint keine Änderung nöthig zu seyn, wenn man nur annimmt, daß προαιρεῖσθαι hier die Stelle des Simplex vertrete, wie §. 218. §. 40 hat Hr. *W.* καὶ vor τοὺς ἀγισταμένους ausgestrichen, und *Aesch.* §. 12 glaubt er, daß es vor ἑτερόν τινα λόγον ausgestrichen werden müsse. — §. 71 init. ἐν τε τοῖς προγεγενημένοις καιροῖς εὐνοῶν διατελεῖ Βελαντίοις. Hr. *W.* äußert p. XLI f. die wahrscheinliche Vermuthung, daß διατελεῖ st. διατελεῖ zu lesen sey, was auch *Reiske* vermuthet hatte. — §. 91: οὐ μόνον ἐν τοῖς νόμοις, ἀλλὰ καὶ ἐν τοῖς ἡμετέροις ἡθροῖς ὡρίσται. Hier hat Hr. *W.* ἐν vor τοῖς ἡμετ. ἡθ. in Klammern eingeschlossen, und ἡθροῖς beybehalten, obgleich *Reiske* ἡθροῖς setzen wollte. Ähnlich ist §. 207 φανήσεται τοίνυν ταῦτα πάντα οὕτως οὐ μόνον ἐν τοῖς νόμοις, ἀλλὰ καὶ ἡ φύσις αὐτῇ τοῖς ἀγράφοις νόμοις καὶ τοῖς ἀνθρωπείοις ἡθροῖς διώρικεν, wo *W.* wieder ohne Grund ἡθροῖς wünschte. Eben so ist §. 43 in den Worten ἐν πνυκί ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ das zweyte ἐν als unächt bezeichnet worden. Damit ist zu vergleichen *Aeschin.* §. 32, wo richtig Πνυκί steht, und so hätte auch im Dem. gedruckt werden sollen. — §. 101 ist nach einer Handschr. ὧ st. ὧ gesetzt worden, was wir wegen *Aeschin.* §. 142 nicht mißbilligen. — §. 114 sind an den Beylatz τῶν Λοκρῶν nach τῶν Ἀμφισσέων schon die Haken gelegt worden, um ihn herauszureißen. Doch protestiren gegen ein solches Verfahren οἱ Λοκροὶ οἱ Ἀμφισσῆς zweymal bey dem *Aeschines* §. 97 und 106. — §. 124 ist die gemeine, von Hn. *W.* nicht angegebene, Lesart βοσκήματα νέμουσι, wofür *Reiske* aus §. 123 βοσκήμασι κατανέμουσι setzen wollte. Hr. *W.* hat βοσκήμασι aufgenommen, aber νέμουσι, weil es alle Handschriften haben, beybehalten. Rec. weiß nicht, ob βοσκήμασι durch *Codd.* empfohlen wird; sollte dieses nicht seyn: so war es auch nicht nöthig, die Vulgata zu verlassen, da man ἐν αὐτῇ suppliren könnte. — §. 155 hat Hr. *W.* δὲ in den Worten ἡγεμῶν δὲ καὶ κύριος ἡρέθη Φίλιππος ἀπάντων mit Klammern umgeben, und zwar, wie er sagt, *Codd. plur. auctoritate*; da es inzwischen in einigen Handschriften und in der *edit. Hervag.* steht, und zur Verbindung nöthig zu seyn scheint: so glauben wir es mit *Lambinus*, *Taylor* und *Reiske* beybehalten zu müssen. — Im zweyten Distichon des Epigrammes §. 218:

Μαρνάμενοι δ' ἀρετῆς καὶ λήματος, οὐκ ἐσάωσαν

Ψυχὰς, ἀλλ' Ἀἰδῶν κοινὸν ἔθεντο βράβην,

möchte Hr. *W.* ἀρετῇ καὶ λήματι lesen, weil Niemand gesagt habe und habe sagen können μαρνασθαι ἀρετῆς. *Wolf* hatte dieselbe Conjectur vorgetragen: allein dieser Genitivus scheint gar nicht mit μαρνάμενοι,

sondern mit οὐκ ἐσάωσαν ψυχὰς (suchten nicht ihr Leben zu erhalten) verbunden werden zu müssen, so daß man ἀπό oder ἐνεκα dabey zu suppliren hat. — Da vor dem Genitivus, welcher von einem vorhergehenden Substantivum abhängt, oft der Artikel in dem mit diesem Substantivum übereinstimmenden Casus und Genus gesetzt oder wiederholt wird: so hat Hr. W. stillschweigend mehrere Stellen danach geschrieben. Z. B. §. 146. S. 119 τοῦ δήμου τοῦ Ἀθηναίων, ebendaf. S. 121 und §. 95 τῷ δήμῳ τῷ Ἀθηναίων, §. 95 τὸν δῆμον τὸν Ἀθηναίων; und öfter, obgleich die Handschriften und Ausgaben τῶν Ἀθηναίων haben. Allein in den *Addend.* und *Corrig.* läßt er der gemeinen Lesart Gerechtigkeit widerfahren. In anderen Stellen schlägt er diese Veränderung nur vor; z. B. §. 127 möchte er τὸ ἱερὸν τὸ τοῦ Ἀπόλλωνος, und §. 65 τῆς δὲ ἀγορεύσεως τῆς τοῦ στεφάνου lesen, nimmt aber die letztere Emendation in den *Addend.* und *Corrig.* zurück. §. 59 hat er wirklich τὴν ἐπιστολὴν τὴν τοῦ Φιλίππου, jedoch aus Handschriften, in den Text aufgenommen, so auch §. 170.

Eine rühmliche Erwähnung verdienen die Erläuterungen, welche manche Stelle in der *Praefatio* erhalten hat. Z. B. Dem. §. 33 und 60. S. XXI f. und über δὲ nach πρόφασιν S. XXIII. §. 106. S. XXXIII, über διδόναι in der Bedeutung *offerre* S. XXXIV f. (welche Bedeutung durch mehrere Beyspiele bewiesen werden kann), über ἀν S. XXXIV ff., ψήφισμα S. XLIV; auch in der Rede des Aeschines, z. B. S. VI, VII, VIII, IX, XVII, XIX, XL derselben Vorrede. Ausser den angezeigten Druckfehlern haben wir noch bemerkt im D. §. 6 ἀγῶνα. §. 18 εἰπῶν. §. 27 ὑμῖν. S. 29 gehört die Anmerkung zu S. 31. §. 35 fehlt nach τὰ ἐκείνων das Kolon. §. 129 ἐναντιούμενοις §. 230 μενῆσαι. Im Aesch. S. 5. §. 36 ff. 37. §. 159 δίκαιοις. §. 166 Ὀλυμπίασι, dagegen §. 194 Ὀλυμπιάσι, wofür wohl beidemale Ὀλυμπίασι zu setzen, nach Phavorinus S. 1353. Σ.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Homers Iliade.* 1 Theil: 1—12 Gesang. 256 S. 2 Theil: 13—24 Gesang. 268 S. — *Odyssee.* 3 Theil: 1—12 Gesang. 220 S. 4 Theil: 13—24 Gesang. 206 S. gr. 8. mit deutschen Lettern.

Da man noch immer fortfährt, nachgedruckte Bücherausgaben zu kaufen: so kann man auch nicht vermeiden, sie öffentlich zu beurtheilen. Doch erregt es Verwunderung, daß nicht längst unter dem ehrlichen Theile des Publicums eine stillschweigende Über-einkunft Statt findet, solche Ausgaben als nicht-dasend zu betrachten. Dies wäre wohl der sicherste Weg, den Nachdruckern das Handwerk zu legen, an deren Bekehrung schon Mancher vergeblich gearbeitet hat. Rec. will die Zahl dieser Bekehrer nicht vermehren; denn wer bezweifeln kann, ob der Schriftsteller ein Eigenthumsrecht an dem Erzeugnisse seines mühsamen Fleißes habe, und folglich dasselbe auf den Verleger übertragen könne, der möchte leicht auch die einfachsten Grundsätze der Billigkeit und Rechtlichkeit bezweifeln. Es ist klar, daß ein Vertheidiger des Büchernachdrucks das Recht des Eigenthums nicht aus

dem natürlichen Verhältnisse des Menschen zum Menschen herleitet; sondern aus dem geschriebenen Gesetze. Er läßt nur das als seine Schuldigkeit gelten, was im Gesetzbuche als solche ausgesprochen ist, und kennt keine *Pflicht*: du *mußt* nicht stehlen! sondern bloß ein *Gebot*: du *darfst* nicht stehlen. Ein solcher Mensch wird so wenig durch Gründe dahin gebracht werden, den literarischen Verkehr mit unrechtmäßigen Eingriffen zu verschonen, als er irgend ein anderes Verhältniß für unverletzlich halten wird, so lange es der Staat nicht dafür erklärt hat. Er wird dem Bräutigam die Braut abtrünnig machen, Freunde entzweyen, Gestorbene lästern, anvertraute Geheimnisse ausbreiten, erkannte Wahrheit verleugnen, kurz alles Heilige verrathen, und alle Rechte kränken. Sobald es ohne Übertretung eines Gesetzes geschehen kann. Und selbst das Gesetz ist ein schwacher Zaum für denjenigen, der, um ehrlich zu seyn, eines Gesetzes bedarf; denn wer keine andere Autorität anerkennt, als die sich auf Galgen und Zuchthaus gründet, der wird auch diese nur so lange und in soweit anerkennen, als Furcht vor Strafe ihn dazu nöthiget. „Wofern mir Jemand“, sagt *Lichtenberg*, „den Beweis, daß der Schleichdrucker ein Dieb sey, mündlich abfordert: so werde ich ihm denselben zwar nicht versagen; aber eins werde ich thun: eh ich mich ins Gespräch mit ihm einlasse, werde ich meine Uhrkette wegstecken, und mich wohl in Acht nehmen, mit dem, der so fragen konnte, nicht Nachts allein durch den Spessart zu reisen.“

Der Druck ist, wie in allen Machwerken der unehrfamen Bande, fehlerhaft. Die Kupfer sind — ein einziges von *Karcher* ausgenommen — dieselben, welche schon dem alten wiener Nachdruck von *Stolbergs Ilias* und *Vossens* (erster) *Odyssee* zum lockenden Kranze dienen sollten. Sie sind im Ganzen äußerst mittelmäßig, in Erfindung, Zeichnung und Stich, und erscheinen hier, des neuen Nachdruckers würdig, in matten Abdrücken. Wunderbar geht aus der Mittheilung dieser Kupferstiche die wechselseitige, brüderliche Unterstützung hervor, welche sich der Orden der Nachdrucker angedeihen läßt. — Da Hr. Cotta, der rechtmäßige Verleger der Originalausgabe, öffentlich erklärt hat, daß sämtliche Schullehrer, die den deutschen Homer für Preisaustheilungen verlangen, ihn noch um einen Gulden wohlfeiler haben sollen, als den Nachdruck: so darf vom Ankaufe dieses elenden Machwerks nicht weiter die Rede seyn.

Beygegeben ist dem Homer ein Buch unter dem Titel:

CÖLN, in der neuen Verlags-handlung und Buchdruckerey: *Sacherklärende Anmerkungen zur vossischen Übersetzung des Homers.* Erster Theil. *Ilias.* 1808. 240 S. 8.

Ein absolut werthloses Product einer müßigen Feder in der Hand eines Stümpers, der aus dem *heynischen* Commentar, aus *Köppens* Anmerkungen und einer Parthie Handbücher dieses Zeug zusammengestopelt hat, seinem Geldbeutel — nicht aber den Gelehrten und Ungelehrten — zu Nuts und Frommen. Was ein Schüler schreibt, sollte am wenigsten von Schülern gelesen werden. D. A. E.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 J U N I U S, 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

WIEN, b. Doll: *M. A. Plautus sämtliche Lustspiele*. Aus dem Lateinischen metrisch übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Chr. Kuffner. 1807. Erster Band 376 S. Zweyter Band 480 S. Dritter Band 456 S. Vierter Band 446 S. Fünfter Band 376 S. 8. (8 Rthlr.)

Ie lieber wir es rühmend anerkennen, daß Hr. Kuffner der erste deutsche Gelehrte war, welcher uns eine vollständige Übersetzung der sämtlichen Lustspiele des Plautus lieferte: desto mehr müßten wir belauern, daß Flüchtigkeit und Mangel an Kritik und Versbau das Verdienst derselben schmälerten. So sehr der Vf. es vermieden hat, bey seiner Arbeit in so manchen Fehler seiner Vorgänger zu verfallen, so sehr er sich gegen Plathheit und Gemeinheit verwahrte, und mit einer gewissen Züchtigkeit sich gegen den Kitzel schützte, welchem sonst Übersetzer des Plautus so leicht unterliegen können, und oft unterlegen sind, ipse und witzige Einfälle ihres Originals durch stärker aufgetragene Farben noch überbieten zu wollen und so von dem Komischen des alten Dichters in das Burleske, von dem Burlesken des Originals in das Nierliche und Gemeine zu versinken: so ist es bey Hn. K. auch gar zu oft der Fall, daß er den Sinn des Urbildes viel zu geschwächt wiedergab, und in schwierigeren Stellen, wo nur Kritik oder doch wenigstens nur die Vergleichung der besten Ausgaben des alten Dichters aushelfen konnten, schuldig blieb. Am wenigsten wollen die Anmerkungen befriedigen. Plautus bedarf der Erläuterungen wegen der Menge seiner Anspielungen aus der griechischen und römischen Welt, aus deren innerster Mitte seine Stücke genommen waren, wegen der vielen Alterthümer, für die er von den Antiquaren immer noch viel zu wenig benutzt worden ist, und endlich wegen der vielen vererbten Stellen, für welche kritische Vorschläge, welche von einer tieferen Kenntniß der Metrik und des ten plautinischen Sprachgebrauchs begünstigt werden, mit Dank aufzunehmen sind. Für keine dieser Rücksichten thun die Anmerkungen des Hn. K. Gütige. Wobey unlateinische Leser anstoßen mußten, was dem Ungelehrten durchaus dunkel bleiben mußte, nur das scheint Hr. K. erläutern zu wollen, um wenigstens seine Übersetzung zu erklären; bis zu dem Plautus selbst ist er selten gedrungen.

Hr. K. schickte dem ersten Theil seiner Übersetzung eine Einleitung voran, in welcher er auf 84 J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

Seiten in XVII Paragraphen theils das Wesen des alten römischen plautinischen Lustspiels, theils das Leben des Dichters, die beliebtesten Charaktere seiner Stücke, das Wesen seiner Verse u. s. w. erläutern wollte. In dieser Einleitung ist Wahres und Falsches, Feststehendes und Unhaltbares unter einander geworfen worden. Am meisten aber vermisst man hier einen gewissen philologisch-historischen Sinn, welcher das Entstandene und Bestehende aus dem Früheren bündig entwickelte, und den Fortgang der Dinge aus ihren Ursachen und Veranlassungen darthäte. Besonders zeugt gleich der erste Abschnitt von der größten Verwirrung der Begriffe. Er handelt von der Einführung des Lustspiels bey den Römern, und nachdem er von den ersten hetrurischen Gauklern in Rom (nach Livius VII, c. 2, welchen er aber nicht citirt, wiewohl dies die Hauptstelle ist) und von den alten Saturis gesprochen, spricht er, ohne irgend einen historischen Zusammenhang nachzuweisen, von der „fruchtbaren Muse des Livius Andronicus.“ Bedachte Hr. K. gar nicht, daß zwischen den alten hetrurischen Histrionen und den späteren Schauspielern in Rom weiter gar keine Ähnlichkeit als der Name obwaltet, da selbst Livius von den hetrurischen Gauklern ausdrücklich sagt, daß sie gar nichts bey ihren Geberden gesprochen, und daß auch ihrem Geberdenspiel gar kein Stoff untergelegen hätte (*sine carmine ullo, sine imitandorum carminum actu*), und daß also gar kein Zusammenhang zwischen ihnen und dem erst 120 Jahre nach ihnen durch Livius Andronicus eingeführten Drama Statt finden könne? Ein zweyter Hauptirrtum liegt aber darin, daß der Vf. ahnen läßt, Livius Andronicus sey ein römischer Originaldichter, da dieser doch gewiß durchaus nichts anderes als ein Übersetzer oder Überarbeiter griechischer Dramen war. Von dem griechischen Lustspiel mußte daher Hr. K. das römische ableiten, dies war die historische Anforderung, welche man an ihn thun durfte; die philologische aber war, daß er uns das römische Lustspiel nicht für die alte Komödie verkaufte, da es vielmehr aus der neuen griechischen Komödie hervorging. Daß das griechische Lustspiel nach der Tendenz, welche dasselbe verfolgt, in die alte, mittlere und neue Komödie zerfällt, daß die Römer theils wegen der Zeit, in welcher sie zuerst das Lustspiel bearbeiteten, theils ihrem Nationalcharakter gemäß, nur aus den Musterdichtern der neuen Komödie übersetzten, dies scheint Hr. K. sich durchaus nicht klar gemacht zu haben: es würden sonst so wunderliche Verwechselungen und Ansich-

ten der Dinge nicht bey ihm entstanden seyn; er würde sich sonst vielleicht die weit anziehendere Frage zu beantworten vorgelegt haben, wie es komme, daß in Rom nur die neue griechische Komödie übersetzt und nachgebildet wurde; er würde auf einem anderen Wege, als S. 19 geschieht, erklärt haben, wie die alte (aristophanische) Komödie, welche persönlichen Angriff berühmt und im Staat oder im Felde ausgezeichnete Männer zum Gegenstande wählt, in Rom und von Römern nie gedeihen konnte, welche, an Hochachtung und schweigende Verehrung ihrer Optimaten gewöhnt, höchstens nur gegen die triumphirenden Feldherrn, um den Gott auf die Erde zurückzuziehen, sich Spottreden erlaubten. In Rom konnte daher die alte griechische Komödie durchaus kein Glück machen, da der demokratische Muthwille des Atheners gegen die strenge Subordination der Römer, deren verammelten Tausenden ein einziger Cato mitten im Sturme ihrer Lust durch seine bloße Nähe Zwang und Zurückhaltung auferlegen kann, den vollkommensten Contrast bildet. Dazu kommt, daß die alte griechische Komödie, wenn sie in Rom hätte gedeihen sollen, nicht etwa in übersetzten Stücken, selbst nicht eines Aristophanes, gefallen konnte, sondern daß sie frey und schöpferisch ausgebildet werden mußte, indem weder ein verspotteter Sokrates, noch die verlachten Staatsmänner und Feldherrn des peloponnesischen Krieges in Rom anziehend unterhalten konnten, da Zeit und Volks sitten jener athenischen Welt den Römern so fern lagen. Gleichwohl mußte das Beyspiel des C. Nævius, welchen, nach griechischem Mafse abgewogen, nur sehr leise und unbedeutende Berührungen des älteren Afrikaners und der Familie der Meteller ins Gefängniß brachten, wohl vor allen ähnlichen Attentaten abschrecken. Dahingegen hatten die unpolitischen Charakterstücke der neueren griechischen Komödie, die Werke eines Menander, Philemon, Diphilus, Apollodor und Anderer, die athenische Proceßsucht, und das griechische Hetärenwesen abgerechnet, gewiß sehr Weniges, was der Römer nicht in seinem Privatleben wiedergefunden hätte, und was ihn daher bey einer freyeren Bearbeitung des griechischen Stoffes, wie sie Plautus leistete, gewiß ansprechen mußte.

Wie falsch sind Behauptungen, als folgende (S. 19): „In Griechenland hatte sich zuerst das Trauerspiel gebildet, und viel später erst das Lustspiel (?). In Rom aber wurde das Lustspiel viel früher eingeführt, und zu einem viel höheren Grade der Vollkommenheit gebracht, als die Tragödie.“ Was berechtigt den Vf. zu dieser Behauptung? Haben nicht Andronicus und Ennius, nach den Titeln ihrer Stücke zu schliessen, fast nur Trauerspiele übersetzt? Und wer hat die Trauerspiele von Pacuvius und Accius gelesen, und diese mit den Lustspielen eines Cæcilius Statius, Licinius, Afranius, welche nach der Angabe mehrerer Schriftsteller nebst Plautus den Rang im römischen Lustspiel haben sollen, verglichen? Und hätte dies Jemand sogar, wenn es möglich wäre: dürfte wohl aus bloßen Übersetzungen und Bearbei-

tungen, müßte nicht aus römischen Originalen eine solche Behauptung gerechtfertiget werden? — Kaum halb wahr ist der Satz S. 20: „Daraus läßt sich erklären, daß ihre zwey vorzüglichsten dramatischen Dichter — Plautus und Terenz — Sklaven waren.“ S. 33 sollte es gerade umgekehrt lauten. „Selbst Roscius und Aesopus, die größten Künstler ihrer Zeit — der erste spielte nur tragische, der andere nur komische Rollen.“ Cicero's Schriften können den Vf. widerlegen, cf. *Ernesti's* Clavis.

Im Abschnitt X handelt Hr. K. von Plautus Leben, und giebt hier einen schwachen Auszug aus Lessing. Oft springt er witzelnd über manche Andeutungen bey jenem hin; z. B. nehme man, was jener über den Namen Plautus sagt. Warum schien es denn Hn. K. so durchaus absurd, daß das Wort Plautus einen Umbrier im Allgemeinen; und folglich das Vaterland des Dichters bezeichnen konnte? Im XI und XII. Abschn. spricht Hr. K. über die Charaktere des plautinischen Lustspiels, worüber er manche treffende Bemerkung mittheilt: vielleicht der beste Theil der Einleitung. Aber desto verfehelter ist alles, was er über die Verse des Plautus und deren Nachbildung in seiner Übersetzung sagt. S. 74 heist es bey ihm: „Es ist jetzt (seit *Poss* und *A. W. Schlegel*) ein unbestreitbares Axiom: eine Versart muß durch die nämliche wiedergegeben werden, aber nicht bloß durch eine, welche eben so heist, sondern dieselbe ist, also nicht bloß der jambische Trimeter durch jambische Verse.“ Wer sollte nun nicht seine Erwartung auf das Höchste spannen? Und was finden wir? Eine Übersetzung in *lauter Jamben*, in 5, 6, 7 und 8 Füßen, mit männlichen und weiblichen Ausgängen; — an Trochäen, Kretiken, Baccheen u. s. w. ist gar nicht zu denken; von denen mußte Hr. K. also im Plautus nichts ahnen. Nicht mit einer Sylbe redet er davon; sondern S. 75 setzt er noch folgende Bemerkungen hinzu: „Was den metrischen Theil meiner Übersetzung betrifft: so muß ich erinnern, daß ich keinesweges in *Alexandrinern*, sondern in *Trimetern* übersetzen wollte. — Mein Streben ging vorzüglich dahin, die unerträgliche Monotonie dieser Alexandriner zu vermeiden. Ich mußte daher Anapästten und Pyrrhichien einflechten, um das Colorit des Metrums zu erhöhen.“ Hier lobt er in einer langen Anmerkung *Wielands* Bemerkungen über diese Belebung des jambischen Sylbenmaßes. Dann sagt er bald darauf, daß auch die Rücksicht auf Plautus ihn zur Einstreue dieser Sylbenfüße bewogen habe: „denn, heist es S. 77, das Metrum der römischen Komödie ist überhaupt schwankend und unbestimmt. Daher hatten auch die ältesten Ausgaben des Plautus und Terenz den Text ohne die metrische Form. Erst späterhin wurde der *irreguläre jambische Trimeter* bemerkt, in welchen sich Spondäen (i. Spondeen) und Trochäen willkürlich eindrängten, in welchen die Lizenz Anapäst, Tribrachis (i. *Tribrachys*) und Daktilus (i. *Daktylus*) einschob. Es fanden sich sogar oft jambische und noch häufige Tetrameter darunter ein.“ Wirklich?

Wo soll man anfangen, dieses unerhörte Geschwätz über die plautinischen Sylbenmaße zu widerlegen? Vielleicht bedarf indessen Hr. K. unserer Widerlegung nicht mehr, und zählt diese Stellen seines Buchs zu denen, welche er am liebsten zurücknahm, da sie seine gänzliche Unbekanntschaft mit der Metrik, und leider auch seinen Nichtberuf für die Übersetzung des alten Komikers bezeugen. Denn diese Ansicht der Sache, und die daraus abgeleiteten Grundsätze mußten natürlich auf die Übersetzung selbst verderblich einwirken, und alles seynsollende metrische Verdienst, woran der Vf. glaubt, gänzlich zerstören.

Um theils dieses Urtheil zu beweisen, theils manche andere Unrichtigkeiten zu rügen, werden wir, um den Raum zu schonen, nur zwey Stücke, den *Rudens* und *Trinummus*, ein wenig genauer durchgehen. Wir werden nach der ernestischen Ausgabe die Scenen und Verse zählen, da der Vf. leider weder im Allgemeinen, noch nach der gewöhnlichen Art scenenweise die Verse numerirt, wodurch das Nachschlagen bey ihm eben so sehr erschwert wird, als dadurch, daß er weder über die Seite den Titel des Stücks setzt, noch selbst voran auf dem Titel oder dessen Rückseite die Stücke angiebt, welche in jedem Bande vorkommen. Bey dem *Rudens* und *Trinummus* fällt noch die fast unbegreifliche Erscheinung auf, daß dem Übersetzer von *Reiz* und *Hermanns* Ausgaben dieser beiden Stücke nichts zu Ohren kam, und daß er daher auch von den Textverbesserungen jener beiden Gelehrten nichts benutzte, so wenig als ihm dadurch über das Wesen der plautinischen Verse die Augen geöffnet wurden.

Es folgen zunächst aus dem *Rudens* (bey dem Vf. Band II. S. 325 *das Seil*) Beyspiele von gänzlich misrathenen Versen. Gleich der Prolog giebt folgende Verse.

V. 23 ist siebenfüßig:

Sie könnten Zeus durch Opfer und Geschenk besänftigen.
Wie sollen folgende Verse scandirt werden?

V. 35:

Ein guter Alter, der verbannt von Athen, hierher kam.

V. 43:

Zufällig aus der Musikschuß nach Hause gehn.

Einige andere Beyspiele von siebenfüßigen Sechsfüßlern geben folgende: Act. I. Sc. 2. V. 9:

Ich weiß nicht, wer so nah bey mir da spricht! Sceparnio.

Ebendaf. V. 20 und 21:

Wie du auch bist, dir wünscht ich alles Unheil auf den Hals,

Wir haben zu thun und du machst uns mit Reden zu thun.

Der letztere V. ist zwar sechsfüßig, allein er hat im 6ten Fuße einen Anapäst, wo dieser Versfuß natürlich den ganzen Senar zerstört. Dergleichen Beyspiele kommen bey Hn. K. öfters vor. Z. B. Act. II. Sc. 5.

V. 23:

Durch deine Schmeicheleyen hast du mich ruinirt.

Und A. IV. Sc. 3. V. 68 sogar mit überschlagender Sylbe:

Doch sind sie selten; es kommt kein Fische so wenig an
Vfer,

und A. IV. Sc. 4. V. 101:

Hier hab' ich Hoffnung und Mittel, auch zu kommen, verwahrt.

Dergleichen Beyspiele könnten noch viele gehäuft werden, aber wir dürfen nur noch folgende zwey Proben geben, um die gänzliche Sorglosigkeit und Unbehilflichkeit des Vfs. im Versbau darzuthun. Act. II. Sc. 6. V. 13 heißt es:

Ich wollt', ich wäre an dem Tage, als du mich
in dein Haus führtest, lieber tief im Kerker gelegen.
Die Götter geben, daß du künftighin (künftigster)
Dein Lobeläng nur Gaste, die dir gleichen, kriegt.

Und V. 59 und 60:

Und du, verdammte Bestie, wolltest schon die ganze Insel

(7½ Fuls)

Sicilien mit Haut und Haar verschlingen. (5½ F.)

Doch alle jene Unregelmäßigkeit und Verletzung alles Wortaccents wird noch überboten in den ersten Versen der folgenden Sene. Act. II. Sc. 9. V. 1 — 4:

Was hat das zu bedeuten, daß im Vennustempel
Zwey Weibchen das Bild der Göttin weinend umfahn? Sie
fürchten,

Jemanden, ich weiß nicht wen. Sie sagen, es hätte sie
Ein Sturm verwichene Nacht ans Land geworfen.

Die Nichtbeobachtung des richtigen Accents zeigt sich besonders auch in der Scansion der Namen. So macht Hr. K. aus dem Ditrochäus *Ampeliska* einen Dijambus. Man sehe Act. I. Sc. 3. V. 17:

Ampeliska, wer ist es? — Ich Palästra bins.

Und eben so Sc. 6. V. 28:

Palästra und Ampeliska, wo seyd ihr nun?

Eben so sind im *Trinummus* die Namen *Megaronides* und *Lesbonicus* (Act. II. Sc. 2. v. ult., und A. II. Sc. 4. V. 35, 84 und auch Act. I. S. 2) und in anderen Stücken, andere Namen nach einer falschen Prosodie gebraucht. Sogar in *Dämones* macht er die vorletzte Sylbe lang, A. IV. Sc. 7. V. 19, und eben so in *Charmides* Act. IV. Sc. 2. V. 128, 131 und anderwärts. An mißverstandenen Wörtern und ganzen Stellen fehlt es auch nicht — wir wollen jetzt auch davon einige Beyspiele geben. Prolog. V. 12 heißt es: Jupiter läßt auf Erden sehen, *ut quemque adjuvet opulentia*. Hr. K. übersetzt: „und wie sie den Reichthum nützen.“ Verfehlt; *Gronov* hat schon die Stelle richtig erklärt. Es bedurfte daher hier der Anmerkung des Hn. K. nicht. V. 13 hat er *falsas lites* falsch übersetzt:

Wer ungerechten Streit durch falsches Zeugniß sucht

Lis ist ja schon in den Zwölftafelgesetzen, und auch sonst meist überall, nicht der Streit, sondern die Sache, um die vor Gericht gestritten wird. Es heißt daher:

Die sich durch falsches Zeugniß falsches Eigenthum u. s. w.

V. 82:

Valete, ut hostes vestri diffidant sibi.

Hr. K.:

Lebt wohl, damit sich eure Feinde nur recht kränken.

Falsch; er hätte daran denken sollen, daß dieses und andere der plautinischen Stücke während des zweyten punischen Krieges geschrieben und die Feinde also die Karthager sind. Der Gedanke ist daher: „Seyd wacker, damit euere Feinde an sich selbst verzweifeln mögen, und den Widerstand gegen euch aufgeben.“ Act. I. Sc. 2. V. 66. Dämones ruft aus, in das Meer auf die Schiffbrüchigen blickend: *Homines, quanti esitis, ejecti ut natant.* Hr. K.: „Hu, o was seyd ihr doch, ihr Menschenlein! Wie sie schwimmen.“ Der Sinn ist: Wie klein erscheint ihr Leuten, mir dort in der Ferne! Wie sie schwimmen da! Act. II. Sc. 4. V. 15. Das Wort *ornatus* bedeutet bey Plautus oft den Anzug, das Costum, aber auch oft das ganze Äußere, die *Geberde*. So in der a. St. Der Sklave will nicht mit Hn. K.: „So sagt mein Anzug euch Vernünftigen, was ich will.“ Sondern beide Verse haben den Sinn: Ampeliska, welche mit einem leeren Wasserkrüge kommt, antwortet auf die Frage des Scepharnio:

Aus dem Äußern sieht ein Kluger was ich will.
Scepharnio. Aber auch aus meinem Äußern sieht ein Kluger was ich will.“ (Nämlich Kufs und Liebkosung.)

Kleine Züge läßt Hr. K. ganz fallen, besonders in den laugen Tetrametern, deren ganzen Inhalt er nicht in seine Alexandriner (denn dergleichen Verse sind bey ihm die Mehrzahl) hineinbringen kann. So heißt es Act. II. Sc. 2. V. 19. (*troch. tetr. cat.*)

Nostro illum putso periculo et ferramenti fodimus

— ich hab unsern Brunn gegraben.

Anstatt:

Denn mit unserm Schweifs und Spaten gruben wir den Brunnen aus.

Act. III. Sc. 2. V. 34 und 35 nahm Hr. K. nicht die Ausfüllung des Verses, welche Reiz ihm bot; zum sichern Zeichen, daß er von diesem verbesserten Text gar keine Notiz nahm.

Act. III. Sc. 4. V. 26 übersetzt Hr. K. die Drohung des Alten:

Quasi myrtita juncis, ego vos virgis circumvinciam
etwas zu nachlässig:

Und euch, wofern ihr ihm auf meinen Wink die Augen nicht aus dem Kopf schlägt (*scilicet*), bind ich wie die Myrtendäuse

anstatt (*troch. tetr. cat.*):

so umwind ich euch mit Ruthen, wie die Bins die Myrt umfaßt.

V. 39. gedenkt der Alte bey dem Anblick des einen Mädchens an seine Tochter, welche er als dreyjähriges Kind verloren hat (*trima quas perit*). Hr. K. übersetzt: „Vor drey Jahren verlor ich sie.“

Act. IV. Sc. 6. In dieser Scene, in welcher der Sklave alle Aufträge des Dämones mit einem *Licet*

(bey Hn. K. *Gut!*) beantwortet, läßt Hr. K. auch die letzten Worte: „Hol' ihn der Henker mit der Gutheit (*Licet*)“, den Sklaven sagen, wiewohl diesen schon fortgegangen ist, und Dämones sie vielmehr hinter ihm her brummt. Dämones ist ja der Bleibende, und der Sklave hat ja mit dem *Licet* angefangen. Schon Reiz hat die Sprechend-n richtig unterschieden.

Die Eintheilung des 4ten und 5ten Actes ist falsch. Mit dem 7 Auftritt des 4ten Actes gehen alle Sprechenden ab, und lauter neue treten auf. Außerdem ist Pleustipp mit dem Kuppler unterdessen nach der Stadt Cyrene gegangen, um ihn vor Gericht zu ziehen. Er kommt wieder, und es muß doch wohl eine Pause dazwischen liegen. Dazu kommt, daß der fünfte Act zu unverhältnißmäßig kurz seyn würde. Schon Reiz hat ihn richtig abgetheilt.

Act. V. Sc. 2 (nach Reiz richtiger Sc. 3). V. 24 übersetzt Hr. K. noch die alte Leseart „*tamen si non hoc (aliud), fabulemur*“, und zwar fälschlich: „So wollen wir denn anders sprechen“. Eben so läßt er in demselben Verse das absichtlich wiederholte „*qui perit*“ fallen. Man höre die ganze Stelle bey Hn. K. (V. 23):

Gripus.

Erinnerst du dich, was in dieser Kiste war?

Labrax.

Was nützte?

Verloren ist es doch.

Gripus.

So wollen wir denn anders sprechen:

Wie wäre, wenn ich den Finder wüßte? Sag Kennzeichen! Genauer und nach dem Sylbenmaße (es sind *jamb. tetr. cat.*) heißt die Stelle so:

Gripus.

Weißt du, was in dem Känzel, der verloren ging, gewesen?

Labrax.

Was nützte, der verloren ging?

Gripus.

Und doch, wenn wir nicht schwatzten.

Wie? wenn ich wüßte, wer ihn fand? Laß mich die Zeichen hören.

V. 32 ist zu ungenau so übersetzt: „dann lagen noch verschiedne Trinkgeschirre drin.“ Im Text stehen fünf Arten von Gefäßen: *sinus, epichysis, cantharus, gaulus, cyathusque*. Ebendaf. V. 39 sagt Gripus, als Labrax immer noch zu wenig bietet für die Nachweisung seines Mantellacks: *or calet tibi, nunc id frigefactus*. Was meint Hr. K. mit der seltsamen Übersetzung? — „Der Hauch kühlt nicht einen Bissen.“ Der Sinn ist: du machst wohl deßwegen so viel überflüssige Worte, um bey der Gelegenheit den Mund zu öffnen und kühlere Luft einzuathmen: „der Mund glüht dir vielleicht; du willst ihn kühlen.“

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Quedlinburg, b. Ernst: Neues A, B, C Buch für Kinder, welche auf eine sehr leichte und angenehme Art buchstabieren und lesen lernen wollen.

Vierte sehr veränderte und verbesserte Auflage. 1811. 96 S. 8. (4 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 J U N I U S , 1 8 1 1 .

RÖMISCHE LITERATUR.

VIEN, b. Doll: *M. A. Plautus sämtliche Lustspiele*
u. s. w., von Chr. Kuffner u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wie wir schon beym Rudens tadeln mußten, daß Hr. K. von der reizischen Recension dieses Stücks keine Notiz nahm: so ist diess leider auch beym Trinummus der Fall, daß er von dem hermannischen Text dieses Stücks keine Notiz nahm. Selbst die Verbesserungen des Acidalius beachtete er nicht, welche doch schon Taubmann mittheilt, und die zum Theil o unbestritten sind, daß sie Hermann unbedenklich in den Text aufnahm. Beym Trinummus muß schon der Titel auffallen, welchen Hr. K. dem Lustspiele giebt. Er nennt dasselbe „*der Groschen-Sykophant*.“ Welche wunderliche Mengerey des Antiken und Modernen! Warum sagte er nicht geradezu *der Schatz*, welches uns Deutschen, wie einst den Griechen, welche das Stück nach Plautus Vorbericht im Prolog ben so benannten, das Geläufigste seyn wird? Oder wenn nun einmal eine Nebenperson des Stücks Hn. K. wichtig genug dazu schien, geradezu *der Sykophant*?

Megaronides beginnt das Stück bey Hn. K. so Act. I. Sc. 1. V. 1):

Den Freund für ein Vergehn bestrafen (ein zu
kurzer Vers)

ist wirklich hart, doch nützlich und ersprießlich oft.

Hart? Giebt das hier Sinn, und heisst das *immune*? Es sollte so heißen: „Es ist ein undankbar unlohnendes Geschäft“ u. s. w. Ebendaf. V. 62 *Nae Tu hercle, axo, tunc seias, quam rem egeris.* Bey Hn. K.: „O, und so, daß du nicht auskennen sollst.“ Was eilst das? V. 65 *Proinde ut diu vivitur, bene vitur.* So liest schon Acidalius. Taubmann lobt die eiseart, und Hermann setzte sie in den Text. Hr. K. ersetzte mit den alten Ausgaben die beiden Adverben, und übersetzte so:

Beym Herkles, lebt man gut und brav, so lebt man langer Sinn ist vielmehr dieser: Der Mensch gefällt sich immer am besten bey dem, woran er einmal gewöhnt ist;

Fürwahr, so wie man lange lebt, so lebt man gut.

In Act. I. Sc. 2, wo Hr. K. einige Mal das Wort *verfassen* reciprok gebraucht, und *sich verreissen* sagt, erkennt er besonders V. 102: *Crede huic tute; hic am tuam rem melius gesserit*; und übersetzt, ihn auf den Jüngling beziehend, so:

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

Gieb alles nur dem Jüngling, er machts sicher besser.

Die Worte sind gegen den Kallikles selbst gerichtet, und ironisch so gemeint: „Dem trau' nur einer; er wird seine Sachen schon in Ordnung bringen.“ — V. 148 heisst es bey Hn. K.:

Das that ich, ich bekenne es, Megaronides.

Das zweymalige *ich*, dicht hinter einander, einmal kurz und einmal lang gebraucht, ist sehr unangenehm für das Ohr. Warum vertauschte Hr. K. nicht das zweyte *ich* mit einem *und*? — V. 158 „*posciculum hoc recipit*“

Er hat sich den hintern Trakt des Hauses vorbehalten.
Warum nicht:

Das Hinterhaus behielt er bey dem Hausverkauf.

In der ersten Scene des 2ten Acts, welche durch ihre Verderbungen und Sylbenmasse so schwierig ist, und die Hr. K. ganz nach dem alten Text übersetzt hat, ist besonders zu bedauern, daß ihm der hermannische Text abging. Wir geben die Beurtheilung seiner Übersetzung dieser Scene auf, weil wir uns hier tiefer in die Kritik des Textes versteigen, und mithin die Grenzen dieser Recension überschreiten müßten.

Act. II. Sc. 2. V. 1 sagt Philto, seinen Sohn suchend: *Quo illic homo se foras penetrat ex aedibus?* Hr. K. übersetzt schief: „Wie kam er aus dem Haufe heraus? richtiger (*crot. tetr.*):

Wo hinaus wohl der Mensch vor die Thür laufen mag? Ebendaf. V. 56 sagt der Vater, den Freund des Sohnes tadelnd: *Nil moror eum tibi esse amicum cum ejusmodi virtutibus.* Hr. K. übersetzt undeutlich und unprosodisch:

Mit solchen Tugenden mußt du wohl Freundschaft schließen.
Genauer heisst der Vers so (*troch. tetr. cat.*):

Dass ein Mensch von solchen Sitten Freund dir ist, gefällt
mir nicht.

Act. II. Sc. 4. V. 5 las Hr. K. *exutum*, ausgezogen; es heisst *exunctum*, verfalbt. Ebendaf. V. 14 Als der Herr und der Knecht das verthane Geld zusammen rechnen, und die Rechnung nicht stimmen will, sagt der Knecht bey Seite, und offenbar zu den Zuschauern gewendet:

*Sero atque stulte, prius quod tantum oportuit,
postquam comedit rem, post rationem putat.*

Hr. K. nahm sie fälschlich für Worte, welche an den Herrn selbst gerichtet waren, und übersetzt:

Wer vorher schlecht wirthschaftet, macht zu spät und albern
die Rechnung, wenn er sein Vermögen schon verzehrt hat.

A a a

Statt etwa so (bey Seite):

Zu spät und albern, was er früher mußte thun,
macht er die Rechnung, da er alles durchgebracht.

Schief ist auch in derselben Scene V. 38 übersetzt:

Nequam illud verbum est, bene vult, nisi qui bene facit.

Die Red' ist wahrlich dumm, wohl will uns, wer uns
wohl thut.

Der Sinn ist dieser: „Es ist ein schlechtes Wort,
er will dir wohl, wenn er es nicht durch die That
beweiset.“

Ebendaf. V. 90 u. folg. übersetzt Hr. K.:

Wir Menschlein aber werden in dem Augenblick,
in dem wir die *Salzfüschen unsrer Seele* (*salillum
animai*)

verlieren, Bettler, wie der reichste Mann am Styx
in Hinsicht des Vermögens alle gleich geschätzt.

Dem Sinn der Worte gemäß heist die Stelle:

Allein wir armes Menschenvölklein haben nur
ein Meistchen Athem; haben wir den zugesetzt:
so wird der Bettler, wie der Reichste, nach dem Tod
mit gleicher Wage gewogen in der Unterwelt.

Act. III. Sc. 3. V. 56 sagt Kallikles zu einem listigen
Einfall seines Freundes: *satis scite et probe*. Hr. K.
übersetzt: „recht listig und doch ehrlich.“ Wo hie-
ße *probe* dieß bey Plautus? — Es heist bey ihm:
gescheidt, pfiffig, klug, wacker. — Act. IV. Sc. I.
V. 1 *Salispotenti et multipotenti etc.* „Dem Salz-
und Vielvermögenden“ — eine ungrammatische und
unpoetische Verbindungsart. — Act. IV. Sc. 2. V. 13
bis 14 — — *si quid ego addidero amplius, eo con-
ductor melius de me nugas conciliaverit*. Hr. K.
übersetzt:

— — wenn ich das nun *raffinire*,
so fällt die Schelmerey für ihn hoch besser aus.

Was soll das heißen?

Ebendaf. V. 94. Der Sykophant giebt sich den Na-
men *Pax*, offenbar mit Rücksicht auf die Bedeutung
jenes Worts als Interjection, wo wir etwa sagen wür-
den: „Und damit Basta! Fort ist es!“ — Die Über-
setzung *Friede* ist daher unpassend. Lessing in seiner
Nachbildung des Trinummus im *Schatz* wählt das
Wort *Raps*, und dieß ist offenbar für den Zusam-
menhang das Passendste.

Act IV. Sc. 4. Diese Scene hat manche kleine Un-
richtigkeiten und Flüchtigkeiten in der Übersetzung.
Die beiden ersten Verse derselben haben bey dem al-
ten Dichter einen so leichten hüpfenden Gang, wel-
cher dem Rausche des Sprechenden angemessen ist.
Stafimus sagt (*troch. tetr. cat.*):

*Stafime, face te propere celerem, recipe te ad domum
domum,
ne subito metus exoriatur scapulis stultitia tua.*

Was sollen hier wohl die schwerfälligen Alexandriner
des Hn. K.:

Nun Freund, nun zeig' dich schnell, eil' heim zu deinem
Herrn,

dass nicht dein Rücken bald durch deine Thorheit zittert.

Treuer und dem Original anschmiegender würden
die Verse mit Einmischung von Kürzen so lauten:

Stafimus, mache dich eilig von daunen, lauf in das Haus
des Herrn zurück.

dass nicht Racks durch deine Tollheit deinen Schultern
Furcht erwächst.

Ebendaf. V. 15 las Hr. K. noch *subripuit*. Statt *subri-
puerit*, und brachte daher einen schielenden Sinn
heraus. Stafimus nennt seine Mitzeeher so gewandte
Spitzbuben:

quorum unus subripuerit currenti cursori solum, (edit. Herm.)

Hr. K. übersetzt diesen einen Vers so:

— — — von denen Einer
einst einem Laufenden im stärksten Lauf
die Sohlen von den Füßen stahl. (?)

Richtiger so:

deren jeder einem Läufer, wenn er läuft, die Sohlen stiehlt.

Ebendaf. V. 80 bis 84: Wer hörte wohl in folgender
Periode, wenn man sie ihrer Abtheilung entkleidet,
Verse heraus?

Ich armer Mann fuhr durch die größten Meere mit Gefahr
des Lebens, mitten durch Seeräuber glücklich und wohl-
behalten, und geh nun zu Grunde durch die, für die
ich das in meinem Alter that. Der Schmerz raubt mir
Befinnung.

Treuer, und nach dem Sylbenmasse übersetzt, lauten
diese Verse (*troch. tetr. cat.*):

Auf die größten Meere wagt' ich mit den kleinsten
Nachen mich

mit Gefahr selbst meines Lebens; durch Korsaren ohne Zahl
berg ich mich und kehrte wieder; nun soll ich hier
untergehn,

und um die, für die ich eben mich im Alter abgemüht.
Ach, der Gram stößt mir das Herz ab. —

(Mit den kleinsten Nachen. *minimis vehiculis*, statt
der Vulg. *meis periculis*, nach einer sehr gelungenen
Verbesserung von F. H. Bothe. S. dessen Ausg. des
Plautus Tom. III. p. 458.)

Zum Schluss dieser Recension lassen wir nur
noch die ersten 40 Verse des Prologs des Poenulus fol-
gen, welcher zu den feinsten und witzigsten des al-
ten Komikers gehört, wenn auch Justus Lipsius (*de
Amphith.* cap. 15) ihn, ohne sich ausführlicher dar-
über zu erklären, zwar für plautinisch, aber nicht
von Plautus selbst herrührend, bezeichnet. Die Le-
ser werden bemerken, in wiefern Hr. K. dem Original
nachgefolgt ist, werden es aber mit uns bedauern,
dass er diesen Prolog zu wenig als Parodie eines
tragischen aufgefasst hat, welcher den Aristarch, ei-
nen Zeitgenossen des Euripides, in seinem Trauerspiel
Achilles zum Verfasser hatte, und der vielleicht kurz
vor dem Poenulus auf die römische Bühne gebracht
war. Dass der Dichter eine Parodie gebe, deutet er
selbst durch das Wort *commentari* im ersten Vers an,
für welches Hr. K. die nicht sehr empfehlenswerthe
Conjectur von Muretus „*imitari*“ sich gefallen liess.
Auf die Unregelmäßigkeit der *kuffnierischen* Verse glau-
ben wir schon dadurch hinlänglich aufmerksam zu
machen, wenn wir die Leser bitten, dieselben auch
nur mit den Fingern zu messen; und was wir sonst
gegen einige Stellen zu sagen hätten, möge der ver-
änderte Druck und die eigene Übersetzung, welche

vir angegeschlossen haben, dem vergleichenden Leser sagen.

Prolog.

Ich will nun Aristarchs Achill nachahmen, (5 F.)
und aus dem Trauerspiel auch meinen Anfang nehmen.
Seyd still und schweigt und merkt gut auf! (4 F.)
Der Schauspielkönig wünschet, daß ihr tein zuhört,
und alle ruhig auf den Banken sitzen bleibt,
sowohl die Satten, als die Hungerigen. (5 F.)
Wer schon gegessen hat, hat wahrlich klug gethan;
wer noch nicht aß, kann sich an der Komödie weiden.
Denn wer daheim zu essen hat, und unfertwegen
sich nüchtern daher setzt, ist nicht gelcheidt. (5 F.)
Nun, Herold, hebe dich und heiß das Volk aufpassen!
Ich warte lang schon, ob du deine Pflichten kennst.
Erhebe deine Stimm', von der du leibst und lebst!
Wenn du nicht schweigst, so fallest dich der Hunger
schweigend.

Nun setz' dich (*reside*), daß du dir zweyfachen Lohn
verdienst.

Schon gut! Jetzt haltet meinen Circularbefehl!
Es komme keine Dirne ins Theater her,
kein Lictor mache Lärm mit Worten oder Stäben,
kein Platzanweiser streiche vor der Nase herum,
und führe Niemand zu dem Sitz, so lang gespielt wird.
Die lang zu Hause müßig schnarchten, sollen
jetzt ruhig stehn, und sich des Schlafs erwehren. (5 F.)
Die Sklaven sollen nicht den Frey'n die Plätze nehmen,
oder für sich bezahl'n, und wenn sie das nicht können,
heim gehen und zweyfaches Unheil meiden, (5 F.)
daß sie nicht hier die Ruthe, und zu Haus der Riem färbt,
wenn sie sich nicht um den Befehl bekümmern.
Die Ammen sollen ihre kleinen Bankarte
zu Haus behalten und nicht ins Theater tragen,
daß sie nicht dürsten und die Kinder Hungers sterben,
und dann voll Hunger, wie die Böcke, meckern
(*obvagiant*)

Die Frauen sollen stille zuschauen, stille lachen,
und ihre hellen Stimmen moderiren. } (5 F.)
Zu Hause sollen sie gnug plaudern, aber
hier und daheim den Männern nicht beschwerlich fallen.
Was nun die Schauspielherrs beuifst, so sollen sie
unwürdigen Schauspielern nicht den Preis ertheilen,
auch keinem aus Parteylichkeit zur Thür 'nanswerfen,
damit der Schlechte Bessern vorgezogen wird.
Und ihr Lakey'n, das hatt' ich bald vergessen,
Ihr brecht, so lange die Komödie dauert,
in eine Schenke ein, vorzüglich jetzt, da die
Gelegenheit euch günftig ist, und Kuchen dampfen!
Es wird nun alles herrlich gehn, wenn Jeder halt,
was die Gesetze der Theaterwelt vorschreiben.

Übersetzung des Reconsenten.

Des Aristarch Achilles wähl' ich mir zum Text.
Aus jenem Trauerspiele nehm' ich den Beginn.
„Versiummt und schweigt und gebet meinem Wort
Gehör!“

Zuhören heist euch der Theatergeneral.

5. Gefastest Muthes sollen sitzen auf der Bank,
sowohl die hungrig, als die satt gekommen sind.
Ihr, die ihr aßet, thatet gar viel weislicher,
die ihr nicht aßet, werdet satt durch unser Spiel.
Denn wer daheim zu essen hat, der ist ein Narr,
um unfertwegen ohne Frühstück herzugehn.
10. „Steh auf, o Herold, heisse schweigen jetzt das Volk.“
Schon lange wart' ich, ob du wohl dein Amt verstehst.
Lass jetzt die Stimm' ertönen, die dich hüllt und füllt.
Denn schreyst du nicht, befällt der Hunger schweigend
dich.

15. Auf, heisse sie sitzen, daß du doppelt Lohn empfängst.
Recht wohl gethan, daß ihr beachtet mein Geheiß!
Kein feiles Mädchen sitze hier im Vordergrund!
Der Lictor schweige, rausche mit den Ruthen nicht,
noch geh' ein Platzanweiser vor der Nase mir,
20. noch führ' er sitzen, wenn wir auf der Bühne stehn.
Die müßig lange zu Hause schliefen, müssen jetzt
ganz ruhig stehen, oder sich dem Schlaf entziehn.
Kein Knecht soll sitzen, daß dem Freyen bleibe Platz,
oder soll den Platz bezahlen; kann er aber nicht,
25. so geh' er nach Haus! und meide doppelt Ungemach,
daß hier nicht Ruthen ihn zerblaun, die Peitsche dort,
hat er versäumt was, wenn der Herr nach Hause
kommt.

Die Ammen sollen ihre kleinen Kindelein

zu Haus! abwarten, nicht zum Schauspiel bringen her,
30. daß sie nicht selbst vor Durst, vor Hunger die
vergehn,

noch hier, wie junge Böcke, hungerleidend schrey'n.

Die Frauen sollen stille lachen, stille schau'n,
nicht hören lassen ihrer Stimmen Glockenspiel.

Zu Haus! abmachen sollen sie ihr Wortgesänk,
35. daß sie nicht hier, wie dort, den Männern lästig sind.

Und was darauf die Spielbesorger anbetrifft:

so werde keinem Künstler unverdient der Preis,
noch werd' er ausgelassen aus Parteylichkeit,

daß Schlechte nicht den Bessern vorgezogen sind.

40. Und nun noch eins, was mir beynah entsallen ist:
so lang das Lustspiel dauert, stürzt, ihr Lakeyn,
in die Garküch' ein; jetzt, da es euch verstatet ist,
jetzt, da die Eisenkuchen dampfen, lauft hinzu!
Dies, was ich als Theaterhochbefehl entliefs,
ist wohlgethan, wenn jeder dessen eingedenkt.

(.π.)

KLEINE SCHRIFTEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Wittenberg, b. Seibt:
lingua russica ex eadem cum samscrdumica matre orien-
ti prognata. Adjectae sunt observationes de ejusdem lin-
ae cum aliis cognatione et de primis Rurorum sedibus.
typis Conradus Gottlob Anton, LL. Orient. Prof. publ.
1. in acad. Witemberg. oct. 1809. 46 S. 8. — Die Ab-
hkeit, welche die slavischen Sprachen auf der einen, und
medisch-indischen Sprachen auf der anderen Seite, so-
wohl in ihren Wurzeln als in ihren Flexionen mit den gebil-
ten Sprachen des Occidents zeigen, kann leicht auf eine
sprüngliche Verwandtschaft der slavischen Sprachen mit den
disch-indischen führen, und auf die Vermuthung einer all-
gemeinen Quelle leiten, aus welcher auf der einen Seite die
vischen und übrigen gebildeten Sprachen des Occidents,
der anderen Seite die Sprachen des mittleren und südli-
chen Asiens flossen. Der Vf., schon längst als gelehrter
rachiischer bekannt, sucht nun in dieser, durch seine Auf-
bme zum Ehrenmitgliede der Gelehrten-Societät auf der
niversität zu Moskau veranlaßten, Schrift besonders den Ur-

sprung des russischen Volks und der russischen Sprache aus
dem medischen Iran, durch eine Vergleichung der slavischen
Sprachen mit dem Sanskrit nach dem Sidharubam des Fra
Paolino, zu erweisen, oder wenigstens die Grundlinien zu
ziehen, deren vollendete Ausführung er einem größeren
Sprach- und Geschichts-Kundigen dieses Fachs überläßt. Fol-
gendes sind die Resultate seiner Disputation: 1) Die größte
Ähnlichkeit der russischen Sprache mit dem Sanskrit, und die
mannichfaltigen Spuren des orientalischen Sprachcharakters,
welche der Vf. nach den Kriterien seiner früheren Schrift:
Versuch, das zuverlässigste Unterscheidungszeichen der orien-
tatischen und occidentalischen Sprachen zu entdecken (Leipz.
1792), in der russischen Sprache findet, weisen auf eine ge-
meinschaftliche Mutter beider Sprachen hin. 2) Diese ge-
meinschaftliche Mutter ist die alte persische oder medische
Sprache, weil die meisten Endungen des Substantiv-Verbuns
aus Pronomina altpersischer Sprachen, nicht des Sanskrits,
gefloßen zu seyn scheinen, und überdies die beiden Sprachen
gemeinschaftlichen Wörter sowohl als andere in den altpersi-

schen Sprachen sich wieder finden. Dafs diese aber mit der noch unbekannten nord-chaldäischen Sprache, wo nicht völlig gleich, doch in einem hohen Grade verwandt gewesen seyn, erhellt aus der bedeutenden Anzahl chaldäischer Wörter, welche man in den Sanskritbüchern sowohl als in den slavischen Sprachen findet. 3) Weil die russische Sprache mehr Spuren des orientalischen Charakters an sich trägt, als die polnische und wendische, und die meisten ihrer Wörter eine grössere Ähnlichkeit mit den gleichbedeutenden Wörtern der persischen und samerdamischen Sprache haben: so hat sie Durish mit Recht zu den antischen oder orientalischen, und die polnische zu den slavischen oder occidentalischen gezählt; die böhmische Sprache aber liegt zwischen beiden in der Mitte, und die russische kömmt der medischen und samerdamischen Sprache näher als ihre übrigen Schwestern.

4) Da die russische Sprache von mehreren Sanskritwörtern das d oder t beybehalten, die polnische und wendische hingegen diese Buchstaben mit den Zischlautern *sz, szch, tsch* vertauscht hat: so wird dadurch Dobrowskys Meinung bestätigt, dafs die eine Classe slavischer Sprachen mit der niederdeutschen, die andere mit der oberdeutschen Mundart zu vergleichen sey. Diese weist aber wieder auf eine nahe Verwandtschaft der russischen Sprache mit der medischen hin, weil sich ein ähnlicher Unterschied zwischen der mit der medischen verwandten chaldäischen und hebräischen Sprache findet. 5) Zugegeben, dafs die polnische und wendische Sprache viele Wörter aus der deutschen aufgenommen habe: so flossen doch die Wörter der russischen Sprache, welche sie mit anderen slavischen gemein hat, gleich dem Lateinischen und Griechischen, aus Einer Quelle mit dem reinen Sanskrit. Die russische Sprache hat eben so, wie die persische und samerdamische, viele Wörter mit der deutschen, griechischen und lateinischen Sprache gemein; allein die meisten dieser Wörter flossen, wie sich leicht zeigen läfst, nicht aus der deutschen, griechischen und lateinischen Sprache, sondern aus der medischen, als der gemeinschaftlichen Mutter aller. 6) Weil die russische Sprache nicht nur mit dem Sanskrit verwandt, sondern auch wegen der beybehaltenen Spuren des Charakters orientalischer Sprachen deren ältere Schwester ist: so gehört sie zu den ältesten Sprachen, die wir kennen. 7) Da das Sanskrit die Mutter vieler indischer Sprachen ist: so folgt, dafs alle deren Töchter jünger als die russische seyen, welche weniger als das Sanskrit in den Charakter der occidentalischen Sprache ausgeartet ist. 8) Der Charakter der russischen Sprache führt uns in die Gegend des alten Medischen oder Iran, als den Urflitz der Russen und Slaven, welchen die Russen schon vor dem 13 Jahrh. vor C. G. verliessen. 9) Wäre es erwiesen, dafs der Dual, den selbst die alte slawonische Sprache kennt, in der russischen Sprache niemals üblich war: so liesse sich daraus schliessen, dafs die Russen schon zu der eben angegebenen Zeit aus ihrem Urflitze ausgewandert seyen, die Slaven aber erst dann auszuwandern, als das Sanskrit den Dual angenommen und den Charakter der orientalischen Sprachen abgelegt hatte, was jedoch vor der Abfassung der ältesten Bücher geschehen seyn mufs.

So viel, sagt der Vf., läfst sich aus dem Charakter der russischen und verwandten Sprachen schliessen; fragt man aber, in wiefern sich aus der Geschichte die Zeit errathen lasse, in welche die erste Auswanderung der Russen fällt: so könnte es leicht seyn, dafs die Eroberungen des Ninus im ganzen Orient, im 20 Jahrh. vor C. G., die damals nomadischen Russen bewogen, mit ihren Heerden in nördlichere Gegenden zu ziehen, wie Herodot IV, 11 von den Skythen erzählt, die mit den Russen einerley Weg einschlugen. Wir übergehen das übrige Geschichtliche des Vfs., weil er selbst weniger Anspruch darauf macht, seine Meinung von dem

Urflitz der Russen durch geschichtliche Data zu begründen, als durch eine Sprachenvergleichung, weshalb er am Ende noch einige Mittel an die Hand giebt, wie man selbst von einem jeden, der Grammatik unkundigen, Fremden den inneren Bau seiner Sprache ertorschen könne, um die Verwandtschaften der Sprachen gründlicher als bisher kennen zu lernen. Was aber die Sprachenvergleichung des Vfs. betrifft: so ist Rec. zu wenig Kenner der verglichenen Sprachen, um sich ein abprechendes Urtheil über des Vfs. grammatische Deductionen anzumassen. Doch werden die schwachen Seiten im Känonemement des Vfs., worauf er die angeführten Resultate gründet, Jedem von selbst einleuchten. Rec. erinnert nur Folgendes: 1) Indem der Vf. das Sanskrit zu den orientalischen Sprachen zählt: scheint er durch seine Kenntniss der bisher sogenannten orientalischen Sprachen, oder der aramäischen, zu der unstatthaften Voraussetzung verleitet zu seyn, dafs alle Sprachen des Orients ursprünglich den Charakter der aramäischen Sprachen gehabt, und nur durch Ausartung Manches vom Charakter der occidentalischen Sprachen angenommen haben. Wegen dieser Voraussetzung mischt der Vf. zu viel Unstatthaftes und Fremdartiges in seine grammatischen Untersuchungen ein, und anstatt aus dem völlig heterogenen Charakter der aramäischen und medisch-indischen Sprachen auf eine ursprüngliche Verschiedenheit derselben zu schliessen, findet er in den letzteren nur Ausartungen, ohne sich auch nur auf einen Fingerzeig einzulassen, wie diese Ausartung habe geltehen oder veranlaßt werden können. 2) Wenn schon durch die eben angeführte Bemerkung Vieles fällt, was der Vf. auf falschen Stützen so mühsam aufgebaut hat: so sinkt manches andere um der Schwäche der Stützen willen, worauf es ruht. Der Vf. ist gar zu geneigt, blosses Scheinen für objective Gründe zu nehmen, und aus dem blofs subjectiv Begründeten Folgerungen herzuleiten, welche eben so unstatthaft sind, als die, welche sich auf falsche Prämissen gründen; der Folgerungen nicht zu gedenken, welche nicht nothwendig aus ihren Prämissen fliessen. 3) Zugegeben, dafs die grosse Familie der so weit verbreiteten slavischen Sprachen eine solche Verwandtschaft mit den Müttern der persischen und indischen Sprachen zeigt, dafs sie sich nicht nur in vielen Wurzeln offenbart, welche in keiner anderen der verwandten Sprachen angetroffen werden, sondern auch in einigen grammatischen Formen und Flexionen, kurz in solchen Bestandtheilen, die nicht in die Zufälligkeiten der Sprachen gerechnet werden können, sondern zur inneren Structur derselben gehören: so müßte man wohl vor allen Dingen erst factisch-logisch und geschichtlich ausmachen, welche derselben man für die älteste und reinste halten darf, um sie bey der Beurtheilung ihrer Verwandtschaft mit den medisch-indischen Sprachen zum Grunde zu legen. Es mufs daher wenigstens sehr betremden, dafs der Vf. gerade die russische Sprache für die älteste und am wenigsten ausgeartet halt, welche unter allen slavischen Mundarten am meisten mit fremden, theils finnischen und schwedischen, theils servischen und griechischen, theils tatarischen und mogulischen Wörtern und Formen vermischt ist, und welche man nach ihrer Ausbildung und Verfeinerung für die jüngste ihrer Schwestern halten möchte. Indessen bleibt es immer auffallend, dafs in mehreren verglichenen Wörtern und Formen die russische Sprache eine nähere Verwandtschaft mit dem Sanskrit verräth, als andere slavische Sprachen, wiewohl fast alle derselben auch in anderen verwandten Sprachen mehr oder weniger ähnlich lauten. Mit Übergangung der Nennwörter und Zahlwörter, unter welchen z. B. das russische *dwa*, 2, *tri*, 3, *scheture*, 4 mit dem sanskritischen *dwa*, *tri* und *tchatwar* auffallend zusammenstimmen, führen wir nur folgende Flexionen des Hülfswortes an:

Griechisch.	Sanskritisch.	Russisch.	Polnisch.	Wendisch.	Böhmisch.	Slavonisch.
εἰμι	asmi	esmj	jestem	ja sjom s. sSYM. gsem.		jesam
εἶς, εἷς	asi	esj	jestes	ta sju	gfy	jesi
ἐσθι	asti	estj	jest	won js s. jo	gst	jest
ἐσμεν	asma	esmi	jestesmy	mü smü	gsmo	jesmo
ἐσθε	asthu	este	jestischi	wü sischs s. stische	gstie	jestie
εἶτε	asthi	futj	san	wonji sju	gsan	jesu.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 24 JUNIUS. 1811.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien des ganzen Jahrs* von M. Johann Friedrich Krause, Domprediger und Schulinspector in Naumburg. Zweyter Jahrgang. Erster Band. 1808. 270 S. Zweyter Band. 1809. 247 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Wunsch der Gemeine des Vfs. dieser Predigten, auch Lesung seiner gehaltenen Vorträge sich wiederholt e bauen zu können, veranlaßte ihn zur Herausgabe des ersten Jahrgangs derselben. Es fand die- ein größeres Publicum, als der Vf. erwartete, und folgt nun jenem ersten Jahrgange ein zweyter. Die hier anzuzeigenden Vorträge sind jener Auflosung zum Drucke und dieser freundlichen Aufnahme in einen größeren Kreis von Lesern vollkommen würdig. Die Wahl der abgehandelten Gegenstände ist sehr anziehend; sie hält die geistigen Bedürfnisse der Zuhörer in unserer bedeutungsvollen Zeit, und die religiöse Beurtheilung der großen Ereignisse derselben fest im Auge, und umfaßt Gegenstände, die in gedruckten Predigten selten aus dem Stand- uncte der Religion betrachtet werden. Die Ausführung ist leicht, natürlich, würdevoll und erwar- tend; nur die Eingänge, deren beynahe jede Pre- digt zwey hat, sind meist zu lang und zu weit aus- gehend. Die Angabe, einiger Hauptsätze möge den Wunsch nach der Belehrung, welche diese Predigten bewahren, erhöhen. Über die Vereinigung der Kün- ste und Wissenschaften zum Dienst der Religion; am 18ten Sonntag n. Trinit. — Die Religion stiftet den schönsten Bund zwischen Anmuth und Würde; n. Feste Mariä Heimsuchung. — Vier Worte des christlichen Glaubens, die nicht vergehen werden; n. Tage Petri und Pauli. Diese Predigt ist nach dem billerischen Gedichte: „Vier Worte des Glaubens“, deren Verse auch eingerückt sind, abgefaßt. — Über die neueste Anklage gegen den Protestantismus, daß von dem überhandnehmenden Erkalten des Ge- fühls für die Religion eine vorzügliche Ursache sey; n. Reformationstage. — Die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer Beziehung auf die höchsten Zwecke der Menschheit; am 3ten Son- tag n. Epiphan. — Der Staat, das Haus und die Kirche, als drey unzertrennliche Bildungsanstalten für den Menschen; am 23ten Sonnt. n. Trinitat. — Ob- rigens bemerken wir, daß die hier mitgetheilten

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

Predigten nicht in der Reihe der Sonntage fortlaufen, eine allgemeine Inhaltsanzeige aber am Schlusse des letzten Bandes die Leser in den Stand setzen soll, die für jeden Sonntag bestimmte leicht aufzufinden: so wie schon jetzt dem zweyten Bande eine vorläufige Inhaltsanzeige der beiden ersten Bände vorgelegt ist.

V. Pf.

RAVENSBURG, b. Gradmann: *Andachtsbuch für Schwangere, Gebärende und Mütter aller christlichen Confessionen.* Von Johann Jakob Mayer, evangel. Prediger in Biberbach. 1810. 234 S. gr. 8.

Dieses Andachtsbuch, das sich auf Lagen im mensch- lichen Leben bezieht, die von hoher Wichtigkeit sind, und vor Allem aus dem Standpuncte der Reli- gion betrachtet werden sollten, verdient schon um der Neuheit der Idee willen Aufmerksamkeit. So wenig wir es für Bedürfnis halten können, daß für die einzelnen Stände in der bürgerlichen Gesellschaft eigene Andachtsbücher abgefaßt werden: so zweck- mäßig erscheint es uns, die ganz eigene Lage und Gemüthsstimmung der Mutter in der Annäherung zur Entbindung und nach derselben ins Auge zu fassen, und ihren Ansichten und Gefühlen eine religiöse Richtung zu geben. Der Vf. hat für den größeren Kreis derer, die sich in dieser Lage nach religiöser Beruhigung, Stärkung und Hoffnung sehnen, ein brauchbares Andachtsbuch geliefert. Es enthält außer einer Einleitung, der so wie allen Aufsätzen des Buchs eine biblische Stelle zum Grunde liegt, Mor- gen- und Abend- Andachten, Betrachtungen nach den verschiedenen Fällen, in denen sich Schwangere und Entbundene befinden können, und einen An- hang. Dieser begreift diätetische Vorschriften für das Verhalten der Schwangeren und die Pflege der Kinder, religiöse Tröstungen in außerordentlichen Fällen, wichtige Worte an Hebammen, und einige religiöse Lieder. Das viele Gute, das in diesen Ab- schnitten gesagt ist, ist mit einer gewissen anziehen- den Herzlichkeit und in einer warmen blühenden Sprache vorgetragen. Nur ist zu bedauern, daß sämtliche Betrachtungen durch Einkleidung dersel- ben in das Gewand des Selbstgesprächs eine unange- nehme Einformigkeit erhielten. Wir wünschten, daß dieses nützliche Andachtsbuch irgend eine geist- volle religiöse Schriftstellerin, die schon öfters Mut- ter wurde, veranlassen möge, ein ähnliches für den Kreis höher gebildeter Mütter zu entwerfen.

V. Pf.

Bbb

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Predigten über die sonn- und festtäglichen Evangelien des ganzen Jahres*, von *Valentin Karl Veilodter*, Stadtpfarrer an der Kirche zu St. Aegidii in Nürnberg. IV und 308 S. 8. 1810. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hr. V. hat schon ein paar Jahrgänge Predigten, einen über die Episteln, den anderen über freye Texte, herausgegeben, die, wie er selbst in der Vorrede sagt, von dem Publicum mit Beyfall aufgenommen worden sind. Rec. verspricht auch dieser Sammlung einen gleichen Beyfall, aber er kann (um mit den Tadelwerthen gleich anzufangen) dabey nicht verhehlen, daß diesen an sich gehaltvollen Predigten mehr Vollkommenheit in Rücksicht des Ausdrucks zu wünschen wäre. Vielfältig ist der Stil zu schwerfällig und geschräubt. Zwar sind sie vor einem städtischen Publicum gehalten, und man dürfte also voraussetzen, daß der größte Theil dem Vf. habe folgen können: aber kann man das auch von der ganzen Versammlung, die er vor sich hatte, annehmen? Der christliche Prediger will und soll, so viel als möglich, *allen* seinen Zuhörern ein Genüge thun, und oft ist gerade der unbeachtete Theil am empfänglichsten für die Lehren des Evangeliums. Mag es nun wohl von Allen aufgefaßt worden seyn, wenn er S. 6 sagt: „In jenen gräßlichen *Scenen*, wo das Laster sich in den höheren *Regionen* der Angesehensten und in dem Kreise der Volkswuth so empörend zeigt, steht den Verworfenen der große Verurtheilte im herrlichen Glanze des reinen, heiligen Herzens erhebend gegenüber;“ oder der Anfang der 4ten Predigt: „Das tiefere Forschen nach den Quellen menschlicher Verschlimmerung und vielfacher *Selbstbetrübnungen* entdeckt unter ihnen eine Neigung, die den meisten Menschen gemein und von den wenigsten bekämpft wird, das unselige Verlangen, mehr zu scheinen, als man ist.“ Diese Stelle ist nicht nur schwerfällig, sondern auch uncorrect. Gleichwohl hat der Vf. bey weitem durch alle Predigten hindurch die Sprache so sehr in seiner Gewalt, daß er nicht nur verständlich, sondern auch mit voller Kraft an das Herz sprechen kann. Auch möchte es wohl ein Fehler seyn, wenn die Participien zu häufig gebraucht werden. Z. B. gleich S. 1: „Das Leben eines Menschen gehört der *dankenden* Erinnerung der Nachwelt von dem Augenblicke an, in dem er ein Wirken beginnt, das in dem Zustande der Völker vieles *segnend* ändert.“ Warum nicht: Das Leben eines Menschen gehört der dankbaren Erinnerung der Nachwelt von — das Vieles mit Segen in dem Zustande der Völker ändert? Oder S. 110: „Wollt ihr ihn (den Blick) aber noch mehr auf die inneren geistigen, weit schmerzlicheren und doch oft übersehenen Leiden richten, wollt ihr den nagenden Gram, den verbitternden Misemuth, den zerrüttenden Widerstreit der Empfindungen, den Kleinmuth, welcher die Empfänglichkeit für Freude tödtet (tödtet), die Verdunkelung des Lebens durch Laune, den Ärger des Neids, die ewigen Kränkungen des Stolzes zu den tiefer schmerzenden Plagen des Lebens rechnen u. s. w.“ Ob neu

geschaffene Wörter, wie *Erkräftigung*, *erkräftigende Gefühle*, ihr Glück machen werden, das man erwarten. Das Wort *betrübnend* ist ein Liebling des Vfs. Auch sagt man nicht *tretten*, *entgegen-tretten*. Doch das sind nur kleine Flecken an den sonst trefflichen und genussreichen Predigten. Rec. wollte nur damit den würdigen Vf. derselben veranlassen, seinen süßlichen Gemälden noch mehr Vollkommenheit zu geben. Die Predigten sind, wenn man will, und wie es auch seyn soll, Casual - Predigten: denn sie nehmen auf Alles, was sich nur in einer christlichen Gemeinde zutragen kann, Rücksicht. Er hat den Geist der Zeit richtig dargestellt, und bald den unorthodoxen, bald den leichtsinnigen oder vielmehr verwirrten Sinn der gegenwärtigen Welt mit Kraft und Nachdruck gerügt und beschämt. Man braucht nur eine kleine Kenntniß von der Stadt zu haben, in welcher diese Vorträge gehalten worden sind, und man muß dem Vf. das Lob zugestehen, daß er Worte zur rechten Zeit auszusprechen weiß. Aber auch außer seinen Umgebungen werden die Leser dieser Predigten reichlich erbauet werden. Selbst Prediger werden einen reichen Stoff zur weitem Verarbeitung darin finden. Kraft, Wahrheit und Liebe herrscht in allen. Meisterhaft hat z. B. der Vf. die Themata am 2ten und 3ten Adv. S., die in Beziehung zu einander stehen, bearbeitet: das eine *die verwerfliche Gemüthsstimmung Vieler zur Zeit allgemeiner Leiden*; und das andere: *über die Unzufriedenheit mit dem langsamen Gedeihen des Wahren und Guten*. Die Texte selbst dienen nicht etwa, wie das vielfältig geschieht, zum Motto, sondern sind mit Verstand benutzt, wenn man die Predigt am S. 10 ausnehmen will, wo das Ev. bloß zur Einleitung dient, und eigentlich über Matth. 5, 3 u. f. gesprochen wird. Die Predigten gehen bis zum Charfreitag; es wären also noch 2 Bände zu erwarten. Verleger und Drucker haben das Ihrige gethan.

Z. f. E.

GÖTTINGEN, b. Brose: *Predigten über die vorzüglichsten und für die Menschheit wichtigsten Wahrheiten und Angelegenheiten von Justus Wilhelm Ziehen*. 1810. 175 S. 8. (6 Gr.)

Aus der Zueignungsschrift an den Minister von Amshardt vom Jahre 1803 zu schliessen, scheinen diese Predigten einen neuen Titel erhalten zu haben, um Abgang zu finden, ob sie gleich nicht zu den schlechteren, sondern zu den gewöhnlichen gehören; wie sie das Publicum jetzt häufig empfängt. An den Titel darf man sich nicht kehren, denn die herausgekommenen Predigten beschäftigen sich ja mit den wichtigsten Wahrheiten und Angelegenheiten der Menschheit. Wenn daher der Vf. unter der Bedingung des Beyfalls eine Fortsetzung über die Eigenschaften Gottes, „von denen er hier nur eine *mindest wichtige*, die Allgegenwart Gottes, gewählt habe.“ laut Vorrede verheißt: so möchten wir ihm wohl rathen, erst seinen Stil mehr zu runden und dem wahren

ren Kanzelstile näher zu bringen; ehe er seinen Vortatz ausführt, so gut sich auch manche Stellen lesen lassen. Ein poetischer Stil, wie ihn der Vf. hat, ist gewiß nicht für die Kanzel schicklich: sie verlangt vielmehr eine edle Popularität, eben weil sie der Art ist, welche das Volk um sich versammelt; daher dürfen auch keine Wörter gebraucht werden, als *Harmenie, Scene, theoretisch, Theorie, Labyrinth* und andere von dem Vf. gebrauchte. Das Wort *Thal* hat er außerordentlich lieb, denn er braucht es oft zu zusammengesetzten Wörtern, als *Erdeithal, Dornenthal, Lebensthal, Nachtthal des Todes* u. s. w. Dafs sein Stil nicht correct ist, kann ihm auf mehreren Seiten nachgewiesen werden. Nur ein paar Beweise. In der Vorrede heist es: „Über einige in diesen Predigten abgehandelten Gegenstände finden sich auch einige Gedichte — die füglich hätten wegbleiben können, weil sie sich vor anderen Liedern nicht auszeichnen, ja ihnen lange nicht beykommen, so wie sein Vorschlag, vor der Predigt ein Gedicht, das mit derselben im Zusammenhange steht, zu sprechen oder herzubeten, dafür singt ja die Gemeinde ein Lied, in welchem sie sich zur Anhörung zubereitet, ganz zweckwidrig ist, so zweckwidrig als wenn in dem Gebete dem lieben Gott der Inhalt der Predigt vorgebetet wird — in meiner Sammlung derselben, die 1801 zu Göttingen herauskam, aber die verschiedenen Zwecke und Regeln der Rede- und Dichtkunst erfordern auch eine verschiedene Bearbeitung.“ Der Nachsatz steht mit dem Vorhergehenden in gar keinem Zusammenhange. Wie verworren, wenn es S. 21 heist: „Was hülfte uns die beste Religion und ihre erhabensten Wahrheiten, wenn wir sie nicht durch ihren Einfluß u. s. w. als solche kennen lernten? Umsonst oder vielmehr wie wenig würden wir das Licht leuchten sehen, das von ihr ausströmt, die Ruhe winken, die sie umschwebt, und die Glückseligkeit einladen, zu der sie führt u. s. w.“ Ein großes Fehlers macht sich auch der Vf. damit schuldig, dafs er die Texte als bloße Motto braucht. Ihrer ist gar nicht gedacht, ob sie gleich einen schönen Übergang zu dem Hauptsatze gemacht hätten, wie der Text Luc. 23, 34 zu dem Thema: Von der Unsterblichkeit der Seele. Sollen sie nicht zur Parade dienen: so müssen sie entwickelt und aus ihnen die Wahrheit, über welche gesprochen werden soll, hergeleitet werden. Auch hat er die Bibel nicht gewürdigt, seine Beweise für die Wahrheiten, die er vortrug, durch sie zu unterstützen, und doch sind ihre Beweise oft von mehr Kraft als alle unsere Vernunftbeweise. Es kann seyn, dafs mehrere unverständliche Perioden auf die Schuld des Correctors, der seine Sache schlecht gemacht hat, kommen, allein offenbare Fehler gegen die Beschreibung sind doch auch vorhanden, z. B. der *Todt, schuff* u. s. w. Auch empfehlen sich lange Perioden, wie dergleichen in diesen Predigten vorkommen, nicht; so hat Rec. eine von zwey gedruckten Seiten gefunden. Mag der Vf. schon im Amte stehen, oder noch am Teiche Bethesda liegen: er kann ein guter Prediger werden, wenn er mehr Aufmerksamkeit

und Studium unserer ausgezeichneten Kanzelredner auf seine Arbeiten verwenden will. Der hier gelieferten Predigten sind fünf. Die 1ste: Von der Tugend, als dem Grund und Wesen der Religion. Die 2te: Von der Allgegenwart Gottes. Die 3te: Von der Feindesliebe. Diese ist so disponirt: Die Tugend der Feindesliebe; 1) was sie nicht ist; 2) was sie ist; 3) Die Beweisgründe dafür. Recht gut hätte die negative Beschreibung derselben unter der positiven dargestellt werden können. Die 4te: Von der Unsterblichkeit der Seele. Die 5te: Von dem Zustande der Seligen in jenem Leben.

Z. f. E.

SALZBURG, b. Mayr: *Erbauungsreden*, bey verschiedenen Veranlassungen gehalten und mit homiletischen Anmerkungen begleitet von Ludwig Krug, Doct. d. Philos. und Subregenten des salzburgischen Priesterhauses. 1810. XVI u. 382 S. 8. (20 Gr.)

Es ist ein wohl noch nie ausgeführter Gedanke, eigene Predigten mit homiletischen Anmerkungen drucken zu lassen. Die Absicht und der Nutzen dieses Unternehmens leuchtet in die Augen. Die Vorträge bleiben, was sie sind, Erbauungsreden, und durch die hinzugefügten Anmerkungen können sie angehenden Predigern und Candidaten des Predigtamtes zu Belegen für die Regeln der Homiletik dienen, die Art ihrer Befolgung zeigen, und dieselbe erleichtern helfen. Freylich hat die Ausführung dieses Vorhabens viele Bedenklichkeit. Soll man seine Arbeiten für Muster ausgeben, oder soll man sie tadeln? Werden sie das Erstere seyn? Wird man das Andere können? An fremden Aufsätzen läst sich eher zeigen, ob und wie den Regeln der Kunst Genüge geschehen ist. Nur wenn ein Reinhard in früheren Jahren Ausarbeitungen gemacht hat, an welchen er in späteren selbst etwas zu ändern findet, würde es zu wünschen seyn, dafs er dergleichen mit homiletischen Anmerkungen herausgäbe, und die Gründe bemerkte, warum er das Eine verbesserte, und das Andere stehen liesse. Doch auch das, was der Vf. gethan hat, kann zu demselben Zwecke nützlich seyn. Er hat jeder Predigt nicht nur die Disposition vorgeschickt, sondern auch bemerkt, wodurch er bey einer bestimmten Veranlassung, oder ohne dieselbe, auf das Thema geleitet worden, und wie er auf die gewählte Disposition und Ausführungsart gekommen ist, ja er hat zuweilen auch im Einzelnen Gründe angegeben, warum er diesen oder jenen unnöthig scheinenden Zusatz gemacht, diesen oder jenen Ausdruck gewählt hat, auch bey manchen Stellen sich gegen mögliche Vorwürfe zu rechtfertigen gesucht, welches alles ungemein viel dazu beytragen kann, die Regeln der Homiletik recht kennen und anwenden zu lernen. Nur Schade ist, dafs diese Kanzelreden nicht als Muster angesehen werden können. Der Vf. gehört gewifs zu den sehr erleuchteten, gebildeten und redlichsten Geistlichen des katholischen Deutschlands, und zu den besten Theoretikern der

Homiletik: aber die Themata der meisten von diesen vierzehn Reden sind viel zu allgemein, als daß sie in so kurzen Vorträgen zweckmäßig ausgeführt werden könnten. Denn wer darf sich getrauen, in einer halben oder auch in einer ganzen Stunde alles Nöthige zu sagen, wenn von den Mitteln zur Belebung eines gottseligen Sinnes und Wandels (III Rede) gepredigt, oder wenn (IV Rede) die Leiden dieses Erdenlebens von ihrer vortheilhaften Seite betrachtet, und dadurch die rechten Wirkungen auf das Herz erregt werden sollen? Solche allgemeine Themata sind Schuld, daß die Ausführung so selten zweckmäßig ausfällt. Selbst diejenigen Materien, die speciell zu seyn scheinen, z. B. die der IX Rede von der dem heiligen Landesapostel (Rupertus) schuldigen Dankbarkeit, werden doch bald zu allgemein, z. B. von der Dankbarkeit für das durch Ausbreitung des Christenthums unter uns gestiftete Gute. Auch übt der Vf. viel zu wenig die Kunst zu individualisiren. Denn selbst wo er den wahren Weisen (II Rede), den Menschenfreund (XI Rede) schildert, ja, wo er aus der Lebensgeschichte des Heiligen, an dessen Feste er zu sprechen hat, Etwas anführt, bleibt er zu sehr bey allgemeinen Zügen stehen; nur in den beiden Introductionsreden, die hier Primizreden heißen, hat Rec. schickliche, und dabey feine Anspielungen auf einzelne Umstände bemerkt.

Die Themata selbst sind übrigens, wenn sie weniger allgemein aufgefaßt, oder specieller ausgeführt wären, zweckmäßig gewählt. Die Entwicklung, wie er darauf und auf die Ausführung derselben gekommen, ist sehr lehrreich, und die Disposition mehrentheils logisch richtig. Die Sprache ist edel; nur ist Rec. bey vielen Provincialismen, und auch bey einigen Solöcismen angestoßen, z. B. Horizont statt Horizont, ferners statt ferner, Versammlung des Geistes st. Sammlung, ohne der statt ohne die u. s. w. Sehr zweckmäßig ist es auch, daß die den Predigten vorangeschickten Entwürfe bald kurz, bald weitläufig, bald nach der analytischen, bald nach der synthetischen Methode verfertigt sind, ferner daß der Vf. eine oder zwey Homilien (nach einer, wie er sagt, *analysis totalis* und *partialis* des Textes) hinzugefügt hat. Die erstere aber über Luc. 24, 13 ff. hat uns unter allen Reden des Vfs. am wenigsten gefallen, und uns dünkt, als sey derselbe in solchen homiletischen Arbeiten noch zu wenig geübt, um

sich nur etwas über das Mittelmäßige zu erheben. — Den Beschluß machen fünf Beylagen, wovon zwey zu Beyspielen der Meditation des Predigers sowohl nach der synthetischen als analytischen Methode dienen sollen; der Vf. hat aber nicht strenge genug nach den Regeln der Logik medirt, und Anfänger werden diese Kunst aus C. F. Pahrdts Rhetorik für geistliche Redner Halle 1792, und aus desselben Theorie der geistlichen Amtsberechsamkeit, Stendal 1783, weit besser lernen. Die dritte Beylage liefert Pläne zu mehreren, auf einander sich beziehenden und eine Materie vollständig abhandelnden Reden; damit ist nichts mehr ausgerichtet, als wenn kurz gesagt wäre, was sich von selbst versteht, daß ein einzelner Theil einer Predigt auch leicht zu einer ganzen Rede erweitert werden kann. Der vierte ist ein Theil der sechsten Rede, der bey dem Vortrage selbst weggelassen ward und auch hier hätte wegbleiben können. Die fünfte soll Beyspiele geben, wie biblische Sprüche analytisch behandelt werden können, wenn man sie zu Texten oder zu den in mehreren katholischen Kirchen gewöhnlichen Vorsprüchen wählt; allein der Vf. hat lauter solche Sprüche gewählt, wo diese Entwicklung gar zu leicht ist, oder hat die Art derselben ergriffen, die Jedem am ersten ins Auge springt. Wenn er am Neujahrstage nach Anleitung von Eph. 5, 15: laßt uns vorsichtig wandeln, 1) nicht als unweise, sondern 2) als weise, den Rath giebt, im ersten Theil einen Rückblick auf die Vergangenheit zu thun, und im 2ten Vorsätze für die Zukunft zu fassen: so kann das wohl keine Analyse, sondern nur eine sehr willkürliche Anwendung des Textes heißen. Noch willkürlicher wendet der Vf. mehrere Bibelstellen an, die er analytisch zu behandeln verspricht, und er scheint unter dieser Analyse nur eine Theilung des vorkommenden Gedankens zu verstehn, der dem Prediger Gelegenheit giebt, auch seine Gedanken zu theilen. Überhaupt denkt der Vf. zu wenig daran, daß die Behandlungsarten der Materien in Predigten unendlich mannichfaltig sind, und wenn er veranlaßt, daß die seinige, die man doch lange noch nicht musterhaft nennen kann, gar als die einzig richtige oder beste angesehen wird: so wird dadurch der Nutzen, den diese Reden mit den hinzugefügten Anmerkungen sonst stiften können, sehr verringert werden.

Dfr.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Glogau, in d. neuen günterschen Buchh.: Unterhaltungen über Gott und seine Eigenschaften zur Weckung und Belebung eines religiösen Sinnes von J. S. Bail. 1809. 144 S. gr. 8. (12 Gr.)

Das Jahr 1809 bestimmt zwar der auf einem besonderen Octavblatte gedruckte Titel, aber wahrscheinlich soll nur durch diesen neuen Titel das Buch selbst wieder in Anregung kommen. Übrigens ist dasselbe allerdings als ein gutes Erbauungsbuch zu empfehlen und wird auch fromme Gemüther befriedigen. Die Schreibart ist (die falsche Interpunction und viele Druckfehler abgerechnet) correct und fließend, faßlich und belehrend. Es sind 12 Betrachtungen über die Natur Gottes und seine Eigenschaften mit frommen und reinchristlichen

Reflexionen, die zu einem heiligen Wandel ermuntern; darauf folgen Bibelstellen als Beweise; die Betrachtung schließt sich mit einem Gebete und gewöhnlich mit einem Liede. Schade nur, daß unsere geistlichen Lieder sich so viele Veränderungen gefallen lassen müssen: denn selten findet man sie in den Erbauungs- und neuen Gesang-Büchern in ihrer ersten reinen und gewöhnlich schönen Gestalt. Verändert sind sie meistens, aber nicht verbessert, ob man sich gleich die Mühe der Verbesserung gegeben hat. Das ist auch der Fall mit den hier gebrauchten Liedern. Wenn man es doch nur unterließ, Dichter, wie einen Klopstock, Kramar, Gallert u. s. w. maßlos zu wollen!

Z. f. E.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 JUNIUS, 1811.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

ZERBST, b. Fuchsel: *Die Kriegskunst, durch Beyspiele erläutert*, von dem königl. preuss. Artilleriegeneral von Tempelhof. Herausgegeben vom Capitain von Gaugreben, Prof. der Mathematik, Zeichen- und Befestigungs-Kunst bey der neuen Militär-Akademie zu Cassel. Mit IV Planen. 1808. 268 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es war keine üble Idee, die Arbeiten eines Mannes bekannt zu machen, dessen schon vorher erschienene Werke ihm mit Recht einen Namen erworben haben, und der besonders durch seine Geschichte des siebenjährigen Krieges sich als einen Meister der Kriegskunst bewährt hat. Nach einer kurzen Einleitung des Herausgebers, welche allgemeine Bemerkungen über die Kriegskunst und über die Nothwendigkeit der Terrainkenntnis enthält, findet man hier die Lager- und Marsch-Kunst in vier- und zwanzig Abschnitten abgehandelt; worauf einige aus den *Beyträgen zur Kriegskunst* von neuem abgedruckte Aufsätze über die Stellungen, über die Front- und Tirailleur-Angriffe, und über das Retiriren in Treffen folgen.

Der 1 *Abschnitt* handelt von den Haupteigenschaften der Lager: „ununterbrochene Verbindung der Theile des Heeres; Anlehnung der Flanken an Terraingegenstände, welche den Angriff derselben verhindern, oder wenigstens sehr erschweren; hinreichender Raum sowohl zu dem Lagern, als auch zu den nöthigen Bewegungen der Truppen; die nöthigsten Bedürfnisse, Holz, Wasser und Lagerstroh; leichte Herbeyschaffung der Fourage, wo S. 23 eine ungefähre Berechnung derselben für eine Armee von 40 Bataillons, 90 Escadrons und 10 Batterien gegeben wird; daß das Lager nicht ohne Nachtheil des Feindes von demselben tournirt werden kann.“ Alle diese Eigenschaften werden mit Beyspielen aus der Geschichte des, in jeder Hinsicht so lehrreichen siebenjährigen Krieges belegt. — Der 2 *Abschnitt* beschäftigt sich mit den Defensivstellungen. Hier werden die vornehmsten Bedingungen der dazu tauglichen Lager angegeben; und ein Lager bey Frauenstein und in anderes bey Neustadt in Schlessen als Beyspiele aufgestellt. — 3 *Abschnitt*. Von den Offensivlagern, mit den Details der Stellungen und Bewegungen Friedrichs des Großen im Jahr 1762, um den Feldmarschall Daun von Schweidnitz wegzudrängen und diese Festung belagern zu können. — 4 *Abschnitt*. Das Lagerabrecken, mit Angabe des dazu er-

J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

foderlichen Raumes, wobey auf Ein Bataillon von 255 Rotten 170 Schritt, und auf Eine Escadron 60 Schritt gerechnet werden. Möchten doch die jetzt so häufigen theoretischen Strategen beherzigen, was S. 46 gesagt wird: „Die Charten, die man von den Ländern hat, sind in so weit recht gut, um bey Entwerfung eines Operationsplans im voraus die Lager zu entwerfen, die man während des Fortganges einer Campagne zu nehmen gedenkt; indessen muß man sich nicht schlechterdings so auf sie allein verlassen, weil auch in den besten Charten öfters Unrichtigkeiten sind, die der Sache eine ganz andere Gestalt geben können.“ Und, müssen wir hinzu fügen, weil auch richtige Charten nur bey einem bis zur Unbequemlichkeit großen Maßstabe das Terrain so darstellen, wie es wirklich ist. Es giebt aber theils nur sehr wenig so genaue Charten, theils kann man sie ihrer Größe wegen nicht im Felde bey sich führen, wenn sie einen Maßstab von 16 und mehr Zoll auf die deutsche Meile haben. Die Abtheilung des Geschützes in Batterien von 10 Stücken ist bey den Franzosen und Rheinbundstruppen in die bequeme von 6 Stücken für die reitende, und von 8 Stücken für die Positions-Artillerie abgeändert. — 5 *Abschnitt*. Wie die Flanken anzulehnen, und entweder durch Terraingegenstände, anwendbare Flüsse, Seen, Moräste etc., oder auch durch angelegte Verschanzungen zu decken sind? Dörfer, die S. 54 auch zu demselben Behuf empfohlen werden, geben jedoch nur ein sehr schlechtes Deckungsmittel ab, wie die Erfahrung aller Feldzüge zur Genüge gelehrt hat. Eben so wenig würde Rec. Wälder zu diesem Behuf empfehlen, die den feindlichen leichten Truppen Gelegenheit geben, sich heranzuschleichen und die Armee zu beunruhigen. — Der 6 *Abschnitt* beschäftigt sich mit den Deckungsmitteln der Fronte eines Lagers, wobey verschiedene in Sachsen bey Dresden, Meissen, Frauenstein, und in Böhmen bey Nimes und Lowositz zu nehmende Stellungen beurtheilt werden. — Der 7 *Abschnitt* giebt zuerst die Ursachen an, die Truppen cantonniren zu lassen; sodann werden die nöthigen Eigenschaften der Cantonnirungsquartiere aufgeführt. — Im 8 *Abschnitt* wird die Vertheilung der Truppen in die Quartiere gezeigt, und die Gegend von Berlin zum Beyspiel angenommen, auch zugleich die Versammlungsplätze im Fall eines feindlichen Angriffs bestimmt. — Der 9—13 *Abschnitt* beschäftigt sich hierauf mit der Sicherstellung der einzelnen Quartiere insbesondere, und der dazu dienenden Verschanzungen, mit dem Beyspiele der unweit

C c c c

Berlin liegenden Dörfer Kaulsdorf und Malchow erläutert. — Der 14 *Abchnitt* handelt von den Cantonirungen in Gebirgsgegenden. Rec. setzt den Anfang dieses Abschnitts her, der zugleich als ein Beyspiel des Stils dienen kann: „In gebirgigten Ländern ist es öfters schwerer, sich gegen einen Überfall in Sicherheit zu setzen, als in einem ebenen Lande. Die Dörfer liegen gemeinlich im Grunde, und sind zwischen Bergen eingeschlossen, oder sie liegen am Abhange des Berges, selten findet man sie ganz auf der Höhe. Man kann überhaupt nicht sehr weit um sich sehen, und der Feind findet eine Menge Wege, auf die (den) er sich heranschleichen kann, wenn er des Landes kundig ist. Man kann sich nur selten im Inneren des Dorfs wehren, theils weil es meistens von der Anhöhe dominirt wird, theils auch, weil die Gebäude von einander getrennt und entfernt sind, und es selten haltbare Posten im Dorfe giebt. Man muß daher seine Aufmerksamkeit mehr auf die umliegende Gegend richten, und in der Nachbarschaft des Dorfs einen guten Posten aussuchen, der zum allgemeinen Sammelplatze des Bataillons oder Regiments dient, besonders muß man suchen, solche Anstalten zu treffen, daß man bey Zeiten von allen Bewegungen des Feindes Nachricht erhalten kann. Dieses geschieht, wenn man so weit als möglich kleine Detachements oder Patrouillen vorwärts schickt, und alle Örter besetzt, die nur den Feind einigermaßen aufhalten können. Vor allen Dingen aber muß man in den Quartieren allart seyn, und allemal ein starkes Piquet commandiren, zuweilen erfordern auch die Umstände, daß allemal die Hälfte der Leute des Nachts angezogen bleiben. In Ansehung der Bagage, die man nicht gern verliert, kann man einen Platz aussuchen, wo die Brod- und übrigen Regiments-Wagen allemal auffahren, und diesen so viel, wie möglich, in der Gegend, die am weitesten rückwärts liegt, und von da aus sie gleich nach den weiter rückwärts liegenden Quartieren fahren kann. Die meisten Verwirrungen machen gemeinlich bey der Nacht die Packpferde. Wenn es daher angeht, daß die Pferde, welche die Compagnie-Zelter und Kessel tragen, in einer Gegend des Dorfs ihre Stellung bekommen können, in die der Feind nicht so leicht bey dem ersten Anlauf kommen kann: so wird es nicht unrecht seyn, solches zu thun.“ S. 82 wird der unrichtige Grundsatz aufgestellt: „zu den Verschanzungen müsse man in gebirgigten Ländern die größten Höhen wählen, damit man den Feind schon von weitem abhalten kann.“ Es nimmt uns Wunder, wie der Vf., selbst Artillerist, eine Regel geben kann, die bekanntlich dem richtigen Gebrauch und der Wirkung des Geschützes so sehr widerspricht. Hr. v. T. fügt auch hinzu: „Diese Regel ist aber nicht so allgemein, daß man nicht bey (in) einigen Fällen (?) davon abgehen könnte; besonders muß man die Schlüfte, durch die der Feind heraufkommen muß, zu decken suchen, und daselbst Werke anlegen, aus denen die Gründe mit Artillerie bestrichen werden können.“ S. 95 wird ein Dorf bey Freyberg unrich-

tig Tittendorf für Tuttendorf genannt. — Im 15 *Abchnitt* sind sehr richtig die Gegenstände angegeben, nach welchen sich ein Commandeur zu erkundigen hat, wenn er des Nachts mit seinem Bataillon oder Regimente in ein Dorf einrückt. Nur vermist Rec. die näheren Bestimmungen, was man den eingezogenen Nachrichten zufolge thun muß, um sich für den übrigen Theil der Nacht sicher zu stellen. — Der 16 und die folgenden Abschnitte beschäftigen sich mit den Märschen einer Armee, und ihrer Anordnung nach Verschiedenheit des Terrains, und der Absicht, welche man durch die Bewegung der Armee zu erreichen gedenkt. Der 19 *Abchnitt* handelt von dem Übergange über Flüsse; der 20 und 21 von den Rückzügen, der 22 endlich von Anordnung der Fouragierungen. — Im 23 *Abchnitt* wird von den Märschen der Convoyen geredet, und die Eintheilung der Bedeckung nach der gewöhnlichen Weise voran, in der Mitte und hinten angegeben. Zweckmäßiger ist es unstreitig, die ganze Bedeckung zusammenzuhalten, und mit ihr auf der, nach dem Feinde zugekehrten Seite eine haltbare Stellung einzunehmen, wo man so lange verweilt, bis der Transport in dem neuen Nachtlager angekommen ist. Geht der Marsch gerade auf den Feind zu: so wird ein vorwärts des Wegs liegender Terrainabschnitt besetzt, und in demselben die Ankunft der Wagen erwartet. — Der 24 *Abchnitt* enthält einen der wichtigsten Gegenstände der Kriegskunst: das *Tourniren*; das man entweder, vermittelt der schrägen Stellung, oder aber vermittelt eines, dem Feinde in die Flanke und den Rücken geschickten besonderen Corps ausführen kann. Beides hat seine eigene Gefahr und seine eigenen Schwierigkeiten, und ein guter Feldherr wird gewis der ihm drohenden Gefahr auszuweichen, wird den ihm drohenden Schlag auf des Feindes Haupt zu leiten wissen. wie mehrere Beyspiele aus der Geschichte des siebenjährigen Krieges beweisen. Rec. kann daher auch unmöglich dem Herausgeber beystimmen, wenn er S. 181 f. in einer Bemerkung über die Feldzüge von 1805 und 1806 das *Tourniren* durch abgesonderte Corps unbedingt empfiehlt, das Napoleon immer mit Glück anwandte, weil seine Gegner unthätig den combinirten Angriff abwarteten, anstatt rasch auf das nächste Corps loszugehen und ihren Feind theilweise zu schlagen.

Der Inhalt des Anhangs von S. 204 an ist schon vorher im Allgemeinen angezeigt worden. In der ersten Abhandlung wird der Unterschied des *Detachements*- und des *Cordons*-Kriegs auseinandergesetzt, und der letztere mit Recht für nutzlos und nachtheilig erklärt, während der *Detachement*-Krieg in manchen Fällen die größten Vortheile darbietet.

Unrichtig ist, wenn im zweyten Aufsatze S. 214 gesagt wird: „das Geschütz werde zuweilen in Schluchten in mehreren Linien hinter einander gestellt.“ Bloß in höchst seltenen Fällen kann dies mit den Mörserbatterien bey Belagerungen Statt finden, weil es allezeit für die vorstehenden Artilleristen mehr oder weniger gefährlich ist. Man muß daher auch

bey Schlachtordnungen nie das Geschütz so setzen, als es über die vor ihm stehenden Truppen hinwegschiefst, weil die letzteren durch die herumfliegenden Spiegel und die brennenden Überreste der Patronen sehr belästigt werden würden. Nicht allein die unrichtige Anwendung der Kartätschen, sondern überhaupt der Mangel an Munition und der daher entstehende voreilige Rückzug der österreichischen Artillerie erleichterte den Franzosen bey Lodi den Übergang über die Brücke. — Dafs nach S. 123 der Tirailleurangriff der Artillerie nachtheilig sey, ist wahr; er kann jedoch zum Theil dadurch unnütz gemacht werden, dafs man jeder Batterie 20 Reuter zugetheilt, die nach dem Schufs vorrallen und die zerstreuten Tirailleurs niederhauen. Diefen hilft übrigens das Niederfallen wohl gegen den Kugelschufs, nicht aber gegen die Kartätschen, von den bekanntlich ein großer Theil lange vor erreichter Schufsweite auf die Erde schlägt.

Zum Schluss dieser Anzeige mufs Rec. noch bemerken, dafs die *tempelhoff'sche* Taktik ein bloßer Auszug des grösseren Werks von demselben Vf. ist, welches sich jedoch nur im Manuscript befindet, und auch wahrscheinlich nie gedruckt werden wird.

N. M. M.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Anleitung zur Abfassung aller Arten militärischer Aufsätze und Briefe*. Auch in Beziehung auf andere Verhältnisse des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens. Nebst einer Übersicht der deutschen Sprachlehre. Von F. W. v. Bernwitz, k. k. fächl. Premierlieutenant. Ohne Druckjahr. VIII u. 350 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die vorliegende Sprachlehre ist zunächst für Soldaten, und dann auch für andere junge Leute bestimmt, welche sich diesem Stande widmen und sich darauf vorbereiten wollen. Sie beschäftigt sich S. 1—113 mit allgemeinen Bemerkungen über den Stil, mit grammatikalischen Regeln und mit dem Syntax der deutschen Sprache, wo die mancherley Fehler der Schreibart angegeben und mit einigen Beyspielen belegt werden. Obgleich alle diese Vorschriften richtig und aus bekannten guten Sprachlehren gezogen sind; so würde ihnen doch Rec. ein grammatikalisches Wörterbuch vorgezogen und sie dagegen kürzer eingerichtet haben. Nicht durch Vorschriften, sondern durch Übung, durch fleissiges Lesen und durch Nachschlagen zweifelhafter Wörter läfst sich Orthographie und Stil zu eigen machen.

Die als Beyspiele angeführten Aufsätze und Briefe sind, wie fast in allen ähnlichen Büchern, von sehr verschiedenem Gehalt, und theils gut, theils unbrauchbar, oder dem Hauptzweck, der militärischen Correspondenz, ganz fremd. Die Meldung S. 127 läfst sich wohl nicht als musterhaft empfehlen:

„In dem Dorfe G**, wo von dem mir untergebenen Commando der Dragoner, der Dragoner Gottfried Petzold, von der B**schen Compagnie, Recht, hat sich am 21 d. M. folgender Excess begeben. Gedachter Dragoner Petzold ist nämlich mit dem Wirthe des ehemaligen Werbehäufes an genanntem Orte, Namens Franke, in Streit gerathen, während des-

sen er diesen beschuldigt hat, dafs derselbe vor einigen Jahren seinen, nämlich Petzolds Bruder, den preussischen Weiborn in die Hände gespielt habe. Hierüber ist zu Thätlichkeiten gekommen, wobey der Bruder des Wirthe, welcher Livreejäger bey dem Grafen F. in C* ist, nach dem Dragoner Petzold geschlagen, von diesem aber hierauf mit dem Pallastsch zwey gefährliche Wunden am Kopfe bekommen hat. Letzterer hat sich sodann, um nicht von den Dorfgerichten arretirt zu werden, gleich bey mir gemeldet, wo ich ihn einstweilen in Arrest behalten habe, und feinewegen weitere Befehle gewärtig bin.“

Ungleich besser sind die nachfolgenden Rapports von verschiedenen kriegेरischen Vorfällen; jedoch erregt der so verschiedenartige Ton derselben die Vermuthung, dafs sie sich auf wirkliche Begebenheiten beziehen, und daher auch verschiedene Verfasser haben. Billig hätte Hr. v. B. sie durchaus umarbeiten sollen, um ihnen eine gleichförmige Haltung zu geben. Es würden dann auch manche Flecken verwischt worden seyn, welche jetzt das Ganze entstellen; wie: *ein Terrain, das sich zum Schlachtfeld anbietet; jemanden mit einem Brief heimsuchen; Dankverbindlichkeit etc.*

Um dem jungen Officier in allen Nöthen und Vorfällen des Lebens zur Seite zu stehen, findet man S. 214 f. Bittschreiben um Geldvorschüsse; um die Einwilligung eines Vaters und einer Mutter zur Heirath mit der Tochter; Danklagungsschreiben für erhaltene Geschenke; S. 243 aber wieder Beyspiele von Ordren und Befehlen, so wie von einigen Dispositionen, die Rec. mehr ausgedehnt, und dagegen die nicht eigentlich militärischen Briefe mehr beschränkt wünschen möchte.

N. M. M.

JUGENDSCHRIFTEN.

GOTHA, b. Perthes: *Moralische Bilderbibel*, mit Kupfern nach *Schubert'schen* Zeichnungen und mit Erklärungen von *Caspar Friedrich Lossius*, Diakon. an der Predigerkirche zu Erfurt, und Mitglied der daf. Akad. nützlicher Wissenschaften. II B. 1—3 Lieferung, mit 15 Kupfern. 1807. XVI u. 468 S. III B. 1—3 Lief., mit 15 Kupf. 1809. XII u. 476 S. IV B. 1—2 Lief., mit 10 Kupf. 1810. 400 S. gr. 8. (Jeder Band der ordin. Ausg. 3 Rthlr. 12 gr.)

Seit unserer letzten Anzeige (Jen. A. L. Z. 1807. No. 283. vgl. 1807. No. 100 und 1805. No. 260) ist diese nützliche Schrift rasch fortgesetzt worden, und das ansehnliche Pränumerantenverzeichnis beweiset die bedeutende Unterstützung, deren sich dieses Unternehmen von Seiten des Publicums zu erfreuen hat. Dafs der Vf. sich nicht streng an den gewöhnlichen Begriff *Bilderbibel* gehalten, sondern die Beyspiele tugendhafter und großer Menschen auch aus der *griechischen* und *römischen* Geschichte entlehnt habe, wurde schon in unserer früheren Anzeige mit dem beygefügteten Wunsche bemerkt, dafs Hr. L. über diese Digression die eigentlich biblische Geschichte nicht vergessen möchte. Es freuet uns, dafs er in der Vorr. zum II B. auf unseren Wunsch Rücksicht genommen, und ihn im *fünften* Bande, womit das ganze Werk beschlossen, und worin die Geschichte des neuen Te-

staments abgehandelt werden soll, zu befriedigen versprochen hat. Nach dieser Erklärung haben wir gegen die Metabase des Vfs. um so weniger zu erinnern, da er sich selbst so befriedigend über die Absicht und den Nutzen derselben erklärt hat. „Durch dieses Aneinanderreihen oder vielmehr Zusammenstellen der edelsten Menschen, die zwar zu einer Zeit, aber nicht in demselben Lande wohnten, hoffen wir, das Einseitige der Ansicht besser zu umgehen, und so das leuchtende Siebengestirn der Tugend, das den Scheitel der Menschheit umstrahlt, in desto lieblicherem Lichte darzustellen.“ Auch in der Vorr. zum III B. findet man S. VIII f. einige beherzigungswerthe Worte zur Rechtfertigung dieses Verfahrens, die gewiss auch diejenigen, die anderer Meinung waren, mit dem bescheidenen Vf. ausöhnen werden.

Die im II B. beginnende *Geschichte der Griechen* wird in der zweyten Abtheilung des III B. beendigt. Die Perioden, woraus die merkwürdigsten Begebenheiten und Menschen pragmatisch dargestellt werden, sind folgende: I. Vom trojanischen Kriege bis auf die Zeiten des Pisistratus (II B. 1 L.). II. Von dem Einfall der Perfer, oder von Miltiades bis Cimon (II B. 2 L.). III. Vom peloponnesischen und siciliani-schen Kriege, oder von Perikles bis Timoleon (II B. 3 L.). IV. Von der Oberherrschaft der Lacedämonier und der Thebaner bis auf die Unterwürfigkeit Griechenlands unter das macedonische Reich, oder von Agesilaus bis Phocion (III B. 1 L.). V. Von Alexander d. Gr. bis zur Auflösung des macedonischen Reichs (III B. 2 L.). Aus der *Geschichte der Römer* sind bis jetzt folgende Perioden bearbeitet: I. Von der Stiftung des römischen Reichs bis zur Einführung der republicanischen Verfassung, oder von Romulus bis Lucius Brutus (III B. 3 L.). II. Von Errichtung der römischen Republik unter den ersten Consuln bis zur Befreyung Roms von den Galliern (IV B. 1 L.). III. Von der Zeit der Oberherrschaft der Römer in Italien bis zum zweyten punischen Kriege (IV B. 2 L.).

Überall hat Hr. L. die besten Hülfsmittel fleißig benutzt, und die für ihn passenden Hauptmomente gut gewählt, und nach den Bedürfnissen seines Publicums zweckmässig, leicht und faßlich dargestellt. Dafs am Ende eines jeden Hauptabschnitts chronologische Tafeln und ausführliche Register hinzugefügt worden sind, vermehrt die Brauchbarkeit des Werks. Besonders werden die chronolog. Tafeln bey dem Unterricht der Jugend mit Nutzen gebraucht werden können. Übrigens darf man bey Beurtheilung dieses Werks nie vergessen, dafs, nach der wiederholten Erklärung des Vfs., nicht wissenschaftliche Belehrung, sondern Bildung eines tugendhaften Charakters durch Aufstellung nachahmungswürdiger Beyspiele aus der Geschichte hauptsächlich bey jungen Lesern der Hauptzweck desselben war. Der Vf. will daher auch nur „als Erklärer der dieser Bilderbibel zum Grunde liegenden Kupfer, als schöner Erinnerungs-Tafeln an einige der merkwürdigsten Ereignisse der Geschichte“, betrachtet seyn; und gewiss wird ihm Niemand das Zeugnis verlagern, dafs er diese Absicht sehr gut erreicht habe.

Das günstige Urtheil, welches wir schon früher über die beygefügt Kupfer ausgesprochen haben, müssen wir auch bey dieser Fortsetzung wiederholen. Wir dürfen uns zwar kein artistisches Urtheil darüber anmassen; indess wird doch Jeder, der gesunde Augen und Sinn für gefällige Formen hat, gern eingestehen, dafs in Erfindung, Zeichnung und Stich viel geleistet worden, und dafs wir in Deutschland bis jetzt noch kein ähnliches Werk aufzuweisen haben.

N.

LEIPZIG, b. Kummer: *Der kleine Naturfreund; ein Weihnachtsgeschenk für wißbegierige Kinder.* Mit 6 illum. Kupf. 1806. 223 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hat den eigenen Einfall, die Scene dieser Jugendunterhaltungen nach Leipzig zu verlegen, und den Stoff derselben vorzüglich in den neuen Anlagen um Leipzig zu finden. Dadurch erhält die Schrift viel Anziehendes für die leipziger Jugend; aber was sollen sich Kinder, die nicht in Leipzig leben, bey *Reichels Garten*, bey *Lindenau* am Kuhthurme, bey *Rosenfleck*, bey *Connewitz*, *Oetsch*, dem *Salzsaßchen*, bey *Quants* Windmühle, dem *groß-bösischen* Garten etc. denken? Alles das ist nur der leipziger Jugend bekannt. Sollte dieser allein das Buch bestimmet seyn: so hätte dieß der Titel sagen müssen. Übrigens ist sehr zu wünschen, dafs nicht etwa das Locale die allezeit fertigen Schriftsteller für die Jugend reize, ihren Wohnort als Veranlassung zu neuen Schriften der Art dienen zu lassen.

Der Vf. des obigen Buchs schreibt nicht ohne Gewandtheit für die Jugend. Er macht sie mit mancherley Gegenständen der Natur, mit diesen und jenen Pflanzen näher bekannt, und weifs dem sehr abgerndeten Felde der Naturbeschreibung noch manches für die Jugend Angenehme abzugewinnen. Folgende Mängel findet Rec. zu rügen: S. 86 ist das Copuliren der Bäume, dessen Beschreibung die Jugend wohl nicht sonderlich reizen kann, fehlerhaft beschrieben; z. B. des Vfs. Copulirreis ist nur einen halben, bis einen ganzen Zoll lang, und hat doch drey bis vier Augen; er copulirt nur Zweige, nicht Stämme; er hat das Copuliren im Herbste für mislicher als im Frühling; das Oculiren aufs treibende Auge sieht er unterschieden vor. Unsere Pomologen sprechen dagegen anders. Auch die angegebene Manipulation ist theils fehlerhaft, theils unverständlich.

Die Sprache ist im Ganzen rein und der Vortrag ziemlich unterhaltend. Von der Richtigkeit des Knipps S. 11, von *kneipen*, welches *Adelung* allerdings auch neben dem *kneifen* aufstellt, kann sich Rec. nicht überzeugen; er möchte nur *kneifen* und *kniff*, nicht aber *kneipen* und *knipp*, für die ächte hochdeutsche Form halten. Provinziell ist S. 26 das *Bast* statt der *Bast*. Auch nicht immer ist der Vf. Herr seiner Rede. Z. B. in dem Satze S. 197: „Wenn sie (die Blindschleiche) tot wird, wird ihr Körper ganz steif. Dann schlägt man sie mit der Haselnuss (Hasel) - Gerte, da verspringt ihr der Leib wie Glas.“ Wie undeutlich, falsch und übertrieben zugleich! Kann man sich überdies wohl etwas Albernere denken, als das *Dann*?
yu.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 J U N I U S , 1 8 1 1 .

C H E M I E .

POSEN, b. Decker u. Comp. und BERLIN, b. Rottmann: *Beiträge zur chemischen Kenntniss der Mineralkörper von Martin Heinrich Klaproth, Dr. der Philosophie, königl. preuss. Ober-Medicinalrath und Professor.* IV Band. 1807. XII u. 396 S. V Band. 1810. VIII u. 264 S. Nebst 15 S. Register. 8.

Durch diese neuen, und wie es nicht anders zu erwarten war, sehr gründlichen chemischen Untersuchungen erwirbt sich der berühmte Vf. wiederum den verdienten Dank der Chemiker und Mineralogen. Eine kurze Anzeige der erhaltenen Resultate möge die Leser in den Stand setzen, den Werth dieser Analysen und die Vortheile, welche vorzüglich die Mineralogie daraus ziehen kann, zu beurtheilen.

IV Band. 1) Hundert Theile des *Electrums* — eine Benennung, welche ältere Schriftsteller auch einer Mischung von Gold und Silber beylegen — vom Schlangenberge in Sibirien, welches dort von blauer Goltfarbe gegiegen theils auf derbem schwefelurem Baryt, theils auf splittrigem Hornsteine vorkommt, bestehen aus 64 Gold und 36 Silber. 2) Hundert Th. der *ocherfarbenen Pacos* (rothe Silbererze) aus Peru, die aus einem Eisenocher bestehen, worin gediegen Silber in mikroskopisch kleinen Parthieen eingewachsen ist, enthielten aufser einer Spur von Manganoxyd: Silber 14, braun Eisenoxyd 71, Kieseelerde 1,50, Sand 1, Wasser 8,50. 3) Hundert Theile des *nuschklichen Hornerzes* von Guantahajo in Peru, von albdurchsichtigem eisartigem Ansehen: Silber 76, Sauerstoff 7,6, Salzsäure 16,4. Zugleich äußert Hr. K. die gegründete Vermuthung, daß unter dem Glaserze der älteren Metallurgen nicht das geschwefelte Silbererz, oder das Silberglanzerz, sondern das heutige Hornerz begriffen worden sey, und berichtet nebenbey die im I Bande der Beiträge mitgetheilte Analyse des *derben sächsischen Hornerzes* folgendermaßen: Silber 67,75, Sauerstoff 6,75, Salzsäure 4,75, Eisenoxyd 6, Thonerde 1,78, Schwefelsäure 0,25. 4) Hundert Th. des *Bergzinnobers* aus Japan: Quecksilber 84,50, Schwefel 14,75. Eben so viel desjenigen von Neumärktel in Krainz: Quecksilber 85, Schwefel 14,25. 5) Das *dichte Quecksilberlebererz* von Idria: Quecksilber 813, Schwefel 137,50, Kohle 23, Kieseelerde 6,56, Alaunerde 5,50, Eisenoxyd 2, Kupfer 0,20, Wasser 7,30. Das Lebererz enthält kein freyes Quecksilberoxyd, wie *Sage und Kirwan* an-

nehmen, sondern lauter geschwefeltes, und nur dem Kohlengehalt ist es zuzuschreiben, daß bey der Destillation dieses Erzes neben dem Zinnober metallisches Quecksilber aufsteigt. 6) Das *blättrige Rothkupfererz* aus den turjinschen Kupfergruben in Sibirien: Kupfer 91, Sauerstoff 9. 7) Die *strahlige Kupferlasur* eben daher: Kupfer 36, Sauerstoff 4, Kohlenläure 24, Wasser 6. Die Kupferlasur unterscheidet sich hienach vom Malachit bloß darin, daß sie mehr Kohlenläure und weniger Wasser enthält. 8) Das *sibirische Kupfergrün* ebendaher: Kupfer 40, Sauerstoff 10, Kohlenläure 7, Kieseelerde 26, Wasser 17. Die Kieseelerde macht einen wirklichen Mischungstheil aus. 9) Das *gemeine Kupferglanzerz* von Rothenburg: Kupfer 76,50, Eisen 0,50, Schwefel 22, Verlust 1. 10) Das *Fahlerz* von der jungen hohen Birke zu Freyberg: Kupfer 41, Silber 0,40, Arsenik 24,10, Eisen 22,50, Schwefel 10, Verlust 2. *Fahlerz* vom Kröner bey Freyberg: Kupfer 48, Silber 0,50, Eisen 25,50, Arsenik 14, Schwefel 40, Verlust 2. Vom Jonas bey Freyberg: Kupfer 42,50, Silber 0,90, Eisen 27,50, Spiesglanz 1,50, Arsenik 15,60, Schwefel 10, Verlust 2. Dieser Untersuchung zufolge enthält das *Fahlerz* keine Spur von Bley. 11) Das *krySTALLisirte Graugültigerz* von Kapnik: Kupfer 37,75, Spiesglanz 22, Zink 5, Eisen 3,25, Schwefel 28, Silber und Manganoxyd 0,25, Verlust 3,75. Das *derbe* von Poratsch in Ober-Ungarn (licht-stahlgrün, wenig glänzend, im Bruche uneben, aber dennoch milde): Kupfer 39, Spiesglanz 19,50, Eisen 7,50, Quecksilber 6,25, Schwefel 26, Verlust 1,75. Das *derbe* von Annaberg: Kupfer 40,25, Silber 0,30, Spiesglanz 23, Eisen 13,50, Schwefel 18,50, Arsenik 0,75, Verlust 3,70; *krySTALLISIRTES* von der Zilla zu Clausthal: Kupfer 37,50, Silber 3, Spiesglanz 29, Eisen 6,50, Schwefel 21,50, Verlust 2,50; *krySTALLISIRTES* von St. Wenzel bey Wolfach: Kupfer 25,50, Silber 13,25, Spiesglanz 27, Eisen 7, Schwefel 25,50, Verlust 1,75; *derbes* aus der Grube et Purgatorio im Cerro de Gualgayoc in Peru: Silber 10,25, Kupfer 27, Spiesglanz 23,50, Eisen 7, Bley 1,75, Schwefel 27,75, Verlust 2,75. — 12) Das *Spiesglanz-Bleyerz* vom Alten Segen zu Clausthal: Bley 42,50, Spiesglanz 19,75, Kupfer 11,75, Eisen 5, Schwefel 18, Verlust 3; vom Andreaskreuz zu St. Andreasberg: Bley 34,50, Silber 2,25, Kupfer 16,25, Spiesglanz 16, Eisen 13,75, Schwefel 13,50, Kieseelerde 6,50, Verlust 1,25; von Nanslo in Cornwall: Bley 39, Spiesglanz 28,50, Kupfer 13,50, Schwefel 16, Eisen 2, Verlust 2. 13) Das *Kupfer-Wismutherz* von Wit-

D d d d

tichen: Wismuth 47.54, Kupfer 34.66, Schwefel 12.58. Zu den fehlenden 5.52 gehört wahrscheinlich etwas entgangener Sauerstoff. 14) Das *Meteor Eisen* von Hraschina ohnweit Agram in Croatien (gefallen im J. 1751 den 26 Mai): gediegen Eisen 96.50, Nickelmetall 3.50; aus der Provinz Durango in Mexico: gediegen Eisen 96.75, Nickel 3.25. Das *fossile Gediegen-Eisen* aus der Grube eiserne Johannes zu Großkamsdorf: Eisen 92.50, Bley 6, Kupfer 1.50. So tritt also im fossilen gediegenen Eisen statt des Nickels Bley und Eisen auf, und das Daseyn oder die Abwesenheit des Nickels kann als chemisches Kriterium dienen, um über die meteorische Abkunft zu entscheiden. 15) Der *Spath-Eisenstein* von Dankorpe im Halbrüdtischen: schwarzes oxydulirtes Eisen 57.50, Manganesoxyd 3.50, Kalkerde 1.25, Kohlenäure 36, Verlust 1.75; aus dem Baireuthischen: schwarzes oxydulirtes Eisen 58, Manganesoxyd 4.25, Talkerde 0.75, Kalkerde 0.50, Kohlenäure 35. 16) Die *Blau-Eisenerde* vom Eckartsberg ohnweit Weissenfels in Sachsen: oxydulirtes Eisen 47.50, Phosphoräure 32, Wasser 20. Mahnt irgend eine chemische Verbindung, die Blauäure und Phosphorsäure, nochmals einer vergleichenden scharfen Untersuchung zu unterwerfen, und wo möglich auf die Bestandtheile des Phosphors und auf das Verhältniß des Eisens zur Blauäure-Basis zu dringen: so ist es das weisse und blaue phosphorsaure Eisen. 17) Das *Wiesenerz* von Klemprow in preussisch Vorpommern: schwarzes Eisenoxyd 66, Manganesoxyd 1.50, Phosphoräure 8, Wasser 23, Verlust 1.50. Durch Schmelzung werden aus diesem Erze im Hochofen zu Torzelow nur $\frac{1}{3}$ als Roheisen gewonnen; das Ubrige geht unzerlegt in die Schlacken über. 18) Das *Eisen-Bohnenerz* aus dem weit verbreiteten Bohnenerz Lager am Schwarzwalde: Eisenoxyd 63, Kiesel-erde 23, Alaunerde 6.50, Manganesoxyd 1, Wasser 14.50. Dieses Erz wird in der kriegenthaler Schmelzhütte im Högau verschmelzt; es zeigt keine Spur von Phosphorsäure. 19) Das *körnige Eisen-Chromerz* aus dem Gienengebirge ohnweit Krieglach an der Mürz in Steyermark: Chromoxyd 85.50, Eisenoxyd 33, Alaunerde 6, Kiesel-erde 2, Verl. durch Glühn 2. 20) Im *Schwarz-Braunsteinerz* von Klapperud, in Dalarlien: Manganesoxyd 60, Kiesel-erde 25, Wasser 13, Verlust 2. 21) Der *Ceririt* aus der Bastnäsgrube bey Biddarhytta in Westmannland (so nennt Hr. K. das neue Metall, welches *Hisinger* und *Berzelius* nach dem neuentdeckten Planeten Ceres minder richtig Cerit, benannten): Cererocyd. 54.50, Kiesel-erde 34.50, Eisenoxyd 3.50, Kalkerde 1.25, Wasser 5, Verlust 1.25. Seither wurde dieses Fossil unter dem Namen *röthlicher Tungstein* und von *Kirwan* als *Musfroscher Kalkstein* unter dem Ferricalcit aufgeführt. Bekanntlich hielt Hr. K. das Cererocyd anfänglich für eine metallartige Erde (Schroit); seinen fortgesetzten Untersuchungen, so wie den Untersuchungen des geiz. schwedischen Chemikers zufolge, ist es das Oxyd eines wirklichen schwer reducirenden Metalls, des Ceriums oder Ceriums. Wird die

salpeterfaure Auflösung dieses Oxyds durch Ammonium gefällt: so erscheint ein schleimiger röthlich-grauer Niederschlag, der eingetrocknet und zerrieben ein bräunlich isabellgelbes, stark ausgeglüht, oder ein zimtbraunes Pulver darstellt. Kohlenäure Alkalien schlagen das Metall kohlenfauer nieder, und nach Hn. K. enthalten 100 Theile desselben: Cererocyd 65, Kohlenäure 23, Wasser 12. Säuren lösen das kohlenfauer Oxyd leicht auf; die neutralen Auflösungen besitzen einen süß-schrumpfenden Geschmack, concentrirt erscheinen sie blaß amethystroth, mit Wasser verdünnt farbenlos. Das schwefelfaure Oxyd krystallisirt in etwas veränderten Octaedern, von blasser Amethystfarbe, und merklicher Schwere, die sich mit Hülfe etwas zugefetzter Schwefelsäure im Wasser (schwer) lösen. Die schweflichte Säure giebt damit blaß amethystfarbene nadelförmige Krystalle. Das salpeterfaure Cer. krystallisirt schwer, die Krystalle zerfließen leicht an der Luft. Das salpeterfaure schießt in Prismen an; die Essigsäure giebt damit eine leicht lösliche weisse Salzmasse; die Phosphoräure, Bernstein- und Weinstein-Säure liefern damit weisse, in überflüssiger Säure auflösliche Niederschläge. Auch die Sauerkleeäure und ihre Neutralsalze liefern mit der Cer.-Auflösung weisse Niederschläge, die sich aber nicht, weder im Salpeterfauren noch in Salzsäure, auflösen. Das geglühte Oxyd wird von den Säuren im Kalten nur langsam angegriffen; die Alkalien, weder die ätzenden noch die kohlenfauen, lösen das frisch gefällte oder geglühte Oxyd auf. Wird dieses mit gewöhnlichen Schmelzthüffen vermischt auf Porcellan getragen und eingebrannt: so kommen die damit bemalten Stellen mit hellbrauner Farbe aus dem Feuer zurück. Auf der Kohle vor dem Löthrohre glühet das Oxyd mit einem hellen Lichtscheine, ohne zu schmelzen. Schmelzendes Phosphorsalz, oder statt dessen Borax, löst etwas auf; wann erscheint die klare Glasperle weingelb, erkaltet wasserhell. Ein größerer Zusatz ertheilt der Glasperle ein trübes, gelb marmorirtes Ansehen. Im Kohlenegel dem Porcellanofen-Feuer übergeben, bleibt das Oxyd unverändert. Blausaure Alkalien schlagen die neutralen Auflösungen des Cer. milchweiss nieder; der Niederschlag löst sich wieder in Säuren auf. Galläpfelinctur bewirkt keine Veränderung; eben so wenig wird die *eisenschreye* Auflösung durch schwefelwasserstoffhaltiges Wasser getrübt. Schwefelammonium bewirkt einen gelblichweissen Niederschlag. Um endlich ein reines, eisenfreies Cererocyd zu erhalten, mischt man nach Hn. K. eine gesättigte Lösung des schwefelsauren Natrons mit einer concentrirten Auflösung des Cer. in Salpetersäure; der entstandene weisse Niederschlag (Cererocyd mit weniger Schwefelsäure als zur Löslichkeit nöthig ist) wird durch Kochen mit seinem doppelten Gewichte kohlenfauen Natrons in Wasser zersetzt, und kohlenfauer, völlig eisenfreies Cererocyd abgetrennt. 22) Das *debe Titanerz* (*Rutil*) von Arendal ist, Hn. K. zufolge, reines Titanoxyd, mit zufällig beigemischten Spuren von Eisen. 23) Im *Feueropal* von

Zimapan in Mexico: Kiefelerde 92, Wasser 7,75, Eisenoxyd 0,25. 24) Der *sächsischen Topas* vom Schneckenstein bey Auerbach im Voigtlande: Kiefelerde 35, Alaunerde 59, *Flusssäure* 5, Eisenoxyd eine Spur, Verlust 1; der *brasilianische*: Kiefelerde 44,50, Alaunerde 47,50, Eisenoxyd 0,50, Flusssäure 7, Verlust 0,50. 25) Im *Zoisit* (dem Baron von Zois in Laybach zu Ehren von *Karsten* benannt, sonst unter dem Namen Saualpit bekannt) von der Saualpe in Kärnthener: Kiefelerde 45, Alaunerde 29, Kalkerde 21, Eisenoxyd 3, Verlust 2; eine (etwas verwitterte) Varietät dieses Fossils lieferte: Kiefelerde 47,50, Alaunerde 29,50, Kalkerde 17,50, Eisenoxyd etwas manganeshaltig 4,50, Glühverlust 0,75. 26) Im *blättrigen Augit* ebendaher: Kiefelerde 52,50, Talkerde 22,50, Kalkerde 9, Alaunerde 7,25, Eisenoxyd 16,25, Kali 0,50, Verlust 2. 27) Im *schlächtigen Augit* aus Guiliiana in Sicilien: Kiefelerde 55, Alaunerde 16,50, Eisenoxyd 13,75, Kalkerde 10, Talkerde 1,75, Wasser 1,50, Manganesoxyd eine Spur, Verlust 1,50. 28) Im *muschlichen Apatit* aus dem Zillerthale (sonst *Spargelstein* genannt): Kalkerde 53,75, Phosphoräure 46,25. 29) Im *jünglichen Braunspath* aus dem Bergwerke la Valenziana zu Guanaxuato in Mexico: kohlenfaure Kalkerde 51,50, kohlenfaure Talkerde 32, kohlenfaures Eisen 7,50, kohlenfaures Manganes 2, Wasser 5, Verlust 2. 30) Im *Dolomit* vom St. Gotthard: kohlenfaure Kalkerde 32, kohlenfaure Talkerde 46,50, Eisenoxyd 0,50, Manganesoxyd 0,25, Verlust 0,75; im *Dolomit* aus den Apenninen, und zwar im *zerfallenen*: kohlenfaure Kalkerde 59, kohlenfaure Talkerde 40,50, Verlust 0,50; im *derben*: kohlenfaure Kalkerde 65, kohlenfaure Talkerde 55. Im *Dolomit* der kärnthnerischen Alpen: kohlenfaure Kalkerde 52, kohlenfaure Talkerde 48, Eisenoxyd 0,20; im *antiken Dolomit*: kohlenfaure Kalkerde 51,50, kohlenfaure Talkerde 48, Verlust 0,50. 31) Im *blauen Anhydrit* (sonst *Muriacit* genannt) von Sulz am Neckar: Kalkerde 42, Schwefelsäure 57, Eisenoxyd 0,10, Kiefelerde (wahrscheinlich bloß zufällig) 0,25, Verlust 0,65; im *späthigen* vom Dürrenberge bey Hallein (auch *Würfelspath* genannt): schwefelsaure Kalkerde mit etwas Steinsalz und mit Aufschluß alles Wassers; im *dichten* (f. Gekröfstein gen.) aus den Salzgruben zu Bochnia: Kalkerde 42, Schwefelsäure 56,50, salzsaures Natron 0,25, Verlust 1,25; im *Anhydrit* von Hall in Tyrol: Kalkerde 41,75, Schwefelsäure 55, salzsaures Natron 1, Verlust 2,25. 32) Im *Bitterspath* ebendaher: kohlenfaure Kalkerde 68, kohlenfaure Talkerde 25,50, kohlenfaures Eisen 1, Wasser 2, beigemischter Thon 2, Verlust 1,50. 33) Die *Grünerde* vom Monte Baldo im Veronesischen: Kiefelerde 53, Eisenoxyd 28; Kalkerde 2, Kali 10, Wasser 6, Verlust 1; diejenige aus Cypern: Kiefelerde 50,50, Eisenoxyd 20,50, Talkerde 1,50, Kali 18, Wasser 8, Verlust 0,50; die aus Neu-Ostpreußen: Kiefelerde 51, Alaunerde 12, Talkerde 3,50, Kalkerde 2,50, Eisenoxyd 17, Natron nebst einer Spur Kali 4,50, Wasser 9, Verlust 0,50. Diese letztere Art Grünerde nähert sich, den Bestand-

theilen zufolge, dem Chlorit. 34) Im *Alaunstein* von Tolfa: Kiefelerde 56,50, Alaunerde 19, Schwefelsäure 16,50, Kali 4, Wasser 3, Verlust 1; in demjenigen aus Ungarn: Kiefelerde 62,25, Alaunerde 17,50, Schwefelsäure 12,50, Kali 1, Wasser 5, Verlust 1,75. 35) Im *erdigen Alaunschiefer* von Frieswalde in 1000 Th.: Schwefel 23,50, Kohle 196,50, Alaunerde 160, Kiefelerde 400, schwarzer Eisenoxyd mit einer Spur von Manganes 64, Eisenvitriol 18, Gyps 15, Talkerde 2,50, schwefelsaures Kali 15, salzsaures Kali 5, Wasser 107,50. 36) Im *schweizerischen Jade* (f. magrer Nephrit genannt): Kiefelerde 49, Alaunerde 24, Kalkerde 10,50, Talkerde 3,75, Eisenoxyd 6,50, Natron 5,50, Verlust 0,75. 37) Im *Lazulith* von Krieglach (f. dichter *blauer Feldspath* oder auch *Siderit* genannt): Alaunerde 71, Kiefelerde 14, Talkerde 5, Kalkerde 3, Eisenoxydul 0,75, Kali 0,25, Wasser 5, Verlust 1. 38) Die *Moya* aus Quito (ein merkwürdiges vulkanisches Product) lieferte von 100 Granen, theils als Product theils als Educt: kohlenfaures Gas $2\frac{1}{2}$ K. Z., Hydrogengas $14\frac{1}{2}$ K. Z., Wasser mit Ammonium und etwas brandigem Öl 11 Gran, Kohle $5\frac{1}{2}$, Kiefelerde 46 $\frac{1}{2}$, Alaunerde 11 $\frac{1}{2}$, Kalkerde 6 $\frac{1}{2}$, Eisenoxyd 6 $\frac{1}{2}$, Natron 2 $\frac{1}{2}$. 39) Der *Guano* aus den Inseln der peruanischen Küste, dessen sich die Peruaner seit Jahrhunderten als eines trefflichen Düngungsmittels bedienen, und der vielleicht ein durch Naturrevolutionen zusammengeführter Vogelmist oder ähnlicher thierischer Abgang ist: ammoniische Harnsäure 16, phosphoraurer Kalk 10, kieselaurer Kalk 12,75, Kiefelerde 4, salzsaures Natron 0,50, sandige Beymischung 28, Wasser, verbrennliche thierische Überreste und Verlust 28,75. 40) Der *Klebschiefer* (als Muttergestein des Menilit bey Menil-Montant, ohnweit Paris, ein mächtiges Flötzlager bildend): Kiefelerde 62,50, Talkerde 8, Eisenoxyd 4, Kohle 0,75, Alaunerde 0,50, Kalkerde 0,25, Wasser mit Einschlufs von etwas gasartig (Kohlenäure?) Entwichenem, und einer höchst geringen Spur von Natron — 22, Verlust 2. 41) Der *olivengrüne Granat* aus der Nähe des Winißflusses in Sibirien: Kiefelerde 44, Kalkerde 33,50, Alaunerde 8,50, Eisenoxyd 12, Braunsteinoxyd eine Spur, Verlust 2. 42) Der *grüne Chalcedon* vom Olymp: Kiefelerde 96,75, Eisenoxyd 0,50, Alaunerde 0,25, Wasser 2,50. 43) Die *ächte lemnische Erde*: Kiefelerde 66, Alaunerde 14,50, Eisenoxyd 6, Kalkerde 0,25, Talkerde 0,25, Natron 3,50, Wasser 8,50, Verlust 1. 44) Die *englische Talkerde* von Ryegate in der Grafschaft Surrey: Kiefelerde 53, Alaunerde 10, Eisenoxyd 9,75, Talkerde 1,25, Kalkerde 0,50, Kochsalz 0,20, Wasser 24, Kali eine Spur, Verlust 1,40. Es wäre zu wünschen, daß Hr. K. Gelegenheit erhielt, auch die *sächsische Bergseife*, die in der Nähe von Königstein vorkommt, zu analysiren; der durch seine Mineraliencabinette bekannte M. Götzinger in Neustadt bey Stolpen über Dresden besitzt, so viel Rec. weiß, davon nicht unbedeutende Quantitäten, und hat auch vor mehreren Jahren damit Versuche, zum Walken anstellen lassen, die günstig ausfielen.

45) Die *rothe Walkerde* v. Pangelberg b. Nimptsch in Schleſien: Kieſelerde 48,50, Alaunerde 15,50, Talkerde 1,50, Eiſenoxyd 6,50, Manganoxyd 0,50, Waſſer 25,50, eine Spur Kochſalz, Verluſt 2. 46) Die *ſinopiſche Erde* (*Sinopis Pontica Plinii*) — geſammelt in Natolien —: Kieſelerde 32, Alaunerde 26,50, Eiſenoxyd 21, Kochſalz 1,50, Waſſer u. ſ. w. 17, Verluſt 2. 47) Der *Tinkal*: Boraxſäure 37, Natron 14,50, Kryſtallwaſſer 47, Verluſt 1,50. 48) Im *Datolith* (zunächſt dem Boracit verwandt) von Arendal in Norwegen, eine eigenthümliche Gebirgsart darſtellend: Kieſelerde 36,50, Kalkerde 35,50, Boraxſäure 24, Waſſer 4, nebst einer geringen Spur von Eiſen und Manganoxyd. 49) Der Fluſſpath von Gersdorf in Sachſen: Kalkerde 67,75, Fluſſſäure 32,25, Eiſenoxyd eine Spur. 50) Die *phosphoreſcirende Erde* (erdiger Fluß) aus der Marmaroſch: Phosphorſäure 32,25, Fluſſſäure 2,50 (gehört mithin zu den Apatiten), Kalkerde 47, Kieſelerde 0,50, Eiſenoxyd 0,75, Waſſer 1, beygemengter Quarz und lettige Bergart 11,50, Verluſt 4,50. 51) In einem neuen

brennlichen (elastiſch hornartigen) *Foſſile* aus Oßpreußen: als Deſtillationsproduct kohlenſaures Gas 130 K. Z., Kohlenwaſſerſtoffgas 320 K. Z., empyreum. Ol 90 Gran, kohlenſaures Ammonium 2 1/2 Gran, Waſſer 385 1/2 Gran; als Beſtandtheile des Rückſtandes: Kohle 228 Gran, Kieſelerde 45 1/2, Eiſenoxyd 14 1/2, Alaunerde 6, phosphorſaurer Kalk 14, ſchwefelſaurer Kalk 3 — in tauſend Theilen des Foſſils. Die Elastiſcität deſſelben ſchreibt Hr. K. wohl mit Recht der aufgelöſten gequollenen Kieſelerde zu. 52) Das *riepoldſauer Mineralwaſſer*: in 128 Unzen trockenes ſchwefelſaures Natron 93 Gran, trockenes ſalzſaures Natron 5 Gran, trockenes kohlenſaures Natron 2 Gran, kohlenſaurer Kalk 81 Gran, kohlenſaurer Talk 2 Gran, Eiſenoxyd 2 Gran, Kieſelerde 3 Gran, Kohlenſäure 330 K. Z. (Gegenwärtig wird aus dieſem Mineralwaſſer durch Verſieden, nachdem es zuvor durch zwey Gradirhäuſer concentrirt, Glauberſalz im Großen gewonnen.)

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Die Runkelrübenzuckerfabrication.* In ökonomiſch - ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht praktiſch dargeſtellt von Freyherrn von Koppy. 1810. 94 S. gr. 8. (3 Gr.)

Die in dieſer Schrift angeführten, ſehr im Großen betriebenen praktiſchen Erfahrungen und Überzeugungen von dem hohen Werthe und der nicht zu berechnenden Nutzbarkeit der inländiſchen Zuckerfabrication für das Allgemeine ſowohl als für die einzelnen Individuen des Staats, berechtigen in der That, ſie dem Publicum vorzulegen. Dadurch, daß Hr. v. K. ſich gemeinſchaftlich mit Herrn von Achard, deſſen treffliche Unternehmungen bekanntermaßen durch eine Feuersbrunſt unterbrochen ſind, und mit deſſen Factor Hn. Buſſe beſprochen hat, iſt es Hn. v. K. gelungen, die zweckmäßigſten Mittel u. ſ. w. aufzufinden, von deren Anwendung und Berücksichtigung die Verarbeitung und Benutzung der Rüben allein im Großen vortheilhaft möglich ſey, und dadurch iſt dem Ökonomen und Fabricanten gewiß ein ſehr großer Dienſt erwieſen worden. Die Schrift enthält 1) eine kurzgefaßte Geſchichte der krayner Zuckerfabrik in Betreff ihrer Entſtehung und ihrer Schickſale. 2) Die weſentlichſten Vortheile bey Ausübung der Fabricationsgeſchäfte. 3) Die Fabricationskoſten incluſive des Einkaufs der Rüben, ſo wie den Ertrag an Fabricaten, welche bey gehöriger Behandlung in mehrjährigem Durchſchnitt, wofern nicht außerordentliche Unglücksfälle eintreten, mit Gewiſſheit zu erwarten ſind. 4) Die ſehr bedeutenden Erſparniſſe in Betreff des Koſtenaufwandes bey künftiger Errichtung eines ſolchen Etablissements in Beziehung auf die Koſten, welche die genaunte Fabrik durch ihren Erbau verurſacht hat. 5) Über den Anbau der Runkelrüben und deſſen vortheilhafteſte Behandlung, deſſelgeichen über dieſo wichtigen Vortheile eines jeden Ackerbeſizers bey dem Anbau dieſer Rüben, ſowohl in wirthſchaftlicher Rückſicht, als auch beſonders dadurch, wenn er, bey ausgebreiteter Zuckerfabrication, auf den ſicheren Abſatz an die Fabriken mit Gewiſſheit rechnen kann. 6) Von den bedeutenden Vortheilen, welche ſich ein Fabrikinhaber ſowohl von den Blättern der Runkelrüben, als auch von den Triebern aus der Brennerey, bey gehöriger Anwendung, mit Gewiſſheit verſchaffen kann. 7) Grundſätze zum vortheilhaften Betriebe dieſer Fabrication mit Hinſicht auf das gemeine Wohl. 8) Über den mäßigen Feuerungsbedarf zum Betriebe eines ſolchen Etablissements in Rückſicht der etwanigen Bedenklichkeit, daß eine allgemeine Fabrication dieſer Art ſehr leicht einen Mangel an Feuerungsmaterial, oder wenigſtens erhöhte Preiſe deſſelben bewirken könne. 9) Von dem vortheilhaften Einfluße, welchen dieſe Fabrication in ſo manichfaltiger Rückſicht für dieſenigen Güter hat, wo eine Fabrik etablirt iſt. 10) Über den wohlthätigen Einfluß, den

dieſe Fabrication, allgemein verbreitet, in Betreff vermehrter Induſtrie, zur Folge haben würde. 11) Über den Einfluß dieſer Fabrication ſowohl in Bezug auf das allgemeine Wohl, als ſelbſt in Betreff der Staatswirthſchaft. 12) Über die heſſenſamen Wirkungen dieſer Fabrication in Mißwachs Jahren, wo ſie allgemein verbreitet, einer allzu drückenden Theuerung vorbeugen könnte. 13) Nachträgliche Bemerkungen, verbunden mit gutgemeinten Aufmerkungen und Vorſchlägen zur baldigen Verbreitung dieſer Fabrication.

A. J. **VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Baſel b. Flick: *Geiſter und Geſpenſter in einer Reihe, von Erzählungen dargeſtellt.* Ein nothwendiger Beytrag zu des Hofraths Jung, genannt Schilling, Theorie der Geiſterkunde. Zweyte wohlfeilere Ausgabe. 1810. Zwey Bände von 265 und 250 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der VI. glaubt von dieſen Erzählungen, daß ſie das beſte Mittel wären, dem Geſpenſteraberglauben entgegen zu wirken. Die Wirkſamkeit ſolcher Erzählungen hängt aber nicht bloß von ihrem Inhalte, ſondern auch zugleich mit von der Form des Vortrags, und der Art der Einleitung ab. Je räthſelhafter man die Thatſachen zu ſtellen verſucht, ohne dabey der Wahrheit ſo nahe zu treten: deſto begieriger wird man auf die Auſlösung, und in dem Überaſſenden deſſelben liegt ein beſonderer Antrieb zum allgemeinen Zweifel an der Wahrheit der Geſpenſtergeſchichten. Und weiter, als biſſig Begründung eines ſolchen Scepticismus, kann die Wirkung von Geſpenſtergeſchichten nicht wohl gehen. Die meiſten der hier dargeſtellten Erzählungen ſind aus Hn. Wagners bekannter ſechstheiliger Sammlung von Geſpenſtergeſchichten entnommen; das Übrige ſind Geſpenſtergeſchichten aus des Vh. eigener Erfahrung, und bekanntgewordene Aufklärungen einiger vom Geh. Hofr. Jung erzählten Geſpenſter- oder Geiſter-Erſcheinungen, welche er als Beweis ſeines Glaubens angeſtellt hat. Daß einige der mitgetheilten Erzählungen obas weitere Autorität daſtehen, thut ihrer Glaubwürdigkeit Abbruch; wenigſtens bey denen, die ſich ungern von der Nichtigkeit ihres Glaubens überzeugen. Die Veranlaſſungen zu Geſpenſtererſcheinungen, die der VI. in der Vorrede auſſtellt ſind die gewöhnlichen: er findet ſie entweder in den Wirkungen der Furcht und einer aufgeregten und erregten Erbildungskraft, oder in einer beſonderen Lebhaftigkeit der Träume und einem von Krankheit ſtark gereizten Körper. oder auch in dem Betrug Anderer, um gewiſſe Abſichten zu erreichen, gewiſſe Handlungen zu verbergen u. ſ. w. Über die Erlichkeit des Geſpenſteraberglaubens im Großen wie im Kleinen, über die größere und geringere Geſundheit zu demſelben in gewiſſen Ständen, Lebensaltern u. ſ. w., was ſo ſehr ſeinem Orte gewieſen wäre, iſt nichts geſagt. Der wohlfeile Preiſ des Buchs wird nicht wenig beytragen, die Leſer deſſelben zu vermehren, und alſo es geſehen zu werden verdient.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 J U N I U S , 1 8 1 1 .

C H E M I E .

POSEN, b. Decker u. Comp. — BERLIN, b. Rottmann: *Beyträge zur chemischen Kenntniss der Mineralkörper*, von Mart. Heur. Klaproth u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

V Band. 1) *Tantalit* (*Tantale oxyd ferro-manganésifere* nach Haüy). - Bekanntlich entdeckte Ekeberg (vgl. Scherers allg. Journ. d. Chem. B. IX. S. 597 f., überf. aus den kongl. Vetenskaps Academiens nyo Handlingar, Tom. XXIII. sér. 1802. Quart. I. S. 68 f.) in diesem, früher bald für Wolfram, bald für Zinnstein gehaltenen Fossile das *Tantalum*, welches er frey von Eisen und Mangan, als ein auch in der Glühhitze weisbleibendes, in keiner Säure, wohl aber in fixen Alkalien auflösliches Pulver darstellte. Hn. K's. Untersuchung gemäß, ist diese Substanz eine (metallartige) Erde, und 100 Theile enthalten 88 Tantalerde, 10 oxydulirtes Eisen und 2 Mangan. Rec. wird es nach Davys Entdeckungen immer wahrscheinlicher, daß sämtliche metallartige Erden (wobin, außer der Ytter- und Zirkon-Erde, auch noch die Beryll- und Thon-Erde gezählt werden müssen) höchst innige Verbindungen, von ehemals metallisirter Kiesel- und Metallerde, z. B. Mangan, Titan u. f. w. sind. Ja vielleicht unterscheiden sich verschiedene der in neueren Zeiten entdeckten Metalle, z. B. das Scheel, von jenen Erden nur durch eine geringe Abänderung des Gehalts an Kiesel- und Metallerde, die etwa durch Wasserstoff im metallisirten Zustande inniger mit dem Grundmetalle vereinigt ist, als in wasserstoffleeren Erden. 2) *Kyanith* (*Disthène* n. H.). Hundert Theile des blauen, perihexaëdrisch - krystallisirten Kyaniths von Airola am St. Gotthard (mit Staurolith in einem silberweißen Glimmer brechend) gaben: Alaunerde 55,50, Kiesel- 43, Eisenoxyd 0,50, Kali eine Spur. Diesem Resultate nähert sich am meisten das der laugischen Analyse. 3) *Glasiger Feldspath* (*Sanidin* nach Nose) vom Drachenfels (des am dieselben Ufer des Niederrheins gelegenen Siebengebirges). Hundert Theile des graulichweißen krystallisirten Sanidins gaben: Kiesel- 68, Alaunerde 15, Eisenoxyd 0,50, Kali 14,50 und Verlust 2. 4) *Agalmatolith* von Nagyag (in Siebenbürgen). Im Hundert dieses apfelgrünen, mit dem chinesischen Bildsteine übereinkommenden Fossils sind enthalten: Kiesel- 55, Alaunerde 33, Eisenoxyd 0,50, Kali 7, Wasser 3 (Verlust 1,50). Keine Spur von Chrom? Zur näheren Bestätigung der Übereinstimmung dieses nagyager Fossils J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

mit dem chinesischen Agalmatolith, unterwarf der Vf. 100 Theile des letztgedachten Fossils (vgl. Beytr. II B. 184) einer nochmaligen Analyse, und erhielt Kiesel- 54,50, Alaunerde 34, Eisenoxyd 0,75, Kali 6,25, Wasser 4 (Verlust 0,50). 5) *Cornwallischer Seifenstein* (vergl. die frühere Analyse des Seifensteins vom Cap Lizard in Cornwall, Beytr. II, 180): Kiesel- 45, Bittererde 24,75, Alaunerde 9,25, Eisenoxyd 1, Kali 0,75, Wasser 18 (Verlust 1,25). 6) *Axinit* (*Thunerstein* nach Werner) aus Dauphiné. Diese Untersuchung berichtigt die früheren Analysen des Vfs. (vgl. Magazin für die Naturkunde Helvetiens, herausgeg. von Höpfner. 1787. I, 130 und diese Beytr. II, 118) und *Vauquelins* (Journ. des Mines No. XXIII. p. 6). 100 Theile gaben: Kiesel- 50,50, Kalk- 17, Alaunerde 16, Eisenoxyd 9,50, Mangan- 5,25, Kali 0,25 (Verlust 1,50). 7) *Grauer Halbopal* aus (Neu-)Wieslitz in Mähren. Diese Varietät des Halbopals ist: graulichschwarz, an der Oberfläche licht leberbraun, inwendig hingegen mausgrau (bandartig) gestreift; glänzend, ins wenig Glänzende, von einigem Fettglanz; von flachmuschlichem Bruche; scharfkantigen Bruchstücken; höchst wenig an den Kanten durchscheinend; nicht sonderlich schwer, in geringem Grade, nämlich = 2,020, und enthält in 100 theils als Educt, theils als Product: Kiesel- 85, Alaunerde 3, Eisenoxyd 1,75, Kohle 1, Wasser, etwas ammonisch, 8, bituminöses Öl 0,33 (Verlust 0,92). 8) (*Derber*) *Bronzit* aus (dem Serpentinlager bey Kraubach in) Obersteyermark. Dieses erst neuerlich bekannt gewordene Fossil wird von Haüy, wiewohl mit Unrecht, der Gattung *Diallage* untergeordnet; der verewigte Karsien erhob es unter dem einstweiligen Namen *Bronzit* zur eigenen Gattung (vgl. Journ. f. Phys., Chem. und Mineralog. IV, 151), und Hn. K's. Analyse beweist, daß es sich wesentlich von dem *Schillersteine* unterscheidet, wohin man es zu zählen sich berechtigt halten dürfte. 100 Theile gaben: Kiesel- 60, Bittererde 27,50, Eisenoxyd 10,50, Wasser 0,50, mit einer höchst geringen Spur von Kali (Verlust 1,50). 9) *Hyperstien* nach H. (labradorische Hornblende). Voran geht folgende, von dem verewigten Karsien entworfene, genaue Charakteristik: Farbe: Kastanienbraun, bis ins bräunlich Schwarze. Inwendig mit prächtigem Schiller, der durch Schleifung sehr gehoben wird, und zwischen Kupferroth, Tombakbraun, auch Goldgelb, inne steht. Äußere Gestalt: Zur Zeit unbekannt, da das Fossil nur in Bruchstücken vorkommt. Glanz: Glänzend, und zwar halbmetallisch. Bruch: Deutlich blättrig, von zwiefä-

E e e e

chem Durchgange, unter Winkeln von 80 und 100 Graden. Bruchstücke: Etwas geschoben, rautenförmig. Die abgefonderten Stücke sind schaalig; es ist undurchsichtig, der Strich grünlich weiß, im geringen Grade hart, nicht sonderlich schwer; nach Hn. K. beträgt sein eigenth. Gew. = 3,390. Vor dem Löthrohr ist es nicht schmelzbar, der Halbmatalglanz geht aber ins Schwärzliche über. 100 Theile enthalten: Kieseelerde 54,25, Bittererde 14, Alaunerde 2,25, Kalkerde 1,50, Eisenoxyd 24,50, Wasser 1, Manganoxyd eine Spur (Verlust ungefähr 2,50). Vielleicht entschließt sich der berühmte Vf., jenes der labrad. Hornblende verwandte Fossil, welches in Graubünden im Gemenge mit dichtem Feldspathe vorkommt, und im Anhang zu Leonhards Tabellen S. V. No. 47 beschrieben ist, einer ähnlichen Analyse zu unterwerfen. 10) *Mürber Zoisit* vom Radelgraben in Kärthen (vgl. Mag. d. berl. Gesellsch. nat. Fr. 2 Jahrg. 3 Quart. 1808. S. 187). Nach *Karstens* vorangehender Beschreibung folgt die Analyse, der zufolge in 100 Theilen enthalten sind: Kieseelerde 44, Alaunerde 32, Kalkerde 20, Eisenoxyd 2,50, Manganoxyd eine Spur (Verlust ungefähr 1,50). 11) *Natrolith* aus Högau in Oberschwaben (vgl. a. a. O. IV B. 1813. S. 243—248). Dieses von *Selb* (ebendaf. S. 395) unter der Benennung *Höganit* beschriebene Fossil enthält im Hundert: Kieseelerde 48, Alaunerde 24,25, Eisenoxyd 1,75, Natrum 16,50, Wasser 9 (Verlust 0,50). Obige, von Hn. K. vorgeschlagene Benennung *Natrolith* dürfte demnach wohl allgemein beyfällig aufgenommen werden. 12) *Pycnit* von Altenberg (weißser Stangenschörl, schörlartiger Beryll, richtiger schörlartiger Topas — nach *Bernhardi* — *Topazo septi-hexagonale* und *T. cylindroide*, nach *Hauy*). Hr. K. bemerkte bereits im I B. dieser Beytr. S. 10. No. 14, daß dieses Fossil im Porzellanofen 0,25 verliere, während der Beryll nur 0,01 Verlust erleidet. *Bucholz* spätere Untersuchung zeigte, daß dieser bedeutende Verlust von der verflüchtigten Flusssäure herrühre (N. allg. Journ. d. Chem. II, 15), die er bey der Zerlegung als Mitbestandtheil entdeckte. Nach Hn. K.'s Untersuchung ist indeß das von *B.* angenommene Verhältniß der Flusssäure und des Wassers zu groß, hingegen stimmt *Vauquelins* Angabe (*Journ. de Phys.* T. 62. p. 274) mit dem von Hn. K. erhaltenen Resultate fast überein. Hr. K. fand nämlich in 100 Theilen: Kieseelerde 43, Alaunerde 49,50, Eisenoxyd 1, Flusssäure 4, Wasser 1, Verlust 1,50; wodurch die nahe Verwandtschaft des Pycnits mit Topas bestätigt ist. 13) *Silberweißer blättriger Talk* (vom St. Gotthard), *gemeiner Glimmer* (von Zinnwalde), *großblättriger Glimmer* (aus Sibirien), und *schwarzer Glimmer* (aus Sibirien). Der *erste* gab: Kieseelerde 62, Bittererde 30,50, Eisenoxyd 2,50, Kali 2,75, durchs Glühen entstandener Gewichtsverlust 0,50 (Verlust 1,75). Der *zweite*: Kieseelerde 47, Alaunerde 20, Eisenoxyd 15,50, Manganoxyd 1,75, Kali 14,50 (Verlust 1,25). Das *dritte*: Kieseelerde 43, Alaunerde 34,25, Eisenoxyd 4,50, Bittererde, etwas manganhaltig, 0,50, -Kali 8,75, Verlust durchs Glühen 1,25

(Verlust 2,75). Das *letzte*: Kieseelerde 42,50, Alaunerde 11,50, Bittererde 9, Eisenoxyd 22, Manganoxyd 2, Kali 10, Verlust durchs Glühen 1 (Verlust 2). Reiner Talk ist also frey von Alaunerde; wahrer gemeiner Glimmer frey von Bittererde; schwarzer Glimmer enthält hingegen gleiche Theile Alaunerde und Bittererde, nebst vielem Eisen; und sämtliche Glimmerarten charakterisiren sich endlich noch durch ihren großen Gehalt an Kali. 14) *Staurolith* vom St. Gotthard. Der, vorher von *Karsten* beschriebene, *schwarze Staurolith* enthält im Hundert: Kieseelerde 37,50, Alaunerde 41, Eisenoxyd 18,25, Bittererde 0,50, Manganoxyd 0,50 (Verlust 2,25). Der *rothe*, ebenfalls vorher von *Karsten* beschriebene: Kieseelerde 27, Alaunerde 52,25, Eisenoxyd 18,50, Manganoxyd 0,25 (Verlust 2). 15) *Rubellit* vom Berge Hradisko bey Roschna in Mähren; vgl. *Esfners Mineralog.* II B. 1 Abth. 216. 217, und *Karstens Mineral. Tab.* 1808. 46. 92 (57,6). 100 Theile dieses dem *Siberit* von *Hauy* unterzuordnenden Fossils enthalten: Kieseelerde 43,50, Alaunerde 42,25, Manganoxyd 1,50, Kalkerde 0,10, Natrum 9, Wasser 1,25 (Verlust 2,40). 16) *Blauer Kalkstein* vom Vesuv (vgl. Magazin der Gesellsch. naturf. Fr. I Jahrg. 1817. 251). Voran geht *Karstens* musterhafte Charakteristik. 100 Theile gaben: Kalkerde 58, Kohlensäure 28,50, (etwas ammonisches) Wasser 1, Bittererde 0,50, Eisenoxyd 0,25, Kohle 0,25, Kieseelerde 1,25 (Verlust 0,25). Merkwürdig ist der geringe Gehalt an Kohlensäure. Sollte hier das Wasser zum Theil nicht als wesentlicher Mitbestandtheil eines kohlehaltigen (eigentlichen) Wassereisens existiren? und sollte überhaupt nicht in den *blauen* Eisenoxyden ein ähnliches Verhältniß zum Wasser gegeben seyn, wie in *Prousts* Wasserkupfer? 17) *Magnesit* aus (dem Serpentin der Gulsen, bey Kraubat in) Obersteyermark: Bittererde 48, Kohlensäure 49, Wasser 3. Mit diesem Magnesit scheint die *reine Talkerde* von Boudissero in Piemont, die dem Vf. zur Zeit obiger Analyse noch nicht bekannt seyn konnte, vollkommen übereinzustimmen. 18) *Gurofan* aus (dem Serpentinlager zwischen Gurhof und Aggsbach im Stifte Göttweih in) Unter-Oesterreich; vgl. Mag. der Ges. nat. Fr. in *III* Jahrg. S. 237 u. f.: Kohlensäure Kalkerde 70,50 und kohlenlaure Bittererde 29,50. 19) *Strahliger Wawelit* von Barnstapel und von Hualgayoc (in Südamerika). Vgl. a. a. O. II Jahrg. S. 3. Der *erste* besteht im 100 aus Alaunerde 71,50, Eisenoxyd 0,50 und Wasser 28; der *letzte* aus Alaunerde 68, Kieseelerde 4,50, Eisenoxyd 1, Wasser 26,50. Eine dritte Varietät des Wawelits kommt in den Zinngruben bey Saint-Austle in Cornwall vor, die von den obigen nur durch einen größeren Kieseerdegelhalt abweicht, indem sie davon, nach *William Gregors* Untersuchung, über 10 Procent enthalten soll. 20) *Kiesel-Guhr* aus Isle de Frante (a. a. O. III Jahrg. 44): 72 Kieseelerde, 2,50 Alaunerde, 2,50 Eisenoxyd und 21 Theile Wasser. Eine ähnliche Substanz quillt nach Hn. K.'s Bemerkung auf den benachbarten Wiesen des Franzens-Brunnen bey Eger gleich einer gährenden Masse hervor. 21) *Ein grünes jand-*

Feinartiges Fossil aus dem Speßart. Der verewigte *Karsten* charakterisirt dieses in den Klüften eines Hornsteins bey Alschaffenburg vorkommende Fossil folgendermaßen: Es ist zeisiggrün, zum Theil röthlich gesprenkelt, besteht aus lauter feinen wenig zusammengebackenen Quarzkörnern, die von der Umhüllung des Eisenoxyds ganz matt, mürbe und undurchsichtig sind. Es ist nicht sonderlich schwer, sein eigenthümliches Gewicht ist = 2,500. Feingerieben erscheint das Pulver schwefelgelb; durchs Glühen geht die grüne Farbe in Braun über, und es erleidet dabey 5 Procent Verlust. Die nachfolgende Analyse, der zufolge 100 Theile enthalten: Kieseelerde 85, 25, Alaunerde 1, Eisenoxyd 7, Wasser 5 (Verlust 1,75), bestätigte die Vermuthung, daß dieses Fossil vielleicht eine grobkörnige Varietät des sandigen Thallits oder der Skorza seyn möchte. 22) *Hepatit* von Andraurn (in Schonen). Nierenweise im Alaunschiefer einbrechend, erscheint dieses Fossil nach *Karsten*: graulich-schwarz in plattgedrückt-kuglicher Gestalt, äußerlich fettig-schimmernd, inwendig starkglänzend von Glasglanz, krummblättrig, unbestimmt eckig pringend, grob und feinkörnig abgefondert, hieächst im Ganzen etwas schaalig, im Striche graulich weiß, weich und etwas milde. An Metallen gerieben, entwickelt es einen schwachen Schwefelwasserstoff-Geruch. Hin und wieder enthält es fein eingeprengten Schwefelkies. Sein eigenth. Gew. ist = 1,20. *Bergmann*, der es früher (*Sciagraphia regni mineralis*. §. 90) untersucht, wollte unter anderen 33 Procent Kieseelerde als Mitbestandtheil gefunden haben; Hr. K., an der Gegenwart der Kieseelerde in diesem Fossile mit Recht zweifelnd, fand im Hundert: Schwefelsaure Baryterde 85, 25, schwefelsaure Kalkerde 6, oxydulirtes Eisen 5, Alaunerde 1, Kohle 0, 50, Verlust, mit Einschluss der Feuchtigkeit und des Schwefels, 2, 25. Dieses so sehr abweichende Resultat macht es nöthig, den *Hepatit* als eigene Gattung im Systeme zu streichen, und ihn dem blättrigen Baryt als Varietät unterzuordnen. 23) *Botryolith* von der Kjenlie-Grube bey Arendal in Norwegen, vgl. *Karstens* miner. Tabellen 1808. S. 94 (76) b. Sein eigenth. Gewicht ist nach Hn. K. bey 22° R. = 2,885. Auf der Kohle vor dem Löthrohr schmilzt es nach einigem Aufwallen zur runden Glasperle. Im Platiniessel mäßig geglüht, verliert es 6½ Procent. 100 Theile enthalten: Kieseelerde 36, Kalkerde 39, 50, Boraxsäure 13, 50, Eisenoxyd 1, Wasser 6, 50 (Verlust 3, 50). 24) *Zirkon* aus den nördlichen Circars. Hr. K. erhielt dieses Fossil aus Ostindien unter obiger Benennung; vgl. Journ. f. d. Chem., Phys. und Miner. V, 386. 100 Theile bestehen aus Zirkonerde 51, 50, Kohlen säure (!) 7, Wasser 41, 50. 25) *Rother Granat* (schaaliger Pyrops) aus Grönland. 100 Theile enthalten, der wiederholten Analyse des Vfs. gemäß: Kieseelerde 43, Alaunerde 15, 50, Bittererde 8, 50, Kalkerde 1, 75, Eisenoxyd 29, 50, Manganoxyd 0, 50 (Verlust 1, 25). *Trommsdorff* und *Gruner* wollten 0—11 Procent Zirkonerde bey ihren analytischen Versuchen mit diesem Fossile gefunden, und Letzte-

rer auch bemerkt haben, daß sich durch Digestion des gepulverten Fossils mit Säuren 4½ Procent Kieseelerde auflöse; beide Bemerkungen werden durch obige Untersuchung widerlegt. 26) *Kaneelstein* aus Ceylan, a. a. O. IV, 368. Eine ähnliche Bewandniß, wie mit der vorhergehenden Analyse, hat es auch mit dieser. Hr. K., die Richtigkeit der Behauptung eines Schülers von *Lampadius* bezweifelnd, zufolge welcher die Zirkonerde einen Mitbestandtheil des Kaneelsteins bilden soll, unterwarf obiges, von *Karsten* genau bestimmtes, und mit dem unter *Lampadius* Aufsicht zerlegten Fossile vollkommen übereinstimmendes Fossil einer Zerlegung, deren Resultate so außerordentlich von denen der gen. Analyse abweichen, daß man die Vermuthung nicht unterdrücken kann, *Lampadius* Schüler habe mit unreinen Reagentien höchst flüchtig gearbeitet. Nach Hn. K. enthalten 100 Theile: Kieseelerde 33, 80, Kalkerde 31, 25, Alaunerde 21, 20, Eisenoxyd 6, 50 (Verlust 2, 25). Über *Lampadius* Analyse vergl. man a. a. O. II B. 51. 27) *Gemeiner Schörl* (schwarzer Stangenschörl) von Eibenstock und aus dem Speßart. Im Hundert des ersteren sind enthalten: Kieseelerde 36, 75, Alaunerde 34, 50, Bittererde 0, 25, Eisenoxydul 21, Kali 6, Manganoxyd eine Spur (Verlust 1, 50); im letzteren: Kieseelerde 36, 50, Alaunerde 31, Bittererde 1, 25, Eisenoxydul 23, 50, Kali 5, 50, Manganoxyd eine Spur (Verlust 2, 25). 28) *Hornblende*. A) *Gemeine Hornblende* von Nora in Westmanland; eine dunkel-grünlich-schwarze Varietät, aus Bruchstücken einer reinen derben, sehr ausgezeichnet blättrigen Masse bestehend, deren beide leicht bemerkbare Hauptdurchgänge sich schiefwinklich schneiden, und deren dritter, etwas versteckter Durchgang sich in Form einer Streifung jener Hauptflächen zu erkennen giebt. 100 Theile dieser mehr dickflänglich als grobkörnig abgefonderten, in ziemlich hohem Grade halbbarten, einen licht-grünlich-grauen Strich gebenden, durchs Glühen ¾ Procent verlierenden, vor dem Löthrohr zur schwarzen platten, glänzenden Perle schmelzenden Varietät (deren eigenth. Gew. = 3, 243 ist) enthalten: Kieseelerde 42, Alaunerde 12, Kalkerde 11, Bittererde 2, 25, Eisenoxydul 30, eisenhaltiges Mangan 0, 25, Wasser 0, 75, Kali eine Spur (Verlust 1, 75). B) *Basaltische Hornblende* aus dem Fuldtschen. 100 Theile dieser sammt-schwarzen säulenförmig krystallisirten, in kleinen losen, mit etwas vertiefter Oberfläche versehenen Krystallen erscheinenden Varietät (deren eigenth. Gew. = 3, 158 ist, die durchs Glühen ½ Proc. verlor, und vor dem Löthrohr zur schwarzen, fast runden, etwas porösen Perle floß) enthalten: Kieseelerde 47, Alaunerde 26, Kalkerde 8, Bittererde 2, Eisenoxydul 15, Wasser 0, 50 (Verlust 1, 50). 29) *Gemeiner Augit* aus dem Röhngebirge; vgl. Mag. d. Gesells. nat. Fr. in B. II Jahrg. S. 6. A) *Schwarzer gemeiner Augit*, derselbe, den v. *Schlottheim* im Mag. f. d. gesammte Mineralogie etc., herausgegeben von K. E. A. v. Hoff I B. 2 H. Leipz. 1801. S. 152 f. beschrieben hat. Dieses Fossil, welches durch bloßes Reiben in hohem Grade elektrisch wird, besteht aus: Kieseelerde 52, Kalk-

erde 14, Bittererde 12,75, Alaunerde 5,75, Eisenoxyd 12,25, Manganoxyd 0,25, Wasser 0,25, Kali eine Spur (Verlust 2,75). B) *Grüner gemeiner Augit*, der sich von der vorigen Varietät durch seine vom Seldongrün durch Berggrün und Olivengrün in Schwärzlichgrün und Braun übergehende Farbe, durch seinen inneren Schiller und durch seine größere Durchscheinbarkeit unterscheidet, enthält im Hundert: Kiesel-erde 55, Bittererde 13,75, Kalkerde 12,50, Alaunerde 5,50, Eisenoxyd 11, Manganoxyd eine Spur, Wasser 1 (Verlust 1,25). 30) *Schwarzer krySTALLISIRTER Augit* von Frascati (*Pyroxène bisunitaire* und *P. triunitaire* nach *Haüy*, sonst auch schwarzer vulkanischer Schörl genannt). 100 Theile enthalten: Kiesel-erde 48, Kalkerde 24, Bittererde 8,75, Alaunerde 5, Eisenoxyd 12, Manganoxyd 1, Kali eine Spur (Verlust ungefähr 1,25). 31) *Melanit* von Frascati und Albano. Dieses in losen KrySTALLen vorkommende Fossil ward unter dem Namen schwarzer Granat gesammelt, hat ein eigenthüml. Gew. = 3,730, erleidet im Tiegel durch Glühen eine merkliche Veränderung, rundet sich aber vor dem Löthrohr zur Kugelgestalt, und ist bereits früher von *Karsten* beschrieben worden (vgl. *Emmerlings* Lehrb. d. Miner. 2te Aufl. I Th. 1 B. Gießen 1799. S. 355). Die Annäherung der chemischen Verhältnisse, des eigenth. Gew. und der Kerngestalt des Melanits zu dem Granat bewogen späterhin *Karsten*, ersteren dem letzteren unterzuordnen, und unter der Benennung *schlackiger Granat* im Systeme aufzuführen; vgl. dessen miner. Tab. 2 Aufl. S. 89 (21). 100 Theile bestehen aus: Kiesel-erde 35,50, Kalkerde 32,50, Alaunerde 6, schwarzem Eisenoxydul 24,25, Manganoxyd 0,40 (Verlust 1,35). Hr. K. bemerkt beyrn Schlusse dieser Analyse, daß einige franzöf. Autoren seine Analyse des *Pyrops* (böhm. Granats) irrig als Analyse des Melanits aufgeführt hätten, und fügt zugleich als Nachtrag jener Analyse hinzu, daß der *Pyrop* ungefähr 2 Proc. Chromsäure enthalte. 32) *Gadolinit* von Bornholm (?). Vgl. damit die frühere Analyse des Gadolinit von Ytterby; Beyträge III. S. 52. Im Hundert sind enthalten: Yttererde 60, Kiesel-erde 22, oxydulirtes Eisen 16,50, Wasser 0,50, Manganoxyd eine Spur (Verlust ungefähr 1). 33) *Elaeolith* (Ölstein, Fettstein, nach *Werner*) von Friedrichswarn in Norwegen; vgl. Mag. der Gesells. naturf. Fr. III Jahrg. S. 43. 100 Theile bestehen aus: Kiesel-erde 46,50, Alaunerde 30,25, Kalkerde 0,75, Eisenoxyd 1, Kali 18, Wasser 2 (Verlust 1,50). *Vauquelin* will den alkalischen Salzgehalt dieses Fossils als ein Gemisch von Kali und Natron gefunden haben; *Tableau comparatif des resultats de la cristallographie et de l'analyse chimique*, par M. *Haüy*. Paris 1809. p. 228. 34) *Derber Apatit* von (Alo bey) Utö. Er findet sich in Gestalt einer länglichen Niere, in einem, der Formation des Glimmerschiefers angehörigen, graulich-

weißem Quarze eingewachsen; erscheint mit lichtgrünlich-grauer, in Olivengrün sich neigender Farbe; ist derb; fettig; schimmernd; aus dem Kleinmuscheligen ins Splitterige übergehend; nur in sehr dünnen Splitteln durchscheinend; undeutlich schaalig abgefondert; sein eigenth. Gew. ist = 3,200. Durchs Glühen verliert er, ohne sonstige merkliche Veränderung, $\frac{1}{2}$ Procent. Im Hundert sind enthalten: phosphoraurer Kalk 92, kohlenaurer Kalk 6, Kiesel-erde 1, Verlust durchs Glühen 0,50, Manganoxyd eine Spur (Verlust ungefähr 0,50). 35) *Brandschiefer* von Wolgda in Rußland. Zweyhundert Gran desselben gaben theils als Producte (der trocknen Destillation), theils als Educte: Kohlenwasserstoffgas 80 Kubikzoll, brandiges Öl 30 Gran, dickes pechartiges Öl 5 Gr., ammonisches Wasser 4 Gr., Kohle 20 Gran, Kiesel-erde 87 $\frac{1}{2}$ Gr., Alaunerde 6 $\frac{1}{2}$ Gr., Kalkerde 10 $\frac{1}{2}$ Gr., Bittererde 1 Gr., Eisenoxyd 3 Gr. Die Farbe dieses Brandschiefers ist bräunlichschwarz; der Hauptbruch dickschiefbrig; der Querbruch erdig und matt; der Strich braun. Übrigens ist er halbhart, brennt auf der Kohle mit gelber, vielen Ruß absetzender Flamme, und hinterläßt dabey einen graulich-weißen und mürben Rückstand. 36) *Chemische Untersuchung des Wassers vom todtten Meere*; vgl. Mag. der Ges. nat. Fr. III Jahrg. S. 139. 100 Theile dieses von dem Abbé *Mariti* (aus dem durch seinen großen Salzgehalt Pflanzen und Thiere tödtenden Asphaltsee in Judäa) geschöpften Wassers enthalten: salzsaure Bittererde 24,20, salzsaure Kalkerde 10,60, salzsaures Natron 7,80, Wasser 57,40. Diefem Resultate näherten sich die von *Macquer*, *Lavoisier* und *Sage* angestellten Analysen (*Mém. de l'Acad. des Sciences* vom J. 1778). Hingegen weicht das Resultat des Dr. *Alex. Marcet* (*Philosophif. Transact.* 1807. II), der das von *Gordon* auf einer Reise in den Orient geschöpfte, und an *J. Banks* überbrachte Wasser gemeinschaftlich mit *Tennant* untersuchte, sehr bedeutend ab, indem die Salzgehalte in 100 Theilen nur 24 bis 25 betragen (und fast gleiche Theile salzf. Natron und salzf. Bittererde darin enthalten seyn) sollen, während Hn. K's. sorgfältiger Untersuchung gemäß, die Menge der zerfließlichen, die große Schärfe und Bitterkeit bewirkenden Salz, die des Kochsalzes an 4 $\frac{1}{2}$ Mal übertrifft; in dem Wasser des Oceans (nach *Sparrman*) ist das Kochsalz der vorwaltende Bestandtheil. 37) *KrySTALLISIRTER Zinkvitriol* aus dem Rammelsberge bey Goslar: Zinkoxyd 27,50, Manganoxyd 0,50, Schwefelsäure 22, Wasser 50. 38) *Rothgültigerz* von Andreasberg; vgl. Beytr. I B. 156 und *Vauquelin* im *Journ. des Mines*, No. XVII. p. 4 und 7. 100 Theile bestehen aus: Silber 60, Spiegellanz 19, Schwefel 17, Oxygen 4.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. Hahn: Unterricht für Vormünder und Nebenvormünder über die bey der Vormundschaft Statt findenden Rechte und Verbindlichkeiten nach den Grundfätzen des Code

Napoleon. Von G. C. P. Löber, Friedensrichter des Cantons Dransfeld. Zweyte verbesserte Aufl. 1811. VI u. 92 S. 8. (4 gr.) (S. die Rec. der ersten Aufl. Jahrg. 1810. No. 295.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 29 JUNIUS, 1811.

C H E M I E.

POSEN, b. Decker u. Comp. — BERLIN, b. Rottmann: *Beyträge zur chemischen Kenntniß der Mineralkörper*, von M. H. Klaproth u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

9) *Faseriges Phosphorbley* aus Robiers bey Pontbaud in Auvergne (*Plomb phosphaté arsenifère amellonné* nach H.); vgl. Journ. f. d. Chem., Phys. und Miner. IV. S. 394 u. f. Hundert Theile dieses Erz, dessen eigenthümliches Gewicht nach Hn. K. = 6,570 (nach Karsten hingegen 6,500) ist, enthalten: Bleyoxyd 76, Phosphorsäure (ungefähr) 13, Arseniksäure (ungefähr) 7, Salzsäure 1,75, Wasser 0,50 Verlust 1,75. Zur Ausmittlung des quantitativen Verhältnisses der Phosphorsäure und der Arseniksäure, wurden diese zuvor ausgeschiedenen Säuren mit Natron etwas vorwaltend neutralisirt, hierauf mit Kohlenstaub gemengt, eingetrocknet und in einer kleinen, verschlagenen Glasretorte anhaltend geglüht; es sublimirten sich 2½ Gran Arsenik. Während nämlich phosphorsäure Neutralisatze, deren Grundlage Kali oder Natron ist, durch Glühen mit Kohle unverändert bleiben, werden die arseniksauren bey gleicher Behandlung zersetzt. 40) *Iseria* (von der Iserwiese am Riepengebirge). Lampadius Angabe eines bedeutenden (10,2 Proc.) Urangehaltes bezweifelnd, unterwarf der f. mit gewohnter Sorgfalt dieses Titaneisen einer mehrmaligen Prüfung; hundert Theile enthalten aber einer Untersuchung gemäß: oxydulirtes Eisen 72, Titanoxyd 28. L. irrte wahrscheinlich darin, daß er die von Richter empfohlene Methode, Uran von Eisen durch weinsteinsaures Kali zu scheiden, befolgte: denn das weinsteinsaure Kali bildet mit der saturirten Eisenauflösung einen ähnlichen, nur etwas stärker in Oranien gelb sich neigenden Niederschlag. 41) *Körniges Titaneisen* von den sinnländ. fern der Ostsee. Sein eigenthümliches Gewicht ist 4,545; im Hundert sind enthalten: oxydulirtes Eisen 85,50, Titanoxyd 14, Manganoxyd 0,50; vgl. nach Cordier's Analysen dieses Fossils im Journ. des Mines No. 124. p. 249 — 260 überf. im Journ. f. Chem., Phys. und Min. IV. S. 191 — 202. Auch Rec. fand nicht der pommerischen Ostseeküste sehr beträchtliche Lagerungen dieses von Cordier irrig nur für vulkanischen Ursprungs gehaltenen Geschiebes. 42) *Körniges Magnet-Eisen* von Puzzuoli (an den Küsten des Golfe von Neapel). Diefes, nicht mit dem vorerwähnten Fossil zu verwechselnde Eisen sand bezieht aus reinem oxydulirten Eisen! 43) *Eisenpecherz* J. A. L. Z. 1811. Zweyter Band.

von der Christbetscherung unweit Freyberg (vgl. Mag. f. d. gef. N. v. d. Gef. nat. Fr. II Jahrg. S. 191): Eisenoxyd 67, Schwefelsäure 8, Wasser 25. 44) *Vulkanisches Eisenglas*, angeblich vom Vesuv. Karstens Nachschrift zu dieser Analyse macht es wahrscheinlich, daß nicht künstliches, sondern wirklich vulkanisches Feuer zur Erzeugung dieser merkwürdigen, in kleinen, gelbbraunen, octaedrischen Krystallen vorkommenden Substanz, von 3,880 eigenth. Gew., erfodert wurden. Hundert Theile bestanden aus: Eisenoxydul 66, Kieseelerde 29,50, Alaunerde 4, Kali 0,25 (Verlust 0,25). 45) *Zinnkies* von St. Agnes in Cornwall; vgl. Hn. K's. frühere Analyse eines Exemplars des Zinnkieses, in diesen Beytr. II B. S. 257. Hundert Theile dieser reinen Varietät bestehen aus: Kupfer 30, Zinn 26,50, Eisen 12, Schwefel 30,50 (Verlust 1). Diefes Zerlegung zufolge gehört der Zinnkies unter die Kupfererze, als Zinnkupfererz. 46) *Gediegener Nickel* von der Grube Adolphus bey Johann Georgenstadt. Diefes Fossil ist bisher irrig dem Schwefelkies unter der Benennung *Haarkies* untergeordnet worden; es enthält nach dem Vf. weder Schwefel noch Eisen, sondern außer dem Nickel eine Spur Arsenik und etwas Kobalt; vgl. Magaz. d. G. nat. F. I Jahrg. S. 307, und Karsten min. Tab. 2 Aufl. S. 101 (135). 47) *Rothes und gelbes Raufschgelb*. Im Hundert des derben rothen Raufschgelbs sind enthalten: Arsenikmetall 68, Schwefel 50,50 (Verlust 1,50); oder den Verlust nach Verhältniß repartirt: Arsenik 69 und Schwefel 31. Hundert Theile des gelben R. gaben: Arsenikmetall 92, Schwefel 38. 48) *Grüner Sphène*, aus dem Felberthale im Pinzgau im Salzburgischen; vgl. Magaz. d. G. nat. Fr. II Jahrg. S. 188 — 192. Nachstehende Resultate dieser Analyse haben Karsten bewogen, den Sphène vom St. Gotthard, den gelben spätigen Titanit von Arendal und den gemeinen Titanit mit dem obigen zu einer Gattung, *Sphène*, (die Form eines Keils andeutend) zu vereinigen. Im Hundert des obigen S. sind enthalten: Titanoxyd 46, Kieseelerde 36, Kalkerde 16, Wasser 1 (Verlust 1). 49) *Chemische Untersuchung einiger der jüngst gefallenen Meteorsteine*. 1) *Meteorstein von Lissa* (eine ausführliche Nachricht darüber hat Dr. Reufs in Bilin im Journal f. Chem., Phys. und Min. VIII. S. 438 — 461 mitgetheilt): Eisen 29, Nickel 0,50, Mangan 0,25, Kieseelerde 43, Bittererde 22, Alaunerde 1,25, Kalkerde 0,50, Schwefel nebst Verlust 3,50. Das Eisen ist hier regulinisch angenommen, da Beobachtungen an frischgefallenen Meteorsteinen gänzliche Abwesenheit des Sauerstoffs und des Wassers zeigten, und da

FFFF

her *Proust's* Hypothese, daß diese Producte von den trocknen Polargegenden der Erde abstammen, noch mehr aber die Meinung derer, welche sie uns vom Monde, oder als Trümmer kleiner Weltkörper von kometenartiger Natur zukommen lassen, vorthellhaft zu unterstützen scheinen. 2) *Meteorstein von Smolensk*. Hundert Theile dieses am 13 März 1807 Nachmittags in dem juchnowschen Kreise des smolenskischen Gouvernements gefallen, 4 Pud (140 Pfd.) schweren Meteorsteins bestehen aus: Eisen 17,60, Nickel 0,40, Kiesel-erde 38, Bittererde 14,25, Alaunerde 1, Kalkerde 0,75, Eisenoxyd 25, Schwefel, Manganoxyd nebst Verlust 3. Das Eisenoxyd ist wahrscheinlich erst nach dem Herabfallen entstanden. 3) *Meteorstein von Stannern*. Diese, den 22 May 1808 bey Stannern, einem Flecken im iglauer Kreise in Mähren, gefallen Meteorsteine weichen von den früher gefallen beträchtlich ab, und machen daher die Annahme einer gemeinschaftlichen Abkunft aller Meteorsteine zweifelhaft. Die, diesen Steinregen begleitenden näheren Umstände findet man in *Gilberts* Ann. d. Phys. 1808. S. 225 — 250. 1809. S. 23 — 77, durch Hn. v. *Schreibers* beschrieben; und eine chemische Zerlegung dieser Meteorsteine hat auch bereits Hr. *Moser* in Wien in gedachter Zeitschrift (1808. S. 324) bekannt gemacht. In der Hauptsache differirt diese Analyse nicht mit der *klaproth'schen*; nur die quantitativen Verhältnisse weichen etwas ab. Hr. *K.* fand nämlich in hundert Theilen: Kiesel-erde 48,25, Alaunerde 14,50, Kalkerde 9,50, Bittererde 2, Eisen 23, Schwefel, Manganoxyd und Verlust 2,75 (keine Spur von Chrom!).

Ein vollständiges Register über alle fünf Bände macht den Beschluss, hoffentlich jedoch nicht des ganzen Werkes, sondern nur dieser ersten Folge von Bänden. Denn wahrlich, wollte der ehrwürdige Vf. hiemit seine chemischen analytischen Untersuchungen beenden, oder auch nur für die Folge zusammenzustellen aufhören: so würde dieses, besonders für die Chemie und Mineralogie, ein höchst schmerzhafter Verlust seyn. Hn. *K.'s* Analysen der Mineralkörper sind es, welche bey allen Mineralogen den meisten Credit haben, indem sie durch spätere Entdeckungen zuvor unbekannter Stoffe zwar hin und wieder berichtigt, aber in Rücksicht der Angaben bekannter Mischungsstoffe und deren quantitativer Verhältnisse nie irrig befunden wurden. Zugleich fügen wir, aus reinem Interesse für die Wissenschaft, noch den Wunsch bey, daß der Scharf- und die praktische Gewandtheit dieses berühmten Chemikers neben dem analytischen Wege zugleich die synthetische Bahn treffen möge, für die bis jetzt so äußerst wenig, und nur zufällig gearbeitet wurde. Es wäre z. B. sehr interessant, unter Hn. *K.'s* Händen einmal alle Metallverbindungen unter sich und mit Phosphor, Schwefel und Kohle dargestellt und näher geprüft zu sehn. Aber auch selbst auf dem bisherigen Wege könnte Hr. *K.* Richtungen eröffnen, die für die Wissenschaft nur wohlthätig seyn würden, z. B. wenn es ihm gefiele, absolut reines Eisen darzustellen, oder einmal mög-

lichst scharf das älteste Eisen im Glimmer des Granits mit dem jüngeren der übrigen Gebirgsarten, bis hinauf zu dem neuesten des Bluts und der Pflanzen, zu vergleichen.
H. K.

VERMISCHE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Über den Einfluß trauriger Zeitumstände auf die Führung des Predigtamtes*. Von G. C. Breiger, Prediger zu Rehburg. 1810. 252 S. 8. (16 Gr.)

Über den Gegenstand dieser Schrift hat sicherlich in den gegenwärtigen Zeiten jeder rechtschaffene Prediger, der noch an die Wirksamkeit seines Amtes glaubt; in der Stille Reflexionen angestellt; auch ist er in mehreren homiletischen Zeitschriften öffentlich zur Sprache gekommen. Ja schon in sofern, als der Prediger überhaupt das zu werden strebt, was er seyn soll, nicht bloß religiöser Lehrer, und Tröster auf der Kanzel, sondern vielmehr religiöses Vorbild, religiöser Freund und Berather seiner Gemeinde in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens, wird er die traurigen, wie die fröhlichen Zeitumstände aus dem rechten Licht ansehn und zu benutzen suchen. Desseungeachtet aber verdient der Vf. für seine Arbeit unseren vollen Dank. Denn theils giebt es unter der großen Zahl von Predigern vielleicht nur wenige, die das ganz sind, was sie seyn sollen, die auch nur klar wissen, was sie seyn können; theils ist es für keinen ohne Nutzen, die eigenen Gedanken, die ihm etwa mehr gelegentlich in die Seele kamen, zu einer vollständigen Übersicht geordnet, mit ihrer Grundlage und sammt den sich daraus ergebenden Folgerungen vor sich zu sehn. Diefes wird ihm bey der Lectüre dieser Schrift begegnen. Sie enthält nicht gerade neue Ideen, aber vieles gut und richtig Gedachte, viele zweckmäßige Anmerkungen, die zur Anwendung der aufgestellten Sätze dienen, auch hie und da passende Beyspiele zur Erläuterung. Der Vortrag ist ruhig und ernst, ohne trocken zu werden; doch fehlt es ihm an einem höheren Grade von Lebhaftigkeit, und an jener warmen und eindringenden Art, wodurch am meisten das Interesse an der Sache auch den Lesern nahe kommt.

Die Schrift hebt mit allgemeinen Betrachtungen über den Zweck des christlichen Lehramts und dessen Modificirung durch Zeitumstände an, und es leuchtet schon aus dieser Einleitung hervor, daß der Vf. den Grund seines Gegenstandes richtig überschaut. Wir hätten gewünscht, daß er in diesem Theile noch tiefer eingedrungen wäre. Insonderheit hätte schon hier neben dem Lehramt im engeren Sinn der nicht minder wesentliche Theil der Predigerwirksamkeit, nämlich die so genannte *Seelsorge*, die praktische Bemühung des Predigers für das moralische Wohl der ihm Anvertrauten durch Theilnahme, Gespräche, Umgang u. s. w., recht geßichtlich ausgezeichnet werden sollen. Wenigstens halten wir dafür, daß gerade hier in bey traurigen Zeitumständen der Einfluß des Predigers am allereingreifendsten seyn kö-

te und werde; Rec. darf sich darin auf seine eigene Erfahrung berufen. Mag es seyn, daß in unseren Zeiten viele Prediger, zumal in den Städten, diese Besorgnis nur aus den Compendien der Pastoral kennen, da ihnen die Gelegenheiten zur Ausübung derselben durch die modernen Verhältnisse, denen sich auch der Geistliche hat fügen müssen, ungemein verkürzt und erschwert sind: einige bleiben ihm doch gewiß, und die große Zahl der *Landprediger* wird größtentheils einen desto freyeren Raum dazu finden. Diese sollten nach unserer Ansicht durchaus außerhalb der Kanzel eben so sehr, als innerhalb derselben, für ihren Beruf thätig seyn, und bey den vielen Berührungspunkten, in welche sie mit dem Landmann kommen, kann es ihnen nie schwer werden, hierin durchgängig mit Würde und Kraft als Verwalter der Religion aufzutreten, und zum Bau des großen Reiches Gottes überall mitzuwirken. Je mehr es ihnen gelingt, in dem Beichtstuhle, bey Privatzusammenkünften und Unterredungen, auch bey den Unterhandlungen des täglichen Lebens immer als religiöse, verständige und wohlathende Führer zu erscheinen: desto freudiger werden sie sich in ihrem ganzen Amtskreise und durch ihre Arbeit in demselben, auch besonders bey gemeinsamen Trübsalen, belohnt sehn. Wir glauben, daß die ganze Abhandlung des Vfs. an Geist, Umfang und Kraft in ihren Anweisungen gewonnen hätte, wenn dieser Punct genauer berücksichtigt worden wäre.

Es folgen allgemeine Betrachtungen über den Einfluß trauriger Zeitumstände auf Religiosität und Moralität: zuvörderst über die Frage: In wiefern können überhaupt Leiden den Menschen bessern? kann von dem nachtheiligen Einfluß der allgemeinen Leiden eines Landes auf die Moralität der Einwohner, auf ihre pflichtmäßigen Gesinnungen gegen Gott, auf die Übung der geselligen Tugenden; hierauf ein kürzerer Abschnitt über das Gute, welches sich von solchen Leiden für das religiöse und moralische Wesen eines Volkes erwarten läßt. In diesem ganzen Abschnitt zeigt sich die psychologische Kenntniß und die richtige Beobachtung des Vfs. Die Anordnung der Gedanken hätte mehr philosophisch seyn können. Die zuerst gestellte Frage scheint nicht an diesen Platz zu gehören. Wenn zuvor der sittliche Einfluß des Leidens auf das menschliche Gemüth überhaupt ins Licht gesetzt wäre: so würden sich dann die schwächenden und stärkenden Potenzen desselben mit Klarheit deduciren lassen; es würde sich ergeben, wie von einem *allgemeinen* bestimmt zu erwartenden Einfluß nicht wohl geredet werden kann, sondern wie sich dies nach der verschiedenartigen Individualität, nach der vorhergegangenen Vorbereitung des Gemüths, nach den Graden der sittlich-religiösen Selbstständigkeit oder des Schwankens und der Verwirrung richte. Die Allgemeinheit des Leidens in einem ganzen Lande macht hiebey keinen Unterschied. Sie wirkt nach denselben Gesetzen auf das Ganze, wie bey dem Individuum. Wiefern aber eine gewisse Stimmung sich leicht ausbreitet und

herrschend wird, wie bey gemeinen fühlbaren Übeln eben sowohl das Urtheil, wie die Gesinnung in Gefahr kommt, wie Einige hier am allermeisten auf die Vielen wirken: dies bedurfte einer um so abschließlicheren Ausführung, je mehr diese Punkte vornehmlich den Prediger in seinen Maßregeln leiten müssen. Wenn der Prediger die Subjectivität seiner Anvertrauten zuvor kennt: so darf ihn kein Einfluß der öffentlichen Noth befremden. Er dürfte ihn vorhersehn und seine Bemühung muß dahin gerichtet seyn, dem drohenden Übel zu wehren und die günstigeren Einwirkungen auf alle Weise herbeizuführen. — Von einer gewissen Einseitigkeit in diesem Theil seiner Abhandlung wird der Vf. sich selbst kaum freysprechen. Je freyer der Gesichtspunct sich hält: desto sicherer anwendbar werden die Resultate der Untersuchung.

Ein besonderer Abschnitt ist den Zwecken bestimmt, die sich der Prediger in traurigen Zeiten vorzüglich vorsetzen muß. Hiebey war Cap. 1 die Untersuchung der Befugniß und Verpflichtung des Predigers, auf solche Zeitumstände Rücksicht zu nehmen, unstatthaft. Höchstens dürfte es in der Einleitung berührt werden. — Ein dreyfacher Zweck des Predigers, theils zu sorgen, daß nicht verloren gehe, was noch nicht verloren ist, theils den Hindernissen des Guten entgegenzuarbeiten, theils das Günstige trüber Zeitumstände zu benutzen — wird genügend entwickelt. Systematischer wäre es gewesen, den ersten mit dem zweyten Zwecke zu verbinden, mit dem er im Inneren wesentlich zusammenfällt. Dann bekommt die Division dieser Zwecke logische Consequenz. Was in jenem ersten Zwecke, als einem Theile des zweyten, liegt, hätte jedoch tiefer geschöpft werden müssen. Der Punct von dem rechten Glauben, der unter den Leiden der Zeit verloren gehn könnte, war nach Rec. Urtheil nicht so leicht abzufertigen. Daß das Herz unserer Zuhörer fest werde, und unter allen Einflüssen der Zeit fest bleibe, ist die Hauptangelegenheit des mit sich selbst einigen Religionslehrers. Wie viel hierauf der recht verstandene Glaube einwirke, und wie er wesentlich sey für die religiöse Bildung und Erbauung der Gemüther, darüber ist sicherlich der Vf. mit uns einig. Wir erkennen dies aus dem folgenden Abschnitt, obwohl die Art, wie darin von der Abhandlung der Glaubenslehre, wiefern sie dem Prediger bey traurigen Zeiten obliege, gesprochen wird, uns nicht befriedigt. Auch hier konnte der Vf. noch tiefer auf den Grund dringen, und größere Ausführlichkeit wäre zuverlässig für viele seiner Amtsbrüder zu wünschen gewesen. Wenn es überall zu beklagen ist, daß man auf den Kanzeln die christlichen Glaubenslehren viel zu selten und dann nicht in ihrer biblischen Kraft erklären hört: so ist es am meisten zu bejammern bey allgemeiner Noth. Die gewöhnlichen Formeln des Trostes fangen dann so wenig, und es gemahnt damit manchen Zuhörer wohl nicht anders, als mit der klingenden Schelle des Apostels. Ein Trost, der haften soll, muß Grund haben und an einen Glauben

angeknüpft werden, der in seinem nothwendigen Zusammenhang mit der menschlichen Natur, als Bedürfnis und Wohlthat für sie, klar gemacht ist. Nur ächte Frömmigkeit hat die Menschen die härtesten Prüfungen erdulden lassen, so daß aus ihnen die friedliche Frucht der schönsten Tugend hervorging. Und es giebt keine Frömmigkeit ohne festen Glauben.

In dem letzten, durchaus praktischen Theil der Schrift wird gezeigt, *wie der Prediger die angegebenen Zwecke seiner Wirksamkeit in trüben Zeiten am besten erreichen könne*, zuerst als öffentlicher Lehrer der Religion, dann als Freund seiner Gemeinde, endlich als Schulinspector. Man erkennt darin den denkenden und fleißigen Religionslehrer, der seine ungeübteren Amtsbrüder zu ihrem großen Nutzen auf die wichtigsten Punkte ihres Bemühens aufmerksam macht. Am meisten genügt uns durch die Verständigkeit seiner Anweisungen das 1 Cap., wo der Prediger im engeren Sinn *als Kanzelredner* in traurigen Zeiten beurtheilt wird. Unter den wenigen einzelnen Stellen, wobey wir anstießen, sey es genug, uns nur über eine einzige zu erklären. Wer, sagt der Vf., damit zufrieden ist, wenn er eine religiöse Wahrheit oder einen Satz, der mit der Religion in irgend einer Verbindung steht, zu seinem Vortrage auffinden und ihn aus seinem Text herleiten kann, dem ist leicht geholfen: — wer aber *nach einer gewisß besseren Methode*, unbekümmert darum, ob er textmäßig predigt oder nicht, *weil dieses Verdienst* wenigstens nicht das größte ist, in jeder Woche — sich mit dem Gedanken umherträgt, was könntest du jetzt am nützlichsten für deine Gemeinde sagen u. s. w., dem verfließt manche Stunde während der Wahl nicht ohne einige Unruhe. Rec. ist hierin durchaus nicht übereinstimmend. Es scheint ein nachtheiliger Gegensatz gebildet zu werden. Wer könnte die Pflicht des Predigers verkennen, bey der Wahl seiner Themata auf das Bestimmteste die Bedürfnisse der Gemeinde im Auge zu haben und dadurch seine Vorträge zu treffenden Casualreden zu machen. Nichts desto weniger können und sollen diese Vorträge textgemäß seyn, aus dem Texte entwickelt, und immer auf ihn Beziehung nehmend. Der gewissenhafte Prediger kann es nie bey sich selbst verantworten, wenn er *unbekümmert* darum ist, ob er dem Texte gemäß predige oder nicht: vielmehr muß es sein Hauptstreben seyn, den zum Grunde liegenden Bibelspruch durch seinen Vortrag zu erläutern und zum Besten seiner Zuhörer

in Saft und Blut zu verwandeln. Er erkennt den nicht genug zu schätzenden Vorzug des *christlichen* Kanzelredners an, daß er durch Anknüpfung seiner Worte an die biblischen, d. h. an solche, die bey dem Zuhörer eine höhere Sanction, ein unbegrenztes Vertrauen haben, denen er mit kindlicher Zuversicht anhängt — seinem Vortrage eine Weihe und Würde, eine Kraft und ein Leben mittheilen kann, wie dies durch kein anderes Mittel möglich ist. Er ist überzeugt, daß seine Rede desto mehr Eingang finde, desto sicherer behalten werde, desto wirksamer in ihrem bleibenden Eindruck sey, auch selbst durch Reminiscenzen in der Zukunft desto heilsamer sich vergegenwärtige, je mehr sie sich dem Allen bekannten und von Allen verehrten Bibelwort anschmiegt. Rec. kann hier nicht davon reden, wie unendlich der Prediger durch ein genaues Studium seines Textes, und durch Anwendung desselben auf seinen Vortrag für sich selbst gewinne. Aber schon in Rücksicht auf die Zuhörer scheint es ihm unerläßlich, daß der Prediger bey dem Thema wie bey der Abhandlung seiner Rede den Text — er sey ihm nun gegeben oder er verbinde mit dem gegebenen einen frey gewählten — achtam und mit Liebe benutze. Am wohlthätigsten ist dies *in bekümmerten Zeiten*. Denn wenn nichts anders, so vermag ein biblischer Spruch, wie eine weckende und tröstende Stimme aus einer anderen Welt, in das verzagende Gemüth den Glauben und die Hoffnung wiederzubringen. Es hat uns Leid gethan, daß der Vf. in seiner ganzen Schrift auf den *Bibelgebrauch* nur einen untergeordneten Werth zu legen scheint. Wir wünschten, daß er ihn recht ausdrücklich für seinen Zweck erwogen, und dann seinen Lesern ans Herz gelegt hätte. Wir glauben Grund zu haben, in besonderer Beziehung auf *unsere Zeiten*, der unglücklichen Lauheit mit allen Kräften entgegen zu arbeiten, womit mancher Prediger die Bibel zu behandeln und die unendliche Hülfe, die sie ihm für seine religiösen Vorträge leistet, gar nicht zu begreifen scheint.

Wir brechen hier ab. Auch die beiden letzten Capitel enthalten Ideen und Winke, die der Beherzigung werth sind. Besonders sind die Vorschläge, wie der Prediger in traurigen Zeiten *als Schulaufscher* wirken solle, ungemein praktisch. Man hat hier den durch eigene Erfahrung bewährten Rathgeber.

NA.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Hannover, bey Gebr. Hahn: *Merkwürdige Visionen und Erscheinungen nach dem Tode, in Erzählungen aus dem Gebiete der Wahrheit, zur Verminderung der Gespensterfurcht und des Aberglaubens*. Ein Seitenstück zu Herrn *Wagener's* Gespenstern von C. E. Münter, Dr. u. Privat-Dozent in Göttingen. Dritter und letzter Theil. 1811. 32 u. 298 S. 8. (20 Gr.)

Das Urtheil, welches Rec. in No. 97 Jahrg. 1806. über den zweyten Theil gefällt hat, gilt auch von diesem dritten. Übrigens sind in diesem Theile die aufgeführten Geschichten ebenfalls gut erzählt, abwechselnd und unterhaltend.

Monatsregister

V O M

J u n i u s 1811.

I. Verzeichniß der im Monat Junius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A** B C-Buch, neues, für Kinder, welche auf eine leichte und angenehme Art buchstabiren und lesen lernen wollen. 4 Auflage 141, 551.
Abel historisches Gemälde der Lage und des Zustandes des weiblichen Geschlechts unter allen Völkern der Erde 135, 503.
Abhandlungen der liessländischen gemeinnützigen ökonomischen Societät. 1 — 3 Bd. 139, 531.
Aeschinis oratio in Ctesiphontem. Ed. Wunderlich 140, 537.
Anmerkungen, sacherklärende, zur vollständigen Uebersetzung des Homer. 1 Th. 140, 544.
Anton de lingua ruflica ex eadem cum samatracamica matre orientali prognata 148, 557.

B.

- Baß** Unterhaltungen über Gott und seine Eigenschaften 143, 567.
Bauernstand, der, politisch betrachtet 132, 477.
Baumann, kurzer Unterricht in der Obstbaumzucht 139, 533.
Baur Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen u. Kriegsscenen u. s. w. 1. 2 Bd. 135, 498.
Becker allgemeine Weltgeschichte und kleine Erdbeschreibung für Lehrer und Lernende 134, 495.
v. Bernewitz Anleitung zur Abfassung aller Arten militärischer Aufsätze und Briefe 144, 573.
Bildergeographie. 1 Bd. 136, 509.
Bitte an deutsche Aerzte, ihre Kranken nicht arm zu machen 127, 439.
Boys der Hausarzt 127, 440.
Bredow, f. Chronik.
Breiger über den Einfluß trauriger Zeiträume auf die Führung des Predigamtes 147, 596.

C.

- Chronik** des 19 Jahrhunderts. Ausgearbeitet von Venturini, herausgegeben von Bredow. 3. 4 Bd. 134, 489.

D.

- Demosthenis** oratio pro Corona. Ed. Wunderlich 140, 537.
 — — oratio pro Corona, Aeschinis in Ctesiphontem. Ed. Wunderlich 140, 537.

- Descotes** die Geschichte und Lehre von den Erscheinungen Jesu nach seinem Tode 124, 413.
Diets über Wissen, Glauben, Myicismus u. Skepticismus 129, 455.
Dresden, das neue, 131, 471.

E.

- Emmerrmann** über öffentliche Armenanstalten auf dem Lande 132, 479.

G.

- Geister** und Gespenster in einer Reihe von Erzählungen dargestellt. 1. 2 Bd. 2. Ausg. 145, 584.
Grattenauer über die Sagacität als herrschendes Princip der Zeit 125, 423.

H.

- Hausarzt**, der, 127, 440.
Homers Iliade. 1. 2 Th. Odysee. 3. 4 Th. 140, 543.

K.

- Klaproth** Beyträge zur chemischen Kenntniß der Mineralkörper. 4. 5 Bd. 145, 577.
v. Klaproth Archiv für asiatische Literatur, Geschichte und Sprachkunde. 1 Bd. 133, 481.
v. Koppy die Runkelrübensuckerfabrication 145, 583.
Krause Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien des ganzen Jahres. 2 Jahrg. 1. 2 Bd. 143, 561.
Krug, W. T., Erkenntnißlehre oder Metaphysik 128, 441.
 — Geschmackslehre oder Aesthetik 128, 441.
 — System der theoretischen Philosophie. 2. 3 Th. 128, 441.
Krug, L., Erbauungsreden 143, 566.
Kutscher neuer Volkskalender auf d. J. 1811 133, 487.

L.

- Lambinet** Origine de l'imprimerie. 1. 2 T. 137, 513.
Lichtenberger Initia typographica 137, 513.
Löber Unterricht für Vermünder und Nebenvermünder über die bey der Vormundschaft Statt findenden Rechte nach den Grundätzen des Code Napoléon. 2 Aufl. 146, 591.
Loffius moralische Bilderbibel. 2 — 4 Bd. 144, 574.

M.

- Marheinecks** christliche Symbolik. 1 Th. 1 Bd. 124, 409.
 — — das System des Katholicismus in seiner symbolischen Entwicklung. 1 Bd. 124, 409.
Mayer Andachtsbuch für Schwangere, Gebärende und Mütter aller christlichen Confessionen 143, 562.

<i>de Miller Fragmenta veteris typographiae Magno-Varadinae.</i>	138, 527.
<i>Müller über König Friedrich II und die Natur, Würde und Bestimmung der preussischen Monarchie</i>	130, 457.
<i>Münter merkwürdige Visionen und Erscheinungen nach dem Tode. 3 Th.</i>	147, 599.
<i>N.</i>	
<i>Naturfreund, der Kleine</i>	144, 576.
<i>Naturkunde, falsche, für Schulen und diejenigen, welche sich selbst von der Natur unterrichten wollen. 1. 2 Th.</i>	138, 525.
<i>Neuke Breslau</i>	136, 511.
<i>P.</i>	
<i>u. Perrin - Parnajon Handbuch für deutsche Gendarmen</i>	132, 475.
<i>Plautus sämtliche Lustspiele, übersetzt von Kuffner. 1 — 5 Bd.</i>	141, 545.
<i>Pohl Miscellen der deutschen Landwirthschaft. 1. 2 Heft</i>	139, 529.
<i>Poyda Predigt und Introductionsrede bey der Investitur des Hn. Paß. M. Martius</i>	124, 415.
<i>R.</i>	
<i>Röhling Borkhausens Ringen nach dem schönsten Ziele des Mannes</i>	138, 523.
<i>S.</i>	
<i>Sätze, gemeinnützige, zu Vorschriften für Stadt- und Land-Schulen in Württemberg, Baden u. in der Schweiz</i>	128, 447.
<i>Schuler die königl. würtemb. Verordnungen in Schulfachen</i>	129, 456.
<i>Spruchbuch, neues, oder Sammlung auserlesener Bibelfellen über die gewöhnlichen Sonntags- und Fest-Evangelien. 4 Aufl.</i>	137, 519.

<i>T.</i>	
<i>Tabelle, geographische, zum ersten Unterricht</i>	135, 504.
<i>— — historische</i>	135, 504.
<i>v. Tempelhof die Kriegskunst, durch Beyspiele erläutert. Herausg. von v. Gangreben</i>	144, 569.

<i>U.</i>	
<i>Ueber die Verfälschung der Victualien und technischen Producte, von v. Rh 1 — 3 Bächen.</i>	139, 533.
<i>Ukert Gemälde von Griechenland</i>	136, 505.

<i>V.</i>	
<i>Valentiner, C. A., Berechnung bey der Abgabe und Annahme des Predigerdienstes auf dem Lande. Aufs neue herausgegeben von V. A. Valentiner</i>	139, 535.
<i>Veillodter Predigten über die sonn- und festtäglichen Evangelien des ganzen Jahres.</i>	143, 565.
<i>Venturini, f. Chronik.</i>	

<i>W.</i>	
<i>Wasserburg Publication meiner Privatschule u. f. w.</i>	129, 454.
<i>Wolf über die Natur, Erkenntniß und Cur der Krankheiten des reproductiven Systems</i>	127, 435.
<i>Wollkopf Pharmacopoea extemporanea oder Handbuch für selbstdispensirende Aerzte am Krankenbette</i>	127, 437.

<i>Z.</i>	
<i>Zachariä das Staatsrecht der rheinischen Bundesstaaten und das rheinische Bundesrecht</i>	125, 417.
<i>Ziehen Predigten über die vorzüglichsten und für die Menschheit wichtigsten Wahrheiten und Angelegenheiten</i>	143, 564.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademischer Verlag in St. Petersburg 133.
 Anonyme Verleger 124, 139, 140.
 Arnoldische Buchh. in Dresden 132.
 Barth in Leipzig 127, 137.
 Baumgärtner in Leipzig 144.
 Brose in Göttingen 143.
 Decker in Posen 145.
 Dieterich in Göttingen 140.
 Doll in Wien 141.
 Eggenberger in Pesth 138.
 Ernst in Quedlinburg 141.
 Etzdorf in Jena 138.
 Fleischer der Jüngere in Leipzig 136, 143 (2)
 Flick in Basel 145.
 Fuchs in Zerbst 144.
 Gleditsch in Leipzig 139.
 Göbbels u. Unzer in Königsberg 128.

Gradmann in Ravensburg 143.
 Gräff in Leipzig 132.
 Gundermann in Hamburg 127, 139.
 Güntersche Buchh., neue, in Glogau 125, 143.
 Hahn, Gebr., in Hannover 133, 146, 147 (2).
 Hammerich in Altona 134.
 Hartmann in Riga 139.
 Heinrichshofen in Magdeburg 135.
 Hinrichs in Leipzig 124.
 Hofbuchhandlung in Sigmaringen 128.
 Jordan in Siegen 132.
 Korn der Ält. in Breslau 136.
 Korn d. J. in Breslau u. Leipzig 145.
 Kummer in Leipzig 144.
 Mayr in Salzburg 143.
 Metzler in Stuttgart 129.
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 124, 145.

Nicolle in Paris 137.
 Nicolovius in Königsberg 136.
 Niemann u. Comp. in Lüneburg 129.
 Perthes in Gotha 144.
 Rengersche Buchh. in Halle 127.
 Ritter in Gmünd 139.
 Rottmann in Berlin 145.
 Sander in Berlin 130.
 Schmidt in Berlin 127. 132.

Schöne in Berlin 134.
 Schumann in Leipzig 135.
 Seibt in Wittenberg 142.
 Stettinische Buchh. in Ulm 135.
 Treuttel und Würtz in Straßburg u. Paris 137.
 Verlagshandlung, neue, und Buchdruckerei in
 Cölln 140.
 Wilms in Frankfurt a. M. 138.
 Zabern in Mainz 129.

III. Intelligenzblatt des Junius

Ankündigungen.

Degensche Buchh. in Wien Verl. 37. 295. 58. 299.
 Gebhardt u. Körber in Frankfurt a. M. Verl. 38. 302.
 Hermerde u. Schwetfchke in Halle Verl. 37. 292.
 Literarisches Comptoir in Altenburg Verl. 38. 299.
 Mohr u. Zimmer in Heidelberg Verl. 37. 293.
 Realbuchhandlung in Berlin Verl. 37. 291.
 Schmidt in Kiel Verl. 38. 301.
 Schönesche Buchh. in Eisenberg Verl. 40 u. 41. 315.
 Steudel in Gotha Verl. 38. 302.
 Stillersche Buchh. in Rostock u. Schwerin Verl. 38. 303. 304.

Varrentrapp u. Sohn in Frankfurt a. M. Verl. 39. 309. 42. 335.
 Varrentrapp- und Wennerische Buchh. in Frank-
 furt a. M. Verl. 40 u. 41. 317.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Bakay in Osgyan 40 u. 41. 315.
 Benka in Eperies 40 u. 41. 314.
 Biederstedt in Greifswalde 38. 297.
 Brandis in Kopenhagen 36. 281.
 Clodius in Leipzig 40 u. 41. 314.
 Dampmartin in Paris 38. 297.
 Gilbert in Halle 40 u. 41. 314.
 Györg in Leutschau 40 u. 41. 314.
 Hall in Wien 40 u. 41. 313.
 Hantschl in Wien 40 u. 41. 313.
 Jacobi in Kopenhagen 36. 281.
 Jahn in Meiningen 37. 290.
 Kautsch in Wien 40 u. 41. 313.
 Klein aus Georgenberg 40 u. 41. 315.
 Korabinsky in Pilsburg 40 u. 41. 315.
 Laminger in Wien 40 u. 41. 313.
 Lepère in Paris 40 u. 41. 314.
 Markus in Iglo 40 u. 41. 315.
 Mayda in Leutschau 40 u. 41. 314.
 Mayer in Wien 40 u. 41. 313.
 Mollweide in Halle 40 u. 41. 314.
 Mynsier in Kopenhagen 36. 281.
 Platner in Leipzig 40 u. 41. 314.
 Precht in Wien 40 u. 41. 313.
 Reisser in Wien 40 u. 41. 313.

Sartorius in Göttingen 40 u. 41. 314.
 v. Schedius in Pesh 40 u. 41. 315.
 Scherber in Bischofgrun 37. 290.
 Schumann in Bayreuth 37. 290.
 Seeder in Wien 40 u. 41. 315.
 Sonnlechner in Wien 40 u. 41. 313.
 Varga in Raab 40 u. 41. 315.
 Wendt in Leipzig 40 u. 41. 314.
 Wich in Bank 37. 290.
 Winkler in Pesh 40 u. 41. 314.

Nekrolog.

v. Beeck - Calcoen in Utrecht 38. 297.
 Desessarts in Paris 38. 297.
 Erxleben in Marburg 40 u. 41. 316.
 Hardt in München 40 u. 41. 316.
 Heideke in Moskau 40 u. 41. 316.
 Kaiferer in Wien 37. 290.
 v. Kortum in Lemberg 40 u. 41. 315.
 Langmeyer in Wien 38. 297.
 Marezibanyi in Ofen 37. 291.
 Ortmann in München 38. 297.
 Reuter in Aschaffenburg 39. 305.
 Rink in Danzig 38. 297.
 Rudolphi, Caroline, in Heidelberg 40 u. 41. 315.
 Schöenberg in Stockholm 40 u. 41. 316.
 v. Schluderpacher in Wien 38. 297.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Ain - Departement, Preisfragen der Société d'é-
 mulation et d'agriculture 39. 307.
 Brüssel, Preisaufgaben einer neuen Gesellschaft
 zur Beförderung der Künste 36. 283.
 Kopenhagen, Sitzungen der königl. medicin.
 Societät 36. 281.
 Mäcon, Preisaufgaben der Société des sciences,
 arts et belles-lettres 40 u. 41. 316.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bayreuth, Frühlingsprüfung und Abschiedsre-
 den am Christian-Ernestinischen Collegio am
 1. — 4 April. 37. 289.

Breslau, f. Frankfurt a. d. O.

Dorpat, Verzeichniss der vom 1 Febr. 1811 zu haltenden Vorlesungen 42, 329.

Erlangen, Promotionen, Disputationen und Osterprogramm 37, 289.

Frankfurt a. d. O., die Universität ist nach Breslau verlegt 37, 289.

Hamburg, Prüfungen und Abschiedsreden im Johanneum im April 40 u. 41, 313.

Paris, Installation der drey Facultäten der Theologie, der Wissenschaften und der Literatur 39, 305.

Russland, Errichtung eines Lyceums zu Sarskoe-Selo 37, 290.

Wien, Lehrpersonale an der Realschule 40 u. 41, 313.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

Alençon, in der Gegend von, werden 44 Medaillen gefunden 36, 285.

Benzenberg Antikritik nebst der Antwort des Rec. 40 u. 41, 319.

Brüssel, neue Gesellschaft zur Beförderung der Künste — Preisaufgaben — Ausfällung 36, 283.

Bücherauction in Jena 40 u. 41, 318.

— — in Nordhausen 42, 336.

Chladni hat zu Mayland akustische Versuche angestellt und will nach dem südlichen Italien reisen 38, 298.

Cade Napoléon mis en vers françois ist in Paris erschienen 39, 309.

Cours historique et élémentaire de peinture, 83 Lieferung 36, 281.

Dumège's Untersuchungen über die Alterthümer des Haute-Garonne-Departements 36, 281.

de Figuera hat einige Oden des Horaz ins Griechische übersetzt 39, 310. 40 u. 41, 316.

Frankfurt, der Großherzog von, münzt durch Prämien zur Fabrication des Runkelrüben- u. Ahorn-Zuckers auf 39, 308.

Goethe's Wahlverwandtschaften werden ins Schwedische übersetzt 36, 284.

Kapp in Bayreuth feyert sein 50jähriges Amtsjubiläum 38, 299.

Kopenhagen, neue dänische Literaturzeitung 36, 284.

Mayland, neues Werk von Hager — Chladni's Versuche daselbst — neues gelehrtes Journal 38, 297.

Mineralien-Handlungs-Comptoir zu Hanau Mineralienhandel 40 u. 41, 318.

Mallers Weltgeschichte wird ins Schwedische übersetzt 36, 284.

Paris, die kaiserl. Decrete über den Buchhandel werden auch in den neuen Departementen publicirt 36, 284.

Salat Etwas zu den Recensionen von Prof. Salats Schriften No. 81 u. 82 36, 285.

Schloßen, Erklärung der Landesdeputirten gegen einige Invectiven des Hn. v. Cölln 40 u. 41, 318.

Spoleto, in der Gegend von, werden drey Grabgewölbe entdeckt 36, 282.

